
WIDENER
HN JBGC C


HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY


HARVARD COLLEGE LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION


PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Carinthia.

Ein

Wochenblatt

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Siebenundvierzigster Jahrgang.

1857.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Inhalt
des siebenundvierzigsten Jahrganges der Carinthia, 1857.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

III. Biographische Notizen.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

V. Gedichte.

VI. Vermischte Aufsätze.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 3. Jänner. 1857.

Das Glocknerbuch.

In das Leben einzelner Menschen, wie der Völker schleicht sich doch noch die Poesie zuweilen ein, und verklärt einzelne Momente desselben mit dem ganzen wundervollen Zauber ihrer Fee'nmacht. Ein solcher, vom zartesten Rosenschimmer duftvollster Poesie durchleuchteter Lebensmoment Kärntens war die letzte Kaiserreise! —

In den schönen lieblichen Thälern der Nordalpen, an den reizenden tiefblauen See'n des Salzkammergutes, da hatte sich das Herz zum Herzen gefunden — Oesterreich begrüßte mit Jubel seine schöne Kaiserin, es freute sich innig des Glückes seines Herrschers.

Da wollte der Kaiser aber seiner geliebten Gemahlin sein schönes Oesterreich zeigen, er wollte die schöne liebenswürdige Kaiserin zu seinen Völkern führen, die längst schon nach Ihrem Anblick sich sehnten — und ist es nicht wie das poesievollste, sinnigste Gedicht, daß Er Sie zuerst wieder in die stillen Thäler der Hochalpen dahin führte, wo der höchste Berg seines Reiches, umflossen von glänzenden Gletschergefilden, herabschaut in ein stilles, anmuthiges Thal, in welchem ein schlichtes treues Volk wohnt, und mit inniger Liebe an seinem Kaiser hängt.

Kärnten verstand mit sinnigem Gemüthe die sinnige Schönheit dieser Kaiserreise, es fühlte lebhaft die Ehre, die ihm dadurch ward; die Jubelrufe, die durch die stillen Thäler zitterten, die das junge Kaiserpaar durchzog, webten sich zu einem festen Bande des zartesten Verständnißes, der innigsten Liebe, — ja, auch hier verstanden sich die Herzen, und ewig unvergeßlich wird im Leben des Volkes diese Kaiserreise, sie wird auch dem Kaiserpaare „eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben!“

Die stillen Thäler aber, deren Schönheit so „mächtigen Eindruck“ auf das Kaiserpaar gemacht, sind nun nicht nur durch eben diese ihre landschaftlichen Reize so anziehend und merkwürdig, sie sind es nun auch im hohen Grade durch eben diesen „mächtigen Eindruck“ geworden, das Endziel der Reise vor Allen, Heiligenblut und das Hochthal der Pasterze! Nicht allein das Tosen seiner Wasserstürze, die Wunder seiner Gletscherwelt, seine herrlichen grünen Triften und freundlichen Felder und Auen werden wie immer die Reisenden anziehen und entzücken, sondern nun auch die Erinnerung des kaiserlichen Zuges durch dieselben; nicht bloß von den Mühen der Glockner-Besteigung, von den geheimnißvollen Fortschreiten des Gletschereises, von den Fährlichkeiten des Heuziehens werden die Führer dem lauschenden Wanderer erzählen, sondern sie werden ihm auch erzählen müssen, bis hieher stieg der jugendliche Kaiser, hier nahm Er den Labetrunk, den ihm ein schlichter Aelpler gereicht, hier ruhte die schöne, holde Kaiserin u. s. w., u. s. w. Ja, in diesem schönen Hochalpenthal herrscht nun nicht allein der ernste Zauber der erhabensten Hochgebirgsnatur, es ruht auf ihm auch der poetische Duft einer schönen geschichtlichen Erinnerung! —

Es ist daher auch sicher Alles von Interesse, was Bezug auf diesen Ort hat, der durch den kaiserlichen Besuch die allgemeine Aufmerksamkeit noch mehr denn früher auf sich gezogen, der uns durch ihn auch mehr denn früher lieb geworden ist. So wie es daher uns von besonderem Interesse war, gerade jetzt das Glocknerbuch durchzublättern, so glauben wir auch unsern Lesern eine willkommene Gabe zu biethen, indem wir ihnen eine Art Blumenlese daraus mitzutheilen beabsichtigen.

Das Glocknerbuch wurde eigentlich schon vom Cardinal Salm gegründet. Nachdem er 1799 die erste Glockner-Besteigung veranlaßt und ermöglicht hatte, sollten alle Jene, die später eine solche Besteigung vollführten, in dem Buche den Bericht davon und ihre Namen hinterlegen. Es ist uns nicht bekannt, was mit diesem ersten Buche geschehen (oder ob es vielleicht gar nicht ausgeführt worden) ist. Das gegenwärtig noch in Heiligenblut befindliche „Glocknerbuch“ wurde 1818 gegründet und eröffnet, und wenn auch zunächst für Glockner-Besteiger bestimmt fingen doch bald an, auch andere Touristen ihre Reiseerlebniße, Ergüsse der durch die Schönheit des Thales mächtig angeregten Gefühle u. s. f. oder wenigstens ihre Namen einzutragen, es bildete so, immer im Gastzimmer zu Heiligenblut aufliegend, eine willkommene Lektür für alle Touristen, die darin vielleicht willkommene Winke für Ausflüge, bekannte Namen oder — bei schlechtem Wetter einigen Zeitvertreib fanden.

Mit dem Jahre 1855 ist das alte „Glocknerbuch“ zu Ende gegangen und 1856 ein neues eröffnet, das freilich nicht schöner und herrlicher geschmückt werden konnte, als durch die Namen der kaiserlichen Gäste. Es dürfte daher schon darum, weil das alte Buch abgeschlossen ist, an der Zeit seyn, es durchzusehen und darüber zu berichten. Es verbirgt sich in seinen nun stark abgegriffenen und vergilbten Blättern manch sinniges poetisches Blümchen, mancher schöne Gedanke, mancherlei werthvolle Daten, Angaben, Berichte rc. ist aber als Ganzes auch ein werthvolles culturhistorisches Objekt, ein Document für die Geschichte des Thales.

Was wir hier aus demselben mitzutheilen gedenken, hat freilich nicht den Zweck und vermag es auch nicht, das „Glocknerbuch“ als solches Objekt und Document zu schildern oder gar entbehrlich zu machen, es kann auch nicht einmal vollgültig den Anspruch auf Vollständigkeit machen. Manches Blatt desselben ist entstellt und verunreinigt von tölpelhafter, manches sogar von frecher Hand herausgerissen, manche vom Haus aus fast unleserliche Handschrift ist es durch Alter vollends geworden, mancher Name undeutlich, mancher — vielleicht große und berühmte (wie im Leben so im Buche) versteckt, ja bedeckt von aufdringlichem arroganten Geckenthum. So sorgfältig wir es daher auch durchgeblättert haben, so mögen wohl noch Andere, denen dazu vielleicht länger Muße gegönnt ist, manches Uebersehene nachtragen und ergänzen.

Es versteht sich von selbst, daß bei weiten nicht Alle, welche in Heiligenblut und auf der Pasterze gewesen, Berichte darüber, oder auch nur ihre Namen in das „Glocknerbuch" eingetragen haben*), aber da es doch anzunehmen, daß die Zahl dieser zu jener in einem gewissen Verhältnisse steht, oder wenigstens auf jene schließen läßt, so ist es nicht ohne Interesse, auch Zahlen statistisch zu gruppiren und Betrachtungen, wenn auch nicht Schlüsse daran zu knüpfen.

Im Ganzen finden wir in den 39 Jahren seines Bestehens im „Glocknerbuche" 3457 Namen verzeichnet, was im Durchschnitt auf das Jahr nur eine Frequenz von 88 Personen ergibt. Unter diesen sind:

2240	oder 65	%	Oesterreicher,
914	„ 27	„	sonstige Deutsche,
199	„ 6	„	Engländer,
12	„ ⅓	„	Franzosen,
85	„ 1⅔	„	sonstige Europäer und
7	„ ⅙	„	Amerikaner.

Die Zahl der Glockner-Gäste ist in den ersteren Jahren nur eine sehr geringe, sie erhebt sich in den 20ger Jahren nicht über ein halbes Hundert, im Jahre 1834 vorübergehend auf 129, aber dauernd erst vom Jahre 1841 an über Hundert, hat sich aber in den letzten zwei Jahren schon verdoppelt. Das stärkste Besuchjahr ist 1854; eine verhältnißmäßig starke Zahl Touristen zeigten sich in den Jahren 1826, 1834, 1835, 1838, 1839, 1854, 1855, also vorzüglich Jahre mit schönem Sommer und Herbst. Schon 1819 zeigt sich der erste Engländer, 1830 der erste Amerikaner (Mr. Amory, aus Charlestown), im Jahre 1852 ein Herr Evans aus Bombay und 1849 ein Herr Genili aus Alexandria, es wären somit außer Australien alle Welttheile vertreten.

Im gleichen Verhältniße mehrt sich die Zahl der im „Glocknerbuche" verzeichneten Glocknerbesteiger. (Wir haben schon oben bemerkt, daß nicht alle verzeichnet sind). In der ganzen Jahrreihe von 1818 bis 1855 sind nur in den Jahren 1819, 1820, 1825, 1830 bis 1833, 1835 und 1836, 1838 und 1839, 1841 und 1842, 1847 und 1851 ohne Glockner-Besteigungen.

Nach dem Jahre 1826, in welchem der Glockner außer Prof. Hornschuh aus Greifswalde mit 6 Personen noch vom Herrn Ed. Partsch mit 8 Personen der Catastral-Landes-Vermessung bestiegen wurde, zusammen also von 16 Personen, finden sich in dieser Jahrreihe in folgenden Jahren Glockner-Besteiger im „Glocknerbuche" aufgezeichnet:

1854 mit 10, 1852 mit 6, 1853 und 1855 mit je 5, 1829, 1843, 1849 mit 4, 1823 mit 3, 1818, 1824, 1834, 1845, 1848 mit je 2, und mit einem die Jahre 1821 und 1822, 1827 und 1828, 1834, 1840, 1844, 1846, 1850.

In der Jahreszeit die früheste, oder wie man es nennen will späteste, ist die des Herrn Franz Franzisci am 13. Jänner 1853, die an sich einzig dasteht, sonst ist die früheste die des Herrn Ferdinand Landmann aus Hamburg am 5. Juli 1846, zunächst die des Herrn Gustav Schmidt aus Dresden am 14. Juli 1840; die späteste hingegen ist die des Herrn Dr. Leopold Peval aus Graz am 24. September 1853, indem Herr Daniel Gekelins am 10. October 1827 schlechten Wetters wegen die erste Spitze nicht ganz erreichte.

Als Glocknerbesteiger treten in den ersteren Jahren vorzugsweise Ausländer (aus den deutschen Staaten), in den spätern aber meistens Oesterreicher auf, unter welchen letztern Franz v. Rosthorn (schon 1829), Ritter v. Rainer 1852, Franz Franzisci 1853, Prof. Jakob Schabus 1854, Oskar v. Göschen 1855, Riedl, Förster aus Winklern 1855, Rupert Koller aber sogar 3 Mal, 1843, 1852 und 1854, als aus „Kärnten" angeführt sind.

Manchen wohlbekannten und berühmten Namen finden wir im Glocknerbuche. Erzherzog Johann (war zweimal da 1832 und 1834); die größten Männer der Wissenschaft, so Leopold v. Buch, der erste Geolog Deutschlands. Elie de Beaumont, der erste Frankreichs und James Forbes, den berühmten Gletscherforscher, B. Studer, L. Aggassiz, ferner Endlicher, Richard Tailor, Vorstand des Linée-Vereines in England, Dohrn, Vorstand des etymologischen Vereines in Stettin, und im Jahre 1848 die Gebrüder Schlagintweit mit ihren spezifischen „Pasterzengletscher-Studien."

Hoppe vor allen müssen wir hier noch erwähnen, den treuen Freund und Verehrer des schönen Thales und seiner gemüthvollen Bewohner, Hoppe, der dort wohlbekannte, der durch Jahre alljährlich die schöne Sommerzeit dort verlebte. Er ist einer der ersten im Glocknerbuche vom Jahre 1818, wo er Seite 12 schreibt:

„Nachdem ich seit dem Jahre 1798 fast alljährlich eine botanische Reise nach „Heiligenblut" und dessen pflanzenreichen Umgebungen gemacht hatte, war ich auch abermals seit den 19. Juli hier anwesend, um die Schätze des Pflanzenreiches an der Urquelle zu sammeln. Daß diesmal Herr Bartling aus Hannover mein Reisegefährte war, daß ich das Vergnügen genoß, sehr oft die freundschaftlichen Unterhaltungen des Herrn Pfarrers Gaihofer zu theilen, daß die Anwesenheit des Herrn Cardinals Fürsten von Salm, während meines diesjährigen Hierseyns erfolgte, und dessen gnädiges Wohlwollen ich mich in hohem Grade zu erfreuen hatte, gehört zu den dießjährigen wichtigsten Ereignissen. Auch sammelte ich heuer vorzüglich ausser den seltenen und neuentdeckten Pflanzengattungen mehrere sehr interessante Gräser, die ich den Botanikern als Neuigkeiten mittheilen werde. Dank, herzlichen, innigsten Dank daher dem vortrefflichen Fürsten, da er allen andern diese interessanten Gegenden geweihet und zugänglich gemacht hat, und alle Naturforscher sagen Amen dazu. Heiligenblut den 10. September 1818. Zwanzig Jahre nach meinem ersten Hierseyn; möge es immerhin noch nicht das Letztemal gewesen seyn!"

Es war auch noch lange nicht das Letztemal, denn er kam wieder getreulich jedes Jahr, bis ihn der Herr abrief von der schönen Erdenwelt; auch im Glocknerbuche finden wir ihn öfter wieder. Im Jahre 1832 macht er den Vorschlag der Benennung Johannisberg und Johannshütte:

„Wenn die Fürsten unserer Zeit den Wissenschaften huldigen, oder Naturgeschichte studiren, so geschieht gleichwohl nichts Neues unter der Sonne, da schon der weise König Salamon die Pflanzen kannte, von der Ceder vom Libanon an bis zum Isopp, der aus der Wand wächst. Wenn aber ein kais. Prinz keine Kosten scheuet, um Naturkunde zu fördern, und sogar in Bereisung hiesiger Gletschergegenden Leib und Leben wagt, um ihre Verkettung zu erforschen und näher kennen zu lernen, so gehört solches ohne Zweifel zu den denkwürdigsten Ereignissen des jetzigen Zeitalters, und dürfte nicht wenig dazu beitragen, die lieben Merkwürdigkeiten hiesiger Gegenden noch weiter bekannt zu machen."

„Ich möchte daher den Vorschlag machen, die Gegend, welche Se. k. k. Hoheit Erzherzog Johann am 7. und 8. August 1832 bereisten, und die von der Salmshöhe nur durch den obersten Pasterzengletscher und den nördlichen Bergrücken des Großglockners getrennt ist, die Johanneshöhe, dann den noch unbenannten Schneeberg, welcher den obersten Pasterzengletscher zu schließen scheint, den Johannesberg, und

*) Leider sind nicht einmal alle Glocknerbesteigungen darin verzeichnet.

endlich die Felsenhütte, in welcher Se. Hoheit die Nacht des 7. bis 8. August zubrachten, die Johanneshütte zu benennen. Ehre, dem die Ehre gebührt!"

Im Jahre 1841 berichtet er von einem am 29. Juni durch 36 Stunden dauernden Hochgewitter, durch welches eine Menge Wallfahrer aus Tirol und Salzburg durch die übergetretene Möll in „Heiligenblut" gleichsam gefangen blieben. —

Fassen wir diejenigen etwas näher ins Auge, welche im Glocknerbuche ihre Reiseerlebnisse, Schilderungen gemachter Ausflüge, poetische Aeusserungen ihrer schönen Empfindungen, lyrische Ergüsse oder sonstige Lucubration ihrer durch die erhabene Schönheit der Hochalpennatur mächtig angeregten Gefühle u. s. f. niedergelegt haben, nun so finden wir ein buntgemischtes, mitunter wunderliches, zuweilen auch recht komisches Völklein, das an uns vorüberzieht, wie das Menschenvolk überhaupt es ist. Gemeinsam aber ist allen das überraschungsvolle Staunen, der überwältigende Eindruck der erhabenen Schönheit unser Hochgebirgsnatur, und jeder stimmt nach seiner Weise ein in den allgemeinen Choral der Anbetung Gottes, der Bewunderung seiner schönen Erdenwelt.

Daß dies nun von Vielen in gar überschwenglicher, übertriebener, daher zuweilen etwas komischer Weise geschieht, das versteht sich so von selbst. Besonders wird mit Vater Glockner gar viel Abgötterei getrieben. Mit den Titeln, die er erhalten hat, und wir getreulich excerpirt haben, könnten wir ein Paar Spalten füllen. Es gibt keine Combination der Namen „Berg," „Alpen," „Gletscher" mit allen möglichen Regententiteln, die er nicht bekömmt, „Alpenfürst," „Alpenkönig," „Bergfürst," „Gletscherkaiser," so geht es durch alle Sprossen weltlicher Hierarchie, bis er sogar (von einem Bergbeamten) zum „Berghauptmann" degradirt wird. Aber „Fürst der Schneehäupter", „erstarrter Monarch", „ewiger Herr der Gletschervasallen", „Herzog von Kärnten, Tirol und Salzburg" wird er geheißen, „Silbergreis", „Allvater der Berge", „Gletscherahnherr", „Eisverwalter" u. s. f. bekommt er zu hören, dem einen ist er der Atlas, der Kärnten trägt, dem andern Kärnten das Schämel seiner Füße, dem einen eine „Riesenkeeze, die aufflammt beim ersten Morgenstrahle am Hochaltar der Natur," dem andern ein „Reservoir dunkler Gewitter," dem einen „eine Demantsäule im Tempel der Natur" dem andern der „Frostumschauerte Wolkensitz." Aber auch wirkliche Unart wird ihm angethan, und zwar noch dazu von einem Frauenzimmer „Ihre Dienerin Herr Glockner" ruft sie ihm zu: „es gefiel mir zwar recht gut hier bei Ihnen, aber ich bin doch froh aus Ihrer frostigen Nähe zu kommen." Nun warum war er auch so ungalant, die Dame zwei Tage auf seinen Anblick bei schlechtesten Wetter warten zu lassen!

Aber alsbald macht dies ein Anderer wieder gut, und ruft der Unartigen zu:

„Doch sollt' er die Stirne Euch falten
Und schauen recht düster und graus,
So scheltet mie nimmer den Alten
Und kommet ein andermal 'raus.

Ein Jeder hat so seine Stunden,
In denen er lieber allein,
Drum schließet auch er oft die Pforten,
Läßt Niemanden zu sich hinein."

Und ein Lohnkutscher (sic) scheidet mit dem Wunsche: „Noch einmal in seinem Leben das unverdiente Glück zu haben, den Glockner in seiner herrlichen Pracht zu sehen!"

Gar manche unter den Glocknergästen reden aber vom Glockner selber und von seinen Gletschern, von den Wasserstürzen und Fernsichten gar nicht. Wenn ein Engländer eine halsbrecherische Tour von Gastein nach Dellach weitläufig erzählt, während der andere alle Wirthshäuser in Tirol und Kärnten, und besonders das von Sachsenburg lobt, so sind das eben die bekannten schnurrigen Engländer, aber daß ein anderer hier als Merkwürdigkeit nur das erzählt, daß er doppelspännig, und zwar mit Schimmel nach „Heiligenblut" gekommen, ein dritter die Kirchenglocke schon bei Dellach gehört haben will, muß man das eben von einem so bunt gemischten Völkchen mitnehmen, aber wenn es auch noch hingehen mag, daß, wie fast die meisten mit der dortigen Bewirthung sich zufrieden geben, eine lustige Gesellschaft dem Tiroler Wein bei vielleicht ungünstigem Wetter etwas über die Gebühr zuspricht und lobt, so wird es doch widerlich, mit Emphase sagen zu hören, daß andere auf der Pasterze Piquet gespielt, und man gibt zuletzt dem dritten recht, der nur schreibt: „Schön ist die Welt überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual" um so mehr, da dies mit vielem Humor ein „Advokat" unterschreibt.

Doch wir wollen es mit diesen Andeutungen bewenden lassen, daß da ein buntes aber interessantes Völklein vorbeigezogen, und wollen im Folgenden einige statistische Zusammenstellung der Frequenz einzelner Jahrgänge geben, und Einzelnes aus dem Glocknerbuche folgen lassen.

(Wird fortgesetzt.)

Zur heimathlichen Literatur.

Dr. Hubert Leitgeb (aus Kärnten): „Die Luftwege der Pflanzen. Mit 1 lith. Tafel. Aus dem Jahrg. 1853 der Sitzungsberichte der math. naturwiss. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften abgedruckt. Wien 1856.

Das lit. Centralblatt für Deutschland in Leipzig spricht sich in Nr. 44 des Jahrg. 1856 über diese Abhandlung folgendermassen aus:

Nach einer kurzen hist. Einleitung charakterisirt der Verfaßer zuerst, Meyen folgend, die Hauptformen der Luftwege, als: 1.) Luftwege, entstanden durch regelmässiges d. i. gesetzmäßiges Auseinandertreten der Zellen. 2.) Luftlücken, entstanden durch Zerreißen des Zellengewebes und beschreibt dann beide Formen genauer. Die Luftlücken meint er wieder in solche theilen zu können, welche durch durchbrochene Querscheidewände mit einander communiciren, und in solche, die vollständig von einander abgeschlossen sind. Die letzteren, die eigentlichen Luftlücken, finden sich besonders in den Stengeln der Compositen und Umbelliferen, so wie bei Fucus und Sargassum, deren Luftblasen eigentlich beiden Hauptformen anzugehören scheinen, da sie (nach Kützing) theils durch Auseinandertreten, theils durch Zerreißen der Zellen gebildet werden. Die Formen der Scheidewände, ihre Entfernungen, so wie die Vertretung derselben durch Sternhaare bei den Nymphäaeen wird geschildert. Der Luftgehalt der Blätter beträgt nahezu ¼ ihres Volumens; übrigens können große und kleine Lufträume mit jeder Beschaffenheit der Blätter vereinbart seyn. — Die Formen der Lufträume sind von ihrer Stellung und Anordnung im Pflanzenkörper abhängig. Die luftführenden Räume, selbst wenn sie durch einfache Zellagen seitlich von einander getrennt sind, stehen durch diese in der Regel unter sich nicht in Verbindung, lösen sich aber an ihren Enden in ein System von Intercellulargängen auf, wodurch einerseits die Communication unter sich, andererseits durch die Spaltöffnung mit der athmosphärischen Luft vermittelt wird. Die Lufträume finden sich besonders bei Wasserpflanzen, und als ihr eigentliches und bevorzugtes Organ sind die Blätter zu betrachten. — Das sind die Resultate dieser interessanten Abhandlung, von denen ganz besonders die Verbindung der Lufthöhlen mit den Spaltöffnungen, welche durch zahlreiche

von Unger vorgeschlagene Versuche erweisen wird, als die Erledigung einer langen streitigen Frage Beachtung verdient. Die Abhandlung wurde in der Sitzung der math. naturwiss. Klasse vom 29. November 1855 vorgetragen. — Der Verfasser ist gegenwärtig Supplent am k. k. Gymnasium in Cilli. — gg —

Petrarca's Dichterkrönung.

Der Lorberkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr der Leiden, als des Glücks.
Göthe's „Tasso."

Als nach Rom's gesunkener Herrlichkeit auch die Sonne der Künste und Wissenschaften unterkank, und Italien durch den Einbruch wilder Völkerstämme ein gräuelvoller Schauplatz der Zerstörung ward, verlor sich allmälig auch die Sitte der Dichterkrönungen, weil man einerseits jede Erinnerung an die Feste und Spiele des heidnischen Alterthums unterdrücken wollte, andererseits aber die heftigen Stürme, die damals ganz Europa erschütterten, den Musen keinen friedlichen Aufenthalt in ihrem Tempel mehr verstattet hatten.

Zwar gingen aus den Trümmern des umgestürzten Tempels noch einige Dichter hervor; — aber es waren nur Schattenbilder, welche die Sonne des Augustus nicht mehr beschien, und wahrscheinlich liegt eben darin, daß keiner dieser Dichter sich über die Mittelmäßigkeit erhob, auch der Grund des Verfalls der capitolischen Dichterkrönung. —

So verging beinahe ein Jahrtausend, bis endlich in Petrarca's Dichterkrönung diese Sitte ihren vorigen Glanzpunkt erreichte. Mit diesem Name — dem Camillus der classischen Literatur — ging der Wissenschaft das herrlichste Morgenroth auf, dessen erwärmende Strahlen sich allmählig über ganz Europa verbreitet hatten. — Nicht die Eitelkeit zu befriedigen, sondern gegen die vielfachen Verfolgungen, welchen er und seine Kunstgenossen ausgesetzt waren, einen starken Damm zu setzen, war sein Wunsch; denn es war hinreichend, Verse zu machen, um eines Irrglaubens und der Zauberei verdächtig zu werden. Unter diesen, die in der Dichtkunst etwas Dämonisches finden wollten, und daher die Dichter mit feindseliger Härte verfolgten, befand sich auch der Dominikaner Solpidius, der als Großinquisitor eine gefahrvolle Epoche für den freieren Aufschwung der dichterischen Phantasie herbeigeführt hatte.

Als Petrarca eines Tages sowohl von dem Senate zu Rom, als auch von der Pariser Universität schriftlich die Aufforderung erhielt, sein Haupt mit dem Dichterlorber krönen zu lassen, ward er auf das Angenehmste überrascht, doch blieb er längere Zeit unentschieden, ob er Rom oder Paris zum Krönungsschauplatze wählen sollte. Endlich siegte das Zureden des Cardinals Colonna über den Schwankenden, und Petrarca entschied sich für Rom. Bevor er jedoch seine Reise dahin angetreten hatte, wollte er sich den Schutz (Patrocinium) des mächtigen Königs von Neapel, Robert, gewinnen. Er kam in Neapel an, und stellte sich dem König vor, der in ihm nicht so den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, als den Zauber seiner Sprache und seines Benehmens bewunderte, besonders aber war er von der Schönheit des Gedichtes „Africa"*) so lebhaft durchdrungen, daß die Zueignung desselben einer seiner sehnlichsten Wünsche von dem König ward. Vor einer zahlreichen Versammlung wurden nun dem Petrarca schwierige Fragen aus allen Zweigen der schönen Redekünste, Geschichte, Philosophie und Philologie gestellt.

*) Dieses in der lateinischen Sprache geschriebene Heldengedicht besingt die Thaten des Scipio Africanus, — aber wie erscheint es von seinem Vorbilde, der Aeneis des Virgil, verdunkelt!

Drei Tage dauerte die Prüfung, in welcher die Antworten des Geprüften Lob und Bewunderung erregten. — Der König wollte sogleich mit eigener Hand die Krönung vornehmen, allein er änderte seinen Entschluß, weil es schon früher bestimmt war, dieses seit einem Jahrtausend nicht mehr gesehene Fest auf dem Capitol, dem Zeugen so vieler Triumphe, mit möglichstem Prachtaufwande zu feiern. Um aber doch dem Dichter einen glänzenden Beweis seiner Achtung zu geben, nahm der König seinen Mantel, und hing ihn Petrarca mit dem Wunsche um, er möchte dieses Ehrenkleid auch bei der feierlichen Krönungs-Ceremonie tragen, übergab ihm sodann das Schreiben vom 2. April 1341, in welchem er Petrarca seinen geistlichen Rath, vertrauten Hausfreund und seinen Gast (Presbyterum et familiarem suum domesticum ac de suo hospitio) nannte.

Endlich brach der denkwürdige Tag heran (es war der 8. April 1341) wo Petrarca in das Capitol geführt wurde. Achtzehn Jünglinge, Lorberkränze tragend, begleiteten ihn. Der Adel, der Magistrat von Rom, die Bürgerschaft, selbst das Volk aus den entferntesten Stätten strömte herbei, um an dem großen Schauspiele Theil zu nehmen.

Nachdem Petrarca in einer kurzen Rede den Senat und das Volk begrüßt, und der ewigen Stadt Glück und Segen gewünscht hatte, empfing er den Lorberkranz, las sodann ein italienisches Gedicht vor, in welchem er den Ruhm der alten Helden Rom's besang, und das mit einem so stürmischen Beifalle aufgenommen wurde, daß der Name des Dichters tausendstimmig durch die Lüfte schell. Darauf wurde ihm zum bleibenden Denkmal der Achtung das römische Bürgerrecht ertheilt. Vom Capitol ging der Zug in die vatikanische Basilica, wo Petrarca Gott für die Freuden dieses Tages dankte, und vom Gefühle der Frömmigkeit durchdrungen den Lorberkranz auf den Altar legte. Ein prachtvolles Gastmal, das der Cardinal Colonna gab, machte den Beschluß dieses herrlichen Schauspiels.

Die Krönung Petrarca's hatte aber außer dem, daß die Unsterblichkeit seines Namens durch ganz Europa ertönte, noch den besondern Vortheil, daß er unter dem Lorber dem Bannfluche gegen die Zauberer entging. — Uebrigens machte diese Auszeichnung, derer sich nur ein römischer Triumphator erfreuen konnte, auf Petrarca in seinem Greisenalter keinen erhebenden Eindruck. „Diese Krone", schrieb er: „hat mich weder weiser noch beredter gemacht, sie diente nur dazu, den Neid gegen mich zu entfesseln, und mich der Ruhe zu berauben, deren ich genoß". — Diese gerechte und tiefempfundene Klage wurde ihm übelgedeutet, und Maffei — selbst Maffei, der als geweihter Genius zu den glänzendsten Erscheinungen seines Jahrhunderts gehört, war der Mann, der gegen die ohnehin verwundete Brust des Dichters noch einen zweiten Pfeil abschoß, und in diesen Worten nur die Stimme versteckter Eitelkeit zu hören glaubte.

Wenn man die Feierlichkeiten, die bei Petrarca's Dichterkrönung Statt fanden, liest, so bleibt es unbegreiflich, wie Dante — der göttliche Dante keine ähnliche Auszeichnung fand. — Villari sagt zwar: „Dante sey zwar mit großem Pompe im Dichtergewande begraben worden (fu sepolto a grande honore in habito di Poeta)" aber soll man ihn deßhalb unter die gekrönten Dichter zählen? — Erst der gelehrte Cardinal Bembo setzte dem Dichter ein ehrendes Denkmal (ein herrliches Werk des Bildhauers Peter Lombardo.) Ober dem Grabmale erscheint Dante's Portrait mit lorberumkränzter Stirne; allein die Gründung dieses Denkmals fällt erst in das Jahr 1483, wo die Sitte der förmlichen Dichterkrönung in den meisten europäischen Ländern bereits einheimisch geworden.

Budik.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 10. Jänner. 1857.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Johann Hubmershofer.

In dem gewerbthätigen schönen Rosenthale, wo bald das Pochen gewaltiger Hämmer, bald das Geklirre geschäftiger Büchsenmacher die ländliche Stille unterbricht, hatte die Familie Hubmershofer sich durch den Betrieb der Gewerkschaften im Unterloibel und zu Feistritz, besonders der vielen Nagelschmieden am Loibler- und Feistritzer-Bache ein bedeutendes Vermögen erworben, so wie der Türkenkrieg unter Kaiser Leopold I., Joseph I. und Karl VI. der berühmten Gewehrfabrik zu Ferlach vielen Verdienst verschaffte.

Johann Martin Hubmershofer, geboren 1651, der Besitzer jenes schönen Complexes von Eisenfabriken, hatte mehrere Söhne, die jedoch einzig darin ihren Beruf fanden, die väterlichen Werkstätten zu beaufsichtigen, und in der Schreibstube die reichlichen Rimessen aus Triest und Venedig in Evidenz zu halten. Nur sein jüngster Sohn Johann fand sich zu den stilleren Musen hingezogen, studirte in Gratz und gab, in den Ferien heimkehrend, seinen Brüdern, die am Glase und bei geräuschvoller Musik ihre Erholung suchten, vielfältig Gelegenheit, an ihm ihre rohen Scherze zu üben.

Johann reifte unter den Vätern der Gesellschaft Jesu, die damals noch allmächtig und alleinherrschend auf dem Catheder saßen, zum denkenden Jüngling heran. Von allen Fächern fesselte ihn am meisten die Geschichte, und wenn er von den Türkenschlachten, von den Thaten seiner Vorvordern bei Wien's zweimaliger Belagerung, in den Tagen von Esseck und Siseck las, in dem Archive seines Vaters, wo er sich gerne verschloß, wenn seine Brüder auf ländliche Abenteuer in Schenken und Schießstätten auszogen, die aufgehäuften Zeitungen früherer Jahre, die Eugen's Siege bei Turin, Hochstädt und Zenta besprachen, durchging, da durchglühte ihn ein geheimes zehrendes Feuer und unwillkührlich griff er, die Blätter fallen lassend, nach dem Degen seines Vaters, welcher in seiner Scheide rostend in einer Ecke hing, und nur gereinigt wurde, wenn ein feierlicher Empfang eines durchreisenden Monarchen ihn an die Spitze seiner paradirenden Arbeitsleute rief.

So vergingen Johann's Lehrjahre. Schon war er im Begriffe, über sein künftiges Leben das Loos zu werfen und entweder das Rechtsfach oder die Medizin zu wählen, als ihn die Kriegstrompete mächtig aus dem Verkehre mit den Musen schreckte. Der Türkenkrieg war von Neuem ausgebrochen, ein mächtiges, lange nicht so zahlreich gesehenes Heer unter Anführung eines bekannt tapfern und entschlossenen Großveziers sammelte sich zu Adrianopel, um das von den Kaiserlichen rückeroberte Ungarn wieder unter die Herrschaft Stambul's zu bringen, während Prinz Eugen das kleinzählige Christenheer gegen die Grenze vorschob. Kaiser Karl VI. hatte Spanien's Krone nach den blutigsten Kämpfen aufgegeben und mußte sich mit den katholischen Niederlanden, Mailand, und beiden Sizilien begnügen, welche er jedoch bei der nie ausgehenden Eifersucht und Feindseligkeit der Bourbonen mit zahlreichen Truppen besetzt zu halten genöthiget war. Es fehlte dem kaiserlichen Heere vor Allem an Offizieren, da sich nur wenig Adelige des deutschen Reiches entschlossen, in das sumpfige und pesthauchende Land an der Donau und Theiß zu ziehen, um dort nicht sowohl dem Schwerte der Osmanen als der Fieberseuche zu erliegen.

Bei diesem Sachverhältniße übernahmen es die Jesuiten, Streiter für die Sache des Glaubens, der Gesittung, und somit auch der Kirche zu liefern. An alle Hörsäle erging von den Rektoren und Magistern die Aufforderung: wer von den Studenten sich entschließen könne und wolle, sich dem Zuge gegen die Ungläubigen anzuschließen, dem sey, sobald er sich zum Waffendienste als befähigt gezeigt haben werde, Degen und Portépée als Junker und dann Fähnrich zugesichert.

Unter den Vielen, die sich für die Sache der Christenheit und des Vaterlandes — denn der Kampf sollte ein entscheidender werden — begeistert fühlten, war auch Johann Hubmershofer. Er schrieb seinem Vater ein kurzes Lebewohl, empfahl sich dem Gebete seiner theuren Mutter, und im Gefühle einer heiligen Pflicht schied er, ungewiß des Ausganges aber sicher eines höhern Lohnes, von der Heimath und allen Lieben der Erde. Bald war seines Herzens Wunsch erfüllt, unter Eugen's Heerschaaren zu stehen, die eben Belgrad, die Vormauer der Christenheit, welches man erobert aber wieder verloren hatte, belagerten. —

Er war bereits Offizier geworden, und eine Schaar tapferer Reiter stand unter seinem Befehle; denn schon in seinen früheren Jahren wählte er sich aus dem reichbesetzten Stalle seines Vaters stets ein muthiges Pferd zu manchem Ritt auf die zerstreut liegenden Werke desselben. —

Die Stunde der Entscheidung kam, ehe man sich's versah. Der Großvezier rückte mit einem Heere von 200,000 Mann heran, und wie früher das kaum ein Drittheil so starke kaiserliche Heer Belgrad belagert und geängstiget hatte, tauschte es nun seine Rolle und wurde von jenem umzingelt und eingeengt. Am 16. August 1717 entschloß sich Eugen das Aeußerste zu wagen und den eisernen Gurt zu sprengen. Er griff, begünstigt durch einen Nebel, die sich schon als Sieger wähnenden Türken an, und nachdem der Erfolg einige Stunden geschwankt hatte, warf er den einen Flügel der Türken in die Flucht, in die sich bald das ganze feindliche Heer auflöste.

Da ging nun das Nachhauen und Beutemachen an. Hubmershofer hielt seinen Zug beisammen, und verbot,

jedem Uebertreter mit seinem Reiter-Schwerte drohend, zu plündern. So im Vorsprengen hörte er aus einem der vielen sich in der Flucht verfahrenen Wägen einen weiblichen Angstruf. Da befahl er seinem Wachtmeister, mit zwei Mann hinzueilen. Bald kehrten diese mit dem Fuhrwerke, welches sie raubsüchtigen Seressanern entrissen, zurück, und als Hubmershofer die Vorhänge zurückschlug, erblickte er ein Frauenzimmer, welches aus der Ohnmacht, in die es durch den Schrecken der an ihr versuchten Entehrung versunken war, nur langsam sich zu erholen schien. Aus den vorgefundenen Habschaften und Papieren ergab sich, daß sie die Tochter eines Bassa's von zwei Roßschweifen sey, die ihrem in früheren Gefechten schwer verwundeten Vater in das Lager gefolgt war, und nun für ihn dem Loose der Gefangenschaft verfiel, während er den Streichen der Plünderer erlag.

Johann's erster Gedanke war, als er des armen verlassenen Wesens ansichtig wurde, sie leiblich und geistig zu retten.

Vom Reiterkorps aus, zu dem Johann gehörte, ertönte der Appell zum Einrücken, und sobald er im Lager angekommen war, und den Befehl zum Absitzen und Futtern nach so langem und harten Kampfe erhalten hatte, sorgte er dafür, den Wagen, dessen materiellen Inhalt er der Mannschaft vertheilte, mit der Gefangenen nach Semlin in die Wohnung der Frau seines Obersten, deren besondere Protektion und Freundschaft er wegen seiner Bildung und ritterlichen Sitten gewonnen hatte, bringen zu lassen.

Selmira, so hieß die Türkin, stürzte sich zu den Füßen ihrer Beschützerin, welche sich durch einen Raizen ihre Worte verdolmetschen ließ. Ihre ersten Thränen floßen dem verblichenen Vater, der sie innigst geliebt, ihre Worte stammelten Dank dem Retter und der zweiten Mutter, da sie die erste nie gekannt hatte. —

Als Hubmershofer nach verrichtetem Kriegshandwerke, auf kurze Zeit in das nahe Semlin beurlaubt, dort einsprach, fand er seine Gefangene bereits heimisch an der Seite ihrer Beschützerin, welche sie wie ein Kind liebgewonnen.

Da sie alles in ihrer Heimath mit ihrem Vater verloren, und unter den Christen den Retterarm und das Mutterherz gefunden zu haben fühlte, war eine ihrer ersten Bitten, mit Beiden den nämlichen Gott anbeten, und in Christo, der das weibliche Geschlecht dem der Männer gleichstelle, aufgenommen werden zu können, — welche Idee sie aus der Abbildung des am Kreuze sterbenden, von Maria und Magdalena sammt Johannes umgebenen Heilandes entnahm. Ihres Wunsches theilhaftig, erhielt sie im Sakramente der Taufe den Namen Sophie, wie ihn die Obristin, ihre Pathin und zweite Mutter, führte. —

Während Johann im Felde für Gott und Vaterland sein Leben einsetzte und ein edles Leben dafür errang, ereignete sich zu Hause gar Manches, worüber sich sein Herz hätte entsetzen mögen, dieses Herz voll Zartsinn, Wehmuth und Güte. Der neuausgebrochene Krieg gab den Waffenfabriken reichliche Beschäftigung, und der alte Hubmershofer übernahm eine große Lieferung für Ferlach. Anfangs hatte ihn des Sohnes kund gewordener Entschluß, dessen Ausführung jedoch nicht von seinem väterlichen Willen abhängen sollte, mit Wehmuth erfüllt, — doch bald wich dieses sanfte Gefühl dem Unmuthe, und nur mit Spott über Johann's tolle Schwärmerei wurde sein Name von seinen Brüdern bei Tische erwähnt — nur ein mitleidiges Lächeln sollte die Theilnahme an seinem Schicksale ausdrücken, über welches lange ein völliges Dunkel herrschte, da vom Heere nur höchst selten Briefe einlangten.

Hubmershofer, der Vater, hatte sich durch seine Lieferungen zum Heere, durch seine Thätigkeit und Umsicht, womit er so vielen Menschen Brod sicherte, einen rühmlichen Namen erworben; ein Freund am Hofe gab ihm zu verstehen, daß es nur noch eines namhaften Opfers für den Staat bedürfe, um mit der schon lange verdienten Auszeichnung von Diplom und Wappen belohnt zu werden. Dazu entschloß sich der reiche Gewerk unschwer, und es handelte sich nur noch um das anzunehmende Prädikat. „Durch Nägelmachen" riefen die Brüder: „sind wir reich geworden, darum sey ihr Andenken bewahrt in unserm Hause, — Silbernagel wollen wir heißen, der Nagel gelte uns mehr als Helm, Krone und Schwert!"

(Der Beschluß folgt)

Das Glocknerbuch.

(Fortsetzung)

1818. Das Hochthal Heiligenblut besuchten in diesem Jahre zusammen 11 Personen, worunter man 3 Oesterreicher und 8 aus Deutschland findet.

Die erste Spitze des „Glockners" wurde am 1. September von den beiden jungen Fürsten Ferdinand und Joseph von Loblowitz erstiegen, in deren Begleitung sich Herr v. Peters aus Prag und der sächsische Kunstmaler Reinhold befanden.

1819. Besucher waren 8 Personen, worunter 6 aus Oesterreich, 1 aus Preußen und 1 Engländer. (Nicht eingezeichnet in das „Glocknerbuch" sind die Namen der 4 Personen, welche am 18. September d. J. den „Glockner" zu besteigen unternahmen, es waren: ein Studierender der Medizin aus Wien Joseph Hofer, dann die Hörer der Rechte Gottfried Bouvier und die Freiherrn Anton und Johann v. Egger — die aber ihren Zweck nicht ganz erreichten).

1820. Die Gesammtzahl der Fremden betrug 6 Personen, worunter 2 Oesterreicher und 4 aus Deutschland waren.

1821. Unter den 9 eingezeichneten Personen waren 5 Oesterreicher und 4 aus Deutschland.

Der „Glockner" wurde am 25. August erstiegen vom Freiherrn Casimir v. Lebowski, Offizier außer Diensten.

1822. Die Zahl der Besucher war 16, unter denen 6 Oesterreicher, 9 aus Deutschland und ein Italiener sich befanden. Man liest darunter Leopold v. Buch, C. Steinheil, Student aus Erlangen, und Jan aus Parma. — Erstiegen wurde der „Glockner" von Carl Wilhelm Seybold.

1823. Eingeschrieben sind 18 Personen: 6 Oesterreicher, 10 aus Deutschland und 2 aus Liefland. Unter den heimlichen Besuchern findet man Eduard Ritter von Moro.

Bis nahe unter die erste Spitze bestiegen den „Glockner" zwei Herren Schmidts, Adler aus Göttingen, und Alexander Baron v. Bechtolsheim aus Meklenburg.

1824. Im Ganzen waren 14 Personen zugereist, worunter 8 Oesterreicher, 5 aus Deutschland und 1 Engländer. Unter den Eingezeichneten liest man den Engländer Allom, u. Lengerke aus Hamburg. — Eine „Glockner"-Besteigung wurde am 3. September von den Professoren aus Salzburg S. Stampfer und P. K. Thurwieser versucht, doch konnten sie trotz Ueberwindung vieler Hindernisse und dadurch entstandenen Zeitverlust nur bis fest unter die kleine „Glocknerspitze" kommen.

1825. Der Besuch bestand aus 38 Fremden, nämlich 23 Oesterreichern, 12 aus Deutschland, 2 Engländern und 1 aus einem andern europäischen Reiche. Darunter befinden sich bekannte Namen: Professor Hoppe's Tochter, Director Stadler, Franz v. Rosthern, und der Maler Steinfeld.

1826. In diesem Jahre finden wir 49 Personen eingezeichnet, unter denen 37 Oesterreicher und 11 aus Deutschland waren. Unter den Eingeschriebenen findet man unsern hochverdienten Landsmann, Se. Excellenz Peter Graf v. Goës. — Die erste Spitze des „Glockners" wurde am 3. September erstiegen vom Prof. Hornschuh aus Greifswalde, dem Botaniker Friedrich Rudolfi aus Meklenburg, August Müller aus Sachsen und dem Förster H. v. Platzer. Zwei andere Begleiter, der Advokat Veit Trinks und der Maler Ad. Schaubach, aber blieben, der erstere auf der „Adlersruhe", der andere auf der „Hohenwarte" zurück. — Am 14. September fand die förmliche Ersteigung Statt von dem Geometer Eduard Partsch mit noch sieben Personen.

1827. In Allem waren 27 Personen: 14 Oesterreicher, 10 aus Deutschland und 3 aus anderen europäischen Ländern. Daniel Gekelius aus Siebenbürgen kam bei seinem „Glockner"-Besteigungsversuche nur bis zur „Adlersruhe".

1828. Eingezeichnet sind 20 Oesterreicher, 15 aus Deutschland, 4 Engländer und 1 aus einem anderen europäischen Reiche, zusammen also 40 Personen. Adolf Schaubach und B. Aggassitz waren unter den Fremden — und Anton Groß versuchte am 26. Juli die Besteigung des „Glockners", mußte aber, von Hochgewittern überrascht, obschon über der „Adlersruhe" angelangt, umkehren.

1829. Die Zahl der Fremden belief sich auf 64 Personen: 37 Oesterreicher, 23 aus Deutschland, 2 aus anderen europäischen Ländern und 2 Engländer. Der sich jetzt in Portugal befindende Kärntner, Friedrich Welwich ist als Besucher zu lesen. — Erstiegen wurde der „Glockner" am 10. August von Rudolf Rohrer aus Brünn, und am 5. September von Franz v. Rosthorn, Arnold Escher, und Anton Schrötter.

1830. Fremde waren: 24 Oesterreicher, 33 aus Deutschland, 1 Engländer, 5 aus anderen europäischen Reichen und Amory aus Charlestown, also zusammen 64.

1831. Summe der Fremden 63; unter diesen 37 Oesterreicher, 25 aus Deutschland und 1 aus einem anderen Lande Europa's. Darunter liest man den Maler Schleich aus München, ferners Karl Kreil und Adolf Schaubach.

1832. Gesammtzahl 69 Personen, davon 46 Oesterreicher, 19 aus Deutschland, 2 Engländer und 2 aus anderen europäischen Reichen. Unter diesen Verehrern einer hohen Alpennatur steht oben an Se. kais. Hoheit der Erzherzog Johann; ferners haben sich eingeschrieben: Dr. Morzin, Prof. Joseph Hayen, Franz von Rosthorn, G. H. Rose aus Berlin, und der Maler Thomas Ender.

1833. Fremde Gäste waren: 40 Oesterreicher, 12 aus Deutschland, 1 Franzose und 4 aus anderen europäischen Ländern, in Summa 75 Personen. Bemerkt ist im „Glocknerbuche", daß der Mechaniker Reichhart in „Heiligenblut" Productionen gab.

1834. Die Zahl der Fremden erreichte 129, davon waren 99 Oesterreicher, 16 aus Deutschland, 6 Engländer, 3 Franzosen und 5 aus anderen Reichen Europa's. In diesem Jahre wiederholte Erzherzog Johann seinen Besuch, begleitet von seiner Gemahlin, Baronin v. Brandhofen und Dr. Morzin; ferner lesen wir unter den Gästen: A. Lamartine.

Erstiegen wurde der „Glockner" am 1. September von Alois Eiterer und Joseph von Rosthorn.

1835. Dieses Jahr zählte 98 Besucher dieses Hochthales, und zwar 52 Oesterreicher, 38 aus Deutschland, 5 Engländer, 1 aus Frankreich und 2 aus anderen europäischen Reichen. Der Herzog Friedrich August von Sachsen und der Fürstbischof von Gurk Georg Mayr besuchten die „Pasterze". Auch liest man wieder die Tochter Hoppe's. Bemerkt wird im Album, daß G. A. Weber aus Sachsen-Meiningen in eine Eiskluft versank und durch den Führer Reindl daraus gerettet wurde.

1836. Unter den 58 fremden Besuchern waren 42 Oesterreicher, 15 aus Deutschland und 1 aus Frankreich: Elie de Beaumont.

1837. In's Buch eingezeichnet sind 55 Fremde, aus denen 41 Oesterreicher, 13 aus Deutschland und 1 aus England sind. — Als „Glocknerbesteiger" finden wir den Engländer James Forbes am 28. August, und besonders bemerkbar einen Justus Möller aus Bremen, der am 18. September die erste Spitze des „Glockners — am 22. September aber auch die zweite Spitze dieses Bergkönigs erstieg und über dieselbe und die dort noch befindlichen Ueberbleibsel von dem Kreuze, Wetterableiter und dem Barometterkasten umständlichen und getrennen Bericht in das Buch einzeichnete.

1838. Gerade die Zahl 100 erreichten dieses Jahr die angekommenen Fremden. Unter diesen waren 72 Oesterreicher, 18 aus Deutschland, 5 Engländer, 1 Franzose, 3 Rußen und 1 Amerikaner. Unter den Eingezeichneten sind: Präsident Johann R. v. Jenull, und Ulfo Horn.

1839. Fremde waren 99. Davon sind 62 Oesterreicher, 18 aus Deutschland, 15 Engländer und 4 aus anderen europäischen Ländern. Darunter befanden sich Hofrath Fölsch, Alfred Arneth, Freiherr v. Badenfeld, und der Lehrer Hoch-Müller aus Salzburg mit Gattin geb. Hoppe.

1840. Fremde waren: 47 Oesterreicher, 23 aus Deutschland, 3 Engländer und 3 aus anderen europäischen Ländern, zusammen 76. Darunter waren die Herren Prof. Ramelsberg aus Berlin und Hermannsthal.

Erstiegen wurde der „Glockner" am 14. Juli von Dr. Gustav Schmidt aus Dresden.

1841. Zugereiste waren 122 Oesterreicher, 31 aus Deutschland, 5 Engländer, 1 aus Frankreich und 7 aus anderen Reichen Europa's, zusammen 166. Darunter befanden sich die Herren Chmel und der Maler Schleich.

1842. Fremde zählte man: 90 Oesterreicher, 18 aus Deutschland, 11 Engländer und 2 aus anderen europäischen Reichen, zusammen 121. Unter denen liest man: Se. Excell. den Gouverneur Weingarten.

1843. Fremde waren: 63 Oesterreicher, 31 aus Deutschland, 21 Engländer, 3 aus anderen europäischen Ländern und ein Amerikaner, zusammen 119. Unter denen waren die Herren van Kloten aus Amsterdam und A. Humblot aus Berlin.

Erstiegen wurde die erste Spitze des „Glockners" von den Herren Detmann, Kammergerichtsassessor, und Mitscherlich aus Berlin und noch einem Dritten am 13. September — am 18. September aber auch die zweite Spitze vom Herrn Rupert Koller.

1844 besuchten dieses Hochthal 110 Fremde. Unter diesen befanden sich 76 Oesterreicher, 23 aus Deutschland und 11 Engländer.

Erstiegen wurde auch die zweite Spitze des „Glockners" von Dokt. Eduard Böscke aus Berlin am 7. September.

1845. Besucher zählte man 121, wovon 85 Oesterreicher, 18 aus Deutschland, 5 Engländer und 13 aus anderen Ländern Europa's waren. Unter diesen liest man den Professor Bohemon aus Stockholm, zwei Herren aus Norwegen und drei aus Riga.

Bei ungünstigem Wetter wurde der „Glockner" erstiegen von den Herren Franz Schlick und Julius Abbiati aus Wien, am 8. September.

1846. Die Gesammtzahl betrug 168 Fremde; darunter waren 104 Oesterreicher, 48 aus Deutschland, 12 Engländer und 4 aus anderen Reichen Europa's. Unter diesen Besuchern befand sich der berühmte Reisende Schlagintweit, ferners der durch seine Cosmoramen bekannte Prof. J. M. Sattler, und der Dichter Levitschnigg.

Am 5. Juli wurde vom Herrn Ferdinand Bandmann aus Hamburg die erste Spitze des „Glockners" erstiegen.

1847. Fremde waren: 101 Oesterreicher, 30 aus Deutschland, 8 Engländer, und 4 aus anderen europäischen Ländern, zusammen 143 Personen. Darunter liest man die Heeren Richard Tailor, Secretary of the Linnean Society, ferners C. A. Dohrn, Präses des entomologischen Vereines in Stetin, und Karl Endlicher.

1848. Fremde zählte man 125, wovon 100 Oesterreicher, 21 aus Deutschland, 2 Engländer und 2 aus anderen europäischen Ländern waren. Unter diesen liest man Herrn B. Studer.

Die Brüder Hermann und Adolf Schlagintweit, welche mehrere Wochen in diesem Jahre, um die Beschaffenheit des „Pasterzengletschers" zu untersuchen, in „Heiligenblut" sich aufhielten, sind auch unter den Besteigern des „Glockners" bezeichnet.

1849. Die Gesammtzahl der Fremden betrug 123 Personen, von denen 69 Oesterreicher, 49 aus Deutschland, 2 Engländer, 2 aus anderen europäischen Ländern und ein Amerikaner waren.

Bestiegen wurde der „Glockner" am 7. September von Robert Drerbeck aus Lemgo, Jul. v. Heymann aus Bremen und Georg Heinzelmann aus Augsburg, so wie am 30. Juli von Karl Eytel aus schwäbisch Hall die zweite Spitze.

1850. Fremde Besuche fanden von 144 Personen Statt: von 88 Oesterreichern, 45 aus Deutschland, 9 Engländern und 2 aus anderen Reichen Europa's. Unter denen aus England ist Miss Ching genannt.

Doktor A. v. Gräfe aus Berlin bestieg die erste „Glockner"-Spitze am 18. August.

1851. Besucht wurde dieses Thal von 81 Oesterreichern, 51 aus Deutschland, 7 Engländern und 2 aus anderen europäischen Ländern, zusammen 141 Personen.

1852. Eingezeichnet finden sich 130 Oesterreicher, 37 aus Deutschland, 19 Engländer; 1 Russe und 2 Russinen, zusammen 189 Personen. Darunter Herr Evans aus Bombay.

Die zweite Spitze des „Glockners" wurde bestiegen am 23. August von den Herren Viktor v. Rainer, Joseph Mayer aus Linz und R. Koller; am 29. August von Theodor Gomperz aus Brünn und Emil Stahlberger aus Wien, und am 31. August von Dr. Anton E. v. Ruthner.

1853. Die Summe der Fremden belief sich auf 160 Personen: 100 Oesterreichern, 46 aus Deutschland, 10 Engländern, 3 aus Frankreich und 1 aus Amerika (Clinton aus Philadelphia).

Besteigungen des „Glockners" fanden Statt: eine ohne Beispiel im Winter am 13. Jänner vom Herrn Ortskaplan Franz Franzieri (erste Spitze); am 14. August von S. Porges aus Wien, und am 22. August von E. Hw. Kansler aus Stuttgart, beide die zweite Spitze; ferners am 25. August von Dr. Stur, und am 24. September von Dr. Leopold Peval aus Gratz.

1854. Die Gesammtzahl der Fremden waren 239; darunter 162 Oesterreicher, 65 aus Deutschland, 8 Engländer, 1 Franzose, 1 aus einem anderen europäischen Lande und 2 Amerikaner. Unter den Eingezeichneten liest man: Se. Exc. Leo Graf Thun, k. k. Cultusminister; Otto Graf von Fünfkirchen, k. k. Kreispräsident; Graf Constantin von Lodron; Moritz Schmerling; Dr. Schich aus Wien; Adolf Sterler aus Christiania, und John D. Easter aus Baltimore in Amerika.

Bestiegen wurde der „Glockner" am 11. August von Theodor Hamenuß, Rechtsanwalt aus Frankfurt an der Oder; am 17. August (ganz allein) — von Stephan Steinberger, Cleriker aus der Diöcese München-Freising; von August Augustin, Turnlehrer in Gratz am 31. August (die erste Spitze); am 4. September vom Freiherrn Carl v. Tinti, Gutsbesitzer in Niederösterreich, dem k. k. Major Karl A. Sonclar, von Edlen v. Innstädten, den Domkapitular von Großwardein Hòvanye, und D. John Ball, Parlamentsglied aus Irland, und am 6. September von den Herren Pohl, Dr. und Prof. Jakob Schabus und Rupert Koller aus Wien. Auch die Herren Viktor von Rainer, Maler M. Bernhardt und Dr. Viktor Troter versuchten am 31. August unsern Bergkönig zu erklimmen, aber plötzlich eingetretenes Unwetter ließ sie ihr Ziel nicht erreichen.

1855. Fremde Besucher waren: 140 Oesterreicher, 59 aus Deutschland und 21 Engländer, zusammen 220. Unter den Eingezeichneten liest man: Carl Freiherrn von Czoernig, k. k. Sectionschef im Handelsministerium und Graf v. Grobnigg, preußischen Gardelieutenant. Der Entomolog D. O. Staudinger verweilte vier Wochen in „Heiligenblut", und bestieg viele Berghöhen, ebenso war Dr. Anton E. v. Ruthner zweimal dort, und machte auf seinen Wanderungen am 4. September einen besonders gefährlichen Weg. — Bestiegen wurde der „Glockner" am 23. August vom Dr. J. Frins, Advokat aus Weimar (nur die erste Spitze); am 27. August von J. Findeisen aus Sachsenaltenburg mit dem Juristen Joseph Koller aus Wien (zweite Spitze); am 30. August bei heftigem Winde von dem Revierförster aus Winklern Riedl, und am 1. September beide Spitzen von dem k. k. Lieutenant Oskar Göschen.

(Wird fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 17. Jänner. 1857.

Christnachtmärchen.

Ich reise in die Ferne,
Den Blick hinaus gewandt,
Kalt scheinen trübe Sterne
Herab auf's flache Land.

Durch traurige Gefilde
Die Pferde geh'n im Trab —
Vom winterödem Bilde
Kehrt sich mein Auge ab.

Komm' Phantasie geschwinde,
Stets nahe Zaub'rin du!
Und schließ' mit gold'ner Binde
Mir sanft die Augen zu.

Wie es mit einem Male
Mich ahnungsvoll umkreist!
Zum trauten, fernen Thale
Entwandelt schon der Geist.

Der Heimath Berge bauen
Vor mir sich auf im Traum;
Ein Duft durchwogt die Auen,
Wie der vom Weihnachtsbaum.

Im feierlichen Schimmer
Der Mond am Himmel steht,
Der Schnee im Silberflimmer,
Mit Sternen übersä't!

Hinauf geh' ich am Flusse
Voll von Erwartungsdrang,
Nach himmlischem Genuße
Zieht mich ein sel'ger Klang.

Dort steht ein Schloß, ein weißes,
Die Fenster glänzen all' —
Hinan! Ein Lied, ein leises,
Lockt mit bekanntem Schall!

Ich trete, süßbeklommen,
Im großen Saale ein:
Ein Lichtmeer, hocherglommen,
Dringt blendend auf mich ein!

O Anblick zum Entzücken!
Ein holder Kinderschwarm —
Mit strahlverklärten Blicken,
Mit Wangen, freudewarm!

Zum Baum hinauf wie banget
Der Wunsch der kleinen Brust!
An seinen Zweigen hanget
Der Erde Pracht und Lust.

Ein Mädchen kommt entgegen,
Und reicht die Hand mir dar,
Mit leisem Kopf-Bewegen
Winkt sie mir hin zur Schaar:

„O schön, daß du gekommen,
„Und daß im Lärm der Welt
„Du meinen Ruf vernommen,
„Der Viele, ach! verfehlt!

„Ob ich auch liebgetrieben
„An alle Herzen poch' —
„Du bist mir treu geblieben,
„Nicht wahr? — kennst mich wohl noch?"

O Stimme, wohlvertraute,
Sprich weiter — ist mir's nicht,
Daß ich schon einmal schaute
Dieß Engelangesicht! —

Dieß Auge, strahlenwebend,
Ich hab' es schon geseh'n —
Erinn'rungs-ahnungsbebend
Fühl' ich mein Herz vergeh'n.

So kommst du einmal wieder
Aus zauberlichten Höh'n? —
Ich knie vor ihr nieder,
Sie lächelt rührend-schön.

Die Lächelnde erkennend
Hinan zu ihrem Mund'
Heb' ich die Lippen, brennend,
Zu schließen neuen Bund —

Sie will sich niederneigen —
— — Da bläst der Postillion:
„Beliebt es auszusteigen
„Die letzte Station!"

Ernst Almwart.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Johann Hubmershofer.

(Beschluß.)

Noch lag der Gegenstand im Werden, da langte von Johann, indem jetzt Waffenruhe eingetreten war, die Nachricht seiner Erlebniße ein — deren Schluß war: „Ich habe die Christin gewordene Sophie geehelicht und gedenke nun, da das Heer verabschiedet wird, heimzukehren, und am väterlichen Herde mich zu erquicken; mein starker Arm, meine Feder, meine Kenntniß der östlichen Sprachen sollen in den Geschäften meines Vaters ein mitzählender Faktor seyn." — Deß hatte sich der Alte nicht versehen. Auf sprang er in wilder Entrüstung. „Wie," rief er: „Johann thut zum Zweitenmale seinen Eigenwillen, so thue auch ich den meinen; er hat sich selbst ausgeschlossen aus dem adelichen Geschlechte, indem er eine davon gelaufene Heidin ehelichte, während meinen Söhnen jeder Edelsitz, jedes Herrenschloß sich aufthut, ihnen ebenbürtige Bräute zu geben. Was er hat, soll er behalten — er bleibe Hubmershofer, wie er unter seinen Kriegskameraden hieß." — Johann's Brüder jauchzten dem Alten Beifall, — und die Bitte, um Einschaltung der Namen der mit dem Adel zu betheilenden Söhne ging an den kaiserlichen Hof, während man Johann's Daseyn wie ignorirte. —

Es war im Frühjahre 1720, wo sich in Klagenfurt das Gerücht verbreitete, ein, wie ein kaiserlicher Offizier gekleideter, junger Mann sey mit einer schönen Türkin angekommen und im „Struggtischen" jetzt „Moser'schen" Hause am Ecke der „ständischen Burg" gegenüber abgestiegen. Dort war Johann's Schwester Josephine an den reichen Gewerken Struggl verheirathet, welcher zugleich Weinschank und Bäckerei in seinem Hause betreiben ließ, während sein Nachbar Moser eine Handlung im Gange erhielt. Josephine empfing ihren Bruder mit unverfälschter Zärtlichkeit. Ach, es war ein herzerschütternder Augenblick, wie sich Schwester und Bruder in den Armen lagen, Sophie mit gebrochenen Worten und gesenkten Knieen Erstere bat, ihr es zu verzeihen, daß sie sich ungerufen in ihre Nähe wage.

Johann und Sophie hielten sich strenge inner den Wänden des Hauses, und nur tropfenweis ließ Josephine die Bitterkeit des väterlichen Zornes in den Schicksalskelch des edlen Paares fallen.

Von Seite der Notablen der Hauptstadt, der lebenslustigen Herren, besonders der neugierigen Frauen, regte sich der Vorwitz, die schöne Türkin zu schauen, welche, so sehr sie im Herzen Christin war, doch den fränkischen Anzug mit den damatigen Reifröcken und allem dem Staat, besonders den enormen Haarputz zu tragen sich nicht entschließen konnte.

Von allen Seiten ergingen Einladungen an das Ehepaar, sich zu Thee und Imbiß einzufinden, doch vergebens. Sophien eckelte das Treiben der Stadt an, das sie nur hinter den Jalousien beobachtete. Sie bat ihre Schwägerin Josephine, ihnen ein Asyl gegen die Zudringlichkeit der Städter, gegen den Haß der eigenen Familie zu verschaffen. Dazu wählte diese die Gewerkschaft am Faakersee, nachhin von ihrem zweiten Gemahl die „Moserau" genannt, in einer schönen romantischen Gegend am Fuße des Mittagskogel's.

Hier lebten Beide in ruhiger Abgeschiedenheit, jedoch von den düstern Ahnungen der Zukunft und dem schrecklichen Gedanken gequält, den Vater und die Brüder zu Feinden zu haben. Nur einmal fuhr sie nach St. Georgen am Längsee, wo Schwester Rosina von Silbernagel (mit dem Taufnamen Johanna Franziska) Klosterfrau war, die sie wie Josephine mit tiefgerührtem Herzen umarmte und die Tröstungen der Religion in ihre leidwunden Herzen legte, so daß sie ihre gemüssigte Zurückgezogenheit von der Welt im Gegenhalte der freiwilligen Rosinen's für minder schmerzlich ansahen. Als sie zurückfuhren, erwartete sie beim „Warotzen," einem Wirthshause unferne Latschach, ihr Neffe Anton Joseph Struggl, welcher im Auftrage seiner Mutter gekommen war, und die schriftliche Aufforderung derselben überbrachte, einen Schritt bei dem greisen Vater zu machen, der sich damals an der Gewerkschaft Unterloibl aufhielt, und von Josephinen auf einen Besuch seines unglücklichen verstoßenen Sohnes Johann vorbereitet worden war. Der Alte litt zu Zeiten an Geistesverwirrung; da er jedoch damals, als er Josephinen's Brief erhielt, Aeusserungen eines milderen Sinnes von sich gab, glaubte sie, daß solch' ein Versuch an der Zeit sey.

Mit pochenden Herzen fuhren Beide dem Ziele zu, welches das Schicksal ihres Lebens entscheiden sollte. Stille und schweigend saßen sie im Wagen, der sich über die lange „Hollenburger-Brücke," Kirschentheuer und dem Unterloibl zu bewegte. Johann ward bei dem Anblicke dieser Gegenden, wo jeder Baum ihn an die Tage der kaum verflossenen Jugend erinnerte, tief ergriffen; seinen Augen entquollen Thränen, die von Zeit zu Zeit seine Gattin trocknete, um das Umsichsehen in der Heimath zu ermöglichen, und seine aus tiefster Brust geholten Seufzer beantwortete sie mit einem Blicke voll Zärtlichkeit und Schmerz, der es ihm sagte: „Armer Mann, ich fühle es ganz, daß ich an deinem Unglücke schuld bin — und doch that ich es unbewußt, als ich dir die Hand am Altare gab." Seine an ihr Herz gezogene Rechte fühlte dessen Schläge, und wie eine „Niobe" fand sie für ihr unnennbares Leid nicht Worte, nur wenige Thränen. Doch, Arme, was war Alles, was du fühltest, gegen das, was dich erwartete!

Als sie an der väterlichen Wohnung abgestiegen waren, und die Füße, ach die zitternden, kaum die Stufen zur verhängnißvollen Thüre, wohin sie ein Hausgenosse — es war bereits Abend geworden — als der Wohnung des alten Herrn wies, erklommen hatten, da öffnete sich dieselbe auf wiederholtes tremulirendes Pochen durch eine ergraute Haushälterin, welche ihre Hände, wie von Angst und Freude zugleich ergriffen, zusammenschlug. Der alte Herr war auf einem Sopha halb eingeschlummert, und als man ihn weckte, da fuhr er wie aus einem tiefen Traume empor und rief auf die Ankündigung: „Johann und seine Frau sind da" — mit krampfhafter Erregung: „Ach Johann — Absalon — O Abtrünniger, du hast den Vater verläugnet, dein Geschlecht geschändet" — und als sie Beide mit bittender Geberde unter einem Strome von Thränen zu seinen Füßen niederfielen — da stieß er Sophien mit seinem linken Fuße von sich und schrie wie entsetzt: „Fort, fort du Hund, du Türkenblut, wie kommst du dazu, mit dem meinen dich zu vermischen!" — Sophiens Gefühle, ihren Schrecken zu schildern, vermag keine Feder — — sie fiel nieder, ächzte laut und kroch auf den Händen und Füßen fort, wie ein scheu gewordenes Thier, um sich vor dem Rasenden zu verbergen.

Johann vergaß in diesem Augenblicke alle Unbill, die er gelitten, er vergaß seines entarteten Vaters, seines Unglückes — nur das Schicksal seines armen unschuldigen Weibes ging ihm tief zu Herzen. Dieses gab ihm Kraft sich aufzuraffen und sie, die Arme, mit der Innigkeit jenes Gefühles zu umschließen, die jener Gott in das

Gattenherz gelegt, welcher gesprochen: „Du wirst Vater und Mutter verlassen und deinem Weibe anhängen!" — „Sophie" sprach er aufgelöst in sanften Schmerz: „noch hab' ich dich, wenn auch keinen Vater, keine Brüder mehr; laß uns gehen und Ruhe suchen bei Gott!"

Der Alte starrte wie mit verglasten Augen auf diese Szene hin; — die Wirthschafterin schlug die Hände mit dem Ausrufe: „Jesus Maria hilf!" ober dem Kopfe zusammen, als Sophie, aus tiefstem Innern Athem holend, mit matter Stimme, noch am Boden wie fest geklammert sprach: „Ach ich bin ein Hund nur, kein Christenmensch, ich darf nicht mehr anders als auf Vieren gehn!"

„O liebes Weib!" rief Johann: „stehe auf, komme, komm', Jesus hat dich aufgenommen, sein bist du, der am Kreuze starb — o denke seiner in dieser Stunde!"

Endlich ließ Sophie sich aufrichten und von ihrem Gatten in den ihrer harrenden Wagen hinausführen.

Sie begaben sich nach Klagenfurt, und von da an den Faakersee zurück. Die Szenen, die sich auf diesem Marterwege ergaben, das Bemühen Johann's, seine halbwahnsinnige Gattin wieder zum Bewußtseyn der Wirklichkeit zu bringen, die gegenseitigen Klagen und Tröstungen Josephinen's und Johann's — alles dieses und unaussprechlich mehr erreicht keine menschliche Schilderung; nur das unergründliche Meer der Vergangenheit hat all' den Jammer, den Schmerz und die Klagen verschlungen.

Als Sophie wieder Licht erhielt und Fassung, da war der Fels, der sich vor ihrem Blicke aufthürmte und sie zu erdrücken drohte, der Widerspruch, den sie zwischen Christus-Lehre und Christen-Thun erblickte. „Wie ist es möglich!" rief sie: „daß jene Lehre des Heilandes, die ganz Liebe ist, so verstanden wird; hab' ich doch so was unter Ungläubigen nicht erfahren. O Vater, Vater! du bekanntest zwar des trügerischen Propheten Lehre, aber welches Herz ist mit dir zu Grabe gegangen!"

Johann hatte alle Mühe, sie von dem Unterschied des Glaubens und der That zu überzeugen, mit der Hinweisung auf so viele edle und christlich liebevolle Herzen, auf Ihn, den Heiland selbst, sie zurückzuführen zu Ihm, dem verkannt, doch als Gottes Sohn mit der Vergebung im Munde Gestorbenen. — So legte sich der Sturm in dem, wenn auch weiblichen aber kräftigen Herzen. Sie wurde weich und fügsam; wie eine Märtyrin erblickte sie ober sich die Siegespalme, und man hörte sie nur für die Verirrten beten.

Mittlerweile hatte den alten Vater, welcher nach jenem Austritte in ein stummes Hinbrüten verfallen war, in dessen Innerm die Flamme der Leidenschaft ausgetobt, und der mit gefalteten Händen und starren Augen, die sich zu Zeiten mit Thränen füllten, fast immer nach jener Stelle, wo Sophie in ihrem Schmerze gerungen, hinblickte, ein Schlaganfall getroffen; er lallte nur; aber man konnte es wahrnehmen, daß es ein Reueschmerz war, der ihm besonders zur Abendzeit kalte Schweißtropfen auf die Stirne trieb, wo er erst dann Beruhigung fühlte, wenn man ihm das Kruzifix zu küssen gab. So starb er am ersten November 1725, und Gott mag ihm vergeben haben, wenn ihn in jener schwachen Stunde der alte Feind übermeisterte, des Stolzes — Härte; dessen Herz zur gottähnlichen Liebe erst gemach zurückkehrte — ach dann erst, wo der Friedensbote, die Zunge, ihm nicht mehr zu Gebote stand.

Johann und Sophie weinten auf die Nachricht von des Vaters Tod kindliche Thränen, und als das bereits vor einem Jahre geschriebene Testament eröffnet wurde, worin Punkt sechs stand: „Ich vermache meinem Sohne Johann, den ich noch als Hubmershofer zeugte, und der, als ich „von Silbernagel" wurde, von mir ferne blieb, jenes kleine Haus zu Ferlach, welches einst die Hubmershofer, als sie ankamen, bewohnten, auf dem eine Tabak-Trafik besteht; da mag seine Türkin denselben verkaufen" — entschlug sich Johann dieser Erbschaft nicht. Er verkaufte Wohnung und Garten und mit dem Erlös kaufte er sich am Singerberge ein Stückchen Land, gerade oberhalb des Schloßes Feistritz, und bereitete sich aus einer Felsenhöhle eine dürftige Wohnung, um von derselben herabzusehen auf die Stätte seiner ersten Kindheit.

Hier lebte er mit Sophien in stiller Entsagung. Er gab den Kindern im Lesen und Schreiben Unterricht, sie in weiblichen Arbeiten, in denen sie eine besondere Fertigkeit besaß. Das Volk nannte sie „die heiligen Eheleute", denn ihre Geduld, Sanftmuth, ihr wahrhaft religiöses Leben stach gewaltig ab gegen den Uebermuth der Brüder, die, wenn auch gute Wirthe, doch nicht unterließen, ihre Lust und ihren Muth durch laute Ausbrüche zu kühlen. Wenn man in Feistritz solche Feste feierte, da wurden die Fenster geöffnet, und weit hinauf bis zur Wohnung des armen Bruders schallte der Klang der Hörner und Trompeten.

Die Ehe Johann's war nur mit einem Sohne gesegnet, welcher den Namen Anton Burghard erhielt. Sobald derselbe der väterlichen Lehre entwachsen war, kam er nach Klagenfurt zur Tante Josephine, welche nach dem Tode ihres ersten Gatten Struggl den Handelsmann Moser geheirathet hatte, mit dem ihre Ehe sehr fruchtbar war. Hier hatte er die Gelegenheit, die lateinische Schule zu besuchen, nicht ohne Donnerstags, wo er frei war, wenn anders thunlich, seine lieben Eltern, sey es auch in einer Entfernung von mehr als drei Stunden, zu besuchen.

Einst an einem dieser Tage sprach er Früh Morgens zu seiner Tante: „Liebe Frau Tante, heute Nacht habe ich „einen schönen Traum gehabt: ich sah meinen Vater so „freundlich, so schön; er erhob sich gegen Himmel, und ein „unbeschreiblicher Glanz umfloß ihn — ich wollte ihm folgen, „doch er entschwand meinem Blicke, und ich erwachte. Darf „ich ihn heute noch besuchen, mein Herz drängt mich!" — Aufmerksam hatte Josephine den Knaben angehört; sie empfand eine geheime Regung, die man Ahnung nennt, und mit ernstwehmüthiger Stimme, ihm die Hand und eine Zehrung reichend, sprach sie: „Geh', lieber Burghard, wer weiß, „ob du sonst deinen Vater wiedersiehst." — Er ging: aber auf der „Hollenburger-Brücke", wo ihm bekannte Landleute aus Feistritz, die auf den Wochenmarkt nach Klagenfurt gingen, begegneten, hörte er von ihnen die Schreckensbothschaft und Mahnung: „Eile, eile, sonst triffst du deinen Vater nicht mehr unter den Lebenden!" — So war es auch; Burghard kam noch, um des sterbenden Vaters letzten Segen zu erhalten und mit der Mutter an seiner Leiche zu weinen. Er wurde auf die Bahre gelegt und beerdiget in dem Kleide, welches er vom Felde heimgebracht.

Sophie war zu hart getroffen, um noch länger auf dieser Welt auszuhalten — es verging kein Jahr, so sank auch sie in das Grab. Auch sie wurde in ihrem türkischen Kleide, welches sie nie mit einem andern Zuschnitte, wenn gleich Stoffe, gewechselt, neben ihrem Gatten beigesetzt, — und selbst nach späten Jahren ging noch allgemein die Sage, man habe Beider Leichname auch dann noch unverwesen gefunden. —

Burghard bildete sich in den Wissenschaften aus, wurde gräflich Lodron'scher Pfleger in Gmünd, und sein Sohn Joseph, welcher ebenfalls die juridische Laufbahn einschlug, k. k. Fiskus. Seine Verdienste zu lohnen, verlieh

ihm der Kaiser Franz II. den Adel mit Freistellung des Prädikates. Er wählte das Prädikat „von Singerberg", welches als unpassend in das „von Sonnenberg" verwandelt wurde. — Noch lebte damals seine Großtante Rosina, Exnonne des adeligen Stiftes St. Georgen. Als bereits eine Neunzigerin ließ sie sich zu ihrem Neffen tragen, und dankte ihm, tief gerührt, daß er durch die Wahl dieses Prädikates das Andenken seines Großvaters geehrt, sein trauriges Schicksal, welches ihn auf jenen Berg verbannte, dadurch, und mit dem, daß er sich den Adel erwarb, gesühnt habe.

Joseph v. Sonnenberg starb als k. k. Appellationsrath zu Klagenfurt, und seine ledige Schwester Clara Hubmershofer, die in einem hohen Alter (geboren zu Gmünd den 19. August 1764) sich noch dort befindet, trägt den Namen „Hubmershofer" mit sich in's Grab. —

Auf ähnliche Weise sühnte Ignaz von Silbernagel, der Enkel eines der Brüder Johann's, ihre Härte. Er war der Vater der Armen, der Wohlthäter der Kirchen, der demüthigste Anbeter seines Heilandes, dem er in seinem Schloße zu Ferlach eine mit Heiligthümern reich geschmückte Kapelle errichtete, so wie er die Kurazie Weidisch gestiftet hatte. Wohl hat Kärnten kaum einen frömmern, bescheideneren und einfacheren Edelmann gesehen. Kaiser Franz, der seine Tugenden kannte, verlieh ihm die große goldene Verdienstmedaille mit der Kette und erhob ihn dann in den Freiherrnstand.

Er war es, der dem Schreiber dieser Zeilen die einschlägigen Familien-Documente und den Stammbaum mittheilte*), welche die Grundlage der Erzählung bilden, abgesehen von der traurigen Wahrheit, die sie enthält.

Die weitere Eintleidung ist getreu der Mittheilung seiner Mutter entnommen**), welche als Enkelin und Pflegerin Josephinen's von ihrem Munde alle die einzelnen Thatsachen über ihren Bruder erzählen hörte, so daß diese Geschichte kein Roman, sondern reine Wahrheit ist.

Hn.

*) In dem Freiherrlich von Silbernagel'schen Stammbaume befinden sich in dem für die Gattin Johann's bestimmten „Kreise" nachstehende, inhaltsschwere, für die Tradition sprechende Worte: „Sophia, geboren in der Türkei; wegen dieser Heirath ihr Gemahl vom Vater verstossen. Lebten dann in einem Felsen bei Feistritz". — Bei Johann ist der Sterbetag nicht angemerkt, sondern es heißt nur: † in einem Felsen.

**) Die Tradition steht im Wesentlichen mit dem Freiherrlich von Silbernagel'schen Stammbaume nicht im Widerspruche, welcher eine zweimalige Prädikatisirung der Kinder des Johann Martin Hubmershofer, und zwar das Erstemal auf den Grund der Abstammung seiner zweiten Gattin annimmt.

Zur heimathlichen Literatur.

Mathias Lexer. „Der Ablaut in der deutschen Sprache." Abhandlung im Jahresberichte des k. k. Gymnasiums zu Krakau. 1856.

Wenn es auf dem Gebiete der Naturwissenschaften oft einer geraumen Zeit bedarf, bis das wahre einer schon bekannten Erscheinung zu Grunde liegende Gesetz aufgedeckt wird, so ist dieß im Felde der Sprachforschung nicht minder der Fall. Wie lange kannte man die sogenannten „unregelmäßigen", auch wohl „unrichtigen" Zeitwörter (Gottsched's Sprachkunst S. 329), ohne sie einer tiefern Untersuchung zu würdigen, und erst unserem Jahrhunderte war es vorbehalten, durch diese „Unregelmäßigkeiten" auf ein den ganzen germanischen Sprachstamm durchdringendes Bewegungsgesetz der Vokale zu gelangen, das geheimnißvolle Wesen des Ablautes zu erkennen. — Doch hat man sich über die Entstehungsart dieser Vokalbewegung noch nicht völlig einigen können. Der Entdecker J. Grimm sieht im Ablaut die Bethätigung einer der Sprache inwohnenden Kraft, die nur unter dem Gesetze der Bedeutung steht. — J. Bopp will die Veränderurg des Wurzelvokals von der Beschaffenheit der Bildungssylben abhängig erkennen. Zwischen beide stellte sich Th. Jacobi mit der Ansicht, daß der Vokal der Wurzel unter dem Einfluße des Vokals der Bildungssylbe sich verändere. — Die Lautlehre des an unseren Gymnasien eingeführten mhd. Lesebuches von Weinhold beruht auf der Theorie Jakobi's. Da diese selbst wenig bekannt ist, wollte Lexer durch vorliegende Abhandlung seinen Fachgenossen eine weitläufige Entwicklung der Jakobischen Ablauttheorie an die Hand geben, und diese Letztere auch durch weitere Begründung gegen Grimm zu stützen suchen. Er hat dabei das ganze Gebiet des Ablaut in klarer Uebersicht zur Darstellung gebracht und den Dank aller Jener verdient, die nicht Gelegenheit hatten, diesen höchst interessanten Gegenstand durch eigene tiefer gehende Studien zu bewältigen.

— gg —

Witterung im Dezember 1856.

Der vergangene Dezember ist nicht nur gleich Anfangs mit ganz ungewohnter Kälte aufgetreten, sondern auch im Durchschnitt ein sehr kalter gewesen. Er war es aber nur in den Niederungen, während sich höher gelegene Orte einer verhältnißmäßig mildern Witterung erfreuten. Es war der Witterungsgang ganz anders als im vorjährigen Dezember, der noch etwas kälter war. Während damals (sieh' Carinthia 1856, Nro. 4) Klagenfurt eine Mitteltemperatur von — 6·6, St. Paul — 6·3, Tröpelach — 6·9, hatten, waren höhere Orte noch kälter: Raggaberg (Bergbau im Möllthale 6500′) — 7·2, Hochobir — 9·0, am kältesten Tage jene 3 Orte — 16·6, — 18·2, — 17·6, diese Bergorte aber — 21·7, und — 22·5 hatten, war heuer die Temperatur ganz anders vertheilt. Klagenfurt hatte — 5·9, St. Paul — 4·8, Tröpelach — 6·2, dagegen aber St. Jakob bei Gurl (3600′) — 1·6, Raggaberg — 1·9, Hochobir — 2·1 mittlere Temperatur, und am kältesten Tage (am 3.) fiel das Thermometer an jenen 3 Thalorten auf —18·0, — 20·7, — 21·7, dagegen an den letztgenannten 3 Bergorten nur auf — 10·1, — 12·5′ — 13·0.

Das deutet schon darauf hin, daß häufig, während in die Niederungen die kalte nördliche Luftströmung hereinbrach, oben darüber weg die wärmeren Südwinde wehten, das bestätiget auch der Gang des Barometers, der nicht nur im Mittel ungewöhnlich tief stand, sondern eigentlich ein fortwährendes Schwanken zwischen Extremen war. Der Unterschied zwischen dem höchsten und tiefsten Stand beträgt über 18 Linien. Der tiefste Stand am 26. war aber gar nur 308·3 P. Linien. Es ist dieß nicht nur der tiefste bisher im Dezember beobachtete Stand, sondern wir müssen überhaupt zurückgehen bis zum 28. Februar 1843, und dann zum 20. Oktober 1825, 3. Februar 1821, um ähnlich tiefe Stände aufgezeichnet zu finden. Heftige Stürme einer- und starke Niederschläge anderorts sind immer die Folge der Mischung und Ausgleichung von Luftströmungen von so verschiedener Wärme und Dichte.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 24. Jänner. 1857.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung von Nro. 48, Jahrg. 1856.)

Operationen der Hauptarmee.

Wir haben die Armee in „Budapesth" am 6. Jänner 1849 verlassen, um uns auf den übrigen Kriegsschauplätzen umzusehen, und glauben dem Leser eine leichte Uebersicht zur Beurtheilung der Thatsachen gegeben zu haben. Sehen wir uns jetzt wieder nach der braven Armee um, — was diese that — und was sie nun beginnt. Wir hörten, daß Perczl sich von Görgey trennte und nach „Szolnok" marschirte, um dort die „Theiß" zu passiren und Verstärkungen an sich zu ziehen.

General-Major Ottinger hatte den Befehl, ihn zu verfolgen und „Szolnok" zu besetzen; allein Perczl drohte, mit seinen Verstärkungen seine Stellung zu umgehen und ihn im Rücken zu fassen, worauf Ottinger nach „Czegled" zurückging. Durch eine Infanterie-Brigade verstärkt nahm Ottinger eine feste Stellung in diesem Orte, ergriff die Offensive, drängte den Feind nach „Szolnok" und über die „Theiß", und stellte seine Vorposten auf.

In 21 Tagen war man von der „Leitha" — wie zu einem Friedensmanöver nach „Budapesth" marschirt, um hier 50 Tage zu verlieren, und die brave Truppe im beschwerlichen Vorpostendienste zu ermüden. — Dieser Zeitverlust hat die Möglichkeit herbeigeführt, daß der Feind an der „Theiß" sich organisiren und befestigen konnte. Görgey hatte die Zeit gut benützt, seine Truppen schlagfertiger gemacht, und die Verbindung mit der „Theiß"-Armee bewerkstelligt.

Hier ist der Wendepunkt, wo uns das Unglück — den Ungarn das Glück zulächelte; — oder sie benützten und verstanden die Zeit — die wir nicht verstanden und verloren!

Die Ungarn stellten 7 Korps auf, vermehrten ihre Artillerie, bespannten sie herrlich, dressirten die Leute, regulirten, und wurden nur kriegstüchtiger. Sie konnten auf die nummerische Ueberzahl rechnen mit einer vortrefflich leichten Cavallerie, welche auf einem Terrain wie in Ungarn sehr vortheilhaft zu verwenden ist.

Dembinsky, zum Oberbefehlshaber ernannt, beschloß die Offensive zu ergreifen und entwarf folgenden, etwas komplicirten Plan. Die Korps Görgey und Klapka, deren rechter Flügel sich an „Kaschau", der linke an „Miskolcz" lehnte, sollten auf der Strasse von „Mezo-Kövesd" gegen „Pesth" rücken, und sich bei „Poroslö" mit dem bei „Tißa-Fured" koncentrirten Korps Kepaßy's vereinigen. Sobald diese Truppen bei „Gyöngyös" angekommen seyn würden, sollten die bei „Czubakhaza" unter Damjanich koncentrirten Truppen ebenfalls über die „Theiß" gehen, „Szolnok" nehmen, sich mit Klapka, Görgey und Kepaßy vereinigen, und gegen „Pesth" vorrücken.

Der Banus war mit dem ersten Korps, das durch Detachirungen sehr geschwächt war, nach „Szolnok" beordert worden. Der Graf Schlick, welcher am 25. Februar in „Petervasar" eintraf, erhielt den Befehl, sich am 26. über „Vergeleth" mit der Hauptarmee zu vereinigen und in der rechten Flanke des Feindes zu operiren.

Am 26. rückten die Kolonnen des Grafen Wrbna gegen „Kapolna", die des FML. Fürst Schwarzenberg gegen „Kal" vor. Um 2 Uhr stießen beide Kolonnen eine Stunde vor „Kapolna" auf den Feind, der bedeutende Streitkräfte entwickelt hatte. Der Feind hatte den Wald zwischen „Kal" und „Kompolt" stark besetzt und seine Aufstellung bis über die Hauptstrasse, welche von „Gyönyös" nach „Kapolna" führt, ausgedehnt.

Wie Schwarzenberg die Kanonade eröffnete, griff Wrbna ebenfalls den Feind an, der jetzt seine bedeutenden Streitkräfte entwickelte. Die Ungarn nahmen eine waldige Höhe, um unsern linken Flügel zu bedrohen; allein eine Jägerkompagnie vom 6. Bataillon mit 2 Kompagnien E. H. Stefan, griffen die Höhe mit dem Bajonnete an, nahmen dieselbe, und besetzten diesen wichtigen Punkt.

Dembinsky versuchte nun unser Centrum zu durchbrechen und disponirte seine Cavallerie zwischen den Kolonnen Schwarzenberg und Wrbna.

Die Civallart-Uhlanen und Kreß-Chevauxlegers vereitelten jedoch diesen Versuch durch eine mit besonderer Tapferkeit ausgeführte Attaque. Der Feind zog sich nun auf allen Punkten zurück und wurde bis „Kapolna" und „Kal" gedrängt, wo die Nacht dem Gefecht ein Ende machte.

Graf Schlick fand bei seiner Vorrückung an diesem Tage das enge Defileé bei „Sterl" vom Feinde stark besetzt, welches er des ungünstigen Terrains wegen erst nach einem langwierigen Gefechte nehmen konnte. Die Nacht zwang sein Korps, in dieser Stellung zu lagern.

Am 27. Früh ließ der Fürst den Angriff fortsetzen, indem ihm das lebhafte Geschützfeuer in der linken Flanke das Herannahen Schlick's verkündete, von dem das Schicksal dieses Tages abhing. Dieser trieb die Ungarn vor sich her bis „Vergelekh", wo sie sich hartnäckig hielten. Hier war es, wo der tapfere Graf zwischen Massen und auffahrenden Batterien seine Dispositionen im dichtesten Kugelregen traf. — Plötzlich kommt eine Haubitzgranate geflogen, und schlägt auf 10 — 15 Schritte vor dem Grafen in die Erde; allein dieser antike Held mit seinem steirischen Muthe wich trotz den Bitten seiner Umgebung keinen Schritt aus. Er wollte durch seine Ruhe den nebenstehenden Massen zur Verachtung der Gefahr in einem ähnlichen Momente als Vorbild dienen. Die Granate sprang und richtete zum Glück keinen Schaden an. Die Soldaten, denen um ihren geliebten Generalen

bangte, waren von Bewunderung über seine Kaltblütigkeit ergriffen.

Da kommt eine zweite Granate, welche in die Infanteriemasse Ottochaner-Grenzer einschlägt. Sie explodirt, 10 — 12 Mann stürzen schwer verwundet zu Boden; — es war kein Laut zu hören, und nicht die geringste Bewegung, die auf Unordnung schließen ließ, wahrzunehmen! So mächtig wirkt das Beispiel auf den Soldaten.

Das Gefecht war hier wüthend, denn an dieses Dorf lehnte sich der rechte Flügel der ungarischen Armee, Klapka und Poltenberg unter Görgey's Führung, welcher Alles aufbot um Stand zu halten, — allein vergebens.

Der Fürst seiner Seits drängte das feindliche Centrum und Schlick von der Seite her; die Brigade Kriegern nahm nach schwerem Kampfe das Dorf „Vergeleth“, der Feind zog sich nach den Höhen, eine Abtheilung ward in die Gebirgsschlucht in der Richtung gegen „Erlau“ gedrängt, der größere Theil aber wandte sich seinem Centrum zu, welches von der Brigade Wyß aus „Kapolna“ geworfen, sich auf der „Miskolczer“ Hauptstrasse zurückzog. Zwei Versuche des Feindes, „Kapolna“, den Schlüßel der Position, wieder zu nehmen, mißlangen. Trotz der zahlreichen Geschütze gelang es Dembinsky nicht, die Brigade Wyß daraus zu vertreiben, und als die Brigade Colloredo durch das Dorf „Dobro“ gedrungen war, wodurch sie die rechte Flanke Dembinsky's bedrohte, beeilte er sich die Höhen zu verlassen. Fürst Schwarzenberg hatte „Kal“ mit Sturm genommen und drängte die Ungarn nach „Maklar“. Die Nacht machte dem Gefechte ein Ende. Der Feind verließ auch seine letzte Position, da Graf Schlick seine Rückzugslinie gegen „Miskolcz“ und „Tokay“ bedrohte.

Der Marschall rückte am 28. auf der ganzen Linie vor und nahm sein Hauptquartier in „Maklar“. Die Insurgenten zogen gegen die „Theiß“.

Am 1. März machte der Fürst eine große Rekognoscirung, allein sie hatte wegen des starken Nebel's natürlich keinen Erfolg. Schlick manövrirte in der rechten Flanke des Feindes fort und zwang ihn, sich nach „Poroßlö“ zurückzuziehen. Die Brigade Deym besetzte den Ort. Gegen Mittag erfuhr man den Uebergang der Ungarn bei „Tißa-Füred“. Der Fürst disponirte sogleich drei Brigaden auf ihre Rückzugslinie; bei „Egger-Farmas“ versuchte der Feind den letzten Widerstand, ward aber geworfen und dieser Ort besetzt.

Unbegreiflich scheint es, warum das erste Armeekorps bei „Szolnok“ nach der Schlacht von „Kapolna“ keine Bewegungen gegen die Rückzugslinie des Feindes unternahm? — Es soll einen Befehl erhalten haben, mit einer Brigade „Poroßlö“ zu besetzen und dem Feinde die Rückzugslinie zu gefährden. Der Befehl aber kam zu spät — so daß der „Theiß“-Uebergang bereits vollzogen war, als der tapfere Zeisberg gegen „Poroßlö“ vorrückte.

Die Schlacht von „Kapolna“, in der sich der Geist unserer Truppen, die wackere Artillerie, neuerdings zeigte, hatte keine Erfolge, — die „Theiß“ wurde respektirt — und nicht überschritten, man hatte eine eigene Scheu vor dieser Linie. — Der Feind, der seine Rekruten nach und nach immer feuerfester machte, ging zwar wieder über die „Theiß“ zurück, allein nur um im geeigneten Momente kräftiger zu erscheinen.

Das Hauptquartier ging nach „Ofen“ zurück und die Armee nahm folgende unverhältnißmäßig ausgedehnte Stellung ein: „Tokay“ wurde von der Brigade Götz, „Miskolcz“ von der Brigade Fürst Jablonovsky besetzt; FML. Graf Schlick stand mit seinem Korps um „Erlau“, und von da hinab bis gegen „Szolnok“ war das Gros des Heeres aufgestellt; der Banus mit seinem Hauptquartier in „Czegled“. Von hier aus detachirt stand die Brigade Karger in „Szolnok“. Diese wurde am 5. März von Damjanich überfallen und zurückgedrängt, trotz der Tapferkeit unserer Truppen.

In „Tißa-Füred“ wurde Dembinsky in Namen der ungarischen Armee wegen schlechten Dispositionen arretirt; Kossuth brachte ihn nach „Debrezin“ und Vetter erhielt das Oberkommando.

Unbegreiflicher Weise nahm man eine noch ausgedehntere Stellung ein, und beorderte den Banus nach „Kecskemet“, der am 13. März dort anlangte. Während das erste Korps die Stellung einnahm, machte Vetter am 17. Miene, bei „Tißa-Füred“ die „Theiß“ zu überschreiten, um auf der „Hatvaner“- oder „Czegleder“-Strasse gegen „Pesth“ zu operiren; der Banus mußte nun wieder zurückmarschiren und besetzte am 22. „Czegled“.

Der Banus, wohl erwägend, daß man sich unter solchen Umständen hier nicht werde halten können, begab sich schon am 15. März mit dem General Graf Schlick in's Hauptquartier, um im Kriegsrathe vorzuschlagen, mit einem Theil der Armee nach dem Süden Ungarn's zu gehen, und bei „Szegedin“ eine mächtige Flankenstellung zu fassen, kurz, nach einem neuen Operationsplane zu agiren. Er bot sich an, mit seinem und dem Korps des Generals Schlick nach dem nur wenige Tagmärsche entfernten „Szegedin“ zu gehen, dort sich mit Theodorovich zu vereinen, der 15,000 Mann neue Truppen aus den Militärdistrikten „Slavonien's“ und des „Banat's“ ausgehoben hatte, und mit diesen die „Theiß“ zu übersetzen, dann in'sgesammt gegen „Debreczin“ und „Großwardein“ vorzurücken. Der Vorschlag wurde nicht angenommen; allein sechs Wochen später mußte der Banus doch nach dem Süden rücken, und kam an, wie Theodorivich schon gänzlich aufgerieben, alles Land bis an die „Donau“ von den Ungarn erobert war — also zu spät. —

Görgey hatte in Erkrankung Vetter's das Oberkommando übernommen, und beschloß, mit vereinter Kraft in großen Massen vorzugehen, um die österreichische Armee zurückzudrängen und „Komorn“ zu entsetzen.

In zwei mächtigen Kolonnen rückte Görgey über „Szolnok“ vor, und koncentrirte seine Streitkräfte zwischen „Hatvan“ und „Göngyös“.

Das erste Armeekorps wurde vom Feldmarschall eiligst zurückberufen und nach „Alberti“ beordert. Der Fürst sammelte seine Streitkräfte in „Gödöllö“. Graf Schlick erhielt am 2. April den Auftrag, eine Rekognoscirung gegen „Hatvan“ zu unternehmen. Von „Hatvan“ gegen „Hord“ vordringend, wurde der tapfere Graf von der großen Uebermacht des Feindes gedrängt und zum Theil überflügelt; er sah sich daher genöthigt, das Gefecht abzubrechen und sich hinter die „Zagyva“ zurückzuziehen.

Das Defilé von „Hatvan“ und die Brücke über die „Zagyva“ mußte vertheidigt, die Brücke zerstört werden. Hauptmann Kalchberg, von der 12. Division des Regiments Baron Prohaska Nro. 7, erhielt mit seiner Kompagnie den Auftrag, die Brücke so lange zu halten, bis das ganze Armeekorps dieselbe passirt habe, und sonach dieselbe zu zerstören, um den Rückzug des dritten Korps zu decken.

Kalchberg, an einer starken Halsentzündung leidend, traf dessenohngeachtet die erforderlichen Dispositionen zu dem hartnäckigsten Widerstande und der zweckmässigsten Vertheidigung der Brücke. — Nachdem der Rückzug des ganzen Korps glücklich vollbracht war, beorderte er den Lieutenant Kraßnigg, dem ein großes Verdienst an diesem Tage zukam, mit einer halben Kompagnie und einer kleinen Pionnier-Abtheilung zur

Vertheidigung und Abtragung der Brücke; unter der thätigen Leitung dieses Offiziers, den Lieutenant Raunigg kräftig unterstützte, wurde unter dem Feuer der Insurgenten die Brücke abgetragen. Kaum war dieses geschehen, als die polnische Legion mit einem Stabsoffizier an der Spitze den Uebergang zu forciren suchte.

Kalchberg hatte die Aufgabe erfüllt und konnte seinem Befehl gemäß nun abmarschiren; allein er erkannte die Wichtigkeit des Postens und den Vortheil, seinem Korps Zeit und Vorsprung zu geben; daher beschloß er, den Punkt so lange als möglich zu halten — und darin liegt sein großes Verdienst.

Die besten Schützen der Kompagnie wurden günstig aufgestellt und jedem derselben drei Mann zum fortwährenden Laden der Gewehre beigegeben. Mit den braven Kärntnern empfingen Kraßnigg und Raunigg den Feind mit einem fast ununterbrochenen und sehr wirksamen Bataillefeuer. Der feindliche Stabsoffizier fiel gleich einer der Ersten getroffen vom Pferde; die gut gezielten Schüße der braven Mannschaft, die treffliche Leitung der Offiziere hielten den Feind auf und hatten gewiß die Wirkung, daß man wenigstens „Hatvan" durch 1½ Stunde behauptete, obschon dichte Massen und Kolonnen vor „Hatvan" aufmarschirten. Es war an diesem Tage nicht die Absicht Görgey's weiter vorzudringen, denn sonst hätte diese kleine Heldenschaar erdrückt werden müßen; doch dieß schmälert den Ruhm dieser tapfern Kompagnie keineswegs, da sie dem lebhaften Angriffe des Feindes mit allem Muth und jeder Aufopferung entgegen trat.

Es waren alle Patronen verfeuert, die Dämmerung brach ein, als Kalchberg den Befehl zum Rückzuge gab. Er hatte sieben Todte und brachte alle seine Blessirten mit. Der edle Graf ritt nach dieser vollbrachten That dem braven Kalchberg mit seinem ganzen Stab entgegen und indem er ihm seine Anerkennung in der schmeichelhaftesten Weise öffentlich aussprach, fügte er hinzu, daß er für ihn zur Belohnung das „Maria-Theresienkreuz" beantragen werde; gleichzeitig forderte er ihn auf, die Bravsten unter den Braven zur Belohnung namhaft zu machen.

Diesem nach erhielt Hauptmann v. Kalchberg den „Maria-Theresien-Orden";

Lieutenant Karl Kraßnigg und Lieutenant Franz Raunigg das „Militär-Verdienstkreuz";

der Gemeine Jakob Schwaiger die silberne Medaille erster Klasse;

Feldwebel Blasius Weißnegger, die Korporäle: Martin Moßer, Martin Schaumberger, und Michael Erschnigg, dann die Gefreiten: Lorenz Illvitzer, Simon Ratz und Peter Mitterwurzer, die silberne Medaille zweiter Klasse.

(Fortsetzung folgt.)

Der Wasserfall.

Ist mir auf grünem Plane,
Den schon der Himmel krönt,
Zu spiegeln Sonn' und Sterne
Die Ruhe nicht gegönnt —

So laßt mich prächtig fallen
Mit Donner und Getos,
Mit tausend reichen Funken
Der Erde in den Schooß.

Die Felsen, die entgegen
Sich wälzen meiner Bahn,
Ich hauche sie mit Rosen,
Mit Regenbogen an.

Denn wo der Hohe sinket,
Da ist sein Sturz Musik
Und alle Tiefe weiset
Zur Höhe ihn zurück.

Friedrich Pichler.

Nachträgliches über St. Kummernuß.

Die Anregung, welche der Aufsatz in Nr. 42, Jahrgang 1856, der „Carinthia," der auch in andere Blätter aufgenommen wurde, gab, hat ihre Früchte getragen, indem man die mehrfach vorhandenen räthselhaften Abbildungen und plastischen Vorstellungen der heil. Kummernuß näher auffaßte, und nach der einmal gegebenen Erklärung den Sinn derselben zu entziffern in der Lage war. Wir glauben die dießfälligen Auffindungen aus dem Grunde auch in unserem Blatte verfolgen zu sollen, weil sie auch über das bereits darin Besprochene ein mehreres Licht verbreiten.

Der „Aufmerksame" vom 19. November 1856, Nr. 267, referirt unter der Aufschrift: „Steiermärkische Alterthümer": „es befindet sich in dem alten Amtshause des „Geistthales", „in dem Vorgemache des ersten Stockwerkes desselben, ein Kreuz, und an demselben, im Pruntgewande, mit rothen Strümpfen und gelben (wahrscheinlich einst goldenen) Pantoffeln an den Füßen, eine starkbärtige blühende Jungfrau mit einer goldenen Krone und einem Heiligenscheine. Nur die Arme, nicht aber die Füße sind angenagelt. Die Statue, von ziemlich guter, aber nicht schöner Arbeit des 17. Jahrhunderts, ist 3 Schuh hoch, die Bemalung ersichtlich erneuert. Zu ihren Füßen befand sich die jetzt verloren gegangene Statue eines Geigers in einer Art Käfig oder Hütte."

In Verfolg der nun einmal angeregten Forschung wurde im „Aufmerksamen" vom 14. und 15. Dezember v. J. ein 4 Zoll hoher, 2½ Zoll breiter Kupferstich besprochen, welcher die Heilige, die durch ihren weiblichen Busen unverkennbar ist, auf ganz ähnliche Art darstellt, nur daß ihr rechter Fuß auf einem Kelche aufsteht. Der Geiger, als Pilger gekleidet, stehet im Vordergrunde zur Linken des Beschauers; seine Physiognomie ist die eines jungen Menschen, mit kurzem Bart um Kinn und Wange und langem Haare; sein Antlitz drückt tiefen Schmerz aus. Auffallend ist die lateinische Inschrift: Admirandum ac celebre hujus SSmi Crucifixi a Nicodemo ut traditur exculpti simulacrum in Cathedrali ecclesia Civitatis Lucensis cum maxima veneratione colitur. Es soll also ein Abbild des nach Ueberlieferung vom Nikodemus geschnitzten allerheil. Crucifixes in der Cathedralkirche zu Lucca seyn.

Man sieht daraus, wie man die Vorstellung der heil. Kummernuß mit dem volto santo verwechselte. Der Referent glaubt daher, daß dieselbe von Kärnten, als Italien am nächsten gelegen, dorthin verpflanzt worden sey. Er begleitet diese dort weiters ausgeführte Bemerkung mit dem Beisatze: „Es wäre nicht uninteressant zu erfahren, woher „Dr. Justinus Kerner zu seinem Gedichte: „Der Geiger „zu Gmünd," worin er übrigens leider an die Stelle der „heil. Kummernuß die heil. Cäcilia setzte, den Stoff genommen habe, ob aus einem Druckwerke, einer Handschrift, „oder einer in seiner Familie erhaltenen Ueberlieferung. Denn

„nach seiner eigenen mündlichen Aeusserung an einen „meiner Freunde, der ihn dieses Jahr zu Weinsberg besucht „hatte, stammt sein Geschlecht aus Kärnten ab.“ Auf diesen und den andern Grund, nämlich den der so frequenten Abbildung der Heiligen in und um Gmünd, glaubt der besagte Referent seine obige Annahme zu stützen, und auch wir glauben, es lasse sich, daß die Sage vom „Geiger zu Gmünd“ auf Kärnten sich beziehe, aus dem zuletzt erwähnten Umstande einigermassen wahrscheinlich machen, um so mehr, da die von Kerner bearbeitete Sage sich genau auf dem Bilde zu Dornbach, wie bisher nirgends anderswo, vorfindet.

Da übrigens St. Kummernuß die einzige Heilige ist, welche des Kreuzestodes gleich dem Erlöser gewürdiget wurde, ist ihre Verehrung bei der Menge jener, welche Gefährten ihres Leidens und Kummers waren und sind, begreiflich. Sollte die so reich ausgestattete, und für das Kirchliche so sehr eingenommene Kunst unserer Tage die Vervielfältigung jener Abbildung sich zum Vorwurfe wählen, so dürfte das entsprechende, am Bilde zu Dornbach angebrachte Gebet, dabei füglich berücksichtigt werden*).

Hn.

*) Am Schluße unsers Blattes erhielten wir die dritte Nummer des „Aufmerksamen“ vom 18. d. Mts. und lesen darin, die Legende der hl. Kummernuß betreffend, folgenden Bericht, welcher als ein neuer Beitrag zu dem in der „Carinthia,“ zuerst besprochenen Gegenstand betrachtet und daher auch mitgetheilt wird.

Der Bericht lautet: „Der hochw. Herr Pfarrer Franz Verbnial zu Altenmark nächst Fürstenberg schreibt, daß er einen Kupferstich der hl. Kummernuß besitze, der besondere Beachtung verdient, indem er 1642 zu Augsburg nach den Angaben des gelehrten Jesuiten Pater Bartlmä Riccius gestochen wurde. Auf diesem Bilde ist die linke Seite des Oberkörpers entblößt, der rechte Fuß frei, die Krone zackig, die Peiniger sind römische Soldaten. Im Hintergrunde sieht man eine Stadt in Portugal aus der Zeit der Römerherrschaft; vorne eine Säule mit einem Götzenbilde. Darunter steht folgender Text: „Die hl. Wilgefortis, Jungfrau, eine Tochter des Königs aus Portugal, stritt für die Beschützung des christlichen Glaubens und der Keuschheit, als sie Christum ihren Bräutigam gebeten, daß er sie wolle ungestaltet machen; damit sie nicht mit ihrem Buhlen müßte Hochzeit halten, ist ihr jählings ein ziemlich langer Bart gewachsen. — Diese wird in Niederlanden an vielen Orten verehrt, aber unter dem Namen St. Onkummernuß, vielleicht von Vertreibung der Sorgen und anderer Ungelegenheiten, wie aus ihrem geschriebenen Leben abzunehmen“. (Martyrol. Romanum, et Molen. ad Usuardum.) Der Herr Pfarrer Verbnial besitzt auch ein altes Gebetbuch mit einem Gebete zur hl. Kummernuß. Der römisch-katholische Fest- und Heiligen-Kalender bemerkt, daß Wilgefort, Jungfrau in Portugal, gekreuziget wurde, als sie den Glauben eben so treu wie die Unschuld bewahrte. — Wir begehen ihr Gedächtniß jährlich am 20. Juli. In der Legende der Heiligen von Augsburg 1836, heißt sie auch Liberata.“ D. Red.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 47, Jahrgang 1856.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Gebiet der mittleren Gurk.			
Sättel des südlichen Höhenzuges:			
Zamelsberg, Kreuthwirth — Sattelhöhe, SW. von Weitensfeld	3355	Pet.	Krystall. Thonschiefer.
Sattel, Kreuz, zwischen der Gurk und Wiemitzthal, W. vom Kogelnick, O. vom Kolbenkogel . . .	3076	„	Derselbe.
Sattel O. von Kogelnick, W. vom Mörllogel . . .	3084	„	Derselbe.
Kirche am Gunzenberge (Kirchenpflaster, Tr. vielleicht Spitze?)	3308 3306	„ Tr.	Krystall. Thonschiefer.
Gewässer, Gehängestufen und jüngste Ablagerungen:			
Weißberg im Glödnitzthale . .	2453	Pet.	Ebenes Alluvium.
Lassenberg, zwischen Glödnitz und Altenmarkt . . .	3209	„	Gebirgsschotterablagerung.
Im obersten Griffenthal, etwas südlich von der Querlinie zwischen dem Schleichkogel u. Besling . . .	3013	„	Schmales Alluvium u. Schutt.
Griffendorf, Vereinigung beider Bäche	2484	„	Geneigtes Alluvium.
Boden der Sirnitz oberhalb Neu-Albeck	2471	„	Ebenes Alluvium.
Vereinigung der engen Gurk mit dem Sirnitzbache bei Neu Albeck	2383	„	Krystall. Thonschiefer.
Mittlere Diluvialterrasse zwischen Altenmarkt u. Weitensfeld (bei Brucker) . .	2285	„	Terrassen-Diluvium.
Hohe Diluvialterrasse von Altenmarkt (Platz)	2363	„	Dasselbe.
Gurkfluß in Weitensfeld . .	2153 2115	„ Pr.	Alluvium.
Weitensfeld, Platz (1. Stock) — Mittel aus 3 Beobachtungen —	2162	Pet.	Altes Alluvium.
Oberste Terrasse von Zweinitz, O. von Weitensfeld .	2253	„	Terrassen-Diluvium.
Terrasse westlich von der Mündung des Drachelsbaches, W. von Gurk . . .	2202	„	Terrassen-Diluvium.
Gurkfluß in Gurk	1970	„	Alluvium.
— bei Straßburg . . .	1948	„	Alluvium.
Dorf Kraßnitz, N. v. Straßburg. Seehöhe größerer Anbauflächen am nördlichen Gehänge des Gurkthales .	2958	„	Glimmerschiefer.
Oberhalb St. Georgen am südlichen steileren Gehänge des Gurkthales . . .	2044	„	Aeltere (?) Sandablagerung.
Höhere Terrasse zwischen Hirt und Zwischenwässern, an der Gurk, ungefähr 60 Fuß über dem Spiegel (1917 Pr.)	1960	„	Terrassen-Diluvium, Schotter mit Lehm.
Wiemitzthal und Steuerberg.			
Bergrücken SO. vom Homberg (Gemeinde Steuerberg)	3655	Pet.	Krystall. Thonschiefer über dem Schotterniveau.
Bauernhof Saßl, am südöstlichen Gehänge des Homberges	3028	„	Höchste Schotterablagerung mit (Gneißgeschieben.)
Tiefere Gehängestufe ebenda .	2626	„	Schotterablagerung.
Kokausee, O. von Steuerberg .	2392	„	Zwischen-Seebecken in ebener Thalsohle.
Joselbauer im Wiemitzthal, NNW. von Steinbüchel, Beginn des Steilgefälles . . .	2222	„	Glimmerschiefer.
Südliche Gehängestufe gegen Steinbüchel	2871	„	Anbaufähige Stufen im Glimmerschiefer.
Kirche Steinbüchel am NW. Gehänge des Schneebauerberges	3342	„	Glimmerschiefer.
Nördliche Gehängestufe, Ortschaft Grau, N. v. Steinbüchel	2838	„	Krystall. Thonschiefer, 100 Fuß über seiner Liegendgränze.
Wiemitzbach, vor seinem Austritte in's Diluvium, N. von Kreuz	1763	„	Schwach geneigtes Alluvium.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 31. Jänner. 1857.

Die Volks=Sage vom schwarzen und vom Kessel=See auf der Hochalpe bei Kolbnitz im Möllthale.

Erhebe dich, auf Bursche, auf!
Rief's um die Mittnachtsstunde
Von einem grausen Felsenknauf
Tief in des Thales Runde,
Wo in dem Hüttchen friedlich klein,
Bis er erwachte durch das Schrei'n,
Ein Alpenhirte schlief.

Auf auf! Steh' auf und leihe mir
Zwei große, starke Kühe,
Für jeden Schaden bürg' ich dir,
Lohn' reichlich deine Mühe.
Ich brauche sie zu einer Fahrt,
Wo sie zwar müssen ziehen hart,
Doch nichts geschieht zu Leide.

Verwundernd sprang der Hirte auf,
Als er die Stimme hörte,
Die ihn nach schwerem Tageslauf
Im tiefen Schlummer störte.
D'rauf pocht es an die Hütte an,
Er öffnete die Thür. Ein Mann,
Stand vor ihm auf der Schwelle.

Freund! sprach der Mann, der Weg ist weit,
Den ich noch vor mir habe,
Es ist schon früh, es drängt die Zeit,
Ist nicht mehr lang zum Tage.
So leihe mir die Rinder her,
Sie sollen dann mit Golde schwer
Beladen zurück kehren.

Doch theil' das Gold mit jenem Mann,
Dem diese Rinder sind,
Zu Stein das Gold gleich werden kann,
Wenn ich nicht so es find'.
Der Mann nahm nun die Rinder fort.
Früh Morgens waren sie am Ort,
Wo er sie weg getrieben.

O Alpenluft, o frische Luft!
Wie heilst du jeden Schmerz,
Bei Flora's Kinder reichem Duft
Ist's mir so leicht um's Herz.

D'rum ziehen wir zur Alpe hin,
Wo ries'ge Gletscher steh'n,
Auf diese lasset hin uns flieh'n
Und Gottes Werke seh'n.

Umsäumt von Felsenriffen
Von schwindelnd steiler Höh',
Erblickt man in den Tiefen
Den runden schwarzen See.

Und wo des Wildbach's Wellen
Ganz in des Ersten Näh'
Am Felsenriff zerschellen,
Dort ist der Kessel-See.

Und dieser barg des Goldes viel
Bei einer Felsenwand;
Es war daher der Wand'rer Ziel
Sein klarer Uferrand.

War Jemanden Fortuna hold
Und wußte Tag und Stunde,
Der konnte schöpfen blankes Gold
Aus seinem seichten Grunde.

Die Säcke sich zu füllen
Kam einst mit Morgengrauen
Den Golddurst sich zu stillen
Ein Mann aus Welschlands Gauen.

Auf steilen Alpenstegen
Ein Jäger, wild und kühn,
Zog Gemsen zu erlegen
Zur hohen Alpe hin.

Auch er kam hin zum Kessel-See,
So malerisch und schön,
Und sah vor sich in seiner Näh'
Den Unbekannten steh'n.

Des Neides gift'ge Hyder,
Mit Habsucht im Verein',
Durchzittert seine Glieder,
Zog in die Seele ein.

Schnell wie der Blitz durch Wolken fährt
Stieß er mit wilder Lust
Dem Fremdling, der da unbewehrt,
Den Dolch tief in die Brust.

Und wie ein flackernd Lichtlein noch,
Bevor's erlöscht, erwacht,
Noch einmal leuchtet kurz, jedoch
Dann stirbt in ew'ger Nacht —

So schien sich auch des Fremdlings Kraft
Noch einmal zu erheben,
Obgleich die tiefe Wunde klafft,
Zu ringen mit dem Leben.

Sein Antlitz war vom Schmerz verzerrt,
Sein mattes Auge bricht,
Obgleich das Blut im Bogen fährt,
Erhebt er sich, und spricht:

„Erhöre mich, gerechter Gott!
„Der du im Himmel wohnst,
„Der du siehst deiner Kinder Noth,
„Sie rächest und belohnst!"

„Nichts nütze dieser kecke Raub,
„Es sey nur Sand und Stein,
„O! mache diese Schätze taub,
„Und laß sie werthlos seyn."

„Damit nicht fürder mehr der Neid
„Solch' freyle That verrichte,
„Vertilge sie für alle Zeit,
„Versenke sie, vernichte!"

Kaum war der Fluch beendet,
Schloß er das Auge zu,
Sein Daseyn war geendet;
Er schläft in stiller Ruh.

Horch, horch! Wie es dort auf der Höh'
So unaufhörlich ruft:
„Vom Kessel-See im schwarzen See
„In eines Abgrund's Kluft
„Führ' ich das Gold, und senk' es ein,
„Es soll nicht mehr zu finden seyn,
„Verloren für die Menschheit."

Der Hirt mit frühem Morgengrau'n
Nach seiner Heerde blickt,
Da wollt' er seinem Aug' kaum trau'n,
So sehr war er entzückt.
Es glänzte an der Spitze vorn
Ein Klümpchen Gold an jedem Horn
Der zwei gelieh'nen Rinder.

Er ging zur Hütt' im eil'gen Schritt
Mit raschem Sturmeseilen,
Vergaß des Mannes, der ihm rieth,
Mit seinem Herrn zu theilen
Das Gold, das an den Hörnern hing,
Das er zum reichen Lohn empfing
Für die gelieh'nen Rinder. —

Wenn auf den Alpenmatten weit
Die Flora schon verblüht,
Und Vater Herbst die Blumen streu't,
Die Berg' mit Eis umzieht;
Und fühlt man dann des Winters Keim,
So kehren Hirt und Heerde heim
Zum heimathlichen Herde.

Einst wollte nun der Hirt entflieh'n
Und seinem Herrn entlaufen,
Er wollte in die Weite zieh'n
Die Schätze zu verkaufen;
Doch schon traf auch die Strafe ein,
Statt Gold fand er nur Kieselstein,
Zum namenlosen Schrecken.

Wohl mochte ihn sein Thun gereu'n,
Es zeigte dieß sein Blick,
Der Kieselstein blieb Kieselstein,
Verschwunden war sein Glück.
Früh Morgens ging er auf die Höh'
Und macht im tiefen schwarzen See
Dem Leben schnelles Ende.

Kolbnitz.

Paul Relbürg.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Der Fürst ließ nun die Division Csorich zur Verstärkung gegen „Gödölö" rücken, und ertheilte dem Banus, der in „Alberti" stand, den Befehl, die Verbindung mit dem Grafen Schlick herzustellen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in „Aszod."

Das dritte Corps stand hinter der „Zagyva" gegen Hatvan; das zweite in „Gödölö", und der Banus mit dem ersten war auf dem Marsche gegen Hatvan.

Am 3. April mit Anbruch der Nacht brach das erste Corps von „Alberti" auf. Der Weg war grundlos, so daß die Avantgarde erst um 2 Uhr Nachts „Tapio-Biske" erreichte. Hier ruhte man bis 8 Uhr Morgens den 4., und setzte dann den Marsch entlang des schlammigen „Tapiobaches" fort. Der bei der Avantgarde marschirende Banus ließ die Vorhut in „Setzo" halten, und die nachfolgenden Truppen anschließen.

Um 2 Uhr Nachmittags ertönte plötzlich Kanonendonner in seinem Rücken; der Feind hatte die Arriergarde, die Brigade Rastich, die noch eine Meile zurück war, angegriffen. Der Banus schickte ihr augenblicklich den Befehl zu, den Kampf abzubrechen, und ihm schleunigst nachzukommen.

Klapka rückte gegen die Brigade Rastich in der Meinung, es befänden sich nur zwei Bataillone im Dorfe „Tapio". In dieser Ansicht ließ er seine Geschütze auf halbe Schußweite vom Dorfe postiren, und das Dorf mit Haubitzen bewerfen. Eiligst stürzten sich die wackern Ottochaner auf die feindlichen Kanonen, machten die selbe bedienenden Kanoniere nieder, und kehrten die Geschütze gegen den sich in Unordnung zurückziehenden Feind. General Rastich wollte nun das Gefecht einstellen, und seinen Marsch fortsetzen; aber die kampfbegierigen Soldaten waren von der Verfolgung des Feindes nicht abzuhalten. Jetzt aber kam Damjanich mit 10,000 Mann zur Unterstützung Klapka's herbei, und nun gerieth die ganze Brigade ins Feuer.

Es war ein gräßlicher Kampf, die Ottochaner fochten wie Rasende, und suchten sich durch die sie umringenden Ungarn den Weg nach der Brücke mit dem Bajonnet zu erkämpfen. Lichterloh brannte das Dorf, der Feind konnte durch die Glut nicht mehr durchziehen. Die Brigade, welche diesen ungleichen Kampf heldenmüthig bestand, zog mit 9 eroberten Kanonen über die Brücke nach den Höhen, und faßte Posto am rechten „Tapio"-Ufer. Die Ungarn mußten einen Umweg machen, um zu einer andern Brücke zu gelangen, wodurch diese tapfere Brigade einen bedeutenden Vorsprung erhielt, und in „Setzo" beim Banus eintraf.

Am 5. zog der Banus gegen Hatvan, die Vereinigung mit General Schlick suchend, als er um 5 Uhr Abends in der Nähe Hatvan's die Ordre bekam: indem Schlick nach „Isaszeg", südlich von „Gödölö" marschire, so müsse der Banus sich dorthin bewegen, d. i. wieder eine rückgängige Bewegung machen. — Der Marsch wurde also dahin angetreten, und in später Nachtstunde „Dany" erreicht. Hier hielt der Banus an, der seit drei Tagen forcirte Märsche gemacht, und heute den ganzen Tag marschirt war.

Am 6. April setzte man den Marsch fort, und um Mittag erblickte man „Isaszeg", vor welchem Orte man auf einem sanften Abhange, der sich nach einem Bache hinabzog, Halt machte. In der Entfernung von ¾ Meilen sah man „Gödölö", — ein weites Amphitheater mit waldigen Höhen bot sich dem Blicke dar.

Der Banus führte zwei Brigaden über den Bach an's rechte Ufer, die andern zwei Brigaden blieben am linken Ufer, am Abhange, aufgestellt. Eben schickte man sich zum Abkochen an, als plötzlich Kanonendonner vom Waldsaum her ertönte. Die Soldaten spießten das halbgekochte Fleisch auf ihre Bajonnete und traten in Reih und Glied.

Der Kampf begann, Kugeln flogen in das Dorf, aus dem Walde brachen die feindlichen Abtheilungen, muthig hieb Ottinger darein, und jagte sie zurück, allein nach 10 Minuten war das offene Terrain zwischen dem Walde und Bache von zahllosen Massen bedeckt.

Der Banus beorderte die zwei am linken Ufer stehenden Brigaden nach dem rechten Ufer; zwölf feindliche Kanonen aber bestrichen schon die hölzerne Brücke, über die unsere Truppen marschiren mußten. Lieutenant Klee, der seine Batterie schnell am andern Ufer postirte, beschäftigte durch ein wohlgezieltes Feuer die feindlichen Geschütze, so daß die zwei Brigaden die Brücke übersetzen, und die jenseitigen Höhen gewinnen konnten. Die Artillerie postirte sich auf den Kamm dieser Höhen, um die feindlichen Geschütze, die immer an Zahl zunahmen, und die ganze Stellung todbringend zu bestreichen drohten, in ihrem Vorrücken zu hindern.

Es war ein gräßlicher Kampf, ein furchtbar schönes Schauspiel; das Schlachtfeld schien ein feuerspeiender Vulkan, das Dorf „Isaszeg" stand in Flammen, Rauch erfüllte die Luft, durch die die Geschosse zischten und pfiffen, als wenn die Windsbraut durch die Atmosphäre fegte.

Der Banus war wie ein Kriegsgott überall ermuthigend und ordnend, denn er hatte einen harten Stand, sich mit seinem schwachen Corps gegen die ganze Armee Görgey's zu halten. Dennoch wurde von unseren braven Truppen das Corps Klapka's geworfen, allein es drangen nun Damjanich und Aulich mit ihren Corps heftig in die schwachen Reihen des Banus — der Kampf schwankte — die Gefahr war groß. — Da erschien der Helfer in der Noth, der ritterliche Schlick, vom Kanonendonner angezogen, und rückte gegen die Ungarn vor. Fürst Franz Liechtenstein, tapfer und kühn wie alle Liechtensteine, sprengte mit seiner Cavallerie am linken Ufer des Baches in die Flanke des Feindes, und bewog den massenhaften Feind neue Batterien gegen das Schlick'sche Corps zu führen — und sein Augenmerk dahin zu richten. Mittlerweile brach die Nacht ein, die Brigade Rastich setzte zum Schein mit den Plänklern den Kampf noch fort, während der Banus und Schlick ihren Marsch gegen „Gödölö" antraten.

Bei dem Waldsturme auf „Isaszeg" wurden von der Division Baron Prohaska Nr. 7 belobt: Corporal Josef Erschnigg, Expropriis Josef Fuchs, die Gemeinen Friedrich Töpfermann und Adalbert Kerbanschek.

Am 7. April marschirten das erste und dritte Corps in zwei Colonnen in retrograder Bewegung gegen „Pesth". Das zweite Corps, das am 6. von „Waitzen" nach „Gödölö" beordert worden war, erhielt Gegenbefehl und kehrte wieder nach „Waitzen" um. —

Nachmittags ließ der Fürst die Colonnen halten, und auf den Höhen von „Mogyoröd" in einer vortheilhaften Position aufstellen, die Generäle kamen herbei, um den Fürsten zu begrüßen, und Befehle zu empfangen. Der Banus und Graf Schlick wurden von den Truppen mit freudigen Ausrufungen der Liebe empfangen, wo sie vorüber zogen, erschallten die Vivats.

In einem Wirthshause an der Straße versammelte der Fürst den Kriegsrath, um die ferneren Operationen zu be-

schließen. Es war ein wichtiger Augenblick, alle Herzen pochten stärker — und langsam gingen die Stunden dahin.

Im Rathe hatten sich schnell zwei Partheien gebildet, die eine war für eine koncentrische Aufstellung bei „Waitzen“, hier Görgey zu erwarten, und falls unsere Macht nicht ausreiche, hinter die „Gran“ zurückzugehen, und in fester Stellung Verstärkungen abzuwarten; während die andere Parthei die Stellung bei „Pesth“ für vortheilhafter hielt. — Zum ferneren Unglücke für die so brave Armee erhielt die zweite Meinung die Oberhand. — Dem zweiten Corps, welches bereits auf dem Wege nach „Waitzen“ war, wurde der Befehl zugeschickt, abermals umzukehren, und sich mit dem Gros der Armee zu vereinigen. —

Die Armee setzte sich in Marsch, kam in später Nacht vor „Pesth“ an, und bivouakirte auf der „Rakosebene“. Görgey ließ unter Aulich die Dörfer „Pelota“, „Csinkota“ und „Keresztur“ besetzen, und zog so einen Vorhang, um seine Bewegungen zu maskiren.

Am 8. und 9. April ruhte die Armee; am 10. ließ der Fürst eine große Recognoscirung anbefehlen. General Ottinger unternahm dieselbe, und machte den Rapport, daß die in der Umgebung von „Pesth“ befindlichen feindlichen Brigaden die Hauptarmee keineswegs im Rücken hätten.

So war es auch; Görgey hatte sich am 7. April überzeugt, daß unsere ganze Armee hinter „Rakos“ lagere, und war sodann gegen „Waitzen“ vorgerückt. Den 8. und 9. benützte er besser, als wir — denn während wir am 10. recognoscirten, schlug er an diesem Tage nach einem harten Kampfe den braven Götz, der mit seiner und der Brigade Jablonowsky „Waitzen“ bewachte, und den Heldentod fand, auf's Haupt, und drängte diese schwachen Brigaden aufwärts gegen „Lelet“ und „Kemend“.

Die Frage, welche Parthei im Kriegsrathe recht hatte, ward blutig erledigt — und der strategische Fehler theuer bezahlt, — denn jetzt wurde auch die Stellung bei „Pesth“ für die Dauer nicht mehr zu halten, so wie man einsah, daß „Waitzen“ als der in dieser Lage bestimmte strategische Punkt sey, — und daß eine Aufstellung hier Görgey in Schach gehalten, und seinen Plan „Komorn“ zu entsetzen, vereitelt hätte. — Nachdem dieses versäumt, konnte der Fehler noch einigermassen verbessert werden, wenn man rasch, nach Hinterlassung einiger Brigaden in „Pesth“, über die Donau gegangen, und sich mit dem Corps des tapfern Generals Wohlgemuth, der eben aus Italien angekommen war, auf dem rechten „Gran“-Ufer vereinigt, und so Görgey's Marsch gegen „Komorn“ verhindert hätte. Sechzehn tapfere kaiserliche Brigaden mit 210 Geschützen standen in und vor „Pesth“, von Aulich mit kaum 10,000 Mann getäuscht und geneckt, der unsere Truppen im täglichen Vorpostengefechte im Athem hielt, um uns fest zu bannen — und Görgey's Marsch zu maskiren.

In diesem kritischen Augenblicke übergab der Fürst das Oberkommando an General Welden, und nahm Abschied von der Armee, indem er ihr herzlich jenen Ruhm und die Erfolge wünschte, deren sie durch das Zusammentreffen verhängnißvoller Umstände unter seinem Commando nicht theilhaftig werden konnte. —

Görgey marschirte mit dem Gros seiner Armee rasch nach „Levenz“ vor. Hier hatte er am 18. April über 30,000 Mann seiner besten Truppen versammelt, mit denen er bei „Kalna“, „Bars“ und „St. Benedeck“ in drei Colonnen die „Gran“ passirte.

An diesem Tage erhielt das erste und dritte Corps Befehl, vor „Pesth“ zu bleiben, und das zweite nach „Gran“ zu marschiren; das zweite Corps traf dort nach einem 13stündigen Marsche ein; allein es war jetzt zu spät. — General Wohlgemuth mußte bis an die „Waag“ der Uebermacht weichen, und der Marsch des zweiten Corps hatte nun zum Zwecke, vor „Gran“ Stellung zu nehmen.

Die ungarische Insurrection trug den Sieg davon. — Görgey marschirte gegen „Komorn“, Bem war Herr von „Siebenbürgen“. Perczl hatte Theodorovich auf das rechte Donauufer geworfen, die Dörfer der Serben verbrannt, und die Leute ermordet. —

F. Z. M. Welden erkannte, daß „Ungarn“ aufgegeben werden müsse, da durch das fernere Verweilen die zerstückelte Armee, auf keine vernünftige Operationsbasis gestützt, nur unnöthige Verluste des besten Blutes erleiden müßte. Dieser brave General zögerte nicht, sobald er die Nothwendigkeit dieses Schrittes erkannte, zur Ausführung zu schreiten.

Er gab sich keinen Augenblick einer trügerischen Hoffnung hin, und faßte den Entschluß, die Armee bis zur österreichischen Grenze zurückzuführen, da er nur daselbst Verstärkungen sammeln, sich koncentriren, und mit Sicherheit den Moment der Offensive wieder zu ergreifen abwarten konnte.

In der Nacht vom 20. auf den 21. April zogen die Truppen aus den Bivouaks ab, die sie seit dem 7. April inne gehabt hatten. Mit Tagesanbruch riefen sich die beiden ritterlichen Männer, Jellachich und Schlick, ein besseres Wiedersehen auf andern Schlachtfeldern zu. Unter brüderlicher Umarmung schieden Offiziere und Soldaten der verschiedenen Truppen von einander; noch ein Lebe hoch! dem ritterlichen jungen Kaiser, und dann trennten sich die in Noth und Tod vereint gewesenen Corps; die einen zogen nach Westen, die andern nach Süden.

F. M. L. Banus Baron Jellachich hatte den Auftrag, das Oberkommando der Südarmee zu übernehmen, und dieselbe durch sein erstes Armee-Korps zu verstärken. Es sollte bis „Eszek“ hinabziehen, an der untern „Donau“ Posto fassen, Slavonien, Kroatien von „Eszek“ bis „Peterwardein“ decken, und seinen rechten Flügel an das kaiserliche Cernirungs-Corps vor dieser Festung lehnen.

Diese Wahl war eine glückliche, denn Jellachich ist der Name, der sich bei den Südslaven den besten Klang erworben, welcher sie mit der Begeisterung und dem Muthe beseelt, der immer wieder zu neuen Opfern anspornt. Wir kennen diesen edlen Mann noch aus dem Lager von „Malpensa“, und sahen ihn bei verschiedenen andern Gelegenheiten; die Armee in Italien sprach von ihm zu keiner Zeit, als er noch Hauptmann bei den Ogulinern war — bis zum Banus und Feldmarschall-Lieutenant, anders wie mit Liebe und Begeisterung. Sein ganzes Wesen athmet Freimüthigkeit, Kraft und Energie. Er war die Seele des Vergnügens in den militärischen Lagern der „Lombardie“ und die Zierde der Gesellschaft in den Salons. Doch da glänzte nur der geistreiche, interessante Mann. Allein viele Augenzeugen berichten und sagen: auf dem Schlachtfelde muß man ihn sehen, und auf dem Wahlplatze beobachten. Der Ausdruck seines sonst so sanften Gesichtes wird ernst, der Blick, der eines gebietenden Feldherrn. Wie ein Kriegsgott sieht er aus, wenn er an die Spitze seiner Regimenter eilt, wenn seine männliche Stimme den Donner der Kanonen beherrscht, und die Soldaten begeistert. Dieser Mann hatte nun die Aufgabe, obwohl zu spät, die Trümmer der Südarmee zu sammeln, und dem mächtigen Andrange der Insurgenten zu trotzen.

Die Festung „Ofen“, der man nicht den Namen einer Festung geben kann, erhielt eine Besatzung, die sich so lange halten sollte, bis nach Beginn der Offensive der Ersatz durch

die vorrückende Armee möglich geworden wäre. Wir glauben, man wollte durch diese Besatzung der über unsern Rückzug erstaunten öffentlichen Meinung ein Anzeichen geben, daß wir bald wieder zurückzukehren gedenken.

Der General Hentzi, ein Mann von festem Charakter und hoher technischer Bildung, übernahm das Festungs-Commando. Die Besatzung bestand aus einem Bataillon E. H. Wilhelm, einem Bataillon Ceccopieri, einem Bataillon Warasdiner-Grenzer, vier Compagnien Banalisten, einer halben Compagnie Pioniere, einer Eskadron E. H. Johann Dragoner und 110 Mann Artillerie, und war auf zwei Monate mit Proviant versehen.

Die Armee erhielt für den Rückzug die Disposition dahin, daß das zweite und dritte Corps bei „Preßburg" Stellung nehmen, das Centrum in „Preßburg" bleiben, der rechte Flügel sich an den „Neusiedler-See" lehnen, der linke Flügel sich am rechten „Marchufer" hinziehen solle.

Görgey war am 18. April über die „Gran" vorgedrungen, und erreichte „Komorn", als der F. Z. M. Baron Welden am 20. der Hauptarmee befahl, „Pesth" zu räumen und den Rückzug anzutreten. Das Schlick'sche Corps zog gegen „Komorn", wo noch das ganze Belagerungs-Geschütz der Armee sich in Thätigkeit befand, und war am 25. von „Bicsa" her in Anmarsche. Nach der am 25. Abends erfolgten Ablösung der Division Baron Lederer bei der Blokade von „Komorn", war dieselbe am darauffolgenden Tage noch vor Tagesanbruch eben in Begriff aus dem Nachtlager zwischen der Puszta „Herkaly" und „Acs" nach „Raab" abzurücken, als die Insurgenten mit ihrer ganzen Macht aus „Komorn" debouchirten. Nach und nach war es den Letzteren gelungen, bei „Uj-Szöny" und gegen „O-Szöny" mit mehreren Truppen und Geschützen vorzudringen, den „Sandberg" zu besetzen, und sowohl den „Acser"-Wald als auch die Communikation nach „Acs" zu bedrohen.

F. M. L. Simunich hatte unter diesen Umständen die Division Lederer vor den „Acser"-Wald dirigirt, und mit einem Theile derselben den „Sandberg" erstürmen lassen. Nachdem aber die Insurgenten den rechten Flügel der sehr ausgedehnten Schlachtlinie der Unsrigen zum Rückzuge zwangen, welchem auch das Centrum folgte, so ließ Simunich wegen der nöthigen Verbindung der Schlachtlinie den „Sandberg" räumen, um das Andringen des Feindes auf die Communikation nach „Acs" und den linken Flügel der Schlachtlinie durch eine zweckmäßige Aufstellung in und vor dem „Acser"-Wald abzuwehren.

Oberst Wilhelm Graf Montenuovo, der unter der Division Fürst Franz Liechtenstein die Avantgarde des ersten Corps bildete, hatte vom Grafen Schlick den Befehl erhalten, an demselben Morgen, den 26. frühestens von „Banchida" nach der Puszta „Tömörd" zu marschiren, und bei derselben zu lagern.

Der heftige und sehr lebhafte Kanonendonner, den Montenuovo während des Marsches fortwährend hörte, wurde allgemein selbst von dem sachverständigen Cavallerie-Batterie-Commandanten, Oberlieutenant Josef Hauck, für das gewöhnliche Bombardement der Festung „Komorn" gehalten.

In der Puszta „Tömörd" angelangt, ließ Montenuovo, nicht wie ihm befohlen ward, die Brigade lagern, sondern schickte vorerst eine Recognoscirungs-Patrouille gegen „Komorn" ab.

Der tapfere Montenuovo wartete die Meldung der Patrouille nicht ab, und marschirte, trotz seinem Befehl hier zu lagern, mit seiner schwachen Brigade in der Richtung des aufsteigenden Geschützrauches gedeckt vor, und kam dadurch unbemerkt dem heftig vordringenden Feinde in die linke Flanke, und beinahe in den Rücken.

Die Truppen Simunich's, der feindlichen Uebermacht weichend, waren bereits bis gegen „Acs" und die Puszta „Herkaly" zurückgewichen, und der Art bedroht, daß ein Aufrollen der ganzen Linie, und eine noch höchst gefährliche Umgehung gegen „Babolna" zu befürchten war.

Montenuovo ließ seine Batterie auf Kartätschenschußweite rasch vorrücken, diese begann ein lebhaftes Feuer, er selbst der kühne junge Graf führte mit aller Bravour zwei ungestüme aber gelungene Attaquen auf drei Regimenter Husaren, sprengte eine feindliche Infanteriemasse, und erschütterte den Feind der Art, daß er von jedem weiteren Vordringen nachließ.

Graf Schlick, wie immer dem Kanonendonner folgend, erschien in diesem Momente auf dem Schlachtfelde, ließ alsogleich 12 Eskadrons einhauen, und diese beiden Attaquen, ausgeführt wie auf dem Exercierplatze, machten den Feind wankend. Dieses Schwanken des Gegners benützte Simunich, und ließ die ihn drängenden Insurgenten durch den Obersten von Nikolaus-Kürassiere, Freiherrn von Minutillo, attaquiren. Diesem Regimente, das erst von einem zehnstündigen Marsche eingetroffen war, standen 6 Divisionen Husaren, mehrere Bataillone Honved's und 40 Geschütze gegenüber.

Der Eskadrons-Commandant, Adolf Baron Wildburg, erhielt den Auftrag, zurückzubleiben, und mit seiner Eskadron die drei Estandarten des Regiments zu bewachen. Eine zweite Eskadron war zur Kanonenbedeckung kommandirt.

Das Regiment mit zwei Divisionen rückte trotz dem heftigsten Feuer mit vieler Bravour vor, da bemerkte Wildburg eine feindliche Batterie, welche das vorrückende Regiment mit großem Erfolge in der rechten Flanke beschoß.

Er faßte schnell den Entschluß, diese anzugreifen, und sagte es seiner Mannschaft, die es mit Jubel aufnahm. Wildburg übergab die drei Estandarten des Regiments einer in feiner Nähe befindlichen Infanterie-Abtheilung, und rückte im Trabe gegen die feindliche Batterie vor.

Die Batterie wendete nun ihr Feuer gegen die anrückende Eskadron; diese rückte wacker vor, und näherte sich der Batterie schon auf 400 Schritte, da protzte diese auf, und fuhr im Carriere davon.

Wildburg verfolgte sie auf 2000 Schritte, erkannte aber die Unmöglichkeit, die trefflich bespannte Batterie mit seinen von dem frühern Marsche ermüdeten Pferden einzuholen, gab die Verfolgung auf, und warf sich auf eine Division Husaren, welche das Regiment überflügeln wollte, und jagte diese in die Flucht.

Wildburg ließ nun seine brave Eskadron halten, um sich auf dem Schlachtfelde zu orientiren; er sah die beiden Divisionen seines Regiments mit den sechs Divisionen Husaren im Handgemenge, und wie die Oberstlieutenant zweite Eskadron stark überflügelt werde. Der tapfere Wildburg sprengte rasch den Husaren in die Flanke, überritt dabei einige Abtheilungen Honveds, und half dadurch seinem Regimente die Aufgabe zu lösen, und den Sieg erringen. Der Feind zog in seine Verschanzungen ab.

Graf Montenuovo und Baron Wildburg wurden für diese bewiesene Tapferkeit, Entschlossenheit und Umsicht mit dem Ritterkreuze des „Maria-Theresien-Ordens" belohnt.

F. M. L. Simunich zog sich gegen „Tyrnau", Schlick aber weiter über „Raab" in die angewiesenen Stellungen zurück, und „Komorn" war im ganzen Umkreise der Festung entsetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 7. Februar. 1857.

Das Schloß Bleiburg im k. k. Bezirks-amte gleichen Namens.

Jeder, der die Stadt Bleiburg das Erstemal betritt, soll es nicht unterlassen, das oberhalb gelegene Schloß zu besteigen, um sein Auge von den beiden Altanen aus an den schönen Gartenanlagen, den unter seinen Füßen liegenden Wiesen und gut kultivirten Aeckern zu laben, und besonders die fast ohne Vorgebirge senkrecht in die Höhe steigende Petze, 6744 Wiener-Fuß über der Meeresfläche, anzustaunen, welche offenbar die imposanteste Zierde der Gegend ist. —

Bleiburg hat, wie jedes andere Schloß, seine Geschichte, die nicht in Vergessenheit gerathen soll; auch haben sich die Besitzer dieser gewesenen großen Bezirks- und Landesgerichtsherrschaft um unser Land und den Kaiserstaat so große Verdienste erworben, daß sie in der „Carinthia" ausgezeichnet zu werden verdienen.

Ich finde mich geradezu verpflichtet, diese Aufgabe so gut als ich es vermag zu lösen, da sich meine frühere dienstliche Stellung und manche Jugend-Erinnerungen an diese Gegend knüpfen.

Der Ursprung des Städtchens so wie der Veste liegt im Dunkel der Traditionen. In den Tagen der Römer lag die Colonie Juenna am Fuße der Petze, und errichtete an den Höhen einzelne Tempel; dieß muß aber mehr westlich, unweit Sonnegg, gewesen seyn, wo noch Inschriften und Mauertrümmer gefunden werden, auch die fortdauernd ausgegrabenen römischen Münzen, besonders in der Gemeinde Jaunstein, das Hausen dieser Weltgebiether beurkunden.

Nach der Etymologie deutet das Wort „Bleiburg" auf reichhaltige Bleigruben hin, die von hier aus administrirt oder benützt worden sind, obgleich die slavische Benennung „Bliberg" damit nicht im Einklange steht; allein richtig ist es, daß sich am Wege zwischen Miß und Schwarzenbach mehrere verlassene Stollen vorfanden. — Diese wurden in neuerer Zeit wieder aufgenommen, und neue reiche Bleilager aufgeschlossen, welche den Gebirgsgemeinden ergiebige Existenz-Mittel zuführen. —

Die Angabe Valvasors, daß im Jahre 917 bei Leopach, oder Leogach eine Schlacht zwischen den Ungarn und dem Kärntner-Herzog Eberhard geliefert worden sey, in welcher drei seiner Söhne auf dem Schlachtfelde geblieben seyn sollen, so wie die verderblichen Einfälle der Türken in den Jahren 1473 und 1478 bezüglich dieser Gegend lassen sich geschichtlich nicht nachweisen; — wahrscheinlicher aber ist seine Behauptung, daß im Jahre 1239 Herr Wilhelm Graf von Starhand und Heimburg seinen gräflichen Sitz in Bleiburg hatte: denn urkundlich gewiß ist es, daß Bleiburg bis zum Jahre 1331 den Grafen von Heimburg gehörte, welche von diesem Sitze aus zugleich Vögte des Klosters Oberburg im Cillier-Kreise waren.

Als im Jahre 1298 Graf Ulrich von Heimburg, Prätendent für Kärnten, ob der Ansprüche seiner Gemahlin Agnes, vorhin Wittwe des letzten Sponheimers Ulrich, im Vereine mit den Truppen des Salzburger Kirchenfürsten Conrad, den Sohn Mainhard's von Tirol und Kärntner-Herzogs, Ludwig, in St. Veit gefangen nahm, verpfändete er für die zeitweilige Haft desselben seinen Bundesgenossen die Schlösser Bleiburg, Drauburg und Schmielenburg.

Nach dem Ausgange des Mannesstammes der Heimburger theilten sich die Anverwandten in ihre reiche Habe, und Friedrich von Auffenstein, des berühmten Landeshauptmanns Conrad von Auffenstein jüngster Sohn, welcher Elisabeth Gräfin von Heimburg zur Gattin hatte, erhielt Bleiburg sammt dem, was dazu gehörte. — Bleiburg blieb nun, wie früher bei den Grafen von Heimburg, der Sitz der jüngeren Linie dieses mächtigen Hauses.

Dieses dauerte so lange, bis sich Friedrich's Sohn gleichen Namens bei der Länder-Vertheilung zwischen Herzog Leopold und Albert, und nach den schweren Schlägen, welche das Erzhaus in der Schweiz erlitten, bauend auf die Hilfe seines gleichgesinnten Freundes Franz von Savorgnano, des mächtigsten der Edlen Friaul's, im Jahre 1373 offen gegen seinen Landesfürsten auflehnte.

Da schlug sie der Fürst, sagt Richard's Strein von Schwarzenau Chronik, vor Bleiburg, und eroberte es so wie die übrigen Burgen Auffenstein's.

Diese Schlacht hatte auch zur Folge, daß Friedrich der Letzte seines Stammes, als der Felonie schuldig, in den Thurm von Streehau wanderte, um dort durch 28 Jahre als Gefangener zu leben, und nachdem auf Freundes-Fürsprache sich ihm diese ehernen Pforten geöffnet und er Urfehde geschworen hatte, im geistlichen Kleide als Chorherr von Regensburg starb.

Bereits am Lucientage 1373 ertheilte Herzog Leopold auf seinem Schlosse zu Bleiburg Lehen und Briefe; es blieb nun ein landesfürstliches Eigen, obschon öfters verpfändet und in Pflege gegeben an die Himmelberge, Schaumburge, Reichenburge und Lodrone.

Im Jahre 1571 ordnete E. H. Carl bei allen pfandschillingsweise versetzten Herrschaften die Errichtung neuer Urbarien durch besondere landesfürstliche Commissäre an, welche in der Folge bei Streitigkeiten, und selbst in neuester Zeit Behufs der Grundentlastung sehr ersprießliche Dienste geleistet haben. —

Graf Johann Ambros von Thurn und Valsassina, Obrister Erb-Hofmeister in „Krain" und der „windischen Mark", Obrister Erb-Marschall der fürstlichen Graffschaft „Görz", Seiner kaiserlichen Majestät Rath, auch Seiner königlichen Majestät des E.H. Ferdinand von Oesterreich geheimer Rath, brachte im Jahre 1584 das Amt Kappel, 1585 das Amt Stein im Jaunthale, und endlich im Jahre 1601 vom Aerar Bleiburg als Eigenthum an sich.

Selbst kinderlos, machte er diese Herrschaft, mit Ausnahme der landesfürstlich gebliebenen Stadt, durch Testament unterm 24. Februar 1618 zum Fideicommisse, und setzte seine Vettern, Hans Ludwig und Johann Ambros, zu Universalerben ein, indem er Ersterem die Herrschaft Bleiburg, und Letzterem Radmannsdorf in Krain zugewiesen hat.

Die gräflich von Thurn'sche Familie ist sehr alt, und die Geschichte beweiset es, daß der kriegerische Ruhm ein Erbtheil derselben sey.

Ein Junger vom Adel in Mailand hat um das Jahr 359 bei Dämpfung eines Aufruhres der Arianer das neue Thor und den dabei befindlichen Thurm männlich vertheidiget, und dafür vom heil. Ambrosius den Namen „de la Torre" und die Souveränität über Valsassina erhalten, welch' letztere Benennung die Familie noch gegenwärtig führt. —

Dieselbe ist in Italien und Frankreich wohlbekannt, sehr ausgedehnt, und theilte sich in die innerösterreichische, böhmische und mährische Linie. Erstere zerfällt in die Bleiburger, Radmannsdorfer und Plankensteiner, welch' letztere noch zwei Seitenlinien, nämlich die Grazer und Cillier hat. —

Im Jahre 1747 besaßen die drei Grafen von Thurn, Franz, Anton und Joseph, die Herrschaft Bleiburg.

Der Erste starb mit Hinterlassung eines Sohnes Franz im Februar 1766 als österreichischer General in Florenz.

Joseph Graf von Thurn fiel im Luccheſiſchen Kriege durch vier feindliche Kugeln bei Piacenza.

Anton Graf von Thurn war k. k. Feldzeugmeister, geheimer Rath, Ritter des goldenen Vließes und Obristhofmeister bei der Weiland Großherzogin von Florenz, Gemahlin des nachherigen Kaisers Leopold, und starb 1806 auf seiner Emigration zu Holeschau in Mähren im 83. Lebensjahre.

Franz Graf von Thurn, im Jahre 1748 zu Bleiburg geboren, gelangte nun in den Besitz dieser Fideicommiß-Herrschaft. — Auch er widmete sich dem Militär-Stande mit gleicher Auszeichnung, da er schon im preußischen Kriege mit dem Maria-Theresien-Kreuze und dem Stephans-Orden belohnt, auch zum General der Artillerie erhoben wurde. Am 8. Juni 1790 fand er im Türkenkriege bei der Belagerung von Giurgewo den Heldentod. —

Er war es, welcher die Gewerkschaft Schwarzenbach von Grund auf neu erbaute, welche im Jahre 1776 in Betrieb gesetzt worden ist. — Die Folge davon für das Allgemeine war eine geregelte Straße durch die Gebirgsschluchten, und eine bessere Existenz für die Umgebung, deren sich die Gebirgsgemeinden noch bis auf den heutigen Tag erfreuen.

Franz Graf von Thurn hinterließ einen Sohn Georg, den gegenwärtigen Fideicommiß-Besitzer. —

Man nennt im Allgemeinen Jeden einen Schmeichler, der noch Lebende öffentlich lobet; zum Glücke brauche ich nicht in diesen Fehler zu verfallen, da die ausgezeichneten Leistungen Seiner Excellenz im Frieden so wie im Kriege allgemein bekannt sind; — umhin kann ich jedoch nicht, zum Schlusse des großen Verdienstes zu erwähnen, welches er sich als Präsident des Eisenbahn-Comités in dieser Lebensfrage Kärntens erworben, wofür ihm das gemeinsame Vaterland jetzt und immerdar dankbar verpflichtet bleiben wird. —

Ob ich meine Aufgabe würdevoll löste, was mein Wunsch gewesen ist, weiß ich nicht; ehe ich aber von selber scheide, schwebt mir das majestätische herrschaftliche Schloß im Geiste vor. Ich denke, daß ich an der schönen Altane noch immer den Platz einnehme, der in den fünfzehn Jahren meiner Amtirung als Oberbeamter mir Erholung gewährte. — Von da erblicke ich das Dorf Unterloibach, und sehe ein einfaches Gehöfte, in welchem ich das Licht der Welt erblickte.

Das einfache hölzerne Stübchen, welches mich in den Ferien aufgenommen, ist noch unverändert; ich erblicke auch den kleinen Friedhof, wo Vater, Mutter, Brüder und Schwestern ruhen. —

Der Mensch pflegt allerdings übertriebene Forderungen an das Schicksal zu stellen, und bei dem tiefen Eindrucke des Herben auf unser Seelen-Leben des Guten zu vergessen, welches das erstere minder bitter und erträglich macht. —

Indessen bilden 44 Jahre einen wichtigen Abschnitt im Leben. Wie viel Herbes liegt nicht in dieser langen Periode! Und so werden es mir die Leser dieser Zeilen verzeihen, wenn ich so schwach bin, nach Bearbeitung dieses Gegenstandes unter dem Drucke so verschiedenartiger Erinnerungen die Feder mit Wehmuth aus der Hand zu legen. —

Klagenfurt, den 20. Dezember 1856.

J. Schelieſsnigg.

Ein Tanz auf Rabenstein.

1.

Was soll's auf Rabenstein noch heut' in tiefer Nacht,
Was glüht der Rittersaal in Lichterschein und Pracht?

Es zechen kecke Mannen im Schloß zu Rabenstein
Bei Scherz und Klang und Sang und edlem Klosterwein;

Von Rabenstein die Knappen haben ihn genommen,
Wie er vom Steierland den Saumschlag war gekommen.

Nun kreisen volle Humpen rings von Hand zu Hand;
Und wenn es deutsche Kehlen gab im Kärntnerland,

So waren's wohl die Ritter auf dem Rabenstein
Im hohen Saale bei geraubtem Klosterwein.

Hei wie das gold'ne Naß des alten Sängers Blut
Im tiefen Herzen facht zu voller Sangesglut!

Die Zecher stimmen ein, es wird ein Schlachtgesang,
Daß brausend es hinab vom Felsenschloße klang.

Der Burgherr, kampfgestählt im Streit am heißen Tag,
Er ist nicht minder Held bei tollem Zechgelag.

Er winkt dem Pagen und er füllt die Humpen wieder,
Es schäumt der Wein, vom Herzen quellen neue Lieder.

Die Wange brennt, das Auge blickt so flammend kühn,
Das ist am Rabenschloß ein gar unheimlich Glüh'n.

„Was soll's Kumpane, flechten wir den Jubelkranz,
„Wer flink im Sattel, druk' ich, ist es auch beim Tanz."

So rief der junge Ritter Hanns von Rosenthal; —
„Ein Tanz! ein Tanz!" so hallt es wieder durch den Saal.

Der Burgherr lächelt, — „Sagt! was ist des Tanzes Lust?" —
„Beim Saitenklang das holde Liebchen an der Brust." —

„Ihr wißt, auf Rabenstein sieht es nicht wonnig aus,
„Es wallen keine Frau'n in meinem Felsenhaus.

„Doch halt! mein Page, geh', entbiethe Rosalinden
„Zum Gruß die Bitte, beim Gelag sich einzufinden."

2.

Sie kommt, die schöne Blume aus dem Märchenland,
Die lieblichste, die je geblüht am Arno-Strand —

Er hatte sie im heißen Kampfe miterrungen,
Als deutsche Schwerter wäl'sche Tücke einst bezwungen.

Da steht im Männer-Kreis die liebliche Gestalt,
Es glüht aus ihrem Auge bezaubernde Gewalt.

„Die Ritter wollen tanzen, doch es fehlt die Minne,
„Du bist so klug, mein holdes Liebchen! rathe, sinne!" —

„O sinnet, schöne Frau"! rief Hanns vom Rosenthal,
„O sinnet!" — hallt es brausend wieder durch den Saal.

Sie lächelte der Schlange gleich im Paradies,
Als sie die Todesfrucht dem ersten Weibe pries.

„Ich bin zwar fremd zu Land, — doch bleibt es Ritterart,
„Daß Jeder tief im Herzen Liebe still bewahrt;

„Sie walte nun auf hohem Schloß im Prunkgemach,
„Sie wandle schlicht und arm im Thal am Mühlenbach.

„Nun sattelt — sprengt hinab, und ruht auch noch so warm
„Das Liebchen, nehmt es sanft in Euerm Eisenarm,

„Und jagt gen Rabenstein zu Minnespiel und Tanz,
„Das wird im Nachtgewand ein holder Frauenkranz.

„Und, Ritter Hanns! verzeiht, was ist das Unterpfand?" —
„Was Mannes Ehre ziemt — ich biethe Wort und Hand."

Hei war ein Schaffen das im Schloßhof, ein Gewiere,
Ein Rennen, Knappenfluchen, Hufschlag, Schwertgeklirre!

„Was soll das" — brummt der alte Kurt — „wir zieh'n mit aus?"
„Was kommt dir bei" — meint Kunz — „es ist ein Minnestrauß."

Die Brücke senkt sich, jubelnd setzen sie hinüber,
Es geht zu Thal im Saus — und Wald und Fels vorüber,

Und nur die windgepeitschten Wolken können's wagen,
Zum Strauß in's Thal den kühnen Gesellen nachzujagen.

3.

Ein hölzern Kreuz steht mitten im thauigen Gehege,
Die Ritter machen Halt; — es trennen sich die Wege,

Und jeder lenkt in seine eigne Strasse ein
Durch Feld und Au; — nur Hanns van Rosenthal allein

Bleibt still und zagend auf dem Scheideweg zurück.
Was sinnt der Kühne? zweifelt er am Minneglück?

O nein! vor seine Seele tritt ein dunkles Bild:
Er hat kein Liebchen, das zur Minne traut und mild

Ihm winkt. Sein Liebchen ist verlassen und vergessen,
Und Ritter Hanns hat sich des Handschlag's arg vermessen.

4.

Vor Monden war zu Kollnitz ein ritterlich Turnei
Und er zu Gast und auch sein Wappen mit dabei.

Da war's ein schlichtes Häuschen, wo in süßen Stunden
Das volle Maß des Minneglückes er gefunden.

Dann war er fort in's schöne Rosenthal gezogen,
Und Bertha blieb zurück, verlassen und betrogen.

5.

Wohin? wohin? — Dies Wart nun scheint ihn festzubannen;
„Nein, nein! beim Ritterwort, ich will, ich muß von dannen."

Er sprengt in's weite Thal zu Bertha's stillem Haus,
Und sieh'! — es flimmert dort wie Lampenschein heraus.

„Sie wacht! gewiß! sie wird Verzeihung nicht versagen,
„Ich will zum Zweitenmal mein Herzleid ihr klagen."

Er steigt vom Rappen, legt ihm seine Zügel um, .
Es ist gar trübe Nacht, so todtenbang und stumm.

Dann tritt er in die Kammer; — da lag im schwarzen Schrein,
Sein armes, todtes Liebchen beim gold'nen Lampenschein.

„Seyd Ihr es, Ritter Hanns?" alt Mütterchen ihn fragt:
„Ihr habt doch wohl zu spät den weiten Ritt gewagt."

Ist todt — ist todt! Dies Wort nun scheint ihn festzubannen;
„Nein, nein! beim Ritterwort, ich will, ich muß van dannen."

Er hebt vam Sarg das Liebchen; „Was wallt Ihr doch beginnen?"
„— Zum Tanze will ich reiten mit meiner Braut von hinnen."

D'rauf lenkt, die todte Braut im Arm, er sein Schlachtenroß
Wie kampfbereit zurück zum düstern Rabenschloß.

6.

Schan tönt der Saiten Klang, die Gesellen harren sein, —
Da stürzt den hellen Schloßhof donnernd er herein.

Die Knappen weichen scheu zurück aus tiefem Grau'n,
Wie sie in Ritter's Arm das todte Mädchen schau'n.

Sa tritt er schweigend in den Saal, sein Lieb im Arm,
Es jauchzt Willkomm' ihm zu der nächtlich tolle Schwarm.

7.

„Nun schöne Frau, so hab' ich doch nach Ritterart
„Mein Ehrenwort im Männerhandschlag treu bewahrt.

„Da seht im weißen Hochzeitschmuck die schöne Braut,
„Ich hab' an ihrem Sarg sie heut mir angetraut.

„He Fiedler, will Euch bitten, laßt die Saiten klingen, —
„Soll Euch aus tausend Weisen kein Todtenlied gelingen?"

8.

D'rauf ritt er sacht zu Thal, und hat dann tiefbewegt
Die bleiche, schöne Braut in den schwarzen Schrein gelegt,

Und seinen Weg in's schöne Rosenthal genommen;
— Und ist zum Tanz nie mehr auf Rabenstein gekommen.

W. F. S.

Ankündigung.

Erst spät kommen wir dazu, ein Werk zu besprechen, welches, so hervorragend es im Gebiete der Kunst und der sie besprechenden Wissenschaft dasteht, die heimathlichen Interessen in artistischer, antiquarer, geschichtlicher, besonders auch kirchlicher Hinsicht unmittelbar nicht blos berührt, sondern sich Kärnten zum ersten und vorzüglichsten Gegenstande seiner Forschungen und Illustrationen gemacht hat. Es ist dieses Werk betitelt:

„Oesterreich's kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. Herausgegeben und im Selbstverlage von Fr. Springer und R. v. Waldheim. Wien 1856. Das Werk enthält in Grundrissen, Aufrissen, Ansichten und Details dargestellt: Kirchen, Schlösser, Stifte, Klöster, Capellen, Sakramenthäuser, Kreuze, Monstranzen, Kelche, Meßgewänder, Grab- und Taufsteine, Waffen, Rüstungen, Wappen, Bildnisse und sonstige antike Ueberreste.

Wir sehen daraus, daß sich die Ausgabe nicht blos mit strengkirchlichen Gegenständen befaßt, sondern alles Antike, in künstlerischer und historischer Hinsicht Merkwürdige, umfaßt. Wie dieses geleistet wird und werden soll, davon gibt uns das bereits vorliegende I. Heft den Beweis. Es enthält, in schönem mit passender Frontalzeichnung dekorirten Umschlage in Folio, die Abbildungen des vorzüglichsten, weil reinsten und in seinem Innern harmonirenden gothischen Kunstwerkes in der Haupt- und Residenzstadt: die St. Maria Stiegenkirche, beschrieben von Dr. Eduard Freiherrn v. Sacken, und gewidmet dem großmüthigen Förderer kirchlicher Kunst, Sr. königlichen Hoheit dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este, Hoch- und Deutschmeister rc. Es sind fünf lithographirte Blätter in Folio, und man ist im hohen Grade überrascht, so etwas Vollendetes, Großartiges, man möchte sagen, Plastisches zu sehen. Das erste zeigt uns die Ansicht des erwähnten Gotteshauses mit der Umgebung im gleichen Style gehaltener Wohnhäuser, und einer eben aus der Kirche ziehenden Prozession. Alles ist so harmonisch, wie von einem Zauber der Andacht, des Ausstrebens zum Ewigen belebt, die Sinnbilder des Glaubensvollen und Geistigen treten so sichtlich und kenntlich hervor, der harte eckige Stein formet sich so gefügig zur abgerundeten organisch weichen Pflanze, daß man sich vom Totaleindrucke mächtig ergriffen, und in jene Zeit versetzet sieht, wo der Mensch sich kräftig fühlte, seinem Gemüthe solch' einen schaffenden Ausdruck zu geben. Das zweite Blatt zeigt uns die betreffende Kirche nach ihrer Länge, sammt dem Untersatze des Thurmes; das dritte gewährt uns einen Einblick in das Innere des Gotteshauses, wo wir wie in magischer Beleuchtung den fein geschnitzten gothischen Hochaltar mit seinen Baldachinen und Statuen, und ingleichen diese an den Seitenpfeilern und den über sie, in Netzesform am Gewölbe ausgehenden Stäben und Rippen sehen. Das vierte Bild zeigt uns das Hauptportal, welches von der üblichen Form, nach der die Portale frei sind, oder eine Vorhalle haben, abweicht. Den vertieften Eingang umwölbt (wir halten uns bei dem gewöhnlichen Ausdrucke) und deckt ein aus einem Systeme schlanker Strebepfeiler und Spitzsäulen bestehender kuppelartig sich erhebender Baldachin. Das fünfte Blatt gibt uns den Kircheneingang, die eigentliche Pforte mit dem Detail ihrer Verzierungen. Die Grundrisse sind in der kurzgefaßten, jedem Leser möglichst verständlich gemachten Beschreibung der Kirche inbegriffen, die eine geschichtliche Darstellung, welche die Hauptmomente des Baues und der Verschönerung durchgeht, und eine, die gothische Bauweise im Allgemeinen schildernde, wahrhaft begeisternde Vorrede einleitet. Für jeden Leser und Beschauer ist diese Behandlungsweise zusagend, Auge, Wißbegierde und Gemüth befriedigend, belehrend und unterhaltend, indem die Herausgeber es sich zur Aufgabe gemacht haben, nicht blos Fachmänner sondern das christlich gebildete Publikum zu interessiren und so eine weitere Verständigung anzubahnen. Das Objekt, der bauliche Gegenstand, soll nach ihrer Absicht nicht von der, demselben zum Grunde liegenden, Romantil getrennt werden, sondern vielmehr in den symbolischen Darstellungen, Figuren, Verzierungen ihren Ausdruck finden. Es können damit so manche Lokalsagen und charakteristische Ueberlieferungen passend verbunden und so dem Ganzen mehr Wirkung und Reiz verliehen werden.

Was jedoch die Eingangs bemerkte Zuwendung dieses Kunstwerkes den kirchlichen und sonstigen Antiquitäten Kärntens betrifft, können wir bemerken, daß der Herausgeber, Herr Franz Springer, vor 2 — 3 Jahren Kärnten bereiste, und, wie er in der Vorrede sagt, einen großen Theil der vorzüglichsten Bauwerke und Alterthümer selbst zeichnete. Wenn demnach im nächsten Hefte die Darstellungen der übrigen Theile der Kirche von „Maria Stiegen" enthalten seyn werden, folgen dann die Kärnten betreffenden Lieferungen als von Friesach: das „Innere des Burgthurmes", die „drei Meßgewänder der Peterskirche" (beide Farbendruck) dann eine „Totalübersicht von Friesach", die wir, im Vorübergehen bemerkt, in „Wagners" erster Ausgabe höchst unvollkommen hatten, in der zweiten, d. i. seinem Album, gänzlich vermißten. Im entsprechenden Texte, die „Grundgeschichte Friesach's" enthaltend, wird der „Grundriß des Petersberges", die Einsicht in dessen „Brunnenhof" und ein „romanisches Fenster" von dem ältesten Schloßtheile sich zeigen. Ferner sind zur Herausgabe bestimmt: die „Bartholomäuskirche sammt Stift", das „Dominikaner-Kloster sammt Kirche", ingleichen die „Seminar- und deutsche Ordenskirche zu Friesach", zuletzt die Kirche „St. Wolfgang" bei Grades. Damit ist der Cyclus der Vorstellungen aus Kärnten eröffnet, welches einen bereits von Kunst- und Alterthumsfreunden anerkannten und anderwärts kaum übertroffenen Reichthum an solchen Gegenständen biethet, deren Illustration und Bekanntwerdung in den weiten Kreisen der deutschen gebildeten Welt, für das leider bisher, und bis zur Reise der Allerhöchsten k. k. Majestäten in sein erhabenstes Alpenthal, so sehr als eine terra incognita vergessene Land einen unberechenbaren Nutzen haben wird.

Möge das einheimische Publikum daher möglichst an der Abnahme dieser Lukubration sich betheiligen, und sein reges Interesse für das Vaterland, für Kunst und die Ueberlieferungen der Vorzeit beurkunden.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 14. Februar. 1857.

Ueber das Schuldrama zu Klagenfurt *).

Vom Professor Alois Egger.

Das Schuldrama ist fast so alt, wie das deutsche Drama überhaupt, und die Literaturgeschichte erkennt im erstern einen wichtigen Factor zur Ausbildung des letztern. Seit einem Jahrhunderte ist es nach und nach verschwunden, und das Volk, das an den klassischen, dramatischen Schöpfungen seine Seele labt, hat längst vergessen, daß es eine Zeit gab, wo die größte bildende Anregung zu dieser Kunstform von der Schule ausging. So denkt auch der, der mit der Macht seines Wissens sich einen glänzenden Weg durch's Leben bahnt, selten mehr an die Schule zurück, die ihm die Thore seiner geistigen Rüstkammer öffnete.

Die Anfänge des Schuldrama's fallen in eine Zeit, wo durch die Wiederaufnahme der Antike neues schwunghaftes Streben an den deutschen Universitäten erwachte, in das 15. Jahrhundert. — Von der Schule aus strömte frisches Leben in alle Adern der Nation, und auch die formlosen dramatischen Versuche des Volkes, die ein dunkler Drang nach Neubildung im Gebiete der Dichtung schuf, erhielten von hier aus Form und Gestaltung. Denn die Schule hatte zuerst das Vorbild der Antike erkannt und durch Wort und Beispiel wirksam gemacht. — Im 16., 17., und theilweise noch im 18. Jahrhunderte gingen Schul- und Volksdrama als besondere Richtungen nebeneinander fort; in diesem entfaltete sich der Stoff in alle Breite und Fülle, in jenem erhielt die künstlerische Form eine fortschreitende Ausbildung, und es hätte nur einer innigen Durchdringung beider bedurft, um zur Vollendung zu gelangen. Eine solche war aber schon dadurch unmöglich geworden, daß die Schule ihren Lebenssaft prinzipiell nicht aus der Nation, sondern aus dem klassischen Alterthume sog und ihr Drama lange Zeit hindurch ausschließlich lateinisch bildete. — Gegenseitige Einwirkungen blieben zwar nicht aus, aber führten zu keinem rechten Gedeihen. Das Schuldrama wurde unter dem Einfluße des Volksgeschmackes possenhaft und die Volksstücke nahmen von der Schule wenig mehr auf, als den fremdartigen Apparat antiker Sage und Mythe. — Endlich wurden beide durch die genialen Schöpfungen unserer classischen Periode verdrängl und zum größten Theile vernichtet.

Das erste namentlich bekannte Schuldrama ist der „Henno" von Reichlin, das 1497 durch die Schüler des Verfaßers zu Heidelberg aufgeführt wurde. — Doch hatten ähnliche Aufführungen schon früher stattgefunden. Die Entwicklung des Schuldrama's hielt im 16. Jahrhunderte gleichen Schritt mit der Verbreitung der Schulen und der Eifer dafür war fortwährend im Steigen. Zuerst fand es eine reichere Pflege an den protestantischen Lehranstalten, besonders in Norddeutschland. Als das katholische Schulwesen durch die Jesuiten einen glänzenden Aufschwung erhielt, fand es auch hier Aufnahme und sorgfältige Ausbildung. — Dem Beispiele der Jesuiten folgten im 17. Jahrhunderte die Piaristen. Grundsätzlich war das Schuldrama vom Anfange an lateinisch; erst allmählig fand auch die deutsche Sprache Anwendung. Die protestantischen Schulen bedienten sich ihrer ausnahmsweise bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhundertes, indem man deutsche Uebersetzungen lateinischer Stücke vor den Bürgern aufführte. Später im 17. Jahrhunderte wurden in der Regel deutsche Stücke für ein größeres Publikum geschrieben. — Jesuiten und Piaristen scheinen länger an der lateinischen Sprache festgehalten zu haben; denn an der Jesuitenschule zu Klagenfurt kommen erst seit 1648 Dramen in deutscher Sprache vor, und noch 1748 schreibt der Piarist P. Camillus in der Vorrede zu seinen „sittlichen Schaubühnspieler": „Obwohl wir solche gemeiniglich in lateinischen „Versen zu verfaßen gehalltn seyn, so habe ich doch nebst „dergleichen mit Genehmhaltung meiner Obern auch einige „in der Muttersprache aufgeführt."

Der Ort der Aufführung war gewöhnlich ein größeres Schulzimmer oder ein Saal, die zu dem Zwecke hergerichtet werden mußten. War die Vorstellung aber für ein größeres Publikum bestimmt, so wurde sie wohl auch auf dem Rathhause, auf dem Markte untrr freiem Himmel oder in Kirchen aufgeführt. — Anlaß zu einer Vorstellung gaben ordentliche oder außerordentliche Feste, Beginn und Schluß der Schulen, die Anwesenheit hoher Personen, die man ehren wollte u. s. w. So kam es, daß in einem Jahre nicht etwa eine, sondern oft drei, vier Vorstellungen stattfanden. — So viel über das Schuldrama im Allgemeinen.

In Klagenfurt scheint dasselbe erst durch die Jesuiten (seit 1604) eingeführt worden zu seyn. Wenigstens thut Professor R. Graf in seiner „Chronik des Gymnasium's zu Klagenfurt" (Gymnasialprogramm von 1852) seiner erst im 17. Jahrhunderte Erwähnung. Die protestantische Schule, die seit 1563 in dieser Stadt bestand, scheint somit von ähnlichen Lehranstalten eine Ausnahme gemacht und das Schuldrama unbeachtet gelassen zu haben. Oder mangeln aus dieser Zeit nur die dießfälligen Berichte? Der geehrte Herr Verfasser obgenannter Chronik würde die Leser der „Carinthia" durch eine nähere Auskunft gewiß verpflichten. — Unter der Pflege der Jesuiten entwickelte sich hier aber die Pflanze des Schuldrama's zu besonders üppiger Fülle. Es wurde Regel, das Schuljahr mit dramatischen Vorstellungen durch die Schüler zu beginnen und zu schließen, und auch während des Jahres boten sich Anläße genug dar zu dergleichen Productionen. Besonders lebhaft betheiligten sich daran die Mitglirder der 1609 errichteten marianischen Bruderschaft,

*) Theilweise vorgetragen bei der Jännerversammlung des historischen Vereines für Krain.

deren Vermögenskräfte auch eine prachtvolle äußere Ausstattung der Schaustücke möglich machten. — Ferner besaß die Lehranstalt sogar ein eigenes Theater mit reicher Garderobe, was anderswo selten der Fall war. Im Jahre 1723 wurde dasselbe ein Raub der Flammen und mußte 1724 wieder neu eingerichtet werden. Die Stände ließen das neue Theater-Costume zu dem Behufe aus Venedig kommen. —

Graf's „Chronik" gibt von dem Reichthume dieser Lehranstalt an Schuldramen interessante Nachrichten. Namentlich lernen wir daraus Folgende kennen:

1613. „Der verlorne Sohn". Aufgeführt auf Kosten des Probstes von Völkermarkt, Mathias Holzapfel.

1616. „David von König Saul verfolgt". Aufgeführt im Beiseyn des Erzherzogs Ferdinand, welcher damals die Generalversammlung der Landstände Kärntens eröffnete.

1644. „Der h. Georg im Kampfe mit dem Drachen". Aufgeführt zu Ehren des Martin Widmann Grafen zu Ortenburg, welcher die Kosten für die Prämien bestritt.

1645. „Die Rose von Jericho". Wahrscheinlich zu Ehren des dießjährigen Rectors, der ein Graf von Rosenberg war.

1650. „Friedland". Verfaßt vom Professor Markovich. Eine Darstellung aus der Geschichte Wallensteins zur Feier des westphälischen Friedens.

1651. „Bernhard, König von Italien". Zu Ehren der Stände Kärntens im Hofraume des Landhauses aufgeführt.

1812. „Das Wiederfinden". Verfaßt vom Präfect Eichhorn und aufgeführt am 9. und 11. Februar (den Faschingstagen) in der Gymnasialkapelle.

Außerdem thut Graf's „Chronik" noch in andern Jahren ausdrücklich Erwähnung von dramatischen Vorstellungen, ohne die Stücke namentlich anzuführen. —

So fand z. B. im Jahre

1616 eine Vorstellung Statt in Gegenwart des Grafen Lamberg, Bischofs von Gurk;

1619 eine solche zur Feier der Kaiserwahl Ferdinand II. — Im Jahre

1644 werden vier Vorstellungen erwähnt, deren letzte der oben angeführte „h. Georg" war.

1660. Eine Vorstellung zur Feier der Anwesenheit Kaisers Leopold I.

1666. Bei der dießjährigen Vorstellung wurde an die Stände eine Bitte um Bestreitung der jährlichen Prämien gerichtet und von denselben auch gewährt. Dieser Gunst erfreut sich die Anstalt bis auf den heutigen Tag.

1811. Eine Vorstellung im Beiseyn des Fürstbischofs von Gurk, Franz Altgrafen von Salm. (Nach der Versicherung eines ehemaligen Zöglings dieser Lehranstalt soll dieses Stück der Geschichte der nordischen Königin Margaretha entnommen gewesen seyn, die in mancher Beziehung an unsere „Maultasche" erinnert.)

In den Jahren 1705 und 1711 wird ausdrücklich bemerkt, daß die üblichen Productionen unterbleiben mußten, das erstemal wegen des Todes Kaisers Leopold I., das zweitemal wegen des Todes Kaisers Joseph I. Daraus geht hervor, daß dieselben alljährlich regelmäßig wiederkehrten und nur ausnahmsweise unterblieben. Es wäre im Interesse der heimischen Kulturgeschichte, von der die Geschichte der ersten Lehranstalt des Herzogthumes ein wichtiger Bestandtheil ist, höchst wünschenswerth, daß die Nachrichten der „Chronik" über das Schuldrama zu Klagenfurt vervollständigt würden, um so mehr, als sein Einfluß und seine Bedeutung sich nicht blos auf die Schule beschränkt, sondern auf das ganze Land sich erstreckt, wie wir später zeigen werden. Die Jesuiten pflegten, wie die Piaristen*), Sammlungen von Programmen und vollständig ausgearbeiteter Dramen, gedruckter oder ungedruckter, anzulegen. Sollte sich nicht in der k. k. Studien-Bibliothek zu Klagenfurt oder in der Stifts-Bibliothek zu St. Paul eine solche Sammlung vorfinden? —

Meines Wissens ist dergleichen noch nirgend etwas veröffentlicht worden. Um so willkommner mag dem Freunde der heimischen Kulturgeschichte folgende Mittheilung eines ausführlichen Programmes seyn, das sich in der k. k. Studien-Bibliothek zu Laibach befindet. Es enthält Titel, Argumentum, Inhalt der einzelnen Scenen und Namen der Darsteller eines Schuldrama's, das 1692 im Monate Juni zu Ehren der Stände von Kärnten zu Klagenfurt aufgeführt wurde. Argumentum, Inhalt der einzelnen Scenen sind sowohl in lateinischer als deutscher Sprache gegeben. Die aus sechs Blättern bestehende Broschüre ist in Klagenfurt bei Mathias Kleinmayr, ständischem Buchdrucker, gedruckt und wahrscheinlich dem Jesuiten-Collegium in Laibach zugesendet worden, mit dessen Büchern sie dann in die öffentliche Bibliothek überging.

Der vollständige Titel lautet:

Male parta, male perdita.
Wie gewunnen, also zerunnen.
In Bernardo Rainso, fraude ad imperium
evecto, fraude dejecto
Tragoedia.

Honori inclytorum Statuum Archiducatus Carinthiae ab Archiducali Societatis Jesu Gymnasio Clagenfurti exhibita cum ab iisdem inclytis Statibus consueta munificentia scholasticis victoribus prämia distribuerentur.

Den Inhalt wollen wir nur in neudeutscher Fassung mit möglichster Treue wiedergeben.

Argumentum. Als Balduinus dieses Namens der achte Fürst in Flandern und Hennegau durch sein kühnmüthiges Unterfangen, unterstützt von der Gunst des Glückes auch Kaiser im Oriente, wider die Bulgaren zu Felde ziehet, kommt er im Kriege um. An dessen Tod zweifelt Niemand, bis Bernardus Rainsus, aus Campanien gebürtig, der seither unter dem Vorwande der Frömmigkeit als Einsiedler lebte, sich für Balduin ausgab, der nach Verlauf vieler Jahre zurückkomme. Sein arglistiger Plan gelingt, weil das Alter, die Gestalt des todten Balduin, wie seine eigene freche Keckheit ihn trefflich unterstützte. Von einigen Adeligen wurde er aufgemuntert, das begonnene Werk zu vollenden. Nachdem er also in Hennegau die Sachen zu seinem Vortheile gewendet, kommt er mit diesem Rufe nach Flandern und zieht sonst Verständige und sicher Gehende durch seine fürstlichen Sitten, durch gründliche Benennung jener Personen, die mit Balduin gelebt, so wie durch ausführliche Kenntniß des ganzen Hauses auf seine Seite. Der größte Theil des Volkes wird aus Verdruß über die Regierung eines Weibes von der rechtmäßigen Fürstin (die Flavilla zu nennen beliebte) abtrünnig und fallet ihm zu. Endlich wird der Betrug offenbar und der Eindringling wird mit gerechter Strafe aus dem Wege geräumt.

Prologus. In Flavilla's Fürstenhof dringt ein ungeheurer augenloser Drache ein, unter welchem der meineidige Aufruhr dargestellt ist, der vom Hochmuthe pflegt verblendet zu werden. Er wird aber vom Artgeiste (so wird das lateinische Genius übersetzt) Flavilla's erlegt, wodurch das verwirrte Reich seine Ruhe erlangt. —

*) Sieh die Abhandlung: „Die Schuldramen in der Piaristen-Schule des 17. und 18. Jahrhundertes" im Gymnasial-Programm von Krems 1854.

Actus I.

Scene I. Manfred, Flavilla's Obristhofmeister, ertheilt Befehl, daß, um den nahenden Geburtstag seiner gnädigsten Fürstin mit Jubel zu begehen, glänzende Schauspiele vorbereitet werden sollen; aber keiner der Anwesenden will gehorchen, sondern insgesammt zwingen sie Manfred, als aberwitzig, sich zu entfernen.

Scene II. Redualt, ein geheimer Gönner des Rainsus, merkend, daß der meiste Theil des Volkes aus Verdruß, einem weiblichen Regimente unterworfen zu seyn, zum Abfalle von Flavilla sich geneigt zeige, überredet das Volk leicht, Balduin sey nicht nur noch am Leben, sondern bereits an der Grenze seines Reiches Flandern angekommen.

Scene III. Konrad, ein besonderer Freund des Rainsus und in das Gaukelspiel eingeweiht, hebt die Tugenden Balduin's über alle Maßen hervor und bewirkt dadurch, daß in dem Volke ein inniges Verlangen entbrenne, desselben ansichtig zu werden.

Scene IV. Manfred schildert den Getreuen Flavilla's den Gefahr drohenden Stand des Aufruhr's. Solon wird zur abwesenden Flavilla gesandt, um ohne Zeitverlust dem Uebel zu steuern.

Scene V. Intermedia. Lysander hofft aus der Verwirrung des Hofes Vortheil zu ziehen.

Scene VI. Als man mit den Anstalten zum feierlichen Einzug Balduin's beschäftigt ist, kommt die Nachricht, Balduin wolle wie ein Vater nicht wie ein Kaiser empfangen werden; deßhalb werden alle Vorbereitungen eingestellt.

Scene VII. Flavilla's Getreue muntern sich gegenseitig zu standhaftem Ausharren auf.

Scene VIII. Die von Flavilla Abgefallenen erkennen Rainsus als den wahren Balduin an, und auf ihre Klage über das tyrannische Regiment seiner Tochter beschließt er sie zu bestrafen.

Scene IX. Solon erzählt, was Flavilla auf die Nachricht von der Empörung verfügt habe.

Chorus I. Die betrügerische Arglist in der Gestalt des Prometheus, der Statuen beseelt, bringt viele in ihre Dienstbarkeit.

Actus II.

Scene I. Redualt begehrt vom neuen Fürsten Balduin die ihm zugesagte Obristhofmeisterstelle; Balduin beachtet ihn nicht und gibt die Stelle Konraden. Redualt verbirgt seinen Unmuth.

Scene II. Flavilla glaubt den Boten nicht, die ihr von Balduin berichten, und legt Mannskleider an, um sich von der Sachlage selbst zu überzeugen.

Scene III. Redualt, die Undankbarkeit Balduin's erwägend, sinnt auf Rache.

Scene IV. Als Manfred sich vor Flavilla, die er in Mannskleidern nicht erkennt, über ihre Zögerung verwundert, fallen Viele von ihm ab. Sobald Flavilla mit ihm allein ist, gibt sie sich zu erkennen, eröffnet die Ursache ihrer heimlichen Ankunft und erklärt, was sie für Anstalten getroffen, den Aufruhr zu dämpfen. Beide berathen untereinander, was hinführo zu unternehmen sey.

Scene V. Redualt begibt sich zu Flavilla und Manfred, und entdeckt das unternommene Gaukelspiel. Es wird Zeit und Ort bestimmt, wann der falsche Balduin ausgeliefert werden soll.

Scene VI. Intermedia. Lysander's Hoffnung zerrinnt völlig.

Scene VII. Konrad besucht die Truppen Balduin's, um ihre treue Gewogenheit auszukundschaften.

Scene VIII. Balduin, sich vor einem plötzlichen Ueberfalle Flavilla's fürchtend, berathschlagt mit Redualt. Dieser verspricht ihm völlige Sicherheit und ladet ihn zum Abendmahle.

Chorus II. Der Betrug Balduin's besiegt den Genius Flavilla's in arglistiger Nachstellung, wird aber durch jenen Wetterstrahl, der Flavilla vernichten sollte, vom Throne gestürzt.

Actus III.

Scene I. Balduin, in der Meinung des Reiches schon sicher zu seyn, schmaust bei Redualt.

Scene II. Ein Leichenzug stört die Vergnügungen.

Scene III. Balduin, im blinden Vertrauen auf sein Glück, glaubt dem Berichte des Crispus nicht, daß Manfred mit Kriegsmacht nahe.

Scene IV. Das Volk geräth in Bestürzung und begibt sich auf die Flucht.

Scene V. Manfred bricht mit seinen Soldaten um die bestimmte Stunde aus dem Hinterhalte hervor; Balduin wird gefangen.

Scene VI. Flavilla trifft ein und verurtheilt Rainsus zum Tode.

Scene VII. Der flüchtige Konrad wird auf das heftigste von seinem Gewissen gepeinigt.

Scene VIII. Bernardus Rainsus wird seiner Frevelthat wegen hingerichtet.

Epilogus. Die Wahrheit des Sprichwortes: Wie gewonnen, so zerronnen, wird gelehrt.

Als Darsteller der Hauptpersonen werden folgende genannt:

Rainsus: D. Joannes Plasge, Carinthus Metaphysicus.

Flavilla: Joannes Antonius L. B. ab Aichholdt, Carinthus Poeta.

Manfredus: D. Joannes Michael a Schoberg, Provincialis Carinthus Metaphysicus.

Conradus: D. Joannes Sigismundus a Prodl, Nobilis Carinthus Methaphysicus.

Redualtus: D. Andreas Marcus Walze, Carinthus Methaphysicus.

Lysander: D. Gregorius Kastele, Carniolus Methaphysicus.

Außerdem spielten noch mit: Ein Martin Schußnigg, ein Paul Straus, ein Graf von Ursini und Rosenberg, ein Freiherr Franz von Aichholdt, ein Johann Sporn, ein Graf von Massimi, ein Graf und ein Herr von Gaisrugg, zwei Herren von Schoberg, ein Stocker, zwei Storchmann, ein Sormann (Krainer), zwei Grafen von Turri, ein Staindl, ein Freiherr von Himmelberg, ein Herr von Ottenfels, von Thalheim, ein Freiherr von Kaiserstein, ein March, zwei Herren von Früeauff, ein Seligmann, ein Reicher, ein Schludermann, ein Irmel, ein Schweinzer, ein Senntti, ein Freiherr von Rambschissel, ein Leitgeb, ein Herr von Jovio, ein Grueber, ein Erler, ein Mantschee, ein Reys, ein Herr von Wissenegg, ein Cordell, zwei Eggartner, ein Wabelnigg, ein Eberhardt, ein Ferschueber, ein Lampl, ein Tomash und ein Zlatinger.

(Der Beschluß folgt.)

Poesien von Dr. J. O. Gallisch.

1. Sonette. Erstes Heft. Weiße Rosen und Todtenkränze. Wien. 1851. Verlag von Karl Gerold.
2. Die Kaiserbraut. Gelegenheits-Dichtungen. Wien 1854. Druck von M. Auer.
3. Die Kaisermappe. Gelegenheits-Dichtungen aus der jüngsten Zeit. Wien 1856. Druck von Friedrich Manz.
4. Gedichte. I. Wien 1856. Druck von Friedrich Manz.

Wir erfüllen durch die Anzeige und kurze Besprechung dieser angeführten Poesien eine schon längere Zeit diesem Blatte zustehende Pflicht und zwar aus dem besondern Grunde, weil unser gemüthlicher Landsmann die ersten Blüthen seines Genius in der „Carinthia" niederlegte.

Fünf und dreißig Jahre sind vorüber, seit Galtisch in seiner Heimath als lyrischer Sänger auftrat, und mit der Erinnerung an rühmliche Thaten aus Kärntens Vorzeit die Leser dieses Blattes (Jahrgang 1821, Nro. 38) begrüßte. Seit dieser Zeit theilte er fast alle seine lyrischen Ergüße in diesem Blatte mit. Wer seine Jahrgänge von 1821 an, bis in die neueste Zeit durchblättert, wird kaum einen finden, der nicht mehrere Lieder aus seiner Feder enthält. Sind auch die meisten durch stattgefundene Ereigniße entstanden — Gallisch nennt viele selbst „Gelegenheits-Gedichte" — so zeigen sie doch eine reiche poetische Ader und ein tiefes Gemüth — so wie die häufigen Verluste, die ihn in kurzen Zwischenräumen trafen, vielen seiner Lieder einen elegischen Hauch gaben, der dann späterhin alle seine Gesänge durchweht. Die abgeschloßene Kürze des Sonettes hat er zu seiner Lieblingsform erwählt; viele darunter haben keinen geringen Werth. Vaterlandsliebe und treue Anhänglichkeit an Oesterreich's altes Herrscherhaus leuchtet ungesucht, besonders in der „Kaiserbraut" und der „Kaisermappe" hervor.

„Die weißen Rosen und Todtenkränze" enthalten 104 Sonetten, die, rein in der Form, ungeheuchelte Theilnahme an fremden Leiden, ein wohlthuendes Gefühl und ein zartes Gemüth bekunden. In der Sonettenform darf er keinen Vergleich scheuen — ein nicht gewöhnliches Verdienst! —

Die Brautwahl unsers ritterlichen Kaisers gab Veranlassung zur „Kaiserbraut". Diese Gelegenheits-Dichtung zerfällt in fünf Abschnitte: I. Die Ankunft. Ein Festspiel mit Aufzügen, Tänzen und Gesängen; theilweise in Musik gesetzt vom k. k. Kammervirtuosen Rudolf Willmers; II. Der hohen Braut; III. Der Christabend; IV. Der Februar 1854, und V. Gnade. Das lyrische Talent ragt auch in diesen Gesängen unverkennbar hervor — als Beweis davon wollen wir am Schluße das Letztere mittheilen. —

„Die Kaisermappe" bezeichnet schon durch die Benennung: „aus neuester Zeit" die Veranlassung dieser Dichtungen. Sie beginnt mit den „Kaiserinen Oesterreich's", — denen die „Kaiserfahrt nach Triest" und „Der Genesene" folgen. — „Die Feier der silbernen Hochzeit S. M. Kaisers Ferdinand I. wird in zwei Gedichten besungen, — diesen reihen sich die gelungene und schöne „Legende der h. Elisabeth", ferners die „Olivenblätter" und „Blätter aus Laxenburg" an, die sehr zart und sinnig gehalten sind.

Den Schluß machen: „Blätter aus Kärnten". Gallisch befand sich eben zur Erholung nach einer schweren Krankheit in seiner Geburtsstadt Klagenfurt, als der unsere Heimath beglückende Besuch der kaiserlichen Majestäten stattfand. Die Carinthia vorigen Jahres hat mehrere derselben mitgetheilt, was uns einer näheren Bezeichnung überhebt, da gewiß jeder Leser in diesen herzlichen Poesien wahren Patriotismus und angeborne Heimathliebe nicht verkennen konnte. Diese Anwesenheit des allgeliebten Kaiserpaares innerhalb der Marken Kärntens begeisterte Gallisch zu fünf Gesängen: „Ueber die Ankunft der kaiserlichen Majestäten in Kärnten" — „Elisabeth die Patronin der Armen" — „Der Glockner" — „Die Bergbeleuchtung" und endlich die „Abschiedsworte", von welchen die ersten drei in diesem Blatte zuerst abgedruckt waren.

Vor zwei Monaten erschien das I. Heft seiner gesammelten Gedichte in vier Unterabtheilungen. Die erste enthält 17 Lieder, die wegen ihrer Einfachheit und Klarheit die Aufmerksamkeit genialer Liedercompositeurs verdienen. — In der zweiten Abtheilung sind die Objecte größtentheils aus der Natur genommen und manche so zart behandelt, daß diese 11 Geistesblüthen auch einem strengen Richter genügen dürften. Durch die gleiche Zahl der Dichtungen in der folgenden Abtheilung klingt elegischer Gesang; doch wirken sie wohlthuend auf ein weicheres Gemüth und werden viele Freunde finden. — Die letzte Abtheilung enthält Gesänge ernsten Inhaltes und diese streifen an das Epische. Sie führen folgende Ueberschriften: „Die Tonkunst"; An Hygiea; „Die Alpe"; „Die Nonne"; „An Laura"; „Kalkstube" (eine heimische Sage), und endlich „Das Kärntner-Thor" (in Wien), mit welchem Gedichte Gallisch zuerst in der „Carinthia" auftrat. —

Unsere der Lyrik gar nicht freundliche Generation, die höchstens satyrische, excentrische, oder an's Politische streifende Gedichte, und diese oft nur mit einem gnädigen Blicke momentan beachtet, wird freilich dieses Alles in diesem Blüthenkränzen vermissen; aber um so mehr werden sie den ruhigen, mit einem tiefen Gemüthe beglückten Leser zufriedenstellen, und er wird in manchen Stunden der Muße nach diesen Gesängen greifen, um sich dieselbe zu einer wohlthuend-angenehmen zu machen, und dem Sänger für diese zarten Gaben danken. Möge derselbe nicht verstummen, und uns noch manche duftende Blume seines Genius schenken!

M.

Gnade.

Gnade, Freiheit! — Herrscher-Worte,
Denen gleich: es werde Licht!
Offen steht des Kerkers Pforte,
„Frevler, geh' und sünd'ge nicht!"

Und er ziehet zu den Seinen,
Kehrt zurück in's Vaterhaus,
Mit den Thränen, die sie weinen,
Zieht der schwere Kummer aus.

Und die Lippen suchen Lippen,
Und die Hände seine Hand,
Den Gescheiterten an Klippen
Trug ein Engel an den Strand.

Alles, alles ist vergessen,
Und die Tafel wieder rein,
Alles, was du hast besessen,
Glanz und Nam' ist wieder dein.

Kannst du murren, kannst du grollen
Dem, der dir so vieles gab?
Heiße Dankeszähren rollen
Ueber seine Wang' herab.

Elend, krank bist du gewesen,
Hast geträumt von Tod und Gruft;
Ach, wie süß ist das Genesen,
Und wie mild die Frühtingsluft.

Ja, die Hand, die Gnad' erwiesen,
Die gerettet, die befreit,
Sey verherrlicht, sey gepriesen
Durch das Lied: Unsterblichkeit!

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 21. Februar. 1857.

Ueber das Schuldrama zu Klagenfurt.

Vom Professor Alois Egger.

(Beschluß.)

Nun wollen wir sehen, in wie weit sich die Eigenschaften des Schuldrama's an diesem Programme erkennen lassen. Die Form liegt hier klar vor; man kann sie streng nennen. — Das Stück besteht aus drei Akten, wovon der erste neun, der zweite und dritte acht Scenen haben. Darunter sind im ersten Akte die fünfte und im zweiten die sechste „Zwischenscene" genannt, offenbar, weil sie mit der Haupthandlung nur in loser Verbindung stehen. Es erscheint in denselben nur Eine Person, Lysander genannt, welche in die Handlung nicht eingreift, sondern nur darüber Betrachtungen anstellt. — Wahrscheinlich haben wir in diesem Lysander den Narren des Stückes, der häufig mitspielte, ohne mit den übrigen Personen in Verbindung zu stehen. Dem Schuldrama war er ursprünglich fremd; mit seiner Einführung wurde nur dem Geschmacke des Publikums ein Zugeständniß gemacht. Das Stück beginnt mit einem „Prologus", (sonst Vorspiel genannt, denn der Prolog enthielt das Argumentum) und schließt mit einem „Epilogus" so wie der 2. und 3. Akt mit einem „Chorus". — Der Prolog besteht in einer Allegorie, welche die Haupthandlung des Stückes vorbildend andeuten soll. Dieser Gebrauch kommt beim Schuldrama sehr häufig vor und hängt mit der Allegoriensucht des 17. Jahrhundertes zusammen. Die beiden Chöre haben von ihrem Vorbilde im griechischen Drama nichts mehr als den Namen, und bestehen ebenfalls in allegorischen Bildern, welche die Handlung des folgenden Aktes im Voraus andeuten. Der Epilog enthält die moralische Nutzanwendung, die nach der Ansicht der Zeit der Zweck aller poetischen also auch der dramatischen Darstellung war. Die moralische Tendenz ist hier selbst schon im Titel angedeutet.

Der Stoff soll historisch seyn; als Quelle führt das Argumentum Lipsius „Exempla et monita historica" an. Die Handlung ist echt dramatisch und für den gesunden Sinn des Dichters zeugend. Eine Empörung, die sich den Schein des alten Rechtes gibt, wird durch den Verrath eines Empörers vereitelt, als sie schon zu triumphiren meint. Bei Gelegenheit der Vorbereitungen für die Geburtstagsfeierlichkeiten der Herrscherin zeigt sich der Unwille des Volkes über das weibliche Regiment. Rebuald und Conrad, Freunde des Rainsus, beginnen deßhalb zu schüren und dem Volke die Rückkehr des todtgeglaubten Balduin zu versprechen. Manfred, Flavilla's Oberstthofmeister, bemerkt dieß, und sucht sich der Getreuen zu versichern. — In dem Einsiedler Balduin finden die Empörer ein willkommenes Werkzeug zu ihrem Gaukelspiele. Man gibt ihn für den todtgeglaubten Herrn aus und beginnt den Kampf mit der bestehenden Gewalt. Der falsche Balduin siegt; aber auf ihn lauert auch bereits der Verrath. Rebuald, früher sein eifrigster Helfer, fällt von ihm ab, weil er ihm die Ehren und Würden vorenthält, die er als Lohn für seine Dienste fordert. — Balduin glaubt sich sicher, und läßt sich von Rebuald bewirthen, wird aber von Manfred überfallen, gefangen und hingerichtet. — Der Stoff ist also ein Seitenstück zu Schiller's „Demetrius" und Meißner's „Prätendenten von York". Die Verwicklung ist zwar einfach, aber sie ist doch da, was vielen Stücken des 17. Jahrhundertes nicht nachgesagt werden kann. Eine Charakteristik läßt sich aus dem Programme freilich nicht entnehmen; sie ist übrigens in den Schuldramen stets die schwächste Seite.

Die namentliche Anführung der stummen Personen und Tänzer hat seinen Grund darin, daß keiner der Mitwirkenden um die Ehre öffentlich genannt zu seyn, verkürzt würde. Die Zahl derselben war stets eine möglichst große, damit sich recht viele Schüler an den Productionen betheiligen konnten. Wer keine Rolle erhielt, trat wenigstens als Tänzer oder Sänger auf, und zeigte seine Kunst bei passenden Anläßen im Verlaufe der Handlung oder in den Chören. Diese werden in unserm Programme ausdrücklich musici genannt.

Derlei Programme dienten dazu, dem des Lateins unkundigen Laien den Gang der Handlung deutlich zu machen. Deßhalb kam hier auch die deutsche Sprache zu ihrem Rechte.

Nun mag sich mancher der geneigten Leser auch die Frage aufwerfen: Was hatte denn dieß Theaterspielen in den Schulen zu bedeuten? Wie kam es denn, daß man einmal so viel Sorgfalt auf ein Ding verwendete, daß denn doch in den Händen der Jugend kaum mehr als zerstreuende Spielerei seyn konnte? — Daß man vom Anfang an ähnliche Einwürfe machte, geht schon daraus hervor, daß die Schulmänner stets bestrebt waren, Zweck und Nutzen ihrer Dramen für die Schule öffentlich zu demonstriren. — Dabei wurden die verschiedensten Ansichten laut. — Praktische Pädagogen faßten die Sache auch ganz praktisch auf, und betrachteten die Aufführungen lateinischer Stücke als vortreffliche Uebungen im edlen Latein; später ließ man den gleichen Zweck wohl auch für die deutsche Sprache gelten. Nicht minder konnte man Väter, die große Stücke auf Tournüre hielten, darauf hinweisen, wie ihre Söhne durch das Theaterspielen „so zu sagen gehen, stehen und reden" lernen, wie der Piarist P. Camillus sich ausdrückt. — Den Moralisten zeigte man in den Dramen einen trefflichen Tugend- und Lasterspiegel, durch den sich die Sittenlehre der Jugend besser einprägen ließe, als durch Predigten, weil da die Anschaulichkeit mitwirke. — Und diese Tendenz wurde auch häufig von den Verfaßern wirklich verfolgt und die Moral deutlich genug zur Schau getragen. — Confessioneller Wetteifer gab den Spielen der Jugend hin und wieder selbst einen religiös-polemischen Charakter. — Nur schüchtern mochte hie und da ein Schulmeister, wie Joachim Greff in Dessau (1545)

mit der Ansicht heraustreten, daß durch diese Productionen „ein Fünklein der Kunst unter der Asche in den Schulen bewahrt“ und durch sie auch das Volk zur Pflege der dramatischen Kunst angeregt würde. Obwohl eine solche Anschauung ziemlich vereinzelt ist, weil sie über dem Gesichtskreise der pädagogischen und moralischen Praktiker liegt, so hatte der wackere Schulmeister doch nicht minder Recht, als sie. Die Schule bewahrte dieß Fünklein wirklich, bis es im Volke zur hellleuchtenden Flamme aufschlug, die das Fünklein erstickte; denn die Concurrenz der großen Schöpfungen der classischen Periode vernichtete die bescheidenen Productionen der Schule.

Faßt man die Darstellungen der Schüler als poetisches Spiel im Sinne Schiller's auf, so wird man ihnen noch eine andere Seite abgewinnen. Alle Poesie und insbesondere die dramatische wirkt auf den Menschen und vor Allem auf den jungen Menschen hebend und belebend. Deßhalb ist die Pflege der Poesie auf Schulen längst als pädagogisch wichtig anerkannt. Ich meine damit nicht das Fördern unreifer und doch anspruchsvoller Production, sondern die Anleitung zu bescheidener aber kräftig wirkender Reception. Wer jemals an sich erfahren oder an andern beobachtet hat, wie der Vortrag eines einzelnen Gedichtes die Gemüther begeistert, der wird auch die Bedeutung einer dramatischen Vorstellung für Schüler ermessen können. Hier vereinigte sich der poetische Gehalt des Stückes mit der künstlerischen Begeisterung des Darstellers zu lebendiger Wirkung. Ich behaupte, kein kleiner Theil des Zaubers, den die jesuitischen Lehranstalten auf Zöglinge und Publikum ausübten, lag in der Einrichtung der Schuldramen, die bunten Farbenschmelz in das eintönige Grau eines Schülerlebens brachten. — Sie befriedigten den stürmischen Drang der Jugend nach Lust und Bewegung im vollsten Maße, und waren ein unschädlicher Tummelplatz für alle schwunghaften Geister, die der trockene Ernst des Unterrichts nicht ausfüllen konnte. Insofern nun die Schuldramen als poetisches Spiel weckend und belebend auf die Jugend wirkten, haben sie unstreitig eine hohe pädagogische Bedeutung, freilich in einem anderen Sinne, als dem der oben erwähnten Praktiker. — Nur der dürre Rationalismus des vorigen Jahrhundertes, der überall die Blüthen vertilgen wollte, um desto mehr Früchte zu erhalten, konnte diese Sitte aus den Schulen als leere Zerstreuung gänzlich verbannen. Freilich kann nicht geläugnet werden, daß sie durch Mißbrauch und eigene Entartung auch schädlich auf den Unterricht einwirkte, besonders da die Vorstellungen zu häufig wiederkehrten und ein übermäßiges Gepränge zur Schau trugen. — Ferner kommt dabei noch der Umstand in Betracht, daß seit der Mitte des vorigen Jahrhundertes die stehenden Theater in den Städten immer häufiger wurden, mit denen die ungeübten Schüler nicht wetteifern konnten. In Oesterreich wurden sie 1753 durch ein Hofdekret förmlich untersagt, und hinfüro nur höchst ausnahmsweise gestattet. Eine solche Ausnahme fand in Klagenfurt 1811 und 1812 Statt, in welchen Jahren der höchst verdiente Benediktiner-Präfect Ambros Eichhorn die letzten dramatischen Vorstellungen veranstaltete.

Zum Schluße wollen wir noch auf den Einfluß hinweisen, den das Klagenfurter Schuldrama auf das Land ausübte. Kärnten besitzt jetzt noch einen ungewöhnlichen Reichthum an Bauernspielen, von denen einige, wie das „Hirtenspiel“, das „Dreikönigspiel“, in manchen Gegenden noch regelmäßig zur Aufführung kommen. Die meisten liegen freilich schon als Handschriften in den Schränken der Bauernstuben verborgen. Wer je Gelegenheit hatte, solche Handschriften einzusehen, wird sich überzeugt haben, daß die wenigsten urwüchsig aus dem Volke hervorgegangen seyn können, sondern die meisten unter dem Einfluße gelehrter Schulbildung entstanden seyn müssen. Das beweisen die Eintheilung in Akte und vorkommende fremde Kunstausdrücke, wie Prologus ꝛc. Die Spur ihrer Herkunft ist leicht zu verfolgen, sie weist auf das Schuldrama zu Klagenfurt hin. Die Zöglinge der Lehranstalt haben die liebgewonnene Sitte auch in das Bereich ihrer praktischen Wirksamkeit verpflanzt. Durch die Geistlichkeit ist offenbar das Meiste geschehen. Entweder wurden die Spiele vollständig aus der Schule unter das Landvolk gebracht, oder es wurden nach ihrem Muster neue verfaßt. — Das erstere könnte der Fall seyn beim Spiele vom „verlornen Sohne“, das 1613 von den Studirenden in Klagenfurt aufgeführt wurde, und jetzt noch handschriftlich im Lesachthal und Möllthal vorkommt. Obwohl Weinhold*) dieß Bauernspiel eine moderne Arbeit nennt, liegt die Vermuthung doch nahe, daß es das Schuldrama des 17. Jahrhunderts seyn könnte. Die Bekanntmachung des letztern würde diese Frage entscheiden. Ferner kenne ich aus dem Möllthal ein Spiel vom „Grafen Lateran“, dessen Stoff der Geschichte Kaisers Otto III. entnommen ist, und das sicherlich von keinem Ungelehrten verfaßt wurde. Ebenso weist auf das Schuldrama zurück ein „Alexanderspiel“, das vor nicht langer Zeit noch im Katschthale dargestellt wurde, und dessen Handschrift sich zu Steinfeld im Drauthale befinden soll. Nach dem, was ich von seinem Inhalte erfahren konnte, ist derselbe der weitverbreiteten Alexandersage entnommen. — So wenig sowohl Schüler- als Bauernspiele einen höhern künstlerischen Werth haben mögen, so bedeutsam sind beide als sinnvolle Schul- und Volkssitte für die Culturgeschichte. Man schwärmt ja so sehr für Volksepik und Volkslyrik; um wie viel mehr sollte man sich um das Drama des Volkes interessiren. Es wäre eines heimischen Forschers würdig, sich die Darstellung dieser Seite des Volkslebens in Kärnten zur Aufgabe zu machen, da kaum ein anderes Land unsere Heimath darin an Frische und Lebendigkeit übertreffen dürfte**).

Laibach.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung von Nro. 5.)

Das Armee-General-Kommando wurde nach „Oedenburg“ verlegt. Das operirende Hauptquartier war am 28. April in „Altenburg“ und am 29. in „Karlburg“. Die Armee hatte in getheilter Schlachtlinie dem andringenden Feinde, so gut es geschehen konnte, die Spitze bietend, nach einander die „Waag“- und „Raablinie“, somit auch die Cernirung „Komorns“, das ganze früher eroberte Land aufgegeben, und sich in defensiver Verfassung zwischen „Tyrnau“, „Preßburg“ und dem „Neusiedlersee“ aufgestellt. Die Insurgenten herrschten über das ganze Land, und nur auf den festen Plätzen „Ofen“, „Arad“, „Temesvar“, „Essegg“, „Karlstadt“ und „Deva“ wehte die kaiserliche Fahne. Zwei wichtige Festungen „Komorn“ und „Peterwardein“ schützten, jene die west-

*) In seiner Abhandlung über „Bauernspiele in Innerösterreich“. Gödekes deutsche Wochenschrift. 1854.

**) Die „Carinthia“ öffnet gerne ihre Spalten zu weitern Erörterungen hierüber, so wie zu Mittheilungen der in Kärnten noch vorfindigen Schul- und Bauernspiele, wozu hiemit an alle verehrten Vaterlandsfreunde die freundliche Einladung geschieht, um einem künftigen Bearbeiter dieses Gegenstandes Materiale darzubiethen.

D. Red.

liche, diese die südliche Grenze, und waren mächtige Stützpunkte der feindlichen Operationen. Im Norden bildete die das Land umschlingende Karpathenkette ein natürliches leicht zu vertheidigendes Bollwerk.

Die Nation, bald fanatisirt, — bald terrorisirt, hatte große Anstrengungen gemacht, und diese zweite Periode des Feldzuges hatte es gezeigt, welchen Nachtheil es uns brachte, die Zeit nicht benützt zu haben. Jetzt aber, gleich im Anfange der dritten Periode des Krieges sehen wir wieder, wie die Zeit, nun von den Insurgenten vernachläßiget und schlecht benützt — ihnen Verderben bringt. —

Die Armee der Insurgenten, durch uns selbst mächtig herangebildet und geschult, zählte 20 Bataillone alte Truppen, 117 Bataillone Honved's, 16 Regimenter Cavallerie, Legionen fremder Abenteurer, deutsche Demokraten und polnische Revolutionsmänner, bei 800 Geschütze, im Ganzen bei 190,000 Mann. Das waren mächtige Hilfsmittel; und wenn nun Görgey von „Komorn" aus, diese Festung als Stützpunkt betrachtend, alsogleich vorgerückt wäre, — statt das eitle Werk Kossuth's zu vollziehen und „Ofen" zu belagern? — was dann? — Zeit! wir mußten sie jetzt gewinnen; — aber warum hatten im entscheidendsten Momente unsere Gegner die goldene Zeit so unbegreiflicher Weise verloren? — Wer mag in der Seele Görgey's lesen, daß er gerade diesmal so willfährig Kossuth gehorchte und zur Belagerung von „Ofen" schritt, wo er ihm doch sonst nie so gerne Folge leistete? — Er unterordnete vielleicht die höheren militärischen Combinationen seinem politischen Glauben.

Die größte Gefahr war nun abgewendet — Görgey nahm sein Hauptquartier am „Schwabenberg" und schritt zur Belagerung „Ofen's"; rechts auf und hinter dem „Blocksberge" lagerten die Nagy-Sandor'schen und Aulich'schen Abtheilungen, um „Leopoldfeld" jene Kmety's und Knesic's; in den übrigen Gebirgen standen Husarenabtheilungen.

Die bisher sogenannte Festung „Ofen" steht auf einer isolirten von Nord nach Süden längs der „Donau" ziehenden Höhe und wird von den „Blocks-", „Spitz-", großen und kleinen „Schwabenberge" und dem „Franzensberge" in solcher Nähe umschloßen, daß sie von dorther geworfenen Projektilen jeder Art leicht erreicht wird.

Außer der streckweise bis zur Höhe von 10 Klaftern sich erhebenden Umfassungsmauer hatte die Festung gar keine Vorwerke, es mußten daher an besonders wichtigen Punkten einfache Palissadirungen, die kaum gegen Kleingewehrfeuer Schutz boten, ihren Abgang ersetzen.

Die Besatzung, die Hentzi befehligte, wissen wir, — es kömmt nur noch zu erwähnen, daß das Artilleriewesen unter der Leitung des tapfern und einsichtsvollen Majors Scherpon, die fortifikatorischen Arbeiten unter den Ingenieur-Hauptleuten Pollini und Gorini standen.

Am 3. Mai erschien der Feind vor den Wällen, und am 4. forderte Görgey den Festungskommandanten zur Uebergabe auf. In der bezüglichen Depesche hieß es am Schluße: „Sie sind Kommandant der sogenannten Festung Ofen, aber Sie sind auch Vater und ein geborner Ungar, bedenken Sie, was Sie thun."

Hentzi antwortete: „Ich werde den Platz nach Pflicht und Ehre bis auf den letzten Mann vertheidigen; mögen Sie es verantworten, daß hiebei die zwei schönen Schwesterstädte geopfert werden." Auch berichtigte Hentzi den Irrthum über die Nationalität — „er sey ein Schweizer und neutralisirter Oesterreicher, und was seine Familie betreffe, — so werde ihr Schicksal nicht in die Wagschale fallen." —

Die Verbindung Oesterreich's und Rußland's zur Bekämpfung der Rebellion in Ungarn, dem Sammelplatz der europäischen Anarchisten, wurde proklamirt, und am 10. Mai begab sich der Kaiser selbst zur Armee nach „Preßburg."

Der Jubel der Truppen war grenzenlos, und wurde durch die Leutseligkeit des ritterlichen Franz Joseph, durch die besondere taktische Bildung und durch den persönlichen Muth des jugendlichen geliebten Monarchen bis zum Enthusiasmus gesteigert.

Der brave Hentzi, treu seinem Kaiser und Vaterlande, entwickelte in seinem belagerten Neste eine rastlose Thätigkeit. Bis zum 16. Mai schien die Belagerung eigentlich nur den Zweck gehabt zu haben, die Besatzungstruppen zu ermüden und zu beunruhigen; dieses gelang auch vollkommen, denn vom „Kalvarienberge", aus der „Wasserstadt" und aus der Niederung des kleinen „Schwabenberges" wurden Tag und Nacht Kugeln und Granaten in die Festung geworfen.

Vom „Blocksberge" flogen Bomben und Granaten nach allen Theilen der Palissaden. Dieses rastlose Schießen, die dadurch weit vorgerückte Zerstörung der Festung, der Brand der königlichen Burg, bewog Hentzi zu einem großartigen Bombardement der Stadt „Pesth" am 13. Mai. Es währte von Abends 7 Uhr bis 12 Uhr Mitternachts; fürchterlich soll der Anblick der Feuersbrunst gewesen seyn, da die Flammen des auf mehr als fünf Seiten brennenden „Pesth" die finsteren Wälle „Ofen's" beleuchteten.

Eine vom „Blocksberg" kommende Granate sprengte einen Pulverwagen in die Luft und verursachte eine furchtbare Zerstörung an den nächstgelegenen Gebäuden. Uebrigens verging selten eine Nacht ohne Brand in „Ofen" oder „Pesth", und zwar gewöhnlich von beiden Seiten herbeigeführt.

An Ruhe war durch 14 Tage nicht zu denken, denn während der Feind seine Truppen ablöste, war die kleine Besatzung immer auf ihren Posten. Am 16. Mai fingen die Operationen an sehr bedrohlich zu werden, und es gelang einer auf dem „Spitzberge" 500 Schritt von der Festung aufgestellten Breschbatterie, in drei Tagen, rechts vom „Weissenburger-Thore", eine 10 — 13 Klafter lange Bresche zu schießen. Am 19. fanden heftige Angriffe in Massen, nach vorhergegangenem Geschützfeuer, gegen das obere Retranchement Statt, zu deren Abwehr es der kaltblütigsten Ausdauer bedurfte, welche Offiziere und Mannschaft hiebei bewiesen.

Das Kleingewehrfeuer dauerte bis tief in die Nacht und fast bis zu dem Augenblicke fort, als der Feind den Generalsturm auf allen Punkten gleichzeitig unternahm.

In der Nacht wurde unter Leitung des Ingenieur-Hauptmanns Pollini die Verbauung der Bresche in der Dicke von 6 — 8 Schuhen mit leeren zweicentnerigen Pulverfäßern ausgeführt. Andere Vertheidigungsarbeiten konnten nicht ausgeführt werden, weil die Infanterie immer im Kampfe war.

Am Morgen des 20. bemerkte der Feind die Verbauung der Bresche und richtete ein so heftiges Feuer dahin, daß Pollini genöthigt wurde, die Arbeiten einzustellen. General Hentzi, die Gefahr erkennend, wenn man die Bresche ohne Verbauung ließe, ordnete den Wiederbeginn der Arbeit an. Pollini sammelte die Mannschaft, stellte sich an die Spitze und begann die Arbeit, da traf ihn eine 24pfündige Kugel im Oberleibe, daß er zerschmettert zur Erde geworfen wurde. — Den ganzen Tag über dauerten die feindlichen Angriffe fort. In der Nacht entwickelte der Feind immer neue Infanteriemassen, so daß er endlich mit 30,000 Mann nach Mitternacht den allgemeinen Sturm unternahm.

Am 21. um 4 Uhr Früh erstieg der Feind die Festungsmauern bei dem Palatingarten, erstürmte dann das „Weißenburgerthor"; ein Theil legte Leitern an, ein anderer richtete ein starkes Gewehrfeuer gegen die Bastei, welches jedoch durch ein ununterbrochenes Peloton- und Kartätschenfeuer

erwiedert wurde; da jedoch die obere Besatzung gegen den in wilder Wuth anstürmenden zahllosen Feind zu schwach war, beorderte General Hentzi eine Division vom 12. Infanterie-Regimente, unter Kommando des Hauptmanns Schröder, zur Verstärkung aus dem untern Retranchement in die obere Festung. Bei Anlangen dieser Division hatte der Feind jedoch schon in bedeutenden Massen die Festung erstiegen, sich des Zeughauses und Schloßes bemächtigt. Vergebens hatte man ihn durch Handgranaten und andere Mittel abzuwehren gesucht.

Schon war das vor der Hauptwache stehende Geschütz im Feuer gegen den andringenden Feind begriffen. Der Artillerie-Hauptmann Burger bediente mit einem einzigen Kanonier einen Dreipfünder und gab bei 20 Kartätschenschüße. Auf dem Platze vor dieser Hauptwache wüthete der Strassenkampf und hier wurde der Ingenieurhauptmann Gorini tödtlich verwundet. General Hentzi stellte sich mit den ihn umgebenden Offizieren an die Spitze einer Kompagnie „Warasdiner“-Grenzer und führte sie mit gezogenem Säbel zum Sturme vor. „Soldaten!“ rief der tapfere Held: „Dort in jenem Hause sammeln sich die Feinde, wir müssen das Haus nehmen und die andringenden Rebellen von der Mauer zurückschlagen; mir nach!“ da wurde er von einer Flintenkugel tödtlich getroffen, an seiner Seite sank auch Hauptmann Schröder. Die Truppe mußte der Uebermacht weichen. Hentzi wurde in sein Quartier gebracht, wo er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab.

Der Fall des Kommandanten erschütterte die Besatzung, doch zogen sich die Braven unter ununterbrochenem Feuer nur langsam zurück. Sieben Grenzer vertheidigten unter „Zivio“-Rufen die Einfahrt des in der Nähe der Hauptwache liegenden Hauses „Neuwerth“, bis sie, von wiederholten Dechargen der anstürmenden Honved's getroffen, fielen.

Die Nachricht von der Erstürmung der Festung verbreitete sich nun in allen Theilen derselben. Das Banal-Bataillon beim Wienerthor kämpfte löwenmuthig fort, mußte aber der Uebermacht weichen.

Während des Strassenkampfes in der Festung begab sich Oberst Alnoch vom 23. Infanterie-Regiment zur Kettenbrücke, auf dem Wege dahin tödtete er mit einem Pistolenschuß einen mit gefälltem Bajonnet auf ihn losgehenden Honved; da angekommen sprengte er sich durch eigenhändige Feuerlegung an vier Pulverkisten in die Luft.

Gegen 9 Uhr war die Erstürmung zu Ende und der Würgengel des Todes und der Verwüstung ließ fürchterliche Spuren zurück. Die Festung glich einem aufgebrochenen Sarge. In der mit Brand und Pulverdampf geschwängerten Luft konnte man kaum athmen. Der Boden war mit Scherben, Granatensplittern und Schutt bedeckt; überall lagen Leichen aufgethürmt.

Bei der Vertheidigung fielen 10 Offiziere und 160 Mann, und nach der Einnahme der Festung fielen annoch unter der Mordlust der Rebellen: 20 Offiziere und 400 Mann. Der Rest wurde gefangen abgeführt.

General Hentzi leuchtete mit Heldenmuth seiner tapfern Schaar in jeder Gefahr vor, keinen Augenblick verläugnete sich bei zwanzig abgeschlagenen Stürmen seine Todesverachtung. Sein Name wird in den Annalen der österreichischen Kriegsgeschichte immerfort glänzen und die Offiziere aller Waffen werden in ihm stets ein Vorbild der Hingebung für Kaiser und Vaterland erblicken.

Das Ordenskapitel erkannte ihm das „Maria-Theresienkreuz“ zu, was leider! nur sein Grab schmücken sollte! doch die Liebe, Theilnahme, und Versorgung seiner Familie, das Denkmal, welches unser ritterlicher Kaiser diesem Helden setzen ließ, zeugt, wie unser erhabener Herr die Treue und Hingebung seiner Diener zu würdigen weiß.

Der Fall „Ofens“ hinterließ in der Brust eines Jeden einen wehmüthigen Nachklang; wer aber ruhig erwog, — was geschehen konnte, wenn Görgey statt nach „Ofen“ — nach Oesterreich marschirt wäre, der sah in der Heldenschaar „Ofen's“ — das Opfer für Oesterreich's Glück und endlichen Sieg!

Jetzt zog Görgey an die „Waag“, um diese Linie zu durchbrechen und nach Oesterreich zu rücken; aber trop-tard! Dieses verhängnißvolle „zu spät“ — ist bei allen Partheien in diesen Jahren berühmt geworden.

Görgey und die ungarische Insurrection haben ihre Zeit versäumt, denn der jetzigen Vorrückung Görgey's legte die bereits in „Hradisch“ anlangende russische Division von 16 Bataillons, unter Panutine einen gewaltigen Riegel. Auch die kaiserliche österreichische Armee hatte Verstärkungen an sich gezogen, aus Italien sandte Graf Radetzky zwei Cavallerie-Regimenter, und die Tapfersten der Tapfern seiner Generäle, die berühmten Namen Graf Clam, Baron Reischach, Ritter Benedek.

In „Preßburg“ wurde eine große Berathung gepflogen, welcher der Minister-Präsident Fürst Schwarzenberg beiwohnte. FZM. Baron Welden, schon in Italien erkrankt, hatte durch seine rastlose Thätigkeit seine physischen Kräfte erschöpft und bat seinen Kaiser um Urlaub und Enthebung des Kommando's; was der gnädige Monarch willfahrte, und das Oberkommando über die Armee an den rühmlich bekannten Namen aus Italien, Baron Haynau, übertrug.

Die Division Panutine wurde nach „Preßburg“ beordert, die österreichische Armee theilte sich in vier Korps. Das erste, Graf Schlick, stand am rechten „Donauufer“ bei „Ungarisch-Altenburg“ koncentrirt, und hatte eine vortheilhafte Stellung zwischen der „kleinen Schütt“ und dem „Neusiedlersee“ eingenommen.

Das zweite Korps unter Csorich, das erste Reservekorps unter Wohlgemuth mit der Reserve-Division Panutine hatten die „große Schütt“ und die „Waaglinie“ bis über „Leopoldstadt“ besetzt.

Das dritte Korps Fürst Schwarzenberg, nach dessen Erkrankung FML. Molke, stand bei „St. Miklos“ in Verbindung mit dem ersten Korps.

In der Armee war der alte Geist wieder neu entflammt, sie hatte einen Feldherrn von gutem Klang, der Sieg war ihr nun gewiß, und so begannen die kleinen Gefechte an der Insel „Schütt“ von der Truppe immer jubelnd, von der Nähe des geliebten Kaisers belebt, der hier so wie in Italien immer, wo es am heißesten zuging, trotz einem alten Soldaten mit kalter Todesverachtung sich bloßstellte und alle Strapatzen der Truppe theilte.

In „Galizien“ sammelte Fürst Paskewitsch seine Armee bei „Dukla“. Gegen „Siebenbürgen“ sollte der Generallieutenant von Lüders operiren. Die Südarmee unter dem Banus, der eine ergreifende Proklamation erließ, war am 15. in „Essegg“ und bewegte sich über die „Save“ nach „Slavonien“ und „Syrmien“.

Während der Art die Vorbereitungen zu einem koncentrischen Vorrücken getroffen wurden, behielt die sich immer noch verstärkende österreichische Armee ihre defensive Aufstellung bei „Preßburg.“

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 9. Sonnabend, den 28. Februar. 1857.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 2.)

Wir nehmen, nachdem wir unsern Lesern in Nro. 1 und 2 das „Glocknerbuch" im Allgemeinen seinem Inhalte nach übersichtlich skizzirt haben, dasselbe wieder zur Hand, und suchen unter seinen vergilbten Blättern nach den sparsam eingestreuten poetischen Blüthen, welche der Anblick der erhabenen Gletscherwelt in den Gemüthern der an ihr vorüberpilgernden Menschen emporkeimen ließ; da fällt uns vor Allem ein „Souvenir" auf, das eben so wohlklingend, als würdevoll unsere Aufmerksamkeit im hohen Grade beanspruchen mußte, auch wenn es nicht einen so berühmten Namen an der Stirne trüge. Wir theilen es am Beginne der „Glocknerbuch-Blumenlese" im Original und einer uns von Freundeshand gelieferten, ebenso getreuen, als, wie uns dünken mag, wohlgelungenen Uebersetzung mit.

Souvenir d' Alphons de Lamartine.

Salut brillants sommets. champs de neige et de glace.
Vous qui d' aucun mortel n'avez gardé la trace,
Vous que le regard même aborde avec effroi,
Et qui n'avez souffert que les aigles et moi!
Le nuage en grondant parcourt envain vos cimes,
Le fleuve envain grossi sillonne vos abymes,
La foudre frappe envain votre front endurci,
Votre front solemnel un moment obscurci
Semble, toujours vainqueur du choc qui l'ebranla,
Au Dieu qui l' a fondè dire: encora me voila!

Andenken von Alphons de Lamartine.

Gruß euch glanzhelle Höh'n, Gefild' in Eis erstarrt,
Die ihr von Sterblichen noch keine Spur bewahrt,
Wohin sich selbst der Blick erhebt mit Grau'n und Zagen,
Und die ihr duldend nur den Aar und mich getragen!
Umsonst daß grollend euch Gewölk den Firn umhüllt,
Und daß des Wildbachs Sturz in eu'ren Schluchten wühlt,
Umsonst daß euch der Blitz die Felsenstirn umfunkelt,
Eu'r feierliches Haupt, nur augenblicks verdunkelt,
Spricht, wenn erschüttert gleich, doch überwunden nie,
Zu seinem Gründer Gott: noch steh' ich aufrecht, sieh!

Heiligenblut, am 9. September 1834.

(Wird fortgesetzt.)

Eine genealogische Berichtigung.

Wenn die „Carinthia" in ihren früheren Jahrgängen eine Zahl schon erloschener Geschlechter, deren Heerschilde gebrochen und auf ihre Grüfte hingeworfen, deren Namen mit dem verhängnißvollen „Nimmer" in die Nachwelt hinausgerufen wurden — wir glauben die der Kolnitze, Pein, Siegersdorfe, Reißberger, der Ehrenfelser u. s. f., — genealogisch bearbeitet aufführte, so dürften die Anfänge der Geschichte eines noch vorhandenen, durch Emporbringung der Technik und Industrie, durch Patriotismus und Wohlthätigkeit, Unterstützung der Kunst und Wissenschaft wahrhaft heimischen Adelsgeschlechtes von noch größerem Interesse seyn.

In der Stadt Rüthen (Rüthe oder Rüden, wie man es vorhin schrieb, welche letztere Schreibart wir gegen jene in den neuesten Geographien angenommene, weil natürlichere, beibehalten) im nunmehr preußischen Herzogthume Westphalen, erblickte der nach Oesterreich eingewanderte Stammvater des kärntnerischen Geschlechtes der Freiherren von Herbert im Jahre 1639 das Licht der Welt. Eine alte Tradition ließ seine Eltern von England zur Zeit der Glaubensverfolgung nach König Karl I. herüber kommen in die deutschen Gauen und dort sich säßhaft machen; doch, wie man es uns jetzt beweiset, war es nicht so, und die Sage sollte vor der historischen Gewißheit in den Hintergrund zurücktreten, verborgen durch den bisher noch undurchdringlichen Schleier urkundenloser Vorzeit, es sollte sein Stamm wurzeln in altdeutscher Erde im Lande des Cherusker-Fürsten.

Der hercynische Wald bedeckte einst mit einem seiner Ausläufer die Höhen an der Möhne (Moehne), die, wie vorhin, seitdem ihre Fluthen mit jenen der Roehr vereint dem altväterlichen Rhein zuführt. Die einladende Lage mag schon im tiefsten Alterthume Anbauer hieher geführt haben. Die Leute rodeten die genehm gefundene Stätte aus, daher des Ortes Name: Rüden. „Rüden" gehörte zum Treversgau, so seine Benennung von der Königspfalz Triburi — Drever — entlehnte, welches bald die sächsischen Edlen theilten, bis nach des mächtigen Welfen Heinrich des Löwen Achtserklärung das Erzstift Köln diese Gegend und damit auch Rüden an sich brachte*). Die geistlichen Fürsten bauten hier zum Schutze

*) Die Stadt Rüden hat im Jahre 1848 durch den Professor Dr. Joseph Bender eine eigene Geschichte, gedruckt bei Stein in Arnsberg, erhalten, welche uns vorliegt, und die Hauptquelle obiger Darstellung ist. Rüden hat gegenwärtig in 300 Häusern 2000 Bewohner; einst zählte es der erstern 700, als es nämlich der Hansa einverleibt durch Handel und Gewerbe zu Wohlstand gelangte. Wie Köln, seine Mutterstadt, sank es an Bedeutung tief herab. Mehr daher, als durch die Gegenwart, gewinnt der Ort an letzterer durch seine ihm entstammenden Adelsgeschlechter, wovon wir nur einige der Bekannteren nennen, als: die Fürstenberge, Buern, Droste, Kettler, Luerwald, Spiegel, Horst, Harthausen, Greven, Cloet und Brandis.

der Ansaßen eine feste Burg, und beschenkten die, so sie bewachten und vertheidigten, mit nahen Feldern und Forsten. „So geschah es“, schreibt der Hochwürdige Probst zu Belecke, einem Städtchen in der Nachbarschaft von Rüden, Karl Böller, in seinen unterm 22. April 1855 über den Ursprung und die Fortpflanzung der Familie Herverdes (auch Herberdes und Hervedes) mitgetheilten und von dem Rüdner-Stadtvorstande rücksichtlich der dort noch vorhandenen Matrikelbücher und Akten bestättigten Nachrichten — „daß „die Einwohner der Stadt Rüthen oder Rüden bis zum 17. „Jahrhunderte sich theilten in adeliche Burgmanns- oder Rit„tergeschlechter, zweitens in Patrizier-Familien und drittens „in gewöhnliche Bürger. Blos die beiden ersten konnten in „den städtischen Vorstand gewählt werden*).

„Die Familie Herverdes gehörte zu den Patriziern, „indem, wie es jene Dokumente nachweisen, nicht allein mehrmals „regierende Bürgermeister, consules, daraus gewählt wurden, „sondern sie sich auch mit den anerkannt edlen Familien der „von Loen, Buck, durch Heirathen verbunden hat. Ihr Wohl„stand und ihre hochgeachtete Stellung ist unter andern auch „daraus zu schließen, daß bei den Taufen ihrer Kinder immer „nur Personen aus Patrizierfamilien, wie Röingh, Brandis, „Hacken, auch der Provinzial-Deutschordens-Land-Comendator, „erschienen, und sogar die Leiche des im Waldeckischen Bade „Wildungen bei Kassel den 16. Juli 1630 verstorbenen Con„suls, Joannes Herverdes, nach dem über 15 Meilen „entfernten Rüthen zurückgebracht, und dort auf dem St. Ni„kolai-Kirchhofe beerdigt worden ist. — Der Stammherr „der freiherrlichen Familie Herverdes, oder wie sie sich „jetzt schreibt, Herbert, zu Klagenfurt in Oesterreich, „Namens Johann Herverdes gehört nun ganz unzwei„felhaft zu dem Geschlechte Herverdes in Rüthen; denn das „Album des Jesuiten-Gymnasiums in Paderborn nennt pag. „200 in dem cathalogus tertianorum: Joannes Herverdes „Rüdensis annorum 13. Ebenso kommt er in den folgen„den Jahren 1653, 1654, 1655, 1656, 1657, 1658, „1659 und 1660 endlich als Physikus vor, und zwar mit „der Angabe, daß er 21 Jahre alt sey, wornach seine Ge„burt in das Jahr 1639 fällt.“ — Leider sind alle Taufakte von 1638 bis 1648 in dem damaligen Taufbuche, wie Berichtgeber bemerkt, nicht notirt, so sehr hatte der dreißigjährige Krieg, in dessen letzter Periode bald kaiserliche, liguistische, hessische, sächsische, dann schwedische Kriegsvölker dort wütheten, den Ort herabgebracht, und selbst, wie es scheint, aller geistlichen Pflege beraubt.

Ehe wir noch mit unserm Gegenstande, nämlich der Ueberpflanzung der Familie Herverdes nach Kärnten zum Abschluße kommen, benutzen wir die aus der Geschichte der Stadt Rüden und den Matrikel-Akten ausgehobenen Daten, um das höhere Alter und die früheren Schicksale der in Rüden aufäßigen Familie Herverdes darzustellen. „Die „ältesten mir bisher über die Familie Herverdes bekannt „gewordenen Notizen“, bemerkt Probst Böller**): „finden sich „in den Churkölnischen, dermalen in Arnsberg in der Regi„stratur des königl. preußischen Appellationsgerichtes, als „Landes-Lehenkammer, befindlichen Lehens-Akten. In Bender's „Geschichte der Stadt Rüden, Seite 84, ist nämlich auf „Grund derselben bemerkt, daß 1541 Heinrich Herver„des als Erbgenehm des Heinrich Kubelen mit einem halben „Hofe zu Myste beliehen sey. Im Jahre 1549 und 1561 „wiederholt sich diese Belehnung. Im Jahre 1652 ist Jo„hann Herverdes (ein Oheim unseres Johann Her„verdes) mit einer halben Huve (auch Huffe, bei uns Hube) „beliehen, die Hermann in der Hellen, und dann Georg „Noldt inne gehabt. Nach Seite 83 hatte die Familie Her„verdes neue Lehensgüter, namentlich einen Hof zu Myste „(ein Kirchdorf, eine Stunde von Rüden) durch die Verheira„thung mit der Erbtochter Anna Hedinghaus erworben; denn „Georg Noldt heirathete Anna Hedinghaus, deren einzige Toch„ter sich mit Johann Herverdes verband. Der älteste „Sohn desselben, gleichfalls Johann Herverdes, zugenannt „Röllen oder Noldt, wurde damit 1652 belehnt. Er starb „1673, und hinterließ einen Sohn Namens Conrad, ver„heirathet mit Elisabeth Büdenfell, die aber kinderlos verstar„ben. Er war 1692 belehnt. Seine Schwester Margaretha „hatte sich 1682 mit Andreas Luighs verheirathet, deren „Nachkommen in Rüthen wohnend noch jetzt Oehmers Colonat„gut in Myste besitzen. Diese ganzen Lehensgüter rühren „ursprünglich von einer der berühmtesten Rüthener adeligen „Ritterfamilien, nämlich der von der Möhlen her, von welcher „die Familie Herverdes in weiblicher Linie abstammt.“

Johann Herverdes begab sich, nachdem er sich den 17. September 1660 in Paderborn das Doctorat der Philosophie errungen*), nach Padua, um dort Medizin zu studiren. Wir können die Veranlaßung zu dieser seiner so weiten Entfernung von seiner Heimath nicht nachweisen, aber vermuthen, daß sie auf Anregung eines Gönners genommen wurde; denn wie viele Westphalen führte nicht der Drang nach Thaten auswärts, besonders auch nach Oesterreich: man erinnere sich nur der Spork, Kaunitz, Aichholt u. a. m. und wie berühmt war damals noch Padua in Bezug auf medizinische Studien! Am 1. März 1668 erhielt Herverdes**) das Doctorat

*) Es ist sowohl aus der von uns angeführten Monographie Rüdens, als sonstigen Documenten ersichtlich, daß diese Stadt in jener Zeit nie einen Auswärtigen unter ihre Bürger aufnahm, der aus einem leibeigenen Geschlechte entsprossen war. Diese unbemackelte Herkunft mußte eben so strenge bewiesen werden, wie bis in die neuesten Zeiten in Spanien vielfach durch Zeugen oder Urkunden der Beweis geführt werden mußte, daß kein getaufter Jude oder Maure unter den Ahnen vorhanden sey. (Bemerkung des Herrn Probstes Böller.)

**) Probst Böller, ein geborener Rüdner, einer dort länger schon säßhaften ansehnlichen Beamtenfamilie angehörend und Mitglied des historischen Vereines für Westphalen, hob alle die dort am Stadthause und im Pfarrhofe verwahrten Kirchenbücher aus, und stellte nicht weniger als 40 Tauf-, Trauungs- und Begräbniß-Akte zusammen, bei welchen Familienglieder der Herverdes vorkommen. Wir können sie hier nicht umständlich aufzählen. Ebenso führt er drei bei der dortigen Pfarrkirche noch befindliche Anniversarien-Messe-Stiftungen derselben an. Außer den Mittheilungen Böllers liegt uns auch ein Certificat des Jesuiten P. Aifurrus Peters, Präfekt des Gymnasiums zu Paderborn, vom 3. Juli 1653 vor, womit er obige Daten in Hinsicht der Studien des Joannes Herverdes und zum Schlusse bezeugt, daß derselbe den 13. Juni 1660 das Baccalaureat der Philosophie errang. Der selige Baron Edmund von Herbert nahm bei seiner persönlichen Anwesenheit in Paderborn im Juni 1851 von diesen Schulakten Einsicht, indem er mit dem Vorstande des westphälischen Geschichtsvereines, Justizrath v. Rosenkranz, in Verbindung trat und von diesem an Probst Böller empfohlen wurde.

*) Michael, Ritter, seit 1759 Freiherr von Herbert verwendete sich an die Universität Padua um Mittheilung der auf seinen Großvater Johann bezüglichen Daten. Unterm 12. März 1752 erhielt er von dem Rektor Johann Bapt. Morgagni den ämtlichen Bescheid über die von uns angeführte Promotion desselben mit der Bemerkung, als sein Vaterland sey Westphalen angegeben, und aus den mehrmaligen Cathalogisirungen stelle es sich heraus, daß sein Vater höchst wahrscheinlich Hermann Herverdes geheißen. Wir finden in den von Probst Böller ausgezogenen Tauf-Akten Hermann Herverdes am 10. Jänner 1635 als Pathen der Agnes Brandis anwesend, und können, da, wie bereits angeführt, von da an bis 1648 das Taufbuch eine Lücke hat, übrigens unser Johann aus den Studien-Zeugnissen erweislich 1639 geboren ist, Hermann Herverdes als dessen Vater anstandlos annehmen.

**) Wir hatten Gelegenheit von einer Original-Einlage des Johann Herverts Medicinae Doctoris Einsicht zu nehmen, mit welcher er sich (praes. 15. Nov. 1691) an den Landeshauptmann in

der Medizin, und die Vorsehung führte ihn nach Kärnten, wo, wie wir aus früheren Erhebungen wissen, er als Physiker von den Ständen Kärntens zu Klagenfurt angestellt, durch Geschicklichkeit und sonstigen erprobten Charakter sich in dem Grade das allgemeine Vertrauen erwarb, daß der im hohen Ansehen stehende Probst Kließ zu Tainach ihm die Hand seiner Nichte Rosina Barbara, verwittwete Lilg, den 29. März 1692 antraute, und durch deren bedeutendes Vermögen den Grund zum Wohlstande seiner Familie legte. Johann Herberts, so lautet das Sterbprotokoll, starb den 30. September 1697 zu Villach, nach der Familien-Tradition an der Pest. Seine Leiche wurde auf Verlangen seines Freundes, des Abtes Edmund von Ossiach, dahin überführt, und dort beigesetzt.

Wir lasen in der „Carinthia" vom Jahre 1838 Nr. 1 bei Gelegenheit der Biographie des gelehrten Jesuiten Josef von Herbert die Abstammung seines Geschlechtes nach den frühern Traditionen dargestellt, wie solche auch in dem 2. Hefte des 2. Bandes „des Handbuches der Geschichte Kärntens von Heinrich Hermann" S. 87 aufgenommen erscheint: erachten daher Obiges zur theilweisen Berichtigung dessen nachtragen zu sollen.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Dritte Periode.

Sommerfeldzug.

Der FZM. Baron Haynau konnte nun mit einer Achtung gebietenden Macht den Feldzug eröffnen. Görgey ließ am 13. Juni von „Raab" den Obersten Pöltenberg eine Scheinbewegung gegen „Oteveny" vornehmen, während General Kmeti und Oberst Zambelli die Brigade Wyß in der Stellung bei „Csorna" mit Uebermacht überfielen und dieses Dorf nahmen. Wyß stand in den letzten den Rückzug deckenden Reihen, und fiel tödtlich verwundet in die Hände des Feindes. Wyß war ein tapferer Soldat und trefflicher Mensch! Die Armee und Jeder, der ihn kannte, bedauerte seinen Tod.

Am 14. hatten die Insurgenten die Brücken über die „Waag" von „Negya" und „Sereg-Akol" hergestellt, und koncentrirten bei letzterem Orte eine bedeutende Truppenzahl, um auf das rechte Waagufer zu übersetzen. Generalmajor Pott, der die Ueberwachung der „Waag" von „Sellye" aufwärts hatte, mußte weichen und sammelte sich bei „Zsigrad". Die von Wohlgemuth zur Unterstützung abgesendete Brigade Herzinger erschien am 16. bei „Pered", als eben die Brigade Pott bei „Zsigrad" mit Uebermacht angegriffen wurde. Herzinger leitete seine Vorrückung mit vieler Umsicht, und zwei glänzende Attaquen unter Major Cudenhove zwangen den Feind zum eiligen Rückzug, der von General Pott bis „Sereg-Akol" gedrängt wurde.

Auch die Brigade Reischach hatte an diesem Tage einen heftigen Angriff bei „Bös" auf der großen „Schütt" zu bestehen, allein der tapfere Reischach warf den Feind so energisch, daß dieser in eine ziemlich unordentliche Flucht gerieth.

An der „Waag" wurden die Truppen Wohlgemuth's mit Uebermacht gedrängt. Görgey warf am 20. die Brigaden Pott und Herzinger aus „Zsigrad" und besetzte „Pered". Bei dieser Gelegenheit wurde Oberlieutenant Pachner, welcher mit der 3. Landwehrkompagnie vom 58. Regimente auf Vorposten stand, von dem aus „Forkasd" und „Gutta" hervorbrechenden Feind in seiner Aufstellung ganz umringt.

Der tapfere Pachner vertheidigte sich heldenmüthig, hielt den Feind $^{3}/_{4}$ Stunden auf, und gab dadurch den übrigen Truppen der Brigade Zeit, sich zu sammeln, und den geordneten Rückzug nach „Pered" anzutreten.

Pachner wurde vom Feinde aufgefordert sich zu ergeben, allein er erwiederte: „Wer vom Regimente E. H. Stefan ist, ergibt sich nicht!" — Die Mannschaft formirte sich geschlossen, so gut es ging, zur hartnäckigsten Vertheidigung; Oberlieutenant Pachner fiel durch mehrere Bajonnetstiche und Säbelhiebe, sein Lieutenant Schmager stürzte durch eine Kugel in die Stirne getroffen, der größte Theil der Kompagnie war getödtet und verwundet. — Da faßte der schon schwer verwundete Lieutenant Barbetz mit dem kleinen Rest seiner Heldenschaar in letzter Anstrengung den Entschluß, sich durchzuschlagen; — allein die Uebermacht erdrückte ihn, und er wurde mit den noch wenigen übrigen Leuten gefangen. Im Ganzen kehrten 35 Mann von dieser Kompagnie zurück, der Rest war geblieben oder an den Wunden in den Spitälern gestorben. Das ganze Regiment betrauerte diese Tapfern, welche nicht vom Platze der Ehre gewichen und ihr Leben geopfert haben.

Jetzt aber zog Wohlgemuth die ganze Division Panutine in die Linie und am 21. begann die allgemeine echellonirte Vorrückung und am 22. war kein Feind mehr zwischen der „Waag" und dem „Neuhäusler"-Donauarm.

Haynau hatte bereits die Uebersetzung eines Theils der Armee vom linken auf das rechte Ufer der Donau bewerkstelliget, und diesen Moment glaubte Görgey zu benützen, um die Waaglinie zu durchbrechen; oder hatte er die Absicht, bloß das projektirte Uebersetzen eines Theiles der Hauptmassen auf das rechte Donauufer zu maskiren; wenn das, so hätte eine mindere Kraftanstrengung mit geringerem Opfer genügt. Wie dem auch sey, so viel ist gewiß, daß Görgey einen sehr fühlbaren Beweis erhalten, welcher Geist noch immer in unseren Truppen lebte, welche Kraft und Energie in der jetzigen Führung liege, — und endlich, daß die russische Hilfe zur Wahrheit geworden war. In Oberungarn war Paskewich bereits am 17. Juni in mehreren Kolonnen eingerückt. Dembinsky zog sich nach „Eperies" und „Kaschau" zurück. General Rüdiger zog in „Eperies" ein, das 3. Infanterie-Korps in „Kaschau". Am 26. war abermals eine allgemeine Vorrückung, das 4. Infanterie-Korps rückte bis „Tokay" und General Tscheodajeff bis „Debrezin", welches er am 3. Juli besetzte.

Dembinsky, von den Russen gedrängt, zog nach „Pesth" und „Szolnok", und nahm zwischen „Alberti", „Czegled" und „Szolnok" eine vortheilhafte Aufstellung. Am 9. war das russische Hauptquartier in „Abroni" und am 10. verlegte es der Feldmarschall nach „Mezőkövesd". Das 3. Korps marschirte nach „Kapolna". General Tscheodajeff erhielt Befehl, von „Debrezin" aufzubrechen und am 17. in „Hatvan" einzutreffen. General Grabbe stand mit seinem Korps schon am 7. Juli über „Kremnitz" in „Szent-Kereßt am Granfluße.

Der Banus Baron Jellachich traf die Truppen, welche die slovenische Grenze und den Tschaikistendistrikt bewachten, in verzweifelter Lage. Oberst Puffer focht gegen die Macht Percel's mit 3000 Mann bei „Karlowitz". General Mayerhofer in „Semlin" hatte nur mehr 1200 Mann; der ganze Ueberrest des Theodorovich'schen Korps war elend

Kärnten um die Extradirung der vom Freiherrn von Aschau hinterlassenen chemischen Bücher, Schriften und Instrumente verwendet. Wie daraus zu sehen, schrieb er sich nicht mehr Herverdes, sondern Herverts.

zusammengeschmolzen und die Trümmer standen in „Paucsova“ am linken Donauufer. Der einzige Oberst Mamula hatte sich in seiner innegehabten Position behauptet, und rings um die Festung „Peterwardein“ mächtige Verschanzungen aufgeworfen, deren Stärke das ersetzen mußten, was ihm an Truppenzahl abging. Nur 2000 Mann standen ihm zur Cernirung der Festung zu Gebote, und er mußte alle seine Energie, all sein Talent aufbieten, um die Ungarn zu verhindern, daß sie nicht seine Linien durchbrachen und einer zerstörenden Sündfluth gleich Slavonien und Kroatien überschwemmten.

Die Militärdistrikte waren erschöpft; der Krieg und die in seinem Gefolge einherziehenden Krankheiten hatten sie entvölkert; die Serben der südlichen Komitate waren von dem ihnen drohenden Verderben aus ihren niedergebrannten Dörfern über die Donau in die slavischen Wälder entflohen. Endlich schafften Stratimirovich, dann Knicanin die serbischen Hilfstruppen wieder herbei und vertheidigten den Tschaitisten-Distrikt.

Wenn in Nordungarn der Krieg wie zwischen civilisirten Völkern geführt wurde, so war er hier angestachelt vom Nationalhaß zum Vernichtungskriege ausgeartet. Man kann sich schwer eine Vorstellung von den Leiden der Truppen machen, die wochenlang unter kein Dach kamen und auf dem von der Hitze zerklüfteten Boden kampirten, oft keine Nahrung, und zum Getränk das schlammige schmutzige Wasser hatten. Cholera und Typhus rafften viel mehr Menschen hin als die feindlichen Kugeln. In dieser furchtbaren Lage, umgeben von dahinsinkenden Soldaten, von jeder Communikation abgeschnitten, zeigte der ritterliche Banus, was ein energischer Charakter vermöge; mit der ihm eigenen Raschheit erkannte er die bestehenden Mängel und wußte, wie denselben nach Möglichkeit abzuhelfen wäre. Er bereiste die Militärgrenze und Serbien, ließ in seiner beredten Art, die zum Herzen bringt, Aufrufe an die Südslaven ergehen, und nur seiner Energie konnte es gelingen, in kurzer Zeit die Südarmee zu organisiren und ihr wieder jenes Selbstvertrauen einzuflößen, welches nothwendig war, um sie dem übermüthigen Feinde entgegen zu führen, eine vortheilhafte Stellung erkämpfen und in derselben so lange die Defensive erhalten zu können, bis der F. Z. M. Baron Haynau durch die Operationen der Donauarmee ihn in die Möglichkeit versetzte, die Offensive zu ergreifen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 4.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Zwischen der engen Gurk, dem Wlemitzthal und der Glan.			
Gipfel, Sättel:			
Kitzel, N. von Feldkirchen (Kapelle NNO. vom Wachsenberg)	3424 3443	Pet. Tr.	Krystallin. Thonschiefer auf Glimmerschiefer.
Kuppe NO. von Rotschitz, NO. von Feldkirchen, SW. von der Kapelle St. Paul (der Tr. Punkt Hochnock, 4126 Fuß, liegt weiter südöstlich)	4139	Pet.	Glimmerschiefer (größte Höhe des Zuges).
Dreifaltigkeitskirche am Sonntagberg, NW. von St. Veit	3667	„	Krystallin. Thonschiefer.
Sattel zwischen dem Sonntagberg und dem Schneebauerberg	3401	„	Krystallin. Thonschiefer.
Untergeordnete Höhen und Sättel: Gehängestufen, Gewässer und jüngste Ablagerungen:			
Ursprung der Tiebel, NW. von Feldkirchen *)	2771 2735	Pet. Pr.	Diluvialbarre.
Der Außer-Teuchenbach unterhalb der Kirche von Außer-Teuchen	2838	Pet.	Schmales Alluvium zwischen steilen Gefällen.
Mündung des Außer-Teuchenbaches in die Tiebel oberhalb Himmelberg . .	2130	„	Alluvium i. Diluvium.
Oedbauer, SO. vom Bad Leonhard, südlicher Rand der Gurkenge	3137	„	Krystallin. Thonschiefer.
Plateau von Wachsenberg, N. von Feldkirchen . . .	2614	„	Gebirgsschotter auf krystallin. Thonschiefer.
Reinitzgraben, N. von Wachsenberg, S. von St. Martin	2480	„	Mooriges Alluvium.
Krummbüchel, zwischen dem Reinitz- und Reckenbach, N. von Wachsenberg . .	2815	„	Mächtige Gebirgsschotterablagerung.
Bauer Trumpold am nördlichen Gehänge des Engthales der Tiebel (zwischen Dragelsberg und Werschling)	2945	„	Zerstreuter Gebirgsschotter auf krystallin. Thonschiefer und Chloritschiefer.
Mittlere Terrasse in der Beuge des Rogobaches NW. von Rennweg, NNO. von Feldkirchen	2351	„	Terrassen-Diluvium.
Ebene von St. Ulrich, N. von Feldkirchen	1801	„	Thalausfüllendes Diluvium.
Terrasse zwischen Pichlern und Himmelberg, NW. von Feldkirchen	2205	„	Diluvialschotter und Lehm.
Am östlichen Fuße des Sauerrachberges, über der Terrasse von Grintschach, NW. von Feldkirchen .	2408	„	Zerstreuter Diluvialschotter, Maximum des Terrassenschotters.
Gehänge N. von Weyern, NW. von Feldkirchen . . .	2000	„	Diluviallehm und Schotter.
Ortschaft Tschwint, WSW. von Feldkirchen	3353	„	Krystallin. Thonschiefer, zum Theil Feldspath führend, kein Schotter, höchster Feldbau.
Unterhalb Sallach bei Tiesen, SW. von Feldkirchen .	2231	„	Schotterablagerung (mit Serpentin) auf einer schmalen Gehängestufe.
Kuppe zwischen Eibling und Tschabitsch, W. von Feldkirchen	2377	„	Krystallin. Thonschiefer auf Kalkschiefer.
Galgenberg (Kummetsberg), SW. von Feldkirchen, SO. von Eibling . .	1927	„	Chloritische Schiefer im krystallin. Thonschiefer.
Die Tiebel bei Buchscheiden, S. von Feldkirchen **) .	1643	„	Ausgedehntes Alluvium.
Terrasse zwischen Lovoisen und Aich, SSO. von Feldkirchen (südlich von der Glan), Corresp. der Terrasse von Rottendorf .	1761	„	Terrassen-Diluvium.
Ortschaft Tschwarzen, NO. von Feldkirchen, Gehängestufe	2099	„	Mit etwas Lehm und Schotter.
Der See von St. Urban, NO. von Feldkirchen (Spiegel)	2288	„	Gehängemulde.
Sattel zwischen (NO von) St. Urban und Froonmoos im Ladeingraben . . .	3028	„	Gebirgsschotterablagerung.

*) Vergl. die letzten zwei Nummern im oberen Gurkgebiete. Gegenwärtige Bestimmung scheint mir im Verhältniß zu jenen zu niedrig, doch wurden die Messungen innerhalb einer Stunde, gleichzeitig mit der Stationsbeobachtung bei günstigem Wetter angestellt, auch stimmt Prettner's Angabe von Gnesau (Kirche 2977 Fuß) mit meinen Messungen an der Gurk überein.

**) Die Bestimmungen der Fluß-Höhen habe ich absichtlich unter andere Höhen vertheilt, damit die relativen Abstände ersichtlich werden.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 7. März. 1857.

Die Kapelle zu Siebenbrünn.

1348.

Juchheisa, welch' ein Klang und Spiel!
Er führt die Braut am Arme,
Da schweigt sein Mund, da spricht so viel
Sein Aug', das liebewarme.

Und fünfunddreißig Gäste zieh'n
Geputzt, in hellen Reihen,
Zur stillen Dorfkapelle hin,
Den Herzensbund zu weihen.

Der Priester am Altare spricht
Wohl über sie den Segen:
„Kein Zweifel an der ew'gen Pflicht
Darf je in Euch sich regen.“

Und wie sie nimmt den blanken Ring,
Da hält sie ein mit Fragen.
Sie hat noch einen andern Ring —
Darf sie den nimmer tragen?

Wohlauf, wohlauf, du schmucke Braut,
Du sollst dein Jawort geben.
Sie faßt den Ring, sie ruft es laut,
Gebunden ist ihr Leben. —

Zog man hinaus mit Spiel und Sang
In grüne Fluren wieder?
Verstummt ist jeder Harfenklang,
Verkünden's keine Lieder.

1848.

Die Alpe hier und hier der Schlund,
Der graus zum Thale gähnet;
Wie lieblich dort im Wiesengrund
Sich Dorf und Weiler dehnet.

War einst ein herrlich breites Thal,
D'rin Lieb und Rosen blühten;
Die böse Zeit kommt allemal,
Wo Erd' und Himmel wüthen.

Die Alpe barst; und wie in's Grab
Die harten Steine rollen,
So fiel der Felsen Wucht herab,
Und Herd und Haus verschollen.

Zu Siebenbrünn aus Schutt und Sand
Erhub man die Kapelle,
Und fünfunddreißig Köpfe fand
Man klaffend an der Stelle.

Die schauten grinsend, hohl und starr
Nach zweien güldnen Ringen,
Die einer kleinen Hand so klar
Am dürren Finger hingen.

Wohl Beiden, daß zur ew'gen Nacht
Die Brautnacht ist geworden;
Denn wo ein Herz des Schwures lacht,
Ist Leben nur ein Morden.

Friedrich Pichler.

Mittheilungen eines Landsmannes aus Afrika.

Zwei Jahre sind es schon, daß wir von unserm Landsmanne, dem Missionär Mosgan nichts mehr vernahmen, und ihn entweder todt oder eingeschlummert im Vergessen seines Vaterlandes unter der tropischen Sonne wähnten. Ein Brief desselben vom 16. August 1856 gegeben am Orte Panom, zugenannt zum h. Kreuze am weißen Nil im Lande der Kik's, zerstreute endlich unsere Zweifel und Besorgnisse. Er lebt noch und pflegt seine Schwarzen mit immer gleich väterlicher Liebe. Die Sendung von Bildern, die er von seinem Oberhirten erhielt, gewährte ihm die Freude, seine schwarzen Kinder beschenken zu können, die seine einzige Stütze und durch ihre Anhänglichkeit seinen einzigen irdischen Trost ausmachen, und wovon 30 wirkliche Christen, 23 Katechumenen sind. Schon hatte er die Hoffnung, wieder einmal auf kurze Zeit Europa zu sehen und sein theures Vaterland zur Erholung seiner Kräfte heimzusuchen, da ihm der Provikar in dem Priester Alois Pircher einen Collegen gab, der ihn zeitweise ersetzen konnte; doch der Herr rief diesen ab, kaum daß er sein Amt begonnen hatte, und Mosgan blieb nur noch das Wort: „Vater, dein Wille geschehe“! und uns die Hoffnung, indessen, bis ihm wieder Ersatz wird, aus des für eine Zeit heimkehrenden Missionärs Daninger Munde ein Mehreres zu hören.

„Ich habe schon voriges Jahr (1855) angeführt“, fährt Mosgan weiter: „daß mir die Diener eines koptischen Krämers durch die ungerechte Ermordung des hiesigen Häuptlings großes Ungemach verursachten, um so mehr, da man mich selbst als Theilnehmer daran hielt. Ich suchte Anfangs durch gute Worte und Geschenke die Aufregung zu beschwichtigen und das Vertrauen wieder zu gewinnen; doch vergebens. Man hielt meine Güte für Furcht und meine Gaben für Pflicht. Ich schritt daher zu ernsteren Mitteln, sammelte 25 mit Feuergewehren Bewaffnete um mich, und umgeben von dieser Garde setzte ich aus der Familie des Getödteten

einen neuen Häuptling ein. Jetzt wurde Ruhe, ich bin gefürchtet und geliebt. Wäre es nicht der reißenden wilden Thiere wegen, ich könnte überall, wo man mich kennt, unbewaffnet einhergehen, obwohl ich in der Regel auf entfernte Orte mit zwei Doppelpistolen und einer Flinte, umgeben von einigen mit Lanzen bewaffneten Schwarzen, mich hinbegebe. Manche große, tödtliches Gift in sich tragende Schlange habe ich schon mit diesen Waffen zu Boden gestreckt, die bei den Negern als Zauberin gilt, und welcher sie von ferne zurufen: sie wolle sich entfernen, man habe nichts Böses gegen sie vor, — in der Meinung, falls man sie tödtete, würde sogleich eine andere an ihre Stelle treten und sie an den Menschen rächen. Nun da ich die Leute vom Gegentheile überzeuge, werde ich oft gerufen, um sie davon zu befreien. Tödtet Jemand einen Tieger oder eine Hyäne, so wird aus gleichem Grunde ein Schaf geopfert. Tiegerhäute sind der Schmuck der Vornehmen; mir jedoch gelang es noch nicht, welchen zu erlegen, da sie sich bei Tage in dichten Wäldern, wohl auch auf hohen Bäumen, aufhalten, und nur bei Nacht auf Raub ausgehen. Häufiger treffe ich Löwen von ungewöhnlicher Größe, die aber entweder von Weitem sich flüchten, oder wenn man ihnen unbemerkt in die Nähe kommt, den gekleideten Europäer starr anblicken, und dessen Blicken begegnend mit etlichen gewaltigen Sätzen sich davon machen, wo man gewöhnlich mit einem Blindschuße ihre Flucht beschleunigt."

„Ueberall, wo ich hinkomme, wird mir eine gute Aufnahme zu Theil und man setzt mir ohne Entgelt das Beste vor, so sehr man sonst aus gutem Grunde vor Fremden Schene hat. Mein Wort hat unbedingten Glauben. „Die übrigen Acoks (Engel), sagen sie, sind von der Erde, sie kommen nur aus andern Gegenden hieher, um hier Menschen zu werden(!); dieser aber ist von Oben gekommen, er ist einer von den Leuten des großen Mannes im Himmel, darum weiß er auch, was Oben ist."

„Von der zweiten Hälfte Juni bis Anfang August war ich größtentheils krank in Folge meines Aergers mit einem treulosen mahomedanischen Diener. Während meiner Krankheit, wo ich oft tagelang nicht sichtbar wurde, herrschte in meinem Hofe, obwohl dort gewöhnlich bis 50 junge Leute versammelt waren, lautlose Stille, so sehr waren sie von Theilnahme ergriffen und niedergeschlagen. Der Häuptling sendete mir seinen Sohn, und ließ mich fragen, welchen Ochsen er schlagen solle — denn damit glaubt man die Krankheit zu bannen; — ich aber antwortete: „keinen, denn der Vater im Himmel kann mich schon so gesund machen." Dieses Thierschlachten für Kranke gibt den Gesunden Anlaß zu Schmausereien, daher die große Bereitwilligkeit. Auf meine abschlägige Antwort gab jener Junge zur Antwort: „Wir werden unsere Hände zum Himmel erheben, und den Vater bitten, daß er Dich noch am Leben lasse, denn stürbest Du, an wem sollten wir uns halten? Jetzt, wo Du hier bist, nehmen uns die Schiffe nicht, wie sonst, Kinder und Vieh fort." — Ich suchte ihn damit zu beruhigen, daß ein Anderer mich ersetzen würde, er aber sprach: „Ein Anderer kennt weder uns noch wir ihn, er wird kein Zutrauen haben!" — Dieses die natürliche Logik dieser Leute, die sowohl der geistigen Pflege und Erhebung als ökonomischer Hilfe bedürfen, da nur der Feldbau den Menschen gesellig, arbeitsam und damit auch civilisirt und für das Christenthum empfänglich macht."

„Voriges Jahr bereitete ich mir ein hübsches Stück Garten; aber da einerseits nur der geringste Theil der mir geschickten, wahrscheinlich veralteten Sämereien keimte, und es mir an Werkzeugen fehlte, um den jungfräulichen aber mit hohem Schilfe überwachsenen Boden urbar zu machen, dessen fingerdicke Wurzeln die Cultur verhindern, so bin ich in der Lage, meine Landsleute um Sämereien von Getreide, Obst und Küchengewächsen zu bitten, die mir von St. Andrä aus in einem blechernen Gefäße überschickt werden können. Hier ist die Regenzeit dem Wachsthume jener Sämereien günstig, die aus Gegenden kommen, die den Regen kennen, und ich habe daraus manch' schönes üppiges Gewächs gezogen."

Indem wir diese Bitte unseres im Reiche Gottes und zum Heile der Menschen so thätigen und aufopfernden Landsmannes zur gütigen Beherzigung bekannt geben, fügen wir noch einige seiner Schlußworte hinzu.

„Einen Brief aus Europa bekommen", schreibt er: „ist ein Balsam auf die Wunde, darum kann ich nicht begreifen, wie Einige, denen ich geschrieben, so unbarmherzig seyn konnten, mir diesen so wohlthuenden Balsam vorzuenthalten!"

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Von „Jregh" über „Karlowitz" vorrückend, hatte die Südarmee zwischen „Kaacs" und "Jarek" eine Aufstellung längs der großen Römerschanze. Das syrmische und serbische Korps waren in die reguläre Südarmee eingereiht worden, und der FML. Hartlieb hatte das Kommando über das Cernirungskorps vor „Peterwardein" übernommen. Im Anfange Juni war demnach die Südarmee in der Verfassung, ihre Bewegungen zu beginnen.

Nach mehreren Scharmützeln machten die Insurgenten am 4. Juni einen allgemeinen Angriff auf die Verschanzungen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen.

Am 7. Juni Früh ½ 5 Uhr griff das in der Nacht von „Neusatz" aufgebrochene Perczel'sche Korps die Cavallerie-Vorposten vor dem Lager bei „Kaacs" mit heftigem Kanonenfeuer an. FML. Ottinger, der mit der Cavallerie-Division das Centrum bildete, rückte ungesäumt mit dem Obersten Leopold Grafen Sternberg von Kaiser Franz Joseph-Dragoner und dem Regimente Graf Hardegg-Kürassier gegen die Insurgenten vor.

Durch einen entschlossenen Angriff des G. M. Fejervary mit 4 Eskadronen Graf Wallmoden-Kürassiere, zwei Eskadronen Fürst Schwarzenberg-Uhlanen und einer Cavalleriebatterie in des Feindes linke Flanke, und von drei Eskadronen König von Sachsen-Kürassiere, zwei Eskadronen Graf Wallmoden-Kürassiere und einer halben Cavalleriebatterie, welche durch den Generalstabs-Hauptmann Zastawnikowić gegen die rechte Flanke geführt wurden, gelang es, die Ungarn in die zwischen „Kaacs" und „Neusatz" befindliche große Römerschanze zurückzuwerfen. Hier setzten sie sich fest, und suchten durch ein heftiges ununterbrochenes Geschütz- und Gewehrfeuer dem weiteren Vordringen Einhalt zu thun.

Der kühne Ottinger drang bis an die Römerschanze vor, und Oberst Graf Sternberg rückte ohne Befehl rasch gegen „Jarek", wo er mit seinem Regimente die Römerschanze überstieg und die Insurgenten mit ausgezeichneter Bravour in der Flanke angriff, daß sie ihre vortheilhafte Stellung verlassen mußten.

Jenseits der Schanzen griff Sternberg unverweilt die Honved-Bataillone, die bei einer Kirchhofmauer aufgestellt

waren, rasch an, und während des Angriffes erhielt Sternberg den Befehl, sich mit seinem Regimente zurückzuziehen, da die feindliche Cavallerie zur Unterstützung ihrer Infanterie vorrücke.

Oberst Graf Sternberg, welcher so nahe am Feinde berechnen konnte, daß eine schnelle entschloßene Attaque auf die Honved's noch früher gelingen müße, und daß dieß wesentlich den Sieg erleichtern mußte, griff heldenmüthig an und vernichtete das 8. Honved-Bataillon gänzlich.

Eben so schnell verfolgte er die sich zurückziehenden Insurgenten auf der Strasse gegen „Neusatz", so daß der Rückzug in förmliche Flucht ausartete.

Während dieser Waffenthat stand der umsichtige Ottinger links auf den Schanzen, und leitete das Feuer einer, mit großer Anstrengung auf die Schanze gezogenen Kanone zur Unterstützung der Dragoner, und wie er die Attaque sah, rief er: „Ha, jetzt rächen sich die Dragoner für Szolnok!" Das Honvedbataillon Nro. 8. war bis auf 29 durchgehends stark blessirte Honveds, worunter auch zwei Offiziere, gänzlich ohne Pardon zusammengehauen. Dieses Bataillon war das älteste und ausgezeichnetste der Rebellen, aber die Dragoner waren über die frühern von den Ungarn verübten Grausamkeiten so erbittert, daß sie keinen Pardon geben wollten.

Diese Niederlage bewog Perczl, das Lager bei „Neusatz" zu verlassen und sich über „Zambor" nach „O Becse" zurückzuziehen. Oberst Graf Sternberg, der sich im Laufe des ganzen Feldzuges als ein ebenso einsichtsvoller wie tapferer Reiteroffizier bewährt hat, erhielt das Ritterkreuz des „Maria-Theresien-Ordens."

Der Banus zeichnete folgende Individuen dieses tapfern Regiments mit Tapferkeitsmedaillen aus, und zwar: Den Wachtmeister Brzuzek, Expropriis Wachtmeister Sis, die Korporäls Hradil, Komarek, Müller und den Gemeinen Mikulsky mit der silbernen Medaille 1. Klasse; die Korporäls Dolaupel, Wattaba, Schreiber, Wunderlich, Droßen und Walk mit der silbernen Medaille 2. Klasse; dann 3 derlei Medaillen für die tapfersten Gemeinen, nach eigener Wahl des Regiments-Kommandanten.

Dem Rittmeister Przihoda, den Lieutenants von Heß und Wella wurden die Pferde unterm Leibe erschoßen. Der Verlust war übrigens ganz gering.

Der Banus rückte nach diesem rühmlichen Gefechte von „Karlowitz", „Kovilj" und „Kaacs" gegen „Neusatz" vor, und ließ diese Stadt am 12. Juni trotz dem fürchterlichen Bombardement und schweren Geschützfeuer aus der Festung und Brückenschanze mit Sturm nehmen.

Die Bravour, mit der die Truppen an diesen Tagen fechten, verdient die vollste Bewunderung, und wurde vom Banus selbst belobend anerkannt.

Die Armee blieb nur kurze Zeit vor „Neusatz", verließ dann nach Rücklassung zweier Brigaden diese Stellung und rückte gegen den „Franzenskanal" vor. Das Hauptquartier wurde nach „Sove" und von da am 11. nach „Kis-Kér" verlegt, und die Armee nahm eine vortheilhafte Position längs des „Franzenskanals", die wichtigen Uebergangspunkte „Verbaß" und „St. Thomas" stark besetzt haltend, eine Defensiv-Stellung, in der der Banus hoffte, mit Zuversicht den Operationen der zahlreichen Insurgenten entgegen sehen zu können.

Hier erhielt der Banus die Nachricht, daß bei „Hegyes" der Rest des Perczl'schen Korps, 6 — 8 Bataillone mit 16 Geschützen und einigen Schwadronen, stände, um die Vereinigung mit der Garnison von „Szegedin" und „Theresiopel", dann mit dem ehemaligen Cernirungskorps von „Arad" unter Vetter, und endlich mit Aulich's Schaaren in kürzester Zeit zu erwarten.

Der Banus beschloß, das kleine Korps am 14. zu überfallen und zu vernichten. Gegen Mitternacht versammelten sich die Truppen bei „Verbaß" und rückten auf der geraden Strasse nach „Hegyes" vor. Man vermuthete die rechts von der Strasse liegenden Orte „Szeghegy" und „Feketehegy" nur schwach besetzt, und befürchtete von dorther keine Beunruhigung, da ein Sumpfwasser sich zwischen der Strasse und den Orten hinzieht.

Die Spitzen der Avantgarde rückten in das Defilée von „Hegyes", da fällt ein Schuß, und in der Dämmerung entspinnt sich ein Plänklergefecht. Mit Tagesanbruch beginnt ein fürchterliches Artilleriefeuer aus 80 Geschützen in Front und Flanke der Kolonne. Jetzt erst entdeckte man die ungeheuere Uebermacht des Feindes, da die Vereinigung der verschiedenen Korps bereits Statt gefunden hatte.

Eine feindliche Batterie beschoß die Munitionsreserve mit glühenden Kugeln, und die Husaren bedrohten dieselbe mit einer Attaque. In diesem entscheidenden Augenblicke erschien der tapfere Oberstlieutenant Dobrzensky mit einer Division Franz Joseph-Dragoner und einer Division Sachsen-Kürassiere. Er rückte so geschloßen und kühn vor, daß die feindliche Batterie umkehrte und die Attaque der Husaren vereitelt wurde.

Während diesem Ereignisse auf der Rückzugslinie bemühte sich der Banus, das Gefecht an andern Punkten im Gleichgewichte zu erhalten. Von den im ersten Treffen stehenden Truppen wurden drei Freiwilligen-Bataillons durch mehrere in ihrer Mitte platzende Granaten zum Wanken gebracht, sie kehrten um und ergriffen die Flucht. Da stürzte der Banus den Fliehenden entgegen, ruft ihnen ein donnerndes Halt! zu und der ritterliche Jellachich selbst führte sie bis vor die feindliche Aufstellung und drang stürmend vor. Der Moment war ein kritischer, allein die Majore Philippovich und St. Quentin führten zwei Zwölfpfünder-Batterien dem Feinde kühn entgegen und erschütterten ihn so, daß er in seine erste Aufstellung zurückging. Das Gefecht wird auf der ganzen Linie wieder hergestellt.

Die feindliche Uebermacht aber war zu groß, aus „Szeghegy" debonchirten immer frische Kolonnen, von „Zambor" waren neue Kolonnen im Anmarsche und die Rückzugslinie des Banus wurde hart bedroht. Da ordnete er unter dem Schutze der Batterien und seiner Cavallerie den Rückzug an.

Das Unternehmen war ein verfehltes, allein der Tag von „Hegyes" entschied, daß es nicht mehr im Bereiche der Möglichkeit lag, gegen solche Uebermacht die „Bacska" zu behaupten. Die Truppen hatten sich wacker geschlagen, der Banus in der höchsten Gefahr die größte Kaltblütigkeit und Ruhe bewahrt, die einen Feldherrn ziert, und im Getümmel der Schlacht mit Heldenmuth gekämpft.

Die Stellung am „Franzenskanal" mußte verlassen werden und in der Nacht vom 14. auf den 15. überschritt die Südarmee die „Römerschanzen" und lagerte unweit „Kaacs". Die Armee hatte durch Seuchen, die in den Lagern furchtbar wütheten, große Verluste erlitten, und nach Abzug der Besatzung von „Essegg", „Fünfkirchen" und andern Orten, dann der 3000 Mann, die „Peterwardein" cernirten, blieben dem Banus kaum mehr 8000 Mann.

Am 15. zog sich die Armee nach dem Plateau von „Tittel", welches der Banus noch bis Ende Juli behauptete. Es blieb bei fortwährenden feindlichen Angriffen auf das Cernirungskorps von „Peterwardein" und des genannten Plateau's, aber ohne Erfolg. Am 24. kam es zu zwei Stürmen auf „Mosorin", das jedoch Held Knicanin mit den Serben unerschütterlich vertheidigte.

Die feindliche Uebermacht hatte auch das tapfere aber zu schwache Korps Rukawina's aus dem Felde zurückge-

drängt und das ganze „Marosthal“ besetzt. Nur in „Temeswar“ wehte noch unangetastet die kaiserliche Fahne. Um „Arad“ sammelten sich immer größere feindliche Massen, die Cernirung wurde immer enger und jede Verbindung gegen Außen unmöglich. Durch die starke Beschießung litt die Besatzung große Verluste. Mehrere feindliche Parlamentäre erschienen, um die Festung zur Uebergabe aufzufordern, — dieß, so wie ein Ultimatum Kossuth's blieb unbeantwortet. Die Lage der Besatzung wurde immer verzweifelter. Schon im Monat April mußten Pferde geschlachtet werden, die Gemüse waren ganz ausgegangen.

Am 3. Juni wurde der Besatzung eine ehrenvolle Kapitulation angeboten. Der Festungskommandant überzeugte sich durch ausgesandte Offiziere, daß „Temeswar“ cernirt, das ganze Banat, „Ofen“ und „Pesth“ in den Händen der Insurgenten sey, daß jede Hoffnung auf Entsatz schwinden müße; er sah sich ohne Lebensmittel, somit knüpfte er am 24. die Unterhandlungen mit dem Feinde an, und am 28. kam durch Kriegsrathbeschluß die ehrenvolle Kapitulation zu Stande. Am 1. Juli fand der Ausmarsch der Besatzung Statt. Unter den vielen Braven dieser Besatzung müssen wir einen Offizier erwähnen, der sich besonders hervorthat.

Den 18. Oktober 1848 war der Oberlieutenant Georg Unukic vom 61. Infanterie-Regimente mit einem Detachement von 50 Mann aus der Festung „Temeswar“ zur Verstärkung der Festung „Arad“ bestimmt, und traf am 19. daselbst ein.

Während der ganzen, 9 Monate und 10 Tage dauernden Cernirung der Festung, blieb Unukic, ungeachtet, daß sämmtliche Detachements bei Gelegenheit des Entsatzes zweimal abgelöst wurden, für seine Person freiwillig in „Arad“ und bewies vorzüglich bei Vertheidigung dieser Festung eine außerordentliche Thätigkeit, sehr viel Umsicht und eine rühmliche herzhafte Entschlossenheit und Standhaftigkeit.

Unter 80 Offizieren, welche während der Dauer der Cernirung in „Arad“ anwesend waren, hatte Unukic von den 37 stattgehabten Ausfällen allein 35 freiwillig unternommen und durch Muth, Tapferkeit und kluge Führung nicht nur dem Feinde einen bedeutenden Schaden zugefügt, sondern auch dabei jederzeit die Festung mit großen Quantitäten von Viktualien, Getränken, Fourage, Munition und sonstigen nöthigen Gegenständen versehen, daß durch diese Thätigkeit die Festung im Stande war, sich so lange zu halten. Immer an der Spitze seiner Abtheilung, leitete er die Bajonnetangriffe mit Umsicht und Muth. Wir wollen hier einige Leistungen erzählen.

Am 4. Dezember 1848 hatten die Insurgenten in einer stürmischen Nacht unbemerkt eine Brücke über die „Cunette“, dann über die Vorwerke geschlagen, drangen bereits in den Hauptgraben ein und hatten die Leitern zur Ersteigung der Hauptmauern angelegt, sowie auch mehrere Pallisaden bei den Caponièren ausgehoben.

Der Oberlieutenant Unukic hatte mit einer kleinen Abtheilung die Kapitalspitze nebst der Caponnière Nro. 2, als den schwächsten gefährlichsten Punkt zu vertheidigen. Ein heftiges Gewehrfeuer aus dem Graben sollte die Ersteigung erleichtern, allein Unukic wußte seine Leute zu ermuthigen und günstig aufzustellen, er selbst zündete eine 30pfündige Rollbombe an und schleuderte solche hinab, die eine solche Verwirrung unter den Insurgenten hervorbrachte, daß sie nach Hinterlassung vieler Todten und Verwundeten eiligst die Flucht ergriffen.

Am 22. Dezember machte Unukic aus eigenem Antriebe mit 60 Mann und 40 Arbeitern einen Ausfall, um die von den Insurgenten an der Brücke errichteten Belagerungs-Batterien zu überfallen und zu zerstören. Der tapfere Unukic stürmte kühn mit seiner kleinen tapfern Schaar die Batterie, nahm sie, besetzte, um seine eroberte Stellung zu behaupten, die ersten Häuser und behauptete sich gegen die Angriffe der Insurgenten so lange, bis seine Aufgabe vollkommen gelöst war.

Als am 8. Februar 1849 das Korps Gläser, nach Einnahme von „Alt-Arad“, zum Rückzuge genöthigt wurde, drang Unukic freiwillig mit 100 Mann und 40 Arbeitern in die jenseits der „Maros“ gelegene feindliche Batterie, zerstörte dieselbe im Angesichte der Insurgenten und brachte mit größter Gefahr zwei 10pfündige Haubitzen und drei 12pfündige metallene Kanonen sammt Lafettirung und Unterlagen über die bereits aufgethaute „Maros“ nebst einer bedeutenden Quantität Munition in die Festung.

Ebenso gelang es ihm durch die zweckmäßige Entsendung eines Theils seiner Mannschaft gegen das auf 2000 Schritt entfernte Dorf „Mikalaka“, hinter dem die Reserve der Insurgenten stand, einer Abtheilung derselben zehn Eimer Wein abzunehmen und 50 Mann des magyarischen Landsturms gefangen zu nehmen.

In dieser Nacht vom 8. auf den 9. machte er in Begleitung des Lieutenants Poman vom Infanterie-Regimente Nro. 41 mit 90 Freiwilligen einen Ausfall auf „Alt-Arad“, überraschte in der Batterie den feindlichen Posten, sprengte die Pulverkammer in die Luft und legte an 5 Punkten der Stadt Feuer an, um den Aufenthalt daselbst dem Feinde unmöglich zu machen und der Festung eine freiere Aussicht und günstigere Vertheidigung zu verschaffen.

Georg Unukic war durch die Verleihung des Ritterkreuzes des „Maria-Theresienordens“ ausgezeichnet. —

„Temeswar“ hielt sich, und aller Angriffe und Drangsale ungeachtet behauptete sich der tapfere Rukawina bis zum Entsatze der Festung. Am 25. April mußten die Thore geschlossen werden. Die Besatzung bestand jetzt aus 4 Generälen, 188 Stabs- und Oberoffizieren und 8700 Mann, worunter 4500 Rekruten waren. Der Mangel an Genie- und Artillerie-Truppen war sehr fühlbar. Am 14. Mai begannen die Insurgenten den Batteriebau zwischen „Josephstadt“ und dem Dorfe „Mehalla“. Die gegenseitige Beschießung wurde fortgesetzt und Ausfälle wurden gemacht.

Am 11. Juni begann der Feind den Platz mit 30- und 60pfündigen Bomben zu bewerfen und die Verheerungen in der Stadt wurden immer größer. Der Krankheitsstand wurde immer bedenklicher. Ein Versuch des Feindes in der Nacht vom 15. — 16. Juni, den rechten Flügel des verschanzten Lagers anzugreifen, wurde zurückgewiesen.

Den 25. eröffnete der Feind die erste Parallele, und zog ansehnliche Verstärkungen an schweren Geschütz und Munition an sich. In der Nacht vom 4 — 5. Juli wurde ein Ausfall auf die feindlichen Batterien unternommen. Die 1. Kolonne geführt von Hauptmann Melzer von Leiningen-Infanterie drang mit dem Bajonnete in die Batterie, stieß den größten Theil der Besatzung nieder und vernagelte 5 Geschütze.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der „Carinthia“ Nro. 7., Seite 28., zweite Spalte, Zeile 21 von oben soll es heißen: „Die Alpe“; „Die Nonne“; „An Laura“; „Kaltstube“ (eine heimische Sage) u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 14. März. 1857.

Ein Schuldrama zu Klagenfurt im Jahre 1808.

(Aus einer Correspondenz der Redaction.)

Mit vielem Interesse lasen wir Professor Egger's Aufsatz über das Schuldrama, obwohl wir in der Angabe der von den Jesuiten zur Vorstellung gebrachten Gegenstände manche der uns in der Jesuiten-Chronik des Klagenfurter-Collegiums vorgekommenen, besonders aus der heimischen Geschichte und zuletzt unter den, von dem unvergeßlichen Präfekten Ambros Eichhorn in die Szene gesetzten, gerade das erste und, wir möchten sagen, beste Schuldrama vermißten. Da die löbliche Redaction die Aufforderung ergehen ließ, dießfällige Lücken auszufüllen, so sey es erlaubt, das hievon in Erinnerung Behaltene aufzuführen.

Es war im Jahre 1808, wo die Professoren aus dem Benediktiner-Collegium ihre Vorlesungen am Gymnasium eröffneten, daß unser studentenfreundlicher P. Ambros auf den guten Einfall kam, die Faschingstage zur Produzirung eines solchen Schuldrama's zu wählen. Wir, die wir im letzten Jahre, d. i. in der zweiten Humanitätsklasse waren, und eine Elite an fähigen und darstelligen Individuen besaßen, welche bereits auf der Privatbühne unseres Collegen, des ebenso genialen als fidelen Barons Vinzenz von Ankershofen ihre Vorbildung erlangt hatten, waren davon sehr angenehm angesprochen. Sobald Eichhorn durch Professor Baptist Manhart uns das Stück mitgetheilt hatte, ging es an das Abschreiben der Rollen, und es verging kein Tag, wo nicht nach der Schule die Bänke zusammengerückt, ein Podium daraus gebildet und einzelne Szenen unter uns eingeübt wurden.

Das Schuldrama, eigentlich das Lustspiel — denn ein solches paßte am besten für die Faschingstage — führte den Titel: Franzesko Moratori, oder, der liederliche Student. Das Thema, in so weit Berichtgeber sich noch nach fast fünfzig Jahren erinnert, war, daß der Sohn eines schlichten Bauers, Franz, nun Student unter dem Namen Franzesko Moratori (Hermann Belleritsch), als der eines reichen Privatmannes aufzutreten beschloß, und die Rolle eines Gauners in nobler Gestalt durch Studentenstreiche, Aufhauereien, Orgien und Benützung der Börsen leichtgläubiger Philister und Commilitonen eine Zeit glücklich durchführte. Als das gute Prinzip standen ihm ein Hofmeister (Franz Zweil) eines guten Hauses mit seinen zwei Zöglingen (Joseph Edlmann und Clemens Hermann) mit noch einigen Collegen entgegen. Endlich wittert man Betrug, die Lage Franzesko's und seines Busenfreundes (Josef Pirker) wird immer verwickelter, bis endlich der wahre Vater (Andreas Klinzer), den sein Sohn durch lügenhafte Briefe und Geldansprüche zum Hereinkommen vom Lande bewogen, in Begleitung seines Meierknechtes (J. Franzisci) erscheint, und den ganzen Trug aufdeckt. Franzesko, entlarvt, bekommt den weißen Rock und es geschah: — „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch" — daß die Gefoppten die Augen auswischten und die von ihm als Dummköpfe und Idioten Verachteten triumphirten. —

War gleich die Idee des Stückes ernst gedacht, so ergaben sich doch eine Menge komische Situationen, besonders erregte der drollige und mit einem gewaltigen Augenglase die falschen Verschreibungen musternde Meierknecht allgemeine Heiterkeit.

Alle drei Faschingstage wurde in der Schulhauskapelle — die Zeugin unserer Andacht, unserer Ehrentage, nun auch der Ort unserer unschuldigen Erheiterung, welche uns junge Leute vor den oft ausschreitenden Ergötzungen jener Tage abhielt, und vielen der Aermeren und Freudenlosen einen Ersatz gewährte — gespielt.

Es war freier Eintritt und daher ein mannigfaltiges Gewühl. Der Kreishauptmann Baron von Rechbach und viele der Honoratioren beehrten uns mit ihrer Gegenwart; das ganze Collegium nahm den lebhaftesten Antheil, und selbst die alten und ernsten Herren, wie der fromme P. Conrad, P. Thaddäus u. a., ergriffen die Violine, um in den Zwischenakten sich hören zu lassen. Es war ein echtes Studentenfest, wie lange nicht vorher, und nachhin nimmer, wo Schreiber dieses sich erinnert, daß der pedissequus Eichhorn's, der talentirte Machi und sein College Kasel als griechische Prinzen auftraten und debütirten. —

Wer versetzt sich nicht gerne in jene Zeiten zurück, und wer dürfte es übel nehmen, wenn auch die Feder vom studentischen Jocus überfließt, unbekümmert um Wortstellung und Ausdruck — wo sich noch einmal der Geist verjüngt.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Major Pöschel überschritt mit der 2. Kolonne den Begakanal, erstürmte heldenmüthig die Batterie, trotz der verzweifelten Gegenwehr, und vernagelte 6 Mörser, eine lange Haubitze und eine 12pfündige Kanone. Die Reserve, diesen glücklichen Erfolg benützend, stürzte gegen eine dritte Batterie. Hauptmann Schwarzmann erstieg zuerst die Batterie, wurde aber tödtlich verwundet vom Feinde weggeschleppt. Oberlieutenant Petrovich erstürmte kühn die Batterie und vernagelte 5 Mörser. Der glänzende Erfolg des Ausfalls wirkte erhebend auf den Geist der Truppen.

Am 11. Juli erstürmte der Major von Schifter abermals eine Batterie und vernagelte 5 Mörser und 2 Sechspfünder. Die feindlichen Batterien wurden durch das treffliche koncentrische Feuer der Besatzungs-Artillerie zum Schweigen gebracht. In der Nacht vom 15. Juli eröffnete der Feind die zweite Parallele. Ein Angriff des Feindes in der Nacht vom 4. auf den 5. August gegen beide Flanken des verschanzten Lagers wurde mit großem Verlust des Feindes abgeschlagen.

Im Spital wüthete Skorbut, Typhus und Cholera furchtbar und die Stadt war ein großes Krankenhaus. Ein Viertheil der Garnison war bereits todt, ein Viertheil lag krank darnieder und darunter 60 Offziere. Alle Capitulationsanträge wurden mit dem Bedeuten abgewiesen, daß man sich bis zur letzten Patrone halten werde.

In Siebenbürgen waren die russischen Kolonnen unter Lüders und Grotenhjelm eingerückt, nach mehreren glücklichen Gefechten drangen sie bis „Kronstadt" vor, welches sich Anfangs Juli ergab. Grotenhjelm warf den Feind aus „Borgo-Brund" und verfolgte ihn bis „Aldorf."

Der tapfere edle Graf Clam hatte mittlerweile das Kommando des auf wallachischem Boden stehenden Puchner'schen Korps übernommen, rückte in drei Echelons durch den Törzburgerpaß und dann in „Kronstadt" ein. Lüders wendete sich nun gegen „Hermannstadt" und den „Rothenthurmpaß." Am 20. Juli nahm er diesen Paß und jagte den Feind nach dem türkischen Gebiete. Den 21. zog Lüders in „Hermannstadt" ein. Graf Clam schlug die Insurgenten an den Ufern der „Aluta", und man beschloß eine allgemeine Offensive gegen „Maros-Vasarhely."

Am 29. ward „Schäßburg" besetzt, und Lüders disponirte am 31. Juli seine Hauptmacht auf der Strasse gegen „Maros-Vasarhely". Um 11 Uhr bewegte sich Bem in Schlachtordnung gegen „Schäßburg". Eine heftige Kanonade begann und dauerte mehrere Stunden, kein Theil wollte angreifen, da beorderte Lüders seine Cavallerie, den rechten feindlichen Flügel zu umgehen. Bem greift jetzt mit dem Bajonnete an, der Angriff wird abgeschlagen, die Cavallerie attaquirt, wirft den Feind durch entschloßene Angriffe, er ergreift die Flucht und die Schlacht ist gewonnen.

Grotenhjelm jagte ebenfalls die Rebellen vor sich her und vereinigte sich am 3. August mit Lüders. Bem eilte nach „Maros-Vasarhely, raffte alle disponiblen Streitkräfte zusammen und zog gegen „Hermannstadt". Der alte Fuchs war entschlüpft und warf sich am 5. August mit seiner ganzen Macht auf den General Hasfort in „Hermannstadt". Es entspann sich ein blutiger Kampf, der sich durch die Strassen der Stadt zog, allein Hasfort mußte der Uebermacht weichen und zog sich nach „Tolmatsch".

Lüders hievon unterrichtet, eilte rasch herbei und traf am 6. Morgens die Truppen Bem's auf den Höhen von „Großscheuern". Ein Cavallerie-Tirailleursgefecht machte die Einleitung zum Treffen, die Geschütze fuhren auf, und ihr koncentrisches Feuer erschüttert die feindliche Stellung. Diesen Moment benützt Lüders, greift rasch den feindlichen linken Flügel an und wirft ihn; das Centrum, dadurch bloßgestellt, wird durch kühne Reiterangriffe gesprengt und reißt in seiner Flucht auch den rechten Flügel mit. Der Feind wird bis „Grossau" verfolgt, und General Hasfort zieht wieder in „Hermannstadt" ein.

Graf Clam schlug bei „St. György" den Insurgentenhäuptling Gal-Sandor total und nahm ihm 11 Kanonen ab, hielt nun das Szeklerland in Zaum und besetzte „Maros-Vasarhely". General Grotenhjelm zog in „Klausenburg" ohne Schwertstreich ein. Der wackere Urban verfolgte die Besatzung, traf sie bei „Balsi-Hunwad", und zersprengte sie. Lüders zog zum Entsatze von „Karlsburg", und schlug den Feind, wobei die brave Besatzung einen Ausfall machte.

Durch diese errungenen Vortheile und durch die Besetzung von „Maros-Vasarhely" beherrschte die österreichisch-russische Armee in Siebenbürgen auf der einen Seite das „Marosthal", — auf der andern dominirte sie durch das gewonnene „Klausenburg" die Strasse nach „Großwardein". — Durch das „Marosthal" ward die Verbindung mit Haynau, dessen Fortschritte wir nun erfahren werden, hergestellt, auf der Straße über „Karlsburg" aber jene mit Paskewitsch.

Der ritterliche Kaiser begab sich am 26. Juni zur Hauptarmee, und der tapfere Monarch führte seine treuen Krieger selbst zum neuen Siege und erwarb sich als jugendlicher Held den immer grünen Lorbeer. Die Armee jubelte, aber die Einsichtsvollern waren in Sorge und Angst um das theuere Leben ihres geliebten Fürsten.

(Fortsetzung folgt.)

Auswärtige Urtheile über heimische Literatur.

Das in Kürze erscheinende siebente Heft der zweiten Abtheilung des Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten gibt uns Veranlassung, den freundlichen Lesern der „Carinthia" das Urtheil der ersten historischen Autorität Oesterreichs über die bisherigen Leistungen H. Hermann's als Beweis bekannt zu geben, daß der Werth derselben für die Wissenschaft auch anderwärts anerkannt wird, so wie es die Richtigkeit des gefällten Urtheils, welches wir in unserm Blatte (Jahrgang 1855, Nro. 7, 8 und 9) hierüber mittheilten, bestättiget. Die katholische Literaturzeitung (Wien, 1856 Nro. 51) enthält folgende Recension:

Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit. Von Heinrich Hermann. II. Bandes 2. Heft. Klagenfurt, J. Leon. 1853. 420 S. in 8.

Der Verf. hat durch zahlreiche, ebenso gründliche als lehereiche Monographien über Familien, Personen und Vorgänge Kärntens den Beruf als Geschichtsschreiber seines engern Vaterlandes längst schon genügend bewährt. Darin, daß das erste Heft des vorliegenden Werkes schon im Jahre 1843 erschienen ist, gibt er sichernde Bürgschaft dafür, daß es ihm nicht um Buchmacherei zu thun seye, sondern um verdankenswerthe Mittheitung der Resultate fleißigen und mühsamen Forschens. Außerdem dürfen wir ihm das Zeugniß einer durchaus würdigen Gesinnung geben, die nicht minder in Liebe zu dem Vaterlande und dem Regentenhause als in unverhehlter Anhänglichkeit an die Kirche hervortritt, zwei Eigenschaften, welche bei Geschichtsschreibern nicht dürfen übersehen werden, zumal es an solchen nicht fehlt, die durch leichtfertiges Preisgeben der letztern eine höhere Geltung sich erbuhlen zu können wähnen. Glücklicherweise sichert in unsern Tagen dieses historische Kipper- und Wipperwesen nicht mehr solche Erträgnisse wie früher.

Vom 2. Juti 1335, an welchem nach Aussterben der Sponheimer Oesterreichs Herzog Otto der Freudige, Rudolphs I. Enkel, auf dem Herzogsstuhle am Karnfelde bei Maria-Saal die Huldigung der Kärntner eingenommen, bis zu Kaiser Franz I. Tod sind nur vier Monate weniger als ein halbes Jahrtausend verflossen. Welches in diesem langen Zeitraume die Geschicke, die Einrichtungen, die Zustände des Landes gewesen seyen, das stellt der Verfasser mit Benützung der einheimischen Quellen, auch der Forschungen Anderer, in schlichter und befriedigender Weise dar. Unser Referat aber kann

sich, soll es anders eine übersichtliche Anschauung des Geleisteten gewähren, nicht auf das letzte Heft beschränken, es muß auf die früher erschienenen Hefte zurückgreifen.

Trotz jenes Anfalles von Kärnten an die Habsburger war es doch lange schwankend, ob in diesen südlichen Theilen des deutschen Reiches diese oder die damals mächtigen Luxemburger sich festsetzen würden. Erst durch den Vertrag vom 26. Jänner 1363 mit Margaretha der Maultasche (welchen Beinamen sie wohl eher von der tirolischen Burg dieses Namens als, nach S. 24, von ihrer „wenig gefälligen Form" dürfte erhalten haben) und den Erbvertrag mit Carl IV. zu Brünn am 10. Februar 1364 wurde jenen der Besitz des Landes für alle kommenden Zeiten gesichert. — Die bald hernach erfolgte Empörung der Aufensteiner (damals des begütertesten und mächtigsten Geschlechtes) wird mit vollkommen einleuchtenden Beweisen in das Jahr 1368 gesetzt, gegen Megiser (dem alle Neuern gefolgt sind), der dieselbe in das Jahr 1395 verlegt. Der angebliche Aufruhr der Klagenfurter in eben diesem Jahre (gleichfalls durch Megiser in die Welt gebracht) sowie einen spätern derselben vom Jahre 1464 (S. 176) verweist Hr. Hermann beide in das Gebiet der Fabeln. Ebenso verhält es sich (S. 233) mit Megiser's glänzender Rettungsschlacht am Villacherfelde gegen die Türken, die im besten Falle auf eine erfolgreiche Zurückweisung einer streifenden Horde sich beschränken dürfte. S. 112 wird Fröhlich's Behauptung (Archontol. Carinthiae), daß Herzog Ernst (der Eiserne) schon im Jahre 1406 über Kärnten regiert habe, urkundlich widerlegt. — Wie die Ländertheilungen, hierauf die Zerwürfnisse, letztlich die Fehden unter den Gliedern des regierenden Hauses verderblich auch auf Kärnten zurückgewirkt haben, wird durch den Verf. (wenn es je dessen bedürfte) einleuchtend nachgewiesen. Der „Friedfertige", zuweilen selbst schläfrige, Friedrich V. (Kaiser) zeigte sich wenigstens regsam, als es um die Erwerbung der Verlassenschaft der Grafen von Cilli sich handelte; wichtig für Kärnten, weil etliche und dreißig Jahre früher bei dem Aussterben der Ortenburge nicht weniger als 40 Quadratmeilen des Landes (S. 129) sammt der Reichsunmittelbarkeit und Rechten, die bis auf Ertheilung des Adels sich erstreckten, in den Besitz von Jenen gekommen waren.

Unter Friedrich erstreckten sich die türkischen Einfälle bis nach Kärnten, der erste im Jahre 1473. Sagen und Lieder, zu denen dieselben Veranlassung gegeben haben, sind gegenwärtig noch im Munde des Volkes (als schätzenswerthe Zugabe S. 254 — 278 aufgezeichnet), in welchen Kral Matjash (Corvinus) als christlicher Held jetzt noch lebt und worin die Sage vom Kiffhäuser buchstäblich auf ihn übertragen ist. Während der ganzen Regierungszeit Maximilians I. dagegen blieb das Land von den Türken verschont.

Das dritte Heft des ersten Bandes gibt die Culturgeschichte des Landes bis 1518. Dieselbe weist, aus den Quellen geschöpft, manches andern Ländern Gemeinsame, daneben auch Eigenthümliches auf. Die Erweiterung der fürstlichen Macht wurde durch jene Ländertheilungen und innere Zwietracht paralysirt. Sah Leopold der „Biderbe" wegen seiner Kriege gegen Venedig und die Schweizer zu Veräußerung vieler Kammergüter sich gezwungen, so wurde dieses später durch Einziehungen und Heimfälle wieder aufgewogen; so daß bei Ausgang von Kaiser Friedrichs Regierung beinahe alles Land, mit Ausnahme der geistlichen Besitzungen, unter welchen diejenigen von Salzburg und von Bamberg die ansehnlichsten, unmittelbar landesfürstlich war. Ueber die herzoglichen Einkünfte, die Steuern, die Landesbewaffnung, die landesfürstlichen Aemter und Behörden werden befriedigende Aufschlüsse gegeben. Der zweite Abschnitt handelt von den verschiedenen Ständen und ihren Verhältnissen, von dem Adel, den Bürgern, dem Bauernstande. Gegen den Adel bildeten die Bürger ein Gegengewicht, nicht selten eine Schutzwehr des Landesfürsten gegen Widerspänstigkeit und Uebermacht des ersteren. Die Städte besaßen ein ansehnliches Maß von Selbstständigkeit, um sogar im Jahre 1386, doch nur zu Wahrung ihrer eigenen Angelegenheiten, einen Bund unter sich schließen zu können. Das Loos des Bauernstandes begann schon im zwölften Jahrhunderte sich zu bessern. Schon damals erfolgten Freilassungen, meistens durch geistliche Stiftungen ausgesprochen. Was auch Romanschreiber und romanmäßig schreibende Literaten (nicht Gelehrte) sagen mögen, die Besserung der Sitten und die Milderung der Rechtszustände ist von der Geistlichkeit ausgegangen. Ueber die Gesetzgebung nach ihren verschiedenen Verzweigungen wird viel Interessantes mitgetheilt. Unverkennbar ist die Gesetzgebung über Polizei und ihre Beziehung zu Handel, Gewerbe und Verkehr zu jener Zeit weit aufmerksamer und rühriger gewesen, als in unserer so breit sich aufblähenden Zeit. Ob die Gesammtheit bei jener, wo z. B. ein heute unverkaufter Fisch morgen nur mit abgehauenem Schweife, bei Strafe des vierfachen Werthes im Uebertretungsfalle, auf dem Markt durfte gebracht werden, schlechter gefahren sey als bei der jetzigen, welche Verfälschungen in den meisten Fällen bloß als industrielle Betriebsamkeit achtet, ist hier nicht zu entscheiden. — Ein Verzeichniß der adelichen Geschlechter Kärntens vom Ende des 15. Jahrhunderts zählt deren 140 auf, von welchen nur mehr noch 15 vorhanden sind.

Das erste Heft des zweiten Bandes beginnt mit der Zwischenregierung nach Maximilians I. Tod. Unter seinem Enkel Ferdinand (Kaiser I.) brachen streifende Türkenhaufen noch im Jahre 1559 in Kärnten ein. Seitdem war bis auf die französischen Revolutionskriege dasselbe eines der wenigen Gebiete des deutschen Reiches, auf dessen Boden (einen vorübergehenden Einfall der Venetianer in dem friaulischen Kriege im Jahre 1616 abgerechnet) niemals ein fremder Kriegsmann den Fuß setzte. Ferdinands Nachfolger in der Regierung von Kärnten (wie der angrenzenden Lande Steiermark und Krain) war dessen jüngster Sohn, Erzherzog Carl. Hier, so wie bei der folgenden Regentschaft und den ersten Regierungsjahren von Carls Nachfolger, Ferdinand, folgt der Verf. vorzüglich Hurter in seiner Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern. Ueber die Bestrebungen der Landleute (des Adels) an den Landtagen, namentlich bei der berüchtigten Zusammenkunft zu Bruck im Jahre 1578, urtheilt er gleich Jenem. Bezüglich der Kriegsereignisse in den Zügen gegen die Türken theilt er einige kärntnerische Specialia mit, die dem Geschichtsschreiber Ferdinands nicht bekannt seyn konnten. — —

Besonders reichhaltig ist das letzterschienene Heft, die innern Zustände von allen Standpunkten beleuchtend. Es fängt an mit den Regenten, der Zunahme ihrer Macht, deren Hemmnissen und Aufschwunge. Der Verfasser spricht S. 9 und 10 die Ueberzeugung aus, daß das Haus Oesterreich seine Rettung aus den drohendsten Gefahren und seine Erstarkung nach denselben vorzüglich der Erhaltung des Gutes der Kirche zu danken habe; „in Ungarn war dieses Gut der schützende Schild gegen Insurrection und Revolution". Dabei hat es weder der Gerechtigkeitsliebe noch der treuen Anhänglichkeit der Fürsten an die Kirche Eintrag gethan, daß sie den Ansprüchen von Salzburg und Bamberg auf Reichsunmittelbarkeit für ihre ansehnlichen Besitzungen in Kärnten vereitelnd entgegengetreten sind; diese wurden hiedurch weder geschmälert noch gefährdet; Säcularisationen sind freilich ausgiebiger. Von S. 21 an ergeht sich in dieser zweiten Periode der Verf. wieder einläßlich über Landstände, fürstliches Einkommen, Steuern, Abgaben, Creditwesen, Landesbewaffnung, Aemter und Behörden. (Freiherr von Bamberg S. 71, statt Lamberg ist ein Druckfehler, der in dem Verzeichniß am Schluße nicht berichtigt wird). S. 75 werden die verschiedenen Stände und ihre Verhältnisse vorgeführt: 1. Der Adel, 2. der Bürgerstand, 3. der Bauernstand, dieser in verschiedene Kategorien zerfallend, jede mit eigenthümlichen Rechten. S. 123 folgt die Gesetzgebung nach besonderen Verzweigungen. Während unter Erzherzog Carl die Stände über das, was dem Lande frommen werde, viel redeten und schreiben und ebenso viel Redens und Schreibens veranlaßten, ließen sie die lautesten Klagen über Vernachläßigung der Gerechtigkeitspflege unberücksichtigt und konnte nur unmittelbares Eingreifen des Landesherrn den Klagen der Armen abhelfen. Eben dieser sprach als Zweck seiner „neuaufgerichteten Polizeiordnung" aus: „durch solch'

christliche Satzung die Pflanzung gottseligen und gottgefälligen Lebens, Zucht, Ehrbarkeit und christlichen Wandel zu fördern". Ueber derlei hat man sich jetzt emporgeschwungen, dagegen eraculirt man über die Würde und die Entwicklung der Wissenschaft, woneben des Erzherzogs Zweck, als untergeordnet, vielleicht nicht einmal Berücksichtigung verdienend, in den Hintergrund geschoben wird.

In dem Abschnitt unter der Ueberschrift: „Kirche und Religion" hat der Verf. versucht, „zu beschreiben, wie die Saat der Drachenzähne zum Keimen kam, die Losreißung von der Kirche diese und das Reich in den Abgrund zu reißen drohte." Bezüglich der Ursachen des Abfalls, der fördernden Umstände, des Ganges der Wiederherstellung unter Ferdinand darf des Verfs. Entwicklung ein Corollarium zu Hurter's Forschungen über diesen Gegenstand genannt werden. Wie allseitig und tiefgreifend die Jesuiten auch in Kärnten zur Herstellung katholischen Glaubens, Cultus und Wissens gewirkt haben, ist S. 225 ff. zu lesen. Diejenigen, welche immer noch von Ferdinands rücksichtslosem Wüthen gegen alle Unkatholischen träumen, mögen bedenken, daß noch im Jahre 1611 die Hälfte der Landleute protestantisch war und Reformations-Commissionen noch in den Jahren 1625, 1628, 1631, und 1638 in das Land kamen, was bei jenem angeblichen Verfahren gewiß nicht nöthig gewesen wäre. S. 257 ff. werden die verschiedenen geistlichen Communitäten des Landes und ihr Zustand seit Ferdinands Herstellung einzeln an dem Leser vorübergeführt. Viele derselben haben in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Endziel erreicht. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß auch diejenigen, welche von den Gewaltstreichen jener Zeit nicht betroffen wurden, dennoch seitdem zusehends verkümmerten, wenn nicht immer innerlich, so doch äußerlich abmagerten zuletzt eindorrten; — ein augenfälliger Beweis für des Ref. stetige Behauptung, daß jene Gewaltshandlungen der Kirche und dem kirchlichen Leben bei Weitem nicht so verderblich gewesen seyen, als die gleichzeitig angebahnte Versiechung beider. — —

S. 278 — 286 handelt von der Aufhebung der Gesellschaft Jesu. Kärnten hatte 28 Mitglieder derselben aufzuweisen, mehrere durch Gelehrsamkeit, andere durch seltene Frömmigkeit ausgezeichnet, alle mannigfach thätig. Die vorgespiegelten Anschuldigungen gegen den Orden werden am hellesten dadurch beleuchtet, daß man wohl eine Verbindung auflösen, deren Glieder aus dem Hause jagen, ihnen das Gewand wegdecretiren konnte, sie aber als Professoren und Prediger fortwirken lassen mußte, sollten nicht Unterricht und Belehrung im Christenthum in das Stocken gerathen. Nicht minder wäre zu beherzigen, daß unter den ungünstigsten Umständen und bei den lockendsten Aussichten die Gesellschaft dennoch äußerst wenig Apostaten zählte. —

In dem Abschnitt von der Volksbildung widerlegt der Verf. thatsächlich die wohlberechnete Sage, als wäre in Kärnten das Schulwesen erst durch den Abfall von der Kirche in Anregung gebracht werden. Es fehlte auch vor demselben nicht an gelehrten Bischöfen. Unter andern Schriftstellern, welche nachher wenigstens in dem Lande lebten, verdient vor Vielen Johann Khün genannt zu werden, dessen Zodiacus vitae einst ein vielgelesenes Gedicht war. Durch den Unterricht der Jesuiten wurde der Geschmack veredelt, wissenschaftliche Neigung geweckt. Die Zahl ihrer Schüler in Klagenfurt wuchs bis auf 750; wenigstens ein Beweis allgemeinen Zutrauens, regen Verlangens nach Unterricht. Sodann werden die Wissenschaften durchgangen, in denen einzelne Ordensglieder besonders sich ausgezeichnet haben. In der Geschichte „war quellenmäßiges, gründliches Studium ihre Aufgabe." Gelehrte, die aus der Gesellschaft hervorgingen und entweder vermöge ihrer Geburt oder ihres Wirkens Kärnten angehören, werden manche aufgeführt. Von der Kunst, S. 320 — 337 behandelt, geht der Verf. zur Schilderung der Sitten über, die durch die sogenannte Reformation nichts gewannen, wie solches auch Hurter in seiner Geschichte Ferdinands nachgewiesen hat. S. 350 ff. folgt eine vortreffliche Skizze der durch das ganze Land verbreiteten Volksfeste, „welche den gesunden Sinn der Menge und die Sittlichkeit mehr gewahrt haben, als die spätern Verbote jeder solcher Manifestation". Das Nivelliren unserer Zeit, welchem man mit dem Wort fortschreitende Civilisaton so gerne ein reputirliches Gewand umwerfen möchte, hat mit diesen Festen und Allem, worin das Volk eine heitere Gemüthlichkeit an den Tag zu legen pflegte, gewaltig aufgeräumt. Das Menschengeschlecht ist alt geworden, und da meinen sie dann gar noch, dieses seye gleichbedeutend mit: geistiger und klüger. — Das letzte Capitel enthält viel Reichhaltiges und Specielles über die Erzeugnisse des Landes und seinen Handelsverkehr.

Der dießjährige Winter.

Der vergangene Februar war wieder gleich den vorausgegangenen Monaten ungewöhnlich kalt (— 6·23), er war nicht nur um 3·3° kälter, als er im Durchschnitt vieler Jahre ist, sondern seit 1813 war er nur im Jahre 1814 noch kälter als heuer, die Februare der Jahre 1816 (— 4·3) und 1845 (— 4·6) kommen dem heurigen am nächsten. Der größte Kältegrad wurde am 9. mit — 19·8° beobachtet, einzelne noch kältere Februartage hatten nur die Jahre 1830 mit — 24·0, 1839 mit — 22·0, 1845 mit — 22·0, 1850 mit — 20·3. Auffallend gering war die Menge des Niederschlages, so daß in dieser Jahrreihe nur in den Jahren 1814, 1817, 1822, 1825, 1842, im Februar noch weniger als heuer sich verzeichnet findet.

Da sich dieser somit ungewöhnlich kalte Februar an gleichfalls abnorm kalte Dezember und Jänner anschließt, so zeigt sich heuer für den Winter eine ganz außerordentliche Winterkälte. Rechnet man zum Jänner und Februar eines Jahres den Dezember des vorausgegangenen, so ist nach dem vieljährigen Durchschnitte die mittlere Temperatur dieses meteorologischen Winters in Klagenfurt — 3·61 Grad R. Der diesjährige so gerechnete Winter jedoch hatte die außerordentliche Mittel-Temperatur von — 5·68°, war also um volle 2 Grade im Durchschnitt kälter, wobei noch zu bemerken ist, daß er einem außergewöhnlich kalten November folgte und einen nicht minder frostigen März zum würdigen Nachfolger zu haben scheint. Seit 1813 hatten nur 2 Jahre ähnlich andauernd kalte Winter, nämlich 1830 und 1852, im erstern Jahre betrug die Winterkälte — 5·59, im letztern — 5·02, sonst ist sie auch in den strengsten Wintern unter 5° geblieben. — Obwohl also in vielen andern Jahren an einzelnen Tagen das Thermometer noch tiefer sank als heuer, so ist doch nur in sehr wenigen die Kälte so andauernd hartnäckig gewesen wie heuer; es kommt, wenn wir anders von der Vergangenheit auf die Zukunft schließen dürfen, eine so strenge Winterkälte in einem Menschenleben kaum ein paar Mal vor.

Bemerkenswerth ist dabei wieder der Umstand, daß diese intensive Winterkälte nur in den in Thälern liegenden Orten wahrgenommen wurde, während auf Bergen liegende verhältnißmäßig milderer Witterung sich erfreuten. Wir lassen hier schließlich die Extremen und Mittelwerthe der Temperatur des Februar einiger Orte Kärntens folgen:

	Temperatur:		
Thalorte.	höchste	tiefste	mittlere
Klagenfurt	† 3·4	— 19·8	— 6·23
St. Paul	3·2	— 18.8	— 4·87
Saifnitz	3·0	— 14·0	— 4·14
Tröpelach	3·7	— 18·8	— 5·60
Sachsenburg	8·1	— 16·7	— 4·01
Bergorte.			
Althofen	† 6·6	— 11·2	— 1·90
St. Jakob bei Gurk . .	5·6	— 9·5	— 2·87
Stelzing bei Lölling . .	6·0	— 7·4	— 2·95
St. Jakob bei Kötschach .	5·6	— 9·0	— 2·30
Hochobir (6500') . . .	3·0	— 11·0	— 4·16

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 28. März. 1857.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Fortsetzung.)

Als Haynau sich vom Abmarsche Görgey's überzeugt hatte und von der Vorrückung des russischen Heeres in Kenntniß war, beorderte er das zweite Armeekorps zur Cernirung von „Komorn", er selbst aber rückte mit dem ersten Korps, dem Reservekorps und der Division Paniutin dem dritten Korps, welches bereits gegen „Ofen" vorgeschoben war, rasch gegen „Buda-Pesth" nach, wo er am 19. Juli eintraf.

Fürst Paskewitsch hatte schon am 11. Juli sein Hauptquartier in „Kapolna" mit dem zweiten Korps, das dritte stand in „Gyöngyös" und „Hatvan"; die Patrouillen, die von „Gyöngyös" gegen „Waitzen" entsendet wurden, so wie eine gleichzeitige Nachricht vom Hauptquartier Haynau's, meldeten, daß Görgey mit seiner ganzen Macht, 45,000 Mann und 120 Geschützen, am linken Donauufer nach „Waitzen" gerückt und am 15. daselbst eingetroffen sey, und die Vorposten in „Waitzen" stehen. Diesemnach rückte die Vorhut des dritten Korps von „Hatvan" nach „Waitzen" und das Korps selbst rückte von „Gyöngyös" nach. Das vierte Korps folgte nach „Gyöngyös" und diente als Reserve.

Die zwei feindlichen Heere waren getrennt, und welches sich verwagen würde, von „Szolnok" oder „Waitzen", mußte erdrückt werden. Alle Versuche Görgey's, aus „Waitzen" zu debouchiren waren vergebens. Er eilte daher, auf seinen Plan verzichtend, in der Nacht vom 16. auf den 17. auf die offene Strasse über „Balassa-Gyarmath", um „Losenez" zum Rückzug zu benützen, und die russische Hauptmacht über „Miskolz" zu umgehen. Dieser Entschluß war eben so kühn, als die Ausführung schnell, geschickt und energisch. Die Einnahme „Waitzen's" durch die Russen, die rasche Verfolgung, wobei Görgey 2000 Gefangene einbüßte, beschleunigte diesen Rückzug.

Der General Grabbe, der aus „Altsol" nach „Losencz" beordert ward, hinderte Görgey, sich in die Bergstädte zu werfen. Am 19. erreichte Görgey „Rima-Szombath", verließ es gleich, und suchte hastig über „Rima-Secz" und „Putnok" der „Theiß" sich zu nähern. Das Dembinskische Korps hatte kein besseres Loos. Es war schüchtern nach „Alberti" vorgerückt. Die Avantgarde näherte sich „Hatvan", wurde zurückgeschlagen und über „Nagy-Káta" verfolgt; da zugleich die Oesterreicher aus „Pesth" debouchirten, wendete sich Dembinski eilends nach „Szegedin", um sich mit Perezl im Süden zu vereinen.

Der erste Hauptmoment der verbündeten Operationen vom 26. Juni bis zum 19. Juli war also die Vorrückung von „Kaschau" und „Raab" gegen „Waitzen" und „Buda-Pesth", welche die Zertheilung der Insurgenten-Armee zur Folge hatte. Durch diese Theilung der Streitkräfte mußte jeder Theil isolirt in divergirender Richtung gegen Norden und Süden im eiligen Rückzuge hinter der „Theiß" sein Heil suchen. Die beiden kaiserlichen Heere hatten sich vereint, und konnten die getrennten Heerestheile mit Uebermacht angreifen und vernichten.

Nun beginnt der zweite Moment der Operationen, nach welchem sich Fürst Paskewitsch zwischen „Hatvan" und „Miskolz" koncentrirt, die Verfolgung Görgey's dem General Grabbe, der durch das von „Kaschau" anrückende Saß'sche Korps verstärkt wird, überlassend, die Strasse nach „Debreczin" und „Großwardein" gewinnt, und den Theiß-Uebergang beherrscht.

Baron Haynau entsendet den Grafen Schlick gegen „Szolnok", er selbst bewegt sich über „Keskemet" und „Theresiopel" gegen „Szegedin".

Görgey manövrirte hinter und zwischen den russischen Kolonnen geschickt durch, und zeigte, welche Manövrirfähigkeit und Schlagfertigkeit bereits seine Armee hatte. Grabbe wollte ihm bei „Losenez" den Weg verlegen, allein Görgey verstand den Plan zu vereiteln, und hätte seinerseits den Obersten Chrulow, den nur seine Geistesgegenwart rettete, bald vernichtet. Oberst Chrulow war in Gefahr gefangen zu werden, da rettete ihn die List, indem er Görgey im Namen des FM. Fürsten Paskewitsch Unterhandlungen bot, und zur Niederlegung der Waffen aufforderte. Görgey war am 21. Juli in „Rima-Szombat". Er benützte natürlich diesen Umstand, um Zeit für die Fortsetzung seines Rückzuges zu gewinnen, und forderte 48 Stunden für die definitive Antwort, unter dem Vorwande, er müsse erst die Armee befragen. General Saß eilte seiner bedrängten Avantgarde zu Hilfe, und Görgey rückte in zwei Kolonnen über „Szamboth" gegen „Ferro" und „Miskolez", gewann die Linie des „Sajo" und somit den Theißübergang. Am 24., nach einem unbedeutenden Gefechte, verließ Görgey die Stellung am „Sajo" und schlug seinen Weg nach „Tokay" ein.

Baron Haynau, gestützt auf die russische Hauptmacht, die er in seiner linken Flanke hatte und die Görgey's Korps in Schach hielt, marschirte rasch mit dem Reservekorps, der Division Paniutine und der Cavallerie-Division Bechtold über „Felegyhaza" auf „Szegedin". Das erste Armeekorps marschirte als linke Flankenkolonne nach der „Theiß", um dort das rechte Marosufer zu gewinnen. Das dritte Armeekorps deckte die rechte Flanke der Hauptkolonne und war nach „Alt-Kanisa" dirigirt. Durch diese kühne Vorrückung gönnte er den Insurgentenhäuptlingen nicht die Zeit zu einem neuen vereinten Operationsplan, und zu kräftigen Dispositionen. Er kam der Südarmee und dem hartbedrängten „Temeswar" im Moment der größten Gefahr zu Hilfe, und versetzte den

Krieg über die „Theiß“, die Insurgentenkorps mit einem immer engeren Kreis umschließend.

Der Marsch, welchen die verbündeten Armeekorps von „Pesth“ bis an die südliche „Theiß“ durch die ungeheuern Steppen und Sandwüsten dieses Flachlandes in einer versengenden Hitze in der kürzesten Zeit zurücklegten, gehört zu den außerordentlichsten Leistungen einer Armee, und zeigt die seltene Marschfähigkeit der Truppen, welche nur durch den trefflichen Geist derselben erzielt werden konnte. Der Mangel an gutem Trinkwasser — die Brunnen waren von den zurückziehenden Insurgenten größtentheils verschüttet, theils das Wasser desselben ungenießbar gemacht — vermehrte die Entbehrungen, welche die Armee muthvoll ertrug.

Am 29. Juli war das Hauptquartier des Feldzeugmeisters in „Felegyhaza“. Inzwischen hatten die Russen am 25. den Theißübergang bei „Poroszlo“ über „Tüssa-Füred“ mit vieler Anstrengung und ausgezeichneter Tapferkeit bis zum 27. vollzogen.

Bei „Tokay“ wurde Görgey mit Macht angegriffen, verläßt es und wendet sich gegen „Debreczin“, wohin das zweite und dritte Infanteriekorps nachfolgt. Die Stadt ist von Nagy-Sandor mit 18,000 Mann und 40 Kanonen, vom Görgey'schen Korps besetzt und zum Widerstand entschlossen; allein von der mächtigen Artillerie und den heftigen Angriffen der Radetzky-Husaren? und den Sturmkolonnen erschreckt, wendet Nagy-Sandor mit seinen Truppen ihr den Rücken; wobei ein ganzes Honved-Bataillon zusammengehauen, 6 Kanonen erobert und 6000 Gefangene gemacht wurden.

Görgey zog sich nach diesem Treffen über „Nagy-Leta“ gegen „Arad“ zurück, um eine Vereinigung mit dem in Süden operirenden Korps zu bewerkstelligen, obschon er selbst, wie die Dinge standen, an der möglichen Ausführung dieses Planes gezweifelt haben dürfte.

Der Feldmarschall Paslewitsch verlegte am 3. August das Hauptquartier nach „Debreczin“. General Rüdiger folgte mit dem dritten Korps der Strasse nach „Großwardein“. Nun erscheint der dritte Moment, — nämlich die Operationen vom 2. August bis zum Schluße der Katastrophe, wo die beiden Heere von „Debreczin“ und „Szegedin“ koneentrisch über „Großwardein“ und „Temeswar“ gegen „Arad“ vorrücken, und die Insurgentenkorps zum „Marosthal“ gedrängt — und hier von den aus Siebenbürgen hervorbrechenden Generalen Lüders und Clam bedrängt, — nach verschiedenen Schicksalen die Waffen strecken.

Am 2. August ging die Brigade Simbschen zu einer Rekognoscirung bis an die Verschanzungen vor, fand die Verschanzungen und „Alt-Szegedin“ am rechten Theißufer vom Feinde geräuml, und besetzte vorläufig die Stadt, bis Nachmittag die Brigade Jablonovsky eintraf und alle wichtigen Punkte okkupirte. Im Kastell fand man bedeutende Vorräthe an Pulver, Munition und Getreide. Am 3. August griff Fürst Franz Liechtenstein, mit den Brigaden Jablonovsky und der halben Brigade des tapfern Benedek, die am linken Theißufer stehende feindliche Reriergarde an. Nach kurzem, aber entscheidenden Artilleriefeuer, wobei der Ort „Uj-Szegedin“ in Brand gerieth, übersetzten zwei Bataillone der Brigade Jablonovsky oberhalb „Szegedin“ die „Theiß“, um dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen. Der Feind wird aus der Uferstellung delogirt, die Brigade Benedek überschifft sich, vertreibt den Feind und der Brückenschlag beginnt. Der tapfere Benedek jagt den Feind von Stellung zu Stellung, nimmt ihm seine Kanonen und viele Gefangene ab, — und um 11 Uhr Abends war der Brückenkopf von den tapfern Truppen besetzt; allein der heldenmüthige Benedek, wie immer der Erste im Feuer, wurde zum Erstenmal nach so vielen Gefahren durch einen Prellschuß verwundet.

Am 4. August mit Tagesanbruch eröffnete der Feind aus 4 Batterien ein heftiges Feuer auf den Brückenkopf, um seinen Abzug zu decken. Die Insurgenten, unter Dembinsky, Meszaros, Desewffy und Guyon vereinigt, bezogen eine feste Stellung bei „Szöreg“ und „O-Sz-Ivan“ und verschanzten sich auf dem von der „Maros“ gegen letzteren Ort hinziehenden Damm, um das Debouchiren der Oesterreicher aus dem Brückenkopf zu verhindern.

Am 5. August debouchirten Nachmittags $\frac{1}{2}$ 5 Uhr dessenohngeachtet die Cavallerie-Division Bechtold, das Reservekorps mil der Geschützreserve und der Division Panitin aus dem Brückenkopfe und unternahmen den Angriff auf die feindliche Stellung; während die Cavallerie zur Umgebung des feindlichen linken Flügels vorrückte, fuhr die Geschützreserve gegen die hinter einem Damm stehenden feindlichen Batterien auf. Die Entwicklung einer imposanten Geschützzahl, das geschlossene Vorrücken des Reservekorps, unterstützt von der Division Paniutins entschieden den Kampf in wenigen Stunden. Bei Sonnenuntergang war der Feind aus allen Schanzen und vom Damme vertrieben, „Szöreg“ erstürmt, und der Feind, nach einem Verluste von 5 Kanonen und vielen Gefangenen, im vollen Rückzuge. Der Held Benedek, der trotz seiner Wunde wieder in den Kampf ging, wurde auf's Neue durch einen Granatensplitter am rechten Fuß verwundet.

Das erste Armeekorps bedrohte die Rückzugslinie des Feindes, denn der tapfere Schlick stand schon am 4. in „Mako“. Das dritte Armeekorps hatte unter der umsichtigen Leitung Rambergs während den Vorgängen bei „Szegedin“ den Theißübergang bei „Kanisza“ am 5. erzwungen, drei Geschütze erobert und viele Gefangene gemacht.

Es war ein sehr schwieriges Unternehmen, da das diesseitige Ufer ganz kahl, das jenseitige dagegen, längs welchem sich ein fester Damm hinzieht, mit dichtem Gebüsch und hohen Bäumen bewachsen ist. Einige hundert Schritte oberhalb „Kanisza“ wurde der Platz zum Brückenschlagen bestimmt. Das jenseitige Ufer war vom Feinde mit Infanterie und drei Geschützen besetzt. Unter dem heftigsten Klein- gewehr- und Kanonenfeuer trafen die tapfern Pioniers unter dem Kommando ihres wackern Hauptmanns Zerboni die Vorbereitungen zum Brückenschlag.

Der tapfere Major Schöder schiffte mit seinem 22. Jägerbataillon auf Pontons über den Fluß, um das jenseitige Ufer vom Feinde zu säubern, und so den Brückenschlag zu unterstützen. Kaum dort angekommen, sprangen die kampflustigen Jäger aus den Kähnen und mit einem donnernden Hurrah auf den Feind. In Blitzschnelle war der Feind vertrieben, über 50 Gefangene gemacht und die drei feindlichen Kanonen erobert.

Gleichzeitig mit den Jägern ging auch die 3. Landwehrdivision vom Regimente Nr. 12 auf Pontons über, und setzte sich mit der Plänklerkette der Jäger in Verbindung. Diese Ueberschiffung geschah unter Protection eines gelungenen Granatenwurfes durch den Artillerie-Oberlieutenant Müller, die einen feindlichen Pulverkarren traf, welcher in die Luft flog, und dadurch eine solche Verwirrung hervorbrachte, daß das feindliche Geschütz- und Gewehrfeuer auf Augenblicke aufhörte.

Kaum jenseits angelangt, wurden mit siegestrunkenem Hurrahgeschrei die eroberten Kanonen gleich gewendet, durch den wackern Artillerie-Oberlieutenant Hußarek und einige freiwillig überschiffte Kanoniere geladen, welches Unternehmen der tapfere Oberlieutenant Kaufmann mit seiner

Raketenbatterie unterstützte, und sodann vereint nach dem Feinde gefeuert, wodurch die zur Wiedereroberung der Geschütze vorrückenden Husaren zurückgeworfen wurden.

Die Jäger unter ihrem umsichtigen Major Schöder besetzten das jenseits dem Brückenschlage zunächst liegende Terrain, während die muthigen Hauptleute von der 3. Landwehrdivision Baron Pratobevera und Drobnik den Feind verfolgten und ihn bei 1500 Schritte längs des Dammes zurückdrängten.

Der Feind nahm dann an einer sanften Anhöhe in der Nähe mehrerer Wirthschaftsgebäude eine sehr vortheilhafte Position, beschoß die tapfere Landwehr-Division mit Granaten und griff solche am Damme dreimal mit dem Bajonnete an, wurde aber jedesmal zurückgeworfen.

Währenddem Oberlieutenant Hußarek die anrückenden Husarenabtheilungen in Schach hielt, die tapfern Truppen die feindliche Infanterie zurückhielten, — wurde der Brückenschlag beendet, die Kolonnen des Korps debouchirten, und durch das nun sich immer mehr und mehr entwickelnde Gefecht, wurde die Aufmerksamkeit des Feindes von der tapfern Landwehr-Division E. H. Wilhelm, als der ihm am nächsten an den Leib gerückten Truppenabtheilung, abgewendet.

Die brave Landwehr-Division hatte an diesem Tage ein großes Verdienst, denn wäre sie geworfen worden, so hätten auch die Jäger einen harten Stand gehabt, und der Brückenschlag hätte gewiß eine Verzögerung erlitten; allein ihr muthiges mit aller Todesverachtung entschloßenes Ausharren beförderte diesen, und bewirkte den für die ganze Armeeoperation so wichtigen Uebergang des ganzen Korps.

Da jetzt durch dieses schöne Manöver die ganze Armee wieder vereinigt war, wurde der Feind gegen „Temeswar" verfolgt und bis zum 8. war die Armee in die Linie von „Sajteny", „Racz", „St. Peter", „Peszak" und über „Csatad" bis „Hatzfeld" vorgerückt; das Hauptquartier war in „Lovrin".

Von „Mako" aus hatte Graf Schlick ein Streifkommando nach „Mezöhegyes" entsendet und die dortige ärarische Anstalt und 3000 Pferde gerettet.

Der Feind koncentrirte nun seine Streitkräfte vor „Temeswar", und schien eine letzte entscheidende Schlacht annehmen zu wollen, wozu ihn seine bedeutende Truppenzahl und über 100 Geschütze berechtigten.

Der energische Haynau traf rasch seine Angriffs-Dispositionen, und ließ am 9. August das dritte Korps, die Cavallerie-Division Wallmoden (früher Bechtold) von „Csatad", und die Division Panjutin und die Geschützreserve von „Lovrin" über „Sillet" gegen „Kis-Becskerek" vorrücken, und beorderte das Reservekorps von „Peszak" nach „Hodony" und „Karany", um den Feind in der rechten Flanke zu fassen.

Graf Schlick war mit kleinen Kolonnen auf beiden Ufern der „Maros" nach „Pecska" und „Fönlak", mit der Haupttruppe aber von „Racz", „St. Peter" nach „Monster" und „Vinga" dirigirt.

(Der Beschluß folgt.)

Winter im Gailthale.

Der Winter im Gailthale ist ein unfeiner Geselle. Sowohl seine lange Dauer, als auch die Strenge der Kälte sucht ihres Gleichen im Lande. Darum wird es nicht uninteressant seyn, die fünf letzten Winter mit einander zu vergleichen.

Das Gailthal zählt eigentlich fünf Wintermonate, November bis März, denn im ersten ist die Vegetation größtentheils abgestorben, und im März deckt noch eine gewaltige Schneedecke die Erde, nur Ende dieses Monats öffnet sich die Erde für den Pflug, um die Erstlinge der neuen Saaten ihrem Schooße anvertrauen zu lassen. Wir wollen also den März doch zum Frühjahre rechnen, weil seine Mitteltemperatur doch meistens über 0 zu stehen kommt, und nur die vier Monate, November — Februar, zum Wintre zählen, und einer kurzen Betrachtung ihrer meteorologischen Momente unterziehen.

Der November 1852 war so wie jener Winter überhaupt ausgezeichnet durch seine Milde. Seine Temperatur*) fiel erst am 27. auf —2·3, während am 17. das Thermometer +11·0 zeigte. Die Tagesmitteltemperatur fiel an keinem Tage unter 0, das Monatmittel betrug +4·44. Die herrschende Südwestströmung der obern Luftschichten sind die vorzüglichste Ursache dieses überaus milden Novembers, aber auch Ursache, daß das Gailthal stellenweise mit Ueberschwemmungen heimgesucht wurde. Am 17. bei starken Südwestwinden fand ein heftiges Gewitter statt, in den drei letzten Tagen des Monats fiel Schnee mit Regen vermischt.

Im Dezember desselben Jahres dauerte bis 18. die Südwestströmung der obern Luftschichten fort, darauf fiel für wenige Tage der Nord — Nordost ein, aber im letzten Viertl des Monats hatte sich schon wieder der Südwest Bahn gebrochen, daher auch dieser Monat sehr mild war. Die größte Kälte fand statt am 27. mit —4·8, die größte Wärme am 8. mit +6·4, das Monatmittel betrug +0·59. Es blühten im Thale am 2. Dezember noch 32 Arten verschiedener Pflanzen. Die Zahl der Regentage belief sich auf 6, die der Schneetage auf Einen, der Schnee verschwand wieder.

Der Jänner 1853 war eine Fortsetzung der frühern 2 Monate mit herrschender Südwestströmung in den obern Regionen. Die Temperatur erniedrigte sich am 21. auf —12·4, welcher Tag überhaupt der kälteste war, denn dessen Mitteltemperatur betrug —9·45. Die größte Wärme hatte der 11. mit +8·6, und die Monatmitteltemperatur belief sich auf —2·60. Regentage waren 3, Schneetage 5; am 17. fiel der erste Schnee, der sich festsetzte.

Der Febrûar brachte uns erst den Winter, zwar nicht durch Kälte, aber durch Schneemassen hervorragend. Die größte Kälte hatte der 16. mit —15·6, die größte Wärme der 13. mit +4·4, das Monatmittel war —3·20, mithin der kälteste Monat dieses Winters. Schneetage waren nicht weniger als 19, und nur an 4 davon mischte sich Schnee mit Regen, der enorme Niederschlag belief sich auf 93·50 Pariser-Linien.

Was die vorhergehenden Wintermonate versäumten, brachten der März und April nach. Der März hatte eine Mitteltemperatur von —0·55, der April von +2·94. Die niederste Temperatur im März zeigte der 5. mit —11·5 und im April der 15. mit —7·8; die höchste Temperatur im März hatte der 12. mit +8·9 und im April der 22. mit +11·4; ersterer Schneetage 13, Regentage 4; letzterer Schneetage 6, Regentage 7; am Morgen des 28. April fror der Boden noch, und erst am 2. Mai war die Thalsohle vom Schnee frei.

Der November 1853 bewegte sich ziemlich regelmäßig. Das Temperatur-Minimum fiel auf den 13. mit —3·6, das Maximum auf den 6. mit +9·8, die Mitteltemperatur in diesem Monate stand auf +2·74. Er war ungemein trüb mit verhältnißmäßig wenigem Niederschlage, denn die Regen- und Schneemenge betrug bloß 21·50 Pariser-Linien.

Der Dezember war sehr trüb und kalt, besonders in den letzten Tagen. Der 31. als der kälteste zeigte Abends 9 Uhr —22·0, und dieses Tages Mitteltemperatur war —19·45. Seine größte Wärme entwickelte er am 22. mit +1·6, das Monatmittel war —5·14, Schneetage 14.

Das Jahr 1854 trat an seinem ersten Tage mit —24·3 seine Herrschaft an, jedoch war die Mitteltemperatur des 1. Jänner geringer, als die des letzten Dezember, nämlich nur —18·88. Sein Wärme-Maximum erreichte er am 31. mit +4·6, Monatmittel —4·98. Am 6. starker Schneefall mit Blitz ohne hörbarem Donner, Schnee- und Regentage 11.

Der Februar 1854 steigert die im Jänner ziemlich gesunkene Kälte wieder, sein Monatmittel zeigt —5·06, der kälteste Tag der 15. d. M. steht mit —18·0 verzeichnet, während die größte Wärme mit +5·6 auf den 7. fällt; er ist trocken und heiter, windig mit Nordostströmung.

Auch der März dieses Jahres ist noch ziemlich kalt, denn seine Mitteltemperatur beträgt bloß +0·35, er ist heiter und trocken und in dieser Hinsicht von keinem Monate nicht nur des tausenden, sondern aller Beobachtungsmonate hier im Gailthale auch nur erreicht, denn er betrug nur 0·20 Pariser-Linien. Am 10. März lag der

*) Die Temperaturgrade sind nach Reaumür berechnet, so wie Stunde 7 Morgens das Minimum und 2 Uhr Mittag das Maximum der Temperatur gegeben haben.

Schnee noch 26 Zoll W. M. hoch, am 31. nur mehr 5", und am 4. April war die Thalsohle schneefrei.

Einem sehr regnerischen und warmen October folgte ein ziemlich kalter November mit einer winterlichen Mitteltemperatur von — 0·33. Der 14. zeigte — 13·6 als größte Kälte, und der 6. als größte Wärme † 6·6. In der ersten Hälfte war die Nord-, in der 2. Hälfte die Südweſtströmung vorherrschend, darum zählt auch die 2. Hälfte des Monats viele Regen- und Schneetage, welche im Ganzen 13 betrugen, jedoch blieb der vor den 25. gefallene Schnee nicht liegen.

Der Dezember 1854 war in seinem Verlaufe ziemlich regelmäßig, indem die größte Wärme auf die erste Hälfte des Monats, am 3. mit † 5·4, die größte Kälte auf die 2. Hälfte mit — 16·8 am 30. fiel, und eine Mitteltemperatur von — 3·78 hatte. Die Zahl der Regen- und Schneetage beträgt 9, im Ganzen war er sehr heiter.

Unregelmäßiger war der Jänner 1855, obwohl er sich als den bei weitem kältesten Monat dieses Winters erwies, Mittel — 6·76, so stellte sich doch seine höchste Temperatur am 1. auf † 7·6 bei West-Nordweststurm, welcher eine sehr weite Verbreitung genommen hatte, seine niederste am 29. auf — 22·2. Der im Mittel wärmste Tag war der 2. bei † 0·55 und der kälteste der 29. mit — 16·30. Seine Kälte im letzten Drittheil war eine Folge des vom 17. — 26. fast täglich fallenden Schnee's, übrigens hatte er 7 ganz heitere und nur 3 ganz trübe Tage.

Im Februar 1855 war der Verlauf der Witterung und Temperatur regelmäßiger als im vorigen Monate. Die größte Kälte fiel auf den 1. mit — 12·5, die größte Wärme auf den 18. mit † 8·0, Mitteltemperatur in diesem Monate — 1·53; die bei weitem größte Menge der Schnee- und Regentage, im Ganzen 10, fiel mit 8 auf die 1. Hälfte des Monates, welcher mehr trüb als heiter genannt werden muß.

Sein Nachfolger der März war im Verhältnisse bedeutend kälter und nässer, dessen Mitteltemperatur † 0.69, obwohl es am 4. blitzte und donnerte. Erst am 20. April war der Schnee von der Thalsohle ganz verschwunden.

Der November 1855, ebenfalls auf einen sehr warmen, sehr regnerischen October folgend, war warm aber sehr trüb, denn er zählte 17 ganz trübe Tage, und die erste Hälfte des Monats von 15 Regen- und Schneetagen des ganzen Monats die große Mehrzahl von 11. Temperatur-Maximum am 8. mit † 7·5, Minimum am 30. mit — 7·2, Monatmittel † 2·07. Der gefallene Schnee bleibt nicht liegen.

Im Dezember fiel wenig Schnee und noch weniger Regen, er war heiter aber kalt. Seine größte Wärme entwickelte sich am 1. mit † 3·5, seine größte Kälte am 21. mit — 17·6, Monatmittel — 6·93, Zahl der Regen- und Schneetage nur 4, daher die Thalsohle fast ohne Lagerschnee.

Abnorm verhielt sich der Jänner 1856. Am 19. und 26. zeigte das Thermometer eine Wärme von † 6·0, während das Minimum der Kälte am 14. nur — 12·0 betrug, das Monatmittel war — 1.71. Sein Niederschlag als Regen überstieg mehr als dreimal den des Schnee's, 42·71 Pariser-Linien Regen, 13·23 Pariser-Linien Schnee, daher das Thal völlig schneefrei und die Sonnseite bis an die Holzgrenze hinauf ohne Schnee.

Auch der Februar zeigte einen sehr gelinden Witterungscharakter. Zwar hatte der 24. ein Kälte-Minimum von — 11·7, aber der 11. ein Wärme-Maximum von † 11·0, und schon am 10. war die seit 25. Jänner liegende dünne Schneekruste im Thale geschmolzen. Am 13. und 14. lagerte sich sehr starker Höhenrauch, eine für diesen Monat seltene Erscheinung. Das Monatmittel betrug — 0·79. An Regen fielen 5·98, an Schnee 22·37 Pariser-Linien, der vom 17. ab wieder liegen bleibt, um am 26. März für immer zu verschwinden.

Der März war trocken und schön, wenn auch nicht warm, seine Mittelwärme bloß † 0·27, so daß bei dem wenigen Schnee die Ackerzeit doch am 31. selbst in der Thalsohle beginnen konnte.

Der November 1856 kündigt sich als ein rauher Monat an, hatte es doch schon am 20. September heftig geschneiet und vom 26. October an gefroren. Der am 11. d. M. fallende Schnee bleibt liegen und bewirkt eine Temperatur-Erniedrigung von — 17·0 am 18., während das Maximum der Wärme am 5. nur † 5·0 beträgt. Das Temperatur-Mittel dieses Monats steht daher sehr tief, nämlich — 3·10, der viele Nebel macht es unfreundlich, zudem ist die Masse des Niederschlages 81·10 Pariser-Linien, worunter 15·40 Schnee.

Auch der Dezember dieses Jahres ist sehr kalt, am 3. — 21·5, ziemlich heiter und die Masse des Schnee's groß, der am 25., 26. und 27. gefallene erreicht die Höhe von 3'. Das Wärme-Maximum tritt am 13. mit † 4·4 auf, und das Monatmittel beträgt — 5·91.

Der Jänner des heurigen Jahres ist ununterbrochen kalt, seine höchste Wärme am 24. beträgt nur † 0·3, seine höchste Kälte am 27. zwar nur — 17·3 aber sein Monatmittel — 6·67. Er ist sehr trüb und unfreundlich und zählt 11 Schnee- und keinen Regentag.

Der Februar endlich ist zwar sehr heiter aber darum überaus kalt. Am 7., 8. und 9. steht die Kälte auf mehr denn — 18, und am 10. gar auf — 19·1, während die größte Wärme am 18. sich kaum auf † 5·3 erhebt, daher denn auch das Monatmittel — 5·75. Er zählt keinen Regen- und nur Einen Schneetag mit 1·00 Pariser-Linien Niederschlag.

Noch liegt der Schnee fast 3' tief, das Tagesmittel ist noch schwankend zwischen — 5.65 und — 2·22, für die ersten fünf Tage — 3.29, die kalten Winde haben sich statt im Februar erst jetzt eingestellt, und so hat es den Anschein als ob uns heuer ein schwerer fünfmonatlicher Winter begraben sollte. Jedoch ist der Boden unter dem Schnee nicht gefroren und nach dem natürlichen Laufe der Dinge soll der Frühling doch bald eintreten.

Fassen wir nun die 4 Monate November — Februar der verflossenen fünf Winter zusammen, so sehen wir, daß der Winter 1852/3 ein sehr gelinder war, denn er hatte für die genannten 4 Monate nur eine Mitteltemperatur von — 0.19, ja selbst, wenn man den März dieses Winterjahres, der mit seiner Mitteltemperatur von — 0.55 und seinen Schneemaßen noch zum Winter zu rechnen ist, dazuzählt, nur 1.26.

Der Winter 1853/4 zeigte ein Mittel von — 3.11, und ist hervorragend durch eine sehr strenge Kälte Ende Dezember und am 1. Jänner mit — 24.3.

Der Winter 1854/5 zeigte ein Mittel von — 3.10 und ist der regelmäßigste in seinem Verlaufe, darum dürfte er auch dem Normal-Winter am nächsten stehen.

Der Winter 1855/6, wegen seiner Schneelosigkeit im Gailthale unerhört, hatte eine Mitteltemperatur von — 1.84, ist mithin kälter als der Winter 1852/3, und wirklich ruhte die Vegetation trotz der Schneelosigkeit im tiefen Schlummer. Das Fortvegetiren der Herbstpflanzen in die tiefen Wintermonate hinein, und das sehr zeitige Erscheinen so ungewöhnlich frühe Blühen der Vegetationserstlinge ist ein sicherer Wärmemesser für den Winter, auch wenn er sich wie 1852/3 bis fast zum Mai fortsetzen sollte.

Der Winter 1856/7 mit einer Mitteltemperatur von — 5·36 ist unter den aufgezählten der bei Weitem kälteste und andauerndste. Er ist mehr als viermal so kalt als der Winter 1852/3, selbst mit Einschluß des damaligen sehr winterlichen Märzes, nicht ganz zwei Mal so kalt als die Winter 1853/4 und 1854/5, und nicht ganz drei Mal so kalt als der Winter 1855/6.

Die Winter 1 und 5 der hier aufgezählten sind daher die regelwidrigsten, 2 und 3 die natürlichsten.

Noch möge ein Bericht über den Winter 1785 folgen.

„Der Nachwelt diene zur Wissenschaft, daß wir 1785 einen solchen Winter hatten, dergleichen auch die ältesten Männer nicht gedenken. Frühzeitig und gleich Anfangs im Advent warf es einen großen Schnee, ehe die Erde zugefroren war. Bis h. 3 Königfest war der Winter noch ziemlich gut, aber hernach fing es an immer mehr und mehr zu schneien bis zum 22. Jänner, da ein gelindes Wetter einfiel, und den mehr als mannhohen Schnee ziemlich zusammendrückte. Zu Ende des Jänner schneite es abermal jedoch nur durch 2 Tage und Nächte, worauf eine sehr große Kälte folgte. Die Fastnachtzeit den 6., 7. und 8. Hornung war es stürmisch und nach der Sonnenfinsterniß fing es recht an zu schneien durch etwelche Tage. Wenn es auch 2—3 Tage schön war, so folgte doch bald wieder eine Menge Schnee, also daß man keinen Zaun mehr sah. Der März war Anfangs ziemlich gut aber sehr kalt. Der Neuschein, so den 10. war, stellte sich abermals mit einer ungeheuern Menge Schnee ein bis zum 14., wo es abermal sehr kalt war durch etwelche Tage, worauf wieder Schnee folgte. Die 3 letzten Tage in der Charwoche so wie Oster-Sonntag und Montag war es schön, aber den Oster-Dienstag und Mittwoch schneite es ohne Unterlaß und machte abermals einen großen Schnee. Das letzte Viertel, so den 2. April war, stellte sich abermal mit vielen Schnee ein bis zum 5., den 6. machte es sich aus, die Kälte läßt etwas nach, jedoch der Schnee will nicht zerrinnen. Er ist noch auf dem ebenen Felde, obwohl er mehr als den halben Theil gesessen, über 14 Spannen hoch, wenn noch aller wäre, so würde man gar kein Haus mehr sehen, indem man ohnehin noch 5—6 und mehrere Stapfel tief in jedes Haus hineingehen muß. Das Seltsamste war, daß die Kinder auf den Häusern herumgingen und von den Dächern mit ihren Schlitten herabfuhren. Die Vögel fielen vor Hunger todt von den Bäumen, ganze Dorfschaften haben nichts mehr zum füttern, weil der Pisis oder Wurm (Engerling) und die Heuschrecken verflossenes Jahr großen Schaden verursacht. Erst am 14. April trat Thauwetter ein." —

D. P.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 4. April. 1857.

Eine Nacht auf der Alpe.

Ich stand auf Gottes Zinnen,
Auf grünen Alpenhöh'n,
Und sah im süßen Sinnen
In's Thal so zauberschön —
Hin in der Erde weite Fernen,
Auf zu des Himmels gold'nen Sternen.

Es lag in ernster Stille
Auf Thal und Berg die Nacht,
In ihrer Lichter Fülle
Und dunkler heil'ger Pracht,
Zart streuend hin durch alle Weiten
Des Schlummers Heil und Seligkeiten.

Es webte sanfter Frieden
Im duftverschwomm'nen Raum,
Als zög durch's All hienieden
Ein frommer Gottestraum,
Als wollten ewig hier auf Erden
Das Glück und Unglück Freunde werden.

Der Mond schwamm durch die Lüfte
In seiner stillen Pracht,
Erhellte Felsenklüfte,
Und goß mit süßer Macht
In's Menschenherz der Liebe Sehnen,
Tief in die Seele leises Wähnen.

Mild hob ein Himmelsglaube
Auf hehrer Engelsbahn
Den Geist vom Erdenstaube
Zum Sternendom hinan,
Mir schien's, als schwänd' in Lust und Freuden
All' Irdisches mit seinen Leiden.

Mir war's, als schlössen Träume
Um mich ein Zauberband,
Als reichten mir die Räume
Des Himmelreichs die Hand,
Als flög' ich auf zu tausend Sonnen
Hinan, hinan in's Land der Wonnen!

M. Schfr.

Skizze des Krieges in Ungarn. 1848 und 1849.

(Beschluß.)

Als die Division Wallmoden mit dem dritten Armeekorps aus „Becskerek" debouchirte, um eine vortheilhafte Stellung zu gewinnen, entwickelte der Feind eine große Anzahl Batterien und Cavallerie-Abtheilungen. Die Cavallerie-Division Wallmoden trieb den Feind hinter das, durch einen sumpfigen, die Strasse quer durchschneidenden Bach gebildete Desilé zurück, wobei die Brigade Simbschen drei Kanonen erbeutete. Jenseits dieses Baches leisteten die Insurgenten tapfern Widerstand, während sie hinter dem „Beregßobach", wo dichte Waldungen ihre zahlreichen Streitkräfte verdeckten, bald die rechte, bald die linke Flanke unserer Stellung mit Umgehungskolonnen bedrohten.

Jetzt ließ Haynau die Division Panintine mit ihren Batterien in die Schlachtlinie rücken, die Geschütze, wie auch später die Geschützreserve auffahren und ein heftiges Feuer gegen die feindlichen Batterien eröffnen. Nach kurzem Geschützgefecht wurden die feindlichen Batterien zum Schweigen gebracht, und nun geschah die allgemeine Vorrückung.

Die Cavalleriebrigade Lederer deckte die rechte Flanke, die Cavalleriebrigade Simbschen den linken Flügel der Schlachtlinie. Um 4 Uhr Nachmittags erschien das Reservekorps Fürst Liechtenstein und rückte gegen die rechte Flanke des Feindes vor. Der Feind konnte diesen koncentrischen Angriffen nicht widerstehen, wich auf der ganzen Linie zurück, und verließ gegen Abend auch die zur Vertheidigung so günstigen Waldungen hinter dem „Beregßobach"!

Graf Schlick war mit seinem Korps bis „Monöstor" vorgerückt. Bem, der angekommen, hatte die Schlacht für ein paar Stunden hergestellt; allein der in der Flanke scharf vorrückende tapfere Liechtenstein, die allgemeinen kombinirten Angriffe, die ausgezeichneten Leistungen der Artillerie, machten alle Bemühungen des kühnen Insurgentenführers fruchtlos, der Feind mußte auf allen Punkten weichen, und der Rückzug artete in eine Flucht aus. Die Infanterie löste sich fast ganz auf. Kanonen, Munitionskarren, Bagagewägen, Alles fuhr im Galopp durcheinander. Haufenweise wurden Gefangene eingebracht, die Zahl derselben betrug über 5000 Mann und noch kamen immer neue Transporte in's Hauptquartier. Auf dem Schlachtfelde lagen eine Unzahl weggeworfener Waffen, Rüstungen und Vorräthe aller Art wurden fortwährend eingebracht.

Der wackere Major Anton Graf Goëß erhielt für sein tapferes Benehmen als Gallopin im Hauptquartier das „Militär-Verdienstkreuz" und den russischen „St. Wladimir-Orden" 4. Klasse mit der Rosette.

Die tapfere Garnison von „Temeswar" hatte ihresseits auch einen Ausfall gemacht, und dem Feinde 2 Geschütze und über 60 Gefangene abgenommen. Graf Schlick hatte bei „Vinga" 300 Gefangene gemacht, und ein großes Montursmagazin aufgehoben.

Baron Haynau faßte noch am Tage der Schlacht den Entschluß, die Thore von „Temeswar" noch am selben Abend zu erreichen, und brach daher persönlich an der Spitze von 2 Cavallerie-Divisionen dahin auf. Der Feind versuchte durch einige Bataillons diese Vorrückung zu hindern, allein

vergebens, und so wurde der Entsatz der Festung noch am 9. August Abends mit beispielloser Schnelligkeit bewirkt. Der Jubel in „Temeswar" war groß, denn schon seit 18 Tagen aß man Pferdefleisch, allein die Standhaftigkeit und Ausdauer der Garnison unter dem tapfern und charakterfesten Rukawina ist über alles Lob erhaben.

Das fliehende ungarische Heer wurde vom dritten Armeekorps und der Cavallerie-Division Wallmoden verfolgt. Bem floh nach „Lugos"; nach kurzem Widerstande war „Lugos" eingenommen und die Treibjagd der aufgelösten feindlichen Haufen in der Richtung über „Faeset" und „Karansebes" fortgesetzt, wobei unzählige Vorräthe und Tausende von Gefangenen eingebracht wurden.

Die Südarmee hatte unter dem ritterlichen Banus bereits am 28. Juli die Offensive ergriffen, und setzte in drei Kolonnen über die „Donau"; „Perlaß" wurde am 8. August besetzt, „Pancsowa" ohne Schwertstreich eingenommen, und am 16. August vereinigte sich die Südarmee mit der siegreichen Donauarmee.

Wie wir gehört, war Rüdiger dem Korps Görgey's nach „Großwardein" gefolgt, und besetzte mit dem dritten Korps diese Stadt am 8. August. Dieser General hatte genaue Nachricht von den Bewegungen Haynau's und war somit unermüdet Görgey auf dem Fuße gefolgt. Görgey's Schicksal schien entschieden; obschon er sehr geschickt der russischen Armee entwischte, um sich mit der magyarischen Südarmee zu vereinen, und gegen „Arad" rückte, lief er doch hier seinem tapfersten Feinde, der ihm überall und immer gegenüber stand, in die Arme. Denn als Görgey's Vortruppen am 10. August Vormittags aus „Arad" debouchiren wollten, war der umsichtige tapfere Graf Schlick schon da, um ihm den Weg zu verlegen, und warf seine Truppen mit Verlust nach „Arad" zurück.

Görgey, unermüdet die letzte Hoffnung aufsuchend, nahm den Weg über „Radna" an der „Maros", wo er eine Brücke schlagen ließ, um über „Lippa" nach „Lugos" zu entkommen; allein Haynau's Voraussicht hatte bereits eine starke Kolonne nach „Lippa" an die „Maros" dirigirt, welche die eben anlangenden Truppen Görgey's zurückwarfen, worauf diese die Brücke abbrannten. Diese Manövers entschieden; denn nun blieb Görgey kein Ausweg mehr übrig: von „Großwardein" her folgte Rüdiger ihm auf dem Fuße, von „Siebenbürgen" her langte schon die Vorhut Lüders und Clam an.

Am 10. Abends floh Kossuth nach „Lugos", indem er abdankte und die Dictatur an Görgey übertrug. Was nun Görgey that, mußte ihm Verstand und Herz sagen; denn die, welche vom Durchschlagen faseln, mögen nach obigen Dispositionen einen Blick auf die Karte werfen; auch ist das Durchschlagen wohl schnell gesagt, aber, die einige Kenntniß von der Sache haben, wissen — wie es damit aussieht. —

Am 13. August näherte sich Görgey, umgeben von seinem Stabe, an der Spitze seiner Kolonne den russischen Truppen, die in voller Schlachtordnung standen. Es war bei „Vilagos", wo er sich unbedingt dem General Rüdiger ergab; nur bath er denselben, er möge beim Fürsten und dieser bei seinem Kaiser um gnädigen Schutz für sein Korps nachsuchen. Hierauf ließ Görgey seine Armee in Reih und Glied aufstellen, und um 4 Uhr Nachmittags streckten die Magyaren die Waffen. Die Feierlichkeit der Uebergabe, der Schmerz der alten Soldaten, denn Görgey's Korps ward immer das Schwarzgelbe genannt, das erste freundliche Annähern dieser Leute mit den Oesterreichern, vermag keine Feder zu schildern, denn sie hatten in der letzteren Zeit nur mehr mit halbem Herzen gegen ihre tapfern kaiserlichen Brüder gefochten. Offiziere umarmten ihre Soldaten, Soldaten, Offiziere schluchzten und kein Auge blieb thränenleer. Die fremden Offiziere, Alle, standen sichtlich in tiefer Erschütterung wie versteinert da. Rüdiger vermochte kaum den Akt weiter zuzusehen und ritt bewegt abseits. — Der mit einem glänzenden Stabe in Galopp ansprengende wackere Fürst Liechtenstein wollte die alten Soldaten anreden, allein er war so ergriffen, daß ihm die Sprache versagte.

In zwei Gliedern standen sie auf den Feldern von „Szöllös" in dichten Kolonnen, die Infanterie in erster Linie, die Artillerie in zweiter Linie, die Cavallerie auf beiden Flügeln. Die Infanterie präsentirte das Gewehr und legte darauf die Gewehre nebst den Patrontaschen nieder. Die Cavallerie saß ab und hing den treuen Säbel — an die Sättel; — Die Fahnen und Standarten — sie lagen unbeschützt da vor den entwaffneten Reihen. — Die Russen übernahmen die Waffen, die Bagage, die Fahnen und Standarten — worauf das ganze Armeekorps bei 24,000 Mann nach „Großwardein" transportirt wurde. —

„Arad" kapitulirte nach diesem ergreifenden Akte — nur der tapfere Schtick besetzte es. Görgey schrieb an die Festungs-Commandanten und forderte sie auf, ein Gleiches zu thun, um dem in seinem innersten Marke zerrütteten Vaterlande den Frieden wieder zu geben. Kossuth war auf der Flucht nach „Orsowa" und am 19. ergab sich bei „Karansebes" das neunte magyarische Korps unter Lazar. Den 18. ergaben sich an Lüders bei „Pisti" von Bem's Korps 8000 Mann mit 50 Geschützen. Deßewffy stellte sich selbst, Kemety entkam in Civilkleidern. Guyon deckte mit der italienischen und polnischen Legion die Flucht des Feiglings Kossuth und seiner Anhänger, und am 21. schifften nach „Widdin": Meszaros, Guyon, Dembinsky und die beiden Perezl; den 22. folgten Kossuth und Bem. „Peterwardein" kapitulirte am 5. September, und „Munkatz" hatte sich schon am 27. August den Russen ergeben. Nur „Komorn" bot noch der gesammten Macht Oesterreichs Trotz.

Wenden wir also unsern Blick zurück nach diesem mächtigen Bollwerke. Am 3. August war die ganze Besatzung aus „Komorn" gebrochen und hatte um 1 Uhr Nachmittags das schwache Cernirungs-Detachement bei der Puszta „Herkaly" beinahe gänzlich eingeschloßen.

Oberst Hermann Graf Nostitz-Rink vom ersten Uhlanen-Regiment hatte mit 2 halben Eskadronen des Regiments und der halben Cavallerie-Batterie des Oberlieutenants Joseph Ritter von Scherpon durch fast eine Stunde im heftigsten und mehrfach überlegenen Geschützfeuer seine Stellung zur Deckung der rechten Flanke der Cernirungs-Truppen standhaft behauptet.

Klapka beabsichtigte nichts weniger, als die österreichischen Truppen zu vernichten oder gefangen zu nehmen, und wartete nur noch, um seinen im Rücken des Detachements operirenden Kolonnen Zeit zu verschaffen, denselben auch den letzten Ausweg zu verschließen, während er das Detachement mit einem Hagel von Kugeln überschüttete. Da entschloß sich Graf Nostitz mit seiner kleinen aber tapfern Schaar den linken Flügel der feindlichen Stellung anzugreifen und durch einen Verzweiflungskampf entweder die andern Cernirungstruppen zu retten, oder mit Ehren zu fallen.

Der tapfere Oberst Graf Nostitz schritt rasch zur Ausführung seines kühnen Gedankens und leitete das Gefecht mit solcher Umsicht, Standhaftigkeit und Bravour, daß es ihm gelang, das Vorrücken der feindlichen Cavallerie längere

Zeit aufzuhalten. Mit jener Zuversicht, die immer hofft und wirkt, wo dem minder Kühnen Alles verloren scheint — kämpfte er mit der kleinen Heldenschaar so wirksam, daß der Feind die gänzliche Einschließung der Cernirungstruppen aufgab; dessen Umgehungskolonnen stutzten und drangen nicht weiter, so daß dadurch unsere Infanterie auf „Cšll" nach der Donau ziehen konnte und der allgemeine Rückzug um 5 Uhr bewerkstelligt wurde. Während des Rückzuges deckte Graf Nostitz die Infanterie, führte sehr entschloßene Attaqueen aus, hinderte die feindliche Cavallerie vorzudringen und sicherte dadurch den Rückzug. Er deckte nun mit großer Kaltblütigkeit und Energie den Uebergang der Brigade Barco über die Donaubrücke, daß dieser gefährliche Uebergang unter dem heftigen Feuer des Feindes in guter Ordnung ausgeführt werden konnte.

Der umsichtige und tapfere Graf wurde mit dem Ritterkreuz des „Maria-Theresien-Ordens" belohnt. —

Ein neues Beispiel von dem Geiste der österreichischen Soldaten kann ich nicht unerwähnt lassen. In „Komorn" waren 32 Mann vom Infanterie-Regimente Nro. 34 seit zwei Monaten in strenger Haft gehalten, weil sie beharrlich den Schwur auf die ungarische Sonderverfassung versagten. Da drängte Meszleny den Commandanten Török, der Sache ein Ende zu machen. Die 32 Soldaten wurden, um theatralisch zu imponiren, vor 2 Geschütze geführt und ihnen bedeutet, daß ihrem ferneren Widerstreben nun der augenblicklich fürchterliche Tod folgen würde. Einer der Braven trat vor, und verneinte auch jetzt im Namen aller den Anschluß an eine Sache, der der ehrenwertheste Theil ihrer ehemaligen Vorgesetzten fremd geblieben. — Man wollte schon erbittert darüber zur Exekution schreiten, als in dem Commandanten Török das bessere Gefühl siegte und er die treuen wackeren Soldaten vor dem augenscheinlichen Tode rettete. —

Nach diesen Ereignißen mit der Brigade Barco, die das Cernirungskorps von „Komorn" bildete, wurden rasch alle noch disponiblen Bataillone bei „Preßburg" koncentrirt. Das zweite Reservekorps des FZM. Graf Nugent bewegte sich schleunigst von „Stuhlweißenburg" gegen „Komorn", und die auf Streifkommando stehende Brigade Lederer erhielt Befehl, zum Cernirungskorps zu stoßen. Der russische General Grabbe rückte aus den Bergstädten vor, und verstärkte somit das Cernirungskorps. Um aber den letzten Stützpunkt der Insurrection schnell zu gewinnen, Menschenleben zu schonen und dem unglücklichen Lande Frieden zu geben, war die Regierung entschloßen, hier Gnade und Milde vorherrschen zu lassen. Nach längeren Unterhandlungen, denen das starke Belagerungskorps den kräftigsten Nachdruck verlieh, erklärte endlich Klapka unter günstigen Bedingungen seine Unterwerfung, die dann am 2. Oktober 1849 erfolgte. — Wieder flattert der kaiserliche Aar auf diesem mächtigen Bollwerke. — Möge es, starken Händen anvertraut, nimmer fremden Farben weichen müßen. —

Jetzt noch einige Worte über das Nugent'sche Reservekorps, bei welchem sich eine Abtheilung des Regimentes Baron Prohaska Nro. 7 befand, nämlich das 4. Bataillon mit der 10. und 11. Division; die 12. Division war bereits, wie wir gesehen haben, beim Schlick'schen Korps eingetheilt, und hatte sich bei Hatvan ausgezeichnet.

FZM. Graf Nugent, ein Organisationstalent, von „Peterwardein" abberufen, war im Frühjahre 1849 im Lager bei „Pettau" bemüht, ein neues Korps zu bilden, welches man das zweite Reservekorps nannte, und hatte die Aufgabe, im Westen Ungarns die revolutionären Elemente zu unterdrücken und den Landsturm, wo er sich zeigte, zu zerstreuen. Er hatte die Bestimmung, von der Grenze „Steiermarks" gegen „Fünfkirchen" vorzurücken, hier alle in seiner Flanke operirenden Detachements an sich zu ziehen und nach Erforderniß sich entweder dem Banus anzuschließen, oder gegen „Stuhlweißenburg" in Bewegung zu setzen. Dieses letztere Unternehmen, welches der greise FZM. vollkommen löste, wurde durch das Streifkommando des umsichtigen Oberstlieutenants von Dondorf, welcher als Pacifikator mit geringen Mitteln Bedeutendes leistete, kräftig unterstützt. Ebenso erfüllte das 4. Bataillon Baron Prohaska Nro. 7 unter der thätigen Leitung des Majors Hoyer vollkommen seine Aufgabe, welches um so lobenswerther erscheint, da dieses Bataillon fast ganz aus Rekruten, aber braven Kärntnern, bestand.

Am 5. Mai 1849 marschirte Major Hoyer mit seinem Bataillon von Klagenfurt nach Pettau ab; in Marburg angekommen erhielt er den Befehl, die Cantonirungen in „Windischdorf" und „Corcurenz" zu beziehen. Die Zeit dieses Aufenthalts wurde zur Ausbildung und Abrichtung der Mannschaft thätig benützt, und Offiziere und Unteroffiziere waren voll Eifer und vom besten Geiste beseelt, denn es war ja eine Abtheilung vom Regimente des tapfern Obersten Baron Reischach.

Den 21. Mai erhielt dieses Bataillon auch schon den Auftrag, mit einem Flügel Windischgrätz-Chevauxlegers und 2 Geschützen aufzubrechen, bis „Luttenberg" zu marschiren und den nächsten Tag über „Kanicza" nach der „Murinsel" einen Streifzug zu unternehmen, und bei dieser Gelegenheit 30 kompromitirte Beamte aufzuheben, die im ununterbrochenen Verkehr mit der Revolutionsparthei standen.

Major Hoyer vollführte diese Aufgabe vollkommen und mit aller Umsicht, verhaftete die Betreffenden, wirkte günstig auf die Bewohner, die durch das Erscheinen der kaiserlichen Truppen ermuthigt wurden, und traf am 25. wieder in „Pettau" ein; wo man die Zeit wieder zur vollkommeneren Kriegs-Ausbildung der Truppe verwendete.

Am 8. Juni musterte der FZM. Graf Nugent dieses Bataillon, erklärte seine volle Zufriedenheit, und fand es schlagfertig und vom besten Geiste beseelt. Den 11. wurde das Bataillon bestimmt, den flüchtig gewordenen Palatinalhußaren den Einbruch nach Ungarn streitig zu machen. In der Früh am 13. erhielt Major Hoyer die Nachricht, daß 69 Hußaren unter Führung eines Cadetwachtmeisters sich in „Mahrenberg" befinden, um nach „Marburg" zu rücken. Hoyer machte alsogleich seine Dispositionen, verlegte die Strasse und die Brücke, und beorderte Abtheilungen in günstige Hinterhalte.

Die Hußaren rückten um 9 Uhr an, erblickten die Truppe, kehrten um, aber auch im Rücken standen schon Infanterie-Abtheilungen. Erneuert sprengten sie mit verhängtem Zügel gegen die Brücke, die Pistolen gegen die aufgestellte halbe Kompagnie abfeuernd. Jetzt erfolgte von der Truppe eine Decharge, wobei 13 Mann und 17 Pferde theils todt — theils verwundet fielen. Ein Korporal mit 10 Hußaren suchte einen Uebergang über die „Drau", diese entwaffnete Oberlieutenant Woschilda, und auch die übrigen mußten sich ergeben. Das war die erste Feuerprobe der jungen Mannschaft, — die dann ganz gutmüthig den Verwundeten beistand.

In den ersten Tagen des Juli langte zur Verstärkung des Bataillons eine Division des neuerrichteten 5. Bataillons von Klagenfurt an. Am 7. Juli rückte das Bataillon wieder nach der Murinsel, kam den 10. in die Cantonirungen bei „Obrisch", wo es bis zum 24. verblieb. Am 25. marschirte es nach „Fünfkirchen", wo es am 6. August ein-

traf, und dem Major Hoyer das Stadtkommando übertragen wurde.

Das zweite Reservekorps rückte vorwärts und zog sich gegen „Stuhlweißenburg“, allein Hoyer mußte mit dem Bataillon in „Fünfkirchen“ bleiben, „Mochacz“ und „Szexard“ besetzen und die Komitate „Basranya“ und „Tolna“ durch mobile Kolonnen im gesetzlichen Zustande zu erhalten suchen.

Diese nicht so leichte Aufgabe löste das Bataillon zur vollen Zufriedenheit, erhielt allenthalben die Ordnung, verjagte die Malkontenten und deckte den Rücken des Korps. Am 1. September ging das Bataillon auf Befehl in Eilmärschen nach „Tolna“, traf am 3. da ein, und sollte am 4. mittels Dampfschiff an seinen Bestimmungsort, den man nicht wußte — abgeführt werden, doch keines der Schiffe hatte eine Ordre zur Aufnahme des Bataillons.

Major Hoyer wußte nicht, welche Richtung das Korps genommen, befand sich also ohne Befehl und rathlos. Er wartete den 4. und 5., kein Schiff wollte ihn aufnehmen; — da beschloß er nach eigener Einsicht, am 6. den Abmarsch in der Richtung nach „Stuhlweißenburg“ anzutreten, um dort vielleicht etwas Bestimmteres zu erfahren. Hier am 8. angekommen, besichtigte der General Graf Falkenheim das Bataillon, äußerte seine Zufriedenheit, hatte aber in Betreff des 4. Bataillons gar keine Befehle, sondern wußte nur, daß das Reservekorps nach „Komorn“ abmarschirt sey. —

Den 9. kam endlich die Ordre, am 10. nach „Moor“ am 11. nach „Kics-Bär“ und den 12. nach „Nagy-Igmand“ zu marschiren. Hier eingetroffen begab sich Major Hoyer zum Korps-Commando nach „Acs“, welches den Major mit den Worten empfing: „Schiffe konnte man keine erhalten, aber sie haben ganz nach meiner Idee gehandelt.“ —

Das Bataillon ward in die Brigade Aleaini eingetheilt und zur Cernirung „Komorns“ verwendet. Auch hier ward dem braven vom besten Willen beseelten Bataillon die volle Zufriedenheit zuerkannt, denn der FZM. Graf Nugent richtete folgende Worte an gesammte Generäle und Offiziere seiner Suite: „Meine Herren! hier stelle ich ihnen den Major „Hoyer und sein braves viertes Bataillon des tapfern „Regimentes Baron Prohaska. vor. Er wußte meinen „Befehlen den besten Erfolg zu geben, sein Bataillon zeich„nete sich würdig des braven Regiments durch eine vorzüg„liche Disciplin, unverdrossene Ausdauer und taktvolles Beneh„men aus, wodurch es sich überall die Sympathie der „Bevölkerung erworben hat.“ —

Die Capitulation von „Komorn“ erfolgte, das Bataillon marschirte ab, und langte in seiner Stabsstation Klagenfurt am 25. Oktober 1849 ein, wo es von den Bewohnern wieder freundlich begrüßt und bewirthet wurde. —

Venedig.

Der letzte Akt, den die brave Armee in Oesterreich zu schließen hatte, blieb jetzt noch übrig, — nämlich die Bezwingung Venedig's. Die Lage dieser schönen Inselstadt macht sie beinahe unüberwindlich, und die auswärtigen Erscheinungen ermunterten die Häupter des Aufstandes zu ausdauerndem Widerstande. Nach dem Waffenstillstande in Mailand hoffte man auf neue Bewegungen in Wien, später auf die Ungarn, — dann wieder auf den Präsidenten Louis Napoleon, endlich bei Wiederausbruch des Krieges abermals auf die Piemontesen, dann neuerdings auf Ungarn, bis endlich nichts mehr zu hoffen blieb.

Der abgeschlossene Friede mit Piemont gab dem FM. Radetzky den Anlaß, am 14. August zum letzten Male den Venetianern milde Bedingungen zur Unterwerfung anzubieten. Wenige Tage darauf kam die Nachricht von dem Ende der magyarischen Insurrection, und so war für Venedig der letzte Anhaltspunkt für die Fortsetzung des Widerstandes verschwunden.

Am 22. August beschloß man, die Bedingungen des Feldmarschalls anzunehmen, und der erste Schritt des Siegers war, das Elend und die Leiden der bedrängten Bevölkerung zu erleichtern.

Tausende, die getobt und geschrieen, — jubelten jetzt beim Anblick der kaiserlichen Fahnen und gelobten Treue dem milden Herrscherhause. Ein solcher Jubel erscheint nicht immer als Wahrheit, allein hier nach einer einjährigen Belagerung gab sicher die Noth bessere Gedanken und lehrte bethen. —

Nach schweren Kämpfen und schönen Siegen der tapfern Söhne Oesterreich's erlangte das Herrscherhaus wieder jene Macht, welche die erste Bedingung eines gesunden und freien Staatslebens ist. Die Zeit, die wir vor unseren Blicken entrollten — die so reich an Lehren war, dürfte den Völkern auch die gegeben haben: „daß man nicht der Freiheit diene — wenn man die eigene Staatskraft schwächt“. — Oesterreichs Völker aber haben die Erfahrung gemacht, daß die Staats-Einheit das nothwendigste Lebensprinzip ist, und eine höhere Freiheit nur aus der Reichs-Einheit hervorgehen kann; — denn in ihr liegt die Kraft und die Macht Aller, — und nur mächtige Staaten vermögen auch in der Wahrheit freie Staaten zu seyn.

Die Erschütterungen der Gesammtmonarchie zeigten, welche Lebenskraft in Oesterreichs Völkern wohnt, und ihre Verirrungen führten zur Einheit — und dadurch zum Glücke und zur Größe unseres schönen Oesterreichs. Ein einiges, starkes, festgefügtes Oesterreich unter einem genialen ritterlichen Kaiser erscheint als Preis dieses kostspieligen Kampfes, und dieser Preis ist aller vollbrachten Opfer werth. Der schöne Bau, er wird durch die kräftige Hand des geliebten Fürsten vollbracht; trage nur jeder Staatsbürger das Schärflein bei, — das ihm zu entrichten kommt! — Am Gelingen wird dann Niemand zweifeln.

Das große einige Oesterreich aber, das sich nach harten Tagen wieder um den Thron des geliebten Fürsten vereinigt steht, darf mit hoher Befriedigung auf die ruhmvolle Zeit zurückblicken, wo sein muthiges Heer, seine tapfern Söhne im Vertrauen auf Gott, auf das gute Recht und in Liebe und Vertrauen auf den ritterlichen Kaiser, den von allen Seiten einstürmenden Elementen widerstanden. Und so blicke es auch hin auf das von der Abendsonne beleuchtete silberne Haupt, das im sanften Schimmer nach fernen Weiten die Worte verkündet: „Noch stehen sie da die Mannen von Santa Lucia, Montanara, Vicenza, Custozza, Mortara und Novara; — die Mannen von Moor, Kapolna und Temeswar; — und der kommende Tag findet sie wieder auf dem Felde der Ehre und der Pflicht! Das große Geheimniß des Sieges aber, es ist uns verrathen durch des greisen Helden von Novara — dem Sänger seiner Thaten zugerufenes Wort:

„Die Treue hat uns siegen gemacht!“

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 11. April. 1857.

Erhaltung von kirchlichen Gebäuden und Einrichtungen.

Schon die Aufschrift mag es deutlich machen, daß hier nicht die Conservirung kirchlicher Baudenkmale sondern, abgesehen von dieser, nur die Kundgebung einer mehr als vierzigjährigen Erfahrung in jenem Fache die gestellte Aufgabe ist, die bei Beginn einer Periode, wo es den Kirchenvorständen mehr als je anheim fällt, für das diesbezügliche zu sorgen, nicht ohne Interesse seyn kann.

Indem wir mit den kirchlichen Gebäuden den Anfang machen, beginnen wir zuerst mit den Thürmen. Diese waren vor Alters fast durchaus mit Steinplatteln oder Bretteln gedeckt, und bildeten entweder gleichseitige Pyramiden, oder es ging das anfängliche Viereck in ein Achteck über, welches in eine Spitze endete, die entweder ein Kreuz oder ein Hahn krönte. So blieb es bis in das siebenzehnte Jahrhundert, wo im Geiste der Renaissance die so angesehenen rohen Thurmbedachungen der Kuppelform weichen mußten, die man ihnen, ohne Rücksicht auf die Bauart der Kirche, aufdrang. Leider hatten wir im Lande keine solchen Thurmbauten, wie die des Domes zu „St. Stephan“, Maria Stiegen“ in Wien, u. a. m. selbst der Thurm zu Maria Weitschach, mit der Ausführung in eine der Gothik entsprechende steinerne Spitze, wie die noch von dem Erdbeben des 4. Dezembers 1690 vorhandenen Trümmer beweisen, gibt uns nur einen schwachen Begriff von dem, was er seyn sollte und einst gewesen ist. Die Kuppelbedachungen, — wir reden nicht von ihrer Form und Eintönigkeit als der Sache des Geschmackes, sondern von ihrer Dauerhaftigkeit, — bewiesen sich in dieser Hinsicht als am wenigsten entsprechend. Während die jäh abfallende gothische Thurmspitze sich dem Unwetter unbeschadet entgegensetzte, und ihre einfache Dachrüstung weniger dem Zahne der Zeit ausgesetzt war, erwiesen und erweisen sich die Kuppelthürme mit den sie krönenden Knäufen und weit auslangenden Scheinen als sehr unhaltbar. Wir erlebten am Stadtpfarrthurme von St. Egyden zu Klagenfurt, als dem Matador seiner Gattung im Lande, drei Eindeckungen und die Vergeblichkeit seiner rothen Metamorphose; wir sahen den von St. Peter und Paul, und den linken der „Landhausthürme“ vom Sturme abgebrochen; wir sehen eine Zahl solcher Thürme, wie zu Ebenthal, Maria Loretto bei St. Andrä, Maria Saal u. s. f. an ihrem Blechüberzug von Rost ganz zerfressen, glanzlos und fahl. Der Hauptgrund ist, weil die durch die Laternen einströmende Näße sich in den Kuppelraum herabsenkt, das Gerüst und die Bretter der Verschalung in Fäulniß bringt, und so das Blech von Innen zerfrißt. Dagegen gibt es kein Mittel, als die sorgfältigste Bewahrung des Bodens der Laterne und Förderung des Wasserabzuges, vor allem aber die Lüftung der innern Räume, welche nur durch vergitterte Oeffnungen des Untertheiles der Kuppelausweiterung zu erzielen ist, indem sonst bei dem mindesten Eindringen von Feuchtigkeit die Vermoderung der Holztheile unausweichlich vor sich geht. Der gegenwärtige Villacher-Stadtpfarrthurm ist ein redender Beweis von Kunstsinn und Auffassung der Idee von Gleichförmigkeit und Solidität; er ist, so wie die mit ihm harmonirende Kirche, das schönste Denkmal der Gothik in unserem Lande, sey es auch, daß seine Ausführung bei den beschränkten Mitteln nicht die künstlerische Vollendung finden konnte, welche seine Urbilder aus dem Mittelalter ziert. Zu St. Andrä im „Lavantthale“ fand sich an der, die Merkmale vieler Jahrhunderte durch Ueberbau an sich tragenden Dom- und Stadtpfarrkirche der an der Nordseite des Kirchenschiffes angebaute, an seiner Dachung sehr schadhafte zweite Thurm vor. Die gegenwärtige thätige Kirchenvorstehung, in der fast durchgängig neuen Ausstattung der innern Kirche von dem residirenden hochwürdigsten Oberhirten auf das Liberalste beholfen, wendete auch diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zu, und es gelang ihr, den gegen die Stadtseite gekehrten augenfälligen Thurm mit den möglichst geringen Kosten in der harmonischen Form der Gothik herzustellen, indem die geblendeten Thurmfenster in Uebereinstimmung mit dem Maßwerk des Glockenhauses eingesetzt und übermalet, das Gesimse ober der Uhr zwischen den pyramidalischen Eckthürmchen mit einer in Form von Kleeblättern (Vierbaß) durchbrochenen Gallerie bekrönet, und die achteckige Thurmspitze mit Ziegeln ausgeführt wurde. Wir können diese Art Renovirung für alle jene Kirchen, wo durch Feuer oder sonstige Deteriorationen ihre pyramidalischen oder substituirten Kuppelbedachungen schadhaft geworden, oder erstere, wie zu Gmünd, Molzbichl, rc. nur noch durch eine Nothbedachung ersetzt sind, um so mehr empfehlen, als in neuester Zeit ausgiebige Mittel zur Vollführung gefunden sind; wir meinen die Steinplattel. Leider sind uns die von Tonseru auf mehreren Häuserdächern zu Klagenfurt in Anwendung gebrachten schönen „Gailthaler-Schieferplattel“ nicht mehr beziehbar; doch hat man aus Krain, ja neuestens über Triest, sich deren verschafft, welche letzteren eine seltene Festigkeit und Schönheit und einen metallischen Glanz zeigen, so daß sich Vorsteher selbst von Filialkirchen zu deren Ankaufung und Herbeischaffung, wie die zu St. Jakob bei obigem St. Andrä, entschlossen.

Ein zweiter Gegenstand an und in den Kirchthürmen von Bedeutung und Folgen sind die Glockenhäuser. Vor allem stellt sich die Nothwendigkeit ihrer Verwahrung vor Feuer heraus. Der Stadtpfarrthurm von Villach, der seine eigene Geschichte hat, welcher am 25. Jänner 1348 bis auf seine untersten Etagen durch Erdbeben zusammenstürzte, erhielt anfänglich gothische, dann im 17. Jahrhunderte, wie es uns „Valvasor“ weist, sehr umständliche kuppelför-

nige Ausführung, die bei dem furchtbaren Erdbeben am 4. Dezember 1690, welches den Thurm zur Hälfte spaltete, ebenfalls ihr Ende fand. Erst im Jahre 1762 ließ der damalige Bürgermeister Schusterschütz an die Wiedererbauung des Thurmes Hand anlegen, beholfen durch die in Villach anwesenden k. preußischen Kriegsgefangenen, und brachte ihn 1765 zur Vollendung. Aber auch diesem Thurme ward ein ähnliches, wenn auch nicht grundverderbliches Loos. Als am 12. Juli 1784 um 5 Uhr Früh eine Feuersbrunst die Halbscheide der Stadt an ihren Dachungen verzehrte, hatte es sich einige Tage früher ereignet, (so erzählte es Stadtpfarrer, nachhin Domprobst, Ortner) daß ein herumziehender Equilibrist sich das Thurmfenster öffnen ließ, um von da sein Seil auf den Platz herab zu spannen, auf welchem er sich dann zu solcher Höhe emporschwang. Das Fenster wurde aus Unachtsamkeit offen gelassen, und durch selbes drang das Flugfeuer in das Innere, und der Thurm wie das Kirchendach wurden ein Raub der Flammen. Wie derselbe, lange Jahre mit einer einfachen Blechhaube versehen, im Jahre 1848, gerade ein halbes Jahrtausend nach seinem ersten Einsturze, seine Auferstehung feierte, ist bekannt.

Dieses und so viele andere Beispiele lehren uns, daß dem Glockenhause, schon wegen seines kostbaren Inhaltes, eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen sey. Oben muß es entweder gewölbt, oder doch mit einer Auflage von feuerfestem Estrich versehen seyn, entweder eiserne Balken, oder was sich als unbeweglich brauchbarer erweist, mit geflochtenen Eisengittern, besonders gegen die Dach- und Häuserseite, versehen seyn, wodurch der Luftzug und der Glockenschall nicht gehemmt, das Eindringen von Flugfeuer aber gehindert wird. Bei minderer Höhe sind jedoch stets geschlossene eiserne Balken auf der Dachseite nothwendig. Um dem Feuer das Eindringen vom Kirchendache, oder auch vom Gotteshause, oder entgegen, zu hindern, ist auf genaue Absperrung dieser Räume, der Eingänge, Oeffnungen u. dgl. zu sehen und diese fortwährend einzuhalten. Ebenso nothwendig ist es, daß die fast an allen Kirchengewölben vorhandene runde Oeffnung mit einem eisernen Deckel versehen sey, der auf einem Hanfseile aufgezogen, im Falle einer Feuersbrunst sich selber schließt. Die Vernachlässigung dessen war Ursache, daß bei der großen Feuersbrunst im Jahre 1723 zu Klagenfurt das durch jene Oeffnung herabfallende Feuer die ganze innere Ausstattung der „Jesuitenkirche" verzehrte und einen Schaden von mehr als 20,000 fl. verursachte. Wie oft hat sich dieses seitdem wiederholt!

Daß der Wetterableiter am Thurme eine besondere Beachtung verdiene, ist selbstverständlich, und es ist nur auffällig, daß der Blitzstrahl, welcher in neuester Zeit Schlößer, wie Hollenburg und Straßburg, verwüstete, in der Vorzeit nicht noch öfters an Thürmen sich erprobte, wo es weder Ableiter gab, noch das Wetterläuten unterlassen wurde.

Was von der Solidität des Thurmdaches gilt, gilt auch vom Kirchendache, wo Steinplattel und Ziegel die Holzeindeckung möglichst zu verdrängen haben. Die Eindeckung mit Eisenblech ist anscheinend wohl die solideste, hat sich aber nicht allzeit als solche erwiesen. Oft ist die Fügung des Bleches und sein Anstrich nicht zweckmäßig, und es müssen in kürzester Zeit, wie es bei der „ständischen Burg" und dem Baron v. Dickmann'schen Hause der Fall war, durchgängige Reparaturen eintreten, oder es ereignet sich, wie beim Villacher-Kirchendache, daß ein Sturmwind durch eine Lücke eindringt, und die entgegenstehende Dachfläche wie Spielkarten in die Luft hinaus weht. Wir haben im Jahre 1817 in der Fastenzeit einen ähnlichen Fall in Althofen erlebt, wo der durch eine Oeffnung eindringende Orkan das Dach des Bräuhauses hob, und weit über das Pfleghaus weg in den untern Markt trug.

Ein fernerer Gegenstand der Beachtung ist die Umgebung einer Kirche, die Anbauten, das Terrain, die Vegetation. Hütten, Remisen, oder wie solche Anhängsel heißen mögen, sind von den Kirchen nicht sowohl wegen Feuersgefahr, als schon wegen sonstiger Sicherheit, Erhaltung des Lichtes und der Trockene zu entfernen. Dahin gehören auch Bäume und Staudengewächse, besonders der so beliebte Hollunder, welche in den Kirchenwänden die Feuchtigkeit nähren, die warme Luftströmung und das Licht abhalten, und oft durch die offengehaltenen Kirchenfenster allerhand fliegende und kriechende Thierchen in den Kirchenraum auf die Altäre senden. Das Uebelste ist, wenn die Kirche auf einem Erdabhange gebauet ist, so daß der äußere Boden die innere Kirchenfläche theilweise überraget, was oft in einem höhern Grade vorhanden ist. Dieser Fall war bei der Kirche zu Kraig, wo die Nordwestseite aus diesem Grunde ganz durchnäßt und die Kirchenwand fortwährend triefend war. Als vor einigen und zwanzig Jahren die vom Probste Schwarz zur Reparirung der Kirche vermachte Summe von mehr als tausend Gulden fällig geworden, handelte es sich um Entfernung dieses Mißstandes. Eine Abgrabung der mehr als 10 Schuh das Niveau der Kirche überhöhenden Erdschichte war, was doch auf vielen Orten möglich, hier unthunlich; eine bloße Ableitung des Traufwassers, welche anderwärts, wenn sie nur immer ausführbar, sich als unerläßlich herausstellt, war ungenügend, und selbst die so oft erprobte Verwerfung der inwendigen Wandfläche mit kleinen Kohlenstücken, Gyps und Kalk, oder deren Verkleidung mit einem Verschlage von Lärchenläden und inwendige Fütterung mit Gyps schien unausführbar. Da nahm man zu einem extremen und seltenen Mittel die Zuflucht; um das fernere fortwährende Abfallen des Verwurfes zu verhindern, hob man die vielfach sehr massiven Denksteine der alten Ritter und Pröbste vom Friedhofe aus, und verkleidete damit jene so abfällige Wand. Dieses wird anderswo schwerlich, wohl aber jene hier nicht in Ausführung gebrachten Mittel anwendbar und nothwendig seyn, da die Feuchtigkeit ein Hauptübel der Kirchenwände, der Hauptgrund der Ungesundheit ihrer Räume und des Verderbens ihrer Utensilien ist. Aus diesem Grunde sollen Sakristeien möglichst an der Süd-, nie an der Nordseite angelegt, Wäsche, Paramente in ihrer obern Etage oder im Pfarrhofe untergebracht werden. In feuchten Behältnißen verlieren besonders die den Seiden- und Goldglanz nachahmenden Paramente unserer Baumwollen-Fabrikation und die gefälschten Borden in Kürze Farbe und Glanz. Kohllösche unter den Fußböden der Sakristeien verhindert deren Fäulniß, Lüftung und öftere Säuberung der Räume und Hinterwände verhindert die Vermoderung.

Was das Innere der Kirchen betrifft, ist nebst der Feuchtigkeit der Staub der Hauptfeind des Bestehens der Geräthschaften. Die Kirchenfenster müssen hie und da besonders an der Südseite geöffnet, theilweise selbst längere Zeit offen gehalten werden. Hier sind geflochtene Fenstergitter unerläßlich, sowohl wegen Feuer, als wegen ungebetheuer Gäste. So ein humanes Urtheil Schwalben für sich haben, und so sehr man sie in Häusern gastfreundschaftlich aufnehmen mag, erstreckt sich so etwas durchaus auf Kirchen nicht, wo kein irdisches Wesen außer dem Christmenschen berechtigt ist. Die Kirchenbänke müssen jährlich gehoben und der Raum zwischen ihrer Unterlage und dem Kirchenboden, die Fußbänke selbst und der Boden öfters gereinigt werden, wozu ein Aufgeboth der weiblichen Pfarrsinsassen sich bereitwillig einzufinden pflegt. Die Altäre sollen wenigstens alljährlich vom Staube gereinigt werden, doch nicht mit Leitern und

Kehrbesen, Bürsten oder Bartwischen an ihren Bestandtheilen und Verzierungen ruinirt, wo ein Fuchsschweif Genüge leistet. Die Altarbilder werden theils von aussen durch unzarte Behandlung, wie es bei dem herrlichen Bilde „Schoreels" in Obervellach leider schon geschehen, durch Staub, unzeitiges und unpassendes Firnissen, durch Rauch u. dgl. ruinirt, oder leider selbst durch unzweckmässige Aufstellung. Dieses ist der Fall, wenn das Altarbild ohne Hinterwand ist, wo dann das Ziehen der Luft und der Staub das Vertrocknen und Abfallen der Farbe bewirkt, wie es bei dem herrlichen, in seiner Art, nebst dem Vesperbilde zu Pulst von Knoller's Meisterhand, im Lande einzigen Altarbilde zu St. Lorenz in Klagenfurt das Ergebniß war. Eine hölzerne Verkleidung, oder eine aus Leinwand verfertigte, gegen das Vertrocknen mit Oel einzuseuchtende, Hinterwand schützen das Altarbild, dem eine öftere, ganz einfache aber leise Reinigung frommt.

Durch Ausstattung mit lebendigen Blumen, oft auch in Wassergefässen, wird den Altären, besonders wenn sie von Stuck oder künstlichem Marmor sind, unendlich geschadet, so wie sie auch sanitätswidrig ist. Da der Staub mehr als sonst etwas die Fahnenbehänge ruinirt, und selbst die echte Seide, die sonst selbst in Grüften Jahrhunderte überdauert, nach Decennien so zerfrißt, daß sie beim Anfühlen schon, um so mehr bei dem Behängen mit schweren Quasten in Trümmer geht, ist es nothwendig, sie wie sonstige nicht benöthigte Paramente, als Himmel, Baldachine 2c. abzunehmen, und außer dem Bedarf in Verschlägen zu bewahren.

Wenn je ein humaner Wunsch auch in unserem Vaterlande zur Ausführung kommen sollte, wäre es, da es sich bei demselben nicht um Erhaltung von Gebäuden und Geräthschaften, sondern um Menschenleben handelt, die Belegung der mit Steinplatten oder mit Backsteinen gepflasterten Kirchenböden mit Brettern, wie dieses z. B. in Oesterreich mehrfach schon eingeführt ist. Die Böden müßten freilich, um das Gepolter zu vermeiden, nicht unterbollt, sondern in's Quadrat gefügt und fest angelegt seyn, auch zeitig gereinigt werden; aber man würde dadurch so vielen Menschen das Stehen möglich machen, und sie vor oft tödtlichen Verkühlungen bewahren.

Wir glaubten mit diesem gutgemeinten Nachsatze unsere wohl nur skizzirte Rathgebung schließen zu sollen, die anderweitige Erfahrungen reicher ausstatten können, und die nur den Anspruch macht, in der neu erwachten Liebe zum Kirchlichen und in den gesegneten Tagen des Friedens die ohnehin weniger interessirte Aufmerksamkeit auf so einen Gegenstand gelenkt zu haben.

Die Eisen-Industrie des Herzogthumes Kärnten im Jahre 1855.

Eine Darstellung des dortigen Eisenhüttenwesens nach seinem Stande und Betriebe, sammt Beschreibung der vorzüglicheren Eisenwerke mit ihren Eisenstein- und Braunkohlen-Bergbauen und ihren Torfstichen, von Joseph Rossiwall, Revidenten der k. k. Direktion der administrativen Statistik 2c. Wien, 1856. Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Angezeigt von Otto Freiherrn von Hingenau.*)

Unter diesem zweiten Titel ist so eben das dritte Heft des fünften Jahrgangs der Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik, herausgegeben von der Direktion der administrativen Statistik im k. k. Handels-Ministerium — veröffentlicht worden, und für sich selbstständig als eine Monographie eines der interessantesten Gewerbszweige unserer Alpenländer, der speziellen Darstellung des kärntnerischen Eisenwesens gewidmet.

Das fast 200 Seiten umfassende Heft ist durch ein kurzes Vorwort des Chefs der Direktion der administrativen Statistik eingeleitet und es wird darin mit Hindeutung auf eine ähnliche monographische Arbeit über Mähren und Schlesien im zweiten Jahrgange dieser Mittheilungen die interessante Thatsache erwähnt, daß durch jene erste Monographie „zwei der bedeutendsten Eisengewerke Kärntens, die Brüder Edle von Rosthorn und Freiherr Eugen von Dickmann-Secheran veranlaßt wurden, das k. k. Handels-Ministerium um eine ähnliche Veröffentlichung über die Eisenwerke Kärntens auf Grundlage vorausgegangener Lokal-Erhebungen anzusuchen." Wir können nicht umhin, diese Thatsache — welche allerdings nicht ganz vereinzelt steht — besonders hervorzuheben. Erstens zeigt sie, daß intelligente Industrielle an einer sachkundigen öffentlichen Besprechung ihres Geschäftszweiges sowohl wissenschaftliches Interesse nehmen, als auch praktischen Erfolg davon erwarten, zweitens aber gibt uns diese Thatsache einen Wink über den vortheilhaftesten Gang fruchtbarer und erfolgreicher statistischer Untersuchungen. Ueber das Erste ist kaum nöthig viele Worte zu verlieren, denn wer das oben genannte Heft mit Aufmerksamkeit durchblättert, wird sehr bald die Ueberzeugung gewinnen, daß das seitab dem Strome eisenbahnhuldigender Touristen liegende Alpenländchen Kärnten nicht nur längst bekannte reiche Schätze an mancherlei nutzbaren Mineralien in sich birgt, sondern in einer noch wenig bekannten und gewürdigten Weise bemüht war, dieselben mit Hilfe der neuesten Fortschritte des Faches zu gewinnen und zu bearbeiten und in den letzten Jahren einen Aufschwung genommen hat, der jeden Zweifel über die Wichtigkeit der neuesten Kommunicationen, welche dahin endlich einmal gebaut werden sollen, zu beseitigen hinreichend ist. Allein das zweite bei jener Thatsache uns beachtenswerth scheinende Moment ist die durch eine solche Aufforderung der Nächstbetheiligten veranlaßte spezielle, auf Lokal-Erhebungen basirte Bearbeitung eines einzelnen Geschäftszweiges in einem einzelnen Lande. Es drängt uns hierüber einige Worte zu sprechen, welche unsere Privatansicht über die fruchtbarste Methode statistischer Erhebungen ausdrücken sollen.

Nachdem früher die Statistik, lange Zeit als ein trockenes Fach verschrieen, nur der Pflege weniger ausdauernder Männer ihren höhern Aufschwung verdankte, hat sich in neuester Zeit das Blatt gewendet. Die Menge des von ihren ersten Pflegern angesammelten Materials, die übersichtliche Form von Tabellen, die Ausdehnungen der ämtlichen Erhebungen über eine große Menge von Verhältnissen und durch eine große Anzahl von Personen, noch mehr aber die neuesten Impulse der in den Vordergrund getretenen materiellen Interessen, die Ausstellungen, statistische Congresse u. s. w. haben die Beschäftigungen mit statistischen Arbeiten

*) Wir erlauben uns, diese „Anzeige" eines für Kärnten so wichtigen statistischen, die Eisen-Industrie desselben betreffenden Werkes aus den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst" (einer Beilage zur österr. kais. Wienerzeitung vom 4. April 1857) in der „Carinthia" mitzutheilen, um der steten Tendenz derselben treu zu bleiben, alles zu sammeln und zu besprechen, was unserer Heimath besonders zur Ehre gereicht, und selber jene Stelle im großen Kaiserreiche vindicirt, welche einzunehmen ein fortwährendes Streben derselben ist; überdieß glauben wir, nicht unbescheiden zu seyn, wenn wir den Herrn Verfasser dieser, eine hervorragende erfreuliche Liebe zu Kärnten verrathenden „Anzeige" im schönsten heimathlichen Sinne als einen der Uns'rigen betrachten und verehren.

Anm. d. Red.

verallgemeinert, den Antheil an solchen fast zu einer Art Modesache gemacht, die auch von denen, welche nur vorhandene Quellen benützen, oder dilettantenhaft sich in Zifferngruppirungen ergehen, gepriesen, gefördert und mitunter selbst mißbraucht wird. Neben dem wahren und dilettantischen Interesse an der Statistik, ist aber auch eine „statistische Passion und Geschäftigkeit" in manche Leute gefahren, welche gar nicht mehr erwarten kann, alles bis in das Innerste des Menschen und seiner Familien-Verhältnisse erforschen und in Ziffern und Tabellen darstellen zu wollen, welche mit einem ungeduldigen Eifer auf ihr Ziel losgeht und am liebsten die ganze Macht der Regierung — so zu sagen Feuer und Schwert — aufbieten möchte, um den letzten Bissen Brod im Munde des Armen und die Zahl der Gerichte auf der Tafel des Reichen statistisch zu schematisiren. Hat man doch im Eifer für die sociale Statistik bereits an manchen Orten gewissermassen inquisitorische Fragen über Zahl-, Geld- und Naturalunterhalt des häuslichen Gesindes u. dgl. Dinge, auch gegen den freien Willen der Betheiligten zu stellen versucht, ohne zu bedenken, daß der Gewinn von derlei höchstschwankenden und wechselnden Daten dieses Eingreifen in das Innere der Familie nicht rechtfertigen kann, so lange es nicht gerne und offen geboten wird. Solchem statistischen Fanatismus mancher Vereine und sich berufen glaubender Funktionäre, welche sich dabei nur zu gerne des „weltlichen Arms" bedienen, — steht nun der Vorgang erfreulich gegenüber, nach welchem das von uns angezeigte Buch zu Stande gekommen ist. Hier ist bei oft delikaten Einzelnheiten die erfahrene Hand der statistischen Leitung dem erst rege gewordenen Bedürfniß taktvoll gefolgt, indem sie den Wünschen der Nächstbetheiligten gerecht wurde und — mit Aufopferung einer systematischen oder alphabetischen Reihenfolge eben das ergriff, wo sie ein Entgegenkommen fand, und hat so, die administrativen und wissenschaftlichen Zwecke organisch an das Bedürfniß und an örtliche vorhandene Vorbereitungen anknüpfend, den Vortheil erlangt, bei ihren Erhebungen willfährig unterstützt und verläßlich bedient zu werden, was bei „abgeforderten Tabellen" nicht immer der Fall ist. Ein kundiger Fachmann wurde, solcher Einladung folgend, an Ort und Stelle entsendet, und so kam die uns vorliegende Monographie zu Stande, — nicht ein Produkt der Schreibstube, sondern der lebendigen Anschauung, nicht aus mühsam erpreßten und ungeprüften Daten tabellarisch zusammengestückelt, sondern aus dem freien und willfährigen Zusammenwirken der Landesbewohner mit dem Regierungs-Abgeordneten organisch erzeugt!

Wir müssen diesen Gang der Erhebungen einen wahrhaft nützlichen und fruchtbaren nennen. Geht er auch anscheinend regellos, durch gegebene Veranlassungen erst bestimmt und daher monographisch — also mit dem Einzelnen nach Ort und Gelegenheit vor sich — so ist er nichtsdestoweniger wahrer, kürzer, wohlfeiler als jeder andere — weil er tüchtiges Material und ohne unnütze oder gar vexatorische Behelligung der Betheiligten in genießbarer und lehrreicher Form lebendig und anschaulich zugleich uns vor Augen stellt! — Diesen Eindruck hat uns das vorliegende Werk durchwegs gemacht, es ist das Resultat der Art und Weise seines Zustandekommens.

Der Inhalt der angezeigten Schrift gibt ein zusammenhängendes Bild des schönen und interessanten Bergwerks-Landes, dessen vorzüglichste Industrie es behandelt. Nach einer präcisen übersichtlichen orographischen und geognostischen Skizze des Landes, welche kaum zwei Seiten in Anspruch nimmt, stellt der Verfasser gleich mit wenigen Worten die Hauptergebnisse seiner Untersuchungen voraus und führt an, daß ungeachtet der weiten Verbreitung der Bleiproduktion durch ganz Kärnten, doch die Eisen-Industrie des Landes von größerer Bedeutung sey, da sie im Jahre 1855 unmittelbar (d. h. ohne Einrechnung der fast eben so zahlreichen Köhler, Holzknechte, Fuhrleute ꝛc.) 7215 Menschen beschäftigte und eine Summe von 4,709,944 Zentner verschiedenes Rohprodukt und verfeinerter Waare im Gesammtwerthe von 8,827,752 fl. produzirt hat, während die Bleiproduktion und die kleinen Montangewerbe blos 4167 Menschen ernährten, und Produkte im Werthe von 2,867,447 fl. lieferten.

Der Verfaßer hat sich die Bemerkung entgehen lassen, daß das Eisengewerbe auch in großartigerem Maßstabe betrieben wird, während die Blei- und andere Bergbaue größtentheils nur mittlere oder ganz kleine Unternehmungen sind, bei denen Kapital und Intelligenz zu einem namhaften Aufschwunge selten ausreichen. Er hat dafür mit Gründlichkeit die Haupthebel des eben in neuerer Zeit erhöhten Aufschwungs der Eisen-Industrie klar dargelegt und eben dadurch gezeigt, daß es der industrielle Betrieb ist, welcher Kärntens Eisenproduktion gehoben hat, während der übrige Bergbau, dort, wo er in seiner Kleinheit und empirischen Betriebweise fortbestand, gegen die Eisenindustrie zurückblieb.

Die wichtigsten Mittel, mit welchen die intelligenten Besitzer und Leiter der kärntnerischen Eisenwerke den namhaften Aufschwung der letzten Jahre*) hervorbrachten, sind: a) Einleitung eines auf wissenschaftlicher Grundlage und Erfahrungen gefußten Bergbaubetriebs; b) eine den Zeitverhältnißen entsprechende Steigerung der Roheisen-Produktion, Vermehrung und Verbesserung der Betriebsmittel, Aufstellung von Dampfmaschinen**) u. dgl. c) Die Einführung des Puddlingsprozesses und der Walzwerksmanipulation. d) Die Benützung des Torfs und fossiler Kohle. e) Die Einführung brennstoffsparender Frischmethoden und gelungene Versuche mit der Gasfeuerung u. s. w. — Während man in benachbarten Ländern die ältere Betriebweise, Holzverzehrung und Hammerwerks-Zersplitterung beibehalten hat, ist Kärnten in jeder Beziehung fortschreitend und reformirend vorgegangen und hat seine Eisenhütten-Gewerke auf eine Stufe gehoben, welche relativ um so höher ist, als diesem Land weder enorme Kapitalkräfte noch Eisenbahnen und Dampfschiffe zu Hilfe gekommen waren, sondern es — auf sich beschränkt — einer drohenden Krise mit Kraft entgegengearbeitet und, wie wir glauben, sie glücklich überwunden hat. Leider erlaubt uns der Raum hier nicht, dem Verfasser in die Detailschilderungen des Eisenstein-Bergbaues und Hüttenbetriebes zu folgen, welche er bis S. 44 entwickelt. Wir müssen diese Darstellung dem Staatswirthe, so wie dem Berg- und Hüttenmann gleichmäßig empfehlen; sie ist klar, mit den eben nöthigen Ziffertabellen ausgestattet und nicht überladen, freimüthig und durchaus sachkundig. So sehr wir dabei das Verdienst des Verfassers in der Darstellung anerkennen, so gebührt doch der Dank für die gründliche Vorbereitung derselben an Ort und Stelle nächst der leitenden Behörde, die ihn zweckmäßig dahin entsendete, der hohen Fach-Intelligenz und Bereitwilligkeit der kärntnerischen Berg- und Hüttenmänner, aus deren Angaben die sichtbaren Beweise ihrer Thätigkeit er schöpfte.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Roheisen-Erzeugung, welche 1851 noch 599,501 Zentner betrug, ist bis 1855 auf 844,759 Zentner gestiegen.

**) Allein in den letzten zwei Jahren hat die kärntnerische Eisen-Industrie 15 größere und 10 kleinere Dampfmaschinen aufgestellt.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 18. April. 1857.

Ueber die Vorträge im naturhistorischen Museum zu Klagenfurt.

Im hiesigen naturhistorischen Museum finden, wie bekannt, seit einer Reihe von Jahren alle Winter — wöchentlich an einem bestimmten Abende — Versammlungen von Freunden der Naturwissenschaften statt; und bei jeder dieser Versammlungen wird ein gemeinverständlicher Vortrag über einen Gegenstand aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, oder aus einem einschlägigen Fache gehalten.

Für den heurigen Winter war am 6. dieses Monates der Schluß dieser Abendversammlungen.

An diesem Abende führte Herr Doctor Georg Schabus den Vortrag über das „Nervenleben im Menschen" zu Ende, welchen er am vorigen Versammlungsabende begonnen hatte, — und sprach dann die „Abschiedsworte", welche wir unsern Lesern ausführlich mittheilen, da sie eine Uebersicht der, durch den Winter gehaltenen Vorträge geben:

Verehrte Zuhörer!

In Abwesenheit des Herrn Museumskustos Canaval — den wir bald als Ankömmling aus Egypten wieder gesund zu begrüßen hoffen — war mir vom leitenden Ausschuße des Museums das Ordnen der Vorträge bei den wöchentlichen Abendversammlungen für den nun abgelaufenen Winter übertragen.

Wie wir im Spätherbste hier das Erstemal zusammen kamen, habe ich das Versprechen gegeben, daß die Versammlung für die Freitagsabende durch den Winter belehrende und anziehende Vorträge erwarten dürfe; denn ich war der eifrigen Theilnahme aller hiesigen Freunde der Naturwissenschaften im Voraus gewiß. — In wie weit wir diesem Versprechen nachgekommen sind, mögen Sie selber beurtheilen, wenn ich Ihnen die Vorträge kurz aufzähle, welche an den achtzehn Versammlungsabenden gehalten wurden:

Am ersten Abende (21. November) unterrichtete uns der Herr Landesgerichtsrath Jabornegg von Altenfels „über Ausgrabungen am Zollfelde" — dieser Decke des alten Virunums. — Der Gegenstand, wiewohl zunächst geschichtlich, war zugleich von großem naturwissenschaftlichen Interesse, da unter den Funden von Knochen Erwähnung geschah, die ihrer Beschaffenheit nach seit undenklichen Zeiten dort gelegen seyn mußten, und Stücke von Wandmalereien von vorzüglicher Frische vorgezeigt wurden, deren Farben, nach chemischer Untersuchung, sich als Erdfarben zeigten — und jedes Mal muß es den Naturforscher wunderbar anregen, wo er sieht, wie die große Natur über die zerfallenen Werke der Menschen unbeirrt ihre schönen Schöpfungen ausbreitet.

Diese Mittheilungen über einen, seit Alters wichtigen Theil unseres heimathlichen Bodens machten würdig den Anfang der Vorträge.

Bei einer spätern Versammlung (6. Februar) trug uns der Herr Landesgerichtsrath „Bemerkungen über unser Sonnen- und Sternensystem" vor. Es war nicht auf Umsturz der herrschenden astronomischen Ansichten abgesehen, wie vor kurzen Jahren in Quedlinburg; sondern es handelte sich um eine einfache Zusammenstellung Desjenigen aus dem Gebiete der Astronomie, was Jedem verständlich und ansprechend ist.

Am zweiten Abende (28. November) sprach Herr Johann Prettner „über Verbreitung des Erdmagnetismus in den Alpen", mit besonderer Hervorhebung der Störungen in der Gegend der Hüttenberger Eisenerzlager, und machte uns mit den neuesten Forschungen in diesem Gebiete bekannt. — Noch mit zwei weiteren Vorträgen erfreute uns Herr Prettner im Laufe des Winters, und nahm zu diesen den Stoff aus den Fächern seiner eigentlichen Lieblingsgegenstände — der Pflanzenphänologie und der Meteorologie, in welchen er als Forscher über die Grenzen unseres kleinen Vaterlandes hinaus bekannt ist.

Im ersten dieser Vorträge (3. Februar) machte er uns vertraut mit den Vegetationsgrenzen nach den verschiedenen Höhen von Kärnten, und zugleich mit den Zeiten, in denen gewisse Phasen des Pflanzenlebens auftreten. Beides war gegründet auf zahlreiche — meist eigene — Beobachtungen. Der Vortragende zeigte uns bei dieser Gelegenheit eine sehr sorgfältig gearbeitete plastische Abbildung des Großglockners und seiner Umgebung vor, die dem Museum vom Herrn Apotheker Keil in Lienz zum Geschenke gemacht wurde. Diese Abbildung ist in unserem Museum aufgestellt, und gibt allen Jenen, welche Heiligenblut und den Pasterzengletscher besucht haben, eine angenehme Erinnerung an die Großartigkeit jener Gegenden; Denjenigen aber, welche diese herrlichen Punkte unseres Heimathlandes nicht selbst gesehen haben, wenigstens eine getreue Vorstellung davon.

Im anderen Vortrage (am 20. März) brachte Herr Prettner Erörterungen über „Ozon und den Ozongehalt der Luft in Klagenfurt", theilte die Resultate seiner diesfälligen dreijährigen Beobachtungen mit, und verdeutlichte den Zusammenhang des Ozongehaltes der Luft mit anderen Witterungserscheinungen durch graphische Darstellung. Er erwähnte mancher Experimente von Andern mit dieser allotropischen Modifikation des Sauerstoffes, in welcher man ein kräftiges fäulnißwidriges Mittel, selbst ein ziemlich verläßliches Antidot gegen Blausäure gefunden zu haben meint; und deutete auf die Rolle hin, die das Ozon in der Heilwissenschaft und Technik möglicher Weise einmal spielen könnte, wenn es gelingen sollte, dasselbe in großen Mengen künstlich zu erzeugen.

Der Herr Realschulprofessor Joseph Winter trug uns am 5. Dezember Mittheilungen „über praktisch wichtige Eigen-

schaften des Eisens nach seinen verschiedenen Arten" vor, und traf mit diesem Gegenstande — wie Jeder weiß — eine Haupterwerbsquelle unseres Landes. Die Art, wie dieses Metall zu Bauten am besten verwendet wird, wurde durch vortreffliche Zeichnungen, die Herr Winter selbst zum Zwecke des Vortrages eigens angefertiget hatte, klar anschaulich gemacht. Am Schluße des Vortrages theilte Herr Winter Ergebniße von Proben mit Axen für Eisenbahnwagen mit, nach welchen die Erzeugnisse von Prävali alle Produkte, welche von ausländischen Gewerkschaften zur Concurrenz waren vorgelegt worden, in staunenswerther Weise übertrafen; und so war die Vortrefflichkeit des kärntnerischen Eisens und der einheimischen Gewerkschaften zur Verarbeitung dieses Metalles Allen auf erfreuliche Weise ersichtlich gemacht.

In einem zweiten Vortrage (23. Jänner) erörterte Herr Professor Winter die „Brennstoffe und Heitzanlagen". — Wem es bekannt ist, wie bei uns die Holzpreise seit geraumer Zeit steigen, und daß unsere Oefen noch fast durchgehends sehr beiläufig gebaut sind, muß gestehen, daß zu einer wissenschaftlichen Besprechung dieses Gegenstandes eben der rechte Zeitpunkt gewählt war. Die Einrichtung der Heitzanlagen wurde wieder durch Zeichnungen in großem Maßstabe veranschaulicht.

Herr August Rauscher brachte uns Vorträge an zwei Abenden: am 12. Dezember „über Verfälschung von Nahrungsmitteln", wo wir vernehmen konnten, daß auch bei uns ganz einfache Nahrungsmittel, wie etwa die Milch, von Verfälschung nicht frei bleiben. Auch die Weise, wie solche Verfälschungen zu erkennen sind, wurde durch Experimente ersichtlich gemacht.

Am 6. März besprach Herr August Rauscher „die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt" — ein Thema, das schon früher einmal vom Herrn Custos Canaval war zur Sprache gebracht worden, doch wegen der genaueren Aufschlüße, die man später über den Werth dieser Entdeckung gewann, eine neue Besprechung erlaubte.

Der Herr Realschulprofessor Franz Hofmann hielt bei der Versammlung am 26. Dezember einen Vortrag „über Steinsprengen und über Anwendung der Elektricität zu diesem Zwecke". Er gedachte der verschiedensten Weisen, nach welchen das Steinsprengen seit den ältesten Zeiten ausgeführt wurde, und setzte die Vortheile auseinander, welche das Entzünden der Ladung mittelst Elektricität gewähren dürfte. Wo der Bergbau eine so vorherrschende Beschäftigung bildet, wie bei uns zu Lande, läßt sich's nicht verkennen, daß die Wahl eines solchen Gegenstandes sehr passend ist. Die Klarheit des Vortrages wurde noch durch Zeichnungen unterstützt, die der Herr Realschulprofessor Johann Reiner ausgeführt hatte.

Vom Direktor der Realschule, Herrn Joseph Payer, hörten wir an zwei Abenden Vorträge:

Am 2. Jänner „über das Telegraphiren, und insbesonders über die Weise, wie man an einem und demselben Drahte hin und her zugleich telegraphiren kann". — Die Wirkung des elektrischen Telegraphen wurde auf den Örsted'schen Fundamentalversuch (die Einwirkung des elektrischen Stromes auf die Magnetnadel) zurückgeführt; und die sehr faßliche Erklärung der Einrichtung des Telegraphen durch Versuche mit einem kleinen Morse'schen Telegraphen noch verständlicher gemacht. — Die Art und Weise, wie man an einem und demselben Drahte hin und her zugleich telegraphiren kann, wurde durch Zeichnungen in großem Maßstabe genau versinnlicht.

Im andern Vortrage (am 13. März) brachte der Herr Direktor die „Gesichtstäuschungen durch Luftspiegelung" zur Sprache; und machte uns so mit diesen Erscheinungen, wie sie in großen Landebenen und auf Meeresflächen sich zeigen, von denen wir oft sprechen hören, und die wir nie sehen, durch Zurückführung derselben auf die bekannten Gesetze der Optik, und durch Erläuterung mit ausgezeichneten Abbildungen bekannt. — Die Abbildungen waren bei diesem, wie beim ersteren Vortrage vom Herrn Realschulprofessor Franz Hanser.

Herr Leopold v. Hueber gab uns am 9. Jänner Mittheilungen „über das Wandern und Streichen der Vögel", und hielt sich dabei besonders an Kärnten. Auf malerische Weise versetzte uns der Vortragende mitten im Winter in die Zeiten, wo unsere Wälder und Auen durch diese Sänger bevölkert werden. — Durch Vorführen von Gruppen ausgestopfter Vögel aus unserem Museum gewann der Vortrag an Frische und Verständniß.

Darauf trug der Gymnasialdirektor und Professor Herr Doktor Johann Burger am 16. Jänner „einige vergleichende Zusammenstellungen über den Knochenbau der Thiere" vor. — Der Vortragende deutete auf beredte Weise in kurzer Einleitung an, wie nach dem Plane der Schöpfung die Wirbelthiere später, denn die anderen Geschöpfe, als Bewohner des Erdkörpers auftreten konnten. Die vergleichenden Zusammenstellungen über den Knochenbau der Thiere wurden durch Vorweisen der Skelete, die damals unser Museum besaß, erläutert; und so hatte der Vortrag als Erklärung unserer kleinen Skeletsammlung zu gelten. Seitdem hat das Museum wieder einen Zuwachs von schönen Skeleten gewonnen, die nächstens den Besuchern zur Besichtigung aufgestellt seyn werden.

Bei der Versammlung am 20. Februar sprach der Herr Realschulprofessor Doktor Vinzenz Hartmann „über Zündrequisiten" und legte dar, wie dieser, früher so unbedeutende Gegenstand durch Einfluß der Wissenschaft zu einem ausgedehnten technischen Zweige sich hob. Das Verständniß des Fortschrittes in diesen Erzeugnissen, und der Gang der Fabrikation wurden durch chemische Experimente und große Abbildungen verdeutlicht.

Herr Arthur v. Görgei erklärte bei der Versammlung am 27. Februar die Einrichtung der vom Herrn Johann Perkonigg in Viktring (Maschinisten der Herren Gebrüder R. v. Moro) erfundenen Kleedreschmaschine. — Die Wahl dieses Stoffes kann ohne weiters als eine gute bezeichnet werden abgesehen davon, daß es sich um die Erfindung eines Kärntners handelt, und der Anbau des Kleesamens bei uns nicht unerheblich ist. — Das naturhistorische Museum ist ein Kind der Landwirthschaftsgesellschaft; und so wurde durch Behandlung des landwirthschaftlichen Gegenstandes der würdigen alten Mutter eine Art Huldigung gebracht — ich sage der alten Mutter, denn die hiesige Landwirthschaftsgesellschaft wird bald ihr hundertjähriges Stiftungsfest feiern können, während selbst die Wiener Ackerbaugesellschaft sich erst anschickt, ihr fünfzigjähriges Jubiläum zu begehen.

Der Vortrag war, dem Gegenstande entsprechend, einfach und klar. Die Einrichtung der Maschine wurde durch eine, vom Vortragenden selbst angefertigte Zeichnung ersichtlich gemacht.

Die Vortheile der Maschine liegen nach den schlüßlich gemachten Mittheilungen klar am Tage: sie leistet erfahrungsgemäß — denn sie ist schon im Gange — mit einer Wasserkraft von etwa 15 Menschenkraft bei günstiger Witterung das, was mit Handdreschen 80 Menschen kaum leisten können; sie bringt den Samen aus den Kleeköpfen so vollkommen heraus, wie es mit Handdreschen nie geschieht; und

arbeitet mit günstigem Erfolge auch noch bei so nasser Witterung, wo das Handdreschen gar nicht mehr unternommen wird.

An den letzten zwei Versammlungsabenden (3. und 6. April) brachte ich Einiges vor „über das Nervenleben im Menschen". Ich wählte diesen Stoff, weil ich seine Wichtigkeit für jeden Arzt aus Erfahrung kannte, und weil ich meinte, daß er Jedem anziehend seyn mag, der einmal Gegenstand ärztlicher Behandlung werden könnte (wohin so ziemlich die ganze Menschheit gehört). Den Gegenstand gemeinverständlich zu machen, war mir dadurch ermöglicht, daß ich ihn durch recht gelungene Abbildungen anschaulich machen konnte: einige davon hatte ich aus anatomischen Werken vorräthig; ein Paar andere hatte Herr Leopold v. Hueber bei früheren Gelegenheiten gemalt; die meisten waren von unserem thätigen Mitgliede, Herrn Realschulprofessor Johann Reiner, eigens für diese Vorträge angefertiget.

Wenn die mannigfaltigen behandelten Gegenstände, von denen manche gerade für unser Land von besonderem Interesse sind, schon im Vorhinein den Schluß erlauben, daß die Vorträge wirklich belehrend und anziehend waren; so fanden wir dieses auch durch den zahlreichen Zuspruch der Zuhörerschaft angenehm bestätiget. — Wie noch in keinem Jahre, waren unsere (zwar beschränkten) Räumlichkeiten an jedem Versammlungsabende gefüllt; und es ist zu bedauern, daß an manchem Abende wirklich nicht Alle Platz fanden, die Theil zu nehmen wünschten. — Aber die Vorträge konnten vom Museum nicht getrennt werden, und da ließ sich eben vor der Hand kein geeigneteres Locale für dieselben bieten.

Vielleicht wird für's nächste Jahr doch eine Vergrößerung dieser Räumlichkeiten für die Versammlungen erzielt.

Nun, Verehrte Zuhörerschaft! — die Sonne hat auf ihrer Jahresreise schon unsere Erdenhälfte betreten, und kommt uns Tag für Tag näher mit ihren segnenden Strahlen; wirklich drängt sie den rauhen Winter zurück, und allenthalben zeigen sich die Spuren des beginnenden Frühlings; die Schwalben, die ersehnten Boten der milderen Jahreszeit, sind gekommen; die Ostern — das schönste Fest des Jahres — sind da. — Das ist die Zeit, wo wir alljährlich mit unseren Vorträgen hier Abschied nehmen.

Die laueren Abende laden schon in's Freie. Der Botaniker mag Blumen sammeln und sein Herbarium erweitern, der Mineralog, den Schweiß nicht achtend, Steine nach Hause tragen, der Zoolog Stoff zu seinen Studien suchen — aber Alle möchten nicht vergessen, daß wir für den nächsten Winter einige Mittheilungen aus ihren Studien hoffen.

Wer kein solches Fach treibt, erfreut sich eben in den Abenden doch gern an einem Spaziergang in den schönen Umgebungen unserer Stadt durch die wärmeren Monate des Jahres.

Kommt dann der Herbst wieder mit dem düsteren Nebel, und treiben uns die kühleren, längeren Abende in's Zimmer zurück; dann hoffe und wünsche ich, daß wir uns Alle — Vortragende und Zuhörer — wieder im freundlichen Kreise hier zusammen finden werden, wie es im abgelaufenen Winter der Fall war.

Am Ostermorgen.

Es werde Licht! — Mit majestät'schem Prangen
Entsteigt des All's Demant der gold'nen Gluth —
Wie nun so bleich die Stern' am Himmel hangen,
Bis sie versinken in purpurner Fluth.

Wie hallt so rein hernieder auf die Erde
Der Glocke Ton, — ein Ruf aus Himmels-Höh'n —
Verkündend uns des Schöpfers mächtig „Werde"!
Verkündend uns der Erde neu Ersteh'n.

Wo ist der Mensch, dem nicht mit schnellern Schlägen
Das Herz erbebt bei duft'ger Frühlings-Näh',
Der es nicht fühlt der jungen Keime Regen,
Den nicht durchglüht ein sehnsuchtsvolles Weh?

Wenn Gottes Odem durch die Fluren streifet,
Wenn in des Himmels Blau die Sonne glüht,
Wenn überall, wohin das Auge schweifet,
Die ganze Schöpfung göttlich-schön erblüht —

Da öffnet sich das bängste Herz den Freuden,
Die uns der Schöpfer durch den Frühling streut,
Es trinkt der Mensch Vergeßen seiner Leiden,
Und schmiegt sich kindlich an die heil'ge Zeit.

Du schöne Zeit! — Bewundernd und begeistert
Sinkt betend in den Staub die Kreatur;
Den ew'gen Gott, der alle Welten meistert,
Lobpreist die Auferstehung der Natur.

J. J. K.

Die Eisen-Industrie des Herzogthumes Kärnten im Jahre 1855.

(Beschluß.)

In der zweiten Abtheilung dieser Schrift werden die vorzüglichen Eisenwerke des Landes nebst ihrem Bergbaue beschrieben, gleichsam eine Reihe einzelner Werksmonographien, aus denen sowohl der heutige Zustand als die allmälige Entwicklung desselben recht lehrreich dargestellt ist. Wir begnügen uns, die beschriebenen Werke zu nennen, welche sämmtlich sich durch ihre Fortschritte in irgend einer oder in allen Beziehungen auszeichnen, und deren Zahl allein einen Begriff zu geben vermag, was das kleine Kärnten in der letzten Zeit auf diesem Felde geleistet hat.

1. Der Werkskomplex des Grafen Henkel von Donnersmark im Lavantthale mit dem Schmelzwerke zu St. Leonhard, Waldenstein und St. Gertraud, dem Puddel- und Walzwerk zu Frantschach, dem Hammerwerk in Kollnitz und den Braunkohlenbergbauen zu Wiesenau, Präbl und Andersdorf.
2. Das v. Rosthorn'sche Guß-, Puddel- und Walzwerk zu Prävali, durch Aug. v. Rosthorn geschaffen, und seit Jahren als ein Musterwerk bekannt, besonders durch die mit vielen Schwierigkeiten verbundene Einführung der Braunkohle bei Betrieb der Eisenwerke. Seine Beschreibung umfaßt 25 Seiten und enthält eine interessante Entwicklungsgeschichte dieses bedeutsamen Werkes, zu welchem auch das Braunkohlengut Lieścha gehört.
3. Die Hammer-, Puddel- und Walzwerke des Grafen Georg Thurn von Valsassina zu Streiteben, Schwarzenbach und Mieß.
4. Der Werkskomplex des Grafen Ferdinand v. Egger, mit dem Puddel- und Walzwerke und Torfstich in Freudenberg, dem Walzwerk in Lippitzbach, Hammer- und Walzwerk nebst Drahtzug in Feistritz und dem

Hammerwerk in Freibach. Der Leiter dieses Werkes, Herr J. Schelieſsnigg, hat durch seine praktischen Arbeiten im Eisenhüttenwesen sich einen ehrenvollen Namen gemacht, und der Besitzer dieser Werke war einer der Ersten, welcher den Fachfortschritten der Neuzeit durch zahlreiche Versuche auf seinen Werken Bahn brechen ließ.

5. Die Graf Christallnigg'schen Werke St. Johann am Brückl und Eberstein, welche trotz minder günstiger Verhältnisse dennoch nicht zurückgeblieben sind, sondern nach Möglichkeit ihre Werkstätten vergrößert, neue Maschinen eingerichtet haben u. dgl. m.

6. Das V. v. Dickmann'sche Schmelzwerk in der Lölling (S. 138 — 154) gleich Prävali in ausführlicher Monographie geschildert, und den ganzen Entwicklungsgang des Werkes bis auf die unermüdeten neuesten Fortschritte desselben enthaltend.

7. Die Schmelzwerke Heft und Mosinz der Kompagnie Rauscher.

8. Das Gustav Graf Egger'sche Schmelzwerk in Treibach, dessen Umbau nach einem großartigen Maßstabe für die nächste Zeit projektirt ist, und welches insbesondere durch große Auslagen für Straßen und Wege ein Haupthinderniß des kärntnerischen Bergbaues zu beseitigen halte. Außerdem gehören demselben Besitzer das Hammerwerk, und die Gußstahlhütte zu Unter- und Ober-Vellach, die erste in Oesterreich — seit 1805 errichtet und ausgezeichnetes Produkt liefernd.

9. Der Werkskomplex des Bisthums Gurk mit den Schmelzwerken zu Hirt und St. Salvator und den Hammerwerken in St. Salvator, Steinbrücken, Gasteigen, Pölling, St. Magdalena und Gurk*). Die Hammerwerke (des Bisthums) sind aber theilweise zur Auflassung bestimmt. Auch diese Werke haben trotz eines hohen Aufwandes für Straßenbau (2000 fl. jährlich) in neuer Zeit nahmhafte Steigerung des Ertrags erfahren.

10. Das Graf Georg v. Thurn'sche Schmelzwerk Olsa bei Friesach, seit 1840 neu hergestellt. Daselbst sollen in nächster Zukunft Versuche mit Verwendung von Ligniten für den Hochofen gemacht werden, deren Resultate von hoher Wichtigkeit für das Eisenwesen der Alpenländer werden können, indem Holzmangel bisher manchen Betriebs-Erwartungen als einziges Hinderniß entgegenstand.

11. Puddlings- und Walzwerk Buchscheiden mit Torfstecherei, gegründet durch Anregung J. Schlegl's und im Besitze einer Aktiengesellschaft in Wien. Ausgedehnte Torfmoore liefern einen Theil des Brennmaterials. In neuester Zeit werden Eisenbahnschienen erzeugt. Die Gewinnung und Dörrung des Torfes, seine Verwendung mit Hilfe von Gasgeneratoren und andere Betriebseinrichtungen zeichnen dieses Werk aus, welchem nach Vollendung der Eisenbahn eine umfangreiche Entwicklung bevorsteht.

12. Das Hammer- und Walzwerk zu Seebach, unter der Firma Simon v. Pobeheim, mit einer Nagelfabrik. Bei diesem Werke werden wesentliche Verbesserungen eben angebahnt.

*) Die drei letztgenannten Hammerwerke: Pölling, St. Magdalena und Gurk gehören nicht zum Werkskomplexe des Bisthums Gurk, sondern bilden einen selbstständigen Werkskomplex des Domkapitels Gurk, wo alle Gattungen Stahl erzeugt werden und 23 Feuer bestehen.

Red. d. Carinthia.

Kein Leser wird diese Schrift aus der Hand legen, ohne Achtung vor der ruhig vor sich gegangenen Entwicklung der kärntnerischen Industrie zu empfinden, und wird der Direktion der administrativen Statistik Dank wissen, daß sie dieses Bild reger und ehrenvoller Thätigkeit in so ansprechender Weise vor unsern Augen aufgerollt. Der Verfasser dieser Monographie hat sich der ihm ertheilten Aufgabe gewachsen bewährt, und wir wünschen, daß ihm noch öfter Gelegenheit werden möge, dies zu bethätigen.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 9.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Walf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Die moorige Thalsohle zwischen den Gemeinden Zirknitz und Limberg	2890	Pet.	Ebener Alluvialboden (Torf).
Thalsohle, W. van Zwattendorf, N. von Glanegg . .	2155	„	Ebenes Alluvium (Torf).
Gehängestufe Krebathen, N. von Friedlach	2432	„	Gebirgsschotterablagerung.
Glan zwischen Tauchendorf und Haiden	1469	„	Sandig-lehmiges Alluvium.
Ortschaft Maner, Sattel zwischen dem Glan- und Lunbergthale	2218	„	Graue Schiefer der Steinkohlenformation?
Zwischen der Ruine und dem Schloßberge von Gradenegg	2979	„	Gebirgsschotterablagerung.
Thalsohle bei Hart am Sörgerbache	2706	„	Alluvium des mit Hochschotter bedeckten Thales.
Nächst Pflausach, N. van Glantschach	2721	„	Gebirgsschotterablagerung.
Am Feistritzbach, SO. nächst Glantschach	1687	„	Alluvium über dem Steilabfalle.
Unterhalb Wagendorf, NO. von Pulst, W. von St. Veit	2380	„	Gebirgsschotterablagerung.
Nächst Redenau (östlich), NO. von Pulst, NW. von St. Veit	2666	„	Dieselbe.
Felder NO. von Focha, W. von St. Lorenz, WNW. von St. Veit	2600	„	Dieselbe.
Am Eingang in das Schaumbodenthal, NW. von St. Veit	2347	„	Gebirgsschotter- und Sandablagerung.
St. Lorenz, Kirche NW. von St. Veit, steil abstürzende Gehängestufe	2891	„	Graue Schiefer der Steinkohlenformation?
Terrasse von Ober-Mühlbach, NNW. von St. Veit .	1892	„	Terrassen-Diluvium.
Schloß Frauenstein, NO. von St. Veit (Hof)	2245	„	Küppchen aus grauem Schiefer, etwa 50 Fuß über der Diluvial-Terrasse.
Bewaldetes Terrassenküppchen NNO. von St. Veit, O. von Zensweg . .	1784	„	Diluvialschotter und Sand.
Höhere Terrasse nächst dem Rebensbauer, N. von St. Veit, NNO. von Zensweg	1874	„	Dieselben.
Terrasse van Kreug, N. von Kreug, NNO. von St. Veit	1958	„	Dieselben.
Glan bei St. Veit (an der Brücke)	1448	„	Alluvium.
	1516	Pr.	

(Werden fortgesetzt.)

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 25. April. 1857.

Die Freidl zu Wolfsberg.

Von Doctor Karlmann Tangl.

Vorwort.

Herr Joseph Schnerich, k. k. Notar zu Wolfsberg und sein Bruder Herr Wilhelm Schnerich, Söhne des am 21. September 1852 in einem Alter von 81 Jahren zu Wolfsberg verstorbenen Herrn Franz Xaver Schnerich, Eigenthümers der Herrschaft Payerhofen, eines in jeder Beziehung verehrungswürdigen Mannes, dessen Freundschaft besessen zu haben ich mir zu hoher Ehre anrechne, überließen dem historischen Vereine für Steiermark unter gewissen Bedingungen eine bedeutende Anzahl von Urkunden (mehr als 400) aus ihrem Archive zu Payerhofen. Diese Urkunden reichen vom Jahre 1299 bis gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes herab, umfassen mithin einen Zeitraum von 500 Jahren, und sind bis zum Jahre 1665, in welchem Christoph Karl Freiherr von Waidmannsdorf, der erste Besitzer von Payerhofen aus diesem Geschlechte, starb, so vollständig, daß sich daraus die ununterbrochene Reihe, Genealogie und Geschichte der Eigenthümer des Schloßes und der Herrschaft Payerhofen zusammenstellen läßt. Es wird kaum irgend ein Archiv geben, das sich einer solchen Vollständigkeit rühmen könnte.

Ueber die meisten dieser Urkunden — denn es sind darunter auch viele völlig fremde, von denen ich nicht weiß, wie sie nach Payerhofen gekommen seyn konnten — fertigte ich aus heimathlichem Interesse Regesten an, welche den wesentlichen Inhalt derselben enthalten, häufig wörtlich wieder geben.

Ausser den dem historischen Vereine für Steiermark überlassenen Urkunden excerpirte ich während meines dießjährigen Aufenthalts zu Wolfsberg auch diejenigen Urkunden, welche sich die Herren Schnerich noch zurückbehalten, mir aber zur Anfertigung von Regesten gütigst mitgetheilt haben, 75 an der Zahl.

Alle diese Urkunden enthalten zwar Nichts, was für die politische Geschichte wichtig wäre, hingegen Manches, was für die kirchliche Geschichte, für die Geschichte der bambergischen Herrschaften in Kärnten, der Herrschaft und der Stadt Wolfsberg insbesondere, nicht unwichtig ist, so wie viele interessante Beiträge für die Cultur- und Sittengeschichte. Schon allein die lange Reihe der Besitzer von Payerhofen mit ihrem wechselnden Wohl- und Nothstande, ihren Freuden und Leiden, ihren dem jeweiligen Zeitgeiste gemäßen Anschauungen und Bestrebungen hat für den Menschen von Verstand, Phantasie und Gemüth etwas ungemein Anziehendes. Noch steht das Schloß, aber stumm sind seine Mauern über das Schicksal seiner einstigen Bewohner; nur die Urkunden thun es kund!

Möge daher Niemand, der solche noch in seinem Schloße, seinem Hause besitzt, alte Urkunden und Schriften für einen unnützen Plunder halten, den man besten Falles einem Goldschläger verkaufen, oder als Feuerungs- und Düngungsmittel gebrauchen könne. Mit jeder solchen Schrift geht uns eine Kunde über die Vergangenheit unter. Trete man sie dem historischen Vereine für Kärnten in's Eigenthum oder wenigstens zur Verwahrung und Benutzung ab. Dort wird ihr Inhalt entweder durch Abschriften oder Auszüge gerettet. Freiherr von Ankershofen beweist es durch die Herausgabe seiner Regesten, daß er die ihm anvertrauten Schätze nicht todt liegen läßt, sondern zum Gemeingute macht.

Unter den Payerhofer Urkunden sind auch viele, welche die Familie Freidl betreffen, und offenbar nur durch den Umstand dahin gekommen sind, weil ein Freidl durch Heirath Besitzer von Payerhofen geworden war. Dieses Band abgerechnet hängt ihre Geschichte mit der des genannten Schloßes nicht zusammen, sondern läßt sich völlig selbstständig behandeln, was ich eben im Nachfolgenden versucht habe.

Aber was kann, wird man vielleicht sagen, die Geschichte einer bürgerlichen Familie Anziehendes haben? Allerdings hat das Geschlecht der Freidl keinen altadelichen Stammbaum, keine vornehmen Verwandtschaften, keine Kirchenfürsten, Staatsmänner, Helden, Diplomaten, Gelehrte ꝛc. nicht einmal ausgedehnten Güterbesitz, überhaupt nichts von dem aufzuweisen, wodurch adeliche Geschlechter ausgezeichnet zu seyn pflegen. Aber ich dachte: Geschichten adelicher Geschlechter sind schon viele geschrieben worden, Geschichten bürgerlicher Geschlechter aber noch keine. Wie wäre es, wenn man, da der Stoff dazu vorliegt, den Versuch machte, auch einmal die Geschichte einer bürgerlichen Familie zu schreiben? Wäre sie nicht auch ein Stück Culturgeschichte? Vielleicht dürfte es denn doch nicht so ganz uninteressant seyn nach dem virgilianischen: „Ex uno disce omnes“ aus der Geschichte eines bürgerlichen Geschlechtes beiläufig zu erfahren, um was sich die Gedanken, Gefühle und Bestrebungen bürgerlicher Familien vor drei Jahrhunderten gedreht und wie sie gelebt haben. Schilderungen wird man hier nicht finden, denn ich schreibe keine Novelle, keinen Roman; was ich anführe, sind urkundlich begründete Thatsachen ohne Verschönerung wie ohne Entstellung.

Auf die etwaige Frage, warum ich gerade die Freidl gewählt habe, antworte ich einfach, weil ich gerade über sie den Stoff vorfand und weil ich diese Familie der geschichtlichen Darstellung würdig hielt, indem man bei den edleren Gliedern derselben hohe Verständigkeit, unverbrüchliche Rechtlichkeit, Unternehmungsgeist, Geschäftstüchtigkeit, Ausdauer, Mäßigung im Glücke, und Religiosität in Verbindung mit noch mancher anderer Tugend findet, und indem selbst die Fehler der Entarteten etwas Ungewöhnliches haben.

Haben sich nicht auch in unserem engeren Vaterlande mehrere Geschlechter, die ihm jetzt zur Zierde gereichen, auf friedlichem bürgerlichen Wege durch großartige, erfolgreiche, nützliche Unternehmungen und Bestrebungen auf dem Gebiete der Industrie und des Handels zum Adel, mitunter selbst zum höheren, emporgeschwungen? Achtung daher dem auf was immer für einem Felde erworbenen Verdienste. Uebrigens war es unserem bürgerlichen Geschlechte nicht gegönnt, sich einen bleibenden Namen und Glanz zu erwerben, sondern es glich einem vorüberziehenden Meteore, indem der in Kärnten gebliebene Zweig schon in der 3. Generation im Mannsstamme erlosch, von dem nach Nürnberg verpflanzten Zweige aber keine weiteren Nachrichten auf uns gekommen sind.

Graz, am 7. Oktober 1856.

Martin I. Freidl, Bürger zu Wolfsberg, erscheint in den Urkunden als der erste dieses Geschlechtes zu Wolfsberg, indem er laut einer am Montag nach St. Michaelstag 1508 zu Kreyg ausgestellten Urkunde von Wolfgang Freiherrn zu Kreyg Obersten Truchseß in Kärnten (Eigenthümer der Herrschaft Ehrenfels bei St. Leonhard) einen Zehent zu Hof um das Dorf gelegen und einen Anger bei der Lansitz (zu Riezing bei Wolfsberg) mitsammt dem Wasserfluße zu Lehen erhielt und 1509 sammt Hans Haydenreich, bambergischem Kastner zu Wolfsberg, von demselben Freiherrn von Kreyg mit einem Gute in der Veistriz (bei St. Leonhard im oberen Lavantthale) belehnt wurde. 1510 wurde er in den Rath aufgenommen und bekam dadurch die Titulatur: „der ehrbare und weise M. F. Burger und des Raths zu Wolfsberg“, während Bürger, welche nicht Rathsherren waren, blos das Prädicat „ehrbare“, Bauern aber das Prädicat „bescheiden“ bekamen.

1511 kaufte er von dem „edlen und vesten“ (Prädicat eines Adelichen) Georg Zuckenmantl ein Gut am Gumitsch, „wo der alte Wolfgrueber sitzt, dient jährlich 1 Pf. Pfenning (= 1 fl. Rheinisch) und an Bergrecht 4 Melter Weinmost im Lesen“ sammt dem Getreidzehente auf diesem Gute; ein Gut am Lendenberg, „wo der alte Kriechpamer sitzt, dient 4 Schelling Pfenning (= 30 kr.), 32 Vierling Haber, 200 Weinstöcken, 4 Schultern (Schinken), 3 Haarzechling (Flachsgebinde), 1 Lamm, 9 Zinskäse, 5 Hühner, 40 Eyer“, dann 12 Acker neben Hattendorf. Zeugen des Kaufes waren: Balthasar Zuckenmantl, Georgs Bruder, und Wolfgang Kremser, Pfleger zu Waldenstein.

Ueber diese gekauften Güter, da sie bambergische Lehen waren, erhielt er einen vom Bischofe Georg von Bamberg ausgehenden und von dem Viedom Bernhard von Schaumberg gegengezeichneten Lehenbrief ddo. am Montag nach Unserer Lieben Frauen Lichtmeßtag 1514.

Nach diesem Jahre kömmt er zwar nicht mehr vor, scheint aber erst um 1520 oder vielleicht noch später, jedenfalls aber vor 1527 gestorben zu seyn. Seine Gattin ist nicht bekannt. Er war Handelsmann und Gewerk, hatte ein Haus in der alten Stadt, einen „Eisenzieh-Hammer“ an der Grogliz (der jetzige Hammer an der Schwemmtratten, dem Herrn Joseph Offner gehörig), viele Grundstücke und mehrere Unterthanen, zu deren Besitze die Bürger der Stadt Wolfsberg berechtigt waren. Sein hinterlassenes Vermögen, die Verlassenschaft seiner Gattin dazu gerechnet, betrug 1500 Pfund Pfenning oder 1500 Gulden Rheinisch, eine für unsere Begriffe geringe Summe; allein man bedenke, daß ein Besitz, der vor 300 Jahren 1500 fl. werth war, jetzt vielleicht das Zehnfache werth wäre.

Martin I. Freidl hinterließ 2 Söhne, Andreas I. und Martin II.

Andreas vermählte sich zum ersten Male schon bei Lebzeiten seines Vaters im Jahre 1510 mit Apollonia Ambringer, welche ihm (nach Heirathsbrief ddo. am Montag nach St. Blasientag 1510) 200 Pfund Pfenning als Heirathsgut zubrachte, wofür er ihr eine gleiche Summe als Widerlage verschrieb und auf 2 Weinbergen versicherte.

Sie gebar ihm vier Kinder, drei Söhne, Georg, Bartlmä und Christoph und eine Tochter Margareth, und starb 1518 oder 1519.

Darauf vermählte er sich 1520 das zweite Mal mit Margareth „des ehrbaren und weisen Tristan Endler Stadtrichters zu Graz seligen Tochter“, wie sie in einer Urkunde ddo. Sonntag nach St. Florianstag 1520 ausdrücklich genannt wird. Dagegen wird sie in einem Inventar, ddo. am Erchtag nach St. Erhartstag 1534, eine Tochter des Wolfgangs Schrot Rathsbürgers zu Graz seligen und seiner Hausfrau Margareth seligen genannt. Der Widerspruch ist jedoch nur scheinbar, und rührt davon her, weil Margareth, Tristan Endlers Witwe, in dritter Ehe den Wolfgang Schrot (oder Schrat, denn beide Schreibarten wechseln in einer und derselben Urkunde) geheirathet hatte. Der Verfasser des Inventars nahm die Sache nicht gehörig genau, und machte Wolfgangs erheirathete Stieftochter zu einer wirklichen Tochter desselben. Margareth war aber nicht nur mit Wolfgang Schrot und Tristan Endler sondern auch mit Pankraz Strabl und zwar wie es scheint mit diesem in erster Ehe vermählt gewesen, aus welcher sie einen Sohn Namens Michael Strabl hinterließ.

Außer diesem Halbbruder hatte Margareth, des Andreas Freidl Hausfrau, der obigen Margareth und des Tristan Endler's Tochter, noch folgende Geschwister, ob ein- oder zweibändige, ist nicht bekannt: Barbara, des vornehmen vesten Colmann Prunner Hausfrau, Katharina, des ehrsamen weisen Hanns Leyb Rathsbürgers zu Graz Hausfrau, und Cordula, des vornehmen und vesten Christoph Patriarch k. k. Maj. Gegenschreibers beim Vicedomsamte in Oesterreich.

Margareth brachte ihrem Gatten, nach dem Heirathsbriefe ddo. Wolfsberg am Sonntag nach St. Apolloniatag 1520, das bedeutende Heirathsgut von 600 ungarischen Gulden oder, da der ungarische Gulden 1 fl. 20 kr. Rheinisch galt, 800 fl. Rheinisch, oder 800 Pfund Pfenning zu und übergab ihm überdieß, laut seinem Schuldbrief ddo. Wolfsberg am Sonntag nach St. Florianstag 1520, noch 500 fl. Rheinisch, welche ihr, außer dem zugebrachten Heirathsgut, nach dem Tode des Vaters erblich zugefallen waren. Für diese beiden Summen, zusammen im Betrage von 1300 fl., so wie für die ihr verschriebene Widerlage von 200 ungarischen Gulden, wovon sie nach seinem Tode lebenslänglich den Fruchtgenuß haben sollte, räumte er ihr das Pfandrecht auf alle seine gegenwärtigen und künftigen Güter dergestalt ein, daß sie mit dieser Forderung allen andern Gläubigern und selbst seinen Erben vorangehen sollte. Die Urkunde siegelten nebst Andreas Freidl auch die ehrbaren „fürsichtigen“ und weisen Christoph Teffner Stadtrichter und Peter Swentzel Rathsbürger zu Wolfsberg. Freidl's Siegel war noch sehr bescheiden und echt bürgerlich: ein Herz mit einem Kreuz in demselben und einem Kreuz über demselben. Ueber dem Schilde A. F. (Andreas Freidl).

1529 am St. Katharinatag bekennt Mathias Harrer Burger zu Graz, daß er als Anwalt und anstatt seiner Hausfrau Anna, weiland Paul Vieregkh's*) Bürgers zu

*) Die Familie Vieregkh war noch im 15. Jahrhunderte eine angesehene Familie in Wolfsberg; von einem der Ahnen Paul's bekam die Gasse in der unteren Stadt, die man jetzt in verdorbener Aussprache die Viere-Gasse nennt, den Namen Vieregkh-Gasse, der ihr bei der einstigen Bezeichnung der Gassen durch Aufschriften, die bisher sonderbarer Weise noch immer fehlen, wiedergegeben werden sollte.

Wolfsberg Tochter, und ihres Bruders Franz Vieregkh dem ehrbaren Andreas Freidl Bürger zu Wolfsberg und dessen Erben einen Weingarten, Schober genannt, im vorderen Zellach gelegenen, welcher vom Bischofe von Bamberg zu Lehen herrühre und von welchem man jährlich im Weinlesen in seiner fürstlichen Gnaden Keller in's Hofhaus zu Wolfsberg 7 Melter Weinmost zu Bergrecht diene, um eine (nicht genannte) Summe verkauft habe.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 9.)

F. G. Bartling aus Hannover besuchte auf der Rückkehr von einer naturhistorischen Reise an die Küsten des adriatischen Meeres Kärntens höchste Alpen, und wenn er auch nur die kurze Zeit vom 25. August bis 10. September 1818 ihnen seine Aufmerksamkeit schenken konnte, so war sie doch zum Besuche der interessanteren Gegenden hinlänglich, die durch ihren erhabenen Charakter um so mehr Eindruck auf ihn machen mußten, da er aus Italien's lieblichen Fluren sich in sechs Tagen an die Grenzen des ewigen Winters versetzt hatte. Auch selbst Flora spendete ihm noch manches Pflänzchen, welches der Botaniker nur am Rande der Gletscher pflücken kann, wo er entzückt bei dem Einzigen weilt, was hier in der grausen Oede noch Leben verkündet. — Dank daher dem erhabenen Naturfreunde, der es möglich machte, dort länger sich aufzuhalten, wo die Gegend seinen Namen trägt. Dank dem unermüdeten Herrn Prof. Dct. Hoppe, der mit rastloser Thätigkeit die Umgebungen des Glockner's erforscht und so gern den Fremden das Heiligthum kennen lehrt. Auch der Obengenannte besuchte in seiner Gesellschaft die Salmshöhe, und genoß von der Gamsgrube den herrlichen Anblick des obern Gletschers — Tage, die ihm unvergeßlich bleiben werden.

Freund! siehst du den Osten ergrauen,
Auf zum erfreulichen Ziele!
Auf zur erfreulichen Bahn!
Siehst Du sich's regen im Thale;
Die Heerden, die weidenden Schaafe,
Den Gipfel der Tauern so golden,
Die Zinnen der alternden Burg,
Herrlich erglänzend in Auroren's
Alles belebendem Strahl. —
D'rum rasch! siehst Du den Riesen, den großen,
Kärnten's riesigen Atlas:
Rasch zur schneeigen Höhe;
Wo gestört nur von bösen Menschen
Sich freut in fröhlichen Springen
Lustend die munt're Gazelle.
Selbst Kaskaden hoch oben, sie scheinen
Nicht müde vom ewigen Lauf
Stürzend dem Beet sich entwindend
Wie Alles der Freiheit zu freuen.
O Dank dir, du Schöpfer des Großen,
Der du mich lehrtest, dieß Alles empfinden,
Mich lehrtest Elysium schon hier
Im Genuß auf Erden finden. —

Karl Friedrich Wilhelm Braun,
Botaniker aus Bayreuth in Franken, im September 1821.

(Wird fortgesetzt.)

Von Trompetern und Paukern.

Von Friedrich Pichler.

Vor einigen Jahren machte der „Trompeter von Seckingen" die Runde durch die deutschen Lande, und man mußte wahrlich ein grämlicher Pedant seyn, um seinen heitern in die Welt geschleuderten Klängen die Ohren zu verschließen. Da wuchert und sproßt ein ungebunden freies Leben und den gemüthreichen Bläser umstrahlt ein altritterlicher Nimbus, der uns vollends für ihn gewinnt. Wer aber diese Figur als das Urbild des mittelalterlichen Zunfttrompeters sich gemerkt haben würde, hätte weit gefehlt. Wie den Sänger die Tabulatur, so fesselte den Trompeter die sogenannte Feldtrompeter- und Heerpaukerordnung. Die Reichsfürsten und Hohen nämlich mochten sich des feierlichen Zinkenschmetterns um die Könige des alten Bundes, der langgehaltenen Töne der römischen Tuba und der Herolde bei den Turneien und Tiosten gar tief besinnen, als sie es sich zur Sorge seyn ließen, den Glanz ihrer Hofhaltung mit künstlerisch geschulten Trompetern und Paukern zu erhöhen. Da gab nun gleichsam eine Akademie, in deren Sinne der letzte Lehrbursche wirken mußte; aber Mittelalter und Zunftwesen oder Gewerbeunfreiheit ist einmal nicht zu trennen, und so sehen wir denn die steifen, in den spanischen Stiefeln traditioneller Würde einherschreitenden Herren Trompeter und Pauker zwischen mehr als zwanzig Artikel und Klauseln eingeknebelt. Die edle Trompeterkunst sollte der Tabakspflanze gleichen, die nicht jeder Nächstbeste anbauen darf; desto größer das Selbstbehagen der wenigen Meister.

Sehen wir denn, welchen Pflichten die ehrsamen Bläser und Schläger nachzukommen hatten, und welche Privilegien sie genossen.

Jeder Meister durfte, neben seinem Sohne, noch einen andern Jungen aufdingen und freisprechen; war der schwierige Actus vorbei, so mußte er sein meisterliches Feld durch volle zwei Jahre brach liegen lassen. Kein Lehrbursche unehlicher Geburt durfte aufgenommen werden, das Lehrgeld nicht weniger als hundert Thaler betragen, welche zur Hälfte invorhinein in Gegenwart zweier Zeugen zu erlegen sind. Wer einen, den er nicht rechtsgültig aufdung, freisprach, zahlte zwanzig Reichsthaler Strafbetrag, der Junge selbst durfte nicht passiren, d. h. er ward nicht approbirt. Auf das Ende der Lehrzeit fiel eine öffentliche Prüfung, welche, wenn sie gut ausfiel, dem pausbackigen Jungen zu einem äußerst vornehm gehaltenen Lehrbrief verhalf, dergleichen einen heimathlichen wir unten mittheilen. Wer einen seinem Meister entlaufenen Jungen in Dienste nahm, zahlte fünfzig Reichsthaler und durfte sein Lehrrecht nicht ausüben, der Junge nicht passiren. Trat der Lernende vor der Zeit aus, so zahlte er dennoch das ganze Lehrgeld, und nur dann die Hälfte, wenn der Meister vor der halben Lehrzeit Todes abging. Bei solcher Gelegenheit gedieh des Trompeters Vermögen an seine Verwandten oder an die Ortskasse. Die Lehrzeit selbst begann sofort nach der Anmeldung des Jungen bei den Regiments-Aeltesten, bei denen ein Thaler Einsatz geleistet wurde. Der Freigesprochene mußte sieben Jahre warten, am besten einen Feldzug mitmachen, dann war es ihm erst gestattet, einen Jungen zu nehmen. Fing er aber einen solchen hinterlistiger Weise einem andern Meister ab, so verfiel er in eine Pön von fünfzig Reichsthalern. Kein ehrlicher Trompeter durfte bei Gauklern, bei den Haustauben oder Glückshäfen (deren Heinrich Hermann in der Culturgeschichte des kärntnerischen Mittelalters II. Bd., 2. Heft, S. 105 erwähnt) mitblasen; wer zu Comödianten spielte, war der Kunst beraubt. Nun weiß

man auch, daß des Thurmwächters Attribut die Trompete ist; daß der St. Egidius-Thürmer zu Klagenfurt mit einer mächtigen Fanfare einmal die Todten herausgerufen, der Thürmer zu Rostock den ersten heranfliegenden Storch „anblasen“ müssen; — aber die Herren Trompeter wollten keine Gemeinschaft mil den „Thurnern“. Keiner durfte je in's Heer treten. Auch auf die Studenten hatten sie's abgesehen; denn diese, so hieß es, so wie die Thürmer sollen außer der Kirche und dem Thurm und akademischen Solennitäten keine Trompeten gebrauchen. Die Musikanten waren gewiß von jeher ein lustig Völklein, sonst hätte es eines besonderen Artikels nicht bedurft, der die biederen Herren Trompeter aufmerksam macht, daß es unschicklich sey, sich Nachts auf Kreuzwegen, oder in Bierhäusern hören zu lassen. Die Verordnungen vom Bier, welche wir jetzt aus Megiser, II. Bd., 35. Cap. lernen müssen, werden diese Herren in praktischen Repetitorien ohnehin besser gekannt haben; denn das Blech ist ein sehr trockenes Metall. Ganz besonders aber war es verboten, dießmal die Trompete zu blasen und bei Gelegenheit wieder die Pauke zu schlagen. Dieß sagt der Artikel 13 der Feldtrompeter- und Heerpankerordnung Ferdinand's III. ddo. Regensburg 14. Juni 1651, dessen Original das „Joanneum-Archiv“ besitzt und dem wir diese Daten entnehmen. Hat sich ein Trompeter in den Ruhestand begeben, so darf er allerdings noch einen Jungen aufnehmen, aber er ist gehalten, das halbe Lehrgeld zu deponiren; unterfängt er sich aber, den Jungen, der lernenshalber zu ihm gegeben ist, in Sachen seiner allfällig betriebenen Hauswirthschaft zu gebrauchen, so zahlt er zwanzig bis dreißig Reichsthaler als Strafe. Ein Artikel, der sich ganz gut modernisiren ließe. Ein leibeigener Junge mußte erst freigemacht werden; fürstliche Personen genossen bei der Freisprechung über Berathung einige Vergünstigungen. Schmähungen der Meister wurden mit zehn bis dreißig Reichsthalern gebüßt und zogen auch Verlust der Kunstausübung nach sich. Die Klage wurde bei den chur- und fürstlichen Obristhof- und Feldtrompetern angebracht. Wer von den zu Ostern und Michaelis erfolgenden Zusammenkünften, wobei vom Obristtrompeter mit zwei Kameraden Kasse gemacht wurde (Jahresbeitrag Ein Gulden) wegblieb, zahlte einen Reichsthaler. Der Patron der Gesellschaft ist St. Gabriel, an dessen Tage jährlich eine Messe pro defunctis in der Residenz gelesen wurde.

Die Trompeter waren nach den Herren, denen sie dienten, verschieden benannt, Obristhoftrompeter, churfürstliche, fürstliche, landschaftliche oder ständische. Das Etat der kärntnerischen Stände im 16. Jahrhunderte weist nebst den vier Hauptleuten der Stadtgarnison, den vier Lieutenants, zweien Feldwebeln, einem Feldkoche und Feldscheerer auch einen Trompeter mit einem Jahrsgehalte von 120 fl. aus. Der Thürmer, den wir immerhin als Trompetenbläser zu bedenken haben, mußte seine 258 fl. Jahrsgehalt mit den Gehilfen theilen. Die drei ständischen Musiker erhielten, der erste 200, der zweite 120, der dritte 100 fl. Besoldung. Die Zinken wurden wie die Trommeln in den Zeughäusern aufbewahrt; leider hat Christoph Anton Graf v. Khronegg, der provisorisch aufgestellte Zeugwart der Stände, in seinem Inventar, das er den 13. April 1744 aufnahm, wohl acht Trommeln, aber keine einzige Trompete aufgezeichnet. Die Spielleute der ständischen Stadtguarde, welche im vorigen Jahrhunderte errichtet wurde und einging, pflegten ohne Zweifel die edle Trompetenblasekunst. Ob man nicht schon einige Nuancen von Klappen- und Zugtrompeten, Flügelhorn und Trompetin kannte, mag ein Kenner untersuchen; neueste Opern dürften zu solchen Studien besonders anregen. Was nun die Panken betrifft, so bestanden diese aus Kupferkesseln und der gegärbten Haut; man begnügte sich, die Quarte anzuschlagen. Die alten setzten eine wirksame Lehrzeit auf sechs Jahre, und gewiß ist die mittelalterliche Lehrzeit von zwei Jahren keine lange für den Jungen, der in allen Schlagmanieren gewandt seyn will.

Als Beleg des Gesagten folge ein in Klagenfurt ausgestellter Lehrbrief:

Ich Georg Ferdinandt Antoni Khienner Weylandt Sr. Röm. Kay. und Cathol. dan auch Nunmehro zu Hungarn und Böhaimb Regierender Königl. Maj. Feldt- und Einer Löbl. Landschaft des Erzherzogthumbs Cärenthen Landschaft-Trompeter, Bekhenne hiemit offentlich, vndt thue kundt Jedermeniglich kraft disses lehr Briefs, das sich gegenwertiger Frantz Xaveri Posch von Clagenfurth gebürtig die Adeliche Rütters Kunst der Trompeten zu erlehrnen auf zwei Jahr wie es die Privilegia erfordern, vor einen lehr Jung aufdingen lassen, vndt sich wehrender lehr Zeit dergestalten gegen mier als seinen lehr Prinzen vndt andern Herrn Cameraten gut vnterhalten, das wür ob dissen ein sonderbahres Vergnügen getragen; wessentwegen ich ihme Franz Xav. Posch auf sein höfliches Ersuchen vndt gebührendes Bitten das Freisprechen nicht verwaigern, sondern vilmehr nach erstreckhten zweyen Jahren Meine adelichen Rüters kunstreiche herrn Cameraten Feldt- undt Landschaft-Trompeter undt Paukher zur Frey- undt Ledigsprechung höflichster Massen ersucht undt eingeladen, wie dan auch gemelter Frantz Xav. Posch zur Prob gestellet undt vermeg seiner wohlgemachten Prob einhellig vor einen lauglichen Trompeter erkhenet undt meritirter Massen währhafft gemacht, Mier aber das gewöhnliche lehrgelt pr. ain hundert Raichsthaller nebst denen Aufding- undt Freisprechensunkhosten richtig ist erleget worden. Uebrigens hat gedachter Franz Xav. Posch (daß Er denen allergnedigsten Privilegien jederzeit nachleben undt vor siben Jahren, unter welchen Er einen dichtigen Feldtzug mit genugsamber Bewaiffung zu machen schuldig, keinen aufzudingen) mit Mundt undt Handt versprochen. Danenhero ergehet an alle undt jede adeliche Ritters Kunstreiche herrn Kameraten Hoff- undt Feldttrompeter, wie auch andere sowohl Militär- als Civil hoch undt nidern Standtspersohnen undt Obrigkeiten mein respective gezimendes Ersuchen, dissem Attestat undt Lehrbrief nicht allein volkhomenen glauben beyzumessen, sondern auch obgemeldten freygesprochenen Trompeter Frantz Xav. Posch in ansehen seines Wohlverhalten inalweg beförderlich zu sein auch selbigen allerorten frey sicher undt ungehindert paß- undt repassiren zu lassen, welches ich in dergleichen undt anderen Begebenheiten hinwiderumb zu demerieren erbiedig. Zu wahrer vnserer Bekhröftigung haben wir, die bei dissem Aufdingen undt Freisprechen gewest, uns eigenhendig unterschriben undt mit unsern gewöhnlichen Sigillen geförtiget. So geschehen in der Haubtstatt Clagenfurth den 9. February des ain Tausendt Siben Hundert Vier undt Vierzigsten Jahr.

Georg Ferdinand Antoni Kienner, Feld- und Landschafttrompeter als Lehr-Prinz.

Franz Sebastian von Pferschoner, Veltt undt Landschaffttrompeter als sönier.

Johann Joseph Repozitek, Veldt und Landschafts-trompeter.

Andre Ferd. Poll, Felt- und Landschafttromppeter.

Joannes Schall, Landschafttrompeter.

Josephus Ignatius Henricus Türk, Feldt- undt Landschafttrompeter.

Johann Joseph Märsch, Veldt und Landtschaft Paugger undt Veldttrompeter.

Berichtigung. Im letzten Blatte Nro. 16, erste Seite, zweite Spalte, Zeile 32 von unten muß es heißen: Im ersten dieser Vorträge am 13. Februar u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 2. Mai. 1857.

Paracelsus.

Ein Beitrag zur kärntnerischen Literaturgeschichte.

Von P. A. Budik.

Paracelsus (Philippus Aureolus Theophrastus Bombastus de Hohenheim) wurde im Jahre 1493 zu Maria Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren*). Noch ein Kind übersiedelte er mit seinem Vater, Wilhelm Bombast von Hohenheim, nach Villach in Kärnten, wo der Letztere volle 32 Jahre als angesehener Arzt und Bürger lebte. Hier soll er zufällig oder geflissentlich entmannt worden seyn. Helmont sagt: trivium sus castraverat; — Erast: puero, cum in Carinthia anseres pasceret a milite testes exsectos esse constat. Quade hingegen behauptet: der Vater hätte ihn in der Jugend ausschneiden lassen, und dadurch zum Studiren angehalten. Da er den Sohn für die Medicin bestimmte, unterrichtete er ihn selbst in der Alchimie, Wundarznei und in der Medicin. Einen großen Einfluß auf die geistige Bildung des Knaben übte der Lavanter-Bischof, Eberhard Baumgartner, der ihn nicht nur in den Tempel der altklassischen Literatur einführte, sondern auch in der Theosophie unterrichtete.

Nach zurückgelegtem 16. Jahre seines Lebens ging er auf die Universität zu Basel, und genoß später des Unterrichts des gelehrten Chemikers, Trithemius, damals Abt zu Sponheim. Die Vorliebe zur Alchimie, die eine nothwendige Folge dieses Unterrichtes wurde, führte ihn in das Laboratorium des reichen Sigmund von Fugger, eines großen Operateurs zu Schwatz in Tirol, wo er mit leidenschaftlicher Vorliebe die Werke der berühmtesten Naturforscher seiner Zeit studirte.

Weit über die engen Grenzen der Schulgelehrsamkeit flog sein kühner — einer ungewöhnlichen Kraft sich bewußter Geist. Was er jedoch mit so stürmischer Hast suchte: der Träger einer neuen Bewegung in der Medicin zu werden, glaubte er sich nur auf weiten Reisen sammeln zu können, auf denen jedoch er sich durch sein rohes Benehmen sehr verhaßt machte. Er selbst gesteht dieses in seinem Fragmente de morbo gallico: expellebant me ex Litovnia, Borussia, Polonia, non placebam Belgis, non Universitatibus, non Monachis, non Judaeis. So irrte er durch volle zehn Jahre in der Welt umher, und soll in der Eigenschaft als Arzt und Wundarzt selbst mehrere Feldzüge gemacht haben**).

*) Thom. Erastus (de medicina Paracelsi P. I. p. 247) sagt zwar: Paracelsus sey aus der Hefe des Volkes hervorgewachsen; — aber Erastus war der unversöhnlichste Feind und Nebenbuhler des Paracelsus, daher auch seine Aussage nicht unverdächtig ist. Nach Reusner's Jcones virorum litteris illustr. war Paracelsus nobili editus Familia — und das Zeugniß dieses Mannes hat wohl ein größeres Gewicht.

**) Die Biographie univers. dehnt seine Reisen noch viel weiter aus: „On croit même qu'il poussa ses voyages jusqu'en Egypte et en Tartarie, et qu'il accompagna le fils du khan des Tartares à Constantinople pour apprendre le secret de la teinture de Trismegiste.

Reich an Erfahrungen kam er nach dieser beschwerlichen Wanderung in Basel an, wo ihm für einige glückliche Kuren von dem dortigen Magistrate der Lehrstuhl der Medicin verliehen wurde*). Sein Hörsaal füllte sich mit Schülern aus allen Nationen; — aber nur wenigen gelang es, in die geheimste Werkstätte des schöpferischen Geistes ihres Meisters zu dringen. Dieses angenehme Lebensverhältniß wurde bald zerstört. Ein Kanonikus, Conrad von Lichtenfels, wollte ihm das Honorar für seine ärztliche Behandlung nicht bezahlen. Er suchte richterliche Hilfe, fand sie aber nicht in dem Maße, als seine Sache sie verdiente; denn das Gericht entschied, daß Lichtenfels nur nach der Medicinaltaxe zu bezahlen habe. Dieser ungerechte Richterspruch empörte ihn dergestalt, daß er „böse Zettel (Pasquille) fliegen ließ."

Unstät irrte er nun in der Welt herum, stolz auf den Besitz hochwichtiger Geheimnisse, zu denen auch die Chimäre der Goldmacherei (wovon er wahrscheinlich den Namen Aureolus erhielt) und ein Universalheilmittel (Panacee) gehörte. Ueberall, wo er hinkam, fand er seine Bewunderer, überall schlossen sich ihm Schüler an, unter welchen der gelehrte Buchdrucker von Basel, Johann Oporin, der berühmteste — aber auch der undankbarste war. Mancher seiner Schüler mochte seine Lehren falsch verstanden haben, weßhalb er sich veranlaßt fand, das Publikum vor ihrer Unwissenheit zu warnen**).

Es war nicht leicht, den Glanz seines Ruhmes zu verdunkeln; dennoch wurde es von niedrigstem Brodneide seiner Kunstgenossen versucht. Der Erfolg scheiterte an der Verachtung, mit welcher Paracelsus allen diesen Angriffen eine ruhige Stirne entgegen stellt.

„Habe kein Acht meines Elends", schreibt er: „du „Leser, laß mich mein Uebel selbst tragen. Ich habe zwei „Gebrechen an mir, meine Armuth und meine Frommheit. „Die Armuth wird mir vorgeworfen durch einen Bürger„meister, der etwa zu Innsbruck die Doktores hatte gesehen „in seidenen Kleidern an den Fürstenhöfen, nicht in zerrissenen „Lumpen an der Sonne braten. Jetzt wurde die Sentenz „gefällt, daß ich kein Doktor sey" u. s. w.

Von Augsburg aus wurde er zu dem Obererbmarschall von Böhmen, Johann von der Leipnik, nach Kruman in Böhmen berufen, um ihn von einem inveterirten Gichtübel

*) Merkwürdig ist die Art, wie er den Beginn seiner Vorlesungen ankündigte: Ego amplo Dominorum Basiliensium stipendio invitatus, duabus quotidie horis tum active tum inspective Medicinae et Physices et Chirurgiae libros, quorum et ipse auctor, summa diligentia magnoque auditorum fructu publice interpretor.

**) Er selbst drückt sich darüber also aus: „Dieselben hatten ihm die Federn vom Rock gelesen, Urin aufgewärmt, gedient und gelächelt, wie ein Hündlin um ihn herumgestrichen und ihm angehangen. Dies konnten nur Erzschelme seyn".

zu heilen. Das Uebel war aber in seinen tödtlichen Fortschritten nicht mehr zu hemmen, und so verließ er Krumau, um über Wien nach Villach in Kärnten zu gehen. Dort schrieb er sein Werk: De natura rerum. Für das nächste Jahr wählte er St. Veit zu seinem Wohnorte, wo ihn der polnische Leibarzt Albert Basa auf seiner Rückreise von Italien besuchte. Dieser Mann war Augenzeuge einer dort von Paracelsus an einem schwer Kranken vollbrachten Heilung, die ihn in Erstaunen setzte. Auch dedicirte er im August 1538 zu St. Veit den Ständen des Herzogthumes Kärnten, das er nach dem Lande seiner Geburt für sein zweites Vaterland erklärte, weil sein „lieber Vater" 32 Jahre darin ansäßig gewesen, gestorben und begraben war, und ihm „von einer löblichen Landschaft viel Zucht, Ehre und Gutes erwiesen worden", aus Dankbarkeit seine „Chronik des Landes Kärnten" und übersandte ihnen drei andere Schriften „von den tartarischen Krankheiten" (dem Pfaerer Joh. v. Brandt zu Efterdingen zugeeignet), „Defensiones" und „Labirinthus medicorum", wofür ihm aus Klagenfurt ein Danksagungsschreiben zukam, mit dem Versprechen, den Druck derselben zu fördern.

Müde der vielen Wanderungen, die sein Leben zu einer vielbewegten Odyssee machten, suchte er ein Asyl, wo ihn die rastlosen Verfolgungen seiner Neider nicht mehr erreichen sollten*). Er fand es endlich in Salzburg, wohin ihn der wissenschaftlich gebildete Fürst Ernst, Pfalzgraf zu Rhein und Herzog in Baiern, berief. Hier genoß er die Früchte seiner vieljährigen Arbeiten und Mühseligkeiten und seines ausgebreiteten Ruhmes, — leider! nicht lange; denn schon am 24. September 1541 wurde er in seiner vollen Manneskraft (erst 48 Jahre alt) der Welt entrissen. Ueber die Art seines Todes ist man noch immer in Ungewißheit, doch bestätigen die neuesten Nachforschungen, daß er von der Dienerschaft mehrerer ihm feindlich gesinnter Aerzte meuchelmörderisch überfallen, und durch einen tödtlichen Schlag und Sturz von einer Anhöhe seines Lebens beraubt worden sey. Es verliert hiedurch die Meinung Anderer, daß er an Gift gestorben, um so mehr an Wahrscheinlichkeit, als S. Th. von Sömmering bereits im Jahre 1812 bei einer genauen Untersuchung des durch seine eigenthümliche Bildungsform merkwürdigen Schädels des Paracelsus einen Sprung wahrgenommen hat, der durch den ganzen Schuppentheil des linken Schläfenbeins bis an den Schädelgrund dringt, und, durch das häufige Hinwerfen vergrößert, jetzt für Jedermann sichtbar ist**).

Paracelsus vermachte, mit Ausnahme einiger Legate — an Verwandte und Freunde, sein ganzes freilich nicht bedeutendes Vermögen den Armen***). Seine Gebeine ruhen an der Hinterwand des Vorplatzes der an die St. Sebastianskirche gebauten Kapelle des h. Philippus Nerius, wo man noch jetzt sein ehrenvolles Denkmal sieht. In der Mitte einer abgestumpften Pyramide von weißem Marmor befindet sich in einer Vertiefung sein Bildniß, und über demselben stehen die Worte:

Philippi Theophrasti Paracelsi qui tantam orbis famam ex auro chymico adeptus est effigies et ossa donec rursus circumdabitur pelle sua.

Unter dem Portrait liest man:

Sub reparatione ecclesiae MDCCLII ex sepulchrali tabe eruta huc locata sunt.

*) Sehr treffend ist die Bemerkung, Paracelsus sey vom ewigen Juden nur dadurch verschieden, daß er sein unstätes Leben und seine Laufbahn (1541) endigte.

**) Reainer bestreitet es, und sagt: fine optato vitam cum morte commutavit.

***) Das Testament hat 1540 Hanns Kalbsor „ain beberratbeter Clerik" aufgesetzt.

Das Piedestal enthält folgende Inschrift:

Conditur hic Philippus Theophrastus insignis medicinae Doctor, qui dira illa vulnera lepram podagram hydropsin aliaque insanabilia corporis contagia mirifica arte sustulit et bona sua in pauperes distribuenda locandaque honeravit. Anno MDXXXXI die XXIIII Septembris vitam cum morte mutavit.

Unter dieser Aufschrift steht ein alter Wappenschild mit einem Querbalken von Silber, worauf 3 schwarze Kugeln gereiht sind, und darunter liest man:

Pax vivis, requies aeterna sepultis.

Eine Uebersetzung der obigen Inschrift ist auf einer schwarzen Tafel an der linken Seite des Monuments befindlich.

Man hat den Paracelsus mit vollem Rechte den Emancipator der Medicin aus den Fesseln der galenisch arabischen Schule genannt; richtiger und umfassender noch wird man ihn würdigen, wenn man ihn als einen Repräsentanten und Träger der gesammten neuen Bewegung der Wissenschaft betrachtet, wodurch das 16. Jahrhundert, das Reformations-Jahrhundert, charakterisirt wird. Was die Naturwissenschaft und die Medicin neuerer Zeit aus reicher Beobachtung und tieferer Auffassung des Lebens zur Erkenntniß gebracht hat, das findet sich bei Paracelsus in roher und unentwickelter Gestalt, im kunstlosen, bald abstrusen, bald kindlich naiven Ausdruck als Ahnung oder Gleichniß niedergelegt; das Streben seines Geistes nach der wahren Naturerkenntniß und Heilkunst ist so urkräftig und lebendig, daß es weite Strahlen in die umgebende Dunkelheit hinauswirft, und künftigen Jahrhunderten die Richtungen prophetisch anweist. Daß er die Schriften der Alten studirte, sieht man aus seiner Polemik gegen sie; — aber er fand seine Befriedigung bei ihnen nicht. Er drang mit aller Kraft darauf, daß man aus der Natur, nicht aus den Büchern studiren müsse, und seine Aussprüche gelten mit vollem Gewicht auch noch für die heutige Zeit. Ehrenvoll ist das Zeugniß, das Van Helmont ihm gibt: Gravinrum morborum myriades passim velut falce demetendo, Herculis clava trucidavit. — Neminis apologum ago. Fateor autem lubens, illum potuisse per remidia sua sanare lepram, asthma, tabem, paralysin, epilepsiam, calculum, hydropem, podagram, cancrum atque ejusmodi vulgo incurabiles morbos. Atque hactenus fuit morborum fere omnium vindex et sanator; — und ein alter Poet sagte von ihm: Ecce, locabo loco Celsu celsum Paracelsum.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung.)

Die beiden Brüder hatten Anfangs die Verlassenschaft des Vaters und der Mutter gemeinschaftlich besessen, schloßen aber, nachdem sie über die Theilung der Erbschaft lange Zeit nicht einig werden konnten, unter Vermittlung der ehrsamen und weisen Wolfgang Waldmanns, Stadtrichters zu Wolfsberg, Caspar Arzbergers, Jakob Wolf's, Christoph Tieffner's, Ulrich Lehrer's, Leonhard Kolweiß's, Sigmund Goldschmied's, Mitglieder des Rathes, und der ehrsamen Hanns Eberstorfer und Lorenz Kürschner's, Bürger daselbst, am 14. Februar 1527 einen Vertrag ab, wo ein Andreas Freidl auf die gesammte väterliche und mütterliche Verlassenschaft zu Gunsten seines Bruders Martin Verzicht zu leisten verspricht, wenn dieser ihm 750 Pfund Pfenninge guter Landeswährung in Kärnten verschreiben und auf liegenden Gütern versichern wolle.

Dieser Vertrag kam erst 4 Jahre später zur Ausführung, indem Martin seinem Bruder Andreas für dessen väterlichen und mütterlichen Erbtheil nachfolgende Güter, zusammen im Werthe von 750 Pfund Pfenninge anwies: 1) eine Keusche und einen Garten an der Schwemm (Tratten) für 30 Pfund; 2) den Eisenziehhammer an der Groglitz für 30 Pfund (!); 3) die Schafferhube in der Auen für 36 Pfund; 4) die Finkhube am Prelübl (Prebl) für 35 Pfund; 5) eine Peunten und ein Acker zu St. Margareth für 43 Pfund. Diese drei Stücke seyen um die genannten Beträge von Balthasar Zuckenmantel versetzt worden. 6) eine Hube am Gumitsch für 24 Pfund 3 Sch. 22 dn.; 7) das Gut des Ruprecht Kriechbaumer am Leidenberg für 62 Pfund 7 Sch. 22 dn.; 8) 12 Aecker zu Hattendorf für 50 Pfund; 9) das Gut des Ruprecht Herbst zu St. Leonhard, Kreyger-Lehen für 26 Pfund 1 Sch. 18 dn.; 10) das Gut des Ruprecht Krafft zu St. Leonhard, Kreyger-Lehen für 43 Pfund 5 Sch. 2 dn.; 11) ein Anger unter Kirchpüchel für 30 Pfund, versetzt von Georg Zuckenmantel und Doctor Jobst Welling; 12) ein Anger an der Lansitz, versetzt von Georg Zuckenmantel für 24 Pfund 1 Sch.; 13) ein Stück Feld unterm Sigerstorfer gelegen für 70 Pfund; 14) ein Anger an der Lansitz, von Paul Zuckermantel versetzt für 68 Pfund; 15) ein Anger bei Rizing unter der Lansitz für 50 Pfund; 16) Zins von einem der Balthasar Hafnerin verpachteten Baumgarten zu Rizing für 2 Pfund 5 Sch. 10 dn.; 17) ein Schuldbrief lautend auf 40 Pfund; 18) an baarem Gelde 83 Pfund 7 Sch. 16 dn.

Andreas Freidl erklärte nun mittelst Urkunde, ddo. Wolfsberg am Sonntag nach St. Katharinentag 1531, daß er, nachdem ihm sein Bruder Martin nach dem Vertrage vom 14. Februar 1527 liegende Güter im Werthe von 750 Pfund Pfenning angewiesen und übergeben habe, auf jedem weiteren Antheil an der väterlichen und mütterlichen Erbschaft für sich und seine Erben Verzicht leiste, und für den Fall, daß er und seine Erben jene Güter verkaufen oder versetzen müßten, Martin und seine Erben das Vorrecht haben sollen.

Da anzunehmen ist, daß die Brüder zu gleichen Theilen geerbt haben, so müssen auch auf Martin Freidl Güter im Werthe von 750 Pfund gefallen seyn. Worin sie bestanden haben, ist uns unbekannt; gewiß aber waren darunter das väterliche Haus sammt aller Einrichtung, allen Waaren- und anderen Vorräthen, mehrere Grundstücke, Wiesen und Weingärten begriffen. Auch vermuthe ich, daß das Gut Kirchbüchel zur Verlassenschaft gehört habe und dem Martin zugefallen sey.

Andreas überlebte diese Theilung nicht lang, denn er starb schon am Mittwoch nach St. Philippi und Jakobi Tag 1533 und hinterließ nebst der Witwe Margareth 8 Kinder, nämlich: Georg, Bartholomäus, Christoph und Margareth aus der 1. Ehe, und Mathias, Hanns, Cordula und Sabina aus der 2. Ehe.

Am Mittwoch nach St. Andreastag 1533 wurde über den Verlaß des Verstorbenen die Abhandlung und zwar durch folgende Spruchleute gepflogen. Die Witwe Margareth wurde von Jakob Wolf, Balthasar Dreilinger und Leonhard Kolweiß, Rathsbürger, vertreten; die Kinder aus der 1. Ehe vertrat deren väterlicher Oheim Martin Freidl, Bürger; für die Kinder aus der 2. Ehe aber wurden Caspar Arzberger, Rathsbürger, und Hanns Mair-Saidnater, Bürger, gerichtlich als Vertreter aufgestellt, welche sich als Dritten noch den Bürger Veit Jung zugesellten.

Margareth begehrte, daß sie rücksichtlich ihrer Forderung von 1300 fl. Rhn. laut ihres Heirathsbriefes und laut des Schuldscheines ihres verstorbenen Ehewirths allen übrigen Gläubigern und selbst den Erben vorgezogen, und ihre Forderung im genannten Betrage aus der ganzen Verlassenschaft sogleich berichtiget werden soll.

Martin Freidl bemerkte dagegen, 1) daß sein Bruder seiner 1. Gattin Apollonia 200 Pfund Pfenninge und die halbe fahrende Habe verschrieben und ihr als Spezialhypothek 2 Weingärten versichert habe, welche Forderung (sie heißt „Wiederfall", weil sie Apollonia's Erben zufiel) doch offenbar die Priorität von Margarethens Forderung habe; 2) daß, wenn die Witwe auf der schnellen Berichtigung ihrer Forderung bestände, sämmtliche liegende Güter des Erblassers bis auf die 2 Weingärten zum großen Schaden der älteren und jüngeren Erben, ja Margarethens selbst, denn die besten Güter, die 2 Weingärten, blieben den älteren Erben als Hypothek, um jeden Preis sogleich verkauft werden müßten; und 3) daß ja Margareth laut eines Briefes, den er (Martin) verweisen könne, ihrem Gatten freiwillig 150 Pfund Pfenning unter der Bedingung nachgelassen habe, daß diese ihren Erben zufallen sollen, so daß ihr Anspruch an die Verlassenschaft nur 1150 Pfund Pfenninge betrage, welchen letzten Punkt sie ja auch selbst zugestanden habe.

Bei dieser Sachlage schlug Martin Freidl im Interesse aller Erben und der Witwe selbst folgende Ausgleichung und Vertheilung vor, welche auch von Allen angenommen wurde:

1. Die von des Andreas Freidl erster Gattin Apollonia herrührenden und auf ihre Kinder gefallenen 200 Pfund Pfenninge sollen auf des Erblassers Haus, gelegen in der alten Stadt zwischen Hanns Waldmann's und Adam Tischler's Häusern, versichert seyn, und Margarethen, so lange sie Witwe bleibe, zinsfrei zum Genuße eingeräumt seyn; heirathe sie aber wieder, so soll sie jene 200 Pfund Pfenning mit 5 % verzinsen; auch soll sie jedem Kinde, das etwa seinen Antheil an diesen 200 Pfund Pfenningen bedürfte, denselben innerhalb Jahresfrist vom Tage des gestellten Begehrens an auszahlen, so wie es ihr frei stehe, jene 200 Pfund Pfenning sogleich zu bezahlen, worauf dieser Satz ihr und ihren Erben gehören soll.

2. Die von Andreas Freidl ihr verschriebene Wiederlage von 200 ungarischen Gulden, je einer auf 80 Kreuzer gerechnet, wovon ihr der lebenslängliche Fruchtgenuß gebühre, soll ebenfalls auf die besagte Behausung gelegt werden, und sie, so lange er darauf liege, Besitzerin des Hauses bleiben, den älteren Erben aber darüber einen Weisbrief geben.

3. Zur Versicherung ihrer übrigen Forderungen im Betrage von 1300 Pfund Pfenning sollen ihr nachfolgende Güter und Gülten angewiesen werden:

1 — 10 dieselben ersten 10 Güter, welche Martin Freidl seinem Bruder Andreas 1531 abgetreten hatte.

11. Eine Oeden ob dem Palzen in der Auen für 5 Pfund Pfenning; 12) ein Weingarten am Zellach, der Scheber genannt, für 160 Pfund Pfenning; 13) ein Weingarten am Zellach, der Reißner genannt, für 60 Pfund Pfenning; 14) ein Weingarten am Zellach, der Füchsl genannt, für 50 Pfund; 15) ein Weingarten am Zellach, der Traußnit genannt, für 32 Pfund Pfenning; 16) ein Weingarten am Weinberg, der Engel genannt, für 60 Pfund Pfenninge; 17) Haus und Presse sammt Feldbau am Zellach für 60 Pfund Pfenninge; 18) ein halber Anger an der Lansitz für 69 Pfund Pfenninge; 19) ein Anger zu Rizing für 70 Pfund Pfenninge; 20) eine Mühle sammt Garten vor dem „Weirthor" (Weiher- d. i. Teichthor) für 80 Pfund Pfenninge; 21) 3 Aecker unter dem Reißner für 36 Pfund Pfenninge; 22) 150 Pfund Pfenninge, welche Margareth ihrem Hauswirthe nachgelassen hat, und 23) der Wiederfall von 200 ungarischen Gulden je einer zu 80 kr. für 266 Pfund Pfenninge 5 Sch. 10. dn.

	Pfd.	Pfg.	Sch.	Pf.
Somit seyen der Witwe zur Sicherung ihrer Ansprüche angewiesen worden Güter und Gülten im Werthe von		1463	7	14
Dagegen bezahlt sie eine Schuld ihres verstorbenen Mannes an Erasmus Tapler zu St. Leonhard . . .		150	—	—
Nach Abzug dieser Schuld verbleiben daher		1313	7	14
Davon sollen den Erben verbleiben .		13	7	14
Verbleiben daher der Witwe . . .		1300	—	—

4. Die angeführten Güter und Gülten werden der Witwe unter der Bedingung verpfändet, daß, wenn sie dieselben versetzen oder verkaufen wollte, nur die Erben des Andreas Freidl oder dessen nächste Anverwandte das Recht haben sollten, dieselben um den bei jedem Gute angesetzten Betrag an sich zu lösen.

5. Welcher von den beiden Theilen den Vertrag nicht hielte, sollte 1000 ungarische Gulden bezahlen, nämlich 500 dem Bischofe zu Bamberg und dem Stadtgerichte zu Wolfsberg, und 500 dem haltenden Theile.

Die darüber ausgefertigte sehr große Pergamenturkunde wurde von sämmtlichen Vertretern gesiegelt und von „Margarethen Freidlin widtyben" und „Mertten Freidl" unterschrieben. — Die ersten 5 Siegel fehlen, nur das des Bürgers Veit Jung ist noch daran, welches im Schilde ein Kreuz führt, an dessen Fuß ein kurzer, mehr in einem spitzen Winkel abgebogener, schräg aufrechtstehender Stab angeschlossen ist. Oberhalb des Schildes stehen die Buchstaben V. I.

Von dieser Art waren die Siegel fast aller Bürger Wolfsbergs zu jener Zeit; geometrische Figuren meist aus geraden Linien in verschiedener Weise zusammengestellt; doch äusserte sich schon damals das Bestreben, einen sogenannten Wappenbrief, das ist, das Recht zur Führung eines heraldischen Wappens zu erlangen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Grabe des Franz Polster.

Schon wieder mäh'st du Tod ein Menschenleben
Im Morgenroth des Erdendaseyns hin;
O rühr't dich nicht des Opfers ängstlich Streben,
Sein inn'rer Kampf, dem Grabe zu entflieh'n?

Siehst du sie nicht der Hinterlaß'nen Thränen?
Du drücktest Ihm zu früh das Auge zu —
Wie Viele gibt es, die nach dir sich sehnen,
Gib diesen, was sie wollen — Todesruh'! —

„Mensch, du frevelst!" — hört' ich eine Stimme,
Strenge nicht, nein, so sanft wie Engelsgruß:
„Ich breche Herzen nicht im eitlen Grimme
„Wir ihr — und nur belebend ist mein Kuß.

„Was ich versenke in die kühle Erde,
„Es ist nicht todt, es keimet fort und fort —
„Es keimet, harrend auf ein göttlich Werde,
„Auf ein Erblüh'n an einem schönern Ort.

„Wenn sie ertönen jene Frühlingslieder,
„Und wenn die Erd' erwacht so schön, so süß,
„Dann senk' ich mich vom klaren Himmel nieder,
„Und pflücke Blumen für das Paradies!"

J. J. K.

Heimathliches.

(Vaterländische Merkwürdigkeiten.) Es gibt deren manche, von denen wir nichts wissen, die jedoch von andern beschrieben werden, oder in ganz anderem Maßstabe bestehen, und daher mit Recht unsere Aufmerksamkeit rege machen.

So lesen wir in einem, im Jahre 1724 zu Augsburg erschienenen, geographisch-historischen Buche, unter dem Namen: „Der politische katholische Passagier". Augsburg bei Caspar Brechenmacher. A. 1724. Von Johann Joseph Pöckh. I. Theil S. 611: „Es stehet auf dem Platze von Klagenfurt ein von Stein „aufgerichteter in 10 bis 12 Schuh hoher, in der Länge über 20, „in der Breite über 16 Schuh messender Stock. Auf diesem, heißt „es, haben vor Zeiten die Herren Herzoge bei Antrettung ihrer „Regierung zu Pferd sich hinauf begeben, haben das Pferd gegen „alle vier Theile der Welt getummelt, und allezeit mit blossem „Schwert das Kreuz in die Luft gemacht, zu bedeuten, daß sie ihr „Volk gegen alle Feinde, sie möchten herkommen, wo sie wollten, „getreulich zu beschützen versprechen. Mehr sieht man auf dem „Platz allda einen großen steinernen Brunnen, in der Mitte des „Brunnens ist ein steinernes Gestelle, oder Fußgesimse, darauf stehet „die Abbildung eines großen 15 Schuh hohen Riesen, neben ihm „stehet auch ein von Stein ausgehauener, 30 Schuh langer Lind„wurm, welcher um diese Gegend sich aufgehalten, und an Vieh „und Menschen großen Schaden gethan, da er ganze Ochsen (!) auf „einmal verzehret, von dem Riesen aber erschlagen, und darum zum „ewigen Denkzeichen diese Säule aufgerichtet worden."

Wie sehr die Kärntner solcher Herzoge bedurften, wie sie sich mit dem Ritte auf jenem Steine verkündeten, darauf Seite 615 nachstehende Beschreibung ihrer Eigenschaften: „Von denen Kärnth„nern sagt man insgemein, das gemeine Volk seye fromm, einfältig „und seinem Herrn getreu. Man findet in diesem Lande wenig Leute, „die sich auf Künste oder große Gewerkschaften verlegen, sondern „gemeine Handthierungen, die man täglich brauchet, findet man „zwar in Städten und Märkten, aber doch dieselben in keinem „großen Ueberfluß. Auf dem Lande bemühet sich der gemeine Mann „mit harter Arbeit, was weniges Heydenbrein (sonst nichts?) oder „von Vieh zu ziegeln. Mit Waffen geben die Kärnthner gar „nicht gern um, sie sind friedliebend, und verlegen sich auch darum „weder auf das Schiessen mit Zielröhren (!) noch viel minder auf „andere Kriegs-Exercitia, doch nichts destoweniger, weil in diesem „Land 12 Städte, 20 Märkte, 175 Schlösser, und auf dem Land „60,000 Feuerstätte seynd, so kann man insgemein in Kärnthen „über 8000 Mann unterhalten, auf dem großen Nothfall aber wohl „auch 10 bis 12000 Mann aufgebotene Leute zusammenbringen."

(Der Comet vom Jahre 1680.) Den Cometen vom Jahre 1680, wenn nicht der nämliche, den man nun erwartet, doch von ähnlicher Bedeutung, schildert eine heimische Klosterchronik (die von Mährenberg) also: „In dem Jahre 1680 an dem Tage des „heil. Märtyrers Stephan, Abends, so wie am folgenden Abend, „wo der Himmel ganz klar gewesen, so daß man dieses Wunder „Gottes (den Cometstern) ohne Hinderniß sehen können, ist derselbe „erschienen. Gelehrte Männer haben geglaubt, daß er, oder eigent„lich seine Ruthen viele hundert Meilen lang gewesen, weil man „diesen in der ganzen Welt gesehen. Er stand gegen Mittag doch „etwas mehr gegen Sonnenaufgang. An der äußersten Spitze „erblickte man jederzeit einen kleinen, lichten Stern; seine Breite „war die einer in kleiner Entfernung vorgehaltenen Elle, oder besser „gesagt, die eines breiten Regenbogens. Sein bleicher Glanz schien „dem bloßen Auge wie ein fließendes Wasser sich bewegen. Er blieb „5 bis 6 Tage in seiner Größe sichtbar, nahm dann immer mehr ab, „bis er nach 4 Wochen verschwand."

(Kleiderpracht um 1700.) Von der damals in Kärnten herrschenden Kleidertracht, eigentlich Pracht, macht diese Chronik eine etwas hoch gehaltene Schilderung: „Ich bin noch nicht 60 Jahre „alt, aber wie hat die Welt diese kurze Zeit in der Bosheit zuge„nommen; sollte ich von der Kleiderpracht sagen, ihr werdet mir „es nicht glauben, und doch will ich nicht die Unwahrheit reden. „Die Elle Bänder, wie sie jetzt das Frauenzimmer auf den Hauben „tragt, wenn die Elle 4 Thaler kostet, sind sie gemeiner Art, die „muß fast jede haben. Eine Haube um 100 Thaler ist nichts „rares, um dieses zu seyn, muß sie 3 bis 500 Thaler kosten. Ja „glaubet mir, um 1000 Thaler sind Hauben gekauft worden, ohne „einen Schmuck. Es ist solche Hoffahrt nicht allein unter dem „Adel sondern auch unter Gemeinen, daß ein jedes aus Gold oder „Silber bereitete Kleider tragt; eine Burger- oder Doktorsfrau „wird von einer Gräfin nicht erkennt, gar die Zimmermenscher „tragen reiche Kleider: eine Elle Zeig kommt oft noch über 100 „Thaler (!). Ich weiß einen Herrn, der sich ein Kleid um 8000 fl. „machen ließ. Die kostbare Zeit wird mit nichts Besseren zuge„bracht, als Kartenspiel, Merenden halten — also heißen sie die „Mahlzeit, Tanzen und Springen. Gar ihre kleinen Kinder, wenn „sie nur gehen und reden können, führen sie täglich mit in die „Gesellschaften, und lassen sie fein bei Zeiten lernen, anstatt Gebeth „und die Geboth, allerlei znichte Sachen."

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 9. Mai. 1857.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 17.)

Dich grüß' ich heut, o stolze Glocknerhöh',
Ein Herrscher ragst du über Berg und See.
Die Glocke scheint dem Himmel selbst vertraut,
Wenn sie auf sel'ge Thäler schweigend schaut.
An deinem Fuß wob Flora einen Blumenteppich her,
Doch an dem Gürtel starrt des ew'gen Eises Meer,
Und gleich als ob zum stillen Dienst sie sich erböte,
So küßt dich stets die Morgen- und die Abendröthe.
Im September 1822.

Jan aus Parma.

In's Fern're gewandt: aus Panonien's Fluren
Trieb mich mein Sinn in dieses Thal,
Entfernt von der Tage gewöhnlichen Spuren,
Erfreut' ich mich im göttlichen All.
An des Glockners glänzend eisigem Rücken
Erhob sich der Geist mit sel'gem Entzücken.
An ihm, dem Erhabnen, der Berge Colossen
Ersah ich den Schöpfer, mir pochte die Brust,
Auf seinem Wink bist du Glockner entsprossen
Der Allmacht zum Zeugen, dem Auge zur Lust,
Sein Wille erschuf die beeisten Giganten,
Was sind doch die Werke, die Menschen erfanden!! —
O selige Tage! zu bald nur verschwunden
Seyd ihr dem Erfreuten, der nie Euch vergißt;
Ja zweifach gepriesen seyen die Stunden
An Doctor Hoppe's Seite versüßt;
O weilet, o weilet, ihr glücklichen Tage!
Laßt nimmer ertönen im Busen die Klage.
Mein Inn'res fühlt ein herbes Bangen
Zu meiden nun, was mich umgibt,
Was ich zu lieben angefangen
Die guten Menschen! die Seele mir trübt;
Auch jenseits der Berge wird nie Euch vergeßen
Wer Euch schon hier im Herzen besessen.
Wenn auf der Pasterze — genußreiche Stunden
Mein Geist sich ferne vom Glockner träumt,
Wo Flora's Tempel fürwahr ich gefunden,
Wo auch kein Plätzchen von ihr versäumt:
Dann wird auch nach vielen verfloßenen Jahren
Mein Sinn noch mit jenen Stunden sich paaren.
Am 22. Juli 1824, nach vier hier durchlebten Wochen.

Rudolf Hinterhuber,
Cand. Pharmazine aus Salzburg.

Nie lieblicher war mir des Dienstes Pflicht —
Nie freundlicher im wechsellosen Leben,
Durch sie nur sah ich dich im hellen Demantlicht
Dein Riesenhaupt hoch zu den Wolken heben.
Zwar decket Eis und Schnee die Reize der Natur,
Und alles starrt im sonst so schönen Thale,
Erstorben liegt im Todgewand die Flur —
Und ihren Zauber deckt des Eises grause Schale.
Doch immer beutst du mir noch der Genüße viel
Und kaum vermag das Aug' sie alle zu erfassen —
Wer malet mir der Sonne Farbenspiel
An deines ew'gen Eises Massen?
Ein Bild des Todes liegst du hier vor mir,
Hoch sieht dein Haupt in weit entfernte Länder,
Das einer Krone gleich umschlingen dir
Der Gletscher eisig diamantne Bänder.
Erstarret hängt in unbestieg'ne Gründe
Der Wasserfall, gehemmt in seinem Wogenlauf,
Und dumpf erbrüllt in jedem deiner Schlünde
Des Eises Bersten zu den Wolken auf.
So schrecklich auch die kahlen Scheitel dräuen,
So furchtbar auch die Schneelawine rollt,
Wird ewig doch dein Bild im Herzen sich erneuen,
Das bis zum Grabe hin dir Achtung — Ehrfurcht zollt.
Am 1. Februar 1826.

Götz,
Cadet vom Infanterie-Regimente Nr. 7.

(Wird fortgesetzt.)

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung.)

1534 wurde über die liegenden und fahrenden Güter des Wolfgang Schrot (Schral) und Margarethens, seiner Hausfrau, beider seligen, das Inventar aufgenommen, und zwar im Beiseyn Michael Einpacher's, Stadtrichters zu Graz, und Caspar Becham's, Rathsbürgers daselbst, so wie der dabei betheiligten Parteien. Daß Margareth, des Andreas Freidl Witwe, hiebei nur als Erbin ihrer Mutter Margareth betheiligt seyn konnte, ist schon bemerkt worden. Die Mittheilung des umfangsreichen und in mancher Beziehung interessanten Inventars, aus dem hervorgeht, daß Schrot ein wohlhabender Mann gewesen sey, liegt zwar außerhalb unseres Zweckes, doch heben wir daraus die erste Rubrik: „Erbstugkh" aus.

„Erstlich sein des Schroten Haus und Hof alhier zu Gratz im Sagkh zwischen Wolfgangen Swaben vnd Anderen Manngkh heusern gelegen."

„Item ein heuss vnd Stadl sambt den Gründten darzu gehörig in Geudorf bei Gratz gelegen."

„Mer ein Gründtl am Lee, so die Frau vom Einpacher an sich erkauft hat."

„Ain Garten sambt ainem Stadl dabey alhie zu Gratz in der vorstat am Grieß gelegen."

„Item ain Weingarten am Aigen in Taugkhental gelegen."

„Item aber ain Weingarten am Graben gelegen."

„Item zwen Weingarten in Kainbach gelegen." rc. rc.

Zwischen 1533 und 1546 ist in den über die Freidl auf uns gekommenen Payerhofener-Urkunden eine Lücke vorhanden, die übrigens sehr begreiflich ist, indem des Andreas Freidl Söhne aus der ersten Ehe in die Fremde gewandert, jene aus der zweiten Ehe aber zu jung waren, um handelnd auftreten zu können. Wir wollen diese Lücke ausfüllen, so gut wir können.

Georg, Bartlmä (man erlaube uns diese kürzere urkundliche Benennung anstatt Bartholomäus) und Christoph mochten entweder zu Hause bei ihrem Vater das Handelsgeschäft gelernt haben, oder vielleicht schon von diesem zur Erlernung desselben in die Fremde geschickt worden seyn, wenn letzteres nicht etwa erst nach des Vaters Tode von ihrem Oheime Martin geschah. Jedenfalls ist es gewiß, daß Georg und Bartlmä zu Venedig, Christoph aber zu Nürnberg sich dem Handelsgeschäfte widmeten. Dieß setzt voraus, daß zwischen diesen großen Handelsplätzen und Wolfsberg ein Handelsverkehr bestanden haben mußte, der die Unterbringung der jungen Leute an jenen Plätzen möglich machte. Nicht unwichtig wäre es zu wissen, in welchen Handelshäusern sie gedient haben, und es ist deßhalb der Verlust der Briefe, welche die Neffen ihrem Oheime geschrieben haben, sehr zu bedauern. Ich vermuthe, daß Georg und Bartlmä durch die Fugger zu Augsburg nach Venedig gekommen seyn mochten. Denn diese besaßen nicht nur in Oberkärnten Blei- und andere Bergwerke mit Schmelzhütten und Hammerwerken, sondern betrieben damals als Pächter auch das Gold- und Silberbergwerk in Kliening bei St. Leonhard im oberen Lavantthale, und trieben mit ihren montanistischen Erzeugnissen einen lebhaften Handelsverkehr mit Venedig, wo sie ein großes Etablissement besaßen.

Als Deutsche nahmen sie vorzugsweise Kärntner gern in ihre Dienste, weil sie diesen mehr Vertrauen schenken zu können glaubten, als Slaven und Italienern.

Genug, Georg und Bartlmä waren und blieben zu Venedig, Christoph aber zu Nürnberg, und wir wollen sie daselbst lassen, bis die Zeit kommen wird, von ihnen zu sprechen, und hier nur so viel bemerken, daß die zwei erstgenannten Brüder schon zeitig eine eigene Handlung in Venedig errichtet haben mußten, weil man gegen das Ende der ersten Hälfte des Jahrhundertes schon ihren Stiefbruder in ihrer Handlung daselbst findet.

Mathias und Hanns, Söhne des Andreas Freidl aus der zweiten Ehe, wurden nach des Vaters frühem Tode von der Mutter und ihrem Oheim Martin, als Gerhaben, zu Wolfsberg erzogen. Ersterer scheint seinen Geburtsort niemals verlassen zu haben, Letzterer aber wurde zur Erlernung der Handlung nach Venedig geschickt, wo er sich bei seinen Stiefbrüdern mehrere Jahre aufhielt.

Die Witwe aber, obwohl Mutter von 4 Stief- und 4 eigenen Kindern, für deren Erziehung, Ausbildung und Vermögen zu sorgen doch ihre höchste Pflicht gewesen wäre, beging die Thorheit, noch einmal zu heirathen. Ihr zweiter Gatte hieß Georg Reger und scheint, aus dem Prädicate „vest und vornehm" zu schließen, ein bambergischer Beamter zu Wolfsberg gewesen zu seyn. Ihr Sohn aus dieser Ehe hieß ebenfalls Georg. Wann sie den zweiten Gatten genommen und wieder verloren habe, ist nicht bekannt; im Jahre 1546 erscheint sie jedoch schon wieder als Witwe. Denn in diesem Jahre am 9. Jänner stellt sie „Margareth Andreen Freidl's vnd volgend Georgen Reger's gelassene witib", da sie in Abfertigung ihres Heirathsgutes auch einige, von den Freiherren von Kreyg als Lehen herrührende Güter (es waren die Güter bei St. Leonhard und an der Lausitz) erhalten habe, an den Freiherrn Christoph von Kreyg „ihren gnädigen (Lehens-) Herrn" das Ersuchen, jene Güter ihrem ältesten Sohne Mathias Freidl als ihrem Lehensträger zu verleihen.

Das Siegel Margarethens zeigt einen Stierkopf und über dem Schildchen die Buchstaben M. R. (Margareth Reger).

1546 war dieser Mathias Freidl schon großjährig, und 3 Jahre darauf erscheint er als Bürger von Wolfsberg. Denn 1549 am Freitag nach Ostern bekennt Heinrich Zuckenmantel zu Wolfsberg, daß er dem Mathias Freidl, Bürger zu Wolfsberg, und dessen Bruder Hanns, zu Venedig wohnhaft, einen ganzen Weinzehent, der von einem frei eigenthümlichen Weingarten, der Engel genannt, gelegen am Weinberg oberhalb Höfern, zu beheben sey, um eine (nicht benannte) Geldsumme verkauft habe.

1550 am hl. Dreifaltigkeits-Sonntag schloß Margareth Regerin, wegen Alters und Kränklichkeit der eigenen Verwaltung ihrer Güter überdrüßig, mit Mathias Freidl, Bürger zu Wolfsberg, und Hanns Freidl zu Venedig, ihren Söhnen aus der 1. Ehe in Anwesenheit und unter Zeugenschaft Leonhard Hoffer's, bambergischen Sekretärs, Hannsen List's, bambergischen Kastners zu Wolfsberg, Michael Prunner's, Bergrichters, Ruprecht Vorstner's, Stadtrichters, Martin Freidl's, Balthasar Dreylinger's und Stephan Pietsching's, sämmtlich Bürger des Rathes zu Wolfsberg, folgenden Vertrag ab:

1. Margareth verkauft ihren Söhnen alle ihre Gründe, Gülten und Güter, so wie auch alles bewegliche Gut, so viel sich dessen in ihrem Hause und in den Weingärten befindet, worüber ein mit dem obigen Datum versehenes Inventar aufgenommen worden sey, um 1400 Pfund Pfenninge unter der Bedingung, daß sie die auf 800 Pfund Pfenning sich belaufende Schuld an die Mutter bezahlen, und über den Rest von 600 Pfund Pfenning ihr einen Schuldschein ausstellen.

2. Dagegen verpflichten sich die Söhne, so lange sie beide oder auch nur einer unverheirathet seyen, die Mutter bei sich zu behalten, „mit speiß vnd Trangkh vnd aller irer Leibsnottdurfft" zu versehen und ihr noch überdieß „zu irer mererer stattlicher und ehrlicher Unterhaltung" jährlich 20 Pfund Pfenning zu geben. Sollte aber die Mutter sich selbst verpflegen wollen, oder sollten beide Söhne sich verehelichen, so sollten sie ihr jährlich 40 Pfund Pfenning geben.

3. Sollte ihre Tochter Cordula heirathen, so sollen ihr die Brüder aus den 600 Pfund Pfenningen ein Heirathsgut von 300 Pfund Pfenningen und ein ausgerichtetes Bett geben.

4. Von den 300 Pfund Pfenningen, welche von den 600 Pfund Pfenningen nach Abzug des der Cordula zu gebenden Heirathsgutes noch bleiben, soll jeder ihrer Söhne 100 Pfund Pfenning voraus haben, der Rest von 100 Pfund Pfenningen aber soll unter sie und die Schwester gleich vertheilt werden.

5. Nähme aber die Mutter die obgenannten 100 Pfund Pfenning (nämlich den Rest) von den Söhnen heraus, so sollen diese der Verpflichtung, die Mutter zu erhalten, entbunden seyn.

6. Die Mutter tritt den Söhnen, „damit sy desto stattlicher Hauß halten mügen", ihren Wiederfall von 200 ungarischen Gulden unter der Bedingung ab, daß er, wenn etwa beide Söhne vor der Mutter sterben sollten, wieder an die Mutter zurückfalle. Dagegen versprechen die Söhne der Mutter, daß derjenige Sohn, welcher den Wiederfall und das Haus in der alten Sadt, worauf er versichert ist,

genieße, ihr in demselben Hause eine Stube und Kammer zu stattlicher Unterhaltung und Wohnung einräume und auch das nöthige Holz verabreiche.

7. Was Margareth ihrem, mit ihrem zweiten Gatten erzeugten Sohne Georg Reger einräume, sey in dem unter 1 angeführten Inventar verzeichnet.

8. Sollten die Brüder, Mathias und Hanns, sich nicht vergleichen können, so daß es zur Theilung kommen müßte, so sollte der gehorsame Sohn die von der Mutter verkauften Güter allein besitzen und seinem Bruder 700 Pfund Pfenning für die Güter und 100 Pfund Pfenning, wie im 4. Punkte bestimmt worden sey, also zusammen 800 Pfund Pfenninge auszahlen. Der also abgefertigte Sohn habe auf die Güter durchaus keinen Anspruch mehr zu machen.

9. Die im 4. Punkte bestimmten 100 Pfund Pfenninge hat der gehorsame Sohn dem ungehorsamen erst nach dem Tode der Mutter zu bezahlen.

Die über diesen Vertrag aufgesetzte noch vorhandene Urkunde sollte von den sieben im Eingange genannten Zeugen gesiegelt und von der Mutter, als Verkäuferin, und den Söhnen, als Käufern, eigenhändig unterschrieben und gesiegelt werden. Sie war auch zur Siegelung förmlich hergerichtet, indem die beiden Enden des Spagates, womit die 4 Bogen des Papieres zusammengeheftet sind, von einander abstehend quer über das Papier hinübergezogen und je über ein Ende 5 Wachsklümpchen geklebt und darüber ein Papierstreifen gelegt wurde, so daß man nur die Petschaften darauf zu drücken brauchte. Dieß geschah jedoch nicht, so wie auch die Unterschriften fehlen. Von Außen steht: „Verfertigter Vergleich zwischen Frawen Margareth Regerin Wittib vnd Iren Sunnen Mathessen und Hansen Freidl."

Die Unterzeichnung und Siegelung der Urkunde unterblieb wahrscheinlich aus dem Grunde, weil eine der vertragschließenden Personen, nämlich Hanns Freidl, gar nicht in Wolfsberg anwesend war, sondern sich zu Venedig befand.

1550 (ohne Angabe des Tages, Monats und Ortes) schließen die Brüder Mathias Freidl, Bürger zu Wolfsberg, und Hanns Freidl, zu Venedig wohnhaft, einen Gesellschafts- und Handelsvertrag unter folgenden Bedingungen:

1. Mathias nimmt seinen Bruder Hanns als Gesellschafter seines Gewerbes „seiner Handtierung" und seiner Werkgade auf, gegen Erlegung von 500 Pfund Pfenning.

2. Dagegen legt Mathias an Eisen, Kaufmannsgut und baarem Gelde ebenfalls 500 Pfund Pfenning ein, so daß die gemeinschaftliche Einlage beider Brüder 1000 Pfund Pfenninge beträgt.

3. Mit dieser Einlage wollen sie, vom Datum des Vertrages an, ihr Handelsgewerbe gemeinschaftlich betreiben, und zwar Mathias in den deutschen Landen, Hanns aber zu Venedig und in den „wälschen" Landen, und was sie dabei gewinnen, soll gemeinschaftliches Eigenthum seyn, und seiner Zeit ihnen beiden und ihren Erben gehören.

4. Die Brüder versprechen sich gegenseitig allen Fleiß dabei anzuwenden, mit Ehrlichkeit zu Werke zu gehen und mit brüderlicher Eintracht bei Gewinn und Verlust treu und offen aneinander zu halten.

5. Von diesem Vertrage sind zwei gleichlautende Abschriften, die eine für Mathias, die andere für Hanns zu machen, welche mit ihren Siegeln und zu besserer Bekräftigung auch mit den Siegeln ihrer zu Venedig wohnhaften Brüder Georg und Bartlmä Freidl versehen werden sollen.

Die Schrift, welche über diesen Vertrag nach vorhanden ist, ist offenbar ein bloßer Entwurf und nicht, wie es von Außen heißt, eine Copie des Vertrags, indem das Datum des Tages, Monates und Ortes, so wie Siegel und Unterschriften fehlen. Der Vertrag scheint übrigens zu Nürnberg verabredet worden zu seyn.

Der Handel, zu dessen Betrieb sich die Brüder verbanden, konnte nur Eisen und Eisenfabricate, wie Sensen, Sicheln, Schanfeln, Nägel, Draht ꝛc. zum Gegenstande haben, indem man zu jener Zeit im Lavantthale keine andere als nur Eisenindustrie findet. Der Handel mit Eisenwaaren sollte einerseits nach Italien und anderseits nach Deutschland Statt finden. Nach Italien gingen und gehen noch jetzt aus dem Lavantthale Eisenwaaren und fanden lohnenden Absatz. Aber der beabsichtigte Eisenhandel nach Deutschland, wahrscheinlich unter Vermittlung des Freidlischen Handlungshauses zu Nürnberg, war bei der weiten Entfernung, den schlechten Straßen, den vielen und hohen Zöllen, den vielen Zwangs-Niederlagstätten und andern Hemmungen von vornherein ein übelberechnetes Unternehmen, das nicht gelingen konnte. Ueberhaupt fehlte es zum Gelingen des ganzen Unternehmens an den wesentlichsten Bedingungen, wie wir bald sehen werden, weßhalb sich die Gesellschaft auch bald auflöste.

1551 am 21. Mai (ohne Angabe des Orts, aber wahrscheinlich aus Venedig datirt) beschwert sich Hanns Freidl beim Richter und Rath zu Wolfsberg („Ersam, weyß, gonnstig, gebiettend Herrn") über seinen Bruder Mathias, daß dieser trotz dem Befehle des Magistrates ihm die „Copie" des Vertrages, den sie zu Nürnberg geschlossen hätten, noch nicht eingehändiget habe, sondern ihn unter Vorgeben, daß sie erst gemeinsam jene Copie durchcorrigiren müßten, auf eine ihm (Hannsen) nachtheilige Weise hinzuhalten suche, und bittet deßhalb den Magistrat, den Mathias Freidl noch einmal vorzufordern, und ihn dazu zu verhalten, daß er seiner Schuldigkeit nachkomme.

Der Vertrag, von welchem hier die Rede ist, kann kein anderer seyn, als der zwischen den Brüdern abgeschlossene Handelsvertrag. Mathias scheint zur Eingehung desselben mehr überredet worden zu seyn, als aus freiem Entschluße denselben gewünscht und veranlaßt zu haben. Bei der Wahrnehmung, die er nach kurzer Zeit gemacht haben mußte, daß sein Bruder Hanns durchaus kein wünschenswerther Handelsgesellschafter sey, bereute er den unvorsichtig gethanenen Schritt und zögerte daher mit der Unterschrift des Vertrages, den er gern wieder aufgehoben haben wollte. Sehr willkommen kam ihm daher die Beschwerde des Bruders und die Aufforderung des Magistrates, sich darüber zu äussern. Er rechtfertigte sich nicht nur wegen Verzögerung der Unterschrift, sondern bat das Gericht sogar um Aufhebung des Gesellschafts- und Handelsvertrages, und zwar hauptsächlich aus folgenden zwei Gründen:

1. Sein Bruder Hanns habe die 500 Pfund Pfenninge oder Gulden Rheinisch, die er nach dem Gesellschaftsvertrag hätte erlegen sollen, nicht erlegt, sondern er (Mathias) habe sie zu Leihe genommen und aus dem Seinigen für seinen Bruder bezahlt.

2. Habe sich derselbe im Geschäfte weder thätig noch redlich gezeigt, sondern vielmehr als einen Mann erwiesen, auf dessen Worte und Versprechungen man sich durchaus nicht verlassen könne, und der durch seine Verschwendung sich und andere, die sich mit ihm einlassen, in's Verderben stürze.

Aus diesen Gründen könne er ohne großen Schaden die Gesellschaft mit seinem Bruder nicht mehr fortsetzen, sondern bitte dringendst um gerichtliche Aufhebung des Gesellschaftsvertrages.

Da Hanns, über dieß Begehren zur Gegenäusserung aufgefordert, die Richtigkeit der ersten Angabe nicht in Abrede stellen und sich gegen die zweite Beschuldigung nicht gehörig rechtfertigen konnte, und noch die Klage der Mutter über seine Verschwendung hinzukam, so entschied der Magistrat, daß der Gesellschafts- und Handelsvertrag zwischen

den Brüdern aufgehoben werden und eine Ausgleichung ihrer gegenseitigen Forderungen Statt finden soll.

Gegen diese Entscheidung, ddo. Mittwoch nach den hl. Ostertagen 1552, appellirte Hanns an die zweite Gerichtsinstanz, den bambergischen Vicedom zu Wolfsberg, welcher jedoch die Entscheidung des Magistrates in allen Punkten bestätigte.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Geographisch-statistische Tabellen des österreichischen Kaiserstaates. Nach der neuesten politischen Eintheilung. (Prag. Carl Bellmann's Verlag.)

V. Das Herzogthum Kärnten.

Mit großem Interesse ergriffen wir das Blatt, welches in Tabellenform die wichtigsten geographischen und statistischen Verhältnisse Kärntens darstellen soll, um in dieser Gestalt den übrigen Ausführungen der österreichischen Kronländer eingereiht zu werden. Bei der großen Zahl von Werken, welche in obiger Richtung in neuester Zeit erschienen, wovon uns in der Carinthia erst jüngst eine Besprechung der montanen Bedeutung Kärntens vorgekommen ist, erwarteten wir, wenn auch nicht eine eingehende, doch summarisch-richtige Würdigung unseres Vaterlandes; indessen fanden wir uns getäuscht und konnten nach Durchsicht der Tabelle nur ausrufen: bona mixta malis! Was uns zuerst auffiel, war die Angabe des Flächenmaßes des Landes und seiner Bevölkerung. Ersteres wird auf $188^{47}/_{100}$ Quadratmeilen angegeben, letztere auf 331,000 Katholiken und 18,900 Protestanten, somit auf die runde Zahl von 350,000 Bewohnern, wornach 1,861 Köpfe auf die Quadratmeile zu kommen hätten. Was war natürlicher, als daß wir die von der obersten Landesbehörde herausgegebene „Uebersichtskarte Kärntens" ergriffen und die darin enthaltenen geographisch-statistischen Daten damit verglichen, und sieh da, welch' ein Unterschied! hier der Flächeninhalt 179 Quadratmeile und 8,505 Joch, und die Gesammtbevölkerung 301,859 Bewohner, also ein Mehr an Bodenausmaß von nicht ganz 9 Quadratmeilen und von etwas über 48,000 Bewohnern. Wir haben bereits in Nro. 33 der Carinthia vom Jahre 1855 auf die gewaltigen Differenzen in der Angabe der Einwohnerzahl aufmerksam gemacht, und glaubten in so lange, bis nicht nur eine neue, möglichst genaue Volkszählung die Ziffer der Bevölkerung auf ein zuverlässiges Maß zurückführt, sondern auch ein solches sich für die jährliche Zunahme annähernd und im Verhältnisse der gegenwärtigen Zeitlage aufstellen läßt, die Population Kärntens in runder Zahl zu 320,000 Menschen anzunehmen. In confessioneller Hinsicht geben die beiden Schematismen der Diözesen Gurk und Lavant für das Jahr 1857, und zwar ersterer die Zahl von 225,605 Katholiken und 16,905 Protestanten, letzterer die von 89,429 Katholiken für Kärnten an, wornach die Gesammtheit ersterer auf 315,034 und letzterer auf 16,905, mithin die Bevölkerung Kärntens bei Ausgang des Jahres 1856 auf 331,939 Individuen sich summiren würde, was bei den theils ganz fehlenden theils mangelhaften Seelenbeschreibungen sehr fraglich ist.

Die productive Bodenfläche soll nach dem angezogenen Tableau 159½ Quadratmeilen betragen, was nach der authentischen Berechnung des Totalareales nur 20 Quadratmeilen für unwirthbare Bodenflächen gäbe, sicher um ein Drittheil zu wenig, wenn man auch nur oberflächlich die Gebirgs-, eigentlich Felsenmassen der Carnischen und Norischen Alpen und die sonstigen Flächen des Gewässers und der Inundationen in Betrachtung zieht. Doch davon abgesehen, ist die Angabe auffallend, das Land producire nicht nur keine hinreichende Menge Getreides und Weines, es sey auch in der Viehzucht nicht hervorragend, obwohl der Pferdeschlag geschätzet und ihre Zucht besonders im „Gailthal" gut betrieben werde. Daß unsere Rindviehzucht so Vieles vor den meisten Nachbarländern voraushabe, braucht nicht erst besprochen zu werden, der große Viehaustrieb ist der lebendige Beweis dafür; ob aber gerade im „Gailthale", wo es viele Pferde gibt, der beste Schlag derselben bestehe, lassen wir Kenner urtheilen. — Den Hauptreichthum des Landes bilden nach der Tabelle die Mineralien: „Kupfer, goldhaltige Schwefelkiese, Blei, Galmei, Zink, Quecksilber, Antimonium, Graphit, Stein- und Braunkohlen — und sehr viel Eisen." Sehr verkehrt und unrichtig. Es sollte heißen: Eisen, Blei, beides in großer Menge, Galmei, etwas Graphit, Stein- und Braunkohlen. Alles angegebene andere ist soviel als Null; Zink bekanntlich nur die Ausbeute des Galmei's, und Markasit nur die täuschende Außenseite des Goldes. — Ebenso fallen in der Rubrik „Industrie" die aufgeführten Seidenzeug-, Band- und Baumwollen-Manufakturen gänzlich weg. Daß Klagenfurt der Mittelpunkt für den Handel ist, können wir ebenfalls nicht gelten lassen; wenn es hierlands einen gibt, so hat Villach der Lage und Verbindung nach eher darauf Ansprüche. — Telegraphen verbinden sich von Klagenfurt über den Loibl und Laibach mit den andern der Monarchie, aber nach „Salzburg", nach „Botzen" gibt es, wie dort angeführt ist, keine eigene abgesonderte Telegraphenleitung. — An Ebenen zählt der Verfasser nur die „Klagenfurter"- und die „Völkermarkter"-Ebene und das „Zollfeld" auf. Erstere sind eigentlich Eins, und wenn wir das letzte dazu nehmen, wo bleibt das Krapf- und Lurnfeld, wo das Jaunthal, die Ebene von Villach? — An Thälern werden die der „Drau", „Gail", „Gurk", und „Lavant" aufgezählt; wo bleiben das Möll-, Liser-, Canal-, Metnitz- und Glanthal ꝛc. Besonders vergessen die Geographen Böhmens so gerne, wie wir schon einmal (Carinthia 1856, Nro. 45) bemerkten, gerade das berühmteste der Thäler Kärntens, das Möllthal. — Die Orographie oder Bergbeschreibung ist im Ganzen besser gehalten. Wir übergehen kleinere Unrichtigkeiten, theils veraltete, theils ungebräuchliche Benennungen, müssen aber die Höhenangabe des Prediel's, eigentlich nur ein Gebirgssattel oder Uebergang, mit 9000', und entgegen des „Terglou's" mit 7900' als gänzlich verfehlt bezeichnen.

Von den Pässen sind die von Malborgeth und am Prediel befestigt, während in der Tabelle letzterer fehlt und dafür „Pontafel" gesetzt ist. — Klagenfurt ist der Sitz der Landesregierung und einer Zahl anderer Branchen, nicht blos der Berghauptmannschaft und des Fürstbischofes von Gurk; auch gibt es daselbst seit langem weder Seiden- noch Baumwollen-Manufacturen, auch keine alte Burg, noch hat Klagenfurt 15,000 Bewohner, sondern um 3000 weniger. Ebenso ist die Bevölkerung der Städte Straßburg mit 1300 und St. Andrä mit 1200 Bewohnern um das Doppelte zu hoch, von Wolfsberg mit 1600 zu gering angegeben; Bleiburg hieß nie „Auffenburg" sondern soll nur „Auffenstein" geheißen haben, was jedoch nur eine Verwechslung mit den zeitweiligen Besitzern davon ist. Kappel hat auf den Vorrang als „Neu-Idria" längst schon verzichtet, so wie Guttaring auf die Eisenhütte; auch hat St. Paul keine theologische Lehranstalt, dafür ein Untergymnasium. Tarvis liegt nicht an der Fella sondern Slitza; Gurnitz hat schon lange keine Bleiweißfabrik mehr; der Herzogstuhl am Zollfelde ist keine Felsen-, höchstens nur eine Steinmasse; Pontafel hat dermalen keine Eisenwerke; das Schloß zu Rosegg gehört gegenwärtig nicht dem Fürsten von Rosenberg, sondern dem von Liechtenstein; bei Millstadt von Flachsbau und von der Leinweberei zu reden, ist nicht der Mühe werth. Von dem weit wichtigeren Prävali, von Lippitzbach, Freudenberg, von den Gewerkschaften zu Treibach, Gmünd, Göfering, St. Johann am Brückl geschieht keine Meldung, weder von Hochosterwitz noch von so vielen andern Burgen des Landes, wozu die vielen leeren Räume der Tabelle Gelegenheit genug gegeben hätten.

Wir bemerken dieses, um zu bedauern, daß man so vieles Unrichtige und Mangelhafte über Kärnten in die Welt hinausschickt, während man, wie es einst vom Verfasser der „Länder- und Völkerkunde", auch in Prag, geschah, sich die betreffenden Notizen unschwer aus Kärnten selbst hätte verschaffen können.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 16. Mai. 1857.

Aufblick.

Schon lange nicht blickt' ich
Zu euch hinauf
Ihr stummen Sterne.

Und doch! — so lockend
In träumerischtiefe
Nächtliche Ferne
Zogt ihr mich fort einst,
Als, allzuvoll noch
Mein Herz bedurfte
Verborgenen Glückes
Euch goldene Zeugen —
Mit Friedensstrahlen
Ihr noch kränztet
Das schlummerlose Haupt
Des Liebenden!

Wie oft in die Nacht hinaus
Trug ich die tiefbeklomm'ne
Ueberwallende Seele!
Habt ihr nicht weggeweht
Mit lindem Silberhauch
Der Wange Sehnsuchtsgluth?
Standet ihr nicht entfacht
Ueber schwanken
Schlummerwipfeln
Des Waldes
Sanftmahnend,
Zur Ruhe weisend
Die stürmende Fieberhaft
Des Schwärmenden,
Dem des Bergstrom's Tosen,
Der ein ew'ger Donner
Herauf aus dem Thal'
Durch die Nacht schwoll,
Zu leiser Gesang war? —

Gelebt' ich euch da nicht,
Alles zu bannen,
Was mir der Seele
Sturm erregte:
Hoffnung, Erinn'rung,
Der Zukunft Traum,
Und den brennenden Liebesdurst,
Und den stachelnden Ruhmesdrang,
Und das stets mich verfolgende
Theure Bild? —

Aus öder Gasse
Schlafbegrabener Stadt
Wag' ich zu euch
Nur flüchtigen Aufblick;
Halten nicht konnt' ich
Was ich gelobt.
Mir fehlt die Weihe
Ruh'gen Empfindens,
Ein Glücklicherer blicke
Länger zu euch hinauf!

Aber mit sanftem Vorwurf
Sehet herab
Auf den, der fürder
Beschämt zur Erde
Das Auge soll heften,
Und der nur Eines
Verbannt aus der Seele:
Hoffnung des Friedens.

Wien.

Ernst Almwart.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

„Der Schwur."

Von L. Mühlbach liegen uns nun wieder drei Bände und zwar, als dritte Abtheilung des so beliebten Stoffes: „Kaiser Joseph und sein Hof", behandelnd, „Kaiser Joseph als Selbstherrscher" (Berlin, 1857) vor. Es ist zwar das Werk damit noch nicht geschlossen, da Kaiser Joseph's Walten und besonders der Ausgang seiner Regierung und seines Lebens für so eine dramatische Behandlung der Geschichte, wo vorzüglich das Tragische vorwaltet, reichen und geeigneten Stoff bietet. Was die gegenwärtigen drei Bände betrifft, gehen sie vom bayrischen Erbfolgekrieg bis zur Reise des heiligen Vaters Pius VI. nach Wien (1777 — 1783), und begreifen so eigentlich jene Zeit in sich, wo Kaiser Joseph's Glücksgestirn im Aufsteigen war. Der erste Band greift freilich noch in die Zeit der Kaiserin Maria Theresia zurück; allein dieses war zur Verständigung über die folgenden Begebenheiten theilweise nothwendig. Diesen ersten Band müssen wir jedoch sowohl objektiv wie in seiner Ausführung als den am wenigsten Gelungenen nennen. In ersterer Hinsicht, weil er viele Irrthümer und Widersprüche enthält. Irrthümer, da es ganz unwahr ist, Erzherzog Leopold, damals und schon lange vorher Großherzog von Toskana, habe dem Kaiser Joseph seiner Mutter Befehl, sich gegen König Friedrich II. nicht offensiv zu benehmen, selbst in das Lager überbracht. Die Scene, welche sich aus dieser Veranlassung zwischen den beiden Brüdern ergeben haben soll, wird mit so grellen Farben aufgetragen, daß eine unauslöschliche gegenseitige Feindschaft das unausbleibliche Resultat hätte seyn müssen; wie denn auch vom Autor ganz irrig behauptet wird, Kaiser Joseph habe aus Haß gegen Leopold, um ihn von der deutschen Krone auszu-

schließen, dessen Sohn, seinen Neffen Franz, zum römischen König wählen lassen, was, wenn es geschehen, auch die Kaiserwahl Franz II. überflüßig gemacht hätte, welches jedoch ebenso gut bei Leopold als Franz der Fall war.

Von König Friedrich II. wird erzählt, er seye öfter gegen die kaiserliche Stellung und zwar so genau rekognoscirend geritten, daß ein Pohle, österreichischer Scharfschütze, sich Joseph angeboten, seinen Gegner bei dieser Gelegenheit auf das Korn zu nehmen, welches Vorhaben Joseph großmüthig vereitelte. Etwas später lesen wir als Schilderung von Friedrich's ausgehender Lebenskraft, daß er nur mit größter Anstrengung noch einmal das Pferd bestieg und vom Ritte ganz erschöpft heim kehrte — und doch soll er so oft ohne besondere Veranlassungen seine Rekognoscirungen vorgenommen haben!? — Dieser Band leidet auch an einer ziemlichen Dosis Unduldsamkeit, da dem nachherigen Churfürsten Carl Theodor von Pfalz-Baiern vorgeworfen wird, er habe einen ganzen Schwarm von Exjesuiten und P— n an seinem Hofe gehabt, während so was nur dem Pater Frank gelten kann; und ebenso schilt Joseph seinen Bruder Leopold als einen P— n-Knecht, während doch bekannt ist, daß dieser mit der Synode zu Pistoja noch vor Joseph seine unkirchlichen Gesinnungen an den Tag legte, so wie, daß Leopold im Jahre 1785 seinen Sohn Franz selbst nach Wien führte, um ihn in die Arme seines kaiserlichen Bruders zu legen, der ihn obendrein zu seinem Universalerben machte. Wo ist da eine Wahrscheinlichkeit eines Bruderhaßes, sey es auch, daß sie nicht immer gleiche Ansichten hatten? Ebenso unerquicklich ist die Schilderung, wie Kaiserin Maria Theresia den bekannten Historiker und Staatsmann, Hofrath Schrötter, bis zu Tode kränkte, wobei sich auf Hormayr berufen wird, welcher bekanntlich sich eine gleiche passive Rolle zudachte, als er von Oesterreich apostasirte.

Die beiden folgenden Bände können wir im Gegentheile sehr gelungen nennen. Die Schilderung des Hofes Katharina's II. und ihres Günstlings Potemkin, dieses Titanen, welcher die feinste Hofpolitik mit Rohheit verband, ist quellengetreu (wir vermissen einzig Malmesburny). Ebenso gelungen müssen wir die Darstellung von Kaiser Joseph's Audienzen, seiner Gespräche mit Günther und Lascy nennen. Alle Quellen über Joseph's Regierung: Hübner, Groß-Hoffinger, Ramshorn, seine eigenen gedruckten Briefe und die große Zahl seiner Erläße sind benützt, um uns Scenen voll objektiver und psychologischer Wahrheit vorzuführen. Die reichlich ausgestatteten Episoden von Eskeles und seiner Tochter Rachel, so wie die von Podstadzky-Liechtenstein mit der räthselhaften Gräfin Baillon gehören, obwohl beide Männer historisch und Letzterer famös, in die Classe historischer Romane. Licht und Schatten sind nicht gespart, und alles so wohl motivirt, pikant und phantasiereich, daß man sich niemals müde liest.

Leider sind wir diesmal nicht in der Lage, eine Begebenheit, welche sich auf Kärntens Boden, den Kaiser Joseph II. nie offiziell betrat (Kaiser Franz Joseph I. that es in kurzer Zeit zweimal), zugetragen haben soll, herauszuheben, und müssen uns begnügen, ein Zwiegespräch mit Lascy und Rosenberg, den wir mit Recht den Unsern nennen, vorzuführen, welches, wenn gleich weniger gefärbt, doch für Alle ehrenvoll und für uns interessant ist.

„Maria Theresia war nicht mehr. Das Geläute der Glocken, das dumpfe Rollen der Trommeln verkündete den Wienern, daß eben die Leiche der Kaiserin hinabgesenkt wurde in die Gruft der Kapuzinerkirche, und daß Kaiser Franz, der so lange auf dem Paradebett von Stein seiner Kaiserin geharrt, sie endlich jetzt wieder an seiner Seite hatte. Mit dröhnendem Schall waren die eisernen Pforten der Grabkapelle wieder hinter der kaiserlichen Leiche zusammengeschlagen, und heimgekehrt waren all die Tausende, welche als Leidtragende, freiwillig oder befohlen, die Kaiserin auf ihrem letzten Wege durch ihr geliebtes Wien begleitet hatten.

Auch Kaiser Joseph war heimgekehrt von dem schweren Gang, und gefolgt von seinen Vertrauten, dem Feldmarschall Lascy und dem Grafen Rosenberg, hatte er sich in sein Kabinet zurückgezogen. Eine tiefe Traurigkeit sprach aus seinem edlen Angesicht, schwermüthig und bewölkt war seine Stirn. Die Arme ineinandergeschlagen ging er langsamen Schrittes, gesenkten Hauptes auf und ab, ganz der beiden Herren vergessend, denen er doch befohlen hatte, ihm in sein Kabinet zu folgen, und die sich in eine Fensternische zurückgezogen hatten, nicht wagend, das tiefe Schweigen des Kaisers nur mit einem Wort, einem lauten Athemzuge zu unterbrechen.

Endlich aber schien Joseph aus seinem traurigen Nachdenken zu erwachen und ihrer zu gedenken. Gerade auf sie zuschreitend, blickte er die beiden Freunde lange und forschend an.

Bin ich ein schlechter und undankbarer Sohn gewesen? fragte er mit tiefer, bewegter Stimme. Ich beschwöre Euch, meine Freunde, keine Höflings-Antwort sondern die reine, ungeschminkte Wahrheit, bin ich ein schlechter und undankbarer Sohn gewesen gegen meine große Mutter Maria Theresia? Lascy, beim Andenken an Ihre eigene Mutter verlange ich von Ihnen, daß Sie mir die Wahrheit sagen.

Beim Andenken an meine eigene Mutter werde ich die Wahrheit sagen, rief der Feldmarschall ernst und feierlich. Nein! Euer Majestät sind kein schlechter, kein undankbarer Sohn gewesen. Sie haben vielmehr mit edler Selbstüberwindung die großen Lasten Ihrer Sohnespflicht ertragen, Sie haben oft genug Ihr eigenes stolzes Herz überwunden, und sich schweigend und gehorsam dem Willen der Kaiserin gebeugt, selbst wenn Sie wußten, daß dieser Wille irrte. Das ist meine wahre und aufrichtige Meinung.

Und die Ihre, Graf Rosenberg? fragte Joseph mit einem trüben Lächeln. Die meine ist, daß Euer Majestät nicht bloß kein schlechter und undankbarer Sohn gewesen, sondern ein edler, versöhnlicher Sohn, dessen Herz weich blieb und sich nicht verhärtete gegen seine Mutter, obwohl ihm seit seiner frühesten Jugend viel Anlaß dazu gegeben geworden. Euer Majestät haben in Demuth und Geduld mehr ertragen, als ein thatendurstiger, ehrgeiziger Mann ertragen könnte, wenn ihn nicht die Liebe und die Treue immer an die Pflicht des Sohnes gemahnt hätten; Euer Majestät haben mehr geschwiegen, als jeder Andere gethan haben würde, dem nicht die Sohneszärtlichkeit die Lippen geschlossen! —

Ich habe geschwiegen, aber mein Herz hat gegrollt, sagte der Kaiser düster: ich habe Vieles ertragen, aber ich habe es nicht ertragen mit Freudigkeit, sondern mit Unwillen, und Maria Theresia hat das mit klarem Blicke erkannt. Sie hat auf meiner düstern Stirn die Vorwürfe gelesen, die meine Lippen nicht sprachen. Ich habe ihr viel gezürnt, sie aber hat oft um mich geweint. O! diese Thränen meiner Mutter brennen jetzt auf meiner Seele und beunruhigen mein Gewissen.

Euer Majestät sollten daran gedenken, daß die Kaiserin alle die kleinen Zerwürfnisse früherer Tage vergessen und vergeben hatte, sagte Graf Rosenberg, daß sie während der letzten Wochen ihres Lebens nur erfüllt war von Dank und Liebe für ihren kaiserlichen Sohn, der ihrer pflegte mit der Treue und Hingebung, wie nur die wahre Liebe deren fähig ist!

Euer Majestät sollen auch gedenken, sagte Lascy, daß Maria Theresia mit dem klaren Blicke, welcher Sterben-

den eigen zu seyn pflegt, erkannt hatte, wie viel Kummer und Schmerzen sie, ohne es zu wollen, Euer Majestät bereitet hat, und daß sie, groß und edel, wie sie es immer war, wenn nicht fremde Einflüße über sie Macht gewonnen, Euer Majestät um Vergebung gebeten!

Ich habe mir dieß Alles selbst gesagt, rief Joseph, ich habe es mir in diesen schlummerlosen Nächten hundert Mal wiederholt, und dennoch bleibt der Stachel des Vorwurfes in meinem Gewissen, und dennoch gäbe ich jetzt freudig Jahre meines eigenen Lebens darum, wenn meine Mutter noch lebte, wenn ich ihr in unbegrenzter Hingebung meine Liebe und meine Unterwerfung beweisen könnte!

Gönnen Euer Majestät der großen Kaiserin doch die Ruhe im Grabe und die Seligkeit im Himmel, rief Lascy fast unwillig. Maria Theresia war müde des Lebens und ist freudig gestorben. Euer Majestät aber müssen jetzt freudig leben, eingedenk der hohen Erbschaft, welche der Tod der Kaiserin Ihnen gegeben hat! Diese Erbschaft ist ein Staat, sind viele Millionen Menschen, welche von Euer Majestät ihr Glück und ihre Ruhe erwarten!

Es ist wahr, rief Joseph glühend, ich habe eine große Erbschaft empfangen, und ich schwöre es hier in dieser Stunde vor Euch, meinen Zeugen, ich schwöre es, ich will diese Erbschaft treu und rechtlich verwalten, nicht als ein übermüthiger, stolzer Erbe, der verschwenden darf in üppiger Lust, was sein ist, sondern als ein treuer Verwalter, der Gott und seinem Nachfolger Rechenschaft schuldig ist! Ich schwöre es, ich will meinen Unterthanen ein guter Kaiser seyn. Die Thränen meiner Mutter, welche sie um mich geweint, ich will sie trocknen in den Augen der Unglücklichen, und die Liebe, die sie sterbend mir geschenkt, will ich vererben auf ihr Volk! Ihr könnt mich an diesen Schwur mahnen, wenn ich seiner einst vergessen sollte. Aber jetzt fordere ich auch von Euch ein Gelübde, jetzt am Anfang einer neuen Zeit stehend, fordere ich von Euch Beiden auch einen Beweis Eurer Treue!

Sprechen Sie, Sire, rief Lascy mit einem schönen Lächeln, ich bin bereit Alles zu thun, was Sie wünschen können! — Setzen Euer Majestät meine Treue auf die Probe, sagte Rosenberg feierlich, ich weiß, daß sie nicht wanken wird.

Der Kaiser legte seine beiden Hände auf die Schultern seiner Freunde, und sah sie mit zärtlichen Blicken an. Beneidenswerth der Mann, sagte er, der sich rühmen darf, wie ich, zwei treue Freunde zu haben! Aber hört, was ich von Euch fordere! Ich stehe jetzt am Anfang einer neuen Welt, am Beginn eines neuen Daseyns. Ich bin jetzt der Kaiser meines Volkes, frei, endlich zu thun, was ich will, frei, die Pläne zu verwirklichen, die ich lange Jahre schweigend in meinem Herzen genährt, frei, um meinen Willen zur That werden zu lassen und meine Gedanken zu Handlungen. Ich will das Gute und das Rechte, ich will die Guten glücklich machen, und den Bösen ein Schrecken seyn, ich will mein Volk befreien von den Ketten der Unwissenheit, in denen es so lange geschmachtet, ich will es frei, groß und stark machen! Ich will, daß es licht werde in meinem Reich, und die Finsterlinge will ich austreiben aus ihren Höhlen und Schlupfwinkeln, ich will, daß die Tugend geehrt, und das Laster verachtet werde, und ich will es daher strafen, wo es sich zeigt, wie ich die Tugend belohnen werde, wo ich ihr begegne! Aufklärung! das sey das große Wort, welches ich mit leuchtender Sternenschrift auf meine Krone schreibe, und der ich jeden Gedanken und jeden Pulsschlag meines Lebens weihe! Aber wenn mein Eifer einmal mich abführen sollte vom rechten Wege, wenn ich im Eifer, das Gute zu thun, irren sollte in dem Bestreben dazu, wenn ich, einzig nur die Zwecke im Auge habend, mich in den Mitteln vergreifen sollte, dann ist der Moment gekommen, wo ich von Euch Beiden den Beweis Eurer Freundschaft und Eurer Treue verlange. Dann sollt Ihr frei und wahr vor mich hintreten und mich warnen, dann sollt Ihr ohne Furcht vor dem Kaiser, nur eingedenk Eurer Freundschaft, mich Euer mahnendes und warnendes Wort vernehmen lassen! Wenn Ihr meint, daß ich mich in einem Irrthum befinde, so sollt Ihr mich aufklären, wenn Ihr seht, daß ich mich hinreißen lasse von meinem glühenden Thatendrang, so sollt Ihr mich warnen, sollt auch dann nicht schweigen und verstummen, wenn Eure Warnung mich unwillig macht und ich Euch von mir weisen möchte. Gerade dann sollt Ihr Eure Stimme lauter vernehmen lassen, und mich gemahnend an diese Stunde sollt Ihr von mir fordern, daß ich Euch höre und Eure Warnung beachte. Wollt Ihr das, meine Freunde? Wollt Ihr mir schwören, mir zu allen Zeiten die Wahrheit zu sagen, so oft ich sie von Euch fordere, aber in großen und wichtigen Momenten sie mich auch dann hören zu lassen, wenn ich sie nicht von Euch fordere?

Ich schwöre es Euer Majestät! riefen Lascy und Rosenberg wie aus einem Munde.

Gott und der Kaiser haben Euren Schwur gehört, sagte Joseph feierlich, und Euer Freund dankt Euch, daß Ihr ihn geleistet habt. Gebt mir Eure Hände, Ihr meine treuen Freunde! Ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir bisher erwiesen, ich danke Euch für die Liebe, die Ihr mir noch ferner erzeigen werdet. O, an Euch werde ich niemals zweifeln, von Euch Beiden bin ich überzeugt, daß Ihr mir Eure Freundschaft bewahren werdet bis zu meinem Tode!

Euer Majestät sind der Jüngste von uns Dreien, sagte Lascy, und Sie sprechen von Ihrem Tode, als könnten wir Sie überleben!

Das Alter, mein Freund, zählt nicht nach Jahren allein, sagte der Kaiser mit einem wehmüthigen Lächeln. Das Alter zählt nach den Wundnarben, die das Leben auf unsere Stirn und unser Herz gezeichnet, und wenn Ihr diese bei mir zählt, so werdet Ihr Beide sagen müssen, daß ich länger gelebt habe als Ihr, und daß ich also früher sterben werde. Versprecht mir, bis zu meinem Tode treu bei mir auszuhalten, und mir dereinst die Augen zuzudrücken!

Das werden Ihre Kinder, das wird Ihre Gemahlin thun, Sire! rief Graf Rosenberg.

Ich werde mich nicht wieder vermählen, sagte der Kaiser düster, der Entschluß ist gefaßt und unabänderlich. Mein Neffe Franz von Toskana wird mein Sohn seyn, auf ihn will ich die Liebe übertragen, die ich vielleicht für eigene Kinder hegen könnte, und für ihn will ich dereinst werben um eine Gemahlin. Die Kaiserin Katharina hat schon meine vorläufige Werbung angenommen, und wird einwilligen, daß ihre Adoptivtochter Elisabeth von Würtemberg, die Schwester der Gemahlin des Großfürsten Paul, einst die Gemahlin meines Neffen werde! Möge er glücklicher seyn in seiner Ehe, als ich es gewesen bin! Sprecht mir nicht mehr von solchen Plänen, meine Freunde, mein Herz ist ausgebrannt und leer an Liebe!

Und doch schlägt es so warm und groß für die Menschheit und für Ihr Volk! rief Graf Rosenberg.

Ja, meinem Volke gehört mein ganzes Herz, und darum ist darin auch kein Platz für ein Weib! sagte der Kaiser lächelnd. O mein armes, viel geplagtes, treues, geduldiges Volk! Dich allein will ich fortan lieben! Dich will ich frei, Dich will ich glücklich machen!"

Wie Vieles von diesen Worten Kaiser Joseph's ist in Erfüllung gegangen, selbst, daß ihm seine Freunde das Auge zudrückten, aber ebenso, daß sie ihm die Wahrheit nicht vorenthielten! Das VII. Kapitel des dritten Bandes

liefert uns eine Probe davon, wo Lascy Joseph auf alle die traurigen Folgen seiner zu raschen Reformen aufmerksam machte, und ihn zum Widerruf jener Verordnung vermochte, welche die Beerdigung der Leichnahme in Säcken befahl, und den Gebrauch der hölzernen Särge verbot. Lascy stellte ihm vor, wie sehr dieses das Gemüth besonders des gemeinen Mannes verletze, und er siegte.

Heimathliche Literatur.

Oesterreich's tapfere Söhne. Erinnerungen aus Italien und Ungarn von 1848 und 1849 eines Veteranen, Verfasser's der „Aphorismen" und der „ästhetischen Weltanschauung". Klagenfurt, 1857. Druck und Verlag von Johann Leon.

Wir müßten uns wiederholen, wenn wir für die freundlichen Leser der Carinthia den Inhalt des oben angezeigten Werkes hier näher besprechen wollten, da derselbe zuerst in diesem Blatte mitgetheilt und allgemein gerne gelesen wurde. Durch einige Reflexionen, die hier dem Inhalte eingeflochten sind, und mehrere beigegebene militärische Aphorismen („Soldaten-Gedanken") vermehrt, gibt dieses Werk eine gedrängte und getreue Schilderung der verhängnißvollen Jahre 1848 und 1849, dieser Genesis des gegenwärtigen einheitlichen großen österreichischen Kaiserreiches, und zugleich ein ehrendes Denkmal für „Oesterreich's tapfere Söhne."

Wir glauben, die beste und wahrste Recension dieser patriotischen, fleißigen Arbeit dadurch zu liefern, wenn wir den verehrten Lesern dieses Blattes das inhaltvolle Schreiben unsers unsterblichen Heldengreises, des Feldmarschalls Grafen Radetzky, hier mittheilen, womit derselbe den Herrn Verfasser beglückte, und damit in diesem unsern geehrten Landsmanne alle Kärntner insgesammt erfreute.

Dieses wahrhaft väterliche Schreiben lautet:

Euer Hochwohlgeboren!

Durch die Uebersendung Ihrer unter dem Titel „Oesterreich's tapfere Söhne" herausgegebenen Erinnerungen aus den Jahren 1848 und 1849 bin ich Ihnen zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Die Leistungen der Armee in dieser Zeit, die hervorragenden Thaten des Einzelnen, und zu diesen gehören ja auch Sie — können von mir nie laut genug anerkannt werden, und es gewährt meinem Herzen stets neue Freude, solche mit Treue und Wahrheit aufgezeichnet zu seh'n.

Die lebendige Schilderung einzelner Momente ist es, die mich bei der Vorlesung Ihres Werkes besonders angezogen hat, und es ist leicht zu erkennen, wo der eigene Säbel der Feder vorgearbeitet hat.

Gerade deßhalb glaube ich auch, daß Ihre Schrift in unserer Armee Sympathie und Anerkennung finden wird, und wünsche Ihnen dieß von Herzen.

Empfangen Sie schließlich den wiederholten Ausdruck des Dankes für Ihre Aufmerksamkeit, und die Versicherung besonderer Theilnahme und Hochachtung, womit ich verbleibe

Euer Hochwohlgeboren

gehorsamster

Graf Radetzky, FM.

Verona, am 5. Mai 1857.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung).

Nihil mortalibus arduum est
Coelum ipsum (stultitia) petimus.

Hor.

Auch diese schönen Tage sind entschwunden,
Wo viel ich fühlte, und so viel empfand,
Was theuer mir und lieb.
Was hätt' der Mensch in seinen Leidensstunden
Den langen Weg in's Heimathland —
Wenn nicht Erinnerung uns blieb.

Am 8. September 1829.

F. v. Dreer.

Auf der Höhe.

Steh' ich auf hohen Bergesrücken,
Da fühl' ich mich gar schwach und klein,
Und wage frei nicht aufzublicken
Zum Himmel, der so nah und rein.
In durst'gen Zügen möcht' ich trinken
Die reinern Lüfte, die dort weh'n,
Ich möchte betend niedersinken —
Und bleibe staunend, regtos steh'n! —
Doch trifft mein Blick die üpp'gen Auen,
Drin Alles lebet, blüht und lacht,
Da faßt mich mächtiges Vertrauen
Zu dem, der Lieb vereint mit Macht.
Es strahlt die Sonne Lieb in's Leben,
Und füllt mit Glanz der Erde Schooß,
Ich sehe Lieb' auch mich umschweben,
Und jubelnd fühl' ich mich nun groß.

Im August 1831.

Juliane Ebert.

Schön ist Welschland's früchtenreiche Flur,
Schön Achajens oft besung'nen Haine,
Doch erstaunenswerthe Wunder der Natur
Hat Achaja — und Italien — keine.
Doch an Kärnten's eis'gen Bergesrücken
Hat der Gottheit Schöpfershand,
Wand'rer! deinen starren Blicken
Ein erstarrtes Wunder zugewandt.
Wunderähnlich ist des Glockner's starrer Riff,
Wunderähnlich, ja! der Gletscher starres Haupt,
Wenn der Wolken flüchtig's Nebelschiff
Dir, o Wand'rer! nicht den Anblick raubt.
Uns, o Wonne! denen altes Freundschaftsband
Ein erfreulich's Wiedersehen hier gespendet —
Hat er an Pasterzen's hohem Rand
Freundlich seinen eis'gen Rücken zugewendet.

Am 19. Okt. 1831.

Ignaz R**
mit seinen Collegen Johann W**
und Jakob O**.

(Wird fortgesetzt.)

Die „Wienerzeitung" vom 13. Mai bringt uns folgende Trauerkunde von dem Tode eines geehrten Landsmannes:

„Am 11. Mai Morgens 5 Uhr starb hier (Wien) Herr Joseph Oswald Gallisch, Doktor der Medicin, k. k. Polizeibezirksarzt in Maria Hilf und Mitglied der medicinischen Fakultät, 63 Jahre alt. Der Verewigte hat sich, wie in seinem Berufe, so auch als lyrischer Dichter ehrenvoll bekannt gemacht, und war in früheren Jahren Mitarbeiter mehrerer Journale. Seine Gedichte, von denen einige im Drucke erschienen sind, zeichnen sich durch warme Empfindung, Correktheit der Form, und zugleich durch eine wahrhaft edle Gesinnung aus."

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 23. Mai. 1857.

Ueber die Ausgrabungen am Zollfelde.

(Nach dem mündlichen Vortrage des k. k. Landesgerichtsrathes Michael von Jabornegg-Altenfels, gehalten in der Abendversammlung im naturhistorischen Museum zu Klagenfurt am 21. November 1856.)

Unser heutiges Kärnten wurde im Jahre 13 vor Christi Geburt von den Römern erobert und bildete dann einen Theil von Mittel-Noricum.

In allen Theilen Kärntens, selbst auf einigen hohen Alpen, gewahrt man noch heutigen Tages die unzweifelhaften Spuren des einstigen Daseyn's dieser Welteroberer.

Unter den vorzüglichsten Städten des römischen Mittel-Norikum's wird von Plinius und Ptolomäus „Virunum" aufgeführt.

Diese Stadt lag im heutigen Zoll- oder Salfelde, an der Poststrasse zwischen Klagenfurt und St. Veit, wie schon von einigen früheren Schriftstellern vermuthet und angenommen, jetzt aber durch unseren vaterländischen Geschichtschreiber Gottlieb Freiherrn v. Ankershofen in seinem Handbuche der Geschichte des Herzogthumes Kärnten bis zur Gewißheit nachgewiesen wurde.

Die Stadt Virunum war von bedeutendem Umfange, denn die Ruinen derselben dehnen sich durch beinahe eine Stunde von Norden nach Süden aus; sie war aber auch von politischer Wichtigkeit, denn in ihr trafen fünf römische Reichsstrassen zusammen, in ihr residirten mehrere hochgestellte römische Staatsbeamte, in ihr standen viele, verschiedenen Gottheiten der Alten geweihte, Tempel, ja selbst die Bezeichnung dieser Stadt auf der „Peutinger'schen Karte" deutet auf eine große Stadt hin.

Ihre Zerstörung dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach um die Mitte des V. Jahrhunderts nach Christi Geburt durch Abtheilungen des Hunnen-Heeres, welches um jene Zeit auf seinem Zuge gegen Italien begriffen war, und am Wege Alles mit Feuer und Schwert verwüstete, geschehen seyn. Von einem Wiederaufbau derselben kömmt nirgends die entfernteste Andeutung vor; vielmehr wurden seit den ältesten Zeiten die zahlreichen behauenen Quaderstücke aus diesen Ruinen zu allen größeren Bauwerken der Umgebung hergeholt, wie die vielen, in die Kirchen und Schlößer nächst diesen Ruinen eingemauerten, römischen Inschriften und Skulpturen zeigen. Eine große Anzahl wichtiger Denkmäler dieser zerstörten Stadt, welche der Wuth der Barbaren entgangen waren, mag im frühesten Mittelalter vernichtet worden seyn. Erst als die Liebe für Kunst und Wissenschaft in späterer Zeit wieder erwacht war, schenkte man auch diesen Ruinen größere Aufmerksamkeit, und diesem erwachten edleren Sinne verdanken wir es auch, daß das edle kärntnerische Rittergeschlecht der Keutschacher viele der wichtigsten Römersteine aus den Ruinen Virunum's in seinem nahen Schloße Tanzenberg vor Beschädigung und Zerstörung schützte und für die Nachwelt erhielt.

Wie aus allen Umständen zu entnehmen, wurde auf dieser historisch-merkwürdigen Stätte niemals eine große und geregelte Nachsuchung oder Ausgrabung vorgenommen. Im Jahre 1784 wurde auf Kosten Ihrer kais. Hoheit der Frau Erzherzogin Marianna, welche damals bekanntlich in Klagenfurt residirte, die erste bekannte Ausgrabung im größeren Maßstabe ausgeführt. Bei jenem Anlaße wurden manche werthvolle und interessante Alterthümer zu Tage gefördert, von denen jedoch beinahe gar nichts im Lande verblieb; ja auch das von Ihrem Oberstthofmeister Franz Grafen Enzenberg über diese Ausgrabungen geführte Tagebuch ging durch einen Zufall verloren.

Im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts wurden von Frau von Dickmann-Secherau und von den Herren Gebrüdern Ritter von Moro, dann im Jahre 1838 von einer Privat-Gesellschaft, im Jahre 1845 vom kärntnerischen Geschichtsvereine und bald darauf auch von Seiner Durchlaucht dem Herrn Friedrich Fürsten Liechtenstein an einzelnen Stellen dieses klassischen Bodens Ausgrabungen veranstaltet, durch welche mancher interessante Gegenstand, z. B. ein Mosaikboden, Bruchstücke von Wandmalereien, Gemächer mit allen Beheizungs-Vorrichtungen, Bruchstücke hübscher Geschirre von rothem Thon u. s. w. zu Tage gefördert wurden.

Im Jahre 1855 endlich traten einige Freunde vaterländischer Geschichtsforschung zusammen, um neuerliche Ausgrabungen zu veranstalten. Der Zweck dieses Unternehmens war vorzüglich der, eines der vielen vorhandenen Gebäude, insoferne es nicht zu stark beschädigt wäre, aus seinem Schutte zu befreien, und für die Beschauer offen zu halten, dann die ausgegrabenen Gegenstände abzeichnen zu lassen und die wunderbar frisch erhaltenen Wandmalereien einer chemischen Untersuchung zu unterziehen, um auf den Grund ihrer Haltbarkeit zu kommen.

Die Kosten dieses Unternehmens wurden durch freiwillige Beiträge gedeckt.

Die Arbeiten begannen im Jahre 1855 zu Anfang Mai und dauerten bis über die Mitte des Monates October; eben durch diesen Zeitraum wurden selbe im Jahre 1856 wieder fortgesetzt.

Vor der Mittheilung der Ausgrabungs-Arbeiten glauben wir eine kurze Beschreibung der Gegend, wo die alte Stadt gestanden, voranschicken zu sollen, damit sich die auswärtigen Förderer dieses Unternehmens, soweit es ohne Situationsplan möglich ist, zu orientiren vermögen.

Die Hauptmasse der Gebäude lag in der Ebene zwischen der heutigen Poststrasse und dem Fuße des Töltschacher-Hügels, auf dessen westlicher Abdachung sich noch ein Theil

der Häuser gegen Osten hinzog. Der Fahrweg zum nahen Schloße Töltschach läuft an dieser Abdachung hin.

Man wählte für die Ausgrabungen eine Stelle an der westlichen Seite des Hügels nächst diesem Fahrwege, weil man schon früher daselbst Bruchstücke von schönen Wandmalereien fand, besonders aber, weil Hoffnung vorhanden war, hier auf ein bedeutendes Gebäude zu stossen, indem schon die äußere Formation der hohen und langen Schutthügel, aus denen hie und da derbe Mauerreste hervorragten, und die Vertiefung zwischen diesen Erhöhungen auf das Daseyn eines großen öffentlichen Bauwerkes schließen ließen.

Zuerst wurde eine von Norden nach Süden laufende Mauer von mehr als 20 Klafteen Länge abgedeckt, zwischen welcher und dem Fahrwege eine ebene Terrasse liegt.

Hier fand man viele Bruchstücke von gut ausgeführten und erhaltenen Wandmalereien, dann Mosaikreste und zwei Säulentrümmer; noch hingen einzelne Bruchstücke solcher Malereien an ihrer äußeren gegen den Fahrweg gekehrten Seite.

Dieser Umstand in Verbindung mit den Säulentrümmern und Mosaikstücken führte auf die Vermuthung, daß längs der Außenseite dieser langen Mauer gegen die Terrasse eine Säulenreihe hinlief, und daß der Fußboden zwischen den Säulen und der Mauer mit Mosaik geziert gewesen sey.

Am nördlichen Ende dieser langen Mauer fand man die größten, so viel bekannt, bisher gefundenen Malereien mit Abbildungen von menschlichen Figuren, Thieren, Arabesken u. dgl., dann Bruchstücke von Glasgefäßen, Lampen, einige römische Kupfermünzen, zwei stark oxidirte Griffel, einen eisernen Schlüßel, eiserne große Nägel und Gebeine.

Hierauf wurde mit der Abräumung des über der langen Mauer befindlichen Schutthügels begonnen, wo man allmählig auf sieben Gemächer stieß, deren Wände schon ursprünglich bloß mit weißem Mörtel überzogen waren, der noch hie und da sichtbar ist. Der Fußboden trägt stellenweis noch die Spuren eines ehemaligen Estrichbodens. Jedes dieser Gemächer mißt 5 Schritte in der Breite und eben so viel in der Tiefe und wird nur durch eine dünne Zwischenwand von dem Anstoßenden getrennt. Alle sieben breiten Ausgangsthüren gehen gegen Westen. Vor diesen Zimmern läuft der Länge nach ein Estrichboden hin.

Man fand hier zwei mächtige Quaderstücke mit Karnießverzierung, welche offenbar auf dem oberen Theile des Gebäudes angebracht waren.

Nun wurde zur Durchforschung der östlich hinter diesen sieben Kammern befindlichen, in einem großen Halbkreise sich an diese anschließenden Vertiefung geschritten. Da selbe von bedeutender Ausdehnung ist und wohl einen Durchmesser von mehr als 20 Klaftern hat, so sah man sich zur Vermeidung unnöthiger Kosten veranlaßt, durch dieselbe in verschiedenen Richtungen mehrere ziemlich tiefe Gräben zu ziehen, um vorläufig nur einmal das Terrain zu sondiren, und um nur für den günstigen Fall, als man auf wichtige Gebäudereste stoßen sollte, aus dieser ganzen Vertiefung den Schutt zu entfernen.

Es zeigten sich nun die Ausgänge von vier hohen Gewölben, von denen zwei schon stark beschädigt, zwei aber größtentheils eingestürzt waren. Diese Gewölbe scheinen sich unter dem Wiesenboden, der diese Grube auf drei Seiten umgibt, fortzusetzen.

Das nördlich zunächst den sieben Kammern gelegene Gewölbe ruht mit seinen beiden Seitenwänden auf Felsengrund, durch den ein kleiner, nur einen Schuh breiter offener Kanal ausgehauen ist, welcher, nachdem er noch zwei andere ähnliche Kanäle aufgenommen, südlich durch die Grube läuft, und sich in ein Gewölbe von 3 Schuh Höhe und ½ Schuh Breite einmündet, welches Gewölbe unter der Erde in einer Strecke von 70 Fuß gegen den Töltschacher-Fahrweg in einer Krümmung fortläuft, und dann wegen dem aufgehäuften Schutte nicht weiter verfolgt werden konnte.

Kaum 1000 Schritte von dieser Vertiefung entfernt, entspringt nördlich im Walde eine Quelle, deren Wasser in einen dabei angebrachten Teich rinnt, und dann nächst dem Abfluße eine Mühle treibt. Nach der gepflogenen Nivellirung ist dieser Teich um einige Schuh höher als der früher erwähnte in der Vertiefung bei den sieben Kammern befindliche Kanal; es ist daher zu vermuthen, daß dieser Letztere sein Wasser einstens aus obigem Teiche erhalten habe.

Bei der starken Verwüstung, in der man die Mauerreste in dieser Grube antraf, läßt sich über die einstige Bestimmung dieses einst sehr ausgedehnt gewesenen Gebäudes keine gegründete Vermuthung aufstellen, denn auch die Construction der sieben Gemächer gibt keine Aufklärung, die hierüber Licht verbreiten könnte.

Was die aufgefundenen Wandgemälde betrifft, so wurden sie nach chemischem Befunde mit Erdfarben ausgeführt, die Annahme jedoch, daß Letztere eine Beimischung von Wachs enthalten dürften, um sie haltbarer zu machen, hat sich aus der chemischen Untersuchung nicht als begründet erwiesen. Da diese Erdfarben schon zur Zeit, als sie aufgetragen wurden, durch die vorausgegangene Bereitung alle Metamorphosen der Witterung erlitten hatten; so konnten sie in der Erde keinen weiteren Veränderungen mehr unterliegen und blieben daher bis jetzt im unveränderten Zustande.

Die Knochen wurden am häufigsten in den sieben Kammern gefunden; sie trugen die Merkmale eines hohen Alters an sich und rühren größtentheils von Thieren her; nur ein einziges Bruchstück gehörte einem menschlichen Schädel an.

Die gefundenen Wandmalereien und Antikaglien wurden nebst einem Situationsplane über den Ort der stattgefundenen Ausgrabungen dem kärntnerischen Geschichts-Vereine übergeben.

Die Rechnung über die Verwendung der gezeichneten Beiträge sammt den Belegen befindet sich im Baron Herbert'schen Fabriks-Comptoir hier, und kann daselbst täglich eingesehen werden.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 19.)

Nun war zwar die Gesellschaft aufgehoben, aber noch immer schwebte zwischen den Brüdern ein heftiger Streit in Betreff ihrer gegenseitigen Forderungen aus dem bestandenen Vertrage.

Hanns beschwerte sich nämlich über seinen Bruder, daß dieser ihm ohne Ursache die Gesellschaft aufgekündigt habe, welche sie zum gemeinschaftlichen Betriebe der Werkgaden und des Handels mit einander abgeschlossen und in die zwei Jahre unterhalten hätten. Während der Dauer ihrer Gesellschaft hätten sie käuflich an sich gebracht: a) von Heinrich Zuckenmantel einen ganzen Weinzehent von dem Weingarten, genannt der Engel, b) von ihrem Vetter (Oheim) Martin einen „Walischen" Hammer zu Obdach, welcher dem Erasmus Stadler zinsbar sey und c) von Christoph Sumer, Eisenzieher, einen Drahtzieh-Hammer an der Graglitz ob Wolfsberg, welche drei Stücke laut den darüber ausgefertigten Verkaufsurkunden und deren Siegeln ihnen beiden gemeinsam

verkauft worden seyen. Er spreche daher die Hälfte als sein Eigenthum an. Sein Bruder Mathias habe eine Rechnung gemacht, wornach er (Hanns) ihm eine ansehliche Summe herauszuzahlen schuldig wäre; er aber dagegen wolle eine Rechnung machen, aus welcher hervorgehen werde, daß umgekehrt Mathias ihm sehr viel herauszuzahlen habe.

Mathias anderseits sagte, er habe seinem Bruder nicht ohne Ursache sondern vielmehr aus sehr wichtigen Ursachen, weil er die Einlage nicht geleistet und während der Dauer der Gesellschaft sich nicht thätig und redlich bewiesen habe, sondern ein Verschwender gewesen sey, die Gesellschaft aufgekündet, und die Aufhebung derselben sey durch richterliche Entscheidung der ersten Instanz erfolgt und in der zweiten Instanz bestätiget worden. Es sey zwar wahr, daß die Urkunden über die angekauften Güter auf ihn und seinen Bruder Hanns lauten*), aber dieser habe weder „haller noch pfening" dazu hergegeben, sondern er (Matthias) allein habe die genannten Güter aus seinem Säckel bezahlt und spreche sie daher mit Recht als sein alleiniges Eigenthum an. Aus seiner Abschiedsrechnung werde man klar ersehen, daß ihm sein Bruder einen ansehnlichen Rest schuldig sey. Da seine Handelsgesellschaft mit seinem Bruder gerichtlich aufgehoben sey, so begehre er hierüber von demselben eine schriftliche Erklärung und eine gebührliche Quittung, um sich derselben gegen seine Handelsleute und anderswo bedienen zu können.

Endlich entschlossen sich die feindlichen Brüder, da sie nicht einig werden konnten, die Entscheidung über ihren Streit einem Schiedsgerichte zu überlassen. Dieses, zusammengesetzt aus Claus Amman, bambergischem Pfleger zu Hartneidstein, Hanns List, Michael Khuendl, bambergischem Kastner, Stephan Pietsching, Stadtrichter, Balthasar Dreylinger und Andreas Eberstorfer, Bürgern zu Wolfsberg, erließ nach Anhörung der beiden Theile folgenden Ausspruch:

1. Die Gesellschaft soll laut des vom Richter und Rath zu Wolfsberg erlassenen und vom Vicedom bestätigten Abschiedes aufgehoben seyn.

2. Die 3 genannten Güter sollen, als von ihm allein bezahlt, alleiniges Eigenthum des Mathias Freidl seyn.

3. Die gegenseitigen Rechnungen seyen aufgehoben und null und nichtig, und Mathias Freidl soll alle aus der Gesellschaft herrührenden Schulden und Leistungen übernehmen und aus dem Seinigen bezahlen, aber auch alle Activforderungen für sich einziehen.

4. Welcher der beiden Brüder diesem Spruche zuwider handelt, bezahle seiner Obrigkeit die Strafe von 200 Dukaten und sey dessenungeachtet zur Haltung dieses Spruches verpflichtet.

5. Jeder der beiden Brüder erhalte eine Abschrift dieses Spruchbriefes.

Der Spruch erfolgte am Mittwoch vor den Pfingstfeiertagen 1552.

Kann man von Mathias sagen, daß er unklug und unvorsichtig gehandelt habe, indem er seinen Bruder, den er doch hätte kennen sollen, zum Gesellschafter nahm, so muß man anderseits von Hanns sagen, daß er sich geradezu schlecht benommen habe. Er gibt vor, durch die Aufhebung des Gesellschaftsvertrages verletzt worden zu seyn, obwohl er die Einlage von 500 Pfund Pfenning nicht geleistet hatte, und spricht das Miteigenthum der 3 Güter an, zu deren Ankauf er doch keinen Heller hergegeben hatte. Seine Stiefbrüder Georg und Bartlmä kannten ihn besser, indem sie ihn nicht zu ihrem Gesellschafter aufnahmen, obwohl er sich mehrere Jahre bei ihnen in Venedig aufgehalten hatte. Auch scheint er sich hier nichts erworben zu haben, indem er nicht einmal die Einlage von 500 Pfund zu leisten im Stande war. Er scheint zu den Menschen gehört zu haben, welche viel Einbildungskraft aber wenig Verstand besitzen, mehr schwätzen als handeln, und bei Selbstüberschätzung kein Ehr- und Rechtsgefühl haben. Daß er überdieß ein Verschwender gewesen sey und gegen die Mutter keinen Funken von Achtung, Liebe und Dankbarkeit besessen habe, spricht folgende Urkunde unumwunden aus, so wie sie zugleich von seinem leichtfertigen, abenteuerlichen Sinne ein Zeugniß gibt.

1552 am Mittwoch nach den hl. Osterfeiertagen, Stephan Pielsching, Stadtrichter, und der Rath zu Wolfsberg thun kund, daß Margareth Regerin Witwe mit folgender Beschwerde und Bitte vor ihnen erschienen sey. Sie habe vor 2 Jahren, da sie wegen Mühseligkeit nicht mehr im Stande gewesen sey, ihrem Hauswesen vorzustehen, ihren beiden Söhnen Mathias und Hanns Freidl alle ihre Gülten, Güter und Grundstücke unter der Bedingung übergeben und verkauft, daß ihr ein stattlicher und ehrlicher Unterhalt gegeben werde. Ueber diesen Verkauf seyen zwei gleichlautende Urkunden verfaßt, aber nicht unterschrieben worden. Dessenungeachtet habe sie jene Güter ihren Söhnen in dem guten Glauben übergeben, daß sie ihr einen gehörigen Kaufbrief ausstellen, unter sich in Einigkeit und Frieden leben und der gegen sie (die Mutter) übernommenen Verpflichtung nachkommen würden.

Da dieß jedoch nicht geschehen, sondern von ihren Söhnen ein ansehnlicher Theil der übergebenen Güter verkauft und „verhandtirt" worden sey, da insbesonders ihr Sohn Hanns Freidl mit Verachtung ihrer Ermahnungen das Seinige verthue und verschwende und da somit bei längerem Zusehen Gefahr vorhanden sey, daß Alles durchgebracht werde und sie sammt ihren Söhnen in's Verderben gerathen werde, so begehre sie, daß entweder der mit ihren Söhnen abgeschlossene Kaufvertrag ungiltig erklärt und die abgetretenen Güter ihr wieder zurück übergeben werden, oder daß die Söhne die über jenen Verkauf ausgestellten gleichlautenden zwei Urkunden unterschreiben sollen.

Darauf habe Mathias Freidl nicht nur Alles, was seine Mutter gesagt, bestätiget, sondern auch Folgendes vorgebracht: Er sey mit seinem Bruder Hanns in eine Handlungsgesellschaft getreten, sehe sich aber bei dem Umstande, daß derselbe sich ungehorsam und lieblos gegen die Mutter benehme, ihm eine große Summe Geldes schuldig sey, Alles verthue und verschwende, und sich offenbar in's Verderben stürze, genöthigt, aus der Gesellschaft auszutreten. Auch sey er bereit, der Mutter alle Güter wieder zurückzugeben, welche er und Hanns von ihr erhalten haben.

Endlich habe Hanns Freidl Folgendes vorgebracht: Die Mutter habe keinen Grund, die ihm und seinem Bruder abgetretenen Güter wieder zurückzufordern. Sie und Mathias seyen ihm, ohne Verschulden von seiner Seite, feind geworden, hätten „Practigkhn mit Einander beschlossen", wie sie ihn aus jenen Gütern und der Handlungsgesellschaft verdrängen und selbst um die künftige mütterliche Erbschaft bringen könnten. Er läugne, seinem Bruder so viel schuldig zu seyn, denn er habe Gegenforderung an ihn. Von dem mit der Mutter abgeschlossenen Vertrage so wie von der mit dem Bruder eingegangenen Handelsgesellschaft könne und wolle er nicht abstehen, aber auch die Vertragsurkunde könne und wolle er bei der Feindschaft der Mutter und des Bruders gegen ihn nicht unterschreiben. Er wolle

*) Hier gab Mathias zu viel zu, denn nach der noch vorhandenen Originalurkunde ddo. am St. Thomastag bekennt Martin Freidl, Bürger zu Wolfsberg, daß er seinem lieben Vetter Mathias Freidl, Bürger zu Wolfsberg, seinen Hammer gelegen zu Obdach an der Grabnitz verkauft habe, von Hanns als Mitkäufer kömmt kein Wort vor.

jedoch, um größeren Streitigkeiten vorzubeugen, aus dem Lande gehen und sich „zu Herren-Diensten" in die Fremde begeben, wozu sie ihm mit einem Rosse und einer „ziemblichen Zehrung" versehen sollten. Unter dieser Bedingung sollten sie indessen, doch unbeschadet seines Eigenthumsrechts und seiner Handelsgesellschaft den Genuß seiner Güter haben.

Richter und Rath hätten sich bei Hannsens Widerstreben vergeblich bemüht, die Parteien zu einem Vergleiche zu bestimmen, und somit zu Recht erkannt:

1. Daß entweder der Vertrag aufrecht erhalten werden soll, und die Söhne verpflichtet seyen, den Kaufbrief zu unterschreiben, oder, daß sie ihr den nicht unterschriebenen Kaufbrief zurückgeben und ihr die Güter wieder abtreten sollen.

2. Daß die Brüder, da sie Forderungen gegen einander zu haben vorgeben, innerhalb 14 Tage dem Richter und Rathe ihre Rechnungen vorlegen sollen.

3. Daß, da Mathias mit seinem Bruder nicht mehr länger in der Handlungsgesellschaft bleiben wolle, die Brüder innerhalb 14 Tagen abrechnen und compensiren sollen und dann die Gesellschaft aufgelöst werden soll.

4. Daß jeder Theil, der sich durch diese Entscheidung beschwert fühle, innerhalb 14 Tage die Appellation an den höheren Richter, den bambergischen Vicedom, anmelden könne.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung).

Wer ist der Riese, mächtig groß,
Gewurzelt in der Erde Schooß,
Um den der Schnee ein Kleid gewebt,
Um den die Wolke ewig schwebt?

Der niederschaut zur Brüderschaar,
Die knechtisch ihren Herrn umsteht
Wie feiges Krähenvolk den Aar,
Wenn einsam Aether ihn umweht?

Wer ist's, aus dessen Schooß sich ringt
Der jungen Möll gewässert Band,
Dem Huldigung, als Höchsten, bringt
Tirol's und Kärnten's Alpenland?

Deß Pyramid' aus Eise steht,
Ob ew'ger Sturm sie auch umweht,
Der durch den Abendsonne-Strahl
Zum Leuchtthurm wird dem nächt'gen Thal?

Der Glockner ist's! der also baut
Den Wolkensitz sich kühn hinan,
Zu dem wir staunend aufgeschaut
Von uns'rer eis'gen Tauernbahn!

Heiligenblut, am 25. Juli 1832, als
wir über den Rauriser-Tauern
hieher kamen.

J. Graf Somßich und
Jos. v. Somßich.

(Wird fortgesetzt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 16.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Kotschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Einige Terrassenhöhen NO. von St. Veit.			
Zwischen Oberhammer u. Bernaich, NNO. von St. Veit	1675	Pet.	Haupt-Diluvialterrasse, über welche Reste einer höheren als Kuppen emporragen.
Dürrnfeld, Gasthaus . . .	1713	„	Ausgedehnte Diluvial-Terrasse.
Ebenberg zwischen Obererendorf und Strogonz, SO. von Meißelding	2033	„	Hohe Diluvialschotter-Terrasse.
An der unteren Glan.			
Kuppe vom Meißelberg, NO. von Maria Saal . .	2151	Pet.	Graue Schiefer d. Steinkohlenformation (?).
Absatz am Fuße der Kuppe Schloß Meißelberg . .	1697	„	Dieselben.
Im Thale von Arndorf, N. von Maria Saal . .	1450	„	Diluvial-Terrasse.
Am rechten Glanufer, zwischen Blindendorf und der Krümmung der Glan .	1528	„	Dieselbe.
Sattel im Höhenzuge zwischen Bantrottenam südöstlichen Fuße des Ulrichsberges und Karnburg . . .	2199	„	Grauer Schiefer der Steinkohlenformation(?), Gebirgsschotter.
Gipfel des Ulrichsberges, N. von Klagenfurt . . .	3160 3209	„ Tr.	Dolomit der Trias (Guttensteiner Schichten).
Nächst Zweikirchen, Thalsohle (etwas zu niedrig), SW. von St. Veit . . .	1522	Pet.	Alluvium des Baches.
Schloß Tentschach (Hof), NW. von Klagenfurt . . .	1922	„	Krystallin. Thonschiefer, Gneißblöcke.
Gehängestufe zwischen Tentschach und Wölfnitz	1604	„	Mächtige Schotter- und Sandablagerungen.
Zwischen der Glan und dem Dorfe Winklern, W. von Karnburg, N. von Klagenfurt	1517	„	Diluvialschotter, ausgebreitet.
Zwischen Goritschitzen und Feschnig, N. von Klagenfurt	1400	„	Diluvial-Terrasse, Schotter und Sand.
Terrassenkuppe östlich von Waltendorf, NO. von Klagenfurt*)	1546	„	Diluvial-Schotter.

*) Die im Beginne der Aufnahmen gemachten Höhenbestimmungen der Umgebung von Klagenfurt sind durchschnittlich um 50 Fuß zu niedrig, entsprechend einer ursprünglichen Differenz des gebrauchten Barometers vom Standbarometer um 0·4 — 0·5 Par. Linie, welche jedoch in der Folge nicht constant blieb, um in Rechnung gebracht zu werden.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 30. Mai. 1857.

Vaterländische Literatur.

Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. Von Heinrich Hermann. III. Bandes, 1. Heft. — Geschichte Kärnten's vom Jahre 1780 bis 1835, oder die neueste Zeit. — Klagenfurt, 1857. Druck und Verlag der Johann Leon'schen Buchhandlung. — 371 Seiten, 8. (Preis 1 fl. 36 kr.)

„Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm; die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterem Blicke auf die blutigen Arbeiten des Krieges und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Herden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu, denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von ferne, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird."

Schiller.

Der Verfasser, sich rüstig der Vollendung seines patriotischen Werkes nähernd, hat uns in dem vorliegenden Hefte wieder einen bedeutenden Theil der Heimathgeschichte übergeben, den Zeitraum von 1780 bis 1835, vom Beginne der Selbstregierung des großen Kaisers Joseph II. bis zum Tode des viel und schwer geprüften Kaisers Franz I. umfassend.

Es ist dieß wohl die einzige Periode des ganzen, von Hermann bearbeiteten Abschnittes, in welcher Kärnten eine eigene Geschichte hat, oder doch eine wichtige Rolle in der Weltgeschichte, keine leicht zu übersehende Episode spielt. Es ist, wenn nicht das schönste, doch gewiß eines der schönsten Blätter unserer Geschichte, in welchem Kärnten's im Unglück erprobte Treue und Beharrlichkeit glänzend hervorleuchtet. Und all der reiche Stoff, welchen dieser Zeitraum bietet, ist mit sicherer Bestimmtheit bearbeitet, und das Bild der Zeit in seinen Hauptzügen auf unser Vaterland übertragen. Die Schilderungen sind nicht Gebilde der Fantasie, sondern die lebendige Auffassung der Zustände.

Die Daten dieser Periode hat Hermann während seines ganzen, mehr als sechzigjährigen Lebens gesammelt. Er hat als frischer Knabe, als feuriger Jüngling, den Schrecken der französischen Invasionen, die Zustände der Fremdherrschaft in Oberkärnten, den Feldzug 1813 in Kärnten, selbst miterlebt, sich viel mit Augenzeugen und Zeitgenossen darüber besprochen; er hat den unerträglichen Uebermuth der Feinde, die Schmach und Erniedrigung unsererseits, selbst mitgefühlt, dafür aber auch den Triumph der endlichen sieghaften Erhebung mitempfunden. Wie sehr mußte dadurch das vor unsern Augen aufgerollte Gemälde an Frische und Leben, wie sehr aber auch zugleich an Wahrheit gewinnen!

Mögen Enthusiasten für Napoleon, oder Freunde der Franzosen seinen Pinsel zu grell finden; wer sich hineindenkt in die Gefühle eines Zeitgenossen, eines Deutschen, eines Oesterreichers, der wird das richtige Maß nicht überschritten finden. — Ueber die darin so warm ausgesprochene Vaterlandsliebe noch Worte zu verlieren, halte ich für vollkommen überflüssig. — Wer, wie Hermann, seine geistigen Arbeiten mit vollster Uneigennützigkeit, ja noch mit materiellen Opfern dem Vaterlande widmet, dessen Patriotismus kann nirgends verkannt werden.

Eben so wenig halten wir es für nöthig, über die in diesem Buche ausgesprochene, streng religiöse und kirchliche Gesinnung etwas zu bemerken, da selbe bei unserm Autor eben so wenig in Frage gestellt werden kann.

Aber eines Vorzugs müssen wir erwähnen, dessen sich zwar die früheren Bände gleichfalls erfreuen, welchen wir aber bei der Besprechung derselben zu wenig hervorgehoben zu haben glauben. Dieser besteht darin, daß Hermann's Werk dem Titel und den Anforderungen eines Handbuches vollkommen entspricht.

Ein Handbuch der Geschiche soll nach unserer Ansicht eine belehrende und unterhaltende Lektüre für alle Stände seyn, welche Jedermann gern zur Hand nimmt. Die Geschichte des Vaterlandes ist ein Gemeingut, welches nicht nur jedem Gebildeten zugänglich, sondern auch dem einfachsten Sinne des liebevollen Vaterlandsfreundes verständlich seyn soll, indem ihm die Bilder aus derselben in eben so reicher Mannigfaltigkeit, als treuer und lebhafter Darstellungsweise dargeboten, und so umfassend nahegelegt werden, daß sie sein Gemüth fesseln und erheben, und eben dadurch die wahrste Vaterlandsliebe begründen. — Daher wird dieses neueste, an wichtigen Thatsachen und Vorgängen ungemein reiche Heft Landes-Geschichte dem gelehrten Forscher ebenso zusagen, als den anspruchslosen Vaterlandsfreund ergötzen und befriedigen.

Wir schreiten nun zur Würdigung der Quellen, aus welchen der Verfasser für die vorliegende Periode schöpfte, und womit er seine eigenen so lebendigen Erinnerungen verband, welche entschieden die werthvollste und reichlichste Grundlage für manche einzelne Parthieen und Schilderungen bilden, so wie er daraus die Berichte von Zeitgenossen constatirte und regelte.

Wir wollen uns jedoch nur auf die vorzüglichsten beschränken, indem der Raum dieser Blätter es wohl nicht gestatten würde, alle ausführlich anzugeben.

Es wurden benützt:

Zur Darstellung der Regierung Kaiser Joseph's II. „Hormayr", „Menzel", „Meynert", „Ramshorn", „Mailath", „Groß-Hoffinger", „die Privatkorrespondenzen mit Rosenberg" und Andern ꝛc.

Zur Schilderung der französischen Revolution und deren Ursachen, so wie des Revolutionskrieges, so weit der beschränkte Raum eines Handbuches diese Ereignisse aufnehmen konnte: „Ranke", „Sybel", „Posselt", die „österreichische militärische Zeitschrift" ꝛc.

Für die Geschichte der Invasion vom Jahre 1797: „die militärische Zeitschrift", „Wilhelm Riedler's Bericht in der Carinthia über das Treffen von Tarvis", „Las Cases", „Posselt" und vorzüglich auch „die schriftliche Chronik des kärntnerisch ständischen Generaleinnehmers Rainer von Lindenbüchel" ꝛc.

Für die Invasion von 1805: „Das Manuskript des Herrn Johann v. Benedikt", „die militärische Zeitschrift", „Mailath", u. a.

Ueber die Organisirung der kärntnerischen Landwehre: „die Aufzeichnungen des Hauptmann's derselben, Karl Stimpfl".

Für die Kriegsgeschichte von 1809: das bei Brokhaus erschienene Werk: „das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809", „Mailath", „Hormayr", „Rapp", „die militärische Zeitschrift", „die Aufzeichnungen Türk's, Kohlmayer's" ꝛc.

Ueber die französische Herrschaft in Oberkärnten: „Las Cases", ferner „aus ämtlichen Akten entnommene Daten", „Mittheilungen des ehemaligen Conservateur des hypotheques et Receveur de l' enregistrement des actes judiciaires in Villach, Eisank", „Statistik des Villacher Kreises vom Intendanten de la Moussaye".

Für den Feldzug von 1813: „Sporschil", „die militärische Zeitschrift", „Schels", „Welden", welcher jedoch theilweise berichtigt wird, „die Klagenfurter-Zeitung vom Jahre 1813", „getreue Abschriften der aus dem Hauptquartiere der k. k. italienischen Armee erstatteten Berichte über die in Kärnten vorgefallenen Affairen", ein von der Hand einer höchstgestellten Person verfaßter „Ueberblick der Operationen des F. Z. M. Hiller im Jahre 1813". Da Sporschil Vaudoncourts Histoire des campagnes d' Italie en 1813 et 1814 vor sich hatte, so wurden zugleich auch die Berichte des Gegners gewonnen; „Pirquet's Detailschilderungen und dessen mündlicher Commentar."

Man muß daher staunen, wie der Verfasser in seiner Abgeschiedenheit im Stande war, sich diese reiche, umfassende Literatur zu verschaffen.

Diese Quellen wurden mit größter Sorgfalt gesichtet, geregelt und berichtigt; so gelang es dem Verfasser, den Lesern ein eben so wahres als frisches Bild vorzuführen.

Indem wir es der Redaction überlassen, ausführlichere Auszüge aus diesem für die Carinthia zu entnehmen, beschränken wir uns darauf, folgende Parthieen als vorzüglich gelungen zu bezeichnen: Die Invasionen von 1797, 1805, 1809; — die Betheiligung Kärntens am Tiroler Landsturme (unser Heimathland war bekanntlich die einzige Provinz, die sich dieser Bewegung anschloß); — endlich vor allem die Schilderung des Feldzuges von 1813 in Kärnten, in welchem es der Tapferkeit unserer Truppen gelang, der Uebermacht des Vicekönigs den Uebergang über die Drau zu wehren, welcher dann wahrscheinlich die Vereinigung mit dem damals noch zweifelhaften Baiern durch Tirol, und endlich mit Napoleon im Norden, zur Folge gehabt hätte. Dieser Feldzug lehrt hiemit die strategische Wichtigkeit der Drau, die jedoch nach unserer Meinung nicht leicht in Einklang zu bringen ist mit der Richtung der Eisenbahn am rechten Ufer derselben.

Was das lebhafte Interesse an Hermann's vorliegendem Abschnitte bedeutend erhöht, und selben noch viel anziehender macht, ist, daß wir so viele der handelnden Personen, deren meist sehr ehrenvoll ja großentheils mit Auszeichnung gedacht wird, größtentheils persönlich, theils aus Erzählungen bereits genau kennen und kannten. Als Beleg dafür erwähnen wir: Salm, Enzenberg, Goës, Frabeneck, Egger, Fortschnigg, Türk, Couloz ꝛc.

Wir können unsere Ankündigung unmöglich schließen, ohne dem Verfasser im Namen des Vaterlandes, dem er seine Geschichte gewidmet, den wärmsten Dank für seine schöne Arbeit und namentlich auch dafür darzubringen, daß er so viele und wichtige Thatsachen dieser Periode, die ohne ihn und ohne sein eben so treues als reiches Gedächtniß in kürzester Zeit unrettbar in Vergessenheit begraben worden wären, vor dieser bewahrt hat.

P. V. H.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung.)

Den großen Glockner und einen König
Den kümmern alle Besuche gleich wenig;
Ob ein Fürst, ob ein Bettler empor zu ihm blickt,
Sein erhabenes Haupt nicht merklich nickt.
Hat er einmal die Stirne mit Wolken umhüllt,
Er klärt sie nicht, ob man ihn lobt oder schilt;
Bis bessere Laune sich findet ein,
Da mag man sich dann seiner Herrlichkeit freu'n.

Aus furchtbaren Höhen schaut er nieder
Auf den Kreis der stattlichen Riesenbrüder;
Reicht ihnen die Hände, reicht ihnen den Saum
Des glänzenden Kleides von Silberschaum.
Und die Schaar der Giganten rings umher
Umstorrt ein unendliches Gletschermeer,
Dessen Gellüfte in furchtbaren Reih'n
Wie gierige Schlünde dem Wanderer dräu'n.

Ich habe das gestern mit Augen geseh'n,
Hab' den Glockner getroffen heiter und schön,
Bis hinein in die Gamsgrub' bin ich gestiegen,
Hätt' gerne noch mögen auf den Glockner fliegen.
Quer über das Kees gings nicht ohne Gefahren,
Denn die Klüfte mit Schnee verhüllet waren;
Auch die Hitze daselbst macht' uns viele Noth,
Mein Gesicht ist vom Schneeglanz noch glühend und roth.

Was sonst von Pasterzen und Wasserfällen
Die Schreiber in diesem Buche erzählen —
Auch mir zwar das Alles ganz wohl gefiel,
Doch hab' ich dergleichen gesehen schon viel.
Nur den Riesenglockner und die Genossen,
Die ihn umsteh'n, die kaum minder großen,
Und das eisige Meer, über das sie ragen,
Daran werd ich denken zu allen Tagen.

Am 6. August 1833.

Dct. Joseph Walcher.

Nach einem abermaligen Aufenthalte von zwei Monaten in dem herrlichen **Heiligenblut** und seinen Umgebungen verlebte ich die letzten fünf Tage in der Gesellschaft meiner sieben Kinder fröhlich und wohlgemuth, nachdem ich obendrein das Glück gehabt hatte, sowohl Sr. Fürstlich Gnaden, dem Herrn Fürst-Bischof von Gurk (**Georg Mayr**) als auch Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Mitregenten von Sachsen (**Friedrich August**) aufwarten zu dürfen, und von vielen hier verzeichneten lieben Freunden besucht zu werden.

Am 17. August 1835.

Prof. Doct. **Hoppe**,
vulgo „der Alte vom Berge".

(Wird fortgesetzt.)

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung).

Hanns appellirte, jedoch ohne Erfolg, denn der Viedom bestätigte das Urtheil der ersten Instanz. **Hannsen's** Unrecht und Schlechtigkeit war doch zu augenfällig, und selbst seine Aeußerung, in die Fremde gehen zu wollen, war nichts als Schwindelei. Hätte er das Roß und die Zehrung bekommen, so hätte er die Mutter und den Bruder ausgelacht und doch gethan, was ihm beliebte.

Da er zur Unterschreibung des mit der Mutter abgeschloßenen Vertrages durchaus nicht zu bewegen war, so wurde dieser aufgehoben und die Mutter wieder in den Besitz der Güter gesetzt, welche sie mittelst Urkunde ddo. Montag nach Invocabit 1553 ihrem Sohne **Mathias Freidl** verkaufte. **Hanns** hatte alles Mögliche aufgebothen, um den Abschluß dieses Verkaufes zu hintertreiben und stieß, nachdem derselbe dennoch in vollkommen rechtlicher Form vor sich gegangen war, Verwünschungen gegen Mutter und Bruder aus, klagte über ungerechte, unverdiente Zurücksetzung und Verkürzung, und setzte alle Hebel in Bewegung, um den Verkauf als null und nichtig erklären zu lassen. Dieß brach der Mutter das Herz, sie starb 1554 aus Kränkung über ihren ungerathenen Sohn. Und eben hierin zeigte sich die Nemesis!

Als Margarethens erster Gatte Andreas Freidl starb, war sein jüngerer Sohn aus dieser Ehe, nämlich **Hanns**, noch ein Knabe, der um so mehr der mütterlichen Liebe, Sorge und Leitung bedurfte, da er keinen Vater mehr hatte. Aber anstatt dieser Pflicht nachzukommen, bestieg sie zum zweiten Male das Ehebett, und wandte Herz, Sinn, Zeit und Thätigkeit ihrem neuen Gatten und dem von ihm empfangenen Sohne zu, und vernachläßigte den Sohn der ersten Ehe. Die Früchte dieser Vernachläßigung waren für sie bitter, und sie starb an deren Genuße. Eine Lehre für Witwen in ähnlicher Lage, welche wieder heirathslustig sind!

Die Urkunde, mittelst welcher die Mutter ihrem Sohne **Mathias** ihre Güter verkaufte, mußte einige für den jüngeren Sohn **Hanns** minder günstige Punkte enthalten haben, weil dieser den Verkauf nicht anerkennen wollte. Mathias war zwar nach Recht und Gesetz Eigenthümer jener Güter, als welcher er auch 1554 laut noch vorhandenen Urkunden mehrere heimgefallene unterthänige Güter wieder von Neuem verlieh, aber der Haß und die obgleich ungegründeten Vorwürfe seines Bruders verfolgten ihn unaufhörlich, und um endlich einmal vor demselben zur Ruhe zu kommen, nahm er dessen Vorschlag an, mit ihm nach Nürnberg zu reisen, die Entscheidung ihrer Sache ihrem Bruder **Christoph** zu überlassen und dessen Ausspruch, möge er wie immer ausfallen, unverbrüchlich zu halten.

Sie führten diesen Entschluß auch wirklich aus, reisten nach Nürnberg, trugen dem Bruder, als zu dessen Einsicht und Rechtlichkeit sie beide gleiches Vertrauen hätten, ihren Streit vor, und gelobten sich vor ihm mit Handschlag an Eides Statt, daß sie seinen Ausspruch treu und gewissenhaft befolgen wollten.

Christoph als Schiedsmann that folgenden Ausspruch:

1. Der von der Mutter geschehene Verkauf ihrer Güter an Mathias soll als zu Recht bestehend von Hanns angesehen werden, und dieser soll jenem eine Urkunde mit der Erklärung ausstellen, daß er jenen Verkauf als rechtmäßig anerkenne, und daß weder er noch seine Erben auf jene verkauften Güter einen Anspruch machen wollen.

2. Dagegen soll Mathias seinem Bruder Hanns für dessen Ansprüche an die väterliche, mütterliche und schwesterliche Erbschaft 700 Gulden in 2 Raten bezahlen, nämlich 200 fl. zu Martini 1555, und 500 fl. zu Martini 1556. Ueber die 500 fl. gebe er ihm einen gehörigen Schuldbrief und zahle ihm 6 % Interessen.

3. Die Aufrechnungen Beider an Unkosten ꝛc. sollen gegenseitig aufgehoben seyn.

4. Hat Hanns die 700 fl. von seinem Bruder empfangen, so gebe er ihm darüber eine Quittung mit der Erklärung, daß er nun, etwa neue Todesfälle ausgenommen, gar keinen Anspruch an seinen Bruder wegen der genannten Erbschaften mehr habe, sondern vollkommen befriediget worden sey, und namentlich auf die von seiner Mutter seinem Bruder Mathias überlassenen Güter gänzlich Verzicht leiste.

5. Ueber diese Entscheidung und deren einzelne Artikel soll nach Zurückkunft der Brüder nach Wolfsberg eine Urkunde verfaßt und dieselbe mit den Siegeln des Stadtrichters, wer der wäre, dann Pietsching's, Martin Freidl's und Wolfgang Waldmann's, der alten Bürger und Rathsmitglieder, so wie mit Hannsen's eigenem Siegel und eigenhändiger Unterschrift versehen werden.

6. Welcher der beiden Brüder dieser Entscheidung entgegenhandelt, zahlt eine Strafe von 200 ungarischen Gulden, die Hälfte dem Bischofe von Bamberg, die Hälfte dem haltenden Theile.

7. Die Brüder gelobten für sich und ihre Erben, diesem Ausspruche treu und unverbrüchlich nachzukommen.

Ueber diesen Schiedsspruch wurden zwei gleichlautende Urkunden ddo. 26. August 1555 in der Stadt Nürnberg ausgefertiget, und mit den Siegeln a) des ehrbaren und weisen Hieronymus im Hof, b) des ehrbaren und weisen Stephan Peaun, beide Bürger und Glieder des Rathes zu Nürnberg, c) Christoph's, d) Mathiasen's und e) Hannsen's Freidl und der eigenhändigen Unterschrift des Mathias in dem für Hanns bestimmten Exemplare und umgekehrt versehen.

Das Siegel des Christoph hat Helm, Helmkrone und Helmdecke. Aus der Krone ragen zwei einander entgegengekehrte Flügel empor.

Umschrift: S. CHRISTOF FREIDL.

Christoph, der Bürger der freien Reichsstadt Nürnberg, führte ein adeliches Wappen, während seine Brüder, die Bürger der unterthänigen (bischöflich bambergischen) Stadt Wolfsberg, nur gewöhnliche Marken in ihrem Siegel haben.

Nach Wolfsberg zurückgekehrt stellte **Hanns** am St. Martinstag (11. November) 1555 eine Urkunde aus, worin er bekennt, daß er, gemäß der zwischen ihm und seinem Bruder **Mathias** von ihrem Bruder **Christoph Freidl**, Bürger zu Nürnberg, am 26. August 1555 zu Nürnberg

gefällten Entscheidung, auf die Erbschaft nach seinem Vater Andreas, nach seiner Mutter Margareth und nach seiner Schwester Cordula unter der Bedingung Verzicht geleistet habe, daß ihm sein Bruder Mathias dafür 700 fl. Rheinisch, 1 fl. zu 60 kr. gerechnet, in zwei Raten bezahle, und zwar die erste Rate mit 200 fl. sogleich, die zweite mit 500 fl. aber zu Martini des nächsten Jahres, ihm über diese 500 fl. einen Schuldbrief ausstelle, und ihm davon die sechsprocentigen Interessen mit 30 fl. entrichte. Schließlich leistet er in einer höchst ausführlichen Formel für sich und seine Erben Verzicht auf die seinem Bruder überlassenen Güter. Die ehrsamen und weisen Baltan (Valentin) Hueber, Stadtrichter zu Wolfsberg, Martin Freidl, Stephan Pietsching und Wolfgang Waldmann, Mitglieder des Rathes und Bürger daselbst, und Hanns Freidl selbst bekräftigten die Urkunde durch ihre Siegel und Letzterer fügte seine eigenhändige Unterschrift bei.

Hanns kam daher der Entscheidung seines Bruders Christoph's vollkommen nach, nicht so Mathias. Denn er zahlte weder die erste Rate noch stellte er über die zweite Rate den Schuldbrief aus. Statt desselben ist ein bloßer Entwurf davon ddo. am St. Martinstag 1555 vorhanden, worin er bekennt, daß er laut dem zwischen ihm und seinem Bruder Hanns durch Vermittlung ihres Bruders Christoph Freidl zu Nürnberg am 26. August 1555 abgeschloßenem Vertrage seinem Bruder Hanns 500 fl. Rh. schuldig geworden sey und verspricht ihm dieselbe zu Martini 1556 zu bezahlen und bis dahin mit 6 von 100 zu verzinsen und seinem Bruder, wenn er zur gehörigen Zeit nicht zahle, allen daraus erwachsenden Schaden zu ersetzen. Ebenso gelobt N. als wahrhafter Bürge dem Hanns Freidl, daß er, wenn Mathias nicht zahle, statt desselben die Zahlung leisten wolle.

Daß diese Schrift ein bloßer Entwurf sey, ersieht man klar daraus, weil Mathias die Urkunde weder gesiegelt noch unterschrieben hat und auch der Bürge nicht genannt ist.

Daß Mathias die erste Rate am bestimmten Tage nicht bezahlte, mag immerhin noch bei den Umständen, worin er sich damals befand, entschuldiget werden, daß er aber seinem Bruder, der seinerseits dem geschloßenen Vertrage pünktlich nachkam, nicht einmal den Schuldbrief ausstellte, kann durchaus nicht entschuldiget werden, es wäre denn, daß er Niemanden habe finden können, der sich für ihn habe verbürgen wollen.

Hanns war daher ganz in seinem Rechte, wenn er sich am 15. Juni 1556 bei Richter und Rath zu Wolfsberg beschwerte, daß ihm Mathias die 200 fl., die er zu Martini hätte bezahlen sollen, nicht bezahlt, sondern ihn gebeten habe, in Anbetracht der großen Ausgaben, welche ihm die Hochzeit verursacht habe, noch länger zuwarten zu wollen, in welche Bitte er auch eingewilligt habe. Da er aber nicht nur jene 200 fl. sondern auch den Schuldbrief über die zu Martini 1556 zu zahlenden 500 fl. noch immer nicht von seinem Bruder habe bekommen können, so bitte er den Magistrat, seinen Bruder dazu zu verhalten, daß er a) jene 200 fl. b) 216 fl., welche er an seinen Bruder Christoph zu zahlen übernommen habe und c) 12 fl. für ein Roß sogleich bezahle und d) den Schuldbrief über die 500 fl. ausstelle.

Mathias wird ohne Zweifel seiner Verbindlichkeit nachgekommen seyn, da in der Folge über die Angelegenheit nichts mehr vorkömmt und da er durch seine Heirath in bessere Vermögensumstände gesetzt wurde.

Er vermählte sich nämlich nach seiner Zurückkunft von Nürnberg, also entweder noch im November 1555 oder im Jänner 1556 mit Barbara, einer Tochter des Klaus (Nikolaus) Ammann, bambergischen Pflegers zu Hartneidstein, und dessen Gattin Katharina, einer gebornen von Payerhofen.

Hanns Ritter von Payerhofen war 1510 mit Hinterlassung seiner Witwe Margareth, eines Sohnes Wilhelm und sechs Töchter: Margareth, Katharina, Magdalena, Agnes, Bandula und Anna gestorben. Da zwischen 1524 und 1528 sein Sohn Wilhelm und bald darauf auch des Letztern Schwester Agnes, unvermählt gestorben waren, ging die Herrschaft Payerhofen auf die noch am Leben gebliebenen fünf übrigen Schwestern über. Unter diesen war Katharina in erster Ehe mit Peter Freylander, Magister der freien Künste, Arzt zu Wolfsberg, in zweiter Ehe aber mit Klaus Ammann, bambergischen Pfleger auf Hartneidstein, vermählt. Sie starb 1538 im Monat August und hinterließ zwei Töchter, Christina aus erster Ehe und Barbara aus der zweiten Ehe. Ihren Fünftel-Antheil an Payerhofen vermachte sie zur Hälfte ihrem Gatten, zur Hälfte ihren beiden Töchtern. Klaus Ammann erhielt auch von seiner unvermählten Schwägerin Bandula gegen Verschreibung lebenslänglicher anständiger Verpflegung in seinem Hause ihren Fünftel-Antheil an Payerhofen. Nach dem Tode aller fünf Schwestern wurden alle Payerhofer'schen Güter und Gülten, ja das Schloß selbst und die unmittelbar dazu gehörigen Grundstücke in fünf Theile getheilt, wovon Klaus Ammann 2 Theile, nämlich 1 Theil ($^1/_5$) von seiner Schwägerin Bandula, $^1/_2$ Theil ($^1/_{10}$) von seiner Gattin für sich und $^1/_2$ Theil ($^1/_{10}$) von seiner Gattin für die Kinder erhielt. Nach und nach löste er unter großen Schwierigkeiten und mit vielem Gelde nicht nur die Antheile der übrigen Erben, und darunter auch den Antheil seiner Stieftochter Christina, ~~sondern auch~~ die schon früher von dem Herren von Payerhofen auf ewige Wiederlösung versetzten Güter und Gülten an sich, und hatte die Genugthuung, fast den ganzen vormaligen Payerhofer'schen Herrschafts-Körper, der bereits zerstückelt war, wieder vereiniget zu haben, um ihn dereinst als ein Ganzes seiner einzigen Tochter, denn aus der zweiten Ehe hatte er kein Kind, überlassen zu können. Wir sind diesem Manne, obwohl er zunächst nur seinen Ehrgeiz befriedigen und für seine Tochter sorgen wollte, großen Dank schuldig; denn ohne seine Bemühung wäre Payerhofen wahrscheinlich zerstückelt geblieben, hätte aufgehört, eine Herrschaft zu seyn, wäre zu einem bloßen Gute herabgesunken, das Schloß selbst unter fünf Eigenthümer vertheilt, wäre nicht in gutem Zustande erhalten worden, sondern allmählig seinem Untergange entgegen gegangen und von den Urkunden seines Archiv's, das so vollständig auf uns gekommen ist, wäre uns auch nicht eine erhalten worden.

Nun dieses um uns hochverdienten Mannes Klaus Ammann's Tochter Barbara ward und zwar noch bei seinen Lebzeiten die Gattin des Mathias Freidl. Da jener ein reicher Mann war, oder wenigstens dafür galt, so wollte der künftige Schwiegersohn sich auch seinerseits nicht spotten lassen, sondern machte große Ausgaben für seine Hochzeit und seinen künftigen Haushalt, wodurch es wohl begreiflich wird, daß er seinen Bruder Hanns zu Martini 1555 die schuldigen 200 fl. nicht habe zahlen können. Vielleicht war es eben auch die Liebe, die ihn ausschließlich einnahm und ihn alles Andere, und darunter selbst die Ausstellung des Schuldbriefes über die 500 fl. vergeßen ließ, welche er zu Martini 1556 zu bezahlen verpflichtet war. Es kann übrigens wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß er, durch seine Heirath in bessere Vermögensumstände versetzt, dem Bruder beide schuldige Summen werde bezahlt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 6. Juni. 1857.

Lavantthal.

(Einem Freunde auf die Reise.)

Bald blickst vom hohen Alpenrücken
Hinunter Du in's schönste Thal,
Mag rosig es der Abend schmücken,
Wenn Du es schaust zum ersten Mal.

Der fernsten Berge Spitzen winken
Durch's Blau herüber ihren Gruß,
Willkommen rauscht im gold'nen Blinken
Herauf der jungfräuliche Fluß.

Das ganze Thal, Ein großer Garten,
Fruchtbare Fülle nah und weit —
Umzäunt von grünen Alpenwarten
Ein farbig Bild voll Lieblichkeit!

Und zwischen fruchtgebeugten Zweigen
Glänzt hie und da ein gastlich Dach —
Des Rauches blaue Wölkchen steigen
Zum blauen Himmel allgemach.

Nur dann und wann, indeß die Runde
Entzückt Dein Auge überschaut,
Durchweht das Schweigen — Friedenskunde —
Der Heerdenglocke träger Laut.

Dann ruf'st Du wohl, vertieft im Schauen:
Fürwahr! auf den beglückten Höh'n —
Hier möcht' ich meine Hütte bauen,
Wo ist die Welt so zauberschön?

Berühmt're Thäler, — vielbesungen
Und allgekannt — hab' ich erblickt,
Doch hat auf meinen Wanderungen
Mich keines noch, wie dieß erquickt!

Wien.

Ernst Almwart.

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa,

Marschall Marmont, in Bezug auf Kärnten.

Die Memoiren Marmont's sind so vielfach besprochen und beurtheilt worden, daß darüber in der „Carinthia" eine umfassende Ansicht auszusprechen überflüssig erscheint. Da jedoch Marmont sowohl im Jahre 1797, als in den Kriegsjahren 1806, 1807, dann 1809 in Kärnten auftrat, und nachhin ihm als General-Gouverneur von Illyrien auch Oberkärnten seiner Civil- und Militärgewalt untergestellt war, erachten wir unsers Berufes, seine, diese Perioden betreffenden, Relationen und Beobachtungen, in so ferne sie mit Kärnten in Verbindung stehen, wörtlich aufzuführen, und wo erforderlich, zu beleuchten. In Bezug auf das verhängnißvolle Jahr 1797 lautet seine Darstellung, wie folgt:

„Der Erzherzog Karl, seit dem 15. Februar 1797*) an der Spitze der Oesterreicher, hatte eine Armee gefunden, die bedeutend schwächer als die uns'rige (französische) und sehr entmuthigt war; die folgende Thatsache wird ihren Geist bezeichnen. Er hielt für nöthig, im Tagsbefehle die Absetzung jedes Offiziers anzukündigen, der sich ohne Befehl einen Marschtag weit hinter seinem Korps befinden würde. Den 29. Ventose (19. März) kam man vor Gradiska an. Bernadotte, ungeduldig sich hervorzuthun, versuchte sehr unvorsichtig einen Handstreich auf diese Stadt und wurde zurückgeworfen. Die Division Serrurier ging über den Isonzo, und Gradiska kapitulirte. Die österreichische Armee bestand aus 45 Bataillonen, 26 Compagnien, 19 Schwadronen, im Ganzen 39,751 Mann**) unter den Waffen; sie bewerkstelligte ihren Rückzug auf drei verschiedenen Straßen: ein Theil marschirte direkt auf Tarvis durch die Chiara (das Canalthal), diesem folgte Massena. Am Isonzo angekommen, marschirte ein anderer Theil diesen Fluß hinauf, ihm folgte die Division Guyeux, den die Division Serrurier unterstützte; endlich der dritte und kleinste zog sich nach Adelsberg zurück, und ihm marschirte Bernadotte nach. Bei dem zweiten befand sich viele schwere Bagage; da seine Richtung sich mit der zweiten Colonne vereinigte und zwar zu Tarvis, in dem Passe der Bergkette, wo sich die beiden Straßen begegnen, und da der General Massena die Wichtigkeit einer Besetzung Tarvis', als den Punkt des Debouche's, einsah, drang er kräftig auf den Feind ein. Man war noch im Anfange des Frühlings und kämpfte auf dem Eise. Nach einem selbstständigen Erfolge gegen den Erzherzog Karl in Person, zogen sich die Oesterreicher nach Villach zurück, die noch im Thale von Natisone gebliebenen Truppen wurden abgeschnitten***). Während dieser Zeit kämpfte die Arriergarde dieser Colonne mit dem General Guyeux, der hinter ihr her marschirte, und vertheidigte die venetianischen Forts von Corperetto****), als aber

*) Thatsächlich erst am 4. März, wo der Erzherzog bei der österreichischen Armee zu Udine anlangte.

**) Dieses nur nach rechtzeitigem Eintreffen von 11,663 Mann Verstärkungen, was aber vielfach nicht der Fall war.

***) Dieses ist alles, was Marmont von dem für die Oesterreicher so ehrenhaften Treffen bei Tarvis sagt, wo der Erzherzog erst bei dessen Ausgang eintraf.

****) Soll heißen: die Flitscher-Klause, welche auf österreichischem Boden lag; der sogenannte General Contreuil war niemand anderer als Gontreuil, der jedoch bei Tarvis gekämpft; gefangen wurden General Köblös und Bajalich mit jenen 3000 Mann.

diese Forts zur selben Zeit, wo Massena den Feind bei Tarvis schlug, schnell genommen worden waren, streckten 3000 Mann, vom General Soutreuil befehligt, die Waffen und wurden Kriegsgefangene. — Massena, in Villach eingezogen, und durch die Generale Guyeux und Serrurier unterstützt, fuhr fort, den Feind, dessen Rückzug nach Klagenfurt hin Statt fand, zu bedrängen. Nach der Einnahme (doch nur Besetzung) von Klagenfurt schlug man sich bei Neumarkt, in dessen Schluchten man eindrang, hier verloren wir den tapfern Offizier, den Obersten Carrere, der die Artillerie Massena's befehligte; sein Name wurde der zweiten Fregatte gegeben, welche Bonaparte bei seiner Rückkehr aus Egypten begleitete und auf der ich damals eingeschifft war. Am folgenden Tage schickte auch der General en chef mit einem Briefe für den Erzherzog zu den feindlichen Vorposten. Dieser Brief war eine Aufforderung zum Frieden, eine Bußpredigt über die Uebel, die der Krieg erzeugt, ein Mittel, dessen sich Bonaparte oft mit Erfolg bediente, er, der jene Uebel so wenig beachtete. Ich war beauftragt zu beobachten und einen Versuch zu Unterhandlungen zu machen, aber ich wurde bei den Vorposten aufgehalten. Der Erzherzog antwortete durch einen höflichen Brief, in welchem er in allgemeinen Ausdrücken ankündigte, daß er seinem Hofe von den gemachten Vorschlägen Nachricht geben würde*). Massena setzte seine Bewegung fort und schlug den Feind wiederum am 15. Germinal (5. April) bei Unzmarkt. An diesem Tage begegnete ich, mit dem 4. Jägerregimente und einiger Infanterie nach Murau geschickt, um Nachrichten über Joubert's Operationen einzuziehen (!), einigen feindlichen Abtheilungen, die ich gefangen nahm; am Abende erfuhr ich (von wem?) die Erfolge Joubert's und seine Ankunft in Unterau und Mittewald. Der Feind hatte seinen Rückzug fortgesetzt und wir so eben Bruck besetzt, als die Antworten aus Wien ankamen; sie autorisirten den Erzherzog zu einem Waffenstillstande, und kündigten die Sendung Bevollmächtigter für die Friedensunterhandlungen an. Massena stellte sich nun in Bruck, Guyeux in Leoben, Serrurier in Gratz, Bernadotte in St. Michael auf (beide erst nach der Hand). Joubert näherte sich der Armee und besetzte, indem er über Spittal und Paternion ging, Villach, (später auch Klagenfurt), um ihre Communication zu sichern. In 25 Tagen, vom Ausmarsche aus den Cantonnements an, hatten wir Friaul (das nicht österreichische), Krain, Kärnten und Steiermark erobert und waren vor den Thoren (?) von Wien angekommen; 14 Tage später waren die Friedenspräliminarien von Leoben unterzeichnet. Bonaparte zweifelte beim Anfange dieses letzten Feldzuges nicht am Erfolge; niemals hatte er eine so gute und zahlreiche Armee (d. i. ehe als er Kaiser wurde) niemals der Feind eine weniger furchtbare gehabt; er benachrichtigte das Direktorium von seiner nahe bevorstehenden Ankunft im Herzen der Erbstaaten und forderte dringend den Beginn des Feldzuges unserer Armee am Rhein. Diese Diversion war unentbehrlich, mochte sie nun siegen oder nicht, denn, durch den (Rhein) getrennt, setzte sie, wenn sie ruhig blieb, den Feind in den Stand, ein starkes Detachement gegen uns zu senden. Das Direktorium antwortete, daß die Rheinarmee zwei Monat brauchen würde, über den Fluß zu gehen. Diese Antwort, welche den Stand der Frage ganz veränderte, brachte uns in eine Stellung, die der geringste Rückschlag sehr gefährlich machen konnte; ihr Eindruck auf den General en chef war deßhalb sehr groß. In der That, unsere Offensive mußte, fortgesetzt, die schon uner(messene) Operationslinie noch verlängern, in der Mitte von Gebirgen und Pässen ohne Zahl, sie streift Länder, die dem Hause Oesterreich außerordentlich ergeben waren, wo die Massenaushebungen organisirt sind (doch nur in Tirol und in der Militärgrenze) und Mittel ohne Grenzen geben. Man mußte also, da wir auf unsere eigenen Kräfte gestellt waren, den Schrecken und die Gefahr, welche die österreichische Hauptstadt bedrohten, benutzen, um unsere Vortheile zu realisiren (!) und aus einer ungewissen Stellung, die sehr großen und entgegengesetzten Chancen unterworfen war, herauszukommen. Diese Betrachtungen hatten den General Bonaparte schon bestimmt, jene ersten Anträge zu machen, deren Ueberbringer ich gewesen war, und sich scheinbar jenen Bewegungen der Menschlichkeit hinzugeben, deren die für den Krieg passionirten Leute so selten fähig sind. Jedenfalls war sein Benehmen bei dieser Gelegenheit vorsichtig und klug gewesen, aber er wurde durch die Glücksgöttin getäuscht, denn die Rheinarmee, voller Wetteifer, hatte ihre Thätigkeit zur Vollendung der Vorbereitungen verdoppelt; sie ging über den Rhein, und schlug den Feind gerade in dem Augenblick, wo wir aufhörten zu kämpfen. Niemals würde er in den Frieden von Leoben gewilligt haben, wenn er jene Mitwirkung geahnet hätte, und wir wären nach Wien gegangen; der Friede hatte keinen Oesterreicher in Italien gelassen und es ist unberechenbar, wie weit, bei ähnlichen Erfolgen und dem Geiste jener Epoche, die Folgen so einer Fortsetzung des Krieges gegangen wären."

Wir hätten damit wieder ein Stück Geschichte gewonnen, wenn auch nichts Neues, ausser der Wahl Marmont's zu jener famosen Sendung, aber die Bestättigung dessen, was in dem neuesten Hefte der vaterländischen Geschichte ausgesprochen wurde, sowohl in Bezug auf Bonaparte's Lage, als die von ihm angenommene Maske. Uebrigens hat der Uebersetzer, und wie zu sehen, der Abdruck, zu Marmont's Irrthümern noch einen Beitrag von Fehlern geliefert, die wir im Contexte zu verbessern bemüht waren.

*) Es ist auffallend, in welche Verwirrung hier Marmont, dessen Wahl zur Sendung an Erzherzog Karl wir bisher ignorirten, hier geräth. Bonaparte hatte seinen Antrag ob eines Waffenstillstandes nicht erst am 4. April von Neumarkt, sondern bereits am 31. März von Klagenfurt aus an den Erzherzog abgehen lassen. Sein Wortlaut, den Marmont summarisch treffend andeutet, findet sich in Las Cases „Denkwürdigkeiten aus St. Helena", und in mehreren anderen Werken, so wie in dem Handbuche der Geschichte Kärntens, in dem neuesten ausgegebenen 7. Hefte, Seite 126 und 127 der II. Abtheilung. Die Antwort des Erzherzogs erfolgte am 2. April, worin er vorläufig sich entschuldigte, dießfalls keine Vollmacht zu haben, doch in dem Momente, als die Franzosen Friesach nahten, auf einen Waffenstillstand von nur 4 Stunden antrug, den jedoch Bonaparte gegen seine ausgesprochene Absicht, Menschenblut zu schonen, zurück wies.

Die Wacht.

In der Fremde.

Die träumerische Mitternacht
Fand mich als Wehrmann auf der Wacht;
Da kam's, daß der Gedankenflug
Mich in die liebe Heimath trug —
Und Phantasus mein treues Roß
Gewahrete kaum sich zügellos,
So rast er mit mir durch die Nacht,
Bis er den Zauberritt vollbracht.
Und wo die Möll mit Silberlicht
Durch dunkle Erlenauen bricht,
Dort hielt mein guter Klepper an,
Denn hier war seine Pflicht gethan. —
Sanct Daniel's Kirchlein winkte hoch
Wie Fingerzeig vom Bergesjoch,

Dort lenkte ich zum finstern Wald,
Woraus der Eisenhammer schallt;
Mit Lust sah ich das Funkenmeer,
Und Männer schreckhaft rings umher,
Schwarz von Gestalt, von Antlitz bleich,
Den mächtigen Cyclopen gleich;
Und Eisen, das die Scholle bricht,
Rebellen bringt zurück zur Pflicht,
Und wohlgefügt von weiser Hand
Als Sehne sich durch Bauwerk spannt,
Vom Brunnen auf zur Thurmesspitz',
Zu vielen tausend Dingen nütz —
Durch Kunst und Feuers Allgewalt
Bekömmt hier Kern und Feingehalt.
Und wie von Berg zu Bergen hin
Sich Wiesen, Felder, Aecker zieh'n
Eilt ich hindurch zur letzten Höh',
Bis ich — die liebe Heimath seh'!
Da hielt ich still auf meiner Wacht
Und Wehmuth fiel mich an mit Macht,
Und aus dem Auge drang hervar
Ein Thränchen, sinkend auf das Rahr.
Sehnsüchtig träumend stand ich lang,
Mir ward sa warm, so angst und bang,
Ich starrte hin von Kummer schwer,
Und fühlt' mich elend ach sa sehr! —
Da lag der Ort, der mich erzog,
Wie einst, so ganz derselbe noch,
Nur waeen Manche nicht mehr da,
Die ich als munt'rer Knabe sah. —
Den stillen, dunklen Markt entlang
Zum Friedhof bog zuerst mein Gang;
Der Mond ob mir voll Klaeheit schwamm,
Als ich zu den Geschied'nen kam.
Als ich zurück aus fernem Land
Am Grabe meiner Mutter stand, —
Wie schmerzlich sie nach mir gefragt,
Mich noch zu seh'n, blieb ihe versagt.
O Muttee sonst, wae ich dir nah,
Wie flogst du mir entgegen da,
Wie küßtest du mich mütterlich
Wie näßten deine Thränen mich.
Nur heute scheinst du ungerührt
Von mir, den Liebe hergeführt! —
Der Mund bleibt stumm, das Auge zu —
Und um mich tiefe Geabesruh! —
Ach zwischen uns nue wenig Sand,
Und eine dünne Bretterwand,
Und doch dahin, wa du nun wohnst,
Schick' ich der Liebe Ruf umsonst!
Mein Herz bis zum Zerspringen schwer
Vermag bei dir nichts, gar nichts mehr;
Sonst theiltest du dein modernd Haus
Und zogst mich mit zur Welt hinaus! —
Da strich ein Lüftchen mir durch's Haar,
Vielleicht — daß es die Mutter war —
Und lispelte durch's Leichenfeld
Wie Geisterstimm' aus jener Welt:
„Mein Sahn, geduld' ein Weilchen nur,
„Dann schläfst auch du in heil'ger Flur,
„Dann wird" — hier sank ich weinend hin,
Voll Freude, daß ich — sterblich bin.
Getröstet ging ich alfo fort,
Es gab für mich noch einen Ort,
Wahin ich mußte ungesäumt,
Wo man vielleicht von mir geträumt.
Da hielt ich still am Brunnenquell
Und sah zum Fenster mondeshell,
Und hätte gern ein Silberhaupt,
Ein heißgeliebtes dort geglaubt. —
Ich starrte lange, lang hinan —
Da riß die Uhr mich aus dem Wahn,
Sie tönte Eins — die Wacht war um —
Und mir schwand mein Elisium.

L. W.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung).

Daß Mathias Freidl's Ehe eine glückliche gewesen und er von seiner Gattin geliebt und geschätzt worden sey, beweiset nachfolgende Urkunde ddo. 1558 am Montag vor St. Martinstag zu Payerhofen:

Barbara „des Erlen und Vesten Klausen Ammann und Katharinens, gebornen von Payerhofen seiner Hausfrau, beider seliger Tochter und jetzo des Erbaren fürnemben Mathesen Freidl Hausfrau" bekennt, daß sie, als sie noch bei Lebzeiten ihres Vaters sich mit Mathias Freidl verehlichte, mit diesem einen Heirathsvertrag verabredet habe, daß aber dieser aus gewissen Ursachen nicht aufgerichtet worden und förmlich zu Stande gekommen sey und daher null und nichtig seyn soll. Dagegen erklärt sie, daß sie vollkommen frei und ungezwungen, von Niemanden dazu beredet, sondern aus eigenem Entschluße, nach vorläufiger Berathung mit den Erlen und Vesten Hieronymus von Reysperg und Leonhard Khalbeiß (sonst Kalweiß) von Khelleckh, ihren guten Freunden, und gestützt auf den Artikel der kärntnerischen Landeshandveste, welcher sage, daß Jeder sein Gut geben könne, wem er wolle, in Betreff ihres Vermögens folgende Anordnung getroffen habe, zu welcher sie vorzüglich durch die Wahrnehmung bestimmt worden sey, wie thätig und uneigennützig ihr Gatte ihren Vater im Rückkaufe verkaufter und in der Rücklösung versetzter Payerhofen'scher Güter mit Geld und Mühewaltung unterstützt habe, sie gegenwärtig unterstütze und gewiß auch noch künftig unterstützen werde. Die Anordnung aber sey diese:

1. Stürbe sie vor ihrem Gatten mit oder ohne Hinterlassung von mit einander erzeugten Kindern, so sollten ihm alle ihre Güter ohne irgend eine Ausnahme als volles Eigenthum zufallen, mit der einzigen Verbindlichkeit, ihren nächsten Freunden (Verwandten) 100 Pfund Pfenninge auszubezahlen; hinterließe sie Kinder von ihm, so soll er dieselben gottesfürchtig und standesmäßig erziehen und einstens gehörig versorgen.

2. Stürbe aber ihr Gatte vor ihr, so sollten alle Güter, welche sie jetzt besitze, ihr volles Eigenthum bleiben, und seine Verwandten keinen Anspruch auf den Ersatz des Geldes haben, welches er zum Rückkaufe und zur Einlösung verkauft oder versetzt gewesener Payerhofen'scher Güter ausgegeben habe.

Mit den Siegeln ihrer im Eingange genannten Freunde und des Erlen und Ehrenvesten Caspar's von Maßhaimb zu Landtschach und Barbara's eigenhändiger Unterschrift. —

Mathias Freidl konnte sich seitdem gewißermassen als Miteigenthümer der Herrschaft Payerhofen ansehen und benahm sich auch nach Inhalt mehrerer Urkunden, die wir jedoch übergehen wollen, thatsächlich als solchen. Seit seiner Verbindung mit Barbara bediente er sich nicht mehr des früheren Siegels, das wir noch in der Urkunde vom 26. August finden, sondern des Wappens seines Bruders

Christoph, das wir bei der eben erwähnten Urkunde angegeben haben.

(1559 am Montag vor St. Jakobstag bekennen Georg und Bartlmä Freidl für sich und für ihren Bruder Christoph zu Nürnberg, Mathias Freidl für sich und für seinen Bruder Hanns als Söhne des 1533 verstorbenen Andreas Freidl, dann Martin Freidl und Stephan Pietsching als die Gerhaben des Michael Prunner und der Apollonia Eberstorfer der Kinder Margarethens gebornen Freidl aus ihrer ersten Ehe mit Erasmus Prunner und aus ihrer zweiten Ehe mit Andreas Eberstorfer, daß sie eine zeitliche Schätzung der von ihrem Vater hinterlassenen Güter mit Berücksichtigung der darauf haftenden Lasten vorgenommen haben. Die ganze Verlassenschaft sey auf 1840 Pfund Pfenninge geschätzt und darauf zur Vertheilung geschritten worden. Die Einzelnheiten können nicht angeführt werden, da die Urkunde in der Mitte und unten sehr beschädigt ist. — Jedenfalls auffallend ist es, daß die Geschwister erst 26 Jahre nach des Vaters Tode die Schätzung und Vertheilung seiner Verlassenschaft vorgenommen haben. Wahrscheinlich rühren die Schulden des Hanns Freidl an seinen Bruder von dieser Theilung her, da seine Schuldbriefe an sie vom 1. und 15. September 1559 datirt sind.)

Ungefähr um dieselbe Zeit, wie Mathias, verehlichte sich auch Hanns Freidl und zwar mit Radigund Waldmann aus einer wohlhabenden Bürgerfamilie zu Wolfsberg. Sie war wahrscheinlich die Tochter des alten Rathsbürgers Wolfgang Waldmann und brachte ihrem Gatten 600 fl. Rheinisch an Heirathsgut und noch außerdem 554 fl. Rhn. an ererbtem väterlichen und mütterlichen Gute zu, wofür er ihr als Hypothek seine sämmtlichen liegenden und beweglichen Güter verschrieb.

Er genoß jedoch das Glück der Ehe nicht lange, indem er schon 1560, höchstens 36 Jahre alt, ohne Kinder zu hinterlassen, starb. Nach seinem Tode forderte der Magistrat alle Diejenigen, welche an die Verlassenschaft desselben Forderungen zu haben glaubten, auf, diese am 29. Oktober 1560 bei dem Stadtgerichte anzumelden. Nach dem darüber aufgenommenen Protokolle meldeten folgende Gläubiger folgende Forderungen an:

1. Radigund Hannsen Freidel's Wittwe um ihr Heirathsgut und zugebrachtes Gut 1154 fl. Rheinisch.
2. Michael Khüendl, Hoffastner für Kammergut, geliehenes Geld und anderes 31 fl. 18 dn.
3. Derselbe für Zinsung gen Hof 10 Pfund Pfenning.
4. Mathias Freidl als Gewaltträger seiner Brüder Georg, Christoph und Bartlmä Freidl und auch für sich 1205 fl. Derselbe begehrte auf Grund schriftlicher Urkunden die Einantwortung der ihnen verpfändeten Güter, welchem Begehren aber die Wittwe durch die Behauptung widersprach, daß sie die erste Satzgelterin sey und deßhalb einen „fürderlichen Tag“ in dieser Sache begehrte.
5. Stephan Pietsching um 8 fl. 1 ß. 20 dn. auch habe er Hannsen Freidl ½ ß. groben Draht geliehen.
6. Stephan Pietsching für Wilhelm Humbß zu Villach um Fuhrlohn, den er für Hanns Freidl bezahlt habe, 26 fl. 4 ß. 40 dn.
7. Leopold Mayerl zu St. Veit meldet sich durch Christoph Schnepf um 21 Thaler, welche Hanns Freidl in Venedig hätte zustellen sollen.
8. Benedikt Hammer und Philipp Ebmer als (städtische) Steuereinnehmer für rückständige Steuern 7 Pf. Pfen. 4 ß.
9. Ambros Wurzer Stadtrichter für sich „laut einer Zettl“ 5 Pfund Pfenning 5 ß.
10. „Mer im Namen land (?) von gemainer Stat, Straß 1500 Dachziegl auf gemainer Stat pr. 4½ Taller.“
11. Mehr meldet sich Herr Stadtrichter wegen einiger den Gläubigern Wolfgang Pfaimer's gehörigen, in Hannsen Freidl's Hammer an der Graglitz befindlicher Werkzeuge, welche zur Bezahlung der genannten Gläubiger herausgegeben werden sollen.
12. Leonhard Mairhold (er war 1559 Stadtrichter) wegen ausständigen Gartenzinses „gemainer Stat in seinen Gerichtsämtern“ von zwei Jahren 2 Pfund Pfenninge.
13. Georg Foschang laut einer Zettl 10 Pfund Pfenninge 1 ß. 10 dn., Daran habe er empfangen 2 Ring Draht pr. 2 Pfund Pfenninge.
14. Caspar Martian laut einer Zettl 9 Pfund Pfenninge 1 ß. 26 dn.
15. Die Wittwe Ulrich's Khesselpoden nach ihres Hauswirths Buch 3 Pfund Pfenning 6 ß. 26 dn.
16. Mehr meldet sie sich, daß Hanns Freidl ihrem Vater Hanns Reisacher in der Zweiflaun seligen an Eisen laut seines Buches schuldig geblieben sey 83 fl., welche ihr und ihren Geschwistern gehörten.
17. Herr Doktor Bartlmä Reisacher meldet sich durch genannte Khesselpodin seine Schwester an Eisen um 7 fl.
18. Martin Freidl laut einer Zettl 48 Pfund Pfenninge 1 ß. 1 dn.
19. Mehr meldet er sich für Othmar Schlecht von Augsburg „um 1 ß. Scheffnagel“ (?).
20. Hanns Mair laut einer Zettl 1 fl. 6 ß.
21. Baltan Schuester laut einer Zettl um Arbeit 6 ß.
22. Hanns Maurkhircher laut Zettl 2 Pfund Pfenninge 5 ß. 18 dn.
23. Sebald Drehlinger laut Zettl 6 Pfund Pfenninge 2 ß. 20 dn.
24. Wolfgang Fürpaß laut Zettl 2 fl. 4 ß.
25. „Die Pegkhen (Bäcker) Bruderschafft meldt sich von der Belaittung“ (Begleitung der Leiche? oder Ausläuten?) 12 ß.
26. Sigmund Peitler an Arbeit 10 Batzen.
27. Wilhelm Paumgartner 8 Pfund Pfenninge.
28. Philipp Ebmer 3 Thaler.
29. Baltan Hueber „umb Schreiberey weil er Statschreiber gewest“ 8 Pfund Pfenninge.
30. Derselbe zu der Frau Wittwe um Wein, den sie von ihm genommen habe. An allem diesen habe er empfangen 1 „Puschen Zaint Eisen.“
31. Georg Pietsching laut Zettl 17 fl. 5 ß. dn.
32. Wolf Arzberger um geliehenes Geld 3 Thaler und 1 fl. Rhn.
33. Stadtschreiber meldet an Schreiberei ½ Thaler.
34. Mehr wegen Gerichtskosten von Edikten, Missiven, Inventionen, Inventarium, Gläubigermeldung und allen noch künftigen Amtshandlungen in dieser Sache (unausgefüllt).
35. Wolf Wider meldet an 2 fl. 4 ß.
36. Paul Purzhofer laut Zettel 29 fl. 1 ß. 11 dn.
37. Andre (der) Schuster um Arbeit laut Zettel 7 Pfund Pfenninge 3 ß. 20 dn.

Die Summe der angemeldeten Forderungen betrug 2699 Pfund Pfenninge 1 ß. 12 dn. oder, da ein Pfund Pfenning gleich war einem Gulden Rheinisch, 2699 fl. Rhn. 1 ß. (Schilling = 7½ kr.) 12 dn. (Pfenning = 3 kr.) und 32 Thaler. Der Thaler galt nicht überall gleich, sondern fast in jeder Stadt Deutschlands verschieden, indem sein Werth zwischen 1 fl. 7 kr. und 1 fl. 13 kr. schwankte. Zu 1 fl. 10 kr. Rhn. angenommen geben 32 Thaler 37 fl. 20 kr. Rhn. daher betrug die ganze Anmeldung 2736 fl. 3 ß. 32 dn. Rhn.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 13. Juni. 1857.

Zaleukos.

„Wer dem angetrauten Weibe
Frevelnd und verwegen naht,
Büße schwer an seinem Leibe
Für die geltvergeß'ne That,
Mit geglühtem Eisen blende
Man des Schächers Augenpaar" —
Schrieb Zaleukos, und die Hände
Hob er schwörend zum Altar.

Manche Tage sonder Wanken
Uebt' er schon die strenge Pflicht, —
Wird Zaleukos heute schwanken
In dem sühnenden Gericht?
Heute steht vor ihm gebunden
Mit ergoß'nem Klageton,
Aus verbot'nen Liebesstunden
Weggeschleppt — sein eigner Sohn.

Marmorkalt bleibt der Gebieter.
„Blendet ihn", das ist sein Spruch:
„Denn als des Gesetzes Hüter
„Räche ich den Ehebruch." —
Kindesthräne, wie so glühend
Tröpfelst du auf harten Stein,
Schleichst du dich denn reuesprühend
In das Vaterherz nicht ein?

Vor den Richter wirft mit Flehen
Sich die tiefergriff'ne Schaar:
„Herr, laß Gnade heut ergehen,
„Sey gerecht dann immerdar."
Tausend Hände steigen bittend
Zu Zaleukos Thron empor;
Doch er winket, stummgebietend,
Und der Blender tritt hervor —

In der Hand das sprüh'nde Eisen,
Das sich tief in's Auge gräbt,
Mit dem Stich, dem flammendheißen
Rasch das ew'ge Dunkel webt.
Vater, Vater, welch Beginnen!
Sieh, es zischt, nun setzt er an, —
O — ein Auge ist von hinnen,
Kindesthräne hing daran.

„Weh, halt ein"! mit Weinen, Beben,
Ruft's Zaleukos: — „soll man hier
„Dem Gesetz zwei Augen geben,
„Nehmt das zweite, nehm't es mir."

In das Vaterauge sprühend
Bohrt sich ein das starre Erz,
Sohn und Vater, freudeglühend,
Pressen weinend sich an's Herz.

Friedrich Pichler.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Der Tod des Märtyrers.

Mit dieser Aufschrift bringen wir unsere Beurtheilung der drei Abtheilungen von L. Mühlbach's herausgegebenen Erzählungen: „Kaiser Joseph II. und sein Hof" und die daraus mitgetheilten uns näher berührenden Scenen zum Abschluß. Der vor Kurzem erschienene 4. und letzte Band der 3. Abtheilung: „Joseph als Selbstherrscher" schildert uns den Ausgang seines Lebens und unter obiger Rubrik die Ergebnisse seines Scheidens aus dieser Welt. Dieser Band ist wahrhaft tragisch. Die Bestrafung des Fälschers Podstadzly-Liechtenstein, die Nemesis, welche seine Verführerin Baillou ereilt, die Rache des Juden Eskeles, die Verbannung des unglücklichen geheimen Sekretärs Günther und seiner Rachel trauriges Ende, der Bauernaufstand unter Horja und der Ungarn Trotz — alles dieses wirft einen dunklen Schatten in Joseph's Leben; seine edlen Bemühungen finden entweder Widerstand oder enden ganz im Gegentheile zu seiner Absicht. Der Aufruhr in den Niederlanden, der Türkenkrieg und die Nacht bei Lugos sind bekannte historische Thatsachen, die erste jedoch hier vielfach entstellt. Die Episode mit der Gräfin von Dietrichstein, welche unter den drei Absätzen: „Der kaiserliche Brautwerber", „Der letzte Liebestraum", „Trauung und Trennung" enthalten ist, müssen wir, obwohl auf Hormayr, den Schmähsüchtigen, wo es das von ihm früher so sehr kultivirte Oesterreich und seine Fürsten gilt, sich berufen wird, in die Reihe von unwürdigen Carikaturen verweisen. Der Widerruf Joseph's und seine letzten Lebensstunden gehören in die Reihe wahrer Begebenheiten, welche wir den meisterhaften Schilderungen L. Mühlbach's dankend zu Ehren halten, darum geben wir zum Schluße die der letzten Lebensstunden Joseph's:

„Es war Alles vollbracht".

Er hatte Abschied genommen von seiner Familie, seinen Freunden, seinen Dienern, er hatte gebeichtet, und öffentlich, im Beiseyn seiner Familie und seiner Freunde, das heilige Abendmahl empfangen.

Der Kampf mit dem Leben war ausgekämpft, alle Schmerzen waren überwunden. Mit heiterstrahlendem Angesicht lag

Joseph auf seinem Lager; kein Wort des Unmuths oder der Klage kam über seine Lippen. Er tröstete die Weinenden, und hatte für Jeden ein Wort der Beruhigung und der Liebe. Er schrieb noch in den letzten Tagen mit eigener zitternder Hand Abschiedsbriefe an seine Schwestern, an den Fürsten Kaunitz und an einige Damen seines nähern Umgangs, Briefe voll rührender Innigkeit und Zartheit, und unterzeichnete noch am siebzehnten Februar achtzig Mal seinen Namen.

Aber jetzt fühlte er, daß seine Kräfte zu Ende, und als am Abend dieses Tages seine Freunde Lascy und Rosenberg zu ihm kamen, um die Nacht bei ihm zu wachen, winkte er sie mit der Hand dicht zu sich heran an sein Lager.

Es geht zu Ende, meine Freunde, sagte er leise, die Lampe hat kein Oel mehr, sie wird bald erlöschen! Still! Weint nicht, sagt mir heiter das letzte Lebewohl!

Heiter? fragte Lascy traurig, heiter, wenn wir Sie niemals wiedersehen sollen?

Der Kaiser blickte sinnend zur Decke empor. Wir werden uns wieder sehen, sagte er nach einer langen Pause. Nicht hier auf Erden, aber im Jenseits. O ich glaube an ein Jenseits, ich hoffe auf ein Jenseits! Muß es denn nicht ein Daseyn geben, wo ich einigen Ersatz finde für Alles, was ich hier auf Erden gelitten?

Und eine Strafe für Diejenigen, welche Euer Majestät leiden gemacht? fragte Graf Rosenberg düster.

Ich habe Allen verziehen, sagte der Kaiser lächelnd. Kein Groll und kein Unmuth ist mehr in meinem Herzen, ich bin resignirt. Ich hatte die gute Absicht und den redlichen Willen, mein Volk glücklich zu machen, ich zürne ihm nicht, daß es nicht annehmen wollte, was ich ihm geboten. Ich wünschte, man schriebe auf mein Grab: „Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen". — Ach meine Freunde, der Dichter hat nicht Recht, wenn er sagt: Le du trone au cercueil le passage est terrible. Ich vermisse den Thron nicht und fühle mich ganz ruhig, nur ein wenig gekränkt durch so viele Lebensplage, so wenig Glückliche und viel Undankbare gemacht zu haben. Allein das ist das gewöhnliche Schicksal der Männer auf dem Throne!

Das Schicksal der großen Männer, die ihrer Zeit vorangehen, sagte Lascy, das Schicksal Aller, die Großes wollen, Großes erstreben, und den Völkern neue Ideen des Glückes, der Aufklärung und der Geistesfreiheit bringen. Sie müssen Alle sterben als Märtyrer der Dummheit, des Uebelwollens und der Kleinlichkeit.

Ja ein Märtyrer bin ich, sagte Joseph mit einem sanften Lächeln, aber sie werden aus meinen Gebeinen keine Reliquien machen.

Aber die Liebe zu Eurer Majestät werden wir als heilige Reliquie in unsern Herzen tragen, rief Graf Rosenberg weinend.

Sie sollen nicht weinen, sagte Joseph. Haben wir nicht schöne Tage der Treue und der Freundschaft mit einander durchlebt, wollen Sie mir nicht auch jetzt noch Ihre Freundschaft beweisen, indem Sie mir ein heiteres Angesicht zeigen? Sie vor allen Dingen, Rosenberg, Sie, der mir heute die letzte Freudenbotschaft gebracht, das letzte Freudenlächeln auf meinem Antlitze gesehen haben, als Sie mir meldeten, daß meine geliebte Nichte Elisabeth meinem Franz eine Tochter geschenkt hat. O, es ist schön, seine Freude mit sich in sein Grab zu nehmen, und sterbend eine neue Hoffnung aufblühen zu sehen. Elisabeth wird dereinst Eure Kaiserin seyn, liebt sie, Ihr meine alten Getreuen, liebt sie um meinetwillen, denn ich habe sie geliebt wie mein eigenes Kind! Man hat mir seit einigen Stunden schon keine Nachricht von ihr gebracht. Es geht ihr gut, nicht wahr?

Die beiden Freunde antworteten nicht und senkten die Augen nieder.

Lascy, rief der Kaiser, und jetzt fuhr wieder ein Ausdruck menschlichen Leidens durch die vorher so verklärten Züge, Lascy, warum weinen Sie? Sie schweigen, o mein Gott, Sie schweigen? Rosenberg, ich beschwöre Sie bei unserer Freundschaft, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist, sagen Sie mir die Wahrheit, wie steht es mit der Erzherzogin Elisabeth? mit meiner Tochter?

Er richtete sich halb im Bett empor, und schaute in athemloser Angst auf den Grafen hin. Dieser wagte es nicht, den Blicken des Kaisers zu begegnen. Die Erzherzogin Elisabeth ist sehr krank, sagte er leise. Die Entbindung hat sie sehr angegriffen. Ach, sie ist todt, rief der Kaiser, nicht wahr, sie ist todt? Niemand antwortete, nur die Thränen, welche in Lascy's und Rosenberg's Augen standen, gaben die Antwort.

Joseph stieß einen lauten durchdringenden Schmerzensschrei aus, und seine Arme zum Himmel emporstreckend, rief er: Gott, Gott, Dein Wille geschehe! Aber was ich leide, ist unbeschreiblich! Ich meinte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden, aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt Alles, was ich jemals gelitten habe!

Er sank zurück auf sein Lager, und lag still und starr da eine lange, lange Zeit. Dann auf einmal richtete er sich wieder empor, und seine Stimme war wieder kräftig und voll, und sein Auge hatte wieder Feuer und Glanz, und sein ganzes Wesen zeigte wieder den Kaiser und Herrscher, der vor allen Dingen sich selbst beherrscht.

Man soll die Leiche der Erzherzogin mit allen Ehren, wie sie diese edle und erhabene Fürstin verdient, bestatten, sagte er. Ihnen übertrage ich die Sorge, Rosenberg, daß das Leichenbegängniß mit allem Pompe geschehe. Morgen soll die Leiche in der Hofkapelle ausgestellt werden, aber dann soll man sich beeilen, sie zur ewigen Ruhe in die Kaisergruft hinabzusenken, damit in der Hofkapelle Platz werde für meine eigene Leiche!

Das war der letzte Befehl, den der Kaiser ertheilte; von nun an war er nur noch ein armer sterbender Mensch, und nur Gott und seinem Volke galten seine letzten Gedanken.

Er ließ seinen Beichtvater an sein Lager rufen, und bat, ihm etwas aus dem Gebetbuche vorzulesen, ein Sterbegebet! Mit gefalteten Händen hörte er zu, die großen Augen gegen Himmel gewandt, aber plötzlich schien es, als wenn eine freudige Begeisterung über ihn komme, und er begann laut die Worte des Gebetes mitzusprechen.

„So bleiben nun Glaube, Hoffnung und Liebe!" betete der Geistliche.

Der Kaiser wiederholte die drei letzten Worte. Er sprach das Wort Glaube mit tiefer Zuversicht, das Wort Hoffnung leise und schüchtern, das Wort Liebe aber rief er mit einer wahren freudigen Inbrunst.

Dann wieder ward er ganz still. Die Gebete verstummten. Der Kaiser lag mit gefalteten Händen, bleich und unbeweglich da.

Einmal hörte man ihn leise sagen: „Herr, der Du mein Herz kennst, Dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich Alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen andern Absichten, als zum Wohl und zum Besten meiner Unterthanen meinte. Dein Wille geschehe!"

Dann wieder ward er still, ganz still. Weinend, mit gefalteten Händen, stand der Erzherzog Franz, Lascy und Rosenberg an seinem Lager. Der Kaiser sah sie mit

seinen großen, schon gebrochenen Augen an, aber er kannte sie nicht mehr.

Aber dann wieder blitzte der Geist mit einem letzten Scheidegruß in seinen Augen auf, und mit fester Stimme sagte er: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und als Regent erfüllt zu haben".

Dann wandte er sein Antlitz zur Seite.

Wieder herrschte eine tiefe Stille. Auf einmal ward diese Stille unterbrochen von einem langen schweren Seufzer.

Es war der Todesseufzer Kaiser Joseph's des Zweiten! —

Am 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph. Aber sein Geist starb nicht mit ihm, er lebte und wirkte fort bis auf die heutigen Tage! Auch sein Volk, welches ihn oft mißkannte, fühlte nach seinem Tode erst, was es an seinem Kaiser verloren, und wie sehr er es geliebt hatte. — Jetzt, da er todt war, da sie ihm das Herz gebrochen, jetzt liebten sie ihn, und weinten um ihn. —

Heimathliche Literatur.

Indem wir das interessante Dankschreiben eines der vorzüglichsten Heldenanführers im ungarischen Kriege 1849 an den Verfaßer des Werkes „Oesterreichs tapfere Söhne" unsern freundlichen Lesern mittheilen, machen wir auf dieses schon in Nro. 20, l. J. in der „Carinthia" besprochene Werk wiederholt aufmerksam, und bemerken zur besonderen Empfehlung desselben, daß es dem Herrn Verfasser, obschon er in dem ungarischen Feldzuge nicht, so wie in dem italienischen, 1848 und 1849, persönlich mitkämpfte, doch gelang, von jenem eine recht gelungene Skizze zu liefern, wovon das folgende Schreiben einen klar ausgesprochenen Beweis gibt:

„Indem ich Ihnen meinen herzlichsten Dank dafür abstatte, daß Sie mir Ihr eben verfaßtes Werk sandten, gebe ich Ihnen zur Kunde, daß ich sogleich alle Beschreibungen las von jenen Ereignissen in der ungarischen Campagne, bei denen ich gegenwärtig war. Da es bekannt ist, wie sehr ich Soldat mit Leib und Seele bin, so können Sie sich leicht denken, welches hohe Interesse diese Beschreibungen für mich hatten. Jedoch kann ich mit gutem Gewissen Ihnen die Versicherung geben, daß, obschon gar viele Federn über diese Ereignisse in Bewegung waren, manche merkwürdige Momente von keiner noch so wahr und richtig geschildert und so scharf beurtheilt wurden, als von Ihnen.

Mit der größten Achtung

Lemberg, 17. Mai 1857. Dero ergebenster Graf Schlick, G. d. C."

Eben so ehrend für den Herrn Verfasser, als ruhmvoll für unser vaterländisches Regiment spricht sich folgendes Schreiben aus:

„Lieber Hauptmann!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die so freundliche Uebersendung Ihres so interessanten Werkes. — Sie haben mir damit eine gar große Freude gemacht, denn was konnte mein Soldatenherz mehr beglücken, als bei dem Studium Ihres Werkes im Geiste wieder jene schöne Zeit zu durchleben, die mir meine tapfern Prohaskaner unvergeßlich gemacht — eine Zeit, die stets die schönste und theuerste Erinnerung meines ganzen militärischen Lebens ist und bleiben wird, denn nur der so aufopfernden Anhänglichkeit meiner tapfern Brigade allein verdanke ich des Kriegers höchsten Lohn.

Empfangen Sie, mein tapferer Kriegskamerad, nochmals meinen innigsten Dank, und erhalten Sie auch noch ferners in freundlichem Andenken Ihren alten Brigadier und herzlich ergebenen Waffengefährten

Prag, 6. Juni 1857. Clam Gallas, F. M. L."

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 22.)

Gestern, am 15. August 1835 bestieg ich mit meinem Freunde dem Herrn Oberlandesgerichtsadvokaten Müller aus Meiningen die „Gamsgrube." Von dort aus wurde ich verleitet, ohne Führer über den „Pasterzengletscher" zu gehen; allein an der Mitte derselben angelangt — versank ich in eine mit einer Schnee- und Eisdecke überzogene Eiskluft gegen 20 Fuß tief. Meine Mütze wurde mir während des Sturzes abgestreift und blieb eben auf der Eisdecke liegen; sie diente den herbeieilenden Führern Reindl und Augustin zum Wegweiser, durch deren Hilfe ich, nachdem ich umsonst versucht hatte, Stufen in's Eis einzuhauen, und mich so herauszuheben, glücklich wieder an einem Seile herauf an das Tageslicht gezogen wurde. — Möge doch jeder Fremdling, welcher dorthin wandert, durch diesen Fall belehret, nicht ohne Führer die „Pasterze" zu betreten wagen. Dank, unaussprechlichen Dank jenen Führern, welche mich in das Reich der Lebenden wieder heraufgezogen.

Dr. G. A. Weber,
aus Sachsen-Meiningen.

Sonett.

Motto: Marchia Vendorum genuit me, Carniolum arvum
Tum tenuit juvenem, nescio quoque senem.

Als kaum des Morgens erster Strahl ergraute,
Mit Geisteshauch das Seyn der Nacht weg blies,
Da weckt den Pilgerjüngling sanft und süß
Vom Schlaf die Mutterstimme — die vertraute.

Und als mit ihr den Riesenberg ich schaute,
Der hehr sich wie ein Geisterkönig wies, —
Der Hohe zur Bewund'rung hin mich riß,
Da weiht' ich mich, indem mein Auge thaute,

Dem Himmel mit dem heiligen Versprechen,
Und sollt' des Jünglings Herz auch brechen,
Zu leben in dem Priesterstande rein.

O Herr, verleihe Reinheit mir und Stärke,
Die Wahrheitslieb' in meinem künft'gen Werke,
Und lieber sterben, als ein Schurke seyn! —

Am 6. Oktober 1835.

J. C. K**.

Hier im lieblichen Dörfchen, von mächtigen Riesen bewachet,
Lebt' ich wenige Tage, die gleich den Minuten verschwanden,
Sah der Pasterze furchtbare Klippen vom Eise geformet,
Und die einsame Hütte des Herzogs, die tosenden Bäche,
Die von mächtigen Felsen sich stürzen zum schäumenden Abgrund.
Und dich du altergrauter Ehrfurcht-gebietender Glockner,
Dich sah ich im reinsten Gesicht, das kein Wölkchen getrübet.
Sah die schaffende Macht, die hier verschwenderisch weilte,
Voll von Begeisterung an, in seligen Wonnegefühlen;
Sah auch den würdigen Hoppe, den Vater der blühenden Kinder,
Der den Fremden dahinreißt durch seine begeisterte Miene.
Und all die Reize, der Zauber der blühenden Schöpfung
Wird mich ewig beleben, so lange der Geist sich noch reget.
Darum, Allliebender! blick' von des Himmels Throne hernieder
Auf mich Flehenden hin, und gewähr' mir gnädig die Bitte:
Daß noch einmal, eh' mir Herz und Lippen erbleichen,
Ich dieß erhabene Bild, der Schöpfung Meisterstück schaue! —

H. B. vom 18. — 22. August 1836.

Carl Wratislaw Wotypka,
Dkt. der Medicin aus Pilsen in Böhmen.

(Wird fortgesetzt.)

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 21.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Nördliches Drauthal-Gehänge; zwischen dem Ossiacher-See, der mittleren Glan und der Drau:			
Ober-Wollanig, NW. von Villach	2102	Pet.	Höchste Diluvialablagerung.
Rand des Diluviums am Gehänge bei Klein-Vassach, N. von Villach . . .	1734	„	Diluvial-Terrasse.
N. von Wernberg, O. von Villach (Gehängestufen) .	2277	„	Höhengrenze massenhafter Schotterablagerung.
Ruine Landskron (Burghof) .	2067	„	Körniger Kalk auf Glimmerschiefer.
Das k. k. Gestüt Tauern bei Ossiach	2877	„	Lehm und Schotter auf Glimmerschiefer.
Sattel im Tauern am östlichen Ende zwischen Precova und St. Nikolai, SSO. von Feldkirchen . . .	2482	„	Glimmerschiefer.
Schloß Gradisch (Hof), S. von Feldkirchen	2046	„	Höchster Rand des Diluviums, zum Theil anstehende krystallinische Thonschiefer.
Gebirgsrücken SW. von Gradisch, NO. von der höchsten Kuppe desselben (Gallinberg)	2822	„	Krystallin. Thonschiefer (unter dem Hochschotterniveau).
Taubenbüchel (hoher Karl), NNO. von Velden (Kranzelhofen)	3322	„	Derselbe.
	3382	Tr.	
Sattel westlich von Taubenbüchel, N. von Velden .	2957	Pet.	Derselbe.
Dorf Köstenberg, Wirthshaus, NNW. von Velden . .	2394	„	Derselbe (Gehängestufe).
Sattel zwischen dem von Köstenberg SO. auslaufenden Graben und der Mulde des Jeserzer-See's, NNW. von Ober-Jeserz	2350	Pet.	Derselbe.
Einsattlung im Gehänge zwischen der Jeserzer Mulde u. der Ortschaft Kammnig	1841	„	Derselbe (ohne Schotter).
St. Georgen am Sternberg, WNW. von Velden, Kirchenpflaster (Tr. wahrscheinlich die Thurmspitze)	2230	„	Krystallin. Kalk auf krystallin. Thonschiefer.
	2279	Tr.	
Zwischen Tamschach und Ferlach, etwas nördlich, WNW. van Velden	1986	Pet.	Stark markirte Schotterablagerung.
NO. vom Schloße Weenberg, an der Poststrasse . .	1747	„	Höchste Diluvialschotter-Terrasse.
Ein wenig östlich von Lind an der Poststrasse, WSW. von Velden	1509	„	Ausgebreitetes Diluvium.
SSO. von Augsdorf, SO. von Velden, am nordwestlichen Fuße der Kuppe St. Katharina . . .	1692	„	Alluvium auf Diluviallehm.
Terrasse bei [illegible]g. am nördlichen Fuße des Dolomitrückens, W. van Keutschach	1698	„	Diluvial-Schotter.
Sattel NO. von Schiefling zwischen dem Werder See und dem Keutschachthale	1726	„	Graue Schiefer.
Gehängestufe OSO. von Keutschach (zwischen Ruth und Miliner)	1725	„	Krystallin. Thonschiefer mit zerstrentem Schotter.
Thalsohle bei Dobeinitz, SO. Keutschach	1552	„	Alluvium.
Spiegel des Werder See's: am $^{28}/_{6}$. † h. 8 30m bei Maria Werd (322·30).	1303	„	
am $^{28}/_{6}$. — h. 7 14m bei	1320	Schaget	
Loretto (321·46) . .	1450	Pet.	
Canaldurchstrich S. von Klagenfurt an der Poststrasse, am $^{23}/_{6}$. † h. 11 (323·68)	1278	„	7 Fuß im thalausfüllenden Diluvial-Schotter.
am $^{27}/_{6}$. † h. 9 (322·61)	1275	„	
Nördlich von den Dörfern Schwarzendorf und Trabenig, NO. von Velden	2345	„	Gebirgsschotterablagerung.
Vorstnig-See, NO. von Velden	1835	„	Kessel im krystallin. Thonschiefer mit Chloritschiefer.
Kuppe im vorderen Kalksteinzuge, N. von Täschling bei Pörtschach	1894	„	Körniger Kalk.
Hinterer Kalksteinzug, S. von St. Martin, NW. von Täschling, oberhalb Pavor (Eine östliche Kuppe — das Maximum der Höhe ist ungefähr 100 Fuß höher.)	2015	„	Körniger Kalk wechselnd mit krystallin. Thonschiefer.
Dreihundert Klafter N. von St. Martin, NW. von Pörtschach	2241	„	Massenhafte Gebirgsschotterablagerung.
Der Graben zwischen St. Martin und Sclut (in mitten)	1730	„	Einriß im chloritischen Thonschiefer.
Ortschaft Renuweg, N. von Pörtschach, Sattel zwischen dem Werder See und der Moosburger Mulde	1536	„	Krystallin. Thonschiefer.
Uebergang von Pritschitsch nach Prasintschach, O. von Pörtschach	1783	„	Alpenkalk-Schotter auf krystallin. Thonschiefer.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 20. Juni. 1857.

Mutter und Sohn.

(Bei dem Besuche ihrer Gräber.)

„Wie? — so früh schon, guter Wilhelm,
„Schon so früh erscheinst du hier? —“
Tadle mich nicht, liebe Mutter,
Sandte mich doch Gott zu dir.

Ließ den Vater tief in Schmerzen,
Kummervoll und gramgebeugt,
Ach! was litt ich, wenn der Arme
Ueber mich sein Haupt geneigt.

Schied nicht leicht aus diesem Leben,
Dünkte mir es doch so schön,
Fühlte ängstlich meines nahen
Todes Schaaer mich umweh'n.

Nun, der Kampf, er ist vollendet,
Und gestärket fühl' ich mich,
Denn was ich so sehnend suchte,
Hab' ich wieder, Mutter — dich.

Budik.

Viktring und Viktringhof, St. Paul und Lembach.

(Heimathliches und Nachbarliches*).

Wie im Südwesten der Hauptstadt Kärntens das stattliche Viktring, erhob sich noch Ende des vorigen Jahrhundertes westlich von Marburg ein schönes Schloß auf einem Hügel, der jetzt mit Reben besetzt ist — erhob sich aber auch südlich ein solches, die Beide spurlos verschwanden. Dieß war Viktringhof, jenes Lembach, zum Unterschiede vom gleichnamigen Dorfe am Fuße des Berges auch Oberlembach genannt. Der Herrschaftsbesitz beider besteht noch und gehört dem 1807 restituirten Benediktiner-Stifte St. Paul im Lavantthale.

Von einer ausführlichen Geschichte Beider kann hier keine Rede seyn, aber dem Berichte des Ueberganges dieser Güter an das genannte Stift sollen die wenigen Aufzeichnungen vorhergehen, die darüber gefunden wurden und zum Verständnisse des Ganzen gehören. Dabei ist aber das vorhin bestandene Stift St. Paul, welches 1783 aufgehoben wurde, wohl vom Besitzstande des gegenwärtigen, dessen erste Bewohner als Fremdlinge aus dem herzinischen Walde kamen, zu unterscheiden.

Wie die meisten geistlichen Körperschaften hatte auch Viktring, das reiche Cistercienserstift nächst Klagenfurt, Weingart-Besitz in Untersteier, von dessen Ueberkommungsart aber so wenig bekannt, als jenem des noch dazu gehörigen bedeutenden Dominiums bei Marburg; wahrscheinlich jedoch wie überall waren es fromme Vermächtnisse oder Schenkungen, die nach und nach einen Complex bildeten, daß man ein Schloß zu bauen und einen Verwalter (Vogt) zu bestellen für nöthig fand. Jenes stand zu Oberkötsch, ein Dorf westlich von Unterkötsch, welches mit seiner uralten und reichen Haupt- und Dekanatspfarre St. Georg an der weiland Triestiner Hauptkommerzial- und Poststrasse lag, und deßwegen noch in Mancher Erinnerung leben dürfte; die ganze schöne Landschaftspartie aber, die vielen und fleißig bebauten Hügel, die Menge von Gehöften und Weingarthäuschen, endlich das schöne Schloß Hausambacher, was Alles auf den majestätisch sich hinanziehenden Pacherberg (hier über 4000 Fuß hoch) eigens aufgetragen scheint, bilden ein schönes Bild, und fesseln das Auge des Eisenbahn-Reisenden (zur Rechten) von Marburg bis Kranichsfeld.

Daß diese Besitzungen bedeutend waren, beweist die spätere Errichtung eines politischen Bezirkes dazu; allein vom Wachsthume dürften nur die Viktringhofer-Stiftsurkunden selbst Aufschluß geben, wenn sie nicht auch, wie die meisten jener Zeit in Archive gewandert, wo weder Erleuchtung noch Erlösung zu hoffen!

Die gewesenen Unterthanen dieser Herrschaft lagen sehr zerstreut — in Marburg, Jellavetz, Melling, Tresternitz (also auch am linken Drauufer), die mehreren wohl in Kötsch, am Pachern, in Pickern u. s. w. Sie hatte Zehende in dieser Gegend und bedeutende Fischergerechtsamen, nicht nur in der Drau selbst, auch in allen Bächen des rechten Ufers derselben hier. Später war auch das gegenwärtige k. k. Militärspital in der Gratzervorstadt nächst der bestandenen Ulrici-Kirche zeitweise Schloß und Amtirungssitz dieser Herrschaft.

Sicherlich benützten die Mönche das Amtshaus in Kötsch auch als Sommer- oder für die Lesezeit als Herbstresidenz; allein nach damaligen kameralistischen Ansichten ward es bald nach der Aufhebung des Stiftes Viktring, wo auch Viktringhof an den Staat fiel, veräussert, und verschwand als Schloß ganz aus der Erinnerung, da nicht ein Bild davon mehr Zeugniß gibt, womit der steirische Topograph F. M. Fischer so manche Herrschaftsgebäude vor Vergessenheit rettete!

*) Der Verfasser ist ein geborner Steirer, hat aber Kärnten mehrmals als sein zweites Vaterland erklärt.
A. d. Red.

Die Verwaltung dieses (seit 1783) Staatsgutes nun, vereint mit Lembach, von dem später die Rede, geschah von Marburg aus; die bekannte Wirthschaft aber derselben und die formelle Controlle brachten den Ertrag so herab, daß der Staat beide Güter wieder herzugeben für gut fand, und sie 1817 als Dotation des inzwischen neu errichteten St. Paul bestimmte, dessen Stiftsglieder nicht nur die Besetzung vieler Pfarren im Lavanthale, sondern der meisten Lehrkanzeln der Gymnasien zu St. Paul und Klagenfurt bei ihrem Antritte übernommen hatten, wo sie noch segensreich wirken.

Viktringhof, obwohl dem Namen nun keineswegs mehr entsprechend, hat nun seine Herren wieder in Kärnten und ist wieder geistliches Gut; ehe aber nicht überhaupt die zahllosen bei den Klösteraufhebungen verschleppten Urkunden gefunden und gesichtet sind, wird sich auch über Viktringhof's frühere Geschichte nichts Bestimmtes erheben lassen*). Seine gegenwärtige Vereinigung mit Lembach ist Zufall, denn auch diesem war schwerlich bei der Lostrennung von St. Paul 1783 eine Wiedervereinigung nach drei Decennien vermeint**).

Eben wegen des oberwähnten Vandalismus mit den Archiven, der auch bei der Aufhebung des alten Benediktiner-Stiftes St. Paul statt fand, weiß man weniger von der Ueberkommungsart des Gutes Oberlembach an dieß Stift, als selbst von der frühern Geschichte desselben, welche doch einige steinerne Monumente bewahrten; — um die Ordnung aber der Darstellung zu beobachten, möge zuerst die Beschreibung dieses Gutes hier einen Platz finden.

Wem im Lande sind die Pickerer-Rebenhügel nicht vom Namen aus wenigstens bekannt? — ja, seit Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Johann Musterwirthschaft dort ihre Erzeugnisse in ferne Länder schickt, hat auch Pickern einen Ruf erhalten, der beinahe alle andern Namen Steiermarks in seiner Art überflügelte. Gedachtes Weingebirge zieht sich in mehreren Hügelreihen vom Pacher herab gegen Norden in's Drauthal, ihre Süd-, West- und Ostseiten sind fast durchgehends mit Reben (und zwar mit der edelsten Gattung: Mosler) bedeckt, in den Thälern ist Wies- und Ackerland, die Nordabhänge Waldung. Auf der Kante einer dieser Hügelreihen, welche das Pickerer-Gebirge bilden, und als Hrasnigger, Lembacher, Süßenheimer, Eisbacher, Lasnitzer, Feistritzer u. s. w. den Pickerer-Wein liefern, führt ein ungemein reizender Fußsteig von der gedachten Besitzung Sr. k. k. Hoheit bis in's Dorf Lembach, kurz vor welchem der letzte Hügel, als Ende des ganzen Bergrückens, steil abfällt. Auf demselben, der nicht nur eine freundliche Uebersicht des ganzen Weingebirges bietet, sondern auch eine schöne Aussicht in die Ferne gewährt, zeigen Ziegel- und Mauertrümmer von der Existenz eines Gebäudes hier — es war Lembach, wie es noch in Fischers Topographie von 1681 zu sehen; ein zweistockhohes Schloß mit einem Thurme und mit Mauern umgeben, von dem Allen nur das Bild die Erinnerung bewahrt.

Ob das Dorf dem Bache, oder dieser dem Schloße, oder vice versa ꝛc. den Namen gab, ist ungewiß und auch gleichgiltig — daß aber Herren von Lembach im 13. Jahrhunderte vorkommen, welche nebst diesem Gute auch Ponikl und Lembach bei Riegersburg besaßen, den Frondsberg erwarben, mit andern adelichen Geschlechtern versippt waren und hohe Aemter bekleideten, erzählt uns die steiermärkische Geschichte. Sie dürften auch Erbauer dieses Schloßes gewesen seyn.

Im 15. Jahrhunderte erscheinen schon die Ritter von Herzenkraft als Besitzer desselben, nach ihnen die Raiblinger, nach diesen die Gall von Gallenstein und die Freiheeren von Schätzl, nach welchen schon St. Paul (Ende des 17. Jahrhunderts) als Grundherrschaft hier erscheint, ohne daß die Ueberkommungsart nachgewiesen werden kann, da vom genannten Schätzl'schen Geschlechte Nichts zu erheben ist.

Die Familie Herzenkraft besaß auch Altenhofen, Burgstall und Gamlitz, und das Andenken an diese Familie bewahrt ein schöner Grabstein aus weißem Pacherer-Marmor an der Pfarrkirche zu Lembach, so wie die Anwesenheit der Gall ein solcher im Presbyterium derselben.

Das reiche Stift St. Paul besaß auch die Herrschaft Fall an der Drau (von den Wasserfällen derselben gleich unter dem Schloße so genannt) und beinahe die ganze Reihe der Weingärten, die der von Kärnten nach Marburg Reisende bis Gams zu seiner Rechten hat.

Diese wurden natürlich theilweise veräußert und das heutige Herrenhaus der gräflich d' Avernas'schen Besitzung bewahrt in den eingemauerten steinernen Stiftswappen noch die Erinnerung dieses Besitzstandes. Fall selbst ging nach längerer Cameralverwaltung auch in Privatbesitz über.

Ob das alte St. Paul die Rebenhügel so auszubeuten wußte, wie das heutige, ist wohl nicht zu erheben — unwahrscheinlich jedoch deßwegen, weil vom rationellen Landwirthschaftsbetriebe in jener Zeit wohl selten was zu hören war, so wenig als man sich bemühte, den Ruf einer Gegend besonders zu heben. St. Paul hatte hier seinen Vogt, der die Wirthschaft besorgte, die Steuern einhob, dem Stifte Rechnung legte, es bei der Landschaft vertrat u. s. w. Das Schloß dürfte ebenfalls den Conventualen als Rekreation gedient haben; sämmtlich Vermuthungen, denn Aufzeichnungen liegen hierüber keine vor. Die Unterthanen dieser Herrschaft lagen rund um dieselbe in den nächsten Dörfern, wie auch die eigenthümlichen Gründe, was gegenseitig von großem Vortheile war.

Als 1783 St. Paul aufgehoben wurde, ging Alles dieß an den Staat über, und da erscheint Murmayer als Cameralverwalter — aber auch als letzter Schloßbewohner — hierselbst, bis 1797 ob der angeblich zu hohen Erhaltungskosten Schloß und Wirthschaftsgebäude stückweise veräussert wurden und als Holz, Eisen, Ziegel und Steine u. s. w. unter andere Formen kamen — Schicksalswechsel! —

Die Verwaltung ward nach Marburg übertragen und dort, wie vorerwähnt, mit jener der Staatsherrschaft Viktringhof vereinigt, mit der es an St. Paul kam, für welches (neue Stift) ob den übernommenen obgedachten Verbindlichkeiten eine entsprechende Dotation ermittelt werden mußte.

Daß dieß aber es besser verstand, sowohl die Herrschaft als Dominium so wie die Gründe selbst zum Ertrage zu bringen, bewies die nächste Folge, und beweist nicht nur in neuester Zeit die bedeutende Grundentlastungsrente dieser Herrschaften, sondern auch der Ertrag der Weingärten, die stette Vergrößerung und Verbesserung derselben (aus den Ueberschüssen), der glänzende Stand sämmtlicher Gründe und Wirthschaftsgebäude, u. s. w. womit Viktringhof ausgezeichnet in seiner Art dasteht.

*) Da aus H. Hermann's Beschreibung von Vittring hervorgeht, daß die Besitzungen der Stiftsherrschaft überhaupt zerstreut waren, mögen wohl auch die von Viktringhof durch einzelne Legate u. dgl. oder als Votiv für erfüllte Wohlthaten u. s. w. entstanden seyn.

**) Gegenwärtig ist auch die vom Stifte St. Paul frei erkaufte Herrschaft Pössnitzhofen damit vereinigt und wird daselbst verwaltet.

Obwohl nun beide Schlößer verschwunden, obwohl von Oberlembach fast besser die Erinnerung bewahrt ist, als von Viktringhof, obwohl übrigens der Verband zwischen diesem und Viktring längst gänzlich zerrissen, hat doch der bestandene politische (Werb-) Bezirk von 6 Gemeinden*) südlich um Marburg den Namen Viktringhof dortselbst erhalten.

Oberlembach sammt dem ganzen Pickerer-Gebirge lag schon im politischen Bezirke der Herrschaft Rothwein, obwohl nach dem Sinne der Gründung dieser politischen Bezirke und Bezirks-Eintheilung Lembach viel mehr einen Bezirk verdient hätte, als das unbedeutende Rothwein**).

Der Hügel, wo Oberlembach thronte, ist reihenweise mit Reben besetzt und seitdem Paulusberg genannt; er bietet, wie gesagt, nicht nur für den Naturfreund, sondern, wie das ganze Gebirge für den Oekonomen und Oenologen hohen Genuß und für Jedermann gewiß Interesse, und so machten die biedern Schwaben die Unbilden der Aufhebungsperiode und beispiellos schlechter Wirthschaft in ihrer Art bald wieder vergessen — nur der Historiker bedauert den Verlust der Urkunden, welche die Verbindung Steiermarks und Kärntens (durch Viktringhof und Lembach) beleuchten würden. Dafür wird sich hier der Tourist mit der nahen schönen Wallfahrtskirche Maria Rast, mit der großen Glasfabrik in der Lobnitz und dem Hochlands-Charakter dieser Gegend entschädigen, Vorzüge derselben, welche gewiß sonst selten zusammentreffen.

J. C. H.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung.)

Beim Anblick des Großglockners und des Pasterzengletschers von der Johannshütte aus.

Den Glockner sah'n wir heut', um den im Kranz
Sich Sternen gleich die gold'nen Wolken stricken;
Wie wallte weit von seinem stolzen Rücken
Das Schneegewand, im Abendsonnenglanz! —

Gefror'ner Sturm! Versteinter Wellentanz,
Aus dem ein Heer von spitzen Felsenstücken
Wie Masten jäh zerschellter Schiffe blicken,
Wir sahen schaudernd, denn wir sah'n dich ganz!

Wir mochten Adler seyn, um hoch im heißen
Lichtmeere fliegend rings dich zu umkreisen,
Und schwebend ob des Gipfels blanker Mitte

Das zu erschauen, was kein Auge ahnt —
O bitter ist's, daß uns bei jedem Schritte
An unsr'e Schwäche die Natur ermahnt!

Am 28. August 1838.

Usso Horn.

*) Brunndorf, Lehndorf, St. Magdalena, Nikolai, Pobers und Zwettendorf.

**) Aufzeichnungen hierüber wie eine Monographie der ganzen Gegend lieferte der Verfasser 1843 in der „Stiria" Nr. 80 u. s. w.

Geboren unferne des Glockners, Schafhirte in der Gößnitz, Besucher von Heiligenblut als Studirender in Salzburg, später vom Geburtsorte getrennt durch meinen Aufenthalt im Staatsdienste zu Klagenfurt, Fiume, Innsbruck und Wien, sah ich den mir so interessanten Alpenort nach 34 Jahren Abwesenheit wieder am 31. August 1838 mit meinen Töchtern Maria und Johanna.

Johann Ritter von Jenull,
k. k. Stadt- und Landgerichts-Präsident
zu Innsbruck, Ritter des österreichischen
Leopoldordens 2c.

Nach einem Ausfluge auf die Johannshütte.

Stolzer Riese, eisbepanzert ragst du starr und einsam auf,
Tauch'st dein Haupt tief in den Himmel, und die Sterne ruhen drauf,
Und des Himmels Wolken flattern um die Brust dir als Gewand;
Weithin deiner Füße Schämmel ist der Erde Berg und Land. —

Steh'st wohl schon seit grauen Jahren als des Berglands Wächter hier,
Schau'st hinaus weit in die Lande; Völker blicken auf zu dir. —
Stiller Wächter, altergrauer, wärst du nicht von Eis und Stein,
Hättest zornig wohl geschüttelt oft den greisen Scheitel dein.

Am 2. September 1838.

J. v. H**.

(Wird fortgesetzt.)

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 23.)

Die von Mathias Freidl theils für seine Brüder theils für sich selbst unter Nummer 4 angemeldete Forderung von 1205 fl. 3 dn. ist in einer eigenen Urkunde ddo. 29. Oktober 1560 noch specificirt vorhanden.

Es forderten nämlich:

1. Christoph Freidl zu Nürnberg oder dessen Erben (er war nämlich schwer erkrankt und man wußte deßhalb am Tage der Anmeldung nicht, ob er noch am Leben sey oder nicht) laut eines Schuldbriefes von Hanns Freidl pr. 700 fl. sammt Interesse pr. 35 fl., wofür ihm der Hammer an der Gragliz sammt den Weinbergen und der Leiten dabei so wie auch der Hammer zu Obdach am 1. September 1559 verpfändet und versetzt worden war: 735 fl.

2. Georg und Bartlmä Freidl zu Venedig laut eines Schuldbriefes von Hanns Freidl und dessen Hausfrau Radigund ddo. 1. September 1559 pr. 200 fl., wofür ihnen der Kainrath Weingarten verpfändet und versetzt worden war: 200 fl.

3. Georg und Bartlmä Freidl laut eines Schuldbriefs von Hanns Freidl ddo. 15. September 1559 pr. 40 fl. sammt 2 fl. Interesse, wofür ihnen die Keusche und Leiten an der Gragliz verpfändet worden war: 42 fl.

4. Georg, Christoph und Bartlmä Freidl, laut eines Bestandzettels von etlichen Gründen und der Behausung, welche Hanns Freidl innegehabt, ddo. 15. September 1559: 29 fl. 4 ß.

5. Georg und Bartlmä Freidl laut Rechnung ddo. 26. August 1560, wornach ihnen Hanns schuldig ist 137 fl. 11 dn.

6. Für die dem Herrn Stadler vom Hammer zu Obdach bezahlten alten ausständigen Zinse und Steuern 16 fl. 5 ß. 8 dn.

7. Mathias Freidl für Bezahlung des Aufschlages und der Mauth zu Völlermarkt: 8 fl. 5 ß. 20 dn.

8. Mathias Freidl für eine dem Christoph Sereinig bezahlte Schuld: 8 fl. 2 ß. 4 dn.

9. Mathias Freidl 17 Thaler „und pr. (für) ain Ausstandt als Gebew am Hammer undter Payerhoffen laut der Abredt": 8 fl. 27 fl. 6 ß. 20 dn.

(Der Thaler wurde angenommen = 1 fl. 1 ß. 10 dn. oder = 1 fl. 10 kr., was also sein gesetzlicher Werth in Kärnten oder wenigstens zu Wolfsberg gewesen seyn mußte). Zusammen also 1205 fl. 3 dn.

Unterschrieben: Mathias Freidl.

Da sowohl die Freidl als auch die Wittwe die Priorität ihrer Forderung begehrten, so wurde zur Austragung ihres Rechts „ein fürderlicher tag" (eine Tagsatzung) angesetzt und dazu der Freitag St. Lucientag (der 13. Dezember) 1560 bestimmt.

An diesem Tage habe Mathias Freidl seine beiden Vollmachten so wie 3 Schuld- und Satzbriefe und einen Bestandbrief vorgelegt, und nach deren Vorlesung an Richter und Rath das Begehren gestellt, daß seinen Vollmachtgebern die ihnen vermöge jener 3 Schuld- und Satzbriefe verpfändeten Güter eingeantwortet werden sollen, und daß über dieses sein Begehren ein richterliches Erkenntniß geschöpft werde mit Vorbehalt weiterer Rechtsführung.

Die Wittwe Radegund aber habe durch Christoph Schnepf, ihren Vormund, unter Wiederholung ihrer Forderung ihren Heirathsbrief verlesen lassen und daraus das Begehren abgeleitet, daß sie, da sie als Hannsen Freidl's Wittwe die erste Satzgelterin sey, aus seinen verlassenen Gütern vor allen andern Gläubigern befriediget werden müsse, und habe ebenfalls mit Vorbehalt weiterer Rechtsführung ein richterliches Erkenntniß begehrt.

Richter und Rath hätten sodann die beiden streitenden Theile dahin zu bringen gesucht, daß sie unter Vermittlung guter Freunde die Sache friedlich austragen und einen gütlichen Vergleich schließen möchten. Da ein solcher nicht zu Stande gekommen, sondern die Sache wieder vor das Gericht gebracht worden sey, so haben Richter und Rath zu Wolfsberg am Erchtag nach Conversionis Pauli (nach dem 25. Jänner) 1561 folgendes Erkenntniß geschöpft:

1. Daß die (bambergische) Obrigkeit und die Stadt rücksichtlich ihrer Forderungen an ausständigen Zinsen, Steuern, Gerichtskosten 2c. vor allen Gläubigern den Vorzug haben sollen.

2. Daß sodann die Wittwe mit ihrem verbrieften Heirathsgute von 600 Pf. Pfen. und halber fahrender Habe, wie auch mit ihrem zugebrachten väterlichen und mütterlichen Erbgute, inwiefern dessen Zubringung von der Wittwe bewiesen werden könne, vor allen übrigen Gläubigern abgefertigt werden soll, da sowohl der Heirathsbrief derselben als auch die Waldmann'schen (Erbschafts-) Theilungsbriefe, worin ihr väterliches und mütterliches dem Hanns Freidl, ihrem Hauswirthe, zugebrachtes Erbgut erscheine, älter als alle übrigen Verpfändungen seyen und die Wittwe daher mit Recht den Vorzug vor den spätern Gläubigern habe. Doch soll die Wittwe dagegen die 200 Pf. Pfen. Wiederfall vermöge des Heirathsbriefes sicher auf ein liegendes Gut anlegen und es soll damit nach Wiederfallsrecht gehalten werden. Habe aber die Wittwe für sich Schulden gemacht, oder habe sie sich mit und neben ihrem Gatten für etwas verschrieben, so soll sie dieß, wie es sich gebühre, bezahlen.

3. Was über die Berichtigung der im 1. und 2. Punkte bezeichneten Forderungen von Hannsen Freidl's Gut übrig bleibe, davon sollen die „Pfandschillinger", die mit ihren brieflichen Urkunden allen andern „gemainen Geltern" (Gläubigern) vorgehen, insoweit Hannsen Freidl's Gut ausreiche, befriediget werden.

4. Sollte nach Befriedigung dieser Gläubiger von Hannsen Freidl's Gute noch etwas übrig bleiben, so sollen davon alle anderen gemeinen Gläubiger befriediget werden.

5. Welcher Theil durch diesen „Abschiedt" sich beschwert fühle, der könne innerhalb 14 Tage an die höhere Obrigkeit (den bambergischen Vicedom) die Appellation ergreifen. Doch soll dieser Theil 10 Tage Bedenkzeit haben, ob er appelliren wolle oder nicht. Appellirt er, so soll die Appellation verschlossen an die höhere Obrigkeit und die Entscheidung von dieser wieder verschlossen an das Gericht gebracht werden. „Geben undter meinem Ambrosen Wurzer der Zeit Statrichters alhie zu Wolffsperg hiefür gestellter Petschafft verfertiget. Actum" (wie oben angegeben).

Trotz dieser Entscheidung bestritt Mathias, als der Bevollmächtigte seiner Brüder, seiner Schwägerin das Prioritätsrecht auf den Pfandbesitz der seinen Brüdern verpfändeten liegenden Güter ihres verstorbenen Hauswirthes, und meldete die Berufung an den höheren Richter, den bambergischen Vicedom, an. Die Entscheidung des Letztern ist nicht bekannt, erfolgte vielleicht auch gar nicht, indem Mathias Freidl im Namen seiner Vollmachtgeber unter Vermittlung des Stadtrichters Ambros Wurzer und der Rathsbürger Valentin Huber, Peter Anzenhengst und Leonhard Mayrhold mit Radigund, der Wittwe Hanns Freidl's, „jetzo aber des Wohlgeboren Lucas Saxo der freyen Khunst Magister" Hausfrau, einen Vergleich abschloß, wornach die Wittwe ihr zugebrachtes Heirathsgut von 600 fl. Rh. und das gesammte (nicht bloß das ihr im Heirathsbrief verschriebene halbe) fahrende Hab und Gut Hanns Freidl's erhalten, dagegen aber auf die liegenden Güter desselben für sich und ihre Erben zu Gunsten des Georg und Bartlmä Freidl zu Venedig und der Erben des Christoph Freidl zu Nürnberg gänzlich Verzicht leisten sollte. Das Datum dieses Vertrages ist unbekannt; er mußte aber um die Mitte des Jahres 1562 abgeschlossen worden seyn, da die Wittwe am 21. Juli 1562 urkundlich bekennt, daß sie, nachdem sie von Mathias Freidl jene 60 fl. Rh. und die sämmtliche fahrende Habe des Hanns Freidl bekommen habe, auf die liegenden Güter des Letztern zu Gunsten der oben genannten Personen ganz und gar verzichte. Mit den Siegeln und Unterschriften des Lucas Saxo, Magisters der freien Künste und seiner Gattin Radigund.

Durch diesen Vergleich erhielten die Erben des Christoph Freidl zu Nürnberg 1) den Hammer zu Obdach sammt den Gründen, Zugehörungen und Werkzeugen, 2) die Drahtzieherei an der Gragliz sammt Zugehör, Werkzeug, einer gemauerten und einer hölzernen Keusche, einem Weingarten und Grund dabei.

Den Hammer zu Obdach verkauften sie noch 1562 durch Mathias Freidl um 325 fl. Rh. dem Simon Falchen zu Obdach; die Drahtzieherei an der Gragliz aber kaufte, in welchem Jahre ist nicht bekannt, Bartlmä Freidl an sich.

Die Brüder Georg und Bartlmä Freidl aber erhielten den Weingarten „Kuenrat" (in der Anmeldung heißt er richtiger „Kainrath") als Eigenthum, welchen in der Folge ebenfalls Bartlmä besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 27. Juni. 1857.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung.)

Wild empören sich die Wogen,
Doch das Schiff durchschwebt die Fluth;
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Doch der Mensch wehrt dessen Wuth.

Feuer seine Dächer zündet,
Da erwacht des Menschen Muth,
Und vor seinem Schaffen schwindet
Bald des wilden Brandes Glut.

Ragt gleich riesig in die Lüfte
Manches Felsenthurmes Knauf —
Ueber Eisgebirg und Klüfte
Klimmt der Mensch zu ihm hinauf.

Ruhend auf des Glockner's Spitze
Schaut er auf Gebirg und Flur,
Und von seinem Götterfitze
Herrscht er über die Natur.

Ist Natur auch groß und mächtig,
Wenn sie schafft, wenn sie zerreißt,
Doch, wenn auch der Körper schmächtig,
Größer ist des Menschen Geist.

Am 7. August 1839.

Alfred Arneth.

(Wird fortgesetzt.)

Ansichten einer Dame über Kärnten.

Wir lasen bereits in unsern heimischen Blättern die Anzeige eines Werkchens, welches den Titel führt: „Aus Kärnten. Prolog zu: „Aus Dalmatien". Von Ida von Düringsfeld". Es ist daher unsere Schuldigkeit, davon Kenntniß zu nehmen und unsern Lesern Einiges davon vorzulegen, nicht ohne jenen Wahrnehmungen einige Bemerkungen beizufügen.

Voraus sey es gesagt, daß die Reisende als eine Frau aus Breslau, als Schriftstellerin von Profession sich ankündet, und daß wir es aus dem buntscheckigen Sentexte, welcher auf 52 Seiten alle die Begegnisse, Merkwürdigkeiten und Dialoge von Breslau bis Judenburg, freilich nur flüchtig wie Kaleidoskopbilder enthält, herausfanden, es habe sie ihr Sohn Otto, ein junger slovenischer Sprachforscher, und der Bediente Marco begleitet.

Von Allem nun, was sie über Kärnten, wie man es ansieht, aus guten Quellen, die sie zwar nicht nennt, und aus eigener mitunter sehr origineller Anschauung sagt, können wir füglich nur das Letztere und zwar in so ferne in unser Blatt aufnehmen, als es nicht zu individuell wird, wie die Bekanntschaft mit Herrn von Tschabuschnigg, nicht zu particulär, wie der dreiwochentliche Aufenthalt im „goldenen Bären" zu Klagenfurt, und nicht zu allbekannt, wie die ganze Reihe von Sagen und Geschichten aus dem Heimathlande, die, so interessant sie sonst sind, und so bündig sie erzählt werden, wir Einheimische schon sattsam gelesen. Das Jahr ihrer Reise war das von 1852, und der Weg, den sie nahm, durch Obersteier.

Da also, Seite 53 begegnen wir der Erzählerin, als sie eben Neumarkt verläßt:

„Wir durchfuhren, als wir es verließen, zuerst eines jener engen Thäler, welche in der sächsischen Schweiz Gründe genannt werden. Dieser steierische Grund war „exquisit". Darauf verließen wir die Mur. Friesach wurde von seinen Ruinengruppen prächtig gekrönt. Ein Palast des Fürstbischofs von Klagenfurt, Zwischenwässern, lag fremdartig an einer einsamen Stelle. Dann kam etwas Flachheit und viel Staub, folglich Prosa. Die herrlichen Lärchenbäume, diese Kandelaber des Waldes, hörten auf; dafür zeigten sich einzelne Prachtexemplare von Linden und Nußbäumen. Die Maisfelder fingen wieder an. Es ist doch ein glänzendes Schillern über ihnen. Der Terglou mit seinem Schnee erschien im Süden. Auch die Nähe ward von Neuem malerisch. Dürnfeld lag so abgeschieden auf einer Wiese neben großen Bäumen, daß uns das Verlangen beschlich, dort zu übernachten. Das Haus sah endlos geräumig aus, als könnten, um es zu füllen, gar nicht Gäste genug ankommen, und siehe da — es hatte nur zwei Gastzimmer und von denen war eines bestellt. So fuhren wir denn weiter, es wurde immer wunderhübscher um uns her und der Abend kühl und klar. An einer Schänke tranken wir Wasser; sie war ein reizendes Bild von Abendruhe. Dann kam eine Kapelle am Wege, dann eine vornehme Mühle in einem Gehege, das schon einen kleinen Park vorstellen konnte, und endlich eine so köstliche Verschlingung von Bergwinkeln und üppigen Bäumen an murmelnden durchsichtigen Gewässern, daß wir Beide sagten: „Warum kann man nun hier nicht liegen und träumen und athmen, einen Tag und wieder einen Tag von früh bis spät und so den ganzen Sommer"? Ob man es könnte, gewöhnt an die Tinte, wie man ist? Wir konnten es nicht versuchen, wir rollten St. Veit zu, wo wir im „schwarzen Rössel" Krebse in Essig und Oel bekamen. Wir fanden sie sehr gut, aber das Mädchen belehrte uns: „eigentlich recht gut seyen die Krebse nur zur Weizenblüthe."

„Die Maisfelder wuchsen heute noch viel frischer als gestern; blühende Kürbisranken faßten sie ein. Ich dachte an den Garten in the house of the seven gables von Nathaniel Hawthorne, wo in dem kleinen geheimnißvollen Garten die Kürbisse auch so blühen. An unermeßlich hohen Stangen schoß der Hopfen raketenhaft in die Höhe; auch das Heu war zum Trocknen um Stangen gewickelt. Allerliebste Schweinchen gefielen uns wohl. Wer hätte je in kleinen Schweinen so niedliche Dinger erwartet! Den Herzogstuhl beschauten wir pflichtschuldigst; freiwillig bemerkte ich die hübsche und praktische Art, wie hier die Fenster von Schuppen und Scheunen mit einer durchbrochenen Mosaik von rohen Ziegeln ausgefüllt werden. Man sieht die mannigfaltigsten und geschmackvollsten Muster."

„Nach Klagenfurt gelangten wir am heißen Mittag, und doch dauerte es so lange, bis wir unter Dach und Fach kamen, als ob es stockpechfinstere Nacht und Regenwetter gewesen wäre. In die „Post" wollten wir nicht, weil eine Schmiede gegenüber war; die „Sonne" war vollständig vermiethet; der „Hirsch" — ja so, zum „Hirsch" kamen wir nicht erst; der „Bärenwirth" sollte „schrecklich" viele Zimmer haben, beim Bärenwirth frugen wir an, und der Bärenwirth hatte auch glücklich noch zwei Stuben, die wir denn augenblicklich einnahmen und wohl einige Wochen lang einnehmen werden. Sie sehen auf einen mit Pappeln besetzten Platz. Ich weiß noch nicht, wie er heißt, aber das ist meine geringste Sorge. Wir haben geschwind geschrieben, daß man uns hieher schreibe. Es ist doch möglich, daß in Schlesien etwas vorgegangen ist. Ausgepackt ist auch, also haben wir nichts mehr zu thun, als — was wir zu thun haben: Otto Aufsätze, ich einen Roman zu schreiben und Beide die Nase etwas in das Windisch zu stecken und uns auf Dalmatien vorzubereiten."

Der Annatag.

„Wir kamen mit Adolf von Tschabuschnigg und seinen Damen vom „Kreuzberg", aus den neuen „Kaiser Franz-Josephs-Anlagen" herunter, hatten zum ersten Male im Süden die Vorkette der Sattnitz und die starre, steile der Caravanca's, östlich in der Tiefe die Stadt Klagenfurt, westlich in einiger Entfernung den Anfang des Wersee's gesehen und kamen, bang vor der Finsterniß hinter dem Ulrichsberge, früher als wir gewollt, herunter. Da begegneten wir einem alten Bauer, der einen Nelkenstrauß verkehrt in der Hand trug. Mir schien der Strauß mit einem Gewebe, wie halbgebleichte Zwirnspitzen, überzogen. Frau von Tschabuschnigg aber ließ mir ihn zeigen, und da sah ich denn, daß dieser scheinbare Spitzenüberzug aus weißen, äußerst zarten Blümchen bestand, die so eingebunden waren, daß sie, höher als die vielfarbigen Nelken, diese ganz mit ihrer flirrenden Weiße bedeckten und nur durchscheinen ließen. Frau von Tschabuschnigg sagte mir, „es wären dieß Schleierblumen" und den Alten frug sie: „das ist gewiß auch ein Annastrauß"? der Alte bejahte, faßte seinen Strauß wieder so an, daß die Blumen nach Unten kamen, und wanderte weiter. Wir aber erfuhren, wie festlich der Annatag hier überall begangen werde, und die Anschlagzettel, durch welche an allen Ecken zu einem großartigen Annafeste in irgend einem Garten eingeladen wurde, waren uns erklärt."

„Zurückgelangt in unsern „Bären", befragten wir Beppi, unsere kleine, dicke Bedienung, um die Bedeutung der Annasträuße. Sie sagte uns, sie wären für die Annakirchen, oder in Ermanglung dieser für die Annabilder im Hause, und dann nannte sie einen „unsinnig schönen" Garten, wo man solche Sträuße von Nelken und Schleierblumen bekommen könne. Und darauf fing sie von Friesach, wo sie her ist, und vom dortigen Annaschlosse an, der ersten Ruine, wenn man von Neumarkt käme. Bei der sollte eine Kirche seyn, möglich, ich habe sie nicht gesehen, ma sark. In der Kirche, fuhr Beppi fort, wären bei der großen Brunst die Glocken geschmolzen; darum würde dort keine Messe mehr gelesen, aber gebetet würde dort zum Annafeste drei Tage lang, und „unsinnig schön" wäre die Kirche „ausgeziert". Beppi war nun im Zuge und schwatzte weiter. Und Schätze waren in Friesach — wer „ein Glück" hätte, der konnte was finden. Eben aus dem „Annaschloße" hatte ein Handwerksbursche einmal ein ganzes Roßzeug von reinem Silber mit herausgebracht. Und ein Mädchen — es lebte noch, war aber jetzt „eine alte Person" — das hatte mit anderen Kindern auf dem Virgiliusberge Versteckens gespielt und war dabei eine „Stiegen" hinuntergerathen. Da hatte es eine gedeckte Tafel gesehen mit lauter Silber, und hatte zwei Löffel genommen und herausgebracht. Mehr nicht; ein Kind ist in solchen Dingen dumm. Die Mutter half ihm später überall die glückselige Stiege suchen, aber die findet man nicht zwei Mal. Ein Knabe kam hin, auch beim Versteckensspielen, ebenfalls hinab — der sah drei Fässer, die er voll von Steinen glaubte, von denen steckte er sechs in die Tasche, um zu Haus damit zu spielen. Er vergaß „darauf". Der Vater, welcher die Gewohnheit hatte, die Taschen seiner Kinder zu „visitiren" — die Kinder mußten wohl öfter einstecken — fand die „Steine", und es waren zwei Zwanziger, zwei Dukaten und zwei alte viereckige Goldstücke. Der Knabe wurde befragt, die Stiege abermals gesucht und natürlich abermals nicht gefunden. Bei solchen übernatürlichen Gelegenheiten heißt es umgekehrt: „Suchet nicht, so werdet ihr finden."

„Das war gestern; heute (26. Juli) sollte Viel seyn, und es ist Nichts, denn es regnet. Wir haben mit Herrn und Frau von Tschabuschnigg den Ständesaal besucht, dann kam der Lehrer der slovenischen Sprache und ich übersetzte die ersten südslavischen Lieder. Der Ständesaal ist schön, hat an der einen langen Seite zwei Reihen Fenster übereinander, an jeder der kurzen ein Bild. Eines stellt die Belehnung vor, die Kärntens Herzog auf dem Herzogtische empfing, um dann auf dem Herzogstuhle seinerseits belehnen zu können, das andere die Verleihung der Stadt Klagenfurt an die kärntnerischen Stände durch K. Max I. An der Decke ist eine Huldigung im Perückenkostüm, und die Wände sind bedeckt mit den Wappen sämmtlicher adeliger Familien, welche das Indigenat in Kärnten erworben haben. Das letzte war das des Grafen Henkel aus Schlesien. — Der Saal machte einen guten vollständigen Eindruck, und die slovenischen Lieder versprechen viel Poesie, aber es ist doch ein trübseliger Annatag. Nebenbei bemerke ich noch, daß ich in einer Beschreibung Kärntens das „Annaschloß" bei Friesach nicht fand; aber das thut nichts, es ist doch da, denn es ist eins mit dem Geiersberg."

Klagenfurt.

„Ich will demjenigen eine Prämie aussetzen, der einen Tag lang in Klagenfurt ist, und sich nicht zurechtzufinden weiß. Natürlich muß er den Tag nicht in einem Zimmer oder in einem Hause zubringen, sondern ihn dazu anwenden, die Stadt kennen zu lernen. Aber dann ist auch ein Verlieren in ihr geradezu unmöglich."

„Es muß überflüssig viel Platz zu Klagenfurt gewesen seyn, denn kaum dürfte es eine andere Stadt von so geringer Größe geben, die einen solchen Ueberfluß an großen Plätzen hätte, wie Klagenfurt."

„Auch die Straßen sind, ganz kurze Durchgänge abgerechnet, fast alle so breit, daß in jeder ein Corso Statt finden könnte. Desgleichen haben die Häuser sich so bequem niedergelassen, daß nicht eines zurückgedrängt oder gedrückt erscheint; mit einem Worte, die Stadt befindet sich durchgängig comfortable."

„Von Außen erinnert sie auf dem Grunde ihrer hohen Berge sehr an Solothurn, nur daß der „Jura" weicher gezeichnet ist, als die Kette der Caravanca's. Diese zeigen sich starr und einförmig, und auch der unmittelbaren Umgebung der Stadt fehlt es, so schön sie ist, an den unentbehrlichen Capricen, die eine Landschaft so gut wie eine Frau haben muß, um länger als in den ersten Augenblicken zu gefallen. Ich kann nicht anders, als sagen: Die hiesige Gegend mit ihrem Mittelpunkte Klagenfurt imponirt ungemein beim ersten Sehen, macht aber beim Wiedersehen leicht traurig, oder doch wenigstens ernsthaft. Ist das ganze Land so, und nach dem, was ich bisher davon sah, glaub' ich es, dann ist der Ton der Sagen mit ihrem vorwaltend schmerzlich-sittlichen Charakter vollkommen erklärt."

„Klagenfurt selbst macht ebenfalls weit mehr den Eindruck eines stillen Ortes, als den eines lebhaften, wenn es eben jetzt (?) gleich unaufhörlich vom Lärm verschiedener Bauten klingt und hallt. Man erkennt dieses Geräusch als ein zufälliges und zeitweises und findet Klagenfurt einsam. Es ist allerdings wahr, daß gerade in diesen Monaten, wie überall, auch hier viele Familien auf dem Lande sind, indessen könnte dadurch allein nicht eine solche Stille entstehen, wäre nicht das Stilleseyn der Stadt eigenthümlich. Aber so ist es. Das Leben, welches sie enthält, reicht nicht hin, um ihren weiten Raum zu füllen. Auf dem „neuen Platze" z. B. — was könnte da nicht Alles geschehen, ohne daß er zu eng würde! Inmitten seiner Ausdehnung wird die Gruppe des „Lindwurms mit dem Herkules" ganz unbedeutend, ganz klein, und doch ist der Lindwurm ein schöner Lindwurm, von dem man nur nicht begreift, warum er den vor ihm stehenden dünnen Herkules nicht schon lange verschlungen hat. Eigentlich soll er Wasser speien, aber er thut's nicht. Dafür lassen die Löwen, welche am Fuße des reichen Brunnens auf dem „alten Platze" sitzen, jeder gemächlich einen Wasserstrahl laufen, wo es dann höchst komisch aussieht, wenn einem Löwen ein Gefäß vorgesetzt ist, welches er füllen muß."

„Rings um die Stadt gibt es Rinnenwasser zum Spülen der Wäsche und schöne Schattengänge zum Spazierengehen. Zu diesen sind die alten Mauern benutzt worden. Der frühere Wallgraben ist in eine Rasentiefe, theilweise in terrassenförmige Gärten verwandelt, und auf seinem äußeren Rande geht man noch ein Mal rund um die Stadt. In den vier Vorstädten liegen viele angenehme Besitzungen, deren Gärten gleich an das offene Feld stoßen. Man darf in diese Gärten ungehindert — eintreten; höchstens bellt ein Hund die Fremden an, und auch er gibt sich bald zufrieden, wenn er sieht, daß sie keinen Schaden anstiften. In der Stadt sind einige gute Paläste, am „neuen Platz" der des Fürsten Poreia und der Rosenberg'sche. Die Burg hat vortreffliche Räume, welche jetzt von den Ständen auf das Zierlichste parquetirt und tapezirt werden und zur Wohnung für den Statthalter, so wie bei Besuchen des Kaisers zu dessen Absteigquartier bestimmt sind. Das Ständehaus, welches uns gegenüber liegt, oder vielmehr, dem wir gegenüber wohnen, ist, vom Hofe aus gesehen, höchst malerisch. Zwei Treppen führen unter Rundbogen zu einer ähnlichen Gallerie, zwei Thürme steigen in den beiden Ecken empor — an der kurzen Seite nämlich. Die lange sieht neuer aus; die zweite lange soll noch gebaut werden. Ist sie es erst, wird ein längliches, an einem Ende offenes Viereck sich sehr gefällig darstellen."

„Und nun vom Ursprung, der Taufe und den Schicksalen der Stadt Klagenfurt. Aufgefundene Trümmer sprechen für eine römische Villa, die hier gestanden. Nach ihrer Zerstörung, welche vermuthlich durch irgend welche Barbaren geschah, ward die Gegend allmälig ein weiter Sumpf. Der obligate Lindwurm hauste darinnen und fraß die nöthigen Rinder. Dann setzte der Wendenfürst eine reiche Belohnung für seinen Tod aus, ein fester Thurm wurde gebaut und ein fettes Rind mit eiserner Kette und gleichem Hacken daran befestigt. Der Lindwurm erschien pflichtmäßig, verschluckte das Rind und blieb am Hacken hängen. Man schlug ihn todt und gründete den neuen Ort."

„Damals jedoch hieß dieser Glanfurt und zwar so lange, bis es einem Bäckerlehrling einfiel, den Geldsack aufzumachen, den sein Meister zum Mehlankauf auf die Mehltruhe gelegt. Das Geld bestand damals aus kleinen, dünnen Blättchen, die sich fest zusammenzuballen pflegten. So konnte denn die ganze Summe hinter die Mehltruhe in den dort aufgehäuften Mehlstaub fallen, ohne daß der einfältige Junge wußte, wohin sie gekommen sey. Der Meister bezüchtigte ihn des Diebstahls, das Gericht brachte ihn durch die Folter zum Geständniß und verurtheilte ihn alsdann folgerichtig zum Galgen. Als er gehangen war, rückte man zufällig die Mehltruhe ab und fand das Geld. Der Meister verfiel in Raserei, das Gericht ward von großer Reue ergriffen, das unschuldige Opfer erhielt ein feierliches Begräbniß, und die Bürgerschaft beschloß einstimmig, daß zum Zeichen ewiger Klage über die begangene Ungerechtigkeit Glanfurt von jetzt an Klagenfurt heißen soll. Wer erinnert sich hier nicht des gleichfalls unschuldig hingerichteten Bäckerjungen zu Venedig und des mahnenden Spruches in der Sage: ricordatevi dell' anima del fornareto! (Gedenket der Seele des Bäckerjungen.) Die Bäckerjungen scheinen früher Unglück mit der Justiz gehabt zu haben."

„Förmlich Erwähnung geschieht von Klagenfurt zuerst unter den Sponheimern, denen es als Aufenthalt bei Jagden, so wie als Herberge bei Fahrten nach Viktring und Krain diente. An Habsburg fiel es 1335, nachdem es bereits von 1307 bis 1311 gewaltsam durch die Oesterreicher besetzt gewesen. Es war jedoch als landesfürstliche Stadt mit einer reichen und unabhängigen Bürgerschaft den Ständen von Kärnten etwas unbequem, und sie benutzten daher den großen Brand von 1514, um bei K. Maximilian darum einzukommen, er möge ihnen Stadt und Burg Klagenfurt eigenthümlich übergeben, damit sie den gänzlich heruntergekommenen Ort zu einer Festung machen und so wieder in die Höhe bringen könnten. Der Gab-Brief, durch welchen K. Maximilian diesem Verlangen willfahrte, ist gegeben zu Innsbruck den 24. April 1518 und befindet sich in der „Landes-Handvest", einem alten Bande in Pergament, welcher sechsundsiebenzig Erlasse von Kaisern und Erzherzogen umfaßt. Die Klagenfurter wollten durchaus nicht ständisch werden und schickten zwei Abgeordnete mit der dringenden Bitte um Zurücknahme des Gab-Briefes an den Kaiser. Er sagte: „Nu! nu!" starb aber, bevor er einen andern Bescheid ertheilen konnte. Die Stände sammelten Truppen, und besetzten die Stadt, und die Bürger schworen. Doch erst 1543 wurde der Bau der Festung begonnen, und nicht vor Anfang der Achtziger-Jahre war sie vollendet. Das aufgebotene Landvolk hatte die Mauern und Basteien erbaut,

in der Stadt waren gut bezahlte Handwerker thätig gewesen, darum heißt es, die Mauern seyen mit saurer Milch, die Kirchen und Klöster aber mit Wein gekittet."

„Von hier an theilt Klagenfurt das Geschick der Provinz und der Monarchie."

(Der Beschluß folgt)

Heimathliches.

Am letzten 20. Mai waren es fünfzig Jahre, als das Lyceum in Klagenfurt eines seiner interessantesten Feste feierte. Wenige dürften sich mehr dieser Feierlichkeit erinnern, daher sey es dem Schreiber Dieses gegönnt, die Erinnerung an diesen Tag zu erneuern, der ihm besonders darum merkwürdig bleibt, weil auch er damals als Studirender der Theologie aus den Händen eines ihm, wie allen Kärntnern, unvergeßlichen Mannes die Aufnahme unter die Akademiker erhielt.

In Folge Allerhöchsten Willens wurde nämlich auch in Klagenfurt, wie an allen hohen Lehranstalten Oesterreichs „die Matrikel" eingeführt, und dem gesammten Lyceum ein Rektor vorgesetzt. Unter den Direktoren der theologischen, philosophischen und medicinischen Facultät traf als Ersten diese Ehrenstelle den Direktor der Theologie in der Person des allgemein geschätzten Hochw. Herrn Gurker-Domkapitularen, Dechants und Stadtpfarrers an der hiesigen Domkirche, Jakob Peregrin Paulitsch, nachherigen Fürstbischofes von Gurk.

Es war ein Mittwoch — heiter lächelte die Maisonne auf die festlich geschmückten Akademiker, die sich Morgens 8 Uhr in der Domkirche zu einem feierlichen Gottesdienste versammelten, welcher vom ersten Rektor selbst celebrirt wurde. Nach Beendigung desselben verfügten sich sämmtliche Herren Professoren mit ihrem Rektor, an der Spitze der ganzen akademischen Jugend, in das Lycealgebäude, um mehrere ansehnliche Herren Gäste zu erwarten. Nach Ankunft derselben wurde der neue Herr Rektor vom k. k. Herrn Appellations-Präsidenten Grafen Franz von Enzenberg, Exzellenz, von Sr. Exzellenz dem Herrn Grafen von Christallnigg, von dem Präsidenten des k. k. Landrechtes Freiherrn von Ulm, dann den Herren Gubernialräthen Freiherren von Ankershofen und Kulmer und noch mehreren hohen geistlichen und weltlichen Standespersonen, unter dem Schalle von Trompeten und Pauken in den großen akademischen Saal, wo außer dem Schulgottesdienste auch immer am Jahresschluße die feierliche Verkündigung der Verdienste der studirenden Jugend gehalten wurde, eingeführt, worauf vom Herrn Joseph Karl Ruprecht, Professor des Bibelstudiums und der orientalischen Sprachen, als Senior der theologischen Facultät, eine dem bedeutsamen Feste angemessene und ausgezeichnete Rede gehalten wurde, die mit dem einstimmigen lauten Rufe: Vivat Franz, unser allergnädigster Kaiser! schloß. Nach Beendigung der Rede wurde die academische Matrikel eröffnet — in welcher alle hier Studirenden nach den Fakultäten bereits eingetragen waren — und ihre Namen laut verlesen, zugleich aber auch jedem Einzelnen das vom Rektor unterzeichnete und mit dem Lycealsiegel versehene Matrikelzeugniß eingehändigt.

Um diesem Akte eine allgemeine Publizität zu geben, und dem neuen hochverehrten Herrn Rektor einen Beweis ihrer aufrichtigen Verehrung darzulegen, veranstalteten die gesammten Lycealprofessoren am Abende desselben Tages im gleichen Locale eine musikalische Akademie, in welcher Haydn's großes Meisterwerk der Tonkunst: „Die Schöpfung" von den hiesigen Musikfreunden mit Präzision und unverkennbarer Liebe aufgeführt wurde. Den Anfang der Akademie machte ein Prolog (gedichtet vom Professor der Physiologie und Pathologie Herrn Med. Dr. Lorenz Chrysant von Vest und in Musik gesetzt vom Tonkünstler Herrn Lechner), welcher mit voller Instrumentalmusik durch Dilettanten mit allgemeiner Anerkennung vor den zahlreich versammelten hohen Dignitäten und einem gewählten Publikum abgesungen wurde. So wurde dieser festliche Tag durch die allgemeine Theilnahme zugleich Veranlaßung zum reinsten öffentlichen Vergnügen, so wie sein Andenken nicht der Vergessenheit überlassen, sondern in der heimathlichen Chronik aufgezeichnet zu bleiben verdient. (M.)

(Sage) Dr. H. J. Bidermann erzählt in seinem Aufsatze: „Ueber die ehemahligen Argonautenzüge wälscher Geologen rc. rc." im „Aufmerksamen" Folgendes: In Kärnten geht die Sage: ein Italiener habe noch vor circa 100 Jahren sich oft auf der Jepca (Jepza)-Alpe, südlich von Latschach und südöstlich von Villach eingefunden und aus einer jetzt nicht mehr wahrnehmbaren Grube edles Metall hervorgeholt. Die Sennerin, in deren Hütte er sein Nachtlager zu halten pflegte, habe er — so heißt es — jedes Mal mit 2 Stück „harten Thalern" belohnt. Als dieß nun der Eigenthümer der Alpe, ein Bauer in Latschach, erfuhr, beauftragte er die Sennerin, ihn von der Wiederkehr des Wälschen durch ein am Rande des Gebirges angezündetes Feuer zu verständigen, begab sich sodann bei Wahrnehmung dieses Zeichens auf die Alpe und nöthigte den solcher Gestalt überrumpelten Goldgräber mit vorgeholtenem Schießgewehr zur Theilung der von Letzterem bereits gemachten Ausbeute. — Dieser soll es räthlich gefunden haben, dem Bauer, um ihm Stillschweigen aufzuerlegen, die ganze Goldgräberei gegen die Verpflichtung zu überlassen, daß er alljährlich am Pfingsttage den halben Gewinn nach Görz überbrächte. Als nun der Bauer das Jahr darauf wirklich zur festgesetzten Zeit nach Görz kam und einen Sack voll Gold dem Wälschen überlieferte, nahm ihm dieser unter fürchterlichen Drohungen einen Eid dahin ab, daß er auch in Zukunft die bestimmte Frohne nach Görz liefern würde. Der Bauer hielt den so geschlossenen Vertrag gewissenhaft und ward dabei unermeßlich reich. Am Sterbebette vertraute er das Geheimniß einem andern erst vor 20 bis 30 Jahren verstorbenen Latschacher, der daraus den gedachten Nutzen fortzuziehen nicht ermangelte, und da er große Mengen seines Goldes in den Verkehr brachte, in den Ruf eines eminenten „Chymicus" kam. Thatsache ist, daß derselbe nicht nur seine Verwandten reichlich bedachte, sondern auch so viel Vermögen besaß, daß er die Kirche zu Latschach neu aufbauen lassen konnte. Viele aber meinen, selbigen Mannes Reichthum habe nicht von Schatzgräberei sondern davon hergerührt, daß er aus alten spanischen Thalern, welche bekanntlich aus güldischem Silber geprägt wurden, reines Gold zu extrahiren verstand. Obige Sage ist übrigens auch in der Gegend von Villach und Faak (?) verbreitet und ein Lieblingsthema der Aelpler auf den dortigen Gebirgen.

(Geologisches.) In der Sitzung am 10. März 1857 der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien zeigte Herr Bergrath Lipold eine Suite von Petrefakten vor, welche Herr Franz Jessernigg, Bergverwalter zu Schwarzenbach in Kärnten, Correspondent der k. k. geologischen Reichsanstalt, neuerdings von dem Bleibergbaue „Unterpetzen" bei Schwarzenbach eingesendet hatte. Außer den von dieser Localität bereits bekannten Versteinerungen aus der obern alpinen Triasformation befinden sich unter den eingesendeten Stücken aus den schwarzen Schiefern des Ida-Stollens ein Ammonites floridus, Hauer., und aus den lichten erzführenden Kalksteinen des Mariahilf-Stollens: Orthoceras dubium, Hau., Turbo Cassianus, Münst., Naticella armata, Münst. und Chemnitzia eximia, Hörn., welche letztere Versteinerung besonders häufig am Salzberge nächst Hall in Tirol auftritt. Durch die bereits früher bekannten mit den Schichten von Esino identischen, und noch mehr durch die neu vorgefundenen Petrefakten wird die Uebereinstimmung der Schiefer und Kalksteine von „Unterpetzen" mit den Cassianer und Hallstädter Schichten vollends außer Zweifel gestellt.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Sonnabend, den 4. Juli. 1857.

Ansichten einer Dame über Kärnten.

(Beschluß.)

Nach Triest.

„Was originell ist — wir sind drei Wochen in Klagenfurt gewesen und haben den Klagenfurter-, oder wie man häufiger sagt, den Werdersee nicht gesehen."

„Das ging so zu: nach Villach fährt man längs des See's, und da wir nach Villach mußten, um von dort nun über den Predil oder über Pontafel, so dachten wir: wozu erst besonders an den See?"

„Zwei Tage vor unserer Abreise hörte ich, man könnte nach Villach über Ossiach. Nach Ossiach war mein lebhafter Wunsch; der Umweg wurde beschlossen. „Sie biegen von der Straße rechts ab, nachdem Sie am Werdersee hingefahren", sagte man uns. Wir bogen auch rechts ab, aber nur unmittelbar von Klagenfurt aus. Es war eben eine andere Straße, und so haben wir den Werdersee nicht gesehen." — —

„Um noch einmal auf den See zurückzukommen: am Kanal, welcher aus ihm nach Klagenfurt führt, waren wir (einmal) eines Abends hinausgegangen. Er liegt tief, etwa wie ein Festungsgraben. Auf der rechten Seite ist die Chaussée auf der linken ein grüner Weg unter einer Kastanienreihe. Der Plan zu dieser Wasserstraße wurde schon früher gefaßt und zwar von dem Herzoge Bernhard, welcher in seiner Jugend mit einem Freunde als armer Ritter schaulustig in die Welt zog und lange nicht aufgefunden werden konnte, als 1201 sein Bruder Ulrich starb. Als man ihn endlich in Straßburg entdeckt und er den Herzogstuhl bestiegen hatte, wollte er seine handelspolitischen Erfahrungen in Anwendung bringen und unter Anderem diesen Kanal bauen lassen. Da erschien der Abt des nahen Viktring, festlich angethan, mit Hirtenstab und Reliquien bewaffnet, und gebot der Arbeit Einhalt, weil sein Grund und Boden verletzt worden sey. Das Werk unterblieb wirklich, und ich weiß nicht, wann es erst ausgeführt worden ist. Herzog Bernhard aber muß den Blick eines Staatsmannes für das Praktische gehabt haben, denn er wollte auch eine Straße über den Predil führen, um dem lästigen Zoll zu entgehen, den die Bamberger in Villach von den italienischen Waaren erhoben. Um das zu können, mußte er bei Schloß Wernberg eine Brücke über die Drau schlagen und außerdem Tarvis oder Klein-Trevise haben. Zu beidem hatte er den besten Willen und scheute auch nicht zwei erbitterte Kriege mit dem Bischof, in deren erstem dieser sogar gefangen genommen und in ziemlich langer Haft gehalten wurde. Aber zuletzt mußte der Herzog der Kirche doch eben so gut nachgeben, wie beim Kanale. Vom See selbst, der früher nach den heiligen Primus und Felician hieß, gibt es viel von Städten zu erzählen, die darinnen versunken sind, von ungeheuren Fischen und riesigen Wasserschlangen, welche jetzt die Paläste bewohnen, von Glocken, die emporklingen, wenn das Abendläuten über das Wasser kommt. Ueberall versunkene Erde — Atlantis oder Vineta oder namenlose."

„Moosburg, die alte Residenz, war vorüber; mitten im moosfrischen Walde, ist es gut getauft. Wir suchten nun Ossiach. Unser Kutscher kannte sich nicht aus und konnte auch „die Tafeln an den Säulen" nicht lesen. Endlich erspähten wir ein halb verwischtes „Nach Ossiach" und kamen nun in eine Waldstrecke, die reizend, theils mit den gelbweißen Blüthen, theils mit der Korallenfrucht der Preißelbeeren tapezirt war. Aber der Weg! Was man uns immer Abschreckendes über ihn gesagt hatte, wir fanden es bedenklich bestätigt. Dennoch kamen wir glücklich über alle Baumwurzeln hinweg. Eine neue Gegend öffnete sich in duftiger Bläue und nach einer halben Stunde erblickten wir links ganz am Ende des Thales den See. Dann verschwand er uns wieder, bis wir ihn erreichten. Die Wiesen, welche ihm vorangingen, deuteten an, daß er früher noch weiter gereicht. Sie hatten ganz das Pflanzengepräge der Niederungen, welche dem Wasser abgewonnen werden. Das Ufer war reizend mit Nadelholz und Erlenbruch bewaldet, das jenseitige ganz alpenhaft. Trotzdem währte es uns etwas lange, ehe wir Ossiach erreichten. Die Luft in Kärnten hat einen glücklichen oder unglücklichen Einfluß auf den Magen. Ich bin seit Mailand noch nie wieder so unaufhörlich hungrig gewesen wie in Klagenfurt. Auch in Ossiach langten wir halb verhungert an, und es war kein Gasthaus zu sehen, nichts als die großen Gebäude des Gestütts und die Kirche. Wir fragten uns schon in tiefer Bestürzung, was wir anfangen werden, da erschien uns ein hilfreicher Genius im grauen Soldatenkittel und wies uns zum „Seewirth". Zum Seewirth, das ließ sich hören, und das schweizerartige Häuschen lag so unmittelbar am Rohrufer, daß der Name auch ganz angemessen war. Von den drei Seiten der Gallerie sah man überall auf Seefluth und Alpenwaldung. Ich glaube, es gibt eben nur in Kärnten solche ganz abgeschlossene und einsame Seen. Eines ähnlichen allein entsinn' ich mich — auf der Straße von Riva nach Roveredo — des See's von Lopio. Aber das war nur ein Duodezseechen. So viel Raum wie am Ossiacher bleibt der Einsamkeit schwerlich irgendwo anders. Die Menschen brauchen zu viel Erde."

„Es zog ein scheller heller Regen aus Mittag herüber, schon der zweite, der in den See fiel, seit wir diesen sahen. Der See war verdrießlich und warf ganz hübsche Wellen. Ich stützte mich auf das Geländer und dachte an den Genfersee, den ich liebe, seit ich beinahe vier Jahre von ihm fort bin."

„Der König schlug den Bischof
Mit seiner tödtenden Hand,
Der Tödter ward ein Pilger
Und zog aus seinem Land.

Zog aus dem Polenlande
Und kam in's Kärntnerland —
Das Blut des Bischofs brannte
Auf Seele ihm und Hand.

Er wallte pilgern gen Süden
Bis nach dem heiligen Rom,
Und beten in Sanct Peter
Am alten Tiberstrom.

Da traf er auf ein Kloster
An einem stillen See,
Und war ihm als könnte genesen
Er hier von seinem Weh.

Acht Jahr geblieben ist er
Im Kloster Ossiach,
Der Knechte Dienste that er
In Demuth und in Schmach.

Er hat kein Wort geredet
Mit wem es immer sey,
Sie nannten ihn den Stummen
Und dachten sich nichts dabei.

Bis ihn der Tod gerufen,
Den Reuigen, nach Haus, —
Da sprach er, er sey von Polen
Der König Boleslaus."

„Das ist Geschichte. Boleslaus II. hatte über die Böhmen, die rebellischen Unterthanen des Fürsten von Kiew und König Andreas von Ungarn, dessen Bruder Bela er auf den Thron hob, glänzende Siege erfochten, ergab sich aber später dermaßen den Ausschweifungen, daß er die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Der Bischof von Krakau, Stanislaus von Koska, machte ihm darüber Vorstellungen, die den König so erbitterten, daß er den Bischof, welcher eben in der Kirche des heiligen Michael Messe las, mit eigener Hand ermordete. Gregor VII. that für diesen Mord den König in den Bann und eine Verschwörung der Vornehmsten nöthigte ihn, zu König Ladislaus von Ungarn, dem Sohne Bela's, zu flüchten. Er wurde dort freundlich aufgenommen und blieb einige Jahre. Dann entfernte er sich heimlich mit der Absicht, nach Rom zu gehen und beim Papst die Aufhebung des Bannes zu erwirken. Da sah er Ossiach und ihn erfaßte die Sehnsucht, hier zu bleiben und zu büßen. Er that es, wie ich es erzählt. In seinen letzten Stunden übergab er dem Abt nebst andern Dokumenten seinen Siegelring, welcher bis in das vorige Jahrhundert im Kloster aufbewahrt, dann aber von einem vornehmen Polen durch einen täuschend ähnlichen ersetzt und so entwendet wurde. Auf dem „Freithof" an der Kirchenmauer ist sein Grab und darüber ein Bild, welches ihn selbst und rund umher Züge aus seinem Leben darstellt, während die lateinische Inschrift kurz seine Geschichte berichtet. Zum Andenken des stummen Büßer ernährte und unterrichtete das Kloster Jahr aus Jahr ein zwölf Stumme. 1090 war sein Todesjahr."

„Das war es, was uns nach Ossiach zog. Wer durch Kärnten geht, der pilgere ja ebenfalls zum Grab des Königpilgers, des stummen Büßers. Er ist schön begraben, und durch solch' eine Reue hat er es sich wohl verdient".

„Wie überall in Kärnten waren auch hier die Wirthsleutchen sehr willig und eifrig. „Wegen meiner!" sagte die Wirthin auf jeden Vorschlag, den ich ihr im Interesse unsers Hungers machte, und ein gutes Mittagmahl kam zu Stande. Als wir Abschied nahmen, fragte sie bedenklich: „Sie kommen wohl nimmermehr nach Ossiach?" und ich warf einen wehmüthigen Blick auf die wunderstille Gegend, die mir in den wenigen Stunden schon so lieb geworden war und antwortete: „Ich glaube wohl — nicht."

„Nach Villach war der Weg etwas besser, bis auf ein Loch, in welchem wir auf ein Haar mit dem rechten Hinterrade stecken geblieben und umgeworfen worden wären. Aber die Pferde rafften sich zusammen und brachten uns heraus."

„Villach, die Stadt an den Wassern, wurde nach den gewöhnlichen Wechselungen von Herren 1006 von Kaiser Heinrich II. nebst seinen übrigen kärntnerischen Besitzungen dem Bisthum Bamberg geschenkt, welches er auf Wunsch seiner jungfräulichen Gemahlin eben gestiftet hatte. Seit dieser Zeit hob Villach sich und wurde ein bedeutender Handelsplatz, über welchen die Waaren aus Deutschland nach Venedig gingen. Auch jetzt hat es noch viel Leben und etwas Altreichsstädtisches, wodurch es sich scharf von Klagenfurt unterscheidet. Aber umsonst suchten wir auf der Brücke die beiden kaiserlichen Schöpfer, Heinrich und Kunigunde. Sie sind fort, nur der heilige Domitian steht im Holz und Gold mit einem großen Schwert unter einem Regenschirme. Die Lage der Stadt auf dem blauen Alpengrund am rechten Ufer der schönen, lebendigen Drau ist kunstlos malerisch. Der schlanke geschmackvolle Thurm der Jakobkirche steigt beherrschend auf. Auch die Kirche ist hoch und groß und enthält viele Grabmäler von den edlen Geschlechtern, welche sich in die Stadt zogen und Sold von ihr nahmen, um sie zu beschützen. Auf dem Erbbegräbniß der Khevenhüller, denen früher die nahe „Landskrone" gehörte, liegt ein schlafendes Kind unter den Worten: „Heute an mir, morgen an dir." Weiter steht: „Alle dann in Gottes Namen." Das Denkmal des berühmten Dietrichstein ist ohne Inschrift. Wir erkannten es am Wappen, an den beiden Messern. Man kennt Siegmund von Dietrichstein, der den großen Bauernaufstand in Kärnten beendigte, so geehrt selbst von den Aufrührern, daß sie ihn, als er in ihre Gewalt gerathen war, ohne Lösegeld frei ließen, während sie so und so viel Ritter aufhingen. Weniger bekannt ist es vielleicht, daß Kaiser Max diesen seinen Rath, Oberstsilberkämmerer und Freund so liebte, daß er noch in seinem Testamente seinen Enkeln ausdrücklich befahl: es solle in der Burg zu Neustadt in der St. Jürgenkapelle neben seinem eigenen Begräbniß dem Dietrichstein und dessen Gemahlin ein ewig Gedächtniß gestiftet und so oft für die Seelen des Kaisers und der Fürsten von Oesterreich gebetet werde, auch für Siegmunds und seiner Gemahlin Seelen, so wie für die ihrer beider Vorfahren und Nachkommen Seelen gebetet werden. In Villach ist Siegmund in voller Rüstung dargestellt, wie er eine Fahne in der rechten Hand trägt und mit dem rechten Fuß auf einen Löwen tritt."

„Die Berge, welche man bei Villach sieht, sind der felsige Mittagskogel, die sanfte Villacher-Alpe. Der zackige und waldige Bleiberg und die Görlitzer-Alpe am Ossiacher See. Man sieht noch andere, doch nur diese kann ich nennen."

„Einen reizenden Weg unter alten Weiden gingen wir die Drau hinunter nach dem „heiligen Kreuz", welches ganz im Style des Strahow bei Prag ist, nur natürlich kleiner. Es war sehr besucht, wir ganz Villach, denn der große Markt, welcher immer auf den ersten Montag nach

Laurenzi fällt, sollte am andern Morgen beginnen. Der reichgeschmückte Baum mit dem Schwert, welcher vor dem Thore errichtet stand, verkündigte auf vierzehn Tage die unbedingte Kaufs- und Verkaufsfreiheit für jeden Fremden, und die Landleute der umliegenden Thäler und Gebirgsgegenden drängten sich in den buntesten Trachten um die Buden, wo der Markt versuchsweise bereits heute begann. Man sah den allgemeinen kärntnerischen Kopfputz, die schwarzseidene Mütze mit dem Golddeckel. Die weißen, zierlich gestickten Kopftücher der Krainerinen, Mützen aus weißer gestärkter Leinwand und schwarzem Sammet, wie sie bei Flitsch am Predil getragen werden, und endlich die abenteuerliche Kleidung der Gailthalerinen, welche die ersten Bergbewohnerinen sind, bei denen ich wirklich kurze Röcke gefunden habe."

„In dieser Beziehung kamen wir an einem guten Tage nach Villach; außerdem aber an einem schlechten, denn wir erhielten nur ein ganz erbärmliches Zimmer in den Hof hinaus, wo uns schon um fünf Uhr ein allgemeines Concert der sämmtlichen nachbarlichen Hähne weckte. Was die Hähne gegen den Morgenschlaf sind, würde unglaublich seyn, wenn man es nicht täglich hören könnte — ich wollte sagen hörte; aber das ist, dem Himmel sey Dank, denn doch nicht der Fall. Der arme Morgenschlaf — es ist, als fräße er ihnen den Hafer fort."

„Die Adlerklaue im Stadtwappen sah ich auch und stellte mir recht lebhaft vor, wie der Kaiser flüchtig und todtkrank, in der furchtbarsten Jahreszeit über die Alpen getragen, hier ankommt, wie er dankbar ist, daß die Villacher ihn aufnehmen und sich sogar bewaffnen, um ihn zu schützen und — zu beruhigen. Denn er fürchtete sich, Karl V. fürchtete sich, als eine venetianische Gesandtschaft in Villach eintraf. Sie hatte nur zum Zweck, ihm die Huldigung des Senates darzubringen, aber er glaubte an wer weiß was für schreckliche Absichten. Moritz von Sachsen mußte durch seinen Verrath diese kaiserliche Seele entsetzlich erschüttert haben, daß die Furcht so schnellen Eingang darin fand. Die Venetianer überzeugten ihn jedoch von den ehrfurchtsvollen Gesinnungen ihrer Republik. Er blieb noch bis zum 13. Juli 1552 und verlieh, ehe er die Stadt verließ, derselben eine „Adlerklaue" als kaiserlichen Dank für die bewiesene Treue."

„Die Adlerklaue hatte nun Villach, aber seine Vorrechte verlor es 1675 durch einen Vertrag Bambergs mit Leopold I., und 1759 wurde es nebst den übrigen kärntnerisch-bambergischen Besitzthümern für eine Million Gulden von Oesterreich ganz an sich gebracht." — —

„Um zehn Uhr gingen wir hinüber auf die Post und um eilf Uhr kamen wir in den Wagen. Und in was für einen! Ich hoffte, das Geschlecht dieser „Chaisel" würde in der Revolution untergegangen seyn, aber nein, es hat sie überdauert. Leider! Tschabuschnigg sagte mir von Pola: menschliche Kost bekäme man dort nicht. Von diesen „Chaiseln" sage ich: mit menschlichen Knochen kann man nicht darinnen fahren; das will sagen: man kann nicht darinnen fahren, ohne an allen Gliedmaßen gerädert zu werden. Ich möchte denn doch von Einer verehrungswürdigen Postverwaltung im Interesse sämmtlicher Reisenden, welche auf dieser Straße fahren, demüthig einige sitzbare Beiwagen mehr erbitten. Jetzt war nur ein einziger sitzbarer da; der zweite schon war unser „Chaisel."

„Man hatte uns gesagt, an der Straße nach Tarvis sey nichts verloren; man könne sie immerhin des Nachts machen. Ich weiß nicht — so viel ich in der Dunkelklarheit des Sternenscheins sehen konnte, dünkte sie mir romantisch. Es war zum ersten Male, daß ich so durch eine Berggegend fuhr. Die Wasser rauschten scheinbar stärker als bei Tage. Auf einer Höhe vor Tarvis sah ich die Sterne, wie ich sie noch nie gesehen. Durch die Tannenwaldung funkelten sie, rund um auf allen Bergen brannten sie wie Flammenkugeln. Es war, als wäre eben ihre Schöpfungsminute gewesen, als wären sie kaum aus den Aethertiefen hervorgequollen, als blitzten sie vor innerer, wilder Lust am neuen gewaltigen Leben."

„In Tarvis oder Klein-Treviso bestiegen wir den sitzbaren Beiwagen. Tarvis hat kein Verdienst dabei, dennoch werde ich stets eine dankbare Erinnerung an diesen Ort behalten, welchen die Sage von Friedrich Barbarossa gegründet seyn läßt."

„Nun einige Stunden Schlaf und dann guten Kaffeh in Pontafel. Beide nicht gering zu achten nach der Nachtfahrt im „Chaisel". Der „Mittagskogel" glänzte in der Frühsonne. Es war sieben Uhr, zwei Stunden zu spät für die Post und für uns."

„Auf der Tagliamentobrücke (?) fuhren wir aus Deutsch-Pontafel nach Welsch-Pontafel, aus Kärnten in's Friaul, aus Deutschland nach Italien. Beide Orte sollen, einander dicht gegenüber wie sie nun schon seit Jahrhunderten liegen, Pontafel gänzlich deutsch, Ponteba gänzlich italienisch geblieben seyn, ohne auch nur im mindesten etwas von einander anzunehmen. Im Kriege, welchen zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Venedig und der Erzherzog wegen der Uskoken führten — die lieben Seeräuber waren es auch werth — gab es zwischen den Oesterreichern und Venetianern gegenseitige Ueberfälle der beiden Pontafel."

„Von den Zerstörungen des Tagliamento im vorigen Spätherbst hatten wir viel gehört, aber lange nicht genug. An einer Stelle kamen noch jetzt die Wagen nur mit Hilfe der Arbeiter über den Weg. Auf beiden Ufern sind die Ortschaften verwüstet worden, die Gärten ganz verschwunden. Hin und her hat ein Maulbeerbaum mit wunderbarer Zähigkeit die theilweise oder gänzliche Verschüttung überlebt; wir sahen mehrere, die noch bis zu den Kronen begraben waren und dennoch muthig grünten. Einzelne Stellen waren verschont geblieben; an ihnen erkannte man, wie fruchtbar das Thal gewesen. Die meisten Häuser hatte man schon wieder hergestellt. Der Mensch baut sich wieder an und wieder an und wieder an, immer an derselben Stelle, wo ihm Alles zerstört wurde. Es muß wohl so Gesetz seyn. Er vergißt der Erde, wenn sie ihm auch Böses gethan — er vergißt es und vertraut ihr von Neuem. Dem Tagliamento würde ich nicht vertrauen, wenn ich ihn einmal kennen gelernt. Er sieht aus, als könnte und würde er es bei nächsten Gelegenheit wieder thun. Ich fürchte überhaupt diese schillernden, schießenden Ströme. Sie sind wie Schlangen, die sich, sobald ein Raub ihnen gefällt, plötzlich in tausend Ringen entwickeln und mit jedem einzelnen tödtlich ihr Opfer umschlingen. Was für Nächte müssen damals am Tagliamento gewesen seyn! Hier die Wasser, da die Wasser, und Rettung nirgends!"

Hier verlassen wir die Reisende, können jedoch versichern, daß sie keinen Schaden nahm und wohlbehalten in Triest ankam, womit auch das Büchlein geschlossen ist. Wer von dem poetischen Kärnten, dazu gehören auch die von ihr gelieferten Proben der slovenischen Poesie, was wissen will, der lese es. Wohl manches Brosamlein mußten wir liegen lassen, vieles Pikante darunter; doch wir konnten es nicht aufheben, weil es unter Brennnesseln sich befand, und sich jeder selbst darum, wenn es ihm gefällt, bücken mag. Auffallend war uns, daß die gute Dame auf ihrer Reise den Kalender nicht zur Hand hatte, oder ihre Zeit wie im Unters-

berge, wie es beim ersten Anblicke scheint, in großartigen Träumen verschlief; denn wir finden sie Seite 50, wo das Kapitel „Klagenfurt“ anfängt, damals noch am Ende des März, wo nach ihrer Kenntnißnahme um Gratz schon Aepfelbäume (?) blühten, während sie im oberen Murthale bloß grüne Matten sieht — und finden sie nach dreiwöchentlichem Aufenthalt in Klagenfurt, zu Lorenzi (10. August) in Villach. Wir gratuliren, daß Mylady die vier Monate so schnell verfloßen glaubte, da, wo andere so viele Langeweile fühlen. Doch wir sehen darin eine Illusion, sobald wir bemerken, daß schon der erste Bericht aus Klagenfurt im Juli datirt ist. Ebenso ist es am Ende, wo die Verfasserin plötzlich statt an die Fella an den Tagliamento kommt.

Im Ganzen müssen wir es gestehen, haben wir noch in keinem fremden Buche über Kärnten so viel Interessantes in so einer Kürze beisammen gefunden, und wir können nur bedauern, daß während sich die Verfasserin unterwegs, wie zu Judenburg, tagelang recht abmüdet, um die Zeit zu vertreiben, sie keine Muße fand, in dem „mit Ruinen prächtig gekrönten Friesach“, in dem alterthümlichen St. Veit und in den Umgebungen von Klagenfurt ein Mehreres umzusehen.

Correspondenz.

Wolfsberg, Ende Juni 1857.

Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.
Schiller.

Der 28. und 29. Juni waren für uns Tage der Freude, des Genusses; ein heiteres Intermezza in unserm einförmigen Alltagsleben. Es wurde uns der lang ersehnte Besuch der Liedertafel von Klagenfurt zu Theil. Den 28. um die Mittagszeit langten die heitern Jünger Euterpe's, nahe dreißig an der Zahl, bei uns an, und wurden am „Priel“ bei der sogenannten „langen Brücke“ vom Herrn Bezirksvorsteher, dem Bürgermeister so wie van zahlreichen Bürgern der Stadt und Thalbewohnern empfangen. Es wurde nun sogleich die Einquartirung vorgenommen, die natürlich für alle Sänger in Privathäusern gastfreundlich Statt fand. Hierauf zogen sie, angeführt von ihrem Fahnenträger, begleitet vom recht artig spielenden Musikkarps der gräflich Henkel'schen Bergknappen und vom sich stets mehrenden Publikum unter Freudenschüßen in die Stadt bis vor das k. k. Bezirksamt. Hier sangen sie als Willkommsgruß einen kurzen Chor, welcher unsererseits mit einem herzlichen „Hoch!“ erwiedert wurde. Darnach wurden die lieben Gäste von ihren Gastfreunden in Empfang genommen und anspruchslos bewirthet. — Um 5 Uhr begann das Concert im festlich mit grünen Reisern und Blumen geschmückten, und von Gönnern, unter denen man außer vielen Klagenfurtern auch die fernsten Ortschaften unsers Thales vertreten sah, überfülltem Theater. Das Programm enthielt folgende Nummern. 1) „Das deutsche Lied“; von Kaliwoda. 2) „Die jungen Musikanten“; van Kücken. 3) „Grün“; von Storch. 4) „Allein“; von Starch. 5) „Sturmbeschwörung“; von Dürrnen. 6) Duett: „O Mathilde!“; aus „Wilhelm Tell“. 7) „O säh ich!“; von Kücken. 8) „Wanderlust“; von Abt (Vocalquartetten). 9. „Dem Schönen“; von Neidhard. 10) „Der neue Bürgermeister“; van Kuntze. — Diese Piecen sind in Klagenfurt so wohl bekannt, daß es überflüßig ist, zu wiederholen, mit welcher Präcisian sie van der trefflichen Liedertafel ausgeführt wurden. Der wackere Chormeister, Herr Caspar Harm, fungirte auch hier mit gewohnter Umsicht, und ihm gebührt gewiß kein kleiner Theil des Verdienstes an den schönen Erfolgen. Ich habe nur hinzuzufügen, daß sich die jugendlich-schönen und kräftigen Stimmen in unserm sehr akustischen Theater herrlich ausnahmen, und daß das Publikum großes Verständniß zeigte, und im hohen Maße electrisirt wurde, was es durch stürmischen Beifall zu erkennen gab; viele Nummern wurden wiederholt, wozu sich die nimmer zu ermüdenden Sänger mit größter Bereitwilligkeit verstanden. — An den Armenfand wurden am folgenden Tage über 60 Gulden als Reinertrag abgeführt, gewiß ein sehr bedeutendes Resultat. — Nach dem Schluße des Concertes begab man sich in den nahen Garten des „Klosterbräuers“, der beim Eintritt der Dunkelheit mit farbigen Ballons erleuchtet wurde, aber leider nicht hinreichenden Raum für die hörbegierige Menge bot. Ein bisher seltner milder schöner Abend begünstigte das Fest. Und wieder ertönten die anmuthigen Klänge und ergötzten bald mit ernsterhabenen, bald mit heitern Weisen, unter welchen letztern besonders die kärntnerischen Lieder sehr ansprachen. Die Pausen wurden van der braven Knappenmusik entsprechend ausgefüllt. So wurde das musikalische und gesellige Vergnügen bis spät in die Nacht fortgesetzt. — Am nächsten Morgen waren die Zugvögel schon sehr zeitlich aus den Federn, und ergingen sich theils in den nahen idyllischen Umgebungen, theils machten sie auch weitere Ausflüge. Später wirkten dann mehrere Mitglieder der Sängergesellschaft beim Hochamte mit, und bewährten sich gleich vorzüglich als Kirchensänger wie im Concerte. Auch einzelne Instrumente wurden durch sie glänzend vertreten. Darauf wurde auf einem nahen Gute im Grünen ein Frühstück eingenommen. Hier überreichte der Bürgermeister im Namen der Damen der Stadt ein einfaches geschmackvolles Fahnenband, auf welchem in Goldstickerei: „Wolfsberg, 1857.“ zu lesen ist. — Nun schlug viel zu früh die Stunde des Abschieds. Da zog man denn wieder unter Liederklang und gegenseitigen Hoch's durch die Stadt; außer derselben bestiegen unsere lieben Gäste ihre Wagen und schieden.

Dank, innigen Dank, Ihr herrlichen Sänger, für die Freude, die Ihr uns bereitet; lange, lange werden die Klänge Eurer schönen Lieder bei uns nachhallen! Möchtet auch Ihr eine freundliche Erinnerung an unser grünes Thal bewahren; möchtet Ihr herzlich annehmen, was wir Euch vom Herzen baten — möchtet Ihr bald zu uns wiederkehren!

Literarische Anzeige.

Handels-Adressen-Buch von Kärnten. Zusammengestellt und herausgegeben von M. F. Klatzer, Kanzellisten der kärntnerischen Handels- und Gewerbskammer. 1857. Villach, Druck bei F. F. Hoffmann. (Preis 1 fl. 6 kr. C. M.)

Das Kronland Kärnten, welches nun auch in das Eisenbahnnetz Oesterreich's eingezogen ist, indem wir dem ersten Schaufelstich zum Unterbaue der bereits ausgesteckten kärntnerischen Eisenbahn noch in diesem Monate entgegen sehen, benöthiget jetzt um so mehr einer solchen Zusammenstellung seiner Montan-Industrie und Fabriken als Leitfaden des Geschäftsbetriebes, dessen wir schon lange entbehrten und den wir im oben angezeigten Buche erfüllt sehen.

So leicht es scheint, eine solche Zusammenstellung zu Stande zu bringen, so dürfte es doch schwer seyn, den Forderungen unserer Tage hierin Genüge zu leisten, um so mehr, da es hierin in neuerer Zeit der erste Versuch für Kärnten ist. — Mit vielem Fleiße und der möglichsten Genauigkeit ging hier der Verfasser zu Werke, und bei den wenigen Mängeln, die sich darin vorfinden, und bei ähnlichen Unternehmungen selten ganz vermieden werden können, wird dieses Buch jedem Geschäftsmanne unentbehrlich seyn, und er wird es dem Verfasser danken, ihm diesen Leitfaden an die Hand gegeben zu haben. Auch vom geschichtlichen Theile unserer reichen Bergwerke finden wir eine gedrängte Skizze von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis auf die Gegenwart. Wir glauben daher nicht nur den Gewerbsmann, sondern überhaupt das sich gerne unterrichtende Publikum auf dieses Adressenbuch aufmerksam zu machen, so wie wir es zugleich als einen Beitrag zur näheren Kenntniß des regen Gewerbstriebes unseres Kärntens auch außer dessen Marken ansehen, und es also den Dank eines jeden seine Heimath liebenden Kärntners verdient.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 28. Sonnabend, den 11. Juli. 1857.

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa,

Marschall Marmont, in Bezug auf Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 23.)

Wir haben das zweite Heft des ersten Bandes dieses so viel Aufsehen erregenden Werkes vor uns, und sind in der Lage, aus demselben in Bezug auf Kärnten aus dem Feldzuge von 1805 — 1806 nachstehende, wie es uns scheint, merkwürdige Daten, nebst unseren dießfälligen Beobachtungen mitzutheilen:

Von dem Ueberfalle, welchen Oberst Mesko mit den Liechtenstein-Husaren auf die Rekognoscirungs-Abtheilung Marmont's bei Judenburg ausführte, wobei Oberst Deveaux und Rittmeister Frein, Lieutenant Convreau, nebst noch 10 französischen Husaren*) verwundet in die Hände der Oesterreicher fielen, sagt Marmont in seinen Memoiren nichts, obwohl er einen ähnlichen Ueberfall, den Kapitain Testot-Ferry (S. 388) auf ein österreichisches Bataillon bei Reifling ausführte, umständlich erwähnt, und die Aussendung von Streifcorps auf Judenburg, Unzmarkt und Knittelfeld meldet.

Der General Grouchy, der in der Schlacht bei Novi gefangen genommen und nach Gratz geführt worden war, (S. 394) hatte dort, erzählt Marmont, ziemlich lange verweilt, und die Bekanntschaft eines gewissen H** gemacht, der an der Spitze einer Wohlthätigkeitsanstalt und eines Hospitals stand. Dieser Mann, ein Feind des Hauses Oesterreich und entschiedener Revolutionär, gab sich politischen Schwärmereien hin und wünschte eine Veränderung. Seine Funktionen brachten ihn täglich mit vielen Militärs in Verkehr und durch seine Vermittlung wurde ich täglich unterrichtet, wo sich das Hauptquartier des Erzherzogs und das Gros seiner Truppen befand**). Marmont hatte nach der Schlacht bei Austerlitz und dem zu Preßburg geschlossenen Frieden (am 7. Jänner 1806) den Befehl erhalten, mit seinen beiden Divisionen und der Cavallerie die von dem Korps Massena der italienischen Armee occupirten Provinzen nach deren Abmarsch zu besetzen, und durch die Fuhrwerke in Steiermark und Kärnten einen Theil der im Zeughause gefundenen österreichischen schweren Geschütze nach Italien, vorzüglich nach Palmanova, zu transportiren (S. 407). Vom Korps des Generals Marmont rückte demnach am 11. Jänner 1806 General Villate in St. Veit ein, und am 12. folgte der Commandirende selbst. Die größten Schwierigkeiten machte jener Artillerie-Transport, wovon ein Train, mit 1200 Pferden bespannt, unter General Tirlet durch Kärnten ging, der 79 Kanonen vom schwersten Kaliber betrug, deren Verführung jedoch das Land bestreiten mußte, während jene (holländischen Pferde, wie sie Marmont nennt) Bespannung unbelastet durchziehen sollte. Die erste Abtheilung von 28 Geschützstücken verführte man mit gedungenen Pferden über die Wurzen, nicht ohne Vorspannspferde beigesellen zu müssen; für die zweite Abtheilung mit 51 Geschützen und Zugehör zahlte man den Franzosen 15,000 fl., damit sie den Transport selbst übernahmen. So wußten die feindlichen Generale sich allenthalben Nutzen zu schaffen*).

„Während meines Aufenthaltes in Krain und Triest (in Kärnten hatte sich Marmont selbst nur durch einige Tage aufgehalten, und die Generale Grouchy, dann Darmagnac mit dem Commando betraut) hatte der Minister des Innern“, fährt Marmont (S. 408) weiter „den Kaiser ersucht, einige von den Arbeitern nach Frankreich zu schicken, die in den Eisenhämmern dieses Landes (Kärnten) bei der Fabrikation der Sensen beschäftigt waren, mit denen von hier aus ganz Europa (!) versorgt wird. Diese Fabrikation war zu jener Zeit ausschließliches Eigenthum jenes Landes (doch auch und vorzüglich von Steiermark) und eine Quelle seines Reichthums. Die in Frankreich fabricirten Sensen sind, wenn man sie einige Zeit benutzt hat, zu nichts mehr zu gebrauchen; während die von Kärnten ganz von Stahl sind und immer dieselben bleiben. Dieser Umstand rührt von der Beschaffenheit des Minerals her: das Land enthält kohlensaure Eisenerze (!), die, wenn sie wie die andern behandelt werden, anstatt Eisen natürlichen Stahl liefern. Wenn man daraus Eisen gewinnen wollte, so würde man eine kostspielige Operation vornehmen müssen: statt dessen erhält man beim Schmelzen einen dehnbaren Stahl, der sich wie Eisen schmieden läßt, und aus dem Sensen, Sicheln, Sägen und alle gebräuchlichen Schneidewerkzeuge fabricirt werden. Früher gingen 4 Millionen Franken aus Frankreich, um den Ackerbau mit diesen Werkzeugen zu versorgen**).“

---

*) Handbuch der Geschichte Kärntens II. Abtheilung, III. Band, 1. Heft, Seite 167.

) Ebendort S. 292. Marmont nennt den Betreffenden, was dasjenige vollkommen bestätiget, worüber ermeldetes Werk an betreffender Stelle über H referirt, welcher endlich nach neuerlichem Verrath im Jahre 1809 entdeckt, eine abenteuerliche Flucht nahm, und dann von 1810 — 1813 in Villach die französische Polizei auf eine Art leitete, daß daraus die dort geschilderten vielen Conflikte mit dem österreichischen Kärnten erfolgten.

*) Siehe dasselbe Handbuch. Seite 179 und 180.

**) Wir überlassen es den Eisen- und Stahlmanipulationskundigen, diese Ansichten Marmont's mit dem damaligen Verfahren und den neuesten Entdeckungen in diesem Fache in Einklang zu bringen. Das Nähere und Eingehendere darüber in diesem Blatte zu lesen, würde von besonderem Interesse seyn. Uebrigens, so sehr diese Art, Kärnten seinen Verdienst zu entziehen, einschneidend war, können wir die Vorsorge des französischen Ministers nur lobenswerth finden, nicht blos mit den Waffen, sondern auch im Wege der Industrie für das eigene Land Eroberungen zu machen.

„Nach der Absendung der Arbeiter nach Frankreich, deren Zahl später noch vermehrt wurde, als ich Gouverneur der illyrischen Provinzen war, hat man im Departement Kriege (an den Pyrenäen) Minerale entdeckt, die mit denen von Kärnten ähnliche Bestandtheile haben, und Frankreich ist von dem Tribute, den es an's Ausland entrichten mußte, befreit *)."

„Das venetianische Friaul hat auf dem rechten Ufer des Isonzo" beobachtete Marmont (S. 408) „und das österreichische auf dem linken Ufer Enklaven (Sporaden nennt sie Bergmann). Dieß Land, das seit undenklichen Zeiten unter Verwaltungsbehörden verschiedener Nationalität stand, hatte seinen ursprünglichen Typus auf außerordentliche Weise bewahrt. Man kann daraus die große Macht der Gewohnheit erkennen: auf dem rechten Ufer sprachen die Einwohner nicht italienisch, sondern nur deutsch und wendisch, während auf dem linken Ufer das Italienische allein im Gebrauch war. Und dabei gibt es noch Leute, die, wie so viele unserer modernen Projektmacher, die Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheile der der Völker in vierundzwanzig Stunden umändern wollen! Die Zeit und die Institutionen, die ihren Einfluß reguliren, können allein dieses Werk vollbringen **)."

„Ich kann ein anderes Beispiel citiren, wie sich die Sprache oft auf wunderbare Weise erhält. Ich ging eines Tages in der Umgegend von Udine mit den General Vignole, dem Chef meines Stabes, spazieren. Vignole war aus Languedoc und verstand das Patois seines Landes. Plötzlich glaubte er Bauern aus seiner Provinz zu hören und wendet sich um: es waren Bauern von Friaul. Unser Erstaunen war groß; auf unsere Nachfrage erfuhren wir, daß unter dem römischen Kaiserreich eine Legion, die beständig in Gallia Narbonensis rekrutirt wurde, sich viele Jahre lang zu Udine aufgehalten hat ***)."

„Ich erhielt vom Kaiser den Befehl, die Grenze (gegen Deutschland und vorzüglich Kärnten) sorgfältig zu rekognosciren und ein Vertheidigungssystem vorzuschlagen. Ich kam diesem Befehle nach, und schlug Werke vor, die Italien eines Tages ausführen muß, wenn es jemals eine Macht wird, und seine Grenze gegen Oesterreich sichern will. Ich will dieselben summarisch angeben. Zwar hab' ich jenes Memoire nicht vor Augen, und seine Details sind mir nach Verlauf so vieler Jahre aus dem Gedächtniß geschwunden, doch will ich die Grundzüge desselben andeuten!"

*) „Die Entführung der Himmelberger-Sensenarbeiter im Jahre 1806" haben wir in Nro. 6 des Jahrganges 1856 der Carinthia gelesen. Was wir damals nicht wußten, erfahren wir aus Marmont's Memoiren, nämlich, daß sie auf Napoleons Befehl geschah. General Grouchy mochte sich demnach entschuldigen, daß ihre Rückstellung nicht in seiner Gewalt stehe, da es ihm schmählich dünkte, hier Napoleon's Befehl bloß zu geben.

**) Wir verweisen hier auf Nro. 5—7 der Carinthia vom J. 1853, wo wir nach Bergmann die slavischen und deutschen Sporaden in Friaul besprachen. Nicht allein dort sondern auch in unserm Canalthale ergibt sich der Fall, daß Ort für Ort die Sprachen, somit die Volksstämme abwechseln. In Pontafel deutsch, Leopoldskirchen windisch, Malborgeth deutsch, Uggowitz und Saifnitz windisch, Tarvis deutsch, Thörl windisch. Man denke an Gottschee in Krain und die Sette communi an den Ausläufern der Alpen ob Verona.

***) Diese Beobachtung wurde an den Friaulern schon von lange her gemacht, wie bei ihnen ganze Sätze französisch lauten. Doch wir können mit Marmont nicht einverstanden seyn, daß dieses noch van Römerzeiten herstamme, während nach Paul Diakon die Völkerwanderung dort Alles zerstörte; — wir möchten vielmehr behaupten, daß sich dieses von Einwanderungen in das menschenleere Land unter fränkischer Herrschaft schreibe, wie nach Kärnten Sachsen verpflanzt wurden. Uebrigens ist es bekannt, daß man in Languedoc unter dem Landvolk ein Patois in der Mischung von französisch, italienisch und spanisch spricht.

„Die Sicherheit einer auf Palmanova appuyirenden Armee, die den Isonzo vertheidigen soll, hängt vom Besitze der Berge ab. Wenn der Feind das Mittel findet, von dieser Seite zu debouchiren, muß man sich auf den Tagliamento zurückziehen. Die Berge sind indessen schwer zugänglich, sie bieten nur enge Passagen dar, die leicht durch Festungen oder Forts gesperrt werden können. Das wichtigste dieser Debouché's, aber auch das am schwersten zu vertheidigende, ist dasjenige, welches von Tarvis in das Tagliamentothal führt. Dann folgt das des Isonzo: Jedes muß seine eigene Vertheidigung haben. Der günstigste Ort zur Deckung des Tagliamento liegt im Rücken von Tarvis (d. i. wenn man gegen Deutschland zu die Gegend ansieht), auf dem halben Wege von Ponteba, nahe bei Malborgetho (also an dem Orte, wo im Jahre 1809 die Oesterreicher ihr Fort anlegten). Ein Platz von 5 bis 6 Bastionen (so stark war das Fort nicht) würde dem Uebergange ein hinreichend großes Hinderniß bieten."

„Das zweite Debouché ist das, welches von Tarvis in das Thal des Natisone, auf dem rechten Ufer des Isonzo, führt. Bei Caporetto befindet sich ein bewunderungswürdiger Bauplatz, man müßte auf denselben eine kleine uneinnehmbare (!) Festung erbauen, die den doppelten Vortheil haben würde, den Schlund und die Wege von Plez (Pleß, Flitsch) und Karfreid vollständig zu sperren, und auch die Passage zu vertheidigen, die vom Thale des Isonzo in das von Natisone führt!"

„Die ganze Gegend zwischen den Quellen des Natisone ist, mit Ausnahme der Passage des Isonzo, bis zur Höhe von Canale vollkommen ungangbar. Es würde also noch ein Fort bei Canale zu erbauen seyn; dieß würde das Thal sperren und die Hauptstrasse, die sich längs des Flußes hinzieht, so wie die Brücke beherrschen. So wäre die Vertheidigung der Grenze auf eine ziemlich kleine Ausdehnung, auf den Lauf des Isonzo von Canale bis Monfalcone und dem Meere zurückgeführt *)."

„Durch diese drei Plätze, d. h. eine Festung bei Malborgetho, einem großen Fort oder einer kleinen Festung bei Caporetto, und einem kleinen Fort bei Canale, würde die Grenze sehr stark werden. Man hatte am Tagliamento ein uneinnehmbares Fort, Osoppo, erbaut. (Es bestand von jeher und hieß bei Ausgang des Mittelalters bei den Deutschen: „Sophberg"). Die Stärke der Stellung muß allerdings anerkannt werden, doch erfüllt dieses Fort seinen Zweck nur sehr unvollkommen; das Thal ist auf diesem Punkte zu breit, um gesperrt zu werden (dieses nahm man in den Jahren 1805, 1809, 1813 und 1848 aus Erfahrung wahr). Dieses Fort kann zur Conservirung der Magazine dienen und Depots aufnehmen (doch wegen des Transportes auf die steile Höhe etwas unbequem); es ist eine Schatzkammer zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten (?); in strategischer Hinsicht ist es zwar störend, bietet jedoch der Bewegung der Armee kein wirkliches Hinderniß."

*) Die Forts, welche Marmont erbauet haben wollte, lagen nicht auf italienischen Boden — das bei Malborgetho bekanntlich in Kärnten, Pleß oder Flitsch und Canale im Görzerischen, welche bis 1810 österreichisch waren. Die Oesterreicher erbauten, ohne von Marmont belehrt zu seyn, die Forts von Prediel und Malborgetho, freilich ob Mangel an Zeit nicht so in einem Umfange und mit solcher Festigkeit, wie Marmont wollte, was gegenwärtig nachgeholt wurde. Uebrigens meinte Marmont Italien zu schützen; doch was dieses schützet, taugt auch in gleicher Absicht für Deutschland. Vom Jahre 1810 bis 1813 hätten die Franzosen, als im Besitz jener Gegenden, nach Marmont's Angabe die Forts anlegen können, sie thaten es nicht in stolzer Zuversicht, darum trieb man sie so bald davon.

Am Jahrestage.

Marie sah — durchbebt von gold'nen Träumen
Auf zu des Himmels ew'ger Sternenpracht —
Man hörte fast der Pflanze sanftes Keimen
So still und ruhig war die Mondesnacht.

In solcher Nacht da fühlt man Gottes Nähe,
Da sehnt nach Wahrheit sich des Menschen Geist;
Da senkt vom Himmel sich das süße Wehe
In's Menschenherz, das man „die Sehnsucht" heißt.

Es fühlt der Mensch in tiefster Seel' ein Bangen,
Als wär er hier auf Erden nur verbannt,
Und ihn erfaßt ein heißes Glutverlangen,
Sich aufzuschwingen in das Heimathland.

Er fühlt es tief, daß bald die Freude schwindet,
Daß er der Sclave jedes Augenblick's,
Daß, wenn er sich im höchsten Glück befindet,
Ihm immer droh't der Wechsel des Geschick's.

Marie flehte, daß die schönen Träume,
Die Hoffnungen, die jetzt ihr Herz durchglüh'n,
Daß sie nicht welken schon in ihrem Keime
Und daß sie einst verwirklichet erblüh'n.

„Doch birgt die Zukunft" rief sie: „mir nur Leiden
„Und nur getäuschter Hoffnung bittern Schmerz,
„So laß mich ein zu Deinen ew'gen Freuden,
„Und laß mich ruh'n an Deinem Vaterherz!"

Da hellte sich mit einem Mal' das Zimmer,
Marien's Brust durchzuckte süßes Weh',
Sie sank zurück, umglänzt von Purpurschimmer,
So schön und mild wie eine Heilige.

Und jener Engel mit dem Friedenszeichen,
Deß Schwingen sanft wie Frühlingslüfte weh'n,
Der küßte ihren Mund, den stummen, bleichen,
Und floh' mit ihr in Paradieses-Höh'n. —

Es ist der Tod, der junge Leben knicket,
Nicht grausam, wie der Volkswahn ihn besingt,
Er ist ein Engel, der das Kind entrücket
Von jenen Leiden, die die Zukunft bringt.

Am 9. Juli 1857.

J. J. K.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 25.)

Die Durchführung des Verlasses nach Hanns Freidl endete erst 1564. Die Erben des Christoph Freidl hatten einen eigenen Bevollmächtigten, nämlich Wolfgang Barthrl, Syndicus der löblichen Reichsstadt Nürnberg, laut Vollmacht ddo. 12. Mai 1564 nach Wolfsberg geschickt, um sich zu überzeugen, ob der Verlaß gehörig durchgeführt und das Interesse der genannten Erben gewahrt worden sey. Nachdem er durch die Einsicht aller in dieser Angelegenheit eingerichten Schriften, gepflogenen Verhandlungen, geschlossenen Verträge, ausgestellten Verzichtbriefe, so wie aller obrigkeitlichen Acten die volle Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Mathias Freidl als der Bevollmächtigte der genannten Erben ganz nach Recht, Gesetz und Ordnung vorgegangen sey und die Erben gewissenhaft vertreten habe, so sprach er ihn durch eine ehrenvolle Erklärung ddo. 23. Juni 1564 zu Wolfsberg von seiner Anwaltschaft quitt, ledig und los, mit dem Beisatze, daß die genannten Erben und deren Vormünder in obengedachter Erbschaftsangelegenheit an Mathias Freidl und dessen Erben keine wie immer geartete Anforderung zu machen hätten.

Entweder gegen das Ende des Jahres 1561 oder Anfangs des Jahres 1562 starb Martin Freidl, der Bruder des schon 1533 verstorbenen Andreas, im hohen Alter, und bald darauf folgte ihm seine Gattin nach, deren Name und Herkunft nicht bekannt ist. Er war ein Ehrenmann in vollem Sinne des Wortes und genoß daher das unbedingte Vertrauen seiner Neffen, welches sie ihm noch 1559 bewiesen, indem sie die von ihm gemachte Schätzung des von seinem Bruder Andreas hinterlassenen Vermögens ohne Prüfung als richtig annahmen und zur Grundlage der Erbstheilung machten.

1562, Freitag, den 20. Februar zu Wolfsberg fordert Wolfgang Stößl Stadtrichter alle diejenigen, welche auf die Verlassenschaft weiland Martin Freidls, Bürgers zu Wolfsberg, irgend eine Anforderung zu haben vermeinen, auf, am 4. Mai 1562, um 7 Uhr „zu frurr tag Zeit" auf dem Rathhause zu erscheinen und ihre Forderungen entweder selbst oder durch Bevollmächtigte anzumelden.

Wer sich gemeldet habe, ist unbekannt, da über seinen Verlaß nichts vorhanden ist. Er starb, wie es scheint, kinderlos, da von Nachkommen desselben nirgends, nicht einmal in Bartlmä's Testamente etwas vorkommt. Er hatte wahrscheinlich seine noch lebenden Neffen, Georg, Bartlmä und Mathias, und die Kinder des verstorbenen Neffen Christoph zu Erben eingesetzt, und vielleicht den einen oder andern besonders bedacht.

Zu Wolfsberg war nun nur mehr Mathias Freidl, und da dasjenige, was die Payerhofer-Urkunden über ihn enthalten, zunächst aber nur das Schloß und die Herrschaft Payerhofen betrifft, so tritt ein Stillstand ein, den wir dazu benutzen wollen, um uns nach denjenigen Gliedern des Freidl'schen Geschlechtes umzusehen, welche ihren bleibenden Wohnsitz außerhalb Wolfsberg's aufgeschlagen haben, nämlich nach Georg, Bartlmä und Christoph. Wir gruppiren sie so nach ihrem Aufenthalte, indem die beiden ersteren zu Venedig, der letztere aber zu Nürnberg sich aufhielten. Ihrem physischen Alter nach aber folgten sie so auf einander: Georg, Christoph, Bartlmä. Auch müssen wir ihrer Schwester Margareth erwähnen und wollen dieß zuerst thun, da sie vor ihren Brüdern starb.

Sie war eine Tochter des Andreas Freidl aus seiner ersten Ehe mit Apollonia Ambring und war in erster Ehe mit Erasmus Brunner, in zweiter Ehe aber mit Andreas Eberstorfer vermählt, und starb vor 1559 mit Hinterlassung eines Sohnes Michael Brunner und einer Tochter Apollonia Eberstorfer, welche sich in der Folge mit Andreas Zenegg Bürger und Handelsmann zu St. Veit vermählte, und nach dem Aussterben des Freidl'schen Mannsstammes in Kärnten mehrere ehemalige Freidl'sche Besitzungen an sich brachte und an die Zenegg'sche Familie vererbte.

Von den obengenannten Brüdern war Christoph schon in seiner Jugend — aus welcher Veranlaßung ist nicht

bekannt — nach Nürnberg gekommen, hatte sich daselbst verehelicht, ein selbstständiges Handelsgeschäft errichtet und vortheilhaft betrieben, das Bürgerrecht mit dem Recht ein adeliches Wappen zu führen erlangt und, wie es scheint, in Wohlstand und Ansehen gelebt, als ihn, etwa 46 Jahre alt, der Tod hinwegraffte. Die Herkunft seiner Gattin, welche Maria hieß, ist nicht bekannt; sie muß jedoch einer wohlhabenden Nürnbergischen Bürgerfamilie angehört und ihm ein bedeutendes Heirathsgut mitgebracht haben, weil sonst nicht einzusehen wäre, wie er, der vom Hause aus nichts besaß — die Theilung des väterlichen Vermögens wurde ja erst 1559 vorgenommen — in Nürnberg als Kaufmann sich hätte etabliren können. Er hinterließ drei Söhne: Sigmund, Andreas II. und Christoph II., und drei Töchter, Anna, Susanna und Rosina, welche alle bei des Vaters Tode noch minderjährig waren. Von den Töchtern erscheinen in der Folge verheirathet und zwar Anna schon 1564 mit Leonhard von Wertheim (in der Urkunde von 1571 Werden) Bürger zu Nürnberg, Susanna 1571 mit Nikolaus Gößwein, ebenfalls B.rger zu Nürnberg, Rosina aber war noch 1571 ledig.

Das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme", bewährt sich meistens nur im schlechten Sinne, seltener aber im guten. Trefflicher Eltern Kinder mißrathen, entarten und werden zur Schande für das ganze Geschlecht. Dieß war leider auch bei den beiden älteren Söhnen Christophs nämlich bei Sigmund und Andreas der Fall. Beide waren in ihren Jünglingsjahren bei ihren Oheimen in Venedig um den wälischen Handel kennen zu lernen. Die eigenthümliche Lage und Bauart dieser Stadt, ihre herrlichen kirchlichen, öffentlichen und Privatgebäude, die eigenthümliche Verfassung und Verwaltung dieser Republik, ihre glänzende Geschichte, ihre große politische Macht, ihre mächtige Kriegsflotte, ihre zahlreichen Kauffahrteischiffe, welche einen ausgebreiteten Küsten- und Seehandel trieben und in Verbindung mit Handelsschiffen aller Nationen, die dort täglich in großer Anzahl ein- und ausliefen, Venedig zu einem Welt-Emporium machten, wo sich der Orient und der Occident die Hand reichte, der ungeheure Reichthum, der ausschweifende Luxus, die orientalische Pracht kirchlicher und weltlicher Feste, ihre an Handschriften und damals auch schon an Druckwerken reiche Bibliothek, ihre Kunstschätze im Fache der Malerei und Plastik, theils zusammengekauft oder zusammengeschleppt aus allen Ländern, theils hervorgezaubert durch das Genie einheimischer unsterblicher Künstler, die dort aufgehäuften Natur- und Industrie-Erzeugniße aller Länder und Völker der Erde, die Schönheiten der Frauen, das milde zum Genuße einladende Klima, das selbst auf die Sprache und die Sitten der Bewohner einwirkte, der tausendgliedrige, südlichrührige, bei Tag und Nacht rege Verkehr und das dem Fremden, namentlich dem kalten Nordländer, phantastisch erscheinende bunte unermüdliche Treiben der Menge unter ewigem Geschrei, Gesang und Geberdenspiel; Alles dieß machte Venedig, und macht es zum Theile noch jetzt, zu einer ganz einzigen Stadt auf der Erde, die dem überraschten Fremden mehr als eine Feenschöpfung, denn als ein Menschenwerk erscheinen mußte. Dorthin strömten nun Vornehme, Reiche, Gelehrte und Künstler, die einen um zu genießen, die anderen um zu studiren und sich zu bilden, aber auch Arme und Abenteurer aller Art, um dort auf ehrlichem oder unehrlichem Wege reich zu werden. Es war das Eldorado für Tausende aller Nationen, aber auch das Grab von Tausenden, welche dort an Leib und Seele zu Grunde gingen. Denn zu mächtig, zu hinreißend, zu überwältigend lockten die Sirenenstimmen von allen Seiten her, und luden zu Spiel, Sinnesgenuß und Verschwendung ein. Wer nicht feste Grundsätze hatte, und sich nicht zu beherrschen wußte, war verloren.

Sigmund, Christophs ältester Sohn, gehörte unter diese Unglücklichen, indem er sich nach den eigenen Worten seines Oheims Bartlmä in dessen Testamente „in ein verthunlich Leben" stürzte. Allerdings dürften es die Oheime Bartlmä und Georg nicht an Warnungen, Ermahnungen und Drohungen haben fehlen lassen, als sie die beginnende Ausartung des Neffen bemerkten. Aber was nützt dieß alles, wenn der eigene Wille fehlt? Als er nach des Vaters Tode nach Nürnberg zurückgekehrt war, hoffte man von seinem Aufenthalte, in seiner wegen ihrer Sittenreinheit stets gerühmten Vaterstadt, unter den Augen seiner Mutter, seiner Verwandten und Mitbürger das Beste für seine Sinnesänderung, doch vergebens. Denn er war einmal ein Sclave seiner Sinnlichkeit und schlechter Gewohnheiten, und überdieß bot der Antritt des väterlichen Handelsgeschäftes ihm die Mittel dar, sein verthunliches Leben auch dort fortzusetzen. Alles Zureden von Verwandten und Freunden nützte nichts; er verschwendete alles, was er von dem väterlichen Erbe an sich bringen konnte, verließ, nachdem er Alles durchgebracht hatte, Nürnberg, trieb sich in der Umgebung herum, machte auf den Namen seiner Oheime Schulden, verband sich mit seinem ebenfalls entarteten, sehr raffinirten Bruder Andreas, um durch Künste ganz eigener Art vornehme und reiche Leute, ja selbst Städte und Potentaten um ihr Geld zu prellen, und häufte so Kummer und Schande über seine rechtschaffenen Anverwandten.

Auch Andreas, der zweitgeborne Sohn Christophs, war in Venedig bei seinen Oheimen, wo wir ihn nebst seinem jüngsten Bruder Christoph im Jahre 1562 finden.

Vom 5. Dezember dieses Jahres ist noch ein Brief vorhanden, den er von Venedig aus seinem eben damals zu Wolfsberg sich aufhaltenden Oheim Georg schrieb. Der Brief enthält Vieles, was uns wegen unserer Unbekanntschaft mit den damaligen Verhältnissen der Deutschen in Venedig völlig dunkel ist, z. B. „Hollmo, Untinger, paid Bramberger, der von Pern sein noch in gefanknuß, So stets mit den Vadorri auch noch in stillstand, wirt von solchen Personen doch gar nichts an der Tafl gereth. . . . .
Im Teutschen Hauß auch in der gantzen Statt hir sein alle Handlungen schlecht, das machen die Sterb, Khriegsleiff, so in Teutschland vnd Frankreich sein, ... Zu Nürmberg (Nürnberg) läßt die Erschröglhlich Khrankheit ser nach, wo for (früher) 600 menschen sein gestorben, sterben ietzt nur 300 in ainer wochen. . . . . Die hiesigen New Zeitung sein nicht hinaus zu schreiben, Ursach wan man heunt Etwas sagt als morgen ist es schon anderst oder gar nichts. . . . . Gestern ist Maister Balthasar Koch im teutschen Hauß mit Tod abgangen, welcher nur 5 Tag zu peth khrankh gelegen". — An Nachrichten über die Familie Freidl enthält der Brief nur die, daß auch Christoph, des Schreibers jüngerer Bruder, sich zu Venedig befand, und daß einige Zeit vorher die Gattin Martin Freidl's zu Wolfsberg gestorben sey.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. Im letzten Blatte, Nro. 27, Seite 108, Spalte 1, Zeile 25 von unten soll es heißen: 5) „Sturmbeschwörung"; von Dürrner. — Dann Zeile 30: und von Hörern, unter denen u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 29. Sonnabend, den 18. Juli. 1857.

Die Freiherren von Beierwek.

In dem verdienstvollen Werke des Herrn Doktors Constantin von Wurzbach, Vorstandes der administrativen Bibliothek im k. k. Ministerium des Innern: „Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, umfassend die Lebensskizzen der denkwürdigsten Personen des Jahrhunderts 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und seinen Kronländern" finden wir unter vielen Kriegshelden auch die Lebensskizzen zweier Kärntner, die uns bisher unbekannt waren, und welche uns bestimmten, über deren Geburt und Abstammung Forschungen anzustellen, die wir am Schluße mit einigen Bemerkungen über die vorkommenden vielleicht mehr scheinbaren Widersprüche hinzufügen wollen, wodurch wir glauben, daß das Ganze an Wahrheit gewinnen werde, die wir dem Vaterlande und der literarischen Welt schuldig zu seyn der Meinung sind.

Im ersten Bande des bezeichneten Werkes lesen wir Seite 123 und 124 Folgendes:

I. Baierweck, Josef Freiherr v. Siegesfeld (k. k. Rittmeister, Theresien-Ordensritter, geboren zu Wolfsberg in Kärnten 1766, gestorben zu Prag 24. Juni 1798) trat 1783 in's Infanterie-Regiment Terzi als Expropriis, wurde 1786 zum 1. Karabinier-Regiment übersetzt, 1787 Unterlieutenant und 1789 Oberlieutenant. Nachdem er in mehreren Regimentern gedient, kam er 1793 zu Nassau-Kürassier Nro. 9, die in den Niederlanden lagen. Im März 1794 führte er mit einem Flügel Kürassiere einen 7 Stunden weiten Streifzug in das feindliche Gebiet aus, wobei er einen feindlichen Transport und 46 Gefangene einbrachte. Er rückte in Folge dessen zum Rittmeister vor. Ein Jahr später zeichnete er sich bei der Einnahme der Verschanzungen von Mainz besonders aus; ward tödtlich verwundet, doch gerettet. Nachdem er 1796 den Maria-Theresienorden erhalten, erneuerte er in demselben Jahre den Ruhm seiner Thaten bei Wetzlar (15. Juni). 1797 ward er in den Freiherrnstand erhoben. Ein Jahr darauf raffte den in der Blüthe stehenden (34jährigen) Helden der Tod hinweg. — Als Quelle wird angeführt:

Oesterreichisches Militär-Conversations-Lexikon. Herausgegeben von Hirtenfeld und Dr. Meynert (Wien 1851) I. Band S. 213. Art. von Hd. —

Die Seiten 232 und 233 liefern uns noch folgende zwei Biographien:

II. Beierwek, Heinrich Freiherr von (Oberst, geb. zu Wolfsberg in Kärnten 1775, gest. ?). Beierwek ist von adelicher Abstammung, trat am 1. Jänner 1789 in's Infanterie-Regiment Michel Wallis als Expropriis ein, avancirte im Mai desselben Jahres zum Fähnrich, ward 1790 als Unterlieutenant zu Laudon transferirt, 1794 Oberlieutenant, 1800 zweiter und 1804 erster Rittmeister, 1809 Major, 1812 Oberstlieutenant und 1813 Oberst und Regiments-Commandant. Er machte den Türkenkrieg von 1798, dann die Feldzüge gegen Frankreich in den Jahren 1793 — 1815 mit, gerieth am 6. September 1793 in Gefangenschaft, die bis 22. September 1795 währte, und zeichnete sich ganz besonders in den Schlachten bei Aspern und Leipzig aus. Als in der ersten Schlacht die feindliche schwere Cavallerie das Centrum der bei Eslingen stehenden Armee fast schon durchbrochen hatte, führte Beierwek, damals Oberstwachtmeister des Albertinischen Kürassier-Regimentes, ohne einen Befehl abzuwarten, seine Division zum schnellen stürmischen Angriff vor, wobei er dieselbe durch den Ruf: „Wer ein braver Kerl ist, der folge mir! Vorwärts, Alberter!" begeisterte. Die Attaque gelang und der Feind ward zum Weichen gebracht. Er kehrte zwar mit verstärkten Massen wieder, aber Beierwek trieb ihn jedesmal zurück, und vereitelte im Verlaufe des Tages noch mehrmals durch seine Bravour und Standhaftigkeit dessen Absichten und Dispositionen. — Bei Leipzig entschied er ebenfalls eine sehr ungünstige Situation der Alliirten zu deren Vortheile. Als diese nämlich in der Nähe von Groebern einer von Wachau vordringenden Feindesmacht weichen mußte, stürzte sich Beierwek derselben entgegen, formirte auf dem ungünstigsten Terrain und im heftigsten Feuer seine Division und hielt den Feind so lange auf, bis die nachrückenden Regimenter seinen Angriff unterstützen konnten. Er trug wesentlich zur glänzenden Entscheidung bei. Auch sonst machte er sich um die Ausbildung der Taktik, namentlich durch Einführung eines Säbel-Exercitiums, des sogenannten Spadonirens zu Fuß und zu Pferde, verdient, so daß er sich die Zufriedenheit des Kaisers und der Erzherzoge Albrecht und Ferdinand mehrmals erwarb. In Anerkennung dieser Verdienste ward er im Jahre 1821 in den Freiherrnstand erhoben. — (Freiherrnstands-Diplom vom 24. Juli 1821. Wappen: Ein blauer Schild mit goldenem Schildeshaupt, in welchem ein eiserner Bergschlegel und ein eiserner Hammer kreuzweise liegen. Im blauen Schilde steht auf einem Felsengebirge ein natürlicher Wolf.)

III. Beierwek zu Siegesfeld, Joseph Freiherr von (Rittmeister, Ritter des Maria-Theresienordens, geboren in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gestorben ?) Bruder des Vorigen und wie dieser von adelicher Abkunft. Er zeichnete sich als Rittmeister in den Jahren 1794, 1795 und 1796 aus, und zwar zuerst unter dem Commando des General-Major Fürsten von Reuß in der Expedition bei Marienburg; dann in der bei Sobre de Chateau, wo er ohne Hilfe der Infanterie den Feind zurückschlug; später unter dem Commando des Herrn Feldwachtmeisters von Degen-

schild in den feindlichen Attaquen bei Zossus und Erquelin, wo er das feindliche Lager angriff, 9 Kanonen eroberte und den Feind versprengte. In Anerkennung seiner entscheidenden Thaten erhielt er das Maria-Theresienkreuz. Weiters zeichnete er sich am 22. September 1794 bei den Dörfern Villers en couchée und Averues le Sec, wo er ein feindliches Carrée durchbrach; ebenso am 29. Oktober 1795 bei Mainz, wo er verwundet ward, endlich am 15. Juni 1796 bei Wetzlar aus. Die Erhebung in den Freiherrnstand erfolgte statutenmäßig; aber der Kaiser verlieh ihm auch noch aus besonderer Gnade das böhmische Incolat. (Freiherrnstands-Diplom vom 22. September 1797. — Wappen: das seines Bruders Heinrich, nur mit dem Unterschiede, daß dieser drei Helme, Joseph aber nur einen Helm auf der Freiherrnkrone hat.

Wenn man die biographischen Skizzen I. und III. vergleicht, so scheint kein Zweifel übrig zu bleiben, daß Beide nur eine und die nämliche Person sind, und die doppelte Anführung wahrscheinlich durch die verschiedene Namens-Orthographie, womit man es in früher Zeit nicht so genau nahm, veranlaßt wurde, und sich ohne eigentlichen Widerspruch vielmehr ergänzen. Ueber Geburt und Abstammung möge hier ein Auszug über die im Taufbuche zu Wolfsberg vom Jahre 1742 bis 1776 vorgefundenen zwei Pajerwek's folgen:

Die 3. Martii anni 1770 baptizatus est Joachim, Fridericus, Christophorus, **Josephus**, Casimirus, ejus parentes fuerunt: streuuus D. Joannes, Josephus Payerwek, Præfectus in Arce (Schloßverwalter) et D. conj. Maria Anna Marklin. Patrinus: strenuus D. Fridericus Christophorus Kayser, Quæstor. Baptizans: Georgius Xav. Mordax de Daxenfeld, decanus. —

Die 21. Januarii anni 1773. Ego Georgius Xav. de Mordax et Daxenfeld, decanus et parochus, baptizavi **Henricum**, Vincentium, Josephum, Christopherum leg. streuui D. Joannis Pajerwek, Arcis Præfecti, et D. conj. Mariæ, Annæ Marklin. Patrinus fuit Fridericus Christophorus Kayser, Cæsris Quæstor.

Nach diesem Matrikel-Auszuge scheint es, daß der Eintritt des Joseph in's Militär einige Jahre später geschehen seyn mag, wenn man nicht annehmen sollte, daß derselbe schon mit 13 Jahren erfolgt sey.

Die im Wappen vorkommenden „Schlegel und Hammer" scheinen auf Bergwerks-Besitz oder wenigstens die Verwaltung solcher von Seite des Vaters, daher aus kindlicher Pietät angenommen, hinzudeuten.

Der nicht schwer zu lösenden Widersprüche ungeachtet sind wir dem Herrn Verfasser, dessen sich die Leser der „Carinthia" vielleicht noch aus seinen poetischen Blüthen in den Jahren 1834 — 1836 erinnern werden, für die Bekanntschaft mit diesen beiden ausgezeichneten Heldensöhnen unserer Heimath vielen Dank schuldig.

M.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 25.)

Fernehin, so weit der Blick nur schweifet,
Alles, was des Auges Kraft ereilt,
Strahlt von Eis- und Schneegewand umhäufet,
Stolz und majestätisch aufgezeilt.

Von dem Klippgestein zur Azurbläue
Dringt das frohberauschte Aug' empor,
Staunet, betet an der Alpenreihe —
Schaudert an dem blanken Felsenchor.

Ferne von dem eitlen Weltgetümmel
Ragt der Glockner-Scheitel — sternenan,
Majestätisch strebt er auf zum Himmel,
Bricht durch Wolken sich die kühne Bahn.

Graue Jahre rauschten an den Scheitel,
Stürme wogten um die Felsenpracht,
Die kein frecher Sieger, stolz und eitel,
Sich zum Thronesschämmel je gemacht.

Sehnsuchtathmend gleiten meine Blicke
Nach der unbegrenzten Ferne hin,
Schwärmend schwelgt im niegenoß'nen Glücke
Froh des Jünglings ungeschminkter Sinn.

Flammenglühend drängen sich die Bilder,
Schwindelnd bebt die Freude um das Herz,
Und gesättigt schweigt die Sehnsucht, milder
Weinet hier des Busens stiller Schmerz.

Einsam, nur vom Sonnenstrahl umlauschet,
Weil' ich an der starren Meeresflur,
Vom Begeist'rungsfeuer hoch berauschet,
Leb' ich betend an der Gottheit Spur.

Ewig möcht' ich in die Fluthen blicken,
Die der Sturm durch kahle Trümmer jagt,
Eine Welt möcht' ich an meinen Busen drücken,
Wenn der Eisesthron mein Haupt umragt.

Am 9. August 1839.

Georg Moritzer.

Leidet dein Körper, o Mensch! — so du kannst, so steig in die Bergluft,
Und aus den reineren Höh'n kehrst du gekräftigt zurück.
Leidet dein Geist, o Mensch! — so steig' in die Stille der Berghöh'n, —
Sammle dich, denk', — und du kehrst muthig zurück in die Welt.

Franz Hermann von Hermannsthal,
aus Laibach.

Am 9. August 1840, nach einer herrlichen
Expedition auf die Pasterze bis zur
Johannshütte.

Das Lied von der Zirknitz.

Wann die Haplan[1]) schon grasen im Wald auf der Höh',
Wann's herunten im Thal
Schon blüht überall,
Da liegt in der Zirknitz noch knietief der Schnee
Da drinnen beim Kegelesee.

Wie die g'schekleten Fischlan so munter und fein
Daher springen thun,
Da kann i nit ruh'n,
I wirf glei die Fischschnur in's Wasser hinein
Und denk, döß seyt's alle schon mein.

Und wann i vom Fischen dann außerwärts geh',
Da sieh' i beim Bach
A nußbraunes Dach,
Es is ja die Kaser[2]) vom Marx in der Näh',
Juche und juche und juche!

Geh' Senndin mach' auf, laß mi eine zu dir,
An Butter, an Kas
A Milch von der Gas,
Das kriegt mar bei dir, statt Wein und statt Bier,
Wann du willst, kriegst a Buserl dafür.

Geh üb're zum Waschtrag und wasch' dir die Händ,
Und bach mir die Fisch,
I wart da beim Tisch,
Dann eß mer mitsammen die Fischlan wohl pfend[3]),
I bin's auf der Alm a sa g'wöhnt.

Behüt' die Gott meine Senndin und leg di zur Ruh,
Iz geh i nach Haus,
Nach Döllach abaus.
A Buserl auf's Göscherl, das ist dir nit gnua,
Da hast noch zehntausend dazua.

(Wird fortgesetzt.)

1) Lämmer. 2) Alpenhütte. 3) G'schwind.

Kunstgemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Endlich sind wir im Stande, den vielen Kunstfreunden die befriedigende Kunde zu geben, daß im Laufe der künftigen Woche die in diesem Jahre einzige Gemälde-Ausstellung des österreichischen Kunstvereines in dem großen ständischen Wappensaale allhier wird eröffnet werden. — In 38 Kisten gelangten sechzig Gemälde, von denen 41 zur Verlosung am 30. Oktober d. J. in Wien bereits angekauft sind, eben in Klagenfurt an, und deren zweckmäßige Aufstellung mit möglichster Schnelligkeit besorgt wird. — Sowohl die Namen der bereits bekannten als auch der zum Erstenmale mit ihren Gemälden auftretenden Künstler überhaupt, noch mehr aber die große Anzahl (zwei Drittheile) der nach unpartheiischer Beurtheilung bewährter Kunstkenner vom österreichischen Kunstvereine angekauften und übersendeten Gemälde lassen zuversichtlich hoffen, daß diese Ausstellung den gerechten Beifall aller Kunstfreunde erhalten wird. Der Tag der Eröffnung wird sowohl durch unsere Landeszeitung als auch durch eigene Placate angezeigt werden.

Einige Bemerkungen über das Handelsadressenbuch von Kärnten.

Aus der Ankündigung des Herrn Klayer in der „Klagenfurter-Zeitung" vom 10. Juli d. J. ersehen wir, daß die wenigen Exemplare seines Handelsadressenbuches bald vergriffen seyn dürften. Es steht daher eine zweite Auflage desselben in nicht unwahrscheinlicher Aussicht, daher es jetzt wohl am Platze seyn dürfte, einige Bemerkungen und Wünsche, welche bei selber Berücksichtigung finden dürften, auszusprechen. Um diese Ansichten im Voraus zu motiviren, müssen wir gestehen, daß wir von der Meinung ausgehen, daß wir ein großes Bedürfniß nach einem Handelsadressenbuche zu seinem nächsten Zwecke, nämlich zur leichtern Auffindung der Etablissement's und Persönlichkeiten, welche in unserem kleinen Kronlande bei den wenigen dominirenden Etablissement's ohnedieß mit geringen Schwierigkeiten verbunden ist, kaum anerkennen, daß aber dieses Werk ein interessanter, nicht unwichtiger Beitrag zur Statistik und Culturgeschichte Kärntens seyn sollte. Um jedoch dieser Anforderung zu entsprechen, müßten nothwendig einige Erweiterungen und Berichtigungen aufgenommen werden, welche jedoch dem engeren Zwecke ebenfalls sehr förderlich wären.

Es wäre z. B. sehr wünschenswerth und interessant, wenn die Zahl der Mitglieder des Gewerbevereins angegeben wäre. — Ebenso würde die kärntnerische Landwirthschaftsgesellschaft wohl auch eine Erwähnung verdienen. — Eine detaillirte Angabe der Production wäre gewiß ebenso lehrreich als interessant. Die Anführung der Privatbeamten ist wohl eine viel zu beschränkte, ein weiteres Eingehen würde die Sache gewiß viel brauchbarer machen; namentlich vermißten wir ungerne die gänzlich unterlassene Aufführung der für Kärnten so wichtigen Forstbeamten; überhaupt scheint diese Parthie sehr der Consequenz zu entbehren. Wir glaubten Anfangs, es sey die Prokuraführung die Bedingung der Nennung, allein wir fanden viele genannt, die mit selber nicht betraut sind, andere eben so bedeutende wieder unerwähnt.

Am mangelhaftesten jedoch scheint uns die Rubrik der Gewerbe. So sind z. B. in Klagenfurt nur sechs Herrenschneider, eben so nur 6 Schuhmacher angegeben, Tischler gar nur 5 —! Noch unvollkommener ist diese Abtheilung für die kleineren Städte und Ortschaften Kärnten's bearbeitet. Das Prinzip, von dem der Autor hiebei ausging, ist uns vollkommen unklar. Es wurde in einer Ankündigung gesagt, es seyen nur die vorzüglichsten aufgeführt. Abgesehen davon, daß diese Bestimmung wohl eine sehr willkührliche wäre, indem doch gewiß auch in den kleineren Orten Gewerbsleute existiren, die den besten der Hauptstadt vollkommen ebenbürtig sind (so hat Wolfsberg z. B. einen vorzüglichen Büchsenmacher, zwei ausgezeichnete Tischler, einen sehr braven Spängler, einen trefflichen Buchbinder, zwei sehr geschickte Maler ꝛc., von welchem allen aber auch nicht ein einziger genannt wird), so sind solche Auslassungen auch ganz dazu geeignet, statistische Irrthümer zu verbreiten, statt sie aufzuklären, und das Werk wird somit eher schädlich als nützlich. Nach unserer Ansicht müssen entweder alle Gewerbsleute dort stehen, oder kein einziger. Möge der Verfasser unsere wohlgemeinten Winke bei einer zweiten Ausgabe berücksichtigen, das Buch wird dadurch gewiß an Interesse und Brauchbarkeit nur gewinnen.

Geologisches.

In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse in Wien vom 26. März 1857 übergab das korrespondirende Mitglied, Herr Bergrath Franz v. Hauer, eine Abhandlung über die Petrefakten der Raibler-Schichten; er erwähnte, daß diese zuerst von Herrn Dr. A. Boné näher charakterisirten Schichten durch die Untersuchungen der k. k. geologischen Reichsanstalt in den Südalpen in weiter Verbreitung nachgewiesen wurden, so namentlich von den Herren, Bergrath Foetterle, Dr. Peters, Stur, in Krain, Kärnten und den Venetianer-Alpen, wo ihnen viele der bisher für Muschelkalk angesehenen Gebilde angehören. Die reichsten Funde von Petrefakten in diesen Schichten wurden in der Umgegend von Raibl selbst gemacht; eine mit großer Sorgfalt gesammelte und präparirte Suite der dortigen Vorkommen, ein Geschenk des Herrn

Franz Melling, gegenwärtig k. k. Kontrollor in Eibiswald, befindet sich in der k. k. geologischen Reichsanstalt. — Mit Vergleichung von Original-Exemplaren in andern Sammlungen war es möglich, 15 verschiedene Arten genauer festzustellen, darunter 5, die auch in den Schichten von St. Cassian vorkommen, so daß es keinem Zweifel unterliegt, daß die Raibler-Schichten derselben Formation der oberen Trias angehören. Ihr eigenthümlicher paläontologischer Charakter ist aber darum nicht minder augenfällig. Es fehlen ihnen beinahe vollständig Cephalopoden und Brachiopoden; Gasteropoden sind nur in vereinzelnten Exemplaren, selten und an wenigen Fundorten vorgekommen. Die ungeheure Mehrzahl aller Fossilien sind Bivalven, und unter diesen sind es gerade die verbreitetsten und am meisten bezeichnenden Arten, welche bisher in keinem andern Schichtkomplexe der Alpen vorgekommen sind.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung und Beschuß von Nro. 24.)

Nach barometrischen Meßungen von K. Peters in Correspondenz mit den meteorologischen Stationen Klagenfurt (1387·3) und St. Peter im Katschthale (3699·4) berechnet von Herrn Heinrich Wolf.

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Bellevue, W. vom Schloß Drasing, WNW. von Klagenfurt	1947	Pet.	Krystallin. Thonschiefer (unter dem Schotterniveau).
Diluvium, W. nächst Grabenegg, SO. von Gradisch, SO. von Feldkirchen	1695	„	Diluvial-Schotter und Sand.
Diluvium bei Witsch, N. von Tigring, OSO. von Feldkirchen	1985	„	Derselbe in Terrassen.
St. Martin an der Glan, O. von Feldkirchen	1819	„	Kalkküppchen im Diluvial-Schotter.
Torfmoor zwischen St. Martin und Klein St. Veit, OSO. von Feldkirchen	1776	„	Torf.
Zwischen Ober-Haiden und Metschach, NO. von Maria-Feicht, NW. von Klagenfurt	1706	„	Höhenzug von grauem Schiefer mit Schotter bedeckt.
Kuppe zwischen dem Schrottkogel und Viktring, SW. von Klagenfurt	2215	„	Krystallin. Thonschiefer.
Kapelle St. Margaretha bei Reifnitz, zwischen dem Werder-See und dem Keutschachthale	1866	„	Krystallin. Thonschiefer und Kalkstein.
Kapelle St. Katharina, SO. von Velden, W. von Keutschach (Kirchenpflaster) . .	2384	„	Schroffe Dolomitkuppe, Dolomit des Kohlenkalkes (?).
	2428	Tr.	
Gehängestufe, Ortschaft Ottosch, am südöstlichen Rande des Turiawaldes	1901	Pet.	Graue Schiefer.
St. Ilgen an der Drau, die nördlichen höher gelegenen Häuser	1652	„	Tertiäres Conglomerat, umgeben von Diluvium, und unweit davon im selben Niveau dem Grundgebirge aufgelagert.
Am unteren südlichen Rande des Turiawaldes, N. von St. Ruprecht	2300	„	Tertiäres Conglomerat, von Schutt umgeben, über das Grundgebirge steil ansteigend.
Der südliche Rand des Turiawaldes auf der Höhe, N. von St. Ruprecht . . .	2515	„	Dasselbe.
Der nördliche Rand desselben, gerade oberh. Ober-Penken	2185	Pet.	Dasselbe.
Ober-Penken, die höchste Fläche der convexen Böschung am nördlichen Fuße des Turiawaldes	1983	„	Tertiärer Tegel.

Einige Höhen südlich von der Drau zu vergleichen:

Namen des Höhenpunktes:	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Meßungspunkte
Zwischen dem tertiären Tegel mit Lignitputzen und dem anstehenden Conglomerat von St. Christoph, S. vom Orte Pirk, SO. von Rosegg, SO. von Velden . . .	1898	Pet.	Auflagerungsgrenze des Conglomerates.
Höhe der mittleren Diluvialschotterterrassen bei Berg, Buchheim, SO. von Rosegg	1669	„	Terrassen-Diluvium.
Ebene bei Rosegg	1337*)	„	Alluvium.
Pleschenberg, NW. von Köttmannsdorf, SO. von Viltring	2452	Pet.	Tertiäres Conglomerat.
	2463	Tr.	
Kolfinkuppe auf der Sattnitz, S. von Klagenfurt, SSO. von Viltring	2175	Pet.	Dasselbe.
Plateau nächst Angern auf der Sattnitz	2137	„	Etwas Alluvium auf tert. Conglomerat.
Stufe von Haimach auf der Sattnitz, nahe am Absturz der Drau	1782	„	Tertiäres Conglomerat.
Ebene zwischen St. Ulrich und Maria-Rain auf der Sattnitz	1739	„	Etwas trockenes Alluvium auf tertiärem Conglomerat.
Höchster Punkt der Poststrasse über die Sattnitz zwischen Tschebram und Hollenburg	1720	„	Tertiäres Conglomerat von Diluvialströmen durchrissen.
Draubrücke bei Hollenburg . .	1322	„	Flußspiegel.
Rotschitzen zwischen der Poststrasse und dem Baumbüchl, SO. von Viltring, auf der Sattnitz	1340	Pr.	
	1565	Pet.	Diluvialablagerung auf dem tertiären Conglomerat.
Gehänge der Sattnitz bei Lack am Stein, SSO. von Klagenfurt, SO. von Straschitz	1518	„	Gehängeschutt u. Kalktuff.
Vorhügel der Sattnitz bei Lak am Stein, östlich von der Poststrasse	1462	„	Diluvial-Ablagerung.
Diluvialterrasse am Nordgehänge der Sattnitz bei Gurnitz, SO. von Klagenfurt . .	1377	„	Niedriges Terrassen-Diluvium.
Ebener Thaleinschnitt auf der Sattnitz (Gemeinde Radsberg), SW. vom Haselberg (2690 Fuß Tr.) . . .	2375	„	Diluviallehm auf dem Conglomerat.
Platz vor der Kirche in Ober-Miger, SO. von Ebenthal, SO. von Klagenfurt . .	1676	„	Diluvialablagerung auf tertiärem Conglomerat.
Wasserscheide SSO. von Ober-Miger (SW. vom Bauer Haber)	1761	„	Dieselbe.

*) Fünfzig Fuß hinzugezählt, gibt die von Prettner bestimmte Höhe.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 30. Sonnabend, den 25. Juli. 1857.

Vision.

Nach mancher Stunde Wanderung
Durch frische, duft'ge Alpenwiesen
Sank ich zur Rast in weiches Gras,
Nicht fern' von grauen Bergesriesen.

Ein Blumenteppich lag vor mir,
Gewebt aus dunklen Alpenrosen,
Der Gentianen tiefem Blau
Und saft'gem Grün von zarten Moosen.

Ein flaches breites Felsendach
Barg mich der Sonne heißen Strahlen,
Und Edelweiß, den Sternen gleich,
Entrang den Klüften sich, den schmalen.

Hell klang der Heerden Glockenton
In's Rauschen ferner Wasserfälle,
Und wiegte sanft den Ruhenden
In Schlaf, der Träume reiche Quelle.

Entrückt dem alten Erdenball
Umgab mich jetzt ein Flurgebilde,
So reich und doch so einfach schön,
So mächtig groß und doch so milde.

Posaunenschall vom Himmelsdom
Verschmolz zu Liebesharfentönen,
Wie heil'ger Liebe Seraphsang
Des Schöpfer's Meisterwerke krönen.

Und immer heller ward das All,
Und wie auf Silberschleierwogen
Kam in des Regenbogens Glanz
Ein Engelchor herangezogen.

Aus dieser Erde Schattenreich'
Versetzt in höh're Regionen,
Empfand ich jener Reinen Glück,
Die dort bei Gott im Lichte wohnen.

Da neigte sich zu mir herab
Aus dieser sel'gen Geisterreihe
Ein Wesen, unaussprechlich mild,
Mich sanft berührend, wie zur Weihe.

Und wie ein wonnevoller Traum
Entschwunden waren die Gestalten —
Doch sah ich lange noch den Blick,
Und fühlte seiner Liebe Walten.

Es war der Blick, mit dem einst schied
Die Mutter aus dem Erdenleben,
Um als ein Schutzgeist immerdar
Die ihr so Lieben zu umschweben.

Wildbad Gastein, 12. August 1856.

J. P.

Das Patriziat.

(Mit Marginalien in Bezug auf Kärnten.)

Im Laufe des abgewichenen Jahres erschien in Tübingen von E. H. Freiherrn Roth von Schreckenstein unter der Aufschrift: „Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten, als Beitrag zur Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Adels."

Wir fanden bei Durchlesung dieser, aus einer Fülle der reichhaltigsten und verläßlichsten Quellen geschöpften und mit strenger Sichtung und Ordnung derselben zu klarer Uebersicht des Stoffes gebrachten Monographie so viele Parallelen zu unserer vaterländischen Städtegeschichte, daß wir uns entschlossen, auf Grundlage jener allgemeinen Resultate die unserer heimischen Institute, in so weit wir der Belege habhaft werden konnten, zusammen zu stellen, und dieses um so mehr, als sich der Verfasser bei Aufführung von Thatsachen und urkundlichen Nachweisungen nie in die südöstlichen Gegenden Deutschlands begibt.

Die Periode, wo in unseren östlichen Marken das Städteleben sich regte, fällt weit nach jener Zeit, wo am Rheine es schon zu voller Ausbildung reifte. Da, wo in Köln, Mainz, Straßburg, Worms, Speier 2c. Reichthum und Macht sich entfaltet hatten, waren bei uns noch kaum die ersten Keime dazu gelegt. Es ist daher uns zukömmlich, die Ansichten des Verfassers als eben so viele bereits feststehende Prinzipe vorauszusenden, und dann unsere Wahrnehmungen, mit Berücksichtigung der localen Verhältnisse, anzufügen.

Um uns einen richtigen Begriff von den alten Städteeinrichtungen, der Bevorrechtung Einzelner und der natürlichen Abstufung der verschiedenen Classen der Städtebewohner machen zu können, ist es nothwendig dieselben gehörig aufzufassen. Schreckenstein (S. 53) unterscheidet sie in Freie, Königsleute und Hörige. Die Freien, sagt er, welche seit ältesten Zeiten an königlichen Pfalzen und Bischofsitzen u. s. w. sich niedergelassen hatten, verrichteten wohl auch persönliche Dienste am Hofe der ihre Pfalzen besuchenden Könige, verwalteten die Gefälle des Königshofes, den Zoll, die zur Pfalz gehörigen Meierhöfe u. s. w. Ein gleiches gilt von den Sitzen der hohen Geistlichkeit, die sich ebenfalls mit

„freien Dienstleuten“ umgaben. Was bei diesen der Fall, müssen wir hinzusetzen, galt auch bei den Sitzen der Herzoge. Es läßt sich also leicht herausfinden, wie sich in unserm Friesach, Villach, Straßburg, in St. Veit, dann Klagenfurt eine eigene Klasse solcher Anwohner der Burgen — Bürger, burgenses in Urkunden, bildete [1]).

Eine zweite Klasse waren die Königsleute (S. 53); diese, sagt Schreckenstein, waren ursprünglich dem Stande der Freien angehörig; da aber ihr Grundbesitz größtentheils völlig verloren gegangen war, ergriffen sie, unvermögend ihren Unterhalt von Ländereien zu ziehen, die Kaufmannschaft und fabrikartigen Verkehr (den Aufkauf und den Handel) mit den Erzeugnissen emporstrebender Höriger [2]). Diese Letzteren waren größtentheils (S. 52) Handwerker und lebten unter strengem Hofrechte ihrer Herren. Diese mochten nun unmittelbar diesen, oder Stiften, Klöstern und Kirchen angehörig, oder von vorbenannten beiden Klassen erworben, in Städten wohnen, dort Handwerke oder den Anbau der den Städten oder ihren bevorzugten Bewohnern zuständigen Ländereien betreiben [3]).

Einen gewiß nicht kleinen Theil der städtischen Bevölkerung mochten daher auch die Freigelassenen gebildet haben. Den ersten zwei Classen sind auch die Ministerialen (S. 61), Dienstleute, Vasallen, beizuzählen, welchen insbesonders die Obhut der Burgen in den Städten und den Schlößern am Lande anvertraut waren [4]).

1) Unter den Zeugen, welche im Maimonate 1156 zu Friesach die Urkunde unterzeichneten, womit Erzbischof Eberhard den Streit des Probstes Wernher zu Seckau mit seinen Schwestern schlichtete, finden wir Adalbert den Richter zu Friesach und Bernard den Kämmerer. (Annal. Styriae I. 789. — In der Urkunde vom 9. September 1300 nennt Bischof Leopold von Bamberg einen gewissen Conrad seinen Kämmerer zu Villach. — Eine frühere vom Jahre 1205 zu St. Veit, wo Abt Conrad von Viktring mit dem Ritter Gottfried von Grafenstein eine Tauschhandlung schloß, zeichnen, nebst Herzog Bernhard und mehreren Edlen, Walther der dortige Richter, Friedrich der Münzmeister. (Aus den Copialbüchern von Bamberg und Viktring.)

2) Was vor allen die freie Herkunft und den höhern Rang der Alt- oder Edelbürger kennzeichnet, ist die in den Urkunden vorkommende ausnahmsweise Benennung mit „Dominus, Herr“. So lesen wir in den St. Veit betreffenden Urkunden vom Jahre 1169: actum in domo D. Bernhardi; — 1120 in domo domini Friderici; — 1255 dominus Gerlochus civis (ex libro copiali R. D. Ambrosii Eichhorn. Kärntnerische Zeitschrift 5. B. S. 62). Eine Villacher Urkunde vom 14. Juni 1283, womit Otto von Weissenek Richter und und Hauptmann zu Villach mit der ganzen Bürgergemeinde einen Tauschkontrakt zwischen dem Bürger Heinrich Weniger und dem Abt Friedrich von Millstatt ausfertigt, unterzeichnet vor andern Dominus Thomas Algot civis. (Ex libro copiali Wolfsberg.)

3) Wie häufig dieser Zuzug von Hörigen in die Städte war, beweiset eine Urkunde Herzogs Wilhelm des Fröhlichen vom 14. Jänner 1405, womit er dem Landeshauptmanne in Kärnten, Rudolf Grafen von Sulz, den Auftrag ertheilt, den Klagenfurtern, St. Veitern und Völkermarktern die Aufnahme fremder dienstbarer Leute, besonders jener von Viktring auf's strengste zu untersagen. (Klagenfurter Stadtarchiv. Kärntnerische Zeitschrift 6. B. S. 88). Diesen Auftrag wiederholte Kaiser Friedrich am 15. Juli 1472 (ebendort). Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, zum Schlagworte: Graf Rudolf von Sulz den im 3. Hefte des Archives für vaterländische Geschichte und Topographie S. 33 erhobenen Anstand richtig zu stellen. Es wird nämlich aus dem Nachsatze eines im Joanneum vorhandenen Exemplares des Schwabenspiegels die das Jahr 1409 betreffende Stelle ausgehoben, worin es heißt: es sey in jenem Jahre zwischen Maria Himmelfahrt und Geburt (15. Aug. — 8. September) zu St. Veit in Kärnten der Patriarch von Prag (eigentlich von Antiochien, Kanzler des Königs Wenzel) sammt Gefolge von dem kärntnerischen Hauptmanne Rudolph von Sulz und den Brüdern Burkhard und Wilhelm von Rabenstein gefangen genommen worden. „Einen Rudolf de Sules, heißt es S. 34 weiter, finde ich nicht unter den kärntnerischen Landeshauptleuten (?), vielleicht war er ein Hauptmann auf der herzoglichen Burg zu St. Veit. Ein Rudolf von Pernek erscheint als Hauptmann datz (zu) Pleyburg neben Otto von Ehrenfels die Zeit Hauptmann in Kernden urkundlich am 12. August 1393.“ Dagegen bemerken wir nun, daß in der, im 3. Hefte des Handbuches der Geschichte Kärntens (S. 30) vorkommenden, Reihenfolge der Landeshauptleute so wie Otto von Ehrenfels als solcher vom Jahre 1393 — 1396 in einer Zahl Urkunden erscheinend aufgeführt werde, das Gleiche unterm Jahre 1405 und ferner vom Jahre 1408 bis 1411 in Bezug auf den Landeshauptmann Rudolph Graf von Sulez geschehe und zwar auf Grund obiger wie nachstehender Urkunden. a) 1405 Herzog Wilhelm trägt seinem Hauptmann in Kärnten, Rudolf Graf von Sulez auf, darüber zu wachen, daß die Viktringer Mönche ob Gurnitz und dem Marschallamte keinen Nachtheil nehmen. (Ex libro copiali Victoriensi.) b) Herzog Leopold befiehlt seinem Hauptmanne in Kärnten, Rudolf Grafen von Sulez und Vinzenz von Straßburg, seinem Vicedom, die Villacher und Canalthaler unter schwerer Geldbuße zur Niederlegung des Eisens zu St. Veit zu verhalten, gegeben den 22. März zu Neustadt (Original Urkunden im St. Veiter Stadtarchiv.) — Die dem k. k. geheimen Archive entnommenen zahlreichen Regesten ermeldter Jahre entbehren, ob der nur kurzen Angabe der Thatsache oder des Gegenstandes, jener der beauftragten oder als Zeugen vorgeführten Personen, sonst könnten wir das Vorkommen jenes Hauptmannes in Kärnten, nicht aber blos in einer seiner Städte, ein Mehreres darthun; doch mag Obiges genügen, um sowohl diese Aufführung als überhaupt das gegebene Verzeichniß der Landeshauptleute gegen Annulirung oder Ignorirung zu rechtfertigen.

4) In den Klagenfurt betreffenden Urkunden kommt eine Reihe ministeriales et milites de Chlagenfurt vor, welche als Zugabe zur Geschichte der dermaligen Hauptstadt Seite 141 im 6. Bande der kärntnerischen Zeitschrift tabellarisch aufgeführt vorkommen. Ebenso finden wir solche Ministerialen bei Friesach, Villach, Wolfsberg ꝛc. genannt. In einer Wolfsberger Urkunde vom 14. Juli 1295 kommt vor, daß die „nobiles, ministeriales et cives“ alldort bekennen, der Bischof von Lovant seye im Besitze seines alldort vom Bischofe von Bamberg herrührenden besessenen Hauses, Getreidkastens und Kellers gestört worden, in Folge dessen dieser über Wolfsberg das Interdikt verhängt habe. (Eichhorn's Copialbuch.) Ebenso erscheinen in einer Villach betreffenden vom 19. Februar 1305 datirten Urkunde (bei Ebendemselben) als Zeugen: „plures nobiles et cives Villacenses“. Man sieht daraus, wie Adel, Ministerialen und Bürger in den Städten gemeinschaftlich wohnten, wo dann eingewanderte Adeliche, wie jener Otto von Weissenek (Note 2), welcher Stadtrichter in Villach war, städtische Aemter bekleideten und somit das Patriziat in dieser Hinsicht für sich in Anspruch nahmen, während Adeliche, die in Städten blos Häuser besaßen, ohne dort eigentlich seßhaft zu seyn, von derlei Bevorzugungen ausgeschlossen waren, so wie sie auch oft an den Lasten nicht Antheil nehmen wollten. Herzog Albrecht setzte dagegen in seiner, unterm 17. September 1338 in Gratz den Klagenfurter-Bürgern ausgestellten Bestättigung ihrer Stadtrechte ausdrücklich fest: „wer Haus und Hof im Stadtfried hat, daz (daß) der mit den Bürgern alle Dienst und Steuern und Petzgerung (Besserung) geben soll anvertzigen der vreyung, di di Herrn und ander Edelleut von alter hergebracht habent“. Ebenso wollten die Adelichen, in St. Veit von ihren Häusern und Gründen keine Zahlungen leisten. Herzog Wilhelm befahl dagegen (Bruck an der Mur, 23. Juni 1403), daß alle Hausbesitzer von St. Veit mitzusteuern hätten. Der Besitzer von Frauenstein, Heinrich Verber, besaß im dortigen Burgfriede eine Mühle, von welcher er ebenfalls nichts steuern wollte. Herzog Ernst der Eiserne erließ darüber (Gratz 20. Mai 1418) einen Befehl an den Landeshauptmann Konrad von Kreig, sowohl den Verber als die sonstigen adelichen Haus- und Grundbesitzer zur genauen Beisteuer zu verhalten, oder sie sollten sich mit ihren Befreiungsurkunden genau ausweisen (Klagenfurter- und St. Veiter Stadtarchiv). Von solchen adelichen Hausbesitzern finden wir im Bamberger Lehenbuche Bischof Albert's (1399 — 1421) den Friedrich von Himmelberg mit einem Haus am Burgberg zu Wolfsberg, Hanns Parudeiser mit einem solchen an der Drau zu Villach.

(Fortsetzung folgt.)

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Die zwölfte Ausstellung von Kunstgemälden in Klagenfurt durch den österreichischen Kunstverein — leider die einzige in diesem Jahre — biethet dem Kunstfreund einen Genuß dar, der seit geraumer Zeit zu einem der angenehmsten gehört. Diese Ausstellung enthält bis auf Eines alle bisher von demselben Vereine angekauften Oelgemälde, die zur Verlosung am 30. Oktober 1857 bestimmt sind, folglich Kunstwerke, die von bewährten Kunstkennern dieser Aquisition würdig befunden wurden. Zu diesen 41 Gemälden kamen noch 23 dazu, so daß die am 22. Juli eröffnete Ausstellung 64 Oelgemälde zählt. Mit besonderem Vergnügen unterziehen wir uns einer kurzen Besprechung derselben und hoffen, so ziemlich mit dem allgemeinen Urtheil zusammen zu treffen.

Die Landschaften sind wie immer an Zahl überwiegend, und stehen auch überhaupt im Werthe am höchsten. Sehen wir auch dieses Mal keinen Achenbach, der unter den Landschaftsmalern wie ein Heros dasteht, so ist er doch durch Leu's: „Norwegischen Wasserfall" (Nr. 2) genügend vertreten; dieses Bild dürfte wohl unter allen den Preis davon tragen, und den glücklichen Gewinner gleich einem Haupttreffer in der Lotterie erfreuen. Immer kehrt man wieder zu demselben zurück, hat man die Rundschau vollendet, solch' eine Anziehungskraft liegt in diesem Prachtbilde. — Demselben zur Seite steht auf der zweiten Staffelei ein großes Gemälde, nämlich: „Flucht aus einem vom Feinde erstürmten Kloster" (Nr. 1), von dem jetzt in Düsseldorf sich befindenden Wiener-Maler, Carl Litschauer. Eine große Barke schaukelt auf stark bewegten Wogen, und umschließt Mönche, die noch einige kirchliche Kostbarkeiten retteten, dann Krieger, die bereit sind, gegen etwa sich zeigende Verfolger kämpfend Schutz zu gewähren, und endlich Ruderer, die mit ganzer Anstrengung die Flucht zu beschleunigen suchen, indeß man in der Ferne das auf einem Felsen erbaute Kloster erblickt, das von einer mittelalterlichen Soldateska erstürmt, geplündert und in Brand gesteckt wird. In der Mitte der Barke liegt der verwundete, seinem nahen Ende entgegensehende Abt des Klosters, der von einem Mönche desselben Ordens die heilige Wegzehrung empfängt. Die Gruppe ist mit vielem Studium geordnet, und eben so verständig als fleißig ausgeführt.

Die, diesen beiden verdienstvollen Gemälden gegenüber sich befindende Wand zeigt zuerst ein sehr freundliches, besonders in dem jungen Ehepaare gelungenes Bild: „Erster Ausgang" (Nr. 3) von Wieschebeinl; unter demselben die etwas zu braun gehaltenen „Schmuggler" (Nr. 4) von Ch. Schlesinger; nebenan „des Nebenbuhlers Rache" (Nr. 5) von E. Bosch; das Letztere trefflich in den Figuren; ferners eine große „Waldlandschaft" (Nr. 6) von Joseph Höger in Wien, in welcher besonders das durchfallende Sonnenlicht die vollste Anerkennung verdient. Noch sehen wir das von J. B. Reiter aus Wien mit breitem, praktischem Pinsel ausgeführte Bild: „Mutter mit dem Kinde" (Nr. 8), welches die Darstellung nach einem lebenden Modell nicht verbergen kann. — Carlo Brioschi's: „Palazzo Camello in Venedig" (Nr. 9) ist, wie uns dünkt, wenn gleich fleißig gemalt, doch der Gefahr ausgesetzt, in nicht langer Zeit zu seinem Nachtheile stark nachzudunkeln, was der gleiche Fall bei J. B. C. Püttners: „Kirche St. Maria della Salute in Venedig" (Nr. 54) seyn dürfte.

Die folgende Wand zeigt uns neun Landschaften von ganz verschiedenem Charakter; A. Arnz in Düsseldorf lieferte zwei davon: „Morgenlandschaft mit einer Schafheerde" (Nr. 16) und „Abendlandschaft mit einer Kuhheerde" (Nr. 16); besonders ausgezeichnet ist in Beiden der Luftton und die Thiere. — Von dem, mittelst der Fregatte „Novara" auf der Weltumseglung begriffenen, Wiener-Kunstjünger, Joseph Selleny, sehen wir eine „Parthie aus der Serpentora bei Olevano im Sabinergebirge" (Nr. 10), die zwar ziemlich düster gehalten aber mit Sicherheit aufgefaßt und eben so wieder gegeben ist. — Etwas heiterer und sehr ansprechend ist die „Landschaft aus Krain" (Nr. 12) von L. Böscher in Wien, der öfters unsere Heimath schon besucht hat, und daher den Wunsch in uns erregte, von seiner Hand auch einmal eine Landschaft aus Kärnten zu sehen. — Carl Heilmayer's in München: „Morgen bei Florenz" (Nr. 13) ist ein recht liebes Bildchen, und durch seine richtige und der Natur abgelauschte dunstige Färbung im Hintergrunde auffallend schön. — Giacomo Hierschel's „Canalparthie" (Nr. 15) und sein Bild: „Nach dem Regen" (Nr. 24) zeigen eine glückliche Auffassungsgabe und sind von nicht geringem Kunstwerthe. — Unser heimischer Kunstjünger M. Bernhard, stellte an dieser und der folgenden Wand drei in mancher Hinsicht verschiedene Gemälde aus, nämlich: „Maria Loretto am Werdersee, vom Maiernigg aus gesehen" (Nr. 17); „Das Olsather in Friesach" (Nr. 19) und „Parthie aus dem Maltathale" (Nr. 21). Das erste, nur von verschiedenen Standpunkten Aufgenommene, sahen wir schon öfters von seiner Hand ausgeführt; das Dritte spricht besonders im Mittel- und Hintergrunde an — vorzüglich gelungen ist der herabbrausende Maltabach — dem Zweiten müssen wir aber noch den Vorzug geben. Es ist ein Wintergemälde; fleißig und richtig ist das alterthümliche Thor mit der Brücke gemalt; die Ruinen lugen so traulich aus dem Winternebel hervor, und der mit Eis überzogene Wassergraben (von Schlittschuhläufern? — von Solmlingen bevölkert) ist mit einer Wahrheit gegeben, die gewiß jedermann anerkennen wird. — Noch hat unser Bernhard eine Studie nach der Natur: „Todtes Reh" (Nr. 36) ausgestellt, das viel Verdienstliches hat und zeigt, daß er auch in diesem Fache Gelungenes zu leisten im Stande ist. — Auch ein Stillleben: „Trauben, Orangen und Krüge" von Adalbert Schäffer in Wien (Nr. 14) zieht durch die Farbenfrische und Wahrheit den Blick auf sich.

„Heinrich Frauenlob", von Clemens Bewer in Wien (Nr. 20) gehört mehr dem romantischen als historischen Genre an. Verdienstlich ist die Gruppirung der weiblichen Gestalten, und die Art und Weise, wie sie ihren Dank und ihre Anhänglichkeit dem begeisterten Sänger kund geben. Dieß Bild wird sich viele Gönner erwerben. — Fritz C. Allemand's „Lagerszene" (Nr. 27) ist ein heiteres aus dem Leben gegriffenes, die dargestellten Figuren glücklich auffaßendes, und eben so treflich ausgeführtes Bildchen, das sich Jedermanns Beifall erringen wird. — Von mehr oder weniger Gelungenheit zeugen die folgenden noch auf dieser Wandfläche hängenden Landschaftsbilder: Joseph Schweminger's in Wien: „Der Reitling in Obersteiermark" (Nr. 23); Anton Schiffer's in Wien: „Der Rudolfsthurm in Oberösterreich" (Nr. 25) und „Bocca di Cattaro bei Castell nuovo" (Nr. 26) von Louis Gurlitt in Wien; der letzte Name hat aus allen unsern früheren Ausstellungen schon einen so guten Klang, daß auch das gegenwärtige Bild keiner Anrühmung bedarf, um so mehr, als dasselbe eines seiner am sorgsamsten ausgearbeiteten Bilder ist. — In Mitte der eben besprochenen Wand wird ein Bild den Blick jedes Kunstfreundes fesseln, sowohl durch den gewählten Gegenstand, als auch durch die treffliche Gruppirung so vieler Figuren und die sorgfältigste Ausführung; es ist: „Eine erste Communion im Salzburgischen" (Nr. 22), von dem Salzburger-Maler August Fischbach. Die fromme Kindlichkeit der Knaben und Mädchen, die Andacht ihrer Eltern, die malerische Landestracht und die schöne Einheit, die im ganzen Bilde herrscht, zeigt vom besondern Talente des Malers in diesem Genre, der mit diesem Bilde einen grossen Fortschritt an den Tag legte, obgleich schon seine früheren Bilder: „Das Frohnleichnamsfest" und „der Allerseelentag im Salzburgischen" bedeutenden Beifall erhielten. — An der Mittelwand schaut uns ein „weiblicher Studienkopf" (Nr. 28) von J. M. Aigner in Wien, entgegen, der sich durch kräftigen Farbenton und Behandlung der Fleischparthien empfiehlt. — Unter diesem Bilde hängen von dem Münchner-Maler, J. F. Spengel, zwei recht ansprechende „Landschaften" (Nr. 29 und 30), die von Talent in der Composition und der verständigen Behandlung der Farben Zeugniß geben.

Die folgende Wand weist nur zwei Landschaften auf, die eine noch „der Holzkarren“ mitbenannt (Nr. 31), von A. Burger im Düsseldorf, und Remi van Haanen's „Sommerlandschaft“ (Nr. 35). Wenn wir auch den Winterbildern Haanen's mit Recht den Vorzug geben, so hat doch auch diese Landschaft große Schönheiten und wird dem Meister allenthalben den Beifall aller Kunstkenner verschaffen. — Von den beiden Genrebildchen: „Reich und Arm“ (Nr. 37) von Franz Berger in Wien, und „Falsche Spieler“ (Nr. 34) von Friedrich Friedländer in Wien ist das Zweite eine der gelungensten Piecen, die wir seit langem sahen. Dieses Studium der Physiognomien, diese naturgetreue Gruppirung und diese Vollendung in der Ausführung, — wir wissen kaum, welchem aus diesen man den Vorzug geben soll. — „Eine Szene auf der Pußta“ (Nr. 39) von Rudolf Swoboda in Wien — an der Mittelwand — ist ein freundlich-heiteres mit Wahrheit dargestelltes Bildchen. — Von August Manntler in Wien sind auf dieser und der Mittelwand zwei Bilder, die wohl den nämlichen Kunst-Pinsel verrathen: „Mädchen vor dem Bade“ (Nr. 38) und ein „Weiblicher Studienkopf“ (Nr. 33); aber wenn auch das Erstere an Gestalten eines Titian oder Correggio sehr erinnert, so zeigt sich in dem Zweiten mehr Selbstständigkeit und Studium, was auch der österreichische Kunstverein durch den Ankauf anerkannte. — Eine der ersten Zierden in dieser Ausstellung hat der in seinem Genre gefeierte Friedrich Gauermann geliefert: „Esel und Schafe“ (Nr. 32). Wenn wir das in der ersten Ausstellung im J. 1852 gesehene Bild dieses Künstlers: „Die Tränke“ etwa ausnehmen, so müssen wir gestehen, daß uns das Gegenwärtige von Allen am besten gefällt. Wir ‚erübrigen die Vorzüge zu detailliren, die so offen da liegen, daß sie von Allen auf den ersten Blick erkannt werden müssen.

Die folgende Wand enthält nur Landschaftsbilder, deren Werth erst durch eine längere Betrachtung recht erkannt wird, da sie weder durch Farbenfrische noch auffallende Naturschönheiten bestechen, aber durch Wahrheit und Richtigkeit, besonders der Fernen, eine genauere Aufmerksamkeit verdienen; dahin gehören das „Schloß Branneuburg im unteren Innthale“, von H. Federer (Nr. 40); „Landschaft“, von Conrad Bühlmaier aus Wien (Nr. 41); „Parkparthie“, von Ludwig Meixner in München (Nr. 43); „Das Kloster am See“ von Hanns Brunner in Botzen (Nr. 44); „Pontalto bei Trient in Südtirol“, von Gottfried Seelos in Wien (Nr. 46); „Gartenparthie aus Florenz, Mondnacht“, von Karl Heilmayer in München (Nr. 45). — Letzteres exzellirt durch die herrliche Beleuchtung, besonders durch das zauberische Farbenspiel des Mondregenbogens in dem Wasserstrahle der Fontaine, — dann (Nr. 42) „das Dorf im Gebirge“, von Ludwig Halauska in Wien, welches mit aller jener Wahrheit und Trefflichkeit dargestellt ist, welche Vorzüge sich in zwei Bildern der vorigen Ausstellung von demselben Künstler so viele Freunde unter den Kennern erworben haben.

Wir kommen nun zur letzten Abtheilung, die reich an Genrebildern ist. Zuerst fällt der Blick auf den uns bekannten Liebling Hanns Rhomberg in München, der uns in die Werkstätte eines Goldschmiedes führt, wo der schlichte Meister einer Frauensperson „neue Ohrringe“ einhängt (Nr. 47). Frapant ist die Wirkung, die gleich Anfangs dieses Bild auf den Beschauer macht. Durch die Wahrheit der dargestellten Szene festgehalten, bewundert man dann erst die sorgfältigste Ausarbeitung der kleinsten Details und muß das Bild liebgewinnen. — Diesem herrlichen Genrestück zur Seite hängt (Nr. 48) ein ernstes aber gewiß interessantes Gemälde, von Franz Schamms in Wien, dem wir schon in der letzten Ausstellung die gelungen dargestellte Szene, wo Friedrich Schiller seinen Mitschülern in der Carlsschule zu Stuttgart sein Trauerspiel: „die Räuber“ vorliest, verdankten. Das Gegenwärtige stellt „einen Moment aus den letzten Tagen Mozarts“ vor. Irren wir nicht, so ist es der Moment, wo dieser unsterbliche Musikcompositeur dem neben ihm aufmerksam stehenden Hofkapellmeister, Franz Süßmayer, seine Ideen zur von ihm selbst nicht ganz vollendeten Instrumentirung seines Requiems andeutet. Den letzten Stadien seines Lebens nahe, wo die Körperkräfte sichtbar abnehmen, spricht sein großer Geist noch aus dem begeisterten Auge — indeß seine untröstliche Gattin in des Zimmers Tiefe auf den Knien betend zum Himmel um Beistand fleht, während, gleich einem Mephisto, man durch die geöffnete Thüre einen Mann erblickt, den der Künstler durch portraitähnliche Züge kennbar macht. — Besonders Musik-Freunde stehen immer tiefergriffen vor dieser, man möchte sagen, historischen Scene, und bringen dem unsterblichen Meister ein Erinnerungsopfer. — E. Gesellschap's: „Häusliche Beschäftigung des Großvaters“ (Nr. 50) ist eine trauliche Szene voll Kindlichkeit und Naturtreue, die aber von Leopold Löffler's: „Die Schule“ (Nr. 49) übertroffen wird. Der ärmlich gekleidete Schulmeister mit dem getheilten Blicke auf den Knaben und die von dessen Mutter dargebrachte Recommandation, der neue furchtsame Schüler und dessen Mutter — alles dieses ist mit einem bewunderungswürdigen Tiefblick in die Lage der Handelnden aufgefaßt und dargestellt, daß man diese Szene vor sich wie im Leben erblickt. — Nicht minder ausgezeichnet ist das Bild: „Soldaten beim Würfelspiele“ (Nr. 51), von A. Siegerl in Düsseldorf. — „Die Taufe“, von Wilhelm Koller aus Wien in Brüssel (Nr. 52), stellt eine erhabene Szene des Lebens vor. Die Kleidung der handelnden Personen führt uns in das Mittelalter zurück. Die ruhige Haltung der Anwesenden bei dieser Handlung gibt dem Bilde eine scheinbare Steifheit, die durch den Faltenwurf aus den Kunsttagen derselben Zeit noch begünstigt wird; — aber alle diese scheinbaren Fehler verschwinden, wenn man sich in eine gewisse Ferne zurückzieht — da erhalten die Personen Leben, vereinigen sich zur Haupthandlung, und der Beschauer sieht sich in einen alten Dom versetzt, wo diese heilige Weihe wirklich vor sich geht. Nicht ohne Grund also hat der österr. Kunstverein dieses Gemälde um 900 fl. angekauft. — Ein Genrebildchen in niederländischer Manier: „Der Heirathsstifter“ (Nr. 64) von C. Springer in Amsterdam wird durch eine nähere Betrachtung interessant. — Unter den noch vorkommenden Landschaften nennen wir: „Waldiges Thal“ (Nr. 55) von A. Kleinz; „Das Innere eines Dorfes im Tessino-Thale“ (Nr. 56) von J. W. Lindlar; „Der Hintersee in Baiern“ (Nr. 57) von Eduard von Lichtenfels; „Motiv aus dem Altdorfer-Thale“ (Nr. 58) von Carlo Brioschi in Wien, und „Motiv bei Kaltsburg (Nr. 60) von Demselben; „Eine Abendlandschaft“ (Nr. 59) von Joseph Jannson, und die in schönen Linien poetisch gehaltene „Ideale Landschaft“ (Nr. 53), von Carl Schweninger in Wien. — Auf dem Bilde von Joseph Köller: „Jagdgeräthe“ (Nr. 61) ist besonders der Hundskopf gelungen. — Joseph Neugebauers: „Rosen und Erdbeeren“ (Nr. 62) verdienen vorzüglich wegen der richtigen Zeichnung und der Feinheit in der Ausführung der verschiedenen Rosengattungen alle Beachtung, und können mit den besten neueren Blumenbildern rivalisiren. — Noch erblicken wir ein ovales Blumenstück, das im Cataloge nicht verzeichnet ist, von einem unsrigen Landsmanne, welches mit dem vorigen nicht in die Schranken treten will, aber durch Naturtreuheit und einen duftigen Hauch, der auf diesen „Waldblumen“ liegt, freundliche Aufmerksamkeit verdient.

Mit Wehmuth treten wir noch hin vor das Bild eines Künstlers, der vor Kurzem, am 6. dieses Monats, das Zeitliche verlassen, und dessen entseelte Hülle unter der ungeheucheltsten Theilnahme seiner Kunstgenossen in Mariabrunn bei Wien in die Erde gesenkt wurde. Es ist der uns wohlbekannte, und sowohl als Mensch wie als Künstler allgemein geschätzte Ignaz Raffalt. Das Bild, welches wir vor uns sehen, ist vielleicht das letzte, das von ihm je unsere Kunstausstellungen zieren wird. Gleichsam vorahnend ist es eine „Abendlandschaft“ (Nro. 63) in ungeschminkter Einfachheit, aber von einem poetischen Hauche umwebt, wie alle seine Landschaften. Raffalt's künstlerisches Auge in der Auffassung der Eigenthümlichkeiten der Natur, die feine Empfindung, mit der er den Pinsel führte, der eigenthümliche frische Duft, der in seinen Landschaften herrscht, machten selbe zu Lieblingen der Kunstfreunde, und seine Werke, die selbst nach England wanderten, werden einen bleibenden Werth behalten, so wie sein Andenken in den Herzen seiner Freunde nie erlöschen wird. Verklärter! nimm diese einfachen Herzensergießungen als ein dankbares Zeichen für so viele Stunden, die ich bei Dir, wenn Du an der Staffelei saßest, verlebte, und die mir unvergeßlich bleiben werden.

M.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 34. Sonnabend, den 22. August. 1857.

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 32.)

Allvater der Berge, Silbergreis,
Du eisbedeckter, schneeigweiß
Vom Schaum der Wässer rings umwoben
Zeigst schweigend du und ernst nach — Oben.

Erhaben überm Weltgetümmel
Zeigst du zum reinen, klaren Himmel,
Von deinen erhab'nen Wolkenthronen
Dorthin, wo höh're Geister wohnen.

Und glänzt im rosigen Abendlicht
Dein ernstes greises Angesicht:
Wer fühlte sich dann nicht erhoben
Nach Oben! — Nach Oben!

Dr. Josef Pozelt,
aus Neudorf in Böhmen.

Im September 1842.

An den Großglockner.

Der santen Glockenthürme viele
Bezeugen ernst der Gottheit Macht;
Doch fern auch, keiner im Gewühle
Wie deine stille Glorienpracht!

Am 2. August 1843.

Ich bin viel gereiset in der Welt
Hat mich gekostet sehr viel Geld
Habe Herrliches, Schönes gesehen überall —
Das Schönste aber in diesem Thal.

Joh. Mich. Sottler,
Professor aus Salzburg.

Am 21. und 22. Juni 1846.

An den Glockner.

1.

Der reist als Geologe
Und klimmt die Berge hinan,
Zu forschen ob sie gegründet
Neptunus oder Vulkan.

2.

Und der mit rastlosem Hammer
Die Steine ringsum beklopft,
Gefüge, Bruch und Gestaltung
Müssen enträthselt ihm seyn.

3.

Und der noch Florens Kindern
Die Höhen ringsum besteigt,
Weiß kaum vor Lust sich zu fassen
Wenn schüchtern sich eines zeigt.

4.

Ich zog als sorgloser Bursche
Hinaus in die Alpenwelt,
Genossen hat Herz und Auge,
Hab' wohl mir das Beste erwählt.

5.

Und allen, die ihn besteigen
Recht herzlichen Alpengruß
Mög' er sich freundlich euch zeigen,
Euch spenden höchsten Genuß.

6.

Doch sollt er die Stirne euch falten
Und schauen recht düster und graus,
So scheltet mir nimmer den Alten,
Und kommt ein andermal 'raus.

7.

Ein jeder hat ja seine Stunden,
An denen er am liebsten allein,
Drum schließt er auch oft die Pforten
Läßt Niemand zu sich ein.

Josef Levitschnigg,
ständ. Beamter.

Am 17. August 1846.

Wir nennen die Natur unsere Mutter, aber
Sieh ihr Gewand und nenne sie ewige Jungfrau!
Am 2. September 1846.

Kettet die Felsen,
Bindet sie fest,
Daß Saturnus Zahn es nie wage
Zu benagen den ewigen Thron,
Gebt ihm ein Antlitz,
Setzt meine Krone
Ihm auf's wolkenumgürtete Haupt,
Doch daß der Purpur den Menschen nicht blende,
Setzet die eherne Glocke ihm auf,
Dann ist der Tempel
Ganz und vollendet,
Dem man den Namen gebe Natur.
So sprach Jupiter, als er den Glockner erstehen ließ.
Am 30. August 1847.

(Wird fortgesetzt.)

Heiliger Liebe Triumph.

(Fortsetzung.)

2.

Das Geburtsfest des Königs wandelte Paris zu einem überfluthenden Menschenmeere; die weite Stadt mit ihren hochgethürmten Häusern und geräumigen Plätzen schien eng und klein wie ein überfüllter Bienenkorb, in welchem die jun-

gen Stämme sich mit den alten um die Wohnstätte drängen, und in welchem das dumpftönende Gesums und Gemurmel den nahen Ausbruch des Kampfes um Platz und Recht voraus verkündet. Eingezogen von ihren Schlössern waren die Würdeträger des Königreichs; eingeritten waren von ihren Rittersitzen in den fernsten Provinzen die mächtigen Vasallen mit zahlreichem Geleit, in welchem die Eitelkeit eines Jeden den Nachbar zu überbieten suchte; die Fremdlinge und Reisenden in Frankreich eilten zur Hauptstadt, solch merkwürdigen Tag einzeichnen zu können in die Reisemappe und das Tagebuch, und gleich stürmisch rauschenden Waldbächen, die vom Gebirg alle sich zu dem See im Thale hinabstürzen, wogte der Schwall des Landvolks zu den Thoren herein, Männer, Weiber und Kinder, den meilenweiten Weg nicht scheuend, mit Lebensmitteln vorsichtig beladen, um auch ohne Dach und Bett während des Festes auf den Märkten und Wällen lagern zu können. —

Vor der Herberg zur „Lilie", in welcher der Graf von Ortenburg seit seiner Ankunft gewohnt, saß eine muntere Gesellschaft, die ihren Tisch unter Gottes blauen Himmel gestellt, weil im Hause auch nicht ein Kämmerchen ohne Gast geblieben und selbst die Schenkstube zum Schlafgemach der fremden Knappen und Waffenträger geworden. Die Gesellschaft war in hochpatriotischer Aufregung bedacht gewesen, den Tag des geliebten Königs so zeitig als möglich zu begehen, denn die Sonne stand noch nicht hoch, und doch lag schon manche zerbrochene Flasche am Boden, und die Art, wie die erhitzten Bürgersleute ihren Witz an dem vorüberziehenden und gaffenden Bauernvolke übten, gab Zeugniß von der Zahl der Becher, welche auf Königs Ludwig Wohl bereits leer geworden.

Ein junger Rittersmann, dicht in einen schlichten Aermelmantel von brauner Farbe gewickelt, der unten nur die goldbespornten Reiterstiefel, oben nur das frische Gesicht unter einem schwarzen Sammetbarett sichtbar werden ließ, störte die wilde Zechkompagnie, indem er eiligen Schrittes aus der Herbergspforte zu dem Tische trat.

„Gebhard, so früh schon hinter der Kanne?" rief er zwischen die Verstummten mit ernstem, doch keinesweges hartem Tone, und ein graubärtiger aber derber Gesell erhob sich sofort von der Bank, und stellte sich kerzengrad wie zur Parade.

„Hat nichts zu sagen, Gnaden"; antwortete der Graubart im tiefen Baß, lächelnd den rauhen Schnautzbart streichend; ja wär's so ein Frühtrunk wie man ihn an der Dran bekommt, da hieße es aufgepaßt; aber in dem Kännlein hier ist weder Oesterreich'scher, noch Unger oder gutes Rheinblut, nur leichtes fränkisches Getränk; man trinkt sich immer nüchterner, und es bleibt halt ein Gotteswunder, wie die Leute sich dabei in's Vergnügen und irdische Himmelreich hinauf schwindeln können." —

„Lästere nicht"; zürnte der junge Ritter, die feinen Augenbögen zusammenziehend; „ein besserer Platz wäre für Dich im Stall, die Rosse anzuschirren und das Eisenzeug bereit zu halten. Schlägt die eilfte Stunde, und findet nicht Alles in Ordnung, so fürchte meinen Zorn". — Er ging und ein hübscher Edelknabe, welcher ein Kästchen trug, folgte trippelnd den männlichen Schritten des Herrn.

„Seinen Zorn"? lachte der alte Waffenknecht. „Ich möcht's versuchen, denn es wäre mir neu. Er hat ein Gemüth wie das jüngste Lamm auf der Weide, und hat noch Niemanden Weh gethan so mit Wort wie mit That. Aber die Rosse stehen schon blank gestriegelt, und Rüstzeug und Schild funkeln wie der stille See, auf den die Sonne brennt. Ein deutscher Waffenmeister kennt seine Pflicht, und thut Nachts seine Arbeit, wenn er sich Morgens verlustiren möchte." —

„Also das war Euer deutsches Gräflein, von dem unsere Herren gestern beim Nachtmahl so großes Wesen gemacht, und mit finstern Gesichtern koseten ohne Ende und fast bis zur Mitternacht"? fragte mit höhnischer Miene ein Normann, der mit dem deutschen Wehrmann dieselbe Bank theilte. „Und der schmächtige Junker mit dem kleinen Flaumenbart will sich wagen in die Stechbahn? Rathe ihm ab, Kamerad, vernagle seinem Streitroß den Huf, daß er heim bleiben muß. Hast Du meinen Herrn gesehen, den Grafen Himindal von Falaise? Du würdest zur nächsten Kirche gehen und zu Deinem Heiligen beten um die Knochen Deines Junkers, denn nimmt ihn mein Herr, der von seinen nordischen Ahnen, den thurmhohen Riesen des Eises, die übermenschliche Natur ererbt hat, vor seinen Speer, so mag er an der Barriere die Scherben seiner gebrochenen Puppenglieder zusammensuchen". Der alte Gebhard stand hastig auf, und ein Schlag seiner Ferse warf die Bank um und den Nachbar mit ihr auf den Boden, daß er die Beine sparlend zum Himmel streckte. „Prahlmäuler gehören in den Sand"; sagte er; „ist Dein riesiger Herr mit den unchristlichen Namen darin Dir gleich, wird er vielleicht noch heut wie Du in der Demuth Lection bekommen." —

Der normanische Knecht war wiederum aufgesprungen und hatte eine Kanne ergriffen, mit der zerbrechlichen Waffe in Begleitung eines wüsten Fluches die Beleidigung auszuwetzen, und der deutsche Wappner stellte sich fest und hob beide Fäuste zu Wehr und Angriff, da flog ein hochgeschürztes, schwarzäugiges Mägdlein vom Hause her zwischen die Beiden, und riß dem Angreifer die Kanne aus der Hand.

„Wollt Ihr Unglück anrichten, und lüstet Euch nach einem harten Lager im Thurm, während die ganze Welt Feiertag hält"? rief sie mit einem Silberstimmchen. „Habt Ihr vergessen, daß der hochwürdige Herr Bischof Gottesfrieden ausrufen lassen, und harte Strafen gestellt auf jeden Friedensbruch, weil solche Unzahl fremder Leute zur Stadt gekommen? Und ist Euch der Wein verkauft, bleibt doch das Geschirr unser Gut, und Euer Gezänk soll meines Vaters Eigenthum nicht in Verruf bringen. Habt Ihr Appetit zu Beulen und Blut, so verschiebt's bis morgen, steigt hinauf auf den Marterberg und nehmet Eure eignen groben Fäuste dazu." —

„Du bist ein schmucker Friedenssprecher, Jeannet, und könntest Mittags einen Marschall abgeben in der Stechbahn"; rief ein Mann, der sich durch einen mächtigen Schwarzbart auszeichnete, indem er zugleich dreist den Arm um des Mädchens üppigen Wuchs warf.

Heftig machte sich das Mädchen los von ihm. „Hat der Wein Euch vergessen gemacht, was ich Euch gestern und ehegestern und ein Jahr lang alle Tage gesagt, Monsieur Jonzac?" fragte sie schnippisch. „Er hört wohl nicht gut, weil ihm seine Bären und Löwen tags und nachts Musik machen?" —

„Meine Bären und Löwen sind zahmer als Du"; antwortete der Mann mit Ingrimm, welcher jedoch durch sichtliche, innere Betrübniß milder auftrat; „wer ihnen täglich gut zuspricht, dem sind sie dankbar zugethan. Jeannet, Deine Sprödigkeit, Dein Haß wird mich dahin bringen, daß ich mit meinem eigenen Leibe die wilden Bestien füttere." —

„Thut's, Monsieur Jonzac", fiel sie spöttisch ein, „dann will ich versprechen, ein schwarzes Brustband um Euch zu tragen volle sechs Monden lang. Laß Er seine Finger von meinem Arm! Wie mag man sich einbilden, daß eine Pariserin sich streicheln lassen möchte von einer Hand, welche die rauhen Kleinen der Bären einwiegt, und zu jeder Stunde mit wildem Gethier caressirt? Pfui, alle Rosenwässer von

Toulon und Grasse könnten solche Finger nicht lieblich genug machen, daß eine Dirne, die etwas auf sich hält, und keinen Mangel hat an schmucken Tänzern, ihren Ring darauf schieben möchte." —

Mit munterer Weise wandte sich die Kecke dann von dem verstummenden Werber zu dem grauen Gebhard, der, nachdem sein Feind mit boshafter Miene davon geschlichen, sich wieder gesetzt, und im leichten Wein seinen Groll vertrunken. „Aber sagt mir, mein guter Freund", sprach sie, „was Euren Ritter bewogen, so früh und zu Fuß und ohne gut Geleit in die Stadt zu rennen? Neugier spricht nicht aus mir, nur Sorge um das schmucke junge Blut. Die Mutter erzählte gar oft, wie manche Gräuelthaten an solchen Festtagen in den Seitengäßchen und Kirchenwinkeln geschahen, und wie gar eigens darum ganze Familien von Spitzbuben in die Stadt einwanderten, und in Compagnie verwegen und schlau Gut und Leben bedräuten. Euer Herr ist so sittig und fromm, gar nicht wie die Edeljunker bei uns, beinahe zu still und bescheiden, wenn das seyn könnte, und dabei so hübsch und leutselig, daß es Jedermann leid seyn würde, geschehe ihm im Gedränge etwas Uebles." —

„Sorgt nicht, Jungfer"; lachte der Gebhard; „er hat seinen Degen am Herzen unter dem Mantel, und Gott ist über ihm. Das sind für einen deutschen Junker der Freunde und Leibeswächter genug." —

„Ist sie doch auch wie all' die Andern"; murrte Jonzac in seinen Schwarzbart; „es darf nur neu, nur aus der Fremde seyn, so fängt's die Weiberherzen weg und verrückt ihr Köpfchen." —

„Neugier spricht nicht aus mir", fuhr die schwätzende Kleine fort, „aber wissen möchte man doch, wohin der Graf so früh wanderte, und warum zu Fuß, da heute jeder von Geschlecht und Rang nur zu Roß erscheint, und was vielleicht in dem zierlichen Kästchen verborgen, das der Page ihm so sorglich nachtrug? Vielleicht gar ein Morgenbesuch bei einem schönen Hoffräulein oder einer gefälligen Bürgersfrau? Gestehts nur, alter Freund!" —

„Lästert nicht! Schalt der Graf nicht so zu mir"? lachte laut der Graukopf. „Mein Herrlein ist aus eigenem Mehl gebacken, und wie der Adam, ehe der Herr die böse Eva erschaffen. Ich glaube nicht, daß er weiß, wie ein Fräulein küßt, oder wie man's macht, um ein Mägdlein zu gewinnen." —

„So dumm"? stieß Jeannet hervor, verbesserte sich aber sogleich und sagte: „So unwissend und doch schon so ein stattlicher Rittersmann? Wer's glaubt bekommt einen Goldgülden; denn was er nicht sagt, das sagen die großen, frommen Augen, und wir wissen davon, behalten's aber für uns. — Doch das Kästchen"? setzte sie dringend hinzu.

„Das Kästchen birgt einen gar köstlichen Schatz"; antwortete der Waffenknecht mit Wichtigkeit. „Es ist von Cedernholz gemacht, frisch am Libanon, und drinen liegt ein echter Saracenen-Dolch, Handschar nennen ihn die Heiden, der Stahl von Damascus, der nimmer springt und biegt, so daß man ihn auf einen Panzer von doppeltem Eisenblech, der Griff von Elfenbein, so weiß wie Dein Nacken, und mit bunten Edelsteinen besetzt, funkelnd und schimmernd in allen sieben Regenbogenfarben wie Deine Schelmenaugen." —

„Wenn's Euer Junker sagte, hörte ich's lieber!" lachte die Dirne. „Aber wem will er denn mit der Wunderwaffe zu Leibe?"

„Sein Ohm hat das kostbare Stück selbst erbeutet in Palästina, und der Graf trägt's zum Könige, als Geburtstagsgeschenk." —

„Das untersteht sich das Herrlein, und fürchtet nicht eine ungnädige Zurückweisung von der Majestät"? fragte erstaunt der bärtige Löwenwärter. Jeannet lachte laut auf. „Da sieht man, daß Ihr Euch nur auf die Augen Eurer Bestien versteht"! höhnte sie. „Schauet bei Gelegenheit in des deutschen Junkers Gesicht, und wenn er den Blick auf Euch richtet, fest und leuchtend, daß man meinet, es ginge bis in's Herz hinab, und doch so sanft und mild, nicht wie Sonnenbrand, sondern wie Mondlicht, dann werdet Ihr gewiß werden, daß selbst eine Majestät ihm keine abschlägige Antwort zu geben vermöchte, und selbst der wüthigste Bär in Eurem Zwinger zahm wie ein Schooßhund werden müßte vor solchem Augenstrahl. Noch heute früh sah er mich an auf diese Weise, als ich ihm den Imbiß, Waitzenbrod und frische Milch, hinauf trug. Jonzac, es war ein Glück, daß er nichts bat zugleich, denn hätten auch all die eilftausend Jungfrauen dabei gestanden, ich würde nicht den Muth gehabt haben, ihm irgend etwas abzuschlagen." —

So schlüpfte die Muthwillige zum Hause zurück, verfolgt von dem finstern Blicke des Schwarzbartes.

„Du freiest um die, braver Löwenbändiger?" fragte Gebhard, indem er ihm die harte Hand auf die Achsel drückte. „Hübsche Blume, aber viel zu viel Muthwill, viel wildes Wasser. Würde ein deutscher Waffenknecht um sie, würde er die Riemenpeitsche zurecht machen, um sie nach der Hochzeit zur Hand zu haben. Du dauerst mich, Du stämmiger Waidmann."

„Ehe Ihr Euch einlegtet, war sie anders", murrte Jonzac gedankenvoll; „wohl spröde wie all die junge Art, aber nicht spitz wie ein Pfeilstachel, nicht höhnisch wie eine Affentatze." —

„Mir hat dennoch ihre Sorge um den Grafen das Blut warm gemacht", entgegnete Gebhard, und da die Gäule längst gesattelt stehen, werde ich Knechte und Edelknaben aufsitzen lassen, und dem Herrn nachreiten bis zu dem Platze am Schloßthore, wohin er mich bestellt." —

„Der königliche Zwinger ist geschlossen für heut', damit kein Unglück geschehe, wenn das neugierige Bauernvolk zudrängte"; versetzte Jonzac aufstehend; „die Bestien haben Futter bis Abend, und erlaubst Du, Alter, so führe ich des Grafen Streitroß mit dem Prunkharnisch beladen. Sollte ich auch dem deutschen Junker grollen, weil er mir die Jeannet abtrünnig macht, so zieht mich doch ein, ich weiß nicht was, zu ihm, als hätte er mir seinen Schweiß zu lecken gegeben, womit man den wüthigsten Hatzhund gehorsam macht."

3.

In dem alten Schlosse der Grafen von Paris und seinen nächsten Umgebungen hatte sich, als im Mittelpunkte der königlichen Festlichkeiten, Alles versammelt, was auf Hoheit und Rang Anspruch machte, und der Glanz und die Zierde Frankreichs erschien heute im wirklich das Auge blendenden Lichte. In der großen Prunkhalle, wo unter dem Wappenschilde mit dem goldenen Schiff der Königsthron sich erhob, waren die Fürsten und Ritter, die stolzen Basallen versammelt, und harrten des Königs, ihm den Glückwunsch auszusprechen, und edle Damen und Fräuleins, ohne Zahl an den beiden Seitenwänden gereiht, verbanden gleich farbigen Blumenguirlanden den Thron mit dem verwegenen Männergedräng, und schieden zugleich den heiligen Sitz gleich himmelentsprossenen Genien von dem kecken Anspruch und dem trotzigen Hochmuth, von deren Gifte in jener Zeit gar oft die neidischen Herzen dieser Lehnsträger schwollen und überschäumten. —

Vorgetreten auf die leere Mitte des Saales standen vier der Vornehmsten, der ältliche Eudo von Clermont, der rothbärtige Robert von Valois, der junge eitle Karl

von Mauriennne und der riesige Himindal von Falaise, der, wenn auch nicht wie jene andern drei dem Königshause verwandt und verschwägert, doch durch seinen Waffenruhm und die Furchtbarkeit seiner Rittertugend es unbefeindet wagen durfte, sich vorzudrängen im Festsaale, wie er gewöhnt war voran zu seyn bei jedem Kampfe gegen die Feinde des Königreichs.

„Seht da die Prinzen von Oesterreich“; spöttelte der junge Mauriennne; „sie haben den Schulstaub abgeputzt, und sich auf das glatte Parquett gewagt. Sehet, wie scheu sie stehen in ihrer schweren, faltigen Tracht, scheu in's Blaue gaffen, und von den breiten Hüften der Madame de Saint-Fond ganz verdeckt werden. Ob sie auch eine Lanze brechen wollen, oder einen Contretanz mitmachen? Ich schenke dem fünfzig meiner Bauern, der sie zu solchem Wagstück verführen möchte, denn es geht mir über jedes Vergnügen, die steifen Purzelbäume solcher deutschen Bären zu sehen.“ —

„Das dritte Blatt fehlt“; fiel der rothbärtige Robert ihm in die Spottrede; „wo ist der schmächtige Fant, der sich schelten läßt einen Grafen von Ortenburg, Sonnenberg, Moosburg und Pettau, vom Stamme der Sponheimer, aber einhergeht wie ein Landjunker aus dem Winkel der ärmsten Provinz? Scheuet er sich, seine unbekannten, barbarischen Namen ausrufen zu lassen vom Marschall? Ehre seiner jungen Klugheit, thäte er also.“

„Ich sah einen trefflichen Gaul von echt ungarischem Geblüt führen am Schloßthore, umringt von einem stattlich ausgeputzten Geleit“; sagte der riesige Normann. „Auf meine Frage nach dem Herrn, nannte man mir die barbarischen Titel, an welchen sich so eben Eure Zunge gequält, und als ich, nach meiner Weise vor jedem Turney, mir die Stechbahn besah, fand ich in einem der Gezelte eine Prunkrüstung ausgekramt, die ihres Gleichen sucht in allen Waffenkammern der Normandie und Bretagne, und die Schrankenwächter befestigten den Schild mit den drei rothen Löwen im Goldfelde an den Zeltpfahl.“ —

„Köstlich“! jauchzte Mauriennne. „Den fremden Milchbart in den Sand zu setzen, wird mir ein ersehntes Vergnügen werden, wird mich die steifen Cermonien, die unser harren, vergessen lassen.“ —

Ernst unterbrach seinen kindischen Jubel Herr Eudo. „Ihr wetzt Eure Schnäbel an dem jungen Fant, der aus den Wolken zwischen uns herabfiel, weil er die Augen Eurer Damen auf sich zieht, weil sein frommes, bescheidenes Wesen manches Herz unter dem vollen Busen pochen macht, das Eure Eitelkeit bereits auf die Liste Eurer Eroberungen gezeichnet“; sagte er mit dumpf-verhaltener Stimme. „Liebe lehren ist Hochgenuß so für den erfahrnen Mann wie für das Liebe-kundige Weib, und Erstlingsfrüchte, ohne Fleck und Wurmstich, sind süß und selten wie die Goldfrüchte der Atlantis. Auch ich betrachte den zudringlichen Fremdling mit den Augen des Hasses, aber mein Haß ist nicht kindischer Neid um eine gestohlene Schäferstunde, mein Haß ist ernste Sorge um Ehre und Recht. Meine Getreuen bewachten den Ankömmling schon lange, und mein Verdacht wuchs durch ihre Berichte. Königin Adeleide hat der Savoyarden warmes Blut und Kühnheit, und der rosige, frische Bursch muß ihr als ein wackerer Lieutenant erscheinen, wenn sie auf ihren Louis schauet, der täglich mehr einem burgundischen Weinfasse gleich wird. Wir gönnen ihr die stillen Freuden, aber der kleine Prinz ist schwächlicher Natur, die Aerzte prophezeien ihm kein hohes Alter, und da käme uns, den Erbfolgern, ein junker Kukuck im Königsneste nicht eben gelegen und angenehm. Werft den gefährlichen Fremden in der Stechbahn nieder, vielleicht treibt die Scham ihn dann zurück in seine rauhen Berge, und das kleine Spiel Eures Neides führt zum gewichtigen Zweck; doch seyd versichert, fehlen Eure Lanzen, werden wir strengere Mittel suchen, die süßen Stunden dieses frömmelnden Knaben durch einen Wetterstrahl zu stören, dessen Donnerschlag ihn belehren soll, wie Frankreichs Fürsten einen Abenteurer zu zermalmen wissen.“

Die Flügelthür, welche in das Innerste des Pallastes führte, ward aufgestossen, ein Marschall rief: „der König“! plötzliche Stille trat ein, und Aller Augen wandten sich auf den Fleck, wo die höchste Familie des Reiches sichtbar wurde. Aber wie ein dumpfes Murren gleich den Stimmen der unsichtbaren Luftgeister dem Orkan voran geht, so wuchs ein seltsames Getöse unter den versammelten Großen, als, nachdem der König und die Königin, ihre Tochter, die sechzehnjährige Constantie in der Mitte, eingetreten waren, der deutsche Graf, den kleinen Louis an der Hand, dicht ihnen nachtrat und zunächst dem Throne seinen Platz nahm. „Toller Geck“, rief der Herzog von Clermont, „Du steigst auf die Gletscherspitze, und fürchtest die glatte Eiswand nicht“? — „Unerhört“, zürnte Graf Valois, „des Hofes Ordnung mit Füßen getreten, dem Fremden erlaubt, was kein französischer Fürst gewagt; laßt uns hinan zu ihm, fortreißen den Verwegenen, und ihn zurückstoßen auf den Platz, der ihm zukommt. Wo duldete ein Franzos je den Eingriff in seiner Ehre Recht“? — Doch Himindals Donnerstimme ließ jetzt sein: „Es lebe Ludwig, Frankreichs König und Heil seinen Tagen“! ertönen, und das Gemurr seiner Nachbarn erstarb unter dem hallenden Zuruf der Edeln, welche dem Monarchen einstimmig Glückwunsch und Dankwort fast ohne Ende entgegen warfen.

Der König bestieg den Thron, und der Kronherold lud sämmtliche Edeln zu den Festen des Tages, und verkündete die Ordnung der Lustbarkeiten. In scherzhaften Reimen rief er zuerst die Damen auf, sich ihre Ritter zu erkiesen, so für das ernste Turnspiel wie für das lustgebärende Bankett, und von den Fräulein geringern Ranges und jüngern Geschlechts stieg er hinauf bis zu den Blüthen der vornehmsten Familien. Jetzt scholl der Name der Prinzessin von seinen Lippen, und der noch nicht gewählten Kämpen Herzen klopften hoch. Constantia senkte die schönen Augen zum Purpurteppich, dessen eingewirkte Blumen die Liebliche trugen gleich ihrer Königin, das feine Morgenroth auf den Wangen des herrlichen Kindes wandelte sich zu dunkeln Purpurrosen, und kaum hörbar trug ein Hauch ihrer zarten Lippen den Namen Heinrich von Ortenburg zu der horchenden Versammlung. Ueberrascht schwieg Jedermann; auch der deutsche Graf, der bescheiden und fast verhüllt von den weiten Behängen des Thrones gestanden, schien betroffen; erschrocken, bleichen Gesichts, doch wie angestoßen durch die plötzliche Stille im menschenvollen Raume trat er zum Sessel der Prinzessin, bog das Knie, und man sah die Hand der königlichen Jungfrau zittern, als sie die blau und weiß gefärbte Schärpe um seinen Nacken hing. Karl von Mauriennne drängte sich vor und Eifersucht und Unmuth schien eine Unbesonnenheit gebären zu wollen, da sprach der Herold den Namen der Königin aus, Adelaide rief den jungen Vetter zu sich, und verwirrt durch die unerwartete Ehre schloß Graf Karl die böswillige Lippe, und verschob den Ausbruch seines Grolls auf eine gelegenere Stunde, und als jetzt eine rauschende Fanfare auf dem Vorsaale zum Beginn des Ehrenkampfes einlud, jeder Ritter seiner Dame sich zugesellte, um sie zu den Tribünen der Stechbahn zu geleiten, da vergaß man Haß und Unwillen, und die Kränze der Galanterie bedeckten den Dorn, der in manchen Herzen einen schmerzenden Stich nachgelassen.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung. In der letzten Zeile des in der Carinthia Nro. 33 von 1857 enthaltenen Gedichtes „Widerspruch“ ist statt „denn ich weiß nicht“ zu lesen: „denn ich weiß es nicht.“

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 35. Sonnabend, den 29. August. 1857.

Heiliger Liebe Triumph.

(Fortsetzung.)

3.

Man wird uns gern die Beschreibung dieses berühmten Turniers erlassen; denn wer hätte nicht so in alten Chroniken wie in den Romanen des vorletzten Jahrhunderts zur Genüge die umständlichen Gemälde eines solchen Ehrentages ritterlicher Mannlichkeit kennen gelernt? Nur das Eigenthümliche dieses Turnfestes dürfen wir dem Leser nicht vorenthalten.

Ein ungeheurer Raum am Rande der Stadt war eigens zu diesem Ritterspiele erwählt und bereitet worden. An der nördlichen Seite des länglichten Vierecks der Stechbahn sah man die Tribünen der Gäste des Hofes, in ihrer Mitte die königliche Loge, mit beispielloser, fast überladener Pracht an Teppich-Goldstoff und Silberschmuck ausgeziert. Die südliche Seite der Bahn nahm eine lange Reihe kleiner Gezelte ein mit bunten Fähnleins und Wappenschilden geschmückt, jedes für die Bequemlichkeit eines Kämpfers eingerichtet, daß er sich wappne darin und bei möglichem Unglück darin Hilfe finde von seinen Dienstleuten. Die schmäleren Seiten in Ost und West blieben dem Volke zum Zuschauen erlaubt, und auf wolkenhohen, schmucklosen Gerüsten drängten und drückten sich hier Bürger und Landleute, doch von mächtigen Hellebardieren in Ordnung gehalten und vor jeder Ungeziemtheit gewarnt. —

„Wer doch auch ein Edelfräulein wäre", sagte die kleine Jeannet aus der Lilienherberg, unruhig auf ihrem Sitze zwischen den Freundinnen rückend; „sehet doch nur die lange Reihe der eisernen Männer und die prächtigen Helmfedern und die schnaubenden Pferde, und Keiner davon sieht auf uns, wagt Blut und Leben für uns. Es ist zum todtärgern! Für unsersgleichen klopfen sich höchstens ein Paar Zunftgesellen die Augen blau, und eine Handvoll schmutziges Haar ist der edle Preis, den solche Faustkämpfer uns zu Füßen legen." —

„Tröste Dich, Mühmchen"! versetzte eine Nachbarin. „Schauen die eitlen Junker auch heut am Mittag nicht auf uns, wenn die Dämmerstunde kommt, schleicht Mancher von seinem Fräulein, und steht um uns geduldig Schildwacht hinter dem Thorweg trotz Wind und Regen." —

„Hu! wie das kracht"! schrie eine jüngere Freundin, und hielt in kindischer Furcht die Hände vor das Gesicht.

„Es ist der reiche Grafensohn von Mayenne"; entgegnete die Vorige. „O wie blutet der arme Junker! Pfui über den ungeschlachten, thurmhohen Reiter, der seine ochsigen Gliedmassen so unverschämt mißbraucht, als wenn es große Kunst wäre, daß ein gehörnter Stier ein schlankes Windspiel an die Wand wirft." —

„Doch möchte ich des Thurmhohen Dame seyn", fiel Jeannet ein. „Wie ihn Jedermann anstaunt und in Scheu zurück sich beugt, wenn er auf dem dampfenden Hengste an den Planken herunterrauscht: Ich würde seine breiten Schultern nicht fürchten, und erzählten auch die Knechte bei uns, daß er aus einem Geschlecht stamme, welches weithin gewohnt im Nordlande, wo ewiger Winter ist und die Vornehmen sich Schlößer bauen mitten in die himmelhohen Eisberge hinein, und von wo seine Väter erst seit hundert Jahren in unser schönes Land gekommen auf langen Segelkähnen; ich wollte ihn schon in Zucht halten, und es müßte eine besondere Freude seyn, solch einen Riesen mit dem kleinen Finger tanzen zu lehren." —

„O spotte nicht"! sagte die Jüngste. „Der Himmel könnte Dir zur Strafe einen solchen Freier schicken, der Dich erdrückte im ersten Verlöbniß-Kusse."

„Aber Jeannet, wo ist denn der fremde Junker, von dem Du so viel Gerede gemacht"? fragte die Andere.

„Siehst Du ihn nicht halten auf dem lichtbraunen Pferd, in der grau-blauen Rüstung mit Goldblumen belegt, gleich dort vor dem vierten Gezelt"? erwiederte aufgeregt die Tochter des Lilienwirths.

„Der da"? fragte die Freundin gezogen zurück. „Ey, und der da hat Dein Herzchen angeregt, das sich eben noch einen ungeschlachten Riesen gewünscht? Sitzet er doch steif wie eine todte Puppe im Sattel, und sein Auge kümmert sich wenig um die Kämpfer und starret gedankenlos auf den Federbusch am Stirnschilde seines Gauls hinab, und die lange Lanze lehnet friedlich an seinem Steigbügel. Der sieht mir wahrlich nicht aus, als wollte er sich Kränze holen auf dem gefährlichen Sandflecke." —

„Wär' er nur gescheidt", antwortete Jeannet hastig, „und hielte sich still, bis der silberne Riese matt geworden und sich lahm geritten; denn wahrhaftig, da liegt schon der Dreizehnte, dem er heute den Spaß verdorben und den Tanz dazu, da er mit verstauchtem Fuße hinkend sein Leinenhäuschen sucht." —

Etwas weiter hinab in der Reihe saß eine junge Dame, zwar nur in schlichter schwarzer Bürgertracht, doch ausgezeichnet und der Männer Blicke anlockend durch den edlen Schnitt eines blühenden Gesichts und durch einen tadellosen Wuchs, der in der Entfaltung schönster Formen dem Ideale weiblicher Schönheit nicht fern blieb. Linkerseits dicht hinter ihr stand ein junger Mann, so dicht hinab gebeugt zu ihrem Ohr, daß seine Wange sich auf dem üppigen Reichthum des glänzenden, kastanienbraunen Haarschmuckes wiegte.

„Und Du glaubst, daß die feurigste Liebe in diesem Deinen Lieblinge glühe"? flüsterte die Dame. „Dann ist seine Neigung anderer Art als die Deine, und seine Gluth ist tief versteckt, und weniger keck auch weniger gefährlich." —

„Es ist der erste Keim, der sich nur langsam an die fremde Sonne wagt, weil ihm noch Blatt und Blume fehlt;" antwortete leise der Mann. „Das Kind zaget noch schüchtern vor dem Simson der Leidenschaft, der plötzlich auf seinen Spielplatz trat. Als ich zuerst vor dem Paradiese Deiner Schönheit stand, Heloise, war ich erschüttert, verstummt, ohne Gedanken und Wort, eine Säule von Eis wie Er; aber bist Du auch meine erste Liebe, kannte der Mann doch

schon den gefährlichen Gott und seine Wunder, und das innere Feuer schmolz schnell die Säule von Eis, und kühn heraussprang eine geharnischte Minerva, und besehdete kühn das schönste Meisterwerk der Natur, dessen Besitz ihr Neid keinem andern Wesen zu gönnen vermochte." —

„Horch, da ruft der Herold den Ritter der Königstochter"; sagte Heloise.

„Er ist es selbst", antwortete mit lebhafter Bewegung Meister Abelard. „Bist Du schon so weit gekommen, mein guter Heinrich? Glück zu! Die zartfüßige Göttin von Knidos möge Dich schirmen und wie den Aeneas unbeschädet aus dem Gefechte führen." —

Die Stechbahn war leer, als der deutsche Graf, durch den Ruf aus seinen Träumen geweckt, sich festsetzte, die Lanze erhob und seinem schlanken Streitrosse die Sporn eindrückte, daß es stieg, und mit einem kühnen Satze über die Barriere seinen schwergeharnischten Herrn mitten auf den Plan versetzte. Ein lauter Beifall der Zuschauer begrüßte das kecke Reiterkunststück, und als der junge Fremdling jetzt zu dreien Malen die Ronde machte durch den Plan, und dreimal vor der Königsloge mit wunderbarer Leichtigkeit sein Pferd herum warf und mit freiem Anstand salutirte, da erhob sich rundum ein freudiges Geflüster, wie des Waldes Laub sich rieselnd im Abendhauch bewegt; doch Ein Herz, das unschuldigste gewiß, vielleicht aber das heißeste unter den Tausenden, schlug in marternder Angst, und das klarste Augenpaar senkte sich, als wollte es die bangende Seele bergen in dem kaum entfalteten Psychenbusen, und die rauhen, herausfordernden Trompetenstöße, welche jetzt ertönten, machten die zartesten Glieder zucken in unverhehlter Furcht vor den nächsten Minuten. — Graf Robert von Valois ordnete seine Zügel und hob die Lanze, doch Ritter Himindal, der zu Fuß neben ihm stand, fiel ihm in den Zaumriemen. „Haltet Euch still, Graf", rief er; „denn mir gebührt der erste Gang, da mein zuletzt der Platz geblieben. Nach mir steht Euch der Gang frei." —

„Werdet Ihr uns noch einen Fetzen übrig lassen von ihm, um unser Müthchen zu kühlen"? fragte unwillig Robert zurück.

„Bei meinem Schwert, er reitet, wie der jugendliche Odur, meiner Väter Gott"! versetzte der Normann, fest den Blick auf die Bahn gerichtet. „Ich schaute niemalen einen bessern Reiter und ein köstlicher Roß unter ihm. Laßt uns erproben, ob er ein Thursensohn und ob auch Thors Götterstärke in der kecken Gestalt ein Nest gefunden. Der Mann gefällt mir, und ist jetzt gar ein Anderer als droben im Königssaal. Darum soll ihn mein Speer nur ein ganz Weniges erschüttern, und Euch und ihm genug verbleiben zu einem zweiten Stechen." —

„O Gott"! schrie ein feines Stimmchen vom Gerüst, „da ist der Riese dennoch in der Bahn, und hat dazu ein frisches Pferd und eine andere Rüstung. Die heilige Mutter schirme das arme Grafenkind"! — Und ein schwarzbärtiges Angesicht drehte sich unten aus dem Gewühle zu dem Sitz hinauf, und zwei funkelnde Augen suchten mit bösem Zornblick die Schreiende, fanden sie aber nicht, da sie ihr Köpfchen hinter den Freundinnen verbergen.

„Ihr seyd bleich geworden, Meister Abelard", sprach auf der andern Seite eine Dame. „Bangt Ihr so arg für den geliebten Schüler? Ha, wie stolz der unbesiegte Recke sein Streitroß steigen läßt und es wild macht durch Zaum und Sporn. Und welche verächtliche Blicke der Mächtige auf seinen stillen Gegner hinabsendet! Meister Pierre, Eure Hand bebt auf der Brüstung. — Wahrlich", setzte sie flüsternd hinzu, „Eure Dame hätte Ursach zur Eifersucht. — O wie mag das Herz des Fräuleins zagen", fuhr sie dann mit wiederum erhobener Stimme fort, „welches vielleicht mit ihm einen Bund geschlossen, den Niemand kennt als Gott und sie." —

„Hollah, Jungfrau", sprach Fulbert, der seiner Nichte zur Rechten saß, „mäßigt die Stimme, ich bitte, und gebt keine Gedanken zum Besten, welche der Sittsamkeit selbst im Geheimzimmer kaum erlaubt seyn dürften. Ich merke, Du studirst mir zu viel, und ich werde meine Bibliothek verschließen.

„Lieber Onkel", entgegnete Heloise schelmisch, „wir Mädchen bedürfen der Bücher nicht; der Mond ist unser Lehrer, die Rose erzählt uns von ihrem Abentheuer mit der Nachtigall, und was meine Turteltäubchen mir vorplappern, ist eine seltsame Weisheit, die ihr Männer nicht zu übersetzen versteht, wenn Ihr auch das Sanscrit ohne Anstoß buchstabirt." —

Trompetenstoß und Waffengerassel zog ihren Helenenkopf herum zur Bahn. „Herrlicher Bursch"! rief Abelard wie außer sich. „Habt Ihr's gesehen! Heloise! Mein Graf wankte nicht um einen Zoll breit, aber der stolze Normann fuhr aus den Bügeln, sein Rapp strauchelte von des Stoßes Gewalt, und nur die Kraft, mit der er sich aus dem Sattel warf, rettete ihn vom wirklichen Sturze. Bravo, mein Heinrich, das gibt Respect, und die hochmüthigen Herzogssöhne werden Dich künftig ungeschoren lassen."

„Doch was bedeutet das"? fragte Heloise mit Hast. „Auch Euer deutscher Graf ist vom Pferde gesprungen und der Normann ruft nach den Kolben?" —

„Die Marschälle, der König selbst werden es hindern"; versetzte Abelard mit hörbarer Angst; „sollen doch nur Scherzspiele und Waffen der Courtoisie den Festtag feiern; mörderischer Kampf auf Tod und Leben würde den Freudentag beflecken." —

„Und warum"? fiel Fulbert ihm in das Wort. „Laßet die Herren sich immer ein Bischen die Hälse brechen zum Gaudium der Bürgersleute, denen ihre Stiefel für gewöhnlich die Rippen eintreten."

„Die Knappen haben die Streitkolben herbei getragen", rief Abelard, „der König ist aufgestanden, aber seine Hand winkt nicht verbietend. Ist das französische Gastlichkeit?" —

Sein zürnender Ausruf verlor sich unter dem Getöse, welches der neue Kampf dort unten gebar. Wie die dumpfhallenden Schläge des Eisenhammers im Gebirg das Echo wecken, so tönte wechselnd, ohne Einhalt, Schlag auf Schlag der schweren Streitärte auf den Schienen und Schilden der Ritter. Die beerzten Füße gruben sich ein in den Sand, die Körper drückten sich in sich zusammen, um die ganze Kraft dichter zu drängen, immer gewaltiger griffen die Arme aus, die Zierrathen der Helme, der Panzer flogen umher wie die Glieder des Adlers auf der Stange vor den sichern Schüssen der Schützen, jeder Schlag schien ein Todesbote, und unter Todesschauern zuckten unwillkührlich die Zuschauer, so wie die schwere Kolbe niederschlug. Jetzt klang mit kreischendem, schrillernden Tone der getroffene Schild an des Sponheimers Schulter und fiel in Stücken gespalten zu Boden, ein Mitleidsschrei begleitete das Wanken des jungen Wagehalses, aber noch war der Schrei nicht verklungen, da sah man den riesigen Normann taumeln, mit beiden Händen hatte Graf Heinrich die Kolbe geschwungen, niederkrachte der Schlag, und weithin flog der goldene Lindwurm, die Helmzier des Falaiser's, zersprungen fiel der kolossale, ungestaltete Helm zu beiden Seiten auf die Schultern seines Herrn, die Eisenkeule entsank der gewaltigen Faust, und mit brechendem Knie erhielt sich der Besiegte kaum aufrecht, indem er den Balken der Barriere erfaßte. Aber auch Graf Heinrich hatte seine Kolbe fortgeworfen, die Eisenhaube sich vom Haupte gerissen, und war hinzu gesprungen, den Feind zu unterstützen, und einen wundersam ergreifenden Anblick bot es, wie auf den Trümmern des Eisenhuts das bärtige Gesicht des Normanns, der Kopf eines Herkules in wirrem Krausshaar und blutend die Stirn, mit weiblicher Milde in den Zügen, mit dem Ausdruck der Liebe in den Blicken den Sie-

ger anschaute, dessen feines, fast noch bartloses Gesicht einen Stempel scheuer Demuth und knabenhaften Schmerzes trug, der es zum Räthsel machte, wer der Sieger geblieben, ob der Donnergott oder der Ganymed, der ihn unterstützte. — Der Zuruf, den solcher Kampf sicherlich verdient, kam nicht zum Ausbruch; schenkte man den Besiegten, hatte der eitle Patriotismus kein Io Triumpho! für den Fremdling, oder waren die Herzen zu bewegt von dem Bilde jugendlichen Edelmuths und männlicher Hochherzigkeit; nur ein leichtes, doch wohlthuendes Geflüster durchlief die Tribünen, und so wurden Augen und Ohren der Menge hingezogen zu der königlichen Loge, in welcher die sechzehnjährige Prinzessin ihrer Freude jede Fessel abstreifte, mit Händeklatschen und lautem Bravo ihren Ritter begrüßte, bis die königliche Mutter das aufgeregte, außer sich gerissene Kind in ihre Arme zog, und die unschickliche Entschleierung des Gefühls unter verweisende Worte der mütterlichen Zärtlichkeit zu hüllen versuchte. —

Graf Himindal von Falaise wurde fortgeführt; der Sponheimer bestieg sein Roß, und hielt in der Mitte des Plans, bis der dreimalige Trompetenstoß des Herolds neue Gegner gerufen, aber keine gefunden. Langsam ritt er alsdann aus der Bahn, bescheiden das Auge senkend und nahm seinen Platz vor seinem Gezelte wiederum ein, durch ernsten Blick das Zugejauchze seiner Pagen und Knechte unterdrückend, die sein Pferd umstellten, und Schärpe und Knie verstohlen mit den Lippen berührten.

„Der Ritter der Königin Majestät! schallte jetzt des Herolds Stimme, und Charles von Maurienne zeigte sich in den Schranken; doch wie auch sein Tiegerroß stolz gallopirte und mit zierlichem Hufe den Sand auswarf, man sah auf des Reiters Antlitz den Eindruck des ernsten Kampfes, dem er eben zugeschaut. Aber ein unsichtbarer Talisman schirmte des eitlen Franken Haupt vor Schimpf und der deutschen Streitkolbe. Als er hielt in der Mitte der Bahn, und mit erzwungener Keckheit umher sah, als rief sein Auge den Feind, da senkten alle Ritter ihre Lanzen, daß die Fähnlein den Boden berührten; der Ritter der Königin durfte von keiner Speerspitze getroffen werden, und nach einigen Minuten bliesen die Trompeter das Turnfest ab, und die Ritter schwangen sich vom Sattel, und die Schrankenwächter rissen den Theil der Barriere ein, welcher die königliche Loge von der Stechbahn geschieden. Und heran schritten drei graubärtige Herren, durch die Hermelinmäntel ihren hohen Rang aussprechend; und sie zogen die Schwerter, und verkündeten dem Herrscher Frankreichs den Ausspruch der Turnier-Könige, und als Louis huldreich gewinkt, sprachen sie ernst dem Herold das Dreiblatt ihres Urtheils vor. Und der Herold sagte den ersten Dank laut dem Grafen von Ortenburg und Sonnenberg zu, dem Ritter der Königstochter; den zweiten Dank dem Grafen von Falaise, dem Ritter der Herzogin von Clermont; den dritten Dank, dem Ritter der Königin, dem jungfräulichen, unberührten Maurienne, der bei dem Spruch hocherröthete. Als die gekrönten Ritter sich der Königin genähert, als Constantie sich herabbengte zu dem knieenden Heinrich, und sie den Preis, eine große Goldmünze mit des Vaters Bildniß, in reiche Steine gefaßt und von einer schweren Goldkette getragen, um seine Schultern hing, und ihre zarten Finger sein Lockenhaar streiften und auf seinen Schultern einen Augenblick nur ruhten, da zuckte es ihm tief bis in das Herz, bis tief in das Hirn hinein, er warf den Blick kühn in die Höhe, traf auf der königlichen Jungfrau Auge, in welchem die wahre, die kindische Herzensfreude funkelte, und Beide hatten nichts gesprochen, und waren dennoch einig, gebunden und verbunden in diesem Augenblick. Ein kostbares Schwert, ein Silberhelm waren die andern Preise, und zum Prunkzuge ordnete sich jetzt König, Hof und Ritterschaft, hinauf zu ziehen von dem Plan zum Schloße, wo das Bankett bereitet, und nach ihm das glänzende Tanzfest beginnen sollte. — Fast die letzten unter der stürmischen Menge verließen Abelard und Heloise das Gerüst. „Du glühst wie eine Granatblüthe, Pierre!" flüsterte sie, als der schöne Mann sie auf der steilen Treppe unterstützte. „Gewiß wärest Du gern zwischen die Prunkherren gefahren, Deinen Schüler zu herzen in stolzer Liebe", — „Nein, nein"! antwortete Abelard; „brennt mein Gesicht, so ist es in Scham und Neid. Was bleiben wir Bücherhelden den Frauen im Angesicht solcher Männerthaten"? — „Schöner ist der Elfenfürst als der Gnomenkönig; den Klügsten zu beherrschen, wo bent das Leben höhern Stolz"? entgegnete sie lächelnd, und Abelard preßte sie dreist an sein Herz. —

5.

Graf Himindal lehnte bequemlich an einem Pfeiler der großen Königshalle, der ihn fast verdeckte, jedoch Raum genug ließ zu unterhaltender Beschauung. Eine schwarze Seidenbinde umgab die Stirn des furchtbaren Gastes, doch sein krauses goldgelbes Haar quoll verhüllend über das Band, wie Meereswellen den gehäßigen Erddamm zu überströmen suchen. Das Heldengesicht erschien bläßer als am Morgen, wie leidend, doch dadurch milder und menschlicher.

Erstaunen auf allen Zügen trat Robert von Valois aus dem Kranze der Tanzenden zu ihm. „Ihr fehltet beim Bankett und jetzt erscheint Ihr zum Tanz"? fragte er besorgt. „Erlaubt Eure Wunde solche Anstrengung?" —

„Der Waffenschmied klopfte schon manche Beule aus meinem Eisenzeug", antwortete Himindal mit Humor, „und der Harnisch blieb ein guter Schlachtkumpan. Sollte eine elende Schrame am Kopf den Mann zum Invaliden machen? Glaubt Ihr, ich gönnte meinem Sieger die Freude, mich daheim im Bett zu wissen, während er hier neue Triumphe einsammelt?" —

„Warum nahmet Ihr auch das junge Thier; es war ein Unfall zum verzweifeln, und warum riefet Ihr nach der Kolbe, welche die rohen Deutschen am liebsten und darum am besten handhaben"? fiel ihm eifrig Valois in das Wort.

„Besser eben nicht, aber glücklicher"; versetzte Himindal bitter. „Und wenn es Euch so leid war, und Verzweiflung brauset ja aus in verwegenster That, warum rächtet Ihr denn des Waffenbruders Fall nicht mit Lanze und Schwert"? setzte er scharf hinzu.

„Wir waren betäubt von dem Unglaublichen, erschüttert, erstarrt"! stotterte Robert.

„Und thatet gut daran", lachte Falaise, „denn der Schlag, welcher meinem Stierschädel eine Beule schlug, hätte Eure dünne Stirnplatte, sammt allem drunter, wie ein frischgelegtes Ei zusammengequetscht, daß der beste Medicus nicht erkannt haben würde, ob der blutige Brei einem Herzoge oder einem vagirenden Sackpfeifer gehört. Glaubt Falaise's Wort, in dieser Schäfermaske wohnet eine Wundermacht, die Eisen bricht und das stärkste Herz bezwingt, und hat die germanische Jugendblüthe einige Dutzend solcher Buben aufzuweisen, mag Frankreich seine Gränzen in Ost wahren, daß nicht Germann und Normann in seinem Herzen zusammenstoßen und Alles leibeigen machen, was gallisch redet." —

„Euer Spaß ist schlecht und klingt nach dem Wundfieber"; versetzte Graf Robert mit Unwillen.

Der junge Maurienne sprang erhitzt hinzu. „O Himindal", rief er hochaufgeregt, „der Teufel hole Eure Unvorsicht. Den besten Zug edler Rappen aus meines Vaters Stalle gäbe ich darum, Ihr wäret heute nicht so ungeschickt gewesen. Bin ich denn nicht der nächste Verwandte des Throns? Nennet mich nicht schon lang In- und Ausland den künftigen Gespons der Königstochter? Und heute muß ich zuschauen, wie dieser ungeleckte Fremdling sich geberden darf, als sey er der Zwillingsbruder der Lilie von Paris." —

„Kolbenschläge, Kolbenschläge"! lachte der Normann. „Bücket Euch fein, Prinz, so treffen sie nicht."

„Ich trat zu Constantie und bat sie um den Tanz"; fuhr Charles fort; „sie verwies mich mit Muthwillen an ihren Ritter, dem sie heute ganz gehöre, wie der Oberhofmeister ihr erklärt; der deutsche Fant nannte sich ihren Dienstmann, und überließ ihrem Befehl sein Bleiben oder Scheiden. Da sprach sie: „Vetter, Euer Pferd schritt heute so blank aus der Bahn, wie es hineingekommen. Hättet Ihr auch ein solches menschliches Ungethüm niedergeschlagen für Constantiens Ehre, so theilte sie vielleicht. Suchet Lohn bei der Mutter, ist's doch gar nicht schön, daß Ihr um der Tochter willen Eure Dame vergesset." —

„Ein Ungethüm"? fragte Falaise. „Ein... meinte uns, und das ist etwas unfein von dem rosigen Kinde. Aber schauet, da rauschen sie durch den Reihen. Bei meinem Bart, der deutsche Knabe macht sich gleich wacker auf dem Sande und auf der Tanzbahn. Zwar wirft er die Beine nicht in hundert Schnörkeln wie die Barone an der Seine und Rhone, aber er drehet sich anständig und leicht, und hält vor allem sein Dämchen so fest und sicher, daß man es der Kleinen nicht verargen kann, wie sie sich's wohl seyn läßt in seinen sennigen Armen, und wie das Vertrauen aus ihrem Auge redet, das in Sicherheit an ihm haftet. Prinz Charles, ergötzet Euch doch an dem Bärentanze; geht Euch doch derlei über alles Vergnügen! Bravo, mein Deutschmann! Wer den Himindal niederschlug, darf es schon wagen, um ein gekröntes Häuptlein zu freien." —

„Seid Ihr unsinnig, Graf"? fragte verwirrt der Prinz. „Könnt Ihr ohne Haß den betrachten, der Euch beschimpfte, und den Unbesiegten, den berühmtesten Ritter Frankreich's um seine Krone brachte? Keiner von uns könnte so kalt d'rein schauen nach solchem Unfall." —

„Es ist ein Unterschied zwischen uns"; antwortete der Norman spöttisch die bärtigen Lippen verziehend; „Eure Vorfahren wohnten bei den Fröschen im Sumpf oder bei den Nachteulen im Steinnest; meine Ahnherrn hausten im Eisberg hoch, wo ihn die Wolken küssen, und das Nordlicht leuchtete, wenn sie die erstarrten Glieder wuschen im Heela-Geiser. Ihr fürchtet Alles, was so stark oder gar stärker ist als Ihr; der Normann freuet sich des würdigen Feindes; Gecken lieben den Geck, der Mann liebt den Mann, bei dem es der Mühe lohnt, die Mannheit und das Leben einzusetzen." —

Maurienne wollte beleidigt auffahren, da rauschte der Herzog Eudo mitten durch das Gedräng, und fragte mit Aengstlichkeit: „Wo ist unser Herr, der König"? — „Am Würfelbrett im Speisezimmer"! wurde geantwortet. — „So springt zu der Tribüne, Robert! Die Trompeter sollen mit doppelten Lungen blasen, die Pauker auf die Eselsfelle schlagen, als wollten sie die Todten erwecken. Es ist Brand in der nahen Hahnengasse, eine Brunst, die gefährlich zu werden dreuet. Aber das Schloß ist sicher, geschieden vom Feuerplatze durch des Hofes hohe Mauer. Darum soll der König nichts wissen"; wandte er sich zu den Tänzern, die sich herbei gedrängt; „sein Fest soll ihm nicht verderbt werden; Niemand lasse sich stören bei dem Tanze oder bei dem Becher; es wohnet nur schlechtes Bürgervolk, niederes Gesindel in dem Gäßchen, das sich selber helfen mag." —

Der Knäuel der Gäste löste sich wiederum, die Musik tönte doppelt laut und verlockend, und jedes Paar trat wieder in seinen Platz. Nur Constantie sah mit wunderbarem Blick ihren Führer an. „Höret Ihr das Geschrei, das Getöse draußen"? fragte sie mit sichtlicher Erschütterung. „Die Trompeten übertönen es nicht. Dort der Jammer, und hier —? O bringt mich zu der Mutter-Königin, guter Graf." —

Graf Heinrich führte sie rasch an den Pfeilern hinab. „Ihr erlaubt"? fragte er, als sie zu der Estrade gekommen, von wo die höchsten Damen dem Tanze zuschauten, und als er noch einen seelenvollen Blick getrunken, flog er durch den Saal zurück, und verließ ohne Aufschub das Schloß.

(Fortsetzung folgt.)

An Amanda.

Was steckt ihr die Köpfchen zusammen
Ihr Blümchen, lieblich und traut,
Was soll euer Flüstern und Raunen,
Was habt ihr denn Holdes geschaut? —

Was gucken die Sternlein herunter
Mit freundlich neugierigem Licht?
Habt ihr wohl hier unten entdecket,
Was selber dem Himmel gebricht?

Und Nachtigall singet so schmelzend
In liebeverlangender Lust —
Was wecket so herrliche Töne
In Nachtigalls fühlender Brust?

Da wandelt mit freundlichen Blicken
Mein Liebchen den Laubgang entlang,
Ich eile ihr freudig entgegen
Und küsse die rosige Wang'. —

Nun wußte ich auch mir zu deuten,
Was Blümchen und Sternlein gewollt,
Und was Philomele gesungen
In Lauten so rein und so hold.

A. —

Literarische Notiz.

Wir haben eine Brochüre vor uns liegen: „Abraham a Sancta Clara's" „Redliche Red' für die krainerische Nation". Mitgetheilt von Alois Egger. (Seperatabdruck aus dem Programme des k. k. Obergymnasiums zu Laibach 1857, zum Besten des Unterstützungsfondes für Studirende am Laibacher Gymnasium)", — welche soeben bei Ignaz von Kleinmayr & Fedor Bamberg in Laibach erschienen ist.

Der Herr Herausgeber, k. k. Gymnasial-Professor in Laibach, hat seiner Mittheilung eine ansprechende biographische Skizze über den seinerzeit so gefeierten und berühmten, ja auch jetzt noch zahlreiche Verehrer seiner humorreichen Predigten zählenden Verfaßer der obgedachten Rede, welche — wie er bemerkt — in keiner Sammlung der Abraham'schen Reden sich findet, vorangeschickt.

Wenn das vorliegende Schriftchen schon in dieser Rücksicht nicht Wenigen eine angenehme Spende seyn dürfte, so verdient jedenfalls der löbliche, schöne Zweck, welchem der Ertrag desselben gewidmet ist, alle Beachtung und Unterstützung, um so mehr, da der in Rede stehende Studenten-Unterstützungs-Fond den hilfsbedürftigen Studirenden des Laibacher Gymnasiums ohne Unterschied der Nationalität zu Gute bestimmt ist, und die gebothene „Mittheilung" für die geringe Gabe von 12 Kreuzern C. M. reichliche Entschädigung gewährt.

G.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 40. Sonnabend, den 3. October. 1857.

Das neue Kärntner-Lied.

Zieht enger unsre Tafelrund'
Und fester unsern Liebesbund,
Beginnt mit Mannes vollem Klang
Den feierlichen Jubelsang,
Er preiset unsre Berg' und Thal
Und unsrer Alpen Felsenwall,
Die unser Stolz sind, unser Ruhm,
Des Kärntners stetes Heiligthum.

Als einst des Krieges bittre Noth
Der Kaiserstadt Gefahr gedroht,
Der Völker Treue sie befreit,
Ward eines Volkes Tapferkeit
Ein Denkmal dankend aufgebaut,
Das fortlebt noch in Sinn und Laut,
Ward Thor und Straß' nach ihm benannt,
Nach unserm theuren Vaterland.

Wo sich das nützlichste Metall,
Aus dem des tapfern Kriegers Stahl,
Des Landmanns fester Pflug besteht,
Auf dem das Dampfroß brausend geht,
Im Bergessegen mächtig glänzt,
Für keinen Zeitenraum begrenzt,
Des Wohlstands treues Unterpfand,
Da ist des Kärntners Vaterland.

Wo nah' dem eis'gen Wolkenthron
Dem Pflanzenfreunde reicher Lohn
Für seine Blumenliebe wird,
Manch Blümchen seinen Namen führt;
Wo Kindessinn und Frömmigkeit
Des Lebens reinste Blüthen streut,
Wo Trug und Heuchelei verbannt,
Da ist des Kärntners Vaterland.

Das Land, wo jüngst an Gletschers Rand
Franz Joseph, Oestreichs Kaiser stand,
Und Ihm zur Seit' im Jugendblüh'n
Die allgeliebte **Kaiserin**,
Wo Er dem ries'gen Glockner nah'
Den Bergesfürsten glänzen sah,
Wo Einfachheit und Treu' Er fand,
Da ist des Kärntners Vaterland.

D'rum dreimal Hoch der jüngsten Zeit
Und ihrer Tage Freudigkeit,
Die uns gebracht im Morgenglanz
Der Zukunft schönen Früchtekranz;
Die Tage bleiben immer jung
In goldener Erinnerung,
Sie sind ein immergrünes Band
Fürs reichbelohnte Kärntnerland!

M.

Heiliger Liebe Triumph.

(Fortsetzung.)

12.

Kein weltlicher Gerichtshof, nein ein Gottesgericht sollte gehalten werden in dem Königsschlosse, unmittelbar sollte der große Weltenschöpfer selbst seine Hand zeigen, herausgreifend aus seinem ewigen Dunkel und durch ein Wunder sprechend für Unschuld oder Schuld des Beklagten. Und dazu waren die Beklagten keine gemeine Leute, sondern dem höchsten Stande zugehörig. Durch Beides glaubten sich die Einwohner der Stadt Paris berechtigt, als Zeugen aufzutreten in dieser Tragödie, und des Königs sämmtliche Leibwachen waren zu schwach, dem Zudrange der stürmischen Bürgerschaft Einhalt zu thun. Ein wahres Menschenmeer hatte den Platz überschwemmt, als die bestimmte Stunde nahe war, und diese Menschenfluth bedeckte nicht allein die Fläche des Bodens, nein, sie stieg hinauf von Ast zu Ast bis zu den Spitzen der Bäume, sie schwoll hinauf an den Wänden und Pilaren der Gebäude bis zum höchsten Giebel und Gesims, ja bis zu der steilsten Zinne des Thurmes hinauf. Wo irgend ein Fenster, ein Luftloch, da sah man menschliche Gesichter; wo ein Vorsprung, ein Zierrath des Baumeisters, sah man eine Menschengestalt in der seltsamsten Stellung und dem gefährlichsten Anklemmen, und der Rand des grauenvollen Zwingers wurde solchergestalt umdrängt, daß das mächtige, eiserne Gitter schwankte unter der Anstämmung der Vordersten und die einzeln aufgestellten Hellebardirer Mühe hatten, sich vor dem Heruntersturz zu wahren.

Auf dem hohen Balken saß vorn der König, mißmuthig herabschauend in das wüste Gedräng und betäubende Gelärm, finstere Blicke von Zeit zu Zeit auf die Stelle sendend, wo die drei Ankläger nahe unter ihm prunkten mit triumphirenden Gesichtern; aber die Blicke waren kalte Blitze, die königliche Macht war gebeugt unter dem grausen Gesetz einer barbarischen Vorzeit, und die Scham über seine Ohnmacht erkannte sich leicht auf Ludwig's Angesicht, doch mischte

sich manchesmal ein ungewohnter Zug von Rachlust hinzu, wenn der König zurücksah, wo seitwärts und mehr zurück die Königin saß, ihr schwarzgekleidet Kind im Arm, und da die grausame Sitte die Tochter zwang, eine Zuschauerin dieser Blutscene zu seyn, das Kind in mütterlicher, kühner Sorge mit dem dichten Schleier verhüllend, bergend wie die Mutterhenne das Küchlein an ihrem Busen, und so die Kläger betriegend um einen Theil der Marter. —

Horch, da tönte von dem Thurme zu Notre Dame die neunte Stunde, und mit jedem Schlage schmolz das Gelärm in der Volksmasse, und mit dem letzten erstarb das leiseste Geräusch, und man hörte nur das leise Schnaufen der Tausende und aber Tausende, welches einem taktmäßig gegen die Ufer wallenden Meeresfluthen nicht unähnlich klang. Ein langer dumpfer Posaunenstoß verkündete den Anfang des Gottesgerichts, und die in Neugierde angespannten Augen sahen unter dem Balkon die Pagen und Waffenknechte des deutschen Grafen erscheinen und sich mit seinem Schilde und Panner den fürstlichen Anklägern gegenüber stellen. Doch zum Erstaunen des Volkes waren diese deutschen Wappner nicht in die Farbe der Trauer gekleidet, wie es bei derlei Trauerscenen gewöhnlich, sondern vom alten Gebhard an bis zum kleinsten Stallbuben glänzte des Sponheimers Geleit in Scharlach und Gold, schmuck und reich, als kämen sie zur Brautwerbung, und manche der Söldlinge der fränkischen Fürsten murrten laut darob, und sprachen von Trotz und spöttelnder Verhöhnung des unsichtbaren Weltenrichters.

Aber ein zweiter, langgezogener Posaunenton schuf neue Stille und des Königs Herold trat unter den Balkon, rief nochmals aus Anklage und Urtheilspruch, und setzte hinzu mit langsamer Sprache und zum Himmel erhobenem Stabe: „So walte denn diese Ordalie, und sey heilig und unwiderruflich wie Feuerprobe, Kreuzgericht und Bahrrecht. Schimpf und ehrlos Begräbniß dem Beklagten, wenn er erliegt; aber ebenfalls Schimpf und Henkerstod dem Ankläger, wenn der Beklagte unverletzt hervorgeht aus dem Kampfe. Und Strafe an Leib und Gut, wer zu stören wagt, was hier geschehen wird, im Namen der heiligen Dreieinigkeit!" —

Der Minister Segür heftete einen ernsten, scharfen Blick auf die Kläger, aber Herzog Eudo sah stolz und verächtlich auf den Herold und lächelte alsdann zu seinen beiden Freunden hinüber. Des Ministers wie des Herzogs Gedankenspiel ward jedoch von einem Tumulte unterbrochen, der aus dem Innern des Schloßes sich zu nähern schien. Eine Frauensperson drängte sich durch Lakaien und Trabanten unwiderstehlich, denn ihr Jammergeschrei stieß jede Besinnung von ihr zurück; sie hielt einen Säugling im Arm, an der Hand riß sie ein größeres Kind mit sich fort, bis sie vor den Sitzen der Ankläger und unter den Balkon des Königs gekommen, wo sie erschöpft in die Knie sank. —

„Haltet ein!" rief sie mit einer grellen, weithin hörbaren Stimme. „Höre mich, König, ehe es zu spät ist und Ihr das Verderben herabgelockt über Euer Haupt und über diese Stadt. Erschienen ist mir die heilige Genovefa, und die Schäferin hat mich finster angeblickt, und mein Haupthaar gefaßt und mich hieher geschleift, und also spricht sie zu Euch: Wehe Dir, Ludwig, und wehe Euch, Ihr Gewaltigen dieses Landes, wenn Ihr schlachtet diesen Reinen und Himmlischen, der da ist ein Engel, wandelnd auf Erden in Menschengestalt, zu helfen den Unglücklichen und zu erretten den Versinkenden. Habt Ihr vergessen, wie er durch die Brunst des Feuers ging, das unsere Häuser verzehrte? Habt Ihr vergessen, wie er unversehrt in die Flammen stieg, und die Mutter errettete aus dem Schlunde der heißen Hölle und die Kinder in's Leben trug? Hier steht die Mutter, hier die Kinder! Und hier sehet die Gabe, die sein Mitleid uns schenkte! Die Kette ward verkauft, die Kleinen zu speisen, das goldene Königsbild aber soll Zeugniß ablegen von seiner Großmuth und Engelsmilde, denn den höchsten Preis, den er mit Blut gewonnen, gab er der Armuth. Darum lasset ihn frei und tastet seinen heiligen Leib nicht an, daß Ihr nicht wiederum sündigt an einem Lieblinge Gottes, wie das Volk gethan zu Jerusalem, wie der Bluthund Herodes gethan an Johannes, und daß nicht die Erdbeben von Golgatha und die Pest Judäas das Volk verderbe." —

Ein verderbliches Gemurmel wuchs auf aus einem Haufen des Volkes, als das Weib solch Zeter geschrieen; Herzog Eudo sprang aber wild auf und schrie: „Was will die Wahnsinnige? Ist ihr Held ein Engel oder Heiliger, so wird er sich selbst zu retten wissen ohne solch lumpigen Beistand. Herold, thut Eure Pflicht; straft den, der die Ordalie zu stören wagt." — Und selbst legte der Herzog Hand an das Weib, und schleuderte sie dem Herold entgegen, der gehorsam sie festhielt und das letzte Zeichen gab, nach welchem ein dritter Posaunenstoß die Lüfte und die Herzen erschütterte.

Aufgerissen wurden jetzt die Flügel des Eisenthores unten im Zwinger, und zwei Männergestalten traten heraus auf den Sand. In dem Vordern erkannte man den Grafen Heinrich, und ein lautes Ah! des Erstaunens und der Ueberraschung empfing den Eintretenden. Trug doch auch seine Erscheinung wahrlich etwas Ueberirdisches an sich. Nicht ein Bußgewand oder der schlichte Rock des Uebelthäters deckte des Jünglings schönen Leib, nein, ein enges köstliches Festkleid, weiß und glänzend wie frisch gefallener Schnee, umgab die edlen Formen, die Glieder leuchtend in Fülle, Ebenmaß und Jugendkraft; nur die Goldkette mit dem geweihten Kleinod, von Constantiens Hand in jener schweren Schicksalsstunde ihm gereicht, schmückte die Brust, und von dem reichen, hellbraunen Lockenhaar umwallet, blickte das große Auge ernst, aber milde, wie bemitleidend, in die Höhe einen Augenblick hinauf zu dem harrenden Menschenknäuel und wandte sich dann zu seinem Begleiter zurück.

Dieser erschien abstechend von dem Sponheimer wie Tag und Nacht. Wenn er auch noch jung ließ, so bog sich doch sein Nacken bereits, sein Gesicht trug ein düsteres, bräunliches Colorit, und sein Gewand war priesterlich; die Nächsten erkannten in ihm mit Verwunderung den Markgrafen Conrad von Oesterreich. Graf Heinrich umfing ihn jetzt inniglich und herzte ihn.

„Dank für Dein freundlich Geleit, Du Getreuer!" sprach er dazu mit Wehmuth. „Sorge für meine braven Leute, sende Botschaft von mir in das Kärntnerland zu dem Ohm Bernhard und der Muhme Kunigund, und nun scheide, und laß mich treten vor Gottes Auge und mich werfen in seine Hand." —

„Scheiden?" fragte der Markgraf, und seine Gestalt dehnte sich und ward länger und ritterlicher. „Meinest Du, Vetter, ich sey nur herabgestiegen, den herben Abschied zu verlängern, und wenn der Tod kommt, zurück zu flüchten hinter die sichere Eisenwand? Nein, dazu hat mir der Bischof auf mein Ansuchen in letzter Nacht nicht gegeben die kleinen und großen Weihen und mich eingesegnet zum geistlichen Amte." — Er lüftete das Barett und zeigte die Tonsur. — „Ich bin Presbyter, und stehe an meinem Platze fest, und sollte Dir etwas Schreckliches begegnen, so sollst Du nicht sterben, ohne daß ein Diener der Kirche neben Dir bete." —

„Mann!" rief schaudernd der Graf, „Du sprichst finnverwirrt. Bedenkst Du nicht, daß es hier keinen Kampf gilt mit einem vernünftigen Feinde, daß Du derselben Gefahr Dich muthwillig hinwirfst, die mich bedräuet. Müßte ich nicht um Sie, um der Ehre willen, würde ich in dieser

grausen Höhle nicht einen Augenblick weilen, und was Du beginnst, heißt Gott versuchen." —

„Daniel saß unter den Löwen in ihrer Grube, und sie schonten sein, und die drei Männer gingen durch den Feuerofen und blieben unversengt;" antwortete der Prinz von Oesterreich mit feierlichem Tone; aber mit Heftigkeit setzte er hinzu: „Sollen diese mit Sitte und Erziehung prunkenden Barbaren sehen, wie ein Deutscher einsam, verlassen sich in den Tod wirft, und kein Freund und Landsmann ihm zur Seite blieb, treu und unerschrocken sein letztes Wort auffassend als ein Heiligthum? Ritter und Priester sind Dir zur Seite, und Keiner wird weichen, bis der Schluß des Himmels klar geworden." —

Bittend, beschwörend hob Heinrich die Hände, aber schon hatte der Markgraf die ehernen Pforten zugeschlagen, und ein neues Ereigniß fesselte des Grafen Achtsamkeit. Laut riefen viele Stimmen am Geländer oben seinen Namen, und mehrere lange Knotenstricke flogen zu ihm herab. „Herauf, edler Herr!" rief man. „Fasset das Seil und kommet zu uns! Wir sind die Bürger aus der „Hahnengasse," und lassen unsern Retter nicht eines solchen Missethäterstodes sterben. Herauf, edler Herr; unsere Leiber sind Eure Mauern, und uns Alle soll man schlachten, ehe ein Glied von Euch zwischen die Zähne ihrer Bestien gerathen darf." —

Graf Heinrich stand betroffen und gerührt; die Trabanten oben rotteten sich und drangen auf die Empörer ein, und schon begann der kleine Krieg um ihn, da wirbelten dumpf und schauerlich die Trommeln, alles stutzte, und jetzt kreischten drei hohe Trompetenstöße, und zahllose Stimmen verschmolzen zu Einem einzigen Schrei, dem sogleich eine furchtbare Stille folgte, wie wenn der gellende Todeslaut einer Schiffsmannschaft das plötzliche Sinken des geborstenen Fahrzeuges begleitet, und nun die Wellen sich schließen über dem Wasserschlunde, und die See sich ebnet und kein Zeichen des verloschenen Daseyns auf der nassen Wüste nachbleibt.

Der Markgraf war dicht an der Mauer des Zwingers in die Knie gesunken und betete laut; der Sponheimer stand vor ihm, drückte die heilige Reliquie, die an seinem Halse hing, an den Mund, und hielt die Augen fest auf den Ort gerichtet, wo mit den Trompetenstößen zugleich sich, von unsichtbaren Händen bewegt, ein Theil der Zwingerwand zur Seite geschoben. Jetzt rasselte auch das Eisengatter in die Höhe, und Heinrich befahl seine Seele dem Himmel, denn heraus fuhr ein ungeheures Thier mit hochgesträubten gelben Mähnen und schlagendem Schweife; es war Leviathan, der afrikanische Leu. —

Mit Einem wüthigen Sprunge war der Löwe aus seinem Kerker bis mitten auf den Sandplatz gerathen, hier aber stand er stutzig und wie gefesselt; die ungewohnte Helle — die Sonne trat so eben um den dunkeln Schloßthurm auf die Azurfläche und übergoldete den ganzen Zwinger — blendete des Thieres Augen, und das Gesumm und Geschwirr, welches durch die Menschenmasse gespenstisch zog, fuhr verschüchternd in seine Ohren. Aber welches Herz hätte nicht fieberisch gezuckt, welche Brust nicht den Athem zurückgequetscht! War es doch die ungeheure Naturkraft, die ungesättigte Blutgier, der allgemeine Schrecken der afrikanischen Wälder und Wüsten, der vernichtende Feind alles Lebendigen, frei jetzt und fessellos, und muthwillig frevelnd ein Mensch ihm hingeworfen! — Und jetzt faßten die rothgelben Augäpfel das blendende Bild seines Gegners auf; der Rachen öffnete sich geifernd, die Mähne schwoll, und ein kurzes, abgestoßenes Gebrüll schien die freudige Gier nach Beute kund zu thun; zur Seite wendete das Raubthier jedoch zuvor den mächtigen Leib, und in kurzen Sätzen, den furchtbaren Kopf hochhaltend, beschrieb es einen Halbzirkel an den Steinwänden hin, warf sich dann wieder in den Mittelraum, und legte sich gestreckt und kauernd nieder, zum Sprung sich anschickend, in den rollenden Feueraugen und dem schlagenden Schweife die todbringende Absicht andeutend. Der entsetzliche Augenblick war da, Heinrich preßte noch einen Kuß auf die heiligen Kreuzessplitter seines Kleinodes, dann tritt er langsam dem niedergekauerten Thiere entgegen, das Menschenauge fest gerichtet auf das Auge des gefährlichen Feindes. Und wunderbar, so wie er vorschreitet, schiebt sich langsam der Löwe zurück, Fuß für Fuß, immer die gefahrdrohende Stellung behaltend, schen die Augenlieder bewegend und kneifend, und seltsam knurrend wie ein zürnender Hatzhund.

Da erglühen Heinrichs bleiche Wangen plötzlich, seine Blicke leuchten, und mit Hast dicht gegen den Löwen tretend, die Hände feindselig ausstreckend ruft er: „Nieder mit dir, du seelenloses Geschöpf, und gib Zeugniß für die Unschuld im Namen des Gekreuzigten!" — Und hochauf fährt der Leu, stößt einen dumpfen, gräßlichen Angstlaut aus, und erhebt sich wie in verzweifelnder Vertheidigung auf seinen Hinterpfoten. Da erfaßt der Graf kühn und riesenstark, nicht achtend die blendenden, weißen Hauzähne, die Vordertatzen des Thieres, und wirft es mächtig rücküber in den Sand, und als der Löwe erschreckt und wie verstört sich umwälzt im Staube, greift er in die goldenen Mähnen, schleift die ungeheure Bestie bis zu dem offenen Käfig, stößt den gedemüthigten Gefangenen hinein und reißt mit starker Faust das Fallgatter herunter, das sogleich den Feind einschließt. —

Eine Minute lang hatte dieser wundersame Zweikampf gedauert, eine zweite noch herrschte die Erstarrung, welche Angst, Bestürzung, Erstaunen über das Volk geworfen; dann aber brauste eine wilde Freude los mit einem wilden Gelärm, das die Erde aus ihren Fugen zu reißen, den krystallenen Dom der Himmel zu zersprengen drohte. — Hier sprangen an ihren Seilen die Bürger der „Hahnengasse" in den Zwinger hinab, und umringten den erschöpft und wie ohnmächtig in des Markgrafen Armen liegenden Sponheimer, nannten ihn einen Heiligen, einen Märtyrer, küßten seine Hände und Kleider, und hoben ihn auf ihre Schultern, ihn zu tragen zu des Königs Throne. Dort oben auf dem Balkon stand bebend in Wonne der alte Herrscher, Thränen im grauen Bart, und rief den Namen Heinrich mit Vatertönen, und an seiner Schulter lehnte durch aufgelöste Angst gebrochen Adelaide die Königin, und zu den Füßen Beider kniete das schöne Königskind, in wortloser Seligkeit die gefalteten Hände aufhebend gegen die Eltern, deren heiße Thränen herabthauten auf die reichen Locken des von der Schande befreieten Kindes. Und unter dem Balkon stürmte das Volk wie ein tausendarmiger Tod die Sitze der Ankläger, tausend Fäuste griffen nach den betäubten Gewalthabern, tausend tödtliche Waffen flirrten über den fürstlichen Häuptern, und in den Staub gerissen, mit zerfetzten Kleidern, in schwacher unnützer Wehr blutend, aller ihrer Hoheit bar, sahen der stolze Herzog von Clermont und die Grafen Valois und Maurienne schaudernd dicht und dichter einen gräßlichern Tod über sich, als ihr Neid dem Feinde bereitet; aber der kluge Segür, die Freude kaum verbergend über die Erniedrigung der Hauptgegner seiner königlichen Staatspläne, warf die mächtige Leibwache zwischen das Getümmel, und riß, Namens der Majestät, die dem Henkertode Geweihten aus den voreilig richtenden Klauen des wüthigen Volkes. —

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Glocknerbuche.

(Fortsetzung von Nro. 34.)

Den Großglockner zu besteigen,
Welch erhabnes Reiseziel,
Den Gefahren kühn zu zeigen,
Daß man sie bestehen will;
Fest und sicher zu beweisen,
Daß man ganz vom Schwindel frei
Und ein Gang auf ew'gem Eise
Eine Promenade sey;
Daß die Stricke nur vorhanden
Sind zur Vorsicht, zeigend an,
Daß man nie sich von den Banden
Dieser Welt befreien kann;
Daß beim Fallen der Lavine,
Die an uns vorüberstürzt,
Nicht verändert uns're Miene
Unser Schritt sich nicht verkürzt:
Der Gedanke hoch erhebet,
Daß in dieser eis'gen Pracht
Nur der Gletscher mit uns lebet,
Dessen Donner mächtig kracht.
Zieht sich auch des Schneees Hülle
Ringsum unabsehbar hin,
Zeigt uns doch die milde Brille
Seine weiße Fläche grün.
Kopf und Aug' und Brust erhoben,
Schon gewöhnt an Gletscherluft,
Geht es immer fort nach Oben
Als ob eine Stimme ruft:
„Immer höher, immer höher,
„Wandelt ja dein Schutzgeist mit,
„Und es bringt dich immer näher
„Deinem Schöpfer jeder Tritt." —
Welch ein Anblick unermessen
Beut sich auf dem Gipfel dar,
Qual und Mühsal sind vergessen
Und vorüber die Gefahr.
Ohne Sprache, wonneselig
Man dem eignen Aug' nicht traut,
Bis man in der Welt allmählig
Eine größ're Welt erschaut;
Und verschweben möchte gerne
Uns're Seele in dem Raum',
Denn sie weis nun: in der Ferne
Stillt sich selbst der kühnste Traum.

Am 22. August 1850.

Friedrich Neu.

Nähmst du der Morgenröthe Flügel,
Dem ew'gen Gott entfliehst du nicht!
Der Wald, das Meer, und Thal und Hügel
Allüberall sein Angesicht!
Doch soll der Teufel von dir weichen!
Steig auf zu diesen Himmelshöh'n!
Hieher kann seine Macht nicht reichen,
Wo Alles hehr und groß und schön.
Der todesschwang're Hauch der Sünde
Vergiftet diesen Aether nicht.
Hinauf zum Kreuz! und dann verkünde,
Was Gott in seiner Liebe spricht! —

Am 1. August 1851.

Wilhelm Lieber
aus Breslau, jetzt in Ratibor.

(Der Beschluß folgt)

Phänologische Notizen.

Die Wienerzeitung vom 30. September l. J. theilt Folgendes mit: „In Kärnten, dessen klimatische Verhältnisse durch die verdienstvollen Bemühungen des Herrn Fabriks-Direktors Johann Prettner in Klagenfurt genauer erforscht sind, als in irgend einem Lande des Kaiserreiches, höchstens Böhmen ausgenommen, befinden sich außer Herrn Prettner selbst noch zwei sehr eifrige Theilnehmer der phänologischen Beobachtungen. Es sind der Herr Pfarrer Kaiser in St. Jakob bei Gurk und der Herr Pfarrer P. Kohlmayer zu Weißbriach, welche diesmal Berichte vom Juli übersenden.

Pfarrer Kaiser berichtigt auch einen Irrthum im Jahrbuche des naturhistorischen Landesmuseums von Kärnten, 3. Jahrgang 1854, S. 66, betreffend den Maisbau, welcher für das Gurkthal in Abrede gestellt wird, was unrichtig sey, da in der Umgebung von Gurk und Straßburg alle Jahre „Türken" gebaut wird, und der Same vollkommen reife, wenn das Jahr nicht gar zu naß ist. Auch am Beobachtungsorte selbst, in 3078 Fuß Seehöhe, reife er noch recht gut an windstilleren Orten.

Es reiften heuer in Weißbriach die Schwarzbeere am 6., die Stachelbeere und die Johannisbeere am 15., die Süßkirsche am 18. Juli. Vergleicht man diese Daten mit den gleichnamigen anderer Orte, wo bisher kein Maisbau stattfand, so läßt sich annähernd beurtheilen, ob er dort mit der Aussicht auf Erfolg unternommen werden kann, vorausgesetzt, daß die Bodenverhältnisse nicht ungünstig sind. In solcher Weise unterstützen phänologische Beobachtungen die Lösung so mancher Frage von praktischer Wichtigkeit.

Der Herr Pfarrer Kohlmayer zu Weißbriach gehört unter die unermüdet thätigen Theilnehmer, dessen Bemühungen, wenn sie, wie zu hoffen ist, einige Jahre anhalten, zu einem vollständigen Kalender der interessanten Flora seiner Umgebung führen werden.

Am 8. Juli unternahm er eine Exkursion auf den 6423 Fuß hohen Satelnock und fand hier blühend: Dianthus superbus, Hypochaeris uniflora, Crepis grandiflora, Hieracium aurantiacum, geum hybridum Wulfen, Botrychium lunaria, Imperatoria ostruthium, Centaurea nervosa, Poa vivipara, Dryas octopetala, Rhododendron ferrugineum, R. Chamaecistus, Arctostaphylos alpina, Daphne striata, Pinus mughus, Potentilla aurea, P. minima, Draba tomentosa, Arabis pumila, Juniperus nana, Draba aizoides, soldanella minima, Orchis variegata, Primula Auricula, P. minima, Pedicularis rosea, Juncus monanthos, Himanthoglossum hircinum, Bartsia alpina u. s. w.

Solche Verzeichnisse auf Exkursionen, die nicht in regelmäßiger Folge, um genaue Phasenbestimmungen zu erhalten, unternommen werden, haben vorzugsweise ein pflanzenethnographisches Interesse, welches sich mit dem phänologischen recht gut verbinden läßt, ja sehr zu empfehlen ist, da es eine angenehme Abwechslung in die sonst monotone Thätigkeit des Phänologen bringt und ihn zu mehrjähriger Ausdauer bestimmt.

Eine zweite größere Exkursion unternahm Herr Pfarrer Kohlmayer am 15. Juli in die als Standort der Wulfenia carinthiaca bekannte Kühwegeralpe."

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 41. Sonnabend, den 10. October. 1857.

Joseph Edelmann.

(Biographische Skizze.)

Diese Blätter haben zwar des Verewigten schon in einem Nekrologe von wenigen Zeilen gedacht (Nro. 36), doch diese wenigen, kurzen Umrisse genügen nicht, das Bild eines solchen Mannes bleibend der Nachwelt zu erhalten. Es möge mir gestattet seyn, die Lösung dieser Aufgabe zu versuchen, da ich vor nicht gar so langer Zeit diesen trefflichen Mann kennen lernte, und die liebevolle Aufnahme in seinem Hause so wie die vielen schönen Stunden, die ich ihm verdanke und so wesentlich dazu beitrugen, daß ich mich in England heimisch fühlte, noch in lebhafter Erinnerung sind.

Joseph Edelmann war einer der seltenen Menschen, deren Charakter sich immer gleich blieb, die Grundzüge desselben: männliche Güte und zugleich die strengste Rechtlichkeit und Ehrenhaftigkeit bezeichnen sein ganzes Leben. In seiner frühen Jugend war Lukas Pichs sein und seines ältern Bruders Franz Erzieher. Wer diesen Mann kannte, (und die Zahl seiner Freunde und Verehrer war nicht gering) wird gerne zugeben, wie sehr er die Eigenschaft eines trefflichen Erziehers besessen haben muß, wie wohl er es verstanden haben mag, die Anlagen des Geistes und des Herzens zur schönsten Entwicklung zu bringen. Joseph war mehr still und in sich gekehrt, hatte aber dabei viel praktischen Sinn und Selbstständigkeit, Franz (derzeit Kaufmann in Genua) war feuriger, leicht beweglich und hingebend. Was den Geist der Brüder noch mehr hob und zu edlem Wetteifer anspornte, war der Umstand, daß ihre akademische Laufbahn sie gerade mit jungen Leuten als Schulcameraden zusammenbrachte, die durch ausgezeichnete Talente, Vorbildung und Fleiß einen Jahrgang bildeten, der in den Annalen des Gymnasium's von Klagenfurt kaum seines Gleichen finden dürfte. Er zählte 48 Studirende im Durchschnitte und darunter am Ausgange ihres akademischen Zusammenlebens nicht weniger als 17, welche in allen Gegenständen mit der Vorzugsklasse ausgezeichnet waren. Erwähnenswerth scheint es mir auch, daß in diesem Jahrgange außer den Brüdern Edelmann noch zwei Brüderpaare studirten, nämlich Pöcher und Hermann (einer der letzteren war unser vaterländischer Geschichtschreiber, Heinrich Hermann), die mit Scheuchenstuel, Zweil, Klinzer, Mertlitsch ꝛc. ꝛc. die Elite des trefflichen Curses bildeten. Joseph Edelmann war in allen Jahren der erste seiner Classe gewesen; in der Poesie (damals sechste Classe) erhielt Zweil diese Vorzugung*), da bath dieser edle Jüngling die Professoren, ihn niemals mehr Joseph Edelmann vorzuziehen, er rechne es sich zur Ehre, der zweite zu seyn, wenn Joseph der erste sey, und es thue ihm zu weh, wenn sein Freund durch Zurücksetzung gekränkt werde. Ich unterließ nicht, diesen Zug zu berühren, weil er dazu beiträgt, den Geist der damaligen studirenden Jugend zu charakterisiren, und zugleich ein Beleg für die Beliebtheit Joseph Edelmann's unter seinen Cameraden ist. Er erkannte ganz die Forderungen dieser Stellung, in welcher er von der Hochachtung und Zuneigung seiner Commilitonen wie auf dem Schilde getragen sich rein und fleckenlos in den Augen dieser scharfen Beobachter erhielt. Wie gerne erinnerte er sich noch nach einer langen Reihe von Jahren dieser schönen Zeit! —

Joseph wurde bestimmt, in Wien die Rechte zu studiren, und nach vollendetem ersten Jahrgange von der juridischen Fakultät auserkoren, eine öffentliche Disputation im Universitätssaale zu halten, welche Aufgabe er mit vollendetster Auszeichnung löste. Als nun sein treuer Onkel, Thadäus R. v. Reyer, den immer schöner sich entwickelnden Charakter unseres Joseph erkannte, bestimmte er ihn, sich dem Handel zu widmen. Joseph trat in's Comptoir „Reyer und Schlick" ein, von wo er nach kaum zwei Jahren der Probe und Lehre nach London geschickt wurde, um dort die Geschäfte des Handels für das Haus Reyer und Schlick zu führen.

Auf der Ueberfahrt nach Dover wurden ihm von einem in England seßhaften französischen Marquis ... Werthpapiere und Baarschaft gestohlen. Edelmann, die Strenge der englischen Gesetze kennend, vertheidigte den treulosen Begleiter vor der Jury so trefflich, daß diese das „Nichtschuldig" aussprach, und unser Freund hatte das schöne Bewußtseyn, einen leichtsinnigen Jüngling, freilich mit theilweiser Aufopferung seines Eigenthum's, vor Schande, vielleicht von dem Tode gerettet und ihm die Möglichkeit der Besserung eröffnet zu haben.

Joseph vermählte sich mit einer schönen, edlen, vortrefflichen Dame, einer Engländerin, einer gebornen Agassiz, welche ihm leider mehrere Jahre in's Jenseits voranging. Bei seiner Werbung benahm er sich mit der ihm eigenen, seltenen Ehrenhaftigkeit; die näheren Umstände jedoch mögen einer späteren Erwähnung vorbehalten bleiben. Sie gebar ihm zahlreiche, durchaus wohlgerathene Kinder; diese, sein Schwiegervater, und zwei unverheirathete Schwägerinen machten den liebenswürdigen Familienkreis aus, zu welchem sich auch häufig eine dritte Schwägerin, die an den englischen Geistlichen und bekannten Schriftsteller Taylor in Chester verheirathet war, mit ihrem Gatten gesellte.

Seine Firma „Joseph Edelmann" wird überall, wo England's und Oesterreich's Handel hinreicht, als eine der geachtetsten anerkannt.

Er war in London einer der geachtetsten und gebildetsten Kaufleute; der österreichische Consul, Freiherr v. Rothschild unternahm selten etwas ohne seinen Beirath. Die

*) Uns liegt ein Catalog vom Jahre 1808 des zweiten Semesters vor, wo Joseph Edelmann der Erste war.
A. d. Red.

Firma geht auf seine hoffnungsvollen in der Schule des Vaters gebildeten Söhne über. —

Als ich im Jahre 1843 mit Herrn Prettner nach London kam, war unser erster Weg in's Comptoir zu Edelmann, damals Liverpool Street, Broad Street. Er empfing uns mit ächt kärntnerischer Herzlichkeit und Gastlichkeit und lud uns für den nächsten Tag zum Speisen, jedoch mit dem Beisatze, dieß sey das erste und letzte Mal, daß er einlade, er hoffe jedoch, wir würden auch ungeladen nicht selten kommen, sondern oft, mit Ausnahme des Sonntags, da sey es denn leider in England nicht Sitte, Gäste zu bewirthen. Wie gerne, wie oft benützten wir diese herzliche Einladung, wie viele schöne Stunden verfloßen uns in diesem liebenswürdigen Familienkreise, die ich unbedingt zu meinen genußreichsten auf der brittischen Insel rechne. Man konnte auch, ohne sich Skrupel zu machen, der cordialen Aufforderung folgen, denn ich bemerkte nicht den geringsten Unterschied im Diner, ob wir geladen oder nicht geladen waren, nicht den geringsten Trouble, wenn wir einmal erst Schlag 6 Uhr, der Stunde des Essens, anlangten.

Edelmann wohnte damals in einem kleinen, aber gemüthlichen Landhause zu Peckham ungefähr eine Meile von London entfernt, welches er auf mehrere Jahre gemiethet hatte. Später vertauschte er es mit einem großartigen Landsitze. Er war damals noch ein auffallend schöner Mann, hatte sich aber in seinem Aeußern ganz zum Engländer umstaltet, wozu ihm seine Fertigkeit in der Sprache, die er gleich einem gebornen Engländer sprach, sehr zu Statten kam; die Einrichtung seines Hauses, die Lebensweise, die Erziehung seiner Kinder, alles war ganz englisch. Aber Joseph's Herz war gut kärntnerisch geblieben, das bewies er durch die warme Aufnahme aller Landsleute und durch seine frische Erinnerung an die Heimath. Abends, wenn wir uns in seinem freundlichen Garten ergingen, oder in seinem eleganten Drawing room saßen, mußte ich von seinen Freunden und Schulcameraden erzählen, oder er gab wohl selbst Züge aus seiner Studentenzeit zum Besten, deren er sich überhaupt gerne erinnerte.

Aber auch sonst war er uns vom wesentlichsten Nutzen. Durch seine Empfehlung gelang es mir, manches interessante Etablissement zu sehen, z. B. die Schiffswerfte von Woolwich, zu welcher ich sonst auf keine Weise den Eintritt erringen konnte. Er machte uns den Reiseplan zu unserer Tour durch Großbritanien, den wir unbedingt annahmen und mit welchem wir sehr zufrieden waren.

Es war eine meiner schönsten Hoffnungen, ihn noch einmal in England zu begrüßen; leider wurde sie nicht erfüllt. Sein Tod war der Tod des Gerechten. Er litt schon längere Zeit an einem Herzübel, welches er aber den Seinigen, um sie nicht zu ängstigen, verheimlichte. Später, als das Uebel weiter vorgeschritten war, sprach er fast nur mehr deutsch und von den Erinnerungen an seine Jugend, an die Heimath, und hielt sich, als er sich schon nicht mehr vom Stuhle rühren konnte, fast immer am Balkone in Gottes freier Luft auf, bis er endlich nach längerm Leiden mit seiner treuen Lebensgefährtin vereiniget wurde. Sein dritter Sohn hielt sich zur Zeit vor des Vaters Erkrankung in Oesterreich auf, wurde aber telegraphisch nach Hause berufen, und kam noch zurecht, um des Vaters letzten Segen zu empfangen.

Friede seiner Asche, Ehre seinem Angedenken, er war ein edler, ein seltener Mensch!

Herberl.

Glocknerbesteigungen des Herrn M. Pernhart.

Unter den vielen Glockner-Besteigungen, die, begünstigt durch die anhaltend schöne Sommer- und Herbstwitterung, heuer Statt gefunden, sind die des Malers Pernhart die merkwürdigsten. Pernhart hat den Glockner in vier Tagen dreimal und darunter zweimal die höchste Spitze und zwar in der Absicht erstiegen, um oben Zeichnungen der großartigen Rundschau vorzunehmen. Seinen brieflichen Mittheilungen zu Folge, denen wir das Folgende entnehmen, ist ihm dieß auch vollkommen gelungen.

Er begab sich am 13. September auf die „Leiterhütte“, brach um 12 Uhr dort auf, erreichte jedoch die Glockner-Spitze erst um 11 Uhr, besonders des heftigen Frostes und Sturmes wegen, der ihn auch zwang, bald wieder dieselbe zu verlassen und zur „Leiterhütte“ zurückzukehren. Die Aussicht war nur gegen Süden rein, sie genügte jedoch, um sich orientiren und das Nothwendigste skizziren zu können.

Am nächsten Morgen (15.) brach er von da wieder um 3 Uhr auf, erreichte jedoch nach einer im frisch gefallenen Schnee sehr beschwerlichen Wanderung nur die „Hohenwartscharte,“ da ein heftiges Gewitter losbrach, das ihn veranlaßte, nach Heiligenblut zurückzukehren.

Schon am folgenden Tage (16.) aber wanderte er wieder zur „Leiterhütte“ und erreichte am 17. schon um 8 Uhr Früh die „Adlersruhe“. An der ersten Spitze angelangt, verschaffte ihm der Führer Johann Granögger vulgo Kramser, indem er eine Schneelehne durchbrach und ihn mittelst eines Seiles auf einen Felsvorsprung hinabließ, einen vor dem heftigen Winde geschützten Platz, wo er sogleich zu zeichnen begann. Als nach einiger Zeit der Wind sich legte, wurde auch die höchste Spitze erstiegen, wo Pernhart zwei Stunden lang zeichnete. Es stellte sich bei ihm jedoch der bei Gletscherwanderungen häufig vorkommende Zustand der Schneeblendung ein. Pernhart beschreibt ihn so, als bewegten sich (allmählig immer mehr) leuchtende grüne Punkte vor dem Gesichtsfelde, worauf „alles in ein Chaos lebendiger auf- und absteigender glänzender Kugeln überging“ und alsbald völliges Erblinden erfolgte. Erst nachdem Pernhart eine Stunde mit verbundenen Augen ausgeruht, verlor sich dieser überaus peinliche Zustand. Zu diesem gesellte sich noch ein anderer nicht minder peinlicher, der bisher bei ähnlichen Bergbesteigungen nicht beobachtet, oder doch nicht erwähnt worden ist, und in einem eigenthümlichen Schmerze der Gelenke und der sonderbaren, beängstigenden Empfindung bestand, als wollten die Glieder vom Körper sich lösen. Auch die Führer empfanden diesen Zustand in ähnlicher Weise, was bei den frühern Besteigungen nicht der Fall war, bei denen jedoch der Aufenthalt auf der Höhe immer nur ein sehr kurzer gewesen ist. — Die muthigen Bergsteiger erreichten glücklich Heiligenblut, wo sie mit Pöllerschüssen empfangen wurden.

Am 24. machte Pernhart noch eine und zwar die beschwerlichste Besteigung; da die „Leiterhütte“ bereits verlassen war, mußte dieselbe unmittelbar von Heiligenblut aus, ohne eine Zwischenrast benützen zu können, unternommen und auch wieder dahin zurückgekehrt werden. Er erreichte jedoch glücklich die höchste Spitze, zeichnete dort 5 Stunden lang, und vollendete, weniger von den obenerwähnten Zuständen belästigt, die vollständige Rundschau von diesem Könige der Berge*).

*) Wir bemerken noch zu obigen Mittheilungen, daß Pernhart bereits in Klagenfurt angekommen ist, und wir Gelegenheit hatten, seine interessanten, merkwürdigen Zeichnungen zu sehen. A. d. Red.

Heiliger Liebe Triumph.

(Fortsetzung.)

13.

War nicht dieses dieselbe Halle, wo vor wenigen Tagen das Fest des Herrschers gefeiert, wo der deutsche Graf an Constantia's Seite ein Vorgefühl des Himmels genossen, wo ihr Blick ihm ihre Seele ausgesprochen, und alle Räthsel der großen Lebensmysterie seinen klaren Geist mit Traum und Sehnsuchtsrausch zu verwirren gedrohet? — Eine Feier weihete auch jetzt diesen Saal, aber wie gar anders war sie gestaltet, welch ein gar anderer Geist wehete durch sie und weilte gebietend über ihr! — Der König stand auf den Stufen seines Thrones, Zorn und Liebe, Segnung und Vernichtung stritten in den Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes; auf einem Sessel dicht neben dem höchsten Herrn saß die Königin, durch unendliche Freude schwach, und an sie geschmiegt schauete Constantia, reinster Schönheit Ideal, verklärt durch den Triumph der Unschuld und das Hochgefühl heiliger Liebe, mit Blicken voll Seligkeit auf den Geliebten, der herbei getragen von Bürgern und Rittern, und begleitet von jauchzenden Frauen und Kindern, bleich wie eine Lilie, mit ermatteten Augen und schwankend wie die Silberpappel im Winde, vor dem Könige stand. Nieder von dem Purpurteppich stieg der König und umfing den Grafen wie ein Vater den Sohn, aber zuerst wandte sich sein Wort zu den Anklägern, die in ihrem schimpflichen Zustande jetzt von anderer Seite herzugedrängt wurden.

„Aus meinen Augen mit diesen Unholden," rief der empörte Vater, „hinaus mit allen, die den Dolch führten gegen das Herz ihres Königs, indem sie die unbefleckte Ehre unseres Kindes zu schmähen gewagt. Es bedarf keines Gerichtes über sie, denn sie sind gerichtet durch ihren eigenen Spruch. Segür, ich überlasse sie Dir; Du wirst sie nicht schonen, die Hyder Vasallentrotz und der Drach Barbarei sind Dir gleich gehässig. Mag sie der Zahn der wilden Bestien im Zwinger zerreißen, mag sie des Henkers Beil auf den Block werfen; nur ohne Aufschub vertilge sie, daß wir löschen, was wir diesem Gaste schulden."

Graf Heinrich wollte Einspruch thun, aber schon lag Constantia zu den Füßen des Vaters. „Kein Blut um mich!" flehete sie. „Kein Blut! Ist Dein Kind Dir nicht neugeboren, Vater, und Du wolltest seine reine Wiege schmutzen?"

Der König schauete unentschlossen auf den Minister, doch dieser lächelte mit seinen scharfen Zügen, und hielt das Auge fest gerichtet auf den todesbleichen, in thierischer Wuth die Lippen blutig beißenden Herzog Eudo. „Kein Blut," sagte Segür, „Blut ist Cadmus Saat, und straft den Sämann. Aber die Ehre sey genommen den Verbrechern, verlieren sollen sie Würde und Land, ihr Schild werde gebrochen, ihr Lehen sey herrenlos und sie selbst flüchtig außerhalb der Grenzen Frankreichs ewiglich. Und damit nicht kehren könne solcher Frevel, vertilge des Königs Spruch zugleich jene Fußstapfen alter Barbarei und heidnischer Gebräuche, hebe auf das Gericht der Vasallen, welches ein Wurm ist im herrlichen Apfel des Königthums; wo die göttliche Salbung ist, da ist die Weihe. Ein Gott, Ein König und Ein Gesetz, so sey es in Frankreich, und gleiche Strafe, wie sie diesen hier geworden, auf eines jeden Haupt, der das erste Recht der Krone wiederum antastet." —

Die Verurtheilten knirschten, und unter den Herren der Ritterschaft sah man so viel bleiche wie unmuthige Gesichter, doch schwiegen Alle. Heiterer wandte sich jetzt aber König Ludwig zu Tochter und Freund. „Strafen ist Dorn, Lohnen ist Rose der Königskron!" rief er, und faßte Heinrichs Rechte. „So nimm sie denn hin, die Dir der Himmel selbst geschenkt. Nimm sie, mein Eidam, denn nur Du bist ihrer würdig." —

Ueberraschend zeigte sich die Wirkung dieses königlichen Gnadenwortes. Jene Jugendgluth, die früherhin des Grafen edles Angesicht so lieblich gemacht, strömte plötzlich wieder aus den feinen Wangen, dem runden Kinn und der hochgewölbten Stirn; sein Mund schwoll in einem geheimen Lächeln, seine Augen flammten in Lichtern der Seligkeit hinab auf das himmlisch-holde Wesen, dessen zarte Gesichtszüge deutlich und unverhehlt das gewonnene Glück aussprachen und den Willen, es hinüber zu tragen auf den Erwählten, und ihm den schönsten Theil davon zu spenden. Da sank er auf Einmal zum Erschrecken Aller, einem Todten gleich, zwischen den Armen des Königs zu Boden.

Constantia fuhr im Schreck erstarrt zurück, jede Hand griff zu, zu retten, zu helfen; aber der Kampf zwischen Geist und Sinn, der wie ein Keulenschlag den Jüngling niedergeworfen, dauerte nur die Zeit zweier Athemzüge, und aufgerichtet von den Helfern stand er wieder da mit offenen Augen und freiem Athem, aber jene irdische Entzückung, jene irdische Schönheit war schon von seiner Gestalt hinweg genommen. Die weiße Haut seines Gesichts hatte eine überirdische Durchsichtigkeit bekommen, die Augen waren hell, aber gleich fernem milden Sternglanze kam diese Helle wie aus tiefem Raum, die Stimme tönte klar, aber wie aus weitem Thale herauf, und die ihm nahe standen, wichen erschüttert einige Schritte von ihm, denn er glich einer schönen Leiche, die ein Wunderthäter erweckt. —

„Prüfungen sendet der Himmel denen, die sich ihm zu weihen entschlossen," sagte er. Andacht, Schmerz der Entsagung und Entschluß klang hindurch. — „Schwer war die Prüfung, denn die Erde warf das Spiegelbild des Himmels in des Menschen Auge, und sein Wanken, sein Fall ward darum verzeihlich; die ewige Gnade ließ ihn deshalb nicht verderben, war auch die Buße fast zerstörend. — Doch welcher so dem Tode verfallen stand, darf nicht rühren eine irdische Hand; wen so die Mutter des Herrn gehegt am Herzen ihrer Barmherzigkeit, der darf nicht ringen im Leben nach irdischer Liebe. Den Frevel an der reinsten Unschuld habe ich nicht vernichten dürfen, Constantien habe ich wiederum winden dürfen die Glorie um das schöne Haupt; das sey die einzige irdische Erinnerung, welche ich lohnend mitnehme von hier. — So lebt denn wohl, Alle, Alle, und lasset mich, soll ich lebend scheiden!" —

Der König, die Mutter und der Hof schwiegen bestürzt und ergriffen von des Jünglings Rede; nur Constantie streckte den weißen Arm aus nach ihm; wehrend bog er sich nach ihr hinüber, seine kalte Hand berührte kaum ihre Fingerspitzen, aber eine brennende Thräne fiel von seinem Auge auf ihre Hand, und als das schöne Königskind sie zurückgezogen, weil der Tropfen brannte und stach, da war der deutsche Graf schon durch die Nächsten geschritten, schon verschwunden hinter der Flügelpforte — und ohne Rückkehr. —

(Der Beschluß folgt.)

Witterung im September.

Die auffallende Unregelmäßigkeit der diesjährigen Sommerwitterung rechtfertiget schnell auf einander folgende Witterungsberichte.

Auch der September blieb dem heurigen Wettercharakter getreu. Seine Wärme betrug 12·16 nur um 0·6° höher, als nach vieljährigem Durchschnitt, dagegen sind die größte Wärme am 10. mit 22·4 und die kleinste am 21. mit — 1·2 (bei sehr starken Reif) ziemlich

selten im September vorkommende Extreme. Die ganze Regenmenge des Septembers aber betrug nur 0·34 (d. h. das gefallene Wasser würde auf horizontalem Boden nur die Höhe von $^{34}/_{100}$ eines Zolles erreicht haben), während sie sonst durchschnittlich 3·5 Zoll beträgt. Bisher wurde hier noch nie so geringe Regenmenge im Sept. beobachtet. Die trockensten September hatten zunächst folgende Jahre: 1834 mit 1·0, 1832 mit 1·2, 1854 mit 1·3, 1814 mit 1·3, 1824 mit 1·5, den regenreichsten September hatte das Jahr 1820 mit 9·1 Zoll. Das laufende Jahr hatte also nicht nur seit vielen Jahren den trockensten Sommer (Juni bis August) sondern auch den trockensten September.

Wie wir schon früher (in Nro. 36) berichtet haben, hatten noch mehrere Jahre (1826, 1818, 1853) trocknern Sommer als 1834. Betrachtet man jedoch die bis Ende September gefallene Regenmenge, so ist sie in keinem Jahre so klein wie 1834. Heuer ist sie fast genau so groß, aber nicht so vertheilt wie 1834, was folgendes Tabelchen zeigt:

Regenmenge	1834	1857
Jänner . . .	0·3	0·79
Februar . . .	0·6	0·14
März . . .	0·2	2·18
April	1·6	3·27
Mai	0·3	1·48
Juni	1·5	1·37
Juli	5·5	2·08
August . . .	2·0	1·51
September . .	1·0	0·34
	13.0	13·16

Im Jahre 1826 folgte auf sehr trockenen Frühling und Sommer, ein außerordentlich nasser Herbst; sonst aber nach vorausgegangener trockener Witterung meist auch ein trockener Herbst, besonders 1834.

Aus Amerika.

Ein Brief aus Amerika wurde uns gefälligst zur Mittheilung der darin enthaltenen, in mancher Hinsicht interessanten Notizen überlassen, welche wir den Lesern unsers Blattes hiemit bekannt geben, und zugleich bemerken, daß die Schreiberin eine geborne Kärntnerin, in Amerika verehelicht, und der Brief an eine Verwandte derselben in Klagenfurt gerichtet ist.

Hagerstown, am 12. August 1857.

— Ist die Heimath auch ferne, so bleibt sie mir doch ewig lieb und theuer, und Alles, was ich von meinen lieben Angehörigen erfahre, ist von höchstem Interesse für mich. Sind es doch schon sechs Jahre, seit ich sie Alle das Letztemal sah, und dann im November über Wien, Breslau und Berlin nach Hamburg reiste, dort mich einschiffte und erst nach langen 78 Tagen in New-York landete. Ach, was liegt alles in diesem Zeitraume! und nur das Glück der Gegenwart läßt mich so manches Bittere der Vergangenheit vergessen. — Wenn Sie eine Karte von Nordamerika haben, so suchen Sie auf der Ostseite New-York, von da finden Sie einen Zoll schief hinab Baltimore, und gerade ober diesen Hagerstown im Staate Maryland, allwo wir nun schon das fünfte Jahr leben. Es ist so groß wie Laibach oder Klagenfurt, doch sind alle Häuser roth, da die Ziegel nicht angeworfen werden und, die Hôtels ausgenommen, alle klein und unansehnlich sind, da es hier Sitte ist, daß ein Haus nur eine Familie bewohnt. Zu ebner Erde, welches aber in der Front immer einige Stufen hat, ist das Eintritts-, Sitz- und Speisezimmer nebst Wirthschaftsräumen, (auch hat jedes Haus einen Garten) und im ersten Stockwerke (was Sie zweiten nennen) sind die Schlaf- und Arbeitszimmer. Die Fußböden und Stiegen sind im Winter mit Teppichen (Carpett) und im Sommer mit einer feinen Art Strohdecken (Meting) belegt, und dieses ist hier so nothwendig als bei Ihnen das Bodenreiben oder Bodenwichsen, nur viel kostspieliger. So kostet diese Mode für unser Haus, obschon ich nur billige Teppiche kaufte, bei 300 fl. C. M. — Auch die Piano sind sehr theuer; wir kauften ein solches für's Sitzzimmer mit 7 Octaven um 800 fl. C. M. und eines in's Nebenzimmer um 700 fl. Es ist hier Alles doppelt theurer als bei Ihnen, indem der Arbeitslohn so hoch ist. Wenn ich Ihnen sagen würde, wie viel Geld wir ausgeben, und wie hoch hier der Haushalt kommt, Sie würden staunen, wie es möglich ist, daß wir so viel einnehmen; so z. B. kostet nur die Wäsche, die ich ausgeben muß, wochentlich 2 fl. 30 kr. C. M. Der Köchin zahle ich per Woche 2 fl. und dem Kindmädchen 1 fl. 30 kr. C. M. (natürlich Negerinen), allein diese drei Rubriken machen 6 fl. die Woche, also über 300 fl. das Jahr. Hier wird alles wochentlich bezahlt, indem der Dienstbotenwechsel sehr großartig ist; so habe ich das erste Jahr in Hagerstown, ganz fremd mit der Stadt, der Sprache und den Sitten, in sechs Monaten 14 Mägde gehabt. Doch jetzt, da ich schon ziemlich englisch spreche, erhalte ich die Mägde über's Jahr, und bin nun schon als gute Hausfrau bekannt. Anfangs konnte ich mich auch mit der amerikanischen Kost nicht recht befreunden, doch jetzt geht es schon besser, und so führen wir denn ein ganz amerikanisches Haus, worin nur englisch gesprochen wird, mit Ausnahme meines Mannes und mir selbst, die wir mit den Kindern deutsch reden, doch mehrentheils englische Antworten erhalten. E** will gar nicht mehr deutsch sprechen, spielt aber ziemlich gut Piano, bitst mir unterrichten, und ist nun schon eine ganz amerikanische Lady geworden, die wohl Niemand mehr erkennen würde. J** ist ein gebornes Musiktalent, die schon jetzt die schwersten Stücke spielt, und doch so klein ist, daß sie kaum das Pedal mit dem Fuße erreicht. Meine zwei Buben sind die ganze Welt meines Mannes. Mein Mann, obschon als Doktor der Rechte in Wien graduirt, ist jetzt Professor of music im Knaben-Colego of St. James, allwo er nun schon das fünfte Jahr ist, und einen jährlichen Gehalt von 1000 fl. C. M. hat, eigentlich nur für zehn Monate, da die Ferien zwei Monate (August und September) dauern. — — — — —

Wir geben jährlich einige Hausconcerte, worin meine Kinder und Schülerinen spielen, und wozu die ersten Familien, jedesmal 80—90 Personen eingeladen sind — — und so bekomme ich viele Schülerinen, daß immer alle meine Stunden besetzt sind. Es ist überhaupt unglaublich, was hier die Eltern für ihre Kinder, und besonders Mädchen spendiren. So ist es Gebrauch, daß jedes Mädchen aus einer angesehenen Familie 2 — 3 Jahre in irgend einem weit entfernten Mädchen-Seminar (deren es hier gewiß in die Hunderte gibt) zubringen muß, das heißt dann: Sie beenden ihre Erziehung! Die Kosten betragen, je nach dem Orte, für ein Jahr 600 bis 800 auch bis 1000 fl. C. M. und da wird meistens nur für den Schein gelernt, in der Wirklichkeit sehr wenig, oft gar nichts. — — — —

Das Leben ziehe ich hier, die Erziehung aber in meiner Heimath vor. In religiöser Beziehung gehört hier bald jede Familie einer andern Secte an. Katholische Kirche ist nur eine hier, an der ein schon alter Priester functionirt. Gottesdienst wird alle zweite Sonntag gehalten — Religionsunterricht gar keiner ertheilt, außer in den Sonntagsschulen, wo aber junge Mädchen Lehrerinen sind, die selbst nichts wissen. In den gewöhnlichen Schulen wird in ganz Amerika keine Art Religion gelehrt. Für 11 Wochen, was ein Quarter heißt, wird in der 1. Klasse 12 fl., in der 3. aber 16 fl. bezahlt. 4 Quarter bilden ein Schuljahr und 8 Wochen sind Ferien, von Mitte Juli bis Mitte September. — — —

Wenn Sie länger hier wären, so würden Sie das Reisen nicht mehr für etwas Außergewöhnliches ansehen. Jeder Mensch reist. Eine Reise von 1000 englischen Meilen steht an der Tagesordnung; so z. B. sind jetzt ein paar Familien aus dem fernen Süden hier, die von ihren Zucker- und Baumwoll-Plantagen 2000 englische Meilen weit her kommen. Ein Professor, College meines Mannes, war in London und Paris, ein anderer in der Schweiz; ein Bekannter hat seine Töchter in Paris; ein reiches Brautpaar reist gewöhnlich nach der Hochzeit nach Europa. — In Ihrer ruhigen Heimath haben Sie wohl keinen Begriff, was hier für ein bewegtes Leben geführt wird, keine Ruhe weder bei Tag noch Nacht, ein ewiges Treiben und Jagen nach Geld — Geld — dies ist das Losungswort, die Triebfeder, die Alles in Bewegung setzt — man hat oft nicht eine Minute Zeit zum Denken, daher auch die Gefühllosigkeit der Amerikaner, daher das kalte Benehmen, und obschon viel Musiktalent, doch wenig oder gar kein Kunstsinn. —

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 42. Sonnabend, den 17. October. 1857.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Fürst Salm und sein Hof.

(I. Das Kaiserfest.)

Es war das Kaiserfest, welches eine allgemeine Bewegung hervorrief. Mit dem Ave erklangen die gewichtigsten der Glocken der Landes-Hauptstadt Klagenfurt, der Donner der Kanonen von den Wällen erdröhnte, das Militär setzte sich in Bereitschaft, putzte Montur und Waffen, und im hohen Dome zierte man Altar und Sitze. Friseure und Barbiere liefen in die Quer, um die Herren alle, die beim Kirchgange in voller Gala mit Uniform und Degen zu erscheinen hatten, in Stand zu setzen; wir Kinder aber freuten uns, den Einzug zu schauen. Und dieser Einzug war es ja, der in der fürstlichen Residenz, einst der Erzherzogin Marianna Wohnsitz, wie die Windsbraut den Staub aufwühlt, die Diener alle, bis auf den Stallbuben, von später Mitternachtsstunde an auf die Beine brachte. Mann und Pferd mußte herausgeputzt, Riemenzeug und Beschläge gesäubert und geglänzet werden; aber was war dieses gegen den zarten und zierlichen Bau der Haare und den Anflug des Puders. Da saß Mathias, der Kapelldiener, seit Abend wie regungslos auf seinem Stuhle, nachdem es seinem Collegen, dem Bedienten Jakob, gelungen, sein Oberhaupt herzurichten und den Haarbeutel kunstgerecht zu appliziren; um keinen Preis sollte der zierliche Bau einen Schaden nehmen, mußte auch Ruhe und Schlaf darauf gehen; denn wie konnte es wohl geschehen, alle die Lakaien, Kutscher, Kanzleidiener und Heitzer, Portier, Gärtner und Edelknaben fertig zu machen, wenn nicht mit sinkender Sonne schon das große Werk im Zopf- und Perückenstyl der Renaissance begonnen wurde. Bald fehlte es bei Strümpfen, Schnallen und Halsbinden, Cravaten und Chaboden, da lief Mann und Weib suchend, schreiend mit Nadel, Bürste, Kamm und Band wüst durcheinander. Endlich ward es Ruh im Unterhause, alles stand in Reihen geordnet an der weit geöffneten Hauptpforte, vor welcher bereits der Galawagen des Kirchenfürsten aufgefahren war, in Bereitschaft; da erschallten vom Dome heraus die harmonischen festlichen Glockentöne und die Hofkapläne eilten die breiten Marmortreppen hinauf, um den Oberhirten zur Abfahrt zu geleiten.

Voraus der Portier mit befiedertem Hute, reich gesticktem Bandelier und dem mit einem massiven zierlich gearbeiteten silbernen Knopfe versehenen Stabe, um den, wie um einen Thyrsus, sich eine seidene dicke Schnur in Weiß und Roth mit schweren Quasten geendet, wand. Ihm folgten zwölf Edelknaben mit rothen Fracken, kurzen lichtgelben Beinkleidern, und sonst angemessen ausgestattet, die, wenn sie gleich nicht hoher Geburt, doch als Musensöhne den Adel der Bildung trugen, und als solche von dem mildthätigen Kirchenfürsten freie Verköstung empfingen. Sechs herrliche Holsteiner in roth-goldenen Geschirren, die imposanten Fajoki auf den stets sich schwingenden Köpfen, Mähnen und Schweife zierlich eingeflochten, schienen zu fühlen, daß sie nicht eine Last, sondern den Nachfolger jenes göttlichen Meisters zogen, der feierlich einritt in die Königsstadt Jerusalem. Vom hohen Sitze lenkte der Leibkutscher das von Jokeys geleitete Sechsgespann, während zwölf Lakaien von beiden Seiten, in reich gallonirten und dressirten, roth ausgeschlagenen blaßbraunen Livreen und Stülphüten den Wagen umgaben, der, reich vergoldet und mit einem baldachinartigen Dache versehen, in seinem Obergestelle nur eine Fläche von geschliffenen Glasfenstern bot, so daß man den segenspendenden Oberhirten, und ihm gegenüber am Vordersitze den Domprobst im zukömmlichen Ornate, von allen Seiten erblicken konnte. Den Schluß bildeten die, sich an den Quasten haltenden und am Hintersatze des Wagens stehenden, beiden Kammerdiener in schwarzem Galaanzuge mit Stahldegen und Chapeaubas.

So bewegte sich der Zug durch das „Völkermarkter Thor", längs der „Burg- und Hofkirchgasse", zum Dome, wo Kapitel, Clerisei und Alumnen bis zur Hauptpforte gereiht, den Oberhirten empfingen und zum Hochaltare unter der feierlichen Intrade vom Musikchore voranschritten. Während die Orgel in bald schwellenden, bald tremulirenden Tönen präludirte, kleidete man den Pontifex, dessen schlanke doch männlich vollendete Gestalt, dessen mildes, heilige Andacht verkündendes Antlitz die Augen auf sich zog, zum Hochamte an, welches unter zahlreicher Assistenz begann, während in den Stühlen die reich dekorirten Geheimräthe und Kämmerer, der Generalstab mit dem Offizierskorps, die Mitglieder der Rathskörper und Bureaux dem Festtage ihres Monarchen den Ausdruck der devoten Huldigung, den Abglanz der Majestät gaben, die Alumnen, wie ein frischer Kranz der Blüthen des Priesterthums sich um den Altar schaarten, und alle Räume des Domes sich mit Betenden füllten, von aussen die vaterländischen Krieger des Augenblickes harrten, um sie, die Momente des heiligen Opfers, mit den Salven ihrer Gewehre zu verkünden, welche das schwere Geschütz seinerseits beantwartete.

Wir entwerfen ein bekanntes Bild, welches jedoch damals durch jene Staffage und den erhöhten Glanz an Lebendigkeit so vieles voraus hatte. Indessen, was in des Tempels Heiligthum vorgeht, ist, so wie die Opfergabe umflossen von des Weihrauchs Düften, vom Schleier des Geheimnisses umgeben, der nur vor dem Auge des Allsehenden das Innere der betenden Herzen enthüllt; schaulicher aber gestaltete sich dem irdischen Blicke jener Theil der Festlichkeit, welcher für diesen geschaffen, die Sinne in Anspruch nahm, und aufgetragen am dunklen Grunde der Nacht in erhöhtem Glanze strahlte: wir meinen das Soiree, welches Fürst Salm

den Gästen des Festes, ja dem Gesammtpublikum bereitete. Wir versuchen es daher nach getreuer Erinnerung zu schildern, wie sich sein Bild der Fantasie des Beschauers mit jenen unauslöschlichen Farben eindrückte, welche das jugendliche Gemüth aufzufassen und zu bewahren geeignet ist.

Als es Abend geworden, rollten ununterbrochen Equipagen auf Equipagen durch die dunkle nach stehende Pforte der Stadt der fürstlichen Residenz zu, die im weiten, mit zierlichem Gitter umgebenen, von zahlreichen Laternen erleuchteten Hofe sie ungehindert aufnahm, wo sich gemach, beholfen von glänzenden Livreen, die im höchsten Schmucke der Toilette strahlenden Herren und Damen aus denselben herabließen, um dann in gravitätischem Schritte die mit Blumen und exotischen Gewächsen eingefaßte breite Treppe hinanzuwandeln, welche durch das hell erleuchtete Vestibule zum Empfangssaale des Fürsten führte. Kammerdiener und Bediente in Salmischer Livree entledigten die Eintretenden ihrer Beigaben und durch ihre Reihe öffnete sich das innere Apartement.

Welch einen Anblick bot die Enfilade der langen Fronte von Sälen, deren Pforten mit rothfärbigen Laternen, deren Inneres mit prächtigen Candelabern und palmartigen Kronleuchtern in Tageshelle verwandelt war, während an beiden Enden der Enfilade die ganze Wand bedeckende Spiegelflächen den Reflex zurückgaben und eine unabsehbare endlose Fortdauer dieses Strahlenglanzes ahnen ließen!

Doch diese Täuschung der Fantasie wurde durch die Wirklichkeit übertroffen, indem jeder der Säle eine eigenthümliche Ausstattung hat. Waren an allen Wänden des Eingangssaales die herrlichsten historischen und Landschaftsgemälde aufgestellt, so erblickte man in den zwei folgenden eine Sammlung von Büsten und Naturalien, welche das Reich der Geschichte und der Gesteinbildung dem Blicke des Schauenden entfalteten. Der folgende Saal enthielt die Portraits sämmtlicher Kirchenfürsten Gurk's; die drei folgenden auf prachtvollen Gobelins die Geschichte Telemachs; den Schluß machte der Saal mit geglätteten Holzwänden, welche eine Zahl von Bildnissen des Salmischen Geschlechtes in sich faßten, die in der diplomatischen Welt, in Kirche und Staat eine ehrenvolle Stelle, wie des Fürstbischofes Vater die eines Obristhofmeisters bei Kaiser Joseph II. eingenommen. Der Raum zwischen den Fenstern sämmtlicher Säle füllten Tische aus afrikanischem Marmor von spiegelglatter Fläche und überragende Tremeauxspiegel; große weißmarmorene Brustbilder Pius VI., Josephs II., Franz I. u. s. w. erhoben sich auf jener zierlichen Unterlage, umkränzt von dem Gefunkel der Lichter, während an den Wänden rothdamastene Sessel sich den Wandelnden und Schauenden boten.

Im rechten Flügel des Gebäudes lag der Speisesaal, welcher, nachdem die Herrschaften versammelt, sich öffnete. Nicht weniger als siebenunddreißig Spiegel theilten sich in seine Wände, an denen Tischchen — Aufsätze von künstlichen Blumen trugen*), während in den vier Ecken auf hohen Postamenten allegorische Statuen den Zweck des Ortes kündeten. Der Plafond des Saales war dieses Mal mit einer Unzahl von Seidenbändern verziert, welche nach den Farben des Regenbogens geordnet, in leichter Rundung sich entfalteten, so daß sie ein ovales Becken bildeten, in dessen Mitte sie zusammen in einen künstlichen Knoten verschlungen und mit in Gold glänzenden Pfeilen und Klammern durchzogen waren. Die Tafel selbst war der ganzen Länge nach mit einem porzelainenen Aufsatze bedeckt, welcher, Tempelruinen, Cascaden und ländliche Scenen darstellend, einem Zaubergarten glich, dem die Strahlen der Lustres und Kronleuchter, der hundertfältige Wiederschein der Spiegel, das Brillantfeuer der vielen geschliffenen Gläser einen wunderbaren, unbeschreiblichen Glanz verlieh.

Wie nun alle die Herren in ihren hellfarbigen, gestickten Uniformen, die Damen in ihrer reichen Toilette, Perlen- und Diamantenschmuck, an dem Tische Platz nahmen, da schwelgte das Auge in weit reinerem, bleibenderem Genusse, als sonst der Dampf der Speisen, das Leckerhafte der Gerichte, der geistige Inhalt der Flaschen auf Sardanapals Tischen an Magenfreuden und erheiternden Dünsten den Uebersättigten bietet.

Doch wir verlassen die begünstigte Elite der Gesellschaft, und begeben uns in das Sauterrain, um zu sehen, was der gemeinere Theil des Publikums (doch wir meinen nur das von dem unvergeßlichen Kirchenfürsten so sehr geliebte und ihn noch am Catafalke rein und unwandelbar liebende Volk) während dem allen machte, ob es ausgeschlossen blieb und nur mit neidischen Augen hinauf zu all den beleuchteten Fenstern blickte, um einzig an den Schatten der Vorübergehenden sich zu weiden? Ihm wurde ein eigener, man kann sagen nicht minder ästhetischer Genuß zu Theil. Welch ein Anblick bot sich, als die immer fort, wie ein mächtiger Quellbach durch die Gartenpforte über die breiten Marmorstufen sich ergießende Menge den Garten betrat! Alle die Alleen waren mit farbigen Papierlampen erleuchtet; an den Rändern der Fontainen, welche mit ihrem Geplätscher zu den gedämpften Musiktönen aus den Sälen accordirten, bargen sich eine Zahl Lämpchen, deren Strahlen sich in den zahllosen Tropfen der fallenden Springbrunnen brachen. Die sich durchkreuzenden Spaliere waren guirlandenartig erleuchtet und über dem, gleich einem Parterre vertieften Boden der mit Rasen bekleideten Mittelfläche erhob sich am Hügelchen der großen Linde der funkelnde Namenszug des Landesvaters, dem das gegenwärtige Fest galt, welches der patriotische Oberhirt zu dessen Ehre bereitete. Was dem magisch beleuchteten Garten den eigentlichen Hintergrund der nächtlichen Promenade, den Versammlungsort gewährte, war die rundbogige, oben mit einer Gallerie verzierte Arkade, welche an der ganzen Wand des Gartens zwischen den Glashäusern und den Laubgängen sich erhob. Alle ihre Umrisse waren mit Lampenreihen eingefaßt, so daß ihr architektonischer Bau dem Eintretenden wie ein Feenschloß entgegen glänzte, während in den weiten innern Räumen die Leute an den vielen Tischen sich lagerten und die vorbereiteten Erfrischungen genossen.

So endete das Fest, welches alle Klassen der Gesellschaft in dem weiten Umfange des Fürstenhofes vereinte, der dem Niedersten wie Höchsten zugänglich, alles darbieten sollte, womit das Andenken des besten der Monarchen seinem treuen vielgeprüften Volke im Segen sich erhielt.

*) General Bertrands Gemahlin besprengte sie mit ächtem Rosenöl, und noch nach Jahren erhielt sich der Geruch, damit aber auch das Andenken der damals eingedrungenen Franken.

Heiliger Liebe Triumph.

(Beschluß.)

14.

Eine weiche Frühluft streicht durch die Straße, der Himmel ist mit leichtem Gewöll beflogen, und läßt einen freundlichen Reisetag ohne Schwüle und ohne Sturm vermuthen. Wer unterbricht die friedlichen Anstalten? Wer

stürmt durch den schon geordneten Zug mehrerer Sänften und wohlbepackter Saumrosse, die vor dem Gasthofe „zur Lilie“ Platz genommen? — Ein langer dürrer Mann ist da, weit ausholend mit den magern Gliedern, die Lüfte zersäbelnd, und aus den kleinen, gekniffenen Augen Dolche schießend. Er tritt in den Gasthof, und befiehlt den mitgebrachten Stadtwächtern, die Thüren zu besetzen und Niemand aus-, noch einzulassen. Der Wirth tritt ihm verwundert entgegen; die kleine Jeannet, etwas verstört und bleichwangig, frägt, was der Einfall bedeute, und der schwarzbärtige Jonzac, den der Eindringliche in gar wichtigem Gespräch gestört, faßt ihn gewaltig an der Schulter, und räth ihm im derben, verständlichen Tone, mit Besonnenheit zu walten im fremden Eigenthume.

„Fulbert bin ich,“ ruft der dürre Mann mit Stolz und Zorn; „wer wagt mich zu hindern, wo ich mein Recht suche, und wo die höchste Obrigkeit der Stadt mir Erlaubniß gab und ihre Diener zu meinem Befehl gestellt? Ohne Säumniß redet; wo ist der saubere Fremde, der sich nennt einen Grafen von Sonnenberg und zu Ortenburg?“ —

Verwundert und ohne Antwort zeigte ihm der Wirth den Weg zu dem Gemach des Grafen Heinrich, und Fulbert stürmte ohne Anmeldung hinein.

Graf Heinrich saß in Reisekleidern, gedankenvoll und sinnend; er harrte der Ankunft der beiden Markgrafen von Oesterreich, die ihn auf seiner Reise zu begleiten versprochen, und stutzend trat er dem seltsam sich eindrängenden Gaste entgegen.

„So hat mein gutes Glück mich noch zu rechter Zeit eintreffen lassen,“ rief laut schnaufend der erhitzte Fulbert; „verberget sie nur nicht, mein Herr, gebet sie heraus, denn List und Trug wären umsonst.“ —

„Was suchet Ihr?“ fragte Heinrich ruhig.

„Weg mit dem Gleisnermantel der Heuchelei;“ entgegnete Fulbert heftig; „hat sich König und Volk von dem verschmitzten Ausländer täuschen lassen, mich betriegt man nicht.“ —

Eine leichte Röthe überflog des Grafen Gesicht, doch fragte er mild und ruhig nochmals: „Und auf welchem Grunde ruhet diese bittere Beleidigung?“ —

„Ihr waret sein Freund, er war stets von Euch des Lobes voll, Ihr besaßet sein ganzes Vertrauen;“ rasselte die Stimme Fulbert's fort; „darum waret Ihr auch seines geheimsten Bubenstücks Theilnehmer. Warum sonst diese geheime Reise beim ersten Morgenroth? Wozu die Sänfte von Maulthieren getragen? Gleiches Geschick, gleiche Schuld theilt gern Mantel und Hilfe. Der Meister hatte keine Mittel, sie hat kein solch' bedeutend Gut im Säckel, um ohne Eures Reichthums Beistand eine weite Reise zu wagen. Hier verborgen sind sie darum, und ich will sie fangen, um an einer Rache ohne Gleichen mein beleidigt Gemüth zu kühlen.“ —

Mit Unmuth hob der Graf stolzer sein Haupt und sprach mit Würde: „Zum letztenmal, mein Herr, wen suchet Ihr bei mir?“ —

„Meister Abelard ist fort,“ stotterte Fulbert, „mit ihm meine Nichte, die schöne Heloise. Die Nacht hatten sie zu ihrer Flucht gewählt, aber früh genug warf die Furcht vor meinem Zorn eine alte Magd mir zu Füßen. Schändlich hat der Hausgenoß meine Güte betrogen; aus dem Lehrer des unbefleckten Mädchens ward ein Verführer, Seele und Leib hat er vergiftet, ihre Ehre ist hin, und mit ihr die meinige, und Gut und Blut setzt der Ohm daran, ihn in dem Genuß der geraubten Frucht schrecklich zu stören. Die Flüchtlinge sind noch in Paris, so berichten meine Späher, und ich wette, sie hören meine Stimme mit Beben.“ —

Ein Schauder fuhr durch Heinrichs Glieder, er hob die frommen Augen zum Himmel auf und sprach: „Dank Dir Gott der Gnade, daß Du Deinen Engel sandtest, ehe die finstern Mächte Gewalt nahmen über mich.“ —

Mit Ehrfurcht gebietender Haltung erhob er dann ein weißes Gewand von einem Sessel, und zeigte Fulbert die Cuculle des Cisterzienser-Ordens. „Gebrauchet Euer Recht,“ sagte er ernst, „und durchsucht dieses Haus, doch mich lasset frei von Euren schändenden Berührungen, denn wir gehören dem Dienst der Kirche, und dieses Mönchskleid wird uns zum Schilde dienen gegen Euch. Ist der arme Meister gefallen so tief, wie Ihr ihn beschuldet, so wollen wir beten, daß ihm der Himmel Zeit gebe zu Reue und Bußwerk.“ —

Fulbert stand verdutzt; da kam ein dienender Bub, und meldete, wie man die Spur der Flüchtlinge entdeckt, und wie sie schon um Mitternacht durch das Thor nach Bretagne zu, ihre Reise begonnen. Fulbert verließ wuthknirschend das Gemach, traurig blickte ihm Graf Heinrich nach, des Meisters reines Bild war ihm befleckt worden durch diese Botschaft, und auch diese Erinnerung, die er in seiner Klosterzelle zu pflegen gehofft, mußte er vertilgen aus seinem Herzen; aber sich ermuthigend, trat er zum Fenster und streckte die Hand aus dorthin, wo die Zinnen der Königsburg die niedern Häuser überragte. „Nur wir sollen zusammen bleiben, der Himmel, Du und ich!“ sagte er, und als sähe er sie, fragte er lebhafter: „Bist Du schon wach, Du zartes Königskind? Und hauchst Du ein Scheidewort herüber zu mir, dem scheidenden Seelenfreunde? Ja, Du darfst es, denn das Wort Deines Abschiedes ist rein wie Deines Mundes Hauch; eine heilige Liebe hat uns gebunden, an der die Erde kein Theil gehabt, und die des Leibes Schwäche nimmer befleckt; und käme der Tod in dieser Stunde über Dich und mich, unsere Liebe dürfte mit uns gehen vor den Thron, wo ein Ewiger richtet. So triumphire wie ich, Du milder Engel, den ein Weib gebar, damit an ihm sichtbar werde auf Erden die Allmacht und die Wundergnade, und der Uebermuth erkennen mußte, daß er Staub und Asche.“ — —

Zu Morimond nahm er das Mönchsgewand. Bald ward er Abt zu Villars, später Bischof zu Troyes. Sein Vaterland sah er erst wieder, als er auf den Wunsch des Oheims Bernhard das Kärntnerland betrat, um eine neue Abtei des Cisterzienser-Ordens einzuweihen, die zu Heinrichs Gedächtniß der liebende Ohm gestiftet, und die seines Löwenkampfes wegen der **Sancta Maria de Victoria** geheiligt worden. — Das Königskind aber lebte ein stilles Leben mitten im Getümmel des Hofes, aber das Leben schien dennoch ein freundliches, denn man sah sie oft sprechen mit einem Unsichtbaren, der bei ihr ging, und überall neben ihr saß, wenn sie allein war, und dann glänzte ihr Auge wie in Seligkeit, und lächelnd sah sie dann oben tief in den endlosen Himmelsraum hinein. In der „Hahnengasse“ ließ sie ein Spital erbauen und regierte es selbst, und flocht sich dort eine Krone aus Barmherzigkeit und Dankesthränen; und den Löwen Leviathan besuchte sie gern, und das Thier hatte seine Wildheit vergessen und empfing sie mit frohem Gemurr und leckte ihre Hände; doch um die Braut des Löwenzwingers wagte kein anderer Mann zu werben, und sie hat auch an Niemanden wiederum irgend einen Preis ausgetheilt. —

Theater in Klagenfurt.

(?) Wir haben nun hinlänglich Zeit gehabt, um uns über die heurigen Theaterverhältnisse gehörig zu exspectariren und wir müssen gestehen, daß wir bereits mehrere recht lobenswerthe Vorstellungen sahen, was auf Provinzbühnen, wo fast tagtäglich dieselben Mitglieder auf den Bretern stehen, keinesfalls gering geschätzt werden darf. Die uns bisher gebotenen neuen Decorationen (ein wahres Labsal nach immenser Entbehrung, grüne Oasen nach jahrelangem Herumfechten zwischen fast farblosen Leinwandtrümmern), deren Existenz wir der Municifenz der Herren Stände verdanken, verfehlen ihre Wirkung nicht; denn die Kunst tritt bei Weitem gefälliger auf und erobert sich schneller die Herzen, wenn sie sich in einem netten Kleide präsentirt, und die zusammengeflickten Lappen weit von sich wegwirft. — Aus dem nicht unbedeutenden, bereits vorhandenen und noch in Aussicht stehenden Personale ist deutlich zu entnehmen, daß Herr Director Calliano bestrebt war, uns eine möglichst komplette Gesellschaft für Schau- und Lustspiel und Posse zusammenzustellen, und man muß es lediglich dem Mißgeschicke anheimschreiben, wenn er hie und da eine Niete gezogen; beklagenswerth ist dieser Umstand jedenfalls und fast unverbesserlich, da der Ersatz während der Wintersaison eine äußerst prekäre Sache ist, und wir die Ueberzeugung erlangt haben, daß selten etwas Besseres nachkömmt. Versprochen ist eine erste Lokalsängerin; wird sie kommen und wann? — Die Zeit hat Sturmesflügel, man kann ihr nie früh genug das Opfer bringen. Eine jugendliche naive Liebhaberin wird zur brennenden Frage, denn über die bisherige Darstellerin dieses Faches sind die Akten für immer geschlossen, und daß eine Schauspielerin mehrere Fächer zusammen spielen soll, ist ebenso ermüdend und anstrengend für die betreffende, als es lästig für das Publikum wird. Man geht ins Theater, um die Langeweile zu bannen, durch ein Rollenmonopol in einer Hand aber wird die Langeweile nur angebahnt; — eine jugendliche Liebhaberin ist daher unumgänglich nothwendig, und wir hoffen von dem redlichen Streben der Direction gerechte Abhilfe. Wenn ein Director mit Oper und Schauspiel bestehen konnte, so kann man ohne Oper ein ganz gutes, vollständig besetztes Schau- und Lustspiel mit Fug und Recht fordern. Uebrigens muß man gestehen, daß die Vorstellungen im Ganzen genommen recht gerundet zusammen gehen, und dieses Lob ertheilen wir mit Vergnügen unseren beiden besonders tüchtigen Regisseuren und achtbaren Künstlern, den Herren Sallmayer und Böck; auch die Rollen sind größtentheils gut einstudirt, und mit Ausnahme einiger störenden Mängel, wie z. B. des öfteren zu späten Auftretens der einzelnen Mitglieder während der Scene, des Sichtbarwerdens von Waldcoulissen bei einer Zimmerdecoration und umgekehrt, läßt sich von den Darstellungen selbst nur Lobenswerthes sagen. Herr Director Calliano kargt durchaus nicht mit Novitäten, daß aber die Letzteren selten an und für sich ganz verdaulich sind, ist lediglich Schuld der Dichter, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß gegenwärtig für's Theater nur wenig Gutes geschrieben wird. Der starke Theaterbesuch ist ein Beweis, daß das Publikum mit den Leistungen der Direction im Allgemeinen zufrieden ist; bringt dieselbe erst Ersätze für die abgängigen oder nicht entsprechend besetzten Fächer, dann wird sie die Ueberzeugung schöpfen, daß das Klagenfurter Publikum kein undankbares ist und seinen Mann zu nähren versteht.

Nach diesen allgemeinen Präliminarien gehe ich nun auf die Besprechung der einzelnen Mitglieder, und zwar zuerst des Schau- und Lustspiels über, und da den Damen überall der Vorzug gebührt, so will ich auch hier mit ihnen den Anfang machen.

Frau Pfalz (Heldin und Liebhaberin) ist eine interessante Bühnenerscheinung, deren anziehendes Spiel, freies Bewegen und wohlklingendes Organ, das sie ganz in ihrer Gewalt hat, uns in ihr die Schauspielerin von Beruf erkennen lassen. Frau Pfalz ist eine gewandte Schauspielerin, auf der Bühne zu Hause, und wir müssen nur bedauern, daß sie dem Publikum so selten vorgeführt wird, während doch der stete Beifall, der sie trifft, das Verlangen sie häufig auf den Bretern zu sehen, deutlich in sich schließt. Frl. Etterich, die im Kontraste zur Frau Pfalz fast täglich beschäftigt ist, sahen wir bereits als naive, joviale, sentimentale, tragische und heroische Liebhaberin, sowie als Knabendarstellerin, und wir müssen offen gestehen, daß diese außerordentliche Anstrengung ihr unmöglich zum Frommen gereichen kann. Ein Sprichwort sagt: „Zweien Herren kann man nicht dienen, oder man dient beiden schlecht;" — ich will dieß etwa nicht auf Frl. Etterich angewendet wissen, weit entfernt, — denn dieselbe hat sich bereits als eine gewandte Schauspielerin gezeigt, aber unverantwortlich bleibt es von der Direction, solch ein Rollen-Chaos auf ihre Schultern ohne Noth zu laden, während Frau Pfalz, die doch allgemein anspricht, nur höchst selten beschäftiget wird. Der Wechsel ergötzt, — das Publikum will und liebt den Wechsel, das ewige Einerlei macht schlaff. Frl. Etterich ist eine willkommene Bühnenerscheinung, die, wenn sie nicht immer den gewünschten Beifalls-Tribut findet, dieß lediglich dem Umstande zuzuschreiben hat, daß sie nach zu vielen Seiten hin ihre Kräfte versucht und dadurch zersplittert. Frl. Etterich wird im Conversationsstück und bürgerlichen Schauspiel immer den gebührenden Beifall finden, aber für das Tragische ist ihr Organ nicht kräftig genug, und im höheren Affecte zu monoton. — Für das Fach der Mütter haben wir drei Repräsentantinen in den Frauen: Haußmann, Schirrling und Alfred, welche durchgehends befriedigen, namentlich aber Frau Haußmann, die sich schon mehrmals als eine tüchtige Acquisition, die ihren Platz auszufüllen versteht, bewiesen hat. — Eine gute, naive Liebhaberin für das abgehende Frl. Dürmont wird nochmals als dringendes Bedürfniß der Direction ans Herz gelegt.

Was die Herren des Schau- und Lustspiels anbelangt, so besitzen wir an Herrn Sallmayer (Charakterrollen) eine wahrhafte Perle; sein natürliches Spiel, sein gerundeter Vortrag können nicht genug hervorgehoben werden; das Publikum, in dessen Gunst er bereits festsitzt, versteht aber auch seine Vorzüge gehörig zu würdigen, und belohnt ihn jedesmal mit den verdientesten Beifallsspenden.

Ihm würdig zur Seite steht Herr Böck, ein erfahrener, renomirter Schauspieler, der die Natur zu seiner Meisterin erwählt hat. Lange Zeit haben unsere Breter keinen so gediegenen, in seriösen und komischen Väterrollen gleich verdienstvollen Schauspieler gesehen. Daß ihm der Beifall jederzeit gewiß ist, bedarf keiner weiteren Erörterung.

Herr Pfalz (Held) ist ein denkender Schauspieler mit schönen Mitteln und einem für unsere Bühnenverhältnisse fast zu kräftigen Organe; zudem ist er unser Landsmann, — Gründe genug, daß er gefällt.

Herr Braunhofer (jugendlicher Held und Liebhaber) stellt seinen Mann und findet mit seinen durchwegs guten Leistungen immer die freundlichste Aufnahme.

Herr Director Calliano (komische Väter) ist gerne gesehen, er bewegt sich mit Leichtigkeit, ohne geradezu besondere Erfolge zu erzielen.

Herrn Wolf fehlt es noch an der nöthigen Routine, um in einem ersten Fache mit Erfolg durchzugreifen, sein Organ bedarf noch der nöthigen Rundung, um sicher die Ebbe und Fluth der Rede bestehen zu können; übrigens ist er ein fleißiger Schauspieler, der sichtlich bestrebt ist, nach Höherem zu ringen, was ihm bei fortgesetztem Eifer auch gelingen kann.

Herr Lindenberg spielt seine burschikosen Partien recht drollig, übrigens scheint er noch Anfänger zu seyn, aus dem bei regem Fleiße Etwas werden kann.

Herr Kronfeld und Herr Wahrhafsky sind für zweite Väter engagirt; mit dem monotonen Organe und den unnatürlichen Bewegungen des Ersteren werden wir uns so leicht nicht befreunden können. Herr Wahrhafsky verdirbt nichts.

Zum Schlusse meines heutigen Berichtes sey noch der besonders gelungenen Darstellung von Mosenthals: „Ein deutsches Dichterleben" erwähnt, wobei namentlich Herr Sallmayer (Onkel Christian) dann Herr Pfalz (Bürger) und Frau Pfalz (Dora) entschiedene Erfolge errangen und oftmals gerufen wurden. Die übrige Besetzung war entsprechend.

Ueber die Mitglieder der Posse werden wir nächstens unsere bescheidene Meinung abgeben.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 44. Sonnabend, den 31. October. 1857.

Der Bergknappe.

Der Morgen graut im Osten
Mit mattem Dämmerschein,
Da fährt der junge Knappe
Zum tiefen Stollen ein.

Mit falben, gelben Wangen,
Wie Rosen, die verblüht —
Ihr frischer Jugendschimmer
Ist lange schon verglüht.

Erloschen ist des Auges
Einst glänzender Krystall,
Genährt nicht von des Tages
Erquickendem Lebensstrahl.

Jetzt steigt die Sonne draußen,
Und Freude bringt ihr Lauf,
Ihm tönt vom welken Munde
Der Bergmannsgruß: Glück auf!

Er sieht sie nicht, muß fahren
Hinab zum finstern Schacht —
Des Grubenlichtes Flimmern
Erhellt nur seine Nacht.

Das wirft auf Wand und Decke
Ersterbend kargen Schein,
Auf seine Schulter träufelt
Das weiße Tropfgestein.

Und nun am Arbeitsplatze
Des Hammers Schlag ertönt,
Daß weithin im Bergesschooße
Das eh'rne Echo dröhnt.

Und wie es tönt und schollet
Tritt aus dem Felsenspalt
Des Königs der Bergkobolde
Verschrumpfte Zwerggestalt.

Erdwangig, gelb wie Schwefel
Mit struppig schwarzem Haar,
Die kleinen, boshaften Augen
Sie funkeln blitzeklar.

Die geldgezinkte Krone
Bedeckt den großen Kopf,
Auf eh'rnem Scepter funkelt
Ein Diamantenknopf.

„Glück auf du junger Knappe,
„Komm, folge mir sogleich,
„Ich bin der Fürst des Berges,
„Mach' glücklich dich und reich!"

Der Knappe lauscht den Worten,
Er denkt an Weib und Kind,
Und wie sie All' zusammen
So arm und elend sind.

Er träumt von großen Schätzen,
Von Edelstein und Gold —
Wischt sich den Schweiß von der Stirne,
Und folgt dem Bergkobold.

Der aber schreitet leuchtend
Mit mächt'gem Schritt voran,
Sein Scepter mit Fackelglanze
Umstrahlt die dunkle Bahn.

Sie schreiten durch flimmernde Gänge,
Durch Grotten aus Bergkrystall
Sie schreiten durch ries'ge Thore,
Erbaut aus gedieg'nem Metall.

Und tiefer und tiefer immer,
Als ging's in's tiefste Grab —
In steil gesenkte Tiefen
Die Felsenstufen hinab.

Bergwässer hören sie rauschen,
Wie fernen Donnerhall —
Sie können nah belauschen
Den werdenden Krystall.

Urplötzlich bricht das Dunkel
Ein magischheller Schein —
Sie steh'n im gold'nen Saale
Mit Demant-Säulenreih'n.

Es starren alle Wände
Von blendendem Edelgestein,
Gluthheiße Quellen springen
In Silberbecken herein.

Um Marmortische sitzet
Der Kobolde zwergichte Schaar,
Sie trinken aus Silberpokalen
Und blicken wild und starr.

Um glotzende, gelbe Gesichter
Sprüht düst'rer Fackelglanz,
Sie hopsen mit Lärm und Gelächter
Den schaurigen Geistertanz.

Dem Knappen beben die Glieder,
Das Herz gefriert in der Brust,
Gezerrt von den schmutzigen Zwergen,
Verhöhnt mit teuflischer Lust.

„Du bist nun unser Sclave" —
Der Koboldkönig spricht —

„Da hast nun Gold und Schätze
„Du frecher Erdenwicht!“

Und wie er so spricht, da legen
Sie gold'ne Ketten ihm an,
Des Berggeist's eh'rnem Scepter
Ist Josef nun unterthan.

Und oben am Knappenberge
Die kleine Hütte steht
Auf grüner Alpenmatte;
Die Sonne just niedergeht.

Und unter der säuselnden Linde,
Dem kleinen Hause nah,
Das Weib sitzt mit dem Kinde
Den Vater erwartend da. —

Und wie der Abend verdämmert,
Und blicken die Sterne still —
Sagt weinend das Kind zur Mutter:
„Der Vater nicht kommen will.“

Ernst Almwart.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nr. 31.)

Dort mochte nun auch Andreas Freidl mit der Alchymie sich bekannt gemacht haben und in die Geheimniße derselben eingeweiht worden seyn. Man verstand aber damals unter Alchymie (Alchemie) die Kunst 1) mittelst geheimnißvollen chemischen Arbeiten unedle oder geringe Metalle in edlere, vorzüglich in Gold zu verwandeln und 2) ein allgemeines Mittel gegen alle Krankheiten, ein Mittel, welches zugleich die Beschwerden des Alters verminderte, das Leben verjüngte und verlängerte, zu finden. Zur Verwandlung der Metalle glaubte man ein Mittel nöthig zu haben, welches, den Urstoff aller Materie in sich enthaltend, die Macht hätte, Alles in seine einzelnen Theile aufzulösen. Dieses allgemeine Auflösungsmittel oder Menstruum universale, welches zugleich die Kraft haben sollte, allen Krankheitsstoff aus dem Körper zu entfernen und das Leben zu erneuern, wurde der Stein der Weisen, Lapis Philosophorum, und diejenigen, welche im Besitze der Kunst, denselben zu bereiten, zu seyn glaubten, wurden Adepten, Adepti genannt. Von Italien aus verbreitete sich diese vermeintliche Wissenschaft und Kunst in alle Länder Europa's und wurde in Deutschland vorzüglich von dem berühmten oder berüchtigten Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim (geb. 1493, gest. 1541) getrieben, dessen Werke Andreas Freidl, nachdem er nach Deutschland zurückgekehrt war, ohne Zweifel gelesen und studirt hatte. Hier verband er sich mit seinem Bruder Sigmund und trieb in Gemeinschaft mit diesem nicht nur Alchymie sondern auch Astrologie und Magie, indem er sich im Besitze der Kunst zu seyn rühmte, mittels des Horoskop's und der Nativitäts-Stellung jedem Menschen sein künftiges Schicksal vorherzusagen und die Geister zu bannen. In jenen abergläubischen Zeiten, wo sich selbst Große, ja Fürsten mit jenen vermeintlichen Wissenschaften und Künsten abgaben und eigene Astrologen und Alchymisten an ihren Höfen hielten, fand das Freidl'sche Brüderpaar Leute genug, welche sich täuschen und um ihr Geld prellen ließen. Auch wanderten die Brüder nicht wie Bettler im ärmlichen Anzuge herum, sondern waren wie Edelleute gekleidet und bewaffnet, und wenn sie eben bei Geld waren, sogar beritten und von Dienern gefolgt. Bei ihren Betrügereien kam ihnen außer dieser ihrer chevaleresken äusseren Erscheinung ihre große Beredtsamkeit und Beherztheit, wenn man sie nicht vielmehr Unverschämtheit nennen soll, sehr zu Statten, und so kam es, daß sie nicht nur in Städten sondern auch in den Burgen des Adels, selbst an den Höfen der Fürsten Zutritt hatten und ihre Rolle spielen konnten. Wie lange dies gedauert und wie sie geendet haben, ist unbekannt, da unsere Nachrichten über sie mit dem Jahre 1571 aufhören. Doch mochte die Prophezeihung des Doktors Roggenbach, des Schwiegervaters ihres Bruders Christoph: „daß Gott der Allmächtige sie die Unbußfertigen mit sammt ihren Geistern und Helfershelfern einst in's Verderben stürzen werde“, sich an ihnen wohl erwahrt haben. Uebrigens erwahrte sich an ihnen auch das Sprichwort: Wie gewonnen, so zerrennen; denn was sie sich durch Betrug erwarben, ging in Schwelgerei und Liederlichkeit wieder auf, und sie machten noch überdieß große Schulden, die sie freilich nie abbezahlten, auch nicht abbezahlt haben würden, wenn sie auch von ihrem Oheime Bartlmä nicht enterbt worden wären.

Wir theilen nun im Folgenden einige Briefe nach ihrem wesentlichen Inhalte mit, welche nebst anderen Nachrichten über das Freidl'sche Geschlecht auch über das wüste Treiben der Brüder Sigmund und Andreas Andeutungen geben, und uns überzeugen, daß die Verwandten dasselbe nicht nur als einen Schandfleck für die Ehre ihrer sonst so geachteten Familie ansahen, sondern auch als sündhaft, unchristlich und gottlos verdammten.

1570 den 6. September zu Nürinberg (Nürnberg) (Von Außen steht: „Empfangen in Clagenfurt am 25. October 1570“, also nach 49 Tagen!).

Schreiben Georg Roggenbach's, Doktors der Rechte, churfürstl. Mainz'schen Rathes und Nürnberg'schen Rathgebers an seinen Schwager Mathias Freidl zu Payerhofen.

Nach langen und gefährlichen Wehen habe seine Tochter (Gattin Christoph II. Freidl's) am 29. August einen gesunden, schönen Knaben geboren, der am folgenden Tage getauft, und nach seinem Pathen Bartlmä Bömer, Burggrafen auf der Veste und Mitgliede des inneren Rathes, Eidame des Jakob Mußel seligen, Bartlmä (II.) genannt worden sey. Er als Großvater werde es sich auf das Ernstlichste angelegen seyn lassen, seinen Enkel zur Gottesfurcht und zur christlichen Tugend zu erziehen. Er sey überzeugt, daß Mathias sammt seiner Gattin, so wie auch Herr Bartlmä Freidl, welchen nunmehr schon der ältere heißen müße, sich über dies Ereigniß freuen werden.

So eben, als er den Brief habe schließen wollen, habe sein Schwiegersohn Christoph Briefe von Payerhofen bekommen und ihn solche lesen lassen. Er sehe daraus mit Mißfallen, daß die unredlichen Leute (Sigmund und Andreas) von ihrer Pracht und ihren Lügen noch nicht lassen, und selbst diejenigen betriegen wollen, von welchen sie so viele Wohlthaten empfangen haben. Er habe den festen Glauben, daß weder heimliche noch andere Geister denjenigen zu schaden vermögen, welche auf Gott vertrauen, und daß Gott der Allmächtige vielmehr sie selbst die Unbußfertigen mit sammt ihren Geistern und Helfershelfern einst in's Verderben stürzen werde. Der unruhige Mann (Sigmund oder Andreas) dürfe sich keine Hoffnung machen auf die versprochene Braut, da er nicht in sich gehen, seine Sünden und Verbrechen nicht erkennen und dafür nicht Buße thun wolle. Das Verständigste wäre wohl, wenn beide Brüder „welche mit worten beredt vnd beherzt (seyen) vnd ires gleichen werliche Diener vnterhalten, zu den vorstehenden Khriegen wider den Erbfeindt mit denselben Dienern, wo nit als Oberiste doch fürnsten auff den Galeeren gepraucht wurden, vnd nachdem sie

ringen so mag inen einstmals gelingen". Mathias und Bartlmä möchten sich über das Betragen der verzweifelten Leute nicht dem Kummer hingeben, aber ihnen auch nicht trauen. (Fortsetzung folgt.)

Carinthiaca.

Mitgetheilt von Friedrich Pichler, k.k. Archivsbeamten am Joanneum.

Neulich, lieber Leser, hast du dir von heimischen Trompetern und Paukern erzählen lassen (und ich muß dich noch bitten, einige gar köstliche Stellen in dem neuesten Werke Riehl's über Stadtpfeifer u. s. w. nachzulesen) — heute sey dir ein anderer Musikante vorgeführt, dessen Zunft unter dem besonderen Schutze der heiligen Cäcilia steht. Du erräths wohl den Organisten. Erinnere dich nebenbei, wie sich schon die Griechen und Römer eine Art Wasserorgel einrichteten; wie dann das Vermächtniß des Christenthums aus dem verwelkenden griechischen Kaiserthume geschenkweise an den aufkeimenden Stamm der Franken wanderte und hole dir, wenn du gerade spezielle Lust dazu hast, das weitere gelehrte und ästhetische Geräthe aus Du Cange Glossarium latinitatis III, 74 und Jeitteles Lexikon. Da merke dir aus dem Einen besonders, daß organarius derjenige heißt, qui organa musica pulsat vel qui conficit, der die Orgel schlägt oder fabricirt; der andere klärt dich sogleich auf, daß der heutzutage durch ganz Kärnten übliche Ausdruck „die Orgel schlagen" daher kommt, weil im ersten Mittelalter und noch späterhin die Tastatur der Orgel so schwer zu drücken war, daß sie mit Fäusten geschlagen werden mußte. Mit Fäusten aber schlägt man heutzutage noch auf die leichteste Bösendorfer'sche Claviatur; da mußt du dich fein an's Mittelalter erinnern. Aber dießmal ist nicht der Orgelspieler unsere Hauptperson, vielmehr der Orgelfabrikant. Mit der Auffassung der irdischen Kunst, wie sie Raphael auf seinem bekannten bologneser Bilde gegeben hat, wird sich freilich kein Orgelbauer besonders geehrt fühlen; es läßt nämlich dort die heilige Cäcilia, sowie sie den unvergleichlichen Gesang der Engel hört, ihre Orgel fallen und wendet sich ganz dem Ueberirdischen zu. Viel freundlicher muthet das Gedicht Herders an, welchem zufolge ein Cherub selbst die Orgel für St. Cäcilia bei einem irdischen Künstler bestellt mit der ausgesprochenen Absicht, damit sich die Spielende an die Töne des Himmels erinnere. Eine solche Tradition hatte im Mittelalter mehr Aneiferungskraft, als unsere heutigen Weltindustrieausstellungen. Die Einwirkung solcher mystischer Traditionen auf das Gewerbeleben bis in die einzelnen Provinzen zu verfolgen, wäre längst nöthig gewesen; aber zu dem vielen Anderen, was wir in Deutschland nicht haben, gehört auch die Zunftgeschichte. Wenn ich dir also, nachsichtiger Leser, vom Stande des Orgelbaues in Kärnten bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts nichts Erhebliches sagen kann, so wird es dir mir gegenüber gewiß gleich ergehen. Doch zeige ich Dir einen Meister im Orgelbau, Namens Georg Oberburger aus Klagenfurt, von dem sich Folgendes contractum cum organario, qui organum pneumaticum vulgo Horn restauravit, in den handschriftlichen Documentis Monasterii Runensis P.II.T.V unter den Miscellen findet.

„Ich Georg Oberburger, Burger und Orglmacher zu Clagenfurt, bekhen hiemit für mich und all meine Erben, alß dem Hochwirdigen in Gott Geistlichen Herrn, Herrn Georgen von Gottes Gnaden Abbte zue Rein, weillent Ir Fürstlichen Durchleücht Erzherzogen Carls zue Oesterreich Hochseligster gedächtnus Hindergelasenen Rath meinen Genedigen Herrn, Ich ain Horn alda in Stifft Rhein so zum thaill durch unachtsamkeit Ir darzue Verordente dienstleüt zerprochen, verderbt und verwiestet worden, gebessert und etliche pfeiffen Zinen und Hülzen, alß viel es abgangen von neüen gossen und aller der notturfft nach erhöbt habe, darfür Ir gnaden mir von sollich vollbrachter Arbeit unser beeder beschluß und verdingnuß nach in paren gelt 36 fl. Rheinisch, ain viertl weiz und aine khorn zu völliger außzallung gegen disen Schein entricht und ich zu meinen sichern Handen ohne abgang bereit eingenumben habe. Darumb ich Ir Gnaden nun sollichen meinen verdienten Lidlon hiemit allerdings Quittiert Frei und Ledig gezelt haben will.

Beynebens rc. Actum Rhein den 26. Octobris.

Anno Domini Millesimo Quingentesimo im 91isten.

L. S. Georg Oberburger. m. p."

Die Lebenszeit und das Wirken dieses Klagenfurter Bürgers näher zu bestimmen, überlasse ich dir, lieber Leser, dem über der Geschichte der Heimath noch die Heimath selbst geblieben ist. Kannst du mir aber nicht beweisen, daß unmittelbar der ausgezeichnete Ruf Oberburgern von Kärnten in's Herz der schönen Steiermark gebracht hat, so möchte es mich bedünken, es sey dieser Meister mittelbar und zwar durch Recomandation des, Klagenfurt zunächst gelegenen, Cisterzienserstiftes Viktring, mit solchem Auftrage bedacht worden. Der engste Verkehr von Stiften gleichen Ordens läge ohnedieß nahe, wäre auch nicht verzeichnet, daß die Reiner Aebte Wolfgang Schröttl (1480 — 1515) und Martin Duelacher (1549 — 1550) persönlich Visitationen von Viktring durchführten, und Mathias Gulger (1605 — 1628), welcher dem in der Urkunde genannten Abte folgte, das genannte Kloster mit sechs andern bewog, sich dem General-Vikariat von Rein zu untergeben. Wie nun einerseits z. B. der Reiner Abt dem von Viktring einmal räth, seinen protestantischen Schaffer zur Vermeidung von Conflikten mit der Reformkommission zu entlassen, so mag ja ein andermal eine Anfrage um einen Orgelkündigen vorgekommen seyn. Nun aber hör' ich fragen, wozu so viele Worte um ein einzig Horn und „etliche pfeiffen zinen und hülzen"? Ei, was würde der Leser erst sagen, wenn ich beisetzte was der Chronist unter das contractum notirt hat! Das gehörte nicht mehr unter die Carinthiaca, sondern vielleicht unter die Anti-Carinthiaca. Man höre: „Anno 1654 ist das Horn von Georg Sewalt Orglmacher in Gräz widerum repariret worden, dafür 9 fl.". Wohl könnte es übel um die Wichtigkeit unseres Georg Oberburger aussehen, wenn es anzunehmen wäre, Abt Georg (1577 — 1605) beigenannt Freyseisen, der kenntnißreiche und wirthschaftliche, organisirende Mann, der erzherzogliche Geheimrath und Vicestatthalter in Innerösterreich und Hofkammerpräsident hätte mit einem Geschäftsunkundigen sich einlassen mögen. Immerhin dürfte also der Genannte keinen eben schlechten Ruf genossen haben, und sollte sich da oder dort ein seiniges Instrument oder eine Notiz über ein solches vorfinden, so möge dieß zur Vervollständigung dieser Nachricht verzeichnet werden.

Kunst und Literatur.

Als im September 1856 die kaiserlichen Majestäten unser Kärnten durch Ihre Gegenwart beglückten, und das über 4000 Fuß hochgelegene Pfarrdorf Heiligenblut mit Ihrem Besuche erfreuten, dort eine Nacht ausruhten, und dann von der Pasterze aus den 12,000 Fuß über dem Meere emporragenden Großglockner, den Fürsten der norischen Alpenketten, beschauten; hatten die Herren Landstände den glücklichen Gedanken, durch unsern vaterländischen Maler M. Pernhart eine getreue Abbildung von Heiligenblut mit dem Großglockner anfertigen zu lassen, und Ihrer Majestät, der allgeliebten Kaiserin, bei der Rückkunft in Klagenfurt ehrfurchtsvoll zu

übergeben. Augenblicklich sprach sich allenthalben der Wunsch aus, eine getreue lithographirte Abbildung desselben Bildes als eine freudige Erinnerung dieser für unser Land so beglückenden Tage zu besitzen. Diesen auch den Künstler ehrenden Wunsch sehen wir nun erfüllt. Pernhart hat zu diesem Ende eine getreue, gelungene Zeichnung geliefert, welche in der artistischen Anstalt von Reiffenstein und Rösch in Wien ist lithographirt worden. Wir besitzen zwar schon verschiedene Aufnahmen von Heiligenblut, in Kupfer gestochen oder lithographirt, doch ging bisher das Streben der meisten Künstler nur dahin, auf Kosten der Wahrheit den Kunstfreunden eine schöne Gebirgslandschaft zu liefern; dieß ist aber bei diesem Bilde Pernhart's nicht der Fall. Die ganze Alpenlandschaft ist von Einem Punkte aus aufgenommen, der aber zugleich so glücklich gewählt ist, daß beide Zwecke: Wahrheit und ein gelungenes, den Erfordernissen einer schönen Landschaft entsprechendes Bild, hier erreicht sind, und was demselben die Krone aufsetzt: es ist eine getreue Abbildung jenes Oelgemäldes, das unsere allgeliebte Landesmutter gütigst anzunehmen und das gnädigste Wohlgefallen über den Besitz zu äußern geruht haben. — In J. Leon's Buchhandlung ist das Bild ausgestellt, das gewiß bald in den Händen aller patriotischen Kunstfreunde seyn wird.

Spiegelbilder. Gedichte von Hermann Sallmayer. Zweite, durchgesehene Auflage. In zwei Bändchen. Wien. Eduard Hügel. 1857.

Wenn man etwa die Matadore unserer neueren lyrischen Dichter ausnimmt, so muß eine zweite Auflage in drei Jahren der Gesänge eines uns bisher nicht bekannten Sängers auffallen; es spricht zum mindesten von einer nicht gewöhnlichen Theilnahme des lyrische Arbeiten liebenden Publikums in unseren Tagen, begründet auf den innern Werth derselben. Eine solche Sammlung lyrischer Gesänge finden wir in den oben angeführten „Spiegelbildern". — Daß wir dieselben in unserm Blatte anzeigen, liegt wohl hauptsächlich in der ansprechenden Weise derselben, nebstbei aber auch darin, daß der Herr Verfasser jetzt in unserer Mitte lebt*). — Obschon beide Bändchen gegen dritthalbhundert Gedichte enthalten, so wird man bei Lesung derselben doch nicht ermüdet, sondern immer mehr angezogen, und obgleich Aehnlichkeit des Stoffes in vielen herrscht, so findet sich doch wieder in jedem ein neuer, oder wenn auch bekannter, doch durch eine neue Wendung interessanter Gedanke. Der Bau der Verse ist rein und mundgerecht ohne jeden Zwang. Die Gedichte sind in bestimmte Hauptrubriken eingetheilt, die sich in den beiden Bändchen wiederholen, als: „Inneres Leben", „Eros", „Sonette", „Balladen", „Vermischte Gedichte" und „Der Poet", mit welcher letzteren Ueberschrift im ersten Bändchen begonnen, das zweite damit geschlossen wird. Außerdem finden wir am Schluße des ersten Bändchens ein größeres Gedicht in sechs Abtheilungen: „Des Künstlers Prüfung", und im zweiten auch „Reisebilder" und Gedichte auf „die Freundschaft". In welcher der Hauptabtheilungen der Herr Verfasser den Vorzug verdient, wollen wir nicht bestimmen, können aber versichern, daß dem Herrn Verfasser in allen genannten Genre's nicht bloß Gewandtheit im Style sondern überhaupt ein nicht gewöhnliches Talent zugestanden werden muß. Als Beleg des Gesagten theilen wir den freundlichen Lesern folgende Probe mit:

Der Steinklopfer.

Am Saume von der Heerstraß' sitzt
Gar hart auf einem Stein,
Den Hammer in der groben Hand,
Ein alter Mann allein.

Ein Blech ziert seinen linken Arm,
Das eine Nummer weis't;
Den Kopf schützt vor'm Sonnenbrand
Ein Hut, der Hut nur heißt.

Sein Amt, nennt ihr es Handwerk auch,
Ist: Steinklopfer seyn.
Das hält ihn Tag für Tag allhier
Am grasbewachs'nen Rain.

Die Hügel, rechts und links gehäuft,
So weit das Auge schaut,
Sind Steine, die der Mann zerschlug
Und ordnend aufgebaut.

Was für Gedanken wohl der Mann
Bei dem Geschäft zerschlug;
Gedanken trüb und heiter auch,
Von Wahrheit und von Trug.

So oft ein Stein zerschlagen wird
Und er in Stücke fällt,
Hat einen der Gedanken wohl
Der Hammer auch zerschellt.

Du Alter bist ein Dichter wohl?
Mir sagt's dein langes Haar,
Mir sagt's dein bleiches Angesicht,
Dein Aug' so ernst, doch klar.

Mir sagt's dein Schauen in die Luft,
Dieß Spähen in die Welt,
Die Thräne sagt's, die deinem Aug'
Oft unbewußt entfällt.

Du schau'st nicht auf, wenn die Kaross'
An dir vorüber rollt,
Sie achten dein nicht, du nicht sie,
Nicht ihre Macht, ihr Gold.

Doch trabt mit schwerem Ränzel oft
Ein Wand'rer dir vorbei,
Du grüßt ihn freundlich stets und singst
'Ne alte Melodei.

Und singt der Bursch ein frohes Lied
Von Liebe und von Lust,
Da steigt ein Seufzer schwer und bang
Dir aus der tiefsten Brust.

Und aus den Augen fällt's herab,
Wie eine Thrän' der Reu';
Allein die derbe Faust schlägt Stein
Und Thräne rasch entzwei.

Aus allen Dem hab' ich erkannt,
Daß du ein Dichter bist,
Ein Dichter, den die Muse heiß
Einst auf die Stirn geküßt.

Du hast wohl manches Lied erdacht
In deiner Jugendzeit;
Hast vorgesungen Jung und Alt,
Des Herzens Lust und Leid.

Da hast du auch erkannt gewiß,
Wer unser Leid versteht;
D'rum blick'st nach der Kaross' du nicht
Und grüßest den, der geht.

Ja, ja! du armer Mann, ich fühl'
Mit dir die Schmerzenspein!
Wer einst in Fantasie'n geschwelgt,
Ruht doppelt hart auf Stein.

Was dich zum Steineklopfen trieb,
Ich weiß, ach! weiß es nicht;
Ich ahne nur, daß dir dein Amt
Wohl bald das Herze bricht.

Doch wenn der letzte Hammerschlag
Den letzten Stein zerschlägt,
Fällt dir ein Stein vom Herzen auch,
Wenn man in's Grab dich legt.

Dort setz' ich dir ein leichtes Kreuz,
Kein Stein drück' dir das Grab;
Nur eine Thräne und ein Lied
Send' ich dir leis' hinab. —

Der Hammer schlägt, der Stein zerspringt,
Der Alte summt ein Lied! —
Doch bald war Stein und Hammer stumm,
Als er ganz still verschied.

Der Hammer lag an seiner Seit',
Sein Kissen war ein Stein;
So fand die Frühsonn' einst ihn todt
Am grasbewachs'nen Rain.

*) Gelegenheitlich bringen wir dem kunstliebenden Publikum zugleich die Kunde, daß am künftigen Sonnabende, den 7. November l. J. zur Benefice des Herrn Hermann Sallmayer die in letzter Zeit in Wien mehrmals und mit Beifall aufgeführte Tragödie in fünf Acten von A. E. Brachvogel: „Narciß" auf hiesiger Schaubühne wird gegeben werden.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 45. Sonnabend, den 7. November. 1857.

Heimathliche Literatur.

Phaedri Augusti Liberti Fabulae Aesopiae. Des Phädrus, Freigelassenen des Augustus, äsopische Fabeln.

Uebersetzt von A. R. v. B.

Leipzig. Commissionsverlag von B. G. Teubner. 1857. 8°.

Das Leben des Phädrus ist noch immer in ein Dunkel gehüllt, das schwerlich jemals ganz aufgehellt werden dürfte. Wir wissen nur, daß er in der Gegend am Olympus geboren ward, und zwar am Fuße jenes alten Götter- und Musenberges, in der macedonischen Landschaft Pierien, welche einst von kunstsinnigen Thrakern, denjenigen, die in der ältesten griechischen Literatur einen so gefeierten Namen haben, bewohnt gewesen, was er selbst sagt:

> Ich, dessen am Pierischen Gebirge
> Genas die Mutter, wo dem Donn'rer Zeus
> Mnemosyne, die Hehre, neunmal fruchtbar,
> Den Chor gebar der Musen, ob ich gleich
> Fast aufgewachsen bin in dieser Schule,
> Mir Habsucht gründlich aus dem Herzen tilgte,
> Und ungepriesen diesem Streben oblag,
> Werd' in den Kreis doch spröde aufgenommen.
> (Der Uebersetzer.)

Wie er nach Rom zur Sclaverei gekommen, ist noch nicht bekannt. Die Angabe, daß er zur Zeit, als der Prätor C. Octavius die Besser und Thraker in einer großen Schlacht geschlagen, mit andern Kriegsgefangenen nach Rom gekommen, ist durchaus nicht wahrscheinlich, da er in diesem Falle viel älter seyn müßte, als er nach andern Anzeichen seyn kann. Gewiß ist, daß er ein Sclave des Augustus war, und von demselben freigelassen wurde, wie er dieses in der Ueberschrift seines Werkes: Phaedri Augusti liberti fabulae, selbst bekennt.

Kaiser Augustus sorgte für seine wissenschaftliche Erziehung. Rom stand damals im Zenith seiner politischen Macht und geistigen Cultur, daher mußte die Bewegung der gefeierten Geister jener Zeit wie ein elektrischer Funke auf sein erwachendes Talent wirken. Wirklich machte er in seiner Bildung so schnelle Fortschritte, daß er im stolzen Selbstbewußtseyn von sich sagen konnte:

> Quodsi labori faverit Latium meo
> Plures habebit, quos opponat Graeciae.

Als Freigelassenen des Kaisers stand ihm der Weg, wenn auch nicht zu großen Ehren, doch gewiß zu sehr einträglichen Verwaltungsposten und Reichthum offen. Er aber ließ diese Gelegenheit unbenutzt, und zog es vor, seine Zeit lieber den Studien und der Fabeldichtung zu widmen. Warum er diese Dichtungsart wählte, belehrt er den Leser selbst:

> Warum die Fabel ist erfunden worden,
> Werd' ich in Kürze nun erzählen. Weil
> Sich unterwürf'ge Knechtschaft nicht getraute
> Zu sagen, was sie wollte, hüllte sie,
> Was ihr Gemüth bewegte, in das Kleid
> Der Fabeln, und vereitelte durch Scherze,
> Da sie erdichtet waren, die Verfolgung.
> (Der Uebersetzer.)

Leider! hatte er das Unglück, von seiner Zeit verkannt zu werden. Er, der in seinen Fabeln nichts Arges gedacht zu haben behauptet, sondern bloß das menschliche Leben und die durchschnittsweise vorkommenden Charaktere bezeichnen und belehren wollte, hatte sich viele Feinde gemacht, unter diesen vorzüglich den mächtigen Günstling des Kaisers Tiberius, Sejan, durch folgende Fabel:

Die um einen König bittenden Frösche.

> Die Frösche, die durch freie Sümpfe schweiften,
> Erbaten mit gewaltigem Geschrei
> Von Zeus sich einen König, der mit Kraft
> Die losgebund'nen Sitten zügelte.
> Der Götter Vater lächelte und gab
> Zum König ihnen einen kleinen Klotz,
> Der plötzlich hingeworfen durch den Schall
> Und die Erschütterung des seichten Wassers
> Das furchtsame Geschlecht erschreckte. Da
> Es läng're Zeit im Schlamm versenkt gelegen,
> Hebt schweigend aus dem Teich ein Frosch zufällig
> Den Kopf hervor und ruft, als ausgeforscht
> Der König war, sie allzumal heraus.
> Sie schwimmen hin nach abgelegter Furcht,
> Wetteifernd, und die ausgelass'ne Schaar
> Springt auf den Block. Nachdem sie ihn besudelt
> Mit jeder Schmach, entsendeten sie ein'ge,
> Die Jupiter um einen andern König,
> Da der gegebene nichts tauge, baten.
> Er ordnete die Wasserschlange ab,
> Die einen nach den andern rasch ergreift
> Mit scharfem Zahn. Vergebens suchen sie
> Dem Tode zu entgeh'n, die Unbehülf'nen.
> Den Mund verschließet Furcht, daher betrauen
> Sie insgeheim Merkur mit einer Sendung
> An Jupiter, damit er den Bedrängten
> Zu Hilfe komme. „Da ihr nicht das Gute,
> „Das euch beschieden war, gewollt, geduldig",
> Entgegnete der Gott, „ertragt das Schlimme."

„Auch ihr, o Bürger, haltet dieses aus,
„Daß nicht ein größer Uebel folge," sprach er.
(Der Uebersetzer.)

Die Frösche sollten, nach Sejan's Auslegung, das römische Volk bedeuten, Jupiter den Kaiser. Allerdings konnte der Klotz, welchen die Frösche verachten und auf alle Weise beschmutzen, sehr wohl auf Tiber gedeutet werden, denn schon mit diesem Kaiser beginnen die von Tacitus in den Annalen so meisterhaft geschilderten sæva et infesta virtutibus tempora. Tiber lebte damals auf Caprea, wo er den gemeinsten Lüsten fröhnte, und dem böswilligen allgemein verhaßten Sejan die Zügel der Regierung überließ. Uebrigens lag es sehr nahe, die Deutung der Fabel auch auf Caligula, den damaligen Erbprinzen, auszudehnen.

Phädrus wurde, ohne förmlich gerichtet zu seyn, in's Gefängniß geworfen, und rührend ist es zu lesen, wie er sich über dieses höchst grausame und ungerechte Verfahren gegen ihn in dem Epilog des dritten Buches seiner Fabeln beklagt:

Ich überschritt das vorgesteckte Ziel,
Doch schwer läßt sich der Geist bezähmen, wenn,
Wer vorwurfsfreien Wandels sich bewußt,
Durch Uebermüthige, die schaden können,
Verfolgung leidet.
(Der Uebersetzer.)

Näheres über das Leben des Phädrus ist nicht aufzufinden. Wahrscheinlich dauerte sein Unglück noch unter Caligula fort, bis ihm endlich unter Claudius geholfen wurde, und er, ohne Verfolgung zu erleiden, das vierte und fünfte Buch seiner Fabeln bekannt machen konnte.

Was nun die Uebersetzung dieser Fabeln betrifft, so muß man dem Uebersetzer ein entschieden großes Verdienst zuerkennen. Die Sprache ist rein, korrekt und edel, der Jambus mit vielem Glücke behandelt, und man kann nicht bestreiten, daß er den strengsten Forderungen des deutschen Rhythmus überall Rechnung trägt. Die Art und Weise, wie der Uebersetzer den Phädrus gegen die Angriffe Lessing's in Schutz nimmt, ist so umsichtig und gründlich, daß sie nicht leicht eine Widerlegung erfahren dürfte. Lessing, dieser scharfsinnige Kunstrichter, in dem die deutsche Prosa ihre Vollblüthe erreichte, war allerdings ein gefürchteter Areopag, aber Jakobs hat nicht Unrecht, wenn er behauptet, daß Lessing durch seine vielumfassenden Kenntnisse und seinen schlagenden Scharfsinn manchmal mehr glänzen als belehren wollte. Man hat dieses nur zu deutlich in dem heftigen Ausfall gegen den gelehrten Antiquar Klotz gesehen, der von Lessing sagte: „er sey blos deßwegen auf die Welt gekom„men, damit noch ein Muster der alten Sophisten übrig „bleibe" — Lessing warf ihm einen Bauernstolz vor — und warum? — weil Klotz als preußischer geheimer Rath ihn Magister Lessing nannte.

Die Auflage ist geschmackvoll, der Druck rein, und so korrekt, daß der Korrektor einen Platz in den berühmten Druckereien eines H. Stephanus, Didot und Bodoni verdienen würde.

Auch das 16. Jahrhundert hatte an dem berühmten Fabeldichter Gabriel Faernus seinen Phädrus, dessen lateinische Fabeln in einer so reinen und zierlichen Sprache geschrieben sind, daß er von dem gelehrten Hellenisten Bessarion nie anders als καλλιεπής (schönredend) genannt wurde, ja, man glaubte sogar, er habe noch ungedruckte Werke des Phädrus entdeckt, und selbe sich zugeeignet. Sie enthalten oft in wenigen Worten die schönste Moral, wie in der folgenden:

Asinus, Simius et Talpa.

Asinum querentem quod careret cornibus,
Et simium, quod caudæ honore, hoc arguit
Sermone talpa: qui potestis hanc meam
Miseram intuentes cæcitatem hæc coqueri?

Denselben Sinn finden wir in Saadi's Dichtergarten, übersetzt vom Freiherrn von Schlechta:

Daß eig'ne Noth dir kleiner scheine,
Betrachte größere als deine.

Budik.

Geschichtliche Notizen.

1. Warmbad bei Villach.

Ober dem Warmbade bei Villach dehnt sich eine Ebene (ein sogenanntes Plateau) in der Richtung von Süden nach Norden aus, auf deren nördlichem Theile die französische Regierung zur Zeit der letzten Occupation Oberkärntens einen Volksgarten anlegen ließ, dessen Spuren sich noch erkennen lassen. Bei dieser Gelegenheit wurden mehrere römische Alterthümer ausgegraben und in späterer Zeit ebendort in einer Felsenspalte römische Münzen aufgefunden.

Auf dieser Hochebene befinden sich über 60 künstliche, mit Rasen überdeckte runde Hügel (tumuli) von verschiedener Größe, welche das umwohnende Landvolk die „Riesen- oder Heiden-Gräber" nennt. Die größten dieser Hügel haben einen Durchmesser von 3 bis 4 Klaftern und eine Höhe von 6 bis 8 Schuhen. Sie sind in keiner Ordnung gestellt, scheinen übrigens schon sehr alt zu seyn und viele derselben sind durch die Unbilden der Zeit schon beinahe ganz flach geworden.

Welche Bestimmung diese künstlichen Hügel hatten, läßt sich beim Mangel aller Anhaltspunkte nur vermuthen; wahrscheinlich werden sie — wie die Volkssage sie bezeichnet — Gräber gewesen seyn.

Vor zwei Jahren wurde einer dieser Hügel näher untersucht, jedoch außer einigen Felsstücken, welche etwa zwei Schuhe unter der Oberfläche in der Mitte geflißentlich zusammengestellt worden seyn mußten, nichts Bemerkenswerthes gefunden.

Von dieser Hochebene führt ein alter Weg, der „Römerweg" genannt, nach Federaun. An den Stellen, wo dieser Weg über Felsen läuft, gewahrt man unverkennbar Arbeit von Menschenhand.

Vor längerer Zeit befand sich an einem Felsen unter dem Thurm, der ob der Federauner-Brücke steht, eine ausgemeißelte Nische, und in dieser auf einer Steinplatte von weißem Kalkstein eine Inschrift über die Herstellung obigen Weges, welche Inschrift später herabgenommen wurde und jetzt an der Stiege vor dem Hausthore des Bauers Bartlitsch zu Federaun angebracht ist.

Am obern Theile dieses Steines sind zwei Wappen mit der Jahrzahl 1575 ausgemeißelt; die Inschrift daran aber lautet buchstäblich so:

„Aus Verordnung des Hochwirdigen Fürsten vnd Herrn „Veitten des Geschlechts von Wirzburg, Bischofen zu Bamberg „Rath vnd derselben Herrschaften in Kernten Bizdomb der „Edl vnd gstreng Herrn Georg von Wichsenstain zu Kirch„schobach; ist dieser Neuer Füeweg (Viehweg) oben durch die „stainfelsen vnd von Villach bis hinein auf die windisch Pon-

„täfl durch derselben Mauteinemer, den Ernvesten Christoffen „de la Grota allen durchraisenden vnd gemainen Nutz zu guten „gemacht, gbessert und im 1575 Jar verfertigt worden."

Es darf wohl nicht erst umständlicher besprochen werden, daß das Canalthal, ein Theil des unteren Gailthales mit Federaun, und Villach zu jener Zeit dem Bisthume Bamberg gehörten.

Nicht ohne historisches Interesse sind die in dieser Inschrift vorkommenden Worte: windisch Pontafl, weil daraus hervorgeht, daß der Ort Pontafl — heut zu Tage nur von Deutschen bewohnt — früher slavische Einwohner hatte, was auch durch die noch gegenwärtig vorkommenden slavischen Benennungen von Grundstücken, Wiesen, Bergtheilen u. s. w. so wie durch eine Urkunde des 17. Jahrhunderts bestätigt wird.

Derlei slavische Benennungen sind: Brisia (Birkenwald), Bombasch (Baumwolle), Diesa eigentlich Dieza (Vertiefung), Gumischou (Hügel oder Kogel), Jama (Grube), Karnitzen (Kesselthal), Malvrch (Kleingupf), Otscha (Vater), Politzen (Gesimse, Gestell, in weiterer Bedeutung wohl auch: terrassenförmiges Felsgebirg), Planja (Ebene), Prosia (Hirseacker), Repscha (Rübenfeld), Ravna (Ebene) u. s. w.

Die früher erwähnte Urkunde *) ist folgenden Inhaltes: „Mittels Erlasses des bambergischen Pflegers im Canalthale, Hans v. Ehegarter, ddo. Straßfried den 18. Juli 1661, wurden nämlich die Kämmerer und Gemeindevorstände von Pontafel, Saifnitz u. s. w. als Federaun'sche Unterthanen wegen Richtigstellung ihrer allfälligen Rechte und Ansprüche auf Waldungen im Canalthale angewiesen, am 29. Juli 1661 in Wolfsberg vor dem bamberg. Vicedom mit den betreffenden Original-Urkunden zu erscheinen, wobei der Anhang beigefügt ist, „daß unter den Abgeordneten immer Einer der deutschen Sprache kundig seyn müsse"; aus dieser Urkunde ist mithin zu entnehmen, daß ein Theil der Bewohner von Pontafel damals blos slavisch gesprochen haben müsse.

Auf das warme Bad nochmals zurückkommend, so ist zu vermuthen, daß die dortige Heilquelle bereits die Römer gekannt und benützt haben werden, da ganz in der Nähe dieses Bades, wie wir schon zuvor bemerkten, römische Alterthümer gefunden wurden, die eine der römischen Reichsstraßen, welche nach der Peutinger'schen Tafel von Aquileja nach Virunum (im Zollfelde) führten, nächst dem Bade vorüber ging, und nach unserer Annahme die römische Poststation Santicum an der Stelle des heutigen vom warmen Bade nur eine kleine Strecke entfernten Villach gestanden ist.

2. St. Kanzian bei Finkenstein.

Der Burgruine Finkenstein gegenüber erhebt sich gegen Westen eine bewaldete Bergkuppe, welche gegen Südwest steil abfällt; darauf steht das Kirchlein St. Kanzian. Dort wurde vor einiger Zeit nicht ferne vom Kirchlein ein römisches Grab aufgedeckt, welches mit fein in Quadrat zugemeißelten Steinen eingefaßt war, einige verstümmelte Knochen enthielt, und in dem ein Paar goldene Ohrgehänge gefunden wurden, welche in den Besitz eines Landwirthes in der Umgebung gelangten. Von der Grab-Einfassung ist noch der massive Boden-Stein von grobkörnigem weißen Kalksteine vorhanden.

3. Grabdenkmal zu Möchling.

In der Kirche zu Möchling an der Drau unter Grafenstein befindet sich rechts vom Eintritte in die Kirche eine Seitenkapelle, und in dieser das sogenannte Grab des Alpuvin oder Albuin, Gemahles der Hiltegart, welche als Heilige verehrt wird, in der zweiten Hälfte des X. Jahrhunderts urkundlich vorkommt und im Jaunthale begütert war.

In dieser Seitenkapelle steht nun auf einem gemauerten Piedestal eine bei vier Schuh lange und zwei Schuh hohe aus Holz sehr künstlich geschnitzte Kirche im gothischen Geschmacke, welche nach der Volkssage ein Mönch im Mittelalter verfertigt, und zur Vollendung acht Jahre gebraucht haben soll. Nach der Sage soll die Kirche zu Möchling Hiltegarts Gemahl Albuin gegründet, und sich dieselbe nach einer langen Pilgerfahrt an mehrere heilige Orte als Ruhestätte gewählt haben.

Wie sich Referent überzeugt hat, ist dieses Grabmonnment noch sehr wenig gekannt, und noch weniger besucht worden, und doch verdient es allein schon eine Wallfahrt nach Möchling, weil dieses zierliche gothische Werk jeden Kunstfreund sehr ansprechen wird.

(Der Beschluß folgt.)

*) Das Original befindet sich im Pfarrarchive zu Uggowitz im Canalthale.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung.)

1570 den 2. October zu Kornburg.

Schreiben des Sigmund Freidl an seinen „Schwager" Doctor Roggenbach zu Nürnberg auf dem Weinmarkte.

Das ihm überschickte Schreiben desselben an seinen Bruder Andreas werde er diesem übergeben, sobald er mit diesem zusammenkommen werde. Andreas werde sich wegen der ihm gemachten Vorwürfe selbst vertheidigen und werde das, was er begonnen, gewiß durchführen. Rücksichtlich der Vorwürfe, welche er (R.) durch Veit Ayrer ihm (Sigmund) mündlich habe machen lassen, fühle er sich völlig schuldlos; seine Mutter aber habe ihm durch die Gärtnerin sagen lassen, daß Roggenbach es darauf angelegt habe, ihn durch List und Schrecken von Nürnberg wegzubringen, und daß er auch ihre Güter in seinen Besitz zu bringen trachte, und daß er sich geäußert habe, er (Sigmund) möge zusehen, wie er die ihm testamentarisch zugesagten 1000 fl. Einkommens bekommen werde. Durch diese Reden, über welche sich seine Mutter, wie sie es könne, verantworten möge, verleitet, habe er allerdings, aber nur im Scherze, sich geäußert, daß er, wenn er dieß erleben sollte, mit ihm (R.) „Hinterruckß vmbzugehen" entschlossen wäre und daß er seinen Erbtheil, an den er eben so gut wie seine Brüder Anspruch habe, „eher absengen und zu nichte machen" als verlieren möchte. Indessen habe er dieß nur „im schwanck one gefahr" gesagt und sey stets besserer Hoffnung gewesen. Da er aber vermerkt habe, daß Roggenbach ihm wirklich nachstelle, um ihn sein Leben lang schuldloser Weise in den Thurm werfen zu lassen und daß, wie er durch die Gärtnerin gewarnt worden sey, die Häscher schon auf dem Wege seyen, ihn zu ergreifen, da habe er im Bewußtseyn, daß er eine solche Gefangenschaft nicht verdiene, die Kuh und 1½ (!) Schweine niedergeschlagen, deren Fleisch man ja doch noch essen könne, und die Fenster und den Ofen zertrümmert, die man ja doch wieder machen könne, damit doch eine Ursache da wäre, weßhalb er eingesperrt werden könnte. Darauf sey er fortgegangen und umherschweifend nach Kornburg gekommen und so der Gefahr entgangen. Seine Aeußerung, ihm (R.) „mit Prennen" Schaden zufügen zu wollen, sey nicht ernstlich gemeint gewesen. „Parolae non sono spadae." Er sey ihm vielmehr zugethan und möchte ihm Alles zu Liebe thun. „Dadurch vnd (durch) vielerley

gedanken allerley nachdenkens hab ich einen zeriten (zerrütteten) irrigen sinn vnd melancholia bekhommen, ja auch ein hart conscientz, auch schwachheit meines hertzens: Gott pessers mit mir. Amen."

Nachdem er hierauf in langen schwülstigen Tiraden, die seine Halbbildung und seinen „zerriten sinn" wirklich beurkunden, vollkommene Besserung seines Lebenswandels verspricht, sagt er, daß er, wenn man ihm 400 fl. baar ausbezahlte, auf alle seine Erbschaften von Vater, Mutter, Oheimen &c. völlig Verzicht leisten wolle, da er aus Deutschland wegziehen und Unterthan einer fremden Nation werden wolle. Damit er aber aller seiner bürgerlichen Pflichten frei, ledig und los werde und mit einem ehrlichen Namen in's Ausland ziehen könne, sollte ihm seine Freundschaft (seine Verwandten) seine Schulden bezahlen. Diese seyen: 1) in Erfurt 200 fl., 2) zu Pahrstorf 208 fl., 3) zu Erfurt 600 fl.; 4) ferner daselbst 35 fl., 5) ferner daselbst 200 Thaler „das ist 226 fl.", (also der Thaler zu Erfurt 1 fl. 7 kr. 3⅓ dn.), 6) in Würzburg 45 Thaler d. i. 55 fl. (1 Th. 1 fl. 13 kr. 1⅓ dn.), 7) Noch hernach auf's Neue 74 fl., 8) dem Christoph Schweiger zu Augsburg 100 fl., 9) dem Andreas Regensueß 45 Thaler d. i. 52 fl. (1 Th. 1 fl. 9 kr. 1⅓ dn.), 10) dem Christoph Höffling zu Münster 6 Thaler d. i. 6 fl. 48 kr. (1 Th. 1 fl. 8 kr.) 11) dem Hans Gauger zu Augsburg 21 fl. (Sämmtliche Schulden betrugen 1577 fl. 48 kr.).

Mit dem Hohenhauser und dem Grafen wolle er sich wegen seiner Schulden an sie schon selbst abfinden; er fordere nur die Bezahlung der oben angeführten Schulden und könne sie mit Recht fordern, da er den ihm aus der Verlassenschaft seines Oheims Georg Freidl gebührenden Erbtheil vom Oheime Bartlmä noch nicht erhalten habe, dieser aber Georgs Testament nicht umstoßen könne.

Mit der Anforderung, ihm seine Schulden zu bezahlen, habe er der Freundschaft nur etwas Angenehmes erweisen und Unglimpf ersparen wollen. Denn bei den reichen Erbschaften, die ihm schon angefallen seyen und noch anfallen müßten, wäre es für ihn ein Leichtes gewesen, unter den Fremden (Nichtverwandten) Leute zu finden, die seine Schulden übernommen hätten; und wenn die Freundschaft nicht zahle, werde er auch zu jenem Mittel schreiten und ihr seine Gläubiger auf den Hals hetzen, die ihre Bezahlung gewiß zu finden wissen würden. Er hoffe jedoch, daß die Freundschaft ihn nicht zu diesem Schritte treiben und ihn, der doch so ganz schuldlos sey, nicht so hart verletzen werde. „Einem Erbaren Wollweisen Rhat der Hochlöblichen Statt Nurnberg begere (?) ich mit Euerm Rhat ein Puechlein, so Ich mit grosser Leibsgefahr bekhemmen habe, so sich nennet: Benedictum Thesaurum Mundi. Libri: trini. zu presentiren, darinen begriffen die höchste Tinctura uff Rott vnd Weiß, mit einer gantz philosophisch erklärung vnd anzaigung wahres Berichts deß gantzen Erdpodens Haimligkeit gegen deren Elemente, was Gott dem menschen zum Pesten erschaffen, vntergeben hat" — — — „darinnen werdet Ir lesen vnd finden, auch (er-) gründen, was meinen Bruder Endreß vnd alle Laboranten grobheit, Narheit, Plendung vnd Gottsgabentziehung heylet."

Sodann empfiehlt er dem Rathe der Stadt Nürnberg einen Wundersmann, der in der cura Medicinæ ein zweiter Theophrastus sey, den alle Potentaten zu ihrem Arzte haben wollen, der aber keinen Potentaten unterwürfig seyn wolle, indem er nicht nach Geld und Geldeswerth trachte, auch dessen nicht bedürftig sey, sondern nur um Gotteswillen curiren welle. Was er bei diesem Manne gesehen, habe noch Niemand gesehen, „dann Experientia dat intellectum; darumben dankh ich Gott. Zum Ringisten so ich im Niderlandt vnter Westall (Westphalen?) von Ime gesehen habe, ist gewest ein Kollnisch (Elle) lang Messer von Eisen vnd Stael gemacht, dergestalt durch ein Wasser zugerichtet bestenndig. (Das Messer ist nach der Quere in vier Theile getheilt. An der Spitze Kupfer, dann Silber, ferners Gold und zunächst am Hefte aber Eisen).

Solcher Messer seyen drei gewesen; eines habe der Kaiser, eines der Bischof von Münster Graf Johann von der Heyr, das dritte aber der Wundersmann.

Dies alles, was er geschrieben, könne er dem Ehrsamen Rathe erweisen und wenn man ihn auf einer Lüge erwische, wolle er sich einsperren lassen.

Schließlich spricht er die Hoffnung aus, daß man ihm dießmal nicht mit Vorwürfen, Spott und Androhung von Gefängniß, sondern glimpflich antworten und seinem Wunsche entsprechen werde; auch würde es ihn sehr freuen, wenn jemand von der Freundschaft zu ihm hinaus käme.

Darauf antwortete ihm Dr. Roggenbach Folgendes: Er höre es nicht gern, daß weder bei ihm (Sigmunden) noch bei seinem Bruder Andreas eine Besserung eingetreten sey, sondern, daß sie nur in fremde Länder ziehen wollten, um auch dort die Leute übel anzusetzen und ihnen Lügen für Wahrheit zu verlaufen. Er (R.) und die Seinigen hätten nichts bei ihm (S.) zu thun und wollte er (S.) dem Rathe von Nürnberg etwas präsentiren, so möge er es nur selber thun. Was seine Entschuldigungen betreffe, so möge er nur die Gegenklagen seiner Mutter und seines Bruders Christoph anhören, welche ja auch nicht das Licht scheueten. Habe er von diesem oder von ihm (R.) etwas zu fordern, so möge er nur kommen und es suchen, wie es Recht sey. An seinem Wundersmann habe er „newen Zaanprecher bekhumen; wie er den frumen Graven umbgefürt, so wolte er auch gern einen Ersamen Rhat plenden; weee nit seines Beruffs (solche Leute zu empfehlen)" &c. &c.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

Die Redaktion wurde ersucht, im Nachhange der in unserm Blatte Nr. 38 vom 19. September d. J. besprochenen Herausgabe der III. und VI. Lieferung der Kunstdenkmale der Vorzeit Oesterreichs, von Springer und Waldheim in Wien, betreffend das Petersschloß und die St. Bartlmäkirche zu Friesach, nachstehende Berichtigung beizufügen:

„In dem die betreffenden Kunstblätter, des sehr beschränkten Umfanges wegen nur höchst übersichtlich, begleitenden historischen Texte hat sich im erwähnten Hefte auf der ersten Seite, unter der Aufschrift „Friesach", zweite Spalte, 3. und 4. Zeile eine bei der Correktur übersehene kleine, aber die Uebereinstimmung störende Auslassung des Wörtchens: zu ergeben. Es soll nämlich heißen: „und übergab im Jahre 1043 ihr ganzes Eigen, somit auch zu Friesach, zur Verfügung des hohen Metropoliten zu Salzburg."

Da diese dem nächsten Hefte bemeinte Berichtigung, wegen dessen verzögerter Herausgabe, zu zwischenzeitigem Mißverständnisse Veranlassung geben könnte, wird dieses zur gütigen Verbesserung für die Besitzer dieses Heftes hierorts bemerkt.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 46. Sonnabend, den 14. November. 1857.

Eine Mondnacht in Gastein.

Ein Sonnentag ging sanft zur Rüste
Mit seiner schwülen Sommergluth,
Nur noch am Kamm der weißen Firner
Der letzte Glanz des Tages ruht;
Es mahnet dieser Scheideblick
In's Haus, das schützende, zurück.

Die braune Nacht mit ihren Schauern
Und bangem Dunkel rückt heran —
Doch mählig kündet schon der Osten
Des Silbermondes Zirkelbahn — —
Er kömmt, vom Sternenheer bewacht,
Und traulich wird die düst're Nacht.

Die Sterne funkeln durch die Wölkchen
Wie frohe Träume der Natur;
In alter Majestät bestreuet
Der Mond mit Glanz die Alpenflur,
Des Gletschereises blaues Meer,
So mährchenhaft, so geisterhehr.

Wie auch die Wasserstürze donnern,
Der Perlenstaub wie Blitze glüht,
Die Wogen rasch einander jagen,
Der Steine Rollen Funken sprüht:
Wiegt Harmonie uns lieblich ein,
Als wär' sie unser Mütterlein.

Welch' mächt'ge Hand wirkt dieses Wunder,
Die solchen Widerspruch besiegt,
Der wie im Reich' von Fels und Fluthen
Am Menschenherz oft drückend liegt?
Es ist des Heilquell's Genius,
Des Himmelsboten Vatergruß!

Er breitet seine Seraphschwingen
Und segnet Berg und Menschenherz,
Gießt Balsam in die Feuerquelle
Und hebt den Menschen himmelwärts;
So waltet üb'rall Gottes Hand,
Und weis't zum ew'gen Vaterland.

Im August 1857.

M.

Eine Reise durch das Maltathal bis zum Groß-Elend-Gletscher.

Vor Jahren schon, so oft ich in der Karte unseres schönen Ländchens den langen Lauf der Malta verfolgte, entstand in mir der Entschluß, dieses von Fremden selten besuchte Thal und den Schluß desselben, das Groß-Elend und dessen Gletscher, zu besichtigen. Die schönen heiteren Tage dieses Sommers begünstigten jeden Ausflug, und darauf rechnend, verließ ich, mit dem Nöthigsten versehen, frohen Muthes Klagenfurt, um diesem vertassenen Winkel unserer Heimath entgegen zu eilen. Im heftigsten Regengusse kam ich in Spittal an; — nach Regen folgt Sonnenschein — dachte ich, und ging noch Abends nach Gmünd, wo ich ja werthe und theuere Freunde hatte, um nöthigenfalls ein Paar Tage in ihrem Kreise angenehm zu verleben.

Und wirklich ward mir durch zwei Tage die beste Muße, den Stand des Barometers zu beobachten, das sich durchaus nicht zum „Steigen“ bequemen wollte, weßhalb ich eben dort war. Im Maltathale sah es immer düster aus, und nur der schön bebaute Maltaberg glänzte mit seinen Feldern, Wäldern, Felsen und Alpenweiden manchmal im Sonnenlichte, doch der Tauernwind brauste noch nicht über seine Hochflächen, und im tiefen Thale ballten sich die Nebel finster und dräuend, Jedem die Sehnsucht benehmend, in die Geheimnisse zu dringen, die sie verdecken. Oft ging ich zur Maltabrücke, erstieg die alte Burg; keine Bergesspitze, kein Gletscher zeigte sich meinem Auge. Endlich am dritten Tage Morgens zog es frisch und kühl vom Thale heraus — das Barometer stieg! Bald war alles Nöthige besorgt, Viktualien eingepackt, und eine „Tschutra“ von ziemlichem Umfange mit trefflichem Naß gefüllt, die mir im Vorgefühle der Beschwerden mit unbeschreiblicher Lieblichkeit unter der Reisetasche entgegenleuchtete. So ausgerüstet, fuhr ich gegen Mittag nach Maltein, wo mich schon der h. H. Pf. K., der sich mir associrt hatte, und in dessen liebenswürdiger Gesellschaft ich die ganze Alpenfahrt mit doppelter Freude und dem Genuß der gegenseitigen Mittheilung zurücklegte, erwartete. Ein Träger wurde in der Person eines jungen, mehr kleinen aber breitschulterigen Alpensohnes gedungen, bepackt, und mit der Bürde, die ich noch durch eine „Kotze“ vermehrte, was sich als sehr vortheilhaft erwies, vorausgeschickt.

Bald fuhren auch wir am sonnigen Gelände des Malta berges recht munter und vergnügt in's tiefere Thal, bis der immer schlechter werdende Weg, der stärker wehende Tauernwind unsere Conversation in's Stocken brachte, und ich somit Zeit gewann, den Wolkenzug zu beobachten, welcher wichtigen Beschäftigung sich auch mein Herr Reisegefährte unterzog, ohne zu einem besonders günstigen Resultate zu gelangen. — So lieblich und freundlich sich das Maltathal

von Gmünd aus zeigt, so friedlich die Malta dessen Auen durchrauscht, — der sanfte idylische Charakter desselben verliert sich bald hinter dem Dorfe Maltein, und nur das Lustschloß Dornbach sieht von einer sanften Anhöhe zwischen Waldesdunkel auf die lieblichen Gelände, die sich am Fuße desselben ausdehnen. Die Erlengebüsche mehren sich, Steinblöcke liegen zerstreut umher, das Rauschen der Malta dringt leise zu uns, und nur der ebene Thalboden, einzelne Felder und Gehöfte mahnen, daß die Alpenregion noch nicht erreicht ist. Enger wird das Thal, beinahe senkrecht erheben sich die Bergesriesen; zur Rechten stürzt der „Fallbach", hoch in der Perschitzalpe entspringend, in mehreren Cascaden in die Tiefe, dessen Wellen im kleinen Rinnsale, zwischen abgestürzten Felsblöcken sich durchwindend, ruhig der Malta entgegeneilen.

In kurzer Zeit hält unser Gefährte bei dem letzten Gehöfte, Koschach genannt, zugleich die Grenze des Feldbaues. Vom andern Ufer winken uns die Gebäude des Pflügelhofes, hinter dem das Silberband des Göß-Falles herüberleuchtet, dessen Fluthen, aus dem Göß-Graben kommend, an der Höhe des Säuleck's ihren Ursprung haben. In diesem an Naturschönheiten so reichen Gebiete sind nebst vielen andern auch zwei von entgegengesetzten Felsenwänden in einander stürzende Wasserfälle bemerkenswerth. Wenig Einheimische noch weniger Fremde besuchen die einsamen Schluchten, und ungekannt und ungeschaut stehen die großartigsten Bilder unserer Alpen hinter ihren Bergen. Auch führt durch den Göß-Graben ein Pfad über das „Schartl" un das Säuleck nach Döfen, von Malnitz nur eine halbe Stunde entfernt.

Unser Träger wartete an der „Brandstatt" mit essigsaurer Miene, da der heftige, eisigkatte Wind uns eben so katten feinen Regen in's Gesicht peitschte. Auf mein Bedauern behauptete er zwar, es wäre eigentlich kein Regen sondern nur „Bladen"; ich konnte aber trotz dieser Zusicherung keinen Unterschied zwischen beiden Naturerscheinungen finden, da sie in ihrer Substanz und Wirkung die gleichen Eigenschaften verriethen. Der unangenehme Eindruck wurde durch eine Flasche herrlichen „Vöslauers" verscheucht; frohen Muthes und in sicherer Erwartung auf das Gelingen unseres Unternehmens griffen wir nach den Alpenstäben und gingen wahren Wolkenbergen entgegen, die der Wind aus dem inneren Thale uns entgegen jagte.

Zur Rechten erhebt sich der hohe „Loibsch" über seinem breiten und hohen Fuße zu ungeheurer Höhe, auf drei Seiten senkrecht abfallend endet er in einen gigantischen Kegel, der, auf dieser Seite unersteigbar, an der östlichen Abdachung einen grünen Alpenrücken bildet, über dem man die höchste Spitze dieses schönen Gipfels leicht erreicht.

Eine beschränkte doch großartige Aussicht erschließt sich den Blicken des Besteigers. Die ganze Gletscherwelt des großen und kleinen Elends, überragt von der eisigen Hochalpspitze, alle die Silberhäupter, die vom Ankogl bis zum Hühnersberge aufgebaut, die Felsenzinken des Sonnblicks und Faschaunernocks, die grünen Alpen des Liserthales mit ihren Gräben und Schluchten gewähren den erhabensten Anblick der großen Alpennatur; — reichlich findet sich der Freund des Schönen belohnt für die Beschwerden, die als Preis für solchen Genuß an dieser Höhe längst vergessen sind! – Angenehm überrascht der Aslingfall, der über einen in's Thal vorspringenden Felsen des hohen Loibsch gegen die Nordseite des Thales stürzend sich erst in unmittelbarer Nähe zeigt. Nur zwei feine Silberbänder flattern an der Wand; die Wassermenge war in Folge des heißen Sommers zwar sehr klein, doch die Umgebung von so alpenhafter Ruhe und traulich, die Wildheit durch Wiesen mit dem schönsten Grün so wohlthuend gemildert, daß es mich Wunder nimmt, ihn nirgends erwähnt zu finden, und noch kein Künstler die liebliche Scenerie zum Gegenstande seiner Studien machte. Wie erst, wenn reiche Wassermassen sich im Strahle der Sonne in die Tiefe stürzen, deren Staub noch als Regenbogen in den schönsten Farben den Wanderer ergötzt?

Der Weg führt bald durch einsame düstere Waldpartheien mit hohen Ahorn- und Buchenstämmen, bemoosten Lärchen und Fichten, bald zwischen abgestürzten Felstrümmern, und umgeworfenen Bäumen über der wildtosenden Malta allmählig aufwärts, die, so wie die ganz nahe gerückten hohen Alpen mannigfache Abwechslung bieten. Die Sonne, die bisher diesen schönen Bildern ihre glühende Färbung entzog, zertheilte die Nebelmassen, die die Höhen bedeckten, und heiter strahlend zierte sie mit ihrem Lichte den Melnikfall, den wir beim „hohen Steg" erreichten. Die beste Ansicht dieses schönen Wassersturzes genießt man von der linken Thalseite, die man über den „hohen Steg" gewinnt. Nur wenige Schritte dem Ufer der Malla entlang zeigt er sich in seiner vollen Größe. Er kommt von der Melnikalpe am Sonnblick, und stürzt bald über senkrechte Wände, bald über schiefe Felsflächen mit großer Wasserfülle der Malta entgegen, die unter der Brücke, einen Absturz bildend, ihren naßen Staub bis zu unserem Standpunkte emporwarf.

Nach kurzem Aufenthalt, den wir der Betrachtung der schönen Natur gewidmet, folgten wir dem Pfade, der am Abhange eines vorspringenden Bergrückens lange Zeit sanft aufwärts führt; das Thal engt in eine wilde Schlucht, durch die sich die Malta mit lautem Donner in vielen Abstürzen windet; von den Höhen blicken allerorts die kleinen Alpenhütten freundlich hernieder, als ob sie sich hinauf geflüchtet an die grüne Brust der Berge, und sehen mit Zuversicht in die tobende Fluth, die sich ohnmächtig unter ihnen an den Felsen bricht.

An der Höhe, die wir erstiegen, ist die zweite Thalstufe erreicht — umgeben von gewaltigen Bergen öffnet sich das schöne Hochthal, und inmitten der üppigsten Triften winkt einladend zu erquickender Ruhe die erste Alpenhütte, zum „Trax" genannt, entgegen. Zwar begrüßt uns keine schmucke feurige Alpenrose, nebenbei gesagt, in unserem Ländchen sehr rar; wir wurden aber von einer nett und reinlich gekleideten Matrone willkommen geheißen, traten in die gastliche geräumige Hütte und stärkten uns mit dem köstlichsten Quellwasser, das ich je getrunken.

Die Sonne erreichte den Rand der Berge und spornte uns zur Eile, denn einmal hinter ihnen verschwunden, bricht ohne Dämmerung die Nacht herein, wodurch man Gefahr laufen könnte, am halben Wege umkehren zu müssen, oder gar an Ort und Stelle den Anbruch des Tages zu erwarten. Wir gingen einem mächtigen Bergwall an der linken Thalseite entgegen; der Donner der Wasserfälle dringt in das sonst so stille Thal, und läßt uns ahnen, welche Werke die Natur sich hier erbaut. — Die Erwartung beflügelt unsere Schritte — vor uns von hoher Felswand stürzt der Hochalpfall senkrecht in die Tiefe! Seine große Wassermenge erhält er aus dem Gletscher, der den Hochalpspitz umgürtet, und das ganze Alpengebiet bis zum Ankogl und zur Hafnerspitze unter seiner eisigen Decke vereinigt. Schwer trennt sich der Wanderer von diesem erhabenen Anblick — eine kurze Wendung, und zwischen Fichtengrün leuchtet eine stille Wasserfläche herauf, er tritt näher — die ganze Malta stürzt aus einem finstern Schlunde, der Staub glänzte in den schönsten Regenbogenfarben, von den letzten Strahlen der Sonne geküßt über den grün und blauen Spiegel, dessen Fluthen am Ausfluß einen Wirbel bildend mit rasender Eile die Schlucht hinunterrauschen.

Wir sind am „blauen Tumpf". — Vor Jahren noch von bedeutenderer Ausdehnung, wurde er durch einen Geröll-Absturz eingeengt, aber noch immer groß und mächtig bleibt er eine der schönsten Zierden unserer Heimath. — Lange standen wir an der Höhe, gestützt auf unsere Alpenstäbe, ich konnte mich nicht trennen vom gewaltigen Schauspiele, und ließ die Fluthen brausen und donnern um mich her — bald verschwand der Regenbogen, das Blau des Wassers ging in Schwarz, das Grün in Grau über — ein kalter Nord weckte uns aus stummer Bewunderung, und zeigte mit rauher Hand den Weg, den wir zu wandern hatten.

Ueber abgestürztes Gerölle gelangten wir in kurzer Zeit zur „hohen Brücke", die, über die Malta geschlagen, uns die andere Thalseite gewinnen läßt. Grauenhaft ist der Anblick in die schäumende Fluth; zwischen Felsgängen oft ganz verschwunden tobt der Wildbach in vielen Abstürzen dem „blauen Tumpfe" zu, um dann mit gebrochener Kraft die erste Alpe zu bewässern. Mit Recht kann hier der Schluß des Maltathales bezeichnet werden; der andere obere Theil hinter den es abschließenden Höhen, näher den Gletschern, ist von solcher Verschiedenheit, daß er als ein eigenes Ganzes für sich betrachtet werden muß. Auch die Malta, die wir der Kürze wegen immer so nennen wollen, verliert ihren Namen, und durchrauscht jetzt als „Elendbach" den tiefen Graben, der sich selten zum Thale ausweitet. Ein schöner Wald, mit hundertjährigen Stämmen, feuchten Moosen und üppigen Rhododendron-Gebüschen nimmt uns auf; er ist der Rest jenes Urwaldes, der sich viele Stunden an beiden Thalseiten ununterbrochen bis zur „Samerhütte" ausdehnte. Der Mensch drang in diese Wildniß, und die brausenden Wellen der Malta trugen die gefällten Bäume den Eisenwerken entgegen. Der Saumpfad führt uns einer Wand zu, deren höchste Zinken durch die Gipfel der Bäume im letzten Sonnenstrahle erglühen, ein Vorsprung an derselben gewährt uns einen Blick in den „Elendgraben", an dessen Beginn wir angelangt. Uns zur Rechten strebt die durch zwei Stunden dauernde überhängende „Langwand" kühn empor, über ihr rauscht der „Mahralpfall", der letzte benannte, und an der linken Thalseite ein eben so mächtiger Wasserfall in die bodenlose Tiefe, und bilden so gleichsam die Säulen des Thores, durch das wir das Alpengebiet betreten. Nicht weit vom „blauen Tumpf" wäre die „hohe Brücke" und der „Mahralpfall" das Ziel der Besucher des Maltathales, wenn nicht letzterer, gedeckt durch den spärlichen Rest des oberwähnten Urwaldes, dem Blicke entzogen wäre. Nur einige Bäume wären zu beseitigen, und mit Freuden würde er als einer der schönsten der ganzen Route bewundert, ohne daß man bemüßigt wäre, die erste Höhe der „Langwand" zu erklimmen.

Sanft stiegen wir von Thalstufe zu Thalstufe empor, der zurückgelegte mehr als fünf Stunden lange Weg wurde durch die Reize der Natur sowohl als seiner Bequemlichkeit halber zu einer angenehmen Alpenfahrt, doch jetzt führt der Pfad hoch und steil die „Langwand" hinauf, hohe Treppen bildend, wo große Steine gegen den Abgrund aufgehäuft, theils Baumstämme mit eingehauenen Stufen an die Wand angelegt als Brücken über die von allen Seiten ablaufenden Gewässer dienen, deren monotones Rauschen, so wie der wüste Charakter der Gegend ringsum in uns eine unangenehme düstere Stimmung hervorrief. Dazu der eisig kalte Wind, der uns wieder mit Regen und Schnee überschüttete, die einbrechende Nacht, obschon die Uhr erst 5½ Abends zeigte, nöthigten uns zur größten Eile; und erst, als wir die „Aramhauerhütte" in der Tiefe erblickten, siegte die gute Laune im angenehmen Bewußtseyn, die Höhe der „Langwand" erreicht zu haben, und somit nicht mehr ferne von unserer Nachtherberge zu seyn. — Nach halbstündigem beschwerlichen Marsche gelangten wir zum Felsen, an dessen Spitze die Hütte erbaut ist; ein unergründlicher Koth lagerte sich davor; der Regen hatte den steilen Felsen schlüpfrig gemacht, kein Laut ließ sich vernehmen, was uns vermuthen ließ, die Hütte sey unbewohnt. Den Felsen mehrere Male umgehend gab uns endlich der Ton einer Viehglocke die Richtung der Thüre an, die wir in der Dunkelheit nicht bemerkten. Rasch erklimmten wir die Höhe und traten in einen von Ziegen vollgepfropften Raum, die uns Fremdlinge mit unruhigem Geblöcke empfingen. Vergeblich suchten wir uns zu orientiren, als eine männliche Stimme uns zu warten bat. Es war der Halter, der die Kühe molk, und bei dieser Operation ein ununterbrochenes Schweigen beobachtete. Er führte uns dann aufwärts in die Wohnstube am höchsten Gipfel des Felsens, wo wir uns, so gut es ging, bequem machten, und nur der steile Fußboden den freien Bewegungen ein höchst unangenehmes Hinderniß bot, was mich, an ebene Zimmer gewohnten Städter bei jedem Schritte in eine gewiße Besorgniß um meine Gliedmaßen brachte. In Kürze war das ganze Personale der Alpe versammelt, bestehend aus drei Haltern, und einer, den Anforderungen eines die Alpen bereisenden Norddeutschen durchaus nicht entsprechenden, Sennin, mit denen wir am Herde bald in eifriges Gespräch über die hierortigen Verhältnisse verwickelt waren, wozu uns die Cabanos trefflich mundeten, während draußen die Stürme brausten, daß die Wände der Hütte knarrten. — Im Vorgefühle der zu erwartenden Beschwerden suchten wir bald das harte Lager, und ließen uns vom Sausen des Windes und dem Rauschen der Malta in Schlummer singen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichtliche Notizen.

(Beschluß.)

4. Eine alte Generaleinnehmers-Rechnung.

Mittheilungen über Gegenstände aus einer entfernteren Vergangenheit sind für uns, wenn sie unser Vaterland berühren, selbst wenn sie sich auf minder wichtige Einzelnheiten beziehen, immerhin von höherem Interesse.

Wir wollen daher aus einer mehr als 250 Jahre alten Rechnung einige Daten, welche von einigem Interesse seyn dürften, mittheilen, welche der damalige kärntnerisch-ständische General-Einnehmer Moritz v. Welzer — aus dem in Kärntens Geschichte berühmten Geschlechte der Welzer von Eberstein — über seine Amtsverwaltung für die Zeit vom 1. Mai 1603 bis letzten April 1604 gelegt hat.

Unter den Einnahmen erscheint nebst anderen Posten insbesondere die Weinmauth an den Landesgränzen Kärntens als eine nicht unbedeutende Rubrik; so hat in jenem Jahre:

	fl.
Das Einnehmeramt an der Mauthen unter dem Kreuzberg, zu der auch Oberdrauburg, Winklern, Lesach und Tröpellach gehörten	6134
jenes zu Pontafel	12,055
„ „ Tarvis	9797
„ „ Unterdrauburg	10,300
„ „ Breiteneck	1972
„ „ Gutenstein	3482
„ am Hammer unter dem Loibl	213

über Abschlag der Einnehmers-Besoldungen und sonstigen Ausgaben eingenommen.

Die Steuer (in der Rechnung Taiz genannt) für Meth, Bier, Brandwein, Tuch- und Seidenwaaren ertrug 1661

Sämmtliche Einnahmen mit Inbegriff der Steuern, aufgeliehenen Kapitalien, Strafgelder u. s. w. betrugen . . . . fl. 377,752

dagegen sämmtliche Auslagen 211,357

Unter den Auslagen erscheint zuvörderst die Summe von 83,873 fl. als Antheil Kärntens für den Schutz der kroatischen Grenze gegen die Türken, unter dem Titel: „Grenzbewilligung", welche Summe an den damaligen Kriegszahlmeister Karl Juritsch ratenweise abgeführt wurde.

Dann folgen die Besoldungen und sonstigen Geld-Emolumente der ständischen Beamten.

An solchen wurden ausbezahlt:

Dem Bartlmä Freiherrn v. Khevenhüller als Burggrafen, an Besoldung 500
an Zubußgeld 400
an Sitzgeld 100
für 1 Aufwärter 50

Dem Domprobsten von Gurk (als ständischem Kaplan) die Besoldung mit 400

Dem Sigmund Herrn v. Liechtenstein als ständ. Verordneten an Besoldung 400
für Quartierzins und an Zubußgeld . 200

Dem Verordneten Franz Freiherrn v. Khevenhüller an Besoldung 400

Dem General-Einnehmer Moritz Welzer v. Eberstein an Besoldung 700

Dem Landesverweser Hanns v. Vasayo zu Braunstein an Zubußgeld 250

Dem N. Ö. Regimentsrathe Georg v. Wucherer an Hülfsgeld 400

Dem Hofkriegsrath Raimund v. Gera in Graz an Zubußgeld 350

Dem ständ. Sekretär Kristof Samitz an Besoldung 300
an Quartiergeld 50
wegen Verrichtung des Sekretäriats in Bamberg'schen Appellationssachen . 25

Dem ständ. Registrator Kristof Roitner an Besoldung 200
für 1 Schreiber 50
an Quartiergeld 30

Dem Schrannenschreiber Jakob Sörger an Besoldung 150

Dem ständ. Buchhalter Simon Patribusch an Besoldung 330

Dem „Spänner" Ferdinand Hammerl an Besoldung 500

Dem Kanzleiverwalter Georg Vorwalder an Besoldung 100

Den vier Schrannen-Advokaten: Dominik Händl, Georg Zechner, Gabriel Dietrich und Andrä Helwig die Pension und zwar jedem . . 65

Dem Zeugenschreiber Andrä Seiter Besoldung 100

Dem „Weißpoten" Erasmus Pichler dto. . 80

Dem Thürmer Hanns Kölbl und „seinen Mitgesellen" Besoldung zusammen 278

Besoldungen der ständischen Kriegsleute:

Dem Landesobristen Bartlmä Freiherrn von Khevenhüller 1000

Dem Rittmeister Friedrich v. Paradeiser 200

Dem Kristof Welchinger „Hauptmann der Fußknechte" an Besoldung und Quartiergeld, dann als „Deputat für die Spielleute" . . . . . fl. 350

Dem Hauptmanne Balthasar v. Ehrnau . 120

Dem Lieutenant Wilhelm Langenmantel . 50

Dem Reiter-Fähnrich Georg Bernhard von Kulmer 40

Dem Wachtmeister Georg Seifried v. Fetzner 30

Dem Feurier Martin Stainperger . . 25

Dem Feldwebl Kaspar Eisert 16

Dem Feldtrommeter Georg Seligman . 144

Dem Heerpauker Georg Glöckler . . . 144

Dem Feldscherer Julius Holder . . . 104

Dem Feldkoch Sigmund Laubinger . . 30

Dem Trommelschläger Jakob Wandlitscher 10

Dem Bereiter Achilles Gnifarin . . . 100

Jedem der drei bestellten Landschafts-Aerzte: Dr. Urban Zußner, Benedikt Moser und Leonhard Faschang 300

Dem Wundarzte Angelus Mensuratus . 80

Der Hebamme 20

Der Stadt Klagenfurt das Deputat „zu hilfreicher Unterhaltung armer Leut zu Handen des Spitalmeisters Hansen Sembler ausbezahlt" . . 300

Der Stadt Klagenfurt zum Unterhalte eines Gerichtsdieners 18
und für den Thurmwächter 75

Dem Hektor v. Ehrnau, welcher, wie es in der Rechnung heißt „von Einer Ehrsamen Landschaft zu dem von Sr. Fürstl. Durchl. Erzherzogen Ferdinand von Oesterreich auf den 20. October 1603 in Graz angestellten Raitstag über die von den drei Landen Steier, Kärnten und Crain geleisteten Grenzbewilligungen, sammt dem ihm adjungirten Buchhalter Simon Patribusch abgeordnet werden, das Liefergeld auf 4 Pferde für die 43½ Tag seiner Reise, für jedes Pferd täglich 12 Kreuzer, im Ganzen 261 fl.

An außerordentlichen Ausgaben kommen in der Rechnung, bei deren Durchlesung die naive und derbe Schreibart jener Zeit oft Heiterkeit erregt, für viele arme Wittwen je 5 fl.; dann zur Ranzionirung mehrerer von den Türken gefangenen Soldaten je 2 fl.; für einen nach Italien ziehenden Studiosen 2 fl., vier „abgeprunnenen Unterthanen 10 fl.; der Magdalena Ertlin „armen verlassenen Wittiben und ihren einfältigen Kinderlen zur hülfreichen Besserung ihres Häusleins 6 fl." dem Urban Paumgartner für das den Herren Ständen dedizirte Encomium der Stadt Klagenfurt „zu einer Ergözlichkeit seiner darunter gehabten Bemühung" 30 Thaler. Dem Buchbinder Christian Schleicher für den den Herren Ständen dedizirten Kalender für's J. 1604 „zu einer Wiederehrung" 6 fl.; ferners haben die Verordneten im Namen „einer Ehrsamen Landschaft Herrn Georgen Wucherer N. Ö. Regimentsrath auf sein Zuschreiben zu seinem Hochzeitlichen Ehr- und Freuden-Tag ein silbernes und vergultes Trinkgeschirr pr. 100 fl. machen lassen. Den Schützenmeistern und Schießgesellen hier zur besseren Uebung im Schießen einen Betrag von 25 fl., dem Apotheker Tobias Steidler für jenes, „was er das ganze Jahr 1603 an Confect, Windlicht, Dinte u. s. w. für die Herren in's Landhaus zu Handen des Weißboten gegeben, 77 fl." J.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 47. Sonnabend, den 21. November. 1857.

Traumbild.

Ich schlief, und träumte —
Mir war's, als schwebt' ich
Draußen im All,
Und Sonnen rollten um mich
Und Sterne,
Groß und funkelnd
Und ewig!

Plötzlich umzog
Finsteres Dunkel
Weithin den Aether —
Und die Sterne rollten nicht mehr,
Denn sie waren nicht ewig;
Und um mich her
Starrte das todte
Unermeßliche Nichts. —
Da war kein Lerchengesang,
Kein Blumenduft,
Und kein Sonnenstrahl!

Und ich suchte die Liebe,
Und fand sie nicht,
Da rief ich den Freund
Und konnt' ihn nicht finden,
Vergebens streckt' ich
Die Arme aus —
Da war kein Erkennen,
Kein Wiederfinden,
Mich selbst ergriff schon
Grause Vernichtung!

Da tönt mir in's Ohr
Plötzlich Lerchengesang,
Und das Morgenroth
Bethaute des Schlafes
Bleierne Schwingen,
Und ich — erwachte
Und freute mich,
Daß ich — war!

Ernst Almwart.

Eine Reise durch das Maltathal bis zum Groß-Elend-Gletscher.

(Beschluß.)

Mit der Ueberzeugung erwacht, daß man ermüdet überall gut schläft, traten wir früh Morgens gerüstet zur Weiterreise vor die Hütte. Ein undurchdringliches Nebelgrau und sanfter Regen drohten unsere Pläne für diesmal zu vernichten. Selbst die Halter weissagten uns nichts Gutes, und heimlich beschlich mich das Gefühl umzukehren, wovon ich nur durch die bereits zurückgelegte Strecke abgehalten wurde. — Mißmuthig, aber mit dem festen Entschluße, so weit als möglich vorzudringen, überschritten wir bei der Hütte die Malta, deren rechtes Ufer wir bis zur „Samerhütte" nicht mehr verließen. Ein größerer Wasserfall nach dem andern hätte uns bei günstigeren Verhältnissen entzückt, doch schweigend zogen wir die kahle, wüste Schlucht aufwärts; nur einmal erweitert, gibt sie einer üppig grünen Wiese Raum, die ihr Seyn dem Fallbache dankt, dessen Fluthen, über ihr aus schwindelnder Höhe stürzend, die ganze Fläche fächerartig überrieseln. Die „Wastelbauerhütte" sah recht wohnlich und einladend vom andern Ufer herüber; aber ohne Aufenthalt eilten wir vorwärts durch die endlosen Steinmassen, die den Thalboden bedecken. Nach zweistündigem beschwerlichen Marsche kamen wir zur „Brennerhütte", einer elenden Behausung am andern Ufer, deren Besitzer, „Allweiner" genannt, als sicherer Führer über die „kleine Elend-Scharte" nach Gastein zu Gebote steht. Kein Freund von Spirituosen verabsäume, die Hütte zu besuchen, da ihn dort ein Gläschen besten Enzian's an der Quelle erwartet.

Die Schlucht wird durch einen vorspringenden Felsen geschlossen, an dessen Höhe eine Brücke auf das linke Malta-Ufer führt, wo wir nach sanftem Anstiege in einer halben Stunde die „Samerhütte" erreichten. Inmitten der üppigsten Alpenweiden gelegen und neu erbaut, trägt zugleich die hohe Lage derselben viel zu ihren Gunsten bei; nicht nur genießt man eine herrliche Rundschau auf alle Gletscher, sondern selbst das mit Steinen übersäete Thal verliert seinen düstern Charakter, indem die zwischen denselben keimenden Alpenpflanzen hervortreten, und der Landschaft eine liebliche Färbung verleihen.

Als der Mittelpunkt der Reise nach Gastein hat die Hütte einige Zukunft zu hoffen, indem alle Jahre mehr Reisende die bis jetzt verlassenen Thäler durchziehen dürften. Da wäre es denn gerade an der Zeit, nicht nur zur Bequemlichkeit solcher Zugvögel die nothwendigsten Bedürfnisse beizuschaffen, sondern auch der Besitzer würde dabei seine Rechnung finden, wenn er dieselbe nach dem Muster des Tauernhauses bei Rauris durch ein Fremdenzimmer vergrößern würde. Beim Auftriebe in die Alpe könnten man-

chem Ochsen Bettzeug, oder andere der Nothdurft dienende Gegenstände aufgebürdet werden, der darum die „Langwand" nicht schwerer ersteigen wird. Die Romantik, die die Alpen so anziehend macht, flieht bei diesen Veränderungen gewiß nicht in unzugängliche Schluchten, sie würde im Gegentheile gehoben, wenn der Reisende nicht zu oft gezwungen wäre, aus der mit Rauch zum Ersticken angefüllten Hütte mit zusammengekniffenen Augen und entsetzlicher Grimasse über Hals und Kopf das Freie zu suchen.

Der heftige Nordwind, der sich erhoben, zerriß die Nebelmassen, durch die wir hie und da die weißen Häupter hervorleuchten sahen; die Sonne drang matt und blaß durch die störenden Schleier, doch über dem Brunnkahr blickte stellenweise das freundliche Blau des Himmels durch, genügend, uns mit neuer Hoffnung auf das vollständige Gelingen unserer Alpenfahrt zu beseelen.

Steil geht es wieder hinunter zur Malta, wo sich die Wege trennen: der rechts führende biegt um das Schwarzhorn zur kleinen Elendhütte, und führt über die „Scharte" gleichen Namens durch das Kötschachthal nach Gastein; — wir aber gehen der Malta entlang, und gelangen zur „Reckbüchelhütte", der einsamen Behausung des „Elendbären", der hier bereits neunzehn Sommer die Schafe hüthet, und dem sein wildes Aussehen so wie sein übergroßer Appetit diesen Namen verschafft haben.

Nach einer Stunde sahen wir uns am Ziele unserer Reise — dem Großelendthale! Die Alpenhütte gleichen Namens, zugleich die letzte im ganzen Gebirge, liegt am Zusammenfluße des Groß- und Kleinelend-Baches, deren Thäler durch das zwischen beiden vortretende Schwarzhorn getrennt sind.

Während bis jetzt die Schlucht sich immer nordwestlich hinzog, biegt sie um das Brunnkahrnock plötzlich südlich ab, so daß mit einem Male das ganze Thal mit seinen Gletschern frei und unbeschränkt vor Augen liegt. Nördlich von unserem Standpunkte erhebt sich das Schwarzhorn zu ungeheurer Höhe; es ist beinahe bis zum Gipfel mit Krummholz überwuchert, während seine Spitze im ewigen Schnee erglänzt, die dem Besteiger eine herrliche Fernsicht gewähren soll. Nordwestlich schimmert der Ankogl, und über der Felswand beeiste Ränder schäumt ein mächtiger Wasserfall, den wir den „Ankoglfall" nennen wollen, in die Tiefe. Südwestlich und südlich senkt sich das Großelend-Kees bis in die Thalsohle herunter, beherrscht von der glänzenden Säule des Hochalpspitzes; eine hohe Moräne ist davor gelagert, aus der, wie aus einem Thore, der junge Wildbach lebenskräftig sein steiniges Rinnsal herunterreißt, während östlich die steilen Felswände des Brunnkahrs kühn in die Wolken sich erheben. Umgeben von diesen in Eis gepanzerten Riesen zieht sich das breite Thal sanft aufwärts, von allen Seiten strömen der Malta mit lautem Rauschen eine Menge Bäche zu, die bald über Felsen stürzend Wasserfälle bilden, bald wie Bänder über geneigte Flächen fließen. Auf allen Abhängen, die im schönsten Grün von den beeisten Höhen sich niedersenken, weiden viele hundert Schafe, im Thale kamen uns Pferde entgegen, und besahen uns mit ihren klugen Augen, näherten sich auf unser Rufen, um dann wieder im raschen Galopp zu fliehen und hinter den abgestürzten Felsen, die allenthalben zerstreut umherliegen, Schutz zu suchen. Eine Heerde Rinder graste, ohne durch unser Erscheinen überrascht zu seyn, ruhig am andern Ufer; während ein Halter mit weitschallendem Jodler uns seinen Gruß von hoher Felswand entgegensandte, den wir nach Möglichkeit erwiederten.

Ueberwältigt von dem erhabenen Anblicke schritten wir langsam dem Gletscher zu. Bald standen wir an seiner Moräne, — nachdem wir bereits eilf Stunden von Gmünd aus gegangen waren. — Wir ließen uns auf Steinblöcke nieder, stärkten uns durch einen Trunk Keeswasser, und begannen nach kurzer Ruhe den Gletscher zu untersuchen. Groß und gewaltig senkt sich der letzte Absturz, eingeengt zwischen dem Brunnkahr und einem vom Ankogl südlich vorspringenden Gebirgsrücken in die Tiefe. Wenig zerklüftet zeigt er nur am untersten Rande einige breite tiefe Spaltungen, so daß es scheint, als stämmte sich eine Riesentatze gegen den Thalboden, um die nachrückenden Gletschermassen im Sturze aufzuhalten. Bequem konnten wir in eine solche breite Kluft einige Schritte eindringen, und gebückt in die grünen und blauen Halden sehen, durch die die abfließenden Gewässer aus ihrer dunklen kalten Wiege dem Sonnenlichte entgegen eilen.

Wir klimmten an der Ostseite aufwärts, doch nur eine kurze Strecke gewannen wir ohne Steigeisen, denn immer steiler erhebt sich der Gletscher, immer gefährlicher wird oben die Zerklüftung. An der ersten Stufe breitet sich der ebene Keesboden aus, und hängt mit dem senkrecht hoch aufstrebenden Kamme des oberen Großelend-Keeses zusammen, über den sich in furchtbarer Zerrissenheit die Gletschermassen gleichsam aufgeschichtet herunterschieben. Leider blieb mir der Rand des Kammes verborgen, da immer störende Nebel seinen Rücken bedeckten.

Aus diesem eisigen Krystallpalaste aufsteigend thront zur Rechten die Hochalpspitze und links der Ankogl, deren stolze blendend weiße Häupter manchmal aus dem Nebel traten, um im nächsten Augenblicke zu verschwinden. Zwischen beiden der gigantische Eiswall mit seinen blauen Stufen, Zacken und Hörnern, kalt und todt — uns zu Füßen das grüne breite Thal, durchrauscht vom schäumenden Gletscherbach, die freien Matten der es einschließenden Alpengelände, geziert durch die vielen Silberbänder, die an den Felsenmauern flattern — welche Verschiedenheit, welche Schönheit in dem kleinen Bereiche des trunkenen Auges!

Nach dreiviertelstündigem Verweilen mahnte uns die Uhr zum Aufbruche; noch ein Trunk vom stärkenden Keeswasser, und fort ging es eilig zur „Großelendhütte". Noch einmal sahen wir zurück, betrachteten das letzte Mal die weiten Alpentriften, die Wasserfälle, den wilden Gletscher — eine Wendung nach Ost, verschwunden war das schöne Bild.

Als ob die Sonne ihre Strahlen nur gesendet hätte, uns die Wunder der Berge zu zeigen, zog von der tiefen Thalschlucht ein Gewitter herauf, welches uns gleich umnachtete, daß wir ganz durchnäßt im schnellsten Laufe, so viel es die Verhältnisse gestatteten, die „Reckbüchelhütte" erreichten. Hier hielten wir unser frugales Mittagsmahl, während uns der „Elendbär" seine Lebensweise erzählte. Der Regen hatte nachgelassen, und mit frischen Kräften setzten wir unsere Rückreise, die „Samerhütte" links lassend, thalabwärts raschen Schrittes fort.

Mit Freude und Staunen besichtigten wir jetzt die vielen schönen Wasserfälle, deren wir an der ganzen Strecke einundzwanzig zählten, und die wir früher in Unmuth über die Mißgunst des Wetters nur eines flüchtigen Blickes würdigten.

Die „Langwand" war erstiegen, steil geht es über die Felsstufen und Leitern hinunter zur „hohen Brücke" und zum „blauen Tumpf", dem wir so wie dem „Hochalpfall" wieder unsere Aufmerksamkeit schenkten. Die „Traxhütte" öffnete sich gastlich, und nach eingenommenem trefflichen Kaffeh

zogen wir heimwärts. Am „Pflügelhof" wartete unser Wägelchen, und nach herzlichem Abschiede von meinem werthen Herrn Reisekollegen in Maltein, fuhr ich im Gefühle der glücklichen Durchführung meiner Alpenfahrt frohen Muthes nach Gmünd.

Sternenheller Himmel leuchtete mir — ich sah zurück in die Berge des Elend — finster und gespenstig lagen die Wolken schwer auf ihnen, als hätte uns heute kein Sonnenstrahl beglückt.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 45.)

1570 am 24. October zu Nürnberg.

Schreiben des Doctors Georg Roggenbach an Mathias Freidl zu Payerhofen, welches dieser nach der Anmerkung auf der Adresse am 20. November, also am 27. Tage erhielt.

Nach dem gewöhnlichen Eingange schreibt er, daß er sich mit den Seinigen und dem jungen Bartlmä bei ziemlicher Gesundheit befinde und daß er letzteren, der ihm viel Unmuth vertreibe, nebst dessen Eltern und einer besonderen Kindsmagd bei sich habe, was ihm bei seiner beschränkten Wohnung nicht wenig Ungelegenheit mache, wie Schwager Reger sich selbst überzeugt habe. Allein dieß würde ihn wenig beirren, wenn er nur „vor den zweyen brüdern (Sigmund und Andreas) möchte Friedt haben". Was ihm jedoch Sigmund geschrieben, werde er (Mathias) aus der überschickten Abschrift ersehen. Es habe ihn sehr verdrossen, daß die Mutter ihm (S.) und dessen Bruder trotz allem Schimpf und Spott, den sie der ganzen Freundschaft angethan, beigestimmt und Vorschub geleistet habe, obwohl sie es nicht einbekennen wolle. Nachdem er Sigmunden in Kurzem geantwortet habe, sey es bald darauf geschehen, daß Hanns Riter, des Niklas Goßweins Schwestersohn, nach Kornberg gefahren sey. Nachdem Sigmund, der vor einem offenen Wirthshause gesessen sey und bereits 2 Thaler verzehrt gehabt habe, desselben ansichtig geworden, sey er unter Vorgeben, er vermuthe, daß auch sein Schwager Dr. Roggenbach gekommen seyn dürfe, den er besuchen wolle und müsse, aufgestanden, habe seinen Mantel und seine Wehr genommen und sich aus dem Flecken entfernt, ohne den Wirth zu bezahlen, welcher betheuerte, daß er ihm, wenn dieß nicht geschehen wäre, unsertwegen 100 fl. geliehen haben würde, welche jener von ihm als Darlehen begehrt hätte. Wie könne demnach Sigmund schreiben, er sey ein ehrlicher Mann und Niemand könne ihm etwas Unehrenhaftes nachsagen? Sigmund's Lebens- und Handlungsweise bekümmere ihn nicht wenig; allein er (Mathias) möge seinen Bruder Bartlmä, der ohnedieß von so vielen Leiden ganz niedergedrückt sey, nichts davon sagen, da dessen Tod seinen Eidam, seiner Tochter und seinen Enkel (den noch nicht 2 Monate alten!) trostlos machen würde, der dagegen, so lang er lebe, seinem Eidam guten Rath, den dieser gewiß befolgen werde, ertheilen könne. Sobald sein Eidam seine Cariser (?), deren er bereits eine ziemliche Anzahl beieinander habe, verkauft haben würde, werde er Herrn Bartlmä die ihn schuldigen 4000 fl. bezahlen. In Betreff der Angelegenheit des Schwagers Reger habe er noch keine Antwort erhalten; sollte aber bisher noch nichts ausgerichtet worden seyn, so wolle er selbst in einigen Tagen nach Bamberg reisen. Schließlich empfiehlt sich Roggenbach sammt Gatten, Sohn, Töchtern und Schwiegersohne dem Bartlmä Freidel, dem Schwager Reger und dessen Gattin so wie dem Mathias Freidl und dessen Gattin.

Wir wenden uns nun zu denjenigen Freidls, welche vorzugsweise zu Venedig ihren Wohnsitz gehabt, und daselbst Handelsgeschäfte getrieben haben, nämlich zu Georg, geboren 1510, und Bartlmä, geboren 1513 oder 1514. Beide kamen schon früh nach Venedig zu einem mit ihrem Vater entweder verwandten oder befreundeten Herrn in die Lehre, standen unter strenger Aufsicht, wurden hart gehalten, und mußten angestrengt arbeiten. Dieß und ihre Armuth schützte sie vor allen den Lastern, denen Jünglinge, wenn sie Geld haben, oder sich auf reiche Anverwandte verlassen, in großen Städten zu erliegen pflegen, und denen in der Folge die Neffen der Genannten auch wirklich erlagen. Gerade diese Armuth, indem sie dieselben gegen das Laster schützte, und zur Tugend anspornte, war die Veranlassung zur nachmaligen Erwerbung ihres großen Reichthumes. Leider fehlen aus dieser Periode nähere Angaben über die Namen und Geschäfte ihres ersten Lehrherrn und der spätern Dienstherren, über die Umstände, Freunde und Wohlthäter, durch welche die jungen Männer in den Stand gesetzt wurden, ein eigenes Geschäft zu beginnen, und mit gutem Erfolge zu betreiben. Jedenfalls können wir aber annehmen, daß sie dieß, wenn auch zum Theile guten Freunden und dem Glücke, doch noch viel mehr ihren sittlichen Eigenschaften, ihrer Einsicht, Besonnenheit, Nüchternheit, Thätigkeit, Sparsamkeit, Rechtlichkeit und ihrer nie gestörten, sondern durch als ganze Leben fortdauernden brüderlichen Eintracht und Liebe zu verdanken hatten. Noch auf dem Grabesdenkmale, welches Bartlmä sich und seinem Bruder Georg setzen ließ, sagt er, daß er mit diesem seinen Bruder, in recht herzlicher christlicher Liebe vereint, löblich gelebt habe. Ein solches Zeugniß brüderlicher Eintracht ist aber zugleich auch als Zeugniß aller jener Tugenden, ohne welche jene gar nicht bestehen kann. Warum konnte die zwischen Mathias und Hanns Freidl errichtete Handelsgesellschaft nicht bestehen? Weil von Hannsens Seite die sittliche Grundlage fehlte. Wenn nun aber dagegen zwischen Georg und Bartlmä die Eintracht ihr ganzes Leben hindurch dauerte, so läßt sich ermessen, wie fest und gediegen die sittliche Grundlage derselben gewesen seyn müsse. Sie gehörten zu den befugten deutschen Kaufleuten (Patroni Tedeschi) zu Venedig, welche, obwohl unter sehr beschränkenden Bedingungen das Recht hatten, daselbst Handel zu treiben. Trotz der vielen und großen Hemmnisse scheint jener Handel doch einträglich gewesen zu seyn, wie dieß eben das beträchtliche Vermögen beweist, welches die beiden Brüder sich dabei erwarben. Ueber die Gegenstände, womit sie Handel trieben, mangelt zwar eine bestimmte Angabe, daß sie aber auch mit goldenem und silbernem Geschmeide und Schmucksachen gehandelt haben, schließ ich aus einer Angabe Bartlmä's in seinem Testamente, daß er Kaufmannswaaren (als) Ketten, Ringe, Edelsteine, Kleinodien und Silbergeschirr auch noch bei seinen beiden Factoren zu Venedig und zu Nürnberg liegen ließ. Denn wären jene Ketten, Ringe 2c. bloß Gegenstände seines eigenen Gebrauches gewesen, so hätte er sie gewiß von Venedig nach Wolfsberg mitgenommen, und vollends wäre dann nicht einzusehen, wie sie nach Nürnberg hätten kommen können. Sie können daher offenbar nur Waaren gewesen seyn, die er zu Venedig einkaufte (wer kennt die feinen Venetianer-Ketten nicht?) und nach Nürnberg, wo er nach der obigen Stelle einen eigenen Faktor für diesen Handel hatte, absetzte. Daß die Brüder nebenbei auch noch in anderen Artikeln gehandelt haben mögen, will ich nicht bestreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Heimathliche Literatur.

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Heinrich Hermann. III. Bd. 1. Heft. Geschichte Kärntens vom Jahre 1780 — 1835, oder der neuesten Zeit. Klagenfurt. Bei Johann Leon. 1857. 371 S. in 8. *)

Der Verf. hat die Muße von vier Jahrzehenten der Erforschung der Geschichte seines engern Vaterlandes gewidmet, Documente gesammelt, Chroniken excerpirt, alte Sagen und Ueberlieferungen zu bewahren sich bemüht, und in verschiedenen Zeitschriften manche gründliche Forschung als Monographie veröffentlicht, insgesammt Vorarbeiten zu dieser Geschichte des Herzogthumes. Dieselbe sollte für alle, die sich Kärntner nennen dürfen, von besonderm Werthe seyn, da sie ihnen eine gelungene, auf fleißigen Forschungen beruhende (die Anmerkungen und Quellen weisen, vornehmlich bezüglich der neuern, vielfach ernsten und bewegten Zeit, auf Tagebücher und mündliche Mittheilungen) Geschichte ihres Landes bietet.

Sein Werk reiht sich den vorzüglichern Geschichtswerken der minder umfangsreichen Kronländer der Monarchie an. Ueber die frühern Hefte hat die L. Z. Jahrg. 1855, Nr. 51 Bericht erstattet. Das vorliegende beginnt mit dem Regierungsantritt Kaiser Josephs. So entfernt der Verf. davon ist, als dessen Panegyriker (die Würdigung derjenigen, die denselben beharrlich als Panier vortragen, fällt nicht schwer) aufzutreten, eben so wenig reiht er sich einer Gegenparthei an, deren Urtheile eben auch nicht immer in dem Boden des unbefangenen Urtheils wurzeln. Eines gewiß werden die Einen zugestehen, können die Andern nicht in Abrede stellen: daß Kaiser Joseph regieren konnte und wollte. Daß dieser Wille und diese Kraft so Manches durchführte, dessen unerquickliche Folgen noch jetzt sich fühlbar machen, rührt daher, daß der Regent mitten in seiner Zeit stand, ohne über dieselbe sich erheben oder aus ihr heraustreten zu können, von ihr beherrscht wurde, indeß er selbst zu herrschen wähnte. „Diese Zeit aber," sagt der Verf. S. 72, „litt an mancher verderblichen Grundthorheit. Die eine war die vollständige Geringschätzung aller moralischen Triebfedern, ein eiskalter Indifferentismus; dagegen ein ängstliches Raffiniren der Mechanik und Technik, der militärischen und finanziellen Staatskräfte bis zur äußersten Spannung, ein Köhlerglaube an die Allmacht der Ziffern und Massen, ein immerwährendes Trachten, wenn auch nicht gerade nach Vergrößerung auf Unkosten Anderer, doch nach Abrundung und Absonderung nach Außen, nach durchgehender (nicht etwa bloß Einheit, sondern) Einförmigkeit nach Innen." Die Wirkungen der damaligen Preßfreiheit (und wer wollte den Fortschritt auf diesem Felde läugnen?) sind (S. 27), die Verwüstungen, die auf kirchlichem Boden durch die General-Seminarien angestrebt, und auf lange hinaus erzielt wurden, (S. 50) hinreichend geschildert.

Leopold's II. Regierung dauerte zu kurz, als daß sie sich für Kärnten in einer speciellen Wirksamkeit hätte bemerklich machen können. Doch in einer wesentlichen Beziehung war dieses der Fall; das Herzogthum wurde wieder von Steiermark abgetrennt, in die vorige politische Selbstständigkeit zurückversetzt. Der Verf. spricht von „Reformen" Joseph's und von „Verfügungen" Leopold's im Gegensatz zu jenen. Unseres Bedünkens sind hier die Ausdrücke verkehrt gewählt. Leopold war der Reformator (Wiedergestatter — vergl. S. 82) im wahren Sinne; jener traf Verfügungen. Reform, Reformation ist seinem Grundbegriffe nach ein indifferentes Wort. Eben so leicht könnte es das Leichtfertige und Zerrüttende bezeichnen, als man es (wo und aus welcher Veranlassung zuerst ist bekannt) für das Durchdachte und wahrhaft Förbernde zu prostituiren gewohnt ist. Wer Benvenuto Cellini's berühmtes Salzfaß in ein Waschbecken umgöße, wäre ebenfalls ein Reformator (Umbildner); in welchem Sinne aber!

Viel Schmerzliches hat Kärnten, wie überhaupt die gesammte Monarchie, durchzumachen gehabt während der ersten Hälfte von Kaiser Franzens 43jähriger Regierungszeit. Man kann sagen, dem Fürsten Kaunitz habe ein heller Blick in die Zukunft sich eröffnet, als er dem Wiener-Magistrat gerathen, den neuen Monarchen in Marschalls-Uniform und im Panzer, ein Heer hinter ihm, den Himmel über ihm blutroth, malen zu lassen (S. 101). Selbst in Kärnten gab es damals Anhänger der Revolution (in jener Classe, welche lange schon des Glaubens bar war (S. 110); weßhalb seitdem die Revolutionären in so bedenklicher Weise sich gemehrt haben) und Liebhabertheater wurden als geschirmte Tummelplätze propagandistischer Bestrebungen ersehen. Seit dem Einfalle der Türken im 16. Jahrhunderte war derjenige der Franzosen im Jahre 1797 der erste, den das Land zu dulden hatte. Was auf die eigentlichen Kriegsvorfälle an dem und in dem Herzogthume sich bezieht, das hat der Verf. den gründlichsten Druckschriften, was die Leiden des Landes betrifft, authentischen Quellen entnommen, hiedurch vorzüglich als Landesgeschichtschreiber sich bewährt. Zwar setzten die Feinde damals eine provisorische Landesverwaltung ein; weil aber dieselbe aus einheimischen Ehrenmännern bestand, den Grafen Franz von Enzenberg an der Spitze, die Besetzung keine vollen zwei Monate dauerte, konnte von empfindlichen Leiden noch nicht gesprochen werden. Die nachmaligen Folgen des Krieges überhaupt, in Münzverschlechterung, Steuervermehrung und Theuerung, waren empfindlicher. Von des Herzogs von Berry längerem Aufenthalte in Klagenfurt (mit seiner Mutter) hat Chateaubriand in seinem Werke über denselben nicht die mindeste Kenntniß gehabt. Ergötzlich sind (Anm. 44) die Züge „damaliger noch kerngesunder Jovialität," welche bei Anlaß der Eroberung von Mantua (1799) der Verf. anführt. Charakteristisch ist sein nach; er scheint ebenfalls der Meinung zu seyn, daß der angebliche Fortschritt auf deren Grab herumtanze. Schwerlich dürfte das übersandende Zeitungsgerölle den Boden fruchtbar für dieselbe erhalten.

Bei dem Kriege von 1805 zeigten sich die ersten Franzosen Ende Novembers in Kärnten. Bei nicht viel länger dauernder Besetzung als das erste Mal kostete sie jetzt ausser der Verpflegung und der Beschädigung von Privaten das kleine Land 1,427,276 fl. Im Jahre 1808 trat Kärnten, wenn auch unter minder begünstigenden Umständen, deßhalb auch nicht mit denselben Erfolgen, doch in gleicher Treue und in gleicher Anhänglichkeit an das Regentenhaus in gleiche Linie mit Tirol. Hatte es zwar keinen Hofer, so hatte es dafür keinen Hormayr. Der Todeskampf um Malborghetto und Predel, zwar nicht durch Landesbewohner, sondern durch kaiserliches Kriegsvolk bestanden, gehört zu dem Glänzendsten, was die Kriegsgeschichte irgend einer Zeit aufzuweisen vermag. Bei der abermaligen Besetzung von Klagenfurt am 18. Mai 1809 bewährte sich, wie auch früher, der Bischof von Gurk, Cardinal Salm, als wahrer Schutzengel der Stadt. Es ist leichter, die Geistlichkeit zu verläſtern, als es ihr gleichzuthun. Der Forderung von dritthalb Millionen Franken in klingender Münze konnte begreiflicher Weise nicht entsprochen werden. Andere Erpressungen traten an deren Stelle; blos der Klagenfurter-Kreis berechnete den erlittenen Schaden (S. 267) auf 3,377,000 fl. Den empfindlichsten und damals anscheinend bleibenden Nachtheil erlitt das Herzogthum durch seine Theilung, indem Oberkärnten zu dem neuen Königreiche Illyrien geschlagen wurde, blos Unterkärnten bei der österreichischen Monarchie blieb, in Folge der Trennung von allem Handelsverkehre abgeschnitten wurde, und die Finanzkatastrophen des Kaiserreiches durchzumachen hatte. In beiden Beziehungen traf den abgerissenen Theil ein milderes Loos; ein schwereres darin, daß es ganz fremden Einrichtungen, zum Theil auch fremden Vollstreckern derselben, sich fügen mußte, eine unfürdenkliche natürliche Verbindung von dem Schwerte durchhauen war. Die Kehrseite des französischen Regiments (S. 285) gewährte wahrlich kein lockendes Bild. Der Krieg von 1813 (S. 290 ff.) vereinigte das Land wieder unter dem alten Herrschergeschlechte. Der Ruhm seiner Befreiung gebührt vorzüglich dem F. Z. M. Hiller. Der Gang desselben ist anschaulich dargestellt, wie es von einer Landesgeschichte verlangt werden darf, welche zugleich treue Züge der Anhänglichkeit an das uralte Herrscherhaus den Nachkommenden zur steten Ermunterung aufzubewahren beflissen ist (S. 321 ff.). In Typhus, Löserdürre, Hungers- und Finanznoth konnten freilich die Folgen eines zwanzigjährigen, zwischenein im Lande selbst geführten, Kampfes nicht ausbleiben.

Die letzten Seiten des Buches sind der fernern Regierung des Kaisers Franz gewidmet, für Kärnten besonders durch viele neu angelegte Verbindungswege segensreich geworden.

Mit dem nächsten Hefte, welches bereits unter der Presse sich befinden soll, wird ein Werk geschlossen seyn, auf welches der Verf. mit dem freudigen Gefühle, Tüchtiges geleistet zu haben, zurückblicken kann, und für welches ihm seine Landsleute zu Anerkennung und Dank verpflichtet seyn sollten.

*) Obschon wir dieses Heft von H. Hermanns kärntnerischer Geschichte gleich bei seinem Erscheinen besprochen, so dürfte es allen Vaterlandsfreunden doch willkommen seyn, auch das Urtheil eines fremden Literaturblattes (Katholische Literatur-Zeitung Nro. 45, vom 9. November 1857) darüber kennen zu lernen.

A. d. Red.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 48. Sonnabend, den 28. November. 1857.

Des Stromes Klage.

Von schwankem Schilfeswalde dicht umzogen
Durch weite Eb'nen wallt ein stolzer Strom,
Die Schiffe gleiten sanft auf seinen Wogen,
In seinen Wellen blaut des Himmels Dom.

Doch freudig, däucht's mir, zieht er nicht von hinnen,
So träg und zaudernd schleicht die müde Fluth,
Als wollte sie sich vorher erst besinnen,
Eh' einen Schritt sie hin zum Meere thut.

Und Abends, wenn die Rud'rer fortgegangen,
Die Schiffe ruh'n an leichtem Ufersand,
Im Schilf der Vögel Stimmen längst verklangen,
Der Mond versilbert blasser Wölklein Rand;

Da kannst du leis' und ungestöret lauschen
Des Stromes Trauer, seinem Klagelied;
Aus seinen Wellen steigt's mit mächt'gem Rauschen,
Ein Nebelstreif, der längs dem Ufer zieht.

„Du schöne Zeit, wo Lust ich nur empfunden,
„Als Quell in Jugendfrische ich geblüht,
„Wohin, wohin bist du so schnell entschwunden?!"
Ertönet aus der Fluth des Stromes Lied.

„Ich quall so freudig aus der Erde Tiefen,
„Gepflegt von mütterlicher Felsenwand,
„Und wenn schon sanft die Blümlein alle schliefen,
„Blickt' ich noch von der Höh' in's weite Land!

„Die luft'gen Berge sehe ich wohl nimmer,
„Bin lange, lange schon an fremdem Ort,
„Und weiter ziehen muß ich rastlos, immer
„Von meiner lieben Heimath weiter fort!

„Verschwunden sind der Blümlein holde Reihen,
„Die einst so hold die Ufer mir umblüht,
„Ach, keines sproßt mich Armen zu erfreuen,
„Um meine Ufer wogt nur fahles Ried!

„Die muntern Vogelstimmen auch verklangen;
„Wie oft hab' ihren Chören ich gelauscht,
„Wenn sie die frische Morgenluft durchdrangen;
„Jetzt krächzen Reiher nur, das Schilf nur rauscht!

„So lieb- und freudeleer ist nun mein Leben,
„Ihr Berge! groß und hehr ward euer Sohn,
„Doch arm und elend durch sein stolzes Streben,
„Denn ohne Heimath ist der Ruhm kein Lohn!"

So rauscht's am Strom. — Ein Licht in meinem Innern
Flammt auf, ein lieblich Bild umgaukelt mich, —
Es will an etwas Theures mich erinnern, —
Du bist es, Heimath, ich erkenne Dich!

Gustav Gurkbach.

Heimathliche Literatur.

Die Grafen von Pfannberg. Von Dr. Karlmann Tangl, Professor an der k. k. Universität zu Graz. In drei Abtheilungen herausgegeben von der k. k. Akademie der Wissenschaften, und aus dem XVII. und XVIII. Bande ihrer Abhandlungen besonders abgedruckt. 56, 103 und 80 Seiten in gr. 8.

Diese Monographie ist eine der umfangsreichsten und mühevollsten Arbeiten eines unserer thätigsten heimischen Historiker, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Geschichte und Genealogie der drei großen Grafengeschlechter Kärntens, nämlich der Grafen von Ortenburg, Heunburg und Pfannberg zu bearbeiten. Wir müssen bekennen, daß, so sehr uns die gegenwärtige Monographie anspricht, wie jenen der beiden andern Grafengeschlechter, weil sie bei weiten mehr noch als die Pfannberger Kärnten angehören, mit noch größerm Verlangen entgegensehen. In Bezug auf die Heunburger hat Fröhlich, und, was die Ortenburger belangt, besonders Hohenberg vorgearbeitet, so daß des letzteren Lukubration zu einem massenhaften Bande anwuchs. Wenn der Verfasser die Pfannberger von allen dreien zuerst wählte, dünkt es uns, daß er eben um der Originalität willen es that, um so einen weniger oder gar nicht bearbeiteten Stoff der ungewissen Zukunft vorzuenthalten, und sein Materiale dieser zu bergen.

„Das Geschlecht der Grafen von Pfannberg," beginnt der Verfasser, „bietet zwei auffallende Eigenthümlichkeiten dar, die man bei den beiden andern alten Grafengeschlechtern Kärntens, den Ortenburgern und Heunburgern, nicht findet. Es sank nämlich, nachdem es urkundlich die gräfliche Würde besessen hatte, wahrscheinlich durch freiwilliges Aufgeben derselben, um eine Stufe tiefer in den Stand der Freien, Liberi, herab. — Die zweite Eigenthümlichkeit, die mit der ersten wohl im Zusammenhange stehen dürfte, besteht darin, daß dies Geschlecht zwei-

mal seinen Namen änderte, und erst den dritten bleibend beibehielt. Die drei Namen, welche es in verschiedenen Zeiten führte, sind folgende: I. Grafen von Zeltschach bis ungefähr 1140; II. Freie von Peckau schon seit 1136 bis 1237, und in einer Nebenlinie noch bis über 1250; III. Freie von Peckau abwechselnd mit dem Prädikate von Pfannberg seit 1214; IV. Grafen von Pfannberg seit 1237 bis zum Erlöschen des Mannsstammes um 1363."

Es würde zu weit führen, dem Verfasser auf allen den oft sehr verschlungenen Wegen folgen zu wollen, auf denen er uns den Zusammenhang dieser Geschlechter, ihre Abstammung und Veräſtung nachzuweisen, und die oben gestellte Aufgabe mit ungemeinem Fleiße und vielem Scharfsinne aus Urkunden und Zeitbüchern zu lösen bemüht ist. Daß die Zeltschacher Kärnten unmittelbar angehörten, ist allgemein aus St. Hemma's Geschichte bekannt, so wie daß Peckau in Mittelsteier gelegen, und Pfannberg oder Pfannenberg nur eine steiermärkische Benennung und Besitzung ist. Es handelt sich also vorzüglich darum, in wie ferne dieses in seiner Würde und selbst in seinem Namen wandelbare Geschlecht in Kärnten begütert war, und welchen Einfluß es auf dasselbe genommen hat. Wir sehen in ersterer Hinsicht von der vom Verfasser aufgestellten und theilweise durchgeführten Behauptung der Stammesverwandtschaft der im Gurkthale begüterten, und vielfach auch als Ministerialen der Gurker-Bischöfe vorkommenden Albecker ab, und befassen uns nur unmittelbar mit den Pfannbergern oder Peckauern. Als solche erscheinen sie bereits in der Mitte des dreizehnten Jahrhundertes mit der Vogtei des angesehenen und reichen Stiftes St. Paul betraut, in dessen Nähe sie urkundlich die Burgen Löschenthal und Rabenstein, ausserdem noch eine Zahl Güter im mittlern Lavantthale zu Bichling, Andersdorf, Hundsdorf, Dachberg, Gözendorf ꝛc. besaßen. Mit fast allen mächtigern Adelsgeschlechtern des Landes, wie den Grafen von Görz, Ortenburg, Heunburg, Sternberg u. s. f. verwandt, erweiterten sie durch Erbschaften und Morgengaben ihre Besitzungen, so daß Mannsberg, Trüchsen, Heunburg, Bleiburg, diese aus der Heunburgischen Erbschaft, dann zeitweise Greifenburg, sonst Görzerisches Eigenthum, so wie früher schon Lavamünd und Steyerberg und eine Zahl Gülten und Höfe in Kärnten ihnen zugehörten. Von allen diesen Burgen und Schlössern ist nur noch Mannsberg, wie es sich im Gegensatze von Osterwitz fast vollständig in seiner mittelalterlichen Form dem Wanderer, so wie in den kärntner'schen Ansichten im treuen Abbilde dem Beschauer, darstellt, ein sprechendes Andenken seiner einstigen Erbauer.

Unter den Heroengestalten, welche uns in dieser Monographie vorgeführt werden, ist keine so hervorragend als die Heinrichs Grafen von Pfannberg. Seine Lebenszeit und Wirksamkeit erstreckt sich von dem Ausgehen der Regierung Friedrichs des Streitbaren bis unter Rudolf von Habsburg. Er lebte die unruhigen, wechselvollen Tage des Interregnums mit, und mußte sich bescheiden, bald unter Bela, König von Ungarn, bald unter Ottokar von Böhmen, auch den letzten Sponheimern Ulrich und Philipp von Kärnten Dienste zu thun. Ueberall leistete er Treffliches, erhält bald die Würde eines obersten Landrichters, bald die eines Landeshauptmannes von Steiermark, verfällt aber auch dem traurigen Loose, auf Angebung des Friedrich von Pettan von dem mißtrauischen König Ottokar mit seinem Bruder Bernhard, Hartnid von Wildon, Wülfing von Stubenberg und Ulrich von Liechtenstein eingekerkert, und zur Einantwortung seiner Schlösser genöthigt zu werden, von denen der König Pfannberg, Peckau, Strasseck und Löschenthal, letzteres in Kärnten, brechen (zerstören) ließ. Nach seiner Freilassung war er in dem großen Kampfe gegen Ottokar einer der ersten, der sich daran betheiligte, und mit größter Hingebung für die Sache des Vaterlandes, für die Gründung der Habsburgischen Herrschaft wirkte, was Kaiser Rudolf auch thatsächlich anerkannte.

Da, wie der Verfasser (II. 10.) sagt, Heinrichs Brüder nur eine untergeordnete Rolle in dem Drama jener Zeit spielten, wolle er ihre Geschichte gemeinschaftlich behandeln. „Es spiegeln sich in ihr, da Heinrich an Allem, was in seinem Heimathlande vorging, mithandelnd den lebhaftesten Antheil nahm, die Hauptmomente der Geschichte von Steiermark ab, und in dieser Beziehung ist diese Periode interessanter als die folgenden, wo nach hergestelltem Rechtszustande die thatkräftige Persönlichkeit durch Verfassung, Gesetz und den allgemeinen Sinn für Ordnung im Handeln beschränkt war, und sich nur mehr auf dem Schlachtfelde zeigen konnte." Diese Periode ist eine der schönsten Partheien, welche der Verfasser je bearbeitete. Der Reichthum des Materials ließ ihn öfters, besonders bei Schilderungen aus Hornek zu voller Lebhaftigkeit auch bei aller historischen Treue sich erheben, und da der Autor in der glücklichen Lage des freien Gebrauches aller Quellenwerke, an dem, an solchen reichen, Joanneum ꝛc. ist, wird er zur mehreren Richtigstellung und Vervollständigung sich auch der neuestens erschienenen Regesten Böhmers aus der Zeit Ottokars, der Habsburger ꝛc. bedienen können.

„An Geist, Tapferkeit, Theilnahme an den öffentlichen Geschäften, Streben nach Ruhm, Ehre und Macht, und selbst nach Vermögen, als dem Mittel Großes zu wirken, glich Ulrich V. ganz seinem Großvater Heinrich, den er noch an staatsmännischer Klugheit und Mäſſigung, so wie durch stets gleiche Treue gegen seinen Landesfürsten übertraf." Die Geschichte dieses Ulrich, welcher sich meistentheils in Kärnten aufhielt, hier Bambergischer Hauptmann auf Griffen war, den Zügen Herzog Heinrichs in Deutschland und Italien beiwohnte, an seinem Hofe, an dem die feinste Rittersitte herrschte, oft verweilte, und als Neffe des letzten Grafen von Heunburg, nach dessen Absterben im Jahre 1322 aus dessen reichem Erbe Heunburg, Mannsberg, Bleiburg und Trüchsen erhielt, ist für uns ungemein interessant; besonders als er nach dem Ausgehen der Tiroler-Herzoge im Jahre 1335 der erste Oesterreichisch-Habsburgische Landeshauptmann von Kärnten wurde.

Dieselbe füllt die III. Abtheilung von Seite 1 bis 58 aus. Weniger ansprechend ist, was uns Urkunden und Zeitbücher von seinem Sohne Graf Johann von Pfannberg, welcher ebenfalls in den Jahren 1358 und 1359 Kärntens Landeshauptmann war, erhielten. Im Jahre 1363 endete mit ihm sein Geschlecht.

Eine eingehende Critik dieser so umfassenden und detailirten Darstellung zu bearbeiten, ist Referent aus mangelnder Einsicht aller der vielen hierin maßgebenden Quellen ausser Stande. Es mag vorerst diese einfache Anzeige genügen, unsere Landsleute darauf aufmerksam zu machen. Immerhin bleibt auch diese Arbeit des rühmlichst bekannten Verfassers ein anerkennungswerthes Verdienst um die heimische Geschichte, an der Viele, nach Maßgabe der ihnen zu Gebothe stehenden Mittel zu bauen berufen sind, die, weil sie mit der Zeit fortschreitet, und ihre Hinterlässe aufsammelt, fort und fort zur Höhe steigt, und wenn sie sich gleich

dabei immer mehr erweitert und klärt, dem redlichen Willen und dem gegen alle Hindernisse ausdauernden Muthe des Einzelnen ihren Antheil sichert, wenn sie auch, eben aus jenem Grunde, nichts Vollendetes leisten konnten. Jedem seine Ehre!

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung.)

Ueber Georg sind im Besondern keine Nachrichten auf uns gekommen, und wir lernen ihn daher nur aus den Urkunden, welche die Brüder im Allgemeinen betreffen, aus Bartlmä's Testament und aus dem Grabsteine kennen. Er mag den größten Theil seines Lebens zu Venedig zugebracht und seine Heimath nur zeitweise, wenn ihn gerade Geschäfte dahin riefen, besucht haben. So befand er sich im Dezember 1562 daselbst, wie man das aus der Adresse des Schreibens ersieht, welches sein Neffe Andreas aus Venedig an ihn nach Wolfsberg richtete. Wahrscheinlich hatte ihn damals der Verlaß seines Oheims Martin dahin gezogen. Er überlebte diesen nur um 2 Jahre und einige Monate, denn er starb, wo, ist unbekannt, am 1. März 1564 im 54. Jahre seines Alters, und ward in der Pfarrkirche zu Wolfsberg in der Payerhofer'schen Gruft beigesetzt. Er war nicht verheirathet gewesen. Wie er über sein Vermögen letztwillig verfügt habe, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich setzte er seinen Bruder Bartlmä als Universalerben ein, mit der Verpflichtung, dem Bruder Mathias und den Neffen und Nichten gewisse Legate zu entrichten.

Ueber Bartlmä Freidl, der unter seinen Brüdern unstreitig die erste Stelle einnimmt, und für uns das meiste Interesse hat, sind mehrere Urkunden vorhanden. Die wichtigste derselben ist sein Testament, das den Stempel eines ganz eigenthümlichen höchst gediegenen Geistes und Charakters an sich trägt, und uns nicht nur über seine Familien- und Vermögensverhältnisse viele Aufschlüsse gibt, sondern uns auch einen klaren Einblick in sein Inneres gewährt.

Er war zu Wolfsberg entweder 1513 oder 1514 geboren, und kam in seiner Jugend mit seinem Bruder Georg nach Venedig in die Lehre zu einem deutschen Kaufmann, der sie streng hielt und eben dadurch den Grund zu ihrem nachmaligen Emporkommen legte, indem er sie an Thätigkeit und Sparsamkeit gewöhnte. Nur mit harter Mühe, großem Fleiß und anhaltender Arbeit, sagt Bartlmä in seinem Testamente, hätten sie sich durch Gottes Gnade und Segen ihr Vermögen erworben.

Wann die Brüder in die Zahl der befugten deutschen Kaufleute zu Venedig aufgenommen worden seyen, ist nicht bekannt, doch mußte dieß bald nach 1540 geschehen seyn, da Bartlmä noch 1550 bereits 22,000 ℔ Pf. bei der Reichsstadt Nürnberg auf Interessen anlegte, eine Summe, welche ein Anfänger, wie er war, wohl nicht in ein Paar Jahren erspart haben konnte. Daß er aber sein erstes Ersparniß der Stadt Nürnberg lieh, geschah wahrscheinlich in der Absicht, um sich der Gunst und des Schutzes dieser Reichsstadt, wo er seines Handels wegen eine Fakterei hatte, zu versichern. Durch den Tod seines Bruders Georg, mit dem er bisher den Handel gemeinschaftlich betrieben hatte, und dessen Universalerbe er wahrscheinlich war, mußte sich sein Vermögen bedeutend vermehrt haben, so wie dasselbe auch durch die Interessen der angelegten Capitalien sich vergrößerte.

Uebrigens war Venedig für unsern Landsmann nun der Ort, wo er sich ein Vermögen sammeln wollte, das groß genug wäre, um im Alter sorgenfrei und nach seinen Begriffen angenehm leben, und Wohlthaten ausüben zu können; sonst hatte die Sirenenstadt für ihn keinen andern Reiz. Sein Herz war vielmehr beständig seinem Vaterlande Kärnten und seiner Heimath Wolfsberg zugewandt, wo er, wenn er sich einst von den Geschäften zurückgezogen haben würde, den Rest seines Lebens zubringen und begraben werden wollte. In dieser Absicht hatte er mit Ausnahme der zu Nürnberg angelegten 22,000 ℔ Pf. alle seine verfügbaren Gelder nur in Kärnten, und zwar theils an die Landschaft, theils an Städte, theils an Handelsleute ausgeliehen, um darüber, wenn er sich im Alter nach Wolfsberg zurückgezogen hätte, desto leichter verfügen, und die Interessen davon bequemer beziehen zu können, so wie er dadurch auch der Industrie und dem Handel ja selbst dem Gemeinwesen seines Vaterlandes nützte.

In derselben Absicht, sich einst nach Wolfsberg zurückzuziehen, suchte er sich dort einen seinen Wünschen entsprechenden Grundbesitz zu verschaffen. Hierin zeigte sich wieder aufs Neue seine kindliche Pietät, indem er alles, was einst sein Großvater und Vater besessen hatte, an sich zu bringen trachtete. Er kaufte daher nach dem Tode seines Bruders Hanns und seines Oheims Martin deren Häuser, Grundstücke, Weinberge und Werkgaden, und von seinem Bruder Mathias mehrere Unterthanen um 2500 fl. an sich, welche Freidlischen Güter und Gülten er noch durch Ankauf anderer vermehrte. Unter seinen dergestalt zusammengebrachten Besitzungen befand sich auch der Hof Kirchbüchel, welcher vorher wahrscheinlich seinem Oheime Martin gehört haben dürfte, von dessen vorausgegangenen Besitzern jedoch nichts bekannt ist.

Alle diese Besitzungen hatte Bartlmä schon 1565, wie aus nachfolgender Urkunde ersichtlich ist. 1567 den Erichtag vor Jubilate, den 15. April zu Wolfsberg bekennt Paul Purzlhofer, Stadtrichter zu Wolfsberg, daß der Ehrenveste Bartlmä Freidl der Gemeinen Stadt Wolfsberg die Stadt- und Landsteuer von seinen Burglehen, Häusern, Hammern und Gründen vom Jahre 1565, vermöge der Steuer-Register zusammen 75 ℔ Pf. und dann den Zins vom Hammer am Zellach pr. 2 ℔ Pf., ferner von 2 Gärten bei den „Nagelhämmern an dem Prüel und an der Leidn" *) pr. 1 ℔ und von 2 Fischbehältern daselbst 5 Pf., laut Gemeiner Stadt Urbar zu Martini des Jahres 1566 fällig, also zusammen 78 ℔ Pf. — ß. 5 dn., welche zur Gerichtseinnahme gehören, am obengenannten Tage bezahlt habe.

Bei dem damaligen wenigstens 5fach höheren Werthe des Geldes stellen jene 78 ℔ Pf. eine jährliche Steuer von 390 fl. unseres Geldes dar. Und doch war unter jenen 78 ℔ Pf. nur die städtische Steuer begriffen; was er noch überdieß an die bambergische Herrschaft an Steuern entrichtet haben mag, ist nicht bekannt. Daraus wird ersichtlich, daß der Grundbesitz des Bartlmä Freidl ein nicht unbeträchtlicher gewesen sey.

So gründete er sich seinen einstigen Ruhesitz und einen dem Landleben entsprechenden Wirkungskreis, was für ihn, den an Thätigkeit gewöhnten, unerläßlich nothwendig war. Ueberhaupt scheinen an seinem Entschluße, Venedig gegen Wolfsberg zu vertauschen, mehr die Phantasie und das Gemüth als der Verstand Theil gehabt zu haben. Erstere stellte ihm die Heimath im rosigen Lichte der frühesten Jugenderinnerungen dar; wie ganz anders mußte ihm, wenn er wirklich dahin kam, dieselbe erscheinen!

*) Unter dem Nagelhammer „an der Leidn" kann offenbar nur die Nagelschmiede unter Payerhofen verstanden, da die Werkgaden an der Groglitz und am Hinterzellach immer nur Drahtzieher, nie aber Nagelhämmer genannt werden.

Ich kann davon aus eigener Erfahrung sprechen. Als ich nach 20jähriger Abwesenheit nach Wolfsberg, welches ich mit Stolz auch meine Heimath nenne, wieder zurück kam, fand ich zwar mit Ausnahme der beiden arg gelichteten, oder ganz abgetriebenen Wälder, welche einst die Berge schmückten, nun aber als kahle Strecken dalagen, dieselbe schöne Gegend, ja die Stadt und die Umgebung in mancher Hinsicht verschönert, fragte ich aber nach meinen Jugendgenossen und andern bekannten Personen, so wies man mich meist nach dem Friedhofe, wo sie bereits seit so oder so vielen Jahren ruhten, während die seitdem herangewachsene Generation weder mich kannte, noch von mir gekannt wurde. Mich und meine seitdem auch heimgegangene Gattin ergriff darüber eine tiefe Wehmuth. Wie mußte es erst meinem Landsmanne Bartlmä Freidl nach einer vielleicht 40jährigen Abwesenheit ergangen seyn —?

Auch mochte dem idyllischen Bilde, das ihm die Phantasie von den Freuden des Landwirthschaftsbetriebes vormalte, die Wirklichkeit kaum entsprochen haben. Und hätte ihm nicht selbst der Wechsel des Klima's ein Bedenken einfließen sollen? Oder könnte selbst der begeisterte Bewunderer des Lavantthales dessen Klima, besonders zur Winterszeit, mit dem von Venedig vergleichen? Aber Bartlmä war nun einmal schwärmerisch für seine Heimath eingenommen, und es mochte ihm vollends durch den Tod seines geliebten Bruders Georg, mit dem er so viele Jahre hindurch Leiden und Freuden getheilt und das Handelsgeschäft betrieben hatte, der Aufenthalt zu Venedig und der Fortbetrieb des Handels verleidet worden seyn. Vielleicht war es auch der Wunsch nach freier Ausübung der protestantischen Religion, welche damals in Kärnten eine große Duldung genoß, und sich daher allenthalben ausbreitete, so wie eine gewisse Scheu vor der gegen Fremde stets argwöhnischen Regierung des Freistaates, was ihn bewog, Venedig zu verlassen, und seinen Wohnsitz zu Wolfsberg aufzuschlagen.

Wann die Uebersiedlung geschehen sey, ist nicht bekannt. Aus der Urkunde vom Jahre 1567 geht hervor, daß er 1565 schon Realitätenbesitzer zu und bei Wolfsberg war, aber erst in seinem Testamente vom Jahre 1571 spricht er von jener Uebersiedlung als einer vollbrachten Thatsache. In diesem Jahre findet man daher den ehemaligen Kaufmann von Venedig bereits als ehrenvesten Bürger zu Wolfsberg im Genusse der lang ersehnten und wohlverdienten Ruhe, und einer eben so ehrenvollen wie angenehmen Behaglichkeit. Er bewohnte daselbst das Haus, welches einst sein Vater bewohnt hatte, in der alten Stadt zwischen den Häusern des Hanns Waldmann und des Adam Tischler gelegen, eine Bestimmung, welche uns jedoch zur Angabe der Lage des Hauses nichts nützt, da wir nicht wissen, wo die dasselbe begrenzenden Häuser gestanden seyen. Auch besaß er daselbst das ehemalige Haus seines Oheims Martin, welches ebenfalls in der alten Stadt und zwar am Platze lag. Jedes der beiden Häuser hatte hinten einen Garten. Ohne Zweifel wird er sich seine Wohnung anständig und bequem eingerichtet haben. Seine Bedienung im Hause bestand in 5 Personen, einem „Hauspfleger" (Hausmeister?), einer „Pflegerin" (Wirthschafterin?), einem „Knaben", den er zum Schreiben und anderen Geschäften gebrauchte, einem „Pueben" (Knechte) und einer „Diern" (Magd) zu den niederen Verrichtungen. Man ersieht daraus, daß er seinem Stande (Kaufmann von Venedig, ein Rang, der damals in der öffentlichen Meinung höher stand, als der niedere Adel) und seinem Reichthume gemäß auf anständigem Fuße lebte. Denn eine Dienerschaft von 5 Personen für einen unverheiratheten Herrn konnte immerhin schon als eine ansehnliche gelten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Glocknerbuche.

(Beschluß von Nr. 40)

Mild ist der Herr und gut in allen seinen Gaben,
Ob warm die Sonne scheint, ob wild das Wetter stürmt! —
Doch wie unendlich groß Er sey, und wie erhaben,
Das fühlt man dort, wo Gletscher sich an Gletscher thürmt.
Wo sich kein Leben regt, wo alle Stimmen schweigen,
Wer soll nicht betend da sich vor dem Ew'gen beugen.

Auf der Pasterze, am 1. August 1851.

Dr. J. St.
aus Unterkärnten.

Abschied von Heiligenblut.

Lebt wohl ihr morgenfeuchten Erlenauen!
Leb' wohl du friedlichstilles Alpenthal!
Ihr Berge, wo die Adler Nester bauen,
Wohl seh' ich euch vielleicht zum Letztenmal.

Noch einmal seh' ich von der Weges Schwelle
Sehnsüchtig in die Alpenwelt zurück,
Und alle Hochgefühle meiner Seele
Sie steh'n als Scheidegruß im feuchten Blick.

Ach nimmer hör' ich deiner Bäche Rauschen
Und deiner Wasserfälle Wogenklang,
Darf nimmer dem Geläut der Herden lauschen
Und deiner Alpen tiefmelodischem Gesang.

Den Geistern dieser freien Gletscherräume,
Die in der Grotten blauem Dämmerschein
Vertraulich mich gewiegt in sel'ge Träume,
Darf ich nicht länger Spielgefährte seyn.

Du Alpenkönig mit der Wolkenkrone,
Von reinstem Silber glänzt dein Panzerhemd,
Um deine Schultern wirft die Morgensonne
Den Purpur, reich von Alpengrün verbrämmt.

Erhab'nes Eisgebilde, das der Sehnsucht Flammen
Gedämpft in meiner Brust — den letzten Gruß
Entbiet' ich dir! — doch bebt mein Herz zusammen,
Wenn ich an's Scheiden von dir denken muß.

Leb' wohl! leb' wohl! ich darf nicht länger weilen,
Sonst wird der Abschied für mich allzuschwer,
Leb' wohl! leb' wohl! ich muß von hinnen eilen,
Lebt wohl, ihr Bergesriesen ringsumher!

Nun denn, so folg' ich meinem Lebenssterne,
Der mich der schönen Alpenwelt entführt, —
Ein Herz voll Sehnsucht trag ich in die Ferne,
Wer weiß — ob sie sich je daraus verliert.

Am 15. Juni 1854.

F. F.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 49. Sonnabend, den 5. Dezember. 1857.

Aus meinem Tagebuche.

Von Gastein nach Heiligenblut in Kärnten.

Die Badetour ging zu Ende. Die warmen Sommertage im Anfange des Augustmonates 1857 hatten uns verlassen, und ein trübes Wetter, oft von Strichregen begleitet, war an ihre Stelle getreten, und schien unser Vorhaben vereiteln zu wollen, das darin bestand, einen andern Rückweg statt des schon oft über den Radstädter-Tauern und den steilen Katschberg gemachten, und zwar über den Heiligenbluter-Tauern nach Klagenfurt zu nehmen.

Nachdem wir am 20. August beim Rückwege von einem Spaziergange zum „Patschger" noch von einem starken Regengusse ziemlich durchnäßt wurden, änderte sich das Wetter, so zwar, daß dem noch etwas trüben Freitage ein herrlicher Sonnentag folgte, der unsern Entschluß befestigte, den wir auch am 23. d. M. auszuführen begannen.

Freund R * * *, ein gewandter Alpenbesteiger, versprach auf meinen Wunsch uns bis Heiligenblut zu begleiten, und wollte bei dieser Gelegenheit zugleich seinen Geburtsort Salfelden besuchen. Es wurde also der Weg über den Fuscher- und Heiligenbluter-Tauern gewählt und ausgeführt. Was mir zu diesem Tauernübergange noch mehr Muth gab, war Freund Dr. H * *, der vor wenigen Tagen mit seiner Frau eben diesen Weg von Heiligenblut nach Gastein glücklich zurücklegte, welcher von Andern mir als sehr beschwerlich und gewagt geschildert wurde. —

Nach beendetem pfarrlichen Gottesdienste verließen wir (die Freunde G * * *, R * * * und ich) nach 10 Uhr — nochmals der Heilquelle unsern innigsten Dank spendend — zu Wagen Gastein. Die Sonne beleuchtete das im schönsten Grün prangende Alpenthal mit ihren sengenden Strahlen; Natur und Menschen sahen wir im geweihten Sonntagsstaate; vor uns verkündete die reine Wetterwand („der ewige Schnee") anhaltende schöne Tage; rückwärts schauend glänzte der Tischelkahrgletscher und ein Theil des aus Kärnten herüberragenden Ferners, des kleinen Elends, mit der Uebergangsscharte, und die höchste Spitze des Ankogl's; zur Seite der 7800 Fuß Seehöhe messende Gamskahrkogl, dem gegenüber der Schneeberg, die Türchlwände, der Hundskopf und ihre Gefährten — es war ein erhabener Anblick, und stimmte uns wahrhaft feierlich.

Ohne in Hofgastein anzuhalten, kamen wir in zwei Stunden in Dorfgastein an, um unserm Doppelgespanne die nöthige Erholung zu gönnen. Bald saßen wir wieder im Wagen, und fuhren der hohen Klamm zu, einem grauenerregenden Felsenpaß, von überhängenden Steinwänden und der in schauerlicher Tiefe dahinstürmenden Gasteinerache gebildet. Doch herrlich ist die den Felsen abgezwungene Strasse, auf welche von Seite des Staates noch immer Tausende jährlich verwendet werden, um die Zureise zu der in ihrer Art einzigen Heilquelle Gastein der leidenden Menschheit bequem und sicher zu machen.

Bei Lend, bekannt durch das Aerarial-Schmelzwerk für die aus dem Radhausberge gewonnenen Golderze, und seinen imposanten Wasserfall, den hier die Gasteinerache vor ihrem Einfluß in die Salzach bildet, erreichten wir die Thalestiefe, und verfolgten die neue herrliche Straße aufwärts der Salzach. Das Thal wird hier immer enger, bis wir in dem von Lend zwei Gehstunden entfernten Markte Taxenbach anlangten, der auf einer kleinen Anhöhe liegt, und eine alte Burg hat. Hier suchten wir eine neue Fahrtgelegenheit, die wir auch beim Wirthe erhielten, und nach einer Stunde Aufenthalt rollten wir wieder auf einer eben so guten Straße fort, die nach Bruck an der Salzach führt. Nun erweitert sich das Thal, und die auf sanften Anhöhen liegenden meist gemauerten Bauernhöfe, so wie die fleißig bearbeiteten Felder gewähren einen freundlichen Anblick. Wir stiegen aber schon in Hundsdorf beim Tranner ab, bei dem uns Freund R * * * durch seine Jugendbekanntschaft mit demselben einen guten, freundlichen Empfang bereitet hatte, wo aber auch seine Verwandten harrten, um ihn nach Salfelden abzuholen, von wo derselbe am 25. August nach Hundsdorf zurückkehren, und dann vereint mit uns über den Tauern nach Heiligenblut gehen wollte. Bis zu seiner Rückkehr waren wir gesonnen, den Zeitraum dieser zwei Tage von Hundsdorf aus durch einen Besuch des berühmten Krimmler-Wasserfalles auszufüllen.

Die dortigen Wetterkundigen versicherten uns zwar noch mehrere heitere Tage — aber bei so bedeutenden Tauernpartien muß man mit der schönen Zeit kargen und keinen Tag versäumen, sollen sie nicht nur weniger, oft keinen Genuß gewähren, ja nicht selten lebensgefährlich werden. Dieß erwägend beredeten wir Freund R * * *, erst nach seiner Rückkehr von Heiligenblut seinen Geburtsort zu besuchen, und er gab den Freundesbitten nach. — Wir fuhren also, seine Verwandten begleitend, durch Bruck an der Salzach nach Zell am See, hatten dabei das Vergnügen, diesen romantischen Ort und seine Umgebung zu sehen, und bereiteten uns dadurch einen Genuß, der nicht in unserm Reiseplane lag, aber eine Entschädigung lieblichster Art für den aufgegebenen Besuch des Krimmler-Wasserfalles uns verschaffte.

Die Sonne war schon im Untergehen, als wir dort anlangten; doch konnten wir noch bis zur Dämmerung den Markt besehen, der von dem mit seinem smaragdgrünen Wasserspiegel prunkenden See gleichsam umschlungen, und nur auf einer Seite mit dem Limberge verbunden ist. — Eben so genußreich war die Rückfahrt nach Hundsdorf zum Tranner-Wirth, wo wir uns bald nach unserer Ankunft zur Ruhe begaben, nachdem wir mit dem dienstfertigen Wirthe über die Erfordernisse zur morgigen Tauernfahrt Rücksprache getroffen hatten, deren Besorgung er bereitwillig übernahm.

Der Morgen des 24. August brach an, und alle die Spitzen, Hörner und Kuppen der hohen Tauern prangten schon im rothen Golde, als wir Drei in freudiger Erwartung des zu Schauenden in einer mit zwei Pferden bespannten bequemen Kalesche von Hundsdorf weg in's Fuscherthal fuhren.

Immer längs des entgegenrauschenden Baches erreichten wir nach einer Stunde das Gebirgsdorf Fusch, das wir am Rande durchfuhren — bald hinter demselben zur linken Seite einen bemerkenswerthen Wasserfall sahen, welchen das Gletscherwasser des von der Schindelspitze herabbrausenden Hirzbaches bildet — und nach abermals einer Stunde den Schnee- und Eiswänden immer näher kamen, und uns in einem Kessel befanden, der von hohen Felszacken umgürtet war. Die hier sichtbaren Kuppen mit ihren blaugrünen Eismassen wurden uns als der Königsstuhl, die hohe Schneide, der Mittelkahr und der Thorkopf genannt.

Nun ging es der Ferleiten zu, einem gemauerten Tauernwirthshause mit einer bedeutendem Alpenmeierei, und noch ein Paar Gehöften. Auf dem schmalen, oft steilen Wege, der links an einer Schlucht, wo der Bergbach in der Tiefe rauscht, aufwärts führt, verließen wir den Wagen, und setzten theils vor, theils hinter demselben gehend unsere Wanderung fort.

In der Ferleiten angekommen, stärkten wir uns durch ein zweites Frühstück, das in einem guten Kaffeh bestand. Nach einem halbstündigen Aufenthalte gelangten wir auf unserer weiteren Fahrt endlich in's Naßfeld, dessen wahrhaft imposante Umgebung uns so überraschte, daß Freund G * * * im Entzücken ausrief: „Schöneres und Erhabneres in der Natur kann es kaum geben!" — doch sah er damals noch nicht den Pasterzen-Gletscher mit dem Bergfürsten Oesterreich's, dem Großglockner und seinen Gefährten — an welcher wunderbar erhabenen Natur-Szene jede Beschreibung scheitert, und deren Anblick dem Selbstbeschauer die Ueberzeugung aufdringt, daß dieses großartige Eisgefilde alles ihm Aehnliche ganz verdunkelt.

Das Naßfeld ist eine ziemlich große, beinahe reguläre Quadratfläche in schönem Grün prangend, eingeschlossen von ausgedehnten Gletschern, die tief herabreichen, und durch Hunderte von kleinen herabrieselnden Bächen und größeren Wasserfällen diese blumichte Riesenmulde bewässern, und der Fuscherache die reichste Nahrung zusenden. Zur Rechten ragen die ungeheuern Pyramiden der Wiesbachhörner, wo man ober der Schneelinie eine Felsenhöhle, die „heidnische Kirche" benannt, sieht, zu den Wolken auf, die sich vom Naßfelde aus gegen 7000 Fuß beinahe senkrecht erheben. An diese reihen sich die Eisfelder des Hohendocks, des Fuschereiskahrs, des Bärnkopfes, des Sonnenblicks, der Pfandelscharte, des Kloben, des Spielmanns und des Brennkogels, denen sich der mit saftigen Weiden und kolossalen Steingruppen abwechselnde hohe Fuschertauern anschließt, den wir ersteigen mußten.

Rein war der tiefblaue Himmel, kein Wölkchen machte uns besorgt, und dadurch wurde das Auge so gefesselt, daß es, in dieser großartigen Naturszene schwelgend, zur Bewunderung hingerissen, sich von diesem Bilde hart trennen konnte — doch der beschwerliche Weg begann erst, und so mußten wir auf die Weiterreise denken. — Ein Pferd wurde ausgespannt und gesattelt, das mich nun auf seinem Rücken den Tauern hinauftragen sollte. Meine Reisegefährten schritten voraus, und ich mit dem Führer, der das Pferd lenkte, folgte nach.

Nun ging es aufwärts, bis wir nach einer halben Stunde zur Tauernalpenhütte, einer großen Almwirthschaft kamen, die dem Tranner-Wirthe in Hundsdorf eigen ist. Hier wurde etwas Milch mit Brod und Butter genossen, und da sich ein starker Tauernwind erhob, der, nach der Versicherung des Führers, durch eine längere Dauer den Tauernübergang hätte unmöglich machen können, warteten wir einige Zeit ab; die Reisebegleiter befestigten ihre Kopfbedeckungen, und als der Wind etwas nachließ, begann die eigentliche Alpenfahrt.

Je höher wir auf dem sehr steilen Wege kamen, der zu Pferde nur höchst vorsichtig gemacht werden kann, desto überraschender war beim Rückblicke auf den riesenhaften Gletscherwall das sich entfaltende Bild. — Nach der ersten erreichten Höhe, wohin mehr als eine Stunde Zeit erforderlich war, wird der Weg minder erschöpfend. Die Baumregion hatte bereits aufgehört, nur hie und da deckte dunkles Krummholz einzelne Stellen — und Alpenweide wechselte mit nacktem Fels ab. — Jede größere, etwas tiefer liegende Grasfläche, von nahen Quellen bewässert, nennt man hier: Naßfeld; so passirten wir nun abermals ein unteres, und kamen dann auf ein oberes Naßfeld, wo sich der Petersbrunnen befindet. Früher schon war es bestimmt, daß wir bei diesem Halt machen, etwas ausruhen, und uns mit seinem köstlichen Wasser, dem wir zur Hälfte Wein beimischen, und den mitgenommenen Lebensmitteln erquicken wollten, — und so geschah es auch. Die Mittagssonne brannte uns bei der Quelle Gelagerten auf die Scheitel; unser Blick schweifte umher auf das großartige Alpenpanorama, und mit freudigem Gefühle setzte sich nach einer halben Stunde die Caravane wieder in Bewegung. Meine zwei Reisegefährten, schneller als das Pferd, das ich wieder bestiegen hatte, waren immer eine Strecke voraus, doch verloren wir uns nie aus dem Gesichte, und konnten durch Rufen uns gegenseitig auf Manches aufmerksam machen.

So erreichten wir das hohe Fuscherthörl, eine gewöhnliche Fallthüre in einem die Alpenweiden trennenden Zaune. Dort warteten unser die Reisegefährten, da sich von hier aus ein neues großartiges Bild mit unzählbaren nahen und fernen Bergspitzen und Fernern dem erstaunten Betrachter aufthat. Eine halbe Welt in der ausgedehntesten Gestaltung enthüllte sich dem trunkenen Auge, die über jede Beschreibung erhaben ist. So erhebend aber dieser Anblick ist, so feierlich zur Anbetung des Allerhöchsten gleichsam hingerissen der Mensch gestimmt wird, so schleicht sich doch ein banges Gefühl in unser Herz, wenn man denkt, daß man sich so viele Stunden von aller menschlichen Wohnung entfernt auf einer über 8000 Fuß über dem Meere emporsteigenden Höhe befindet, wo kein anderer Ton an unser Ohr dringt, als das Pfeifen des Windes oder das Abrollen ferner Lawinen!

Es war die zweite Nachmittagsstunde, als wir am Fuscherthörl anlangten, und da es nun zeitweise stark abwärts ging, und der Weg — wenn man ihn so nennen will, da er nur in der Lokalkenntniß der Führer besteht —

über die von einem einstigen ungeheuren Absturze des Brennkogels *) hingewürfelten Felsmassen geht, so stieg ich vom Pferde, das ich von da an nicht mehr bestieg. Der Weg über dieses Steinchaos war mühsam und erschöpfend. Meinem Führer, einem sehr verläßlichen Menschen von Hundsdorf, mit Namen Metzger, der zugleich das Pferd behutsam über die schlüpfrigen Steinmassen leiten mußte, was nur langsam geschehen konnte, auf dem Fuße folgend, blieben wir etwas zurück, wodurch meine beiden Reisegefährten einen größeren Vorsprung erhielten. Beiderseits sahen wir in dieser Entfernung keinen Nachtheil, da wir uns immer im Gesichte hatten, und uns zurufen konnten.

So ging es eine Stunde fort. Hinter der Pfandelscharte zeigte sich zwar eine weiße Wolke, doch da wir im Strahle der Sonne wandelten, und die Wolke wie festgebannt sich gar nicht bewegte, waren wir unbesorgt. Da erhob sich plötzlich wieder der Tauernwind, blies immer stärker und heftiger, und gebot mir Vorsicht, um beim erhitzten Leibe mich keiner Verkühlung auszusetzen, und einen der Mäntel umzunehmen, die Metzger sammt unserm wenigen Reisegepäcke in einem Korbe trug. Dieß sahen meine Reisegefährten noch, als auf einmal ein Windstoß eine Nebelhülle aus einer Schlucht über uns deckte, daß wir im ersten Augenblicke nicht wußten, wo wir uns befanden.

Nun waren wir getrennt, und alles Rufen war vergebens im Sausen des Windes, der oft so stürmend wurde, daß der Führer sich am Pferde festhalten, und ich mich niederkauern mußte, um nicht niedergeworfen zu werden. Die Angst um meine zwei Reisegefährten wurde durch die ängstliche Aeusserung meines Führers noch gesteigert: „daß die beiden Herren auf einem ihnen ganz unbekannten Tauern sich leicht verirren, und dadurch verunglücken könnten." Um so mehr vermied ich jedes Entfernen von ihm — und vertrauend auf dessen Wegkenntniß und lobenswerthe Besonnenheit wanderten wir vorsichtig weiter. Der Nebel hüllte uns immer dichter ein, hinderte jede Fernsicht, und indem er meine Augengläser trübte, erschwerte er mir dadurch das Gehen, indem ich nicht sehen konnte, wohin ich meinen Fuß setzen sollte, um nicht zwischen Steinöffnungen zu gerathen, und mich zu verletzen.

In dieser Verfassung ging es so fort — wir mußten nicht ferne von der Ruine eines einstigen Knappenhauses einen Gletscher übersetzen, der in einer Mulde seit vielen Jahren sich gebildet hatte — einen zweiten etwas kleineren umging ich, den hohen Rand desselben übersteigend.

Nach beinahe vier Stunden, zuletzt steil aufwärts, kamen wir endlich zum Hochthore, der Grenze zwischen Salzburg und Kärnten, die ein hölzernes Kreuz bezeichnet. —

*) Oeffentliche Blätter brachten aus neuester Zeit des laufenden Jahres Folgendes: „Die anhaltend warme Witterung, so wie der milde Herbst haben auch im Salzburgischen Hochgebirge manche interessante Erscheinung hervorgebracht. So z. B. kamen am Brennkogel (südlich vom Fuscherthor vor dem Uebergange nach Heiligenblut) drei Knappenstuben aus dem Eise zum Vorschein, welche durch ein Jahrhundert im Eise begraben lagen. Das Innere der Knappenstuben sieht noch so wohnlich aus, als wenn die Knappen dieselben erst verlassen hätten, so wie sich noch ganz gut erhaltene lärchene Laden, und eine Masse von halbgepochtem Erze zur weitern Verarbeitung, ferners zwei Klafter zum Brennen hergerichtete Scheiter vorfanden. In der obern Knappenstube wurden die Gebeine von zwei oder drei Menschen aufgefunden.

Die Dämmerung ging schon in das Dunkel der Nacht über, als plötzlich eine Sennin vor uns stand, und mir mit dem Gruße: „Sie werden wohl der Rechte seyn?" ein Papierblättchen übergab, worauf die Worte mit Bleistift geschrieben standen: „Wir eilen nach Heiligenblut, und senden Leute — G * * *."

Es war für uns eine äußerst freudige Kunde, als wir von der Sennin hörten, daß meine Reisegefährten nach manchen Irrfahrten doch glücklich am Kagereck angekommen waren, und noch einen jungen Handwerksmann bei sich hatten, der, obschon unkundig des Weges, allein von Heiligenblut über den Tauern in's Salzburgische in dieser Nebelnacht gehen wollte, daher leicht sich hätte verirren und verunglücken können — und den sie gewiß zu dessen Glücke zum Umkehren vermochten.

Von einer drückenden Sorge befreit, wurde nun der Weg rascher verfolgt. Die Sennin übernahm die Führung des Pferdes, und ich konnte, von Metzger geleitet, meine Schritte beschleunigen, doch schien uns der Weg bis zum Kagereck, wo die ersten Sennhütten sind, kein Ende zu nehmen. Die Nacht war schon ganz hereingebrochen, als wir das Geläute der von der Weide heimgekehrten Thiere hörten, und am Kagereck anlangten. Nacht und Nebel ließen uns aber die Hütten nicht einmal sehen, obschon wir kaum hundert Schritte von denselben entfernt vorübergingen. Bis hieher begleitete uns die Sennin, die nun, um ihre Kühe zu melken, von uns Abschied nehmen wollte. Nach längerem Zureden versprach sie uns, noch eine Strecke mit uns zu gehen, was uns des Pferdes wegen um so nothwendiger war, welches sonst wieder der Führer hätte übernehmen und mich mir allein überlassen müssen.

Als wir uns besprachen, welchen Weg wir nun einschlagen sollten, auf der Sennin Frage: ob diesseits oder jenseits des „Fallbaches" — ertönte ein Pfiff aus der Ferne. Der Führer erklärte ihn als ein Zeichen jener Leute, die wahrscheinlich von Heiligenblut uns entgegengesendet seyen. Auf gleiche Weise antwortete er; nun erwarteten wir die Kommenden, und nach ungefähr fünfzehn Minuten standen zwei rüstige Männer vor uns.

Ein freudiger Ausruf, uns glücklich, unbeschädigt und so bald gefunden zu haben, war die herzliche Begrüßung dieser wackern Natursöhne. — Erst vor einer halben Stunde von einer Glockner-Besteigung mit zwei Engländern rückgekehrt, befanden sie sich eben im Gastzimmer zu Heiligenblut, als meine zwei Reisegefährten, um mich in größter Sorge, den dringenden Wunsch äußerten, daß Leute uns entgegen gehen möchten. Alsogleich waren diese zwei braven Aelpler bereit, dem dringend ausgesprochenen Wunsche nachzukommen — nahmen ihre gewöhnlichen Requisiten mit, und erreichten auf dem nächsten Wege in einer unglaublich kurzen Zeit das Kagereck, wo sie uns trafen.

Zum Danke für ihre lobenswürdige Bereitwilligkeit, und als Empfehlung Allen, die die großartige Natur unserer Heimath besuchen, mögen hier ihre Namen stehen, sie heißen: Johann Granögger, vulgo Kramser, und Sebastian Berensteiner, vulgo Anderlesbauer. —

Die Sennin wurde nun dankend verabschiedet, die Requisiten auf das Pferd gepackt, dessen Leitung nun Metzger wieder übernahm, Licht in der Laterne angezündet, und so ging es nun — gestützt auf diese kräftigen und vorsichtigen Alpensöhne, wovon Kramser noch mit der linken Hand so die Laterne hielt, daß ich sehen konnte, wohin ich meine Füße ohne Gefahr setzen sollte — mit neuer Kraft ausgerüstet vorwärts unserm Ziele zu.

Die natürlichen und bündigen Antworten dieser Alpenbewohner auf jede Frage, und ihre oft wiederholten Ausrufungen über das glückliche, unversehrte und schnelle Zusammentreffen würzten und kürzten in der Nebelnacht die Stunde, die wir noch bis Heiligenblut hatten, — und es ist gewiß, daß besonders der Muth, die Vorsicht und Aufopferung dieser Leute die in neuerer und neuester Zeit so häufigen Glockner-Besteigungen erklären.

Acht Uhr schlug die Glocke auf dem gothischen Thurme des ehrwürdigen Gotteshauses in Heiligenblut, als wir dort im Gasthause eintrafen. Mit jubelnder Freude und herzlicher Umarmung empfingen mich der allgeschätzte Ortspfarrer und Freund W. Urschitz, meine zwei so liebevoll besorgten Reisegefährten und mancher Freund, den ich jetzt hier zu treffen nicht ahnte. Diese ungeheuchelte warme Freundschaft und deren unbegrenzte Aeusserung mußten jeden Anwesenden, deren Zahl nicht klein war, mit Rührung erfüllen — für mich bleibt dieser Moment einer der schönsten in meinem Leben.

Bald darauf zogen wir in das niedliche Pfarrhaus, wo wir gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung fanden. Nun theilten wir unsere Ereignisse einander mit — und vergessen waren alle kaum erst überstandenen Beschwernisse dieser interessanten Tauernfahrt. Die Anwesenheit eines äußerst liebenswürdigen Mannes aus München im Pfarrhofe erhöhte noch die Freuden der Gesellschaft, so daß erst die Geisterstunde uns zur Ruhe mahnte.

Ehe wir uns in die Arme des Schlafes warfen, sagten wir noch unserm lieben Reisegefährten N * * * ein herzliches, aber von Sorge begleitetes Lebewohl, da er am folgenden Tage in aller Frühe über die Pfandelscharte nach Fusch zurückkehrte. —

Mit bewegtem, freudigen Herzen werde ich stets dieses für mich merkwürdigen Tages gedenken, an dem zugleich ein lang gehegter Wunsch, wenn auch erst spät erfüllt wurde, nämlich jenen Uebergang selbst zu sehen und zu betreten, welchen im Jahre 1797 — also gerade vor sechzig Jahren — der österreichische General Dietrich mit seiner Brigade, bestehend aus 4000 Mann, unter denen ein Bataillon von Wilhelm Schröder Nr. 26, unserm damals vaterländischen Regimente, sich befand, mit Bagage und Pferden über den Heiligenbluter-Tauern hinauf zum Hochthor, und dann nach Rauris hinab wagte. Weniger bekannt als mancher andere in der Geschichte berühmte und bewunderte Uebergang mit einem Kriegsheere über Alpen — z. B. jener des französischen Generals Macdonald über den Splügen — ist der des Generals Dietrich über den Heiligenbluter- und Rauriser-Tauern, der jenen an Dauer und Beschwerlichkeit weit übertraf, wenn man erwägt, daß hier nur ein schlechter Saumweg hinüber führt, daß dieser Zug in den letzten Tagen des Märzmonates, wo am Tauern noch tiefer Schnee lag, und unter fortwährendem Schneegestöber statt fand. Nur 80 Mann kostete dieses Wagniß, was unter solchen Verhältnissen gewiß nur ein geringer Verlust genannt werden kann.

M.

Auf der Pasterze.

Wie mag das Herz des Pilgers beben,
Der hinzog nach dem Orient,
Wenn er das heil'ge Land gefunden,
Nach dem sich seine Seele sehnt?

So bebte mir das Herz im Leibe,
Als ich das heil'ge Land geschaut,
Wo die Natur dem Allerhöchsten
Die Prunk-Altäre aufgebaut.

Im August 1857. F. Saria.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimathlichen Wochenblattes auch für das Jahr **1858** ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 fl. 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 50. Sonnabend, den 12. Dezember. 1857.

Weihnachtsfeier

bei den indogermanischen Völkern.

Eine vergleichende mythologische Skizze.

Abermals stehen die Bäume entlaubt vor unsern Blicken, und der Frost beginnt wunderliche Blumen an die Fenster zu malen, gleichsam als Bürgschaft, daß auch der wahre Frühling mit seinem Farbenschmelze zurückkehren werde. Aber diese Wintersblumen gemahnen uns auch, daß wir an der Schwelle eines Festes stehen, welches heute wie vor Jahrhunderten die Familienmitglieder um den väterlichen Herd sammelt zu einem neuen Liebesverbande. Mannigfaltige, oft kaum mehr verstandene Gebräuche schmücken noch heute unter dem Volke diese Feier, und ihnen allen liegt die fromme Sehnsucht zu Grunde, den Zwiespalt und die Wirren des Menschenlebens in einer höhern Friedenssphäre auszugleichen, und ein neues reines Daseyn zu beginnen. Doch nicht allein durch Jahrhunderte hat mit uns Liebe und Sehnsucht die Feier des Weihnachtsfestes begangen, seit Jahrtausenden schon, bereits vor der Erscheinung des göttlichen Lichtes, welches mit unserm Heilande auf die Welt kam, erhoben die Frommen aus allerlei Volk ihr Herz in diesen Decembertagen andachtsvoll gegen den Himmel, und der Jubel ihrer Seele strömte in frohen Feierklängen aus.

Wenn auch das liebliche Christkindlein fehlt, das unserer Feier Weihe und Mittelpunkt ausmacht, so läßt sich das Fest des Alterthums doch als Vorahnung, als vorbedeutende Erscheinung betrachten, welche sinnlich verhüllt einen Gedanken verkörpert, dessen tiefes Verständniß und göttliche Verwirklichung uns das Christenthum brachte, und mit seligem Bewußtseyn darf es uns unter dem lichtschimmernden Weihnachtsbaume erfüllen, bis in die fernste Urzeit mit frommen Festfeiernden in unsichtbarer Gemeinschaft zu stehen.

Mögen mir nun die freundlichen Leser erlauben, ihnen den ursprünglichen Zusammenhang der Idee der Weihnachtsfeier bei dem hauptsächlichsten indogermanischen Völkern vor Augen zu führen, und mögen sie diese Zeilen als kleines Weihnachtsangebinde eines in der Ferne weilenden Landsmannes betrachten!

Die Urreligion des indogermanischen Stammes war ein Lichtcultus, dem die frühesten Hymnen der Inder noch sehr nahe stehen. Im Rigvêda, der ältesten Sammlung dieser Lieder, wird ein durchgängiger Unterschied zwischen Luftwelt und Himmel festgehalten.

Im unendlichen Himmelsraum hat das Licht seine Heimathstätte als ewige Kraft, die nicht an das Leuchten der Gestirne gebunden ist. Zwischen dieser Lichtwelt und der Erde liegt das Reich der Luft, in welchem Götter wohnen, die dem himmlischen Gewässer den Weg zur Erde bahnen und schirmen. Ihr Haupt ist Varunas (dem Namen und Begriffe nach eins mit dem griechischen Uranos) der Herrscher des lichten weltumgebenden Himmelsmeeres. Der Mensch ist Todesgenoße, und keinen Weg zu den Göttern giebt es, als den das Sterben bereitet; aber aus freier Gnade schenken die Götter den Geistern der Rechtschaffenen die Unsterblichkeit. Dort versammeln sich diese „Väter“ zu einem ewigen, seligen Aufenthalte unter dem Schatten eines schön belaubten Baumes, nach Ablegung alles Unvollkommenen mit einem ätherischen Geistesleibe umkleidet. Ein vêdischer Hymnus enthält die Bitte:

> Wo ein Glanz ohne Ende scheinet,
> Wo die Heimath des Lichtes ist,
> In die Welt der Unsterblichkeit, die ewige setz' mich.
> Wo Yamas herrscht Vivasvats Sohn
> In des Himmels geheimstem Raum;
> Wo die quellenden Wasser sind
> O dort laß mich unsterblich seyn!
> Wo man sich ergeht und bewegt
> Im Lichte in des dritten Himmels Höh'n,
> Wo die glanzvollen Welten sind,
> O dort laß mich unsterblich seyn!
> Wo Freude wohnt und Glück und Licht,
> Wo Wonne und Entzücken ist,
> Wo jeder Wunsch genug hat,
> O dort laß mich unsterblich seyn!

Von der Tag- und Nachtgleiche des Septembers bis zur Sonnenwende im Winter ist dieses herrliche Lichtreich verschlossen. Trauer ergreift die ganze Natur, dem Menschen scheint der Quell alles Lebens und aller Freude versiegt, der Kreis der Götter todt oder in weite Ferne entrückt, und der Zugang zu den „Vätern“ den Geistern der Gerechten verloren. Da kehrt mit dem 21. December der Strahl, die Tageshelle zurück, die Götter leuchten allmählig in altem Glanze, und die Welt des Himmels ist den Sterblichen wieder verliehen. Dieses ist der Grundgedanke, welcher sich in den Anschauungen der urverwandten Perser, Albanesen, Griechen, Römer, Kelten, Germanen, Slaven auch später nicht verkennen läßt, und sogar die Decemberfeier des finnischen Volksstammes durchdringt. — Wie die eigentliche Weihnachtsfeier bei den ältesten Indern begangen würde, können wir aus den wenigen darauf bezüglichen Stellen der Vêda nicht schließen: die heutigen Hindus halten die ganze Zeit des Novembers und Decembers für unglücklich. Es ist die Nacht der Götter. — Am 16. December wird die Trauer zuerst durch ein Fest des Gewittergottes Indra unterbrochen, der im heftigen Streit die Dämonen bekämpft, die dem himmlischen Lichte den Zugang zur Erde wehren. Nach achttägigem Kampfe ist der Sieg gewonnen. Am 23. December bricht nach der Götternacht die Götterdämmerung an, und überall brennen Freudenfeuer als Abglanz der wiederkehrenden Lichtstrahlen in der Natur. Im Flußgebiete des heiligen Ganges stellt der Cultus ähnliche Gedanken an-

ter anderm Gewande dar. Wischnu war seinem Ursprunge und Wesen nach ein Sonnengott und Ordner des lichtvollen Raumes. „Mit drei Schritten, sagt der Mythus, durchmißt er den Himmel, wodurch den Menschen sichere Wohnung bereitet wird." Man verstand darunter den Aufgang, die Höhe und den Niedergang der Sonne. Von diesem Gotte glaubt nun das Volk, daß er nach der Zeit der Sommersonnenwende, im August in süßen Schlaf versinke. Vier Monate dauert sein Schlummer. Im Anfange des Decembers aber bereiten die Brahmanen sich durch strenges Fasten vor, den Gott zum Heile der Welt zu wecken. Unter Trommel- und Paukenschlag singen sie ein Lied folgenden Inhaltes:

„Die Wolken sind weithin zerstreut,
Der Vollmond ist längst schon bereit
Mit heiterem Silberlicht
Zu schauen dein göttlich Gesicht.
Sieh', duftende Blumen sind hier,
Zum Opfer wir bieten sie dir!
Erwach' denn o König der Welt,
Komm zu uns aus deinem Gezelt!"

Eifrig werden nun, um den Gott angemessen zu empfangen, alle Geräthe geziert, die Straßen und Gassen gekehrt, und Abends mit Lampen erhellt, und jeder begrüßt nun des Gottes Wiederkehr. Vor einem Ammons-Horn dem Bilde der Sonne und Symbole Wischnus breitet der Hausvater ein in der Ecke des Feldes abgeschnittenes Zuckerrohr als Erstlingsopfer aus, und erhebt das Ammonshorn mehrmals über demselben in die Höhe zum Zeichen der frohen Begebenheit, daß Wischnu wirklich aufgestanden.

Der eigentliche sittliche Inhalt, welchen wir in diesen indischen Vorstellungen und Festgebräuchen finden, ist noch gering. Zwar wird hier schon der Wechsel des Lichtes mit einer höhern Welt seliger Geister in Verbindung gesetzt, deren heilsame Wirkung in der düstern Zeit verloren schien, aber dieser Verlust ist nur scheinbar und rein äußerlich ohne tiefere Beziehung zu dem Tugend- oder Schuldbewußtseyn des Menschen.

Weit entwickelter finden wir das sittliche Element bei den Persern, welche einst mit den Indern gemeinsam am Hindokusch die Herden weideten, und damals mit ihnen Sprache und Glauben theilten, später aber westwärts in die Ebene von Iran wanderten, und ein eigenthümliches Leben ausbildeten. Dieselbe Lichtreligion, in welcher die indische Mythologie wurzelt, lag daher auch dem persischen Glauben ursprünglich zu Grunde. Das Haupt des Lichtreiches ist Ahuramozdâs, später Ormuzd, und er nimmt ganz die Stellung des altindischen Varunas ein. Er ist Schöpfer der Welt und ihr Gebieter. Bei ihm wohnen die Ferver, die vergeistigten Doppelgänger aller reinen lebenden Wesen, gewissermaßen ihre Urbilder. Götter wie Menschen haben ihren Ferver; sie bilden zusammen eine himmlische Heerschaar, welche als stark und mächtig, und alles überwältigend gepriesen wird, herbeieilend zum Schutze der Frommen. Unter ihrem Beistande schuf Ormuzd Himmel und Erde. Sie haben Sonne, Mond und Sternen die Bahn gewiesen, durch sie grünt und blüht die Erde, wächst das Kind im Mutterleibe und wird geboren. Zu gewissen Zeiten steigen die Ferver auf die Erde herab, und wandeln zehn Nächte unter den Menschen wie hilfeflehend und opferbedürftig. Jedermann, der ihre Bitte gewährt, wird Glück und Segen zugesagt. Schon aus diesem Opfer ersieht man, aber es ist auch sonst bezeugt, daß diese Ferver mit den Seelen der Gerechten oder den Vätern der Inder eins sind. Ein durchgreifender Unterschied von der indischen Anschauung beruht jedoch darin, daß der Perser im Lichte die Eigenschaft der Reinheit ins Auge faßt, aus dem Begriffe der Reinheit aber weiter der der Heiligkeit erwachsen ist: ein religionsgeschichtlicher Fortschritt, den man gewohnt ist an die Person Zaratuschtrâs zu knüpfen. So trat neben das himmlische Lichtreich zunächst sein nothwendiger Gegensatz, ein Reich des Dunkeln und der Finsterniß, das zugleich Urquell und Heimath alles Uebels, aller Krankheit, aller Sünde ist, wie jenes die Wohnung des Guten. Der böse Geist Agramainyus oder Ahriman mit seinem Gefolge, den übeln Dews, sucht die von Ormuzd rein und gut erschaffene Welt in die Nacht herabzuziehen, er stiftet Unfrieden und Streit wo er kann, und verführt den Menschen durch unausgesetzte Lockungen zur Sünde. Darum entbrennt ein Kampf auf Leben und Tod zwischen den beiden Mächten; des Menschen Aufgabe ist es, sich daran zu betheiligen, und Ormuzd's reines Friedensreich wieder herzustellen. Ein Hauptstreiter auf Seite Ormuzd ist Mithras (der indische Mitra der Genoße Varunas), der Herr des Taglichtes. Auf dem Berge Albordi hat er seine Wohnung, dort segnet er die ausfließenden Gewässer mit Keimen, eröffnet ihnen zahlreiche Wege, und befeuchtet und begrünt die dürren Wüsten. Ganz besonders hat er die Aufsicht über die zahllosen Fervers, zu deren Hauptwächter ihn Ormuzd gesetzt hat. Er führt diese reinen Geister der Erde zu, und schützt sie, wenn sie sich mit einem sterblichen Körper vereinigen. Da die Fervers die Geister der Frommen sind, so erklären sich nun auch hieraus die sittlichen Beziehungen, in denen Mithras zur Menschheit steht. Dieser Mithras war nun das Götterwesen, an welches sich die Weihnachtsfeier an den Königshöfen von Susa und Persepolis sowohl als weit durch die großen Satrapien der persischen Herrschaft knüpfte. In den dunkeln Wintertagen rafft der böse Ahriman mit seinen Dews alle Kraft zusammen, er ist im Siege, und es gelingt ihm, die Welt mehr und mehr in Finsterniß hinabzustürzen. Dieses Dunkel ist aber zugleich Abbild der Nacht in der eigenen Seele, welche durch die Sünde herbeigeführt wird, und dem Frommen tritt erschreckend die Gefahr vor Augen, die ganze Welt ins Arge versinken zu sehen. Voll heiliger Angst begleitet er Ormuzd und Mithras und die Ferver in ihrem Kampfe gegen das Böse. Doch das Gute unterliegt nicht: am 16. December scheint der Sieg des Lichtreiches gewiß, und die Feiertage beginnen; am 21. December endlich geht Mithras als der unbesiegte aus dem Kampfe hervor, und nun ergibt man sich dem vollen Jubel des Festes. Erfrischt athmet die Seele des Menschen auf, neugestärkt durch die Zuversicht von dem endlichen Siege des Lichtreiches ringt er den sittlichen Kampf mit seinen Begierden und Leidenschaften weiter. Fackeln werden angezündet, und von allen Bergen leuchten heilige Feuer in die Thäler nieder. — Wie wir nun vorhin bei den Indern den Sonnengott Wischnu aus langem Schlummer zum Bewußtseyn kommen sahen, feiert man in dieser Zeit auch in Persien die Wiedergeburt Mithras. Man zeigt, wie er in einer Felsengrotte, dem Nachbilde des nächtlichen Himmels, zur Welt kommt. Ein Ochse (der Frühlingsstier) und ein Esel (das Herbstsymbol) umstehen sein Lager. Liegt schon in dieser äußern Scenerie eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den christlichen Weihnachten, so nimmt das persische Weihnachtsfest noch von einer andern Seite Gedanken auf, die als entschiedene Annäherungen an christliche Anschauungen betrachtet werden müssen. Wie nämlich Christus von der Kirche als der andere Adam, der das vom ersten Menschen verwirkte Eden wieder gewinnt, gefeiert wird, bildet sich auch bei den Persern die Idee eines verlornen Paradieses klar heraus, und tritt in die Festfeier ein. Schon hatte Ahriman die Welt verderbt, da befahl Ormuzd dem Ima Kschaba die auserlesensten Geschöpfe in ein umhegtes gebrechenloses Reich zu retten. Ima ist wieder derselbe, wie jener Yama, der mit Varuna dem heiligen Lichtreiche der Väter vorstand.

Durch neue Angriffe Ahrimans ist ihm aber der wonnevolle Aufenthalt wieder entrissen; doch Mithras Sieg bringt die Gewähr seiner einstigen Wiedererlangung: für einen Augenblick scheint das goldene Wunderland abermals im Besitze des Volkes. Da ist überall Friede und Freude, da lösen sich alle Unterschiede in ihre alte Einheit auf, und die Festfeier bringt dieses Gefühl symbolisch zur Anschauung. Der König steigt vom Throne, setzt sich an den Tisch der Unterthanen, und spricht: „Ich bin einer von euch.“ —

Von Persien aus verbreitete sich der Mithrasdienst nach Vorderasien, und nahm viele fremdartige Bestandtheile in sich auf, so daß er mehr die Natur eines mysteriösen Geheimdienstes erhielt. Als der römische Feldherr Pompejus im J. 67 v. Ch. gegen die cilicischen Seeräuber den berühmten Vertilgungskampf unternahm, lernte sein Heer den Mithrascult kennen, und brachte ihn in die Hauptstadt der damaligen Welt, ohne daß er große Verbreitung gefunden hätte, bis die Kaiser Domitian, Trajan und besonders Commodus sich dafür interessirten, und ihn förmlich einführten, aber die Feier von den Weihnachten in den Anfang des Frühlings verlegten. Von Rom aus drang der Mithrascult in alle westlichen Provinzen des römischen Reiches; selbst in Deutschland finden sich sehr viele Altäre „dem unbesiegten Mithras“, „der siegenden Sonne“ gewidmet. Da der Cult aber in Rom entartete, so wurde er bald öffentlich verboten. —

(Fortsetzung folgt.)

Heimathliches.

In einem Privatschreiben aus **Hamburg** Anfangs laufenden Monats Dezember lesen wir über die **kärntnerischen Sänger** Folgendes: „Die Sänger und Zitherspieler aus **Klagenfurt** haben hier einige Vorstellungen gegeben, und viel Aufsehen erregt; auch wir waren mit einer großen Gesellschaft gestern dort, und haben mit Begeisterung dem schönen Gesange dieser berühmten Männer zugehört. Es wird ihnen auch hier ein ungetheiltes Lob gespendet, und sie bestätigen vollkommen den Ruhm ihrer Virtuosität, welcher ihnen allenthalben vorangeht.“ —

Frühlinge im Gailthale.

Ich habe in meinem Aufsatze: „**Winter im Gailthale**“ (Carinthia Nr. 13, Jg. 1857) bemerkt, daß eine langdauernde Schneedecke das Eintreten des Frühjahres im Gailthale meistens bis in die Hälfte April hinein verzögere, und darum der März noch sehr oft als Wintermonat sich gestalte. Die gewöhnlich fallenden häufigen Schneemassen drücken die Temperatur herab, die kalten Ostwinde streichen frei durch das Thal, während der warme Süd und Südwest durch den im Süden des Thales streichenden Gebirgszug abgesperrt und abgekühlt wird, so daß er, auch wenn er um diese Zeit weht, ein unfreundliches Frösteln verursacht. Bringt er ja die an den Bergen lagernde kalte Luft, die bekanntlich schwerer ist als die warme, und darum sich in die Tiefe senken muß, durch sein heftiges Anstürmen aus den Ebenen Italiens herauf in Bewegung, und drückt sie ins Gailthal herab.

Betrachten wir nun die einzelnen Frühlingsmonate der Jahre 1853 — 1857 genauer. Im **März** 1853 herrschte förmlicher Winter. Die Mitteltemperatur dieses Monats — 0.55 Reaumür stand tiefer als die des vorhergehenden Dezember, welcher im Mittel +0.59 zeigte. Die größte Kälte fiel ein am 5. März mit — 11.5, die höchste Wärme am 12. mit +8.9 und nur am 1., 15. und 16. fiel das Thermometer nie unter 0 Temperatur. Schneetage zählte er 13, unter diesen 3, wo Schnee und Regen vermischt fielen, und einen Gesammt-Niederschlag von 65.30 Pariser-Linien ausmachten, ein Niederschlag, der seiner Menge wegen auffiel, aber nur darum, weil bisher keine direkten Beobachtungen in dieser Hinsicht im Gailthale gemacht worden waren. Nur in den 3 ersten Tagen, und in der letzten Woche dieses Monates wehte der Süd, bescherte uns aber mit Schneegestöber.

Der **April** 1853 konnte nicht anders als kalt sich verhalten, denn die Massen des im Februar und März gefallenen Schnee's kühlten die Luft zu sehr, in der ersten Monatshälfte herrschte die Nord- und Nordwestströmung in den hohen Luftschichten ohne Unterbrechung fort, und selbst in der zweiten Monatshälfte theilte sie noch abwechselnd mit der aus Südwest die Herrschaft, darum es am 25. und 28. fror. Regentage zählte man 7, Schneetage 6, am 20. donnerte es zum ersten Male, Regen- und Schneeniederschlag 75.00 Par.-L. Dießmal erfüllte sich das Sprichwort: So viele Tage vor Georgi Donner, so viele Tage nach Georgi Schnee, denn am 26. fiel Schnee. Die Temperatur, welche am 15. Morgens 7 Uhr — 7.8 als Minimum, und am 22. um 2 Uhr Nachmittags +11.4 als Maximum zeigte, erhob sich im Mittel nicht über +2.94, welche wohl für die erste Hälfte April, nicht aber für den ganzen Monat anpassend gewesen wäre. Erst gegen Ende des Monats fing die Saatzeit an, und dieß nur am sonnseitigen Thalgehänge, während die ebene Thalfläche erst am 2. Mai schneefrei wurde.

Das Versäumte sollte nun der **Mai** nachholen, und wirklich stieg sein Temperatur-Maximum schon am 4. auf +17.7 während noch am 2. das Temperatur-Minimum mit +3.0 aufgezeichnet steht. Die 2. Hälfte Mai bescherte uns mit vielen Regen, denn vom 16. an regnete es bloß in 4 Tagen nicht. Die Zahl sämmtlicher Regentage im Mai beträgt 16, darunter 3 mit Donner, 1 mit Hagel, 2 mit Sturm; Regenmenge 54.70 Par.-L. Mitteltemperatur +9.45. R. —

Die Nord- und Nordostströmung des Februar **1854** pflanzte sich auch im ganzen März bis zum 3. Dritttheile des April fort, daher der **März dieses Jahres**, so wie der April bis zum 20. trocken. Die Menge des Niederschlages in diesem Monate betrug nur 0.20. Par.-L., mithin innerhalb der 5 Beobachtungsjahre der bei Weitem trockenste März, dessen niederste Temperatur am 3. eintrat mit — 9.6, die höchste hingegen am letzten mit +10.1. Monatmittel +0.35. Am 10. März bedeckte eine 26 Zoll tiefe Schneeschichte den Boden, am 18. war sie auf 18 Z., am 25. auf 11 Z., am 28. auf 9 Z., am 31. auf 5 Z. gesunken, und am 4. April von der Thalsohle verschwunden, darum auch mit Ende März die Felder zur neuen Saat bestellt werden konnten.

Aber es friert wieder am 14, 15. und 27. **April**, am 25. schneiet es, und dieser Schnee bleibt 2 Tage liegen, überhaupt ist das letzte Monatdrittel sehr unfreundlich, es herrschen Regen, Schnee, Frost und Reif an diesen Tagen. Die Menge des wässerigen Niederschlages beträgt 24.30 Par.-L., worunter an Schnee 9.70 L. Die niedrigste Temperatur stellt sich am 14. ein mit — 1.0, die höchste am 10. mit +17.4. Monatmittel +5.96. Regen- und Schneetage zählt man 9 und mit sehr heftigen Winden 4 Tage.

Der **Mai** 1854 ist naß, die Zahl der Regentage beträgt 18 darunter am 6. Schnee nach am Tage zuvor vorausgegangenem Gewitter, dem ersten in diesem Frühjahre, am 7. stellte sich Reif ein. Das Maß des Niederschlages beträgt 64.50 Par.-L. Die niederste Temperatur fällt auf den 7. mit +2.6, die höchste auf den 27. mit +16.3 erreicht mithin nicht die im vorigen Monate Verzeichnete. Monatmittel +9.62. —

Der Verlauf der Witterung im Februar 1855 war ziemlich regelmässig, der des **März** aber sehr regelwidrig. Es blitzte und donnerte schon am 4. und wiederum am 23., während tiefer Schnee den Boden bedeckte (am 31. noch 18 Zoll). Vom 22. bis Ende schneiete oder regnete es täglich, so daß der Niederschlag die für diesen Monat abnorme Höhe von 105.00 Par.-L. erreichte, darunter an Schnee 50.60 L. Während auf den 12. der niederste Temperatur-Grad fiel mit — 11.4, erhob sich die höchste Wärme am 20. nicht über +7.8, und die Mitteltemperatur wie in keinem der fünf Beobachtungsjahre auf +0.96, mithin der entschieden wärmste März mit 15 Regen- und Schneetagen bei vorherrschendem Südwest. Am 18. Morgens 7 Uhr verspürte man ein leichtes Erdbeben.

Die Schneemassen des Winters setzten sich bis in die Hälfte **April** fest, so daß erst der 20. die letzten Spuren davon auf der Thalsohle verschlang. In seinen 2 ersten Tagen schneiete es sehr heftig, am 23., 24. und 26. fror der Boden. Am 24. trat noch eine Temperatur-Erniedrigung von — 2.0 wie an keinem andern Tage im Monate ein, und auch die Wärme stieg am 20. nur auf +15.6, daher das Monatmittel nur +4.50. Regen- und Schneetage nur 5 mit 28.20 Par.-L. Niederschlag, daher in keinem Verhältnisse zum vorhergehenden Monate, mit dem er überhaupt die Rolle vertauscht zu haben schien. Am 13. Abends genoßen wir das Interessante, eine Nebensonne am Abendhimmel kurz vor Sonnenuntergang beobachten zu können.

Der **Mai** dieses Jahres zählte wieder 15 Regentage, unter welchen es zweimal bis unterhalb der obern Getreide-Kultur-Grenze herabschneiete, in Folge dessen am 10. Reif eintrat. Die Regenmenge betrug 63.10 Par.-L. Da die Südwestströmung, welche im April dem Nordstrome gewichen war, im Mai, so wie im März vorherrschte, so trat wieder die fast normale Temperatur von +9.11 im Mittel ein, obwohl ein Temperatur-Minimum von +1.7 am 10. eintrat, verbunden mit Reif. Am 26. zeigte sich ein Maximum mit +19.0. Am 5. Mai zogen fünf Gewitterregen über die Beobachtungsstation, und am 31. fiel innerhalb kurzen Pausen 3mal Hagel, ohne indessen Schaden anzurichten. —

Obwohl der Winter 1855/6 fast schneelos war, eine ausserordentliche Seltenheit im Gailthale, so war doch der März 1856 ziemlich kalt, er zählt nur 4 Tage, an welchem das Thermometer Morgens 7 Uhr über 0 stand, am 8. zeigte es sogar — 9.1 und erhob sich am 26. bloß auf †9.6. Die Monatmittel-Temperatur betrug †0.27. Sein Niederschlag zählte 6.45 Par.-L., darunter 4.17 als Schnee niederfiel. Am 31. konnte man auch in der Ebene zu ackern anfangen.

Der Monat April verlief ziemlich regelmässig. Am 1. stand das Thermometer auf — 2.5 als Minimum, am 14. auf †15.7 als Maximum. Monatmittel †7.73 mithin der wärmste unter den 5 Aprilen. Regentage zählte man 12 mit 61.52 Par.-L. Niederschlag, am 7. hörte man den ersten Donner.

In Folge des anhaltenden Regens in den letzten 4 Tagen des April und den 4 ersten Tagen im Mai ging die Wärme sehr zurück, so daß am 3. und 4. Regen mit Schnee vermischt fielen, am 5. und noch mehr am 6. Reif eintrat, bei einer Temperatur von †1.1. Dafür entwickelte aber die 2. Hälfte des Monats eine ausgiebige Wärme, so daß sie im Maximum am 30. auf †21.0 stieg. Regentage, worunter wie gesagt 2 zugleich mit Schnee zählte der Mai 15, am 16. allein fielen 29.90 Par.-L., und der gesammte Niederschlag betrug 103.27 L., mithin ein gewaltiges Vorwiegen des Südwest stattfand. Temperatur-Mittel in diesem Monate †8.93. —

Der März des heurigen Jahres war wieder ein förmlicher Wintermonat. Am 12. stand das Thermometer auf — 18.0, ein Minimum, wie es kaum in vielen Jahren wieder einmal vorkommen dürfte, auch das Temperatur-Maximum betrug bloß †7.4, die Mittel-Temperatur — 0.79. Tage mit Regen oder Schnee 10, Niederschlag 47.16 Par.-L. Am 7. Morgens 4 Uhr Erdbeben.

Der April 1857 erhebt sich zu einer Wärme von †4.59 im Mittel, Temperatur-Minimum am 4. — 0.6, Temperatur-Maximum am 21. †15.0. Tage mit Regen oder Schnee 18, mit Donner 3, wovon am 11. der erste. Niederschlag 91.52 Par.-L. Reif am 25., Schneefall noch am 29. Erst am 18. war der Schnee von der Thalsohle verschwunden, und die eigentliche Ackerzeit konnte beginnen. Des vielen Regens, Schnees, und Reifes willen keimten die Saaten nur sparsam, konnten sich nicht anstocken, daher die Halmfrüchte heuer nur dünn gesäet erschienen.

Der Mai dieses Jahres ist verhältnißmässig zu trocken, obwohl die Zahl der Regentage sich auf 13 beläuft. Die geringe Summe des Niederschlages von 20.30 Par.-L. vertheilt sich daher auf zu viele Tage, als daß bei den herrschenden heftigen Winden eine ausgiebige Befeuchtung des Bodens hätte stattfinden können. Das Wärme-Minimum mit †4.0 ist am 4., und das Wärme-Maximum mit †19.9 ist am 21. verzeichnet. Monatmittel †10.53 und ersetzt durch seinen hohen Stand, um was der März durchschnittlich zu sehr zurückblieb. —

Wenn wir Gesagtes kurz zusammenfassen, und es erlaubt ist, aus den fünfjährigen Beobachtungen einen Schluß zu ziehen, so finden wir: daß der Monat März, auch wenn sein Mittel über 0.0 Temperatur fällt, noch als Wintermonat betrachtet werden kann. Selbst der März 1855 als der Wärmste, hatte das weiße Winterkleid nicht abgelegt, der März 1856 kömmt in seinem Mittel der fünfjährigen Durchschnittstemperatur von — 0.01 am nächsten. Bezüglich der Niederschlagssumme steht der März 1857 dem Mittel am nächsten, während 1854 und 1855 die Extreme bilden.

Bei uns ist der April so eigentlich der Monat, der die Erde für die Saaten öffnet, die Saatzeit beginnt jedoch im Mittel erst um die Hälfte des Monates. Der kälteste April war der des Jahres 1853, noch ein Wintermonat, der wärmste der des Jahres 1856, dem Mittel am nächsten steht der des heurigen Jahres, während bezüglich des Niederschlages der April 1856, mithin der wärmste unserer Periode dem fünfjährigen Monatmittel am nächsten kömmt.

Am meisten bleibt sich bezüglich der Temperatur-Mittel der Mai gleich, denn unsere Periode führt hier die wenigsten Schwankungen auf. Nach unserm Durchschnitte wäre seine Mitteltemperatur †9.53. Er liefert aber auch durchschnittlich den höchsten Niederschlag.

Zur Verdeutlichung des Gesagten möge nachstehende Tabelle beitragen.

	Mittel-Temperaturen				Niederschläge in Par.-L.			
Jahr	März	April	Mai	Mittel der 3 Monate	März	April	Mai	Mittel für diese 3 Monate
1853	— 0.55	†2.94	**†9.45**	†3.95	65.30	75.00	54.70	65.00
1854	†0.35	†5.96	†9.62	†5.31	0.20	24.30	64.50	33.00
1855	†0.69	†4.50	†9.11	†4.77	105.00	28.20	**63.10**	65.43
1856	**†0.27**	†7.73	†8.93	†5.64	6.45	**61.52**	103.27	57.08
1857	— 0.79	**†4.59**	†10.53	**†4.80**	**47.16**	91.52	20.30	**52.99**
Mittel für die fünf Beobachtungs-Jahre	— 0.01	†5.14	†9.53	†4.89.	44.82	56.11	61.17	54.36

D. P.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimathlichen Wochenblattes auch für das Jahr 1858 ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 fl. 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Siebenundvierzigster Jahrgang.)

№ 52. Donnerstag, den 24. Dezember. 1857.

Lieder am Meere.

Von Herrmann Sallmayer.

3. Die Lilie am Meere.

Die Lilie steht am Uferrand,
Schaut sehnlich in das Meer
Und neigt ihr Haupt im Abendwind
Stillträumend hin und her.

„Was träumst du, Lilie am Gestad?
Was liegt dir in dem Sinn?
Was für Gedanken birgst du wohl
Geheim im Kelche drin?"

„„Ich möcht' hinaus ins weite Meer,
Möcht' sinken tief zum Grund,
Mit Perlen füllt' ich überreich
Den Ketch bis an den Mund.

Dann wollt' ich aufwärts wiederum,
Ließ auf der Wellenbahn
Mich schaukeln, bis dein hartes Lieb
Das Meer durchschnitt im Kahn.

Dann höb' ich freundlich mich empor
Und neigte mich zu ihr,
Legt' meinen Schatz in ihren Schooß
Und sagt, er käm' von dir.

Vielleicht denkt sie der Thränen dann,
Die du um sie geweint,
Und faßt die Perlen an ein Band,
Das dich mit ihr vereint.

Ich aber sänke wiederum
Hinab zum kühlen Grund
Und schlösse sterbend, aber froh
Des Kelches blassen Mund.""

„Wohl träumst du in dem Abendwind,
Du Lilie an der See!
Du weißt nicht, daß mein Liebchen todt!
Gut Nacht! Schlaf wohl! Ade!"

Weihnachtsfeier
bei den indogermanischen Völkern.

Eine vergleichende mythologische Skizze.

(Beschluß.)

Wie bei allen verwandten Völkern geht aus den Vorstellungen dieses Lichtreiches der Wanen und Alfen die älteste Weihnachtsfeier der Deutschen hervor. Elfenheim ist der Inbegriff aller Pracht und Herrlichkeit. Auch des Sommers Glanz hat auf Erden seine wahre Heimath nicht; schöpferische Geister, die Seelen in Elfenheim bereiten Farbenschmelz und Blüthenduft, das saftige Wiesengrün und den kühlen Schatten. Im Frühlinge thut sich das Zauberreich auf, und Flimmer und Luft desselben wird auf die Erde gesendet als ein geliehenes Gut. Die Saat mit ihren goldenen Aehren, und die rothwangigen Aepfel und Birnen haben kunstreiche Elbe geschaffen, Blumen und Blüthen sind ihre Gestalten, gleichsam Gewänder, welche sie, selbst herniedergestiegen, sich anlegen. So bald nun die Tag- und Nachtgleiche des Herbstes das Dunkel des Winters herbeiführt, kehrt alle diese Naturherrlichkeit in das Elbenreich zurück, das zum Empfange weit aufgethan wird, dann aber unerbittlich sich schließt.

Nun scheint dem bekümmerten Gemüthe die Welt verödet, die Freude aus, die Nähe der milden Götter in weite Ferne verwandelt. Aber schon mit dem Eintritte des 12. December erquickt sich das Herz mit froher Hoffnung, denn es weiß, das Licht wird wiederkehren — und es naht das Fest des Jul-Jul, eigentlich Hoiul, heißt Rad, und bedeutet die Sonnenwende, weil das Jahr ein Sinnbild der Sonnenscheibe war. Von diesem sinnbildlichen Gebrauche schreibt sich noch heute die Sitte mancher Gegend her, zu Weihnachten Bretzel oder Kringel d. h. Ringelbrode zu backen. Das waren nämlich die alten Julgebäcke, und hatten anfangs die Form des Sonnenrades mit vier Speichen; später ließ man eine Speiche aus, und so entstanden unsere heutigen Kringel oder Bretzel.

Das Julfest dauerte zwölf Tage, woher unter dem Volke die uralte Heiligkeit der Zwölften d. h. der Zeit vom 24. December bis 6. Jänner sich noch erhalten hat. Den Beginn des Festes machte am 20. December die heilige Mutternacht, aus deren Mutterschoße das neue Licht hervorgehen sollte. Nun folgte der Tag der Sonnenwende selbst. Das verschlossene Lichtreich öffnete sich wieder; zwar nicht ganz, doch that es sich auf, und ließ die verschwundene Herrlichkeit schauen („der Himmel steht in der hl. Christnacht offen").

„König Hading, erzählt Saxo Grammaticus, der Geschichtsschreiber der sagenvollen Urzeit Dänemarks, saß am Tage der Wintersonnenwende beim Mahle, da erschien eine

wunderbar zarte und kleine Frau, und überreichte ihm einen Strauß herrlicher Blumen, während doch das Gefilde rings umher hoch mit Schnee bedeckt war. Neugierig woher sie die Blumen haben möchte, folgte er ihr über Pfade, wo verstorbene Höflinge in Purpurkleidern einherschritten, auf eine lachende Wiese — das Gefilde des Elfenreiches.“ In der Weihnacht, glaubt das Volk noch jetzt, blühen alle Aepfelbäume, und der Hopfen treibt fingerlange Sprossen unter dem Schnee in die Höhe. Ein rheinischer Glaube sagt:

„In der Christnacht seyen
Alle Wasser Wein
Und alle Bäume Rosmarin.“

Der Rosmarin war des Freyr heilige Pflanze, und Wein die Nahrung im Elfenreiche. Daher kam überhaupt der Glaube, daß in der Weihnacht alles Wasser in den Brunnen und Flüssen in Wein verwandelt werde. Wer unbefangen und absichtslos, und nicht mit frevelhaften Hintergedanken in der hl. Mitternachtsstunde von diesem Wasser schöpft, dem behält es seine Weihe, und wird ihm Glück und Segen bringen. Selbst die Thiere kehren in dieser geweihten Nacht in den Zustand zurück, der ihrer eigentlichen Idee gemäß ist, wie sie im himmlischen Lichtreiche vorgebildet sind: der gebundene Geist in ihnen wird frei, und sie bekommen menschliches Gefühl und Sprache. Aber auch hier wird der Vorwitz bestraft. Ein Bauer, welcher in seinen Stall hinunter gestiegen war, um die Pferde zu belauschen, hörte wie sie mit dem Glockenschlage zwölf Sprache bekamen und ihren Herrn bedauerten, weil sie ihn in wenigen Tagen zum Kirchhof fahren müßten. Vor Schreck ward der Bauer krank und starb noch vor Neujahr. —

Alle irdischen Dinge haben im lichten Elfenreiche ihre Urbilder, und sind darin gewissermassen vorbedeutend schon vorhanden. Natürlich praeexistiren hier besonders, wie die Seelen aller Menschen, so auch die für einander bestimmter Bräute und Bräutigame, deren Schatten in dieser Wunschzeit, wo das Elfenreich offensteht, sichtbar werden, wenn man es versteht recht anzustellen. Mägde, die wissen wollen, wie der bestimmte Bräutigam aussieht, stecken in der Christnacht Schlag zwölf Uhr den Kopf in den Ofen. Denn dieser (etymologisch entsprechend dem latein. ignis und dem indischen Feuergott Agnis) trat an die Stelle des Heerdes, welcher einst der einzige heilig gehaltene Feuerplatz im Hause war. Darum ist an diesem Orte dann die Gestalt des Bräutigams zu schauen. Andere Mädchen kehren mit einem Besen rücklings die Stube aus, dann sitzt in einer Stubenecke der zukünftige Geliebte. Hören sie klatschen, so ist's ein Fuhrmann, hören sie blasen, so ist's ein Hirt. —

Das Offenstehen des lichten Elfenreiches thut sich also besonders dadurch kund, daß die Geister zur Erde niedersteigen. Mit dem 21. December beginnen, wie der Isländer sich ausdrückt „die Fahrtage der Alfen.“ Ueberall bereitete man sich zum Empfange der seligen Geister. Das Haus wurde gereinigt, in jedem Zimmer, in jedem Winkel des Hauses brannten Lichter, und alle Thüren standen die ganze Nacht hindurch offen. Die Gastfreundschaft verdoppelte sich am heiligen Jultage, denn es hätte ja einem lichten Elben einfallen können, in menschlicher Gestalt und Größe zu erscheinen. In den Sagen des Volkes hat dieses Umziehen der selig Verstorbenen oft eine Umwandlung in das Herumziehen schrecklicher Gespenster erfahren. Sie heißen auf Island Jölsveilar (Juljünglinge), sie sollen um die Weihnachtszeit aus den Bergen kommen, und Menschen, besonders Kinder in ihre Zwerghöhlen zu locken suchen.

Bedeutsam aber und so wichtig für des Menschen Heil schien unsern Vorvätern die Einkehr der frommen Verstorbenen auf der Erde, so daß man sich beeiferte, ihren Umzug in religiösen Chorreigen, die mit Hymnen verbunden waren, darzustellen. Vielfach in's Komische herabgezogen leben diese Gebräuche an vielen Orten noch fort. In Dänemark schwärzt sich ein Jüngling das Angesicht, hängt sich eine Decke um, unter der ein langer Kuhschwanz hervorzottelt und auf der Erde nachschleppt. In der Hand trägt er einen mit Lichtern besetzten Stock. „Da ist der Julalf“ sagen die Leute, wenn sie ihn, der um Nüße und Aepfel bittet, kommen sehen. Aehnliches findet sich in Schottland und England. —

Die besprochenen Anschauungen von der Eröffnung des Elfenreiches, dem Hervortauchen und Sichtbarwerden der dort heimischen Urbilder und dem Umzuge der Seelen oder Elfen sind mit dem Tage und Abende der Wintersonnenwende selbst verbunden. Der 22. December war der erste, große eigentliche Festtag, Anfangstag des Jul, Julnacht, letzte Jahresnacht genannt, und ganz dem Cultus des leuchtenden Tag- und Sonnengottes Freyr, des Königs im Reiche der Elben, geweiht. Nun erst ist der Sieg des Lichtes vollkommen entschieden, und Preis und Dank muß dem Herrn der Sonne, der wieder gekehrt ist, dargebracht werden. Da schritten die Herolde hinaus, und verkündigten einen vierzigtägigen Frieden, indessen das Opferfleisch in geweihten Kesseln gesotten wurde, das man nun zur Königshalle trug, und dort verzehrte. Wen Umstände verhinderten zu erscheinen, der brachte selbst zu Hause dem Gott ein Schwein-Opfer. Auf Seeland (der dänischen Insel) schlachten noch jetzt die Bauern in der Weihnacht ein Schwein zum Nachtmahle, in Schweden bäckt man Brod in Ebergestalt. — Nachdem der Hausherr das Meth-gefüllte, goldene Trinkhorn dreimal erhoben, und zuerst Freyr's, dann seines Vaters Niördrs, endlich des Dichtergottes Bragi Minne oder Gedächtniß feierlich getrunken hatte, erhob eine Jungfrau die Schüssel mit dem Eberkopfe, reichte sie bei den Männern herum, und jeder schwur darauf einen unverbrüchlichen Eid, im nächsten Jahre Heldenthaten zu verrichten. Nach diesem Ebergelübde begann ein rühriges Leben. Sänger ließen sich hören, Schwerttänze wurden aufgeführt und Räthselwettstreit gehalten. Im Kamin loderte ein ungeheurer Klotz, der Julklotz, wie bei den Albanesen. Vor der Thüre steckte man buntbebänderte Tannenbäume auf, an denen oft Lichter angebracht waren — da haben wir die Ahnen unserer Weihnachtsbäume!

So trat der germanische Heide in sein neues Jahr, das den 23. December begann, auf welchen noch drei eigentliche Jultage und sechs zur übrigen Feierzeit folgten. In diesen drei Jultagen brachte man den Alfen ein feierliches Opfer, und feierte den Freyr noch von einer andern Seite als bisher. Hat man ihn vorhin als den segnenden Lichtgott gepriesen, so trat er nun vorzüglich als Besieger des dämonischen Winterdrachen hervor, der dem Walten der Lichtgötter entgegen strebte. Als solchen stellte ihn ein feierlicher Aufzug dar, und noch jetzt tritt in England am Weihnachtstage ein Bauer auf, der als St. Georg die Lanze gegen den Drachen schwingt, und in alten Gesängen laut als Befreier gepriesen wird. Aus gleichem Grunde backte man Kuchen in Pferdegestalt als heilige Speise für den 24. December, und am 26. fand ein großes Wettrennen zu Ehren Freyr's statt, worauf man den schwitzenden Pferden zur Ader ließ, dann blieben sie das ganze Jahr gesund. Den Beschluß machte ein großes Opfer, bei welchem viele Pferde geschlachtet wurden.

Später traten andere Götter im Cultus mächtiger hervor als die Wanen. Unter den neuen Gestalten nehmen Odhin, deutsch Wuotan, und Thôr, deutsch Donar, den

ersten Rang ein. Mit ihrer Herrschaft kamen natürlich auch andere Festsitten auf. Da zogen Wuotan und Donar segnend im Lande umher, und haben sich noch im Knechte Ruprecht und Niklas erhalten. Drei liebreiche Göttinnen begleiten sie; ein anderer Festglaube, der auch schon früher dagewesen seyn mag, tritt nun stärker hervor. So ist der Glaube, daß die wilde Jagd jährlich zu Weihnachten in einem Bauernhause Rast hält, und einen Hund daselbst zurückläßt oder ein Opfer verlangt, ursprünglich eins mit den Fahrtagen der Alfen.

Fassen wir nun noch einmal die Ideen dieser ältesten Weihnachtsfeier bei den Germanen zusammen, so ergeben sich im wesentlichen dieselben sittlichen Grundgedanken, welche wir bei den verwandten Völkern gewahrten. Der geschlossene Himmel öffnet sich, und läßt auf Augenblicke die verlorne Naturherrlichkeit wieder schauen zur sichern Bürgschaft ihrer völligen Wiederkunft im Frühlinge.

Freyr, der leuchtende Sonnengott, aber ist selbst wieder da und den Menschen freundlich nahe; er bewährt sich wie Indra und Ormuzd als rettender Gott, der die Dämonen vertreibt. Dieser äußere Naturvorgang greift aber tief ein in die sittliche Welt. Das Julschwein, welches dem Freyr als feierliches Opfer sinkt, ist ein Sühneber. Das Dunkel des Winters fühlt der Mensch der Schuld verwandt, welche sein Ankläger, das Gewissen, ihm in der eigenen Brust enthüllt. Nur im Lichte wohnt Lust und Freude, und darum mußte der frohe Gott des Taglichtes versöhnt werden, damit der selige Einklang in die Herzen zurückkehren könne. Darum hört aller Streit und Kampf zur Zeit der Sonnenwende auf. Die sittlichen Forderungen des Altgermanen vereinigten sich vorzugsweise in der Treue. Ein Mann, ein Wort, galt die Losung, und Fürsten und Volk, Freunde und Bundesbrüder, Eltern und Kinder hielten unverbrüchlich bis zum Tode zusammen. Diese Treue zu halten schenkt Freyr seinen Dienern Kraft und Stärke, und dazu that man auf den Eberkopf heilige Gelübde der schwierigsten Art. Mit der tiefsten Innigkeit des Gemüthes, mit aller Gluth inniger Liebe gewahrte der Altgermane die Wiederkunft des seligen Lichtreiches zur Erde, tiefer noch, und mit weit größerer Ergriffenheit des Herzens als der Grieche, der bereits mit seinem ganzen Menschen der seligen Götternähe sich hinzugeben begann.

So viel den freundlichen Lesern und Leserinnen der „Carinthia" zu diesen Weihnachten. Vielleicht findet sich andermal Gelegenheit die Lücken dieser Skizze auszufüllen.

Ich schließe mit den schönen Strophen unsers deutschen Dichters E. M. Arndt:

Der heilige Christ ist kommen,
Der theure Gottessohn,
Deß freu'n sich alle Frommen
Im höchsten Himmelsthron.
Auch was auf Erden ist,
Soll preisen hoch und loben
Mit allen Engeln droben
Den lieben heiligen Christ!

Das Licht ist aufgegangen,
Die lange Nacht ist hin,
Die Sünde ist gefangen,
Erlöst ist Herz und Sinn.
Die Sündenangst ist weg,
Der Glaube geht zum Himmel
Nun aus dem Weltgetümmel
Auf einem sichern Steg.

Berlin im December 1857.

M. Lexer.

Deutscher Musenalmanach.

Dieses schon im achten Jahrgange, besonders in unsern nur der Industrie, höchstens der Novellistik holden Tagen, verdienstvolle Unternehmen des Christian Schad (Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung, 1858) bringt dießmal auf 421 Seiten neue lyrische Klänge von 62 deutschen Dichtern aus allen Ländern deutscher Zunge; das österreichische Kaiserthum ist von fünfzehn Sängern vertreten, darunter befindet sich Adolf R. v. Tschabuschnigg aus Kärnten, und der nun in Klagenfurt weilende Hermann Sallmayer. Ist auch der geistige Werth der einzelnen Dichtungen verschieden, so findet sich doch in diesem reichen Kranze keine Blüthe, die nicht einer verdienten Beachtung würdig wäre. Unter den Dichtungen von größerem Umfange verdient nach unserm Urtheile Otto Roquette's: „Kain", in drei Szenen getheilt, hervorgehoben zu werden. — Von dem genialen Hermann Lingg (aus München), dessen unstreitig getroffenes Porträt dem Almanache zur Zierde gereicht, finden wir fünf Gedichte, von denen das „Alpenglüh'n an der Jungfrau" nicht nur jeden Bewohner eines Alpenlandes mit wohlthuender Wehmuth ergreifen, sondern auch alle Freunde so herrlicher Naturszenen befriedigen wird. Wir erlauben uns, dieses treffliche Gedicht dem Almanache zu entlehnen, und glauben durch die Mittheilung desselben dem Wunsche vieler Bewohner unsers schönen Alpenlandes entgegen zu kommen.

Alpenglüh'n an der Jungfrau.

Schon nachten die Thäler,
Das Licht an den Höh'n
Wird bleicher und schmäler,
Wie stirbt es so schön!

Die Berberge glühen
In rosigem Duft,
Im sanften Versprühen
Der dämmernden Luft.

Hoch oben leuchtet
Der Gletscher noch,
Von Schneeduft befeuchtet
Ein Himmelsjoch.

Die Jungfrau kränzet
Ein Strahlenborn —
Wie lieblich glänzet
Ihr Silberhorn!

Wie lauter, gediegen!
Das reinste Metall!
Schneekleider umschmiegen
Den Leib von Krystall. —

Ein Julfest *) feiern
Auf Thronen von Schnee
In Silberschleiern
Der Berggeist, die Fee —

*) Im eben nun geschlossenen Aufsatze unsers gelehrten Landsmannes Mathias Lexer, findet der Leser die Bedeutung des „Julfestes" umständlich besprochen, und dieß entbindet uns daher einer nähern Erklärung desselben.

A. d. R.

Dem Licht aller Leben —
Ein Feieramt
Der Sonne, die eben
Hinunterflammt.

Die Nebel steigen,
Ein Geisterchor,
Und schweben im Reigen
Zum Gipfel empor.

„Lebt wohl, o Matten,
Der Tag ist entfloh'n,
Nehmt hin, o Schatten,
Den himmlischen Sohn!

„Empfanget, o Meere,
Das heilige Licht!" —
So spricht die Hehre
Und hüllt ihr Gesicht.

Am Saum ihrer Stirne
Erscheinet die Nacht,
Und über der Firne
Des Mondes Pracht.

Er sieht im Erblassen
Der Gletscher sein Bild,
Die Wolken umfassen
Das weite Gefild.

Und Todtenbleiche
Umgibt das Gebiet
Der ewigen Reiche,
Die Gott nur sieht.

Miszellen.

Das illustrirte Familienbuch, herausgegeben vom österreichischen Lloyd in Triest (Jahrgang 8, Heft 1) bringt eine Abbildung der Teufelsbrücke bei Cividale mit einer Notiz hierüber, die für uns Interesse hat, sie lautet: „Diese alte auf zwei Bögen ruhende Brücke verbindet die beiden Ufer des, ein reizendes Thal durchströmenden Notisone-Flußes bei Cividale. Der schauerliche Name „Teufelsbrücke" wurde ihr von dem Volke beigelegt, das nicht begreifen konnte, wie ein so gewaltiges Werk von Menschenhänden ausgeführt werden konnte, und sich den Teufel als Architekten desselben dachte. Die Brücke ist ohngefähr 220 Fuß lang, und 75 Fuß hoch. Die beiden Bögen vereinigen sich in einem Pfeiler, der in eine Klippe hineingebaut ist. Sie ist das Werk zweier Baumeister: Jakob Degaro aus Como, der es im Jahre 1441 begann, und eines gewissen Erhard aus Villach, der es vollendete, und das Bürgerrecht in Cividale erhielt, wo er 1453 sein Leben beschloß. Cividale selbst ist das römische Forum Julii und liegt an der schönen Straße von Villach nach Udine."

In der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt in Wien erschien, nebst dem bereits schon angezeigten „Neuen illustrirten Volkskalender für alle österreichischen Kronländer", auch der Zehnkreuzer-Kalender für das Jahr 1858, früher unter dem Titel: „Zweigroschen-Kalender" bekannt. Dieser wohlfeilste aller Kalender liefert auf sechs enggedruckten Groß-Oktavbögen alles Nothwendige, was man von einem solchen Jahrbuche fordern kann. Die Verlagshandlung hat 300,000 Exemplare aufgelegt und hofft selbe in der ganzen Monarchie zu verbreiten, was der für den täglichen Gebrauch berechnete Inhalt auch verdient.

Berichtigung. In dem Aufsatze: „Das Patriziat" — Carinthia Nro. 31, Seite 122, in der Note der ersten Spalte soll es heißen: Hanns der Metnitzer übernimmt u. s. w. — ferners Nro. 32, Seite 127, Spalte 2, Zeile 30 von unten ist zu lesen: In Gmünd blühten die Rosenheimer und Zingl von Ried, erstere im fünfzehnten, letztere im siebzehnten Jahrhunderte ausgestorben.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir hiemit die Fortsetzung dieses heimathlichen Wochenblattes auch für das Jahr 1858 ankündigen, können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch ferner nicht erkalten soll, so wie unser Bemühen dahin gehen wird, den Kreis derselben, welche aus edler Heimathliebe ihre Mußestunden diesem rein patriotischen Unternehmen widmen, immer zu vergrößern, wogegen wir von der anerkannten Liebe der Kärntner für ihr schönes Vaterland hoffen, daß auch die Zahl der geneigten Abnehmer der Carinthia sich vermehren wird, damit wir dadurch in den Stand gesetzt werden, noch mehr auf dieses Blatt in Betreff der Erweiterung desselben verwenden zu können.

Die Richtung des Blattes soll seinem Namen entsprechen, und die Leser desselben mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren wie neueren Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde erwecken, vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration für 52 Nummern, mit dem Titelblatte und Inhaltsverzeichniße, beträgt in der hiesigen Buchhandlung des Johann Leon:

für Klagenfurt . . . . 2 fl. 20 kr. C. M.
mit freier Postversendung aber . . 2 fl. 50 kr. „

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

Ein

Wochenblatt

für

Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung.

In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Acht und vierzigster Jahrgang.

1858.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Inhalt

des acht und vierzigsten Jahrganges der Carinthia, 1858.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

III. Biographische Notizen.

rich Hermann. 7. — Otto de la Bourde, Fürstbischof von Gurk und dessen Grabstätte in Straßburg; von Anton Ehrlich. 7. — Mathias Ludwig, pensionirter Gymnasialprofessor in Olmütz; mitgetheilt von S. M. Mayer. 8. — Ernennung des Hochw. Herrn Domkapitularen Heinrich Hermann zum correspondirenden Mitgliede der Academia dei Quiriti in Rom. 9. — Otto Raab, Forstverwalter der Staatsdomainen Lankowitz und Piber in Steiermark; von Vinzenz Mohr. 9. — Nachrichten über den Kärntner-Missionär Mosgan in Central-Afrika; von Joseph Lanz. 10. — J. B. Schüttanz (Nekrolog); von Friedrich Pichler. 11. — Christoph Queller, Pfarrer zu Klein St. Paul in Kärnten; mitgetheilt von K. und H. 11. — Peter Alcantara Budik (Nekrolog); von S. M. Mayer. 13. — Ernennung des Professors Dr. Carlmann Flor zum Mitgliede der Academia dei Quiriti in Rom. 20. — Friedrich Marx, k. k. Gend'armerie-Oberlieutenant; von M. 26. — Mittheilungen über einen Landsmann in Afrika; von H. Hermann. 28. — Biographische Skizze des P. Oswald Rausch, aus dem Orden der Gesellschaft Jesu; vom P. T. M. 43. — Conrad von Suonecke aus Kärnten, sammt drei Minnelieder von Demselben. 48. — Franz Claudius Kröll, Probst des Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich; von Heinrich Hermann. 49.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

Aufforderung zum Stoffsammeln für eine Bearbeitung der deutsch-kärntnerischen Mundart; von M. Lexer. 3. — Joseph und seine Brüder. Schauspiel in 5 Akten. Von R. Behrten; besprochen von H. Hermann. 5. — Teophrastus Paracelsus, Volksdrama. Von Julius von der Traun. 5. — Ausgeschriebene Preise der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt in Wien für Original-Aufsätze zu drei Kalendern. 5. — Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von Clemens R. v. Weyhrother und Dr. Stanislaus Neuman. Zweiter Jahrgang 1858; besprochen von S. M. Mayer. 9. — Phaedri, Augusti liberti, fabulae Aesopiae. Uebersetzt von A. R. v. B. Besprochen im literarischen Centralblatt für Deutschland. 14. — Teophrastus Paracelsus. Volksdrama in drei Aufzügen, von Julius von der Traun; besprochen von Paul Freiherrn von Herbert. 18, 19, 20, 21. — Wulfens „Flora Norica." 18. — Neue Gemälde. 18. — Zur Geschichte der hierortigen k. k. Landesbibliothek; von Dr. Ignaz Tomaschek. 22. — Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt; besprochen von S. M. Mayer. — 22. — a) Theater von Kleroth; b) Licht und Schatten, Novellen von Clemens R. v. Weyhrother, und c) Schenken- und Kellersagen, von Dr. R. Vogl; besprochen von S. M. Mayer. 24. — Zur Geschichte der deutschen Mundarten; vom Prof. Dr. Carlman Flor. 25. — Anzeige des Werkes: „Die Schriftsteller Oesterreichs in Reim und Prosa aus der ältesten bis auf die neueste Zeit." 29. — Anzeige der neuesten Geschichte Kärntens: „Heinrich Hermanns Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärntens von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit." Des dritten Bandes zweites Heft. 31, 40. — Ueber eine Aquisition der k. k. Landesbibliothek; von Dr. Ignaz Tomaschek. 30. — Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu ab ejus origine ad nostra usque tempora. Opera Joannis Nep. Stöger. Soc. J. presbyteri; besprochen von H. Hermann. 45. — Kirche und Kunst; von S. M. Mayer. 49. Aquarell-Studien aus Kärnten vom Prof. Thomas Ender. 50.

V. Gedichte.

Von Almwart (Ernst): Vor dem Knappenhause. 3. — Frühlingsabend. 20.

Von Bogensberger Gustav (Gurkbach): Im November. 2. — Sonett. 5. — Mondnacht. 6. — Mein Vaterland. 9. — Abend. 14. — Trost in der Natur. 29. — Trappistentod. 42. — Am Gossau-See. 46. — In den Ruinen. 52.

Von Fatb (Rudolf): Hesperus. 22. — Selbstbeherrschung. 28. — Der Seelenfriede. 30. — Morgenstunden. 31. — Der junge Mönch. 32. — Ein Traum. 32. — An die Tauben. 34. — Gedanken des Todtengräbers, der für seinen Sohn ein Grab gräbt. 35. — Sehnsucht nach der Heimath. 36.

Von Fehringer (J.) Die Kunst. 40. — Tod des Darius. 44.

Von Flor (Dr. Carlmann): Oda in Reverendissimi ac Celsissimi D. D. Valentini, Principis Episcopi Gurcensis, Doctoris S. S. Theologiae etc. etc. adventum. 48.

Von Hofrichter (J. C.): Aus der Schreibtafel eines Studenten. 4, 7, 11.

Von Hueber (Joseph): Zum 8. Dezember. 49.

Von Kraßnigg (J. Julius): Der Bettlerin Christnacht. 2. — Balsamquell. 12. — Ostermorgen am Friedhofe. 15. — Zum 21. August 1858. 36.

Von Kucher (Jakob): Chronographicum zum 8. Dezember. 49.

Von Marx (Friedrich): Trost der Mutter. 26. — Die Ringe. 30. — Botschaft. 30. — Oesterreichs Soldat an der Wiege des Kronprinzen. 37.

Von Mayer (Simon Martin): Marschall Radetzky in Klagenfurt am 25. und 26. September 1852. 46. — Herzensklänge bei der freudigen Ankunft unsers ersehnten Oberhirten, des Hochwürdigsten Fürstbischofes von Gurk, Valentin Wiery, Doktors der Theologie ꝛc. ꝛc. zu Klagenfurt am 4. Dezember 1858. 49.

Von Pichler (Friedrich): Vaterländische Träume. 17, 31.

Von Renn (Paul): Blume des Andenkens auf das Grab der Frau Josephine Größing, geb. Thurner. 7.

Von Sallmayer (Hermann): Lieder am Meere. 10.

Von Steindorf (Ludwig von; St. Jlgens): König Gambrinus. 31. — Die Schlacht bei Custozza. 39. — Thürmers Nachtlied. 41. — Der erste und letzte Zahn. 52.

Von Wenger (Dr. Leopold): Die Thurmuhr. 23.

Von Ungenannten: Dem Hochgebornen Herrn Ferdinand Grafen von Egger, k. k. Kämmerer ꝛc. ꝛc. zum 24. Oktober 1858. 45. — Nachruf (aus Salzburg) an Seine Hochfürstlich Gnaden, den Hochwürdigsten Herrn Valentin Wiery, Fürstbischof von Gurk. 50.

VI. Vermischte Aufsätze.

Verschiedenes; mitgetheilt von P. A. Budik. 2. — Theater. 8. — Ueber die Weintraubensäule. 9. — Primula glutinosa, der sogenannte blaue Speik. 10. — Alter der Klagenfurter-Zeitung. 11. — Ein ernstes Wort über unser Theater; von —X—. 13. — Ueber Haftwurzeln des Epheu. Von Dr. Hubert Leitgeb. 14. — Berliner-Witz und Klagenfurter-Witz; mitgetheilt von H. 14. — Anzeige der Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt. 19. — Zinkweiß. 19. — Meteorologische Beobachtungsstationen in Oesterreich. 29. — Geschichte des Tabaks; von J. C. Hofrichter. 42. — Zur Naturgeschichte der Falkengattung Tinnunculus; von Dr. Ignaz Tomaschek. 47.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 2. Jänner. 1858.

Der Minnesänger Heinrich von dem Türlin,
aus Kärnten.

Leider wissen wir von den Lebensverhältnissen dieses Sängers nichts weiter, als daß er in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts in Kärnten geboren ward und im Drucke der Dürftigkeit lebte; denn er selbst klagt in einem Gedichte an seine Kunstgenossen Hartman und Reimar:

„leb ich in klegleeber not
und mus singen um min brot“ —

daher enthalten die Worte Walter's von der Vogelweide:

„du armer man mit guoten sinnen
man soll dich für den richen minnen“ —

eine sehr passende Anwendung auf ihn. —

Er schrieb ein grosses episches Gedicht: „die Krone“, in welchem er alle, von den verschiedenen Dichtern besungenen Abenteuer der Ritter (Paladine) der Tafelrunde zu einem Ganzen vereinigen wollte. Dieses Gedicht ist noch ungedruckt, und zählt gegen 30,000 Verse. Eine der merkwürdigen Episoden darin ist die Sage vom Zauberbecher. Einst, so lautet die Erzählung, kam an den Hof des großen Artus ein Bote des Königs Priure, mit dem Auftrage, ihm einen Zauberbecher zu übergeben, aus welchem Niemand, der in der Liebe untreu ist, es sey eine Frau oder ein Ritter, trinken kann, ohne sich zu begießen. Wenn irgend Jemand gefunden würde, der sich vollkommen rein fühlt, so sollte der Becher dem Könige gehören. — Nun ward die Probe angestellt; aber alle, die aus dem Becher tranken, Ritter und Frauen, selbst die Königin Ginevra, mußte zu ihrer Schande sehen, wie sich der Wein aus dem Becher ergoß, und ihre Kleider benetzte. Nur dem Könige allein gelang der Trunk, daher ihm auch der Becher übergeben wurde. —

Budik.

Erinnerungen an die Pasterze.

Von F. Franzisci.

Wenn man von der, am Pfandelscharten-Bache im äußersten Winkel des Pasterzen-Thales gelegenen „Wallnerhütte“ (6510') noch einige hundert Fuß emporklimmt und von diesem Höhenpunkte, dem „hohen Sattel“, die grauen Eismassen, die sich in einer Ausdehnung von ¾ Quadrat-Meilen zwischen den in blanker Eishülle schimmernden Chloritschiefer Kegel des Glockners und den kahlen Felswänden der Gamsgrube und des Freiwandeckes seit Jahrtausenden hineingelagert haben — überschauet; glaubt man sich urplötzlich an die Grenze von Grönland versetzt, wo alle Vegetation eingeschneit liegt, wo alles Leben unter den anschwellenden Eiskrystallen erstarrt; doch wie man hinab kommt zum Rande des Gletschers und in seinen Moränen die zarten Blüthen des blauen Steinmooses (saxifraga biflora), und in der Nähe der Johannshütte die felsigen Abhänge der Gamsgrube mit einem weichen Rasenteppich, der mit seinem Reichthum an seltenen Alpenpflanzen in allen Farbenabstufungen bis an die Wegen des Eismeeres hinabreicht, überkleidet findet, gewahrt man mit freudiger Ueberraschung, wie der Frühling selbst in dies eisige Bereich des ewigen Winters vorgedrungen, um den vegetationslosen Eisgefilden jede noch so magere Scholle Erdreichs abzugewinnen und sie mit seinem Blumenvölkchen zu kolonisiren.

Man fühlt sich da umweht von Frühlingslüften in Mitten des strotzenden Eises.

Freilich beginnt dies Frühlingsleben erst Anfangs Juli und dauert nur eine sehr kurze Zeit; denn mit Ende Oktober stellen sich oft schon die Winterstürme ein, die alle zarten, noch unentwickelten Pflanzenkeime ersticken, alle die sonnigen von Naturforschern und Naturfreunden im Sommer so häufig besuchten Höhen, sowie den ganzen Pasterzen-Keesboden in eine öde Schneewüste verwandeln.

Da verschwindet das Charakteristische dieses Hochthales, das, als eine weite von beschneiten Bergen begrenzte Schneefläche nur durch die kahlen, grauen Felsenhörner der Freiwand und durch die schlanke Spitze des Glockners, der es riesenhaft überragt, seine Eigenthümlichkeit behauptet. Da flieht Alles, was Leben athmet, in die Niederung. Die Dohlen, diese Wetterpropheten der Alpen, erscheinen in der Nähe des Dorfes und lassen sich an den Zäunen und Dachgibeln der Alpenhütten nieder, oder umschwärmen krächzend die hohe Spitze des Kirchthurmes.

Wenn man an solchen stürmischen Tagen hinaufblickt nach den Höhen, da möchte man glauben, die Berge „rauchen und dampfen“. Es sind die aufgewehten Schneemassen, die, in feinsten Staub sich auflösend, wie eine Rauchwolke über die Berghänge hintreiben.

Das „Schneewehen“ gehört zu den Eigenthümlichkeiten des Winters auf den Alpen.

Besonders in sternenhellen Nächten, wenn der schneidende Nord um die einsamen Alpenhütten braust, bald dort, bald hier einen Fensterladen oder ein Dachbrett aus den Fugen rüttelt und die Schwersteine von den flachen Dachfirsten niederschleudert, da erhebt sich wie von unsichtbaren Händen getragen in der Thalsohle und an den Bergen der Flugschnee; mit wunderbarer Gewalt streift er durch das Bereich der Lüfte nach allen Richtungen hin, praßelnd schlägt er an die runden Fensterlucken der Alpenhütten und klebt sich so fest an selbe an, daß erst die wärmere Mittagsonne diese alle Aussicht hemmende Kruste hinwegzuschmelzen vermag, bald wirbelt er hoch über die dunklen Contouren der Berge empor, bald senkt er sich nieder zur Tiefe und hüllt die Thalgelände weitab in dichte Nebel ein. Bis am frühen Morgen treibt er oft sein launenhaftes Spiel; er verweht die „Vizente“ (Zaunwege), daß kaum die Zaunspitzen hervor-

lugen, zum größten Leidwesen der Aelpler, die auf einige Tage dadurch von aller Communication abgesperrt sind, durch die Spalten und Oeffnungen der Wände und Fenster dringt er sogar in die innern Räumlichkeiten ihrer Behausungen ein, und breitet oft über ihre harten Lagerstätten ein weiches, flaumiges Federbett aus. In den Bergesschründen und an den freien Höhen, wo die Kraft der Stürme viel gewaltiger ist, da baut er sich zu kolossalen Dämmen und Schneewällen auf, die unter dem Namen der „Windsbretter" im Möllthale bekannt sind. Die Verwüstungen, welche ein von solchen heftigen Stürmen begleiteter Winter auf den Alpen verursacht, sind nicht unbedeutend.

Im Jahre 1853 hatte ich Gelegenheit, einige dieser Verwüstungen mit eigenen Augen zu sehen.

Die Sehnsucht nach den Erstlingen der Alpenflora zog mich schon im Beginn des Frühlings hinauf in's stille Bereich der Pasterze.

An schattigen Stellen in der Tiefe der „Hadergasse", wie man das Thalbecken, in welchem sich auf einem sonnigen Hügel das Dorf Heiligenblut mit seiner gothisch gebauten Kirche erhebt, gewöhnlich benennt, lagen noch die Ueberreste der Rutsch- und Sturzlawinen, die in diesem Jahre viel später als sonst über die steile Felsmauer des Cliwitsch und der Retschütz wie helle Staubbäche sich abstürzten.

Das Eisgerüste am Jungfrauensprunge war erst vor wenigen Wochen zusammengebrochen.

Es ist dies ein höchst merkwürdiges Phänomen. In besonders kalten Wintermonden wächst das Eis, das am Boden, wo der Wasserstrahl anfällt, sich bildet, immer höher und höher. Nicht selten geschieht es, daß der Jungfrauensprung an der 70' hohen Serpentinwand in eine schlanke Eissäule sich verwandelt. Der Aelpler macht da seine meteorologischen Beobachtungen, indem er nach der Höhe der Säule den Kältestand des Winters beurtheilt.

Im Frühjahr schmilzt die Säule ab, der kolossale Eissockel aber fällt mit großem, weithin hörbarem Getöse in das Möll-Wasser nieder.

In der Schlucht des Gößnitz-Wasserfalles waren noch dichte Eisgehänge an seinen Rändern sichtbar.

Der Abwechslung halber schlug ich den Weg über die Abhänge der Berge am rechten Möll-Ufer ein.

Man kommt da hart am Gößnitz-Falle vorüber, der sich schon von ferne durch sein dumpfes Getöse ankündet. Er fällt in zwei Absätzen in eine enge von allen Seiten umschlossene Bergschlucht nieder. Erst wenn man sich hindurchgearbeitet hat durch das Dickicht des Waldes, durch all das verworrene Gestrüppe, schimmert der zischende Staubbach durch die Zweige der Erlengebüsche. Der Anblick ist überraschend.

Der Gößnitz-Fall gehört zu jenen Wasserstürzen des Möll-Thales, die nicht durch ihre bedeutende Höhe, wie der Jungfrauensprung, sondern durch ihre Wassermenge sich auszeichnen.

Jenseits des Gößnitz-Baches, der, aus dem Tramer- und kleinen Gößnitz-Kees entspringend, diesen Wasserfall gestaltet und den „Winkel von Heiligenblut" durchrauschend, gewaltige Rollsteine von Serpentin und Urschiefer mit sich in die Möll schleift, beginnt der Saumpfad, der über die Abhänge der Leiterköpfe in's Pasterzenthal führt.

Es bietet dieser Weg ungemein viel Interessantes: bald ist es eine entzückende Fernsicht, bald die Romantik der Seitenthäler, die mit ihren tiefen Schluchten die von West nach Ost laufende Bergkette durchschneiden, bald eine wunderbare Gruppirung von Felstrümmern, die unsere Aufmerksamkeit fesselt, bald ist es eine seltene Alpenpflanze, die nur in diesen schattig gelegenen Parthieen ihr Fortkommen findet.

Das Gößnitzthal, nach Schlagintweit 5706' über der Meeresfläche gelegen, das von Gletschern umgürtet mit seinen herrlichen Alpenweiden, mit seinen kühn über bodenlose Abgründe gespannten Naturbrücken den Charakter eines höchst romantischen Hochthales an sich trägt, ist schon an sich eines eigenen Ausfluges werth.

Vor Zeiten waren in diesem Thale reiche Goldbergbauten. Noch jetzt findet man dort die Mauerüberreste ehemaliger Knappenstuben, und manche Sage über versunkene Schätze lebt noch im Munde des Volkes.

Nach zwei Stunden Weges steht man an der „Gatterbrücke". Eine frische Quelle rieselt über ihr dunkles Gestein.

Von diesem Höhenpunkte sieht man hinüber in die Gletschergebiethe der Goldzeche und der Kleinfleiß, in das Kees von Gutthal, an die wellenförmig geschwungenen durch einen tiefen Graben vom 10,000' hohen Wasserradkopf getrennten Höhen des Gipers, mit ihrer in Mitten der zerstreuten Sennhütten gelegenen Marienkapelle.

Weniger Anziehendes bietet die Alpe Kasertrog (6000'). Aber desto überraschender ist der Anblick der Felspforte des Leiterthales, aus welcher der Leiterwildbach in hastiger Eile hervorbricht. Schon der Gedanke, daß man durch dies Felsthor hindurch muß, wenn man dem Könige der Berge sich nähern will, fesselt einen unwillkührlich an die schwankende Brücke des Wildbaches.

Im auffallenden Contraste zu dieser düsteren Felsschlucht stehen die freien luftigen Höhen des Schwertkopfs, die unter dem Namen der Margaritzen bekannt (6850'), in steilen 100 Fuß hohen Wänden, über welche die Hazer (Heuzieher) im Winter den Heuvorrath nicht ohne Gefährdung des Lebens in die Niederung ziehen, zum Pasterzenbache abfallen.

Die Waldvegetation hat da ihre Grenze, nur einzeln stehende, zu Boden gedrückte, verkrüppelte, mit der schönen Bastflechte dicht überwucherte Bäume fristen da noch ein kümmerliches Scheinleben. Am sanft abgedachten Rasenteppich, der über diese schwellenden Hügel sich ausbreitet, blüht das gepriesene Gamsröschen, das der Glocknerführer Fleißner, der Besitzer des Gehöftes an der Dabor, in seinen Hausgarten verpflanzte, wo es vortrefflich gedeiht.

Kein Baum, kein Strauch, keine Sennereien, nur bemooste Felstrümmer, die in der Ferne sich wie Alpenhütten ausnehmen, begegnen dem Auge. Aus der Tiefe bringt das Rauschen des Leiter-Falles und des Pasterzen-Baches, und vom Gletscher herüber wehen kühle, die Sonnengluth mildernde Lüfte. Weithin schweift der Blick über alle die schneebedeckten Höhen und Gräthe. In die Tiefe hinabgedrückt zeigt sich da wieder die sonnige Fläche des Alpenthales mit ihren schweizerartig gebauten Gehöften, wie ein duftig hingehauchtes Gemälde. Wie erweitert sich in dieser über alles Menschengetriebe erhabenen Bergregion, eine reinere Athmosphäre einathmend, die Brust, da fühlt man sich näher dem Himmel, der sein tiefblaues Gewölbe wie einen schützenden Mantel über den Frieden dieser Alpenwelt ausgespannt hält.

Am westlichsten Ende der Margaritze zeigt sich das imposante Bild des Gletscherabsturzes mit der blendendweißen Kuppe des Glockners.

An dieser Stelle erscheint der Pasterzen-Gletscher als ein gegen 1000' hoher, zerklüfteter, mit unzähligen Eisnadeln und Blöcken von den seltensten Formationen bedeckter Eisberg. Erst wenn man die Alpenterrasse hinansteigt, erblickt man das Eisfeld in seiner ganzen Ausdehnung.

Ich war voll Erstaunen über die Eigenthümlichkeit und Großartigkeit dieses Gemäldes am Rand der Margaritze zurückgeblieben. Der Ruf des Führers, der indeß schon an das Ufer des Gletschers vorgedrungen war, weckte mich aus meiner Betrachtung.

Der Glockner zog sich allmälig hinter die grünen Alpenwiesen zurück; aber am südwestlichsten Ende des Gletschers, am „grünen Thore" leuchtete das spiegelglatte von Eisblöcken überragte Niveau eines Gletschersee's auf. Eine

weitaufgähnende Eiskluft, die längs des Abhangs der Margaritze sich bis an das „Gletscherthor" hinzieht, führt das abströmende Gewässer dieses See's in das felsige Beet des Pasterzen-Baches hinab.

Dieser 6710′ über dem Meere gelegene See hatte im Jahre 1846 nach den Meßungen der Gebrüder Hermann und Adolf Schlagintweit 2000′ Länge und 1000′ Breite; im Jahre 1848 nur 700′ Länge und 456′ Breite. Im Frühlinge 1853 war sein Umfang noch um Vieles geringer.

Das Getöse der von den Eisblöcken in den See abstürzenden Steine, die ihre Rücken bedeckten, die drohenden Formen der Eismassen, die wie ein vom Orkane aufgewühltes, im mächtigsten Wogenschlage zu Eis erstarrtes Meer, gleichsam des Augenblicks zu harren scheinen, bis der Bann sich löst, um in entfesselter Wuth in die Thalgelände niederzuschäumen und alles mit sich fortzureißen — diese unheimliche Abgeschiedenheit von aller Welt — diese großartige Einsamkeit in diesem abgelegen Gletscherwinkel erfüllen die Brust mit Bangen und Bellommenheit.

Das linkseitige Gestade des See's bildeten die Ueberreste einer Schneelawine, die sich an manchen Stellen weit in sein dunkles Gewässer hineinerstreckten. Sie war von großen Riffen und Spalten durchschnitten, die auf die sprudelnden Wellen eines Gießbachs hinabsehen ließen. An dieser Schneebrücke gelangten wir zur Seewand am „grünen Thore", einen mit kargen Grasbüscheln bewachsenen, fast nackten Felshang des Schwertkopfs, dessen Fuß von den Wogen des See's bespült wird.

Das Umgehen oder Erklimmen dieses Felsens ist nicht ohne Gefahr. In der Tiefe rauscht der See, und die wenigen Grasbüschel biethen bei der Steilheit der Wand nur schwache Anhaltspunkte. Und doch steht kein anderer Ausweg offen, um auf den obern Pasterzen-Keesboden zu kommen.

Mit wenigen leichten Felssprengungen wäre die ganze Gefahr beseitiget, und diese gewiß für jeden Naturfreund äußerst interessante Parthie würde dadurch jedem, auch den im Bergsteigen weniger geübten, Touristen zugänglich gemacht.

Vor 15 oder 20 Jahren lag am Fuße dieses Felskegels ein breiter, gut gebahnter Saumpfad, und Dr. Hoppe, der bekannte Professor der Botanik aus Regensburg, hatte an den feuchten Wiesen zu beiden Seiten des Weges seinen botanischen Garten. Nun liegen diese Wiesen sammt dem Pfade tief unter Eis und Wasser vergraben.

Mein Führer, der seit seiner Jugendzeit nicht mehr diesen Hochgebirgswinkel betreten hatte, wunderte sich höchlichst darüber. Da er als Knabe auf diesen Hängen die Ziegen seines Vaters gehüthet, war von diesem See noch nicht die leiseste Spur. Die Wiesen, die da an dieser Stelle dazumal lagen, waren wohl feucht und sumpfig, aber wie aus einer Wiese ein See und zwar in einem so kurzen Zeitraume entstehen konnte, war ihm erst einleuchtend, als ich ihm vom Fortschreiten des Gletschers erzählte.

Hinter der Seewand beginnen die Moränen, die südöstlichen Grenzmarken des Gletschers.

Im „grünen Thore" unter einem Felsübergehänge hielten wir kurze Siesta. Das Bild, welches man von diesem Standpunkt erblickt, ist zu erhaben, um es mit Worten zeichnen zu können.

An den Rhododendronsträuchen, die den ganzen Abhang bedecken, uns festhaltend, ließen wir uns zum Rand des Gletschers nieder. Der See war umgangen; aber die oft mehrere Klafter hohen, bogenförmig, fast parallel fortlaufenden Schuttdämme, die als End- und Seiten-Moränen das rechte Ufer des Gletschers umsäumen, legten uns neue Hindernisse in den Weg. Eine weite Strecke hin sahen wir nichts als Steine und Schotter, ein grauenhaftes Bild der Verwüstung!

So allmälig unterwühlt der Gletscher mit seinen scharfen Eiskanten das lockere Erdreich, mit unwiderstehlicher Kraft dringt er in das Geklüfte des Ufergesteins und fegt und gräbt und rüttelt so lange, bis der feste Bau zusammenbricht und seinen eisigen Rücken mit Trümmern bedeckt, die er dann, mit den von der Höhe des Glocknerkamms durch die Wucht der Stürme in die Tiefe geschleuderten Steinblöcken, wie Siegestrophäen mit sich fort führt oder vor sich her schiebt. So unmerklich, so leise geht diese Verwüstung vor sich — und doch findet der Aelpler nach Jahren eine Wiese oder ein Weideplätzchen, das seinen Ahnen noch duftendes Heu in die Scheunen geliefert, tief unter Eisschollen, unter Schutt und Gerölle vergraben.

Endlich erblickten wir die Fortsetzung des abgebrochenen Saumpfades, der an die grünen Abhänge des Schwertkopfs hinaufführt.

Diese kargen aber kostbaren Alpenweiden waren vom blauen Speik (primula glutinosa) überwuchert und von Ziegenheerden bevölkert, die dem Touristen ohne Scheu entgegen kommen, und ihm mit dem Gellingel ihrer Halsschellen noch weithin das Geleite geben.

Die Moränen ziehen sich bis an diese (7000′ hohen) Anhöhen heraus, wo sie in zwei Arme auseinandergehend die Mittel- und Seiten-Moränen, die längs dem Fuße des Glockners fortlaufen, bilden.

Als wir diese Schutthalden übersetzt hatten, breitete sich eine weite Schneefläche von den kahlen Felswänden der Freiwand, an welchen kein grünes Fleckchen zu entdecken war, begrenzt vor uns aus. Es war der obere Pasterzen-Keesboden in winterlicher Hülle.

Die Klüfte und Spalten des Eises, die im Sommer frei liegen, waren von zwei Schuh hohem Schnee trügerisch bedeckt. Mit aller Vorsicht mußten wir daher jede Stelle, die wir betreten wollten, vorher mit dem langen Alpenstocke prüfen, um nicht in eine Untiefe hinabzugleiten. Schon von ferne konnten wir an den in den Schnee gezogenen sanften Schattenlinien die Quer- und Längenspalten des Gletschers erkennen.

Nach vielen Umwegen erreichten wir endlich die Mitte des Eisfeldes. Die Rundschau ist da über alle Maßen erhaben und großartig. Uns im Rücken der Glockner mit seinen zwei Spitzen, der dunkle zersplitterte Felskamm des Tschidin (10,000′), der kleine Burgstall; in West der Johannsberg, in Ost die blaue, dämmernde Bergkette des Möllthals von der weißen Schneefläche scharf abgeschnitten; vor uns die Felsparthie der Gamsgrube mit der Johannshütte, die allmälich unter dem Schneeboden vor uns hervortrat — zuerst das Dach, dann die Fenster und endlich war der ganze mit Schneeflecken bedeckte Abhang, an dem sie erbaut ist, sichtbar. Ein Beweis, daß die Mitte des Gletschers höher liegt, als seine Ränder.

Weiterhin brach der von der Sonne erwärmte Schnee, der bis gegen die Mitte des Gletschers „harst" war, denn die Parthie, die wir bisher durchwanderten, lag im tiefsten Schatten, schuhtief unter unseren Tritten, und machte die Gefahr vor dem Abgleiten in eine Eiskluft nur noch größer.

In der Ferne zeigten sich größere und kleinere, ovale und runde, im hellsten Ultramarin schimmernde Flecken. Es waren die Sammelpunkte des Schneewassers, das von allen Seiten in diese Vertiefungen zusammenfloß. Gegen die Johannshütte hin war der Gletscher ganz schneefrei. Er war in seiner Abdachung gegen die Gamsgrube mit zahllosen Kanälchen durchfurcht. Das geschäftig abströmende Schmelzwasser sprudelte in die vielfach verzweigten Spalten und Klüfte, in Höhlungen, Grotten und Eisnischen nieder.

Mit freudigem Gefühle eilten wir über den Hang der Gamsgrube hinauf, um in seiner gastlichen Hütte nach den Kreuz- und Querzügen im Gebiete der Gletscherwelt eine bequeme Ruhestätte zu finden. Aber schon der Zugang zur Hütte war mit hohen Schneemaßen verlaust. Die Thüre

war in die Pfosten fest eingefroren. Der Führer versuchte es, durch das Fenster in die Hütte zu kommen; doch der ganze innere Raum war mit Eis und hineingewehten Schneemaßen erfüllt. Die wenigen schneelosen Plätzchen am Abhang vor der Hütte waren statt mit seltenen Alpenpflanzen, wie man sie da im Hochsommer findet, nur mit den gemeinen auf jeder Thalwiese vorkommenden violeten und weißen Blüthen von crocus vernus überfät. Es war dies das einzige Lebenszeichen des erwachenden Frühlings. Am hohen Sattel waren neue Hindernisse zu überwinden. Die im Schatten gelegene Seite dieses Vorberges, sowie ein Theil des Pfandelscharten-Thales lag noch unter haushohem Schnee, der nach der Streichung des Windes geschichtet die wunderlichsten Formen bildete.

Die Wallnerhütte am Ufer des Schartenbaches stand dachlos wie eine Ruine inmitten von Schnee und Eis. Der Wildbach rauschte streckenweise unter tiefem Schneegewölben. Seine schwache, aus zwei rohen Baumstämmen zusammengefügte Brücke war nicht zu entdecken, und so mußten wir das über seine Wogen gespannte, hie und da durchlöcherte und eingesunkene Schneegewölbe als Brücke benützen.

Vom Brettbichel abwärts führt der Weg terrassenförmig ins Alpendorf nieder. Schon am Brettbichel war kein Schnee mehr zu sehen, und die tiefer gelegenen Wiesen standen im schönsten Frühlingsschmucke, im lieblichsten Grün mit Gentianen und Nigritellen bedeckt, wie blühende Gärten der Alpen.

Ernennung.

Es gereicht uns zum besondern Vergnügen, und wir glauben uns verpflichtet, in die Spalten dieses heimischen Blattes die für einen unserer Mitarbeiter ehrende Auszeichnung aufzunehmen und zur Kunde zu bringen, nämlich, daß der hiesige k. k. Landesgerichtsrath, Herr Michael von Jabornegg-Altenfels, von dem Institute für archeologische Correspondenz in Rom zum Correspondenten dieses literarischen Institutes mittels Diplomes ernannt wurde, welches demselben durch den ersten Sekretär dieses Institutes, Herrn Prof. und Dr. W. Henzen, ddo. 17. Dezember 1857, eröffnet worden ist.

Zur Chronik Kärntens.

(Kaisermonument.) Als die kaiserlichen Majestäten, Weiland Kaiser Franz I. und Kaiserin Maria Ludovika, im Jahre 1810, vom 23. bis 29. September Kärnten mit Ihrer hohen Gegenwart beglückten, fand von Seiner Majestät dem Kaiser am 28. September auch die Besteigung der Choralpe von Wolfsberg aus statt, die uns ein gleichzeitiger Bericht also schildert:

Am 28. September Früh um halb 8 Uhr begaben sich Seine Majestät in Begleitung Sr. Exz. des Oberstkämmerers Grafen von Wrbna, der Herren: General von Kutschera, Hofrath von Stift, Gubernialrath und Kreishauptmann von Feadenek — und weil Seine Majestät auf dieser Alpe eine seltene Alpenflora erwarteten, auch des Herrn Professors Dr. von Best, mittels der die Gebirgspfade gewohnten Pferde auf die Choralpe, deren höchster Punkt eine der interessantesten Aussichten auf zwei Provinzen gewährt. An der äußersten Grenze der Waldregion war ein Zelt aufgerichtet, in welchem Seine Majestät einige vorbereitete Erfrischungen zu sich zu nehmen geruhten. Die Ankunft Seiner Majestät am Gipfel dieser über 5300 Fuß von der Sohle des Lavant-Flußes sich erhebenden Alpe wurde den Thalbewohnern durch zahlreiche Pöllerschüsse, womit Se. Majestät auf dem Gipfel bewillkommt wurden, und durch ein Freudenfeuer kund. — Nachdem Seine Majestät die herrliche Aussicht von diesem erhabenen Punkte mit besonderer Befriedigung genossen hatten, wurde die Rückkehr angetreten, bei welcher sich Seine Majestät mit dem versammelten k. k. Waldamtspersonale über waldmännische und ökonomische Gegenstände huldreichst zu besprechen geruhten. Gegen 6 Uhr Abends langten Seine Majestät wieder im Schloße Wolfsberg an, nachdem Allerhöchstdieselben einen bedeutenden Theil dieses beschwerlichen Alpenweges zu Fuß zurückgelegt hatten. — Ihre Majestät die Kaiserin ruhten an diesem Tage von der Beschwerlichkeit der Reise im Schloße Wolfsberg aus.

Dieser merkwürdige kaiserliche Besuch sollte durch ein Denkmal in Erinnerung bleiben, welches auch im Laufe des folgenden Jahres zur Ausführung kam. Es war den 17. Oktober 1811, als auf dem „Speikkogel“ der Choralpe das Monument aufgerichtet wurde, welches Allen, die diese schöne Alpe besteigen, den Platz zeigen und den Tag sagen soll, an welchem Seine Majestät der Kaiser und zwei Seiner Durchlauchtigsten Brüder (wenn Letztere gleich zu einer anderen Zeit) standen, umweht von Alpenluft in Betrachtungen versunken, vor sich eine ausgebreitete Alpenlandschaft.

Der Speikkogel ist die höchste Spitze eines weiten, sanft ansteigenden Granitberges der Choralpe, welche einen aus Obersteiermark herkommenden, Kärnten und Steiermark scheidenden Gebirgsarm südlich schließt, und also östlich in letzteres Land, westlich in's Lavantthal abhängt. Von diesem 6,759 Fuß über das Meer erhabenen und fast freien Standpunkt aus überschaut man einen eben so großen als interessanten Theil Innerösterreichs: östlich die rebenreiche Untersteiermark mit ihren vielen Flecken, Dörfern und der Hauptstadt Graz, und die wie eine Nebelbank mit dem Horizonte verfließende Fläche von Ungarn; südöstlich den vielarmigen Bachernberg und die Kegelhügel von Cilli; südlich die steilen zackigen Kalkalpen, die Kärnten von Krain scheiden, und die westwärts hinziehen mit immer höhern Fiesten und Jochen, dann gegen Westen die hohen Gletscher-tragenden Tauern, mit ihrem Könige dem Großglockner, diese ewigen Urnen der großen europäischen Ströme; nördlich die vielen Aeste des großen Alpengürtels, der um Europa zieht; näher die Ebene mit der Landeshauptstadt Klagenfurt, und endlich ganz nah' unter seinen Füßen eine liebliche Landschaft, das gartenähnliche Lavantthal.

Das steinerne Monument bildete eine dreiseitige klafterhohe Pyramide mit folgenden Inschriften.

Auf der ersten Seite:

HIC.
IN. SVMMO. IVGO.
ALPIS. KOR.
CARINTHIAM. INTER.
STYRIAMQVE. SITAE.
FVIT.
FRANCISCVS. PRIMVS.
AVSTRIAE. IMPERATOR.
DIE. 28. SEPTEMBRIS. 1810.

POSVERVNT. CARINTHII.

Auf der zweiten Seite:

HIC. FVIT.
IOANNES. ARCHIDVX. AVSTRIAE.
DIE. 7. IVLII. 1811.

Auf der dritten Seite:

HIC. FVIT.
RAINERVS. ARCHIDVX. AVSTRIAE.
DIE. 5. AVGVSTI. 1807.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 9. Jänner. 1858.

Im November.

Des Sommers Lustspiel hat geendet,
Des Herbstes Nebelvorhang fiel,
Und hüllt in seinen grauen Schleier
Die Fluren, einsam, ernst und still.

Ihr schönster Schmuck ist ja entflohen, —
Die grüne Hoffnungsfahne sank,
Die altersmüden Blätter gleiten
Von jedem Baume blaß und schwank.

Sie folgen, rasch erfaßt, den Stürmen,
Und blicken oft noch wehmuthsvoll
Nach jenem Zweig, auf dem sie grünten,
Und rufen traurig: Lebe wohl!

So fliehen alle ird'schen Freuden
Und keine, keine bleibt zurück;
Des Lebens sturmbewegtes Treiben
Erduldet kein beständig Glück.

Wo einst der Felder Segen wogte
Ein herrlich goldnes Ährenmeer,
Dort ragen fahle Stoppeln traurig —
Ein Bild, so öde, wüst und leer.

Der Vögel munt're Lieder schweigen,
Die Sänger zogen alle fort;
Wo ewig jung der Frühling grünet,
Dort blüht ihr neuer Heimathsort.

Sieh! wie mit jenen lichten Wölklein
Der keilgestalte Kranichzug
In schön're Fluren rastlos eilet,
Mit freudig kühnem Sturmesflug!

Wohl folgen sinnend meine Blicke
Dem muntern leichtbeschwingten Heer,
Bis es, zu Punkten hingeschwunden,
Verbirgt des Himmels Azurmeer.

Da glühet auch in mir die Sehnsucht
Zu fliehen in ein schön'res Land,
Wo nie des Lenzes Blüthen welken
Geknickt von Herbstes rauher Hand.

Gustav Gurlbach.

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa,

Marschall Marmont, in Bezug auf Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 43, Jahrg. 1857.)

Der Zug durch das Lavantthal.

„Mein etwa zwölftägiger Aufenthalt zu Laibach", fährt Marmont (im 2. B. S. 127) fort, nachdem er das Entkommen des Chasteller'schen Korps geschildert: „machte es mir möglich, einen Theil von dem, was mir fehlte, anzuschaffen. Es wurden mir von verschiedenen Korps 500 Pferde gegeben und meine Artillerie auf 24 Geschütze gebracht. Ich hatte einen Theil der in Dalmatien organisirten Transportmittel behalten, und die kleinen Lastpferde gaben meinem Armeekorps, als es in die Reihen der großen Armee eingerückt war, eine ganz eigenthümliche Physiognomie. Meine Kriegsvorräthe waren beim Aufbruch aus Dalmatien so vollständig, daß mir nach dem Feldzuge, nach der Schlacht bei Wagram, nach den beiden Gefechten bei Znaim, bei Abschluß des Waffenstillstandes noch Munition blieb, die aus Zara mitgebracht war."

„Während meines Aufenhaltes zu Zara (Laibach) rückte das Armeekorps des Generals Giulay, das den linken Flügel der österr. Armee von Italien bildete, auf Marburg vor, um die Drau, einen breiten und reißenden Fluß, der große Hindernisse bietet, zu vertheidigen; nnd dieses Korps bestand nach der Verstärkung durch die Truppen, welche sich aus Kroatien vor mir zurückgezogen hatten, aus 35,000 Mann."

„Die Division „Brousier", von der Armee von Italien, hatte Befehl erhalten, die große Armee von dieser Seite zu decken. Zu diesem Zwecke besetzte sie den Eingang der Schluchten in der Nähe von Gratz, durch welche die Mur fließt. Ich erhielt den Befehl, den General Giulay aus seinen Stellungen zu jagen, und mich der großen Armee zu nähern, nnd setzte mich demzufolge am 20. Juni in Bewegung. Ich sollte mich wieder auf meinem Terrain bewegen und in einer Provinz manövriren, die ich vier Jahre zuvor, an der Spitze eines andern Armeekorps, nach allen Richtungen durchzogen hatte."

„Die ganze Armee Giulay's war um Marburg zusammengezogen. An diesem Punkte über den Fluß zu gehen, war daher unausführbar, nnd ich begnügte mich, den Feind zu rekognosciren und eine Diversion zu bewerkstelligen, um ihm meinen eigentlichen Uebergangspunkt zu verbergen."

„Nachdem ich meine Truppen bei Windisch-Feistritz vereinigt hatte, marschirte ich mit meiner Avantgarde auf Marburg. Giulay ging über die Drau und deployirte seine Streitkräfte vorwärts dem Fluße. Ihm in dieser Stellung eine Schlacht zu liefern, lag nicht in meiner Absicht. Wenn

ich ihn schlug, konnte ich ihn nicht verfolgen, denn der Fluß und die Stadt beschützten ihn; und da ich meine Verbindung mit einer Division der Armee von Italien zu bewerkstelligen hatte, so erforderte es die Klugheit, diese erst zu erwarten, bevor ich mich in einen Kampf mit demselben einließ. Ich manövrirte also vor dem Feinde, der seinerseits Vorsicht ja selbst Furchtsamkeit blicken ließ. Während dieser Demonstrationen traf ich jedoch alle Anstalten, mich in forcirtem Marsch nach Völkermarkt zu begeben, wo eine Brücke über die Drau führt. Diese war zwar theilweise abgebrannt, doch konnte man sie schnell repariren. Man mußte nur vor dem Feinde dorthin gelangen und sie besetzen, um die nöthigen Arbeiten ausführen zu können*)."

„Im Augenblick, wo ich meine Colonnen-Teten zwischen Windisch-Feistritz und Marburg zeigte, gingen 3 Voltigeur-Compagnien, 100 aus den Truppen gewählte Zimmerleute und eine Sappeur-Kompagnie unter Führung intelligenter Offiziere nach Völkermarkt ab, über Gonobitz, Windischgratz und Bleiburg. Sie hatten Befehl, so schnell als möglich zu marschiren und Wägen zu nehmen, um ihre Transporte zu erleichtern. Als sie einen Vorsprung gewonnen hatten, folgten alle Bagagen der Armee und die Armee selbst in umgekehrten Colonnen marschirend. Ich verschwand plötzlich vor den Augen Giulay's, der anstatt mir auf die Berge zu folgen, über die Drau zurück und diesen Fluß hinaufging, um ihn zu vertheidigen (?)."

„Meine Truppen nahmen zu Völkermarkt Stellung, wo sich kein Feind befand. Die Brücke wurde reparirt und bei diesen Arbeiten so eine Thätigkeit entfaltet, meine Bewegung mit einer solchen Geschwindigkeit ausgeführt, daß mein Armeekorps schon über den Fluß gegangen, meine Avantgarde die Drau hinabgestiegen war und schon Lavamünd besetzt hatte, als sich die Kundschafter Giulay's blicken ließen**)."

„Ich ließ das Gerücht aussprengen, ich sey auf Marburg marschirt, und befahl in dieser Richtung Lebensmittel für meine Truppen vorräthig zu halten; eine List, deren sich Jeder bedient, und die immer einige Wirkung hervorbringt. Giulay sammelte alle seine Truppen, um das Thal zu vertheidigen und erwartete mich. Unterdessen marschirte ich noch in umgekehrten Colonnen; meine Arriergarde begab sich nach Wolfsberg und Voitsberg, während meine Avantgarde, bei Lavamünd stehend, meine Bewegung deckte. Wir zogen schnell über das Gebirge und gelangten wie durch einen Zauber in das Murbecken. Ich setzte mich unmittelbar mit den General Broussier in Verbindung, der mit seiner Division Gratz geräumt und an der Brücke bei Gösting Stellung genommen hatte.". —

Ueber den Zug Marmont's durch das Lavantthal sind wir so glücklich aus der Aussage der wenigen noch lebenden Augenzeugen Einiges zu entnehmen, welches uns die damalige Lage der Dinge, den Geist des feindlichen Heerführers und seiner Truppen, die Scenerie des großen Drama's, welches die endliche Befreiung Deutschlands vorbereitete, darstellt und charakterisirt.

Das Korps des Herzogs von Dalmatien traf den 23. Juni, am Vorabende des Festes Johann des Täufers, in St. Andrä an. Wir finden diesen Augenblick als bezeichnend, weil bei einbrechender Nacht eine bedeutende Zahl „Johannesfeuer" an den, das Thal in weitem Kreise umgebenden Bergen, besonders an den östlichen, in den Franzosen die Furcht vor feindlichen Truppen und dem Landesaufgebothe rege machte, was auf ihre nachherigen Maßregeln den bedeutendsten Einfluß hatte. Von St. Andrä hatte sich der Fürstbischof Graf Firmian nach Pölling entfernt, so daß die Frage Marmont's um ihn vergeblich war. Dieser schaltete nun nach eigenem Bedünken in der ihm zu Gebothe stehenden Residenz, während die Mannschaft größtentheils in und um den Ort bivoaquirte, die Reiterei aber an der Strasse zur „Lorettokirche" und in derselben Platz fand. Besonders bunt ging es im Residenzhofe zu, in welchen man eine Zahl Fässer aus dem fürstlichen Keller gebracht hatte, und nach eingeschlagenen Böden, das Getränk massenweise an die Mannschaft vertheilte. Die Offiziere bemächtigten sich einer Anzahl Bouteillen, in denen sie, Champagner laut der Etiquetten vermuthend, einen ehrlichen Lavantthaler-Most antrafen, dessen Süßigkeit sie in ihrer Täuschung erhielt. Während der Rentmeister, von einer Wache in seinem Zimmer confinirt, nach allen Seiten Befehle zur Befriedigung der ungebetenen Gäste erließ, tobte die betrunkene Menge durch alle Räume des Gebäudes, so daß man kaum sein eigenes Wort verstand. „Was ist das für ein höllischer Lärm?" rief halbverzweifelnd die kaum sich auf den Füßen haltende Wache; ein Elsasser antwortete: „Warum gibt man uns so viel zu trinken." Damit war es in St. Andrä abgethan. In Wolfsberg, wo am 24. Mittag gehalten wurde, wiederholte sich das Schauspiel. Marmont quartirte sich im Schloße, der nachhin als Marschall und Staatsmann so bekannt gewordene General Clausel im Hause des Landwehrhauptmanns Stimpfel, von dem wir einen Theil dieser Mittheilungen haben, ein. Er war bei Wörgl in Gefangenschaft gerathen, auf Ehrenwort entlassen worden, und war damals in Klagenfurt, um sich von einem auf der Hieherreise zugezogenen Halsübel zu heilen. Seine Mutter bediente den General und das Offizierskorps mit Silber, und auf nicht weniger als 600 fl. W. W. beliefen sich die Ausgaben seines Hauses. Die Mannschaft wurde theils in der Stadt untergebracht oder lagerte auf der „Brühl". Ochsen und Wein wurden in Menge, theils zum sogleichen Gebrauch, theils auf den weiteren Marsch herbeigeschafft, letztere so wie auch Pferde in großer Menge als Vorspann über das Gebirge requirirt. Doch was die Franzosen mehr als ein Mangel an Lebensmittel beunruhigte, war die Furcht, in dem damals noch sehr schwer passirbaren Twinberger-Graben und in den Defiléen von Waldenstein überfallen oder doch vom Landvolke von den Höhen herab angegriffen zu werden. Sie hoben daher die angesehensten Bewohner von Wolfsberg als Geißeln

*) Der Banus stand (das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809, Leipzig bei Brockhaus, 1817, Seite 198 und 199) am 17. in Feistritz; Dumont, durch die Demonstration Marmont's irre geleitet, meldete, daß letzterer gegen Neustadtl sich zu bewegen scheine; allein am 18. stand er zu St. Oswald, am 19. zu Cilli, seine Vorposten gegen Gonobitz, unter General Montrichard. Der Banus rückte gegen ihn; F. M. L. Zach sollte mitwirken. Den 20. um Mitternacht langte der Banus in Feistritz an, General Splenij und Kalnassy in ihre Stellung? Marmont wußte die Annäherung; verließ Gonobitz und zog sich gegen Hohenegg. F. M. L. Knesevich folgte ihm nach; bei Gonobitz traf er noch die Arriergarde, und machte noch bei 100 Gefangene, die versprengten schlug das Landvolk todt. Marmont eilte über Weitenstein nach Windischgratz, der Banus kehrte nach Marburg zurück. — — Am 22. rückte der Banus nach Ehrenhausen, am 23. nach Petschdorf, am 24. nach Wildon. Marmont war indessen über Windischgratz, Gutenstein nach Drauburg (?) dann durch das Lavantthal gerückt; sein Vortrab über die Pell nach Voitsberg.

**) Eine in der Stadtpfarrkirche zu Völkermarkt am Vordertheile des Chors angebrachte Aufschrift lautet: „Der Einbruch der „feindlichen Franzosen geschah dreimal, nämlich 1797 den 29. „März unter General Bonaparte; 1805 am 9. Dezember „unter den Generälen Ney und Lacour und 1809 am 6. Juni „unter General Ruska, wonach auch General Marmont „mit 9000 Mann über den Draufluß kam." Wenn auch die Thatsachen wahr, so sind doch die Angaben der Zeit, bis auf erste, unrichtig und beziehen sich nur auf einzelne unter der Occupation eingetretene Ereignisse. Wie nothwendig ist daher hier eine berichtigende Forschung.

aus, so daß Oberamtmann Stenitzer, Dechant Kammerlander, die Herren Schneerich, Sölner, Offner, letzterer insbesonders als Besitzer von Waldenstein unter scharfer Bewachung den Weg mitmachen mußten. Offner hatte seinem Pfleger zu Waldenstein, Naredi, sobald er Marmont's Entschluß inne geworden, dort Halt zu machen, sogleich durch Expressen beanstragt, die glänzendste Bewirthung mit edlen Weinen, Wildbret, Forellen u. dgl. verzubereiten. Das Mittel schlug an: Marmont und sein Gefolge befanden sich so wohl in dem sonst wild gelegenen Waldenstein, daß er bei schäumendem Pokale sämmtlichen Geißeln die Erlaubniß der Rückkehr ertheilte. Weniger glücklich waren die Landleute; der größte Theil der Vorspann mußte mit in das Lager vor Gratz, und nicht blos die Pferde, sondern auch sämmtliche Ochsen wären verloren gewesen, wenn nicht Naredi durch die leer heimkehrenden Landleute verständigt, mit denselben Marmont nachgeeilt wäre, und ihn auf sein gegebenes Ehrenwort, sämmtliches Zugvieh rückpassiren lassen zu wollen, gemahnt hätte. Marmont gab nun in seiner Gegenwart den Befehl, man solle den Bauern im Lager die Zahl von Ochsen, welche sie mitgebracht, hervorzusuchen, und nach Hause mitzunehmen gestatten. Es geschah, und sie wählten, da eine Authentik nicht vorlag, die besten Stücke. Der Abgang, so wie der Unterhalt von Marmont's Truppen wurde auf das Thal repartirt. Stimpfel war indessen nach Hause zurückgekehrt, und fand sowohl bei ihm als in der Nachbarschaft alles unverletzt. Als der Waffenstillstand abgeschlossen war, erhielt er die Erlaubniß zur kaiserlichen Armee nach Ungarn zu gehen, um dort seine Auswechslung zu bewirken. Bei dieser Gelegenheit war es, wo er vor dem Kriegsgerichte in Bezug auf das „Waidmansdorfer-Moos" bei Klagenfurt einvernommen wurde, in wie ferne es passirbar sey. Seine Auswechslung fand zu Schönbrunn den 8. Dezember laut Urkunde vom 16. September 1809 statt, und wir fügen sie als eine vielleicht schon diplomatische Seltenheit an: Oben heißt es: Echange des Prisonniers de guerre. — Armée d'Allemagne. Ne. 313. Lettre de Décharge. Le Général de division, Chef de l' état-majer général, Commissaire de S. M. l'Empereur & Roi peur l' exécutien de l' armistice & l'échange des prissonniers de guerre, déclare que Mensieur Stimpfle, Capitaine (3 Btln. Miliee de Klagenfurth) au serviei de S. M. l' Empereur d' Autriche, fait prisennier par les trenpes de S. M. l' Empereur des Français & Roi de Jtalie, a été échaugé contre M. Merel, Capitaine, (33 Rgt. Jnf. de ligne) au service de S. M. l' Empereur et Roi le 8. Sept. 1809; que ces deux Officiers sont dégagés de la parele d' henneur qú ils auraient pu denner lersqú ils furent faits prisenniers, & qú ils peuvent continuer leur service dans leurs armées respectives.

Fait à Schönbrunn le 16 Sept. 1809.

Le Commissaire des guerres, Cte. Macdenal.

Alphen de Launnay.

Der Bettlerin Christnacht!

Christnacht ist's — und ringsum Stille,
Kaum ein leises Lüftchen weht,
Gleich als wär die ganze Schöpfung
Tief versunken im Gebet.

Auf dem Friedhof steh'n die Kreuze
Eingesunken in das Grab,
Fast als zöge Todessehnsucht
Zu den Leichen sie hinab.

Tief am End' des weiten Kirchhof's,
Ganz vom Eise überdeckt,
Liegt bescheiden in dem Winkel
Ein gar kleines Grab versteckt.

Dahin schwankt mit stirrem Auge,
Wirrem Haar, gebeugtem Leib,
Einen dürren Baumast tragend,
Ein zerlumptes Bettelweib.

Und es sinkt am Grabe nieder:
„Still, mein Kind, ich bin ja hier,
„Weine nicht, du süßer Engel,
„Einen Christbaum bring ich dir!

„Einen Christbaum schön und duftig,
„Wie wohl keiner noch geblüht,
„Wie er leuchtet, wie er flimmert!
„Sieh' wie jedes Zweiglein glüht!"

Wirklich glänzt er wunderprächtig,
Wenn von Kerzenschein auch nicht,
Doch es glitzern auf den Zweigen
Mutterthränen hell und licht.

Ringsum steh'n die kahlen Bäume
Ernst und still in banger Ruh,
Selbst das Christusbild am Kreuze
Lächelt sanft der Mutter zu.

Ja! des Heilands Auge glänzet
Spiegelnd sich im Mondenschein,
So als wollt' es sprechen: „Heute
„Sollst im Paradieß du seyn!" —

Horch! — da tönen Kirchenglocken,
Durch die Bäume pfeift der Wind,
Daß sie ächzen bang und schaurig,
Wie im Todeskampf ein Kind. —

Dieser Ton durchzittert mahnend
Der getäuschten Mutter Herz
Und es bebt durch ihre Seele
Ein unnennbar banger Schmerz.

Ach, sie sieht ihr krankes Kindlein
Wie es mit dem Tode ringt,
Und sie lauscht mit bangem Zittern:
Ob das Zügenglöcklein klingt.

Und sie blickt mit stummen Flehen
Auf zum Kreuz, d'ran Jesu Bild
Nieder auf die Arme schauet,
Göttlich lächelnd, sanft und mild. — —

Als des Tages d'rauf die Sonne
Leuchtet über Wohl und Weh',
Findet man am kleinen Grabe,
Sie zu Tod erstarrt im Schnee.

J. J. K.

Zur Chronik Kärntens.

(Elementarunfälle.) In unserem Gebirgslande ist es nichts Seltenes, daß die bei plötzlichen Ungewittern in den höher gelegenen Schluchten sich sammelnden Gewässer sich auf einmal in die Ebene ergießen und die fruchtbarsten Felder oft mit klafterhohem Steingerölle überdecken und auf viele Jahre unfruchtbar machen. Wir dürfen uns nur der uns nähergelegenen Jahre 1848 und 1851 erinnern. Ferner, und wohl der ganzen gegenwärtigen Generation unbekannt, liegen uns die Verheerungen vom Jahre 1810 im Gail-, Gitsch- und zum Theile auch Drau-Thale, deren grausenerregenden Anblick Schreiber dieses noch im Jahre 1814 theilweis sah. Ein Augenzeuge brachte damals eine kurze Schilderung, die als ein wenn gleich schmerzliches Blatt in unserer Chronik verdient aufbewahrt zu werden. In derselben heißt es unter anderm:

„Nachdem es am 16. August 1810 beinahe den ganzen Tag geregnet hatte, erhob sich am Abend nicht weit von der Plöckner-Alpe ein starkes mit einem heftigen Regen begleitetes Donnerwetter, welches sich von dort über das Gail-, Gitsch- und Drau-Thal hinzog, und sich in der Nacht am Reißkagel mit einem Wolkenbruche ergoß. Augenblicklich waren die kleinsten Quellen und Wässerchen, deren es dort viele gibt, zu den fürchterlichsten reissenden Bergströmen angeschwollen, welche in den Gräben und Thälern die größten Grundabrisse verursachten, und alles, was hineinstürzte, Holz, Schutt und die größten Steinmassen mit sich fortrißen. Hiedurch wurden Dörfer und einzelne Bauernhöfe mit den dazu gehörenden Feldern zum Theil sehr stark beschädiget, einige ganz verschüttet oder wohl gar fortgetragen. Unter diesen haben Weideck und Tresdorf im (damaligen) Landgerichte Goldenstein, Rattendorf, Weißbriach, Lorenzen und Jabersdorf im Landgerichte Grünburg, dann der Markt Hermagor am meisten gelitten. Weideck hat seine Existenz beinahe ganz verloren, wobei 12 Menschen verunglückten. Im Gitsch-Thal zählt man 8 Verunglückte. Der Verlust an Vieh ist sehr groß. Das ganze Thal von einem Berge zum andern war mit Wasser gefüllt, und schien das Flußbett eines einzigen reissenden Stromes zu seyn. Das Wasser stand so hoch, daß es beinahe bis an das Schloß Möderndorf reichte. Die Menge des Holzes, welches in den Hochwaldungen abgesessen ist, und durch die Gräben in die Thäler getrieben wurde, ist unermeßlich und der Schaden wird auf viele Jahre, besonders für die Herrschaften und Gewerken, sehr empfindlich seyn. Die Werke in der Gößering des Drs. Wobley, dann die des Baron Kranz zu Watschig, Küheweg und Grünburg sind sehr stark beschädiget, letzteres beinahe ganz zerstört, und folglich alle Communikation unterbrochen. Zu Hermagor sind einige kleinere Häuser eingestürzt, alle Mühlen und andere Werke am Wasser zerstört, alle Häuser und Gässen voll Schutt und Schlamm; außer dem Markte sind viele Harfen mit Getreide niedergerissen und fortgetragen, die Felder außerordentlich und auf immer verwüstet. Der halbe Kirchhof wurde abgerissen und die Leichen fortgeschwemmt. Das Wasser floß im Markte durch die Fenster der untern Stockwerke, alles mußte sich in das erste Stockwerk flüchten, die dieses nicht bewirken konnten, wurden ein Opfer des Todes. Vierzig bis fünfzig Leichname trugen die Fluthen mit sich fort, selbst noch Halblebende hatten ein gleiches Loos, die um Rettung und Hilfe riefen, die man ihnen aber leider nicht geben konnte. Schaudervoll und unvergeßlich bleibt in dieser Nacht den Bewohnern dieser Gegend das tobende Brausen des Wassers, das Geschrei der nach Hilfe rufenden Menschen, das Geheul der Thiere, das fürchterliche Rasseln des Donners, das Leuchten der Blitze, welches alles vereinigt nichts als Tod und Verderben den noch Lebenden verkündigte."

Miszellen.

Barclai erzählt (In Icone animarum. P. IV.): In den niederländischen Kriegen geriethen 24 spanische Soldaten in Gefangenschaft, von denen 8 zum Strange verurtheilt wurden. Das Loos sollte die dem Tode zu Opfernden bestimmen. Unter ihnen befand sich ein Engländer, den das Loos der Befreiung traf; ein Spanier dagegen zog ein Todesloos, und fing an zu jammern. Kaltblütig geht der Engländer auf den Unglücklichen zu, und sagt ihm: Gib mir zehn Goldgulden, so trete ich dir mein Freiloos ab, und ich ziehe noch einmal. Der Spanier gab mit Freuden das Geld, der Engländer zog — und zog wieder ein Freiloos.

Zu den sonderbaren Handlungen bei der Krönungsfeierlichkeit der älteren Könige von Frankreich gehörte die Heilung der Kröpfe durch bloße Berührung. Die Könige gebrauchten dabei die Formel „Le Roi te touche, Dieu te guerise". (Der König berührt, Gott heilet dich.)

Ein blöder Kritikus wagte es, in Hamilton's Gegenwart dem Shakspeare vorzuwerfen, daß wenn er auch oft bis zu den Wolken sich erhebt, er manchmal doch zu tief sinke. „Möglich, erwiederte „Hamilton, aber selbst der Ort, wo dieser Riese fällt, ist ein Berg für Pygmäen."

Als der Marquis de Chimene sein Trauerspiel „Titus", das nur eine Vorstellung erlebte, aufführen ließ, und Titus in einer Scene die Worte sprach: „Titus perdit un jour" (Titus verlor einen Tag) schrie ein Spaßvogel im Parterre: Un jour perdit Titus" (Ein Tag hat den Titus zu Grunde gerichtet).

Menage, dessen literarischer Nachruhm aus einer Mosaik fremden Eigenthumes besteht, verliebte sich in ein Fräulein von Lavergne, dem er den lateinischen Namen Laverna gab. Diese Taufe mußte dem unklugen Dichter viele Verdrießlichkeiten zuziehen; — denn er gab sich dadurch leichter dem beißenden Spotte preis, indem in der Mythologie die Göttin der Diebe den Namen Laverna führt. Wirklich erschien kurze Zeit nach dieser Taufe ein sehr geistreiches aber auch sehr verletzendes Epigramm auf ihn:

Lesbia nulla tibi est, nulla est tibi dicta Corinna,
Carmine laudatur Cynthia nulla tuo.
Sed cum doctorum compiles scrinia vatum,
Nil mirum, si sit culta Laverna tibi.

(Uebersetzt.)

Nicht der Lesbia tönt dein Gesang, und nicht der Corinna,
Keine Cynthia rühmet würdig ein Liedchen von dir,
Aber weil listig den Schrank der gebildeten Dichter du plünderst,
Wundert es wahrlich mich nicht, wenn du Lavernen besingst.

Verzeihung, Sire! rief Turcaret, der Hofnarr und Liebling des Königs Franz I. von Frankreich, und warf sich ihm zu Füssen.

Franz I. Und worüber? — Was hast du gethan?

Turcaret. Ach! ich bin der unglücklichste Mann von der Welt! — Meine Hitze — meine unselige Hitze! —

Franz I. So sage doch, was hast du gethan?

Turcaret. O gnädigster König! Mein Weib war mir schon lange ungetreu, ich entdeckte den Verführer, und warnte ihn, sich nie wieder vor mir sehen zu lassen; aber meine Warnung war fruchtlos. Heute fand ich ihn in den Armen meines ehebrecherischen Weibes. Mein Blut gerieth in Wallung, und in dem ersten Anfall des Zornes ergriff ich seinen Hut, und warf ihn zum Fenster hinaus;

Franz I. Nichts weiter? — Steh' auf! du bist gereizt worden, und hiemit sey dir alles vergeben.

Turcaret. Aber das ist noch nicht alles. — Der Kopf meines Nebenbuhlers — —

Franz I. (erschrocken). Wie? was? —

Turcaret. War im Hute.

Franz I. Vilain! (nach einer Pause) Doch ich darf mein Wort nicht brechen; ich habe vergeben. B.

Berichtigung. Die freundlichen Leser der „Carinthia" werden ersucht, in dem, in diesem Blatte in den drei letzten Nummern des Jahrganges 1857, mitgetheilten Aufsatze: „Weihnachtsfeier bei den indogermanischen Völkern" Folgendes zu berichtigen: In Nro. 50, 1. Seite, 2. Spalte, Zeile 10 von oben soll es heißen: Ein vedischer Hymnus ꝛc. — Seite 198, Spalte 2, Zeile 3 von oben: Zaratuschtras ꝛc. — Zeile 17 aber: Auf dem Berge Albordj hat ꝛc. — in Nro. 51, Seite 202, Spalte 2, Zeile 13 von oben: ein Glanzhimmel Bihbhlâien ꝛc. — Zeile 24 aber: Frouwa (nordische Freyja) ꝛc. und Zeile 48: das Funkeln der Gesteine ꝛc. endlich in Nro. 52, 1. Seite, Spalte 2, Zeile 22 von unten: und es naht das Fest des Jul. Jul, eigentlich Hoiul, heißt Rad ꝛc. ꝛc.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 16. Jänner. 1858.

Vor dem Knappenhause.

Du holder, blauer Tagesstern!
Der schimmernd mir entgegenlacht
Rückkehrend aus des Berges Nacht,
Wie grüß' ich dich so gern!

Nun rollt das schönste Bild sich auf —
Geblindet in dem finstern Raum
Erträgt den Glanz das Auge kaum;
Du lichte Welt, Glückauf!

Tief unter mir durch's Felsenthal
Stürzt dunkles Wasser blitzesjäh —
Und golden glänzt der Gipfelschnee
Im Abendsonnenstrahl!

Die reine Luft, wie wonnig trinkt
Die Brust sie ein! — vor's Knappenhaus
Setz' ich mich hin, und ruhe aus,
Bis ganz die Sonne sinkt. —

Das Weib schürt auf des Herdes Stein
Zum Abendmahl den Feuerbrand —
Und vor der Thüre spielt im Sand
Ihr kleines Töchterlein.

Schlag auf nur deiner Äuglein Blau —
Bald kehrt dein Vater von der Schicht,
Dann streichelt sanft dein blaß Gesicht
Die Hand, von Arbeit rauh!

In warmer Stube sitzt er dann —
Bei Grubenlichtes mattem Strahl'
Verzehrt er still sein karges Mal
Und schmaucht sein Pfeifchen an.

Er wähnt im Traum — das reichste Erz
Ergänzend an der Felsenbrust
Wär' all sein eigen — und vor Lust
Im Schlafe pocht sein Herz.

Und Morgens fährt er wieder ein;
Doch von den Schätzen, die er hebt,
Ist nur der Schweiß, der oben klebt,
Und schmaler Lohn nur sein.

An Mühe reich und arm an Ruhm
Fließt so im ew'gen Einerlei
Sein dunkles Leben hier vorbei,
Und Niemand weiß darum.

Wenn einst vielleicht ihn tödtlich traf
Im tiefen Schacht' das Element,
Dann wird der Berg sein Monument,
Der Wald sein Epitaph. — — —

Nun aber wird's zu gehen Zeit,
Schon weht's von Berg und Wasser kühl,
Wie sehnt mein Herz sich in's Gewühl
Aus dieser Einsamkeit!

Leoben, 1857.

Ernst Almwart.

Aufforderung zum Stoffsammeln
für eine Bearbeitung der deutsch-kärntnerischen Mundart.

„Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft."

Göthe.

Bereits im vierundvierzigsten Jahrgange dieses heimathlichen Blattes (Nr. 68 — 70) habe ich in einem Aufsatze „über Dialectforschung" an alle Freunde der Sprache und Sitte des Volkes die Bitte ergehen lassen, für mundartliche Forschung Theilnahme zu zeigen und Sammlungen anzulegen, damit durch die vereinten Kräfte Vieler endlich auch Kärnten ein den heutigen Anforderungen der Sprachwissenschaft entsprechendes, und alle deutschen Idiome des Landes umfassendes Wörterbuch, verbunden mit einer Laut- und Formenlehre, aufweisen könne. Wenn auch meine damalige Bitte ziemlich wirkungslos die Runde durch die liebe Heimath machte, so muß ich doch einerseits dankend erwähnen, daß manche schätzbare Mittheilungen besonders aus Oberkärnten mir zugeschickt wurden, andererseits aber auch gestehen, daß ich mich durch den ersten theilweise mißlungenen Versuch nicht abschrecken ließ, mein einmal gefaßtes Vorhaben immer im Auge zu behalten, und mit diesen Zeilen auch noch einen zweiten Versuch zu wagen.

Ich schreite gleich zur Sache, und will vor allem andern noch einmal das Wesentlichste über die Lautbezeichnung hier niederlegen, da es in meinem ersten Aufsatze nicht bestimmt genug geschehen ist. Ich schließe mich dem in Frommann's „deutschen Mundarten" üblichen Systeme für die Bezeichnung mundartlicher Laute der Hauptsache nach an, ersuche aber, da für dasselbe die s. g. deutsche Schrift ganz unpassend ist, bei Aufzeichnungen sich der lateinischen zu bedienen.

I. Vocale.

Die Länge des Vocal's soll durch den Circumflex (â, ê, î, ô, û), nie aber durch e, h oder Verdoppelung bezeichnet werden. Die Länge und Kürze ist auch bei den Umlauten wohl zu unterscheiden: den Umlaut von a, o, u, (also den kurzen Vocalen) drücke man durch ä (oder e), ö, ü, jenen von â, ô, û, durch ae, oe, ue aus. Im Übrigen ist für die Bezeichnung der Vocale noch Folgendes zu merken:

a bezeichnet das kurze, reine a, à den zwischen a und o schwebenden Laut, wie in Vàter, Gàrte, hàb'n. Die Länge dieses à wird in der Schrift durch Unterstreichen des Buchstabens, im Drucke aber durch dessen fetten Satz (**à**) hervorgehoben. Das vom a Gesagte gilt auch von e, è (schwebend zwischen e und ö) und dessen Länge **è**. Für das verklingende, tonlose e gebrauche man diesen Buchstaben in umgekehrter Form z. B. unsə', Muedə'; das stumme e aber, so wie jeder ausgefallene Vocal möge durch · angedeutet werden: g·storb·n.

Daß übrigens die einer Mundart eigenthümlichen Diphthonge z. B. oa, oi, ou, ua, uo u. s. w. ganz genau zu schreiben, und nicht etwa der schriftdeutschen Aussprache anzupassen seyen, versteht sich von selbst.

II. Consonanten.

Vorzüglich achte man auf die Unterscheidung der weichen und harten Laute (b g d; p k t): in mancher Mundart ist ein anlautendes b, d etwas Unerhörtes, und es muß daher p, t geschrieben werden. Auslautende Tenuis geht häufig durch den Antritt einer Endung oder Ableitung in die Media über, worauf zu achten ist, z. B. Tàk, 2. Endung Tàg·s. Auch das weiche und scharfe s ist genau zu sondern: letzteres bezeichne man mit s', oder wenn man darauf hindeuten will, daß es sich aus früherem z entwickelt durch ß. Das aspirierte s (sch) möge dort, wo es nicht schon die oberdeutsche Aussprache allgemein aufgenommen hat, durch s, wiedergegeben werden: às,t, hàs,t, bis't ꝛc. Ein ausgefallenes r bezeichne man durch ' (mo'g·n), ein ausgefallenes n durch ˇ (àˇ, meiˇ, deiˇ). Der Ausfall jedes andern Consonanten soll durch einen Apostroph ' angedeutet werden, zum Unterschiede von einem ausgefallenen und durch · bezeichneten Vocale. —

Sobald die Wörter durch die Schrift fixirt sind, hat die Wissenschaft an denselben ihre erste Aufgabe zu lösen, nämlich die Lautverhältnisse zu bestimmen, d. h. nachzuweisen, wie sich der Vocalismus der Mundart zu der ältern deutschen Sprache verhalte. Zu diesem Zwecke mögen hier einige Wortreihen folgen, die ich in die betreffende Mundart genau zu übertragen ersuche. Soll sich das eine oder andere der hier aufgeführten Wörter in der Mundart nicht finden, so setze man in Parenthese dasjenige Wort, dessen sich die Mundart dafür bedient:

1. Schwalbe, Hammer, Damm, Sache, Blatt, Glas, Gras, Falle, Katze, Hand, Wachs, rasch.
2. Jahr, Kram, Schaf, Schlaf, Rath, nach; Saal, schmal, der Rahm, fahre, nahm, Hahn, schabe, Magd, Bart.
3. Wächter, Bäcker, ändern, hängen, Wärme, Glätte, hämmern, färben, Aepfel.
4. Säbel, Mädchen, säen, träge, Säge, erzählen, Bär, Gärtchen, Käse, Schäfer, spät.
5. Pech, hecheln, Recht, Ecke, Egge, treffen, Geld, helfen, Teller, Semmel, denn, Mensch, Kerl, Gerte, Wetter, gestern, setzen.
6. Schnee, ehe, Klee, mehr, Reh, weh, Seele, sehr, Zehe, gehen, stehen, leer, schwer, Scheere, bequem; Esel, heben, legen, pflegen, Schwefel, Krebs, leben, Regen.
7. Beule, heule, Eule, theuer, neun, euch, Leute, Freund, feucht, Heu, Streu, Freude, freuen.
8. Rippe, ich, Stich, Fichte, nicht, Schmidt, Hilfe, Gift, ledig, wenig, Bräutigam, Nachtigall, Silber, Stimme, klimpern, in, Gewinn, Wind, Ring, hinten, hinter, Kirche, er wird, Schirm, Gehirn, Hirt, Tisch, mitten, sitzen.
9. Bibel, zuwider, dienen, Bier, feiern, verlieren, Dieb, riechen, ziehen, gießen, wie, hier, fiel, gieng, fieng, rieth, hieß, ließ, stieß, rief; Brief, Spiegel, viel, spielen, Riese, sieben, Vieh, er sieht, Gottlieb, Mieder, liederlich, Miethe.
10. Ich soll, toll, voll, Donner, ob, Lob, Hof, Bock, Woche, Kopf, erschrocken, Wolken, Kosten, Gold, Holz.
11. Stroh, Ohr, Rohr, Krone, ich zog, Tod, Brot, bloß, Rose; wohl, das Thor, ich verlor, ich lobe, Vogt, hohl, Sohn, Bogen, Vogel, Bote; Strom; Argwohn, ohne, Mond, Mohn.
12. Buckel, bucklig, Luft, dumm, krumm, Pfund, rund, dunkel, unter, Furcht, Bursche, Brust.
13. Zu, Buch, Tuch, Nudeln, Ruder, rufen, Stufe, klug, Kugel, Fuhre, der Hut, Ruthe.
14. Büchse, Rücken, Würfel, würgen, Fürst, Thürme, schütteln.
15. Uebel, Kübel, über, müde, glühen, brüten.
16. Die Böcke, Frösche, Wörtchen, Tröpfchen, völlig, Löffel.
17. Fröhlich, ich höre, Röhre, Höhe, vierschrötig, böse, tröste.
18. Ei, Eier, Heil, Seil, Eimer, rein, Seife, Eiche, weich, Kleid, Kreis, heiser, am meisten, Arbeit, beide; bei, Blei, frei, Feind, Zeile, reiben, Weib, reif, mein, dein, weiß, leicht, Pfeife, fein, reich.
19. Thau, Frau, hauen, trauen, auch, Auge, glauben, Haupt, Laub, Rauch, Taufe, kaufen; auf, aus, Bauch, Haube, Maul, sauer, kaum, Raum, Haus, Maus, saufen, Braut, blau, grau, lau, flau, Pfau, Klaue, Augenbraue; brauen, kauen, trauen.
20. Räuber, Kaäuel, Säule, läuten, Kräuter.

Conjugation.

Sie zerfällt in starke und schwache: bei der ersten geschieht die Bildung des Präteritums innerhalb der Wurzel, durch Ablaut d. h. jene Lautabstufung, die der Vocal des Präsens im Präteritum erfährt; bei der zweiten aber außerhalb der Wurzel, indem zwischen diese und die Flexion die Bildungssilbe et oder der bloße Consonant t eingefügt wird.

Was nun zunächst die starke Conjugation betrifft, so muß man, um dem Zeitworte die Klasse, in die es gehört, anweisen zu können, folgende Fälle wissen: 1.) Die 1. Person sing. praes. indic. (ich finde). 2.) Die 1. Person praet. sing. indic. (ich fand). 3.) Die 1. Person plur. praet. indic. (wir fanden). 4.) Das Participium praeterit. (gefunden). In der Mundart sind viele starke Verba in die schwache Conjugation übergetreten, oder sie werden wohl auch in beiden gebraucht. Das Praeterit. indic. (ich fand) ist in den meisten verschwunden, und es wird dafür das Perfectum gesetzt (ich habe gefunden). Doch ist der Conjunctiv des praeterit. in der Verwendung eines Conditionalis enthalten und zwar meistens in der schwachen Form (und ich findát = ich fände; ich kommát oder ich kâm = ich käme, ich nemát = ich nähme u. s. w.). Ich ersuche nun, folgende Verba in die oben aufgestellten 4 Fälle und in diesen Conditionalis zu übertragen, und genau darauf zu achten, ob ein Zeitwort nach der starken oder schwachen oder nach beiden Formen zugleich abgewandelt werde:

1. Ich binde, finde, schinde, ringe, singe, trinke.
2. Ich rinne, beginne, spinne, gewinne.
3. Ich klimme, glimme, schwimme.

4. Ich verderbe, sterbe, werde, werbe, werfe, berge, gelte, schelte, helfe, komme, breche, steche, nehme.
5. Ich belle, schalle, melke, berste, flechte, dresche, erlösche, schmelze.
6. Ich eße, meße, gebe, trete, lese, sehe.
7. Ich bitte, sitze, liege.
8. Ich scheine, bleibe, reibe, scheide, steige, schweige, greife, pfeife, leide, schneide, reite, streite, beiße, schmeiße, streiche, weiche.
9. Ich schiebe, friere, verliere, fliehe, ziehe, biege, lüge, schliefe, siede, fließe, gieße, krieche, rieche.
10. Ich sauge, schnaube, schraube, saufe.
11. Ich schaffe, wasche, wachse, grabe, fahre, schlage.
12. Ich hebe, schwöre.
13. Ich falle, halte, fange, hange, laße; schlafe, blase, brate, rathe; stoße, laufe; rufe, haue; heiße.

Bei der schwachen Conjugation bitte ich besonders zu berücksichtigen, welche Formen, abweichend vom Schriftdeutschen, einen Umlaut haben oder nicht, z. B. ob ich kumm, oder ich kimm; du kumst oder kimst? u. s. w.

Da die unregelmäßigen Zeitwörter sorgfältig beachtet zu werden verdienen, bitte ich folgende Zeitwörter vollständig durchzuconjugieren, oder wenigstens jene Fälle genau anzugeben, die nicht mit dem Schriftdeutschen übereinstimmen.

Ich bin, ich habe, ich kann, ich darf, ich soll, ich mag, ich weiß, ich muß, ich gönne, ich tauge, ich will, ich thue, ich bringe, ich denke, ich dünke, ich fürchte, ich gehe, ich stehe.

Auch ist bei der Conjugation im Allgemeinen darauf zu achten, ob das Perfectum mit sein oder mit haben und das Participium mit oder ohne das Präfix ge gebildet wird.

Declination.

Auch sie wird in starke und schwache eingetheilt: jene drückt die Endungen durch charakteristische unterscheidbare Flexionszeichen, diese aber durch das eintönige en aus, welches den Zweck der Flexionen so gut wie aufgehoben hat.

Folgende Substantive bitte ich vollständig durchzudeclinieren: Der Arm, der Käse, der Fuß, der Wald; die Magd, die Kraft, die Mutter; das Pferd, das Kind, das Gebirge; der Haase, der Schmerz, der Stachel, der Friede; die Arbeit, die Saat, die Zahl; das Ohr, das Bette, das Auge, das Herz.

Allen Adjectiven kommt die starke und die schwache Form zu; es wird gut seyn, wenn auch hier folgende Beispiele durchdecliniert werden: ein blinder Mann, eine blinde Frau, ein blindes Kind; der blinde (Mann), die blinde (Frau), das blinde (Kind).

Eine sorgfältige Beobachtung verdienen die Pronomina, besonders da sich in ihnen auch noch Ueberreste des alten Dual's erhalten haben, (döß, enk, enker). Wünschenswerth ist das vollständige declinieren folgender Wörter: ich, du, (sein), er, sie, es; meiner, meine, mein; deiner, seiner; der, die, das; jener, jene, jenes; derjenige, diejenige, dasjenige; solcher, solche, solches; wer, was; einer, eine, eines; niemand. Auch ist anzugeben, wie die persönlichen Fürwörter lauten, wenn sie enclitisch gebraucht werden z. B. geaste = gehst du, geamer = gehen wir. Nicht zu übersehen ist das in manchen Gegenden gebräuchliche Suffix der 2. Person Pluralis: habt's, seit's, gebt's = ihr habt, seyd, gebt.

Der Vorgang bei der Comparation der Adjective und Adverbia ist genau zu beachten.

Bei den Präpositionen, Adverbien und Conjuntionen handelt es sich besonders um genaue Angabe der Bedeutung, wozu bei den Präpositionen noch die Angabe der Casus recctiva kommt.

Das wären nun die wesentlichsten Punkte, deren genaue Beachtung zum Ausbaue der Laut- und Formenlehre einer Mundart die feste Grundlage bilden.

Was nun das Wörterbuch selbst anbelangt, so habe ich in Kürze noch Folgendes zu sagen:

Was den eingebornen Wortschatz eines Landes betrifft, und nach welchen Seiten und Gegenständen hin der Sammler sein Augenmerk zu richten habe, darüber wurden von mir schon in dem Aufsatze „über Dialectforschung" die nöthigen Andeutungen gegeben. Kurz gefaßt besteht unsere Aufgabe in zwei Punkten, jedes Wort aufzuschreiben, welches 1.) in der Schriftsprache gar nicht oder verändert gefunden wird, 2.) welches in der Schriftsprache zwar vorhanden ist, aber in anderer Bedeutung. Daß zu den mitgetheilten Wörtern auch der Ort bemerkt werde, wo sie sich vorfinden, versteht sich von selbst.

Es ist aber bei einem solchen Werke durchaus auch die ältere Mundart zu berücksichtigen, wie sie sich besonders in den Urkunden der Pfarrarchive und in alten einheimischen Druckschriften vorfindet. Wer Gelegenheit hat, nach dieser Seite hinzuwirken, sey freundlichst darum gebeten!

Das Werk soll aber nicht nur die ältere und noch lebende heimathliche Mundart umfassen, sondern alles Volksthümliche, wie es sich in Kärnten vorfindet: Sitten, Gebräuche, Rechtsverhältnisse, Sprichwörter, Lieder, Beschreibung der Volkstracht und Bauart, Sagen, Märchen, Aberglauben, Schwänke mögen gütigst beachtet und in der Mundart niedergeschrieben werden.

Möchte nun diese Aufforderung, die ich an alle meine lieben Landsleute, besonders an meine früheren Studiengenossen mit der herzlichen Bitte, ihr nachzukommen, erlasse, sich eines bessern Erfolges erfreuen als die erste! Es ist ja bekannt, mit welcher Innigkeit und Liebe der Kärntner an seiner Heimath hängt, und man sollte daher meinen, daß ihm auch die Beschäftigung mit einem Gegenstande, der die liebe Heimath betrifft und zur Hebung derselben dienen soll, nur angenehme Stunden bereiten könne.

Besonders wünsche ich, daß in Unterkärnten mein Ruf nicht wirkungslos verhalle: der Wortschatz Oberkärntens dürfte nun ziemlich vollständig in meinen Collectaneen, die ich in einer Reihe von sieben Jahren angelegt habe, enthalten seyn; doch ist das Mölltthal noch immer nicht hinreichend vertreten, und im Allgemeinen eine reichhaltigere Mittheilung von Sitten, Gebräuchen, Liedern u. s. w. zu wünschen.

Wenn mir, wie ich hoffe, die erbetene Unterstützung zu Theil wird, so dürfte das Werk nicht lange auf sich warten lassen: erscheinen wird es jedenfalls; ob aber mehr oder minder vollständig, das hängt von dem Erfolge meiner heutigen Bitte ab, an deren Erfüllung doch jeder, bei dem sie Anklang findet, so rasch als möglich schreiten möge!

Sollte Jemand noch besondere Anfragen an mich zu stellen haben, werde ich sie bereitwilligst und nach meinem besten Wissen und Können beantworten. Dankbar werde ich die Namen aller Jener erwähnen, die durch Mittheilungen das Werk schon förderten und noch fördern werden. Die Beiträge bitte ich entweder direct an mich zu senden, zu welchem Ende ich unten meine Wohnung angebe, oder bei der löblichen Redaction dieses Blattes, die ich hier noch besonders um ihre freundliche Mitwirkung bitte, zu deponieren*).

*) Indem die Redaktion an alle Vaterlandsfreunde die Bitte unsers verdienstvollen Landsmannes, selben kräftigst zu unterstützen, wiederholt, gibt sie zugleich die Versicherung, daß sie alle ihr hierüber eingesendeten Beiträge schleunigst an den Herrn Verfasser nach Berlin besorgen wird.

Möge mein aufrichtiges Streben, zum Ruhme der theuern Heimath etwas beizutragen, Anerkennung und Unterstützung finden, dieses wünsche ich aus vollem Herzen zum neuen Jahre!

Berlin, den 1. Jänner 1858.

M. Lexer,
Alexandrinenstrasse, Nro. 14.

Ernennung.

Dieses heimathliche Blatt ist in der angenehmen Lage, seinen freundlichen Lesern zu berichten, daß „der Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens" P. T. Herrn Paul Baron von Herbert, mit Diplom vom 3. Juni 1857, zu seinem wirklichen Mitgliede ernannt hat.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nr. 48, Jg. 1857.)

Auf seinem Hofe Kirchbichel, eine Viertelstunde ausser der Stadt am Fuße des Leidenberges am sogenannten Weinberge gelegen, gegenwärtig freilich in ganz veränderter Gestalt dem Herrn Baron Paul v. Herbert gehörig, hielt Bartlmä Freidl einen „Meier" eine „Meierin" und mehrere „Knechte, Diernen, Pueben (die Benennung Kühbub ist noch heut zu Tage üblich) und Halter" (Hirten, Viehhüther, welche das Vieh weiden). Zu diesem Hofe gehörten damals viele Weinberge, Gärten, Aecker, Wiesen, Peinten ꝛc., Wirthschaftsgebäude und ein Ziegelofen (noch jetzt im Betriebe, aber nicht mehr zu Kirchbichel gehörig), und ein bedeutender Viehstand an Pferden, Rindern, Schafen und Schweinen so wie Vorräthe jeder Art; der alte Herr fand, sonderbar genug, nach einem mehr als vierzigjährigen Aufenthalte in der Lagunenstadt, ein Vergnügen am Betriebe der Landwirthschaft auf seinem genannten Hofe, offenbar in Folge einer angebornen Neigung und Pietät für den Landbau, welchen sein Großvater, Vater und Oheim neben ihren städtischen Gewerben betrieben und in hohen Ehren gehalten hatten.

Um dieser Lieblingsbeschäftigung mehr Zeit widmen zu können, verpachtete er am 17. Juli 1567 seine 4 Werkgaden: nämlich die Drahtziehe am hintern Zellach, die Drahtziehe an der Groglitz, die Nagelschmiede unter Payerhofen und die Nagelschmiede am „Prüel" auf 4 Jahre an Joel Pietsching um den jährlichen Bestandzins von 200 fl. Rh.

Aber dessenungeachtet konnte er nicht in so völlig abgeschlossener idyllischer Ruhe leben, wie er es wünschte. Ein so großartiges Handelsgeschäft, wie er und sein Bruder es betrieben zu haben scheinen, läßt sich nicht mit einem Schlage aufheben. Es mußten seine zu Venedig, Nürnberg und auf andern Handelsplätzen noch vorhandenen Waarenvorräthe verkauft, mit den verschiedenen Handelshäusern, mit denen er in Verkehr gestanden, die Rechnungen geschlossen und berichtiget und die ausstehenden Forderungen und Guthaben eingebracht werden. Zu diesem Zwecke hielt Bartlmä Freidl noch drei „Factoren", welche diese Geschäfte besorgten und zwar zu Venedig einen gewissen Hanns Eisvogel, zu Nürnberg aber die Brüder Paul und Hanns Fürleger. Noch nach seinem Tode lagen bei Hanns Eisvogel zu Venedig 20022 fl. in Verwahrung, ebenso erwähnt er in seinem Testamente, daß er bei Paul und Hanns Fürleger zu Nürnberg (ausser 2000 fl. Kapital und 120 fl. Interesse, welche sie ihm schuldig seyen) noch viel an Geld und Waaren liegen habe.

Auch hatte er zu Venedig einen großen Theil seines Hausrathes wahrscheinlich in der Absicht zurückgelassen, um daselbst, wenn ihn etwa dringende Geschäfte dahin riefen, ein eingerichtetes Absteigquartier zu haben. Dieß alles gab unserm neuen Landwirthe noch immer viel zu thun, und man begreift deßhalb, daß er eines Knaben zum Schreiben bedurfte. Mit seinem Bruder Mathias und dessen Gemahlin Barbara, welche die Heerschaft Payerhofen besaßen und daselbst ein protestantisches Bethaus errichtet und dazu einen eigenen Prediger gestiftet hatten, lebte er im besten Einvernehmen, so wie er von seinen Mitbürgern wegen seines Reichthumes, seiner Rechtschaffenheit und seiner Friedensliebe geehrt, von den Armen und Hilfsbedürftigen aber als Wohlthäter und Vater verehrt und geliebt wurde.

Als Geschäfts- und Kaufmann war er ein Original, aber eines der besten Art, von dem man wünschen muß, daß es sich recht oft vorfinden und recht oft copirt werden möchte. Bei ihm hieß es: „Ein Mann, ein Wort" und umgekehrt: „Ein Wort, ein Mann"; d. i. sein gegebenes Wort war ihm heilig und eben so traute er andern, wenn er sie als Ehrenmänner erkannt hatte, auf ihr Wort, ohne erst Brief und Siegel zu fordern. Den schon in der Jugend gefaßten Grundsatz, nie Waaren auf Borg zu nehmen, nie Geld auf Interessen aufzunehmen, hielt er sein ganzes Leben hindurch unverbrüchlich. Waaren bezahlte er entweder bar oder stellte dafür Wechsel aus, welche er zur Verfallszeit stets gewissenhaft bezahlte. Deßhalb konnte er in seinem Testamente sagen, daß er keine Schulden habe, und daß, wenn Jemand an seine Verlassenschaft eine Forderung stellen sollte, seine Erben und Testamentsvollstrecker überzeugt seyn können, daß eine solche Forderung ganz unbegründet sey, indem er Niemanden etwas schulde. Deßhalb konnte er sich mit Recht rühmen, daß er sein ganzes Leben lang von Niemanden wegen einer Schuld oder andern Sache belangt oder beklagt worden sey. Er liebte den Frieden und haßte den Streit, und war ein Feind des damals so häufigen Prozessirens. Wurde sein Schuldner seinem gegebenen Worte untreu, so zog er vor, lieber sein Geld zu verlieren als klagend gegen ihn vor dem Gerichte aufzutreten und Prozeß zu führen. Man kann sich daher denken, wie einen Mann von so hoher Ehrlichkeit und Redlichkeit, dem sein unbescholtener Ruf als das höchste auf Erden galt, die Schwindeleien und Betrügereien seiner Neffen Sigmund und Andreas auf das Empfindlichste kränken und verwunden mußten.

Bartlmä war wie sein Bruder Georg ein Hagestolz geblieben und zwar beide aus einem und demselben Grunde, weil die deutschen Handelsleute (Patroni Tedeschi) zu Venedig damals 40 an der Zahl in einem Gebäude, dem sogenannten deutschen Kaufhause (Fontego de Tedeschi), welches 22 Buden und 100 Zimmer enthielt und im Sastiere di S. Paolo am „großen Kanal" lag*), bei einander wohnten, Gemahlinen und Kinder aber daselbst nicht bei sich haben durften. Die deutschen Patroni konnten zwar auch außerhalb des genannten Gebäudes wohnen, in welchem Falle sie für zwei Zimmer und ein Waarenlager die jährliche Bezahlung in den Staatsschatz leisten mußten, die meisten zogen es jedoch theils wegen der größeren Sicherheit, theils im Interesse ihres Handels vor, im deutschen Kaufhause zu wohnen, in welchem Falle sie entweder ehelos blieben oder von ihren Gattinen und Kindern getrennt leben mußten.

(Fortsetzung folgt.)

*) H. Hermann. Handbuch der Geschichte Kärntens I. Periode S. 548 und 549.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 23. Jänner. 1858.

Feldmarschall Graf Radetzky.

Der Tod und das Leichenbegängniß dieses für den ganzen großen Kaiserstaat Oesterreich unsterblichen Mannes sind jetzt der Gegenstand der Tagsartikel der Journale. Eines Umstandes, den wir in den bisher erschienenen Nekrologen dieses berühmten Heerführes nicht fanden, wollen wir aus eigener Erinnerung erwähnen.

Bekanntlich gehörte in den zwanziger Jahren die Herrschaft und Gewerkschaft Neumarktl in Krain zu seinen Besitzungen. Als damals, es sind bereits 34 Jahre, Schreiber dieses mit dem Handelsmanne Weilnböck von Klagenfurt den dortigen Direktor Atzl besuchte, und sich auf dem Schlosse einlogirte, wurde ihnen ausser mehreren andern, dem nun Verewigten gehörigen Merkwürdigkeiten auch ein Zimmer gezeigt, in dem sich sämmtliche Einrichtungsstücke aus jenem Gemache befanden, welches Kaiser Napoleon im Jahre 1814 zu Fontainbleau bei seiner Thronentsagung bewohnt hatte, und die der Marschall, damals General-Quartiermeister der Hauptarmee, von den alliirten Monarchen zum Andenken der, über denselben, vielfach auf seine einsichtsvollen Rathschläge, erfochtenen Siege, zum Geschenke erhalten. Wir sahen des großen Imperators Nécessaire, seine dort verwahrte kleine Büchersammlung, worunter das Prachtwerk „Denon's“ über Egypten mit breiten, von Napoleon mit zahlreichen Noten und Bemerkungen eigenhändig versehenen Rändern, die jedoch sehr schwer leserlich waren. Ausserdem sahen wir die Geschirre von weißem Porzellain aus Sevres mit prachtvollen Goldeinfassungen und dem bekrönten Namenszug des Kaisers ꝛc. ꝛc.

— rr —

Die Leobenegge.

In dem engen Thale, welches längs der Liser vom Katschthale nach Gmünd führt, in dem gegenwärtig durch großartige Bauten an jenen Stellen, wo die Spuren der Verwüstungen des Novembers 1851 noch sichtbar sind, eine neue Land- und Reichsstrasse nach Salzburg angelegt wird, befindet sich in Mitte desselben die Kirche und der Kuratial-Pfarrhof Leoben. Unfern davon auf einem mit Lärchen bewachsenen Vorsprunge des Mittelgebirges, da wo der Leobenbach in die Liser einströmt, erheben sich die Reste einer einstigen Ritterburg; karge Ueberbleibsel eines Thurmes und der sich anschließenden Burggebäude. Es ist die Burg Leobenegg *), von welcher das noch fortlebende Geschlecht der Ritter von Leobenegg sich herschreibt.

Nur wenige sind es der adelichen Geschlechter Kärntens, welche ein Gleiches aufweisen können. Viele von ihnen sind eingewandert, die meisten haben erst in der Folge die Erhebung ihres Stammes zu jenem Vorzuge sich erworben, und nur äusserst selten ist es der Fall, daß sie als solche der grauen Vorzeit entsprossend, den Ruin ihrer Stammesvesten überdauert haben. Es fallen uns nur die Dietrichsteine, die Hallegge, in so ferne wir den im Militärschematismus vorkommenden Maximilian Freiherrn von Hallegg als Kärnten entstammend annehmen, die Aichelburge, die Metnitze, die Findenigge zu Däber und Thurn, die von und zu Litzelhofen bei, welche letztere jedoch nicht eigentliche Burgen sondern Edelsitze hatten. Die ältern Topographien liebten es freilich einzelne Schlösser, wie Ehrenthal zum Stammsitz der Ehrenthaler, Krumpendorf zu jenem der Krumpendorfer ꝛc. zu machen, doch die genannten Geschlechter existirten nie. In Bezug auf die Leobenegge, deren Vorfahren, laut in Gmünd vorfindiger Akten, vor zwei Jahrhunderten noch am Fuße des alten Schlosses behaust waren, welches Gehöfte sie sodann, bei ihrer Uebersiedlung auf Neuleobenegg am Lurnfelde nordöstlich von St. Peter im Holz, veräusserten, waren wir in der Lage eine Reihe von Urkunden aufzufinden, welche uns ihr Bestehen und ihr Walten nachweisen, so wie Chroniken und Monumente als Fingerzeige dienen, welch bedeutende Rolle ihnen einst sowohl auf dem Boden der Heimath, als auswärts zugewiesen war.

1339, ohne Tag. Wolfhard von Leubeneck (die Schreibart wechselt sehr) gibt statt einer Mark Geldes dem Kloster Millstatt ein Gut zu Purchstall, dagegen sollen die dortigen Benediktiner jährlich für ihn das „guldene Gebeth“ sprechen. (Aus dem k. k. geheimen Archive.)

1373. 24. Juni. Ortolph von Leubeneck vertauscht um ein Gut, an der Kamkpen (?) gelegen, an das Kloster Millstatt ein Gut in der Reusnitz, genannt an dem „Chrumppenweg.“ (K. k. geh. Archiv.)

1387. 15. Jänner. Ortolph von Leubeneck, Richter zu Gmünd, verkauft dem Erzbischofe Ortolph von Salzburg zwei Güter ober der „rothen Au“, hinter dem Aichholz und Gernät, sammt den dazu gehörigen (Antheile von) Aichholz und Geräut. (K. k. geheim. Kammerarchiv.)

1395. Hanns von Lewbnek verpfändet dem Kloster Millstatt zwei Alpen: Scharten und Stangen (südlich von Raknitz) genannt. (Anmerkung des Ungenannten von Millstatt.)

*) Der Name Leobenegg als Bezeichnung des Ortes und der adelichen Familie läßt sich eher mit Liebenegg als Löwenegg verwechseln. (Zeidlers: Leipziger-Lexikon bei dem betreffenden kurz gehaltenen Artikel.) Leoben wie das nachbarliche Ptesnitz sind unverkennbar slovenischen Ursprunges, und das „lubno“ stimmt für erstere Benennung; auch kommt kein Löwe im Leobenegger Wappenschilde vor.

1413. Freitag vor St. Katharina. Der Anna Eckartin, des Zimmermanns Wittwe, Schuldbrief um 10 Pfd. W. Pfenning an das Gotteshaus zu Gmünd, wogegen sie ihr Haus bei der Schule in Gmünd verpfändet. Gesiegelt von dem Edlen Ruprecht von Lewnek d. Z. Richter zu Gmünd *). (Pfarrsarchiv von Gmünd.)

1416. Pfingsttag vor St. Lukas. Friedrich Röschel, Erzpriester und Pfarrer zu Gmünd, stiftet einen Jahrtag. Siegel des Ruprecht Lewbneker, d. z. Richter und Pfleger zu Gmünd. (Orig.-Urk. im Pfarrhofe zu Gmünd.)

1420. Samstag nach Derothea. Schirmbrief um einen Anger ob Gmünd, jenseits der Maltein, den Christian Schmied, Bürger zu Spittal, an Thomas Leschenstein, Bürger zu Lienz, verkaufte. Siegel des Edlen und Besten Ruprecht von Lewbeneck, d. z. Pfleger in Gmünd. (Orig.-Urk. im Pfarrarchive zu Gmünd.)

1421. Samstag nach St. Urban. Kaufbrief einer Wiese „an der blutigen Alpe (links vom Wege in die Krems) am Eisenerz gelegen, das Aigen genannt“, von Erasmus Maller, Bürger zu Brauneggen, und Erntraud seiner Hausfrau an Jakob Am Knie, Bürger in Gmünd. Siegel des Edlen und Besten Ruprecht von Lewbnekk, d. z. Pfleger in Gmünd.

1422. Pfingsttag nach St. Pangraz. Stiftbrief des Jakob Rosenheimer, Bürger zu Gmünd, an die Pfarrkirche. Zeugenschaft und Siegel des Edlen und Besten Ruprecht Leubnekger, d. z. Richter und Pfleger zu Gmünd. (Orig.-Stiftbrief in der Kirchenlade zu Gmünd.) Die Rosenheimer waren so wie die Zingl von Ried, Patrizier in Gmünd. Von den Rosenheimern erübrigt noch die der Stadtpfarrkirche zu Gmünd rechts am Eingange angebaute Kapelle mit dem Taufsteine und der Gruft, auf welchen der massive Deckelstein mit dem Rosenheimischen Wappen: ein Kranz von fünf Rosen.

1424. Erhardstag. Kaufbrief der Pfarrkirche Gmünd von Jakob „Am Knie“ und seiner Ehefrau Christina um einen Anger jenseits der Malta. Siegel der Edlen und Besten Georg von Lind und Ruprecht von Lewbenegk. (Orig.-Urk. im Pfarrsarchive von Gmünd.) Das Siegel des letztern ist wohlerhalten, und zeigt uns das Familienwappen, welches Megiser zwar mit der Aufschrift „Leobenegk“ andeutet, aber schuldig bleibt. Es ist ein schräg getheilter Schild, dessen Obertheil der Radirung nach roth, der Untertheil Silber ist. Im obern befinden sich drei silberne Wecken (Schiftl), der mit einer Krone von fünf Zacken versehene Ritterhelm ist oben mit einem Rade, darin sechs Speichen, verziert.

1426. 6. Sept. Jakob Am Knie, Bergrichter zu Krems und Bürger zu Gmünd, verkauft einen Anger, genannt „Moosmann“ im Gmündner-Gerichte an das Stift Millstatt gegen ein Hübl in der Krems und einige Aufzahlung. Gesiegelt von dem Edlen und Besten Ruprecht von Lewbenek, d. z. Pfleger in Gmünd. (Chmel's Friedrich IV. 1. Band S. 123.)

1443. Lukastag. Hanns Windisch, Weber und Bürger in Gmünd, stiftet einen Jahrtag zu Gmünd mit einem Gute zu Obermillstatt. Siegel des Edlen Andreä von Lewbenek, wohnhaft zu Gmünd, und des Christian Rosenheimer, Pfleger zu Rauchenkatsch. (Orig.-Urk. im Pfarrsarchive zu Gmünd.)

*) Das Richteramt zu Gmünd hatte damals ob des Landgerichtes und des Blutbannes eine vorzügliche Bedeutung, daher die Benennung „Richter“ der als Pfleger vorausging. Wir werden später bei Anführung der Stadtrechte von Gmünd Gelegenheit haben uns davon zu überzeugen.

1446. Am Neujahrstag. Johann Sachs, der freien Künste und der h. Schrift Meister und Lehrer, Domherr zu Freysing und Pfarrer zu Gmünd, reversirt einen Jahrtag für Hanns Oberpucher. Siegel des Edlen Andreä Lewbnegk, d. z. wohnhaft zu Gmünd. (Orig.-Urk. im Pfarrsarchive zu Gmünd.)

1448. Erchtag nach St. Margareth. Ortolph von Lewbenegk übergibt an die Kirche Gmünd ein Gut zu Plesnitz unter dem Wege, und ein Gut zu Pirkach im Geschäfte seines Vaters Ruprecht und seiner Vettern Ruprecht und Andreä. (Orig. im Pfarrsarch. v. Gmünd.)

1473, am Freitage vor St. Leonhard. Allgemeiner Landtag zu Salzburg, einberufen vom Erzbischofe Bernhard. Unter die Erscheinenden gehören Ortolph Lewbenegker und seine Vettern. („Juvavia“ Seite 568.) Nach Zauners Chronik von Salzburg II. B., S. 143 war die Veranlassung dazu der Türkeneinfall vom Jahre 1473 in Kärnten, wo sie besonders auch an den salzburgischen Gütern durch Mord, Raub und Brand einen unsäglichen Schaden verursachten. Das Resultat war ein allgemeiner Anschlag auf alle Einwohner des Erzstiftes. Die Leobenegge als Vasallen des Erzstiftes nahmen daher an jener Berathschlagung theil und kontribuirten. Trotz dem drangen die Türken bei ihrem unvermutheten Einfalle im Jahre 1478 bis auf das Lurnfeld und rechts über Millstatt bis an die Stang- und blutige Alpe, ja selbst bis Tamsweg und Mauterndorf in das Salzburgische.

1490. St. Ulrichstag. Sigmund von Lewbnegk's Zeugniß ob des Verkaufs eines Gutes am Burgstahlberg (ob Rauchenkatsch) von Wolfgang Entfelder, Bürger zu Gmünd, an die dortige Pfarrkirche. (Orig.-Urk. im Pfarrsarch. v. Gmünd.)

Es geht aus diesen Urkunden hervor, daß die Leobenegge in Gmünd behaust, wie die Urkunde vom Jahre 1446 sagt, zeitweise dort wohnhaft waren, und durch längere Zeit das doppelte Amt als Richter und salzburgische Pfleger zu Gmünd, mitunter auch letzteres allein bekleideten. Das Prädikat: „Edl und Best“ zeichnet sie durchgängig aus, und beurkundet ihre doppelte Eigenschaft als Ritter und Patrizier jener damals mächtigern Stadt. Ausserdem geben uns obige Urkunden Kenntniß von den bürgerlichen Familien in Gmünd, den Erzpriestern daselbst, von dem Bergbaue in der Krems und der Theilnahme auch Auswärtiger, besonders aus Tirol.

Im sechzehnten Jahrhunderte versiegen uns diese Geschichtsquellen, dafür nimmt ein Monument ihren Platz ein, welches uns zwei ausgezeichnete Persönlichkeiten aus der Familie Leobenegg zur Kenntniß bringt. Dieses Monument ist der herrliche Leichenstein *), welchen laut seiner Umschrift Georg Rudolph von Leobeneck, im Jahre 1563 Domherr in Salzburg, (Metzger historia Salisb. VI. pag. 1162) im Jahre 1572 seinem Vater Philipp von Leobenegk „des Cardinals und Bischofes von Brixen Melchior“ (von Meckau † 1509) Marschall und Hauptmann setzte. Er ist von rothem Salzburger-Marmor und stellt den Benannten im Ritterharnische mit unbedecktem Haupte die Fahne in der Hand vor. Helm und Handschuhe sind zu seinen Füssen. Brixen war damals ein unmittelbares Reichsfürstenthum und somit Philipp's Würde die erste seiner weltlichen Aemter. Welche Bedeutung damals ein

*) Schreiber dieses fand am Fußboden des Kirchenschiffes einen zweiten Leichenstein der Leobenegge, freilich fast bis zur Unkenntlichkeit ausgetreten, mit der halbleserlichen Jahreszahl 1460. Nach mehreren Versuchen ließ sich der Name: Ortolph enträthseln. Bekanntlich war früher Gmünd die Pfarre der Leobner-Gegend.

Hauptmann und Marschall hatte, sagt die Zeit, da in jene Periode die blutigen Kriege Kaiser **Maximilians** gegen die Venetianer fielen, an denen das diesen nachbarliche **Brixen** mehr oder weniger Antheil nehmen, jedenfalls seine bedrohte Grenze mit größtem Aufwande an Mannschaft und Geld verwahren mußte. Cardinal und Fürstbischof **Melchior** fand also an **Philipp von Leobregg** seinen Mann, der als Hauptmann das Land, als Marschall seine Person und sein Haus zu schützen und ordnen verstand.

Aus dem siebzehnten Jahrhunderte gelang es uns nicht, die merkwürdigen Mitglieder dieser Familie kennen zu lernen, welche von dort an in die Staatsdienste **Oesterrichs** trat, da **Gmünd** und sein Gebieth seit dem Jahre 1490 diesem angehörte. So war **Johann Bernhard von Leobenegg** 1731 kaiserlicher Hofkriegsrath, im gleichen Jahre **Ferdinand** niederösterreichischer Regimentsrath. Einer von **Leobenegg** starb 1737 als kaiserlicher Kriegs-Commissariats-Amtsverwalter. (Küchelbergers Nachrichten vom kais. Hofe I. 8. S. 290.)

Immerhin mag es lohnend seyn, auf dem Felde der Geschichte nach einem verdienten Geschlechte, in so ferne sich die Mittel bieten, mit eben dem Fleiße zu forschen, als nach den Besitzern irgend eines Gutes oder nach den Gliedern und Besitzungen eines längst verschollenen Stammes. Der gegönnte Raum machte uns die vorstehenden quellenmässigen Aufführungen möglich.

Aus der Schreibtafel eines Studenten.

(1820 — 1835.)

Gruß.

Stets mir lieb und werth trotz Sorgen und traurigen Stunden,
Wie mit Heimweh gesellt leider die Schule sie bringt.

Friesach.

Mit drei Burgen geschmückt an der Grenze des steirischen Hochland's
Liegt dir alte Stadt, reicher Erinnerung voll.

Osterwitz.

Hoch auf Felsen gebaut scheint unüberwindlich dir Beste,
Herrlicher Anblick von fern — sonst ein verlassenes Schloß.

Ausflug in's Krappfeld.

Noch in der Dämmerung Grau entzückte die Menge der Burgen;
Wie der Morgen, so schön flog auch die Woche dahin.

Moosburg.

Wenn auch Garten und Schloß, sie zeigen das Schwinden auf Erden:
Einst der Herzoge Sitz, nun ein verödetes Haus.

Villach.

Neben der heimischen Drau [1]) bekränzt von romantischen Bergen
Liegt dir niedliche Stadt, weis't nach Italien hin.

Pontafel.

Nur ein Bach und Italien! Zwei sell'ne Dörfer beisammen.
Wart' auf der Brücke auf mich — trenn' ich mich doch gar so schwer.

Monumente am Loibl.

Wie der Mensch sich bemüh't, dir Grenze schön zu bezeichnen,
Theilt doch die Länder der Berg sicherer und schöner als Erz.

Auf der Pack.

Auf der Alpe dort hoch, die Kärnten und Steiermark scheidet,
Seh' ich in Jenes zurück — dieß nimmt nun wieder mich auf.

Beim Marenhof
(an der steier. Grenze im Drauthale.)

Wenn auch bis hieher mich begleiten rosige Träume,
Schnell doch erwachte ich da — nur um den scheidenden Blick!

Klagenfurter-Stadtpfarrthurm.

Oben und unten wird's neu [2]), es entstehen Häuser in Menge,
Aber die Berge ringsum bleiben in ewiger Pracht;
Aendert der Mensch auch die Form, es wendet der Blick sich bald wieder
Von der Kunst zur Natur — weckt sie zur Andacht doch hier.

An Franz Böhm [3]).

Streng als Lehrer und Herr, der Jugend doch guter Erzieher,
Lebt auch „Kanon' und Linier" in der Erinnerung fort.

Meiner lieben J. N. H.

Trennt uns einst das Geschick, denk' öfter der Bitte des Freundes,
Wenn dem Auge gleich fern, sey ich dem Herzen doch nah'.

Mein Stammbuch.

Jetzt ein Register nur von Namen und Sammlung von Sprüchen,
Später dann ein Rahmen selig entschwundener Zeit.

Am Zollfeld.

Wohl hat der Kärntner Recht, sich zu freuen der heimischen Gauen,
Zeigt doch Geschicht' und Natur überall Reize und Stoff.

St. Ruperti Friedhof.

Stiller Hafen der Ruh', wo die müden Pilger der Erde
Keine Leidenschaft stört — ruhiger Schlaf sie erquickt,
Bis die Posaune sie weckt, wo die Wahrheit uns wird enthüllt, denn
Schein nur richtet der Mensch, (irrt nur der Thaten Erfolg.

An P. Xaver Grüninger.

Unvergeßlich und werth als Freund bleibst Du mir auch als Lehrer,
Einiest mit Wissen und Kunst fröhlicher Laune und Scherz.

An A * * *. [4])

Viel zu früh für Dein Ich, für Dein Alter, für Deine Freunde
Gingst Du (gräßlich Geschick) leidend zum Vater hinauf.

An P. Blasius Biele.

Guter Lehrer! Du warst Irdem so freundlich und gütig,
Wie rinst von Allen geliebt — nun auch von Allen beweint.

An Dr. W. M.

Zanktest Dich immer ums Recht — konnt' selten Dir Einer genügen,
Wird doch Alles recht seyn jetzt in der andern Welt?

An die andern Todten.

Lebt nun wohl! ich geh', doch kehre ich sicher einst wieder
Freunde zu Euch zurück — sey es denn, wo es auch will.

J. C. H.

---

[1]) Der Verfasser ist ein Untersteirer und spricht auch die **Drau** für sein Vaterland an.

[2]) Nach Herstellung des neuen Daches auf selbem 1834.

[3]) 1843 als Lehrer an der Normalschule — vorhin Militär, daher das Sprichwort, wodurch er sehr bekannt.

[4]) Er wurde von der Schildwache erstochen, als er früh erwachend um zu studiren sich ein Licht bei einer Laterne holen wollte.

Sommer im Gailthale.

Ist der Winter in unserem Thale schneereich, lang andauernd, hart, öffnet sich die Erde für die Saaten im Durchschnitte erst Mitte April, so daß man einen fünfmonatlichen Winter und nicht 2 Monate Frühjahr zählen darf: gestaltet sich der Sommer doch so, daß der Mais, unsere Hauptfrucht, für gewöhnlich gut gedeiht. Einen bedeutenden Einfluß übt dabei gewiß das lange Verweilen der Sonne am Horizonte des **Gailthales**, welches von Westen nach Osten laufend, vom frühesten Morgen an bis Abends seine ganze Fläche der Einwirkung der direkten Bestrahlung der Sonne aussetzt. Was also durch verspätete Pflanzenentwicklung versäumt wird, ersetzt die Insolation, welche auch auf den Alpen zur schnellern Entwicklung des Pflanzenlebens sehr viel beiträgt.

Wir wollen nun sehen, wie sich der Sommer im **Gailthale** gestaltet.

Im Jahre **1853** war der **Juni** regnerisch, denn er zählt 21 Tage mit Regen, die Masse des Niederschlages ist indessen nicht bedeutend, sie beträgt bloß 28.70 Par. L. Die Nordostströmung stritt

mit der Südwestströmung um die Herrschaft, daher die vielen Regentage mit verhältnißmäßig unbedeutender Regenmenge. Die Temperatur steigerte sich mit wenigen Ausnahmen, regelmäßig vom Anfange bis Ende, da am 1. das Minimum mit †3.8 und am 29. das Maximum mit † 23.2 eintrat, und es ergab sich eine Mitteltempeatur von † 12.49.

Der Juli desselben Jahres war heiter und warm. Sein Temperatur-Minimum beträgt † 7.6 am 4. und sein Maximum † 25.9 am 9., seine Mittelwärme † 14.73. Die 11 Tage mit Regen lieferten die erkleckliche Menge von 92.40 P. L. Niederschlag. Tage mit Donner zählten wir 7, mit Hagel, der nicht schadete, 4, mit Sturm 2. Die Nordströmung herrschte vor.

Dieselbe herrliche Witterung dauerte im ganzen August hindurch fort, er zählte bloß 11 Tage mit Regen in der Menge von 42.00 P. L., es donnerte an 5 Tagen, und nur am 17. war Gewitterregen mit einem Sturme aus Nordwest verbunden, der zwar die Temperatur auf das Minimum von † 6.4 herabdrückte, worauf 9 besonders schöne Tage folgten mit dem Temperatur-Maximum von † 24.0 am 21., Monat-Mittel † 13.56.

Der Juni **1854** ist kälter und näßer als im Jahre 1853. Er zählt zwar um 2 Regentage weniger, nämlich nur 19, aber der Niederschlag beträgt bei schnell abwechselnden Südwest, Nord und Nordwest fast das Dreifache, nämlich 74.50 P. L. Hagel fällt nur einmal und an 6 Tagen donnert es. Das Minimum der Lufttemperatur steht am 8. † 5.9, das Maximum am 20. mit † 20.2. Monat-Mittel † 11.19.

Der Juli 1854 zeigte eine Mitteltemperatur von † 13.83, während das Minimum am 2. mit † 8.2 und das Maximum am 24. mit † 22.0 einfiel. Der Monat gestaltete sich bei einer Regenmenge von nur 47.90 P. L. mehr trocken, jedoch ziemlich trüb. Tage mit Donner zählte man 7, mit Hagel und Sturm je einen.

Die ersten 8 Tage im August regnete es, besonders häufig am 3., indem an diesem Tage allein 16.40 P. L. fielen, die ganze Regenmenge betrug 78.40 P. L., welche an 14 Tagen mit Regen fielen, worunter 9 mit Donner und 1 mit Hagel. Die Mitteltemperatur dieses ebenfalls mehr trüben Monats beträgt † 12.14, das Minimum fiel nach 4 Regentagen am 19. mit † 5.4, das Maximum bei vorherrschendem Südwest am 2. mit † 20.0.

Der Juni **1855** ist sehr naß, denn es regnet bloß an 10 Tagen nicht, während die übrigen 20 Tage jedesmal mehr oder weniger Niederschlag, am 16. innerhalb 24 Stunden als Resultat von 4 heftigen Gewittern, wovon das 1. mit Hagel, das 3. mit Sturm aus Nordwest begleitet war, 20.50 P. L. fallen, die gesammte Regenmenge für diesen Monat beträgt 98.70 P. L. Das Temperatur-Minimum mit † 7.2 fiel nach 11 Regentagen am 26., das Maximum am 7. mit † 21.1, während die Mitteltemperatur † 12.59 zeigte.

Auch der Juli zählte 17 Regentage mit heftigen Gewittern, am 7. zogen 5, am 11. vier Gewitter über die Beobachtungsstation, und die Regenmenge dieses Monats betrug 69.40 P. L. Das Temperatur-Minimum fiel ein am 27. mit † 5.4, das Maximum am 10. mit † 21.5 und die Mitteltemperatur steigerte sich auf † 13.87.

Der August des Jahres 1855 war trocken, er zeigte nur einen Niederschlag von 39,40. P. L., wovon fast der dritte Theil am 5. August, wo Hagel und Regen niederfiel und in der Nähe von Hermagor ziemlich bedeutenden Schaden anrichtete. Das Temperatur-Minimum trat ein am 15. mit †7.7 nach mehreren Regentagen, das Temperatur-Maximum nach anhaltend schönen, heiteren Tagen bei Eintritt eines mäßigen Südwest am 26. mit †23.9. Monatmittel †13.91.

War der Mai **1856** sehr trüb und regnerisch, so gestaltete sich der Juni trocken und angenehm. Seine größte Wärme entwickelte er am 4. mit †25.8 und die niederste Temperatur am 8. mit †5.6, während seine Mitteltemperatur †13.55 betrug. Es regnete zwar an 11 Tagen, worunter besonders ausgiebig am 30., wo 15.28 P. L. Niederschlag fielen, die ganze Regenmenge im Monate beträgt jedoch nur 34.17 P. L.

Der Juli hingegen war wieder sehr regnerisch, denn sein Gesammtniederschlag erreichte die Ziffer von 100.12 P.-L., wozu der 27. allein 20.16, der 18. ebenfalls 13.80 Linien lieferten. Er war bei häufigen Wechseln der Luftströmungen sehr trüb. Auch seine Temperatur blieb hinter der des Juni zurück, denn er zeigte nur eine Mittelwärme von †12.03, ein Minimum am 11. mit †5.5 und ein Maximum am 1. mit †21.8.

Der August gestaltete sich wieder freundlicher und wärmer. Er zählte bloß Einen trüben Tag, während der Juli deren 8 aufweist. Die Regenmenge im August, obwohl es an 13 Tagen regnete, betrug doch nur 51. 56 P. L. Auch die Wärme steht höher als im vorigen Monate, im Mittel †13.51, am 26. steht das Wärme-Minimum verzeichnet mit †7.8, und am 14. das Wärme-Maximum mit †22.8.

Der Juni **1857** zeichnet sich unvortheilhaft durch seine Spätfröste am 14. und 15., wodurch der Mais, die Kartoffeln, Fisolen, Kürbisse stellenweise sehr litten, die besonders aber auf das blühende Korn schädlich einwirkten. Man zählte hier zwar 10 Regentage, allein die Gesammtmenge des Niederschlages betrug doch nur 22.07 P. L. eine für den Monat, wo die Vegetation im besten Wachsthume begriffen ist, wohl nicht ausreichende Menge. Die vorherrschende Nord- und Nordostströmung verhinderte die Bildung des wässerigen Niederschlages und drückte nach jedem Regen die Temperatur stark herab, besonders am 14., wo um 7 Uhr Morgens, wo die Sonne schon fast 2 Stunden am Horizonte weilt, noch nur †4.0 Wärme waren. Das Wärme-Maximum trat am 28. ein mit †21.7. Die Mitteltempeatur blieb gegen die anderen Jahre für den Juni gewöhnliche weit zurück, sie betrug bloß †10.53.

Der Juli gehöete unstreitig zu den heißesten seit vielen Jahren, denn er weiset eine Mitteltemperatur von †14·81 nach. Die Wärme vertheilte sich so gleichmäßig, daß die Temperatur-Extreme sowohl für die einzelnen Tage insbesonders, als auch für die Tage im Monate gegeneinander betrachtet nicht weit abstehen, so das Minimum am 4. mit †9.2 und das Maximum mehrmals mit †22.6. Obwohl die Wärme intensiv, so waren doch die Gewitter nicht zahlreich und nicht heftig, es regnete zwar an 13 Tagen, seine Menge betrug 46.40 P. L., aber eben weil sich dieser Niederschlag auf so viele Tage vertheilte, wurde der Boden nicht gedeiblich durchfeuchtet, wäre hingegen diese Regenmenge in viermalen gefallen, so wäre der Juli 1857 ein ausnehmend herrlicher Monat gewesen.

Der August war ebenfalls sehr heiß, seine Mittelwärme beträgt †13.91, sein Maximum am 5. †23.2, sein Minimum †6.9 am 26., er war bedeutend trockener als sein Vorgänger, die an 11 Tagen gefallene Regenmenge zeigt bloß 25.95 L., die Donner sind nicht heftig — erst im Oktober traten die Donner mit fast unerhörter Heftigkeit auf. Der Höhenrauch spielte im Sommer 1857 besonders im Juni eine bedeutende Rolle.

Bei der übersichtlichen Darlegung über die fünf genannten Sommer wollen wir uns sehr kurz fassen, dafür aber zur leichteren Uebersicht am Schluße eine Uebersichtstabelle anfügen.

Der Sommer des Jahres 1853 ist der wärmste, der des Jahres 1854 der kälteste. Wäre der Juni 1857 nicht so weit unter dem fünfjährigen Mittel für diesen Monat zurückgeblieben, so müßte natürlich der Sommer 1857 der wärmste gewesen seyn. Der Juli dieses Jahres ist zwar der wärmste, jedoch steht ihm der Juli 1853 sehr nahe. Der August 1857 und des Jahres 1855 entwickelten die gleiche Mittelwärme. Der regelmäßigste Sommer war der des Jahres 1853 nicht bloß in der Wärme-Entwicklung, sondern auch bezüglich des Niederschlages, während sich der Sommer 1857 am weitesten vom fünfjährigen Durchschnitte entfernt. Zurückbleiben der Temperatur und größere Menge des Niederschlages so wie umgekehrt bedingen sich nicht gegenseitig, und hierin spielt die vorherrschende Luftströmung ihre Rolle.

Beobachtungs-Jahre	Temperatur				Niederschlag			
	Juni	Juli	August	Mittel für die 3 Monate	Juni	Juli	August	Mittel für die 3 Monate
1853	†12.49	†14.73	†13.56	†13.59	28.70	92.40	42.00	54.37
1854	†11.19	†13.83	†12.14	†12.39	74.50	47.90	78.40	66.93
1855	†12.59	†13.87	†13.91	†13.36	98.70	69.40	39.40	69.17
1856	†13.55	†12.03	†13.51	†13.03	34.17	100.12	51.56	61.95
1857	†10.53	†14.81	†13.91	†13.08	22.07	46.40	25.95	31.47
Fünfjähriger Durchschnitt	†12.07	†13.85	†13.41	†13.10	52.03	71.24	47.46	56.84

D. P.

Herausgeber und Redakteur: C. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 30. Jänner. 1858.

Sonett.

Soll hoch im Blau der Lerche Lied erklingen,
So muß sie keck durchs Ei die Bahn sich schlagen;
Die Puppe muß der Falter frisch durchnagen
Um Sonnenschein und Freiheit zu erringen.

So auch verläßt der Geist auf Engelsschwingen
Des Leibes Kerker und das Reich der Klagen,
Um hin zur Heimath seinen Flug zu tragen,
Wo ihm die Brüder Siegeskränze bringen.

Was sollen also nun die Klagelieder? —
Nach Süden zog die Schwalb' zu schönerm Leben,
Ihr Nest ist leer; — doch, kehrt sie nimmer wieder?

Wird einst nicht auch der freie Geist erheben
Zu neuer Kraft den fahlen Staub der Glieder?
Nicht ihn mit höher'm Glanz und Schmuck umweben?

Gustav Gurkbach.

Beiträge zu Kärntens Geschichte.

Entnommen aus den Maria Saaler Probstei-Akten.

Papst Alexander III. entscheidet den Streit zwischen dem Erzbischof von Salzburg und dem Probst Eckhard zu Maria Saal, nach genommener Einsicht der Akten in Bezug auf eine streitige Kapelle zu Gunsten des Probstes. Gegeben den 3. August 1177, zu Rialto in Venedig.

Papst Honorius III. bestätiget dem Probste Lutold die Zuständigkeit der Kirchen St. Georgen in Timenitz, Hoizgraz (St. Michael in) Tuitschnigg und Rathphe (Rathsberg). Gegeben im Lateran, den 11. Mai 1217.

Erzbischof Eberhard (II.) von Salzburg entscheidet den Streit zwischen dem Probst Karl von Maria Saal und dem Ritter (miles) Colo von Truchsen ob eines Ackers unter dem Hause des Probstes, von dem Colo behauptete, er habe ihn vom Erzbischof zu Lehen erhalten, wogegen der Erzbischof es bezeugt, er gehöre der Kirche von Maria Saal und er entsage jedem Anspruche auf Oberherrlichkeit aus der Behauptung des Ritters. Zeugen: Heinrich Bischof von Gurk, Conrad, Probst zu Friesach, Rudiger, Probst do cellis (?). Gegeben zu Friesach, den 25. October 1215.

Papst Honorius III. tragt dem Bischof von Chiemsee, dem Dekan von Salzburg und dem Probste von Berchtesgaden auf, daß, weil der Probst W. von Maria Saal sich beschwere, daß ihm mehrere Kirchengüter gewaltsam entzogen wurden, sie es untersuchen und, im Falle es so sey, die ungerechten Besitzer mit kirchlichen Censuren zur Rückgabe zwingen sollen.

Gegeben im Lateran, 11. Mai 1217.

Aus dem Gmündner Stadtarchive.

1487. König Mathias erläßt an die Bürger von Gmünd nachstehendes Schreiben:

Mathias von Gottes Gnaden zu Hungarn, und Böheimb König.

Lieben Getrewen, das Ihr euch Bisher als die Frommen und Getrewen Unterthanen als Redlich, und männlich wieder Unsere Frewde gehalten habt, Bös sagen wie euch sundern Hochen, und fleißigen Dank, mit allen Fleiß Bittende, Ihr wallet in solcher ewrer männlichen Beständigkeit auch füren, als Getrewen und Frommen Beharren, Und euch darum nichts Tauern Lassen und mit einander Speiß und ander Nothdurft Trewlich mittheilen und nit abwendig machen Lassen, dann wie euch hiewit Tröstien, und solche in keinen Zweifel sehen. Das wir Euch gar in Kurz Retten, und aus den Nöthen darin ihr seit erledigen, und was schadens den ihr vmb Unsere Willen leidet, als ein gnädiger König ersehen. Euch auch darum mit solchen gnaden und gaben Fürsehen, und Begaben wallen, dergleichen ihr Vocher Von keinem Herrn gehabt hat, und euch Künftiglich also halten, das ihr zu ewigen Zeiten Ehe und nutz haben, und darum Gott ewiglich für uns Bitten werdet, daß sollt ihr auch gänzlich und Ungezweifelt zu uns Versehen. Gegeben in Feld Vor der Neustadt, an Montag nach dem Palmsonntag Anno 1487 **Unserer Reiche des Hungarischen im Dreißigsten, und des Böheimbischen im Achtzehnten Jahr.**

Die Ueberschrift des auf Papier in kleinem Format geschriebenen mit einem einfachen Ueberschlage und kleinem wächsernen Siegel versehenen Originalschreibens lautet: „**Unseren lieben Getrewen Richter, Rath und ganzer Gemeinde der Stadt „Gmünd**".

1487. Montag vor Christi Himmelfahrt. Friedrich von der Türr (Dürren) Hauptmann zu Ortenburg, und Hanns von Reichenburg versprechen denen zu Gmünd, daß, nachdem sie mit Jan Sturm Hauptmann des Königs Mathias sich vertragen, welcher die Stadt und Schloß (Gmünd) bis Erchtag nach Christi Auffahrt bis zur 11. und 12. Stund inne haben werde, ihnen aus dieser Uebergabe kein Schaden zugehen solle*).

*) Handbuch der Geschichte Kärntens von H. Hermann. 1. Band 2. Heft S. 223. 3. Heft S. 327.

Aus einem Sessions-Protokolle.

1751. 16. Februar. Landesfürstliche Verordnung, womit die bei dem weiblichen Bauernvolke im Gailthal üblichen kurzen Röcke verbothen werden.

Banz, früher eine reiche Benediktiner Abtei in Baiern, sank sehr herab, bis selbes gegen Ende des siebzehnten Jahrhundertes durch die Erbschaft einer Million Gulden, von dem Bischofe Otto (de la Bourde) zu Gurk in Kärnten, der vorher Abt in Banz gewesen war, in bessere Verhältnisse kam. (Brockhaus'sches Conversations-Lexikon, 2. Band, S. 273 und 274 — 10. Auflage.) Fürstbischof Otto de la Bourde stand dem Bisthume vom Jahre 1698 — 1708 vor. Er bekleidete früher als Abt und dann als Bischof mehrfach Gesandschaftsposten im Dienste des Kaisers Leopold I., bei welcher Gelegenheit er bei seiner einfachen, mitunter durch seine Kränklichkeit gebothenen Lebensweise sich so einen Reichthum erwarb, wozu auch die damals ansehnlichen bisthümlichen Einkünfte beitrugen. Er war der Hauptstifter des hl. Geistspitales zu Straßburg und bestimmte in dessen Kirche seine Grabstätte. Falls er sie dort wirklich gefunden, wäre uns seine Grabschrift lesenswerth.

Heinrich von dem Türlin.

Die Frage über die Heimath des genannten Dichters ist bis jetzt so wenig beantwortet, als jene über das Geburtsland Walter's von der Vogelweide. Lachmann vermuthet (Anmerkung zu den Nibelungen, p. 7), daß er ein Steirer gewesen, ohne jedoch seine Ansicht, die ihm wahrscheinlich die Sprache des Dichters aufdrängte, näher zu begründen. Welche ihn für einen Schwaben ausgeben wollen, werden schon durch den originellen Schluß „der crône" widerlegt. Der Dichter endigt mit einem Gebete um Segen für den „herren des buochs" und für sich selbst, worin er als das Wünschenswertheste für sich bezeichnet, daß ihn Gott von seiner alten Ehehälfte erlöse, oder ihm selber die Freuden des Himmels und jener einen Schwaben zum Manne bescheere:

Min wip von ahzic jârn
die wil got ze lange s'parn:
der ich gerne enbaere,
ob ez gotes wille waere,
und sô daz sie ze himelriche
waer von êwen êwicliche
oder, abe sie langer leben wolde,
daz sie einen Swâben haben sólde
und ich vür sie ze himel wâre:
daz waeren mir vil süezin maere. amen.

In Kärnten läßt sich allerdings im 13. Jahrhunderte nach Urkunden und nach Ottokar's Chronik ein in St. Veit ansäßiges Geschlecht „von dem Türlin" nachweisen; ob aber Heinrich demselben angehörte, steht dahin; wenigstens kann der „Heinricus aput Portulam", welcher in einer von Karl Roth aufgefundenen Urkunde des Reichsstiftes Niedermünster in Regensburg vom J. 1240 als Zeuge unterschrieben ist, eben so viele Ansprüche machen, mit der Person unsers Dichters identisch zu seyn (vergl. Roth's Beiträge zur deutschen Sprachs-, Geschichts- und Ortsforschung 1, 7). Die Möglichkeit, daß Heinrich ein Kärntner gewesen, ist also noch immer vorhanden, aber, wie die Sachen jetzt stehen, darf man nicht mit Bestimmtheit die unerwiesene Behauptung aussprechen „daß er in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Kärnten geboren ward. Wir wollen uns so lange gedulden, bis Heinrichs Sprache, aus der (nebst den historischen Anspielungen — Vers 2939 — 2990) am ehesten auf seine Heimath geschlossen werden kann, einen gleich tüchtigen Bearbeiter, wie Peter Suchenwirth an Koberstein gefunden hat*).

Was seine Lebenszeit anbelangt, wissen wir ebenfalls nur so viel, daß sein Epos etwa um das Jahr 1220 entstanden ist, wie Prof. Haupt (Vorrede zu Hartmann's Liedern und Büchlein p. 11 ff.) aus den beiden Dichterkatalogen im Alexander und im Wilhelm des Rudolph von Ems nachgewiesen hat. Er beklagt übrigens in der Krone den Tod Hartmanns, Reimars, Dietmars von Eist, Heinrichs von Rücke, Friedrichs von Hausen, Ulrichs von Gutenberg und Hugo's von Salza (V. 2361 ff.), spielt auf Wirnt's Wigalois (V. 2242) und auf die ersten Bücher von Wolfram's Parzival an (V. 6380), kennt aber nicht den Gottfried von Straßburg. —

Auch zu Heinrichs „Gedicht an seine Kunstgenossen Hartmann und Reimar" wäre ein Nachweis erwünscht gewesen.

Von der „Krone" haben wir nur eine vollständige (Heidelberger) Handschrift vom Jahre 1479, aus welcher, nebst einer ältern Wienerhandschrift, die aber nur 12281 Verse enthält, das Gedicht schon im Jahre 1852 von G. H. F. Scholl herausgegeben wurde, (Stuttgart, 27. Band der Bibliothek des literarischen Vereins), welche Notiz man in den neuesten Handbüchern der deutschen Literaturgeschichte findet**). Es enthält die große Anzahl von 30041 Versen. Das massenhafte Material hat der Dichter nicht ohne Geschick behandelt, und manche Charakterschilderungen z. B. Koii's Klage bei der (falschen) Nachricht von Gnweins Tode (16930 ff.) gehören zu den schönsten Blüthen mittelhochdeutscher Poesie***).

Soviel zur Berichtigung jenes Aufsatzes in Nro. 1 dieses Blattes.

Berlin, 8. Jänner 1858.

M. Lexer.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nr. 3.)

Die beiden Freidl, denen es in ihrer Jugend und in ihrem kräftigsten Mannesalter vorzüglich um die Erwerbung eines Vermögens zu thun war, versäumten darüber die zum Heirathen schickliche Zeit und blieben somit ehelos.

---

*) Heinrich Kurz (in seiner Geschichte der deutschen Literatur (I. S. 422), aus welcher Budik seine Notiz genommen) sagt: „Gegen 1230 verfaßte Heinrich von dem Türlin, der, wie der schon erwähnte Ulrich von dem Türlin, wahrscheinlich aus Kärnten abstammte, nach Chretien von Troyes ein großes episches Gedicht „die Krone", oder, wie Rudolph von Ems es nennt, „aller âventure Krône", in welchem er alle, von den verschiedenen Dichtern besungenen Abenteuer der Ritter der Tafelrunde zu einem Ganzen vereinigte, was auch, wie wir durch Rudolph von Ems in der schon erwähnten Stelle erfahren, ein früherer Dichter, Gottfried von Hohenlohe, versucht hatte, dessen Werk aber verloren gegangen ist."

**) Hat Kurz kein solches neueres Handbuch geliefert?

***) Kurz hingegen sagt (S. 423): „daß es Heinrich von dem Türlin an poetischem Talente fehlte, zeigt sich vor Allem darin, daß er die schon durch den Stoff gegebenen Verhältnisse nicht lebendig zu entwickeln vermochte. — — — — —; aber statt diesen (den Seneschall Kay), wie es die Sache mit sich brachte, als einen scharfen Beobachter von übersprudelndem Humor zu zeichnen, begnügt er sich, ihm einzelne hämische Bemerkungen in den Mund zu legen, die weder witzig sind, noch dem Charakter der gebühnten Ritter entsprechen." — A. d. Red.

Ungefähr 57 oder 58 Jahre alt, verfaßte Bartlmä Freidl sein Testament, sey es, daß er dazu durch eine Unpäßlichkeit oder Krankheit veranlaßt wurde oder nur überhaupt in Betreff seines Vermögens eine Anordnung machen wollte. Dasselbe trägt die Ueberschrift: „Original. Des Ernvesten Bartlmeen Freidls Testament vnd letzter Willens" (=Erklärung) und das Datum: „1571 am Freitag nach St. Georgentag den 27. Aprilis zu Wolfsperg in mein (er) Bartlmeen Freydls Behausung".

Nach einem langen, zwei Folioseiten füllenden Eingange voll religiöser Betrachtungen über die Nichtigkeit dieses Lebens und die wahre Bestimmung des Menschen und nach weiterer Auseinandersetzung der Gründe, welche ihn bestimmten, ein Testament zu verfassen und darin einige Verwandte zu bedenken, andere auszuschließen, gibt er den Grund an, warum er es nach den in Kärnten geltenden Gesetzen abgefaßt habe; nämlich deßhalb, weil er in Kärnten geboren sey und weil er, obwohl er die meiste Zeit seines Lebens ausserhalb seines Vaterlandes zugebracht und in Gesellschaft mit seinem lieben Bruder Georg im Auslande mit harter Mühe, großem Fleiß und anhaltender Arbeit durch Gottes Gnade und Segen sich sein Vermögen erworben habe, nun, nachdem er sich von seinen Geschäften zurückgezogen habe, schon seit einigen Jahren wieder in seinem geliebten Vaterlande wohne und daselbst zu sterben wünsche, und endlich, weil die kärntnerische Landeshandveste und goldene Bulle einem jeden in Kärnten Ansässigen das Recht verleihe, über sein Vermögen frei zu verfügen, wenig Förmlichkeiten verschreibe und zur Gültigkeit eines Testamentes nur den Beweis verlange, daß es wirklich der letzte Wille des Testirenden sey, was durch dessen eigenhändige Unterschrift und Beisetzung seines Petschafts oder durch Zeugen bewiesen werden könne. Sollte nun dieß sein in Kärnten gültiges Testament ausserhalb dieses Landes vorgezeigt werden müssen, so wolle und erkläre er, daß es so angesehen werden möge, als ob es mit allen jenen Förmlichkeiten versehen wäre, welche die Gesetze des fremden Landes zur Gültigkeit eines Testamentes vorschreiben. Nun folgen die einzelnen Punkte seines Testamentes.

1. Er legt auf 4 Folioseiten sein Glaubensbekenntniß ab, welches jedoch nur ein allgemein christliches ist, indem er nirgends sagt, zu welchem besonderen christlichen Bekenntnisse er sich halte, ja, wie es scheint, es sorgfältig vermeidet, darüber, ob er Katholik oder Protestant sey, eine ausdrückliche Andeutung zu geben. Aus dem Glaubensbekenntnisse jedoch geht für Jeden, der mit der religiösen Denk- und Sprachweise der Protestanten jener Zeit vertraut ist, nicht unklar hervor, daß der Testator der protestantischen Lehre zugethan gewesen sey. Wozu also jene Zurückhaltung? Wahrscheinlich aus Rücksicht für das streng katholische Venedig, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht, als Katholik gegolten und noch viele Capitalien und Güter liegen hatte, und wo daher sein Testament vorgewiesen werden mußte.

2. Wenn er gestorben sey, soll ihm mit dem ganzen Geläute in der Pfarre und im Spitale (zum hl. Blut) wie gebräuchlich ausgeläutet und sein Leichnam nach christlicher gottseliger Ordnung mit Begleitung des Herrn „Pfarrhrn (Pfarrherrn, Pfarrers) alhie vnd Predicanten, Priestern, auch Pfarrern zu St. Marein vnd Payerhoferischen Caplan", der Stadtschule und der Bäckerbruderschaft „zu (in) der Pfarrkirche zu Wolfsperg bei St. Marx" neben seinem geliebten Bruder Georg Freidl seligen, dem er so wie sich selbst und dem ganzen Freidlischen Stamme in seinem Leben „ein christliches Epitaphium von ausgehauten Steinen vnd sonst ordentlich" habe machen lassen, begraben und hierauf eine „Leichpredig" von der Auferstehung aller Gläubigen gehalten werden. Auf die „Paar (Bahre) soll ain ganz fruth Kerntuech" gelegt und hernach davon jedem Schüler der Stadtschule, der dessen bedürftig sey, ein Rock gemacht werden, jeder beim Leichenbegängnisse anwesende Arme aber soll 2 Groschen oder 6 kr. bekommen. Seinem „Hauspfleger" und seiner „Pflegerin", welche zur Zeit seines Ablebens bei ihm im Dienste seyen und seinem andern Gesinde und Dienstvolke soll über ihren verdienten Liedlohn und zwar den beiden erstgenannten so wie dem Knaben, den er zum Schreiben und andern Geschäften gebraucht habe, von schönem, gutem schwarzen Tuche, dem „Khnecht oder Pueben" aber und der „Dirn" in seinem Hause, so wie dem „Meier, der Meierin, den Knechten, Dirnen, Pueben vnd Haltern am Khirchpühelhof" von schwarzem „Kherntriegler", jedem nach der Gebühr ein „Khlagrokh" gemacht, und ein „Khlaghuet" gegeben werden. Was etwa sonst noch zu seiner Bestattung nöthig sey, stelle er der Bescheidenheit seiner eingesetzten Erben anheim.

3. Ausser seinem geliebten Bruder Georg selig habe er auch mit seinem Bruder Christoph selig, Bürger zu Nürnberg, jederzeit friedlich und in brüderlicher Liebe gelebt. Dieser habe bei ziemlich guten Vermögensumständen drei Söhne, Sigmund, Andreas und Christoph und drei Töchter, Anna, Susanna und Rosina zurückgelassen. Aber von den Söhnen habe zuerst Sigmund sich in ein „verthunlich" Leben gestürzt und sein väterliches und anderes Erbe verschwendet. Dann habe auch Andreas, dem er das Beste zugetraut habe, und den er über alle Freidl habe erheben und ihnen allen als ein löbliches Beispiel habe hinstellen wollen, sich verkehrt und sich in alle Leichtfertigkeit gestürzt, ja damit nicht zufrieden habe er seinen ungerathenen Bruder Sigmund an sich gezogen und so haben beide ihm und der ganzen ehrlichen Freundschaft durch ihre schlechten Streiche viel Herzleid und Kummer verursacht, „indem sie ansehnliche Potentaten, Stet vnd Privat Personen mit vngründlichen bernemen der vermainte Khunst der alchimay vberfaren" (hintergangen) und nicht allein ihr väterliches und anderes Erbe verschwendet, sondern auch das, was er ihnen gegeben, verthan und ihren jüngsten schuldlosen Bruder in das äußerste Verderben gestürzt und so den Namen Freidl vor der ganzen Welt geschändet und verächtlich gemacht haben 2c. 2c. Solchen Leuten, wenn sie auch die Söhne seines geliebten Bruders seyen, könne und dürfe er, da alle seine Ermahnungen an sie, sich zu bessern, fruchtlos gewesen seyen, nichts hinterlassen, da er dadurch sie nur in ihrem gottlosen Lebenswandel bestärken würde, „weßhalb ich den die peiden hir mit meiner aigenen handtschrifft enteiffere vnd enterbe".

4. Seinen drei Nichten, den Töchtern seines seligen Bruders Christoph Freidl, gewesenen Bürgers zu Nürnberg, nämlich Anna, Leonhards von Werden, Bürgers daselbst, Hausfrau, Susanna, Niclasens Gößwein, auch Bürgers daselbst, und Rosina, welche noch ledig sey, vermacht er ein Legat von 30,000 Pf. Pfenninge, einer jeden 10,000 Pf. Pfn., und bestimmt hiezu die 22,000 Pf. Pfn., die er vor vielen Jahren der hochlöblichen Herrschaft und Reichsstadt Nürnberg auf Interesse geliehen habe, wozu er noch 8000 Pf. Pfn. hinzufügen werde. Diese 30,000 Pf. Pfn. sollen bei der Stadt Nürnberg auf Zinsen angelegt werden, oder wofern die Stadt sie nicht wolle, irgendwo anders, und sollen noch 10 Jahre über seinen Sterbtag hinaus daselbst angelegt bleiben, während welcher Zeit seine drei Nichten bloß die Interessen davon beziehen, das Capital aber erst nach Ablauf der 10 Jahre erhalten sollen.

5. Seinem Neffen Michael Prunner, Sohn seiner seligen Schwester Margareth Freidl aus ihrer zweiten Ehe mit Erasmus Prunner selig, vermacht er ein Legat von 10,000 Pf. Pfn., je 1 Pf. Pfn. auf 60 kr. oder 15 Batzen zu rechnen, und bestimmt dazu die 4000 Pf. Pfn., welche

er der Stadt St. Veit in Kärnten auf Interessen geliehen, mehr die 4000 Pf. Pfn., welche ihm Andereas, Paul und Hanns, welche noch am Leben seyen, und Gabriel selig, die Zenegken Gebrüder und Apollonia des Andreas, Katharina des Pauls, Margareth des Hannsen und Katharina des seligen Gabriels Gemahlin schuldig seyen und dann die 2000 Pf. Pfn., welche ihm Hanns Weiland zu Villach schuldig sey.

6. Seiner Nichte Apollonia, Gattin des Andreas Zenegk zu St. Veit, Tochter seiner seligen Schwester Margareth Freidl aus ihrer ersten Ehe mit Andreas Eberstorfer, vermacht er ebenfalls ein Legat von 10,000 Pf. Pfn., und bestimmt dazu die 6000 Dukaten, welche die Landschaft des Herzogthums Kärnten von ihm aufgenommen habe; doch soll auch Apollonia dieß Legat erst 10 Jahr nach seinem Tode ausgezahlt erhalten und inzwischen nur die Interessen davon bekommen. Der Mehrbetrag der 6000 Dukaten über die 10,000 Pf. Pfn. (nämlich 500 Pf. Pfn., da 6000 Dukaten 10,500 Pf. Pfn. betrugen) soll bei Entrichtung des Legates seinen beiden Erben Mathias und Christoph Freidl zufallen.

7. Obwohl er die eben genannten Mathias Freidl seinen Bruder, und Christoph Freidl seinen Vetter (Neffen) zu Erben einsetze, bestimme er doch rücksichtlich seiner liegenden Güter folgende Theilung:

a. Mathias Freidl soll erhalten sein Haus am Platz, worin sein lieber Vetter (Oheim) Martin Freidl selig gewohnt habe, sammt dem hinter demselben gelegenen Garten, alle seine Unterthanen, sowohl jene, welche er schon früher gehabt, als auch jene, welche er später von ihm um 2500 Pf. Pfn. erkauft habe, dazu die 2 Werkgaden oder Drahtziehen an der Gragliz und am Hinterzellach gelegen, sammt den dazu gehörigen Weingärten und Gründen.

b. Christoph Freidl aber soll erhalten sein Haus, worin er (Bartlmä) selber wohne und einst sein Vater selig gewohnt habe, sammt dem dahinter gelegenen Garten, den Hof Kirchbühel und alle seine dazu gehörenden Weinberge, Gärten, Aecker, Grund und Boden und den Ziegelofen, 2 Hämmer*) und 2 Städel dabei mit allem Vorrath, Hausrath, Kessen, großem und kleinem Vieh, mit allem Vorrath an gebrannten und nicht gebrannten Ziegeln, kurz an liegenden Gründen alles, was nicht dem Mathias bestimmt worden sey.

Jeder behalte seinem Antheil; sterbe aber einer der beiden Erben ohne eheliche Nachkommenschaft, so falle sein Antheil auf den andern und dessen Söhne. Weder Mathias noch Christoph soll das Recht haben, die geerbten Güter zu verkaufen, zu vertauschen oder zu versetzen; thäte einer dieß, so hätte der andere das Recht jene Güter ohne alle Wiedererstattung an sich zu nehmen und sie als sein Eigenthum zu besitzen, denn er (Testator) wolle, daß, so lange der Freidlische Stamm und Name noch bestehe, keine seiner Besitzungen an Fremde verkauft, vertauscht oder versetzt werde.

Für die Armen mache er keine Legate, sondern werde sich, so lange er lebe, wie bisher wohlthätig gegen sie erzeigen und zwar nach dem Gebothe der hl. Schrift, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thue. Selbst das Testament mache er nur, um künftigen Streitigkeiten unter seinen Blutsverwandten vorzubeugen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Testamente steht zwar: zwei „Khamer"; allein offenbar nur aus einem Versehen des Schreibers, indem „2 Khamer" das ist Kammern in Verbindung mit dem Vorausgehenden und Nachfolgenden gar keinen passenden Sinn gäbe, während die Leseart: „2 Hamer" einen sehr guten Sinn gibt. Es sind darunter der Hammer unter Payerhofen und jener am Prült zu verstehen, welche Bartlmä noch 1574 besaß, und über welche sich sonst im Testamente keine Bestimmung vorfindet.

Kunst- und Literar-Notizen.

„Joseph und seine Brüder" bilden bekanntlich einen der beliebtesten Stoffe für Theater am Lande. Die Familienszenen, dieses Ineinandergreifen providentieller Fügung und menschlicher Erregtheit, die Bekanntheit des Publikums mit dieser gemüthlichsten Episode in der Geschichte der Patriarchen haben das Interesse für dieses Drama immer noch rege erhalten, um so mehr, da man fast jederzeit Gesangstücke, wie: „Einst zog ich an meiner Brüder Seite" damit verband. Indessen der Dialog ist bei dem ältern Texte für diese Vorstellung vielfach schleppend und antiquirt, daher wir uns verpflichtet fühlen, ein eben in Regensburg bei Püstet herausgekommenes Werkchen von R. Behrle, katholischem Pfarrs-Verweser, zu empfehlen. Es führt den Titel: „Joseph und seine Brüder. Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen". Es ist in Trochäen jedoch ohne Reime geschrieben; die Sprache ist faßlich und correkt. Bei der Aufführung könnte jedoch manches weggelassen werden, um das Gedächtniß von Dilettanten nicht zu überladen. Für eine Arie der ersten Scene des 4. Aktes ist am Ende der Notensatz und ebenso der Schluß-Chor mit Instrumentenbegleitung beigegeben. (H.)

Die „Presse" vom 16. d. M. bringt folgende Notiz: „Von dem österreichischen Dichter Julius von der Traun (einem Mitarbeiter der Carinthia) ist ehevorgestern in Berlin im Königstädt'schen Theater ein neues Volksdrama in 3 Aufzügen, „Theophrastus Paracelsus" betitelt, aufgeführt worden, welches, wie die Voss.-Ztg. meldet, das Publikum nach Verdienst gewürdiget und beifällig aufgenommen hat. Die Voss.-Ztg. sagt: „Der Verfasser dieses Paracelsus ist ein Dichter und ragt weit über den gewöhnlichen Troß der Dramenfabrikanten hervor, wenn ihm auch vielleicht das Bühnengeschick und die sogenannte theatralische „Mache" fehlt. Sein Talent ist überhaupt ein mehr „rhetorisch-lyrisches als ein dramatisches." Dadurch läßt sich wohl auch die befremdende Erscheinung erklären, daß das Werk eines Oesterreichers in Berlin und nicht in Wien zuerst aufgeführt wird. — Das Stück enthält eben keine auf den Leib geschnittenen Rollen für unsere Schauspieler. Herr Wallner, der Berliner Direktor, scheint jedoch bei der Annahme von Novitäten van einem minder handwerksmäßigen Standpunkte auszugehen."

Die Direktion der **Typographisch-literarisch-artistischen Anstalt in Wien** hat **vier** Preise für Originalaufsätze ausgeschrieben, die in den drei Kalendern, nämlich: dem österr. illustrirten Volkskalender, Jurende's vaterländischem Pilger, und dem Zehnkreuzer-Kalender für 1859 abgedruckt werden; und zwar: 1.) Einen Preis von **25 Dukaten** in Gold für die beste Erzählung aus dem österr. Volksleben, welche einen Druckbogen in Großoktav, 16 Seiten stark seyn soll, für den **Zehnkreuzer-Kalender.** 2.) Einen Preis von **12 Dukaten** in Gold für den besten populären historischen Aufsatz aus der vaterländischen Geschichte, im Umfange von 8 — 10 Seiten, ebenfalls für **denselben Kalender.** 3.) Einen Preis von **25 Dukaten** in Gold für die beste Novelle, einen Duodezbogen, 24 bis 30 Druckseiten stark, für den **österr. illustrirten Volkskalender,** herausgegeben von **Menk-Dittmarsch.** Endlich 4.) einen Preis von **25 Dukaten** in Gold für den besten volksthümlichen Aufsatz aus dem Gebiete der Landwirthschaft, Technologie, Industrie oder des Handels, 12 bis 16 Seiten in Quart stark, für **Jurende's vaterländischen Pilger.** Die concurrirenden Preis-Aufsätze sind **längstens bis Anfangs März** 1858 an die obengenannte Anstalt, mit der Bezeichnung, für **welchen Kalender,** und nebstbei, wie üblich, mit einem Motto und einem versiegelten Converte, in welchem der Name und der Wohnort des Verfassers aufgezeichnet ist, versehen einzusenden. Die Entscheidung wird dann Anfangs April 1858 gefällt und veröffentlicht werden.

Berichtigung. In Nr. 2 dieses Wochenblattes, Seite 6, Spalte 2, Zeile 15 von oben soll es heißen: Das Korps des Herzogs von Ragusa traf 2c. 2c.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 6. Februar. **1858.**

Mondnacht.

Du kommst in deiner Herrlichkeil, o Nacht!
Verglommen ist des Himmels Abendfeuer,
Die Sterne leuchten schon in ihrer Procht,
Und alles ruht umhüllt von ihrem Schleier.

Der Mond bewacht mit seinem Silberlicht
Die schlafende Natur; am Himmel schweben
Verwaiste Wölklein, die sein Glonz durchbricht;
Den stillen Hain durchzieht ein leises Beben.

Die Berge stehen da, der Thäler Wacht,
Vom bloffen Lichte übergossen sinnen
Sie stumm in längst vergong'ner Zeiten Nacht;
Ein tiefer Ernst umspielet ihre Zinnen.

So leise schleicht der Bach im Mondesglanz,
Und zu den Blumen, die da schlafend nicken,
Wiegt kosend er sich hin im leichten Tanz,
Ein schelmisch Lächeln glänzt in seinen Blicken.

So hehr und feierlich ist nun die Flur;
Vom Forste her ertönt ein leises Rauschen, —
Es sind die Athemzüge der Natur,
Der Lüfte Weh'n, die traulich Grüße tauschen.

Von hoher Alpe tönet schwoch das Lied
Des Burschen, der vom Liebesarm umfangen
Im Sang ergießt, was seine Brust durchzieht,
In Liebchens Herz die Töne wiederklangen.

Der Zither traute Stimme hört mon auch,
Ein wahrer Dolmetsch zärtlicher Gefühle
Entschwebt sie wie der Blümlein duft'ge Hauch
Und wallet zitternd fort durch nächt'ge Stille.

Aus weiter Ferne bringt der Lüfte Weh'n
Des Eisenhammers tacktgetreue Schläge,
Auch Säg' und Mühle hörst du leise geh'n,
Doch leise, leise nur geht Mühl' und Säge.

In Nachtgedanken stehet jeder Baum,
Nur wenn im nahen Dorf die Stunden schlagen,
Erwachen sie aus ihrem düstern Traum;
Durch ihre Häupter zieht ein leises Klogen.

Bewundernd steh' ich da auf weiter Flur,
Dem güt'gen Schöpfer klopft mein Herz entgegen,
Der schön, so schön gebildet die Natur,
Und seine Güte zeigt auf allen Wegen.

Da fliegt mein Geist den lichten Sternen zu,
Und schweift herum in jenen hellen Räumen;
Doch leisen Schrittes geh' ich dann zur Ruh',
Die Blümlein schwelgen ja in süßen Träumen.

Gustav Gurlbach.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Fürst Salm und sein Hof.

(II. Das Feldlager in Tirol.)

Am 11. April 1809 fand sich die streitbare Macht Kärntens — nur die Grenadiere waren in Italien — fünf Bataillone Landwehr und drei des Landesregimentes „Hohenlohe-Bartenstein“ zu Panzendorf unfern dem Postortr Sillian im Pusterthale zusammen.

Es war Rasttag und es herrschte im Freilager, beschienen von warmer Frühlingssonne, ein fröhliches Gewimmel. Hart an der Landstrasse waren die 17 Geschütze mit ihren Munitionswagen aufgefahren; „Hohenzollern“ Reiter, das 9. Jägerbataillon, die Steirer von „Lusignan“, die Brucker- und Judenburger-Landwehre, zusammen 7 Bataillone, lagerten sich den Kärntnern gegenüber. Die wackern Pusterthaler, ihre Stutzen umgeworfen, boten den Unsern zum frohen Willkomm die Hand, brachten süßen Etschwein und Schlachtvieh herbei, und ein weittönendes: „Vivat! Es lebe Kaiser Franz!“ erschallte, als der kommandirendr General Marquis von Chasteler mit seinem glänzenden Stabe einherritt und auf allen Seiten die Offiziere zu ihren Leuten eilten, sie in Reih und Glied zu stellen.

Während auf das allgemeine „Richt Euch!“ längs der Landstrasse eine gleichmäßige wellenförmige Bewegung eintrat, aus welcher das Blinken der Sonne in den tausenden von glänzenden Gewehrläufen und das Geknister der Armaturen wie des Springquells Farbenspiel und Plätschern im Falle seiner unzählbaren Tropfen sich emporhob, — da rollten in Staub gehüllt zwei Kutschen einher, welche plötzlich stille hielten. „Fürst Salm ist es,“ rief Chasteler, und mit der Hand winkend sprengte er dem Wagenschlage zu, den ein Bedienter riner ehrwürdigen Priestergestalt öffnete, welcher ein jüngerer Geistlicher folgte. Der General war vom Pferde gestiegen und mit einer herzlichen Umarmung besiegelten Bischof und Heerführer den Bund der Freundschaft und Treue für Kaiser und Vaterland. Eine allgemeine Rührung ergoß sich über Krieger und Volk; Reihen und Schaaren stimmten ein leises „Amen“ an, als der Kirchenfürst von der Altane eines die Strasse beherrschenden Wirthshauses die Menge mit den Worten ansprach: „Grüß Euch Gott, meine Kinder, nun bin und bleibe ich bei Euch in Kampf und Streit, als Euer Oberhirt, der Herr segne Eure Waffen!“

Nicht lange hatte die Ruhe gedauert, als die Wachfeuer nach und nach erloschen, Mannschaft und Pferde ermattet dem erquickenden Schlafe sich hingaben; ehe es noch Mitternacht wurde, tönte die Allarmtrommel und das Trompetengeschmetter, „Auf, Auf!“ hieß es: „oben an der Rienz wird gekämpft“, schrieen verworrene Stimmen, „kommt Euren

Brüdern zu Hilfe". In kurzer Zeit war alles marschfertig, die Feldflaschen wurden eiligst mit dem gefüllt, was der gestrige Tag übergelassen, Brod und Fleisch auf die Bajonette gesteckt, und fort gings Bruneck zu in rastloser Eile. Hier wurde Halt gemacht; zum „Stern" fuhr der Bischof hinein mit seinem kleinen Gefolge und auf dem Platze und in den wenigen Gäßen der reinlichen, netten, wenn auch kleinen Stadt, so wie an der um den Ort ziehenden Strasse unter den Pappeln, stellten sich die Gewehrpyramiden, und die Mannschaft setzte sich auf ihre Tournister, während die freundlichen Bewohnerinnen ihnen Imbiß und Trank zur Labung boten, und mit trausamer Miene Kupfer- und Papiergeld als Zahlung nahmen. Im rothgedeckten Schloße befand sich das Hauptquartier, von dem nach kurzen Pausen Adjutanten im schnellen Ritte Mühlbach zu enteilten.

Den Fürsten Salm litt es nicht im Wirthshause; umgeben von den Führern der Landwehre, den Grafen v. Ursenbeck, Dietrichstein, Thurn, Lodron, und dem Freiherrn v. Jöchlingen ging er die Gruppen entlang, und wo er von der Landwehre Männer antraf, die gewohnt an den häuslichen Kreis, unbekannt mit dem ernsten Waffenhandwerk, in Haltung und Miene Ermattung und Niedergeschlagenheit ausdrückten, lag seine Hand auf der Schulter des Zagenden und sein milder Blick richtete sich auf das zu ihm mit Ehrfurcht und Vertrauen sich emporrichtende Antlitz. Nicht Worte allein waren es, auch reichliche Gaben, wo es Noth that. Wie elektrisch war alles bewegt; der Jüngling wie der bald schon ergrauende Mann, keiner wollte zurückbleiben auf dem bis in die Nacht gehenden Marsche, der bisher beinahe 10 deutsche Meilen durchmaß. Auf den Höhen von Mühlbach fand sich alles am 13. Morgens zusammen, und von dem Thale der Eisak herauf erschallte Jubel und Jauchzen; eine Schaar Tiroler brachte mehrere hundert gefangene Baiern, die sich an der Lodritscher-Brücke und am Sterzinger-Moos an Andreas Hofer hatten ergeben müssen. Der Weg nach Brixen war frei und die Mannschaft setzte sich in Verfassung, in ordentlicher Adjustirung und kriegerischer Haltung einzuziehen in die alte Bischofstadt.

Es war ein bewegender Augenblick, wie die Kärntner-Landwehre am Morgen des 14. April, vor der Prälatur Neustift bei Brixen, aufmarschirt und gemustert, von ihrem Fürstbischof gesegnet und zu muthvoller Treue ermuntert, der verhängnißvollen Stunde dachte, wo er am 2. April, also vor noch nicht zwei Wochen in der Domkirche zu Klagenfurt ihre Fahnen weihte; so schnell hatte sich alles zum Kriege geändert und sie auf fremde Erde ferne von der Heimath geführt. Im Quarré, umgeben von dem Stabe, befanden sich Chasteler mit den Generälen Fenner und Marschall und der Intendant Hormayr; und eben hatte die Mannschaft „bei Fuß" genommen, da drängen sich durch die Reihen athemlose Boten von Botzen, dem Brenner, von Innsbruck und Volders, einer nach dem andern, und brachten die schriftliche Meldung: „Seit gestern Nachmittags, dem vierten Tage des Kriegsausbruches, sey bis Trient hinab Tirol erobert, nach hartnäckigen Einzelngefechten hätten die Generäle Bisson und Kinkel, 11 Stabs-, 107 Oberoffiziere, 8000 Mann mit 950 zu Pferde, mit Adlern, Fahnen, Geschütz und Gepäck, auf freiem Felde vor den Tirolern die Waffen gestreckt". Der Eindruck war unbeschreiblich, als der greise Fürstbischof mit Freudenthränen in die Knie sinkend unter freiem Himmel das „Te Deum" anstimmte, und dem „wiedergeschenkten Kaiser Franz" ein unaufhörliches „Vivat" durch die Lüfte brauste!

Dieser schöne Eindruck, den religiöse Begeisterung auf die Truppe übte, hat sich gezeigt von Villach bis Innsbruck, und von Innsbruck bis Roveredo, oft bei Tag und Nacht fortgesetzten, unaufhörlichen Gewaltmärschen der Landwehre, wo sogar die Kranken durchaus nicht zurückgelassen werden wollten, und selbst noch am unglücklichen Tage bei Wörgl, wo die Kärntner-Landwehre im Kampfe gegen mehr als eine dreifache Uebermacht ihre „Feuertaufe" erhielt, und besonders der damalige Landwehrhauptmann Graf Thurn von Bleiburg ruhmvolle Geistesgegenwart bewies *).

Die Schlacht.

Die Ereignisse im Innthale, die drohende Gefahr von Baiern herein, hatten das Korps der Oesterreicher zur Theilung genöthigt. Noch in der Nacht vom 14. April war Chasteler mit 2 Bataillons „Hohenlohe", 2 Compagnien Jäger und einer Eskadron „Hohenzollern" von Sterzing nach Innsbruck aufgebrochen; das Gros von „Lusignan", die kärntnerische und steierische Landwehr blieben auf den Höhen bei Brixen in Reserve. Bei ihnen Salm, die Generäle Fenner und Marschall. Allen voraus stürmte Oberstlieutenant Leiningen, mit seinem Bataillone unseres Landesregimentes, einigen Reitern von „Hohenzollern", und Jägern gegen Klausen vor, und bald war auch Andreas Hofer mit seinen Passeiern und Vintschgauern da, welche Leiningen in dem Kampfe bei Lavis tapfer unterstützten, so daß der Feind Trient verließ, welches Leiningen am 22. besetzte. Am 23. traf auch Chasteler wieder ein, um die weitern Operationen zu bestimmen. Bisher hatten die Bauern allein alles gethan; es galt nun militärischer Seits sich die gewünschten Lorbern zu erringen.

Am Vorabende des 24. war daher großer Kriegsrath zu Trient, wozu auch Salm geladen war, nicht als Soldat sondern als Friedensfürst, als Vermittler. Nachdem Chasteler, Leiningen, Lodron und dann auch Hofer eingetreten waren in die Versammlung, schien Salm eine tiefe Bewegung zu erfassen. „Es ist mir", sprach er mit halbgebrochener Stimme: „als ob der Schutzgeist der Habsburger auf uns herab blicke. — Hier," er ergriff Chastelers Rechte: „der Sproße aus dem Lothringer herzoglichem Geschlechte, dort Freund Leiningen von der uralten Westerburg am Rheine, wo Kaiser Friedrich sie zu Grafen erhoben, einer der Lodrone, die seit vier Jahrhunderten deutsche Marken am Garda-See hütheten; und darf ich meines Standes gedenken, meines Ahn's Niklas, des Siegers von Pavia, Vertheidigers von Wien, wo ich geboren; — ruft nicht Deutschland, nicht Oesterreich uns seine ältesten Söhne zum Kampfe gegen seines Unterdrückers Uebermuth? Brüder laßt uns das Beispiel geben, was Deutsche thun sollen, um zu siegen oder frei zu sterben." — „Ja wir wollen es!" erklang es wie aus einem Munde. — „Man vergebe, daß ich spreche" rief Leiningen: „bisher haben die Bauern sich die Siegespalme genommen und es schien, als ob wir allein nichts vermochten, ich bitte Euer Excellenz mir die Vorhuth zu vertrauen, ich wette, daß ich allein mit meinen braven Kärntnern mir meinen Theil hole." — „Nur langsam, gnädiger Herr," fuhr ihm Hofer in die Rede: „es ischt nicht so gemeint, als wollten wir uns was anhaben, in der Nähe will i denno bleiben." Leiningen

*) Quellen dieser Darstellung: Die mündliche Mittheilung des damaligen Hofkaplanes, nachhinnigen Domherrn und Stadthauptpfarrers bei St. Egyden zu Klagenfurt, Simon Rumpelnigg; die Nummern 81 und 82 des österreichischen Archives für Geschichte u. s. f.", in dem Hormayr „Salm's Nekrolog" niederlegte; Rapp's „Tirol im Jahre 1809, 2. Kapitel"; „das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809"; S. 228 — 235. Staub: „Drei Sommer in Tirol". München. 1846.

schlug mit seiner Hand in die seine und rief lächelnd „Nu wir wollens sehen!“

Der Kriegsrath trennte sich mit dem Beschlusse, den Feind am 24. auf dem Wege nach Roveredo anzugreifen. General Fenner, unter ihm Leiningen, erhielt das Commando der rechten Kolonne, an dieselbe schloß sich seinem Worte getreu Hofer mit seinen Passeiern, der Botzner- und Schlandorfer-Kompagnie; im Centrum kommandirte Chasteler selbst mit Marschall, 2 Bataillons „Lusignan“, 1 Bataillon „Hohenlohe“, 2 Bataillons Landwehr, 2 Eskadrons Kavallerie mit 8 Geschützen; die linke Kolonne befehligte Oberstlieutenant Ertl von „Lusignan“. Um 5 Uhr Morgens waren die Schlachtschaaren geordnet, und unseres Oberhirten Salm Pferde angespannt. „Mir lassen Sie die Sorge der Verwundeten,“ sprach er beim Abschiede von Chasteler: „die Tröstung der Sterbenden.“

Bald entbrannte die Schlacht bei Volano in einer nicht geahnten Heftigkeit. Der Feind war den Oesterreichern ums doppelte überlegen, und nur erst nach vierstündigem wüthenden Kampfe ward er zum Weichen gebracht. Furchtbar brüllte der Donner des Geschützes und in das unausgesetzte Gekrache des Gewehrfeuers mischte sich der Ruf der Stürmenden; der engen Thalschlucht der Etsch entlang, hinauf nach der Heerstrasse, zogen sich der Pulverdampf, und von ihm verhüllet die mannigfaltig gruppirten Schaaren der Verwundeten, auf Tragen, Leiterwägen, mitunter sich zu Fuße dahinschleppend und gestützt von Kameraden.

Da, im Hintergrunde dieser Schlachtszene hatte der Oberhirt des Heeres, Bischof Salm, seine Feldkapelle aufgeschlagen, in welcher er vor Anfang des Gefechtes die heilige Messe las, und das Brod der Schwachen und Sterbenden konsekrirte. Ihm assistirten sein Hofkaplan Rumpelnigg und der Feldkaplan von „Hohenlohe,“ der Priester Gruch. Als den Weg mit ihrem Blute benetzend, bleichen Antlitzes und mitunter schon gebrochenen Auges einher gebracht wurden, sie die Opfer des Kampfes, sprach Salm zu jenen beiden: „Ihr befasset Euch mit den Slovenen, ich nehme die Deutschen.“ Muthigen Schrittes eilte der Seelenhirt mitten unter die Ambulanzen und empfing der Schwerblessirten Bekenntniß, theilte das h. Abendmahl aus und spendete, beholfen von seinen Kapell-Dienern, die h. Salbung. Mitten im Gestöhne und Weheklagen ertönte sein tröstender Zuspruch, und aus seines Wagens Inhalt holten sich die Chirurgen und milder Frauen Hände die Stärkungen für die ohnmächtig Gewordenen und Leidenden. Unter diesen war auch Rumpelnigg, den der Anblick so vielen strömenden Blutes und der klaffenden Wunden überwältigt und um Besinnung gebracht hatte. „Ich sehe schon,“ sprach Salm: „mein lieber Rumpelnigg (Salm sprach immer Rumpelnigg) Sie ertragen so was nicht, — gehen Sie zurück und lassen Sie die Cassette herausheben, wo meine Zehrpfennige sind.“ Man brachte sie, und der Diakon der Mildthätigkeit theilte die Zwanziger von Salms Gepräge mit vollen Händen an die verwundeten Krieger.

Der Abend war nach der blutigen Arbeit hereingebrochen, und was nicht am Wege erlag oder dort Unterkunft fand, ward nach Trient in das Spital gebracht; dort lagen Hunderte der Kärntner und Steirer, und als der fürstliche Feldkaplan durch die Säle schritt, seine Dienste anbietend, tröstend und beschenkend, da perlte manche Freudenthräne in den Augen der Verwundeten und manche Hand drückte die seine küssend an den Dank stammelnden Mund.

Indessen als Salm die Pflichten als Priester und Mensch erfüllte, war Leiningen, der Ajax des kleinen Heeres, am rechten Etsch-Ufer über Chizzola und St. Lucia gegen Pilcante vorgerückt. Da wurde er vom Feinde mit Uebermacht angegriffen und bis St. Lucia zurückgeworfen. Ohne den Beistand der Tiroler wäre er ein Opfer seines zu raschen Vordringens gewesen. Diese — es waren vorzüglich die Passeier unter dem Sandwirth Andreas Hofer — zogen von Brentonico nach den Höhen über Pilcante, und ihr wohlangebrachtes Stutzen-Feuer nöthigte den Feind von Leiningen abzulassen, der dann mit ihnen am 26. Abends Pilcante besetzte.

Tirol war bis an das Gestade des Gardasees vom Feinde geräumt, und nun fanden sich die Streiter wieder in Trient zusammen. Zuletzt traf Leiningen und mit ihm der Sandwirth ein. Salm harrte ihres Einzuges, und als sie beide seiner ansichtig zu ihm eilten, Leiningen ihn umarmte, der Sandwirth ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte, da legte er die Rechte Beider in einander und sprach: „Ihr zwei hab't Euer Wort gelöst, Leiningen mit Löwenmuth gekämpft, Du mein lieber Andres ihn nicht verlassen, bis den Sieg Ihr habt errungen; ich verbinde Euch zu treuer Freundschaft, wie Pilades und Orestes für immer.“ Alles klaschte und schrie freudig auf, als die beiden Führer mit tiefer Rührung sich die Hände schüttelten und dem Kaiser wie dem Kirchenfürsten ein Lebehoch riefen*).

Nicht lange dauerte dieses bewegte Leben, dieser stete Wechsel von Kriegsgetümmel, Begeisterung und Jammer, Glanz und mitunter Elend. Bald traf die Hiobspost von dem Unglücke bei Regensburg ein, die Salm auf vertrautem Wege erhielt. Nachdem er sich seines Vorrathes an Trost und Geld in Trient's Spitälern entleert, eilte er zu seiner Heerde nach Klagenfurt zurück, ehe noch der Feind ihm dorthin den Weg abschnitt.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung)

8. Was er ausserdem, worüber er bereits verfügt habe, noch besitze an baarem Gelde, verbriefeten und unverbrieften Schulden, ausständigen Interessen, Kaufmannswaaren, Ketten, Ringen, Edelsteinen, Kleinoden und Silbergeschirr, was er theils bei sich theils noch bei seinen beiden Factoren, nämlich zu Venedig bei Hannsen Eisvogel und zu Nürnberg bey Paul Fürleger, liegen habe und worüber er ein genaues Verzeichniß sammt Schätzung verfassen und dem Testamente beilegen werde, (ist leider nicht auf uns gekommen) ferner was er besitze an Getreid, Wein, Rossen, Harnischen, Waffen und Hausrath, als Zinn, Betten, Bettgewand und dergleichen — ausgenommen dasjenige, was sich zu Kirchbühel befinde und was er sammt diesem Hofe dem Christoph vermacht habe — in alles dieß und in all dasjenige sein Eigenthum, sey es in oder ausser dem Lande, was sich etwa erst nach seinem Tode auffinden dürfte, setze er seinen Bruder Mathias Freidl zu Payerhofen und seinen Vetter (Neffen) Christoph Freidl, Sohn seines Bruders Christoph Freidl seligen, gewesenen Bürgers der Reichsstadt Nürnberg, als alleinige Erben zu gleichen Theilen ein. Sollte der eine oder der andere noch vor ihm ohne eheliche Erbeserben sterben, so soll der Ueberlebende der Erbe des Ganzen seyn.

*) Ueber des Tapfersten der Tapfern unseres Militärs in Tirol, Leiningen's Liebe für dieses Land, und unter 28. September 1809 an den Kaiser überreichte Bitte, nach dem Waffenstillstand dahin zurückkehren zu dürfen, — sieh H. Hermann's Handbuch der Geschichte Kärntens. III. Bd. I. Heft, Seite 253.

Schulden habe er keine; denn er habe sein Lebenlang kein Geld auf Interessen, noch Waaren auf Zeit zu bezahlen (auf Borg, Credit) genommen, sondern alles, was er gekauft, mit baarem Gelde bezahlt oder wenn er „in Wechsel etwas aufgenommen", habe er doch allweg damit Glauben und Treue gehalten, welches ihm auch mit Gottes Hilfe und Segen zu diesem seinen Vermögen verholfen habe. Sollte daher Jemand kommen und an die Verlassenschaft eine Forderung stellen wollen, so sollten seine Erben und Testamentsvollstrecker die feste Ueberzeugung haben, daß eine solche Forderung ganz unbegründet sey, denn er sey Niemanden etwas schuldig.

Dann bittet er seine Erben, unter sich einig zu seyn und ja nicht zu streiten, sondern zu bedenken, wie sehr er sein Lebenlang des Friedens sich beflissen habe, indem er niemals Jemand wegen einer Schuld oder andern Sache bei der Obrigkeit oder beim Gerichte belangt oder angeklagt und anderseits sich sorgsam bestrebt habe, Niemanden eine Ursache oder Veranlassung zu geben, ihn zu belangen oder anzuklagen, so daß er sein Leben lang von Niemanden belangt oder beklagt worden sey. Sie möchten daher seinem Beispiele folgen, und als Brüder und Vettern in Frieden und Eintracht mit einander leben und die Erbschaft ohne Neid und Streit miteinander theilen und genießen, wobei ihnen dann Gott wie ihm seinen Segen verleihen werde.

Er behält sich das Recht vor, dieß sein Testament zu ändern oder ganz aufzuheben. Fände sich aber nach seinem Tode kein anderes von neuerem Datum, mit seiner eigenhändigen Unterschrift und seinem Siegel, so sollte dieses in seiner vollen Kraft bestehen und im Auslande so angesehen werden, als habe es alle jene Förmlichkeiten an sich, welche daselbst rücksichtlich der Testamente vorgeschrieben seyen.

Zu Testamentsvollstreckern ernannte er: für Nürnberg den Ehrwürdigen Edlen Hochgelehrten und Ehrenvesten Herrn Georg Roggenbach, der Rechte Doctor, churfürstlich Mainz'schen Rath und Nürnberg'schen „Ratgeber", seinen freundlichen lieben Schwager; für Kärnten aber den Edlen Ehrenvesten Johann Kraus, einer Hochlöblichen Ehrsamen Landschaft daselbst bestellten und Landschrannen Procurator, seinen besonders lieben Freund, und befiehlt ihnen die strenge Aufrechthaltung seines Testaments dergestalt, daß jeder Erbe oder mit einem Legate Bedachte, wenn er das Testament anstritte, seinen Erbtheil oder sein Legat verlieren soll. Der Gehorsame bekomme in diesem Falle den Antheil des Ungehorsamen, also Mathias den des Christophs, oder Christoph den des Mathias, Apollonia den des Michaels, oder Michael den der Apollonia, so wie der Antheil einer ungehorsamen Nichte zu Nürnberg auf die gehorsame übergehen soll.

Bitte an den Kaiser Maximilian II., den Erzherzog Karl, den Landesfürsten von Innerösterreich, an dessen hohe und niedere Beamte und selbst an andere Potentaten, Bürgermeister, Richter, Räthe, Städte und Gemeinden, das Testament aufrecht zu halten und zu schützen.

Anführung der sieben Männer, welche er sich zu Zeugen seines Testamentes erbeten habe.

Datum wie oben.

Des Testaters großes Siegel, aufgedrückt über den beiden Enden der gelbschwarzen seidenen Schnur, womit die Blätter (26, davon 6 unbeschrieben) des Testaments zusammengeheftet sind. Darunter steht: „Ich Bartlmä Freidl bekhen mit dieser meiner aigenen hantschrifft vnd obsteenden meinem Insiegl, das alles so hievor pegriffen vnd verschriben ist, mein entlicher vnd lezter Willen ist, den ich auch hiemit pekhrefftiget vnd pestätt haben will. Actum am Tag, Monat vnd Jar wie oben stett".

Als Zeugen siegelten und unterfertigten das Testament folgende 7 Männer.

1. Lorenz Schnepf, bambergischer Rath, Kanzler und Vicedomamts-Verwalter zu Wolfsberg.
2. Hanns Sigmund von Himmelberg zu Himmelau.
3. Hanns Augustin von Sigersdorf zu Großwinklern.
4. Christoph Schnepf, bambergischer Kastner zu Wolfsberg.
5. Hanns Vorstner, Stadtrichter zu Wolfsberg.
6. Sebald Dreyllinger, Rathsbürger zu Wolfsberg.
7. Jakob Freydanz „derzeit" zu Wolfsberg wohnend.

Die Siegel der 6 ersten Zeugen befinden sich noch an der Urkunde, das des 7. aber ist abgefallen. Der Umschlagbogen des Testamentes ist Pergament, die inneren beschriebenen Blätter aber sind Papier.

Bald nach der Errichtung des Testamentes starb Michael Prunner, weßhalb der Testater in einem Codicill, ddo. 1571 am 7. September zu St. Veit in Kärnten, wo er sich damals bei seiner Nichte Apollonia Zenegl aufhielt, bestimmte, daß nachdem sein Vetter Michael Prunner gestorben sey, das ihm bestimmt gewesene Legat von 10,000 Pf. Pfn. den beiden eingesetzten Erben Mathias und Christoph Freidl zufallen soll. Dieses Codicill ist auf einem besonderen Bogen geschrieben und mit dem kleinen Siegel des Testators versehen.

Das Datum dieses Codicills in Zusammenhaltung mit dem Datum und dem Inhalte des nachfolgenden Briefes berechtiget zu der Vermuthung, daß Bartlmä Freidl die Reise nach St. Veit, wo man ihn am 7. September 1571 findet, nicht zu seinem Vergnügen, oder um seine Nichte Apollonia zu besuchen, unternommen, sondern daß er Wolfsberg nur deßhalb verlassen habe, weil daselbst eine „erschreckliche, abscheuliche" Krankheit wüthete, vor welcher auch andere Bürger die Flucht ergriffen. Wahrscheinlich verbreitete sich die Krankheit auch in andere Theile Kärntens, weßhalb sich Bartlmä auch zu St. Veit nicht mehr daver sicher hielt, und sich nach Venedig begab, wo wir ihn noch am 4. Jänner 1572 finden. Nach seinem Briefe dieses Datums von dorther sey jedoch die Krankheit im Winter erloschen und die Luft in und um Wolfsberg wieder rein geworden, und deßhalb seyen auch die Bürger, welche sich wegen der Krankheit hinwegbegeben hatten, wieder dahin zurückgekehrt.

Diese „erschreckliche, abscheuliche" Krankheit war die Pest, welche im Frühlinge 1572 auch zu Graz ausbrach, weßhalb Erzherzog Karl seinen Hof nach Judenburg verlegte. Jexe in seinen Aufschreibungen sagt, daß 1572 die Pest zu Wolfsberg gewüthet habe. Es ist möglich, daß sie auch in diesem Jahre daselbst wieder ausgebrochen wäre, aber nach Bartlmä Freidl's Briefe wüthete sie nur im Jahre 1571 zu Wolfsberg. 1572 am 4. Jänner zu Venedig.

(Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

(Die kärntnerischen Sänger.) Ein Schreiben aus Kiel in Dänemark vom 24. Jänner l. J. bringt uns wieder Nachricht von diesen unsern Landsleuten und sagt, daß sie dort an diesem Tage zum letztenmal mit Beifall sangen. Am folgenden Tage mußten sie per Eisenbahn nach Hamburg fahren, wo sie wieder für die Glashalle im Hotel d' Angleterre auf 14 Tage engagirt sind. Früher waren sie unter günstigen Verhältnissen in Lübeck. Von dort lud sie ein geborner Görzer, Baron Balsetli, Gutsbesitzer auf Stavety von der Ostsee, auf sein Gut ein, ließ sie abholen, wo sie dann vor einer ansehnlichen Gesellschaft benachbarter Gutsbesitzer, die dorthin mit ihren Frauen und Familien geladen waren, ihre vorzüglichsten Lieder produzirten und Beifall ernten. Am folgenden Tage fuhren sie in der Equipage des Herrn Baron's nach Kiel. Noch sind sie unentschlossen, welcher Einladung und welchen Anträgen sie nach ihrem 14tägigen Aufenthalte in Hamburg folgen sollten.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 13. Februar. 1858.

Blume des Andenkens

auf das Grab der Frau Josephine Größing, geb. Thurner, gestorben zu Wien am 15. Jänner 1858.

Lieder von Hölty, der den Lenz und Gottes
Erde so schön besungen, solcher Lieder
Lindes Gesäusel töne schmeichelnd durch die
Blumen des Grabes,

Wo Du so früh ruhst, der ich einst als Lehrer
Hölty'sche Lieder Dir diktirte. — Sinnvoll
Sahst Du mich an und sagtest: Morgen wieder
Lieder von Hölty.

Paul Renn.

Joachim Haspinger

und sein Zug durch Kärnten im Jahre 1809.

„Johann Haspinger — Joachim ist sein Klostername — wurde zu St. Martin in Gsieß, einem Seitenzweige des Pusterthales, am 28. Oktober 1776 geboren. Seine Eltern, achtbare Bauersleute, hegten den Wunsch — dessen Erfüllung auch jetzt noch dem frommen Landvolk als höchstes Glück gilt — ihr Sohn möge Priester werden. Ein benachbarter Dorfvicar gab ihm den ersten dürftigen Unterricht, dann trat er, 17 Jahre alt, im Gymnasium zu Botzen als Schüler ein. In der Studierstube weckte ihn aber die laute Kriegstrommel, er griff zum Stutzen, und zog 1796 als Schütze an die venetianische Grenze, wo er einen feindlichen Officier, der die Gegend recognoscirte, abfing und die Tapferkeitsmedaille erhielt. Diese weihte er später dem heiligen Antonius zu Eppan. Auch in der Schlacht von Spinges 1797, so wie bei den Kämpfen, welche sich 1799 an der Schweizergrenze unweit Taufers entspannen, focht er mit. Nun erst konnte er sich seinem Berufe widmen. Er studierte zu Innsbruck Philosophie und Medicin; da er jedoch an dieser wenigen Gefallen fand, so nahm er im Spätherbst 1801 das Ordenskleid der Capuciner. Die theologischen Studien, welche der Priesterweihe vorangehen, machte er in verschiedenen Klöstern, und lernte beim Hin- und Herwandern auch den Sandwirth, der alle Bettelmönche freundlich aufnahm, kennen. Im September 1805 erhielt Haspinger die Priesterweihe, doch bald darauf rief ihn die religiöse Pflicht als Feldpater in den Krieg, welcher von den Grenzen Italiens heranwogte. Der Frieden von Preßburg schied den Kampf; Tirol wurde bayerisch. Nicht blos die alte Verfassung, dieses ehrwürdige und vielbeneidete Kleinod, zerriß die alles nivelliren wollende Staatskunst des Montgelas, auch das religiöse Gefühl wurde von „aufgeklärten" Commissären verhöhnt, und die Priester, deren Einfluß in Tirol das Volksleben beherrscht, wurden oft verspottet. (Zudem gehörte Tirol zu des Kaisers Stammlanden, und es war natürlich, daß das mit in die Wagschale gelegt wurde, auch den wohlwollenden Bayern gegenüber, deren man nicht wenige zählte.) Der Tiroler macht nicht gern Phrasen, aber lieben und hassen kann er aus voller Seele; so mußte kommen was gekommen war. Nun denke man sich unter dem Druck solcher Verhältnisse einen Mann wie Haspinger: kühn, für Religion und Vaterland von einer Gluth beseelt, welche, gezwungen unter der Asche zu lodern, sich mit der düstern Flamme des Fanatismus mischen mußte — wie grimmig mag oft sein Herz an die rauhe Kutte geklopft haben!"

„Das Jahr 1809 brach an. Da trat er vor das Volk, wie jener Einsiedler vor die Kreuzfahrer: funkelnden Auges, den rothen Bart bis zum Gürtel, im geweihten Ordenskleid, beredt von Zorn und Begeisterung, die ihm wieder entgegenleuchteten aus jedem Antlitz; wer mag da noch den Ursachen der gewaltigen Wirkung nachforschen, die er hervorgebracht? Er verdankt seinen Ruhm den Gefechten bei Oberau, Werfen, Meran, St. Leonhard und vor allem der Theilnahme an den Befreiungsschlachten am Berge Isel, die wie Sterne durch die Nacht glänzen, welche damals das selbstvergessene in den Staub hingesunkene deutsche Volk trüb umflorte. Durch schlichte Bauern hatten die Unbesieglichen das Siegen verlernt, es war als ob der alte Gott durch die finstern Wolken griffe, und für den großen Cäsar warnend das Mene, Mene, Tekel, Upharsin an die Felsen schriebe. Nach der Unterwerfung Tirols floh Haspinger erst in die Schweiz, wo man ihn den Franzosen ausliefern wollte, und dann nach Tschengls im Vintschgau. Perlinger, der Verwalter des Schlosses daselbst nahm ihn auf, und hielt ihn neun Monate lang in einer Stube versteckt, wo der heißblutige Pater Zeit genug hatte über die Vergangenheit nachzudenken. In Gefahr aufgehoben zu werden, entrann er wieder in die Schweiz, und arbeitete daselbst eine Zeit lang als Tapezierer — ein Handwerk, das er sich während seiner Studienjahre einigermaßen angeeignet hatte. Dann schlich er mit einem falschen Paß durch Oberitalien nach Klagenfurt; müde und wund an den Füßen, rastete er kurze Zeit und eilte wieder hergestellt nach Wien, wo er den Kaiser aufsuchte. Als er vor den Monarchen, für welchen er mit so hingebender Treue gekämpft und geduldet hatte, hintrat, hemmte ein Strom von Thränen seine Worte. Kaiser Franz hatte ihm bereits früher ein goldenes Kreuz zur Auszeichnung verliehen, er trug jetzt für ihn väterliche Sorge, und sicherte ihm eine ruhige Zukunft. Im Jahre 1813 gieng er noch einmal nach Oberitalien, um eine militärische Situation aus-

zukundschaften. Nach Wien zurückgekehrt, erhielt er einträgliche Pfarre; denn nach dem Wunsch des Erzbischofs war er aus dem Capucinerorden ausgetreten, und hatte Kutte und Bart abgethan. Darnach berichtigt sich die irrige Angabe in den „Erinnerungen eines Veteranen", wenn er von den Auszügen der Tiroler 1848 sagt: „Selbst der achtzigjährige Kaspar Haspinger mit silberweißem Haar und Bart, einem Barden der Vorzeit ähnlich, ein treuer Kampfgenosse Hofers, verließ die stillen Räume seines Klosters." Haspinger lebte nur den Pflichten der Seelsorge und der Erinnerung an eine große Vergangenheit, von der er gern bei einem Glas Wein staunenden Zuhörern erzählte. Er gerieth dabei leicht ins Feuer; als einmal ein junger Mann verwundert ausrief: „Das ist fast unglaublich!" sprang er auf, schüttelte ihn derb bei der Brust mit der zornigen Frage: „Was ist unglaublich, du Lecker!" Als er 60 Jahre alt war und etwas kränkelte, erhielt er auf seine Bitte die Pension, und gieng nach Hietzing bei Wien, wo seine Landsleute den berühmten Rothbart oft aufsuchten, um dann in Tirol zu erzählen, daß er Bart und Kutte nicht mehr trage. So war tiefer Friede; aber jene Schwüle, die auf Europa lag, verkündete das Ungewitter, das bald am politischen Horizont aufsteigen sollte. Es entlud sich 1848."

„Die Tiroler, welche sich in Wien aufhielten, beschlossen, bei der Nachricht, daß die Wälschen den Boden der Heimath bedrohten, alsogleich eine Compagnie zu bilden und an die Grenze zu marschiren. Haspinger hörte davon, eilte in die Versammlung, und rief, als man ihm den Plan mitgetheilt: „Wenn das ist, so will ich auch noch einmal ausziehen, weit besser ist's mich trifft eine Kugel, als daß ich im Bett sterbe!" Auf der Einrollirungsliste unterschrieb er sich: „Joachim Haspinger gibt Blut und Leben für Gott, Kaiser und Vaterland!" Sein Antrag als Feldpater mitzugehen, wurde mit Jubel aufgenommen. Am 15. April marschirte die Compagnie unter Hauptmann Adolf Pichler von Wien ab *). Er beschrieb später die Erlebnisse dieses Feldzuges. Der alte Held wurde überall in den Städten, welche der Zug berührte, voll Theilnahme begrüßt, doch auf die Ereignisse in Tirol wirkte er nicht mehr ein. Bei Darzo fand er sich bisweilen auf der Brücke ein. Wenn er so behaglich in der Frühsonne am Steingeländer lehnte, kam wohl bisweilen ein Schütze herbei, und fragte leise: „Ob das der alte Rebeller vom Jahr 1809 sey, von dem ihm der Vater erzählt habe?" Wenn es bejaht wurde, betrachtete er voll Ehrfurcht den hochbetagten Priester; er war zur Ruine, sein Name zum Märchen geworden; man staunt und horcht bei dessen Nennung, der Geist aber, in dessen Kraft er einst so gewaltig wirkte, gehört der Vergangenheit. Doch gab es Augenblicke, wo das alte Feuer kraftvoll aufloderte: so überkam bei der Rede, die er vor der Generalabsolution zu Roveredo hielt, die jungen Männer, welche dem Feind entgegen zogen, eine Ahnung dessen, was dieser Greis einst gewesen. Der erste Tiroler-Schütze fiel in diesem Krieg bei Ponte Tedesco; es mag ein Moment von großartiger Wirkung gewesen seyn, als im schwarzen Priesterornat der ergraute Held von 1809 an die Bahre trat, um für die Seele des Jünglings zu beten, der den blutigen Reigen von 1848 eröffnete."

„Nachdem die Dienstzeit abgelaufen war, verfügte sich Haspinger wieder nach Wien, sichtlich gebeugt von der Last des Alters und den Beschwerden des Feldzugs. Später übersiedelte er nach Salzburg, wo er sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum festlich feierte. Am 12. Jänner 1858 bezwang den alten Helden der Tod." (So die A. A. Zeitung.)

Seine umfassendere Biographie wurde im Jahre 1856 zu Salzburg von Anton Ritter von Schallhammer, k. k. Hauptmann, herausgegeben. Wir entlehnen daraus Seite 83 und 84 die Beschreibung seines Zuges durch Kärnten im Jahre 1809, welche, wie folgend, lautet:

„Als die trübe Kunde von Speckbacher's Niederlage in den Loser-Päffen zu seinen Ohren kam, verließ Haspinger am 18. Oktober Radstadt, ging durch den Paß Mandling nach Steiermark, dann über Schladming und die Solkeralpe nach Murau. Die Nachricht des erfolgten Friedensschlußes wollte ihm auch die Steirer nicht mehr zuführen. Ebenso kehrten einzelne Schützenkompagnien, des langen Kriegshandwerkes müde, auch nach Hause zurück, worauf sich der Paß Lueg am 20. durch Kapitulation ergab. Schon am 19. Oktober reiste Haspinger mit seiner kleinen Umgebung über Lungau nach Kärnten, um sich mit dem dortigen Oberkommandanten Türk zu vereinigen, und wo möglich den französischen General Ruska vom weiteren Vordringen gegen das Pusterthal abzuhalten. Haspinger kam mit der freiwilligen Kitzbücheler-Kompagnie, bei 500 Mann, am Katschberge wieder zusammen. Harrasser's beide Kompagnien waren noch weiter rückwärts. Noch ehe er sich über Gmünd bei Liserhofen mit Türk vereinigte, nahm ihm eine französische Reiter-Patrouille seine letzte Kanone. Ein Kitzbücheler verlor hiebei sein Leben, aber auch mehrere Franzosen. Vereint griffen sie nun den Markt Spittal an, bemächtigten sich desselben, mußten ihn aber Abends wieder räumen. Auch am folgenden Tage nahmen und verloren sie wieder Spittal. Am dritten Tage in der dortigen Aufstellung vereinte sich mit ihnen ein Theil der Ranzionirten des Majors Harrasser und der Hauptleute Freiseisen und Schmied-Adl. Da aber gleichzeitig Haspinger von dem Oberkommandanten von Tirol, Andreas Hofer, den Befehl erhielt, sich zu ihm zu einem Kongresse nach Steinach zu begeben, so brach er mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen über das Gebirge nach Lienz im Pusterthale auf."

Diese Beschreibung ist nicht nur sehr undetaillirt, sondern größtentheils unrichtig, und scheint von Haspinger

*) Diese Schaar von 132 Tirolern, beinahe ganz aus Studierenden von der Wiener-Universität bestehend, kam auf ihrem Zuge nach Tirol auch durch Klagenfurt, und wurde mit Enthusiasmus empfangen. Hierüber lieferte unsere Landeszeitung damals einen ausführlichen Bericht, dem wir Folgendes entnehmen: „Der Vollmond stieg im größten Glanze über die Obieralpe empor, als die jugendliche Schaar das Weichbild der Stadt betrat, — begrüßend an der dort mit türkischer Musik und ihrer Fahne aufgestellten Nationalgarde vorbei defilirte, und nun von derselben begleitet, am 18. April um 9 Uhr Abends in die Stadt einzog, und von den Bewohnern der Stadt gastfrei bewirthet wurde. Am 19. Morgens stellte sich dieses Korps mit seiner Fahne, die statt der Lanze oben den Tiroleradler hatte, vor der Wohnung des Commandanten der hiesigen Nationalgarde auf, und zog von da in die Stadtpfarrkirche St. Egyden, wo der greise und in der Geschichte Tirols mit Recht gefeierte Capueiner Joachim Haspinger, — der voll unauslöschlicher Vaterlandsliebe noch einmal seine geliebte Heimath zu schauen wünschte, diese jungen Enthusiasten dorthin geleitet, — Messe las und segnete. Von da zog die Schaar auf die Schießstätte und übte sich in dieser Kriegerkunst. Nachmittags waren sie auf die Ziggnln geladen — und kehrten singend und frohesten Muthes in die Stadt zurück, begleitend ihren greisen Haspinger, den sie auf ihren Schultern in seine Wohnung trugen, und ihm viele „Lebehoch's" brachten. Erfreut und mit warmem Danke fühlte sich die Tochter des seligen Türk, der mit ihm im Jahre 1809 in Oberkärnten den Landsturm aufrief, geehrt, daß Haspinger bei ihr seinen Aufenthalt nahm. Am Morgen des 20. verließ diese jugendliche Schaar in 41 Equipagen, die mit Blumen verziert waren, wieder Klagenfurt. P. Haspinger folgte seiner Schaar, nachdem er noch bei Sr. Fürstbischöflich Gnaden gespeist hatte, um 2 Uhr Nachmittags." A. d. Red.

zu einer Zeit dem Verfasser in die Feder diktirt worden zu seyn, wo ihn sein Gedächtniß schon verlassen hatte. Wir versuchen daher aus den Memoiren des Anführers des Kärntner-Landsturmes, Johann Türk, aus den Aufschreibungen des Pfarrers Zimmermann, aus Bartholdi's „Krieg der Tiroler Landleute im Jahre 1809", und aus mündlichen Mittheilungen, welche wir am Orte Gmünd von dabei Betheiligten einziehen konnten, ein möglichst treues Bild der damaligen Zeit mit Angabe der erhärteten Thatsachen zu entwerfen.

Es war den 20. October um 3 Uhr Nachmittags, wo der Obercommandant Türk in Spittal eine Depesche von dem Capuciner Joachim Haspinger, genannt der „Rothbart" erhielt, woraus hervorging, daß er mit 4—500 Tirolern über den Tauern gekommen sey, um über Kärnten wieder nach Tirol zu gelangen; daß er zwar von Norden, da er den Tauernpaß gut besetzt hatte, nicht gedrängt werde, aber die Absicht habe, sich durch Zuzug der Kärntner im Süden Luft zu machen.

Am 25. Oktober lief eine zweite Depesche des Capuciners aus Gmünd bei dem damals zu Mühldorf befindlichen Befehlshaber Türk ein, womit er ihn benachrichtigte: er rücke über Gmünd mit 400 seiner Landsleute und 3 Stück sechspfündigen Kanonen heran. Türk hatte in Voraussicht dessen 120 Mann des Möllthaler-Landsturmes, die Brixner- und Rodenegger-Schützen-Kompagnie in dieser Richtung zur Aufnahme des Capuciners detachirt. Sowohl im Katschthal, als in der Umgegend von Gmünd und Millstatt erging das Aufgeboth, und bedeutende Zuzüge verstärkten die Schaar des Capuciners. Derselbe hatte am 25. Früh in Gmünd seine priesterlichen Funktionen abgehalten, nachdem er früher seinen Gürtel des Säbels und der Pistolen entlediget. Er erinnerte lebhaft an die spanischen Guerillas besonders an den bekannten Trappisten. Die Franzosen hatten indessen von dem Anzuge dieses kampfbegierigen Führers Nachricht erhalten und sendeten eine starke Colonne aus allen Waffengattungen nach Spittal, welche es in der Nacht vom 25. besetzten. Dort stand die Kompagnie des Hauptmannes Kosler. Die Tiroler hatten versucht, die ganze Umgegend durch Sturmläuten zu den Waffen zu rufen, und wenigstens die Liser-Brücke dem Feinde streitig zu machen, um sowohl von Gmünd als der Möllbrücke her Verstärkung erwarten zu können. Als sie hin zum Thurme der Pfarrkirche zu Spittal kamen, um die Glocken anzuziehen, stand der dortige Dechant Pfeifhofer, auch ein Tiroler, aber ein überlegter Mann, der es voraussah, daß der Widerstand vergeblich, der Ruin des Ortes aber gewiß sey, in priesterlichem Ornate, — er kannte seine Landsleute — an der Thurmpforte, geboth Halt und erklärte, nur über seine Leiche werde man in den Thurm eindringen. Die Tiroler entfernten sich sohin, zogen sich noch in der Nacht gegen das Schloß Litzelshof, die Franzosen marschirten ruhig ein und bivouaquirten außer dem Orte an den Straßen, die nach Gmünd und Sachsenburg führen.

Der Capuciner hatte von diesem Anmarsche des Feindes keine Kunde und glaubte, einzig von der Millstätter Seite, und das nicht ernstlich, bedroht zu seyn. Er poussirte daher seine Vorposten am 26. October Früh gegen Spittal vor. Die Franzosen sendeten ihre Patrouillen durch den Lisergraben, Millstatt und Liserhofen zu, vor und bereits um halb 9 Uhr drückten sie die Kärntner und Tiroler das Thal aufwärts bis gegen Liserhofen zurück. Da der Angriff von dieser Seite erfolgt war, erachtete der Capuciner den Feind über den Fratres in der Flanke und im Rücken zu nehmen; er zog seine Kanonen so weit vor, daß sie das französische Lager unten im Thale bestreichen konnten und ließ auf dasselbe hinabfeuern.

Wie aus einem Wespenneste stürmten die Franzosen auf diese Begrüßung aus ihrer früher beobachtenden Stellung hervor. Eine Schaar Kavallerie sammt 6 Kanonen zog den Fratres herauf, und zahlreiche Pelotons Fußvolk begleiteten den Zug links und rechts. Die Landstürmer, durch eine solche Uebermacht eingeschüchtert, und ohne Bajonette, mit dem eigenen Geschütze, wovon eine Kanone, deren Laffette gebrochen war, dem Feinde in die Hände fiel, schlecht beholfen, suchten in den nahen Wäldern eine Deckung.

Während dem hatte der Capuciner mit seinen mitgebrachten Tirolern den Weg über Pusarnitz eingeschlagen, und jenen von Türk entsendeten Kompagnien sammt den Kärntnern war es überlassen, den Feind an sich zu ziehen. Bis 3¼ Uhr hatte das Gefecht gedauert; da jene im Waldesdunkel unsichtbar wurden, wohin sich die Franzosen nicht wagten, hörte es an sich auf und die Wallstatt blieb von beiden Seiten unbesetzt. Türk gibt den Verlust an eigenen Leuten auf 52 Todte, worunter 7 Kärntner (viel zu hoch) und auf 35 Blessirte (annähernd) an. Referent fand noch vor einem Jahrzehende in der Umgegend von Gmünd zwei der Letztern vor, wovon ein Müller einen Schuß am Unterarm der Länge nach hatte.

Die von allen Seiten eingetroffenen Friedensnachrichten machten sowohl der Einschließung der Veste Sachsenburg als dem sonstigen Aufgebothe ein Ende. Haspinger war durch das Möllthal glücklich nach Lienz gekommen, von wo er für seine Person mit Post zu Hofer nach Steinach eilte, nicht ohne an den letzten Kämpfen der Tiroler den lebhaftesten Antheil zu nehmen.

Dieses zur Richtigstellung der in der Biographie des Capuciners aufgeführten Daten, woraus sich insbesonders die wiederholte Besetzung Spittals als ganz irrig herausstellt, und unsere hierin kurz gehaltene Landesgeschichte an der Schilderung einer Episode gewinnt, die nicht ohne interessante Einzelnheiten ist.

Heimathliches.

In der 5. Nummer unsers Blattes wurde der Wunsch geäußert, über den sel. Fürstbischof von Gurk, Otto de la Bourde und dessen Grabstätte in Straßburg Näheres und Bestimmteres zu erfahren; diesem Wunsche hat der Hochw. Herr Stadtpfarrer von Straßburg, Anton Ehrlich, durch einen Bericht an die Redaction ddo. 9. d. Mts. erschöpfend entsprochen. Wir theilen zugleich mit unserm Danke diesen Bericht hier vollständig mit, er lautet:

„Im pfarrlichen Sterbmatrikel heißt es: 24. Decemb. 1708 animam commendans Deo retribuebat Celsissimus Sac. Rom. Imp. Princeps Dominus Dominus Otto hujus Nominis 2dus Episcopus Gurcensis etc. Cujus vero Corpus 27. ejusdem ad sacellum S. Spiritus portatum in eodemque ad medium anterioris altaris terrae mandatum, quietisque locum, uti vivus petierat, obtinuit, requiescat in Sancta pace. Amen.

Fürstbischof Otto ruhet also in der Heiligengeist-Spitalskirche zu Straßburg vor dem Hochaltare in der Erde, dessen Grabstätte ein viereckiger, 1 Schuh langer Stein mit der Signatur „† Otto" am Steinplatten-Fußboden bezeichnet.

Bei meinem Pfarrsantritte im Jahre 1847 fand ich den Fußboden des Presbyteriums in der Grabeslänge eingehöhlt.

An der Evangelienseite im Presbyterium ist ein schön gemeißelter Marmorstein mit den bischöflichen Insignien und dem Familien-Wappen und folgender Inschrift eingemauert:

ECCe VIator! sI MoDo transIs. (1708)
SIste graDVM! hIC IaCet (1708)
HaC In s. DoMo qVIesCIt (1708)

Otto

Episcopus ac sac. Rom. Imp. Princeps
Gurcensis hujus nominis Secundus
et Caenobii Banthensis Ord. S. Benedicti
quondam Abbas,
Qui postquam Imperio et Augustissimæ
Domui Ausriacæ sub Leopoldo Primo et
Magno, fidelissima XXX propemodum
annis præstitisset Officia, meritis ac
Senio gravis in Residentia Sua
Episcopali Strassburgi tandem
In sanCta paCe obDorMIVIt (1708)
ætatis Suæ LXXVIII optimi Regiminis
XI. atq. in hoc ad S. Spiritum Hospitali
Aulico pro Voto Suo Sepultus
DIC, obseCro, ReqVIeM et abI. (1708)

Laut Stiftbrief, ddo. Fürstl. Residenz-Schloß Straßburg den anderten Martii 1702, hat Fürstbischof Otto 10,000 fl. Kapital dem Spitale mit der Intention übergeben, daß von den Interessen jährlich 200 fl. einem Priester für Lesung wochentlich 4 heil. Messen pro Erhaltung, Flor und Aufnahm des Durchlauchtigsten Erzhauses von Oesterreich et fundatore; 144 fl. jährlich den Hausarmen von Straßburg verabreicht werden. Der Rest pr. 156 fl. aber zum Nutzen und Frommen mehrgedachten Hoffspitales zum Heiligengeist angewendet werden solle. (Noch ist die dießfällige kärnt. ständ. Domestical-Obligation nicht verloost). Auch das Porträt des Hochseligen befindet sich in der Sakristei der Spitalkirche."

Aus der Schreibtafel eines Studenten.

(1820 — 1835.)

(Fortsetzung.)

Aus dem Lavantthal.

Residenz in St. Andrä.

In dem schönen Palast mit dem weit aussehenden Garten
Weilet ein trefflicher Fürst [1]), hoch und doch hirtlich zugleich.

Götzenhaus.

Auf dem Platze das Haus mit dem Wappen des Bischofs bewohnt ein
Echter deutscher Mann [2]), ganz nach horazischem Spruch.

Die Lavant.

Schnell entflieh'st du dem Thal' als Silberband selbem zur Zierde,
Schneller mir aber der Traum, der meine Jugend geziert.

St. Paul.

Unten im freundlichen Grün bewohnen die heiligen Mauern
Aus dem herzynischen Wald Fremdlinge [3]) weise und fromm.

St. Joseph.

Hoch am Gipfel des Berg's steht des Vaters einsames Häuschen,
Schaut in die Thäler hinab — jenseits der Alpen hinan.

Wolfsberg.

Neben dem tosenden Fluß gleich einer friedlichen Insel
Liegt die Stadt und das Schloß, reich an Geschichte und Reiz;
Von der Lavant bespült auf der andern Seite Pay'rhofen,
Durch verehrten Freund [4]) reiche Erinnerung mir.

Die Alpen.

Näher dem Himmel steh'n die Berge zur Seite des Thales,
Heben in reiner Luft trotzig ihr stummes Haupt,
Scheint's doch, als wollten sie schier den Wand'rer den Eintritt verwehren,
Aber der Mensch bezwingt all' falsche Schranken, wenn's gilt.

J. C. H.

1) J. S. Zimmermann, Fürstbischof von Lavant. Der Verfasser wurde von ihm getraut am Jahrestage der Installation desselben und zugleich zur silbernen Hochzeitsfeier seiner Schwiegereltern, worauf das von Dr. Gallisch erschienene Gedicht „An die Neuvermählten" in der Carinthia Nro. 39, Jg. 1833 deutet.

2) Thomas Ferregger † 1843 als k. k. Rentmeister — Rechtfertigung des Gesagten im Nekrologe der steiermärkischen Landwirthschaftshefte.

3) Damals noch meist Schwaben — wie allseits erinnerlich.

4) F. X. Schnerich sen. dessen Nekrolog die Carinthia enthielt.

Winterwitterung.

Die ebenso intensive als andauernde Winterkälte des Jänner bildet mit der milden Witterung des Dezembers den schärfsten Gegensatz. Im letzteren Monat war die Luftwärme eine ungewöhnlich hohe, besonders an höher gelegenen Orten, wo sie nur wenig unter 0 war und an einzelnen Tagen bis + 8·0° stieg. In Klagenfurt war die Wärme des Monats zwar um ½ Grad über dem Mittel, aber durch die vielen Nebel vergleichsweise herabgestimmt, die aber an den stärker erkalteten Bäumen eine besonders reiche Krystallvegetation erzeugten, und dadurch in der Landschaft das schönste Winterbild hervorzauberten. Dabei war der Luftdruck außerordentlich hoch, und im Monatmittel nicht nur um 4 Linien über den mittlern des Dezember, sondern auch höher, als je in einem Monat beobachtet wurde. Auch fiel nur im Dezember 1851 nach weniger Niederschlag (gar keiner).

Der Jänner d. J. war der kälteste bisher beobachtete, er war 5½ Grad kälter als sonst im Durchschnitt, nämlich — 9·86°. Die Jännerkälte der Jahre 1833 mit — 9·69, 1830 mit — 9·67, 1850 mit — 7·1 kommt der heurigen am nächsten. Dabei war der Luftdruck wieder um 3·2° über dem vieljährigen Mittel, der Niederschlag jedoch unter diesem. Der Schnee am 5. fiel bei sehr hohem Barometerstand bei einer Temperatur von — 8·0 und war ungemein trocken und krystallinisch. Schon am 9. fiel darauf die Temperatur auf — 19·° und am 27. nach einem Tags vorher heftig wehenden Nordwind auf — 21·3. Das Thermometer fiel an 22 Tagen unter — 10°, an 13 Tagen unter — 15·°, an 7 Tagen auf 19°.

Diese intensive Kälte herrschte im ganzen südlichen Europa, während das nördliche milden Winter hatte. Denn während in Petersburg die Kälte kaum — 8·0 erreichte, war das südliche Rußland, Moldau und Walachei von heftiger Kälte heimgesucht, so daß gleichzeitig das Thermometer in Jassy auf — 19°, in Schäßburg auf — 21° fiel; auch Italien und Spanien hatten strenge Jännerkälte und z. B. gleichzeitig Mailand — 12·°, Madrid — 4·°, Lissabon — 3·°.

(Nachtrag und Berichtigung.) In dem Aufsatze: „Die Leobenegge" Nr. 4, Seite 14, Spalte 2 ist am Ende von einem herrlichen Grabmonumente, welches dem Philipp von Leobenegg von seinem Sohne gesetzt wurde, die Rede, dem wir beisetzen, daß es in der Stadtpfarrkirche zu Gmünd an der rechten Seite sich befindet. — In dem Aufsatze: „Fürst Salm und sein Hof" Nr. 6, Seite 22, Spalte 2, Zeile 42 von oben soll es heißen: darf ich meines Stammes gedenken u. s. w. — Seite 23, Spalte 1, Zeile 8 von oben ist zu lesen: Batzner- und Schlanderserkampagnie rc., dann Zeile 17 von unten ist bei Rumpelnigg die zweite Sylbe lang zu lesen, also vielleicht so zu bezeichnen: Rumpêlnigg.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 20. Februar. 1858.

Aus meinem Tagebuche.

Das Maltathal.

Der Eindruck, den meine erste Reise durch das Möllthal nach Heiligenblut in Begleitung werther Freunde in den letzten Tagen des Augustmonates 1838 auf mich machte: die giganten Felsmassen, abwechselnd mit hohen Bergen, die dieses Thal begrenzen, geschmückt mit den herrlichsten Wasserfällen, — die Ersteigung des hohen Sattels, nun „Kaiser Franz Joseph's Höhe", dann der vorsichtige Gang über die damals mit einem neuen halbschuhtiefen Schnee bedeckten weit ausgedehnten und zerklüfteten Eisfelder der Pasterze zur Johanneshütte, — das Verweilen daselbst durch drei Stunden zur Mittagszeit, der Anblick des so nahe liegenden doppelzackigen Großglockners bei dem schönsten warmen Sonnenscheine (28. August) — alles dieses wirkte so mächtig und erhebend auf mich, daß seit dieser Zeit der Wunsch immer lebhafter und drängender wurde, nach Möglichkeit auch die andern Hochthäler meiner Heimath, und so besonders das mit dem Möllthale in mancher Hinsicht, in Betreff seiner großartigen pittoresken Szenerie und der vielen von einzelnen Naturfreunden mir geschilderten Wasserfälle verwandte Maltathal durch einen Besuch kennen zu lernen.

Erst im Jahre 1846 ging dieser Wunsch in Erfüllung.

Aus dem weltberühmten Bade Gastein schrieb ich einem Freunde in Gmünd, gefälligst die Veranstaltung zu treffen, daß ich während meines kaum dreitägigen dortigen Aufenthaltes mit ihm und noch einigen Naturfreunden von dort einen Ausflug in das Maltathal machen könnte.

Schon in Mauterndorf, noch im Salzburgischen, wurde ich von demselben Freunde recht freundlich empfangen, von der geschehenen Vorbereitung zur Erfüllung meines Wunsches benachrichtiget — und noch vor der Ankunft des Mallewagens, den ich mit dem meines Freundes schon in St. Michel vertauschte, hatten wir das Bergstädtchen Gmünd, mit dem alten und neuen Schloße der Grafen von Lodron, erreicht.

Der frühe Morgen des folgenden Tages, der 3. September, versprach uns ein schönes, angenehmes Wetter, und schon um 6 Uhr saßen wir Sieben in zwei Wägen, um bis zum Pfarrorte Maltein zu fahren, von wo wir dann zu Fuß mit unsern drei Proviant-Trägern den Weg fortzusetzen gedachten.

Von Gmünd, wo die beiden Bergwäßer, die Liser und die Malta ihre Gletscherfluthen vereinen, oder in einander ausmünden, woher wohl die Stadt den Namen trägt, geht der Weg am linken Ufer der milchweißen Malta, welche aus dem ewigen Eise des Groß- und Kleinelends entsteht, und die Wasser des Hochalm-Gletschers, die von den Schneefeldern des Melnik (in der Generalstabskarte als Faschaunernock, 8813' hoch, bezeichnet), des Bergbaches aus dem Gößgraben und noch aus anderen Schluchten aufnimmt, in das sanft aufsteigende Thal hinein, welches uns gleich Anfangs vom freundlichen Sonnenlichte beleuchtete Hüttengruppen und fleißig bebaute Felder zeigte. Im Hintergrunde thronte das schimmernde Haupt des Melnik, vor demselben lagerte sich der sattelförmige Maltaberg, ihm gegenüber der Geierskogel, auf dem der 10,200 Schuh hohe Hochalmspitz sammt seinen Eisfeldern fußet, mehr im Vordergrunde die Dornbacher-Höhe, auslaufend in den Hattenberg, in der Nähe von Gmünd; — so wie auf der rechten Seite der Faschauner, westlich durch den Maltaberg und südöstlich durch die Dobrowa und den höhern Manaß, sich bis an das auf einer mäßigen Höhe thronende alte Schloß ausdehnt.

Eine halbe Stunde von Gmünd entfernt sieht man auf einer Insel der Malta eine bedeutende Köhlerei, wo für die Graf Lodron'schen Hochöfen und Hammerwerke der nöthige Kohlenbedarf erzeugt wird. Im Lenze jedes Jahres wird das dazu bestimmte Holz von den hochliegenden Holzschlägen, wo es schon im Herbste vorbereitet wurde, mittels der im Frühjahre wasserreichen Malta und Gös herzugeschwemmt. — Auf der Fischertratten zeigt sich das evangelische Bethaus, welches so wie jenes zu Eisentratten und Trebesing einen eigenen Pastor hat. Von da führt eine Allee zu dem einstigen gräflichen Jagdschloße Dornbach. Man erzählt sich, daß in den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts, als noch die Bergrücken bis in das Thal hinab stark bewaldet waren, diese Gegend einen großen Reichthum an Hochwild enthielt, so daß oft ganze Rudel von Hirschen und Rehen zur Malta herab zur Tränke kamen.

Eine Viertelstunde vor dem Pfarrorte Maltein muß man durch das Dörfchen Hilpersdorf, wo einst ein Graf von Lodron — man nennt ihn Dominikus — bei einer schnellen Durchfahrt an ein Hauseck geschleudert einen schmerzlichen Tod fand.

Im Pfarrdorfe Maltein, das am Fuße des Maltaberges liegt, und durch nicht selten hoch angeschwellene Wildbäche und abrutschende Erdlawinen Gefahr läuft, verheert zu werden, wie die hie und da tief versandeten Häuser zeigen, verließen wir unsere Wägen und besuchten den Herrn Ortspfarrer L**, an den wir den allgemeinen Wunsch richteten, uns auf diesem Ausfluge zu begleiten, und gütigst ein erklärender Führer zu seyn; doch sein Unwohlseyn machte uns're Hoffnung zu Wasser.

Im Orte selbst liegt das muthmaßliche Stammschloß der Herren von Kronegg, deren Familie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes ausstarb, indem man den letzten dieser Familie in Kärnten, Graf Christoph Andrä von

Kronegg, im Jahre 1744 als Stadtcommandanten zu Klagenfurt und ständischen Zeugwart aufgezeichnet findet. Der berühmte Dichter und Schriftsteller **Johann Friedrich Freiherr von Kronegg**, der im 27. Lebensjahre 1757 starb, und ein Sohn des Generals des fränkischen Kreises war, stammte auch von diesem kärntnerischen Geschlechte ab, von dem ein Zweig im 17. Jahrhunderte ob des Protestantismus auswanderte. („Carinthia" Nro. 16, Jg. 1855.)

Am alten schon ziemlich dem Verfalle entgegen gehenden Schloße, welches nun dem Grafen **Lodron** gehört, und welches damals, eigentlich die damit verbundene Meierei, ein Landmann in Pacht hatte, konnte ich außer einem Denkspruche und der Jahreszahl 1546 oberhalb des Hauptthores nichts die Familie der **Kronegg** Bezeichnendes auffinden, so sehr ich nach ihrem Wappen suchte, das bekanntlich im Mittelschilde eine Krone und in den Seitenfeldern eine springende Gemse und einen gekrönten Raben mit ausgespreiteten Fittichen hat.

Die frühere uralte Pfarrkirche soll am rechten Ufer der **Malta** gestanden haben, aber durch einen bei einem Wolkenbruche angeschwollenen Bergbach sammt mehreren Wohnhäusern so verschlemmt und zerstört worden seyn, daß die Erbauung der jetzigen Kirche auf dieser weniger gefährlichen Stelle im Jahre 1482 nothwendig wurde.

Augustin Winkelhofer sagt in seinen Nachrichten über Maltein: „Im Dorfe findet sich ein alterndes „Schloß, jetzt vom Wirthe, vor Zeiten aber von den Herren „von Maltein, oder den herrschaftlichen Verwaltern bewohnt. „— Auf einem Grabsteine an der äußern Kirchenmauer ist „zu lesen: Georg von Mallentein † 1558. Sibilla Schutthausin seine Hausfrau † 1531." („Carinthia" Nro. 17, Jg. 1820.)

Sollte er dasselbe Gebäude meinen, das jetzt als die Stammveste der **Kronegg** im Munde des Volkes gilt? Oder vielmehr das in Ruinen nordöstlich auf einer mit Lärchen bewaldeten Höhe liegende sogenannte Schloß **Oedenvest**, welcher Name nur die allgemeine Bezeichnung: „eine öde Veste" gibt? — In den Annalen des Stiftes **Rain** heißt es: „Titulus vero Dominii et nominis eorum de **Sunneberck** castro juxta **Maltein** fluvium fuit, quod circa superiores partes **Carinthiae** in optimo loco terrae situm est, haud longe a fluvio **Lisara** etc." Wo lag dieses Schloß **Sonnenberg**?

Unsers Erinnerns ist gleich außer Gmünd, nicht ferne, wo der **Radl**-Graben mündet, links abwärts der Straße gegen **Spittal** ein altes Gebäude, das den Namen **Malleuthein** führt; vielleicht steht dieses mit jener Behauptung in Verbindung?

Das Pfarrdorf **Maltein** verlassend sieht man aus dem herabgeschwemmten Steingerölle Ruinen einer **Säge** hervorschauen, die darum Beachtung verdienen, weil, nach der Aussage der Bewohner des gegenüberliegenden Ortes **Rödern**, diese einstige Säge auf den Grundmauern eines dort vorher bestandenen Schmelzofens erbaut wurde. Hier sollen noch am Ende des 16. Jahrhundertes die Gold- und Silbererze geschmolzen worden seyn, die aus den nahen Bergen in Tragkörben dahin gebracht wurden. — Daß im benachbarten **Katschthale**, dann im **Radlgraben** bei **Gmünd** einst Gold- und Silberbergwerke waren, erwähnte schon der k. k. Bergrath und Oberbergamts-Direktor zu **Klagenfurt, Franz Wöllner**, in seinen „Nachrichten über den vormaligen Gold- und Silberbergbau in **Oberkärnten**". („**Kärntnerische Zeitschrift**". Zweites Bändchen, Seite 162.)

Von **Maltein**, wo wir wieder zu Wagen bis **Feistritz** fuhren, wird das Thal immer romantischer und pittoresker, und plötzlich scholl uns ein nahes Tosen und Rauschen wie von stürzenden Wassern entgegen. Wir verließen die Wägen und nach wenigen Schritten und einer Biegung des Weges bot sich unsern Augen das prachtvolle Schauspiel eines ausgezeichnet schönen Wasserfalles dar; es ist der **Märzbach**, der von der **Perschitzen** herabkömmt, und insgemein der **Fallbach** heißt. Das Wasser stürzt von einer Höhe von mehr als dreihundert Fuß in mehreren Absätzen herab, wodurch sich einem das Bild von Wasser-Raketten aufdringt, und ein seltener Anblick gewährt wird. In Wasserstaub gehüllt wandten wir uns um den Felsen herum, und derselbe Bach bildete eine neue Wassersäule, die wie ein schmales Silberband über die glatte Felsenwand herabhing.

In der Nähe liegen die Behausungen des **Kerschhackel**- und des **Fallbauers** (**Klampferer**), und nur bis hieher werden gewöhnlich die Excursionen der **Gmündner** und anderer Reisenden gemacht, denn es sind zwei und eine halbe Stunde Weges zu Fuß von **Gmünd** bis hieher.

So schwer ich mich von diesem Anblicke trennte, so sollte uns noch Schöneres geboten werden. Ueber die **Malta** hinüber sieht man in den weitgehenden **Gösgraben** hinein, dessen Hintergrund Schnee- und Eisberge bilden. Indem wir den gräflich **Lodron**'schen Meierhof, **Pflügelhof** genannt, der an der Mündung des **Gösgrabens** in das **Maltathal** liegt, links ließen, verfolgten wir unsern Weg längs der **Malta** aufwärts. Nun zeigten sich deutlich die Spuren einer vorlängst erlittenen Wasserrevolution — denn große und kleinere Felstrümmer, unter und über einander geworfelt, bedecken den Boden, so wie noch hie und da überhängende Steinblöcke den Herabsturz drohen, und so dem Wanderer den Weg erschweren. Das Thal fängt sich an zu verengen, kleinere Wasserfälle schimmerten bald da bald dort wie Demantbänder durch Baumparthien hervor, und nachdem man uns den Weg zeigte, der auf die **Meluik-Alpe** führt, kamen wir zum „**hohen Steg**", der aus kühn hinüber geworfenen starken, behauenen Baumstämmen besteht und beide Ufer der **Malta** verbindet, die hier von mehr als 10 Klft. hohen Felswänden eingeengt ist. Das Bild, das sich hier dem Beschauer bietet, ist hochromantisch durch die im Gletscherfilber leuchtenden fernen Alpenspitzen, die **Elendscharten**, den **Gemsenock** und andern, und durch die hie und da mit großen Steinen beschwerten einzelnen Alpenhütten und das Geklingel des auf den mit saftigen Kräutern prangenden Abhängen weidenden Viehes.

Während die Reisecaravane hier Halt machte, und einen Imbiß zu einem Gabelfrühstücke ausbreitete, überschritt ich den „**hohen Steg**", um auf der andern Seite der **Malta** einen günstigen Punkt aufzufinden, die aus den Schneefeldern und dem See des **Melnik** bogenförmig herabfallende Wassermasse mit einem Blicke zu überschauen. Dieser imposante Wasserfall, den man schon vom **Hofer zu Buch** wie ein Silberband im Sonnenlichte schimmern sieht, bildet vier Cascaden, und stürzt über eine steile Wand mit weit hörbarem wilden Getöse über 200 Fuß hoch hinab. — Der Punkt war gefunden, und zwar 8 bis 10 Klafter am rechten Ufer der **Malta** aufwärts auf einer zu erklimmenden Felsplatte. Auf meinen Ruf kamen Mehrere von der Caravane herüber, von wo aus sich nun der Wassersturz in seiner ganzen Größe darstellte. Nur an zwei Stellen ist er durch hervorragende schwarze Tannen, deren Nadeln durch die Wassertropfen wie Diamanten glänzten, gedeckt, durch deren Beseitigung die ungeheure Wassersäule vom obersten Punkte bis in ihr Riesenbecken ununterbrochen gesehen werden könnte. — Doch dürfte das Hinwegschaffen dieser Bäume immer mit Gefahr verbunden seyn, da dieselben nur aus den Spalten der senkrechten

Granitwände hervorgewachsen sind, und ihnen folglich schwer, vielleicht gar nicht beizukommen seyn würde.

Nach allgemeiner Stärkung setzte sich die Gesellschaft wieder in Bewegung.

Immer wilder wurde die Gegend, immer steiler ging es aufwärts. Die Malta hatte bei den Stürmen der vorhergegangenen Woche die Wege zerrissen und schwer zu passiren gemacht: wir mußten über hohe Felsblöcke, meistens Gneis, besonders einmal über durch einen ungeheuern Felsensturz entstandene und durchklüftete zu einem Berge aufgehäufte Steintrümmer gegen eine halbe Stunde auf- und abwärts steigen.

Nach einer Wanderung von ungefähr zwei Stunden seit dem „hohen Steg" am Fuße des Melnik*), an manchen kleineren Wasserfällen vorüber, kamen wir abermals zu einem Malta-Uebergang, die „hohe Brücke" genannt, die gleich dem „hohen Steg" zur Schonung der verbindenden Bäume gedeckt ist, und deren Anblick durch ihre bedeutende Höhe über die unter ihr tobende Malta und die allenthalben überhängenden schwarzen Steinmassen, einen noch mächtigeren Eindruck machte. Der Bergstrom stürzt hier noch massenhafter zwischen zwei hohen Felswänden durch, und bildet unter der Brücke einen Fall, daß die Wogen hoch im Schaum aufzischen. Um dieses großartige und beinahe Schauer erregende Bild ganz zu genießen, muß man in die Tiefe zu dem Rande der Malta hinabsteigen, wird aber für diese geringe Mühe reich belohnt.

Der nun immer engere Weg führt durch einen Fichtenwald über Gneis- und Granitblöcke. Bemerkenswerth, wie auch schon früher, sind die oft riesigen Laub- und Nadelbäume, die auf der Seite, woher die kalten Stürme von den Eisfeldern des Groß- und Kleinelends wüthen, leer an Aesten sind, während sie an der entgegengesetzten Seite ihre reichen üppigen Arme weit hinausstrecken.

Bisher nur an das Rauschen der dahinströmenden und abstürzenden Wasser gewohnt und oft ängstlich einen überhängenden Felsen betrachtend, eröffnete sich nun auf einmal ein Hochthal, mit vollem Rechte die Schönau genannt, das mehr als eine Viertelstunde lang und noch breiter ist, und in der Mitte dieser himmelanstürmenden Felsenzinnen uns so angenehm überraschte, als ob wir plötzlich in ein wahres Eden versetzt worden wären. Das üppigste Grün lachte uns entgegen, frischer und klarer schmückten die Bäume die Wiesenränder, ruhig floß der sonst stürmende Wildstrom, und in Mitte dieses Waldgartens lag eine friedliche Sennhütte, die Traxhütte genannt, ein Eigenthum des Preimlbauers in Dornbach, die aber nur im Sommer bewohnt, im Winter verlassen ist**). Dieser Sennhütte gegenüber nordöstlich stürzt der Maralpenfall herab welcher von der nordwestlichen Höhe des Melnik kömmt, und wenn gleich den beiden früheren Fällen durch Wassermächtigkeit nicht ebenbürtig, doch zur Verschönerung der Schönau beiträgt. In der Traxhütte ließen wir unsern Speisevorrath, und wollten vor derselben nach unserer Rückkunft das Mittagsmahl halten.

Jetzt ging es eine wahre Steintreppe hinan durch einen dichten Wald aus Nadelholz; die zu ersteigende Höhe war nicht unbedeutend, und als es wieder abwärts ging, verstärkte sich das schon eine geraume Zeit hörbare Rauschen immer mehr und ging in ein donnerähnliches Getöse über, daß der Boden unter uns zitterte, und plötzlich trat eine so erhabene Naturszene vor unser Auge, daß der in Beschreibung solcher Naturbilder Gewandteste seine Ohnmächtigkeit gestehen müßte, eine wahre und dieser Empfindung nur annähernde Schilderung zu liefern. Links um einen Fels biegend stürzte so nahe, daß wir ganz in Wasserstaub eingehüllt wurden, von einer ungeheuren Höhe in einem mächtigen Wasserstrahl der Hochalmbach, aus den weit ausgedehnten Gletschern des Hochalmspitzes und den an ihn grenzenden unübersehbaren Eisfeldern des Groß- und Kleinelends herab, und in einer unbedeutenden Entfernung vor uns steigerte unser Erstaunen und unsere Bewunderung ein neues, ähnliches und wieder ganz verschiedenes Schauspiel: aus einer breiten Spalte der das Thal schließenden Granitwand donnerte die Malta in gedrängten Wassermassen hervor, stürzte wohl acht Klafter hoch herab und fiel in ein großes, tiefes, seit Jahrhunderten sich ausgehöhltes Becken, das unter dem Namen „der blaue Tumpf" bekannt ist.

Hier hat die Natur das eigentliche Maltathal abgeschlossen, obschon von Manchen auch noch die Fortsetzung bis zur Wiege dieses Alpenstromes, den großen schon öfters genannten Eisfeldern, zum Maltathale gerechnet wird, da doch selbst bei den dortigen Hirten nun dieser Bergbach fortwährend der Elendbach heißt und folglich auch das Felsenthal, das derselbe bis zum „blauen Tumpf" durchströmt, den gleichen Namen führt.

Um von hier weiter aufwärts bis in's „Elend" zu gelangen, muß man links quer eine Steinriese überschreiten, die durch das Abtreiben des auf den Höhen gefällten Holzes ganz haltlos und folglich nicht ohne Gefahr zu passiren ist.

Das Großartige in der Natur erweckt und steigert immer mehr die Liebe zu ihr, daß sie manche gefährliche Stelle nicht achtet, um auch noch das hinter derselben Liegende zu schauen und stets noch Außerordentlicheres zu entdecken, und beseelt den Wanderer mit neuem Muth. So ging auch ich diesen schlüpfrigen Querweg der Riese eine Strecke fort — und eine unübersehbare hohe Steinwand dehnt sich zur rechten Seite fort und fort, und wieder zeigte sich ein mächtiger Wasserfall — da drang der Ruf der Gefährten zur Rückkehr an mein Ohr, und sie mußte, wenn gleich ungern von mir angetreten werden.

Am Rückwege stand ich noch lange auf dem schwachen, zitternden Stege, unter dem der, sich wieder zu Wogen sammelnde Wasserstaub des Hochalmbaches der Malta zueilte, achtete nicht die naße Staubhülle, in der ich weilte, und bewunderte die blaugrüne Wasserfläche des Tumpfes, der vor dem bezeichneten Abtreiben des Holzes noch einen größern Umfang hatte, aber durch das mit den Holzstämmen zugleich abgerutschte Steingerölle — so weit alte Leute sich erinnern — beinahe um ein Dritttheil verkleinert wurde.

In die Traxhütte zurückgekehrt, mundete uns müden Wanderern die kalte Küche und der gute Wein, wofür Freund B**, der uns auch begleitete — lobenswerth Sorge getragen hatte, herrlich, dem ein selbstbereiteter Aufguß der feinen Moccabohnen mit einem ausgezeichneten Milchrahme die Krone aufsetzte.

Heitere Gespräche, gegenseitige Mittheilung des Gesehenen — Anekdoten von Ereignißen auf solchen Ausflügen, Abenteuer mit reißenden Thieren, und endlich ein Rundgesang, der mit verschiedenen Toasten endete, stimmten uns so heiter und fröhlich, daß erst die sich tief neigende Sonne uns erinnerte, welcher weite Weg uns noch bevorstand, um Maltein zu erreichen, ohne von tiefer Nacht überrascht zu werden.

*) Der Melnik ist ein Zweig der Gebirgskette, welche vom Hafnerspitz südöstlich zieht. Auf derselben befindet sich ein See mit den köstlichsten Salblingen und Forellen. Den Boden des Sees deckt ein Glimmersand, der bei dem gemeinen Manne die Sage veranlaßte, daß im tiefen Seegrunde ungeheuere Schätze sich befinden.

**) Man erzählte uns, daß einst in dieser Sennhütte ein alter Hirte über acht Winter ausgehalten habe, aber nicht nur mit einer grönländischen Kälte, sondern auch mit Raubthieren viel kämpfen mußte.

Während die Träger mit den Ueberbleibseln bepackt wurden, rief noch einer aus der Gesellschaft dem Traxmandl*) einen Toast und eine gute Nacht auf Wiedersehen zu — und ernstlich fand nun die Rückreise statt.

Die rasch fortschreitende Tageszeit und der uns Allen bekannte oft beschwerliche Weg veranlaßte, daß wir schweigend, rascher und doch mit aller Vorsicht vorwärts schritten, fast keine Rast hielten, und dankbar zur blassen Mondsichel emporblickten, die, nachdem der Abend an den Bergeshäuptern schon verglommen war, mit ihrem schwachen Lichte doch in etwas unsern Pfad beleuchtete. Die letzte Strecke, ehe wir nach Maltein kamen, indem wir uns etwas vom Pfade verirrten, mußten wir durch tiefen Sand watten, so daß wir endlich nach vier Stunden das Pfarrdorf erreichten. Durch einen unserer Führer oder Träger, den alten Krainer Zusner, den wir vorausgesendet, besorgt, wartete unser beim Wirthe im alten Schloßgebäude der schlafbekämpfende Kaffeh, den wir mit vielem Behagen nach einem so bedeutenden Marsche genossen — dann unsere Wägen bestiegen, und als vom Pfarrthurme zu Gmünd zwölf Glockenschläge durch die laue Nacht tönten, fuhren wir im Städtchen ein.

Einen zweiten Ausflug von Gmünd in's Maltathal, doch nur bis zum Fallbach, machte ich mit meinem Neffen K**, seiner Familie und dem Collegen N* zu Wagen am 28. August 1851.

Der mir nun schon bekannte Weg war eine recht angenehme Erinnerung an meinen ersten Ausflug, nur war derselbe besonders zum Fahren an mehreren Stellen von der Malta durch das letzte „große Wasser", wie sich die Landleute ausdrücken, sehr beschädiget und theils versandet. Wir kamen nach einer Stunde zum Fallbauer und sahen den schönen Wasserfall, der sich nun, da er dießmal nicht so wie das Erstemal reich an Wasser war, gleich einem Staubbache darstellte. Wir fuhren dann über die Malta-Brücke zum Hofer zu Koschach. Indessen dort die Frau meines Neffen mit des Hofers Hauswirthin für uns eine Jause bereitete, gingen wir Drei über die Malta-Brücke zurück — dann nach einer kleinen Strecke wieder über eine andere Brücke, die in den Gösgraben und zum Gösfall führt. Auf dem Wege dahin zeigte sich uns im Hintergrunde des engen Thales der Melcherspitz, das Elendeck und das hohe Säuleck, welch letzteres wir schon bei der Hinfahrt durch eine Scharte erblickten.

Der Wasserfall des Gösbaches, den wir nach einer Viertelstunde erreichten, stürzt nicht besonders hoch aber mächtig herab und bildet einen Tumpf, dessen vorherrschende Farbe grün war, und eilt dann mit seinen Fluthen der Malta zu. Beim Rückwege sahen wir wieder den Pflügelhof und die kleine Häusergruppe, die Brandstatt.

Der uns gegenüber liegende Fallbachfall zog uns wiederholt in seine Nähe, und besonders fiel uns dießmal bei einer ruhigen Beobachtung das Raketten-ähnliche seiner Wasserstrahlen auf. — Im Jahre 1848, vom 1. bis 2. Mai verlegte sich die obere Mündung des Baches, bei einem damals viel Unheil anrichtenden Gewitterregen, und der Wasserfall blieb eine Zeitlang gänzlich aus; auf einmal wurde dieser Damm durchbrochen, und verheerend stürzten mit großen Wassermassen Bäume und Felstrümmer herab — doch theilte sich die Fluth in zwei Aeme, und verschonte das Wohnhaus des Fallbauers, nahm aber Scheune, Stall und Vieh mit sich fort. Noch sah man die Verherrung deutlich. — Zu gleicher Zeit verlor auch der Hoferbauer, der gegenüber liegt, durch die Fluthen der Gös einen Theil seiner Behausung und acht Kühe.

Der Ruf zur fertigen Jause führte uns in das Haus Hofers zurück, und als bereits an den schwarzen Felswänden die Nacht hing, kamen wir nach ¾ Stunden glücklich nach Gmünd. —

Das Maltathal, merkwürdig durch seine großartige Szenerie, Abgeschlossenheit und seine vielen Wasserfälle — ich zählte bis zum „blauen Tumpf" zweiundzwanzig, von denen drei zu den ausgezeichnetsten in Oesterreich gehören, — ist hierin unter den hohen Alpenthälern Kärntens das Zweite, und kein Freund pittoresker, imposanter und erhabener Naturszenen wird, besonders wenn seine Reise durch Gmünd geht, es unbesucht lassen; denn er wird sich dadurch noch lange in der Erinnerung wahrhaft genußreiche und freudige Stunden schaffen!

M.

*) Am linken Ufer der Malta, gerade oberhalb der Traxhütte, hoch auf einer schwindelnden Felsenwand sieht man einige Granittrümmer, die sonderbar übereinander liegen. Auf zwei hohen getrennten Steinen liegt ein dritter colossaler Felsen, aus denen die Phantasie leicht die Form einer menschlichen Figure bildet, und welche unter dem Volke das Traxmandl heißt. Dieß gab Veranlassung zu einer Sage; bei einigen soll es der durch Versteinerung bestrafte Muthwille eines vornehmen Jägers, bei andern eines bösartigen Hirten seyn.

Biographische Notiz.

(Nekrolog.) „Am 4. Februar l. J. — heißt es in der Wienerzeitung vom 9. d. M. — wurde in Olmütz ein Veteran des Lehrerstandes, der pensionirte Gymnasialprofessor Mathias Ludwig zur Erde bestattet. Seinem Sarge folgte ein großer Zug, in demselben befanden sich viele Schüler des Verewigten, die allen Ständen angehören, theilweise höhere Würden bekleiden, und von denen sich schon einige selbst dem Greisenalter nähern. Der Verstorbene war für seine langjährigen Staatsdienste im Lehrfache mit der goldenen Civilverdienst-Medaille ausgezeichnet worden. Er hatte das 83. Lebensjahr erreicht, und war in der letzten Zeit erblindet gewesen." — Die Zahl seiner noch lebenden Schüler ist auch in Kärnten nicht unbedeutend. Ludwig, ein Neffe des einstigen verdienstvollen Normalschul-Direktors und Professors der Philosophie am Klagenfurter-Lyceum, war zuerst Lehrer der 4. Klasse an der Normalhauptschule in Klagenfurt, wo er zugleich Schreiblehrer durch mehrere Stunden in der Woche in der 3. Schulklasse war. Im Herbste 1798 wurde er Professor der ersten Grammatikalklasse, bis er bei der Uebernahme des Gymnasiums durch die P. P. Benediktiner nach Olmütz übersetzt wurde. Sein gediegener Vortrag in einer reinen Sprache, sein ernstes und doch so einnehmendes Wesen in und außer der Schule hatte ihm die Liebe seiner Schüler in einem besonderen Grade erworben, und gewiß erinnert sich noch jeder mit recht angenehmem Gefühle seiner unter ihm durchlebten Unterrichtsstunden. Auch erinnern wir uns, daß Ludwig in Folge einer landesfürstlichen allgemeinen Aufforderung zur Verfassung einer kurzen Geschichte Kärntens für die lateinischen Schulen mit concurrirte; wohin aber sein Elaborat gekommen, ob es bei der später erschienenen Geschichte Kärntens für die Schule benützt wurde, aber wohl gar als Grundlage diente, ist dem Schreiber dieses, der durch zwei Jahre, 1798 und 1799, auch sein Schüler war, nicht bekannt. — Sein Andenken in Klagenfurt wird wenigstens so lange, als von seinen einstigen Schülern, die wohl schon alle in den Jahren sich befinden, von denen es in der Schrift heißt: Sie gefallen mir nicht — noch unter den Lebenden wandeln, gewiß in Segen seyn. Friede seiner Asche! (M.)

Theater.

Dem Vernehmen nach kömmt am künftigen Sonnabende, den 27. d. M., J. G. Fellinger's historisches Gemälde: **Herzog Inguo, oder das Kreuz auf Kärntens Alpen**, auf unserer Schaubühne zur Darstellung. Der Schauspieler Herr **Pfalz** (Gustav Scheitz) hat dasselbe zu seiner Benefiz bestimmt, und durch diese Wahl seine Liebe zur Heimath an den Tag gelegt. Vielen Theaterfreunden dürfte dieses dramatische Gedicht noch unbekannt seyn, da es erst einige Male, und zwar vor längerer Zeit hier auf der Bühne gegeben wurde, und auch bisher noch nicht im Drucke erschien. Die Redaktion der „Carinthia" sieht sich aus Liebe zum verewigten Dichter und Freunde gleichsam aufgefordert, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, da Fellinger viele seiner schönsten Geistesblüthen zuerst in diesem Blatte niederlegte.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 9. **Sonnabend, den 27. Februar.** **1858.**

Mein Vaterland.

Wo stolz der Gletscher Zinnen steh'n,
Des Äthers reinste Lüfte weh'n,
Wo auf der Alpen frischem Grün
In stiller Pracht Wulfenien blüh'n,
Mit Perlen von Auroreus Thau
Umkränzend ihrer Augen Blau; —
Das Land hält meine Lieb' gebannt,
Es ist mein schönes Vaterland.

Wo tief im Schacht beim Grubenlicht
Der Knapp' des Berggeist's Mächte bricht,
Wo aus des Stollens engem Bug
Enteilt der volle Wagenzug,
Ein Feuerbach der Eisenfund
Entströmt des Ofens Flammenmund; —
Dem Lande bin ich eng verwandt,
Es ist mein theures Vaterland.

Wo hold die ähr'umwegte Flur
Bedeckt der grauen Vorzeit Spur,
Wo aus dem Erdenschooß der Pflug
Manch Römerschwert als Beute trug,
Die Trümmer von Virunums Macht
Der Tannenwipfel Grün bewacht; —
Dort, der Geschichte wohlbekannt,
Liegt still mein liebes Heimathland.

Weißt Du, welch Land die Heldenschaar
Zum Kampf für Recht und Licht gebar?
Die auf Italien's Lenzgefild
Zerbrechen half der Sarden Schild?
Die treu bewährt im Schlachtgebraus
Die alte Lieb' zum Herrscherhaus? —
Mein Kärnten hat sie ausgesandt,
Mein vielgeliebtes Vaterland.

— 66 —

Archäologisches.

Die Monatsberichte der Berliner Akademie vom October und November 1857 enthalten eine Uebersicht der Arbeiten und Reisen, die im verflossenen Jahre für die große unter den Auspicien der Akademie unternommene Sammlung aller römischen Inschriften von den drei mit der Leitung beauftragten Gelehrten, Theodor Mommsen, Wilhelm Henzen und Giovanni Battista de Rossi, ausgeführt worden sind. Einige Mittheilungen aus diesem Jahresberichte werden den Lesern dieser Blätter hoffentlich nicht unwillkommen seyn: sie sind wenigstens geeignet von dem kolossalen Umfang des Unternehmens, seiner eigenthümlichen Natur und seinen unzähligen Schwierigkeiten einen Begriff zu geben.

Die Arbeiten für die Sammlung, Collationirung und Revision der Inschriften Oesterreichs begann Mommsen in Wien mit der Untersuchung der dortigen handschriftlichen Sammlungen von Inschriften, von denen ihn hauptsächlich fünf beschäftigten: eine Tiroler, eine Dalmatiner, eine im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gemachte für Steiermark und Krain wichtige Sammlung, die Collectaneen des großen Numismatikers Eckhel (der an einer Zusammenstellung sämmtlicher deutsch-österreichischen Inschriften gearbeitet hat), endlich officielle Eingaben der Localbehörden aus den Jahren 1829 bis 1831. Nachdem die Ausnutzung dieser Manuskripte vollendet war, welche den Monat Julius in Anspruch genommen hatte, trat Mommsen die Bereisung der deutsch-österreichischen Länder an, welche etwa sechs Wochen dauerte. Alle größern Mittelpunkte des römischen Lebens sowohl, wie Salzburg (Juvavia), Celeia (Cilli), Petovio (Pettau) u. a., als die Stätten der heutigen antiquarischen Forschung (wie die Provinzialmuseen von Klagenfurt, Gratz, Pettau, Laibach und Agram), wurden von ihm vollständig durchforscht. Er machte es sich zur besondern Aufgabe mit den Localforschern in Verbindung zu treten, und er sagt es „mit Freude und mit Dank, daß keine Thür sich ihm geschlossen und manche sich ihm geöffnet hat, bevor er auch nur anklopfte.“ Namentlich werden als besonders fördernd genannt die Sammlungen der HH. B. v. Ankershofen, von Jabornegg und Dr. Kumpf in Klagenfurt, Pfarrer Richard Knabl und v. Steinbüchel in Gratz, und v. Kukuljevic und Major v. Sabljau für croatische und Dalmatiner Inschriften. „Ich glaube mich nicht zu täuschen,“ heißt es in Mommsens Bericht, „wenn ich ausspreche, daß das Gefühl der Nothwendigkeit einer solchen Sammlung, wie die Akademie sie projectirt hat, die Empfindung, aus dem seit Jahrhunderten aufgehäuften Wust und Schutt nicht durch eigene Kraft sich durcharbeiten zu können, die Hoffnung eines jeden Einzelnen zu frischerm und besserm Fortarbeiten, wenn die Fundamente nur erst durch eine allgemeine und große Anstrengung gelegt sind, alle um diese Dinge irgendwie sich bekümmernden Personen, und eben die intelligentesten am meisten, durchdringt.“

Unter den aus diesen Ländern vorläufig mitgetheilten Inschriften ist am interessantesten eine etruskische im Kärntnerland, am nördlichen Fuß der Pleckenalpe, im obern Gailthal oberhalb des kleinen Orts Würmlach entdeckte, auf einem mächtigen moosigen Felsstück, das, mitten im Tannenwald frei aus dem Boden ragend, den Wanderer zum Sitzen einladet. Es ist dieß die erste auf österreichischem Bo-

den gefundene derartige Schrift auf Stein. Ihre Schriftzüge gehören dem nordetruskischen Alphabet an, und sind am meisten den etruskischen Steinen im Tessin und den Bergen von Südtirol und Steiermark verwandt, wodurch der früher vom Mommsen nachgewiesene Culturfaden von den Etruriern zu den Alpinern und Transalpinern immer weiter belegt wird. (Allg. Zg. 1858, Nro. 43.)

Aus diesem Berichte erhellt, wie selbst das Ausland den Aufschwung der historischen Forschungen in Oesterreich würdiget und namentlich derartige Leistungen von Salzburg, Steiermark, Krain und Kärnten in der Berliner Akademie ehrenvoll erwähnt werden. Als besonders fördernd werden dort die Inschriften-Sammlungen der HH. B. v. Ankershofen, v. Jabornegg und Dr. Kumpf in Klagenfurt, Pfarrer Richard Knabl und v. Steinbüchl in Gratz, v. Kukuljevic — Ehrenmitglieder unseres Geschichtvereines, — und Major v. Sabljau für croatische und dalmatinische Inschriften herausgehoben.

Zu unserer Ueberraschung wird eine etruskische Steininschrift am nördlichen Fuß der Pleckenalpe im obern Gailthale oberhalb Würmlach in der Nähe von Mauthen als die interessanteste bezeichnet, weil sie die erste auf österreichischem Boden gefundene derartige Inschrift ist. Es frägt sich nun, wie denn diese etruskische Steinschrift nach Kärnten kam? Wäre die Inschrift auf einem beweglichen Kunstwerke, so wäre eine Translocirung solcher ausländischer Gegenstände durch die Römer eine gar leicht erklärliche Sache. Aber eine Inschrift auf einem mächtigen moosigen Felsstücke, das mitten im Tannenwald frei aus dem Boden ragend den Wanderer zum Sitzen einladet, läßt nur auf einen bleibenden Sitz eines Volkes, dessen Schriftzüge sie trägt, zurückschließen. Doch wie? sollten wirklich Etrusker in Kärnten gewohnt haben? könnte uns Jemand die Frage stellen. Derartige ethnographische Fragen können nur durch den Zusammenhang der Geschichte, insoferne sie sich auf Quellen stützt, beantwortet werden. Da man in der Gegenwart ganz besonders bemüht ist, die Ureinwohner der einzelnen Länder und Provinzen historisch zu erforschen, so dürfte die Erörterung unserer Frage nicht ohne alles Interesse seyn. Zu den eigentlichen geschichtlichen Beweisen gehören wohl vor Allem die ausdrücklichen Zeugniße in den ältesten Geschichtswerken. Daß die ältesten Bewohner Kärntens Kelten waren, ist eine längst erwiesene Wahrheit, schließt aber die Einwanderung eines andern Völkerstammes noch nicht aus. Nach den Geschichtschreibern Livius (V. 36) und Justinus (XXIV. 4.) fielen die Kelten, welche aus Gallien ausgewandert, um das Jahr 590 (583?) vor Chr. in Italien ein, vertrieben nicht blos die Etrusker, sondern auch die Umbrer aus ihren Gebieten. Doch blieben sie diesseits des Apenninus. Die Senonen aber kamen nach der etruskischen Stadt Clusium. Die Clusiner also geschreckt durch die Nachricht, daß von denselben die Schaaren der Etrusker diesseits und jenseits des Padus (Po) oft geschlagen worden seyen, schickten nach Rom um Hilfe. Da aber Rom den Kelten nur mit dem Kriege drohte, und die furchtbaren Kelten trotzig erklärten, „sie trügen das Recht, Land von den Eigenthümern zu fordern, in ihren Waffen, und die Welt gehöre den Tapfern“, wurde der Krieg hitzig begonnen. Durch diesen Andrang der Kelten wurden nun vorzüglich die Ligurer, Etrurier und Umbrer nach allen Richtungen auf die Seite gedrängt. Es reichten gegen Osten nach den Iberern auf der Küste bis an die Makra (Magra) zu den Etruriern die Ligurer nordwärts noch tiefer in das Land hinein. Jenseits der Ligurer sind die Tusker und Umbrer über die Apenninen zurückgedrängt worden. (Zeuß: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. S. 167 u. 169.)

Die Cenomanen erstreckten sich vom Po bis an's Gebirge in die Umgebungen des Gardasee's. Trient und Verona waren schon nach Plinius [1]) Städte der Räten, von Abkömmlingen der Etrurier bewohnt, welche sich nach den Zeugnissen der Alten über den Kelten in den Gebirgsthälern erhalten haben. Selbst Mantua [2]) nennt Plinius eine etrurische Stadt. Diese Räten flüchteten sich vor den einfallenden Kelten zunächst links in die Gebirgsgegenden. Allein nach Plinius ausdrücklichem Zeugniße wurden die Völker auch nach Rechts in Bewegung gesetzt. „Die Alpenbewohner, sagt er [3]), bestehen aus verschiedenen Völkerschaften. Die berühmtesten von Pola bis an's Gebiet von Tergeste sind: die Secusser, Supokriner, Cataler, Monocalener, von den Carniern Taurusker, jetzt Noriker genannt. An ihnen grenzen die Räter, welche von den Etruriern herstammen und von den Kelten unter Anführung des Raetus dorthin vertrieben worden seyn sollen“. Nach Justin brachen die Kelten ebenfalls aus Gallien in Italien ein und vertrieben die Etrurier aus ihren Sitzen.

„Nachdem nun die Etrurier, sagt er, [4]) ihre alten Wohnsitze verloren hatten, bewohnten sie die Alpen.“ Nach Dionys von Halicarnaß [5]) nannten sich die Etrurier selbst Rasener, welcher Name mit dem der Rätier für identisch gilt. Nach Livius (5, 33) haben die Tusker jenseits der Apenninen eben so viele Ansiedlungen angelegt, als sie ursprünglich Hauptstädte hatten. Sie bewohnten alles Land, den Winkel der Veneter, die um den Meerbusen her wohnen, abgerechnet, bis zu den Alpen hin. Auch die Alpenvölker haben unstreitig gleichen Ursprung, nämlich von den Tuskern, — besonders die Rätier. Diese wohnten am südlichen Abhange der Alpen von St. Gotthard bis an die Berge von Kärnten und Krain, und waren vielleicht ein Zweig der Umbrer. Nach Livius waren sie verwildert und hatten die Sprache schon verderben. Zeuß sagt daher: Man wußte, daß die von Strabo (4, p. 204) genannten Völkerschaften in den Alpen, die Rätier, die Venonen gegen Osten, die Lepontiner, Tridentiner, Stonier und einige andere kleinere räuberische arme Völkchen, welche Italien früher beunruhigten, Reste der alten Tusker im Polande waren, und man habe sich dadurch verleiten lassen, alle Rätier von den Tuskern abzuleiten. Die Lepontiner dürften auf Strabos Zeugniß von den Kelten zu trennen seyn. Auf welche Grenzen die nicht keltische Bevölkerung der Südalpen einzuschränken sey, wisse man noch nicht, doch wahrscheinlich auf das Gebiet der euganeischen Völker, die somit tuskischen Geschlechtes wären, wozu nach Strabo noch die Lepontiner gehörten, die man jedoch auch, etwa noch auf Cato bei Plinius (3, 20) gestützt, zu den nähern Ligurern stellen könnte. (Zeuß: Die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 230 und 231.)

Dr. v. Muchar äußert sich über die späteren Einwanderungen in das norische Hochland folgender Maßen: „An der Bevölkerung des norischen Landes von Süden her mögen einige Flüchtlinge hetruskischer Abkunft in hoher Vorzeit wichtigen Antheil gehabt haben. In den ältesten Zeiten saßen in Ober- und Mittel-Italien die Hetrurier, (Tyrrhener oder Tusker) als Urbewohner, ausgezeichnet durch alle Künste des Krieges und Friedens, durch ordentliche, bürgerliche Institutionen, Satzungen, Tempel, Götter, gottesdienstliche Gebräuche, Mysterien, Schrift, Handel, Land- und Seemacht, waren sie das erste kultivirte Volk in Europa. — Zwischen

1) Plin. III. 23.
2) Plin. III. 19. 23. vgl. Virgil X. 200 ff.
3) l. c. III. 24.
4) Justin. XX. 5.
5) Dionys H. I. 24.

dem Po, dem adriatischen Meere und den Alpen aber saßen die biedern Euganäer, Bene nati, Genere praestantes von den Alten genannt. Um das Jahr 1181 vor Christus landete der muthige Antenor mit den tapfern Venetern, flüchtig nach Trojas Falle, und nach langem Umherirren auf dem jonischen und dem Mittelmeere im innersten Busen der adriatischen See. Fest da angesiedelt und mächtig sich ausbreitend trieb er die Euganäer aus ihren Fluren weg. Diese sahen keinen andern Zufluchtsort vor sich als die hohen Alpen. Sie folgten also den von dort herabstürzenden Flüssen: dem Tagliamento, Natiso, Sontius, Piave, der Etsch und Brenta rc. und kamen in's Rhätien und Noricum heran! In Rhätien sind ihre ehemaligen Ansiedlungen heute noch erweislich; wo sie sich aber bestimmt im norischen Hochlande niedergelassen hatten, ob in den Thälern der Gail, Liser, Möll, Drau, Isel, Rienz, Salzach? wissen wir gar nicht." (Steier. Zeitschrift I. H. S. 23.) Nun erhielten sich von dieser alten Bevölkerung im Engadin- und Grödner-Thale Ueberreste, wo man noch immer die romanisirte althetrurische Sprache redet[6]). Ferner finden sich manche Spuren der althetrurischen Kunst in diesen Gegenden. Denn unter den Gebirgsbewohnern wenigstens waren damals die Etrurier die gebildetsten, wie es die Ueberreste ihrer Kunst überall beweisen. Die Schreibekunst brachten sie schon in uralten Zeiten aus Kleinasien nach Italien, wo sie durch ihre reinere Religion, strengere Disciplin und sittlichen Ernst in ihrem Charakter zu der spätern Macht der Römer sehr viel beigetragen haben. Man findet also Spuren ihrer Bildung und Kunst nicht nur in Etrurien, ihrem alten Wohnsitze, sondern auch in den Alpenländern, in welche sie von den Kelten gedrängt sich flüchteten, und wo sie wahrscheinlich ohne Widerstand ihre neuen Wohnsitze aufschlugen. Daher findet man in Südtirol namentlich im Cembrathale ein rätisches Gefäß, welches hetrurische Inschriften trägt, und zwar ebenfalls mit Schriftzügen des nordetruskischen Alphabetes. Der Charakter der hetrurischen Inschriften überhaupt zeigt sich vorzüglich in der Richtung der Schrift von der Rechten zur Linken, wie bei allen semitischen Sprachen mit Ausnahme der altäthiopischen, welche eine Mundart der hebräischen Sprache ist. Damit wird nicht behauptet, daß die hetruskische Sprache zu dem semitischen Sprachstamme gehört. Daß sie die uralte Richtung von der Rechten zur Linken unter allen europäischen Völkern stets beibehalten haben, scheint eine Wirkung der uralten conservativen fast patriarchalischen und hierarchischen Regierungs-Form zu seyn. Daher sagt Dionys von Halikarnaß: „sie stehen keinem andern Volke gleich an Sprache und Sitte". Bis jetzt ist es nicht gelungen, ihre ziemlich zahlreichen Sprachüberreste ganz sicher zu deuten, wodurch ihr Platz in der Reihe der Völkerstämme allein mit Sicherheit bestimmt werden könnte. Denn ihre düstere Religion, Sitten und Gebräuche, selbst ihr gedrungener Körperbau unterscheiden sie scharf von den Völkern griechisch-italischer Abstammung. Ihr Name stammt offenbar nur von den Griechen her, die sie Tyrsener, Tyrrhener nannten. Tyrsener, Turs ist mit turris, Burg verwandt. Nun aber zeichneten sie sich durch feste, große Bauten aus und umgaben ihre Burgen mit cyclopischen Mauern. Sie selbst nannten sich Rasener. Auch Herr Professor Sulzer in Trient besitzt eine eherne Statuette mit ebenfalls nordetruskischer Inschrift, welche in der Nähe von Trient aufgefunden wurde. Wenn wir also die Zeugnisse der alten Classiker, und der neuern Geschichtforscher mit den in den Gebirgsgegenden aufgefundenen etrurischen Kunstgegenständen und Inschriften zusammenstellen, wenn man ferner bedenkt, daß damals die Gebirgsgegenden wenig oder gar noch nicht bevölkert waren, folglich vertriebenen Völkerstämmen eine willkommene Zufluchtsstätte gewährten, wenn man endlich erwägt, daß die Hetrurier sehr ernste und fleißige Menschen waren, welche den beschwerlichen Anbau der Gebirgsgegenden, wo man der Erde Alles mit dem Schweiße abtrotzen muß, nicht scheuten, so kann man nicht umhin anzunehmen, daß Hetrusker, von denen wir sogar eine Steinschrift haben, unsere Gailthaler-Alpen zu ihrem Wohnsitze gewählt haben. — Der Geschicht-Verein von Kärnten ist auch im Besitze einer kleinen Sphinx aus Bronze, welche in Barsalva südlich von Clausenburg in Siebenbürgen aufgefunden wurde und auch eine hetruskische Inschrift hat, doch mit den Schriftzügen des südetruskischen Alphabetes. Derartige leichtbewegliche Gegenstände der antiken Kunst liefern zwar nicht schlechtweg den Beweis eines bleibenden Wohnsitzes irgend eines Volkes in dem Fundorte selbst, thun aber doch dar, daß die alten Römer in ihren Legionen Etrusker hatten, welche sich mit ihren Colonisten in den Provinzen und Ländern, wo man römische Alterthümer findet, bleibend niedergelassen haben.

6) Hormayr's Geschichte von Tirol S. 87. Lewald I. S. 139, 170.

Dr. Carlmann Flor.

Ernennung.

Wir sind abermals in der angenehmen Lage, eine dem heimathlichen Verdienste vom Auslande zu Theil gewordene Anerkennung berichten zu können. Gleichwie der „historische Verein für Steiermark" bei seiner allgemeinen Versammlung am 4. Mai 1857, unter Vorsitz Seiner kaiserlichen Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, mit einstimmigem Beschluß und Ausfertigung des Diploms vom gleichen Tage den Hochw. Herrn Heinrich Hermann, Domkapitularen zu St. Andrä im Lavantthale, zu seinem korrespondirenden Mitgliede ernannt hat, so ist Derselbe, laut Diplom vom 8. Februar 1858, von der „Accademia de' Quiriti" in Rom als Mitglied erwählt und in ihr Album eingetragen worden.

Nachruf

an **Otto Raab**, Forstverwalter der Staatsdomainen Lankowitz und Piber in Steiermark.

> Omnes eodem cogimur,
> Omnium versatur urna
> Serius — ocyus
> Sors exitura et nos in aeternum
> Exilium impositura cymbae.
> Horatius.

Der unerbittliche Tod fordert seine Opfer von jedem Menschenalter, kein Stand schützet vor seiner Allgewalt. Wen seine kalte Hand ergriffen, der vermag sich seiner Gewalt nicht zu entreißen, und in kurzer Zeit ist der Hingeschiedene der allgemeinen Vergessenheit anheim gefallen. Hat jedoch der Dahingeschiedene die Aufgabe seines irdischen Daseyns, ist es auch nur kurz gewesen, gewissenhaft erfüllt, so verdienet seine Wirksamkeit auch eine öffentliche Mittheilung, da solche einerseits den Schmerz der trauernden Verwandten einigermassen lindern mag, und andererseits die lohnende Anerkennung regen, mit gediegener Fachkennt-

niß verbundenen Diensteifers in dem Gemüthe manches jungen Staatsdieners einen aneifernden Anklang finden dürfte.

So betrauern wir das allzufrühe Hinscheiden des am 26. Dezember 1857 zu Viktring verstorbenen Otto Raab, gewesenen Forstverwalters zu Lankowitz und Piber in Steiermark. Auf ihn paßt wahrhaft der Ausspruch: „Brevi explevit multos annos“, denn kurz war sein Wirken, aber es war, als ob er jahrelang gewirkt hätte.

Otto Raab war der Sohn des Herrn Alois Raab, fürstlich Liechtenstein'schen Rathes und Güter-Administrators zu Viktring, wurde zu Schwanberg in Steiermark am 23. Februar 1834 geboren, wo sein Vater in fürstlich Liechtenstein'schen Diensten stand, er war sohin noch nicht 24 Jahre alt. Schon frühzeitig zeigte er eine besondere Vorliebe für das Forstwesen, so daß ihm seine Eltern nach Vollendung der gewöhnlichen Schulbildung gerne ihre Zustimmung gaben, sich für das Forstfach auszubilden. In Viktring vorgebildet von seinem eben so kenntniß- als erfahrungsreichen Vater, dann von dem wissenschaftlich, in theoretischer und praktischer Beziehung gleich ausgezeichneten, rühmlichst bekannten Fachmanne Herrn Joseph Janetschek, fürstlich Liechtenstein'schen Forstmeister in Schwanberg, trat er in die Forstakademie zu Maria Brunn ein. Nach Vollendung der theoretischen und praktischen Forststudien unterzog er sich im öffentlichen Dienste der Praxis, und legte im Jahre 1856 die Forst-Staatsprüfung ab. Er legte diese Prüfung mit glänzendem Erfolge ab, so daß er unter sieben Mitexaminanden allein die Note: „Vorzüglichbefähiget“ erhielt. Er veröffentlichte hierauf, und zwar auf Einrathen der Prüfungskommission, sein Prüfungs-Elaborat: „Der Staatsforst zu Panowitz bei Görz“ in der Forstzeitung. Die Wahrheit, Richtigkeit und Gründlichkeit der darin aufgestellten und entwickelten Grundsätze, seine freimüthige, wissenschaftlich gehaltene Schreibart und die praktischen Andeutungen, die er, wie ein erfahrener Forstmann, hierin aussprach, zogen bald die Aufmerksamkeit gediegener Fachmänner und selbst der k. k. Forstdirection auf sich. Ob seinem ausgezeichneten Talente und der Fachkenntniß, die er bei der Staatsprüfung an den Tag gelegt, im Staatsdienste angestellt, erhielt er bei der k. k. Forstdirektion in Gratz die Stelle eines Forst-Conzipienten, und gewann hier die volle Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, namentlich des Herrn Forstrathes, nunmehrigen Ministerialrathes, Ritter vor Guttenberg, des Herrn Hofrathes von Fluck und des Herrn Sectionsrathes von Helms, deren Namen er auf seinem Krankenbette oft und mit tiefer Verehrung ausgesprochen. In Anerkennung seiner erworbenen gründlichen Fachkenntniß und Tüchtigkeit des Charakters wurde ihm, dem Jüngsten unter den Forst-Concipienten, und noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, die Stelle eines Forstverwalters an den mit großen, ausgedehnten Forst- und Jagdistrikten versehenen Staatsdomainen Lankowitz und Piber verliehen. Hier in seinem Glücke widmete Otto Raab seine ganze Thätigkeit der genauen Erfüllung seiner Amtspflichten. Unermüdet im Diensteifer zog er sich durch übermäßige Anstrengung leider ein Lungenleiden zu, welches ihn nöthigte, mit Ende August 1857 Urlaub zu nehmen, und bei seinen Eltern in Viktring Genesung zu suchen. Aber selbst die Krankheit konnte seine Thätigkeit nicht lähmen. Er arbeitete fast bis an seine letzten Tage an Notaten für seinen Posten und für sein Fach, ordnete seine Bibliothek und andere Sammlungen. Er war aber auch bedacht, als Christ sich auf sein Hinscheiden vorzubereiten. Herr Pfarrer Holliber in Viktring stand ihm liebreich mit geistlichem Troste bei, und spendete ihm die heil. Sterbsakramente.

Er hat seine irdische Laufbahn geschlossen, betrauert von seinen Eltern und Geschwistern, deren einziger Trost das einstige Wiedersehen ist.

Sit tibi terra levis!

Vinzenz Mohr.

Literatur.

Jahrbuch des Erz- und Riesengebirges. Herausgegeben von Klemens Ritter von Weyhrother und Dr. Stanislaus Neumann. Zweiter Jahrgang. Prag. Druck von Friedrich Rohlicek im fürsterzbischöflichen Seminär. 1858. Der Ertrag ist zur Errichtung und Erhaltung von Industrieschulen im böhmischen Erz- und Riesengebirge bestimmt.

Ein Jahrbuch, welches nebst Unterhaltung und Belehrung zugleich zu einem wohlthätigen Zwecke erscheint, verdient gewiß einer besonderen Beachtung. Der größte Theil des Buches ist den schönen Wissenschaften gewidmet. Von S. 1 bis 415 wechseln Poesie und Prosa. Die Auswahl der mitgetheilten Gedichte, so wie der Erzählungen spricht lobend für die Herausgeber. So sinnig und ansprechend die meisten Poesien sind, so anziehend sind die Erzählungen nicht nur durch ihre Einfachheit, Kürze und Natürlichkeit, sondern auch durch die blühende Sprache. Ein Freund von „Sagen und Märchen“, wie es besonders die Bewohner von Alpenländern sind, wird darin seine Vorliebe gehuldiget finden, denn nicht wenige derselben, sowohl in gebundener Rede als auch in Prosa enthält dieses Jahrbuch, und zwar meistens aus Böhmens Vorzeit, vorzüglich aus dem Erz- und Riesengebirge. Den Schluß dieses Jahrbuches machen „National-ökonomische Blätter“ und zwar über „Associationsgeist und Landwirthschaft mit Rücksicht auf österr. Zustände“, und bringen in einer Tabellenform die Namen, Sitze, Entstehungsjahre, Mitgliederzahl und den Vermögensstand der Vereine, welche die Vervollkommnung des Betriebes der Landwirthschaft in allen ihren Zweigen bezwecken. Unter den 63 ökonomischen Vereinen, welche im ganzen Kaiserthume Oesterreich als bestehend hier angeführt sind, steht die **kärntnerische** Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft und Industrie zu **Klagenfurt**, in Betreff ihrer Entstehung als die **älteste** obenan verzeichnet, und zwar vom Jahre **1764** und neu organisirt im Jahre 1830; darauf folgt die zu Görz (1765), dann die zu Laibach (1767) u. s. w. Endlich lesen wir noch „Studien aus dem böhmischen Erzgebirge“, in welchen besonders die dortigen Industrieschulen besprochen werden. Schon diese durch Raumbeschränktheit unseres Blattes gebothene nur kurze Anzeige dürfte den freundlichen Lesern genügen, der von uns Anfangs ausgesprochenen Meinung beizustimmen, daß dieses Jahrbuch eine mehr als gewöhnliche Beachtung verdient. (M.)

Miszelle.

(War die Weintraubenfäule und ihre Folge, die Weinvertheuerung unsern Altvordern bekannt?—) Ueber den zweiten Theil der Frage finden wir in Megisers Chronik von Kärnten. S. 1224 wörtlich, wie folgt:

„Nach der Verzeichniß Herrn Jacobi Radhaupt des Pfarrherrn (zu) Tultschnil bei Seldenheim in Kärnten gelegen, ist im Jahre Christi 1480 zu dieses Herrn Conrads von Kraygb Zeiten ein wunderlich Jahr in Käenten und auch in andern Ländern gewesen mit großen Sterben, Unfried und Beschwerung des Weines, der war theuer, daß ein Viertl Malvasier 72 Pfenning, Reinfall ein Viertl 40 Pfenning, gemeiner Wein ein Viertl 24, 28 und wohl 32 Pfenning gotten hat.“

Sollten die Chroniken unserer weinbauenden Nachbarländer nichts davon bemerkt haben, um auch der Krankheit der herrlichen Weintraube ihre Geschichte zu machen? (Obiger Conrad von Kraygb ist der 21. Landeshauptmann in Kärnten, nach Megisers Zählung, und der 4. Kraygb dieses Namens.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 6. März. 1858.

Lieder am Meere*).

Von Herrmann Sallmayer.

4.

Still liegt die See. D'rin spiegelt sich
Des Himmels blauer Bogen;
Da kommen neidisch, ernst und grau
Die Wolken angezogen.

Nun rauscht die See und hebt empor
Die Arme, schaumumflossen,
Und zerret an den Nebeln wild,
Die d'roben ruh'n, verdrossen.

Den Himmel will die wilde See
In ihre Arme schlingen;
Allein umsonst ihr Grollen ist,
Umsonst ihr Aufwärtsringen.

Da wird es still — und flüchtig zieh'n
Die Wolken in die Weite;
Ein frischer Wind gibt hinterher
Verfolgend sein Geleite.

Und wieder ist der Himmel rein
Und blau in weiter Runde,
Still ist die See und freuet sich
Im blauen Fluthengrunde.

Dies merk' dir Herz, und kommen auch
Oft Wolken angezogen;
Du stürmst umsonst! — sey still — es kommt
Von selbst der Regenbogen.

---

*) Die „Carinthia" hat im vorigen Jahre (Nro. 51 und 52) drei „Lieder am Meere", von Herrmann Sallmayer mitgetheilt. Nun hat der Herr Verfasser eine Sammlung solcher Gesänge unter dem Titel: „Lieder am Meere" (Triest und Venedig) veranstaltet und in Wien dem Drucke übergeben. Die niedliche Broschüre ist bereits erschienen. Unter den 23 Liedern am Meere befinden sich auch die von uns bereits mitgetheilten, so wie wir das obige als Probe daraus entlehnten. Wir glauben den Freunden der Lyrik einen angenehmen Dienst zu erweisen, indem wir sie auf diese freundliche Gabe aufmerksam machen, die der Herr Verfasser mit folgendem Motto der Oeffentlichkeit übergibt:

„Am Meer' saß ich im wachen Traum
Und hab' aus seinem Wellenschaum
Die Lieder still gewoben;
Die Zeit entfloh, der Traum verrann,
Nun ist, was ich dort einsam sann,
In Luft und Duft zerstoben.

Nachrichten über den Kärntner-Missionär Herrn Mosgan in Central-Afrika.

(Auszug aus dem Schreiben des hochw. Herrn Joseph Lanz, apost. Missionärs beim Stamme der Kyk-Neger in Central-Afrika, an den Prof. Mitterrutzner in Brixen.)

Station Heil. Kreuz am weißen Fluß, 16. Juli 1857.

Endlich nahte der 10. Mai 1857, vierter Sonntag nach Ostern, ein Tag heftiger Regengüsse und stürmischen Wetters; das Schiff durchschnitt die Wellen, wie schon lange nicht mehr; die Hoffnung stärkte sich daher, heute noch den ersehnten Zielpunkt zu erreichen. Und wirklich um 4 Uhr Nachmittags zeigten die Schiffsleute die Gegend von Heil. Kreuz, kenntlich durch hohe, schattenreiche Bäume, und da wir voll Erwartung die Gegend musterten, sahen wir drei gekleidete Personen nahen, hier eine Seltenheit, weil Alles mit dem Kleide der Natur zufrieden ist; es war der Herr Vikar von Heil. Kreuz, hochw. Mosgan, das Missionsmitglied Klanzsnig und ein Zögling der Mission. Während des Nachtmahls, das unterdessen bereitet ward, fuhren wir unter Nacht und Regen durch den Kanal in Heil. Kreuz an. Also war ich, da mich der hochw. Provikar für diese Station bestimmt hatte, angelangt in meiner neuen Heimath! . . .

Am 12. Mai war die Stella matutina schon wieder reisefertig. Herr Mosgan und ich begleiteten das Schiff eine Strecke weit, und nach herzlichem Abschied, besonders vom lieben Herrn Kaufmann, kehrten wir tiefbewegt nach Heil. Kreuz zurück.

Es ist nun gewiß am rechten Platze, wenn ich Dir etwas, soweit meine Erfahrungen durch die kurze Zeit meines Hierseyns gediehen sind, über Land und Leute mittheile. Zuerst über Heil. Kreuz selbst.

Heil. Kreuz ist ein Dörflein von 17 Gebäuden, welches aber lauter Tokul sind. In der Form von Heuschobern, wie der selige Herr Pircher das Gleichniß in einem Briefe gut gewählt, aus Schilfrohr gebaut, von Innen, und wenn's nobel seyn soll, auch von Außen mit Koth überstrichen, ein paar Löcher als Fenster und ein großes als Thüre angebracht und ein spitziges Strohdach darauf, sind die wohlfeilsten Wohnungen. Neben diesen Hütten stehen einige buschige Bäume; in einiger Entfernung zieht sich ein Zaun von Dornen — Seriba — herum, als Schutzwehr, und sieh, das ist Heil. Kreuz. Außer der Umzäunung gewahrt man einen kleinen Erdhügel mit dem Zeichen der Erlösung prangend — das Grab des sel. hochw. Alois Pircher.

Wie armselig ist das Ganze! und doch nennen die Einwohner dieses armselige Dörflein Pan nom — Haupt des Landes! Möchte doch dieser Name recht bald seine Bedeutung haben!

Heil. Kreuz liegt nicht am Nil, sondern an einem großen Kanal desselben. Fahren wir auf unseren Schifflein,

welche wie die der Eingebornen ausgehöhlte Baumstämme sind, eine Viertelstunde zurück gegen Nordwest, so gelangen wir an den Nil und nach Uebersetzung desselben zu vier andern Tokuls — zur Meierei von Heil. Kreuz. Sie besteht aus einem sehr reich bestellten Garten und einem großen Stück Neuranth, bereits mit herrlicher Dura und Mais bepflanzt. Der kluge und erfahrene hochw. Herr Mosgan sah nämlich wohl ein, daß die Erwerbung von Eigenthum, Grund und Boden ꝛc. nothwendig sey für die Mission, damit sie erstens bald auf eigenen Füßen stehen könne, und zweitens die Zöglinge durch fortwährende Beschäftigung an Arbeit gewöhnt werden und selbe etwa auch lieb gewinnen. Grund und Boden kostet hier ja keinen Pfennig, und wahrlich, es lohnt sich auch der Mühe, denn die Ueppigkeit, mit der alles gedeiht, im Garten und auf dem Acker, geht über alle Beschreibung.

Die Bewohnerschaft von Heil. Kreuz besteht gegenwärtig aus zwei Priestern, einem europäischen Arbeiter, 14 männlichen und 12 weiblichen Individuen, die zum Theil schon getauft, zum Theil Katechumnen sind, und endlich aus 10 Wilden, Eingebornen, die das Vieh weiden und arbeiten helfen sollen! Das Haupt dieser Station, Herr Mosgan, befindet sich bereits sechs Jahre in der Mission, und ist an Erfahrungen und Kenntniß dieser Völkerstämme sicherlich der reichste. Das erste Jahr war er in Chartum fast immer kränklich. Dann kam er als Generalvikar nach Gondokoro. Ein Jahr brachte er dort zu, Herrn Trabant und Dovial sel. an seiner Seite. Er hatte aber von Seite der Bari so viel zu leiden, daß er, wie er sagt, in einem Jahr um zehn Jahre älter geworden, und daß es ihm klar wurde, selbiges Volk, durch und durch verwöhnt, suche bei der Mission nur Kost und Perlen, nicht das Christenthum, so daß es, wenn keine Perlen oder Dura mehr da wären, auch von den Missionären nichts mehr wissen wolle. Er schüttelte darum den Staub von den Füßen, nachdem Hr. Dovial dort eine Beute des Todes geworden und Hr. Trabant krank nach Chartum zurück wollte, fuhr auf dem weißen Nil aufwärts, um einen andern Platz zu suchen, wo der Boden für die Anpflanzung des Kreuzes geeigneter wäre, und kam so in's Land der Kyk. Niemand hatte er bei sich, außer einige arabische Diener. Das erste Jahr lebte er in einem Fischerdorfe. Die gutmüthigen Fischer gewannen ihn bald sehr lieb, und dieses harmlose Völklein, welches einen eigenen Tribus bildet, ist seither der Station immer sehr zugethan. Schiffe und Leute leihen sie uns, so oft wir nur wollen. Während aber die wilden Fischer Mosgan's Freunde wurden, bereiteten ihm seine arabischen Diener Leiden ohne Zahl, sie bestahlen ihn, verfolgten ihn auf alle Weise, bedrohten sogar sein Leben. Nach einem Jahre übersiedelte er nach Heil. Kreuz, welches obgenanntem Fischerorte ganz nahe liegt. Da war aber außer ein paar verlassenen Fischerhütten nichts als Wald und Gras; es mußte gereinigt, gebaut werden. Unter seiner thätigen Fürsorge erstanden wohnliche Tokuls, Vieh kam in seinen Besitz, jenseits des Nils, wo der Boden fruchtbarer ist, ward ein kleines Gärtchen angelegt. So wohnte er zwei Jahre allein, umgeben von den treulosen, arabischen Dienern; denn ein europäisches Missionsmitglied konnte er trotz wiederholten Bitten von Chartum nicht erhalten. Wohl aber erwarb er theils durch Kauf, theils als Geschenk von gutgesinnten Kaufleuten mehrere Kinder, die er christlich erzog und zur Arbeit antrieb. Erst verwichenes Jahr kam ihm ein Gehülfe, der hochw. Pircher; aber ach, wie schnell rief ihn der Herr zu sich! Der Plackereien von Seite der arabischen Diener satt, verjagte er sie endlich alle, und nahm an ihrer Statt einige Wilde an, die mit der Kost zufrieden und nicht böswillig sind. „Wie ein Erlöster aus dem Fegfeuer bin ich nun," so schrieb er in einem Brief nach Chartum: „jetzt, da ich nur mehr mit Kindern und Wilden zu thun habe."

Und nun; wie schaut das Land aus, in dem ich jetzt lebe? Das Land ist eine unabsehbare Ebene. Schaue ich aus meinen drei Fensterlöcheen in das Weite, so erblicke ich gegen Westen und Süden Wald; gegen Osten und Norden Schilf und Ambatsch (ein Holz leicht und weich wie Kork) längs des Flußes. Der Wald gegen Süden und Westen dehnt sich unendlich weit aus. Er gibt uns das Holz in Menge gratis, und zwar das kostbarste schwarze Ebenholz, so daß wir die gemeinsten Hausgeräthe aus demselben uns verfertigen. Mimosen, die den kostbaren Gummi schwitzen, stehen dicht aneinander; weiter landeinwärts, den Kyl-Wohnungen zu, sind Bäume mit kostbaren Früchten und die Weinrebe wildwachsend.

Dieser Wald ist auch ein wahrer Thiergarten, wo man die seltensten Thiere sehen kann. Elephanten durchstreifen ihn in zahlreichen Heerden; erst vor Kurzem sahen wir eine Heerde von nahezu hundert. Dieses Ungethüm tritt in den zur Regenzeit weichen Boden knietiefe Gruben, so daß man zu Fuß fast nicht weiter kommt; ist ihm ein Mimosenbaum im Wege, knickt es ihn mit seinem Rüssel weg; findet es eine Kothlache, wälzt es sich in derselben und drückt eine respektable Grube ein. Die Giraffe kann ich von meinem Zimmer aus vorbei passiren sehen, ihren Kopf über die Mimosen hinausgestreckt. Herrlich ist das Schauspiel, wenn eine große Heerde davon, durch irgend etwas aufgeschreckt, im Galopp vorbeihüpft. Gleich den hochgehenden Wellen des Meeres erscheint die taktmäßige Bewegung ihrer Köpfe. Dann gibts Heerden von Büffeln, Antilopen, an Größe und Gestalt unserm Hirsch ähnlich, abgerechnet die Höener, welche denen des Steinbockes gleichen; endlich viele Gazellen, wovon besonders die gestreifte das wunderliebste Thierchen ist.

Unter den reißenden Thieren hausen hier Löwen, der gewöhnliche und ein viel größerer, mit kurzem Schweif und prachtvoll gestreiftem Felle. Die Eingebornen nennen ihn Menschenfresser, und haben großen Respekt vor ihm. Plagt ihn der Hunger und die Lust nach Menschenfleisch, steigt er durchs Dach in ihre Tokul und holt sich seine Beute. Häufig sind die Tieger, Leoparden und Hyänen. Besonders letztere ist der unverschämteste Gast. Dreimal schon, so lang ich hier bin, besuchte sie Nachts unsern Hof, holte sich einmal ein einfältiges Schaf, die andernmale ausgeschoppte Antilopenhäute. Unsere zwei großen Wachthunde aber verderben ihr meistens die Geschäfte.

Das Vogelreich ist hier sehr zahlreich und mannigfaltig vertreten, und die Natur scheint alles aufgeboten zu haben, um diese lustige Zunft recht prächtig zu kleiden; denn die Farbenpracht fast aller hiesigen Vögel hat ihres Gleichen nicht. Selbst die liederlichen Spatzen, die auch hier zu finden sind, diese Proletarier der Vögel, erscheinen hier in einem Staat, gelb, purpurroth, schwarz ꝛc., daß der Spatz in Europa wahrlich ein schmutziger Wegelagerer dagegen ist!

Wahrlich, reich ist dieses Land von Natur aus, und was würde aus ihm werden, wenn Menschenfleiß dreingreifen würde! —

Das Verhältniß der Nachbarstämme zu uns ist ein ganz anderes als das der Bari zu der Mission. Sie fürchten und respektiren uns. Hrn. Mosgan nennen sie den Bayn did — das große Oberhaupt. Häufig ward er von ihnen zum Schiedsrichter gewählt und seinem Ausspruche fügten sie sich. In Krankheiten und Leiden kammen sie weit her nach Pan nom; sie sind überzeugt, daß wir zu ihrem Nutzen da seyen. Hat Jemand aus ihnen gegen die Station etwas verbrochen, z. B. gestohlen, so kommen sie herwärts, den

Schaden gut zu machen. Einmal ward eine Kuh entwendet, Tags darauf kam der Schech des Orts, wo der Dieb war, mit der Kuh und vier Ochsen als Schadenersatz mit dem Bemerken: mit dem Bayn did will ich in Frieden bleiben.

Landesplagen sind hier vor allen die weißen Ameisen und Gelsen. Erstere stellen unsern Sachen, letztere unserer Haut nach. Was nicht von Metall, Glas und schwarz Ebenholz ist, ist für sie genießbar, und bei der größten Sorgfalt ist man kaum im Stande, die Sachen vor ihrer Gefräßigkeit sicher zu stellen. Letztere sind hier in solcher Anzahl, daß ihre wahre Heimath hier zu seyn scheint. Unter den Krankheiten ist auch hier Fieber und Dissenterie am häufigsten, allein nicht so bösartig wie im Süden. Mich nahm es bisher viermal bei der Kappe, dreimal auf dem Wege, einmal hier. Das Klima ist sehr mild, die Hitze erträglich, besonders in der Regenzeit, die von April bis Oktober dauert, ist's manchmal wie in Europa, kühl und angenehm, und Morgens und Abends allemal. Für diesmal nun genug, bester Freund! . . .

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 6.)

Schreiben Bartlmä Freidls an Joel Pietsching zu Wolfsberg. Nach Anwünschung eines glücklichen neuen Jahres schreibt er, er habe herzlich gern vernommen, daß die göttliche Majestät bereits aufgehört habe, die Menschen mit der erschrecklichen, abscheulichen Krankheit zu strafen, daß die Luft in und um Wolfsberg wieder rein geworden und daß Joel Pietsching und andere Bürger, welche wegen der großen Sterblichkeit Wolfsberg verlassen hätten, dahin zurückgekehrt seyen.

Pietsching wisse, daß mit dem 31. Dezember 1571 die 2 Jahre zu Ende gegangen seyen, auf welche er (B. Freidl) ihm 800 fl. zinsweise geliehen und seine 4 Werkgaden um 400 fl. für beide Jahre verpachtet habe, und daß ihm daher Pietsching 800 fl. an Capital (von den Zinsen geschieht keine Meldung) und 400 fl. an Bestandgeld, zusammen also 1200 fl. schuldig sey. Da er selbst nicht sogleich nach Wolfsberg kommen könne, so habe er seinen Bruder Mathias Freidl zu Payerhofen bevollmächtiget, jene Zahlung „mit gueten landtleiffigen gulden oder silbern groben gelt" in Empfang zu nehmen, ihm darüber eine Quittung auszustellen und die 4 Werkgaden sammt den dazu gehörigen Werkzeugen, Häusern, Keuschen und Grundstücken zu übernehmen. Bei seiner persönlichen Anwesenheit zu Wolfsberg werde er ihm den Schuldbrief und den Pachtvertrag zurückstellen und auch die wenigen Waaren, die er aus Pietschings Laden habe nehmen lassen, über die er aber noch kein Verzeichniß habe, bezahlen.

Mit dieser Sache hatte es eigentlich folgendes Bewandtniß: Bartlmä Freidl hatte mittelst eines mit Joel Pietsching abgeschlossenen Bestand- und Schuldvertrages ddo. 17. Juli 1567 demselben seine 4 Werkgaden, nämlich eine Drahtziehe am hintern Zellach, eine Drahtziehe an der Gragliz, eine Nagelschmiede unter Payerhofen und eine Nagelschmiede am Prüel sammt den dazu gehörigen Werkzeugen, Gebäuden und Grundstücken auf die nächstfolgenden 4 Jahre, nämlich vom 1. Jänner 1568 bis 31. Dezember 1571 gegen den jährlichen Bestandzins von 200 fl. verpachtet und demselben noch überdieß zum leichteren Betriebe jener Werkgaden ein Capital von 800 fl. gegen die üblichen Interessen ebenfalls auf die bezeichneten 4 Jahre geliehen. Der Bestandzins und die Interessen sollten jährlich bezahlt werden; die Zurückbezahlung des Kapitales, so wie die Uebergabe (Zurückgabe) der Werkgaden aber nach Ablauf der 4 Jahre geschehen. Joel Pietsching hatte für die Jahre 1568 und 1569 den Pachtzins mit 400 fl. bezahlt, war aber denselben für die Jahre 1570 und 1571 in dem gleichen Betrage von 400 fl. schuldig geblieben, so wie er auch, da jene 4 Jahre abgelaufen waren, das ihm nur auf diese Zeit geliehene Capital zurückbezahlen und die ihm verpachtet gewesenen 4 Werkgaden zurückgeben sollte.

Eben dieß begehrte auch Bartlmä Freidl in seinem Schreiben aus Venedig ddo. 4. Januar 1572 von ihm und war somit nach dem klaren Wortlaute des Vertrages in seinem vollen Rechte. Allein Pietsching weigerte sich zu zahlen, indem er sagte, daß er 1571 wegen der Krankheit, welche zu Wolfsberg gewüthet habe, jene 4 Werkgaden nicht habe betreiben können, da ihm die Arbeiter davon gegangen seyen, und da er selbst, um der Krankheit zu entgehen, Wolfsberg verlassen habe, was auch andere Bürger und selbst er (Bartlmä Freidl) gethan hätten.

Mathias Freidl, als der Bevollmächtigte seines Bruders, erwiederte darauf, dieß sey nicht völlig richtig, die Werkgaden seyen im Frühjahre noch im Betriebe gewesen, denn die Krankheit sey erst im Sommer ausgebrochen; habe aber Pietsching durch diese Schaden gelitten, so treffe letzterer nur ihn, nicht den Bestandgeber. Endlich sey nicht einzusehen, wie Pietsching sich weigern könne, wenigstens den Bestandzins vom Jahre 1570 pr. 200 fl. zu entrichten und das ihm geliehene Capital von 800 fl. zurückzubezahlen.

Es war klar, daß Pietsching rücksichtlich des zuletzt berührten Punktes völlig im Unrechte war, und daß anderseits Mathias Freidl unbillig handelte, indem er für das Jahr 1571 den vollen Bestandzins forderte.

So zog sich die Sache durch die Jahre 1572 und 1573 hinaus, während welcher uns von Bartlmä nicht einmal dieß bekannt ist, ob er seinen Aufenthalt zu Venedig verlängert habe oder bereits wieder nach Wolfsberg zurückgekehrt sey. Da Pietsching nicht zahlen wollte, vielleicht, ja wahrscheinlich, auch nicht zahlen konnte, denn bei jenem Unternehmen — Pachtung von Werkgaden auf 4 Jahre und Betrieb derselben mit fremdem Geldel — konnte er offenbar nichts gewonnen haben, so überreichte Mathias Freidl, als Bevollmächtigter seines Bruders Bartlmä, gegen Joel Pietsching beim Stadtgerichte zu Wolfsberg eine Klage ddo. 1574 den 14. März zu Payerhofen, worin er unter Anführung der uns bereits bekannten Umstände das Gericht bat, den Geklagten zur Bezahlung des Capitals von 800 fl. und des rückständigen Pachtzinses von 400 fl. verhalten zu wollen. Darüber erließ das Gericht unterm 5. Juli 1574 die Entscheidung, daß der Beklagte rücksichtlich seiner Verantwortung zur „Weisung" (zum Beweise seiner Behauptung rücksichtlich des Jahres 1571) zuzulassen sey.

Auf diesen „Abschied" hin meldete Joel Pietsching bei den Landesrechten zu Klagenfurt, denn Mathias Freidl, der Bevollmächtigte seines Bruders, genoß als Miteigenthümer der Herrschaft Payerhofen das Recht dieses privilegirten adelichen Gerichtsstandes, seine Weisung an, überreichte seinen „Anzug" sammt den Weisartikeln, und führte unter Zeugen, um deren Einvernehmung er bath, auch die Brüder Bartlmä und Mathias Freidl selbst an. Allein Bartlmä, der, wie er sich in seinem Testamente rühmte, sein Leben lang nie vor einem Gerichte gestanden war und die Verhandlungen vor demselben über alles scheute, weigerte sich entschieden, jetzt in seinem Alter als aufgerufener Zeuge in seiner eigenen Sache, da ja doch er der eigentliche Kläger war, vor den Landesrechten zu erscheinen und Red' und Antwort zu geben. Pietsching, dem dadurch die Weisung unmöglich gemacht worden war, konnte nun sagen, daß die Austragung dieser Streitsache nicht durch ihn sondern durch seinen Gegner verzögert

und hinausgeschoben worden sey. Gerade dieß wünschte aber der unredliche Mann, denn er brauchte nicht augenblicklich zu zahlen. Aber dieser Aufschub rächte sich hart an seinen schuldlosen Kindern. Denn dieser Proceß dauerte vom 4. Januar 1572, wo Joel Pietsching das erste Mal zur Zahlung aufgefordert wurde, bis zum 22. Juni 1612, also durch volle 40 Jahre. Es starben inzwischen nicht nur der ursprüngliche Gläubiger und Schuldner, sondern auch 4 Personen, auf welche das Recht des ursprünglichen Gläubigers übergegangen war, nämlich Mathias Freidl, seine Gattin Barbara, deren zweiter Gatte Christoph Siebenbürger und dessen Schwester und Erbin Katharina, und erst deren Wittwer Wolfgang Haid von Haidenburg erlebte das Ende des Processes, die Verpflichtung des Schuldners aber ging auf die Kinder des Joel Pietsching's über, dessen Schwiegersohn Adam Domenig den Streit ebenso hartnäckig wie einst sein Schwiegervater fortführte, aber endlich sachfällig wurde. Die ursprüngliche Schuld von 1200 fl. war durch die rückständigen Interessen auf 3212 fl. angewachsen, welche Summe durch Compensation auf 2502 fl. gemäßiget wurde, ein Betrag, der immerhin mehr als das Zweifache der ursprünglichen Schuld betrug. Ueberdieß wurde Domenig wegen seines „gebrauchten frevendtlichen vnd muetwilligen Behölligens vnd Litigirens“ zu einer Strafe von 50 Ducaten verurtheilt, welche er dem landesfürstlichen Fiscus zu Handen der N. Oe. Regierung unabläßlich zu bezahlen habe. Dieses Endurtheil wurde von der Nieder-Oesterreichischen Regierung zu Graz gefällt und aufrecht erhalten.

Dieser Proceß mag unserem Bartlmä vielen Verdruß gemacht haben, besonders die Vorladung als Zeuge. Stephan Pietsching, Joels Vater, war ein alter Freund des Freidlischen Hauses gewesen, und der Sohn handelte so unredlich gegen Bartlmä, der ihm durch die Verpachtung der Werkgaden und durch das Darlehen eine Gefälligkeit erwiesen zu haben meinen mochte. Es lag in dem Vorgange Joel's eine um so größere Arglist, da ihm Bartlmä's Eigenthümlichkeit, vor keinem Gerichte erscheinen zu wollen, nicht unbekannt seyn konnte.

Bartlmä überlebte diese Kränkung nicht mehr lang, indem er 1576 starb und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zu Wolfsberg nach einer längeren Krankheit, obwohl es über die Art, den Ort und die Zeit seines Todes an einer bestimmten Angabe gebricht. Daß er 1576 gestorben sey, ersieht man daraus, weil am 30. Januar 1577 seine Erben bereits seine Verlassenschaft theilten. Daß er 1575 und noch bis gegen den Herbst 1576 gelebt habe, aber krank gewesen seyn müsse, entnimmt man daraus, weil die Steuern von 1575 und 1576 noch ihm zugeschrieben, aber von ihm nicht bezahlt worden waren. Wäre er gesund gewesen, so würde er, der in Allem so pünktlich war, die Steuern für das Jahr 1575 gewiß bezahlt haben. Minder wahrscheinlich ist die Vermuthung, daß er sich 1575 und 1576 nicht zu Wolfsberg befunden habe und auch nicht daselbst gestorben sey.

Er wurde seiner testamentarischen Anordnung gemäß in der Stadtpfarrkirche zu Wolfsberg und zwar in der payerhoferischen Gruft begraben. Diese befand sich unter der auf der Nordseite der Kirche gelegenen, mittleren Kapelle, worin zur Zeit der Stiftung der sogenannten Payerhofer Kaplanei im 14. Jahrhunderte (1383) der St. Stephans-Altar stand. Der Altar änderte aber während so vieler Jahrhunderte wahrscheinlich mehrere Male seinen Namen und hieß in meiner Jugend der hl. Haupt-Altar, so wie die Kapelle damals die St. Antoni-Kapelle genannt wurde. Es ist dieß dieselbe Kapelle, auf deren Altare jetzt das herrliche Altarbild prangt, welches die hl. Kunigund, Gemahlin des Kaisers Heinrich II. darstellt, wie sie zum Beweise ihrer Unschuld auf glühenden Kohlen einhergeht und welches einst den Hochaltar der Minoriten-Kirche schmückte.

Unter dieser Kapelle nun war die Familiengruft der Herren von Payerhofen. Nachdem mit Wilhelm der Mannesstamm derselben erloschen und Payerhofen mit allen Rechten, worunter auch das Recht auf jene Gruft, an eine Nichte desselben, Barbara geborne Amann, Gattin des Mathias Freidl übergegangen war, gestattete sie, daß Georg und Bartlmä Freidl, die Brüder ihres Gatten, daselbst beigesetzt wurden. An der äusseren Mauer der obengenannten Kapelle im Friedhofe ist ein schöngearbeites Monument aus Stein eingemauert. Neben dem darauf dargestellten Crucifixe knieen die beiden genannten Brüder und darunter steht folgende Inschrift: „Die ehrenvestten Georg vnd Bartlmä Freidl, leibliche Brüder, haben in recht herzlicher, christlicher Lieb veraintlich löblich beieinander gelebt. Da Georg Freidl seines Alters 54 gewest vnd am ersten Tag Monats Martj in 1564 Jar von der Welt selig verschieden ist, hat Ihme Bartlmä Freidl auch für sich selbst vnd anderm ehrenvesten Freidlischen Geschlecht zur Gedächtniß die zween Stain im 1570 Jar vollenden lassen.“

Der zweite Grabstein, von welchem Bartlmä spricht, und welchen er für sich machen ließ, schließt den Eingang in die genannte Gruft und ist durch den Altarschemmel bedeckt und dadurch dem Anblicke entzogen. Er trägt folgende Inschrift: „Dem ehrenvesten Bartlmä Freidl, so (der) das Epitaphium hat machen lassen, seines Alters . . . Jar gewesen. Ist den . . . Tag Monats . . . . . vnd . . . . Jar in Christo seliglichen entschlaffen vnd wartet mit allen Auserwählten einer fröhlichen Auferstehung zum ewigen Leben. Amen.“

Nachdem der Verstorbene in der Gruft beigesetzt worden war, ließ sein Bruder Mathias den Stein, wie er war, ohne vorher die Lücken auszufüllen, nämlich ohne das Alter desselben und den Tag, Monat und das Jahr des Todes nachträglich einmeißeln zu lassen, über der Oeffnung der Gruft einmauern. Die Unterlassung der Ausfüllung jener Lücken muß als ein Mangel an Pietät und Dankbarkeit gegen seinen Bruder, von dem er über 30,000 fl. erbte, angesehen und gerügt werden. Hätte es zu Wolfsberg auch wirklich keinen Steinmetz gegeben, der die wenigen Zahlen und Buchstaben sauber hätte meißeln können, so hätte er einen solchen doch gewiß zu Klagenfurt gefunden, und für eine so reiche Erbschaft hätte er wohl einige Gulden hergeben können, um die Lücken der von dem Bruder sich selbst verfaßten Inschrift auszufüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

Primula glutinosa, der sogenannte blaue Speik, oder Speik schlechtweg der Tiroler hat mit dem Speik, welcher in Kärnten und Steiermark als Handelswaare für die Levante gesammelt wird und bekanntlich eine Art Baldrian (Valeriana celtica) ist, nicht die mindeste Aehnlichkeit, und es ist gewiß nicht leicht, eine Primel mit einer Valeriana zu verwechseln. Der Speik der Tirolerbauern, dessen Blumen von Tabaklüsternen Hirten getrocknet und als Surrogat der Nicotiana gebraucht werden, hat keine Spur jenes überaus köstlichen und andauernden Wohlgeruches, welche das Rhizom des echten Speiks, der Valeriana celtica, auch im trocknen Zustande aushaucht. Die Tiroler Wurzelgräber würden also Zeit und Mühe umsonst verwenden, wenn sie die Primula glutinosa in der Meinung sammeln würden, daß dieser prächtige Schmuck der oberen Region ihrer Uralpen der in der Lavante begehrte, hochberühmte keltische Nardus des Dioskorides sey, welcher in Europa seines Gleichen nicht hat, und nur von seinem noch vornehmeren Verwandten, dem indischen Nardus der Alten und namentlich des Dioskorides (der Nardostachys Spica der Hochgebirge Nepals) übertroffen wird. (W. Z.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 13. März. 1858.

Glockner-Besteigungen im Jahre 1857.

Wenn wir bis zur ersten bekannten Besteigung des Großglockners im Jahre 1799 zurückgehen, so finden wir kein Jahr verzeichnet, das auch nur annähernd so häufige und interessante Ersteigungen dieser höchsten Bergpyramide Oesterreich's aufzuweisen hätte, wie das verflossene Jahr 1857.

Die besondere Aufmerksamkeit, die im Jahre 1856 durch den beglückenden Besuch der k. k. Majestäten dem Möllthale mit dessen imposantem Schlußpunkte dem Glockner zu Theil wurde, wovon die Kunde auch in der Ferne wiederhallte, und die selten so günstige Witterung wie im verflossenen Jahre, waren wohl eine Hauptursache dieser so vielfachen, manche Eigenschaften und Opfer fordernden Unternehmungen.

Die „Carinthia" hat seit dem Jahre 1818 alle Besteigungen des Großglockners in den betreffenden Jahrgängen theils kurz gemeldet, die meisten aber auch umständlich besprochen. Wir halten es also für unsere Aufgabe, auch die neuesten Glockner-Besteigungen hier aufzuzeichnen, und das Interesse für selbe dadurch zu erhöhen, daß wir sie mit denselben Worten mittheilen, mit denen sie von den einzelnen Besteigern im „Glocknerbuche Nro. 2" niedergelegt wurden; sie lauten:

1.

Am 20. Juli unternahm ich die Besteigung des Großglockners, den Zweck meiner Reise. Um 5 Uhr Nachmittags brach ich in Begleitung der ausgezeichneten Führer Christoph Pichler, Johann Granögger, und Balthasar Lackner von „Heiligenblut" auf, und erreichte im gemächlichen Marsche um 8 Uhr die „Leiterhütte", wo ich mich mit zwei Stunden Schlafes begnügen mußte. Um Ein Uhr in der Nacht verließen wir sodann unsere Herberge und gelangten bei sternenhellem Himmel mit Hilfe einer Laterne wohlbehalten am Gletscher an; hier wurden die Körbe mit Proviant und die Laterne zurückgelassen, indem nur das Nothwendigste an Speise und Trank mitgenommen wurde. Die schneebedeckten Gletscher waren bequem zu überschreiten, nur wurde der kalte heftige Wind mit jedem Schritte lästiger. Auf der Höhe der „Hohenwartscharte" angelangt, steigerte sich die Heftigkeit des Windes, während leichte Wolken pfeilgeschwind über uns hinflogen. Die „Adlersruhe" war bald erreicht, wo einige Erfrischungen eingenommen wurden. Bei Fortsetzung unsers Steigens erlangte der Wind eine orkanartige Heftigkeit, indem er uns in den Abgrund zu stürzen drohte. Ein Führer büßte in Folge dessen seinen Hut, ein anderer seinen Alpenstock ein, welche beide in den Schneeschlünden verschwanden. Mühsam wurden die Stufen aus dem harten Urschnee bis auf das Eis ausgehauen, bis wir um 7½ Uhr Früh die erste Spitze erreichten. Wolken verhüllten die umliegenden Gebirge, nur die jähen Abgründe unter unsern Füßen wurden sichtbar. Hier mußte ich auf meinem Schneesitze eine halbe Stunde verweilen, während welcher Zeit die Führer den weitern Weg zur zweiten Spitze bahnten. Der Schneerücken der, beide Spitzen mit einander verbindenden, tief ausgebuchteten Scharte hatte eine Breite von kaum 3 Fuß; in diese wurde nun ein grabenartiger Durchgang ausgehöhlt, in welchen ich, nur durch schwache Schneewände von den beiderseitigen Abgründen getrennt, mit Hilfe eines Seiles hinuntergelassen wurde, während meine Füße sich gegen den Rücken des vor mir mit haltendem Bergstock und großer Beherztheit hinunter kletternden Granögger stemmten. Der Aufgang zur zweiten Spitze war verhältnißmäßig leichter, indem man theils auf den hervorragenden Felsblöcken, theils auf den ausgehackten Schneestufen sichern Fuß finden konnte. Um 8½ Uhr war die höchste Spitze des Großglockners erreicht, doch leider die Aussicht nach allen Richtungen verhüllt. Nach einer Viertelstunde theilte plötzlich der heftige Wind in verschiedenen Richtungen den Nebelschleier, indem er die Wolken auseinander peitschte; jeder Augenblick gewährte uns neue Bilder. Bald lüftete sich der vorgerollte Schleier vor den Tiroler-, bald vor den Kärntner-Gebirgen. Der „Großvenediger" mit seiner imposanten Umgebung zeigte sich uns plötzlich in prachtvoller Beleuchtung und wurde eben so schnell wieder verhüllt, ebenso das „Kaiser-Thörl" und der „Leiter-Gletscher". Die „Pasterzen-Gletscher" in ihrer ganzen Ausdehnung wurden 6000 Fuß unter unsern Füßen sichtbar und wieder dem Auge entzogen. Da eröffnete sich um 9 Uhr eine vollständige Aussicht über das ganze „Möllthal" bis „Heiligenblut", aber bereits nach kaum zwei Minuten war Alles wieder verschwunden. Auf einmal fiel ein dichter Hagel auf uns herab, und wir vernahmen den büchsenartigen Knall eines in unserer Nähe sich entladenden Gewitters. Nun zwangen uns alle Andeutungen eines hereinbrechenden Hochgewitters zum eiligsten Rückzuge, nachdem wir eben eine halbe Stunde verweilt hatten. Der Hagel mit dem wüthendsten Winde begleitet nahm mit jedem Augenblick an Gewalt zu, doch gelangten wir noch zur rechten Zeit über den Schneerücken. Mit größter Anstrengung der Führer wurde ich schleunigst durch den Schneestellen zur ersten Spitze hinaufgeschleift, so daß ich im Schnee zu ersticken fürchtete. Jetzt begann das Hinabsteigen. Wir befanden uns gerade mitten im furchtbarsten Hochgewitter. Hagel und Schnee hüllten uns ein, durchzuckt von Blitzen und krachendem Donner. Sechs Blitze entwickelten sich um uns, von denen zwei in unserer unmittelbaren Nähe. Mit Schrecken gewahrte ich einen, höchstens drei Fuß vom Pichler entfernt, in der Luft sich verzacken, welcher einen stark schwefelartigen Geruch zurückließ. Wie durch eine gewaltige Hand von oben zu Bo-

den geworfen lagen wir Alle da, erhoben uns jedoch wieder schnell, um sobald als möglich aus dem Bereiche des Hochgewitters zu kommen.

Nachdem wir solchergestalt wie durch ein Wunder von den Blitzen verschont wurden, gelangten wir in größter Eile im dichtesten Hagel und Schneegestöber zur „Hohenwartscharte" hinunter, durch den tief aufgewehten Schnee hinstürzend. Von hier fuhren wir nun in lawinenartige Schneemassen versinkend den steilen Abhang zum Gletscher hinunter, und waren somit aus dem Bereiche der größten Gefahr. Rastlos fort ging es über die Gletscher weiter, wo sich einzelne Spalten durch tiefes Einsinken bemerkbar machten, doch nicht gefahrvoll zu seyn schienen. Den Hagel und Schnee ersetzte nun ein erträglicher Regen, welcher jedoch allmählig nachließ, und vom Sonnenschein verdrängt wurde. Als wir wieder die „Leiterhütte" erreichten, waren die Kleider schon ziemlich trocken, von wo wir nach halbstündigem Verweilen wieder aufbrachen und glücklich um $3\frac{1}{4}$ Uhr Nachmittags „Heiligenblut" erreichten, nachdem wir die Besteigung des Großglockners in bisher nie erreichter Kürze der Zeit bewerkstelligt hatten. Mein Wunsch, die Phänomene der Luft in dieser Höhe kennen zu lernen, hatte sich auf die befriedigendste Weise verwirklicht, indem wir fast alle vorhandenen Erscheinungen im Gebiete der Atmosphäre unserer Zone erlebten, Verhältnisse, unter denen noch Niemand auf der Spitze dieses höchsten Berges von Deutschland gewesen ist.

Bei dieser Mittheilung fühle ich mich diesen ausgezeichneten Führern zu innigstem Danke verpflichtet, deren Muth und Besonnenheit in das glänzendste Licht gestellt zu werden verdient, und die im Stande waren, den entfesselten Elementen Widerstand zu leisten.

Georg Schweinfurth, aus Riga.

2.

Angeregt durch die anziehenden Beschreibungen des Herrn Pfarrers Urschitz über Glocknerbesteigungen, und unterstützt durch sein freundliches, liebenswürdiges Entgegenkommen unternahmen Unterzeichnete am 24. Juli Nachmittags in Begleitung der sieben Führer: Johann Granögger, Christoph Pichler, Balthasar Lackner, Dominikus Aßlaber, Sebastian Bernsteiner, Veit Lackner und Ambros Trübusser, die Wanderung.

Ohne jede Anstrengung und Schwierigkeit erreichten wir nach dreistündigem Marsche die „Leiterhütte", wo wir nach frugaler Abendmahlzeit auf frischbereitetem Heulager vortrefflich einschliefen. Um halb 1 Uhr des Morgens brachen wir wieder auf und erreichten bei sternenheller Nacht die „Salmshöhe", von wo aus wir unsern Weg fast unausgesetzt über Schnee und Gletscher nehmen mußten; hier hatten wir auch das erstemal den Anblick des Großglockners.

Als wir die „Hohenwartscharte" erklommen hatten, glänzte uns die aufgehende Sonne entgegen, einen heitern Tag verkündend. Allmählig aufwärtssteigend über gefrornen Schnee der Gletscher und die Trümmer der „Hohenwart" kamen wir etwas vor 6 Uhr an der schon verfallenen Hütte auf der „Adlersruhe" an, wo alles Entbehrliche zurückgelassen wurde.

Jetzt ging es an die Besteigung des Glockners selbst. Um den steilen Kegel erklimmen zu können, hieben drei Führer bequeme Stufen in Schnee und Eis, auf welchen wir ganz langsam, ohne irgend eine Anstrengung, geschützt gegen jeden Anfall, durch die Beihilfe der andern Führer um $\frac{3}{4}$ 8 Uhr zur ersten Spitze gelangten. Weiter bahnten die Führer einen Weg im Schnee am Abhange entlang und über dem schmalen Verbindungskamm zur zweiten und höchsten Spitze, und in einer Stunde hatten wir an ihrer sichern Hand auch diese erreicht.

Wie soll man die erhabene Aussicht beschreiben, die man hier bei so schönem Wetter, als wir es hatten, genießt. — Man hat Kärnten, Salzburg, Oberösterreich, und vor allem Tirol, zu seinen Füßen! Wohin das Auge blickt bis an den fernsten Horizont, nur Berge, Felsen, Schnee und Gletscher! Ganz nah im Westen, uns gegenüber, begrüßten wir den greisen „Großvenediger", fern im Osten hinter den steilen Felsen des „Dachsteins" schimmerten die steirischen Firnen, im Norden „die übergossene Alm", dahinter als alter Bekannter der „Watzmann", rings im Süden ein wahres Meer von Gebirgszügen, wovon uns die Führer leider nur wenige speciell bezeichnen konnten. Im allgemeinen kann man sagen: Willst du Tirol sehen, so besteige den Großglockner.

Der Rückweg ging schneller von Statten; wir rutschten wo sich's rutschen ließ, und erreichten durchaus nicht überangestrengt um 5 Uhr Nachmittags „Heiligenblut", wo uns der freundlichste Empfang zu Theil wurde.

Schließlich können wir die ausgezeichnete Tüchtigkeit sämmtlicher Führer nicht unerwähnt lassen, die, trotz ihrer oft erprobten Sicherheit, überall für uns die größte Vorsicht beobachteten, uns jeder Gefahr enthoben, und auf das bereitwilligste bedienten, wofür ihnen hiemit nochmals freundlichst gedankt wird.

Busse, Landwirth aus Berlin.
D. Freiherr von Rothkirch-Trach, Student aus Breslau.
L. Freiherr von Rothkirch-Trach, desgleichen.

3.

Am 12. August, 5 Uhr Nachmittags fand der Aufbruch statt und in etwa $2\frac{1}{2}$ Stunden wurde die „Leiterhütte" erreicht. Nach kurzem Nachtlager daselbst wurde vor 2 Uhr Morgens der Weg fortgesetzt. Um 5 Uhr wurde bei der „Salmshütte" einige Nahrung eingenommen und die Entwicklung des Wetters beobachtet. Ein kräftiger Tauernwind jagte dichte Wolkenmassen von Nord-West gegen Süd-Ost, den Glocknergipfel nur in kurzen Zwischenräumen aufdeckend.

Bemerkenswerth war es, daß der Tauernwind aus seiner obern N. W. Richtung in einer Schraubenwindung um die „Leiterköpfe" und die Schlucht des „Salmsgletschers" als scharfer S. W. Wind zurückschlug. Der „Salmsgletscher" zeigte vermehrte Spaltungen, welche dem heurigen heißen Sommer zuzuschreiben wären. Die Führer hatten Noth, den Aufgang zur „Hohenwartscharte" aufzufinden. Diesen erleichterte der frisch gefallene Schnee. Bald nach 8 Uhr war die „Hohenwarthöhe", und um 10 Uhr die „Adlersruhe" erreicht. Die Aufheiterung in der Höhe war fast vollendet, die Verdünnung der Luft beginnt erst von da an fühlbar zu werden. Nach Umgehung der tiefen Spalte, welche die Vorderspitze nach Westen umgürtet, wurde diese in einer Stunde erstiegen. Die dabei angewendeten Vorsichten und die bestehenden Schwierigkeiten sind bekannt und blieben sich auch diesmal gleich. Die Aussicht von der Vorderspitze war in ihrer ganzen Rundung fast ganz wolkenfrei; nur stellenweise entzogen dicht geballte Haufenwolken einzelne Parthien, meist nur im Vordergrunde, dem Blicke. In der nächsten Stunde wurde die hintere oder oberste Spitze unter viel bedenklicheren Umständen erreicht, als es bisher bewirkt zu werden pflegte. Der Verbindungssattel wurde nämlich sehr gesenkt getroffen, daher sowohl das Absteigen von der ersten als auch das Aufsteigen auf die zweite Spitze mühseliger und vielleicht auch gefährlicher war als sonst vorher. Der Schnee auf der ersten Spitze war zu einer seichten Kruste eingeschrumpft,

weßhalb das Aufsteigen die Schwierigkeit hatte, daß der Schnee einerseits zum Auftreten nicht genügte, anderseits aber die Felswände so weit deckte, daß an diesen ein Haltpunkt schwer zu ermitteln war.

Schlag 12 Uhr verkündete ein, auf einen Alpenstock aufgezogenes Sacktuch den theilnehmenden Beobachtern in „Heiligenblut", daß auf der deutschen Alpen höchsten Spitze ein menschlicher Fuß neuerlich aufgetreten sey. — Nach kurzem Verweilen wurde der Rückweg angetreten. Er war mühsam und in einem Falle selbst gefährlich. Als nämlich die Stelle des vorerwähnten Spaltes, welcher die vordere Spitze umgürtet, passirt war, verleitete der leichte Abstieg den Unterzeichneten, den Führern um einige Schritte voraus zu eilen; doch bald hatte er es zu bereuen, denn mit dem rechten Fuße seiner ganzen Länge nach durch die, von der Sonne aufgetrocknete Schneedecke eingesunken, vermochte er sich nur dadurch aus seiner bedroheten Lage zu befreien, daß er dem Zurufe eines der Führer folgend, das Aufstehen vermied und, auf den Rücken liegend, im Schnee so weit fortglitt, bis der Alpenstock festen Boden ermittelte. Die vorsichtig hinzugetretenen Führer untersuchten die eingebrochene Stelle, und fanden sie als eine tiefe und breite nach der Neigung des Schneefeldes abfallende Spalte. Es ist nicht unmöglich, daß diese, wie es die Führer behaupten, jetzt erst zum Vorschein gekommene Spalte sich mit der früher gedachten verbinde, also um die Glocknerspitze rings herum einen Gürtel bilden werde. Ueberdieß war der Rückweg deßhalb mühsam, weil die Füße in dem von der Sonnenwärme tief aufgeweichten Schnee bis an die Knie einsanken. Der ganz wolkenfreie Sonnenschein reflectirte auf den Morgens frisch gefallenen Schnee so stark, daß wir alle vier trotz dichtem Schleier tüchtigen Sonnenbrand davon trugen. Bei dieser durch die Beschwerlichkeit des Weges verzögerten Rückkehr, konnte erst gegen 8 Uhr Abends die Ankunft in „Heiligenblut" stattfinden.

Dem hiesigen hochw. Herrn Pfarrer Urschitz sey mein verbindlichster Dank für die besondere Freundlichkeit des Empfanges, die sachkundige Unterweisung und auch sonst geleistete Beihilfe gebracht.

Die Führer Johann Granögger, vulgo Kramser, Christoph Pichler und Balthasar Lackner machten sich auch in diesem Falle durch Aufmerksamkeit, Entschlossenheit und opferwillige Erfüllung ihres Berufes im hohen Grade verdient, und dieß um so mehr, als wir auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen waren.

Viktor Ritter v. Lucki,
k. k. Hoffekretär aus Wien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

Von dem Kölner-Bischof Agilolf, so erzählt die Sage, behauptete einmal ein übermüthiger Ritter, er sey ebensowenig ein Heiliger gewesen, als sein Falke singen könne; und siehe da, alsogleich habe der Falke schön zu singen angefangen. An diese Legende werde ich mächtig erinnert, wenn ich vom Tode eines Mannes Nachricht gebe, von dem mancher Uebermüthige behaupten wird, er habe nicht gelebt und gewirkt genug, einen Nekrolog zu verdienen. Der beweiskräftige Wundergesang ertönt nur in der Freundesbrust, und die Welt hat freilich, gleich jenem Ritter, den Glauben frei. Wenn aber der Erfolg nicht das Ein und All ist, darnach in dieser Welt bemessen wird, sondern ein ehrliches, stilles und rastlos unverdrossenes Streben auch Geltung hat, so brauchte sich der Beste unseres Ländchens nicht zu scheuen, den Namen J. B. Schücktanz mit Ehren zu nennen. Zu Wolfsberg im Lavantthale 1835 geboren, besuchte er die Stiftsschule in der Abtei St. Paul und in der Folge die Staatsgymnasien zu Klagenfurt und Laibach, wo er besonders in den Naturwissenschaften, man kann wohl sagen, glänzte. Dieser Umstand, zu dem überhaupt früher als man es gern zu sehen gewohnt ist, ein männlich entschiedener Sinn sich gesellte, führte ihn einer der Hauptrichtungen des forschenden Zeitalters, dem Studium der Medicin, mit Leib und Seele zu. Die Wiener-Facultät zählte den Mediciner Schücktanz zu den emsigsten und genauesten Besuchern; aber wie wenig möchte dies vielleicht genannt werden können ohne das ausgebreitete Privatstudium, das der zu Verwerthung der kleinsten Spanne Zeit gezwungene Candidat mit Hast betrieb. Ein genauer Kenner und origineller Verarbeiter der Leistungen eines Liebig, Moleschott, Büchner, Vogt u. v. A. kehrte er jedesmal freudenreich mit neuen Früchten in den Kreis seiner Lieben an der Lavant zurück, wo er, wie ich es fast für ein heimathliches Märchen halten möchte, einer, für den Eingebornen selten vergabbaren, Achtung, Werthschätzung und Liebe genoß. Seine offene und gewinnende Art, vielfache Belesenheit und Bescheidenheit gewannen schnell die neuen Kreise, und wie er den nahen Freunden durch den, einem engen Sinne niemals gelungenden, würzigen Humor theuer, so war er den Männern von Fach als ein mit gesunder Auffassung und unerschütterlichem Streben ausgerüstetes Talent willkommen. Allein er kränkelte frühzeitig. Ich bringe nicht die Phrase, Schücktanz habe sein Leiden, das mit dem Tode endigte, in den Studien geholt; vielmehr mag es sich, wie dies jüngst Dr. Reclam „über die Stellung als Krankheitsursache" trefflich bewiesen, durch die verschiedenen Nöthen desselben allmählig drohender entwickelt haben; gewiß aber ist und bewundernswerth, daß der hoffnungslos Kranke Jahr um Jahr lernensfreudig bei aller vollkommenen Erkenntniß seines Zustandes nach Wien, der Metropole der Lungentuberkulose, zog, und, als er selbst der Stimme beraubt war, ein desto eifriger Hörer blieb. Wenn Schücktanz die Stunden des Tages hindurch an seine Lieblingswissenschaften in Liebe dachte, so blieben ihm der schlaflosen Nächte genug über, wachend von deren Anwendung zu träumen. Dank vielen edlen und freundschaftlichen Herzen, daß sie das bald endende Leben mit Blumen ausschmückten! Dank vor Allem dem Biedermanne Baron Herbert, gegen den der Dahingeschiedene das Gefühl freudiger Dankbarkeit mir vererbet hat. Wie oft hat das tuseulanische Kirchbühel in den Träumen des Leidenden in dem großen, lustbrausenden und schmerzvergessenden Wien mitgespielt! Wohl zu ganz anderer Zeit, als er es gewünscht, kam der heftiger Erkrankte im Jänner 1858 nach Wolfsberg, und ward, so lange er noch athmete, der Gegenstand allseitiger hilfbereiter Theilnahme, und, nachdem er am 8. Februar verblichen, der wahrsten Trauer, der wärmsten Thränen. — Als beginnenden Schriftsteller hat den Sterbenden die „Klagenfurter-Zeitung" eingeführt; eine wissenschaftliche Geltung in der Zukunft hätte einem so ernsten Beginnen auf keinen Fall entgehen können. Obendrein war Schücktanz ein Meister im mündlichen Vortrag, insoferne ich das auf den Catheder bezogen wissen will. Noch die letzten Monate des Jahres 1857 hielt er, als er nach Wien reisend Graz berührte, hierselbst in einem empfänglichen Kreise, mehr flüsternd als redend, einen Vortrag über „die Milch als Nahrungsmittel." Wir schieden in später Nacht — es war für immer.

Nach mehreren Monaten — die Welt sagte, es sey eben Carneval — schlug ich, des Nachmittags auf mein Zimmer gekommen, eben einige Accorde auf meiner Cither an, welche einen lächelnden Freund zur Frage veranlaßten:

„Warum so zitternd, wer ist denn gestorben?“ — als unmittelbar darauf ein Brief mit der Nachricht vom Tode meines vielgeliebten Freundes eintraf. Nachdem die „Carinthia“ jüngst liebreiche Erinnerungszeilen meinem Gymnasialgenossen Otto Raab gespendet, seyen ihnen mit Schmerz die meinigen beigefügt, die sich als Dolmetsch vieler und biederer Menschen in die Oeffentlichkeit wagen. Ein kühnes Wollen ist immer wichtig, denkwürdig, wenn es zernichtet wird, und werth öffentlicher Theilnahme, wenn es als Beispiel wirken mag.

Graz.

Friedrich Pichler.

Aus der Schreibtafel eines Studenten.

(1820 — 1835.)

(Beschluß von Nr. 7.)

Ausflug von St. Andrä nach Klagenfurt.

Wenn auch einst mit Wehmuth begrüßt, sey heut' mir willkommen!
Denn die Erinnerung zieht über das Heimweh' den Flor.

An F. F. in St. Andrä.

Jung mit lärmender Jugend und klug nach Zeit und nach Menschen —
Bist Du Aller Freund — bleibst der Erinnerung Zier.

An C. A. dort.

Einst mir zur Seite gestellt vom gütigen Fürsten als Leiter
Bleibst Du ein hehres Bild stets mir durch Herz und Verstand.

An S. Juvantschitsch*).

Wie ich mich fürchtete einst vor Dir als strengen Erzieher,
Muß ich Dich achten jetzt: stiegst durch errungenen Werth.

Am Grabe P. J.

Theiltest, obgleich schon alt, doch oft die Freuden der Jugend;
Hattest der Schwächen zwar auch, aber sie decket das Grab.

Letztes Scheiden.

Schön ist noch immer das Thal, doch mir scheint's ein Grab der Erinn'rung —
Weder Jugend noch Zeit kehren je wieder zurück.

J. C. H.

*) † 1844 als Hauptpfarrer in Tüffer und Ehrendomherr von Lavant.

Heimathliche Notizen.

(Witterung im Februar zu Klagenfurt). So wie der Jänner es gewesen, so war auch der Februar der kälteste, seit hier regelmäßig beobachtet wird. Nur der von 1814 ist mit einer noch tiefern Temperatur verzeichnet. Die Mitteltemperatur des Februars beträgt sonst durchschnittlich — 2·89, die des diesjährigen aber betrug — 6·59. Die Februare der Jahre 1857 mit — 6·23, 1816 mit — 4·3, 1845 mit — 4·1 kommen ihm am nächsten. Sonst steigt die Temperatur im Februar durchschnittlich auf † 8·3, heuer war die höchste schon am 2. nur † 1·0, nur an 5 Tagen stieg sie überhaupt über den Gefrierpunkt. Dagegen fällt das Thermometer im Februar häufig noch tiefer, als es heuer am 19. gefallen (—16·8.) so z. B. 1830 auf — 24·0, 1849 auf — 22·0, 1845 auf — 22·0, 1850 auf — 20·3, 1857 auf — 19·8 u. s. f. — Fortwährend waren Ost- und Nord-Ostwinde herrschend und dabei die Luft fast immer bis zum Maximum ozonisirt. Auch im Februar war die Kälte mehr im Süden als Norden verbreitet, denn während Mailand, Turin bis 12° Kälte hatten, fiel das Thermometer in Petersburg auch selbst im Februar nur auf — 17·5.

(Ein 82jähriger Vetter Martin Luther's seit 47 Jahren kath. Pfarrer zu Klein St. Paul in Kärnten. 1622.) Bei Gelegenheit, daß die zahlreichen Akten, besonders Visitations-Relationen des ehemaligen Archidiakonal-Archives zu Teinach, welches Archidiakonat bekanntlich von der hohen Metropolie zu Salzburg jenen Theil der, noch zur Salzburgischen Diözese reservirten, Pfarren Kärntens unter sich hatte, welche (siehe den Ausweis darüber S. 19 u. f. f. des 1. Heftes des Archives für vaterländische Geschichte und Topographie) von St. Egiden an der Drau an, diesseits derselben, bis an die steirische Grenze, mit Ausschluß der damaligen kleinen Lavanter-Diözese, folglich vom Werdersee herab, in der Klagenfurter Ebene, im Saalfelde, um Völkermarkt und im Lavantthale gelegen waren — hiebei durchgangen wurden, fand sich ein eigentlich auf das Archidiakonat Krapfeld oder Friesach bezüglicher Akt von der Pfarre Klein St. Paul ob Eberstein vor. Es hatte nämlich der Erzbischof Paris G. v. Lodron den Domdechant von Laibach, Pompejus von Coronini als General-Visitator nach Unterkärnten entsendet, welcher seine Rundreise am 20. November 1621 begann und am 11. März 1622 beschloß. Bei der am 10. Februar 1622 zu Klein St. Paul stattgehabten Visitation ergab es sich aus dem Examen des Pfarrers Christoph Queller, welcher 82 Jahre alt, in Thüringen, Mainzer-Diözese, geboren, zu Erfurt die Humaniora absolvirt hatte, bereits Jubelpriester und 47 Jahre dort Pfarrer war, daß er der Sohn lutherischer Eltern, von einem apostolischen Nuntius von der Häresie war losgesprochen worden. Das darüber vorgewiesene Dokument enthielt die interessante Angabe, es habe zur Zeit des Sachsen-Herzogs Friedrich (der III. oder der Weise, von 1486 — 1525) sich bei ihm ein Sohn Martin Luthers als Kanzler befunden, der Vater des obbenannten Pfarrers aber als Sekretär, welche beide sich gegenseitig als „Vättern“ titulirten. Die Grade der Verwandtschaft seyen ihm (Pfarrer) unbekannt, obwohl er jenen Kanzler noch persönlich gekannt habe. — So hätten wir also einen nahen Verwandten des Reformators in Kärnten besessen. — Wir geben den betreffenden Auszug wörtlich:

In einem lateinischen Mannskript des Archidiakonal-Archiv's Tainach, betitelt: Visitatio Inferioris Carinthiae Jussu Illmi. et Rmi. Dni. D. Paridis Archiepiscopi et Principis Salisb. Sedis Ap. Legati etc., Coepta anno 1621, die 20. Nov. et peracta Anno 1622, die Undecima Martij, Ab ejusdem Illmae. et Rmae. Celsitudinis deputato Visitatore Generali Pompejo Coronino a Prebacina et Gradiscuta, Patricio Goriciensi et Decano Cathedralis Labacensis etc. — kommt im Examen des Pfarrers zu Klein St. Paul ddo. 10. Februar 1622 folgende Notiz vor:

Visitatio seu Examen Parochi

Qui vocatur Christophorus Quellerus, Turingus, Diœcesis Moguntinensis, ex hæreticis parentibus oriundus, sed a quodam Nuncio Apostolico ab hæresi absolutus, prout super hoc documentum exhibuit. Tempore Ducis Saxoniæ Friderici, erat quidam Filius Martini Lutheri, ejusdem Ducis Cancellarius, pater vero hujus parochi Secretarius, qui ambo Cancellarius et Secretarius se invicem consanguineos hoc est Vättern vocabant. Nomen vero dicti Cancellarii, vel in quo gradu consanguinitatis vel affinitatis se invicem attinebant, nescit parochus, licet ipsum Cancellarium sæpius viderit.

Dictus parochus Quellerus est aetatis 82, sacerdos 50, parochus vero hujus loci 47 annorum. Susceptorum ordinum formata in debita forma exhibuit.

— — — —

Erforti litteris humanioribus et casibus conscientiæ studuisse.

(Zeitungsalter). Einem Berichte des Doktors Constantin Wurzbach zu Folge in dem Abendblatte der Wienerzeitung vom 15. Okt. 1857 ist das älteste politische Blatt in Oesterreich die „Wiener-Zeitung“, welche 152 Jahre alt ist; zunächst kömmt die „Preßburger-Zeitung“, die 1764 als „Pannonia“ zu erscheinen begann; dann folgt die Klagenfurter-Zeitung, welche im achtzigsten Jahrgange erscheint; die „Gratzer-Zeitung zählt den 45. Jahrgang.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 12. Sonnabend, den 20. März. 1858.

Ueber Eisenproduktion

mit besonderer Berücksichtigung der dießfälligen Verhältniße in Kärnten.

Diesen für unser Heimathland so wichtigen Gegenstand erörterte der k. k. Markscheider, Herr Karl Hillinger, in einem Vortrage am 12. März im hiesigen naturhistorischen Museum.

Wir sind in der angenehmen Lage, unsern Lesern einen kurzen Auszug des Vortrages aus der Feder des Herrn Vortragenden selber hier mitzutheilen.

In der Einleitung wurde angegeben, daß die Menschen ohne Eisen in einem erbärmlichen Naturzustande verharren müßten; daß Völker im Besitze von Gold- und Silbergruben verarmten, während andere im Besitze von Eisen sich die wahre Quelle des Reichthums, die Gewerbsthätigkeit aufgeschlossen haben.

Zum Wohle der Menschheit sind auch die Eisenerze nicht wie die edlen Metalle auf Welttheile oder einzelne Länder beschränkt, sondern es nehmen beinahe alle Länder an der Eisenproduktion Theil und zwar in nachstehender Weise: England mit 50 Millionen Centnern Roheisen, Frankreich mit 10 Millionen, Nordamerika mit 8 Millionen, Belgien, Preußen, Oesterreich und Rußland mit 4—5 Millionen, Schweden mit 3 Millionen, der Zollverein mit 1.800000 Centnern, Spanien und Portugal mit 1 Million, Italien mit $\frac{1}{2}$ Million, die Türkei mit 300,000 Centnern rc. — Der Geldwerth des Roheisens beträgt in Oesterreich 20 Millionen Gulden, jener der Kohlen 10 Millionen Gulden, der aller übrigen Metalle zusammen nur 11 Millionen Gulden. — Nach dem Ausspruche eines englischen Staatsmannes ist der Eisenverbrauch in einem Lande ein Maßstab der Cultur desselben. Wenn es auch noch andere Momente gibt, welche bei Beurtheilung des Culturzustandes einer Nation zu berücksichtigen sind, so ist dieser Satz doch nicht ganz ohne Bedeutung.

Wenn man die Einwohnerzahl eines Landes mit dem Eisenverbrauche vergleicht, so ergibt sich, daß per Kopf entfallen:

In Großbrittanien und Irland 72 Pfund Eisen, in Belgien 57 Pfund, in Nordamerika 54 Pfund, in Frankreich 50, im Zollvereine 24 Pfund, in Oesterreich 11 Pfund, (in den deutschen Provinzen allein 20 Pfund) in Spanien und Portugal 10 Pfund, in Rußland 4 Pfund rc.

Diese Zahlen geben zwar nur ein Bild des Zustandes der Industrie, aber insoferne eine entwickelte Industrie die Entwicklung der geistigen Anlagen voraussetzt, auch zugleich ein Bild des geistigen Lebens in der praktischen Richtung.

Das Eisenhüttenwesen ist aber nicht nur der wichtigste sondern auch schwierigste unter allen Zweigen des Hüttenwesens. Wir brauchen hiebei die höchsten Temperaturen, die stärksten und meisten Maschinen- und Menschenkräfte. Welche chemische Prozeße müßen durchgeführt, welche Maschinen- und Menschenkräfte müßen angewendet werden, um aus dem Eisenerze eine Eisenbahnschiene, ein chirurgisches Instrument oder eine Claviersaite darzustellen.

Nach dieser Einleitung wurde zur Darstellung des Roheisens in dem Hohofen übergegangen und hiebei der Betrieb mit Holzkohlen zum Anhaltspunkte genommen. Es wurde insbesonders hingewiesen auf die neueren Fortschritte, welche man bei der Vorbereitung der Erze zum Schmelzprozeße, bei der Schmelzung selbst durch Anwendung stärkerer Gebläse, durch eine entsprechende Gestalt und Höhe der Oefen, Anwendung des erhitzten Windes rc. gemacht hat, und welche entweder die Verbesserung des Produktes oder vorzüglich Ersparung des so kostspieligen Brennstoffes bezwecken.

Nach der Erklärung der einzelnen Bestandtheile eines Hohofens, der durch eine Zeichnung dargestellt war, sowohl in mechanischer als chemischer Beziehung, der Nothwendigkeit und Beschaffenheit der Schlackenbildung, des Unterschiedes zwischen weißem und grauen Eisen und der Anwendung beider Sorten wurde zur Erklärung des Puddlings- oder englischen Frischprozeßes übergegangen, welche durch die Ansichten eines Puddlingsofens mit horizontalem und Treppenrost und mit dem Müller'schen Plattenrost unterstützt wurde.

Der Puddlingsprozeß ist eine englische Erfindung und leitet sich her von dem englischen Worte: puddle, umrühren. Er unterscheidet sich wesentlich vom Herd- oder deutschen Frischprozesse dadurch, daß bei Letzterem das Roheisen in der Herdgrube in unmittelbarer Berührung mit dem Brennstoffe (meistens Holzkohlen) gefrischt wird, während bei Ersterem das Roheisen nur mit der Flamme des durch die Feuermauer getrennten Brennstoffes in Berührung kommt und zu Schmideisen umgewandelt wird, der Eisenverlust (Calo) ein größerer ist, und das erhaltene Produkt selten die Qualität des Herdfrischeisens hat. Dieser Prozeß wurde zuerst bei dem, dem Baron Rothschild gehörigen, gegenwärtig größten einzelnen Eisenwerke der Monarchie, d. i. zu Witkowitz bei Ostrau in Mähren eingeführt.

Nach der Erklärung des Puddlings-Prozeßes vom Einsatze des Roheisens in den Ofen bis zum Auswalzen der Luppen zu Zaggeln wurden ebenfalls die Fortschritte erwähnt, welche man durch Anwendung der Dampfhämmer, gemeinschaftlicher Essen, Benützung der Ueberhitze der Puddlings- und Schweißöfen zum Vorwärmen des Roheisens und Dampferzeugung, zum Betriebe der Walzen und Dampfhämmer gemacht, und der Vortheil der Letztern gegenüber den Patschhämmern mit den Worten berührt, daß Erstere nicht nur die Schlacken besser auspressen, sondern auch schlecht gepuddelte Luppen sogleich zerfallen machen. Zum Schluße wurde der Unterschied zwischen horizontalen Treppen- und Plattenrosten angeführt und bemerkt, daß durch Anwendung der Treppen- und Plattenroste es erst möglich wurde, sonst werthloses Kohlenklein mit großem Vortheile zu verwenden.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wurde übergegangen zur Darstellung der dießfälligen Verhältniße in Kärnten.

Daßelbe erzeugte im Jahre 1855 811,449 Centner Roheisen und nimmt unter den eisenproduzirenden Provinzen der Monarchie den dritten Rang ein, indem es nur von Steiermark mit 1,350,307 Centner und von Ungarn mit 862,639 Centner der Quantität nach übertroffen wird. Der Qualität nach wird es von wenigen erreicht, von keinem übertroffen.

An dieser Produktion nehmen vorzüglich Lölling mit 33%, Treibach mit 20%, die Lavantthaler Hochöfen: St. Gertraud, Waldenstein und St. Leonhardt mit 13%, Heft und Mosinz mit 12%, Eberstein und St. Johann mit 6%, Salvator und Hirt mit 5%, Olsa mit 4%, die oberkärntnerischen Hohöfen mit 2% der Gesammterzeugung Theil.

Durch eine zweckmäßige Vereinigung aller Fortschritte z. B. Vorbereitung der Erze, Größe der Oefen, Erhitzung der Luft, passende Beschickung, möglichst ungestörter Betrieb 2c. hat es Lölling in der Erzeugung des Holzkohleneisens rücksichtlich der dabei benöthigten Brennstoffmenge auf die höchste bisher erlangte Stufe gebracht, indem per Centner Roheisen nur 9.7 Cubik-Fuß Holzkohlen erforderlich sind, wobei jedoch auf den Eisengehalt der Erze nicht Rücksicht genommen ist.

Dann folgen Treibach, Eberstein, Heft und Mosinz, St. Gertraud 2c. Den größten Kohlenverbrauch haben im Jahre 1855 Olsa, Weidisch, Kreuzen und Radenthein nachgewiesen. Der Grund des größeren Kohlenverbrauchs liegt in der kurzen Schmelzdauer, schlechtern Qualität der Erze und bei Weidisch in der schweren Reduzirbarkeit der Frischschlacken. Im Ganzen kann jedoch der Schluß gezogen werden, daß die kärntnerischen Eisenschmelzwerke in Bezug auf Kohlenverbrauch bis zum Jahre 1855 die günstigsten Resultate in der ganzen Monarchie erzielt haben.

Bezüglich der Raffinirwerke wurde erwähnt, daß bis zum Jahre 1830 sämmtliches Roheisen in Kärnten in Herdfeuern zu Streckeisen und Stahl raffinirt und dem Raffinate unter dem Hammer die gewünschte Form gegeben wurde. Erst durch die Gründung der Puddlingshütte in Frantschach wurde die Puddlingsarbeit und Walzwerks-Manipulation beim Frischprozeß zur Geltung gebracht, Letzterer von der Benützung der Holzkohlen emancipirt, so daß jetzt 30,000 Cubik-Klafter Holz erspart wurden, die den Hohöfen zu Gute kamen, und die Roheisenerzeugung ihre Erfolge den pirotechnischen Fortschritten der Eisenraffinirung zu verdanken hat. Wenn dem Werke Witkowitz in Mähren das große Verdienst gebührt, zuerst den Puddlingsprozeß in Oesterreich eingeführt zu haben, so gebührt dem Werke Prävali jedenfalls das eben so große Verdienst, mit großen Opfern und ausdauernder Anstrengung den englischen Frischprozeß zuerst mit Braunkohlen durchgeführt zu haben und zwar zu einer Zeit, wo die Tauglichkeit des mineralischen Brennstoffes selbst von Fachmännern bezweifelt worden ist. Es verdient dieß um so mehr hervorgehoben zu werden, da nach Lösung dieses schwierigen und für die ganze Zukunft folgenschweren Problems oft der nämliche Fall eintritt, wie mit dem Ei des Columbus.

Nach einer genauen Beschreibung der Anfertigung einer Eisenbahnschiene wurde übergegangen zu den vorzüglichsten Erzeugnißen von Prävali, als: Locomotivachsen, womit es den Sieg über alle in- und ausländischen Fabrikate errungen, und Eisenbahnschienen, welche sich bisher nicht nur der innern Struktur nach als auch in der äußeren Form als untadelhaftes Fabrikat bewähren.

Daß man die englischen Schienen, die allerdings um 3 fl. 30 kr. billiger sind, den Prävalier Schienen vorzieht, obwohl die Letzteren die doppelte Dauer haben und nach der Abnützung noch theurer verkauft werden können, als die englischen, hat seinen Grund in der Eigenschaft der heutigen Eisenbahnunternehmungen; diese sind Börsengeschäfte und das Streben der Actionäre geht daher dahin, durch den Ankauf billigerer, wenn auch schlechterer, Schienen das Anlagekapital zu verringern und so zu bewirken, daß die Actien so bald als möglich ein Einkommen abwerfen.

Beim Uebergang von der Wasser- zur Dampfkraft zum Betriebe der Walzenlinien wurde bemerkt, daß Letztere besonders bei größern Werken unbedingt vorzuziehen sey. Durch Benützung der Ueberhitze werden die Kosten der Dampfkraft sehr herabgesetzt; dann ist sie sicherer; eine Störung im Betriebe großer Werke kostet weit größere Summen, als bei der Wasserkraft allenfalls erspart würden, abgesehen davon, daß man die Lieferungstermine nicht einzuhalten im Stande ist. Was nützt die in Kärnten vorfindliche Million Pferdekräfte an Wasser, wenn Hochwasser, Wassermangel oder Vereisung die Benützung derselben nicht gestatten?

Die Absatzverhältnisse der Raffinirwerke können im Allgemeinen noch günstig genannt werden, obwohl die hohen Roheisenpreise den Ertrag derselben bedeutend herabsetzen.

Da nun durch Ausdehnung des Puddlingsprozeßes mit mineralischem Brennstoff Oesterreich die Concurrenz mit dem Auslande aushalten kann, ein theures Roheisen jedoch gerade beim Puddlingsprozeß wegen des größern Eisenverlustes sehr empfindlich für die Gestehungskosten ist, so ist vor Allem Sorge zu tragen, mehr und billigeres Roheisen zu erzeugen für solche Artikel, die keine besondere Qualität des Eisens nothwendig haben.

Durch eine Steigerung der Produktionsmengen an Holzkohleneisen würde unser Eisenwesen wenig gewinnen, im Gegentheile durch erweiterte Zufuhr des Brennstoffes die Roheisenpreise nur zunehmen.

Es bleibt daher nichts Anderes übrig, als sobald und soviel als möglich Koaks-Roheisen zu erzeugen, womit in Witkowitz in Mähren und Kladno in Böhmen bereits der Anfang gemacht ist; für Länder dagegen, welche wie Kärnten wegen Mangel an Schwarzkohlen Roheisen mit Koaks allein nicht erzeugen können, erübrigt zur Verminderung der Roheisenpreise und Erhöhung der Erzeugung nichts Anderes, als wenigstens einen Theil der Holzkohlen durch reine Braunkohlen und Lignite, oder durch den nach der Exter'schen Methode comprimirten Torf zu ersetzen, mit welch Letzterem in der Oberpfalz glänzende Resultate erzielt worden sind.

Da nun Kärnten ebenfalls viel Torfgrund besitzt, so wäre es bei der nachgewiesenen intensiven Heizkraft und leichten Transportirbarkeit des comprimirten Torfes sehr angezeigt, daß auch hier die dießfälligen Versuche bei den Hohöfen sobald als möglich durchgeführt werden möchten.

Balsamquell.

Nimmermehr verlassen wähne
Sich der Mensch, ob alt, ob jung,
Bleibt ihm doch die stille Thräne,
Bleibt ihm doch Erinnerung.

Einsam sitzt in öder Halle
Trocknen Aug's, die Haare weiß,
Wie ein Engel vor dem Falle
Hadernd, — ein gebeugter Greis.

„Einsam bin ich und verlassen,"
Ruft er: „Alles mich verließ,
„Selbst der Himmel muß mich hassen,
„Da er grausam mich verstieß!

„Stürmen stand ich, dem Verderben
„Lächelt' ich voll gläub'ger Ruh',
„Und nun soll ich einsam sterben,
„Niemand drückt das Aug' mir zu!" —

„„Mensch! was soll dein Wüthen, Schäumen,
„„Sieh' die schlummernde Natur,
„„Sieh' — die kleinen Blümchen träumen
„„Süß auf thaugeschmückter Flur.

„„Hadern sie bei Sturmes Tosen,
„„Bei der Sonne sengend Glüh'n? —
„„Nimm ein Beispiel an den Rosen
„„Stillgeduldig sie verblüh'n!""

Also ruft es still und leise,
Wie im Lenz der Zephir weht,
Fromm erglüht das Herz dem Greise,
Daß er hinsinkt zum Gebet.

Also hallt's in heil'gen Tönen,
Leise mahnend an sein Ohr,
Ach, und süße Jugendszenen
Zaubert ihm Erinn'rung vor.

Und entbunden von dem Harme
Träumt er sich in früh're Zeit,
Sieht sich in der Jugend Arme,
Schwelgt in Himmelsseligkeit.

Um ihm ist's, als ob es riefe:
„Sohn, die Mutter segnet dich!"
Aus des Herzens tiefster Tiefe
Drängt ein Strom von Thränen sich.

„Nimm mich auf, Herr, zu den Deinen,
Ruhig ende sich mein Lauf!"
Ruft er, und in stilles Weinen
Löset sich sein Grollen auf.

—

Nimmermehr verlassen wähne
Sich der Mensch, ob alt, ob jung,
Bleibt ihm doch die stille Thräne,
Bleibt ihm doch Erinnerung.

J. J. K.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 10.)

Ueber die Verlassenschaft des Verstorbenen schloßen die beiden Erben einen Theilungsvertrag ab, den wir wegen seiner Wichtigkeit vollständig (jedoch nach der neueren Orthographie) mittheilen wollen.

1577, Mittwochs den 30. Januari zu Payrhofen.

Wir Mathias Freidell zu Payrhofen und Christoph Freidell, Bürger zu Nürnberg ꝛc., bekennen, daß weiland der Edle und Ehrenveste Herr Bartlmä Freidell, unser geliebter Herr Bruder und Vetter selig in seinem Testamente ausser 40,000 fl., welche er „an vier Ort" nämlich den Ehrbaren und Tugendsamen der Frau Anna Leonhards von Werthaim Hausfrau, der Frau Susanna Niclasens Goßwein seligen Hausfrau (Vetter) und der Jungfrau Rosina Freidellin allen zu Nürnberg, und dann der Frau Apollonia, des Andreas Zinechen (sonst immer Zenegg) Rathsburgers zu St. Veit Hausfrau, unsern lieben Muhmen und Schwestern legirt und vermacht hat, in all sein übriges hinterlassenes Hab und Gut Uns zu Erben eingesetzt hat und daß wir im Namen Gottes diese Erbschaft angenommen, angetreten, vetterlich, vertraulich und freundlich getheilt und uns auf nachfolgende Art vereint und verglichen haben.

Was die liegenden Güter betrifft, so haben wir es bei der Theilung derselben, wie sie unser Bruder und Vetter in seinem Testament angeordnet hat, bleiben und bewenden lassen. Allein damit jeder Theil eine Wissenschaft haben möge, was solches für Güter, Stück und Unterthanen seyen, haben wir uns dahin verglichen, daß ein Verzeichniß derselben, wo sie gelegen seyen, von wem sie als Lehen herrühren, was sie an Zins und jährlichem Ertrage abwerfen, angefertiget und jedem Theile eine Abschrift davon zugestellt werde, was durch mich Mathias Freydell nach Thunlichkeit geschehen soll.

Weil es nun mir Christoph Freydell die Umstände nicht gestatten, mich in dieses Land (Kärnten) zu begeben, um die mir vermachten Häuser, Güter und Stück in eigener Person zu bewahren und zu bewirthschaften, so hab ich mich mit meinem Vetter Mathias Freydell dahin verglichen, daß er alle diese mir vermachten Güter gleich den seinigen in seine Verwaltung und Nutzung übernehme und mir nach Abzug seiner Kosten, Mühe und Arbeit ohne Rechnung den Ertrag derselben zufertige. Weil denn auch aller Vorrath zum (zu) Kirchpühel, nichts davon ausgenommen, mir vermacht wurde, ich aber denselben jetziger Zeit nicht zu gebrauchen im Stande bin, so hab ich denselben, als Vieh, Ziegel und Anderes, was da war, um 350 fl. meinem Vetter Mathias verkauft und diese Summe auch von ihm baar erhalten.

Die Ringe, Kleinode, auch Kleider und was dergleichen war, haben wir miteinander getheilt. An Silbergeschirr war nicht mehr als 9½ Mark und dann ein goldenes Kettchen, ein Zahnstürer und ein Denkring vorhanden, welche 3 Stücke, zusammen 48 Dukaten schwer, ich Mathias Freydell für mich genommen und dafür meinem Vetter bewilliget habe, eben so viel von dem, was aus Venedig herauskommen werde, für sich zu nehmen. Der Vorrath an Wein, Getreid, Bettgewand, Hausrath, Zinn, Kupfergeschirr und dergleichen beträgt in Geld angeschlagen etwa 550 fl.

An baarem Gelde, angelegten Kapitalien, verfallenen Interessen und Zinsen waren vorhanden 43,625 fl., und, wenn man die fahrende Habe pr. 550 fl. dazu rechnet, 44,175 fl. ausmacht, wovon auf jeden Theil 22,087½ fl. fallen. Demnach hat jeder von uns nachfolgende Posten unter der Bedingung angenommen, daß, wenn irgend ein Posten uneinbringlich wäre, der Verlust jeden zur Hälfte treffen sollte.

Die Posten, welche ich Mathias Freydell für meine Hälfte angenommen habe, sind folgende:

1. 2000 fl. Hauptsumme und 100 fl. Interessen, davon auf nächstkünftigen Walburgis Tag verfallen bei Hannsen Weylandt zu Villach.
2. 4000 fl. Hauptsumme und 200 fl. Interesse bei Herrn Bürgermeister, Richter und Rath zu St. Veit.
3. 4000 fl. Hauptsumme und 200 fl. Interesse bei Herrn Andreas Zinekhen (Zenegg), Rathsbürger zu St. Veit.
4. 420 fl. bei Herrn Doctor Schweikher zu Graz.
5. 1500 fl. verfallene Interessen auf den Losungstuben zu Nürnberg.

6. 500 fl. „an der Uebermaß der Frauen Zinedhin Legats auf einer Ersamen Landtschafft in Kärnten zu Klagenfurt" und dann
7. 263 fl. vorhero verfallenen halben Jahrzins (von den 6000 Ducaten oder 10,500 fl., welche bei Landschaft lagen).
8. 800 fl. Hauptsumme bei Joel Pietsching.
9. 7500 fl. an baarem Gelde.
10. 550 fl. an Fahrnissen, wie oben gesagt wurde, welche Posten zusammen gerechnet 22,033 fl. ausmachen, also daß mir noch 54 fl. 30 kr. abgingen, welche ich ebenfalls erhalten habe.

Die Posten, welche ich Christoph Freydell für meine Hälfte angenommen habe, sind folgende:
1. 20,022 fl., welche zu Venedig bei Herrn Hannsen Eisvogel in Verwahrung liegen sollen, falls sie sich wirklich vorfinden;
2. 2000 fl. Hauptsumme und 120 fl. Interessen fällig auf nächsten Walburgis Tag bei Paul und Hannsen Fürleger zu Nürnberg, welche beide Posten zusammen 22,142 fl. ausmachen, also daß ich um 54½ fl. zu viel erhielt, welche ich meinem Vetter Mathias, der um 54½ fl. zu wenig erhielt, gegeben habe.

Jeder von uns erhielt die Schuldbriefe über die ihm zugetheilten Posten, jedoch mit der Bedingung der Schadloshaltung.

Was die zu Venedig befindlichen Fahrnisse betrifft, wurde ausgemacht, daß sie sämmtlich mir Christophen Freydell nach Nürnberg geschickt, und alldort in Beiseyn meines lieben Schwagers und Bruders Georg Rezzenbach des jüngeren beschrieben und billig geschätzt werden, und mir Mathias Freydell der gebührende halbe Antheil an Geld übermacht werden soll.

Was nebst der Hauptsumme von 800 fl., welche Joel Pietsching schuldig ist, noch die 700 fl. Zins, welche am verflossenen 1. Januar fällig waren, und die er in Erbschaftsmasse schuldig ist, betrifft, so hab' ich Mathias Freydell es übernommen, dieselben entweder gütlich oder ernstlich einzubringen und verpflichte mich, meinem Vetter Christoph die Hälfte von dem, was ich hereinbringe, zu bezahlen.

Was die Schuldposten betrifft, welche ich Mathias meinem Bruder Bartlmä und ich Christoph nebst meiner Mutter dem Herrn Bartlmä Freydell schuldig waren, so sollen diese zu gleichen Theile aufgehoben seyn, doch behalt' ich Christoph mir den Regreß gegen mein Geschwister vor, wozu mir Mathias behilflich seyn soll.

Da Herr Bartlmä Freydell in seinem Testamente Meldung thue, daß er bei Paul und Hannsen Fürleger zu Nürnberg etwas in Verwahrung habe, wovon wir aber nicht wissen, was und wie viel es, so soll dieses genau erforscht und unter uns gleich vertheilt werden.

Zu wahrer Urkund hat ein jeder von uns Beiden diesen Theilungsvertrag eigenhändig unterschrieben und mit seinem Siegel bekräftiget.

Originalurkunde auf Papier mit den Unterschriften des Mathias und Christoph Freydell; die Siegel abgefallen.

Das bekannte, geschätzte, bewegliche Vermögen des Verstorbenen bestand:

1. Aus den seinen 4 Nichten zu Legaten bestimmten	40,000 fl.
2. Aus dem, was seinen beiden Erben verblieb	44,175 „
und betrug daher im Ganzen	84,175 fl.

Darunter ist jedoch nicht begriffen:

1. Das unbewegliche Vermögen des Erblassers, über welches jedoch weder ein Verzeichniß noch eine Schätzung vorhanden ist. Da dasselbe, so weit es bekannt ist, aus den zwei Häusern zu Wolfsberg, dem Hofe Kirchbühel, den vier Werkgaden und vielen Unterthanen, Weinbergen, Aeckern, Wiesen 2c. 2c. bestand, so dürfte es immerhin anzuschlagen seyn auf 10,000 fl.

2. Das unbekannte bewegliche Vermögen, bestehend aus zu Venedig und Nürnberg liegenden Kaufmannswaaren, andern Fahrnissen und vielleicht auch Baargeld, welches zwar nicht geschätzt werden kann, aber vielleicht auch ein Paar tausend Gulden betragen haben mochte.

Man dürfte daher von der Wahrheit nicht weit entfernt seyn, wenn man die ganze Verlassenschaft Bartlmä Freidls in einer runden Summe auf 100,000 fl. anschlägt, für jene Zeit ein großes Vermögen eines Bürgers, besonders wenn man bedenkt, daß derselbe, wie man zu sagen pflegt, mit Nichts angefangen hat.

Der Erblasser hatte jeder seiner 4 Nichten ein Legat von 10,000 fl. vermacht, jedoch mit der Beschränkung, daß ihnen dasselbe erst 10 Jahre nach seinem Tode ausbezahlt, inzwischen aber nur die jährlichen Interessen gegeben werden sollten. Dieser Bestimmung entgegen zahlten die Erben Mathias und Christoph Freidl der Apollonia Zenegkin das Legat schon 1577 aus, wie man aus folgendem Reverse derselben ersieht.

1577, den 4. August. Apollonia Zenegkin, Herrn Andreas Zenegk, Rathsbürgers zu St. Veit in Kärnten eheliche Hausfrau, weiland Andreen Eberstorfers mit Frau Margaretha Freidlin ehelich erzeugte Tochter, bekennt für sich und ihre Erben, daß ihr die 10,000 fl., welche ihr der Edle Veste Herr Bartlmä Freidl ihr freundlicher lieber Herr Vetter noch bei seinen Lebzeiten laut Testamentes als Legat vermacht habe, von dessen eingesetzten Erben den Edlen Vesten Herrn Mathias Freidl zu Payerhofen und Herrn Christoph Freidl zu Nürnberg, ihren freundlichen lieben Herren und Vettern nach Inhalt des Testamentes „baar vnd richtig ausbezalt" worden seyen, und daß sie demnach gemäß der in demselben Testamente enthaltenen Bedingung, nachdem ihr der Edle und Veste Herr Johann Kraus als der von Bartlmä Freidl angeordnete Testamentarius das Testament vorgelesen habe, unter Danksagung für das ihr vermachte Legat auf das gesammte übrige von Bartlmä Freidl hinterlassene Vermögen für sich und alle ihre Erben verzichtet habe und verzichte.

Mit den Siegeln Apollonia's, ihres Ehegatten und des hiezu erbetenen „Erenvesten fürnemen Hieronymus Söll", Bürgermeisters zu St. Veit und der eigenhändigen Unterschrift der Ehegatten.

Der Ausdruck „baar vnd richtig ausbezalt" spricht deutlich dafür, daß das Legat sogleich berichtiget worden sey, obgleich dieß der Bestimmung des Erblassers völlig entgegen war. Wahrscheinlich geschah dasselbe auch rücksichtlich der drei Nichten zu Nürnberg.

Auch noch in andern Punkten wich man von dem ausdrücklich erklärten Willen des Testators ab, wie wir weiter unten sehen werden. (Fortsetzung folgt.)

Miszelle.

(Die Kärntner-Sänger). Nach einem Schreiben aus Itzehoe ddo. 13. März befinden sich selbe gegenwärtig im Holsteinischen. In Hamburg, wohin sie nach dem letzten Berichte von Kiel aus reisten, verweilten sie einen ganzen Monat. Dort fanden sie den Schauspieler Schwarz, der mit den drei bekannten Zwergen im Thalia-Theater gute Geschäfte macht. Wieder nach Kiel rückgekehrt, gaben die Sänger abermals mehrere Produktionen, und auch einmal im Kasino, wo eine sehr schöne Gesellschaft versammelt war. Am 27. Februar gingen sie auf der Eisenbahn nach Rendsburg, da waren sie für die „Tonhalle" engagirt, wo sie sich besonders wohl befanden, und auch für den Adel und die Herren Offiziere ein besonderes Concert geben mußten. Am 9. März verließen sie Rendsburg, und sind nun in Itzehoe, von wo selbe nach mehreren Produktionen nach Glückstadt zu reisen vorhaben. Ihr ferneres Augenmerk ist dann auf Oldenburg und Bremen gerichtet, wohin sie mehrfache Einladungen erhalten haben. Dann geht wahrscheinlich ihre Reise nach Kopenhagen oder Berlin.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 27. März. 1858.

Peter Alcantara Budik.

Nekrolog.

Nicht von ferne hatten wir eine Ahnung, als wir den gegenwärtigen Jahrgang der „Carinthia“ mit einem Aufsatz aus Budik's Feder eröffneten, daß in so kurzer Zeit derselbe eine Beute des Todes seyn werde. Zwar schon durch längere Zeit kränkelnd, schien seine Krankheit doch nicht lebensgefährlich zu seyn, da er noch bis auf die letzten zwölf Tage seine gewohnten Ausgänge machte, als unvermuthet um die Mittagsstunde des 24. März eine Lungenlähmung seinem Leben ein Ende machte. Doppelt schmerzlich ist es uns, diese Trauerkunde in den Spalten dieses Blattes, dessen Mitarbeiter er seit dreißig Jahren war, seinen fernen Freunden bekannt zu geben, deren er auch in Klagenfurt seit seiner Ankunft im November 1827 viele zählte. Ein Beweis hievon war die vielfach geäußerte Theilnahme bei seiner Beerdigung, die heute am 26. d. statt fand. Nicht unwillkommen dürfte den Lesern eine kurze biographische Skizze dieses verdienstvollen Literaten und eingebürgerten Kärntner's seyn.

Budik war am 18. Oktober 1792 zu Butschowitz in Mähren geboren. In Straßnitz und Brünn studirte er Humaniora und Philosophie, in Olmütz und Wien die Rechte, dann erhielt er eine Anstellung bei der Wiener-Hofbibliothek und kam im Jahre 1827 als Lyceal-Bibliothekar nach Klagenfurt. Diese Stelle bekleidete er bis zum Jahre 1857, wo er in Pension trat. Außer den schönen Wissenschaften und überhaupt der Literatur widmete er sich der Philologie und Bibliothekwissenschaft mit besonderem Eifer, und seine literarischen Arbeiten bewegten sich vielfach auf den letztern Gebiethen.

Im Drucke sind von ihm folgende Werke erschienen: „Ährenlese, eine Sammlung der vorzüglichsten Elegien und Epigrammen, den lateinischen Dichtern des 16., 17. und 18. Jahrhundertes nachgebildet“ (Wien, 1822); ferners: „Leben und Wirken der vorzüglichsten lateinischen Dichter des 15. bis 18. Jahrhundertes. Mit Anführung ihrer vorzüglichsten Gedichte mit metrischer Uebersetzung“ (3 Bände. Wien, 1827); ein Werk, das bei weitem weniger gewürdiget wurde, als es mit Recht verdiente. — Diesen folgten: „Vorbereitungsstudien für den angehenden Bibliothekar“ (Wien, 1834); — „Ueber die poetischen Wettkämpfe der Griechen und Römer“ (Wien, 1835); „Ursprung, Abnahme und Verfall des Turniers“ (Wien, 1836); — „Entstehung und Verfall der von König Mathias Corvinus gestifteten Bibliothek (1838); — „Album von Kärnten“ (Klagenfurt, 1839); — „Vorschule für bibliothekarisches Geschäftsleben“ (München, 1848); — und „Kurzgefaßte Geschichte der Entwickelung der literarischen Zustände in Kärnten (Klagenfurt, 1852). — Von seinen dramatischen Gedichten: 1) „Das verletzte Gastrecht“, 2) „Wilhelm von Schärfenberg“ und 3) „Adolf von Nassau“, die alle auf unserer Bühne gegeben wurden, und aus denen die „Carinthia“ Probeszenen mittheilte, erschien „Schärfenberg“ im Jahre 1843 in Wien im Drucke. — Bei F. F. Hoffmann in Villach gab er seine „Stimmen aus Kärnten“ im Jahre 1849 heraus. Viele seiner Aufsätze befinden sich zerstreut in Hormayr's „Archiv“, in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur“, in Schick's „Wienerzeitschrift“, in Gräffer's „Conversations-Blatt“ in der „Kärntnerischen Zeitschrift“ (7. Band, Klagenfurt 1832), und in verschiedenen Taschenbüchern, endlich zahlreich in der „Carinthia“, enthaltend Biographien, bibliographische Notizen, Gedichte, kritische Besprechungen unseres Theaters, eine Novelle rc. —

Seine „Kärntnerische Literaturgeschichte“ — bestehend in Biographien lebender und schon verstorbener, in Kärnten geborener oder dort eingebürgter Schriftsteller — ist noch Manuskript, und wartet der Herausgabe. — Als Unterzeichneter das letzte Mal mit ihm sprach, äußerte er sich, daß er nun mit der Sammlung seiner zerstreuten Aufsätze zur Herausgabe beschäftiget sey — die er aber schwerlich vollendete.

In Kärntens Literargeschichte verdient Budik immer einen würdigen Platz. Sein beneidenswerthes getreues Gedächtniß, so wie überhaupt seine Geisteskräfte blieben bis zum letzten Tage frisch und thätig, und würden noch manches Verdienstliche geleistet haben, hätte es nicht der Vorsehung gefallen, ihn schon jetzt aus dem Kreise seiner vielen alten und jüngern Freunde zum Leidwesen Aller abzurufen. Sein Andenken wird unter uns fortleben, wo er über dreißig Jahre weilte, und in allen Bestrebungen zeigte, daß er Kärnten als sein zweites Vaterland liebte.

Ruhe sanft, gemüthlicher Freund! — sanft, wie Du im Leben gegen Alle warst, und leicht sey Dir des Grabes grüne Hülle!

Klagenfurt, am 26. März 1858. S. M. Mayer.

Die literarischen Zustände Kärntens im Jahre 1855.

(Auf Grundlage der bibliographisch-statistischen Uebersicht der österreichischen Literatur im Jahre 1855, von Doktor Constantin v. Wurzbach).

Die literarischen Zustände Kärntens in der Gegenwart wurden beim Erscheinen der ersten beiden Bände jenes Werkes über hohes Verlangen im Feuilleton der „Klagenfurter Zeitung“ vom 16.—19. Juli 1856, Nro. 162—165 aus jener Quelle in ein gerundetes Bild zusammengestellt und veröffentlicht. Wenn wir sie nun neuerdings besprechen, können

wir uns an jene Darstellung, welche die Einleitung und den allgemeinen Ueberblick voraussendete, anschließen, um eine allgemeinere Umschau ersparen zu können. Wir theilen daher den Inhalt der beiden voluminösen Bände, so weit er Kärnten betrifft, den Lesern mit, und führen, in so weit es der Raum dieses Blattes erlaubt, die dortige Rezension der einzelnen Literaturfächer wörtlich auf, wobei wir, da die Redaction eines so ungeheuren Materiales nicht immer das Einzelne nach Wunsch berücksichtigen konnte, uns zu den unerläßlich scheinenden Bemerkungen verpflichtet glauben:

Ueber die periodische Presse im Herzogthume Kärnten sagt das Werk Seite 83—85:

Die Zahl der periodischen Blätter beläuft sich auf 7, 5 davon in deutscher, 1 in slovenischer und eines in deutscher und slovenischer Sprache zugleich, nämlich: der evangelische Glaubensbothe, das Landesregierungsblatt, das Jahrbuch des naturhistorischen Landesmuseums von Kärnten, Mittheilungen über Gegenstände der Landwirthschaft Kärntens, die Carinthia und der Slovenski prijatel.

Gegen das Jahr 1854, in welchem 5 periodische und zwar ein politisches und 4 Fachblätter ausgewiesen wurden, hat sich im Jahre 1855 eine Vermehrung von 2 Blättern ergeben und zwar 1 kirchliches „Der evangelische Glaubensbothe" und 1 Unterhaltungsblatt die „Carinthia". Diese letztere, die schon früher seit einer Reihe von Jahren (1811) als Beiblatt der Klagenfurter Zeitung herauskam, ging seit der Einführung des Feuilletons im genannten Blatte ein, wurde aber nach Unterbrechung von nur einigen Monaten auf Verlangen seiner alten Leser von dem früheren Redacteur Simon Martin Mayer, als selbstständiges Blatt, das nun in keinerlei Verbindung mit dem politischen Blatte steht, neuerdings herausgegeben. Die öffentliche Anerkennung, welche dieses Blatt auf solche Art erfuhr, dankt es seiner gediegenen Richtung und dem ernsten Streben, reelle Kenntnisse im Lande zu verbreiten, womit es während der ganzen Dauer seines frühern Bestandes consequent auftrat. Namentlich war es die Geschichte und deren Pflege, welcher es seine Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Die „Klagenfurter Zeitung" (deren Entstehung noch hinter das Jahr 1777 zurückreicht) erscheint 6 Mal in der Woche in Folio; Verleger und Drucker: Ferdinand Edler v. Kleinmayr, Redacteur: Vinzenz Rizzi (gest. am 25. Feb. 1856.) Auflage: 800 Exemplare. Preis: ganzjährig 11 fl.). Sie begann im Jahre 1855 aus der Unbedeutendheit, in der sie sich bis 1854 befand, nach und nach herauszutreten und den Forderungen der Gegenwart zu entsprechen. Die „Carinthia", die vordem mit dem Blatte, als Ergänzung desselben und für den unterhaltenden Theil bestimmt, verbunden war, hörte Ende 1854 auf, und an deren Stelle trat im politischen Blatte das Feuilleton, welches sie aber noch immer nicht ersetzt. Es ergibt sich aus diesem und andern Fällen, daß die Umgestaltung der mit den ämtlichen politischen Journalen früher verbundenen Beiblätter in „Feuilletons" des politischen Blattes nicht geeignet sey, den Werth der Mittheilungen zu erhöhen; das ephemere, zunächst Unterhaltung bezweckende „Feuilleton" verträgt nicht leicht jenen Ernst und jene Gediegenheit, die sich in den Aufsätzen der selbstständigen Beiblätter öfter kundgab. Der politische Theil in der „Klagenfurter Zeitung" enthielt zeitweise Leitartikel, die sich durch ihren Styl auszeichneten. Auch in diesem Blatte wurden volkswirthschaftliche Fragen angeregt, und bildeten einmal den Gegenstand eines Comitéberichtes der Klagenfurter Handelskammer: „Bericht der Handels- und Gewerbekammer über die Brodsatzungs-Frage" (Nro. 122, 123); zum größern Theile wurden aber interessantere volkswirthschaftliche Aufsätze aus fremden Blättern in's Feuilleton aufgenommen. Dieses, wenn es auch nur ausnahmsweise Original-Artikel brachte, beurkundete in der Wahl der nachgedruckten Tact und Umsicht. Unter den Original-Artikeln des Feuilletons fanden sich manche schätzbare Beiträge zur Biographik, Ethno- und Topographie Kärntens, als: die Biographien des Matthäus Edlen v. Rosthorn (geb. 21. September 1782, gest. 3. Mai 1855) (Nro. 114) und des Jakob Ritter v. Stöckl (geb. 17. Mai 1785, gest. 23. April 1855 (Nro. 130, 133); die ethno- und topographischen Skizzen: „Die Osterfeuer im Lavantthale" (Nro. 85); „Aus dem tirolischen Volksleben" von Friedrich Pichler (Nro. 229); „Ueber Märchen und Sagen, Aberglauben und Gebräuche im Volke" (Nro. 36, 37, 40); „Das Balisführen, ein Volksbrauch im Möllthale" (Nro. 42, 43, 45); „Das Ferdinand v. Egger'sche Werk: Rothburgahütte zu Freudenberg bei Klagenfurt (Nro. 94, 95); „Eine Besteigung des Großglockners" (Nro. 217) und „Der Dom zu Gurk in Kärnten" von Quast (Nro. 235, 238, 241, 244); wonach vom Freiherrn v. Ankershofen: „Ueber die Zeitstellung für den Gurker Dombau" als Ergänzung (Nro. 245) folgte. Unter den übrigen Aufsätzen dieses Blattes sind noch anzuführen: Hanns Gasser's Engel in der Stadtpfarrkirche (Nro. 94, 96); „Ueber die Sammlung kärntnerischer Ansichten, für Ihre Majestät die Kaiserin im Allerhöchsten Auftrage gemalt von Pernhart (Nro. 125), und die Biographien der Nicht-Kärntner Joseph v. Würth (Nro. 20), Graf Buol-Schauenstein (Nro. 106) und Anton Pannasch (Nro. 223).

In Kärnten (Seite 257) erschien nur 1 kirchliches Blatt, und dieses für die evangelischen Glaubensgenossen; es ist der „Evangelische Glaubensbothe für Oesterreich"; (I. Jahrgang, in unbestimmter Zeitfolge in Octavheften; 6 Hefte bilden einen Band. Druck von F. F. Hoffmann in Villach; Redacteur: B. Czerwenka, evangelischer Pfarrer zu Arriach. Preis: ein Band 4 fl.). Der erste Jahrgang dieser periodischen Schrift enthielt Abhandlungen aus verschiedenen Gebieten der protestantischen Theologie, Poetisches und Erzählendes, Aszetisches, Geschichtliches, Statistisches und Biographien. Auch die Kritik ist verhältnißmäßig vertreten. Unter den statistischen und geschichtlichen Mittheilungen sind anzuführen: „Kirchliche Statistik aus Kärnten" (S. 85); „Das Preßburger evangelische Lyceum (S. 42); „Das evangelische Lehrer-, Witwen- und Waisen-Institut für Kärnten und Steiermark (S. 138, 414); „Die öffentlichen evangelischen Schulanstalten zu Oberschützen (S. 384); „Die Adresse der ungarischen Protestanten ddo. 28. April 1854 (S. 165); „Geschichte der Gemeinde Arriach" (S. 123); „Die Hauptsynode der Evangelischen in Ungarn" (S. 346); „Die evangelische Gemeinde Schladming in Steiermark" (S. 425); „Der Protestantismus in Oesterreich" (S. 471); „Die Vorschrift über Verwaltung der evangelischen Kirche A. C. in Siebenbürgen" (S. 492), und über die Jakob Sörger'schen Stiftungen an der Universität Halle-Wittenberg, betreffend zwei von dem Kärntner J. Sörger im Jahre 1623 gestiftete Stipendien (S. 591). — Stark ist der biographische Theil vertreten, welcher die Lebensskizzen von G. Ch. F. Lücke (S. 60); „Klaus Harms" (S. 63); „Jeremias Gotthelf" (S. 65); „Anson G. Phelps" (S. 67); „M. Ph. Melanchton" (S. 150); „W. Fr. Rink" (S. 223); „Kaspar Klee" (S. 372); „Paul Laitner" (S. 447); „Dr. G. Engel" (S. 547); „G. Fr. Völker" (S. 548); „M. Ed. Lehr" (S. 548) und „J. G. W. Engelhardt" (S. 549) enthält.— Ein literarischer Beitrag ist der „Ueberblick der evangelisch-theologischen Literatur aus dem Jahre 1855, I. Abtheilung „vom Pfarrer Gotthard" (S. 553).

In den slovenischen Jugendschriften ist (S. 108) die Zahl der Uebersetzungen und Originale fast gleich groß. Vor Allem ist davon zu nennen: „Drobtince za novo leto 1855.

Na svetlo dal Jožef Rozman", d. i. „Brosamen auf das neue Jahr 1855. Herausgegeben von Josef Rozman (Klagenfurt, J. Leon, 385 S., gr. Octav). Dieses, Lehrern und Schülern, Eltern und Kindern zur Belehrung und Unterhaltung gewidmete Jahrbuch, das schon im zehnten Jahrgange erscheint, zeichnet sich durch seinen reichen, mannigfaltigen und gediegenen Inhalt aus. Es enthält unter Anderm gut geschriebene Biographien des hochw. Bischofs Franz X. Luschin (S. 109), des Priesters Johann Klaischer (S. 121), des Consistorialrathes zu Leoben Andreas Sdovšek (S. 131) und des Benediktiner Abtes Magnus Klein (S. 141). Auch der populär geschriebene geschichtliche Artikel: „Wie die Slaven in Kärnten zum Christenthum bekehrt worden sind" (S. 163) ist bemerkenswerth. Der übrige Inhalt besteht aus katechetischen Abhandlungen, kleinen Fabeln, kurzen Erzählungen u. dgl. m.

„Zur Geschichte des Herzogthumes Kärnten" (S. 649). Ueber dieses Kronland erschien nur eine selbstständige Schrift, und diese ist Fortsetzung einer bereits ältern Arbeit, nämlich das „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten; II. Abtheilung, 2. Band, 2. Heft. Klagenfurt, J. Leon. Octav*). Der Anfang dieses Werkes ist schon im Jahre 1853 erschienen; die zweite Abtheilung führt auch den Titel: „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten in Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern"**) und enthält die Geschichte Kärntens von 1518—1780, von Kaiser Maximilian I. bis zum Regierungsantritte Josephs II. Der Verfasser stützt seine Arbeit auf verläßliche Quellen. Die Natur des Gegenstandes bringt es mit sich, daß auch für die Geschichte des Nachbarlandes Krain Wichtiges und endlich der Nachweis geboten wird, wie Kärnten immer mehr und mehr seine Selbstständigkeit verliert und im großen österreichischen Länderkomplexe aufgeht. Das Buch ist reich an interessanten, aus Urkunden geschöpften Episoden, z. B. die Geschichte der Auffensteine, die Geschichte der Gestaltung der Landstände 1518—1618, wobei die einzelnen Landtage selbst charakterisirt wurden; der Einfluß der Reformation, wofür Todt, der Quardian des Klosters St. Wolfgang (Wolfsberg) sehr thätig war, und wozu der Besuch kärntnerischer Studenten auf ausländischen Universitäten, namentlich Wittenbergs, sehr mitwirkte, endlich die Geschichte der Gegenreformation; auch ist eine Karte Kärntens mit dem Schluße des 13. bis zum Anfange des 16. Jahrhundertes beigegeben. — In periodischen Schriften zerstreute Beiträge sind: „Absetzung des Herzogs Adalbero von Kärnten im Jahre 1035 im Notizenblatte von Chmel 1855, Nro. 22, ein aus einer vaticanischen Handschrift Pal. 930, von Dr. Böhmer in Frankfurt am Main mitgetheilter Brief darüber, und Urkunden und Regesten zur Geschichte Kärntens vom Freiherrn v. Ankershofen im Archive zur Kunde österreichischer Geschichtsquellen.

„Das Jahrbuch (S. 801) des naturhistorischen Landesmuseums von Kärnten" (III. Jahrg. Druck von Kleinmayr in Klagenfurt; Octav. Herausgegeben von J. L. Canaval) erschien im III. Jahrgange (VI., 186 Seiten). Es enthält eine Fortsetzung der „Flora von Kärnten" von Ed. Josch; die „Special-Flora von Kanning und Umgebung" von Paul Kohlmayer; — die Coleopteren der Umgebung von Ferlach" von Joh. Schaschl; — Beiträge zur Klimatologie der Alpen" von Johann Prettner u. z. a) „die atmosphärischen Niederschläge", b) „Die Vertheilung der Luftwärme"; diesem Aufsatze sind mehrere Tabellen über die Niederschlag- und Temperatur-Variationen in Kärnten im J. 1852 beigegeben; — und „Ueber ein neues Vorkommen von Vanadinbleierz" von J. L. Canaval.

„Mittheilungen (S. 917) über Gegenstände der Landwirthschaft und Industrie Kärntens". (XII. Jahrgang, monatlich eine Nummer in Quart, einen und einen halben Bogen stark; herausgegeben von der k. k. Landwirthschaft-Gesellschaft und dem kärntnerischen Gewerbe- und Industrie-Vereine; Redacteure: Dr. Burger und Dr. Heinrich; Druck von Joh. Leon in Klagenfurt). Die Aufsätze mit nächster Beziehung auf das Land betreffen dessen Witterungsverhältnisse: Bemerkungen über den Witterungsgang des Jahres 1854" (Nro. 2); — „Meteorologische Beobachtungen im Jahre 1855" (in jeder Monats-Nummer); oder die Thätigkeit seiner Vereine „Protokolle der Ausschußsitzungen und der allgemeinen Jahresversammlung des kärntnerischen Industrie- und Gewerbe-Vereines vom 22. April 1855 (in allen Nummern); — „Rechnung der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft" (Nro. 12); oder andere locale Momente: „Ueber Hebung und Verbreitung der Obstbaumzucht im Kronlande Kärnten (Nro. 7, 8); Entwurf eines Landesgesetzes, wodurch das Reifheitzen allen jenen Gemeinden Kärntens, in welchen der Haiden (Buchweizen) landesüblich als zweite Frucht gebaut wird, zur Pflicht gemacht wird" (Nro. 8); „Verzeichniß der Industriellen Kärntens, welche bei der Pariser Industrie-Ausstellung Auszeichnungen zugesprochen erhalten haben" (Nro. 12); „Die Kleiderordnung im Jahre 1577" (Nro. 10); — oder sind allgemeinen Inhaltes und erörtern die Viehzucht, Fischzucht, Seidenkultur, Düngung, Drainage u. dgl. m. „Ueber die Behandlung, Pflege und Wartung der Mutterstuten und Fohlen, so wie über die Einrichtung der für sie bestimmten Ställe" (Nro. 10 — 12); — von L. Vivoda: „Versuche mit künstlicher Fischzucht" (Nro. 4); „Anleitung zur Seidenzucht" (Nro. 1, 4, 5); „Ueber Drainage oder Bodenentwässerung durch gebrannte Thonröhren" (Nro. 9, 10); — von Oskar Kattge: „Ueber Düngung im Allgemeinen und ihren Einfluß auf den Fruchtwechsel" (Nro. 7.).

Bei den Unterhaltungsschriften kömmt der Verfasser (S. 1011—1013) nochmals auf die „Carinthia" zurück, indem er sagt: „Die „Carinthia" hat vor einigen Jahren (nur vom 1. Jänner bis Ende April 1855) zu erscheinen aufgehört, und schien durch das Feuilleton der „Klagenfurter-Zeitung" ersetzt werden zu sollen. Das Bedürfniß nach jenen Mittheilungen, welche in unterhaltender und belehrender Weise die Kenntniß des Landes vermitteln, wurde aber durch Feuilleton-Aufsätze nicht erfüllt. Es erging demnach ein Aufruf an die Vaterlandsfreunde, sich an dem 45. Jahrgange der „Carinthia" unter seinem frühern Redacteur zu betheiligen, und in Folge desselben wurde am 25. April (5. Mai) die erste Nummer des Blattes ausgegeben. Die besten Kräfte des Kronlandes: Ankershofen, Budik, Gallenstein*), der Herausgeber Simon Martin Mayer u. A. haben sich an dem Blatte betheiliget, welches in den 35 Nummern dieses Jahrganges eine Fülle von Original-Artikeln und aus andern Zeitungen oder Werken solche Mittheilungen enthält, welche wieder nur das Land Kärnten betreffen.

In slovenischer Sprache erschien in Kärnten (Seite 1052 und 1053) ein Unterhaltungsblatt: „Šolski prijatel"

*) „Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst" 1855, Nro. 39, S. 290. — „Katholische Literaturzeitung" 1855, Nro. 51, S. 303. — „Heidelberger Jahrbücher" 1856, Nro. 11 und — „Carinthia" 1855, Nro. 7 — 9.

**) Merkwürdiger Weise nennt Dr. Wurzbach den Verfasser nicht.

Anm. d. Red.

*) Von den vielen Mitarbeitern, die uns 1855 mit Beiträgen beehrten, sind da nur jene genannt, die ihre Aufsätze mit Namens-Unterschrift unmittelbar bezeichnet haben, obschon das am Schlusse mit dem Titelblatte ausgegebene Register die Namen aller Verfasser nennt.

Anm. d. Red.

(4. Jahrg. monatlich ein Heft, in Klagenfurt in Octav; Druck von Joh. Leon; Redacteur: Andreas Einspieler; Auflage 1000 Exemplare; Preis: 3 fl. ganzjährig). Ein Volksblatt mit Erzählungen und Novellen zur Unterhaltung, mit geschichtlichen, ethnographischen, naturwissenschaftlichen Mittheilungen zur Belehrung; darunter „Das erste Christenthum in den slovenischen Ländern" (S. 86); — Römische und byzantinische Kaiser slavischen Ursprungs" (S. 220, 255); — „Die Osterfeiertage bei den Slaven in der Türkei" (S. 260); — „Radegast und Perun, slavische Götzen" von V. Raic (S. 269); „Geschichtliche und topographische Skizzen, gesammelt im Görzer Gebiete" von Stephan Kociančič (S. 316, 338, 365); „Zur Geschichte des Vereines des heil. Mochor (Beiträge in jeder Nummer).

In der Schlußtabelle 6, (Kärnten) Seite 1245 erscheinen auch 9 Bände Andachtsbücher, und zwar: 2 deutsche, 3 slovenische und 4 lateinische, wovon wir jedoch die nähere Angabe der Titel und Autoren nicht auffinden konnten. Die in Kärnten im Jahre 1855 erschienen Bände und Hefte summiren sich auf 30 mit 967 Druckbögen. Auffallend gegen die hier aufgenommene spezielle Aufführung ist, daß in der Uebersicht die Geschichte ganz leer ausgeht.

Wir glauben mit dieser Aufführung nicht nur allein die Produktivität Kärntens auf literarischen Boden pflichtmäßig gewürdigt, sondern auch unsere Leser mit mancher ihnen fremd gebliebenen Erscheinung bekannt gemacht zu haben.

Ein ernstes Wort über unser Theater.

Nur wenn das ernste Leben mit der heitern Kunst zu rechten hat, wird mit dieser ein ernstes Wort gesprochen. Und zu rechten haben wir mit der Kunstunternehmung des Herrn Calliano in jedem Betrachte. Er übernahm die Leitung unsers Theaters nach einer Saison, die uns eine gute Oper und ein verhältnißmäßig gutes Schau- und Lustspiel gebracht hatte; man hegte, da ihm die kostspielige Oper erlassen wurde, schöne Erwartungen, das Publikum kam ihm mit entschiedener Gunst entgegen, und übte Nachsicht die ganze Zeit hindurch, — jetzt hat das Publikum ihn größtentheils verurtheilt, die Kritik muß es ganz!

Der Vorhang mit seiner in Tarokkartenmanier ausgeführten Ansicht von Klagenfurt hätte uns warnen sollen vor dem, was er noch mitleidig verhüllte; es hat uns in der Seele leid gethan um die vergilbten zwar, aber mit künstlerischem Sinn und Verständniß gemalten alten Decorationen, daß sie das traurige Loos erfahren mußten, von Hrn. Napoleon Romer überpinselt zu werden, der darin eine wahrhaft schreckhafte Fertigkeit entwickelte und beharrlich in seiner Naivität war, für Beifall zu halten, wenn ein Paar kindliche Hände in Freude zusammenschlugen über den buntscheckigen Farbenglanz, der seine Courtinen kennzeichnet. Es hat uns leid gethan, wenn der Vorhang aufrollte, auch so manche alte uns liebgewordene Dichtung von der Darstellung ebenso schonungslos behandelt zu sehen. Also nicht die höchst mangelhafte Besetzung der meisten Hauptfächer ist es, worüber wir zunächst Klage führen. Zwar fehlte es an einem Helden und erstem Liebhaber gänzlich und es mußte, da dadurch auch unsere Heldin matt gesetzt war, ein und dasselbe Fräulein die ganze Skala der Liebessentiments, tragische und naive, muntere und pathetische durchspielen; dessenungeachtet hätte sich mit den übrigen Kräften noch manches schöne Resultat erzielen lassen, aber — und das ist der erste Klagepunkt, — eine einzige so unstudirte, nachläßige Darstellung, wie die des „Macbeth" vor ein Paar Tagen, wäre hinreichend, die Direction zu verurtheilen; — solche durchaus schlechte Darstellungen waren aber an der Tagesordnung; Aufführungen, wo die Schauspieler auch nur nothdürftig memorirt hatten, waren in letzter Zeit seltene Ausnahmen; die HH. Regisseurs schienen darin als Muster gelten zu wollen. Daß unter solchen Umständen, wo der Souffleur die Hauptperson geworden, keine Vorstellung sich zu einiger künstlerischer Bedeutung erheben konnte, liegt auf der Hand. — Ungeachtet des mangelhaften Ensembles im Schau- und Lustspiel war Hr. Calliano durchaus nicht bemüht es zu vervollständigen. (Wir wollen hier das Debut der Frl. Fürst ignoriren, denn das Engagement einer solchen Anfängerin ist entweder ein Beweis von seltenem künstlerischen Ungeschick oder eine arge Beleidigung des Publikums).

Bei weitem den besten Theil der Calliano'schen Unternehmung bildete die Posse. Zwar fehlte auch ihr eine Localsängerin und der Chor gänzlich, und was wir, wo der vorgeschriebene Gesang nicht, wie meistens, weggelassen wurde, von Musik zu hören bekamen, leistete an Mißtönen wirklich bisher noch Unerhörtes, aber — die Komiker waren brav und es herrschte wenigstens Leben und Bewegung. — Hier war Hr. Calliano auch bemüht, das Mangelnde zu ersetzen, da wurde Frau Czermak engagirt, und Frl. Sternau, Hr. Czernitz und endlich Frau Kleer-Calliana als Gäste vorgeführt, warum geschah im Schauspiel nichts? Man sieht, auf die Posse war Hrn. Calliano's Hauptaugenmerk gerichtet. Von 150 Vorstellungen gehörten 72 dem Genre der Posse, 12 dem der Spektakel-Komödien an! Die Posse also ist auf unserer Bühne permanent geworden und diese unter Hr. Calliana's Leitung zum Range eines Vorstadttheaters herabgesunken!

Wir wollen nicht wieder ein Jammerlied anstimmen über die Zustände unseres Volkstheaters, wo Nestroy in unseliger Verwechslung von Pöbel mit Volk, die Roheit und Gemeinheit und meist auch die raffinirte Schlechtigkeit zum Objekte seiner komischen Gestalten gemacht und das komisch erscheinen läßt, was verächtlich ist; wir glauben ohnehin nicht, daß irgend Jemand im Ernste behaupten wird, der Zweck des Theaters sey mit einer noch so guten Posse erfüllt; wohl aber dürfte Mancher auf die vollen Häuser hinweisen, die Hr. Calliana im Vergleich mit der vorjährigen Saison erzielt hat. — Nun das läugnen wir nicht, daß Hr. Calliano das, was vom Theater Geschäft ist, sehr gut versteht, (wenn hie und da zu behaupten versucht würde, es gehe schlecht mit seinem Geschäft, so ist das ein Beweis mehr dafür, wie gut er es versteht). Es ist immer am einträglichsten, auf den Ungeschmack zu speculiren. Das gebildete Publikum zählt überall am wenigsten Köpfe und es ist leichter dieses herabzuziehen, als jenen zu heben. Carl ist mit Scholz und Nestroy Millionär geworden, während die Hoftheater eben so viele Millionen Zuschuß brauchten, um bestehen zu können. In Wien aber verlieren die Possentheater ihren verderblichen Einfluß schon dadurch, daß dort so viele Kunstgenüße gebothen und eben in den Hoftheatern das heilige Feuer der Kunst mit sorgsamer Hand gepflegt wird. Wie aber in einer Provinzstadt, wo man auf ein Theater beschränkt und angewiesen ist, wenn da das Possenwesen überwuchert und ihm durch keinerlei Kunstbestrebung anderer Art ein Paroli gebothen wird?

Zum Glück ist hier das Theater Eigenthum der Landesvertretung, und wir halten es für unsere Pflicht, ihr ein Videant Consules mit allem Nachdruck zuzurufen. Wenn die Direktion des Theaters nicht ein künstlerischer Sinn, ein Ehrgefühl anspornt, das Schönste, Höchstmögliche zu versuchen wenigstens, wenn nicht in ihr ein kunstbegeistertes Streben sichtbar wird, da muß sie, wofern sie noch für würdig befunden wird, das Theater der Herren Stände Kärntens zu leiten, wir sagen es einfach, dazu verhalten werden. Es handelt sich nicht darum, daß überhaupt Theater gespielt wird, wohl aber, daß es gut sey. Es hat sich hier auch noch immer gutes Schau- und Lustspiel, zeitweise auch Oper gut bezahlt gemacht. Gegen die diesjährigen Kunstleistungen aber muß ein gebildetes Publikum Protest einlegen — wir hoffen die HH. Stände thun es auch!

— x —

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 3. April. 1858.

Abend.

Stille waltet auf den Triften
Und des Tags Gewühle ruht;
Schwalbe eilet aus den Lüften,
Decket liebend ihre Brut.

Hinter dunkeln Bergen helle
Flammet Gluthenschein zurück,
Von des Jenseits lichter Schwelle
Auf dieß Erdenseyn ein Blick.

Wie der Wölklein Heer entfliehet! —
Dichtgeschaart ein Pilgerzug,
Der zum Grab der Sonne ziehet,
Liebergläht mit raschem Flug.

Kühler wehen nun die Lüfte,
Schütteln sanfter jeden Strauch,
Stillgeraubte Blumendüfte
Athmet nun ihr leiser Hauch.

Von des Thurms bemoostem Baue
Tönt der Abendglocke Klang
Ferne durch die grüne Aue
Ihr zum Gruß, zum Nachtgesang.

Und sein seelenvolles Klingen
Auf zu Gott die Brücke baut,
Daß das Herz auf Andachtschwingen
Ihr sich gläubig anvertraut.

Dunkel wird's und dunkler immer,
Langsam kommt die ernste Nacht,
Nur ein Streif, ein blasser Schimmer
Blieb noch von des Westens Pracht.

Ueb'rall Frieden, üb'rall Stille,
Süßer Frieden auch in mir,
Seine segensreiche Fülle
Dank ich doch, Natur, nur dir!

— 65 —

Ueber die Vorträge im naturhistorischen Museum zu Klagenfurt.

Die Abendversammlungen mit den populären Vorträgen im naturhistorischen Museum wurden am 26. März für den abgelaufenen Winter geschloßen.

An diesem Abende hielt Herr Doktor Georg Schabus einen Vortrag „über das Vorkommen der Harnsteine in Kärnten". — Als besonders wesentlich hob der Vortragende in demselben folgende Punkte hervor:

Er selbst meinte noch vor wenig Jahren, daß der Harnstein in Kärnten eine auffallende Seltenheit sey; aber der öftere Zuspruch von Harnsteinkranken zum Spital in den letzteren Jahren, so wie das, was sich außer dem Krankenhause der Beobachtung bot, ließ auf eine größere Häufigkeit dieser Krankheit schließen.

Das Verhältniß, welches Kärnten in dieser Rücksicht zu den Nachbarländern einnimmt, wäre nach beiläufiger Berechnung, wobei insbesonders Mittheilungen über die Spitäler zu Grunde liegen, etwa nachstehendes:

Unter 12,000 Kranken im Allgemeinen kommen Harnsteinkranke in Behandlung: in Tirol 1; (über das Venezianische fehlen Mittheilungen); in Görz 2; in Triest 5 (mehr aus Istrien und Dalmatien zugewandert, als aus dem Görzer Kreise); in Krain 4; in Steiermark 3; in Salzburg 3; in Wien 6; in Kärnten 6.

In Bezug auf Heilung der Harnsteine (besonders der harnsauren) haben einige, kohlensauere Alkalien haltige Mineralwäßer einen Ruf erlangt — von den kärntnerischen Mineralwäßern der Sauerbrunnen am Prebl im Lavantthale. Und merkwürdiger Weise zeigen wirklich 5 harnsauere Harnsteine, welche der Vortragende bei einer Operation aus der Blase eines Kranken genommen hatte, der früher durch 3 Wochen die Cur mit dem Prebler-Waßer gebrauchte, angeätzte Oberflächen. — Doch ist noch kein Fall constatirt, daß ein wirklich gebildeter Harnstein durch innere Mittel gelöst, und so Heilung erzielt worden wäre.

Vor dem Steinschnitte zur Heilung des Leidens hat man zu viel unbegründete Furcht, was sich auf Folgendes zurückführen läßt:

Man fürchtet das chirurgische Meßer an und für sich als ein unbekanntes Etwas.

Man hält die Operation für äußerst gefährlich — selbst Aerzte glauben so; während sie es jetzt nicht mehr ist, seit man die anatomischen Verhältniße der betreffenden Gegenden so genau kennt, und es bei den Instrumenten zur zweckmäßigsten Einfachheit gebracht hat. — Zum Beleg, daß der Steinschnitt keinen so hohen Grad von Lebensgefahr bringe, dienen die Erfahrungen des Vortragenden, dem unter 6 Operirten 1 starb, bei dem die Operation unter den ungünstigsten Aussichten gemacht wurde. Ebenso günstig sind die Resultate an anderen Orten, so viel der Vortragende in Erfahrung gebracht.

Die Operationsdauer und den Schmerz dabei schlägt man zu hoch an. — In leichteren Fällen dauert die Operation 5 Minuten, auch noch kürzere Zeit; und über den Schmerz sagen die Operirten (auch ohne Chloroformein-

athmung), daß er nicht heftiger sey, als die Schmerzanfälle in der Krankheit.

Die Nachbehandlung hat für die Kranken verhältnißmäßig nichts Beschwerliches; sie rasten, wie der Stein entfernt ist, von den Leiden aus, die er ihnen verursacht hat. Die Schließung der Wunde geschieht in etwa 14 Tagen — nur in ungünstigeren Fällen braucht es längere Zeit.

Der Vortragende zieht den Steinschnitt durchaus der Zertrümmerung des Steines vor.

Die Bildung der Harnsteine wurde verständlich gemacht durch Vorzeigen interessanter, auseinander gesägter Steine und durch Mittheilung der vom Herrn Prof. Mitteregger gemachten Analysen derselben. — Die Bildungsstätte der Steine wurde nach Abbildungen erklärt — eine von diesen war vom Herrn Prof. Reiner in großem Maßstabe ausgeführt.

Nach Beendigung dieses Vortrages sprach Herr Doktor Schabus die „Abschiedsworte“ und gab in denselben eine Uebersicht aller im Laufe des Winters gehaltenen Vorträge. Wir werden selbe unseren Lesern im nächsten Blatte mittheilen.

Von den andern Vorträgen haben wir den des k. k. Markscheiders, Herrn Karl Hillinger, „über Eisenproduction“ in Nro. 12 dieses Blattes in kurzem Auszuge mitgetheilt. — Durch freundliche Bereitwilligkeit des Herrn Markscheiders sind wir in der Lage auch von dem Vortrage „über Steinkohlen“, den er am 12. Februar im Museum hielt, und welcher mit dem „über Eisenproduction“ in nahem Zusammenhange steht, einen kurzen Auszug von seiner Feder zu bringen, den wir hier folgen lassen:

Ueber Steinkohlen mit Bemerkungen über deren Vorkommen und Verwendung in Kärnten.

Die Wissenschaft der Geologie und Geognosie ist eine durchaus neue; sie gehört dem Ende des vorigen Jahrhunderts hinsichtlich ihrer Geburt und dem jetzigen Jahrhundert hinsichtlich ihrer Jugendjahre an; keine Wissenschaft hat jedoch in einem so kurzen Zeitraume und in ihrer Kindheit so glänzende Fortschritte gemacht als diese, und zugleich hat sie für das praktische Leben ein so tiefgreifendes Interesse, daß ihr auch in dieser Hinsicht beinahe keine andere an die Seite gestellt werden könne.

Sie lehrt uns die Entstehung der Erde, die Bildung der Erdkruste, die Wirkungen der Vulkane und des Wassers, das Wachsen der Gletscher, die Entstehung und den Bau der Gebirge, so wie das relative Alter derselben, die Entstehung der Gänge und endlich jene des organischen Lebens.

Darunter nimmt die Bildung des mineralischen Brennstoffes oder der Steinkohlen wegen seiner praktischen Wichtigkeit einen hohen Rang ein, und es soll daher das Vorkommen und die Entstehung der Schwarzkohlen aus der eigentlichen Steinkohlenformation und jene der Braunkohlen in Kürze erörtert werden.

Kohle und Eisen sind die Hebel der gegenwärtigen Industrie; was nützen uns jedoch unsere großen und ausgezeichneten Eisenerzlager, wenn wir nicht billigen und hinreichenden Brennstoff haben, um viel und billiges Eisen darzustellen? Die Wälder wurden und werden abgetrieben, ohne daran zu denken, die abgestockten Flächen neu zu bepflanzen, und den Reservfond ursprünglicher Kraft der Nation zu bewahren. Nur hie und da beginnt man der rationellen Forstkultur ein größeres Augenmerk zu schenken, deren Früchte man erst in einigen Jahrzehenten ernten wird. Der Standpunkt der Industrie fordert aber jetzt schon gebieterisch eine solche Menge Brennstoff, welche die Wälder gegenwärtig nicht mehr zu liefern im Stande sind. Wenn nun die Oberfläche der Erde nicht mehr hinreichenden Brennstoff liefert, so bleibt nichts anderes übrig, als in die Tiefe hinab zu steigen und die Ueberreste von Pflanzen als Brennmaterial zu benützen, welche vor Millionen Jahren gewachsen sind und hier begraben wurden.

Die große Menge von 2000 Millionen Centner Kohle, welche jährlich in Europa und Nordamerika erzeugt werden und an Brennkraft 125 Millionen Cubik-Klafter Holz gleich kommen dürften, beweist die ungeheure Wichtigkeit des mineralischen Brennstoffes.

Im mittlern Europa kennen wir vorzugsweise zwei Perioden der Kohlenbildung; aus der ältern rühren die Schwarzkohlen aus der neuern die Braunkohlen.

Die ältern ruhen stets auf ältern Gebirgen auf, z. B. Grauwacke, Thon- und Glimmerschiefer, Gneiß, Granit und ihr Hangendes oder nächste Decke bildet das Rothliegende, ein grobes Conglomerat von rother oder braunrother Farbe, welches daher wohl als Anzeichen betrachtet werden kann, daß man unter ihnen die Schwarzkohlenbildung zu vermuthen habe.

Die Schwarzkohlen sind gewöhnlich in muldenförmigen Vertiefungen eingelagert und häufig von Porphiren und Grünsteinen begleitet. Aus diesem häufigen Zusammenvorkommen der Steinkohlen und Porphire schließt man, daß beide Bildungen in irgend einer ursachlichen Beziehung stehen, so daß eben durch das Empordringen jener Gesteine aus dem heißflüssigen Erdinnern gewiße damals vulkanische Gegenden über das Meeresniveau erhoben wurden und dadurch jene üppige Landvegetation gestatteten, aus deren Ueberresten die Kohlen gebildet sind.

Das Liegende oder die Unterlage der Braunkohlen ist noch weit weniger auf bestimmte Gesteine eingeschränkt als die der Schwarzkohlen, indem sie sowohl auf Glimmerschiefer, Grauwackenkalk als auch auf Quadersandstein aufruhen. Sie sind häufig von Basalten begleitet, die die Flötze durchbrochen und sie an den Rändern förmlich in Coaks umgewandelt haben, z. B. bei Salosl im nördlichen Böhmen.

Die Schichten, welche die Kohlenlager umgeben, haben fast überall eine gleiche Zusammensetzung und Beschaffenheit, was wohl daher rührt, daß die für die Kohlenablagerungen nöthigen Bedingungen überall [illegible]nlich oder gleich waren. Diese Schichten sind Kohlenschiefer und Kohlensandstein, welche gewöhnlich die Pflanzenabdrücke und desto dunklere Farben haben, je älter sie sind.

Die Analogie beider Kohlengebilde ist daher sehr groß, und die zwischen ihnen bestehenden Unterschiede lassen sich größtentheils durch das sehr ungleiche Alter derselben erklären.

Die vorzüglichsten Unterschiede zwischen Schwarz- und Braunkohlen sind folgende:

1. Der größere Bitumengehalt der Braunkohlen.
2. Die gänzliche Verschiedenheit der beiderseitigen Pflanzenabdrücke.

Wenn wir die Pflanzen der Steinkohlen-Formation betrachten, so finden wir, daß heutzutage weder in der gemäßigten Zone noch zwischen den Wendekreisen etwas Aehnliches vorkommt; vorherrschend Equisetaceen, Licopodiaceen, also lauter kriptogamische blüthenlose Pflanzen mit tropischem Charakter, d. h. solche, welche ihrer ganzen Organisation nach keinen Frost ertragen und daher nur im warmen Klima gewachsen seyn konnten. Da nun die

Schwarzkohlenflötze von Deutschland, Frankreich, Rußland, Nordamerika x. also von Ländern, in denen jetzt theilweise strenge Winter herrschen, aus diesen Pflanzen bestehen, so setzt dieß nicht nur ein wärmeres Klima für unsere Breitengrade, sondern auch ein gleichförmiges für die ganze Erdoberfläche voraus.

3. Die geringere Brennkraft der Braunkohlen.
4. Die hellere Färbung der die Braunkohlen begleitenden Gesteine.
5. Das Vorkommen der Schwefelkiese mit Braunkohlen und die dadurch oft verursachten Grubenbrände, so wie das Vorkommen von Kohlenwasserstoff-Verbindungen mit Schwarzkohlen und die dadurch bedingten schlagenden Wetter.

Um die Frage über die Entstehung der Kohlen beantworten zu können, muß man die Umstände berücksichtigen, unter welchen noch gegenwärtig große Anhäufungen von Vegetabilien oder deren Substanzen entstehen. Denn daß alle Kohlenablagerungen aus Pflanzenanhäufungen entstanden sind, unterliegt schon lange keinem Zweifel mehr. Pflanzentheile konnten sich massenhaft anhäufen:

1. Durch das Uebereinanderwachsen der Pflanzen. Da jedoch durch Versuche nachgewiesen und berechnet worden ist, daß der durch Waldvegetation auf irgend einer Oberfläche gebildete Pflanzenstoff niemals eine über Einen Zoll mächtige Steinkohlenschichte liefern würde, indem der Kohlenstoff der in Wäldern verwesenden Pflanzentheile sich nicht fortwährend summirt, sondern durch Zersetzung in flüchtige Verbindungen in die Atmosphäre übergeht, so ist diese Art Vegetation an Ort und Stelle nicht geeignet, die Bildung einigermassen mächtiger Kohlenlager zu erklären, wenn auch dünne Kohlenschichten auf diese Weise entstehen konnten.

2. Durch Torfbildung. Gewisse Pflanzen, besonders einige Moosarten, wachsen bekanntlich an nassen Stellen derart übereinander, daß dadurch viele Fuß dicke filzige Anhäufungen entstehen, die oben immer mehr fortwachsen, während die untern Theile durch Humus-Säure vor Verwesung geschützt, sich fester zusammensetzen und jene brennbare Substanz bilden, die man Torf nennt. Da nun mächtige Torflager in ihren tiefern Lagern mit manchen erdigen Braunkohlen eine so große Aehnlichkeit haben, daß es dem ungeübten Beobachter ziemlich schwer fallen dürfte, sie jederzeit von einander zu unterscheiden, die Verwandtschaft zwischen vielen Braun- und Schwarzkohlen endlich so groß ist, daß man für beide durchaus analoge Entstehungsweisen annehmen kann, so haben wir in der Torfbildung allerdings eine Ursache, durch welche ein Theil der Braun- und Schwarzkohlen veranlaßt worden ist.

3. Durch Zusammenschwemmung durch Flüße und Meeresströmungen. Die großen Flüße noch nicht kultivirter Länder reißen häufig an ihren Ufern wachsende Bäume mit sich fort und führen diese einem Landsee oder dem Meere zu (z. B. der Missisippi in den mexikanischen Meerbusen). Die Pflanzentheile werden als sogenanntes Senkholz nach und nach so vom Wasser durchdrungen, daß sie bei nachlassender Strömung sich irgendwo auf dem Boden ablagern.

Dadurch können so mächtige Anhäufungen von Pflanzensubstanz hervorgebracht werden, als nur zu irgend einem Kohlenlager nöthig sind, da ihre Resultate sich stets summiren.

Die in vielen Braunkohlenflötzen vorkommenden abgerollten Holzstücke, die man recht gut als Treibholz ansehen kann, dann ferner das Vorkommen von vielen übereinander gelagerten, durch Sandstein- und Schieferschichten getrennten Flötzen liefern den deutlichsten Beweis, daß viele Braun- und Schwarzkohlenflötze auf diese Weise entstanden sind.

Die Umwandlung dieser angehäuften Pflanzenmassen in den jetzigen Zustand erfolgte durch einen langsamen Destillationsprozeß der Pflanzenfaser, analog der Verkohlung des Holzes zu Holzkohlen. Alle Pflanzen haben Wasser-, Sauer- und Kohlenstoff, ebenso die Braun- und Schwarzkohlen nur in andern quantitativen Verhältnissen; je älter die Kohle, desto weniger Sauer- und Wasserstoff ist vorhanden. Es ist bekannt, daß die Pflanzen unter Wasser mehr Sauer- und Wasserstoff als Kohlenstoff verlieren. Torf nähert sich mit der Zeit der Braunkohle, in welch letzterer sich eine Verbindung von Kohlen- und Wasserstoff, sogenanntes Bitumen, bildet, welches flüchtig ist und um so schneller entweicht, einer je höhern Temperatur es ausgesetzt wird.

Wenn daher die Braunkohlen viele Jahrtausende unter einem starken Drucke der höhern Temperatur des Erdinnern ausgesetzt waren, so ist es ganz natürlich, daß sie mit der Zeit in bitumenarme Schwarzkohlen und diese bei Fortdauer des Prozeßes in bitumenfreie Kohle oder Anthrazit und endlich in Graphit übergegangen sind.

Die gewöhnliche Reihenfolge, in welcher die Kohlenarten: Braun- und Schwarzkohle, Anthrazit oder Glanzkohle und Graphit sich vorfinden, stimmt mit den Erfahrungen überein. Die Braunkohlen sind die bitumenreichsten, während Graphit, welcher sich vom Diamanten vielleicht nur durch den Aggregatszustand und einige Verunreinigungen mit Eisenoxid unterscheidet, ganz bitumenfrei ist. Dazwischen liegen die bitumenarmen Schwarzkohlen.

Die Berechnungen über das Alter der Kohlen haben ergeben, daß zur Bildung des zu den Kohlen nöthigen Pflanzenmaterials ein Zeitraum von 1,004000 Jahren nothwendig war.

Wenn man endlich annimmt, daß die Erde durch Ausstrahlung kühler geworden, daß zur Zeit der Kohlenbildung die Erde noch so warm war, daß die Sonnenstrahlen noch keine klimatischen Unterschiede machen konnte, und daß endlich die Schnelligkeit der Erdabkühlung analog der einer heißen Gesteinskugel gewesen sey, so ergibt sich, daß seit der Steinkohlenbildung ein Zeitraum von 9 Millionen Jahren verfloßen ist, wobei jedoch nicht ausgeschlossen bleibt, daß der Zeitraum noch ein größerer gewesen seyn kann.

Zu den dießfälligen Verhältnißen in Kärnten übergehend muß bemerkt werden, daß die Schwarzkohlen nur in Spuren vorkommen. Die Braunkohlenformation dagegen ist mehr ausgebildet und beginnt im Gailthale und setzt über Penken, Viktring, die Sattnitz, steinernen Brücke, Loibach, Philippen und Liescha bis Windischgratz in Steiermark fort, während der Lavantthaler-Zug durch die Baue Kuchl, Wiesenau und Prebl, St. Peter und Andersdorf aufgeschlossen ist.

Kärnten nimmt unter den 13 Kronländern, welche im Jahre 1855 eine Kohlenerzeugung nachgewiesen haben, mit 981,000 Centnern, welche an Brennkraft 81,779 Klftr. 30" Fichtenholzes gleichkommen dürften, den achten Rang ein. Die Bergbaue, welche Behufs der Gewinnung der Braunkohlen in Kärnten eingeleitet wurden, sind zur Zeit fast nur Ausrichtungs- und Vorbereitungsbaue, ein eigentlicher Abbau besteht bloß in der Liescha, wo der namhafte Brennstoffbedarf für das Puddlings- und Walzwerk in Prävali bergmännisch gewonnen wird, und in den Wiesenaner-Gruben.

Die übrigen Bergbaue in Andersdorf, Prebl, St. Peter, Mieß, Loibach, Lobnigg, Bodenhof, Feistritz x. sind theils wegen der geringen Mächtigkeit und Unreinheit von wenig Bedeutung, obwohl billigere Communications-Mittel auch diese Bergbaue zu gesteigerter Ausbeute bringen würden.

Nur Loibach bei Bleiburg soll demnächst energischer in Angriff genommen werden, um das Walzwerk Lippitzbach mit mineralischem Brennstoffe zu versehen.

Nächst der Braunkohlenablagerung auf der Liescha hat jene bei Keutschach die größte Ausdehnung. Die zwei jetzt bekannten Flötze haben eine Mächtigkeit von 3 bis 4 Klaftern, welche von 2 bis 18" mächtigen Lehmschichten durchzogen werden. Ueber diese Braunkohlen (Lignite) sind schon so viele Urtheile gefällt worden, daß es nicht überflüßig seyn dürfte, die im Kleinen und Großen angestellten Versuche mitzutheilen. Nach den in Wien durchgeführten Proben sind 13.3 Centner gleich einer Klafter 30" Fichtenholzes. Der nach vorgenommener Destillation verbliebene Rückstand gab nur 2% Asche, und 9.2 Centner waren gleich einer Klafter 30" Fichtenholzes. Im gewöhnlichen Zustande haben sie 25% Wasser und 8 bis 12% Asche.

Im Großen wurden mit diesen Ligniten die Versuche in den Puddlings- und Schweißöfen von Buchscheiden im Jahre 1855 durchgeführt, über welche sogar eigens ein Protokoll aufgenommen und von dem Herrn Direktor Schlögl und Herrn Anton Müller unterzeichnet wurde; dieses Protokoll lautet unter Andern dahin, daß die Arbeit mit diesen Ligniten sowohl beim Puddeln als beim Schweißen anstandslos vor sich ging und die Schweißhitzen ganz vorzüglich waren.

Die technische Möglichkeit der Verwendung dieser Lignite zu vielen Eisenhüttenprocessen ist erwiesen, die ökonomische Möglichkeit noch nicht; aber auch diese wird nicht unübersteigliche Hindernisse biethen, wenn man jene Mittel anwendet, welche den Erzeugungspreis der Kohle vermindern und den Weg bis zum Orte der Verwendung im Großen abzukürzen vermögen.

Zu der Hoffnung, daß dem Keutschacher-Kohlenbergbaue eine größere Entwicklung, die er auch bei der genannten Mächtigkeit und Qualität der Kohle verdient, bevorsteht, berechtigen mehrere Umstände; binnen Kurzem wird die Schienenstraße von Osten bis Westen das Land durchziehen und es erliegt keinem Zweifel, daß diese Lignite auch zum Lokomotivbetriebe tauglich sind, nachdem die beinahe gleichen Lignite von Wolfsegg in Oberröstereich auf der Linz-Gmundner Linie bereits seit 3 Jahren in Anwendung gebracht werden.

Die umliegenden Eisenwerke sind lediglich auf mineralischen Brennstoff angewiesen, und die große Menge von Zinkblende und Galmei endlich, welche jährlich in Kärnten erzeugt, aber zur Verschmelzung nach Sagor in Krain mit hohen Transportkosten (30 — 40 kr. pr. Centner aufbereitete Zinkblende) geliefert wird, könnte ebensogut hier in Sublimationsöfen, welche mit Braunkohlen auf Treppenrösten beheizt werden, zu Gute gebracht, und bei Anlegung der Oefen bei Rosegg, oder jedenfalls in der Nähe der Drau die Keutschacher-Lignite der erwünschten Verwendung im Großen zugeführt werden.

Notizen.

(Zur heimathlichen Literatur). Das im vorigen Jahrgang, Blatt Nro. 45, angezeigte, unserer heimathlichen Literatur angehörige Werkchen: Phædri, Augusti liberti, fabulæ Aesopiæ. Uebersetzt von A. R. v. B. Leipzig, Teubner, 1857, Octav — findet auch in dem „Literarischen Centralblatt für Deutschland, herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Zarnke", welches die neu erscheinenden literarischen Producte mit einer dem jetzigen Höhenpunkte der Wissenschaft entsprechenden Strenge und Unpartheilichkeit beurtheilt, eine anerkennende Besprechung, welche wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu müssen glauben.

Eben daselbst, Nro. 12, d. J. heißt es: „Wer in dem Falle ist, eine Vermittelung zu der Bekanntschaft mit dem guten Phädrus zu suchen, kann getrost zu dieser sauberen und einfach-geschmackvollen Verdeutschung seine Zuflucht nehmen. Sie ist in fünffüßigen Jamben abgefaßt, denen hie und da absichtlich Trimeter beigemischt sind, freilich zu keinem andern erkennbaren Zwecke, als dem der Bequemlichkeit. Indessen stört das wenig. Anstößiges und Lückenhaftes ist ausgelassen, den gegenüberstehenden lateinischen Text hat sich der Verfasser nach Dilettantenrecht eklektisch zurecht gemacht. Ueber zwei Stellen (II, prol. 12 und III, prol. 22) erklärt er sich indessen in der Vorrede so, daß er auch bei Fachleuten Berücksichtigung verdient, wie denn auch seine Polemik gegen Lessing ganz verständig ist." (T.)

Wir theilen hier gleichzeitig die Uebersetzung einer Fabel des, in Phädrus' Geiste dichtenden Faernus von demselben Verfasser mit, um die Leichtigkeit und Gewandtheit anzudeuten, mit welcher er sich auf diesem Gebiete bewegt.

Asinus, Simius et Talpa.
Asinum querentem quod careret cornibus,
Et simium, quod caudæ honore, hoc arguit
Sermone talpa: qui potestis hanc meam
Miseram intuentes cæcitatem hæc conqueri?
Faernus.

Zum Esel, welcher klagt, daß er der Hörner,
Zum Affen, daß er eines Schweifs entbehre,
„Wie könnt ihr euch beschweren", grollt der Maulwurf,
„Da ihr im Elend mich der Blindheit seht."
B.

(Ueber die Haftwurzeln des Epheu). In der Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse (der kais. Akademie der Wissenschaften) am 18. März l. J. trug Herr Prof. Fenzl eine vom Herrn Dr. Hubert Leitgeb, Gymnasiallehrer zu Cilli, (einem gebornen Kärntner) eingesendete Abhandlung über die Haftwurzeln des Epheu vor. Er erläutert den anatomischen Bau dieser Organe und die eigenthümlichen Erscheinungen, welche die Epidermal-Zellen der Haftwurzeln je nach der Verschiedenheit der Unterlage, auf welchen die Aeste dieser Pflanze sich ausbreiten, zeigen. Nach den sorgfältig angestellten Untersuchungen des Herrn Doktors entspringen diese Haftwurzeln stets aus den periphärischen Enden der großen Markstrahlen des Holzkörpers, und treten durch Längsspalten der Epidermis hervor, ohne das Ansehen oder die Beschaffenheit von Saugwarzen anzunehmen, wie sie die Klammerwurzeln der Flachsseide (Cuscuta) zeigen. Sie verhalten sich auch in ihren Funktionen als echte Nebenwurzeln, und vermögen für sich schon das Leben der Pflanze oder einzelner Aeste durch einige Zeit zu erhalten, wenn diese durch einen Schnitt von der Hauptwurzel getrennt wurden, und zwar um so länger, je zahlreicher sie an diesen Theilen entwickelt erscheinen. (W.)

(Berliner-Witz, und Klagenfurter-Witz.) Der Berliner-Witz eines dortigen Schirmfabrikanten, welcher bei Gelegenheit der am 8. Februar 1858 zu Ehren des neuvermählten hohen Paares gegebenen Illumination, die Büsten desselben von zwei Schirmen aus den preußischen und englischen Farben zusammengesetzt, überschatten ließ und zur Unterschrift setzte: „Der Himmel möge Euch beschützen — und ich möchte Euch beschirmen" — hat zum Vorgänger die Dekoration, womit im Jahre 1814 am 18. April bei Gelegenheit der Feier des Sieges und Einzuges in Paris der Hutermeister und Hausbesitzer am „alten Platze zu Klagenfurt" Sonnleitner, die Bedeutung des Festes ausdrückte. Er stellte nämlich einen großen dreieckigen Hut zur Schau, unter ihm die Bildnisse der drei verbündeten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen und schrieb darunter: „Unter diesem Hut — ist alles gut." Wahrlich, wer sollte nach so vielem Unglück, welches das Nichtzusammenwirken dieser drei Mächte über Oesterreich, ja Europa gebracht, es nicht so ganz mitempfunden haben, daß wenn sie unter einem Hute, das ist: vereint seyen, alles gut werde! (H.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 10. April. 1858.

Ueber das naturhistorische Museum zu Klagenfurt.

Wie wir in unserem letzten Blatte versprochen haben, bringen wir hier die „Abschiedsworte", welche Herr Doktor Schabus am Schluße der Vorträge für den abgelaufenen Winter (am 26. März), im naturhistorischen Museum sprach. Die Leser erhalten in denselben einen Ueberblick aller daselbst im Laufe des Winters gehaltenen Vorträge.

Verehrte Zuhörer!

Es ist etwas Schönes und zum Wirken Aneiferndes, wenn man sich das Kind einer würdig alten und dabei doch jugendlich thätigen Mutter nennen kann. — Die Mutter, von der ich rede, ist unsere Landwirthschafts-Gesellschaft; das Kind ist das naturhistorische Museum.

Die Landwirthschafts-Gesellschaft, die älteste unter den Schwestern — den 63 ökonomischen Gesellschaften des Kaiserstaates — beendet schon in 6 Jahren ein volles Jahrhundert ihres nützlichen Wirkens; und noch immer wirkt sie gleich thatkräftig sowohl in ihren Schriften: „Mittheilungen über Gegenstände der Landwirthschaft und Industrie Kärntens" (welche wohl auch die ältesten Blätter sind, die ein landwirthschaftlicher Verein herausgibt), als durch sonstiges Fördern von Allen dem, was unsere Landeskultur heben kann.

Das naturhistorische Museum, welches von ihr in's Leben gerufen und gepflegt wurde, trachtet durch Thätigkeit in seinem Bereiche der Mutter würdig zu seyn:

Die aufgestellten Sammlungen werden in gutem Stand erhalten und nach Thunlichkeit ergänzt und vermehrt. Ich erinnere an die Skelettsammlung, welche in den letzten Jahren in einen Stand gesetzt wurde, daß man daran zum Studium der Wirbelthiere doch einige wesentliche Anhaltspunkte findet. — Und die Skelettsammlung zeigte für alle Besucher nicht das Erschreckliche, was sich Viele beim Namen vorstellen; vielmehr haben die hübschen Formen vielfältig angesprochen. Wie könnte es auch anders seyn? hat doch Raphael selbst, dessen Sinn für Schönheit der Formen weltbekannt ist, zu den Gruppen seiner herrlichsten Gemälde zuerst die Skelette gezeichnet.

Vom Jahrbuche des Museums, welches in drei früheren Jahrgängen vorliegt, in dessen Erscheinen aber durch hindernde Umstände eine Unterbrechung eintrat, ist ein weiterer Jahrgang zum Drucke bereit, was wir vor Allem den Bemühungen unseres thätigen Mitgliedes Herrn Prettner danken.

Bei den Abendversammlungen wurde auch im Laufe dieses Winters durch eifrige Theilnahme der hiesigen Freunde der Naturwissenschaften ein frisches Leben erhalten: die Fachmänner fanden Gelegenheit zum Austausch ihrer Ideen; und in den populären Vorträgen bei diesen Versammlungen wurde der Hauptzweck derselben rüstig angestrebt: Mittheilung der Ergebnisse eigener Forschungen; Erörterung wichtiger Gegenstände von allgemeinem Interesse mit Beachtung des Neuesten, wobei auf Kärnten vor Allem Rücksicht genommen wurde.

An den fünfzehn Versammlungsabenden wurden eben so viele gemeinverständliche Vorträge gehalten.

Neue Mittheilungen als Ergebniße eigener Forschungen brachte uns Herr Fabriks-Direktor Johann Prettner in seinen beiden Vorträgen:

Am ersten Abende (27. November 1857) sprach er „über die unregelmäßige Witterung des Jahres 1857 und über die Wetterlosstage", wo wir hörten, daß, nach den ihm zu Gebote stehenden Beobachtungen von mehr als 50 Jahren, der Winter des Jahres 1857 der kälteste und der Sommer der trockenste im jetzigen Jahrhunderte war. — Die Verhältnisse der atmosphärischen Niederschläge und der Gang der Temperatur waren durch graphische Darstellung ersichtlich gemacht.

Die in Kärnten in Credit stehenden Wetterlosstage sagten ihre Prophezeihung, nach Vergleich mit 20 Jahrgängen von Wetterbeobachtungen, im günstigsten Falle eben so oft falsch, als wahr.

In seinem andern Vortrage (am 5. Februar 1858) „über die Luftströmungen in der Klagenfurter-Ebene" theilte uns Prettner die Ergebnisse seiner Beobachtungen über die bei uns herrschenden Winde mit und erklärte, in wie weit diese von den allgemeinen Gesetzen der Luftströmungen abhängen, und in wie weit sie durch unsere localen Verhältniße modifizirt werden. Durch bildliche Darstellung wurde die Faßlichkeit des Vortrages erhöht.

Zu den neuen Mittheilungen kann ich auch das zählen, was ich heute (26. März) „über das Vorkommen der Harnsteine in Kärnten" gesagt habe*).

Theilweise Neues wurde in mehreren Vorträgen gebracht, und in allen wichtige und allgemein interessante Gegenstände besprochen.

Herr Realschul-Professor Winter erörterte (am 18. Dezember 1857) in seinem Vortrage „über Wasserkraft und deren Verwendung mit besonderer Rücksicht auf Kärnten" die Wirkungsweise des Wassers bei unterschlächtigen, mittel- und oberschlächtigen Rädern und Turbinen, und versinnlichte das Vorgetragene durch Abbildungen in großem Maßstabe, die er selbst ausgeführt hatte. — Als neu brachte er die Berechnung der gesammten Wasserkraft Kärntens aus direkten Messungen an einzelnen Flüßen und der gesammten Regenmenge — wornach unsere Gesammtwasserkraft im Lande ungefähr 1,800,000 Pferdekräfte beträgt.

Herr Realschul-Professor Mitteregger theilte uns in seinem, durch Experimente verdeutlichten Vortrage (am 26.

*) Eine Skizze davon theilte die „Carinthia" Nro. 14, l. J. mit.
A. d. Red.

Februar 1858) „über Wasser, insbesonders über Trinkwasser mit Berücksichtigung hiesiger Brunnen“ als neu Brunnenanalysen mit, welche zeigten, daß die Quelle, welche unsere fließenden Brunnen in der Stadt gibt, vortreffliches Trinkwasser ist, und daß auch unsere besseren Ziehbrunnen recht gutes Wasser liefern.

Herr August Rauscher entwickelte (am 4. Dezember 1857) in seinem Vortrage „über die Fortschritte der Naturwissenschaften in diesem Jahrhunderte“ den wichtigen und riesenhaften Gegenstand, so gut er sich in den Rahmen von einer Stunde Vortragszeit zusammenfassen ließ.

In einem andern Vortrage (am 19. Februar 1858) „über Zusammensetzung und Anwendung der explodirenden Stoffe“ besprach Herr Rauscher sowohl die interessante Geschichte, wie die, Vorsicht fordernden Bereitungsweisen, wie auch die wichtige Verwendung dieser Stoffe. Der Vortrag war durch Experimente erläutert.

Herr Professor Mitteregger beleuchtete in seinem Vortrage „über den Stoffwechsel in der Pflanzen- und Thierwelt“ (am 11. Dezember 1857) die Umwandlungen, welche die früher unorganischen Substanzen auf ihrem Wege durch die Pflanze in's Thier und endlich von da zur Erde zurück durchmachen, vom heutigen Standpunkte der Chemie aus.

Herr Gymnasial-Director Dr. Burger reihte seinen Vortrag (am 8. Jänner 1858) „über das harmonische Ineinandergreifen der Naturreiche“ dem genannten des Herrn Professors Mitteregger an, und betrachtete den wichtigen und anziehenden Gegenstand von einer anderen Seite, indem er hervorhob, wie die verhältnißmäßig so geringe Zahl von Grundstoffen zur Bildung so ungeheuer zahlreicher Species von Pflanzen und Thieren (lebender und fossiler) ausreicht und wie die Raubthiere ein nothwendiges Glied in der Kette der Schöpfung bilden.

Der Herr Realschul-Director Joseph Payer sprach bei der Versammlung am 15. Jänner „über das Sehen mit beiden Augen und über die darauf sich gründenden Erscheinungen beim Stereoskop“, und machte mit Hilfe sehr gelungener Abbildungen klar verständlich, wie das Stereoskop, unterstützt durch die Photographie, die Perspektive und das Relief in höherem Grade ausdrückt, als es die betrachteten natürlichen Gegenstände selbst thun.

Herr Realschul-Professor Hoffmann unterrichtete uns in seinem Vortrage am 22. Jänner „über das Höhenmessen; insbesonders über die Anwendung des siedenden Wassers zu diesem Zwecke“. Vorzeigen und kurze Erklärung zu diesem Behufe dienender Instrumente und vortreffliche Abbildungen unterstützten das Verständniß dieses so ansprechenden Gegenstandes.

Herr Med. Dr. Alois Hussa hielt am 19. Jänner einen Vortrag „über die Seh- und Hörwerkzeuge der Thiere“, und gab eine durch sehr gelungene Abbildungen verdeutlichte Erklärung der verschiedenen Entwicklung und Bildung dieser so wichtigen Organe bei den verschiedenen Klassen der Thiere nach der ihnen zugewiesenen Wohnung und Lebensweise.

Herr Realschul-Professor Dr. Vinzenz Hartmann wählte zum Vortrage am 5. März einen praktisch wichtigen Gegenstand; — er sprach „über die verschiedenen Milchproben im Allgemeinen, und den Gebrauch des Galaktometers im Besonderen“. Die verschiedenen Milchproben wurden durch Experimente genau anschaulich gemacht, die bei uns etwa vorkommenden Milchfälschungen hervorgehoben, der Galaktometer vorgewiesen, und seine Gebrauchsweise umständlich erklärt.

Der k. k. Markscheider, Herr Karl Hillinger, nahm bei der Wahl der Gegenstände zu seinen zwei Vorträgen besonders Rücksicht auf unser Land mit seiner Montan-Industrie:

Der erste dieser Vorträge (am 12. Februar) handelte „über Steinkohlen mit Bemerkungen über deren Vorkommen und Verwendung in Kärnten“. Die großartigen Verhältniße der Bildung, des Vorkommens und der Gewinnung dieses Brennstoffes im Allgemeinen wurden zuerst erörtert, dann unserer dießfälligen Landesverhältniße besonders gedacht, und der bedeutende Rang anschaulich gemacht, den Kärnten mit der Steinkohlenerzeugung unter den anderen Provinzen Oesterreichs einnimmt.

Im andern Vortrage (am 12. März) sprach Herr Hillinger „über Eisenproduction mit besonderer Berücksichtigung der dießfälligen Verhältniße in Kärnten“. Nach den Erörterungen über das ausgebreitete Vorkommen, die Gewinnung und Verarbeitung dieses Metalles und über seinen Einfluß auf die Kultur, wurden die besonderen Verhältniße in Kärnten gewürdiget und die ehrenvolle Stellung ersichtlich gemacht, die unser Land in der Eisenproduction einnimmt, und nicht minder in den Fortschritten, welche in diesem Zweige der Industrie erzielt wurden *).

Von den Abbildungen, die zur Verdeutlichung vieler Vorträge nöthig waren, wurden die meisten vom Herrn Realschul-Professor Reiner auf das Bereitwilligste angefertiget.

Wie weit bei den heurigen Vorträgen die Verhältniße unseres Landes insbesonders beachtet wurden, brauche ich nach dem Gesagten nicht erst noch auseinander zu setzen.

Außer den genannten populären Vorträgen hielt noch Herr Professor Mitteregger auf mehrfältiges Ersuchen, am 16. März einen Vortrag über die Typentheorie in der Chemie, vor einem Zuhörerkreise von Fachmännern, in streng wissenschaftlicher Weise.

Wenn man nicht außer Acht läßt, daß von den Vortragenden Jeder mit Berufsgeschäften vielfach zu thun hat, können wir, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, daß wir geleistet haben, so viel man billiger Weise erwarten konnte.

Eben so muß der zahlreiche Zuspruch von Seite der Zuhörer, mit denen die, jetzt ziemlich geräumigen Lokalitäten an jedem Versammlungsabende gefüllt waren, gewürdiget werden; man muß es für ein erfreuliches Zeichen nehmen, daß sie nach den Geschäften des Tages lieber uns hier eine Abendstunde widmen, als diese Zeit den Zerstreuungen zuwenden wollten.

Auch in hiesigen und auswärtigen Zeitungsblättern fanden die Vorträge freundliche Anerkennung, was wir dankend ansehen müßen.

Noch wollen Sie nur ein paar Worte über die Geschichte des Museums anhören, welche jetzt, nach einem Jahrzehnte des Bestehens, eben am Platze sind:

In's Leben gerufen wurde die Anstalt von der hiesigen Landwirthschafts-Gesellschaft; die Zeit der Gründung kann füglich in's Jahr 1848 verlegt werden (wiewohl schon im Jahre früher daran gearbeitet, auch das Locale für die Zwecke des Museums gemiethet wurde); denn da fand die Aufstellung der Sammlungen in den gemietheten Räumlichkeiten statt, so wie die Eröffnung derselben für die Besucher. — Herr Baron Paul Herbert war der Vorstand des Comité, welches zur Gründung des Museums zusammengesetzt wurde, und ist seit der Gründung der Vorstand des leitenden Ausschußes für's Museum; auch hat ihm dieses bedeutende Schenkungen zu danken. — Herr Gustav Graf Egger widmete seine, für einen Privaten sehr ansehnliche, naturhistorische Sammlung mit allen Behältnißen zur Gründung dieses Institutes, die

*) Auszüge aus diesen beiden Vorträgen wurden in der „Carinthia“ Nro. 14 und 12 l. J. mitgetheilt.

A. d. Red.

den Hauptkern bildete, um welchen sich die anderen Geschenke gruppiren konnten. Ein weiteres ähnliches Geschenk, wenn auch minder großartig, vom Stifte St. Paul gehört zu den werthvollsten Spenden für das aufkeimende Institut, wie ein späteres Vermächtniß des Herrn Inspektors Anton Bolleritsch, und insbesonders die Widmung einer Bibliothek von mehr als 1000 Bänden, größtentheils naturhistorischer Werke durch Herrn Grafen Anton v. Goës. — Herr Franz v. Rosthorn gab dem Museum sein, weit über Oesterreich hinaus bekanntes Querprofil der österreichischen Alpen mit vorzüglichen Belegstücken dazu; er war schon im Comité zur Gründung des Museums thätig, und wirkt noch fort als Mitglied des leitenden Ausschußes; auch ist er (Herr Canaval nebst ihm) als Verfaßer der „Beiträge zur Mineralogie und Geognosie von Kärnten" im Inhaltsverzeichniß des Jahrbuches 1853 genannt. — Die großmüthige Unterstützung von Seite der Landesvertretung ist ehrenvoll bekannt.

Diese Namen sind für die Geschichte des Museums wesentlich, was ich darum zu bemerken Veranlaßung habe, weil sie alle in einem „flüchtigen Rückblick auf die Geschichte unseres naturhistorischen Museums", den ein Correspondenzartikel aus Klagenfurt in der Triester Zeitung Nro. 13 d. J. brachte, ausgelassen wurden. — Auch Herr Dr. Burger ist nicht, wie dort angegeben, in Bezug auf das Museum ein Mann der neuesten Zeit, sondern schon im Gründungscomité und seither als Ausschußmitglied wie auch durch Geschenke und Vorträge für das Museum thätig.

Nun, verehrte Zuhörer! um die Osterzeit nehmen wir alljährlich hier Abschied; wir thun es auch heuer, wiewohl es noch winterlich aussieht; aber der Tag ist schon länger, die schönere Jahreszeit, wo man an den Abenden das Freie sucht, wird doch kommen — und nur zu bald auch vergehen. Ich schließe mit den Worten, wie im vorigen Jahre:

„Kommt der Herbst wieder mit dem düstern Nebel, und treiben uns die kühleren, längeren Abende in's Zimmer zurück, dann hoffe und wünsche ich, daß wir uns Alle — Vortragende und Zuhörer — wieder im freundlichen Kreise hier zusammenfinden werden, wie es im abgelaufenen Winter der Fall war."

Ostermorgen

am Friedhofe.

Du, der in diesem wechselvollen Leben
Nichts dein genannt, als Kummer nur und Noth,
Und dessen Herz mit todesbangem Beben
Entgegenpochte jedem Morgenroth —

Du ruh'st nun still, und all' die herben Schmerzen,
Die du erlitt'st und die die Zukunft barg,
Sie liegen todt im todten Herzen
In deinem schlichten schlechtgefügten Sarg.

Und du, der auf des Glückes weichem Pfühle
Dich müd' gelebt in diesem ird'schen Seyn,
Da liegst du nun, gleich wie der Bettler — stille
In deinem schönen goldverzierten Schrein.

Es ist ein alter Spruch, doch einer von den wahren:
„Ringsum was lebt wird der Verwesung Raub,
„Vom Fürsten, Bettler, Weisen oder Narren
„Bleibt doch am End' nichts als — ein Häufchen Staub."—

Wie still ist's hier, so einsam, leer und schaurig,
Daß mich erfaßt ein unnennbares Grau'n,
Nur wenig Sterne schimmern bleich und traurig
Vom dunklen Himmel auf erstarrte Au'n.

Und in den Gräbern liegen sie so stille:
Steht ihr nicht auf, wollt nicht an's Tageslicht?
Doch nein — ihr unten in des Grabes Kühle
Ihr sehnt euch wohl nach unserm Frühling nicht?!

Seht, nun beginnt's im Osten aufzuflimmern,
Es ringt die Sonne mit der Nacht,
Seht ihre Strahlen durch die Nebel schimmern
Wie gold'ne Panzer gleißen in der Schlacht. —

Und seht, so wie der Mutter frommes Mahnen
Oft schnell verscheuchet ihres Kindes Weh,
So fliehet rasch im Frühlingshauch von dannen
Der Erde Schmerz, — der kalte eis'ge Schnee.

Mit frohem Aechzen träumt im Weh'n des Windes
Von seinen Blüthen der erstarrte Baum,
Gleich einer Mutter, die am Grab des Kindes
Aufseufzt im frohen Wiedersehenstraum.

O horcht, was für ein helles, frohes Klingen
Durchzittert jetzt die frische Morgenluft:
Es ist der Lerche lenzverkündend Singen
Mit dem sie jubelnd „Halleluja!" ruft:

„Der Held erwacht, der Heiland ist erstanden!"
So tönt es hell durch Berge, Wald und Ried,
Es singt Natur, befreit von Winters-Banden,
Ihr göttlich-heit'res Auferstehungslied.

J. J. K.

Urkunden-Regesten.

Gesammelt aus den Aufschreibungen des P. Joseph Bianchi, die er aus den Büchern der Kanzler des Patriarchates von Aquileja entnommen — betreffend die Kirchenangelegenheiten und Gotteshäuser des Aquilejer Diözesangebiethes in Steiermark und Kärnten.
Von Heinrich Hermann.

(1238, den 3. April. Viterbo). Gregor IX. Papst, dem Bischof von Emona (!) und Erwählten von Triest — der Patriarch Berthold habe ihm bei der Zerstreutheit und Ausdehnung seiner Diözese die Nothwendigkeit dargethan, mehr für die Pastorirung derselben an entfernten Orten zu sorgen und daher gebothen, zu Oberburg, wo sich ein Benediktinerkloster befinde, eine Cathedralkirche zu errichten und dahin den Bischofsitz von Petina, der ohnehin ganz vereinzelt und schwach gegründet sey, zu übertragen. Der hl. Vater befiehlt Obigen zu erheben, ob das Aquilejer Kapitel damit einverstanden sey, ob jenes Kloster schadlos gehalten werden, und ob dort dem Bischof und seinen Canonikern eine hinlängliche Dotation angewiesen werden könne.

(1244, am 21. Dezember, in der Kirche St. Jakob zu Villach). Vertrag zwischen dem Patriarchen Berthold und dem Erwählten von Bamberg, Magister Heinrich, in Bezug auf die Kirchen St. Peter und St. Martin bei Villach und in Osse*), wornach der Patriarch für sich und seine Nachfolger auf das Patronat von St. Martin, dagegen der erwählte Bischof Heinrich von

*) Jetzt St. Peter oder Heiligenkreuz zu Peran ausser Villach.

Bamberg ingleichen auf das Patronat von Okke zu Gunsten des Patriarchates renunzirt, welche Kirche (St. Peter) sie einverständlich in Bezug auf die Temporalien dem Spital St. Katharina in Villach einverleiben. Zeugen: Volrich Bischof von Triest, Magister Holward Archidiakon in Villach, Conrad Archidiakon von Sannthal (Saunie) u. a. m.

(1310, ohne Ortsbezeichnung). Patriarch Ottobonus ertheilt auf Bitte des Guardians und des Minoriten-Conventes zu Cilli dem Bischof von Gurk die Vollmacht, die Kirche derselben zu Cilli und deren Altäre zu consekriren, und am Tage der Consekration die Bußfertigen alldort mit der Kirche auszusöhnen. Im Falle der Bischof von Gurk daran verhindert wäre, überträgt er die gleiche Vollmacht an jeden katholischen Bischof, den sich die Minoriten dazu erbitten würden.

(1319, am 16. April. Aquileja). Patriarch Paganus ruft den Conrad, Pfarrer in Vorlan (?), Thomas, Pfarrer in Sachsenfeld und Conrad, Notar von Guremburch (Krainburg) Aquilejer Diözese mit Androhung der Excommunikation vor sein Gericht, zu beweisen, welches Recht der Abt von Sittich, als dessen Sachwalter sie sich ausgeben, auf die dem Patriarchate zustehende Kirche St. Daniel an der Gail habe, und wie sie sich befugt halten konnten, aus diesem Prätext den Pfarrer Heinrich von St. Daniel auszupfänden.

(1323, am 23. Dezember). Im Jahre 1323 am Feste des hl. Clemens wurde von dem päpstlichen Procurator, dem Cardinalpriester zum hl. Marcellus — Bertrand apostol. Legaten, als dem 4. Jahre seiner diesbezüglichen Funktion, den Pfründen in dem Archidiakonate Sannthal (Sannie) die Zahlung von 56 Marken und 70 Denaren neuer Aquilejer Münze aufgelegt und zwar: dem Prior der Carthäuser zu Seitz 6½ Mark, dem zu Gairach 4, dem Prior der Dominikaner zu Studenitz 4 Mark und 40 Denare, dem Comthur des Hospitaler Ordens zu Hailenstein ½ Mark, dem Kloster Oberburg 13½ Mark, den Pfaerern zu Chotz (Kötsch) Tiver und Ganowitz und dem Pfarrer zu Scharlach (Skalis) unter dem Abt zu Oberburg stehend jedem 3 Mark, dem zu Peyleustein 2½, dem zu Wraclau (Fraslau) 1 Mark und ¾, dem zu Schlanitz 1¾ Mark, zu Neukirchen 1¾, zu Robitsch 1½ Mark, zu St. Ruprecht an der Saan 1 Mark 40 Denare, zu Scherfenberg (in Krain) 1 Mark 40 Denare, zu Ponikel 1 Mark, dem Kaplan zu St. Georgen in Gutendorf ¾ Mark, dem zu St. Lorenz an der Brücke ¾, dem zu Pulsgau ½ Mark, dem zu Schalek ½ Mark, — dem Archidiakonate in Kärnten 85½ Mark und 36 frische Friesacher Pfennige und zwar hatte: Der Probst von Junna (Eberndorf) zu zahlen 15 Mark; der zu Weitenstein 12 Mark alte Aquilejer Pfennige; der zu St. Martin bei Windischgratz 4 Mark; der zu St. Pankratz in Windischgratz (Altenmarkt) 7 Mark Solidi und 60 Denare; der in Saldenhofen 3 Mark und 32 Denare; der zu Rinkenberg 1 Talent; der zu Bleiburg 7 Mark 64 Denare; der zu Oberklobasnitz 1 Talent; der zu Unterklobasnitz (St. Michael?) 2 Mark; der in Stein sammt den dortigen Canonikern 4 Mark; der zu Möchling 1 Talent und 8 Denare; der zu Kappel (im Rosenthal) 3 Mark; der zu Ras (St. Jakob) 1 Talent; der zu Rosek 2 Mark und 64 Denare; der zu St. Martin bei Villach 5 Mark; der zu St. Peter (Perau) 3 Mark; der Abt von Arnoldstein 8 Mark; der Pfarrer zu Fürnitz 1 Mark; der zu St. Stephan 1 Talent, 16 Denare; der zu Hermagor 3 Mark; der zu Eck — der zu St. Daniel 4 Mark; der zu Kammering 4 Mark; der zu St. Paternian 2 Mark, 64 Denare; der zu Feistritz 3 Mark; der zu Reutlemsdorf (Rattendorf?) 1 Talent, 8 Denare; der zu Kirchbach 1 Talent; der zu Lind 4 Mark; der zu Baltramsdorf 1 Talent, 16 Denare; der zu Tristach (in Tirol) 2 Mark; der zu St. Michael an der Gail (wahrscheinlich nur Maria Gail, da die dem hl. E. Michael geweihten zu Fürnitz und Eck, als an der Gail gelegen, schon vorgekommen) 1 Mark.

(1330, am 16. Mai, in Cividal). Patriarch Paganus beurkundet an den Pfaerer Peregrin von St. Pangraz zu Windischgratz (Altenmarkt), daß seiner Pfründe von jeher die Gerichtsbarkeit über ihre Unterthanen, ausgenommen den Blutbann, zustehe; auch habe er und seine Kirche eigene Jagdbarkeiten und Fischereien, und ermahnet ihn und seine Nachfolger, diese Rechte ungeschmällert aufrecht zu erhalten, mit Bedrohung des Kirchenbannes gegen muthwillige Störer derselben.

(1331, am 30. Mai). Notariatsaufnahme im patriarchalischen Pallaste zu Udine von Seite des Jakob de Tarvisio aus Görz, Notars, in Gegenwart mehrerer Zeugen in Betreff der geschehenen Präsentation des Clerikers Jakob aus Petau von Seite des Herzogs Heinrich von Kärnten, als Kaplan für die Kirche oder Kapelle von St. Egid zu Klausenstein (?), welches Benefizium durch den Tod des Priesters Wittigo schon länger vakant war. Der Cleriker Jakob zeigt sowohl die Urkunden, wornach Herzog Heinrich das Patronatsrecht in Bezug auf die zwischen dem Patriarchen Berchtold 1218—1251) und dem Herzog Leopold (Bernhard) von Kärnten gepflogenen Verhandlungen gebührte, als seine Präsentation vor; worauf ihn der Patriarch einfach mit seinem Ring investirte.

(1335, am 30. März, in Udine). Patriarch Berchtold befiehlt dem Clerus im Archidiakonate Sannthal, anerkannte Wucherer so wie alle Excommunicirte in kein kirchliches Begräbniß aufzunehmen, außer daß sie früher Buße gethan und Genugthuung geleistet, keine Ehestreitigkeiten aus eigener Macht von Rechtswegen abzuthun, oder fremde Priester in Dienst aufzunehmen, sondern hierin sich der Anordnung des Archidiakons zu unterziehen.

(1336, am 19. Oktober, in Cividal). Patriarch Bertram gibt dem Archidiakon des Sannthales, Johann, kund, daß in der Provinzial-Synode, welche zu Cividal am gleichen Tage abgehalten wurde, ohne Widerspruch sey festgesetzt worden, zur Bestreitung der Unkosten, welche die Geschäftsführung bei dem hl. Stuhle sowohl als die Sendung apostolischer Legaten, nicht minder die Erhaltung der Aquilejer Kathedralkirche und der zu ihrem Schutze nothwendigen Schlösser, ein Subsidium von 800 Marl Solidi zu bewilligen, wornach er und sein Clerus 100 Mark zu übernehmen und bis hl. Drei König abzuführen habe.

(1339, am 2. Juni, in Udine). Patriarch Bertram bewilligt die Errichtung neuer Seelsorgsstationen zu St. Georg in Dobropolia (Tröpelach) und St. Markus in Fabricis (St. Markus zu Mauthen), als welche von der Mutter-Pfarre St. Hermagor im Gailthal zu weit entfernt seyen, wobei jedoch derselben kein Nachtheil zuzugehen habe.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 16. Sonnabend, den 17. April. 1858.

Franz Paul Freiherr von Herbert
und
Friedrich von Schiller.

Der Jahresbericht des k. k. Theresianeums zu Wien für das Schuljahr 1856 — 57 bringt unter dem Titel: „Schiller und Kant", einen gelehrten und höchst interessanten Aufsatz vom Prof. Karl Tomaschek, dem Bruder des hiesigen k. k. Bibliothekars.

Neben der Gründlichkeit der Behandlung im Allgemeinen verdient diese Schrift auch speziell unsere Beachtung um so mehr, als darin auch von einem Manne gesprochen wird, der aus Kärntens Mitte hervorgegangen zu des deutschen Dichters innigsten Freunden gehörte. Dieser Mann ist Franz Paul Freiherr von Herbert. Ich laße über ihn die Worte des Verfassers nun unverändert folgen: „Neben Erhard (aus Nürnberg) zog ihn (Schillern) besonders Franz Paul Freiherr von Herbert aus Klagenfurt an. Herbert stand damals (1791) schon in den Vierzigen und hatte wie bekannt Weib und Kind und seine große Fabrik verlassen, um in Jena vier Monate „kantisch-reinholdische Philosophie" zu studiren. Schiller nennt ihn einen Mann von gesundem Kopf und ebenso gesundem moralischen Charakter. Aber schon im April verließ Herbert Jena, nachdem er, wie man Schillern sagte, seinen Zweck erreicht hatte. Die Stammbuchblätter, welche Herbert mit nach Hause nahm, und die uns im Originale vorliegen, zeigen mehr als irgend etwas anderes den lebendigen Enthusiasmus für kantische Philosophie, wie er damals in Jena sich geltend machte."

Zur nähern Ergänzung möge auch die dazu gehörige Anmerkung des Herrn Verfassers ihren Platz finden:

„Mit rühmenswerther Zuvorkommenheit hat uns Behufs einer projektirten Schrift der hochgeachtete Enkel des Franz Paul Freiherrn von Herbert, Herr Baron Paul Herbert in Klagenfurt, werthvolle Papiere aus dem Nachlaße seines Großvaters die Güte gehabt zu übersenden, wofür wir ihm zu dem innigsten Danke verpflichtet sind. Darunter befinden sich eben die genannten Briefe Erhard's (der Herr Verfasser erwähnt in einer frühern Anmerkung von Originalbriefen Erhard's an Freiherrn von Herbert) und jene Stammbuchblätter. Viele der letztern zeigen neben dem Enthusiasmus die Exaltation, zu welcher der Eifer für die Philosophie bei manchem sich verirrte. Einige Sprüche gehen darin geradezu in's Lächerliche.

H. E. J. Paulus läßt sich vernehmen:

Die Seelen sind's, die sich
Abstract und methaphysisch küssen —
Noch mehr abstract: das Ding an sich!
So nährt sich baß der abgezogne Geist
Der Grille gleich, die drum den Göttern ähnlich heißt,
Allein von Luft und von Ideen.

Besonnene Sprüche theilweise mit Bezug auf die kantische Philosophie schreiben namentlich Mag. Friedr. Immanuel Niethammer, Mag. Schmid und F. G. Schütz, so wie viele Zuhörer Reinhold's. Unter den Letztern befinden sich auch einige Ungarn. Reinhold selbst liefert Folgendes:

Nur die, welche reines Herzens sind, werden Gott anschauen.

Dem Manne, der in den Sinn dieser ewigen Wahrheit mit Geist und Herz eingedrungen hat, meinem Herbert, dessen Freundschaft der beste Segen, den ich meinen Freunden wünschen kann, und mein Stolz ist

Karl Leonhard Reinhold.

Wir können uns nicht versagen, zwei andere Sprüche hieher zu setzen, obwohl sie zu unserm Stoffe keine Beziehung haben, den einen von Reinhold's Frau, bekanntlich einer Tochter Wieland's, den andern von Georg Friedrich von Hardenberg (Novalis). Der erstere lautet:

Sey stets der Liebling des Glückes,
Jenes reinen Glückes, welches der Weise nur kennt.
Sey des Liebling, so wie du der
Menschenfreundlichen Tugend und der Weisheit es bist.

Der Spruch von Novalis ist der Folgende:

Zart ist der Faden der Freundschaft, doch unzerbrechlich wie jene
Kette, die Himmel und Meer und die Gestirne umschlingt,
Aber auch dehnbar wie Gold, er windet in lieblichen Knoten
Selbst um die Freunde sich leicht, welche das Schicksal getrennt.

Dem Manne voll reinen Sinnes für das Schöne und Wahre schrieb dieß zum Denkmal nie zu entweihender Freundschaft

Georg Friedr. v. Hardenberg. Hannov."

Reinhold widmete bekanntlich dem Freiherrn von Herbert sein in Jena 1791 erschienenes Werk: „Ueber das Fundament des philosophischen Wissens" „zum Andenken der seligen Tage, die wir gemeinschaftlich im Streben nach Wahrheit verlebten!"

Diese wenigen Beispiele zeigen zur Genüge, wie hoch jenen Männern Baron Franz Paul von Herbert galt. Eine Veröffentlichung seiner hinterlassenen Papiere und namentlich des Briefwechsels mit Erhard und der Stammbuchblätter würde jedenfalls wünschenswerth seyn, und dürfte auch nach einer Aeußerung des Herrn Verfassers Tomaschek baldigst erfolgen.

B. P.

Ersteigungen des Großglockners im Jahre 1857.

(Fortsetzung von Nro. 11.)

4.

Nachdem ich am 17. August im Nebel und Schneegestöber über die „Pfandelscharte" nach Heiligenblut gekommen, ohne daß am 18. die Witterung günstiger sich zeigte, klärte sich der Himmel am 19. so vollständig auf, daß ich daran denken durfte, an die Ausführung eines lange gehegten Vorsatzes, die Besteigung des Großglockners, zu schreiten. Das Barometer war um einige Linien gestiegen, die Führer stellten für den nächsten Tag gutes Wetter in Aussicht, und so brachen wir unter den herzlichsten Glückwünschen des hochw. Herrn Pfarrers und aller Anwesenden um $1/5$ Uhr Nachmittags zur „Leiterhütte" auf.

Nach kurzem Nachtlager verließen wir um $1/1$ Uhr Nachts die Hütte und setzten beim Schein einer Laterne die Wanderung fort. Die Nacht war herrlich und mild, die Sterne funkelten in nie gesehenem Glanze. Als wir an den Fuß des „Leitergletschers" gelangten, wurde kurze Rast gemacht. Die Temperatur war plötzlich unter 0° gesunken, der Schutt der Moräne, über die wir schritten, war hart gefroren. Bedächtig ging es über die Gletscher vorwärts, da sich neuerdings bedenkliche Gletscherspalten gebildet hatten, die umgangen werden mußten. Bei der Rückkehr ließen wir in eine derselben ein circa 10 Klafter langes Seil hinab, ohne daß der Boden erreicht wurde. Bei der Kenntniß des Terrains und der Vorsicht, wie sie den Führern eigen ist, kann man getrost und ohne Bedenken ihren Fußstapfen folgen. Der Rückblick auf die „Gößnitzberge", auf denen der Morgen dämmerte, zeigte Licht und Farbe von wunderbarer Eigenthümlichkeit. In den Felsspalten zwitscherten die Vögel ihr Morgenlied. Um 5 Uhr war die „Hohenwartscharte" erklommen.

Die Sonne ging auf. Nach Tirol hin standen alle Bergesspitzen in vollständiger Klarheit und Heerlichkeit vor unserem Blicke. Die ganze Hauptkette der Alpen von den Zillerthaler-Fernern bis zu der Aetzthaler-Gruppe und bis zu den fernen Graubündtner- und Schweizer-Bergen ragte rein und unumwölkt in den blauen Aether empor. Gegen Kärnten (S.) und Salzburg hin (NO.) jagten dichte Wolken finstere Nebel herüber, die bald auch zu uns gelangten. Ein äußerst heftiger eisiger Sturm erhob sich, und der Kampf zwischen den entgegengesetzten Luftströmungen, der uns bald in die dicht eilenden Nebel einhüllten, bald einzelne Stücke der Rundschau freiließen, war ein Schauspiel von unendlicher Schönheit und Erhabenheit. Wenige Minuten war die Seite nach Kärnten hin sonnenhell zwischen den Nebeln sichtbar; bald war sie wieder durch finstere Wolkenmassen abgeschnitten. Auf der „Adlersruh", einem Felsversteck, das von schützenden Wänden gedeckt, auch Menschen einen sichern Ruhepunkt biethet, wurde Halt gemacht. Hier gewährte der Blick auf die Gletschermassen, die vor dem Kamm des Großglockners nach allen Seiten hin in endlose Weiten sich ausdehnen, ein Bild von bewältigender Schönheit und Größe. Kaum hatten wir die „Adlersruhe" wieder verlassen, begannen die Wolken uns zu umhüllen. Der Wind legte sich, der Nebel, der nur ungefähr hundert Schritte weit zu sehen gestattete, war schauerlich; bedächtig ging es im fest gefrornen Schnee mehrere Stunden aufwärts. Gegen acht Uhr begann die Sonne durch die Nebel hindurchzublicken und bald hatten wir die Freude, dieselben schwinden zu sehen. Steiler wurde die Neigung, enger die Breite des Kammes, auf dem man zum Glockner emporsteigt. Die Spitze lag vor uns. Die Steigeisen wurden angelegt. Kramser stieg allein in die Höhe und hieb Stufen in den noch immer fest gefrornen Schnee, der in den letzten Tagen reichlich auf dieser Höhe gefallen war, so daß fast nirgends das nackte Eis zu Tage trat.

Ein Seil wurde mir um den Leib befestigt, das ein anderer immer nur einen Schritt voranschreitender Führer in die Hand nahm, und so ging es in den ausgehauenen Stufen aufwärts. In einer halben Stunde war die erste Spitze des Großglockners erklommen. An die Stelle der durchdringenden Kälte, die wir im Nebel gefühlt hatten, trat die volle Sonnengluth. Während ich mit Lackner, der bei mir zurückgeblieben war, auf dem im Schnee ausgehauenen Sitze ausruhte, trafen Kramser und Pichler die Vorbereitungen, um die Kluft zwischen der ersten und zweiten höhern Spitze, deren Ueberschreitung, wie bekannt, den eigentlich gefährlichen und schwierigen Theil der Besteigung bildet, zurücklegen zu können. Nach einer halben Stunde waren diese beendet und wir schritten wohlgemuth an's Werk.

Es dürfte vielleicht nicht ganz uninteressant seyn, wenn ich meinen Nachfolgern die Einzelnheiten dieses Ueberganges etwas genauer angebe, als meine letzten Vorgänger es für nöthig hielten. Ein Seil wurde an einem in den Schnee getriebenen Alpenstock befestigt, und der mir beigegebene Führer Lackner nahm das Ende dieses Seiles in die Hand. Das andere Seil, welches ich um dem Leib hatte, nahm Kramser, der auf der ersten Spitze stehen blieb, in die Hand, ich und Lackner setzten uns auf den Schnee, und nun rollten wir auf der engen, kaum zwei Fuß breiten und stellenweis noch schmälern Kante hinab, indessen Kramser das Seil, das ich um den Leib hatte, straff anzog und dadurch die Schnelligkeit des Hinabgleitens minderte. Unten angelangt muß man ein paar Klafter weit über die schmale Kante, ohne daß rechts oder links eine Schneeerhöhung vorhanden wäre, hinüberschreiten. Auf der einen Seite liegt senkrecht in der Tiefe das „Pasterzenkees", und ebenso blickt man auf der andern in jähe Abstürze hinab. Es ist ein schauerlicher Augenblick. Das Vertrauen auf meine Führer, die sich so tüchtig bewährt hatten, stärkte mich aber so vollkommen, daß ich ohne Besorgniß, ohne Schwindel mit ihrer Hilfe über die gefährliche Stelle hinüber kam. Nicht ohne Schwierigkeit war endlich der Aufgang zur höchsten Spitze, die so steil emporsteigt, daß durchweg der Fels zu Tage tritt, und nur in den Ritzen der Schnee Raum findet. Hier zeigten die Führer Schritt für Schritt die Stelle, in die ich den Fuß einzusetzen hatte. Einer ging, mein Seil haltend, voraus, der andere nach, um mich für den Fall, als ich wanken sollte, stützen zu können. Endlich war um $1/10$ Uhr die

zweite und höchste Spitze

erreicht. Wir waren so glücklich, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von einer halben Stunde den Uebergang von der ersten zur zweiten Spitze bewerkstelliget zu haben.

Der Anblick der sich mir hier bot, war von unendlicher Größe und Herrlichkeit. Ohne daß ich je einen von den höchsten Alpengipfeln erstiegen habe, darf ich wohl sagen, daß ich die Mehrzahl der gepriesenften Punkte in den deutschen und Schweizer-Alpen gesehen habe. Allein keiner dieser Punkte kann im Entferntesten mit den Scenerien verglichen werden, die sich von der Höhe des Großglockners darbiethen. Eine solche ungeheuere Menge von Schneefeldern, die sich nach allen Seiten ausdehnen, ist selbst

auf dem Uebergange über den großen „Oezthaler"-Ferner, oder auf dem „Görnergrat" bei „Zermatt", dem „Jardin" am „Montblanc" nicht zu übersehen. Vor Allem fesselt den Blick die gewaltige Masse des obersten „Pasterzenkeeses" das sich zum „Wiesbachhorn", zur „Glocknerin", gegenüber zum „Johannisberg" in der Mitte emporzieht, und in dessen endloser weißer Fläche die „beiden Burgstall" die einzigen dunklen Ruhepunkte dem Auge biethen. Ueberall, nah und fern, ragen Eisberge empor. Am herrlichsten nahm sich der „Großvenediger" aus, dessen breite Pyramide im Silberglanze prangend, von mächtigen Gletschermassen umgürtet, aus einem Meer von Wolken sich erhob. Bei so viel Glanz und Licht in der Höhe erschienen die Thäler in den Tiefen, insbesondere das von Heiligenblut, obgleich von der Sonne beleuchtet, dennoch auffallend dunkel und finster. Der Kontrast war von hoher Wirkung.

Die Sonne brannte mit aller Kraft. Nach unserer Schätzung hätte ein Thermometer an 18 Grad Wärme gezeigt. Wir verweilten eine Stunde und zehn Minuten auf der höchsten Spitze. Wir waren alle in einer hochbewegten Stimmung, die sich bei den Führern in Jubelrufen und Gesang ausdrückte. Eine improvisirte Fahne, die ich mit aller Kraft schwang, wurde, wie später berichtet wurde, in Heiligenblut deutlich gesehen.

Um 3/4 11 Uhr traten wir den Rückweg an. Indessen ich, auf einen vorschreitenden Führer gestützt, den Bergstock in den Schnee stemmend, Schritt für Schritt herabging, hielt uns Kramser mit aller Kraft an dem um meinen Leib geschlungenen Seil zurück. So gelangten wir zu der schmalen Stelle der Kluft. Dieselbe wurde wie im Hinüberschreiten zurückgelegt. Jetzt ging Kramser an die kleine Spitze voran, und nahm das Seil, an dem ich gehalten wurde, indessen ich mit Hilfe der beiden andern Führer emporklimmte. Von der kleinen Spitze ging ich abermals auf einen vorschreitenden Führer gestützt, den Bergstock in den Schnee stemmend, rückwärts am Seile zurückgehalten, hinab. Kaum war aber das von der kleinen Spitze sich herabsenkende breitere Eisfeld erreicht, so wurde ich von dem Seile losgemacht, und nun rollte ich hinter einem Führer sitzend rasch herab. In wenigen Sekunden war ein Raum zurück gelegt, dessen Ersteigung über eine Stunde gedauert hatte. Rasch ging es nun auf den Eisfeldern vorwärts, obgleich man in dem durch die Hitze beträchtlich durchweichten Schnee ziemlich tief einsank. Prachtvoll war der Rückblick auf die Spitzen des Großglockners und seinen furchtbar zerklüfteten Absturz nach dem „Pasterzenkees". Um 12 Uhr war bereits wieder die „Adlersruhe" erreicht, wo wir uns an dem zurückgelassenen Speise- und Weinvorrath labten; die „Hohenwartscharte" überschritten, fuhren wir abermals den „Leitergletscher" ein tüchtiges Stück hinab. Um 2 Uhr war das Ende desselben erreicht; in der „Leiterhütte" bereitete uns Kramser, der nicht blos den Glockner kennt, wie keiner, sondern auch in die Geheimnisse der Kaffehbereitung eingedrungen zu seyn scheint, einen vortrefflichen Moccatrank, und bald nach 6 Uhr Abends (am 20.) langten wir, von dem hochw. Herrn Pfarrer, den anwesenden Fremden und den Bewohnern, die sämmtlich die Fortschritte unserer Besteigung mit der innigsten Theilnahme verfolgt hatten, in der herzlichsten Weise bewillkommt, in Heiligenblut an.

Nur noch einige kurze Bemerkungen will ich an diese für die Geduld des Lesers gewiß zu weit ausgedehnte Mittheilung anschließen.

Wer seine Kraft und Ausdauer erprobt hat und sich schwindelfrei fühlt, möge es ja nicht unterlassen, den Großglockner zu besteigen. Es ist ein Naturgenuß, dem mit Ausnahme der Ersteigung anderer höchster Alpengipfel, Nichts an die Seite gesetzt werden kann. Beklemmungen oder erschwertes Athmen habe ich nicht einen Moment gefühlt, und ich bin fast zu der Annahme geneigt, daß in den Fällen, wo das Gegentheil behauptet wurde, es mehr physischen Ursachen als der verdünnten Luft zugeschrieben werden muß. Ebensowenig habe ich, obgleich der Aufenthalt auf dem Eise zwölf Stunden gedauert hatte, von denen mehr als vier im vollen Sonnenlicht zugebracht wurden, weder an den Augen noch an der Gesichtshaut die geringsten Spuren einer Gletscherwanderung erfahren.

Ich trug blaue Brillen und hatte das Gesicht mit einem schwarzen dünnen Seidentuch bedeckt, das ich von Zeit zu Zeit eine Weile abnahm. Man thut am besten daran, den Aufforderungen der Führer ohne Widerrede, ohne Zaudern pünktlich zu folgen, besonders wenn man Männer zur Seite hat, wie Granögger vulgo Kramser, Pichler und Lackner, deren Sicherheit staunenswerth ist, und die mit einer Hingebung, einem Aufwand von Muth und Energie dem Besteiger seine Aufgabe ermöglichen, der nicht genug anerkannt werden kann. Ihnen so wie dem hochw. Herrn Pfarrer, der mich mit Rath und That freundlichst unterstützte, meinen herzlichsten Dank. Meinen Nachfolgern aber rufe ich zu: „Glück auf!"

Theodor Mannheimer,
Doktor der Rechte aus Wien.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Bitte in Hinsicht einiger genealogischen Daten.

Jemand, der es sich zum Geschäfte gemacht hat, die Genealogie der in Kärnten seit anderthalb Jahrhunderten ansäßigen Familie der „Freien von Kaiserstein" zu Stande zu bringen, ermangelt nachstehender Angaben. Es handelt sich nämlich, von der Freifrau Maria Anna Juliana Kaiserstein, gebornen von Mallentein, den Geburtsort und die Eltern, wo möglich auch die Großeltern zu erforschen, und wenn dieses geschehen, darüber die beglaubigenden Dokumente zu erhalten. Dieselbe ist 1727 geboren; jedoch man weiß nicht wo. Einer ihrer Söhne: Johann Nep. Philipp erblickte im Jahre 1765 zu Klein-Reideben oder Rogenhof im Lavantthale das Licht der Welt, woraus man auf die ungefähre Zeit ihrer Vermählung schließen kann, obwohl man nicht weiß, ob er ihr ältester Sohn war, da nur er allein in der Taufmatrikel der Pfarre Marein vorkommt. Es dürfte also nothwendig seyn, die Kirchenbücher jener Pfarreien, wo Kaiserstein e oder Mallenteine seßhaft waren, vom Jahre 1744 bis circa 1764 zu durchsehen. Besitzungen der Familie Mallentein waren: das Schloß Dietrichstein bei Feldkirchen, das Schloß Griessenegg oder Weißenegg an der Gösfering unweit St. Hermagor im Gailthale; die der Familie Kaiserstein die Schlößer: Tentschach, Pach bei St. Urban im Glanthale, Ehrenthal außer Klagenfurt, Rabensdorf zwischen Feldkirchen und Pregrad. Auskünfte über obige Fragepunkte erbittet man sich im Wege der Redaktion der „Carinthia" und verpflichtet sich zu einem namhaften Honorare.

Urkunden-Regesten.

Gesammelt aus den Aufschreibungen des P. Joseph Bianchi, die er aus den Büchern der Kanzler des Patriarchates von Aquileja entnommen — betreffend die Kirchenangelegenheiten und Gotteshäuser des Aquilejer Diözesangebiethes in Steiermark und Kärnten.

Von Heinrich Hermann.

(Beschluß.)

(1339, am 1. September, in Udine). Patriarch Bertram bewilligt dem Grafen Otto von Ortenburg aus gleichem Grunde der zu weiten Entfernung von der Pfarrkirche (?) die Errichtung einer Seelsorgsstation an der Kapelle St. Bartlmä zu Mooswald.

(1342, am 19. Oktober, in Cividal). Patriarch Bertram beurkundet, daß er dem edlen Heinrich Tonari auf Einrathen des Pfarrers Dietmar zu Gonawitz die Erlaubniß gegeben, eine dem heiligen Ponkratz zu weihende Kapelle bei seinem Schlosse Holenstein zu erbauen und einen Kaplan dabei anzustellen; derselbe sey dem jeweiligen Ortspfarrer zu präsentiren und der Mutterkirche nichts von ihren Rechten zu entziehen.

(1346, am 18. Oktober, in Udine). Patriarch Bertram bewilligt den beiden Brüdern Friedrich und Conrad von Ossenstein (Aussenstein), Marschällen von Kärnten, die Errichtung einer Kapelle auf ihrem Schlosse zu Bleiburg, Pfarre St. Michael, zu Ehren des heil. Apostels Paulus, und die Austellung eines Priesters mit jährlichen 12 Mark Einkünsten, mit dem, daß derselbe dem betreffenden Pfarrer präsentirt werde und der Mutterkirche kein Abtrag geschehe.

(1347, am 30. Juli). Patriarch Bertram gestattet dem Edlen Berthold von Lind die Errichtung einer der Ehre der Gottesmutter Maria zu weihenden Kapelle an seinem Schlosse zu Lind, und Anstellung eines Priesters, zu dessen Dotation er eine Mühle zu Lind, 3 Mansen zu Sachsenburg, 2 Mansen zu Gerlamos, zu Stemnich bei Roslem (?) 2 Mansen und der Pfarrkirche zu Lind eine Schwaige im Gailthal mit Einwilligung des Pfarrers Heinrich zu Lind anweist. Der Priester seye jedoch dem Pfarrer zu präsentiren.

(1348, am 4. Juli, in Udine). Patriarch Bertram dem Bischof Ulrich von Gurk: es habe Graf Friedrich von Cilli in der Kirche der Minoriten daselbst eine Kapelle zu Ehren aller Heiligen erbaut und eingerichtet; er delegire auf dessen Ansuchen ihn Bischof Ulrich von Gurk zur Consekration dieser Kapelle, jedoch mit Verwahrung gegen jede der Aquilejer Kirche nachtheilige Folgerung.

(1357, am 22. August, in Sacile). Patriarch Nikolaus spricht die Karthäuser von Reit und Gayrach von jeder Beisteuer zu den Collecten für den heil. apost. Stuhl, dessen Legaten u. s. w. über genommene Einsicht der von denselben produzirten, vom heil. Stuhle erhaltenen Befreiungen ledig, und setzt seinen Archidiakon im Sannthal, Diethmar, davon in Kenntniß.

(1388, am 9. März, in Osoppo (Sophenberg). Nikolaus Patriarchen von Aquileja Bestättigung, daß die Kirche St. Georg in Schallach (Skalix) sammt Gütern dem Benediktinerkloster zu Oberburg einverleibt sey.

(1358, 10. März, in Osoppo). Austrag desselben an den Archidiakon von Kärnten Pilgrim, die beiden Brüder Friedrich und Conrad von Aussenstein mit der Excommunication zu bedrohen, wenn sie den dem Pfarrer zu St. Michael bei Bleiburg, dessen Bauern und Unterthanen gemachten Schaden nicht ersetzen würden.

(1362, am 30. Dezember, in Aquileja). Patriarch Ludwig bestellt den Pfarrer zu Roseck, Hermann von Uveg, zu seinem Archidiakon in Kärnten und versieht ihn mit den nöthigen Vollmachten und Weisungen.

(1367, am 25. Oktober, in Aquileja). Patriarch Marquard genehmigt die von dem Pfarrer zu St. Martin bei Windischgratz, Marquard genannt Parthammer, beantragte Erhebung der Kapelle St. Agnes und Primus und Felizian zu Kötulach, die er mit Hilfe der dortigen Gemeinde erbauet, zu einer eigenen Seelsorgs-Station; doch solle sie weder einen Friedhof haben, noch sonst der Mutterpfarre einen Eintrag thun, und des Geistlichen Unterhalt von der dortigen Gemeinde bestritten werden.

Miszelle.

(Die Kärntner-Sänger in Kopenhagen). In einem Schreiben von dort, ddo. 7. April l. J. heißt es: „Sie werden sich wundern, daß wir uns jetzt hier in Kopenhagen befinden; das ging sehr schnell. Von Glückstadt kamen wir am Palmsonntage Abends in Hamburg an, wo uns der Besitzer des „Odeon" in Kopenhagen erwartete und engagirte. Wir fuhren den zweiten Tag darauf Abends 5 Uhr auf der Eisenbahn nach Kiel, um 9 Uhr mit dem Dampfschiff nach Korsör, wo wir um 6 Uhr Morgens und dann um 11 Uhr Mittags in Kopenhagen ankamen. Am Ostermontage (5. April) gaben wir die erste Produetion, wo uns viel Beifall zu Theil wurde. Das Locale, wo wir sangen, faßt gegen 1000 Personen und liegt ¼ Stunde vor der Stadt am „Friedrichsberg" — dorthin strömt das lebenslustige Publikum, als einem beliebten Unterhaltungsort, täglich hinaus, und da sollen wir auch täglich singen, was in die Länge sehr anstrengend seyn wird. Das Publikum ist ganz „dänisch" — obschon es viele Deutsche darunter gibt. Unser Wirth ist ein „Ungar" und ein rechter guter Mann ꝛc. ꝛc." Nun lag folgender Ankündigungszettel bei:

„Odeon".

Program.

1ste Afdeling.

1. Sängers Gruß. Quartet med Jodlen.
2. Kärntners Vaterland. Quartet.
3. Zither-Foredrag.
4. Kärntner-Folkesange.
5. Schützenlied. Quartet.

2den Afdeling.

6. Frühlings-Festmarsch. Quartet.
7. Der Wildschütz. Solo med Quartet og Jodlen.
8. Zither-Foredrag.
9. Thüringer-Folkesang. Solo.
10. Tanzlied. Quartet.

3die Afdeling.

11. Trinklehre. Quartet.
12. Jägers Echo. Quartet med Jodlen.
13. Zither-Foredrag.
14. Kärntner-Folkesange.
15. Auf der Wacht. Quintet.

4de Afdeling.

16. Jagdlust. Quartet.
17. Lachlied, uden Text.
18. Zither-Foredrag.
19. Andreas Hofers Dod. Baß-Solo med Quartet.
20. Ständchen. Quartet.

Imellem hver Afdeling 10 Minuters Ophoed.

Hele Dagen bevaertes med kolde og varme Retter.

Trykt hos Th. Weichert, lille Larsbjørnsstraede Nro. 91.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 24. April. 1858.

Vaterländische Träume.

1

Mir träumt', ich sey des Thürmers Gesell
Daheim zu Sanct Egyden,
Und blies' um Mitternacht gar hell
Nach Nord und West und Süden.

Wem's nicht gefällt, der fluche mir,
Heut blas' ich mal nach Osten:
Trarah, trarah. Was schaudert mir,
Was krachen im Thurm die Pfosten?

Lebendig wird es im Friedhofraum.
Sie wallen in glänzenden Linnen
Heran, herzu und sehen mich kaum
Und hasten wieder von hinnen.

Welch engelhaftes Angesicht?
Auch du, auch du bei den Todten,
Du süße Maid — mein Sternenlicht,
Das je mir Trost geboten?

O bleib bei mir, schweb' nicht vorbei
Und sag', ob du mein eigen,
Ob endlich blüht mein Liebemai,
Mir rauscht der Hochzeitreigen?

Das Sterbhemd hüllt sie tiefer um's Haupt
Und sinkt zu Grabe nieder.
Das ist von Rosmarin umlaubt
Und mondgebleichtem Flieder. —

Doch als ich Morgens stadtwärts kam,
Ein Pärchen ließ sich trauen,
Das Mädel war so wonnesam
Just wie mein Lied zu schauen.

2.

Mir träumt', ich saß ein froher Gast
Im Schloß, das einst gestanden
Im Thal, darüberhin mit Hast
Die grünen Wellen branden.

Das war mein golden Werderschloß,
Das Ziel der Minnefahrten,
Darin der Wein in Strömen floß,
Sich Gold und Perlen schaarten.

„Vertrunken sey, du Sonnentag,
Vertanzt, verschlemmt, versungen.
Was acht' ich deß, der feiern mag?"
Mein Glas doch war zersprungen.

Und mitten in die Taumelwelt
Wer trat als Racheb͏ote,
So grell, wie in das Sternenzelt
Der Strahl, der morgenrothe?

Du warst es wieder, du, mein Lieb,
Du Engel, Traumvernichter,
Der aus dem Saal die Zecher trieb
Und löschte tausend Lichter.

Der aus dem Zauberfläschchen goß
Der bösen Tropfen dreie,
Und schallend rief in's sinkende Schloß:
„Ich eil' zur Hochzeitweihe."

Da drangen die Wellen, die siedenden, ein,
Zerrissen die Mauern und Thore,
Und sangen gar wüthende Melodei'n
In sturmerregtem Chore.

Und als sie schwiegen, lag der See
In unabsehbaren Weiten.
Ich wachte auf, und fühlte das Weh
Aus schönen Minnezeiten.

3.

Mir träumte einst, noch träum' ich fort
Und werd' es immer träumen,
So lange zu des Herzens Port
Des Blutes Wogen schäumen:

Du schleudertest hinaus den Ring
In's Wasser, ach! in's Wasser.
Gleich tappte auf das schmucke Ding
Ein Fisch, ein bläulichblasser.

Ein bläulichblasser Bräutigam
Der ward dir aufgetischet,
Du lächeltest, so wie er kam
Und wardst von ihm gefischet.

Mir träumt' es einst, noch träum' ich fort
Und werd' es ewig träumen.
Du lächeltest, o lächle fort,
Das paßt zu meinen Träumen.

— ɧ —

Aus meinem Tagebuche.

Von Kötschach in die Plecken.

Die Pleckner-Alpen sind unstreitig sowohl in historischer als botanischer Rücksicht die berühmtesten der kärntnerischen Alpenkette — sagt Sigmund von Hohenwart in seinen „botanischen Reisen". — Am 24. August 1855 ward mir zum Erstenmal die Freude zu Theil, diese in so mancher Hinsicht merkwürdigen Alpen zu betreten, und den schon lange genährten Wunsch erfüllt zu sehen, jene zwei oft besprochenen römischen Inschriften selbst zu lesen, die auf eine Felsenwand gemeißelt sind, und die uns des großen Cäsars Uebergang über die karnischen Alpen und durch diesen Alpenpaß, den Schlüßel in's alte Norikum, aufbewahrt haben.

Gleich am ersten Tage meiner Ankunft in Kötschach wurde für den folgenden Tag ein Ausflug in die Plecken beschloßen, und Tags darauf auch ausgeführt.

Es war ein herrlicher, wolkenfreier Morgen, als wir, Fünf an der Zahl, um 8 Uhr Kötschach verließen und dem Markte Mauthen zuwanderten. Mit Wehmuth mußte uns der Anblick jener großen Strecke erfüllen, die zu beiden Seiten der damals nicht wasserreichen Gail sich dem Auge darstellte. Die Verwüstungen sind ausgedehnt, welche dieser Gebirgsstrom bei heftigen Gewittern und andauernden Regengüßen verursacht. Oft mehrmals in einem Jahre ändert die Gail ihr Flußbett, und hemmt durch das Zerstören der Brücken die Verbindung zwischen Kötschach und Mauthen. Es wäre ein vergebliches Unternehmen, oder vielleicht nur durch große Kosten eine feste Brücke herzustellen; man müßte ihr nur eine solche Länge geben, daß ihre beiden Enden die beiden Ortschaften fast berührten, die doch gute zwanzig Minuten von einander entfernt sind. Auffallend ist der Anblick der vielen rückgelassenen Trümmer der einst benützten Brücken, die wie ungeheuere vorweltliche Gerippe in dieser Sand- und Steinwüste da und dort hervorragen.

In Mauthen vermehrte sich unsere Gesellschaft um ein Individium, und so wanderten wir auf einem mit Rollsteinen gepflasterten steilen Weg aufwärts zu dem freundlichen Kirchlein „Maria Schnee". Diese Filiale wurde 1712 erbaut, 1843 um die Hälfte verlängert und vom Maler Brandtstäter ausgemalt. Es ist ein nicht hohes aber freundliches Kirchlein, worin einer Stiftung zufolge alle Sonnabende des ganzen Jahres eine hl. Messe gelesen und von der Pfarrgeistlichkeit von Mauthen besorgt werden muß.

Von diesem Punkte aus hatten wir eine schöne Aussicht gegen Norden und Osten, nach Kötschach, Mondorf, St. Daniel, Grafendorf und noch mehreren Ortschaften, hinter deren letztern der Reißkofel mit seinem kahlen, spitzigen, 7472 Fuß Seehöhe messenden Scheitel hervorragte.

Der Weg, den wir nun verfolgten, die alte „Römerstrasse", wurde für den Holzhandel nach Italien schon früher wieder brauchbar gemacht. Sigmund von Hohenwart sagt in seinen „botanischen Reisen": daß die Straße von Mauthen über die Plecken von einem Grafen Concina so vortrefflich sey hergestellt worden, daß man bequem mit einem vierspännigen Wagen hatte fahren können, so wie derselbe Graf an der sogenannten „Leiter" (so wird ein steiler Fußsteig, ein wahrer Kniebeiß, genannt) eine merkwürdige Rollenmaschine erbaut habe, um mittelst derselben Mastbäume und anderes in den großen Pleckner-Waldungen geschlagenes Holz auf die Höhe zu bringen. Sobald das Holz durch diese Maschine auf die Höhe des Berges gehoben und an die venezianische Grenze gebracht war, wurde es sogleich durch Holzriesen in das jäh abfallende Thal in einen Wildbach gefördert, dann in den Tagliaments und durch diesen bis Latisana geschwemmt und endlich bis Venedig verschifft.

Diese Maschine besteht nicht mehr, so wie in der Folge durch Regengüße auch der Weg größtentheis zu Grunde gerichtet, und erst in neuester Zeit durch eine Gesellschaft aus Triest, die aus denselben Wäldern in großer Menge ihr Holz bezieht, wieder so hergestellt wurde, daß zweispännige Wägen mit Brettern beladen bis an die Uebergangshöhe fahren können.

Diesem Wege entlang ging es nun mäßig aufwärts. Hochstämmige Lärchen- und ungeheure Buchenbäume spenden erquickenden Schatten, und bilden oft ein dichtes Blätterdach über die Straße, während links in der Tiefe der Valentini-Bach braust, bis man zur Behausung, beim „Eder" genannt, anlangt, wo eigentlich der halbe Weg in die Plecken ist.

Eine halbe Stunde verweilten wir hier, um etwas auszuruhen, und durch einen frischen Trunk unsern Durst zu stillen, während Einer von uns diese Behausung mit der Umgebung in seine Mappe zeichnete.

Im Verfolge des Weges sahen wir im tiefen Graben eine Brettersäge und kamen zu Weideplätzen, wo mir italienische Hirten mit ihren lauten Gesängen, auf der kärntnerischen Seite, auffielen, als ich erfuhr, daß diese zugleich Käsemacher seyen, indem sie sich auf diese Bereitung besser als andere verständen. Hier fängt der obengenannte Kniebeiß „die Leiter" an, den auch einige von uns wählten; doch ist er zu ermüdend und jedenfalls der wenn gleich etwas weitere Weg der Fahrstraße anzuempfehlen. Wir übersetzten nun auf einer Brücke den Wildbach, wo er aus einem Graben über dunkelrothe, schwarz- und weißgefleckte Marmorblöcke in kühnen Absätzen sein grünlich weißes Wasser wälzt und rauschend in die Tiefe sendet.

Nun wird der Weg steiler und führt oftmals über festzusammengefügte, die Strasse ersetzende Baumbrücken — bis er an Steile verliert, je näher man der großen Mulde kommt, in deren Mitte das ansehnliche Alpengasthaus liegt. Dieses ist ein aus Stein solid gemauertes stockhohes Haus, umgeben von geräumigen Meiereigebäuden, eingerahmt von duftenden Alpenwiesen, und hie und da auch Getreide-Feldern an den sonnigen mäßigen Abhängen. Zahlreiche mit Brettern beladene Ochsenwägen reihten sich neben dem Wege aneinander mit der Richtung gegen Süden, wohin die Lieferungen geschehen. Erst später im Jahre werden Pferde aus Kärnten zu diesen Transporten verwendet, die bis dahin auf den Alpenweiden ein wohlfeileres und kräftigeres Futter finden.

Es war die Mittagsstunde, als wir in dieses Alpengasthaus traten. Da fanden wir beim Mittagsmahle bereits eine Gesellschaft studirender junger Männer, die eben vom Polinik (7358 Fuß hoch) kamen, den sie von Mauthen, welches sie Morgens 2 Uhr verließen, bestiegen hatten und nun von dieser durch das schönste Wetter begünstigten Alpenpartie zurückgekehrt waren. Nachdem auch wir uns in diesem alle Gemächlichkeit darbietenden, man muß sagen, eleganten und empfehlungswürdigen Gasthause durch ein einfaches aber sehr schmackhaftes Mahl und trefflichen Tirolerwein restaurirt hatten, wurde der Weg zu den römischen Inschriften angetreten. Mehrere der freundlichen Polinik-Besteiger begleiteten uns.

Einer kleinen Kirche vorüber, die einsam auf einer von Alpenblumen duftenden Wiese liegt, ging die Straße aufwärts gegen Süden, bis die zu beiden Seiten aufsteigenden Felsengruppen immer mehr aneinander rückten, und den 4313 Fuß hohen Paß zwischen Kärnten und Friaul bilden, wo auch die

Grenzsäule nahe bei aufgeschichteten Brettermassen steht, welche dort abgeladen und dann gegen Süden hinabbefördert werden. Trümmer einer aus Felsstücken errichteten Schanze, die „Praslowitzer-Schanze" genannt, auf dessen Vermittlung sie in den französischen Kriegen errichtet wurde, sind noch sichtbar.

Theils um mit der Zeit zu kargen, theils aus Begierde, die so vielfach besprochenen römischen Inschriften bald zu sehen und zu vergleichen, wollten wir den Weg abkürzen, und stiegen über abgestürzte Felsenhügel, statt den etwas weitern aber bequemeren Weg einzuschlagen — welches Unternehmen aber mich mit einer Müdigkeit lohnte, die ein längeres Ausruhen bedingte. Mit einer mitgebrachten Copie dieser Inschriften in der Hand versuchte ich selbe mit den Originalien zu vergleichen, doch die Ermüdung und die Höhe, wo die Lettern in den Felsen eingehauen sind, erschwerte diese Arbeit, daher ich hier dieselben aus der besitzenden Handschrift mittheile, die so ziemlich mit Umsicht gemacht wurde, aber wofür ich mich nicht einzustehen getraue, ausgenommen in Betreff derjenigen, die sich zuerst darstellt, und die ich bei meiner zweiten Exkursion dahin im folgenden Jahre mit dem Herrn Professor R* mit der größten Genauigkeit copirte, und die wir so lasen:

1.

RESPECTV ET H S .
N . R . ICHNI VECP .
GAL LI . R . SERV .
. . . .
. . ALPIN . . . .
PER . . . . . .
RICLITA . . . VN
TAM ST . . . . .
SEXTO . . . . .

2.

. . . IS CETERISQVE DIB . . . . . .
MO . . . SOLEMNE VOTVM DI . . . .
HERMIAS. SVSCEPTOR OPERIS AETERNI
TITVLVM IM . . MEM MONTEM ALPINVM
INGENTEM LITTERIS INSCRIPSIT QVOT
SA.PE INVIVM COMIANTIVM PERICLITAN .
POPVLO AD PONTEM TRANSITVM NON
PLACVIT CVRAE ET ATTIO BRAETIANO
Q . ORVM VIRO ORNATO VIAM NOV . . .
DEMONSTRANTE HERMIA . MVLT . NI . .
MIS FIDES OPERISQVE PAR . TVS VNA .
NIMES OMNES HANC VIAM EXPLICVIT .

Die erste ungefähr eine Klafter über der Steinstraße erhabene Inschrift, so wie die zweite mehr gegen Westen befindliche ist umrändert und beide an einer hohen senkrecht abfallenden Felsenwand eingemeißelt, doch ist die erste mehr verwittert und schwerer zu entziffern. Die Römerstraße, die fest an diesen Inschriften vorübergeht, kann längere Zeit verfolgt werden, und man wird die Wagengeleise, die 4 Schuh breit sind, fortwährend finden, obschon sie hie und da mit Steingerölle und Gras bedeckt sind, wenn man sich die Mühe gibt, dieses hinwegzuräumen. Die Römer führten diese Straße in einem Halbzirkel an den Felswänden des Berges fort, welches zeigt, daß selbe in einer andern aber weniger steilen Richtung hier abwärts führte, und ganz von der jetzt benützten sehr steilen abgewichen ist; Veranlassung dazu mag wohl das Abstürzen großer Felsstücke auf ersterer, wie es sich noch jetzt augenscheinlich zeigt, gewesen seyn, daß man den zwar viel steileren aber vor Felsabstürzen sicherern Weg bahnte.

Die Aussicht von dieser Höhe nach Norden ist ganz gedeckt und nur gegen Süden offen. — In der Mitte dieser Kalksteinkette steht links der „kleine Pahl" und rechts der „kleine Zelon", von den Italienern „Cellin" genannt. Mehr östlich zeigt sich der „Anger", der in den „Cintamunt" ausläuft. Parallel mit den letztern läuft der „kleine Pahl" aus, den ein Thal trennt, in welchem der „Angerbach" fließt. Mehr gegen Westen prangt der „große Zelon", zwischen diesem und dem „kleinen Zelon" ist ein Thal mit ewigem Schnee angefüllt, der „Eiskahr" genannt, der durch eine ungeheuere Lavine entstand, deren Schnee nicht mehr schmolz, und so mit der Zeit auch einen Gletscher bilden dürfte, bisher aber richtiger den Namen: „Schneekahr" führen sollte. Nördlich vom „großen Zelon" erhebt sich der „Rauchbichel" und vom „kleinen Zelon" der „Moserkofel". —

Bis zu unserer Zurückkunft in das Plecknerhaus waren zwei Stunden vergangen. Der sinkende Tag mahnte uns zum Aufbruche, als uns noch ein köstlicher Moccatrank kredenzt wurde. So wie ich von dem alten Plecknerwirth Klaus und seinem nun die Realität besitzenden Sohne und dessen freundlicher Hausfrau bei der Ankunft wie ein alter Bekannter liebevoll empfangen wurde, eben so freundlich und wohlthuend war um 6 Uhr der Abschied.

Den Polinik im Auge, der von dem Gasthause einen prachtvollen Anblick gewährte, und bis auf zwei Drittheile zur Höhe mit schönen Alpentriften im Sonnenschein prangte, traten wir heiter und ganz zufrieden gestellt den Rückweg an.

Im Anblicke der schönen Alpennatur schwelgend, erquickt durch die reine stärkende Luft dieser höheren Erdregion, konnte ich mich schwer trennen, bis ich denn doch mit meinem überall treuen Begleiter und sorgsamen Freunde in einer kleinen Entfernung der Caravane folgte, die schon vorausgegangen war, und so kamen wir nach einer Stunde zur Realität des „Eder".

Freudig wurde ich hier durch eine Szene überrascht, die ich wohl nie vergessen werde. Mehrere mir liebe Freunde, die durch Amtsgeschäfte gehindert waren, uns schon Morgens in die Plecken zu begleiten, waren uns bis zum „Eder" entgegen gekommen. Ein Chor von schönen jugendlichen Männerstimmen begrüßte mich mit meines seligen Freundes trefflichem Kärntner-Liede:

Da, wo Tirol an Salzburg grenzt,
Des Glockners Eisgefilde glänzt,
Wo aus dem Kranz, der es umschließt,
Der Leiter reine Quelle fließt,
Laut tosend längs der Berge Rand —
Beginnt mein theures Vaterland!

das mich wehmüthig, meines verklärten biedern Freundes gedenkend, und doch über den ehrenden Empfang wieder in hohem Grade freudig stimmte.

Dem Wunsche der ganzen nun bis auf ein und zwanzig Köpfe sich vermehrten Gesellschaft nach begaben wir uns in die Stube, wo dann unter herzlichen Gesängen und freundlichen Gesprächen, wodurch die goldenen Tage der Jugend lebhaft in die Erinnerung gerufen wurden, so schnell die Zeit vorwärts eilte, daß, als wir aus der Stube traten, die Dunkelheit so zugenommen hatte und durch die Waldregion so erhöht

wurde, daß weder das Licht des Mondes noch der Sterne durchdringen konnte. Um nun den hie und da von immer herabrollenden Steinen besäeten Weg unbeschädigt passiren zu können, waren wir genöthiget, Buchteln anzuzünden. Heimkehrende Jäger begrüßten uns mit Freudenschüßen und vergrößerten abermals unsere Caravane, welche heitere Lieder anstimmte, die in den Felsenklüften ein mehrfaches Echo hervorriefen, und uns den Weg so sehr verkürzten, daß wir unbemerkt in Mauthen anlangten. Dort löste sich die zahlreiche Gesellschaft, und wir, die Morgens Kötschach verließen, kamen, vom Lichte des Mondes beleuchtet, um 11 Uhr, wenn auch etwas ermüdet, aber im vollsten Sinne mit unserer Exkursion zufrieden dort an.

Die liebevolle Aufnahme aller Orten, die freundschaftliche Zuvorkommenheit der ganzen Gesellschaft, das günstige Wetter — Alles machte diesen Tag zu einem der frohesten meiner Wanderungen im Vaterlande, der, vereinigt mit dem aufrichtigsten Danke an Alle, die mich auf diesem schönen Ausfluge begleiteten, in meiner Erinnerung nie verlöschen wird.

M.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 12.)

Mathias Freidl war nun von seinen Geschwistern allein mehr am Leben und hatte durch die Erbschaft seine Vermögensumstände bedeutend verbessert und seinem gesunkenen Credite wieder aufgeholfen. Denn früher, obgleich von seiner Gattin zum Miteigenthümer der Herrschaft Payerhofen erklärt, war er fortwährend in Geldverlegenheiten und handelte nicht immer redlich, sondern erlaubte sich, wenn er zahlen sollte und nicht konnte, manche Schwindelei. Jene Verlegenheiten nöthigten ihn, seinem Bruder Bartlmä Unterthanen um 25,000 Pfund Pfennige zu verkaufen, um die drängenden Gläubiger zu befriedigen. Zu dem gleichen Zwecke borgte er von demselben manche Summe. Er war kein Verschwender, sondern scheint das Geld vorzüglich dazu verwendet zu haben, um alle Besitzungen und Unterthanen, welche einst zur Herrschaft Payerhofen gehört hatten, wieder an dieselbe zurückzubringen und das Schloß wohnlicher zu machen und zu verschönern, ein Zweck, der zwar an sich sehr löblich war, aber das Schuldenmachen durchaus nicht entschuldigen kann. Bartlmä, welcher, wenn er von seinen Brüdern Georg und Christoph spricht, immer die innige Liebe und brüderliche Eintracht, welche zwischen ihm und denselben bestanden habe, mit Rührung hervorhebt, erwähnt seines Bruders Mathias nie mit einer ähnlichen Aeusserung, und nennt ihn niemals seinen „lieben" Bruder, das hinlänglich beweist, daß er für ihn nicht die gleiche Achtung und Liebe gefühlt habe wie für jene. Er gebrauchte ihn zur Besorgung seiner Geschäfte zu Wolfsberg theils vor theils außer dem Gerichte, welche dieser, geschäftskundig wie er war, auch stets willig und redlich besorgte, indem er in dem Vollmachtgeber nicht nur den Bruder, sondern auch den reichen kinderlosen Verwandten erblickte, von dem er einst erben könne und dem er sich daher gefällig erweisen müsse. Das Verhältniß, in welchem sie zu einander standen, war zwar kein inniges, aber immerhin ein gutes, friedliches, auf gegenseitigen Bedürfnissen gegründetes, da Bartlmä gerichtliche Geschäfte haßte, als reicher Mann aber doch deren viele hatte.

Durch des Bruders Tod hatte Mathias als einer der beiden Erben desselben sein Ziel erreicht, und hätte nun als wohlhabender Mann ein geachtetes, sorgenfreies und angenehmes Leben führen können, allein das neidische Schicksal mißgönnte ihm dieses Glück und raffte ihn hinweg, nachdem er dasselbe nur zwei Jahre genossen hatte. Es ist zwar über den Tag, Monat und das Jahr seines Todes keine ausdrückliche Angabe vorhanden; was jedoch das Jahr betrifft, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er 1578, und zwar nach dem 28. Juli, an welchem Tage er noch urkundlich erscheint, gestorben sey. Er konnte zur Zeit seines Todes das 58. Jahr noch nicht vollendet haben, da sein Vater Andreas Freidl die 2. Ehe mit Margareth Endlerin erst im Februar des Jahres 1520 — der Heirathsbrief ist ddo. Wolfsberg am St. Appellonia Tag (9. Februar) 1520 — eingegangen war. Demnach konnte Mathias, der ältere Sohn dieser Ehe, frühestens gegen das Ende des Jahres 1520 geboren worden seyn.

An einem der im Hintergrunde des Hofes stehenden Pfeiler, dem Thore gegenüber, sieht man in einem steinernen Medaillon das Brustbild eines Mannes im Costüme des 16. Jahrhundertes dargestellt und darunter die Inschrift:

M. F.
AETATIS XLI.
ANNO MDLVI.

d. i. Mathias Freidl seines Alters im 41. Jahre, im Jahre 1556.

Nach dieser Inschrift wäre daher Mathias im Jahre 1515 geboren worden. Man sollte denken, daß man einem solchen Denkmale unbedingten Glauben schenken dürfe und doch ist es nicht so. Denn wenn die Angabe der obigen Inschrift richtig wäre, so hätte Mathias, welcher urkundlich der ältere Sohn des Andreas Freidl aus dessen zweiter Ehe mit Margareth Endlerin genannt wird, 5 Jahre vor der Eingehung dieser Ehe (1520) geboren worden seyn müssen, mithin zu einer Zeit, wo noch Apollonia, des Andreas erste Gattin, lebte, welche er 1510 geheirathet und mit welcher er 4 Kinder erzeugt hatte.

Nach meinem Dafürhalten ist daher die Inschrift irrig und zwar dürfte der Irrthum darin liegen, daß in der Jahreszahl ein V statt eines X gesetzt wurde. Liest man M. F. Aetatis XLI. (41) Anno MDLXI (1561), so steht die Angabe mit den Urkunden im Einklange; denn 1561 — 41 gibt 1520, mithin das Jahr, in welchem Mathias wirklich geboren worden seyn konnte.

Daß er in der Payerhofen'schen Gruft beigesetzt worden sey, unterliegt nun so weniger einem Zweifel, da er Miteigenthümer von Payerhofen war. Mit ihm erlosch der Freidl'sche Stamm zu Wolfsberg, da er mit seiner Gattin keine Kinder erzeugt hatte, und es hätten deßhalb alle seine Güter, sowohl diejenigen, welche von seinem Vater herrührten, als auch diejenigen, welche er von dem Bruder Bartlmä geerbt hatte, an seinen Neffen Christoph zu Nürnberg fallen sollen. Denn in dem Vertrage, den er mit seiner Gattin Barbara 1558 am Montage vor dem St. Martinstage zu Payerhofen geschlossen hatte, wurde unter anderem bestimmt, daß, wenn er, ohne Kinder mit ihr erzeugt zu haben, vor ihr mit Tod abginge, alle seine von seinem Vater herrührenden Güter an seine Verwandten Freidl'schen Namens zurückfallen sollen. Ferner ordnete Bartlmä Freidl in seinem Testamente an: Jeder behalte seinen Antheil; stirbt aber einer der beiden Erben ohne eheliche Nachkommenschaft, so falle sein Antheil auf den andern und dessen Söhne.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 1. Mai. 1858.

Theophrastus Paracelsus.

Volksdrama in drei Aufzügen, von Julius von der Traun.

Die Carinthia hat bereits vor einigen Wochen von dem entschieden anerkennenden Erfolge dieses Drama's bei seiner Aufführung in Berlin berichtet. Durch die Güte des Autor's wurde uns nun auch ein Abdruck davon zu Theil, und da Paracelsus durch seinen wiederholten längern Aufenthalt in Kärnten so wie durch seine Leistungen in unserer Heimath und durch seine Schriften über dieselbe uns wenigstens theilweise angehört, der Dichter aber zu den gediegensten Mitarbeitern dieser Blätter gehört, so dürfte es unsern Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir eine ausführlichere Skizze dieses Werkes bringen.

Der Dichter hat sich aus dem bewegten, thatenreichen Leben seines Helden die letzte Periode als Vorwurf seines Drama's erwählt, nämlich seinen Aufenthalt, sein Wirken in Salzburg, und seinen daselbst erfolgten Tod. Die Zeit der Handlung ist das Jahr 1541.

Die Dekoration des ersten Aufzuges ist das alte Hochgericht vor dem Linzerthore. Oporinus, des Paracelsus Famulus, tritt auf und beklagt sich über seinen Herrn, daß er mit seinen Tränklein, die doch nur mit Zauber gebraut seyn könnten, so geheimnißvoll gegen ihn sey. Er kurire doch die Pest weg, als sey sie ein Schnupfen, ohne einen Kreuzer in die Apotheke zu schicken.

In der zweiten Scene erscheint der Scharfrichter und die Beiden besprechen sich über die unglückliche Lage der Stadt, in der die Wechselfälle umgestürzt, seidene Mäntel, stolze Schwerter und sammtene Schauben verschwunden seyen, in der Niemand sey, der regiert. — Der Scharfrichter spricht: Ich merks — d'rum brauchen sie mich nicht, und ich kann einmal mein Gras abmähen.

Nachdem er abgegangen, tritt der Leibmedicus des Fürsten von Salzburg auf, bespricht sich mit dem Famulus in nicht sehr freundlicher Weise über Paracelsus und will ihn dingen, jenen aus dem Wege zu räumen. Oporinus aber will noch früher einmal versuchen, ob Paracelsus offener gegen ihn seyn könnte; er sagt: Wissen ist doch noch besser als Haben — Wissen trägt keines Landesherrn Farbe, lebt ohne Gunst, stirbt nicht mit dem Leibe und sicht für meinen guten Namen noch auf meinem Grabe. Wissen kauft einst dem Haben die Welt ab. Laßt mich's noch einmal mit meinem Principale versuchen, widersteht er aber auch dies letzte Mal meinen Bitten — dann!

In der nächsten Scene erscheint Marie, über die wir gleich Näheres erfahren werden, von Bürgern und Volk als Hexe verfolgt. Der Scharfrichter eilt zu ihrem Schutze herbei und reißt dem Leibmedicus den Degen aus der Scheide, mit dem er die Menge zurücktreibt; vermag sie jedoch kaum zu schützen.

Da erscheint in der fünften Scene Paracelsus. Wir geben diese, so wie die sechste hier unverändert.

Fünfte Scene.

Paracelsus. Die Vorigen.

Paracelsus.

Was hat Euch dies Kind gethan?

(Gemurmel „der Doktor Theophrast." — Alle ziehen sich bescheiden zurück.)

Paracelsus. Redet!

Oporinus.

Das Mädel ist eine Hexe.

Paracelsus (im höchsten Unwillen).

Dein Verstand ist todt, wie Dein Herz. Geh aus der Kunst, unnützer Bube.

Wirth.

Laßt Euch bedeuten, Herr Doctor. Sie hat die Pest in die Stadt gebracht.

Paracelsus (nähert sich Marien).

Gib mir Deine Hand.

Marie

(die bis jetzt noch immer ängstlich des Scharfrichters Knie umschlang, richtet sich zutraulich auf und reicht ihre Hand dem Paracelsus).

Nicht wahr, sie dürfen mir nichts zu Leide thun?

Paracelsus

(mit einem langen erstaunten Blicke sich von Marie abwendend).

Das Mädchen ist gesund!

Wirth.

Sie hat Milch in der Stadt verkauft von ihren Ziegen, die sie mit den giftigen Kräutern des alten Rabensteins füttert.

Paracelsus.

O Du liebe Einfalt!

Leibmedicus.

Nehmt Eure Worte in Acht, Herr Theophrast; ein Rabenstein ist doch ein seltsamer Boden.

Paracelsus.

Nicht genug der bürgerlichen Dummheit, muß auch die privilegirte dazu treten!

Leibmedicus.

Staub auf Euer Lästermaul, man wird's Euch stopfen. Ich hole die Schaarwache, und mit der Dirne in den Thurm. Dort könnt Ihr sie herausschwatzen — wenn Ihr Euch hinwagt! (Ab.)

Wirth.

Ihr nehmt das Ding mit der Ziegenmilch doch gar zu leicht, Herr Dector.

Paracelsus.

Ihr seyd ja der Weinwirth zum grünen Baum, in der Linzergasse.

Wirth.

Freilich bin ich es. —

Paracelsus.

Wie geht's doch Eurer Frau?

Wirth.

Sie läuft schon, frisch und gesund, Trepp auf, Trepp ab. —

Paracelsus.

Was hatte sie für eine Krankheit!

Wirth.

Wie könnt Ihr fragen? Die Pest! War't doch Ihr es, der sie so wunderbar heilte.

Paracelsus.

Warum habt Ihr sie nicht selbst geheilt?

Wirth (lachend).

Weil ich von der Arzneikunst nichts verstehe.

Paracelsus.

Und Ihr wollt mir doch das Märchen von der Ziegenmilch erklären! Geht, Ihr guten Leute Alle, und fügt zum Unheil, das böse Lüste niederthauen, nicht noch das Unheil, das aus bösen Herzen quillt. Geht und bittet Gott um Vergebung Eurer Sünden, und laßt mit den Geistern, die Ihr nicht begreift, die Geister kämpfen, die Ihr nicht versteht. — Geht! (Bürger und Volk ab.)

Marir (sinkt in Ohnmacht.)

Paracelsus.

Es ist die Todesangst. Tragt sie auf dieses Rasenstück. (Zu Oporinus.) Willst Du zugreifen!

Oporinus (geht zögernd daran).

Man weiß doch nicht. —

(Oporinus und Scharfrichter tragen Marie an den angewiesenen Ort.)

Paracelsus (zu Oporinus).

Den Kasten! —

Oporinus.

Hier.

Paracelsus

(nimmt eine Fiole und träufelt auf Marien's Lippen).

Was sind das für Striemen hier an Schultern und Arm?

Scharfrichter.

Das ist von den Folterstricken und von den Ruthen.

Paracelsus (entsetzt).

Wer ist dies Weib?

Scharfrichter.

Herr, ein unschuldig Blut, das die Welt marterte und ansstieß. Mit schwäbischen Luftspringern kam sie in die Stadt und tanzte auf dem Seile. Des anderen Morgens war die Bande entflohen und das Mädel lag schlafend in einem Wirthsstalle auf der Streu. Dann führten sie die Stadtdiener von Pontius zu Pilatus und endlich nahm sie eine alte Bäuerin zu Glanegg als Kuh-Magd in's Haus. Das Mädel war schön und stolz und die Buben vergaßen ihre alten Herzköniginnen und liefen ihr nach. Da ging's an's Neiden, Schimpfen und Lügen — zuerst hieß die Marie seltsam, dann voll Heimlichkeiten, dann wollte man sie im Weidenbusche gesehen haben, Liebestränke brauen. Zuletzt fielen der Nachbarin ein paar Kühe — und die Marie hatte sie verhext. Jetzt liefen die Büttel und kratzten die Schreiber und kopfschüttelten die Richter, und eines Morgens ward ich in den Hexenthurm gerufen und mußte ihr die Arme zusammenschnüren und die Stricke unter den Schultern wegziehen und — hinanf auf die Streckleiter — an der Kurbel gezogen — der Schmerz verzerrte ihr Antlitz — Blut und Thränen! Sie hob die Augen zu mir anf, als wollte sie sehen, ob das ein Mensch sey, der sie so martert. Da schlug es in mein Herz, ich schämte mich und ließ die Kurbel los und rückwärts laufen und sagte, der Grad wäre ausgehalten — und sie hatte nicht gestanden und wurde freigesprochen von Rechtswegen. Damit jedoch das Gericht sein Ansehen nicht verliere, mußte ich sie aus der Stadt bis hieher an den Galgen peitschen — hier aber warf ich die Ruthen von mir, führte sie in mein Haus und heilte ihre Wunden. Wäre ich nicht so arm, und nicht der Henker — ich könnte sie so glücklich machen, als sie mich gemacht hat — aber bei der Noth und in dieser schrecklichen Umgebung stirbt sie und mit ihr mein Glück.

Marie (sich matt halb emporrichtend).

Franz — ich sterbe nicht — Du bist so gut!

Scharfrichter.

Marie!

Marie (sich aufrichtend).

Wer ist dieser Mann? (Deutet auf Paracelsus.)

Scharfrichter.

Dein Retter.

Marie.

Seine Züge sind mir bekannt.

Paracelsus.

Es kann ja seyn, daß Ihr mich in der Stadt gesehen habt —

Marie.

Ihr war't aber jünger und saht wie ein Schüler aus.

Paracelsus.

Da müßtet Ihr mich vor Eurer Geburt gekannt haben.

Marie.

War't Ihr nie in Schwaben?

Paracelsus (stutzig).

In Schwaben?

Marie.

Ach! (Faßt an's Herz und bricht zusammen.)

Scharfrichter.

Gerechter Gott! (Fängt sie auf.)

Paracelsus.

Seyd ruhig und tragt sie in das Haus. Sie wird schlafen bis morgen Früh, und gesund erwachen. Ich muß hinab in die Stadt, die meiner Hilfe bedürftig ist. Bis St. Rupertstag, hoffr ich, hat die Pest gerndet — dann kommt Beide in mein Haus, ich will Euer Schicksal wenden. Mein Wissen schafft nicht nur Gesundheit, sondern auch — Gold. —

Oporinus (für sich).

Gold, da sagt er's selbst.

Paracelsus.

Eure Hand, Ihr seyd ein braver Mann.

Scharfrichter

(gibt bescheiden zögernd seine Rechte hin, die Paracelsus schüttelt).

Oporinus.

Er nimmt ihn bei der Hand — wie Unsereinen.

Paracelsus (zu Oporinus).

Greif zu und hilf sie in's Haus tragen.

Oporinus.

Ist sie nicht contagiös?

Paracelsus.

So wenig, als Du ein Genie bist. Vorwärts!

Scharfrichter und Oporinus
(gehen, um Marien aufzuheben).
Scharfrichter.
Sie schläft wie ein Kind.

Sechste Scene.

Leibmedicus (mit der) Schaarwache. Die Vorigen.

Leibmedicus.
Da ist die Hexe.

Paracelsus.
Was wollt Ihr da?

Leibmedicus.
Mit Euch habe ich nichts — Herr Theophrast.

Paracelsus.
Warum nennt Ihr mich nicht Doctor?

Leibmedicus.
Weil ich die Universität nicht kenne, die Euch graduirte.

Paracelsus.
Mag seyn, daß ich nicht um vierzehn Ducaten ein graduirter Tropf geworden bin, wie man sie zu Fürsten, Städten und Ländern schickt, wider alle Liebe des Nächsten. Bin ich doch nun die ganze Pest lang unter den Kranken und habe Euch an keinem Bette getroffen!

Leibmedicus.
Wollt Ihr die hohe Schule, die mir den Gradum gab, Lügen strafen?

Paracelsus.
Nicht genug der Lüge — auch des Meineids. Wenn die hohe Schule Einen zum Doctor macht, ihm Kundschaft und Zeugniß seines Werthes gibt, und ihn zu Kranken schickt, die er schlechtert und nicht bessert, ist das keine Lüge? Wenn die hohe Schule um Geld und Gab' den Arzt mit Ansehen und Pomp bekleidet, und ihn so bei Fürsten und Städten recommandirt, die ihm große Dignität und Ehren zukommen lassen, und kommt die Stunde der Noth und er soll die genossene Ehre redlich bezahlen und es fehlt ihm die Kunst — ist das kein Meineid?! Die Schrift sagt: „Ehre dem Arzt." Wenn er aber ein Irrlehrer ist, ein Bub, ein Wedler, ein Ungewisser, so stünde die Schrift Lügnern bei und verlangte Ehren für Buben, die doch von der Schrift verworfen und von Christus verdammt werden, wie ich sie verwerfe und verdamme.

Leibmedicus (zur Schaarwache).
Hört nicht auf seine Reden und faßt das Weib.

Paracelsus.
Zurück!

Leibmedicus.
Wollt Ihr Euch hiesiger Stadt-Justiz widersetzen?

Paracelsus.
Das will ich und das muß ich, Kraft meines Wissens.

Leibmedicus.
Des Fürsten Befehle —

Paracelsus.
Der Fürst hat mich berufen —

Leibmedicus.
Um ihm zu gehorchen.

Paracelsus.
Um meines Wissens zu genießen — und — weil er glaubt, daß ich Gold machen kann, das ist die Hauptsache. Aha! Ihr streicht Euch verlegen den Bart. Wenn ich's nun könnte und herausrückte mit der Tinctur und so die Hufeisen in Gold verwandelte und die Radreifen, und der Wahrheit eine Freistätte kaufte und der Lüge einen Kerker baute! — He? —

Leibmedicus.
Was weiß ich, ob Ihr Gold zu machen versteht! — Es scheint, Ihr habt dessen nicht zu viel.

Paracelsus.
Mag seyn, daß ich mehr Elend ertrug, als Ihr gute Tage. Wär't Ihr ein Arzt, ein Forscher, Ihr hättet keine Acht meines Elends. 'S ist wahr, Ihr hättet mich können sehen in Lumpen an der Sonne braten, als ich auf den türkischen Schlachtfeldern die Verwundeten und Verpesteten aufsuchte und mit Landfahrern, Scharfrichtern und Scheerern der Kunst nachging. Der Arzt muß ein Landfahrer seyn, denn die Krankheiten wandern hin und her, und kommen wohl auch dahin, wo sie noch nicht waren. 'S ist gut, wenn dann der Arzt vor ihnen da ist. Die hinterm Ofen bleiben, haben freilich Ketten und Seide, und die den Künsten nachgehen, vermögen kaum den Zwilch zu bezahlen; die in den Ringmauern haben Kaltes und Warmes, die den Künsten nachziehen, hätten keinen Schatten, wenn der Baum nicht wäre. Doch ist es ein schlechtes Lob, wenn es heißt, damit er nicht gemordet wurde, blieb er hinter dem Ofen und briet sich Birnen.

Leibmedicus.
Ich war auf der hohen Schule —

Paracelsus.
Was, Schulweisheit!? Du mußt das Leben brausen hören, wenn Du es verstehen willst. Bücher — nichts als Bücher! Aus Uebung und Erfahrung blüht die Kunst — nicht vom Papier allein. Das Papier hat die Eigenschaft, daß es faule, schläfrige Leute macht, Hoffärtige, die sich selbst überreden, sie hätten fliegen gelernt ohne Flügel. Ein Versuch ist mehr, als zwanzig Autoritäten. Wer nicht zu forschen wagt, ist nicht werth, ein Kind Gottes zu seyn. So herrlich und glücklich ist die Welt noch nicht, als Gott sie machen kann und wird. In uns läßt er sie noch täglich wachsen, in uns, die wir wissen, streben und dafür kämpfen und leiden. Auch wir sind von Gott, wie Ihr es gestern war't und heute nicht mehr seyd. (Begeistert.) Ich seh' es wachsen über mich, daß ich ein Wurm bin. Eure Satzungen fallen, und Du, Natur, ergreifst wieder das Scepter. Denn nur Du bist unwiderstehlich, wahr und ewig, und Dein ist das Reich und die Herrlichkeit!

Leibmedicus (zur Schaarwache).
Nehmt das Weibsbild, und an (zu Paracelsus) Euch sollen die Richter — Ihr seyd ein Rebell!

Paracelsus.
So? — Ist jetzt das Jahrhundert, wo die bequeme Dummheit Heere waffnet gegen die unbequeme Vernunft? Weil meine Wahrheiten selbst Euer widerstrebendes Herz erschüttern, bin ich ein Rebell! (Zur Schaarwache.) Wen habt Ihr getroffen an dem Bette der Kranken, wen in den Häusern der Armen, wen vor der Stirne der Gefahr? Mich oder diesen? Kennt Ihr mich?

Ein Soldat.
Wer sollte Euch nicht kennen!

Paracelsus.
So folget meinen Worten und geht. Bei den Kranken befiehlt der Arzt; wer die Kunst hat, hat auch die Herrschaft.

Ein Soldat.
Er hat so Viele geheilt, er muß es verstehen! So kommt! (Wendet sich mit den Andern zum Gehen.)

Paracelsus (zu Oporinus und Scharfrichter).
Tragt sie in's Haus!
(Oporinus und Scharfrichter tragen Marie in's Haus.)

Leibmedicus.

Ihr büßet noch Euren Uebermuth! (Ab mit der Schaarwache.)

Paracelsus (ihm nach).

Ich werde mich finden lassen. (Zu Oporinus, der aus dem Hause kommt.) Fort, in der Stadt wird man uns brauchen!

Oporinus.

Gönnt mir ein Wort!

Paracelsus.

Nun?

Oporinus.

Ja, Ihr seyd der Mann der Wahrheit und des Wissens.

Paracelsus.

Und?

Oporinus.

Eure Feinde sind wie Spreu gegen Euch.

Paracelsus (heftiger).

Und?

Oporinus.

Ihr könnt mich glücklich machen.

Paracelsus.

Des Menschen Glück kommt von Innen, nicht von Außen. —

Oporinus.

Ich diene Euch treu.

Paracelsus.

Ich zahl' Dich pünktlich.

Oporinus.

Ihr habt auch versprochen, mich zu lehren —

Paracelsus.

Du siehst — warum begreifst Du nicht?

Oporinus.

Lehrt mich das Laudanum bereiten und damit Wunder wirken!

Paracelsus.

Nimm Weingeist und Opium und wend' es richtig an.

Oporinus.

Nein — spottet nicht!

Paracelsus.

Ich spreche nur die Wahrheit.

Oporinus.

So einfach ist es nicht! —

Paracelsus.

Der Stoff der größten Dinge ist einfach — doch jeder, auch der edelste Stoff wird erst vom Geiste belebt.

Oporinus.

Ja, ja, der Geist — nennt mir den Geist!

Paracelsus.

Du irrst. — Ich bin ein Naturforscher und kein Nekromant. —

Oporinus.

Ihr wollt Euch neidisch keine Schüler erziehen —

Paracelsus.

Glaube das nicht. — Was kann dem Meister ehrenvoller seyn, als Schüler, deren wachsendes Wissen die Alten aus den Nestern stößt? Die Kunst und Weisheit des morgigen Tages soll nach der von heute wachsen, wie die junge Buche, die durch ihr Aufwachsen den alten Buchen das Lob nimmt.

Oporinus.

Nennt mir den Geist —

Paracelsus.

Du Thor!

Oporinus.

Den Geist, der mit Euch die Tinctur kocht!

Paracelsus.

Maulwurf!

Oporinus (kniet nieder).

Den Geist, wenn Euch Euer Leben lieb ist —

Paracelsus.

Wickelkind!

Oporinus.

Den Geist, damit ich ihn beschwöre. Ich bin kein Kind — ich zage nicht — nennt mir den Geist — und wäre es der Teufel selber!

Paracelsus.

Ha, ha, ha! So werden wir verstanden!

Oporinus.

Den Geist!

Paracelsus.

Lotterbube! Mein Wissen ist von Gott — wer's nicht begreift, darf mir's darum nicht beschmutzen. Vom Teufel hab' ich nichts, als meine Feinde! Den Kasten!

Oporinus

(erhebt sich und hockt unwillig den Kasten auf).

Paracelsus.

Elender Bälgetreter — folge mir nach. (Ab.)

Oporinus.

Du hast Dein Grablied gekrächzt, — Du stolzer Vogel! (Geht ihm nach.)

Der Vorhang fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

(Wulfen's „Flora norica".) Auf Anregung des zoologisch-botanischen Vereines in Wien wurde von den Herren Dokt. E. Fenzl und Prof. Rainer Graf, eine Ausgabe des im Manuskript hinterlassenen klassischen Werkes „Flora norica" des berühmten Kärntner-Botanikers, Franz Xaver Freiherrn v. Wulfen, veranstaltet, welche so eben bei Gerold in Wien erschienen ist. Durch diese äußerst sorgfältig und kritisch bearbeitete Ausgabe wird eine fünfzigjährige Ehrenschuld an einen der edelsten und verdientesten Naturforscher des vorigen Jahrhundertes getilgt. (Wulfen starb bekanntlich am 16. März 1805 zu Klagenfurt.)

(Neue Gemälde). Der von der großen Lehrerin „Natur" geleitete k. k. Professor und akademische Rath, Herr Franz Steinfeld (den wir Kärntner besonders liebgewonnen bei seiner mehrfachen Anwesenheit mit seinen Schülern in unserm Lande, das so reich an Studien für den Landschaftmaler ist), hat zwei Bilder, und zwar eines für Se. k. k. Hoheit Erzherzog Franz Karl: eine „**Felsenpartie von Alt-Aussee**" und das andere für die diesjährige Ausstellung im St. Anna-Gebäude in Wien, den „**Wasserfall bei Gastein**" darstellend, gemalt, womit der erfreuliche Beweis von der Intention Steinfeld's, zur Hebung der vaterländischen Kunst unausgesetzt zu wirken, gestellt ist, indem er als 71jähriger Greis noch Werke schafft, welche seine früheren ausgezeichneten Kunstgebilde übertragen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 8. Mai. 1858.

Theophrastus Paracelsus.

Volksdrama in drei Aufzügen, von Julius von der Traun.

(Fortsetzung.)

Im zweiten Akte ist die Scene ein Garten, in dessen Hintergrunde ein Lustgebäude mit beleuchteten Fenstern steht, in welchem getafelt wird.

In den ersten Scenen erscheinen der Leibmedikus und Oporinus. Wir hören, daß die Stadt dem Paracelsus ein Fest gibt, aus Dankbarkeit, weil er die Pest so rasch bezwungen. Der Famulus berichtet, daß sein Herr in letzter Zeit, als er die Gewalt der Krankheit so rasch brach, nicht mehr in den gewöhnlichen Medikamentenkasten, den Oporinus getragen, sondern in seine Gürteltasche gegriffen und zwei Fläschchen herausgeholt habe, aus deren einem er einige Tropfen auf die Zunge des Patienten träufelte, der bald darauf in Fieber und Schmerzen tobte; nach einer Viertelstunde aber flößte er ihm aus dem andern ein, worauf der Patient entschlief, in wenigen Stunden erwachte und gesund war. Auch an sich selbst habe er denselben Versuch durchgeführt. Darauf bauten sie den teuflischen Plan, ihm, wenn er wieder einmal vom ersten Fläschchen das Gift genommen, das zweite Fläschchen mit dem Gegengifte zu stehlen und ihn so dem sicheren Tode zu überliefern.

In der zweiten Scene treten zwei Pagen auf, welche sich zanken, und in der dritten der Fürst von Salzburg und ein Fremder, beide mit Larven vermummt, welche ebenfalls in Kampf und Streit gerathen. Die vierte Scene lassen wir wieder wörtlich folgen.

Vierte Scene.

Paracelsus (kommt die Treppe herab). Die Vorigen.

Paracelsus.

Der Bube sagte, es erwarte mich hier ein feiner Mann, und ich finde da zwei Grobe, die sich schlagen. Auseinander! (Er tritt zwischen die Kämpfenden.) Hier bin ich — das sag ich Dem von beiden — der mich rufen ließ.

Fremder und Fürst.

Wir beide thaten das.

Paracelsus.

Was seh' ich! Verlarvt, und statt Einer — Zwei. Weil's mit den Zungen nicht geht, soll's etwa jetzt mit den Schwertern gelingen. (Er zieht.) Wohlan — hier bin ich!

Fremder (wirft das Schwert in die Scheide).

Was denkt Ihr von mir?

Fürst (ebenso).

Ich komme in redlichem Frieden!

Paracelsus.

Larven herab!

Fremder.

Das kann nicht seyn! —

Paracelsus.

Es geht schon. (Er reißt dem Fremden die Larve ab.)

Fürst (freudig).

Was seh' ich! — Vetter — an mein Herz! (Er umarmt den Fremden.)

Fremder.

Laßt doch Euer Antlitz sehen.

Fürst.

Ach, ich vergaß! (Nimmt die Larve ab.)

Paracelsus.

Der Fürst!

Fremder.

Ernst! (Er umarmt den Fürsten auf's Neue.)

Fürst (ihn betrachtend).

Wie ich Dich so ansehe, blüht mir die ganze Jugend wieder auf.

Fremder.

Damit sie nie mehr verwelke, darum kam ich hierher.

Fürst.

Die Narbe hier, die Du dem Eber zu Burghausen dankst, den Du abfingst, als mir die Schweinsfeder brach! Er rannte Dich zu Boden und schlug Dich hierher — Du hattest ihn aber doch zu Tode getroffen. Ich war gerettet — Du warst fast ein Knabe noch.

Fremder.

Ja, so war es, Doctor! Tretet näher. Euertwillen sind wir gekommen. — Ihr kennt mich nicht? — Ich bin der Herzog in Bayern.

Paracelsus.

Ihr tragt die theuern Farben.

Herzog.

Sie sind fröhlich wie mein Herz, mein Land und mein Volk! —

Fürst.

Der Irrthum ließ mich das Schwert zücken gegen das theuerste Herz, das mir schlägt. Es gibt nichts, was ich mit Dir nicht theilen möchte. Dein Sinn ist meiner. Du wirst mir nichts nehmen.

Herzog.

Ich verstehe Dich nicht!

Fürst.

Spiele nicht den Geheimnißvollen. (Auf Paracelsus weisend.) Wir wollen offen mit ihm reden. Er muß damit heraus. Doctor!

Paracelsus.

Euer Gnaden!

Fürst.

Ich hab' Euch in mein Fürstenthum berufen, weil Euch ein großer Ruf werthvolles Wissen beilegte.

Paracelsus.

Ich ein ein Schüler der Natur, glaube an Gott, liebe die Menschen und bin ein redlicher Arzt.

Fürst.

Nichts von Alledem. Ich will in's Herz Eures Wissens dringen.

Paracelsus (mit leisem Spott).

Ihr wollt mit mir studiren?

Fürst (als ob er nicht gehört hätte).

Hört, ich habe Euch, seit ihr in Salzburg seyd, wohl beobachten lassen.

Paracelsus.

Habt Ihr den Spähern gesagt, aus welchem Grund sie mir auflauern müssen?

Fürst.

Es war kein Geheimniß, daß ich Eure Kunst und Eure Werke liebe und sie erproben wollte, um sie für mich und mein Land zu nutzen.

Paracelsus.

Dann habt Ihr genug Gutes über mich erfahren.

Fürst.

Es ist so.

Paracelsus.

Hättet Ihr Euren Spürvögeln aufgetragen, mich in Obacht zu nehmen, weil Ihr mir nichts Gutes zutraut — Ihr hättet auch lauter Schlechtes von mir erfahren. Denn die Späher sind nicht der Wahrheit, sondern ihres Magens Diener, sie beobachten mehr den, der sie sendet, als den, hinter den sie hergesendet werden, und sie gleichen dem Walde: wie man hineinschreit, so schreit es wieder heraus.

Fürst.

Man nennt Euch unbescheiden, unbillig gegen Andersdenkende, grob —

Paracelsus.

Von der Natur bin ich nicht subtil gesponnen, liegt auch nicht in meinem Sinn, mit Seidenspinnen etwas zu erlangen. Bei uns in der Schweiz werden wir nicht mit Zuckerbrod und Meth, sondern mit Haferbrod und Milch großgezogen — das kann nicht subtile Gesellen machen. Hängt mir auch mein Lebtag an, was ich in der Jugend empfangen. Dieselbigen, die in weichen Kleidern und bei Frauenzimmern erzogen werden, und wir, die wir unter der Bergtanne aufwachsen, verstehen einander nicht wohl.

Fürst.

Vor mir soll Euch Eure derbe Weise nicht schaden.

Paracelsus (dreist und mit leisem Schritt).

Ihr habt ein Anliegen an mich, mein Fürst?

Fürst.

Ihr seyd höher geflogen, als Alle.

Paracelsus (wie oben).

Und womit kann ich Euer Gnaden bedienen?

Fürst.

Ihr verwandelt die Metalle!

Paracelsus (stutzig).

Eisen in Stahl! —

Fürst.

Ihr vermögt noch Größeres.

Paracelsus.

Ich verwandle den harten Diamant in weiches Gas.

Fürst.

Ihr wandelt jedes Metall in — Gold!

Paracelsus (feurig).

Das bleibt in meinem Herzen ewig begraben! (Faßt sich plötzlich ausweichend.) Jedoch — ich verstehe diese Kunst so wenig als ein Anderer und — Ihr glaubt's auch nicht von mir.

Fürst.

Seyd nicht zurückhaltend gegen einen Fürsten, der Euch erheben und belohnen kann, wie Keiner!

Paracelsus (lächelnd).

Erheben und belohnen?

Fürst.

Ihr sollt der Nächste an meinem Throne seyn, allen Geschlechtern der Landschaft vorgehen, Ihr sollt das höchste Erbamt zum Lehen tragen. Nach welchem meiner Schlösser gelüstet es Eurem Herzen? Wo dünkt Euch Feld und Wald, wo Wasser und Wiese am Anmuthigsten? Wählt, und es ist Euer!

Paracelsus.

Wenn ich der Kunst mächtig bin, mein Fürst, die Ihr mir zumuthet, was wollt Ihr mir denn noch schenken, nachdem ich nicht — auch ohne Eure Hilfe — blos die Hand auszustrecken brauche! Der Thron und jede Ehre — sie liegen zu meinen Füßen, warum habe ich mich bisher nicht gebückt, sie aufzuheben? Vielleicht weil ich sie geringer achte, als ein freies Herz, einen frischen Waldmorgen und einen Finken über mir im Buchenwipfel? Bietet nicht mir Gold und Ehre, wie Ihr sie ausmünzt, nicht mir — und hätte ich auch nur Geringeres zu verkaufen, als Ihr mir abhandeln wollt.

Fürst (zornig).

Bei all' Eurer Kunst habt Ihr doch nur zwei Arme und einen Leib, für Schmerzen empfänglich — wie jeder Andere. Wenn ich meine Macht gegen Euch wende, und —

Herzog.

Pfui Vetter — das sind nicht Fürstenworte!

Paracelsus (ruhig).

Wenn ich der Kunst mächtig bin, die Ihr mir zutraut, was helfen Euch Eure Schergen? Das Schwerdt des Söldlings, das ich ihm in Gold verwandle, schlägt mich nicht mehr; der Peiniger würde seine goldene Zange unter den Arm nehmen und aus der Folterkammer laufen. Alle sind nur Diener Eures Geldes und nicht Eures Ich's. Hab' ich jene Kunst, so löse ich alle Bande der menschlichen Gesellschaft und schleudre sie in die alte Barbarei zurück, oder ich rufe das goldene Zeitalter herauf, das dann beginnt, wenn das Erzeugen edler Metalle eine gemeine Kunst ist, wenn man von seinen Vätern nichts erben kann, als Kraft und Wissen und nichts Zinsen trägt, als die Arbeit. Kann ich jene hohe Kunst mit einem Schlag zum Eigenthume Aller machen, dann ist die letzte Kette zertrümmert, die gerechte Theilung der Erde vollendet und die Götter werden wieder bei den Menschen wohnen.

Fürst.

Ihr habt die Kunst! Eure stolzen Augen sprühen das Geständniß! Laßt das edle Wissen nicht eines Traums willen mit Euch sterben, der sich nie erfüllen wird. Vetter, hilf ihn bewegen.

Herzog.

Was kümmert mich Euer Gold? Um Gold setze ich nicht den Fuß vor die Thüre! Gold ist nichts — der Vollgenuß jugendlicher Kräfte — das ist's!

Paracelsus (mit tiefem Seufzer).

Die Jugend!

Herzog.

Der Hirte auf seiner Bergeshalde, auf den alle Reize der Einsamkeit, des Frühlings und des Waldes niederthauen, und der Kaiser auf seinem Throne, nach dessen Gunst alle Augen und Herzen schmachten und haschen — nur wenn sie jung sind, genießen sie es — denn nur die Jugend vermag zu genießen — das Alter verwaltet, vergißt, und schlummert ein.

Paracelsus (in sich versinkend).
Vergißt und schlummert ein.

Herzog.
Nur die Jugend ruht, doch wie der Schwan, den die fließenden Wellen schaukeln, wie der Adler, der mit unbewegten Schwingen von dem Winde fortgetragen wird. Das Alter, wenn es noch freudig ruhige Stunden schlürft, rennt doch rastlos und jede Minute dem Grabe zu.

Fürst.
Menschenschicksal! Beklage nicht Unvermeidliches! Nimm Gold — es gibt Dir unbegrenzte Macht, und drückt Deine Fußtapfen der Welt auf für ewige Zeiten.

Herzog.
Was Du Macht und Ruhm nennst, sind zitternde Völker, die entarten und verarmen, und prächtige Grabmäler, um die ein Fluch rauscht. Ich regiere nicht gegen mein Volk, und könnte ich auch so viele Lanzen miethen, als Grashalme in Bayern wachsen. Meine Macht gründet nicht auf dem Golde, sondern auf der Liebe meiner Unterthanen und mein Ruhm ist das Glück und die deutsche Redlichkeit meines Volkes, die noch blühen werden, wenn meinen Staub und meinen Namen und manches stolzere Reich die Zeit verschlang. Ich bin glücklich!

Paracelsus.
Was verlangt Ihr dann von mir? —

Herzog.
Ich bin gesund. Meine Brust ist frei, mein Blut ist leicht, mein Aug' ist scharf, mein Kopf ist hell, mein Schlaf ist der eines Kindes und meine Muskeln sind unermüdlich. Alles, was uns bis an den Rand der Jugend begleitet, ist mir heute noch treu. Heiterkeit und Thatkraft — Liebe und Geliebetwerden!

Paracelsus.
Was sucht Ihr dann beim Arzte?

Herzog.
Ich habe ein graues Haar auf meinem Haupte entdeckt —

Paracelsus.
Wenn die ersten gelben Blätter fallen, dann reifen bald die edleren Früchte — der goldene Wein.

Herzog.
Dann aber ist's zu Ende und es fällt der Schnee.

Paracelsus.
Wer kann dawider helfen?

Herzog.
Ihr! Es ist mir die verläßliche Kunde geworden, daß Ihr aus Pflanzen, Metallen und Thieren vermögt, die innerste Kraft, das, was in ihnen wächst, wirkt und lebt, herauszuziehen, lebendig und unversehrt, wie es drinnen wohnt. Das ist die Essenz des Lebens. Wie das Brod den Körper nicht verhungern läßt, so läßt sie ihn nie altern. Die gebt mir!

Paracelsus (auf den Fürsten deutend).
Was Euer fürstlicher Vetter hier verlangt, ist Gift; was Ihr verlangt — ist ein Traum.

Herzog.
Es ist kein Traum — ich mag's nicht dulden, daß mir eine finstere Macht den Becher aus der Hand nimmt, wenn er mir am Fröhlichsten schäumt! Wenn ich einst müde bin, werd' ich selber meinen Nachttrunk daraus thun, ihn hinstellen und schlafen gehen. Das dünkt mir Menschenrecht.

Paracelsus.
Doch ist's, wie so manches Menschenrecht, nicht Menschenschicksal.

Herzog.
Ist also Eure Kunst nichts, als ein Blendwerk, hinter dem der Tod unaufgehalten auf uns losgeht und uns hinstreckt? Vermag Eure Arznei nichts?

Paracelsus.
Achtet sie nicht gering! Wie Kunst Eisen vor Rost schützt, so bewahrt sie den Körper vor Krankheit und verlängert das Leben. Darum ist sie eine freie Kunst, weil Niemandem der Tag gesetzt ist, an dem er sterben soll. Aber endlich gefällt es jener Hand, zu winken, und die Zeit ist da, und auf und davon!

Fürst.
D'rum schafft mir Gold, damit ich der Herr meines kurzen Lebens bleibe.

Herzog.
Soll ich aus zitternder Hand das Schwert legen und nach der Krücke greifen, dem Hirsch kaum mehr mit den Augen folgen können, den ich sonst sattelfest erreichte? Soll ich machtlos sehen, wie eine eigennützige Nachkommenschaft meine redlichen Pläne verdirbt? Soll ich im Polsterstuhle vergessen können, daß süßer, als alle Güter der Welt, das Weib ist und seine Liebe?! Gebt mir nur soviel, Doctor, daß in meinem alternden Körper mein Herz jung genug bleibt, den Verlust der Liebe zu beweinen. Geht — Ihr habt nie geliebt!

Paracelsus.
Ich weiß nicht, Herzog, sind es Eure Reden oder der Jubel und der Wein des Festes, die mit holder Erinnerung mein altes Herz erfüllen! Es war zu Mindelheim in Schwaben — ich war zu Kranken über Feld gegangen, dachte so nach, wie ich mich um Wissen in der Welt herumgetrieben hatte, und wie ich — nun ich was Rechtes gelernt — meines Wissens willen von Andern durch die Welt gejagt worden war, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, bis in das kleine Mindelheim. Als ich so am Fluße hinabschlenderte, traf ich in einem Wäldchen Geigen und Zimbeln, ein Feuer, um das die Zigeuner saßen und unter einem Ahornbaum ein Mädchen, das auf einer Mandoline spielte und sehr schön war. Ich machte mit dem Gesindel Bekanntschaft und sprach mit dem Mädchen. Es war ein gestohlenes Kind, kein Zigeunerbalg, man sah das gleich. Sie wußte nichts von Vater und Mutter, war ihr Lebtag singend und wahrsagend durch's Land gezogen — daß sie aber aus deutschem Stamm war, das sagte ihr redliches, unbeschreiblich schönes Auge und ihre Liebe — die sich selbst vergaß! Ja, Ihr Herren — ich liebte das Mädchen, und zog mit den Zigeunern — ich verstand das Handwerk — sie verstanden das Klappern und wir gewannen viel Geld. Es währte einen Hochsommer lang. Wir schliefen in stillen Waldschluchten und der Mond hielt seinen Demantschild schützend über unser Glück. Damals war die Sonne gold'ner, Aurora streute reicher ihre Rosen und Hesperus lenkte langsamer sein Gespann im Osten herauf. Es sind seitdem zwanzig Jahre verflossen, aber die Welt ist um tausend Jahre älter geworden — ich kenne sie nicht mehr. Die Freude ist gestorben und der Sorge baut man Tempel! O süßes Damals — O Marie! — Es war, als stünde das Zünglein der Wage — kein Verlangen, kein Verlust! Da ließen mich zwei graduirte Schwätzer, die meine Kunst nicht verstanden, in den Kerker werfen, und bis ich mich losgefochten hatte, waren die Zigeuner über Berg und Thal davongezogen und das schöne Mädchen mit ihnen. — Ich habe sie nie mehr gesehen. Sie hat ein Bild von mir, das einst ein Schüler in meines Vaters Hause zu Villach pinselte, und ich — ich hab' von ihr das Glück, daß mein Herz so jung geblieben ist, noch heute um sie zu weinen. (Zum Herzog.) Und Ihr meint, ich hätte nie geliebt!

Herzog (bewegt).

Meister! —

Paracelsus.

Weg, ihr Thränen! Verzeiht, Ihr Herren, ich werde alt. Weg — wir wollen sublimiren, reagiren, wir wollen der Natur in die Eingeweide fahren, daß kein schönes Wunder mehr vor uns bestehen kann. Und doch — wie glücklich wär' ich, sendete Sie mir noch einmal einen holden Gruß!

In der fünften Scene kommt Marie und bringt Paracelsus einen Blumenkranz. Er hält sie im ersten Augenblicke für seine Geliebte, besinnt sich aber, daß es eine Täuschung, aber eine süße Täuschung ist.

Wir erfahren, daß Marie ihre Mutter nicht kannte, sondern immer unter fremden Leuten war. Nur eine alte Frau gab ihr ein Andenken, von dem sie sagte, daß es von ihrer Mutter sey.

In der sechsten Scene kommen der Leibmedicus, mehrere Doctoren, Oporinus, die Frau eines Rathsherrn, Bürger und Bürgerinnen, die zwei Pagen rc. Die Gesellschaft kommt, um sich Paracelsus anzuschließen, die Frau des Rathsherrn will ihm zutrinken. Doch, als sie Marie erblicken, gerathen sie in Wuth und wollen sich auf sie werfen, den Büttel holen und sie auspeitschen lassen. Paracelsus zieht sein Schwert, um sie zu schützen, macht Miene auf die Menge auszufallen, hält aber plötzlich von einem Gedanken durchzuckt, inne und spricht: Ihr seyd nicht werth, daß ich Euch Wunden schlage. Er nimmt dann aus seiner Gürteltasche eine Fiole, gießt einige Tropfen auf sein Schwert, welches sich sofort in Gold verwandelt, und wirft es unter die Menge. Die Menge will nun über Paracelsus als über einen Zauberer herfallen, da gibt der Fürst von Salzburg sich zu erkennen und schützt Paracelsus und Marie durch sein mächtiges Wort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Fortsetzung von Nro. 17.)

Nach diesen beiden Bestimmungen hatte daher Christoph Freidl ein klares, unwidersprechliches Recht auf die hinterlassenen Güter seines Oheims Mathias, insofern sie zu einer der beiden oben berührten Kathegorien gehörten.

Allein die Wittwe erkannte, aus welchen Gründen ist nicht bekannt, dieses Recht nicht an, verweigerte die Herausgabe der Güter und ließ es zum Prozesse kommen. Christoph, der mit Recht eine gewaltige Scheu vor einem Prozesse hatte, der zu Wolfsberg in so weiter Entfernung von seinem Wohnorte Nürnberg hätte geführt werden müssen und endlos dauern konnte, schloß endlich am 4. Juni 1579 (wahrscheinlich zu Wolfsberg) unter Vermittlung Georgs v. Wichsenstein von Kirchschönbach, Bambergischen Rathes und Vicedoms zu Wolfsberg, und Lorenzens Schnepf, Bambergischen Rathes und Kanzlers zu Wolfsberg, mit der Wittwe Barbara einen Vergleich dahin ab, daß sie ihm 1200 fl. baar bezahlen, er aber auf die genannten Güter seines Oheims verzichten wolle, was denn auch geschah. Sie erlegte die genannte Summe und er stellte ihr dagegen die Verzichtsurkunde aus.

Dieser Vergleich war zwar ein arger Widerspruch gegen die Bestimmung Bartlmä's in seinem Testamente, daß so lange der Freidl'sche Stamm und Name noch bestehe, keine seiner Besitzungen an Fremde verkauft, vertauscht oder versetzt werden solle, aber es war trotz der offenbar viel zu kleinen Entschädigungssumme, zu welcher sich die Wittwe herbeiließ, unter den bestehenden Umständen doch das Beste, was sich thun ließ, und weder die Testamentsvollstrecker noch die Obrigkeit erhoben dagegen Einspruch, letztere war sogar die Vermittlerin des Vergleiches.

Hier hören die Payerhofer Urkunden über die Freidl auf und mit ihnen, da wir andere Quellen darüber nicht haben, auch unsere Mittheilungen und wir können über die ferneren Schicksale des nach Nürnberg verpflanzten Zweiges dieses Geschlechtes nichts mehr sagen. Eine Frage jedoch interessirt uns. Hat Christoph die liegenden Güter zu und bei Wolfsberg, die ihm durch das Testament seines Oheims zugefallen waren, behalten oder nicht? Ich glaube, darauf mit Nein antworten zu sollen. Schon bei der Theilung der Erbschaft übergab Christoph diese Güter der Verwaltung seines Oheims, da er daselbst nicht wohnen und dieselben nicht selbst bewirthschaften könne, schien daher auch keinen großen Werth darauf zu legen und konnte es auch nicht, da sie von seinem Wohnorte gegen 200 Meilen entfernt waren, und die Kosten einer eigenen dort eingesetzten Verwaltung alle Einkünfte der Besitzung verschlungen haben würden. Nur die Pietät Bartlmä's für Alles, was seinen Voreltern gehört hatte, konnte denselben einen so hohen Werth beilegen, daß er im Testamente anordnete, daß sie, so lange der Freidl'sche Stamm und Name bestehe, nicht an Fremde verkauft, vertauscht oder versetzt werden sollten. Diese Anordnung war eine fromme Grille des Erblassers, hatte aber, da er jene Güter seinem zu Nürnberg wohnenden Neffen vermachte, durchaus keinen praktischen Sinn, und hätte einen solchen nur dann gehabt, wenn er sie seinem Bruder Mathias vermacht und dieser Söhne gehabt hätte. Da die Bambergische Obrigkeit schon einmal, nämlich rücksichtlich der liegenden Güter des Mathias, von jener Anordnung des Erblassers Umgang genommen hatte, so konnte Christoph mit Grund hoffen, daß sie ihm auch den Verkauf seiner Besitzungen zu Wolfsberg bewilligen werde und daß auch die Testamentsvollstrecker, von denen der Eine, Doctor Roggenbach zu Nürnberg, sein Schwiegervater war, dagegen nicht Einspruch thun würden.

Miszellen.

(Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.) Dieselbe wird im Laufe der künftigen Woche hier eröffnet werden. Unter den angekommenen Bildern befindet sich auch das große historische Gemälde: „Die Abdankung Kaisers Karl V." von J. van Brée in Antwerpen. Außerdem sind für Kärnten von besonderem Interesse unsers heimischen Kunstjüngers M. Pernhart: „Rundschau vom Großglockner" in vier Bildern; dann die Ansichten dieses Bergkönigs von der Salmshöhe, der Hohenwarte, der Adlersruh' und der ersten Spitze desselben.

(Zinkweiß). Die Entscheidung eines Prozesses, welchen der berühmte Marinemaler Gudin gegen einen mit Malergeräthen handelnden Kaufmann in Paris gewonnen hat, lieferte den Beweis, daß Malertuch, mit Zinkweiß grundirt, äußerst verderblich auf die Oelfarben wirkt und die Oelmalerei vollkommen zerstört. Dem Maler Gudin, der einen Schadenersatz von 5000 Thalern beanspruchte, da mehrere seiner Bilder, die er auf solches Tuch gemalt hatte, verdarben, wurden 2800 Thaler von dem Richter zuerkannt. (W.B.R.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 15. Mai. 1858.

Frühlingsabend.

Von draußen kommt ein Schimmer,
Daß plötzlich mich im Zimmer
Die Ungeduld befällt,
Ich schnell in's Freie dringe,
Als gält' es große Dinge
Zu schaffen in der Welt.

O wie nach langem Harme
Die Erde nun im Arme
Des Frühlings lächelnd schwärmt!
Im Sonnenglanz hinunter
Der Fluß so reisemunter
Die Wellen dehnt und wärmt!

Viel tausend Blüthen nicken
Mit kind'schen Neugierblicken
In's Leben schon herein —
Doch müssen sie noch säumen,
D'rum wiegt zu süßen Träumen
Der Abendwind sie ein.

Am liebsten mag ich schauen,
Wie dort des Himmels Blauen
Zerstiebt in eitel Duft;
Von klaren Bergeszinken
Da kommt es wie ein Winken
Zu mir her durch die Luft.

Gedanken nahen eigen —
Die Sonne will sich neigen,
Und sieht von ihrer Bahn
Entfernt vom Heimathherde
Auf straßenreicher Erde
Wohl manchen Wandersmann!

Das sind der Sehnsucht Tage,
Die stets mit lautem Schlage
Mein Herz begrüßt so gern,
Wo's träumt von fremden Dingen; —
Weh mir! — nun hör' ich klingen
Ein Posthorn gar von fern!

Leoben, im Mai 1858.

Ernst Almwart.

M. Pernhart's Glockner-Bilder.

Was der gegenwärtigen, am 12. Mai l. J. eröffneten Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt, als einer der Filialen des Wiener-Kunstvereines, für uns einen besonderen Werth ertheilt, sind die neun Glockner-Bilder unsers vaterländischen Kunstjüngers Markus Pernhart.

Den Lesern der „Carinthia" wird es bekannt seyn, daß Pernhart bei seinen im September 1857 vollführten dreimaligen Glockner-Besteigungen (die wir in Nro. 41, Jahrgang 1857, aus seinen Briefen zuerst bekannt gaben) zum Zwecke hatte, eine Rundschau von dessen höchster Spitze (12,500 Fuß Seehöhe, nach Schlagintweit) aufzunehmen, was ihm auch in der That überraschend gelang — gewiß ein Unternehmen, das schwerlich noch jemals von einem so hohen Punkte stattfand, indem nicht nur die Fähigkeit, mit Sicherheit und gewissenhafter Treue zu zeichnen, sondern ein bedeutender Grad von Muth und Ausdauer auf so einer gefährlichen, den heftigsten Gewitter- und Schneestürmen ausgesetzten Bergspitze eine nothwendige Bedingniß ist, ohne die damit verbundenen unvermeidlichen Kosten zu berücksichtigen. Dieses genaue und von Fachmännern kontrollirte Panorama hat nun Pernhart mit Oelfarben auf Leinwand mit einer Genauigkeit und Liebe wiedergegeben, die jede Anerkennung verdient. Er hat diese Rundschau nach den Weltgegenden in vier gleich großen Querbildern ausgeführt, die der Länge nach zusammen 160 Zoll messen. Wie sehr diese fleißige Ausführung gegen andere lithographirte und selbst colorirte Panoramen einen Vorzug hat, davon wird sich jeder selbst überzeugen.

Bevor wir von diesen vier Bildern sprechen, müssen wir die andern fünf Gemälde beschauen, welche die vorzüglichsten Punkte darstellen, die man bei Besteigung des Großglockners berühren muß, und die seit der Möglichmachung der ersten Besteigung im Jahre 1799 historische Namen haben. Das

Erste Bild

(Nro. 49) ist bereits durch eine lithographirte Abbildung schon vielfach verbreitet und gibt eine Totalansicht von Heiligenblut (4115 Fuß Seehöhe) mit dem Großglockner, den „drei Leiterköpfen", einem kleinen Theil der „Pasterze" und den nächsten Umgebungen, als dem Standpunkte, von wo aus man seine Wanderung beginnt, um diesen König der österreichischen Bergriesen zu ersteigen, so wie auch zur Linken des Beschauers der Weg dahin sichtlich angedeutet ist.

Nun wollen wir die Wanderung beginnen und machen nach einem Wege von mehr als sechs Stunden Halt, und befinden uns auf der Salmshöhe (8,635 Fuß Seehöhe) die uns das

Zweite Bild

(Nro. 50) darstellt. Zur Linken stand einst die Salmshütte, die aber durch das Vorrücken des Gletschers gänzlich zerstört und deren einstige Stätte vom Gletschereis überdeckt ist. Die Brüder Schlagintweit, die im Jahre 1848 durch längere Zeit in dieser Gegend sich aufgehalten hatten, gaben in ihrem Werke über die österreichischen Gletscher eine Abbildung der damals noch bestandenen unbedeutenden Ueberbleibsel dieses einst mit vielen Kosten errichteten Alpenhauses, und obschon es nun ganz verschwunden ist, so wird doch diese Stelle immer den Namen ihres einstigen großmüthigen Gründers tragen und aufbewahren. Gegenwärtig muß man sich mehr rechts halten, um von da zur „Hohenwartscharte" zu gelangen, die man rechts oben, einem Sattel ähnlich, sieht, wohin schon vier von den Führern hinansteigen. Etwas links von derselben ragt eine Felsenspitze empor: die „Adlersruhe". — Belebt ist diese Schnee- und Eisflur durch fünf Führer und zwei Fremde. Auch als Landschaft ist dies ein schönes, interessantes Gemälde. Das

Dritte Bild

(Nro. 51) gibt die Ansicht der Hohenwartscharte (10,083 Fuß Seehöhe). Hier zeigt sich die „Adlersruhe" rechts von den Glockner-Spitzen, wohin der Weg angezeigt ist.

Nun sind schon andere Berge und Firner an beiden Seiten sichtbar, zur Linken besonders der „Hochgallgletscher", rechts die „Glocknerin" und der Abhang gegen die „Pasterze". Dieselben Personen wie im vorigen Bilde machen die Staffage der Firner-Landschaft aus. Von der einstigen Hütte sieht man nicht die geringste Spur.

Viertes Bild.

(Nro. 52) Ansicht des Glockners von der Adlersruhe (10,700 Fuß Seehöhe). Hier stellt er sich schon mehr im Detail dem Auge des Beschauers dar: das aus dem Eis und Schnee hervorragende Felsgebilde, die auffallenden Formen desselben und seine pyramidalische mit zwei Zacken gekrönte Gestalt. Ueberreste der einstigen Hütte findet man noch in einer Brustwehre aus Steinen, die bei heftigen Wind- und Schneestürmen die Wanderer doch in etwas schirmen kann, und wo im Bilde die schon bezeichneten Fremden und Führer zum Theil gelagert, theils in bewunderndes Anschauen vertieft sind. Zur Linken ragen der „Venediger" und der „hohe Fürleg" unter den Salzburgerbergen hervor.

Funftes Bild.

(Nro. 53.) Von der ersten Glockner-Spitze (11,422 Fuß Seehöhe) angesehen entfaltet sich ein reiches Heer von Alpenhöhen, darunter links der „Dreiherrenspitz", der „Löffelspitz", der „Wildspitz" und der „Schwarzhornspitz" sich auszeichnen — zur rechten Seite erhebt sich über unzähligen Bergkuppen der „Hochkaiser" nördlich von Innsbruck. Hoch über alle, nahe dem Auge, ragt die höchste Spitze des Großglockners empor. Auf diesem Bilde ist zugleich die Art und Weise dargestellt, wie jeder Fremde von der ersten Spitze, mittelst Anstemmen an den Rücken eines Führers und durch ein Seil von einem zweiten Führer gehalten, hinab auf die „Schneide" befördert wird. Diese Schneide ist die gefährlichste und auch beschwerlichste Stelle, da sie sich mehrfach ändert, indem sie nur durch den Schnee, der in der Schlucht zwischen beiden Höhen liegt, gebildet ist, und folglich durch die größere oder kleinere Menge desselben sich vielfach ändert. Zwei Führer haben bereits die höchste Kuppe erreicht, wo sie Alpenstöcke in das Eis getrieben haben, um welche das Seil befestiget ist, mittelst dessen man die oberste Kuppe auf dem angedeuteten Wege erklimmt. —

Alle diese Bilder sind mit dem größten Fleiße und aller nur möglichen Treue ausgeführt, wobei wir noch bemerken, daß zugleich die Färbung des Himmels genau beobachtet ist, wie dieselbe mit jeder zunehmenden Höhe mehr in ein dunkleres Blau übertritt.

Von dieser Höhe also (12,500 Fuß über dem Meeresspiegel) entfaltet sich die herrliche Rundschau, die Pernhart nun in den schon oben erwähnten vier Bildern lebhaft unserm Auge darstellt, wodurch er sich den Dank aller Naturfreunde, besonders seiner Landsleute, der Kärntner, im hohen Grade erworben, und sich dadurch einen bleibenden Namen mit dem vollsten Rechte gegründet hat.

Nun gehen wir zur nähern Betrachtung derselben über, und wollen es versuchen, einen kurzen Leitfaden zur richtigen Orientirung zu geben.

Sechstes Bild.

(Der Rundschau Erstes. Nr. 54.)

Von Nord nach Ost. Es beginnt im Hintergrunde mit der „Ebene aus Baiern"; dann folgt das „steinerne Meer", „der Watzmann", der „ewige Schnee" und vor diesen herrscht das glänzende „Wisbachhorn" mit seinen es umgebenden schimmernden Gletschern, dem „kleinen und großen Spielmann" 2c. Mehr gegen Ost ragt das „Tannengebirge", der „Dachstein" und der „Grimming" in die Lüfte empor. Im Mittelgrunde leuchtet die in Schnee gehüllte „Glocknerin" ins Auge, dann zeigen sich die „Pfandelscharte" und der einem abgestumpften Kegel gleiche „Brennkogel" (alle Gletscher), der „Gamskahrkogel" bei Gastein, der „Paß Lueg" und inzwischen die Gegend des „Ennsthales". Ganz vorne liegen der „große und kleine Burgstall" und der „Pasterzenkamm".

Siebentes Bild.

(Der Rundschau Zweites. Nr. 55.)

Von Ost nach Süd. Hier fühlen wir uns wie zu Hause, denn dieses Bild läßt uns fast ganz in unsere alpenumgürtete Heimath schauen. Ganz im Hintergrunde sehen wir die „Sirbitzen", den „Lausenock", den „Hafnerspitz", den „Anlogl", den unsers Wissens noch nie erstiegenen „Hochalmspitz", das „Säuleck", den „Dößnerspitz", den „Hühnerspitz", die „Petzen", die „Görlitzen", den „Oshova", die „Obir", die „Kaschuta", die „Seeländerkuppen", den „Stou", die „Kotschna", den „Mittagskogel", die „Villacheralpe", den „Ranos" und „Terglou" in Krain, den „Manhart", den „Raibler-Seekopf", den „Kaltwasserkopf", den „Reiskofl", den „Wischberg", die „Torente Ponteba", das „Petzeck", den „Polinik" nächst der Plecken, und den „Kolinkofl". Vor allen diesen, also mehr im Mittelgrunde, reihen sich aneinander: der „Ritterkopf", die „Rächerin", der „Wassernockkopf", der „Hohenaar-Gletscher", die „Goldbergspitze", der „Sonnblick", der „Mirnock", der „Polinik" zwischen dem Drau- und Möllthale, der „Labniggspitz", und der „Schober". Noch mehr nach vorne: das „Gutthal", „auf der Fleiß" und rechts die mächtigen ausgedehnten „Gößnitzgletscher"; ganz in der tiefen Mitte endlich der Pfarrort „Heiligenblut" mit einer kleinen sichtbaren Strecke des Möll-Flußes.

Achtes Bild.

(Der Rundschau Drittes. Nr. 56.)

Von Süd nach West. Hier sieht man im Hintergrunde nebst vielen Bergspitzen unter den „Unholden" den „Hochstadl" emporsteigen; ferners die „Steinwand", den

„Gamskofl", den „hohen Weißenstein", den „Hornkopf", den „Spitzkofl", den „Kreuzkopf", das „Pfaneck", „Creta di Agnello", den „Zwölferstein", den „Hornspitz", „Creta Malkora", den „Brückenkopf", den „Christallkopf", den „Preßlerspitz", den „kleinen Fanisspitz", die „Vedretta Marmolado", den „großen Degenspitz" — hinter welchen Höhen das „adriatische Meer" liegt, das aber der großen Ferne wegen sich nur ahnen läßt, und daher auch nicht sichtbar angedeutet werden kann. Den genannten Bergspitzen im Hintergrunde reihen sich noch an: der „Rothwandspitz", das „Rothhorn", die „schwarze Wand", der „Hochgall", die „Ortlesspitze", das „Wurmser- und Stilfserjoch" und die „Oetzthaler-Firner". Von den Gebirgen im Mittelgrunde ragt der weiße „Schneekopf" hoch hervor und deckt die fernsten Kuppen; auch der „Tefferegger-Alpenzug" mit seiner höchsten Kuppe nimmt einen Theil des Mittelgrundes ein. Im Vordergrunde ist die „Gegend bei Kals" und die bei „Matrey" sichtbar. Nun kommen wir zu dem

Neunten Bilde.

(Der Rundschau Viertes. Nr. 57.)

Von West nach Nord. Ganz im Hintergrunde lagern sich die „Gebatscher-Firner", darunter ist das „Wilde Kreuz", der „Rauhkopf", der „Schwarzenstein" und der „Wildspitz". An diese reihen sich die „Fürschlager-Firner" mit dem „Löfflspitz"; dann kommen von den „Duxerfernern" der „Roßhufspitz", der „Dreiherrenspitz", der „kleine Geiger" und der „Wilhelmspitz". An diese schließt sich der im Schneeglanze prangende „Venediger", mit dem „Silberspitz", dem „Grünstein", dem „Hohenschafft", dem „Solstein", dem „hohen Speckarspitz", dem „hohen Kaiser" und dann die „Ebene von Baiern". Im Mittelgrunde liegt der Gletscher: „Gamingkopf", die „hohe Riffl" — im Vordergrunde der „Seilspitz", die „Romariskenwand" und der weit sich ausdehnende ganz in Schnee eingehüllte „Johannisberg". Hieran schließt sich endlich das erste Bild dieser herrlichen ja in ihrer Art einzigen Rundschau von dem höchsten Punkte des großen österreichischen Kaiserreiches. —

Zur bequemen und noch detaillirteren Orientirung dieser ungeheuren Alpenwelt sind unter jedem Bilde der Rundschau die Aufnahmsblätter aus der Mappe Pernhart's angeschlossen, die noch viele andere Namen bezeichnen, und das Interesse Mancher befriedigen werden.

Daß die Form der Berge, wie man selbe aus der Ebene oder von geringeren Erhöhungen im Gedächtniße hat, sich hier anders zeigt, kömmt von dem Umstande her, daß der Beschauer sich hier höher als alle sich da dem Auge darstellenden Bergriesen befindet und daher selbe in einer Art Vogelperspective erblickt, wodurch hier die veränderte Form derselben veranlaßt wird.

Lobenswerth ist der Entschluß Pernhart's, diese Rundschau noch einmal und zwar in einem größern Maßstabe und in zwei Bildern auszuführen, um dadurch die vorzüglichsten Gletschergruppen, die gegenwärtig durch die Bilderrahmen getrennt sind, geschlossener und dadurch dem Auge imposanter hinzustellen.

S. M. Mayer.

Ernennung.

Die „Carinthia" befindet sich in der angenehmen Lage, abermals eine dem heimathlichen Verdienste vom Auslande zu Theil gewordene Anerkennung berichten zu können. Herr Professor Dr. Carlmann Flor wurde von der „Academia dei Quiriti in Rom zu ihrem Mitgliede ernannt.

Theophrastus Paracelsus.

Volksdrama in drei Aufzügen, von Julius von der Traun.

(Fortsetzung.)

Die Menge verläuft sich, nur Paracelsus, der Leibmedikus, Oporinus und die Doctoren bleiben; Paracelsus nöthigt sie zum Trinken. Wir geben hier den Schluß der Scene als sehr wichtig für das Ganze der Handlung wörtlich:

Paracelsus.

Wohin, Herr Collega (faßt einen Doctor, der ebenfalls abgehen will, am Arm und führt ihn zurück)? Wohin? — Wohin? Wir Männer der Wissenschaft bleiben beisammen.

Doctor.

Verzeiht — ich bin ein Doctor Juris!

Paracelsus.

Warum denn nicht, mein Lieber?! Das ist ein Fehler, in den heutzutage so Viele verfallen. Bleibt doch, mein Collega! Juris oder Medizinä — leben beide vom alten Mißbrauch oder von der neuen Mode. Trinkt! (Er schenkt Allen ein, nöthigt sie zum Trinken und trinkt selbst.) Guter Wein!

Leibmedicus.

Sehr stark.

Paracelsus.

Ein wenig Geist schadet Euch nicht.

Doctor.

Wir sind's nicht gewohnt.

Paracelsus.

Glaub's schon. Aber betrinkt Euch, Es ist das Nützlichste, was Ihr für den Staat thun könnt!

Leibmedicus.

Ihr seyd bei guter Laune.

Paracelsus.

Ganz und gar nicht. Trinkt! (Er schenkt Allen ein.) — Trinkt — auf Euer Wohl! Ich wünsche es Euch so redlich, als Ihr mir!

(Alle stoßen an.)

Paracelsus.

Der Rathswein ist besser als die Rathsherren. (Man merkt, daß ihn der Wein erhitzt.) Setzen wir uns.

(Alle setzen sich, vielfach von Paracelsus genöthigt, zögernd um den Tisch herum.)

Leibmedicus.

Eine schöne Dunkelheit das!

Doktor.

Etwas kühl.

Paracelsus.

Narren — Ihr könnt nicht wärmer sitzen, als in der Dunkelheit.

Leibmedicus (zu Oporinus).

Der Satan!

Oporinus.

Ich stopf' ihm noch den Mund.

Paracelsus.

Trinkt! (Er trinkt.) Was wär't Ihr doch für weise Männer — wenn Ihr Geld machen könntet — He?!

Leibmedicus (losbrechend).

Wir sind keine Zauberer!

Alle.

Das sind wir nicht! —

Paracelsus (spöttisch).

So! — Ihr könnt also wirklich nicht zaubern??!!

Doctor.

Wir haben mit dem Teufel keinen Pakt!

Paracelsus
(steht auf und schleudert den Becher weg).

Ihr Heuchler — die Natur — das ist der Teufel, der mich zaubern lehrte, den Ihr hasset. Die Natur ist's, die Ihr verfolgt, gegen sie reitet Ihr in's Feld, ich aber folge ihr nach — ich kenne sie und sie kennt mich und sie gibt mir die Krone. In der Natur schläft die Herrschaft der Zukunft; Dämpfe, Gase und Säuren werden die Welt umwandeln und dem Fürsten der Finsterniß das Scepter entwinden. Wir forschen und kämpfen, wir leiden und unterliegen, aber auf jedem Blüthenblatte ist uns längst die Welt verbrieft. Uns nach! Die Verachteten bergen zum zweiten Male das Zeichen, dem alle Völker folgen werden! Uns nach, Ihr von den hohen Schulen, uns nach, Ihr aus den Werkstätten, uns nach, Du Soldat! Uns nach und wir nicht Euch nach, denn unser ist die Monarchie!

Leibmedicus.

Ihr seyd betrunken!

Paracelsus.

Und hätt' ich Gift statt Wein getrunken, das stärkste Gift — ich bändige es mit einem wasserhellen Tröpfchen.

Leibmedicus.

Macht uns nichts vor!

Paracelsus.

Das stärkste Gift — noch ein Mal — ich bändige es mit einem Tröpfchen! Denn mein Wissen ist ein Adler, der zur Sonne fliegt, das Eure ist ein Wurm, der sich in Bücher frißt! Das stärkste Gift!

Leibmedicus.

Ihr seyd ein Phantast!

Paracelsus.

Ihr glaubt, ich scherze? —

Leibmedicus.

Ich glaube, Ihr lügt! —

Paracelsus.

Was büßt Ihr, wenn ich mein Wort beweise?

Oporinus (leise).

Versprecht das Aergste!

Leibmedicus.

Auf offenem Markte verbrenne ich mein Diplom —

Paracelsus.

Und was noch?

Oporinus (leise zum Leibmedicus).

Versprecht den Kopf, doch bestimmt ihm die Zeit, damit ich dabei bin.

Leibmedicus (nicht zu Oporinus, dann laut).

Und meide die Stadt — doch morgen müßt Ihr vor Zeugen das Gift trinken. (Der Vollmond tritt klar aus den Wolken.)

Paracelsus.

Morgen, eh' die Sonne sinkt. Und nun — gute Nacht. Wir haben uns heute vortrefflich unterhalten — (Allen ironisch die Hände schüttelnd) und morgen gibts wieder Spaß! (Zum Leibmedicus, dem er zuletzt die Hand geschüttelt) Ihr kommt doch gewiß? —

Leibmedicus.

Es liegt mir sehr viel daran, daß es geschieht. Schlaft wohl!

Paracelsus.

Heute nicht mehr. Es ist fast Mitternacht, da taugt der Schlaf nicht viel. Doch morgen hoffe ich, mich satt zu schlafen —

Leibmedicus.

Das wünsch' ich Euch, wie Keiner!
(Sie schütteln sich noch einmal, Paracelsus übermüthig lächelnd, der Leibmedicus mit boshaftem Grinsen, die Hand und scheiden. Alle bis auf Paracelsus und Oporinus ab.)

Paracelsus.

Und jetzt noch einmal frischen Wein!

Oporinus

(beeilt sich, am Tische einen Becher voll zu schenken, für sich).

O, hätt' ich jetzt das Fläschchen, ich wollte Dir den Trank würzen.

Paracelsus.

Was murrst Du? Ist Weintrinken nicht zu jeder Stunde ein männliches Unternehmen!

Oporinus (bringt ihm den Becher).

Gott erhalt' Euch Eure Fröhlichkeit!

Paracelsus

(den Becher gegen den Mond erhebend).

Berühmter Silbermond! So funkeltest Du auch über dem alten Ahornbaum zu Mindelheim und goßest uns Dein Silber in manchen fröhlichen Trunk. Wem bringe ich diesen? — Du lächelst! — Du weißt Alles — Du ganz allein!
(Er trinkt, in Erinnerungen versinkend.)

Der Vorhang fällt.

Der dritte Aufzug führt uns in Paracelsus Laboratorium. Er kehrt von einem Spazierritte zurück und beschäftigt sich mit dem Gedanken, daß Marie wohl seine Tochter seyn könne, wagt aber noch nicht, sich den süßen Ideen hinzugeben. Hierauf öffnet er einen Wandschrank voll Arzneigläser, nimmt aus seiner Gürteltasche zwei Fläschchen, betrachtet sie und spricht: „Seyd mir gegrüßt beide, Alpha und Omega der Kunst, Plus und Minus, welche das Weltall im Gleichgewicht halten. Gift und Essenz, du zündest, du löschest, du brichst, du bau'st prachtvoll aus den Stücken — von mir entdeckt, doch nicht begriffen! Mächtige Wesen, Ihr habt vor mir gewirkt, wie echte Fürsten. Ich sah Euch bis jetzt nur Segen bringen — aber Ihr erkennet keine Gesetze über Euch. Eins ist gewiß — Eure Gewalt, das Uebrige ist im Zweifel. Ich schaud're vor Euch, so oft ich Euch um Hilfe rufe. (Er will die Fläschchen in den Schrank stellen, hält aber plötzlich inne.) Nein, nicht hieher zu meinen treuen Säften und Tincturen, die ich wie alte Schulkameraden kenne, in denen kein Falsch ist. (Er stellt sie auf den Tisch.) Ich will Euch heute noch einmal prüfen mit allen Gewalten der Alchymie, und bleibt Ihr mir dann noch das Geständniß Eures Wesens schuldig, so jag' ich Euch durch den Schornstein hinaus, und die Kunst mag sich mit den alten, offenen, wenn auch schwachen Freunden begnügen. Hieher.
(Stellt die Fläschchen wieder auf den Tisch.)

In der zweiten Scene kommt Oporinus und erinnert Paracelsus an das dem Hofmedikus und den Doktoren gegebene Versprechen. Paracelsus hat es ganz vergessen, und bange Ahnungen lassen ihn dasselbe als Uebermuth und Weinlaune erklären; er will sich verläugnen lassen. Oporinus zögert, da treten der Leibmedicus, der Hofapotheker und zwei Doctoren bereits ein.

(Der Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 22. Mai. 1858.

Theophrastus Paracelsus.

Volksdrama in drei Aufzügen, von Julius von der Traun.

(Beschluß)

Wir führen die dritte und vierte Scene des 3. Aktes, welche zu den Hauptscenen des Drama's zählen, unverkürzt an.

Dritte Scene.

Leibmedicus. Hof-Apotheker und zwei Doctoren (verbeugen sich). Die Vorigen.

Oporinus.

Da sind die Herren.

Paracelsus (für sich).

Muth! — Sie sollen eher mein Leben haben, als meine Ehre.

Leibmedicus.

Wir stören vielleicht —

Paracelsus.

Ich habe Euch erwartet.

Leibmedicus.

Wir ließen Euch den Tag über unbelästigt, weil wir wissen, wie oft die leidende Menschheit Eurer bedarf. Doch jetzt wird's Abend, und da Ihr gestern selbst sagtet — ehe die Sonne sinkt —

Paracelsus.

Sprach ich das? —

Leibmedicus.

Die Herren haben's gehört!

Die beiden Doctoren (verneigen sich).

Hof-Apotheker.

Ich nicht. Ich war nicht bei jenem Trinkgelag!

Leibmedicus.

Wir haben Euch doch Alles mitgetheilt.

Hof-Apotheker.

Auf Euer Wort hin kann ich kein Zeugniß ablegen, wenn ich die Thatsache nicht mit eigenen Sinnen wahrnahm. Ihr habt mich gerufen, ein chemisches Gutachten abzugeben, ob irgend etwas, das Ihr mir zeigen wollt, Gift sey. Das muß und will ich auch thun. Aber was sonst noch daran hängt — ich hab's nicht aufgebracht und ich nehm's auch nicht auf mich.

Paracelsus.

Es wurde gestern viel getrunken.

Leibmedicus.

Recht lustig war's.

Paracelsus.

Mehr als lustig — toll!

Leibmedicus.

Schadet nichts — (boshaft) wir Collegen waren unter uns.

Paracelsus.

Wer möchte jedes Wort vertreten, das er beim Weine sprach? —

Leibmedicus (boshaft).

Es gibt aber Leute, denen Wein so wenig schadet, als Gift!

Paracelsus

Und was der Mann vermag — das soll er nicht im Scherz und Uebermuth zeigen, sondern gegenüber der Gefahr.

Leibmedicus.

Wenn man aber Gefahr läuft, ein Prahlhans oder ein Charlatau zu heißen?

Paracelsus

(wirft einen verachtenden Blick auf den Leibmedicus, geht zum Tische, nimmt das eine Fläschchen und reicht es dem Hof-Apotheker).

Probirt, ob das Gift ist.

Hof-Apotheker

(geht mit dem Fläschchen und den übrigen Herren in den Hintergrund, wo Reagentien sich befinden und versucht).

Oporinus (zu Paracelsus).

Ich hab' ein gleiches Fläschchen dort im Schrank, mit destillirtem Wasser gefüllt — ich verwechsele es mit dem Gift, und Euch ist die Gefahr erspart — doch — gebt mir das Recept, Ihr wißt schon welches!

Paracelsus.

Wenn du ein Anderer wärest, als Du bist, mit Freuden.

Oporinus.

Nun, wie Ihr wollt! Es ist Euer freier Wille.

(Wendet sich ab und betrachtet mit boshaftem Lächeln das Fläschchen mit dem Gegengift.)

Hof-Apotheker

(kommt mit den Andern in den Vordergrund).

Es ist das stärkste Gift — es muß Jeden tödten!

Leibmedicus.

Der ist ein großer Mann, der seine verderbliche Wirkung bewältigt

Die beiden Doctoren

(geben ihre Beistimmung zu erkennen).

Leibmedicus.

Nun Meister, feiert vor uns Jüngern den Triumph der Wissenschaft und trinkt! (Er reicht Paracelsus das Fläschchen.)

Paracelsus (nimmt es).

Ich hätte den Versuch gern ein anders Mal gemacht — meine Nerven sind von den Getränken der letzten Nacht aufgeregt, und — ich will und ich muß nicht trinken!

(Stößt daß Fläschchen hastig auf den Tisch.)

Hof-Apotheker.

Und Ihr dürft auch nicht trinken. Ihr dürft Gottes Barmherzigkeit nicht versuchen, denn die Arznei ist keine Gewalt, sondern eine Barmherzigkeit von Oben und all unser Wissen und Können ist nichts. Heute läßt Gott zu, daß unsre Kunst Kraft hat, morgen spotten ihrer die Gestirne und Meister Schreiner und Todtengräber lösen uns ab. Ihr habt

gesagt, daß wir Apotheker die Arcana nicht wissen, den gemeinen Mann betrügen, für einen Gulden ihm geben, was wir um einen Pfennig nicht wiedernehmen. Ich bin ein alter Mann und hab' Euch das verziehen; denn Ihr seyd ein treffliches Genie, umfassend, weitsichtig, fest und feurig, nicht von der heurigen Ernte, kränkelnd, neidisch und winzig. Die Welt hätte Ursache, Euch zu ertragen. Aber nicht wegen Eures Uebermuths, Eures Gaukelwerks und wegen Eurer Prahlsucht verfolgt sie Euch, sondern weil Ihr allein, weil Ihr wahr und weil Ihr deutsch seyd. Denn mit der Menge laufen, lügen und seine edle deutsche Nation verläugnen, daß heißt jetzt gute Gesinnung und Weisheit und schafft Reichthum und Gnade vor der Welt. Ihr seht, ich denke gut von Euch — drum folget mir und tanzet nicht auf dem Seile. Trinkt nicht!

Leibmedicus (höhnisch).

Seyd Ihr Gevattersleute?

Hof-Apotheker.

Ehrliche Leute sind wir. (Zu Paracelsus.) Doctor — ladet Gottes Barmherzigkeit an's Krankenbett, aber nicht zu einem Spiel vor Gesunden.

Paracelsus (schreckend).

Lieber Mann, ich übe sonst mit großem Bewußtseyn meine Kunst —

Hof-Apotheker.

Doch jedenfalls mit dem Bewußtseyn, daß Gott größer ist, als Eure Kunst. Wenn Hunderttausende mit Schwertern auszogen — noch nie haben sie ein Reich gegründet, das Gottes Hauch nicht wieder zerstörte — und auch von den heutigen wird keins am Ende der Tage stehen. Was soll nun vor Gott das kleine Wissen, das ein fehlbarer Mensch mit täuschenden Sinnen und einem kurzen Verstande sich sammelte?

Paracelsus.

Sie tragen die Fetzen meines Ruhmes von hier fort und schleppen sie durch die Gassen der Stadt.

Hof-Apotheker.

Und wenn Gott Euch in der Vermessenheit absordert, wie wird er Euch richten?

Paracelsus.

Geht — meine Herren — verlaßt mich Alle.

Leibmedicus.

Ihr seyd also Eurer Sache nicht gewiß?

Paracelsus.

Nein!

Leibmedicus.

So wollen wir gehen. Verlassen wir — meine Collegen — den Glücklichen, der blind so oft das Ziel traf, das Sehende so oft verfehlten. Gehen wir aus dem Hause des Gewissenlosen, der nichts Gewisses zu wissen gesteht und Menschen arzneiet. Sagt den Bürgern, wem sie Feste geben. Gott mußte zwei Schutzengel schicken, einen gegen die Krankheit und einen gegen diesen, damit die Pest von uns wich. — Andere betteln vor den Thüren ihr Brod, er bettelt es von dem Zufall — wir wissen nun was er kann: Betteln!

Paracelsus.

(der während der ganzen Rede des Leibmedicus im heftigsten Kampfe mit sich selbst war, nähert sich plötzlich dem Tische, nimmt das Fläschchen und trinkt das Gift).

Hof-Apotheker.

Thut's nicht! (Er reißt ihm das Fläschchen vom Munde.)

Paracelsus.

Es ist leer! Gott wird es wollen, daß ich triumphire! Er schuf das Wissen nicht, daß es zu Schanden werde vor denen, die seine Weisheit verachten, und es sich genügen lassen an ihrer füchsischen Klugheit. Ha, wie es brennt! Fröhliches Feuer! Fürchtet nur das klare Gift und trinkt Eure trüben Suppen, Ihr matten Seelen. — Im Gifte wohnt der Geist des Lebens, lernt nur das schädliche Gelichter niederschlagen, das ihn gefangen hält. Feuer — Licht! Jetzt fühl' ich, daß ich Euch nicht unterliege!

Hof-Apotheker.

'S ist schrecklich!

Paracelsus.

Für die Blinden! Geht guter Mann, und Ihr schlechten Gesellen, die ihr mit der stillen Hoffnung kamt, mir die Ehre zu nehmen oder das Leben — noch ist hier keins von beiden feil.

Leibmedicus.

Es fehlt noch eins; die Wirkung des Gegengiftes möchten wir sehen.

Paracelsus.

Kommt morgen zum Frühstück. Lebe ich noch, so seht ihr die Wirkung. Bis dahin will ich reine Luft und meine Geheimnisse für mich. (Zu Oporinus.) Oeffne ihnen das Haus! Ohne Abschied — trollt Euch!

(Leibmedicus, Doctoren mit Oporinus ab.)

Hof-Apotheker.

Laßt einen Priester rufen.

Paracelsus.

Wie?

Hof-Apotheker.

Denkt an die letzten Dinge.

Paracelsus.

Ihr meint es gut — ich fühle mich aber nicht darnach.

Hof-Apotheker.

Der Mensch hat von allem mehr Wissen, als von der Dauer seines Lebens. Gold und Silber bleiben bis an's Ende des Feuers, der Mensch aber bleibt nicht — hat den kürzesten Termin, keine bestimmte Stunde, alle Tage muß er davon.

Paracelsus.

Ich fühle mich so frisch und stark, wie nie. Alles fühle ich zugleich in meinem Herzen: Vergangenes und Zukünftiges — Erinnerungen und Hoffnungen —

Hof-Apotheker.

Sie kommen vielleicht Abschied nehmen. Ihr habt das wohl auch schon oft gesehen: Todtkranke, die Tagelang dumpf dahinlagen, setzen sich plötzlich im Bette auf, sprechen heiter von vergangenen glücklichen Tagen, vom nächsten Frühling, vom Reisen und was sie sonst noch unternehmen wollen — und eine Viertelstunde darauf sterben sie.

Paracelsus (gutmüthig und schonend).

Laßt mich allein.

Hof-Apotheker (der schwer geht).

So sey Gott Euch gnädig. (Geht.)

Paracelsus (der ihn gegen die Thür begleitet).

Mir und Euch!

Hof-Apotheker (kehrt um).

Die Jungen machen die Welt neu — sie nehmen's von sich selber — brauchen nichts von uns Alten, und das ist recht. Unsere Weisheit war für vergangene Tage — den neuen Völkern sendet Gott neue Lehren. Vorwärts! Von Gott ist Eure Fahne! Wir Alten bleiben müde hinter dem Zuge zurück, sinken hin und schlafen am Wege ein. Eins nur möchten wir Euch vererben: unser bescheidenes Herz. Ruft einen Priester — ich sage nicht, daß Ihr heute Unrecht hattet, das Schwert zu ziehen — es kann aber Euer letzter Kampf gewesen seyn!

Paracelsus (drückt ihm gerührt die Hand).

Ich will's überlegen. Gute Nacht!

Hof-Apotheker

(wendet sich unter der Thür noch einmal grüßend um).

Gute Nacht! (Ab.)

Vierte Scene.

Paracelsus

(allein. Er geht zum Tische und ergreift das Fläschchen mit dem Gegengift).

Nun bist du an der Reihe — ich hab' den Schurken mein Wort gehalten. (Er betrachtet den Liquor.) Du bist wie ein blankes Schwert, das mich befreit. (Er will trinken, setzt aber wieder ab.) Und warum befreit? Ist's doch noch immer ein beglückendes Feuer, das ich in meinen Adern spüre. Zwar stürmt es hier (an die Brust deutend) — aber es ist wie der Sturm in der Märznacht, der das Eis der Ströme bricht und dem Frühling die grünen Wege bereitet. Noch hat der Dämon des Giftes mein Blut nicht angenagt, noch fühle ich nur den Segen des gewaltigen Trankes. O, wüßte ich das Wort, das die heraufbeschworene Gewalt an der Stelle festbannt, wo ihr Segen zum Fluch wird. Mißbrauch, Unverstand und Bosheit — ich kenne die Gewalt — wüßt' ich nur auch das Wort! Dies eine Wort gäbe uns die Herrschaft über alle Dinge — aber der Neid der Himmlischen hat es unsern Lippen versagt. Unbegriffenes Licht, das jene hellen Tropfen in mir entzündeten, (das Gegengift emporhebend) ich lösche Dich mit diesem nüchternen Wasser, — ich habe mein Leben gewagt, und es bleibt doch wieder beim Alten. Ars longa — die Kunst ist lang. Es ist gesucht worden, was die Menschheit heile, vom Anfang der Welt bis auf meine Zeit, und es ist noch kein Ende gefunden! Vita brevis — das Leben ist kurz — jede Stunde kann uns von unsern Werken rufen. Was soll man nun in seinen Tagen beginnen? Ich wollte, ich wäre noch unter dem Ahornbaum zu Mindelheim, bei der schönen verschollenen Frau! (Er hält das Fläschchen mit dem Gegengift in der rechten Hand, die er auf den Tisch stützt, und versinkt in tiefes Nachdenken.)

In der fünften Scene kommt Marie. Während Paracelsus mit ihr koset, stiehlt Oporinus das Fläschchen mit dem Gegengift. Marie erzählt, daß sie ein Bild besitze, welches sie für ein Andenken von ihrer Mutter hält. Paracelsus glaubt nach der Beschreibung, es sey das seinige, und befiehlt Marien in höchster Aufregung es zu holen; sie eilt fort.

Paracelsus beschließt diese Scene mit folgendem Monologe:

Ach, wäre es wahr, würde mein mühevolles Leben nicht ein Raub des Todes, blühte es fort in dem glücklichen Daseyn eines Kindes?! Fände meine Sehnsucht wirklich eine Heimath und mein Herz eine Zuflucht?! Soll ich der Hoffnung Raum geben oder sie jetzt schon aus meinem Herzen stoßen? Es schmerzt mein Herz der Zweifel, der an meiner Hoffnung nagt. Schmerze, nage immerhin — ein Augenblick kann Balsam seyn für alle Wunden! — Das Bildniß, die Form, die Tracht — nur noch die Züge! Ha, wie das nagt! Hat der Zweifel so scharfe Zähne, hat die Angst so spitze Dolche? (Die Hand auf's Herz pressend.) Hier sticht's! Weh! Vielleicht ist sie doch mein Kind! O weh! (Pause, in der er mit körperlichen Schmerzen, die ihm das genossene Gift verursacht, kämpft.) Es war ein Ahornbaum am Fluße zu Mindelheim — aber böse Menschen haben die Ungewißheit langer Jahre zwischen mich und sie geschleudert. Es wird dunkel vor meinen Augen — ein Richtschwert blitzt und schwere Tropfen quellen über einen weißen Nacken. Mein Kopf ist ganz verwirrt, — mein Herz zerspringt — hier innen brennt's wie Gift — ha Gift — es fällt mir ein — ich habe Gift getrunken, ich habe auf den Tod in mir vergessen und mit dem süßen Leben gekos't. Es kann ja doch noch wirken. (Er geht zum Tisch, wo das Gegengift stand.) Wo ist's, das Gegengift? (Er sucht, Anfangs stumm, in höchster Angst das verlorne Fläschchen im ganzen Laboratorium.) Wo ist's? Hier auch nicht? Dort — hier. — Brenne Hölle! — Ha — Buben — auf der Schwelle meines späten Glückes tödtet Ihr mich! Feuer! — Vielleicht ist's hier? (Er öffnet den Wandschrank.) Auch nicht — doch hier — ich schwanke — Mord!! Auf mein edles Streben, o Welt, ist das Deine gemeine Antwort?! Ah! Rase nicht so in meinen Adern!

In der sechsten Scene treten der Fürst von Salzburg und der Herzog in Baiern ein, beschwören Paracelsus nochmals, ihnen die Geheimnisse der Goldtinktur und des Lebenselixirs zu eröffnen. Dieser aber ist nur mit dem Gedanken an Marie und der Besorgniß, nicht mehr am Leben zu seyn, wenn sie zurückkehrt, beschäftigt.

Die siebente und letzte Scene lassen wir wieder in ihrer ganzen Ausdehnung folgen.

Siebente Scene.

Marie. Scharfrichter. Die Vorigen.

Marie.
(eilt zu Paracelsus und zeigt ihm ein Medaillon).
Hier, hier ist das Bild — es sind ja Eure Züge!!?

Paracelsus.
Sie sind es — ich gab es Deiner Mutter — Du bist mein Kind — mein Kind! (Er sinkt laut weinend an ihre Brust, umarmt sie, dann gleiten seine Arme kraftlos an ihr herunter und er sinkt in den Stuhl zurück.) Gift!

Marie.
(sinkt zu seinen Füßen und umschließt seine Knie).
Vater! Die Freude tödtet ihn! Vater — ich bin's!

Paracelsus (schwach).
Ich bin nur noch mein Schatten!

Scharfrichter.
Mein Wohlthäter!

Paracelsus.
(vereint Mariens und des Scharfrichters Hände).
Mein Sohn — beglücke sie!

Scharfrichter.
Meine Marie!

Paracelsus.
Meine Werke lasse ich unvollendet zurück. Es wird noch dunkler in der Welt, dann aber kommt ein Licht, dann müßt Ihr Wege bahnen, wenn's gilt auch mit dem Schwerte, aber nicht mit dem Richtschwerte, mein Sohn, nicht mit dem Richtschwerte!

Marie
(erschrickt, ängstlich und ahnungsvoll).
Großer Gott!

Paracelsus.
Es wird eine große Irrung seyn. Sie werden die finstern Werke des Teufels für die Sache Gottes ausgeben, und die himmlischen Wahrheiten, die aus den Herzen der Menschen brechen, werden sie ausschreien und verfolgen als Werke des Teufels.

Scharfrichter.
Ich verstehe ihn nicht.

Herzog.

Er redet irre! —

Fürst.

Er ist vergiftet! —

Marie.

Vergiftet?

Fürst.

Er stirbt!

Marie.

Er stirbt! — Mein Vater — lebe! Laß mich nicht hungernd und verachtend am Rabenstein zurück!

Paracelsus

(wie aus einem Schlummer erwachend).

Hunger? Du hast Hunger, mein Kind — mein armes Kind! Foltern und Ruthen hast Du erduldet — und jetzt Hunger? Brod — warte — (er sucht in seiner Gürteltasche). Alles konnten sie mir doch nicht nehmen — hier ist's! (Er zieht eine kleine Fiole heraus.) Mein Nothpfennig — er wäre größer, hätte ich um Dich gewußt — jetzt ist's zu spät! — Dennoch sollst Du nicht hungern, und wohnen sollst Du im Ueberfluß zwischen Marmor und Gold, zwischen Gärten und funkelnden Brunnen! — Dann vergiß mich aber nicht und bete für mich, denn (auf die Fiole deutend) auch Dieses ist von Gott — der Teufel nimmt nur, der gibt nichts.

Fürst.

Das ist's ja! (Er will die Fiole nehmen.)

Paracelsus (erhebt sich mit letzter Kraft).

Zurück — für Euch habe ich es nicht — nur für mein Kind! (Zu Franz und Marie.) Führet mich. (Sie führen ihn mitten in's Gemach.) So — hier stehe ich recht. (Er öffnet die Fiole und besprengt damit die kupfernen Retorten und Gefäße, die umherstehen und sich sogleich in Gold verwandeln.)

Fürst.

Was ist das?

Paracelsus

(wirft ihm die leere Fiole vor die Füße).

Ein leeres Fläschchen! —

Fürst (will auf ihn zu).

Boshafter Neidhardt.

Herzog (hält ihn ab).

Was zürnst Du ihm? Er nahm uns nichts — er ließ uns das Leben, wie wir es überkamen. Laß es uns mit Gleichmuth bis an's Ende tragen; und Du meine Jugend, lebe wohl!

Paracelsus.

Die Frage ist gelöst! Schon seh' ich goldenen Glanz und athme ewige Jugend. (Zu Franz und Marie.) Lebt wohl! Ihr habt genug, seyd frei und fromm! (Sinkt zu Boden; Marie kniet und hält sein Haupt auf ihrem Schooße.) Es steht ein Ahornbaum zu Mindelheim, in seinem Schatten ist kein Streit, nur goldener Friede, und fernab verrauschen die Wogen der Welt. Wie bist Du noch so schön — meine Geliebte — O! Küsse mich! —

Marie (senkt ihre Lippen auf seinen Mund).

Paracelsus.

Marie! (Er stirbt.)

Der Vorhang fällt.

Wir halten dieses Volksdrama für eines der gediegensten und verdienstvollsten Produkte der neueren dramatischen Poesie Deutschland's. Es ist doch wieder einmal ein ächt deutscher, der vaterländischen Geschichte und Sage entnommener Stoff, kein hellenischer oder römischer, die wir denn doch einmal beseitigen könnten. Die Idee, für welche der Held zu Grunde geht, die des Fortschrittes, der Aufklärung, ist eine so poetische und großartige, daß daran hoffentlich Niemand zu mäkeln haben wird.

Die Charaktere, namentlich der des Paracelsus, sind trefflich gezeichnet und vollkommen zeitgemäß. Nächst dem Hauptcharakter möchten wir den des Hofapothekers als eine besonders wohlthuende Erscheinung hervorheben. Der Herzog in Baiern ist wohl auch eine sehr ansprechende Episode.

Ueber die Todesart des Paracelsus sind die verschiedensten Sagen im Gange; wir halten diese Version derselben für sehr glücklich gewählt und sehr poetisch. —

Von der Diction haben wir hinlängliche Proben gegeben und sind überzeugt, man wird uns beipflichten, wenn wir selbe für eine markige, kräftige, zugleich aber sehr gewählte erklären. —

Damit man uns aber nicht vorwerfen könne, daß wir ob des Lobes jedes Tadels vergäßen, wollen wir ein paar Rügen nicht zurückhalten. Im zweiten Akte folgen zwei Scenen unmittelbar hintereinander, in welchem zuerst die Pagen, dann die beiden Fürsten in Streit gerathen und die Schwerter kreuzen. Da können wir denn doch den Dichter von etwas Monotonie nicht freisprechen. Eine schwerere Anklage ist aber folgende. Paracelsus macht im zweiten sowohl als im dritten Akte Gold. Die Männer der Wissenschaft haben es bestimmt in Abrede gestellt, daß je ein Sterblicher im Besitze dieser Kunst gewesen sey, und daher muß man es als ein Mährchen ansehen, wenn einzelne Männer im Alterthume als Adepten bezeichnet wurden. Ein Drama aber, worin etwas der Art vorkommt, sinkt dadurch von der historischen Tragödie zur romantischen Sage oder zum Volksmährchen herab. Im Paracelsus ist aber dieses Goldmachen zum Gange der Handlung durchaus unnöthig. Im zweiten Akte könnte der Fürst früher zum Schutze Mariens vertreten. Am Schluße des dritten Aktes könnte Paracelsus dem Franz und Marien sein Wissen, seine Bücher und seine Habe übergeben, und die Sache hätte dann vielleicht noch einen poetischen Anstrich.

Der Berliner Kritik, welche hie und da Handlung vermißt haben soll, können wir nicht beipflichten. Für drei Akte, statt der in Tragödien üblichen fünf, reicht die Handlung vollkommen aus, und wir können diese Neuerung unsers Dichters nur als lobenswerth anerkennen. —

Die von uns ausgesprochenen Rügen sind so wenig bedeutend im Vergleiche mit der Fülle poetischer Schönheiten, daß wir von ganzem Herzen in den Beifall einstimmen, welchen das Publikum von Berlin dem Drama zollte (im Verlaufe weniger Wochen war es bereits 4 Mal gegeben) und wir zweifeln keinen Augenblick, daß dieser ehrenvolle Erfolg es auf seiner Runde durch Deutschland begleiten wird.

Möge der Dichter rüstig fortschreiten auf der mit solchem Berufe und solchem Glücke betretenen Bahn! Möge endlich auch das engere Vaterland sein Verdienst gebührend anerkennen!

— rb —

Berichtigungen. In Nro. 4 dieses Blattes, Seite 15, Spatte 2, Zeile 17 von oben soll es heißen: **Meinem** lieben J. R. v. H. — ferners Zeile 22: Später dann ein **Roman** u. s. w. — in Nro. 7, Seite 28, Spatte 2, Zeile 27 von oben: Heben in reiner Luft trotzig ihr **steinernes** Haupt, u. s. f. — In Nro. 16, Seite 64, Spatte 2, Zeile 11 von oben: Die Karthäuser von **Seitz** und Gayrach 2c. und Zeile 19: Georg in Schallach (**Skalis**) sammt Gütern u. s. f.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 29. Mai. 1858.

Zur Geschichte der hierortigen k. k. Landesbibliothek.

Dem Vernehmen nach gewärtigen wir demnächst aus einer ausgezeichneten Feder eine Kultur- und Literatur-Geschichte Kärntens. Es dürfte daher am Platze seyn, in diesen Blättern, in welchen bereits eine Masse Materialien hiezu sich aufgespeichert findet, eines Mannes zu gedenken, der in patriotischer, recht cavalierwürdiger Weise sich um die Hebung der Landesbibliothek ein großes und bleibendes Verdienst erworben hat. Wir meinen den nunmehr der Geschichte angehörigen Grafen Peter Goëß, welcher den Kern seiner reichhaltigen Bibliothek, bestehend aus 4500 Werken in 7000 Bänden, dem öffentlichen Gebrauche widmete. Und in der That bietet diese k. k. Bibliotheksabtheilung nun dem Bibliophilen in jeder wissenschaftlichen Richtung das Ausgesuchteste und Schönste aus der Literatur der verflossenen drei Jahrhunderte dar.

Was zuvörderst die Theologie betrifft, so sind die größeren kanonischen Sammlungen, so wie die Kirchenväter, meistens aus der Bibliothek des Cardinals Grafen Johann Goëß herrührend, sämmtlich in den besten Ausgaben vorhanden.

Ein Gleiches gilt von den Ausgaben alter Classiker; denn nicht allein in typographischer Beziehung dürften viele derselben zu den Seltenheiten zu zählen seyn, so finden wir mehrere Incunabeln, Aldinen, Giuntinische Drucke, und vorzüglich zahlreich Elzeviere, sondern auch der innere Werth sichert ihnen einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Philologie, wir erwähnen z. B. die vollständige Folge der Delphinen, viele aus der Barbou'schen, Baskerville'schen, Maittaire'schen Suite, wie aus den Ausgaben cum notis variorum, wozu noch der Umstand kommt, daß sich zahlreiche, gut erhaltene und oft mit vielen handschriftlichen Zusätzen versehene Großpapiere darunter befinden. Vorzüglich stark ist die moderne National-Literatur (jene des achtzehnten Jahrhunderts in Frankreich fast vollständig, die spanische meistens aus dem siebenzehnten Jahrhunderte, die italienische vielfach in der von der Crusca citirten Ausgaben) vertreten. Selbst bereits in Hintergrund getretene Liebhabereien einzelner Nationen, z. B. die Ana, fanden ihre damals in Mode gewesene Berücksichtigung. Auch in der Geschichte wird der Quellenforscher die größeren Werke, insbesondere Austriaca, nicht vermissen; wie denn ferner dem Juristen besonders in der rechtshistorischen Richtung ein nicht unansehnlicher Apparat zu statten kommt, in welchen beiden letzteren Beziehungen die Manuskripte ebenfalls, wenn gleich alle einer neueren Zeit angehörend, beachtungswerth sind. In den Naturwissenschaften allein ist eine Lücke, die sich daraus erklärt, daß tausend Bände dieser Fächer dem hierortigen Landesmuseum zu gleichem Zwecke anvertraut wurden. Unwillkührlich muß man bei näherem Eingehen in diese Bibliotheksschätze dem ehemaligen Besitzer und Sammler derselben die Anerkennung seines hohen wissenschaftlichen Geistes und seiner gleichartigen Neigung zollen. Nicht minder mußte demselben die Acquisition solcher Kupferwerke große Geldopfer kosten, welche jetzt noch im Werthe von mehreren hundert Gulden stehen, von denen die meisten, als für öffentliche Institute bereits gewonnen, aus dem Handel verschwunden sind. Wir erlauben uns einige derselben anzuführen, als: die umfangreichen „le antichità di Ercolano“ (1757—1792), jene des Montfaucon, wie das saubere, vollständig vorhandene „Museum Florentinum“; die in England so sehr gesuchten „Ashmole Institution of the noble ordre of the Garter“ (10 Guin.) und Sandfort „History of England“; die in Ausgaben mit ersten Abdrücken sich bereits selten machenden architektonischen Werke eines Belidor, Campbell, Leupold, Palladio, Ramelli (bis 512 Fr. gekommen), Ruggieri, Scamozzi, Vignola, Vitruvius, Zabaglia; von den naturhistorischen: die nürnbergischen Hesperiden (in vollständigen Expl. rar), Cowper's Anatomie (nur in 350 Expl. gedruckt), Werke eines Marsigli, der Merian, des Sepp, u. s. w. Die kostspieligen Bilderwerke des Raphael (loggi und les tapisseries), Rossi (statue), van Tulden (in Gevartius), Leo. da Vinci (Trattato 1651), wie ferner vertreten sind: Cavendish (dessen Hauptwerk durch einen Brand sehr selten geworden), Cérémonies relig. (mit den superstitions), le Hay, Helgot, Perrault (Les hommes illustres in einem durch die Censur nicht verstümmelten Exemplare), Scheuchzer, Siebmacher, Vaenius, Winckelmann und viele andere, deren selbst kurze Erwähnung der Raum dieser Zeilen nicht gestattet.

Dr. Ignaz Tomaschek.

Ersteigungen des Großglockners im Jahre 1837.

(Beschluß von Nr. 16.)

5.

Ungeachtet des seit einigen Tagen sich nicht zum Besten gestaltenden Wetters entschloß ich mich dennoch am 4. September meine beabsichtigte Glocknerfahrt anzutreten.

Mit allem Nöthigen versehen, brach ich in Begleitung von drei Führern Punkt 4 Uhr Nachmittags am besagten Tage unter den besten Wünschen des Hochwürdigen Herrn Pfarrers Wenzel Urschitz, des Ortsvorstandes und Wirthes Anton Schober und mehrerer Anderer von Heiligenblut auf.

Das Anfangs gute Wetter verschlimmerte sich, als wir über den etwas beschwerlichen „Katzensteig“ mit dem Namen desselben entsprechenden Sprüngen eilten, ein dichter Regen nöthigte uns endlich in vollem Laufe die nahe „Leiterhütte“ zu suchen.

Nach 2 $^3/_4$ Stunden, um 6 $^1/_4$ Uhr befanden wir uns in solcher. Nach eingenommenem Nachtmahle machte ich vergebens den Versuch zu schlafen, die Besorgniß über das morgige Wetter ließ mich nicht eine Minute zur Ruhe kommen, so daß ich um 11 Uhr aufstand, und um $^3/_4$ 12 Uhr wurde die Weiterreise angetreten; dichter Nebel lag auf den Höhen, und gestattete uns nur zeitweise den Anblick des Mondes. In zwei Stunden um $^3/_4$ 2 Uhr erreichten wir den Fuß des „Leitergletschers“, dessen Ueberschreiten wegen der häufig mit Schnee bedeckten Klüfte etwas langsam vor sich ging; das steile Stück des obern Gletschers bis zur „Hohenwartscharte“ bot uns ebenfalls ziemliche Beschwerden. Um $^3/_4$ 4 Uhr standen wir auf der „Hohenwartscharte“. Eine eisige Luft empfing uns hier und nöthigte mich schnell meinen Mantel anzuziehen. Um 5 Uhr erreichten wir die „Adlersruhe“. Hier stellten sich die Spuren der Luftveränderung bei mir ein. Uebligkeit im Magen und Schlafsucht. Erstere besiegte ich durch zwei in Rhum getränkte Stücke Zucker, letztere aber überwältigte der grimmig kalte Westwind. Der Genuß des Sonnenaufgangs und eine schöne, wenn auch beschränkte Aussicht blieb uns nur kurze Zeit, der stürmende Westwind jagte uns bald eine Masse schmutziger Nebel entgegen, die selbst die Sonne verfinsterten.

Da ich das Unglück hatte, im weiteren Aufsteigen den Gesichtskreis immermehr in engere Gränzen gebannt zu sehen, so will ich es versuchen, solchen zu schildern, wie ich ihn von der „Adlersruhe“ hatte.

Gegen Süden, wo auf Momente die jagenden Nebel einen kurzen Einblick gestatteten, und wo der Himmel in weiter Ferne in größter Klarheit prangte, bot sich den Blicken der hohe Bergwall der Karnischen Alpen dar, umsonst bestrebte ich mich jedoch, mit dem Rohre bewaffnet, im Hintergrunde das adriatische Meer zu entdecken.

Im Südwest hatte man eine weite Einsicht in das Labyrinth der Tiroler-Alpen. Gegen West hemmten leider die dort tanzenden Nebel jeden Einblick, desto interessanter aber war der Anblick der blendend weißen Eispyramide des „Großvenedigers“, welche die Nebel weit überragte; im Kurzen tauchten auch die „Dreiherrenspitze“ und andere eisgraue Häupter minderer Cathegorie auf. Gegen Nordwest in die bairische Ebene verdeckte uns die schlanke Pyramide des Großglockners die Einsicht.

Gegen Norden boten sich unsern Blicken in klaren Umrissen die „Salzburger“-, „Berchtesgadner“- und „Oberösterreicher“-Gebirge, dar; das „steinerne Meer“, der „ewige Schnee“, das Tennen-Gebirge“ glotzten uns mit ihren wildzerklüfteten Wänden und Zinken an, weit überragte jedoch solche im Hintergrunde die hohe Pyramide des „Watzmanns“.

Gegen Nordost thürmten sich die Berge des Salzkammergutes, und die die Gränze desselben gegen Steiermark bildenden Gebirge mit dem hohen „Dachstein“ auf. In einem freistehenden stumpfen Kegel rechts von selbem glaubte ich Gevatter „Grimming“ in Steiermark erkannt zu haben.

Gegen Osten hatte man in nächster Nähe den „Hohen Aar“ und „Herzog Ernst“ nebst anderen Schneegipfeln vor sich, in weiterer Ferne den „Radstädter-Tauern“ und über diesen die vom „Prebaspitz“ gegen „Rottenmann“ ziehende Kette, tiefer unten jedoch die die Gränze zwischen „Steiermark“ und Kärnten bildende Kette.

In diesem Gesichtskreise lag nun Berg an Berg in wildester Abentheuerlichkeit aneinander gereiht; — besonders aber fesselte den Blick im Norden, im nächsten Bereiche, das herrliche „Wisbachhorn“ mit seiner gegen Osten schroff abfallenden Wand, und seiner gegen Westen tadellos weißen Schneehülle; unmittelbar vor uns aber, wie mit Händen zu greifen, in Entsetzen erregender Steilheit erhob sich die noch 1600 Fuß hohe und zu erklimmende Glocknerspitze.

All diese Herrlichkeit war uns nur kurze Zeit vergönnt anzustaunen, denn, wie früher erwähnt, waren wir bald in dichten Nebel gehüllt, der erst nach 6 Uhr sammt dem Winde nachließ; die Sonne verbreitete wieder eine wohlthätige Wärme, der Glockner kam zum Vorschein und um 6 $^1/_4$ Uhr traten wir unsere Weiterfahrt an. Die Gefahren und die Art des Erklimmens, so wie Herabsteigens hat Major von Sonklar in seinen Reiseskizzen ausführlich, und Herr Doktor der Rechte Mannheimer aber in diesem Gedenkbuche unterm 21. August d. J. in möglichster Kürze treffend geschildert und hiedurch jede fernere Wiederholung unnöthig gemacht.

Ich werde mich daher nur auf die Daten der Hauptmomente beschränken und alles Uebrige weglassen.

Um 8 Uhr erreichten wir den ersten Gipfel. Leider beschränkte sich hier der Gesichtskreis immer mehr. Um 8 $^1/_2$ Uhr brachen wir vom ersten Gipfel auf und setzten Punkt 9 Uhr unsern triumphirenden Fuß auf die höchste Bergspitze Deutschlands.

Auf dem Gipfel vor der Abreise schickten sich die Führer zum Gebete an — der feierliche Moment, die hehre Umgebung und die überstandene Gefahr hatten einen viel zu starken Eindruck auf mich gemacht, als daß ich nicht vom ganzen Herzen in ihren Lobpreis des Allmächtigen mit eingestimmt hätte. —

Mit Ausnahme des „Pasterzengletschers“, der hier in seiner ganzen Großartigkeit sichtbar ist, hatte man in die Weite fast gar keine Aussicht mehr, da sich der Himmel mit dichtem Gewölke überzogen, und die Nebel sich auf alle Berge gelegt hatten; wir traten denn auch nach $^3/_4$ Stunden um $^3/_4$ 10 Uhr den Rückweg an, erreichten den ersten Gipfel in einer halben Stunde um $^1/_4$ 11 Uhr, die „Adlersruhe“ um $^3/_4$ 11 Uhr, die „Hohenwartscharte“ um $^3/_4$ 12 Uhr. Am Fuße des „Leitergletschers“ wurde $^3/_4$ Stund gerastet und ein tüchtiger Imbiß genommen.

Von hier aufbrechend überfiel mich ein heftiger Kopfschmerz, der jedoch noch glücklicherweise vor Heiligenblut ganz aufhörte. Um $^3/_4$ 2 Uhr erreichten wir die „Leiterhütte“, hier wurde abermals $^3/_4$ Stunden gerastet, um $^1/_2$ 3 Uhr setzten wir unsern Marsch fort und kamen um $^1/_2$ 5 Uhr — ich zwar ziemlich müde, sonst aber ganz wohl, in Heiligenblut an.

Die Heiligenbluter hatten die Aufmerksamkeit, mich mit Pöllerschüßen zu überraschen, die wegen des herrlichen Echo's imponirend klangen.

Der liebevolle Herr Pfarrer, der Ortsvorstand und mehrere gerade anwesende Reisende empfingen mich mit freudestrahlendem Gesichte und Jubel.

Wenn gleich der Glockner nicht jene Berühmtheit hat, wie der Montblanc, so glaube ich doch kühn die Behauptung aufstellen zu können, daß letzterer Berg nicht jene Schwierigkeiten darbiethet wie der Glockner. Ich habe den Montblanc nie gesehen, besitze jedoch mehrere genaue Beschreibungen und auch einige Ansichten von Montblanc's-Ersteigungen, nirgends finde ich aber jene schauerlichen Stellen an ihm, wie sie der Uebergang vom ersten zum zweiten Gipfel des Glockners biethet; ich halte dafür, daß der Glockner die ihm mit Recht gebührende Berühmtheit bis nun noch nicht im vollem Maße erlangt hat, weil die Mehrzahl die großartigen Naturschönheiten, die unser herrliches Vater-

land biethet, noch immer mit viel zu viel Geringschätzung betrachtet, und nebstbei leider eine gewiße, man könnte sagen, besangene Caprice besteht, welche die Schweiz und ihre Berge als das schönste, was es gibt, hinstellt und alles Uebrige in eine secundäre Stellung verweist.

Zum Schluß noch ein Wort über die Führer. — Meine Führer waren Christoph Pichler, Peter Granögger und Balthasar Lackner. Die außerordentliche Sorgfalt und Theilnahme, mit welcher diese Leute über die Sicherheit des ihnen anvertrauten Menschenlebens wachen, die Gefahren und Mühen, welche sie überstehen, und ihr anspruchloses und bescheidenes Betragen flößen unwillkührlich Achtung ein, und sind Ursache, daß man sie mehr als Freunde, denn als gedingte Fremdlinge betrachtet.

Endlich muß ich noch zum Lobe des Heiligenbluter-Gasthauses des Herrn Anton Schober erwähnen, daß man in selbem sehr gut aufgehoben ist, und sich sehr wohl befindet.

Emerich Holsmay,
k. k. Hauptmann.

Außer diesen fünf im Detail beschriebenen Glocknerbesteigungen im Jahre 1857 findet sich noch Folgendes im „Glocknerbuche" verzeichnet:

„Ich war so frei, den 14. September auf der höch-„sten Spitze des Großglockners gewesen zu seyn."

Markus Pernharl,
aus Klagenfurt.

„Nachdem mir die wiederholte Besteigung des Groß-„glockners am 15. September, wo ich nur bis auf den „Salmsgletscher kam, nicht gelungen, so wurde ich dafür „am 17. September vollkommen entschädiget. Ich bestieg „wieder die zweite und höchste Spitze, und genoß eine „ganz vollkommene, wolkenlose Aussicht, so zwar, daß ich „das ganze „Panorama" aufnehmen konnte. In Hinsicht „der Führer kann ich nur meine Bewunderung aussprechen."

Markus Pernhart,
aus Klagenfurt.

„Mit Herrn Pernhart bestieg ich am 14. September „die höchste Glocknerspitze, und begleitete denselben auch am „17. September auf die erste Spitze."

Jakob Koller,
Jurist in Wien.

„Am 21. September war ich am „Brennkogl" und „genoß die schönste Aussicht, so wie am 24. September, in „diesem Monate zum Drittenmale, auf des Glockners „erster Spitze."

Markus Pernhart.

Unter den Glocknerbesteigungen im Jahre 1857 lesen wir auch unterm 27. August die beiden Engländer Ames und Pool, so wie unterm 23. August ebenfalls die Namen zweier Bewohner Großbrittaniens, die aber nicht zu entziffern sind. Die zwei letztern Insulaner sah Mittheiler dieses bei seiner Ankunft in Heiligenblut am 28. August, als selbe einige Stunden vorher von der höchsten Glocknerspitze herabkamen; ebenso sprach ich auch mit einem der Erstern, der gut deutsch redete, am 27. August Nachmittags gegen 5 Uhr, als er mit seinem Gefährten eben die Reise dahin antrat, und die Willens waren, die Rückreise über „Kals" zu machen.

Endlich bestiegen auch am 21. September mehrere Bauernbursche von Heiligenblut und der Umgegend den Großglockner, denen sich auch Sidonia Schmiedl, Paulbauers-Tochter von Rojach in der Heiligenbluter-Gemeinde anschloß; sie wird seitdem von den dortigen Bewohnern scherzweise die „Glocknerfrau" genannt.

S. M. M.

Hesperus.

Wie schön ist doch der Abend!
Es wehet sanft und labend
Der West, der Kühlung facht;
Es rauschen rings die Bäume,
Sie tauschen wohl die Träume
Sich aus von heute Nacht? — —
Des Himmels weite Räume
Sind voll von Sternenpracht.

Doch unter allen Sternen
Strahlt dort in jenen Fernen
Der Abendstern so rein;
Wie schimmert er so blinkend
Und flimmert uns zuwinkend
Im gold'nen Purpurschein. —
Aus seinem Lichte trinkend
Möcht ich ein Stern auch seyn!

O könnt' ich aufwärts dringen
Zu dir mit Adlerschwingen,
Und sähe dann herab
Auf meine stille Erde,
Die kleine, die mich nährte,
Wie in ein dunkles Grab —
Wo Kummer mich verzehrte
Und Sorge mich umgab.

Sie wären dann zerstoben,
Denn dort im Aether oben
Herrscht Schmerz und Kummer nicht;
Dort wohnen reine Freuden
Und sonnen, frei von Leiden,
Die Geister sich im Licht.
Doch kann ich hier nicht scheiden
Bevor das Auge bricht.

Allein in jener Stunde,
Wenn, Herr, aus deinem Munde
Der Ruf an mich ertönt,
Erfüllet sich mein Hoffen,
Enthüllet sich mir offen
Was jetzt der Geist nur wähnt. —
Ich überschreit' den schroffen
Abgrund, der uns getrennt.

Rudolf F*.

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Wir haben M. Pernhart's „neun Glockner-Bilder", welche die Aufmerksamkeit der freundlichen Beschauer vorzugsweise anziehen, bereits in Nro. 20 der „Carinthia" besprochen, und zu erklären versucht — nun erübriget uns nur noch, bevor die Ausstellung geschlossen wird, auch der uns vom Wiener-Kunstvereine zugesendeten Gemälde, wenigstens der vorzüglicheren, zu gedenken.

Das große historische Gemälde von J. van Brée (Nro. 1), „die Abdankung Kaisers Karl V." verdient eine besondere Beachtung. — Im Rathhause zu Brüssel befindet sich von Louis Gallait ein Gemälde mit fast lebensgroßen Figuren, welches dasselbe Ereigniß zum Gegenstande hat. Wir kennen nur einen kleinen Umriß davon, sehen aber aus demselben, daß beide Künstler in der Auffassung und Ausführung bedeutend von einander abweichen. Bei Gallait ist K. Karl im vollen Kaiserornate dargestellt, da er hier nur in schwarzer Kleidung mit dem Orden des goldenen Vließes an einfacher Goldlette erscheint. Auf beiden stützt sich K. Karl mit der linken Hand auf den Prinzen von Oranien, den Schweigsamen, den rechten Arm aber hält er wie schirmend auf seinen vor ihm knieenden Sohn Philipp II. von Spanien. Des Kaisers Blick ist im ersteren Bilde auf die Versammlung, in dem uns'rigen aber zum Himmel gerichtet. So wie in Gallait's Gemälde die Frauen dem Kaiser zur rechten sich befinden, hat van Brée selbe dem Kaiser zur linken Seite gruppirt. Wir glauben unter denselben des Kaisers Schwester Maria, verwittibte Königin von Ungarn, seit 26 Jahren Statthalterin der Niederlande, ferners Karl's älteste Schwester Eleonora von Oesterreich, Wittwe des Königs Franz I. von Frankreich, dann des Kaisers Tochter Maria, Gemahlin Maximilians von Böhmen, zu erkennen. Neben Philipp im Vordergrunde steht nach unserer Meinung der Bischof von Arras (Cardinal Granvella). Die übrigen zahlreichen, größtentheils durch dieses nicht erwartete Ereigniß in Bestürzung versetzten und mannigfaltig gruppirten Personen zu bezeichnen, wagen wir nicht, da nur der Künstler selbst eine nähere Bezeichnung derselben zu geben vermochte, die aber nicht mitgesendet wurde, wodurch doch das Ganze viel an Interesse gewonnen haben würde. Unter den Anwesenden befinden sich charakteristische Köpfe, und lassen uns hie und da die historischen Personen nur ahnen, die sie bezeichnen sollen, z. B. Maximilian von Böhmen, Emanuel Philibert Herzog von Savoyen, die Grafen Egmont und Horn, Philipp von Montmorency u. s. w. Manche Figuren zur Rechten des Kaisers sind uns räthselhaft, so der blasse Mann mit der Dogenmütze und die hinter demselben gruppirten afrikanischen Physiognomien; auch fehlen die damals an den großen Herrscherhöfen gebräuchlichen Zwerge und Lustigmacher nicht, von denen in jeder der beiden Ecken des Bildes einer postirt ist. Ungeachtet des vielfach Unerklärlichen, besonders in den Figuren, gewinnt das Gemälde immer mehr an Interesse, je länger man dasselbe betrachtet, und vor welchem man auch — Pernhart's Glocknerbilder ausgenommen — stets die meisten Kunstfreunde versammelt findet.

Unter den Landschaften nennen wir besonders L. Halauska's „Walchensee in Baiern" (Nro. 27) wegen der in dem Ganzen so wohlthätig herrschenden Harmonie, dem wir C. Lafitte's „Achensee in Tirol" (Nro. 26) anreihen. Werthvolle Bilder sind auch: „Nach dem Regen" (Nro. 8) und „Fernsicht" (Nro. 10), beide von P. L. F. Kluyver in Amsterdam. Noch zwei liebliche Bildchen auf derselben Wand sind: C. Brioschi's „Motiv aus Guarnero mit der Insel Cherso" (Nro. 9), und A. Stademann's „Winterlandschaft" (Nro. 7). Nicht zu übersehen sind J. C. B. Püttner's mit vielen Figuren belebte „Holländische Stadt mit Canal" (Nro. 34), K. Karsen's „Canal und Stadtansicht" (Nro. 24) und A. Schiffer's „Erlaf-See bei Maria Zell" (Nro. 36). — Mit dem Namen Baumlandschaft möchten wir gerne einige speziell bezeichnen, da Bäume in denselben das Hauptstudium ausmachen und besonders beurtheilt zu werden verdienen. Darunter sind zwei von dem „Eichenmaler" Joseph Holzer in München: „Waldlandschaft" (Nro. 25) und „Waldpartie" (Nr. 28) hier ausgestellt, und wohin auch zum Theil G. Jäger's „Motiv aus dem Etschthale" (Nro. 13) gehört. — Aus unserm Alpenlande hat uns M. Pernhart auch eine „Parthie aus dem Maltathale" (Nro. 23) geliefert, die besonders den Kärntner und Freund der Alpennatur ansprechen wird.

Unter den Marinen zeichnet sich H. Hulk's „bewegte See" (Nro. 41) vorzüglich aus. — Ueber die Beleuchtung, die sich ganz eigenthümlich dem Auge darstellt, in van der Venne's „Abend auf dem Meere" (Nro. 14) kann nur der ein Urtheil fällen, der einen solchen gesehen zu haben zu den Erlebnissen seines Lebens zählen kann.

Unter den Gemälden, die das Fach der Architektonik vertreten, verdienen „das Innere des Domes von Assisi" (Nro. 11) von Helst in Berlin, und C. Springers „Stadtansicht" (Nro. 44) Erwähnung.

Von den Thierstücken gefällt besonders M. Pernhart's „Fuchs" (Nro. 19), nach demselben R. Swoboda's „Schafe" (Nro. 18), der sich Gauermann zum Vorbilde scheint gewählt zu haben, sowohl in den Thiergestalten als auch in Gräsern und Lustpartien. — „Hühner-Bilder sehen wir zwei, ein größeres vom Wiener-Kunstvereine angekauftes von W. Tornau (Nro. 32), und ein kleines, zwar brav gemaltes aber sehr theures Bildchen (315 holl. Gulden) von C. Jaques in Paris (Nro. 43).

Wenn wir die Genregemälde durchmustern, so ragt Hanno Rhomberg's „die gelungene Prüfung" (Nro. 39) hoch hervor. Die feinen Nüancirungen in allen handelnden Personen, dem Lehrer, dem Knaben und dessen Eltern fesseln den Kunstjünger wie den Kunstfreund in gleichem Grade, und geben ein unläugbares Zeugniß von der großen Befähigung Rhomberg's in diesem Fache, wobei besonders die fleißige Ausführung auch in allen selbst den kleinsten Beigaben dem Künstler zum Ruhme gereicht. — Verdienstvoll, wenn gleich minder anziehend, ist „der Schulzwang" von M. Ebert aus Düsseldorf (Nro. 40). Unter den übrigen mehr oder minder ansprechenden Genrebildern gefiel uns am besten F. Schamms „Römische Wallfahrer" (Nro. 31), welche Darstellung auch ohne Erklärung von Jedermann verstanden werden muß, worin hier besonders das Verdienst besteht, was leider so oftmals vielen Genrebildern mangelt. — Ähnliches zeigen uns auch van Embden's „Pagen" (Nro. 2), wenn auch nicht so deutlich. — Noch nennen wir hieher gehörend, A. Schönn's „Zigeuner-Familie" (Nro. 45), auffallend durch den markigen Pinsel, H. F. Tenkate's „Unglück im Spiele" (Nro. 48) und desselben Kunstjüngers „Concert" (Nro. 46) — endlich A. Steinach's „Rückkehr von der Jagd" (Nro. 20). Von Ernst Moser's in Gratz drei Piecen spricht am meisten „das wiedergefundene Bildchen" (Nro. 3) manche Beschauer an.

Indem wir, des Raumes wegen, noch so manche Gemälde, die Kunstfreunden zusagen werden — unbeschadet ihres Werthes — übergehen, müssen wir auch Adalbert Schäffer's „Vase mit Rosen" (Nro. 33) gedenken, welches ziemlich große Gemälde als eine schöne Zimmerzierde in Manchen den Wunsch, Eigenthümer desselben zu werden, hervorrufen dürfte, und welches auch gewiß einem der Aktienbesitzer zu Theil werden muß, da es vom Wiener-Kunstvereine um 230 fl., zur Verlosung am 29. Oktober, angekauft wurde.

Da wir nochmals auf M. Pernhart's „neun Glocknerbilder" die Aufmerksamkeit hinlenken, schließen wir diese gedrängte Anzeige mit der Hoffnung einer baldigen zweiten Gemälde-Ausstellung in diesem Jahre, die befriedigend die Zahl der Aktienabnehmer vermehrt.

M.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 5. Juni. 1858.

Die Thurmuhr.

Es schnurrt die Uhr, der Hammer steigt,
Und fällt auf's blanke Erz,
Und schlägt, derweil es Zwölfe zeigt,
Und Alles ringsum schläft und schweigt,
Selbst mancher wilde Schmerz.

Im Schloßhof nur, wo's nächtig zieht,
In Liebesglück gewiegt
Ein Junge steht für sie erglüht,
Die lieblich hold, wie Pfirsichblüth'
Sich zärtlich an ihn schmiegt.

„Eh'vor du gehst, vernimm den Schwur
„Mein Lieb" . . . hier schlug es zwölf,
„So viele Jahr' noch schlägt die Uhr,
„Tilgt nichts vom Herzen deine Spur,
„So wahr mir Gott einst helf'!"

Die Uhr summt fort, — ihr graut vom Schwur
Zu so gar ernster Stund',
Hart ist das Erz, und stark die Uhr,
Wie, Maid, wie magst du halten nur,
Was jetzt beschwor dein Mund? —

Der Junge zieht getröstet fort,
Er hat ja ihren Schwur,
Mußt' er auch fern an fremden Ort,
Ihn tröstet das beschworne Wort —
Und auch die gute Uhr.

Zur Jungfrau aber trat ein Mann
Gar fein und wohlgestalt,
Der bald mit Kunst und Art gewann,
Daß ihres Liebsten Bild verrann —
Da doch die Uhr noch schallt.

O schwache Maid', o wahr' dein Herz,
Verführung nimmt es hin,
Hörst du denn nicht das helle Erz,
Ahn'st du denn nicht des Jungen Schmerz,
Wenn du, sein Lieb, dahin.

Sie ist vom Fremden ganz umstrickt,
Für gute Warnung taub,
Ach weh', die Blume ist gepflückt,
Ach weh', die Blume ist geknickt,
O Jammer, welch ein Raub! —

Und eine schwüle Sommernacht,
Derweil ein Wetter dräut,
Sie mit dem Fremden zärtlich wacht,
Derweil es draußen blitzt und kracht,
Und Schlag an Schlag sich reiht.

Sie fällt — und schwefelblaues Licht
Mit grausem Donnerknall
Durch die geborst'nen Fenster bricht, —
Sie hört', o schrecklich Strafgericht —
Die Uhr zum letzten Mal.

Denn eine Feuerschlange fuhr
Hernieder auf das Erz,
Zerriß die gute alte Uhr
Mit Wuth bis auf die letzte Spur —
Und dann — das falsche Herz.

L. W.

Die Alpe „in der Riegen"
bei Kolbnitz im Möllthale.

Berge sind der Lieblingssitz der Musen,
Sind der Erde schönster Theil,
Ach, wie sehnt' ich — Berge — mich nach euch!
Bürde.

Nicht nur in die endlose Weite des Weltmeeres, den wilden Seesturm mit seinen oft schrecklichen Folgen für Leben und Eigenthum, nicht nur in den schaurigen Ausbruch eines Vulkanes mit den weithin vernichtenden Gewalten, sondern auch in den Anblick anderer Riesengebirge, der himmelanstrebenden Gipfel mit den oft phantastischen Gebilden, in die Schau in das nächtige Dunkel eines Tiefthales, den donnernden Sturz eines felsenwälzenden Gießbaches und in die Ferne, wo sich das Himmelsgewölbe mit der Erdkruste in fast farblosen Tinten zu verschmelzen scheint — hat die Natur den Ausdruck des unermeßlichen Großen und furchtbar Erhabenen gelegt, und dem Wanderer das Ehrfurcht Gebiethende ihrer Größe, Macht und Herrlichkeit veranschaulichet.

Ueberraschend und erhebend zugleich für den Naturfreund ist die Schau in das gewitterschwangere Wolkenwogen mit dem Zickzack der Blitze im Thale unter ihm, und wie von unten herauf der Schall des Donners wie ein Mahnungston der Allmacht durch den Gehörsinn sein Gemüth erschüttert.

In der Alpenwelt, die ich viel durchwanderte, habe ich oft das Große und Erhabene mit dem Lieblichen in schönster Abwechslung getroffen. Oft hat der Anblick eines oder des anderen Alpengemäldes mir einen Wonnerausch zugezogen, gleichsam als ob die Natur durch diesen unbeschreibbaren Ausdruck hätte sagen wollen: Wanderer stehe still und bewundere die triumphirende Macht meiner Schönheit! —

Einstmals traf ich in einem Hochthale auf einem freien Platze, wo man nicht abzusehen im Stande ist, wie solche dahin gekommen, Steinblöcke übereinander liegen, von denen der eine Block eine Pyramide, ein anderer ein Prisma, oder einen Säulenschaft u. dlg. vorstellte, gleichsam als ob die Natur diese von ihr geformten Baustücke zum Aufbaue eines nach ihrer Art und Weise im zwanglosen Baustyle eingerichteten Prunkgebäudes zu verwenden die Absicht gehabt hätte.

Und diese seltsamen Baustücke waren wieder überhangen und beschattet von den Zweigen einiger Trauerpirken, um solche gleichsam den Blicken profaner Augen zu entziehen.

In anderer Gegend stiegen wieder Felsenmauern mit Strebepfeilern auf und in solchen geraden Linien, daß man glauben möchte, ein geschickter Baukünstler habe mit seinem Winkelmaße und seinem Senkblei den Bau geleitet, um den Unterbau zu einer mit Morgenroth durchschimmerten Nebelhülle eines Geisterfürsten der Alpenwelt zu bilden.

Und wie oft im wechselvollen Leben aus einer harten Lage der Uebertritt in ein freundlicheres Seyn sich gestaltet, so geschah der Uebergang zuweilen aus solchen graulichen Felsenhallen in nicht geahnter Schnelle in ein lachendes, von einem Forellenbache durchschlängeltes Alpenthal, wo an Farbenschmelz eine Blume die andere zu überbiethen schien.

Dem denkenden Alpenbesucher wird es aufgefallen seyn, daß, wenn oft in einer Alpe die Natur sich auch nicht in schönen malerischen Scenerien, woraus das Auge der Gottheit in vollster Klarheit blickt — sich darbiethet, so will diese gütige Freundin der Menschen aber auf andere Weise die Mühen des Besuchers mit den vielen in ihren weiten Bereichen vorhandenen werthvollen Gaben und Schätzen entschädigen.

Es findet in einer und der anderen Alpe mit solch einfachen Umrissen und Schattirungen bald offen, bald verborgen der Botaniker und rücksichtlich Mediziner, der Hydropathe und Hydrologe, und auch oft wieder der Zoologe, der Geognost und Mineraliensammler, der Berg- oder Forstmann oder Andere auf überraschende Weise vortheilhafte Rechnung und Bereicherung ihrer Wissensschätze und damit oft überschwengliche Befriedigung ihrer Wünsche.

In den Bereich der malerischen Alpen gehört jene „in der Riegen" bei Kolbnitz im Möllthale.

Von diesem Pfarrdorfe weg über Oberkolbnitz führt der Alpenweg im Riegen-Graben an dem Wildbache aufwärts in der Richtung gegen Norden in die bei drei Stunden entfernte Alpe.

Unterwegs erblickt man die tiefen Riesen und Aushöhlungen in den Seitenflächen des Grabens, welche die „Gies" im Jahre 1848 bewirkt hat, durch welche Calamität so viel Waldboden und durch Jahrhunderte gut cultivirter Ackergrund und Wiesland mit dem besten Edelheu nebst Gebäuden zu Grunde gegangen sind.

Fast zu gleicher Zeit mit einem Wasserfalle erblickt man auch schon das romantische von einem geheimnißvollen Zauber umgebene Alpenthal. Der Hintergrund dieses Thales ist von der Fläche der Hochalpe und vom Gamskogel begrenzt.

Auf dieser Hochalpenfläche gewahrt man nichts als Steingerölle, und sonderbar! eben hier ist die Fettweide, bei den Anwohnern „Masthalt" genannt. Die zwischen den Steinen hervorsprossenden nahrhaften Grasbüschel erschaut man erst, wenn man diese Hochalpenfläche unmittelbar betritt.

Das muldenförmige Alpenthal in der Riegen ist bei einer halben Stunde lang, und an der Hinterseite durch querüber wie glatte Mauern senkrecht aufsteigende Felswände, welche gleichsam die Stützen des Hochalpenplateau bilden — abgegrenzt.

Diese hohe Felsenmauer ist oben in der Mitte in sanften Bogen eingesenkt, und der „Riegenbach" bildet hier, um den Anblick zu verschönern, einen Wasserfall, dessen Wasser sodann die grüne Thalsohle in malerischen Windungen durchschlängelt.

Links am Thalanfange stehen die Alpenhütten, und rechts dehnt sich der ansteigende Wald aus Fichten, Lärchen und Zirbelkiefern.

Was aber den Eindruck besonders steigert, ist der erwähnte Gamskogel. Derselbe erscheint als ein in verlängerter Würfelform in den Himmelsraum aufsteigender Felskoloß, und schaut im Hintergrunde von der ersten Terrasse der Hochalpe auf der rechten Seite gleichsam wie ein riesiger Wächter in das freundliche Alpenthal herab. Dieser Wartthurm-ähnliche Gamskogel hat in der Mitte eine ziemlich tief herabgehende Spalte, welche den Gemsenjägern zum Stande dient, da die auf der Treibjagd flüchtigen Gemsen hier auf der einen Seite einspringen, während von der andern aus dem Rohre des lauernden Schützen der tödtliche Schuß hallt.

Der Aufgang in die oben bezeichnete Hochalpe geschieht am sichersten auf der rechten Thalseite unter dem Gamskogel vorbei, wo man dann den Anblick des mit ewigem Schnee bedeckten, 9364 Fuß hohen, in seinem Innern Erzführenden Reiseck genießt.

Von der gegen Osten zunächstgelegenen Mühldorfer-Alpe geht die Sage, daß selbe einst einen See gebildet, welcher durch eine starke Erderschütterung ausgebrochen sey. Der seebeckenartige Thalgrund scheint diese Sage zu bestättigen. Die Thalform der Riegen-Alpe ist mit jener in der Mühldorfer-Alpe ganz conform, und die fächerartige Ausbreitung des Thalbodens bei der Ausmündung des Mühldorfer- und Riegen-Grabens über die ganze Thalfläche bis zum Möllflusse deutet deutlich darauf hin, daß in der Vorzeit eine derlei Eruption auch wirklich stattgefunden habe.

Meines Wissens ist diese malerische Riegen-Alpe noch nie von einem Landschaftsmaler in Augenschein genommen worden, ungeachtet selbe ganz geeignet ist, für die Nachahmung auf der Leinwand ein sehr anziehendes Sujet abzugeben.

J. F. M.

Die Freidl zu Wolfsberg.

(Beschluß von Nr. 16.)

An wen aber hat er sie verkauft? Ich glaube darauf mit voller Sicherheit antworten zu können; an seine Cousine Apollonia Zenegkh, Gattin des Andreas Zenegkh, Handelsmannes zu St. Veit. Ich kann mich hiebei zwar auf keine schriftliche Urkunde berufen, wohl aber auf etwas, was auch soviel werth ist, auf einen Denkstein, der sich zu Kirchbühel befindet, welcher Hof, wie wir bereits gehört haben, zu den Gütern gehörte, welche Christoph von seinem Oheime geerbt hatte. Dieser Denkstein, gegenwärtig auf der Nordseite des Gebäudes eingemauert, ist ein längliches Viereck mit drei Wappenbildern und einer Leiste darüber. Das erste Wappen zur Rechten (heraldisch, oder zur Linken des Beschauers) besteht aus drei horizontalen Feldern.

Im oberen Felde stehen drei Sterne, neben einander; im mittleren Felde sind fünf lateinische X aneinander gereiht, welche in der Mitte durch eine horizontale Linie durchschnitten sind; im unteren Felde aber ist eine Schnecke.

Ober dem Schilde erhebt sich ein Helm mit seiner Decke. Aus der dreizinkigen (mit drei Kleeblättern geschmückten) Krone ragen zwei Hörner empor. Zwischen denselben unten und je an der Oeffnung eines jeden Horns steht ein Stern. Außerhalb der Hörner rechts und links stehen die Buchstaben A. Z.

Das mittlere Wappen zeigt einen vertical in zwei Felder getheilten Schild, durch welche drei Balken in schräger Richtung von der Rechten zur Linken herabgehen. Ober dem Schilde erhebt sich der mit einer fünfzinkigen Krone und einer Decke geschmückte Helm, und aus der Krone ragen zwei mit der inneren Seite gegen einander gekehrte Flügel empor, außerhalb denen rechts und links die Buchstaben B. F. stehen.

Das Wappen zur Linken vor dem mittleren (zur Rechten vom Beschauer) enthält auf einem ungetheilten Schilde das Bruststück eines aufrechten, rechtsschauenden Löwen, und über dem Schilde einen ungekrönten Helm mit seiner Decke. Ober demselben ragt ein Flügel empor, mit dem Löwen in seiner Mitte. Rechts und links von dem Flügel stehen die Buchstaben A. E.

In der Leiste ober dem Wappen stehen rechts und links von der in der Mitte angebrachten Arabeske die Zahlen 15·92.

Nun welchen Familien oder Geschlechtern gehören diese Wappen an und was bedeuten die Buchstaben? Das erste Wappen gehört dem Geschlechte Zenegkh an (etymologisch Zehneck, denn die fünf lateinischen X durch die horizontale Linie in der Mitte durchschnitten geben zehn V, d. i. zehn Ecken) und die Buchstaben A. Z. bedeuten Andreas Zenegkh.

Das mittlere Wappen ist das Freidl'sche und die Buchstaben B. F. bezeichnen den Namen Bartholomäus Freidl.

Das Wappen zur Linken ist das Eberstorfer'sche und die Buchstaben A. E. bedeuten so viel als Apollonia Eberstorfer.

Die Zahlen auf der Leiste deuten an, daß der Denkstein im Jahre 1592 errichtet worden sey.

Dieser Stein, welcher in dem ehemaligen Gebäude, vor dessen Umgestaltung in die gegenwärtige Gestalt, ober dem Thore eingemauert war, und von welchem Herr Franz Edler v. Rosthorn, welcher jene Umgestaltung vornahm, mir 1832 eine genaue und saubere Zeichnung übergab, beweist, daß Kirchbühel im Jahre 1592 ein Eigenthum des Andreas Zenegkh und seiner Gattin Apollonia gewesen sey. Diese war eine Tochter des Andreas Eberstorfer und seiner Gattin Margareth, einer Tochter des Andreas Freidl, und war daher eine Nichte Bartlmä Freidls, der ihr ein Legat von 10,000 fl. vermacht hatte. Aus Dankbarkeit gegen diesen ihren Oheim und zur Erinnerung daran, daß derselbe eine Zeit lang Kirchbühel besessen habe, ließ sie sein Wappen, welches auch das ihrer Mutter war, zwischen dem Wappen ihres Gatten und dem ihres Vaters in die Mitte setzen.

Da der Stein ursprünglich über dem Thore eingemauert war, so scheint es, daß entweder der ehemalige Hof im Jahre 1592 einen Umbau erfahren habe, oder daß an der Stelle desselben ein ganz neuer Bau aufgeführt und bei dieser Gelegenheit der Denkstein eingemauert worden sey.

Wann Andreas Zenegkh und seine Gattin Kirchbühel von Christoph Freidl gekauft haben, ist unbekannt, wahrscheinlich aber um das Jahr 1579. Daß sie übrigens nicht bloß Kirchbühel sondern überhaupt alle liegenden Güter, welche Bartlmä zu Wolfsberg besessen und seinem Neffen hinterlassen hatte, von diesem an sich gekauft, ja auch die beiden Drahtziehen hinter Zellach und an der Groglitz, welche Mathias geerbt hatte, von dessen Witwe an sich gebracht haben, scheint aus einigen Nachrichten, welche Rauter in seinen handschriftlichen Aufzeichnungen mittheilt, klar hervorzugehen, in welche wir uns jedoch nicht weiter einlassen können.

So ward Bartlmä's Wunsch, daß seine Besitzungen bei dem Freidl'schen Geschlechte bleiben möchten, wenigstens in so weit erfüllt, daß sie an die weibliche Nachkommenschaft desselben kamen, nämlich an Apollonia, die Enkelin des Andreas Freidl, Gattin des Andreas Zenegk und nach ihrem Absterben an ihren Sohn Georg Zenegk, den man bereits 1597 als Besitzer findet. Doch behielt er diese Besitzungen nicht lang, indem er die Werkgaden bereits 1613 an Georg Melber, Bürger und Handelsmann zu Wolfsberg verkaufte. Wahrscheinlich verkaufte er um jene Zeit auch Kirchbühel.

Ich schließe diesen Aufsatz mit einem Verzeichnisse der Besitzer dieses Gutes, in so weit mir dieselben bekannt sind. Dasselbe dürfte trotz der Lücken doch manche meiner Landsleute, besonders aber den gegenwärtigen Herrn Eigenthümer interessiren.

Besitzer des Hofes Kirchbühel.

Vor 1358 vereinigte das Bisthum Bamberg das Ober- und Nutzeigenthum desselben in sich.

1358 gab Bischof Leopold III. von Bamberg dem Wülfing Ungnad zu Waldenstein für einen Hof „ob dem Haus zu Wolffsperg" (Katzelhof?) einen „Hof unter dem Weinperg" (Kirchbühel) zu Lehen. Von da an besaßen denselben die Ungnaden durch volle 200 Jahre bis 1564, in welchem Jahre Hanns Ungnad Freiherr von Sonneck und Waldenstein, stark verschuldet, starb.

1564 nahm Bamberg zur Deckung seiner Ansprüche an den Verlaß desselben den Hof Kirchbühel zurück und verlieh ihn, in welchem Jahre ist nicht bekannt, dem Bartlmä Freidl zu Lehen, worauf er bei diesem, seinem Neffen Christoph Freidl, seiner Nichte Apollonia Zenegk und deren Sohne Georg Zenegk bis etwa 1613 blieb. An wen er ihn verkauft habe, ist nicht bekannt.

Zwischen 1620 bis 1636 besaß ihn Hanns Göbl, Bürger zu Wolfsberg.

1637 meldete sich ein Graf Concin als Kauflustiger; ob er jedoch den Hof wirklich gekauft habe, ist nicht bekannt.

1650 soll ihn (nach Benedict) Maria Sidonia Egger besessen haben. Von da an bis 1738, also durch einen Zeitraum von 88 Jahren ist kein Besitzer von Kirchbühel bekannt; ich vermuthe jedoch, daß es während dieser Zeit im Besitze der Familie Scherer gewesen sey und zwar aus folgenden Gründen:

1. hieß dieser Hof, so weit ich mich noch zurück erinnern kann, bei dem gemeinen Volke nicht Kirchbühel, sondern das Scherer-Stöckl. Er mußte daher einmal und zwar durch längere Zeit einer Familie Namens Scherer angehört haben, weil sich sonst diese Benennung beim Volke nicht hätte bilden und festsetzen können. Für diese Familie als Besitzerin von Kirchbühel bleibt aber sonst kein Zeitraum als eben der von 1650 bis 1738.
2. war (nach Benedict) 1738 Paul Joseph von Tschabuschnig, vermählt mit Johanna Elisabeth, Tochter des Valentin Scherer, Besitzer von Kirchbühel.

   Hält man diese Angabe mit dem oben berührten Umstande zusammen, so scheint man zu der Annahme berechtigt zu werden, daß Kirchbühel durch eben diese Johanna Elisabeth Scherer an P. J. v. Tschabuschnig gekommen und der unmittelbar vorhergegangene Besitzer eben ihr Vater Valentin Scherer gewesen seyn möge. Da aber sein Leben den Zeitraum von 1650 bis 1738 nicht ausfüllt, so muß man weiter annehmen, daß schon sein Vater und vielleicht schon sein Großvater Kirchbühel besessen haben dürfte. Um die Mitte des 17. Jahrhundertes lebte Leonhard

Scherer, bambergischer Kanzler, zu Wolfsberg, dieser mochte daher Kirchbühel von der Maria Sidonia Egger nach 1650 an sich gebracht und nach seinem Tode 1659 seinen Nachkommen hinterlassen haben.

1738 besaß Paul Joseph von Tschabuschnig, vermählt mit Johanna Elisabeth, Tochter des Valentin Scherer, das Gut Kirchbühel. Nach seinem Tode vermählte sich die Witwe mit Adam Haim oder Haimb; das Gut aber blieb ihren Kindern aus der ersten Ehe, nämlich dem Sohne Karl von Tschabuschnig, der zu Kirchbühel geboren worden war, und den Töchtern Johanna Franziska, später Gattin des Franz Grillitsch und Maria Josepha, später Gattin des N. Tomantschger, welche es 1772 gemeinschaftlich besaßen. Karl, welcher sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, trat um 1774 gegen Entfertigung seinen Antheil den Schwestern ab, welche es am 1. Juni 1804 dem oben genannten Franz Grillitsch, Besitzer des Gutes Reifenstein und der Großwinklern- und Metniz'schen Gülten, verkauften. Von diesem ging es am 12. März 1808 durch Kauf an Jakob Tatschl, Besitzer der Judensteiner Hube zu St. Jakob, und von diesem durch Kauf an Auer, Bürger und Weißgärber zu Wolfsberg, über. Dieser verkaufte Kirchbühel an Georg Krazner, Besitzer der Dieschger-Hube, von welchem es Herr Franz Edler v. Rosthorn käuflich an sich brachte. Dieser umstaltete das ehemalige alte Gebäude in ein wohnliches, behagliches, freundliches Landhaus, und verschaffte dadurch der Umgebung von Wolfsberg eine ihrer lieblichsten Zierden. Als er nach Klagenfurt übersiedelte, verkaufte er Kirchbühel am 29. Dezember 1842 der Frau Maria Freiin von Herbert, welche es am 3. October 1843 ihrem älteren Sohne Herrn Paul Freiherrn v. Herbert überließ. Seitdem ward Kirchbühel durch einfache aber passende Anlagen zu einem überaus anmuthigen Landsitze umgestaltet; es bedurfte kaum der nachhelfenden Kunst, da die günstige Lage desselben und die herrliche Umgebung fast alles allein that. Denn das am Fuße des Weinberges gelegene Haus und die dahinter sanft ansteigende Anhöhe mit glücklich gewählten Aussichts- und Ruhepunkten gewähren eine bezaubernde Rundschau über das schöne, weit geöffnete, hier von der Chor-, dort von der Saualpe und im fernen Süden scheinbar erst von dem Ursulaberg, der Petzen und den Karavanka's begrenzte Thal, während der Blick in der Nähe von dem Prachtbane des neuen Schloßes und der darunter ausgebreiteten Stadt, so wie von vielen Kirchen, Schlößern und Burgruinen angezogen wird. Der Punct ist ein wahrer Pausilypos d. i. Trauerbeschwichtiger! Möge sich der Herr Eigenthümer desselben noch recht lang in ungestörtem Glücke erfreuen!

Martin I. Freidl,
Kaufmann und Gewerk zu Wolfsberg, † vor 1520.
Gattin unbekannt.

Andreas I. † 1533. 1. G. Apollonia Ambringer 1510—1518. 2. G. Margareth Endler 1520—1533, vermählte sich hierauf mit Georg Reger, erscheint 1546 wieder als Witwe, † um 1554.	**Martin II.** † 1562. G. unbekannt.

Aus der 1. Ehe. — Aus der 2. Ehe

Aus der 1. Ehe				Aus der 2. Ehe			
Georg, Kaufmann zu Venedig, † ledig 1564.	**Christoph I.,** Kaufmann zu Nürnberg † 1560. G. Maria N.	**Bartholomäus I.,** Kaufmann zu Venedig, † ledig 1576.	**Margareth,** 1. G. Erasmus Prunner. 2. G. Andreas Eberstorfer.	**Mathias,** † 1578, G. Barbara Amann, Besitzerin von Payerhofen.	**Johann,** † 1560, G. Radigund Waldmann, vermählte sich 1562 mit Lucas Saxo, Magister der freien Kunst.	**Cordula.**	**Sabina,** † vor 1550.

Kinder der Margareth:

1. Ehe	2. Ehe
Michael Prunner † 1571.	Apollonia Eberstorfer, G. Andreas Zenegg, Kaufmann zu St. Veit; beide lebten noch 1592 und besaßen Kirchbühel und die Freidl'schen Hammerwerke.

Georg, verkaufte um 1613 die Freidl'schen Besitzungen zu Wolfsberg.

Kinder des Christoph I.:

Sigmund, Andreas II., beide 1571 von ihrem Oheime Bartholomäus enterbt.	**Christoph II.,** Kaufmann zu Nürnberg; G. N. Tochter Georg Roggenbach's Doctors der Rechte, churfürstlich Mainz'schen Rathes und Advocaten zu Nürnberg.	**Anna,** G. Leonhard v. Wertheim 1571.	**Susanna,** G. Nikolaus Gößwein 1571.	**Regina,** 1571.

Bartholomäus II.
geboren am 29. August 1570.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 12. Juni. 1858.

Das Funkelkreuz.

(Kärntnerische Sage.)

Die Nacht hat ihren Sieg errungen
Und deckt das stille Alpenthal;
Vom dunkeln Himmel grüßet freundlich
Der Sternlein Millionenzahl.

Des Tages emsig wirres Treiben
Hat nun zur Ruhe sich gelegt,
Kaum, daß im leisen Abendwinde
Am Baume sich ein Zweig nach regt.

Der Bergstrom nur rauscht unverdrossen,
Der wild vom Fels zum Felsen schäumt,
Und trotzig mit zerschlag'nen Wogen
Sich dem Granit entgegenbäumt.

In grauser Höh' ob seinem Tosen
Als Steg ein karg bebau'ner Baum;
Nicht jeder mag darüber wandern,
Der kühne Jäger wagt es kaum.

Am andern Ende aufgerichtet
Ein Christusbild herniederschaut,
In stiller Trauer, ernsten Blickes,
Von leichtem Wasserstaub bethaut.

Dort wandelt nun im nächt'gen Schatten
Mit munterm Aug' ein Liebespaar,
Der Bursche jung und schlank, das Mägdlein
Mit holden Wangen, schwarzem Haar.

Der Bursche finstern Blickes schauet
Dem Schaum der wilden Fluthen nach,
Ihr drohend Sturmgebrause rüttelt
Sein schlafendes Gewissen wach.

Ihm war ja schon im fernen Lande
Ein Weib vom Priester angetraut,
Und nun so hold und glücklich lehnet
An seiner Brust die zweite Braut.

Den heil'gen Bund hat er gebrochen
Von neuem Liebesband umstrickt,
Das ist's, woran der Bach ihn mahnet,
Deßhalb er finster niederblickt.

Doch bald erheitert ihn das Mägdlein,
Der Liebe heil'ge Wundermacht;
Erhellt der goldne Blick der Sonne
Ja auch die düstre Wolkennacht.

Sie träumen von der Zukunft Tagen
Und ihrem schönen ros'gen Glück;
Da denkt der Bursche nicht mehr sinnend
An die Vergangenheit zurück.

Zwei Sternenschnuppen starben leuchtend
Im weiten, dunkeln Himmelsraum, —
Darauf erzählt im Scherz und lachend
Das Mädchen ihren letzten Traum.

„Am Fuße dieses Christusbildes
„Schien ich in finst'rer Nacht zu knie'n,
„Ringsum geheimnißvolle Stille,
„Der Wildbach selbst zog sanfter hin.

„Aus meinen Augen quollen Thränen,
„Des Schmerzes trauriger Tribut,
„Der tief mein Innerstes durchwühlte
„Mit unbarmherz'ger Furienwuth.

„Ein Dämon hat's mir zugeflüstert,
„Du seyst auf ewig schon vereint,
„Du, meines Lebens schönstes Hoffen,
„Deßhalb die Thränen, heiß geweint.

„Und wie ich so im tiefen Kummer
„Mit gläub'gem Sinn dieß Bild umschlang,
„Da glühten milde seine Augen,
„Ein süßer Trost mein Herz durchdrang."

Und munter scherzend sprach sie weiter:
„Nicht wahr, welch' sonderbarer Traum?
„Vielleicht hat er wohl nicht gelogen,
„Denn Männertreu verfliegt wie Schaum."

Doch finst'rer blickt der Bursche nieder
Bei jedem Wort aus Liebchens Mund,
Gewissens Rachestimme naget
In seines Herzens tiefstem Grund.

Er will sie frevelnd übertäuben
Und schlägt das Bild mit nerv'ger Faust, —
Das Mägdlein faßt ein kalter Schauder,
Der Bergstrom wilder niederbraust. —

„Sieh' diese morschen, losen Balken,
„Daran die hölzerne Gestalt,
„So wahr ihr Auge nie erglühte,
„Vielleicht schon hundert Jahre alt;

„So wahr hat auch Dein Traum gelogen,
„Der mich so schrecklich angeklagt;
„Mich soll des Baches Wuth verschlingen,
„Ist's so, wie er Dir angesagt."

Kaum hat er's wüthend ausgesprochen,
Da schweigt des Stromes Tosen still,
Als müßt' er seine Wasser sparen,
Er weiter fort nicht ziehen will.

Des Kruzifixes Augen leuchten
Wie glüh'nde Kohlen durch die Nacht,
Und brennen nieder auf den Frevler,
Von Gattes Rache angefacht.

Da faßt ihn furchtbares Entsetzen,
Es sinket ihm der freche Muth,
Die wilden Augen starren glanzlos,
Zum Herzen flüchtet sich sein Blut.

Mit Sturmeshast will er entfliehen
Van diesem unglücksel'gen Ort;
Das Kruzifix, — die tiefe Stille, —
Die Höllenangst, — nur fart, nur fort!

Dach ach, die schreckgelähmten Füße,
Die sind wie todt, sa bleiern schwer,
Des Körpers Last drückt ihn zur Erde,
Und zieht ihn nieder mehr und mehr.

Da biethet er betäubt, verzweifelnd
Die allerletzte Kraft noch auf,
Und eilet fart, doch zürnend falgen
Die glüh'nden Blicke seinem Lauf.

Zum ewigen Verderben leitet
Ihn Gottes furchtbar Strafgericht,
Mit Blindheit ganz geschlagen merket
Er dort den Schlund des Abgrunds nicht.

Er stürzt besinnungslas hinunter
In's schaurig tiefe Felsengrab,
Und van den Gliedern, ganz zerschmettert,
Lös't sich die freche Seele ab.

Der Strom darüber, teuflisch jauchzend,
Der Fluthen wilde Tänze zieht, —
Die kreisen fort seitdem bis heute,
Und nimmer schweigt ihr rauschend Lied.

Nach steht an ihrem Ufer schweigsam
Und altersgrau das Kreuzesbild,
Wie damals trauern seine Züge,
Noch ist sein Blick so ernst, doch mild.

Es flaß zum Ocean der Zeiten
Seitdem ein Säculum bereits,
Dach steht's noch fest und unversehret,
Und heißt noch jetzt das Funkelkreuz.

— 6 b —

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa,

Marschall Marmont, in Bezug auf Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 2.)

Marmont, General-Gouverneur von Illyrien.

Die Stellung, welche Marmont als General-Gouverneur von Illyrien einnahm, ist für uns von desto höherer Bedeutung, als er der erste war, welcher während der französischen Herrschaft diesen Posten bekleidete, mit dem ihm auch das Schicksal von Oberkärnten in die Hände gelegt war, und seine Verwaltung sich durch die neuen Einrichtungen und seine energische Weise, sie durchzuführen, auszeichnete.

In dieser Hinsicht schreibt er in seinen Memoiren (II. Band, I. Heft. Uebersetzung von Karl Goldbeck. Potsdam, 1857):

„Während meines (S. 201) ganzen Aufenthaltes in Illyrien ist keiner meiner Akte Gegenstand einer Mißbilligung (des Kaisers Napoleon) gewesen. Ich werde in diesen Memoiren die vorzüglichsten Umstände meiner Verwaltung berichten. Der Kaiser gab mir bei der Abreise die allgemeine Instruktion, auf's Beste zu handeln. Ich glaube diese Aufgabe erfüllt zu haben, weil ich zu gleicher Zeit den größten Vortheil aus den Hilfsquellen dieses Landes zog, die Bewohner schonte, Ordnung und Gerechtigkeit hergestellt und ihnen ehrenwerthe Erinnerungen, von denen ich große Beweise erhielt und welche für mich zu andern Zeiten mehr als einmal die Quelle wahren Trostes und des süßesten Genusses gewesen sind, hinterlassen habe." —

„Einer der Akte meiner Verwaltung (S. 204) war die Feststellung der Landes- und Administrativ-Eintheilungen. Ich verfuhr auch hier nach der Regel, daß es in jeder Sache ein ordnendes Prinzip gibt, welches die Materie beherrscht. Hat man es gefunden, so ist Alles leicht; findet man es nicht, so tappt man im Dunkeln und nichts ist dem gleichgestellt. Die Erfüllung dieser Pflicht führte mich zu folgenden Betrachtungen."

„Die Administrativ-Eintheilungen werden durch die Oertlichkeiten bedingt. Mit Ausschluß der großen Städte, in welchen der Zusammenfluß der Bevölkerung die Geschäfte unendlich vervielfältigt, soll nicht die Zahl der Bewohner, sondern die Ausdehnung des Landes als Norm dienen. Eine Behörde muß im Nothfalle innerhalb vierundzwanzig Stunden Nachricht von etwaigen Ereignissen in ihrem Bezirke erhalten können. Zufolge der Natur des Landes können demnach die Kreise mehr oder weniger ausgedehnt seyn: in einem Gebirgsdistrikt kleiner, als in einem flachen Lande, und in einem von großen Straßen durchzogenen Lande größer, als in solchem, wo diese fehlen. Nach diesem Prinzip gibt es ein anderes ebenso augenscheinliches. In vielen Ländern begrenzt man die Kreise und Provinzen durch Flüsse; nichts ist abgeschmackter!"

„Ich machte hiernach meine Landeseintheilung nach diesen Grundsätzen, überall, so viel möglich, die schon vorhandenen Eintheilungen beibehaltend, denn nichts widersteht den Völkern so sehr, als ihre Gewohnheiten ohne Noth wechseln."

Zwei Gegenstände waren es hauptsächlich, welche Marmont's Thätigkeit in Anspruch nahmen. Die Herstellung der Sicherheit in den an der türkischen Grenze gelegenen Bezirken und die der Strassen. Der Krieg hatte die Bande der Ordnung in jener Gegend gelockert, es war selbst in dem französischen Dalmatien zu Insurrektionen gekommen, und überhaupt zeigte sich unter der slavischen Nationalität wenig Neigung für das französische Regim. Die Folge jener Aufstände, die sich bis nach Krain erstreckten, war eine allgemeine Unsicherheit, wozu nichts so sehr beitrug, als das Eindringen bosnischer Schaaren, an die sich hie und da die Landesbewohner, ohnehin durch Noth auf das Aeußerste getriebener Gegenden anschlossen. Marmont übte an diesen Leuten eine drakonische Justiz. Er ließ einzelne Bewohner von Dorfschaften, die wie immer von den Kriegsgerichten der Theilnahme an Räubereien schuldig befunden wurden, vor ihren Wohnungen hängen; ihre Leichname durften nicht ab-

genommen werden und der Ort verfiel der militärischen Besetzung und den empfindlichsten Geldbußen. Dieses wirkte; und bald waren die Strassen an der türkischen Confin so sicher, wie die in Oberkärnten.

Die Strassenanlegung durch Dalmatien und einen Theil des Litorales war auch Marmont's Werk; allein wie würde er staunen, wenn er die gegenwärtigen Bauten, besonders die durch Krain führende Eisenbahn sehen würde, gegen welche Anlagen der österreichischen Regierung seine Anfänge nur Kleinigkeiten waren.

Auch das Schulwesen wollte er nach französischem Zuschnitte einrichten. „Ich setzte", schreibt er in seinen Memoiren (S. 221): „eine Weg- und Brückenmauth-Verwaltung aus den besten Civil-Ingenieuren der Städte und Provinz Krain ein, und übertrug deren Leitung dem aus Frankreich gesandten, sehr fähigen Ingenieur Blanchard. Auch beschäftigte ich mich mit dem öffentlichen Unterrichte, und errichtete zwei Centralschulen, eine in Laibach, die andere in Zara, und acht Lyceen in den größten Städten, zwei Kunst- und Gewerbeschulen, so wie Elementarschulen in allen Gemeinden. Der Unterricht in den höheren Schulen umfaßte Lateinisch, Französisch, Mathematik und Physik; die Schulen in Laibach und Zara würden mit der Zeit eine weitere Ausdehnung erhalten haben. Eine ziemlich große Anzahl von Stipendien wurde gestiftet und Alles so sparsam eingerichtet, daß das gesammte öffentliche Unterrichtswesen mit den Stipendien, die Elementarschulen ausgeschlossen, nicht über 250,000 Franken kostete."

Hierin jedoch war er am mindesten glücklich. Die französische Regierung, welche, wie er selbst gestehet, Illyrien zur Quelle für Geldeinnahmen und Soldatenaushebungen machen wollte, und ihm die Unterhaltung einer bedeutenden französischen Truppenmacht aufbürdete, benahm ihm die Mittel dazu, so wie die französische Conskription, welche im Jahre 1811 und 1812 eine Menge Menschenopfer forderte, die Studenten verscheute. In Klagenfurt gab es daher bereits im Jahre 1810, noch mehr in den beiden folgenden eine Menge Studenten aus Krain und Görz, welche theils als Gurker-, besonders Lavanter-Theologen Aufnahme suchten und fanden.

Auch in Villach, wie wir wissen, sollte eine akademische Schule, die man nachhin Gymnasium nannte, errichtet werden, die Professoren jährlich 1000 Franks Gehalt beziehen. Der gegenwärtige k. k. Notar zu Gmünd, Herr Janeschitz, damals Greffier bei dem Friedensgerichte im Villach, wurde zum Professor der Philosophie und ein ehemaliger St. Pauler-Kandidat, Langhainz zum Professor der Mathematik ernannt; Bonend erhielt die Lehrkanzel der Philologie und Giraud die der französischen Sprache. Das Gymnasium ging in kurzer Zeit aus Mangel von Schülern von selbst ein; denn zur Mathes meldete sich nur ein, zur Philosophie aber gar kein Student, aus welchem Grunde Herr Janeschitz jene Anstellung aufgab, Langhainz aber wurde dem Herrn v. Eisank, conservateur des hypotheques et receveur de l' enregistrement des actes judiciaires in Villach, als Suvnumerair d. i. Aushilfsbeamter mit Anwartschaft auf eine Anstellung beigegeben, den er jedoch aus Eigenem erhalten mußte; Bonend wurde Pfarrer in St. Martin und Giraud blieb auf eigene Rechnung Sprachmeister. Ein so baldiges und klägliches Ende hatte das Gymnasium oder die höhere Schule in Villach, der schon ursprünglich alle Lebenskraft mangelte, genommen.

„Bei meiner letzten Reise durch Villach," bemerkt Marmont weiter: „befand sich eine weibliche Erziehungsanstalt, die den Namen Jungfrauenstift führte, ein in der öffentlichen Meinung geachtetes und nützliches Institut, in großer Noth; ich ließ mir darüber Bericht erstatten, gab, was sie bedurfte, und sicherte so ihr Fortbestehen."

Thatsache ist es, daß die sogenannten Betschwestern in Villach durch ihn förmliche Lehrerinnen einer organisirten Mädchenschule wurden, eine fixe Besoldung angewiesen erhielten, das Institut selbst aber aufgehoben wurde, wornach dessen ältere Mitglieder nach Oesterreich, Kärnten, namentlich die Vorsteherin, unseres Erinnerns eine geborne Horner, und eine Schwester nach Völkermarkt auswanderten.

Ausser auf der erwähnten Reise, die Marmont bald nach seinem Regierungsantritt — in ihm war die Civil- und Militärgewalt vereinigt, der jedoch Intendant d' Auchy als Finanz-Verwalter oft den eingreifendsten Abbruch that — und auf einer Privat-Durchreise über Tarvis und Malborgeth finden wir Marmont weniger mit Oberkärnten sich befassen. Was indessen bleibender im Andenken war, ist die Ausschreibung eines bedeutenden sogenannten gezwungenen Darlehens, welches auf Dominien und Unterthanen nach dem altösterreichischen Domestikal- und Rustikal-Gulden vertheilt wurde und sehr schnell, daher doppelt drückend eingetrieben werden mußte. Dieses Darlehen bekam nach dem Pariser-Friedensschluße keine Vergütung, weil es, da Marmont solches zur Befriedigung seiner Prachtliebe angewendet hatte, als eine persönliche Forderung bei Marmont angesehen wurde, die natürlich wie alle derlei Ansprüche keine Erledigung erhielt.

Von der Reise, welche Marmont bei Gelegenheit der Feste, welche auf die Vermählung Napoleons folgten, nach Paris machte, und wohin auch eine Deputation aus Illyrien abging, sagt er in seinen Memoiren (S. 254) Nachstehendes:

„Während dieser ganzen Reise verlor ich nicht einen Augenblick die Verwaltungsgeschäfte aus den Augen. Jeden Tag brachte mir eine Staffette die laufende Arbeit, über welche ich meine Entscheidung gab. Nach Laibach zurückgekehrt, setzte ich meine gewöhnliche Lebensweise fort, ein Leben voller Geschäfte und Vergnügungen, denn beiden neben einander konnte ich mich mit der größten Leichtigkeit hingeben."

„Meine Lebensweise war eine regelmäßige und ich wendete meine Zeit wohl an; ich ließ mich nicht durch kleinliche Einzelnheiten stören und ablenken. Man kann ein tüchtiges Stück Arbeit nur bewältigen, wenn man Andere arbeiten läßt, geschickte Menschen anstellt und sich selbst nur die Sorge der Leitung, der Aufstellung der Prinzipien und der Beurtheilung des Fertiggebrachten vorbehält. Beschränkt man sich darauf (und man muß es, wenn man eine ausgedehnte Machtvollkommenheit hat), so behält man Zeit zum Denken und Ueberlegen, der Kopf ist immer frisch, d. h. stets im Besitz seiner vollen Kräfte. Alles fand sein Ende und seine Bestimmung durch mich; unabhängig von den außergewöhnlichen Verwaltungs-Geschäften, regulirte ich täglich Alles, was sich auf Finanzen, Inneres, Steuerverwaltung, Justiz und Marine bezog, und an deren Spitze eine Commission stand; ferner auf den Krieg hinsichtlich der kroatischen Truppen, oder so weit er die französische Armee betraf u. s. w. Ich verschob niemals etwas auf den folgenden Tag, was ich an demselben Tage beenden mußte, und doch waren vor 3 Uhr meine Geschäfte beendigt, alle meine Bestimmungen getroffen, alle Unterschriften gemacht, und ich brachte die übrige Zeit bis zum Abend auf Spaziergängen, Jagden, Festen und Vergnügungen aller Art zu."

Diese Selbstbiographie Marmont's als Gouverneur von Illyrien überhebt uns, weiters nachzuweisen, wie es

geschehen konnte, daß er die Geldkräfte des Landes auf vorhin beschriebene Art ausbeutete. Soviel wir aus nächster aber nun schon vereinzelnten und bald ausgehenden Tradition, denn es sind bereits 45 Jahre seines Waltens vorüber, wissen, hielt Marmont einen sehr glänzenden, man kann sagen, orientalischen Hof, wozu er sowohl bei dem Feldzuge in Egypten, als seinem mehrjährigen Aufenthalte in Dalmatien, wo er immer mit Türken verkehrte und ihnen als der Satrap Napoleon's imponiren wollte, die gebotenste Veranlassung hatte. Nun auf der Spitze seines Glückes, denn nachhin war es im Abnehmen und dem Verlöschen nahe, wollte er auch die Vortheile seines Zustandes, als Soldat nur auf augenblickliche Gunst der Glücksgöttin berechtigt, mit vollen Zügen genießen. Wir fügen daher jenem Bilde, welches er von sich selbst in seinen Memoiren entwirft, nachstehende Relation, welche wir aus guter Hand haben, bei. „Marschall Marmont Herzog von Ragusa kam von seinem Posten aus Dalmatien über Karlstadt durch Unterkrain nach Laibach. Man erzählt, daß er auf dieser Fahrt gegen die Behörden, welche ihm aufwarteten, sehr unfreundlich gewesen und besonders über den schlechten Zustand der Straßen gedonnert habe, mit dem Beisatze, daß dieß unter seinem Regime bald besser werden solle. In Treffen bewirthete ihn gelegenheitlich einer Rundreise der damalige Dechant Mušič zu Mittag, und Marmont soll bei dem Diner in beste Laune gekommen seyn, da ihm ein vergesetzter vorzüglicher Eilfer-Wein trefflich mundete, so daß er dem Dechante den Wunsch ausdrückte, von solchem Wein etwas nach Laibach zu erhalten. Dechant Mušič verehrte ihm ein Eimerfäßchen dieses ausgezeichneten Weines und soll fortan sehr in Gunst gewesen seyn. Wir erinnern uns an eine ähnliche Bewirthung in Kärnten zu Waldenstein. — In Laibach hat Marmont nicht die ständische Burg bezogen, sondern es mußte ihm der Bischofhof geräumt werden, in welchem er auch sein Central-Bureau hatte. Hier richtete er einen förmlichen Hofstaat als Herzog und General-Gouverneur ein; hatte seine Adjutanten, Sekretäre ꝛc. In der Domkirche erschien er zu Feierlichkeiten mit dem Herzogsmantel und nahm unter einem eigens errichteten Thronhimmel seinen Sitz."

„Marmont war streng im Dienste und nicht sehr freundlich im Umgange; große Diners und Bälle gab er selten, aber stets mit großem Pompe. Die Gesellschaft versammelte sich um die bekanntgegebene Stunde im Salon; er selbst war beim Empfange nicht zugegen, sondern erst, wenn Alles versammelt war, wurden die Flügelthüren der Nebenappartements geöffnet, und das Erscheinen des Herzogs durch Saal-Thürsteher angekündiget. Marmont hatte die Gewohnheit immer zu stehen, auch in seinem Bureau und ebenso unermüdet stundenlang bei den Soireen, zum großen Verdruße vieler Herren, die sich gern niedergesetzt hätten, was aber, so lange er stehende Conversation hielt, nicht convenabel war. Man erzählt, Marmont habe nur aus besonderer Herablassung dem Einen oder dem Anderen der versammelten Notabeln einen Sitz angetragen; auch ist es bekannt, daß er keinen der Landesadeligen in der Conversation mit seinem Titel als Graf oder Baron, sondern stets nur als Monsieur de — — ansprach. Außer den großen Etiquette-Soireen liebte er auch kleine Zirkel, zu welchen nur ein beschränkter Kreis von Bevorzugten Zutritt hatte; in diesen petit-cercles soll Marmont sehr heiter und liebenswürdig gewesen seyn, sehr aimable gegen Damen, und es gern gesehen haben, wenn sich die Elite der florirenden jungen Damenwelt in diesen cercles einfand. In diesen Abendgesellschaften wurden Tänzchen, kleine Spiele, jeux d' esprit u. dgl. m. aufgeführt, auch oft am Clavier gesungen. Madame la duchesse, die reiche Banquierstochter Perigord, soll dagegen weder mit Herren und noch weniger mit Damen liebenswürdig gewesen seyn; sie war eine kränkliche Dame, ihre Ehe kinderlos und sie hatte die Eigenthümlichkeit, nach orientalischer Weise auf einem Divan mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, prachtvoll und von Edelsteinen strahlend soll sie in ihrem Anzuge gewesen seyn."

Dieses ist vorderhand dasjenige, was wir über diesen, als Soldat, Feldherr und Hauptperson in dem großen Drama, welches im Jahre 1814 mit Napoleon's Abdankung, im Jahre 1830 mit der Vertreibung der ältern Bourbon's endete, und nun auch als Schriftsteller im Allgemeinen und für uns Kärntner als erster illyrischer General-Gouverneur höchst merkwürdigen Mann uns verschaffen konnten.

Literatur.

1. Theater von Kleroth. Prag, 1857. Druck von Fried. Rohlíček.

Dieses Bändchen Originaltheater (mit Nro. I. bezeichnet, also zugleich eine Fortsetzung ankündigend) enthält fünf kleine einaktige Lustspiele, von denen der Verfasser selbst zwei mit „dramatischer Scherz" und eines mit „Schwank" bezeichnet, and die also überschrieben sind: a) Der Pantoffel, b) Die Einsiedelei im Walde, c) Das Burggespenst, d) Der Raucher aus Liebe und e) Der Klopfgeist. Sie zeichnen sich alle durch einen heitern und witzigen Dialog und zeitgemäße Süjet's aus, und sind besonders Privatbühnen zu empfehlen, da selbe wenig Scenerien fodern, und leicht darzustellen sind, auch glauben wir ons nicht zu irren, daß selbe, mit Liebe in die Scene gesetzt, überall mit Beifall werden aufgenommen werden.

Von demselben Verfaßer — der aber hier seine Anonymität ablegt — sind auch folgende Bilder und Skizzen mit dem Titel:

2. Licht und Schatten. Novellen von Clemens Ritter von Weyhrother. Prag, 1858. Druck von Friedrich Rohlíček.

Diese hier gesammelten Novellen, welche unter obiger Ueberschrift hier schon in zweiter Auflage erscheinen, verdienen mit Recht jene Aufmerksamkeit, die ihnen auch bei ihrem ersten Erscheinen in verschiedenen Journalen zu Theil wurde. Jede dieser Novellen steigert die Spannung des Lesers bis zu Ende, empfiehlt sich durch eine einfache und doch blühende Sprache, behandelt mit feinem psychologischem Blicke das gewählte Erlebniß und weiß dadurch den strengeren Forderungen unserer Tage zu genügen. Wir erinnern die freundlichen Leser auf unsere Anzeige in Nro. 9 dieses Wochenblattes des „Jahrbuches des Erz- und Riesengebirges", welches in Verbindung mit Dr. Stanislaus Neumann von Clemens R. v. Weyhrother herausgegeben wurde, und auch vom Letztern Sagen, kleine Erzählungen und Reiseskizzen enthielt, die gewiß eben so wie die hier gesammelten Novellen sich werden Freunde erworben haben.

3. Schenken- und Kellersagen. Altes und Neues von Dr. Johann Nep. Vogl. Wien, 1858. Verlag von A. Wendelin.

Oesterreich's fruchtbarster Balladendichter hat mit diesen siebenzehn Sagen seinen ohnehin reichhaltigen Sagenkranz rühmlich vergrößert. Die Gewandtheit, mit welcher der Verfasser die deutsche Sprache zu gebrauchen weiß, und der gelungene Volkston, der in allen seinen rythmisch gegebenen Balladen und Sagen herrscht, eignen ihn besonders zu dieser Dichtungsart und werden seinen Namen, mehr als alle andern lyrischen Ergießungen, bleibend erhalten. (M.)

(Die Kärntner-Sänger.) In einem Briefe aus Kopenhagen vom 29. Mai l. J. heißt es: „Im Odeon gaben wir am 7. Mai das letzte Concert, und singen nun auf „Sommerlust" bei Thorup; es ist dieses das am meisten besuchte Sommerlocal in Kopenhagen, welches selbst Minister, Gesandte, überhaupt das ausgesuchteste Publikum mit ihrem Besuche beehren. Dabei befindet sich ein herrlicher Garten, in dem verschiedene Belustigungen, als Kegelspiel, Schießbahnen, Kraftübungen ꝛc. dem Publikum geboten werden. Wie zahlreich der Besuch ist, bezeiget die Menschenmasse, die sich am Pfingstsonntage dort einfand, und die man über 25,000 Besucher annehmen kann. Hier sind wir seit 8. Mai und zwar auf zwei Monate engagirt. Ein ausgezeichneter Klavierspieler begleitet unsere Liedervorträge. Die Besitzerin Madame Thorup äußerte sich schon mehrmals, uns den ganzen Sommer hindurch nicht fortgeben zu lassen, und wahrlich, der Beifall, der uns zu Theil wird, muß unser Bleiben bestimmen. Ein Herr aus Petersburg, der vorige Woche hier war, sagte, wir müßten nach Petersburg kommen, er würde uns, sobald er dort ankömmt, das Nähere schreiben u. s. w."

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 19. Juni. 1858.

Zur Geschichte der deutschen Mundarten.

Von C. F.

Neben der hochdeutschen Schriftsprache fanden schon seit Jahrzehenten auch die Idiomen ihre Bearbeitung in gerechter Würdigung ihrer Wichtigkeit und ihres Inhalts. Die Literatur weist bereits einen großen Reichthum von Volksliedern, Sagen, Märchen und Gedichten in verschiedenen deutschen Idiomen und Dialekten auf, wie sie in den Sammlungen aus alten deutschen Mundarten und Dichtungen erschienen. Wer unsere alte Sprache erforscht und mit beobachtender Seele ihrer Vorzüge gewahr wird, die sie gegenüber der heutigen auszeichnen, sieht anfangs sich unvermerkt zu allen Denkmälern der Vorzeit hingezogen und von denen der Gegenwart abgewandt. Dieß gilt besonders von der mittelhochdeutschen Sprache, wie Grimm's deutsches Wörterbuch (8 Lfrg., Seite 3) behauptet, ja selbst noch von den Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts trotz der damaligen Verwilderung und Rohheit.

Ein solches Denkmal ist aber nicht blos eine Schrift allein, die aus dem Alterthume gerettet wurde, sondern auch eine im Mittelalter von der deutschen Nation durch Auswanderung getrennte größere Gemeinde, die zwischen Menschen fremder Zunge ihre eigenthümliche Sprache rein erhalten konnte, wie sie etwa in Südtirol an der Etsch am Beginne des dreizehnten Jahrhundertes gesprochen wurde. Die Geographie von Oberitalien kennt eine solche deutsche Sprachinsel im Gebirge, wo man immer noch gerne Abkömmlinge der alten rohen Cimbrer erkennen möchte, welche 101 v. Chr. in Oberitalien eingefallen sind. Noch in Thaler's Geschichte von Tirol liest man S. 17: „Die Cimbri oder Symbrii sind Nachkommen der Cimbrer in Zimmers oder auf den darüber hinausliegenden Gebirgen.“ Obwohl die Geschichtschreiber keine Beweise für diese Annahme anführen, so galt doch bisher die Ansicht, daß diese Deutschen Ueberlinge der alten Cimbrer sind. Solche Annahmen aber ohne historische Belege müssen stets den ausdrücklichen Zeugnissen aus Urkunden weichen.

Wir berufen uns daher auf eine vollgültige alte Quelle, worin die Einwanderung mehrerer deutscher Familien in diese Gebirge Oberitaliens deutlich nachgewiesen wird, ich meine den Codex Wangianus, welchen Rudolf Kink, Ministerialkonzipist beim k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien, herausgegeben hat.

Bekanntermassen übten seit 1028 die Fürstbischöfe von Trient auch über das Etschland Grafschaftsrechte besonders in und um Botzen (Bolzano) aus. Fürstbischof Baron von Wangen aus Botzen wird im erwähnten Codex als der Urheber der Colonisirung einiger Berggegenden in Oberitalien bezeichnet. Die Herren von Wangen besaßen nach Hormayr in der Stadt Botzen die heutige Bindergasse mit den anstoßenden Gütern ihrer ganzen Länge nach, von denen sie auch noch die Wangner-Gasse heißt. Die Herren von Wangen erschienen auch unter Herzog Meinhard, der seine Ansprüche auf Botzen mit echt hohenstaufischer Beharrlichkeit gegen den Fürstbischof von Trient verfocht, mit allen Magnaten, Edeln und Ministerialen der Gegend zum Gerichte in Botzen. Friedrich Freiherr von Wangen, ein mütterlicher Oheim des Schirmvogtes Grafen Albrecht's von Tirol, mächtig und begütert im heutigen Graubündten und im Etschthale, früher Dechant des Domes in Brixen, war der Nachfolger des Fürstbischofes Konrad von Trient. Dieser Friedrich Freiherr von Wangen verleiht dem Ulrich und Heinrich von Botzen die Höhen von Costa Cartura von Folgaria bis Centa, um daselbst wenigstens 20 neue Höfe zu gründen und Arbeiter dahinzuberufen, welche das ganze Gebiet auftheilen, urbar machen und davon dem Bischofe einen Zins zahlen sollen. Hier sind Berghöhen genannt: concessit montem qui appellatur Costa Cartura, qui tendit a Fulgarida usque ad covalum Cente. Selbst covalus ist nur ein latinisirtes deutsches Wort von Koffel. Da sollten 20 Höfe auf jenem Berge gegründet werden, oder auch mehrere von guten Arbeitern, die selbe besitzen, benützen und bearbeiten, gleichmäßig unter sich den ganzen Bezirk, die Berge, die Wiesen für sich und ihre Erben vertheilen, urbar machen und einen bestimmten Lehenszins dem Fürstbischof entrichten sollten. Ad construendum et consignandum in illo monte viginti curtes seu mansos vel plures, quantoscunque sine fraude potuerint et conducere in eis mansibus bonos et utiles et prudentes laboratores, qui dictos mansos vel curtes pro episcopato Tridenti et episcopo teneant, utantur et laborent et dividere debent inter illos laboratores terram, montes et prata et omne territorium aequaliter ita quod curtae et mansi illi aequales et unius bonitatis sint, sine fraude et praefatus dominus episcopus nomine sui episcopatus illos homines et laboratores, qui dictos mansos acceperint, tenebunt et laborabunt, debeat investire de suprascriptis mansibus et cartam unicuique facere per se et per eorum heredes ac proheredes, ad tenendum et bene laborandum dictos mansos etc. *)

Diese Urkunde wurde ausgestellt 1216 am 16. Februar im bischöflichen Palaste zu Trient. Gegenwärtig waren: Peter von Malosco, Janesus Gustaldio von Berseno, Walter von Thun. Mit vollem Rechte macht Herr Kink dazu die Bemerkung: „Hier wäre also ein urkundlicher Beleg über die Ansiedelung deutscher Arbeiter auf den Höhen von Folgaria bis Centa, wo auch heut zu Tage so manche deutsche Gemeinden mitten unter italienischer Umgebung sich vorfinden“ und zwar ohne daß man zu Cimbern vom Jahre 101 v. Chr. oder zu Alemannen vom 6. u. 7. Jahrhunderte die Zuflucht nehmen müßte. Auch in der Urkunde Nro. 73 vom Jahre 1208, 3. März, kommen Ansiedler und herbeigerufene Pflanzer auf den bischöflichen Besitzungen in

*) Eo der Codex Wangianus Pag. 304 u. 305.

der Pfarre Beseno und in Folgaria vor, die der Fürstbischof Friedrich von Engelbrecht von Beseno für 6000 Pfd. Berner gekauft hat. Daher folgert Herr Kink richtig, daß derlei deutscher Ansiedlungen dortselbst in jener Zeit mehrere stattfanden.

Somit steht durch diese urkundlichen Zeugniße aus dem Codex Wangianus fest, daß die fraglichen deutschen Gemeinden aus dem Etschlande und der Umgebung von Botzen im Jahre 1208 und 1216 in Norditalien einwanderten. Dort finden wir sie am Südabhange der Tridentiner-Alpen, die ein Theil der rhätischen Alpen sind. Die sogenannten sieben Gemeinden (Sette Communi) umfassen einen Bezirk von 4 ¾ Quadrat-Meilen im Regkr. Venedig, Provinz Vicenza, zwischen der Brenta und dem Astico. Die Gesammtzahl der Einwohner wird auf 30,000 Menschen von deutscher Abstammung angegeben. Die sieben Gemeinden bestehen aus den Ortschaften Asiago mit 5000 Einwohnern, Pedo, Scala Rocico, Roano, Galio, Faza, Enico. Die 13 Gemeinden (Tredeci Communi) sind in der Provinz Verona und dürften 50,000 M. stark seyn. Sie wohnen in 13 Ortschaften: Erbezzo, Vello, Progno, Chiesa neva, Val di Porro, Il Cero, Campo Silvan, Azarin, Roverodi Velo, Salino, Tavormole, Selva di Progno, S. Bartolomaeo. Der Hauptort ist Badia Calavena mit 1800 Einwohnern.

Für eine frühere Einwanderung von Deutschen in Oberitalien sprechen ebenfalls historische Zeugniße: So redet Eunodius im Panegiricus an Theodorich*):

Quid quod a te Alamanniae generalitas intra Italiae terminos sine detrimento Romanae possessionis inclusa est? cui evenit habere regem postquam meruit perdidisse. Facta est Latiaris custos imperii semper nostrorum populatione grassata. Cui feliciter cessit, fugisse patriam suam; nam sic adepta est soli nostri opulentiam. Von Aufnahme flüchtiger Alamannen-Haufen schreibt Theodorich selbst an Chlodwig: Motus vestros in fessas reliquias temperate: quia jure gratiae merentur evadere, quos ad parentum vestrorum defensionem respicitis confugisse. Estote illis remissi, qui nostris finibus celantur exterriti. **)

Gegen die Abstammung der Sette Communi von den Cimbrern erklärt sich Hr. Bergmann im Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften (Jhrg. 1849, Juliheft, S. 83) indem er auf die Ergebnisse der dort selbst gemachten Beobachtungen und Aufzeichnungen hinweis't, die er im 120. und 121. Bande der Wiener Jahrbücher der Literatur weitläufig angibt. Auch die Untersuchungen über die mit diesen sieben deutschen Gemeinden stammverwandte Bevölkerung der Tredeci Communi im Veronesischen Gebirge, ferner über die deutschen Sporaden zu Sazzada und Sauris ꝛc. sind sehr interessant und belehrend. Unter den sieben deutschen Gemeinden im Gebirge über Vicenza wird zuerst genannt Sleghe, weil es eben der Hauptort derselben ist. Dieser Name erinnert an die österreichischen Ortsnamen Heinrichschlag, Leopoldschlag, Kirchschlag. Kaum möchte Asiago wegen der Anfangssylbe aus Slago wie etwa Fiume und Fiama aus Flumen und Flamma entstanden seyn. Doch mochten die deutschen Ansiedler den von ihnen ausgereuteten Antheil Slaghe benennen. Doch ist nach Schmeller Sleghe die Schlehe, Slegbdorn = Schlehendorn. Jedenfalls ist Sleghe Asiago der Marktflecken mit 5000 Einwohnern auf einem hohen Bergrücken in der Provinz Vicenza unter dem 45° 52′ 41″ Br. 29° 10′ 56″ L. Daselbst sind die Strohhüt- und Strohbandflechter berühmt.

*) Sirmond. Pag. 1610. vgl. Zeuss: die Deutschen und die Nachbarstämme. Pag. 588.
**) Cassiod Variar. 2. 41.

Die Bewohner dieser Sprachinsel sind in ihrem Kern, in Sprache, Charakter, in Gesichtsbildung und ihrem ganzen Seyn und Wesen nach Deutsche, und zwar Abkömmlinge der Deutschen des 11. bis 14. Jahrhunderts, die neben Italienern sich dort friedlich einlagerten. Nach dal Pozzo begannen die Schriftsteller der umliegenden Städte erst in der Mitte des 13. Jahrhunderts ihr Augenmerk auf dieses ihnen fremde Bergvolk zu werfen. Daraus folgt, daß es nicht schon 101 vor Chr. eingewandert seyn kann, indem doch in einem Zeitraume von 12 oder 13 Jahrhunderten ein Schriftsteller ihrer erwähnt haben würde. Denn selbst die Sprache müßte schon auffallend gewesen seyn, um die Aufmerksamkeit der benachbarten Italiener zu erwecken. Nach Schmeller ist es eben wieder die Sprache dieser Bergbewohner in den 7 und 13 Gemeinden, welche beweis't, daß man sie keinesfalls höher als in den Zustand der deutschen Gesammtsprache im 12. und 13. Jahrhundert hinaufrücken kann. Ferner sprechen gegen die Cimbrische Abstammung die vielen echtdeutschen Geschlechtsnamen daselbst z. B. Benner, Brenner, Bricker, Bruntal, Dornecke, Egher, Gheller, Grün, Lederer, Seppeler, Steaner, Rodighiero — (Rudigier?). Die Mundart dieser deutschen Sprache wollen wir hier etwas näher bezeichnen, um eben das nachstehende Gedicht verständlicher zu machen. a = e und eu, besonders als Augment in den Zeitwörtern z. B. gamacht = gemacht, ach = euch, a wird oft nach i und e eingeschaltet z. B. diar = dir, gearn = gern, bear = wer, b = w, baz = was, bol = wol, bia = wie, V = F, Vraünt = Freund, ü = o, vür = vor, z = s, Rozener = Rosshirte, Goz = Geis. d wird nach l in dieses assimilirt, z. B. bille = wilde, ebenso nach n z. B. Kinne = Kinde ꝛc. H fällt im Anfange weg z. B. enghest = Hengst, oder es tritt aspirirend vor z. B. hauter = Euter, banger = Anger. Häufig ist die Versetzung der Buchstaben z. B. fabrigadur = fabricator (Weber), tabrechen = tagwerken. Der Doppellaut ei geht über in o a, oi und ê; oft in a, o und ui; daher: Stoan = Stein, Stoin, Stuin, Stoî. Stoui, Stan, Stan, Barhot = Wahrheit, Goaz = Geis. oa = o z. B. Hoazat = Hochzeit. Daß die Italienismen dabei sich einmischten, ist sehr natürlich z. B. contrizinn = contrizione = Zerknirschung. incarnazinn = incarnazione (Menschwerdung); paichten sich = confessarsi, wo das Suffix sich aus dem Italienischen si eindrang. Bia mözen bar üz paichten? = wie müssen wir uns beichten?

Im Katechismus vom Jahre 1602 findet man S. 2 folgendes Gemisch: Barome Saiut drai Gottliche persona? Barome si habent bona medema essenzia, bona medema macht, bena medema Sapienzia, unt hon medema bontà = Warum sind drei göttliche Personen? Weil sie haben eine und dieselbe Wesenheit, eine und dieselbe Macht, eine und dieselbe Weisheit, eine und dieselbe Güte. Dieser Katechismus ist auch das älteste gedruckte Denkmal und ist so selten, daß der hochbetagte Costa zu Asiago sich erinnerte, in seiner Jugend einmal ein solches Exemplar gesehen zu haben. Der zweite Katechismus in dieser Sprache erschien 1813 mit dem Titel: Dar kloane Catechismo vor des Béloseland vorträghet in z' Gaprecht von Siben Pergen. In Seminarien von Gadebe 1813. Der dritte vom gegenwärtigen Bischofe Modesto Farina lautet: Dar kloane Catechismo vor z' Béloseland vorträghet in z' Gaprecht von Siben Kameün un a viar halghe Gesang. In Seminarien von Padebe 1842 in etwas größerem Formate. Von diesem besitzt der hiesige historische Verein zwei Exemplare. Interessant sind darin auch die vier heiligen Gesänge in bald gereimten, bald ungereimten mit Anapästen gemischten Jamben als: de büartenghe von Jesu Christ; dar Osterntak; andarz Osterngasaog; übar in Finkestag. Costa's lateinisches Eligidion bei Gelegen-

heit der Anwesenheit Seiner kaiserlichen Hoheit des Erzherzog Johann am 30. Juni 1804 in jenen Bergen ist auch in der sogenannten Cimbrischen Mundart vorhanden, welches Kohl wörtlich übersetzte. Endlich müssen wir des Herrn Joseph Bonomo aus Asingo erwähnen, der gegenwärtig als Pfarrer zu St. Angelo di Sala bei Padua auf die Primiz dreier neugeweihter Priester, geborner Slegher, 1847 am 8. August ein Gedicht in dieser Mundart verfaßte. Das neueste Gedicht vom Jahre 1858 ebenfalls auf eine Primizfeier, als sein Vetter D. Antonio Bonomo am Ostermontag die erste hl. Messe las, wollen wir hier mittheilen und zu dessen leichtern Verständniße eine sehr freie Uebersetzung in gereimten Jamben beifügen.

AM· BOHL GAEHRTEN
D. ANTONIO BONOMO
IN ZBENSTEN VEIERTAG VON OSTERN
DER SCHÖNERSTE VON SAINME LEBEN
IN BEL·EN
GAMACHT· PFAF
LISET DE ERSTE MISSE A·F CAMPAGNA
VIERERLEN
VÜRGAPRACHT SAIN VÄTERN UN·ME PRUDERE
SEELSCHAFER VONME LANTE.

Baz saynt di· kränze,
Baz ist ·z gafaifach,
Un· baz von den klocken
Dez laüten ist?

Du bul pist etwazen,
Enghel von Hümmelo:
In Dich ich lughemar,
Un· haz Du pist.

Bear weart ist sobel,
Bear nur mag thünen
Bia Du, nun von trömen
Galocht mag sayn?

Du pist ·an Oacha
In erden hoaleghe
Auf kent, an lughet = Dich
An, alla Stat.

Du Slöghe, nur tröstdich!
Dain nahmo Vaterland,
Über allo Belte,
Gheht horten vür.

Liborste Vräunte
Nur trückent do zägarn,
Der Gott allez = mögar
Hat = ach galückt.

Halgar Melkisedek,
Gadenk: zu Altere,
Pitt tief vor allo
Un· dach a·f mich.

Vaterlandener un·boliebester Dein Chsell JOSEPH BONOMO.

An den wohlgeehrten Herrn Anton Bonomo
am zweiten Osterfeiertage, dem schönsten in seinem Leben, an welchem er als neugeweihter Priester die erste hl. Messe liest auf dem Lande Viererten. Dargebracht von seinem Vetter und Bruder, Seelsorger auf dem Lande.

Was deuten Blumenkränze heute?
Was schmettern Höener überall?
Was ruft der Glocken Festgeläute?
Was kündet lauter Jubelschall?

Vom Himmel kamst Du uns geschicket,
Ein Engel wohl auf Erden hier!
Der uns zu Gott empor entrücket;
Den Engel sehe ich an Dir!

Wem so erhab'ne Himmelsgaben
Die neue Würde hier verleiht,
Kann den noch irdisch Träumen laben?
Verlockt ihn noch die Sinnlichkeit?

In heil'ger Erde eine Eiche
Gewachsen bist Du hehr empor,
Die wilden Stürmen nimmer weiche;
Strahlst leuchlend der Gemeinde vor!

D'rum jubelt Slegher heut zusammen:
Drum tröste Vaterland dich heut;
Nun übertrifft die Welt Dein Namen
Durchdringend selbe weit und breit.

Geliebte dieser Berggemeinde!
Nun trocknet eure Thräne ab!
Von Gottes Allmacht strömt euch, Freunde,
Des Himmels Segen reich herab!

Melchisedech! auch unser denke
Beim heil'gen Opfer am Altar!
O spende Allen dies Geschenke!
Auch meiner denke immerdar!

Dein Landsmann und liebender Freund Joseph Bonomo.

Die bezauberte Jungfrau von Landschnick.

(Kärntnerische Sage.)

I.

Es war an einem heitern Maisonntage, als die Einwohner des Dorfes St. Ulrich bei Feldkirchen ein bedeutendes Fest feierten. Von den Nachbardörfern waren Viele herbeigeeilt, um an den Freuden desselben Antheil zu nehmen. Der Tag verging im Freien unter wechselnder Belustigung und als der Abend herankam, zogen sich Alle in die Wirthsschenke zurück, in der sich jetzt ein reges Treiben entfaltete. Ringsherum füllten sich die Tische mit Krügen und Gästen, daß kaum Stühle genug waren und Viele stehend ihre Zeche verzehren mußten. Ein dumpfer Lärm durcheinandertönender Stimmen erfüllte die Stube und wurde nicht selten vom Zankgeschrei oder lauten Trinkliedern übertönt. Die geschäftigen Wirthsleute hatten heute vollauf zu thun, und mühsam wanden sie sich durch das Gedränge hindurch, um die ungeduldigen Gäste zu befriedigen. Da begann die Musik und ihre heitern Weisen lockten nun Viele zum Tanze. Allmälig lichtete sich die Vorstube; Bänke und Stühle wurden leer und verlassen. Bald flogen die Paare im sausenden Reigen nacheinander dahin, daß der Boden vom Fußtritt der Tänzer erbebte. Immer rascher ging's und zwischen den Tönen der Musik ließen sich abwechselnd lustige Ländler hören, in denen sich die Tänzer gegenseitig überboten. Dann sah man wieder Geldstücke blinken, die den Musikanten zugeworfen wurden, um sie zur größeren Thätigkeit anzufeuern. Kurz in Aller Mienen spiegelte sich Heiterkeit und Freude. Wer eine Dirne hatte, der versäumte es nicht, sie heute zum Tanze zu führen.

Nur in der Vorderstube saß stumm und in eine Ecke gelehnt ein junger Bauernbursche da und starrte bald in den vor sich stehenden Bierkrug, bald in das bunte Gewirre des Tanzsaals. Für ihn hatte der Lärm der Unterhaltung keinen Reiz; denn er war arm und alleine. Seine Eltern waren ihm früh entrissen worden. Von seiner Mutter hatte er eine gute religiöse Erziehung, von seinem Vater Nichts als einen gebrandmarkten Namen. Im Zorne hatte dieser, ergeben der Leidenschaft des Trunkes, einst des Nachbarn Haus in Brand gesteckt und mit ihm auch sich selbst in's Unglück gerissen. Mehrere Jahre büßte er diese verbrecherische That im Kerker, wo auch der Tod ihn erreichte. Der Haß und die Verachtung, die ihn traf, ging auch auf seinen Sohn über, und so büßte dieser schuldlos, was sein Vater verschuldet. Scheu wichen ihm alle Leute aus, wenn er irgendwo erschien. Keine Freude konnte er genießen, denn sie wurde ihm durch sein Loos und die Erinnerung verbittert. An keines Freundes Busen konnte er sein bedrängtes Herz ausschütten. — So saß er auch dießmal theilnamslos da, ohne eine Dirne in die Reihen zu führen, verlacht und gemieden von den Uebrigen. Nur hie und da rang sich ein Seufzer aus seiner Brust hervor, der abermals von einem Gelächter der Umstehenden erwiedert wurde. Da eilte er denn hinaus, um unter freiem Himmel seinem beklommenen Herzen Luft zu machen.

Traurig und in sich versunken verließ er das Dorf und wanderte des Weges weiter. Bald beschleunigte er seine Schritte, bald stand er wieder still und heftete, als wollte er ihm sein Leid klagen, seine Blicke zum Himmel empor, hinter dessen zerissenen Wolken der Mond abwechselnd erschien und wieder verschwand. Endlich erreichte er den Wald Landschnick, der nicht weit vom Dorfe lag und durch welchen der Weg weiter führte.

Er mochte ungefähr bis in die Mitte des Waldes gekommen seyn, da wo die Wege sich kreuzten, und war eben

im Begriffe, den rechtseitigen, derselben einzuschlagen, da vernahm er in der Nähe ein Geräusch und hörte leise Tritte. Furchtlos ging er der Gegend zu, woher das Geräusch kam, und sah zu seinem Erstaunen eine Frauengestalt auf sich zukommen, mit ehrwürdiger Haltung und in altmodischer Tracht; die Gesichtszüge konnte er beim blassen Licht des Mondes nicht unterscheiden. Jedenfalls befremdete ihn die Erscheinung, die so spät und an einem nach dem Glauben jener Zeit so verhängnißvollen Tage (es war der sogenannte „neue Sonntag") sich ihm darbot. Ihr Wesen war unheimlich und erweckte in ihm eigenthümliche Besorgniß. Die Erinnerung an verwunschene Prinzen und Jungfrauen, an bezauberte Schlösser und Gärten trat jetzt recht lebhaft vor sein Innerstes, und die Phantasie malte dieselben mit den lebhaftesten Farben. Die Aehnlichkeit seiner Erscheinung mit den abenteuerlichen Personen der Zaubermärchen, von denen er so viele gehört, und an die er so untrüglich geglaubt, wurde ihm immer auffallender und bestärkte ihn in seinem Glauben und in seiner Furcht. Schüchtern nahte er sich ihr, um sie anzusprechen.

Sie jedoch kam ihm zuvor und fragte ihn, wohin und warum er so spät diesen Weg ginge? Dabei war sie aber freundlich, so daß sie ihm Muth einflößte. Er erzählte ihr hierauf sein Schicksal, wie ihn sonst Alle verachteten und meiden, heute sey in seinem Dorfe ein großes Fest, und er habe keine Dirne zum Tanze zu führen. Mitleidig hörte sie ihn an und tröstete ihn, ja sie bot sich ihm, wenn er sie nicht verschmähe, zur Tänzerin an. Gerne willigte er ein. Hierauf langte sie einen Blumenstrauß hervor und steckte denselben auf seinen Hut.

Beide gingen nun dem Dorfe zu, welches sie alsbald auch erreichten. Wie groß war jetzt das Staunen und die Verwunderung derjenigen, die ihn früher verlacht haben, als er mit ihr jetzt in die Reihen der Tänzer trat. Schon wichen jetzt Alle von ihm zurück und steckten vor Neugierde die Köpfe zusammen, um zu erfahren, wer diese hübsche Frau denn sey. Denn ihre Gesichtszüge waren fein und zart, nur eine sanfte Bläße verrieth ihr schönes Antlitz, das von blonden Haarlocken umwallt war.

Nachdem er mehrere Male mit ihr die Runde getanzt, erinnerte sie ihn, daß es nun für sie Zeit sey, sich zu entfernen, worauf Beide die Schenke verließen und dem Walde wieder zuwanderten. Am Wege erzählte sie ihm ihre Lebensverhältnisse, ihre Abstammung und ihr trauriges Loos und bat ihn mit Thränen, zu ihrer Befreiung zu wirken.

Sie war die Tochter eines reichen Grafenhauses und ihrer Schönheit wegen weithin gefeiert und gepriesen. Viele warben um ihre Hand, unter andern auch ein Graf aus Welschland von ungewisser Herkunft und düsterm Wesen. Wie die übrigen Freier so wurde auch er abgewiesen, denn sie war bereits an einen jungen Edlen versprochen, dem sie selbst ihre Hand einst zugesagt. Da erwachte denn mächtig der Zorn in des zurückgewiesenen Grafen Brust; rachsüchtig und in der Zauberei erfahren bot er Alles auf, die Vermählung zu hintertreiben. Schon waren alle Anstalten getroffen, sie sehnte sich dem Augenblicke entgegen, der sie für immer mit ihrem Geliebten verbände, da wurde sie plötzlich aus ihrer Eltern Mitte gewaltsam fortgeschleppt und in ein Waldschloß gebracht, in dem sie von allen Menschen getrennt war. Nie durfte sie das Schloß, in welchem sie im Zauber lag, anders als in der Gestalt einer Schlange verlassen. Nur nach hundert Jahren konnte sie jedesmal am sogenannten „neuen Sonntage" des Monates Mai ihre wirkliche Gestalt wieder annehmen und die Pracht des Schloßes genießen. Sobald jedoch die Mitte der Nacht eintritt, verwandelt sich wieder Alles; sie wurde eine Schlange, das prachtvolle Schloß mit seinen Garten verschwand und an seine Stelle tritt wieder eine Höhle, rings von Gesträuch verwachsen. Und so lange wirkte der Zauber, bis sich Jemand findet, der dazu würdig ist und es wagt, denselben zu brechen. Als Lohn dafür harre seiner der geretteten Jungfrau Hand und Schätze, so wie Glück und Segen. Dreifacher Fluch aber treffe den, der das Werk unvollendet laße.

Hierauf unterrichtete sie ihn in der Art und Weise, wie er den Bann zu brechen vermag; er solle beim nächsten Vollmond drei Birkenruthen schneiden und dann sie an derselben Stelle im Walde erwarten. Hier werde sie in der Gestalt der Schlange erscheinen und auf alle mögliche Weise ihn zu bedrohen versuchen. Muthig und unbeirrt von ihrem Toben solle er mit jeder Birkenruthe sie dreimal auf den Kopf schlagen und den Schlüsselbund ihr aus dem Munde nehmen. Er versprach's und verließ hierauf sinnend den Wald.

2.

Die Tage vergingen und bei der Arbeit vergaß er fast das Ereigniß. Da begann sich der Mond wieder von Neuem zu füllen, und der Gedanke an sein Versprechen drang sich ihm jetzt wieder ängstigend und immer häufiger auf. Hinter jedem Gebüsche glaubte er die Schlange zu hören, die ihn dringend an die Erfüllung seines Versprechens mahne. Jedes geringste Geräusch konnte dieß schon bewirken. Nun entschloß er sich denn, ging, als es dunkel wurde und das blasse Mondeslicht sich über die Erde ergoß, in den Wald, schnitt dort die Birkenruthen und pilgerte dann zur verabredeten Stelle.

Noch war er nicht lange daselbst, da vernahm er ein Gellen, Pfeifen, Zischen und Lärmen, als hätten die Geister der Unterwelt ihre Höllenmusik angestimmt. Und bald nahte auch die Schlange, feuerschnaubend in vielen Windungen. Wild bäumte sie sich vor ihm und schüttelte ihren Kopf, daß die Schlüßel erklirrten. Je öfter er schlug, desto wüthender wurde sie. Bereits hatte er den letzten Schlag mit der zweiten Ruthe gethan, und wollte so eben mit der dritten versuchen, da stürzte sie mit erneuerter Wuth auf ihn los, daß er die Ruthen wegwarf und entmuthigt die Flucht ergriff. Noch kam es ihm vor, als höre er eine weibliche Stimme, die im weinerlichen Tone ihn bat, die Ruthen aufzuheben und sie bloß zurückzuwerfen. Doch er achtete nicht darauf; die Furcht beflügelte seine Schritte und raubte ihm fast die Besinnung.

Endlich erreichte er, verfolgt von Flüchen und Verwünschungen das Ende des Waldes, wo er ermattet zu Boden sank und in einen tiefen Schlummer fiel. Im Traume erschien ihm das zürnende Weib und sagte, indem sie ihren Fluch erneuerte: „Nun muß ich abermals wieder viele hundert Jahre harren, bis der Stelle, wo du jetzt ruhst, ein Nußbaum entwachsen wird. Die Wiege, die aus dieses Baumes Brettern gezimmert werden wird, wird das Kind bergen, das mich erlösen soll."

Als er erwachte, stand die Sonne hoch und lachte ihm freundlich entgegen. Das Geschehene, kurz Alles schien ihm nur ein Traum; doch die grausame Erfüllung des Fluches überzeugte ihn nur zu bald, daß es kein Traum sondern traurige Wirklichkeit war. Denn all seine Arbeit und Mühe fruchtete nichts, was er unternahm, mißlang ihm und fast jeder Tag brachte ihm neues Unglück.

B. P.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 26. Juni. 1858.

Kärnten's Burgen.

Von Max Ritter von More*).

Kärnten ist überaus reich an Burgen, und gewiß haben wenig Länder im Verhältniße zu ihrer Ausdehnung eine so große Anzahl dieser Denkmale des Mittelalters aufzuweisen, als unser Vaterland. Die Ursache davon mag hauptsächlich darin liegen, daß in der Vorzeit mit den Herzogen die geistlichen Fürsten von Salzburg und von Bamberg, die Grafen von Görz und von Ortenburg die Herrschaft des Landes Kärnten theilten, und unter der Lehensherrlichkeit dieser Souveraine, weil ihnen nur kleine Gebietstheile unterworfen waren, der Grundbesitz sich nicht zu Domainen von großem Umfange arrondirte, sondern in zahlreiche Güter von mäßiger Ausdehnung vertheilte, und dadurch einer großen Anzahl von Rittergeschlechtern Bestand verlieh. Diese bauten sich ihre Herrensitze, die zu jener Zeit stets auch zur Wehre bestimmt waren, und so entstanden jene kühnen Burgen, die uns noch heut zu Tage, leider jedoch fast durchaus nur mehr als Ruinen, mit ernstem Blicke ansehen. Theils als Baudenkmale, theils als Stammsitze jetzt noch lebender berühmter Geschlechter, theils als malerische Punkte, theils endlich als Zeugen der rauhen aber kräftigen Zeit ihres Entstehens ziehen diese Bauten fast Jedermann an, und ich will hiermit ihren Ursprung, die Fortbildung in der Bauart derselben, ihre Namen, innere Einrichtung, das Leben in denselben, endlich ihren Verfall kurz darzustellen versuchen.

Die Wurzel des Wortes Burg ist Birge — eine sichere Berge — und man verstand darunter nicht blos das, was wir zumeist als festes Schloß bezeichnen, sondern auch jede befestigte Stadt, sowie insbesondere in dieser wieder das innerhalb der Ringmauer derselben gelegene befestigte Castell, z. B. die Wiener-, die Gratzer-Burg. Ich nehme hier das Wort Burg in der Bedeutung, in welcher es einen Herrensitz bezeichnet, der an einem schwer zugänglichen Orte erbaut und befestiget ist.

Vor dem 9. und 10. Jahrhunderte waren die Herrensitze vermöglicher Grundherren größtentheils in den Dörfern angelegt, und entweder bloß umzäunt, oder bisweilen mit Wall und Graben umgeben. Die immer häufiger werdenden Einfälle der Ungarn erweckten das Bedürfniß, sich feste Zufluchtsorte zu bauen, in die man sich bei drohender Gefahr begeben, und wo man, wenigstens für kurze Zeit, sich gegen einen Angriff mit Erfolg vertheidigen konnte. So entstanden einzelne Thürme (Berchfriede, Berchfrite genannt), die jedoch für bleibende Wohnsitze zu klein waren, daher, wenn die Gefahr vorüber war, wieder verlassen wurden. Solche Thürme findet man jetzt noch, theils einzeln stehend (einige hundert Schritte nördlich von Hochkreig, südlich von Grünburg im Görtschitzthale), oder als Bestandtheile von Burgen, welche später solchen Thürmen angebaut wurden (Hochkreig, Sommereck, Thurnhof, Straßburg, Glaneck, Horenburg, Hohenwart, Ortenburg). Man baute sie in der Regel auf hochgelegene, schwer zugängliche Plätze, und umgab sie zumeist mit einer Ringmauer. Diese hatte entweder Zinnen oder Schußlöcher, hinter welchen sich ein Umgang für die Armbrustschützen und sonstigen Vertheidiger befand. Dieser Standpunkt der Vertheidigung war bisweilen sehr schmal, indem er sich auf die Mauer-Dicke mit Abschlag der Brustwehre beschränkte, bisweilen aber war die Mauer bis einschließig der Zinnen gleich dick, und den Vertheidigungs-Gang bildeten hölzerne Gerüste hinter den Zinnen und Schußlöchern, sogenannte Mordgänge. Zwischen der Ringmauer und dem Thurme befand sich nur ein schmaler Umgangsraum. Der Thurm selbst war in der Regel viereckig (Hochkreig, Hohenwart, Glaneck), doch gab es auch runde (Sommereck, Grünburg im Görtschitz-Thale) und polygone (Ortenburg). In Alt-Liemberg am Göse-Berge steht ein runder und ein viereckiger Thurm nebeneinander. Eine Eigenthümlichkeit der eckigen Thürme aus dieser Periode ist, daß selbe an der Seite, wo sie leichter zugänglich sind, abgerundete, dagegen an der dem Angriffe weniger ausgesetzten Seite scharfkantige Ecken haben (Hochkreig, Ortenburg), wovon der Grund nur darin liegen kann, daß die runde Form einen weniger geeigneten Angriffspunkt, als die scharfe Ecke bildet. Die Höhe dieser Thürme beträgt 8 bis 10, der Durchmesser 3 bis 5 Klafter.

Eine Ausnahme davon macht der Berchfried in Horenburg, der eine Länge von 9 bis 10, eine Breite von 5 bis 6, und eine Höhe von 6 bis 7 Klafter hat. Die Mauern der Brechfriede haben eine Dicke von 5 bis 8 Schuh, und sind in der Regel aus Bruchsteinen, bisweilen an den Ecken aus behauenen Steinen aufgeführt (Rothenstein, auch Altenfels genannt, im Drau-Thale). Der Eingang ist zur Erleichterung der Vertheidigung fast immer um ein Paar Klafter ober dem Erdboden angebracht, so, daß man nur mittelst einer Leiter zu demselben gelangen kann. Der innere Raum bestand aus mehreren Stockwerken mit flachen Decken, die durch hölzerne Stiegen mit einander verbunden waren. Die wenigen kleinen Fenster und Schußlöcher sind unregelmäßig angebracht, doch findet man in der Regel in der Höhe auf jeder Seite ein oder zwei größere Fenster (Hochkreig, Sommereck). Einige Berchfriede hatten auch kleine Balkone (Rothenstein im Drauthale, Hohenwart), einige rings herum einen Gang (Grünburg im Görtschitz-Thale). Zuoberst waren diese Thürme gewöhnlich mit Zinnen gekrönt.

*) Als Hauptquelle diente mir das Werk: „Ueber Burgen und Schlößer im Lande Oesterreich unter der Enns“, von J. Scheiger. Wien, 1837.

Außerdem benützte ich insbesondere: „Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach“ aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von San-Marte. Leipzig, 1858. — „Die deutschen Frauen in dem Mittelalter von Karl Weinhold“. Wien, 1851. — „Memoires sur l' ancienne chevalerie par M. de la Curne de Sainte Palage“. Paris, 1759.

Eine weitere Ausbildung erhielten diese einzeln stehenden Thürme dadurch, daß man sie etwas umfangreicher baute, und einige Wohnungs-Localitäten in denselben anbrachte, wodurch sie auch zu einem längeren Aufenthalte, oder zur beständigen, freilich nur sehr nothdürftigen Wohnung sich eigneten (Althaus von viereckiger, Lind, Waidenburg und der Thurm westlich von Mansberg von polygoner Form). Die Mauern dieses letztgenannten Thurmes bei Mansberg sind 4 bis 5 Schuh dick aus großen Bruchsteinen aufgeführt. Der Eingang durch eine rundbogige kleine Thüre ist 2 Schuh ober dem Erdboden. Im Inneren hat der Thurm einen Durchmesser von 5 bis 6 Klafter und zwei Stockwerke. Zu ebener Erde sind in der Mauer nur schmale Schußlöcher, dagegen sieht man im ersten und zweiten Stockwerke die Spuren ziemlich großer viereckiger und rundbogiger Fenster. Im ersten Stockwerke bemerkt man überdieß an der Südseite eine eigenthümliche Art Oeffnungen, die auch an einigen anderen Berchfrieden (Thurm in Winklern, Thurm auf dem unmittelbar hinter der Schloßruine Neukreig sich erhebenden Felsenhügel) vorkommen. Sie sind theils rund, theils halbrund, und während die Oeffnung gegen das Innere des Thurmes ganz klein ist, erweitert sich selbe trichterförmig nach Außen. Diese Oeffnungen kommen zu zwei und drei knapp neben einander, ja auch in zwei Reihen übereinander vor. An dem in Rede stehenden Thurme befinden sich zwei solche Reihen, die untere mit drei, und die unmittelbar über dieser befindliche mit zwei Oeffnungen. Diese Oeffnungen sind ohne Zweifel Fenster, welche in der bezeichneten Form gemacht wurden, um auf den rauhen Höhen bei einem kleinen Durchbruche der Mauer doch möglichst viel Licht zu geben, und möglichst viel Aussicht zu gewähren.

Das immer mehr überhandnehmende Faustrecht, und die dadurch herbeigeführte fortwährende Unsicherheit machten endlich das Bedürfniß, die bleibenden Wohnsitze selbst möglichst sicher zu bauen, immer dringender, weßhalb selbe, wie zuvor die einzelnen Thürme, auf Plätze, die schwer zugänglich waren und die Befestigung erleichterten, verlegt wurden. Man baute die Burgen demnach auf einzeln sich erhebende, von keiner Seite zugängliche Felsenhöhen (Goldenstein, Stein im Drauthale, Osterwitz, Mitter- und Ober-Trixen, Rabenstein im Lavantthale), auf Vorsprünge von Mittelgebirgen, die auf einer oder mehreren Seiten schroff in Felsen abfallen (Eberstein, Ober-Fallenstein, Pregrad, Ortenburg, Groppenstein, Finkenstein, Liebenfels, Nußberg), auf Vorsprünge, welche, wenn auch auf allen Seiten zugänglich, doch auf einer oder mehreren Seiten steile Abhänge bilden (Mölthaben, Waidenburg, Grünburg im Görtschitz-Thale und Grünburg im Drauthale, Rosenberg, Aichlberg, Twimberg, Reichenfels, Hartneidstein, Reisberg), oder auf steile theilweise von Felspartien gebildete Berghöhen (Landskron, Taggenbrunn, Rosek, Horenburg), auf steile Hügel (Seldenheim, Waisenberg, Hohenstein, Kolnitz), seltener auf nur unbedeutende felsige Erhöhungen (Frauenstein, Haideck), oder an von Wasser umflossene Stellen (Lichtengraben). Auch der alten Moosburg, welche auf einem unbedeutenden Hügel erbaut war, mag wohl hauptsächlich der denselben umgebende Sumpf zum Schutze gedient haben. Am häufigsten wurden die Burgen auf mäßigen Höhen in der Nähe von Straßen erbaut, um nebst der geschützten Lage den Unterhalt sich möglichst leicht zu verschaffen, oder wohl auch, um die Straßen beherrschen, und Beute machen zu können. Doch gab es auch sehr hoch gelegene Burgen (Alt-Heunburg, Hohenburg, Hohenwart, Finkenstein, Horenburg, Alt-Liemberg), so wie man auch einzelne in ganz abgelegenen Gegenden findet (Wullroß im Wimitz-Graben, Grünburg im Görtschitz-Thale, Albeck, Schaumburg).

Die Namen der Burgen sind in der Regel zusammengesetzt. Einfache Namen gibt es nur wenige (Stein, Griffen, Treffen, Trixen, Lind, Pulst, Kreig, Thürn). „Stein" erscheint sowohl für sich allein zur Benennung von Burgen (Stein im Jaun-, Lavant- und Drau-Thale), als auch bei zusammengesetzten Namen als letzte Sylbe (Groppenstein, Fallenstein, Finkenstein, Leonstein, Dietrichstein, Frauenstein, Waldenstein); „Stein" finden wir ferner nicht nur in Namen von Burgen, welche auf hohen Felsen stehen (Groppenstein, Rabenstein, Goldenstein), sondern auch in solchen, wo die Burg, in deren Benennung es vorkommt, nur überhaupt auf Felsengrund gebaut ist (Frauenstein, Neudenstein). Eine ebenso häufige Zusammensetzung findet statt mit dem Worte „Berg" (Flaschberg, Rosenberg, Liemberg, Nußberg, Reisberg, Waisenberg) und mit „Burg" (Grünburg, Waidenburg, Hollenburg, Ortenburg, Heunburg, Horenburg). Die Zusammensetzung mit dem Worte „Fels" ist selten (Reichenfels, Liebenfels), jene mit „Eck" deutet auf die Lage in Thalwinkeln (Waiseneck), an Flußkrümmungen (Glaneck) oder auf Bergecke (Priseneck, Sommereck, Hardeck, Albeck). Manche Namen sind unzweifelhaft slavischen Ursprunges (Osterwitz, Pregrad, Grades, Reifnitz). Namen wie Bleiburg, Silberberg, Goldenstein, Reichenfels sind aller Wahrscheinlichkeit nach von reichen Erzen, die in der Gegend der Burg gefunden wurden, herzuleiten. Die Burgen Hohenburg und Hohenwart erhielten ohne Zweifel ihre Benennung von ihrer ungewöhnlich hohen Lage, so wie Karlsberg und Dietrichstein von eigenen Namen solcher Personen, welche die Burg erbauten oder sonst mit ihren Schicksalen in naher Verbindung standen. Der Name mancher Burg endlich wird mit einer Sage in Verbindung gebracht (Waisenberg).

Was die Bauart der Burgen anbelangt, so gibt sich eine Uebereinstimmung des Styles der einer und derselben Periode angehörenden Bauten nur in sehr beschränktem Maße kund. Die Anlage blieb zunächst stets durch den Umfang und die verschiedenartige Gruppirung des zum Aufbaue gewählten, in der Regel felsigen Grundes bedingt. Höchstens an Thüren und Fenstern ging Anlage und Ausschmückung mit dem sonst herrschenden Baustyle Hand in Hand, und wo Kapellen bestanden, schmiegten sich diese an die jeweilige Kirchenbauweise an.

Das Materiale des Mauerwerks bestand aus Bruch- und Feldsteinen, welche durch vortrefflichen Mörtel, dessen Haltbarkeit uns in Erstannen setzt, verbunden waren. Behauene Steine findet man hie und da an Mauerecken und Balkonen, in späterer Zeit an den Thoren, Thüren und Fenstern. Ganz aus behauenen Steinen ist in Kärnten weder eine Burg noch Burgruine vorhanden. Die Zwischendecken der Stockwerke bestanden aus Holzballen, das Erdgeschoß war jedoch gewöhnlich überwölbt. Die Bedachung bildeten Bretter, große Schindel oder Steinplättchen.

Die gewöhnlichen Bestandtheile der Burgen bis in das 13. Jahrhundert bilden: Eine durch das Terrain bedingte Ringmauer, ein Wohngebäude innerhalb derselben, und ein starker Berchfried (Hochkreig). Doch gibt es auch Burgen aus dieser Zeit ohne Berchfried (Hardeck, Stein im Lavantthale). War die Ringmauer an einer Seite leicht zugänglich, so befand sich dort unmittelbar außerhalb derselben in der Regel ein nöthigenfalls in Felsen gehauener Graben (Hochkreig). Ueber denselben führte zu dem in der Ringmauer angebrachtem Thore eine Zugbrücke. Die Ringmauer war hoch und flach, oben meistens mit Zinnen gekrönt, oder mit Schußlöchern versehen. Auf eine verticale oder horizontale Bestreichung der Mauer durch Erker und Vorsprünge war in der ersten Zeit des Burgenbaues wenig oder gar nicht Bedacht genommen.

Der Raum innerhalb der Ringmauer, zwischen derselben und dem Hauptgebäude, hieß der Zwinger.

Das Wohngebäude war unregelmäßig gebaut, bestand aus zwei auch drei Stockwerken und schloß kleine, niedere Zimmer mit kleinen Thüren und Fenstern ein. Der Grund der kleinen Thüren und Fenster scheint in der Absicht gelegen zu seyn, die Mauern so wenig als möglich zu schwächen, und die Oeffnungen leicht verrammeln und vertheidigen zu können. Wie erwähnt, wurden die Burgen häufig den schon stehenden einzelnen Berchfrieden angebaut; wurden die Thürme zugleich mit der Burg aufgeführt, so behielt man eine oder die andere der beschriebenen Formen jener einzelnen Thürme bei. Der Berchfried hatte in diesen Burgen den doppelten Zweck einer hohen Warte und des letzten Zufluchtsortes für den Fall, als der Feind in das Innere der Burg schon eingedrungen war. Als Warten wurden diese Thürme oft sehr hoch aufgeführt, um von der Höhe derselben möglichst viele Burgen und Straßen im Angesichte zu haben, und so Signale, Züge von Bewaffneten, ja auch, um einzelne Wanderer schon in der Ferne zu sehen; man erblickt daher von mancher Straße und von manchem Burggebäude aus nur den höchsten Theil des Berchfriedes einer sonst dem Auge ganz entzogenen Burg.

In den dieser Periode angehörenden Burgen war die Anzahl und Ausdehnung der Localitäten beschränkt, und bestanden diese in der Regel nur aus:

a) einem Zimmer für den Verkehr der Männer und Gäste (Palas, Rittersaal),
b) einem Zimmer für das Familienleben, insbesondere für die Frauen (Kemenate, Gaden),
c) einem Zimmer für die Dienerschaft,
d) der Küche und
e) einem Keller, der bisweilen auch als Verließ für die Gefangenen benützt wurde.

Ein Schöpfbrunnen oder häufiger eine Cisterne, deren einstigen Platz man an vertieften Stellen erkennt, versah die Bewohner mit dem nöthigen Wasser.

Die Ruinen des Schloßes Petersberg in Friesach zeigen uns die Reste eines Burgenbaues aus dieser Periode. Der gewaltige Thurm, in dessen einem Stockwerke sich eine Kapelle befand, und die schönen gekuppelten romanischen Fenster lassen jedoch auf einen Prachtbau schließen, wie man einen solchen in keiner andern Ruine einer Burg aus jener Zeit in Kärnten erkennt, und der daher auch nicht im allgemeinen als Maßstab für die Burgen-Bauweise dieser Periode angenommen werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Trost der Mutter.

O Mutter, Mutter, trockne doch
Vom Aug' die Thräne licht!
Denn flehend hebt dein liebes Kind
Zu dir sein Angesicht.

Es sieht dich stumm und fragend an,
Mit Blicken groß und warm,
Und hebt die Händchen schmeichelnd auf,
Zu lindern deinen Harm.

Und zieht dir beide Hände weg
Vom Antlitz, hell bethaut,
Und will, daß man, der kleine Schelm!
Ihm fest in's Auge schaut.

Und streichelt dir die heiße Stirn,
Die Wangen zart und lind,
Und sagt, es wär' ein Mädchen fromm,
Dein gutes, liebes Kind.

Und spannt um deinen Nacken fest
Die Arme klein und rund',
Und schmiegt sich an den Busen dir
Und küßt dich auf den Mund.

Versucht, ob mit den Namen all',
Die zart du es gelehrt,
Voll hoher Lieb und Innigkeit,
Es deinem Kummer wehrt.

Umsonst, umsonst, du gutes Kind!
Dein holdes Schmeicheln stillt
Den Schmerz nicht, der aus tiefstem Born
So unaufhaltsam quillt.

Wohl ist ihr noch des Kindes Haupt
Das Theuerste der Welt,
Dem Herzen, dem der einzige —
Der letzte Wunsch zerschellt.

Wohl preßt mit stürmischer Gewalt
Sie dich an ihre Brust,
Dem von der Mutter tödtlicher
Bedrängniß Nichts bewußt.

Bedeckt mit heißen Küssen dir
Die Stirn' und Wange traut,
Hat schluchzend selbst an deinem Mund
Erstickt den Jammerlaut.

Du athmest auf, daß allgemach
Die Thräne ihr versiegt,
Und prüfst, ob nicht den blassen Mund
Ein Lächeln überfliegt:

Sie lächelt ja, — wie man vom Kreis
Der Lieben Abschied nimmt,
Wenn bei geweihter Kerzen Schein
Ein Leben still verglimmt.

Mailand, am 27. Juli 1857.

Friedrich Marx.

Wir freuen uns, Kärnten auf einen bisher uns unbekannten Sänger aufmerksam zu machen, dessen Wiege innerhalb unsers Alpenkranzes stand. Friedrich Marx ist zu Steinfeld bei Greifenburg im Jahre 1830 geboren. Seine Studien sollten ihn auf eine Lehrkanzel führen. Doch das Jahr 1849 führte ihn dem Kriegerstande zu, indem er am 10. April d. J. in die Reihen unsers vaterländischen Regimentes Baron Prohaska trat, in welchem er noch vor dem Schluße desselben zum Offizier avancirte. Von da kam er im April 1853 zum k. k. Militär-Wachekorps in Mailand, und ist gegenwärtig Oberlieutenant bei der k. k. Gendarmerie. Von demselben liegen uns vor: 1) ein Bändchen „Gedichte" (1856) enthaltend „Radetzky im Monate März 1849", „sechs Lieder am Como-See" mit noch andern eilf Gesängen. 2) „Gedenket Mein". Eine Liederspende (Wien, 1857, bei Leopold Sommer) mit 22 Poesien und Sonetten. Endlich 3) „Vaters Heimgang". Seinen Waffengefährten gewidmet am Todestage des Marschalls Radetzky (ebenfalls bei Leopold

Grund in Wien, 1858). Neuerdings finden wir auch in der Theaterzeitung vom 23. April l. J. eine Elegie von demselben, überschrieben: „Die Marschallsgruft in Wetzdorf". — In allen Poesien zeigt sich unverkennbar ein schönes Dichtertalent, welches Vaterlandsliebe, Gemüth und Frohsinn athmet. Besonders empfehlen sich unter den heitern Liedern die Sonette durch den Versbau und die Bestimmtheit im Ausdrucke. — Obiges Gedicht, das in dem angezeigten Liedercyklus nicht enthalten ist, wurde uns von verehrter Hand zur Mittheilung übergeben. Wir rufen diesem unsern Landsmanne ein herzliches „Glück auf!" zu, und hoffen bald wieder eine Poesie, für dieses heimische Blatt bestimmt, in seinen Spalten den freundlichen Kärntnern darzubringen zu können.

S. M. M.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

Das nachfolgende Verzeichniß der von dem Chefgeologen Herrn M. V. Lipold im Sommer 1855 barometrisch bestimmten Höhen im südöstlichen Theile Kärntens ist als Fortsetzung der von Demselben mitgetheilten Höhenbestimmungen im nordöstlichen Käenten (Sieh „Carinthia" 1856, Nro. 2 bis 26) zu betrachten. Die dort beobachtete Anordnung gilt auch für dieses Verzeichniß, und zwar: in der Rubrik „Beobachter" bedeutet L.-Lipold, P.-Prettner, K.-Kreil, S.-Suppan, H.-Hueber und Tr.-Messungen des k. k. Katasters. In der letzten Rubrik sind die Gesteinsarten angeführt, welche am Messungspunkte zu finden sind.

Name des Höhenpunktes	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Klagenfurt als Vergleichungsort	1421	Tr.	
Im Flußgebiete der Drau.			
Draufluß beim Einfluße der Gail nächst Maria-Gail	1507	L.	Alluvium.
„ beim Einfluße der Gail nächst Maria-Gail .	1508	P.	„
„ bei Rosegg, Kirche St. Michael	1445	L.	Diluvial-Schotter.
„ bei Rosegg, Drauspiegel	1407	P.	
„ an der Hollenburger-Brücke	1340	P. (15)	Alluvium.
„ beim Einfluße des Freibaches ob Sager . .	1280	L.	„
„ an der Annabrücke bei Sager	1224	P. (19)	„
„ an der neuen Brücke bei Stein	1216	L.	„
„ an der neuen Brücke bei Stein	1201	P.	„
„ an der neuen Brücke bei Stein	1221	H.	„
„ bei Lippitzbach . . .	1134	L.	Thonglimmerschiefer.
„ „ „ (im Jahre 1854 gemessen) . .	1126	L.	
„ bei Unter-Draubueg, Ueberfuhr	1044	L.	Diluvium.
„ bei Unter-Drauburg, Ueberfuhr (im J. 1854)	1030	L.	
„ bei Unter-Drauburg, Ueberfuhr	1060	H.	
Deutsch-Bleiberg, Wohnhaus des Hrn. Franz Holenia, ebener Erde	2835	L. (2)	Dachsteinkalk.
Deutsch-Bleiberg, Kossler's Gasthaus, 1. Stock	2809	K.	Dachsteinkalk
„ „ Wasserscheide	2825	K.	Alluvium.
„ „ „	2911	S.	
„ „ Georgistollen-Kaue im Klock	3483	L.	
„ „ Matthäusstollen-Kaue auf der Salztratte	3551	L.	
„ „ St. Marxstollen-Kaue . .	3422	L.	Dachsteinkalk und Cassianer Schiefer.
Pegritz im Mittenwald zwischen Bleiberg und Villach . . .	2611	L.	Diluvium.
Diluvial-Terrasse, W. ob Vellach nächst Villach	1863	L.	„
„ „ bei St. Martin	1683	L.	„
Villach, Pfarrkirche	1567	L.	„
„ „	1586	Tr.	
„ Platz	1536	K.	„
Maria-Elend, Dorfkirche . .	1588	L.	Gebirgsschutt.
Suetschach, Pfarrhof	1512	L.	Diluvium.
Windisch-Feistritz, Gasthof zum „Kreuger", ebener Erde . .	1582	L. (2)	Tertiäres Conglomerat.
„ „ Schloß . . .	1526	P. (5)	„ „
Tertiäres Conglomerat-Plateau östlich nächst Windisch-Feistritz	2079	L.	„ „
Höhe der tertiären Geschiebe am nördlichen Gehänge des Singerberges, westlich bei Ferlach	3771	L.	„ „
Ober-Ferlach, Gasthof zum „Josel", 1. Stock . .	1500	L. (11)	Diluvium.
„ „ Gries des Loibelbaches	1447	L. (2)	Alluvium.
Schöchterberg, SO. bei Ferlach	4606	L.	Dachsteinkalk.
Höhe des tertiären Schotters am nördlichen Gehänge des Matzenberges, O. von Ferlach .	3565	L.	Tertiärer Schotter.
Matzenberg, östlich bei Ferlach, St. Anna-Kapelle	4882	L.	Dachsteinkalk.
„ östlich bei Ferlach, Spitze	5128	Tr.	„
St. Margarethen im Rosenthal, Kirche	1903	L.	Tertiäres Conglomerat.
Czerni Verh (Schwarzenberg), südl. von St. Margarethen .	5372	L.	Dachsteinkalk.
Czerni Verh (Schwarzenberg), südl. von St. Margarethen .	5366	Tr.	„
Möchling, Gasthofgarten . .	1268	L.	Diluvium.
Rinkenberg, Bergspitze NW. vom Dorfe gleichen Namens . .	1943	L.	Thonglimmerschiefer.
Schwabegg, Diluvial-Ebene unter Pregelhof	1474	L.	Diluvium.
Leisting, Gasthof, ebener Erde	1512	L.	„
Diluvial-Terrasse beim „Schußnigg" am rechten Drauufer, SW. von Unter-Drauburg .	1176	L.	„
Diluvial-Terrasse in Dobrawa, am rechten Drauufer, S. von Drauburg	1277	L.	„
Lagojetberg (Tosti Verh), S. von Unter-Drauburg .	3260	L.	Granaten-Glimmerschiefer.
„	3216	Tr.	
Heil. Kreuz, Wallfahrtskirche, S. von Unter-Drauburg . .	1697	L.	Amphibolschiefer im Gneiß.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Sonnabend, den 3. Juli. 1858.

Kärnten's Burgen.

Von Max Ritter von Moro.

(Fortsetzung.)

Im 13. Jahrhunderte wurde der Bau der Burgen, sowohl was die Befestigung derselben, als auch die zur Wohnung benützten Räumlichkeiten anbelanget, weiter ausgebildet, und erhielt sich im Wesentlichen ziemlich gleichförmig bis in das 16. Jahrhundert. Ja selbst die Erfindung des Schießpulvers brachte keine wesentliche Veränderung in die Burgen-Bauweise, da bei dem Umstande, als die Feuerwaffen durch lange Zeit wenig ausgebildet, die plumpen Handbüchsen schwer handzuhaben waren, und größere Geschütze nur selten und mit großer Schwerfälligkeit vor eine Burg gebracht werden konnten, die Angriffs- und Vertheidigungs-Weise selbst sich nur unbedeutend änderte.

Betreffend die Befestigung, so wurde der äußere Graben und die Ringmauer beibehalten, allein die Bauart der letzteren zum Zwecke besserer Vertheidigung vervollkommnet. In der Ringmauer wurden hier und da sowohl Schußlöcher, als über denselben auf der Höhe Zinnen angebracht. Es befanden sich sonach innerhalb derselben zwei Umgänge, nämlich einer an den Schußlöchern, und ein zweiter ober diesem an den Zinnen (Hörenburg). Außerhalb ließ man oberhalb aus der Ringmauer, insbesondere an den Ecken, Thürmchen hervorspringen, aus deren Fenstern man die Mauern bis zum Fuße herab in der Flanke bestreichen konnte (Rosenberg). Weiter wurde der Erker-Bau in der Art ausgebildet, daß die auf der Höhe der Mauer hervortretenden kleinen Thürmchen in vertikaler Richtung herab bis auf den natürlichen Boden verlängert wurden, so, daß sie als flankirende, meist runde Thürme mehr oder weniger über die Umfassung hervortraten (Taggenbrunn, Aichelberg, Finkenstein). Eine besondere Art von Vorbauten wird unmittelbar oberhalb der Thore gefunden, um kaltes oder siedendes Wasser &c. auf das Thor herab zu gießen, wenn es der Feind anzünden oder stürmen wollte (Lichtengraben, Mannsberg). Der deutsche Name für dieses Werk ist Pechnase. Innerhalb des Thores befanden sich bisweilen Fallgitter, um, wenn das Thor erbrochen war, den Eindringenden abermals ein unerwartetes Hinderniß in den Weg zu legen. Hatte der Feind auch dieses überwunden, so gelangte er in den die Ringmauer vom Hauptgebäude trennenden Zwinger. Da dieser so wie die Ringmauer das Hauptgebäude selten ganz, sondern nur einen, und zwar jenen Theil desselben, welcher nicht natürlich geschützt, sondern leichter zugänglich war, umschloß, so war der dem Zwinger zugekehrte Theil dieses Gebäudes durch dicke Mauern, wenige Fenster und ein starkes Thor abermals zur Vertheidigung geeignet (Nußberg). Bei manchen Burgen wurde der Erker-Bau in der Art zur Vertheidigung angewendet, daß auf der Höhe der äußeren Hauptmauer unmittelbar unter dem Dachstuhle Umgänge (sogenannte Mordgallerien) hervorsprangen. Diese Umgänge ruhten theils auf Tragsteinen, theils auf hölzernen Pfosten, welche über die Mauer hinausgerückt waren, und hatten Oeffnungen zwischen den Trägern, um durch selbe Pech, siedendes Wasser, Steine &c. herabschütten, und so die ganze Mauerfläche, insbesondere ihren Fuß vertical bestreichen zu können (Frauenstein, Hollenburg, Neu-Moosburg). Hatte der Feind auch das Thor des Hauptgebäudes überwunden und war in diese selbst eingedrungen, so blieb den Belagerten als Zufluchtsort nur noch der Berchfried. Zwei Berchfriede im Umfange einer Burg findet man äußerst selten. In Alt-Liemberg am Göse-Berge ist, wie oben bemerkt, ein runder und ein viereckiger Berchfried neben einander; in Liebenfels sind zwei viereckige Berchfriede. In Neukreig befindet sich im Hauptgebäude ein Berchfried mit vier Stockwerken, und auf dem unmittelbar hinter diesem sich erhebenden Hügel, der theilweise schroff in Felsen abfällt, theilweise mit einer Mauer umgeben ist, ein dem ersteren ganz ähnlicher viereckiger Thurm. Um vom Hauptgebäude aus sich gefahrlos in den Berchfried zurückziehen zu können, waren selbe bisweilen in unmittelbarer Verbindung. So führte in Groppenstein vom ersten Stockwerke des Wohngebäudes eine hölzerne Brücke in den nahe gegenüber liegenden, ober dem Erdboden angebrachten Eingang des Berchfriedes. In manchen Burgen aus dieser Periode endlich findet man gar keinen Berchfried (Neudenstein, Nußberg, Halleck, Frauenstein, Taggenbrunn).

Was die Wohnungsbestandtheile dieser neueren Burgen anbelanget, so begnügte man sich nicht mehr mit wenigen kleinen Räumen, sondern die Anzahl und Größe derselben nahm zu. In der Regel war in der Mitte des Wohngebäudes, oder der verschiedenen zu Wohnungen und Stallungen bestimmten Gebäude ein, wenn auch kleiner Hofraum (Aichelberg, Nußberg, Taggenbrunn, Mannsberg), und in diesem gewöhnlich der zum Schöpfen mit Eimern eingerichtete Brunnen (Neudenstein). Das Erdgeschoß finden wir fast durchaus gewölbt, und die Räumlichkeiten desselben waren aller Wahrscheinlichkeit nach zu Pferde-Ställen, Verließen, Rüst- und Geschirrkammern bestimmt. Gewiß überall wird auch ein Raum des Erdgeschoßes zu einer Schmiede verwendet worden seyn, welche zur Anfertigung oder doch Ausbesserung der Waffen, zum Beschlagen der Pferde &c. in jeder Burg unentbehrlich war. In einigen Burgen finden sich noch erhaltene Verließe, und zwar in den unteren Räumen von Thürmen (Frauenstein, Thurnhof, Straßburg). Diese Verließe bestehen aus kleinen, finsteren Gewölben, mit schmalen, niederen Zugängen, welche durch dicke, mit Eisen beschlagene Thüren zu schließen sind. In den Stockwerken der Burggebäude befand sich vor Allem das Versammlungs-Locale für Männer und Gäste (Palas, Rittersaal). Dasselbe war größer als die übrigen Wohnzimmer, und hatte gewöhnlich

Balkone oder große Fenster, welche theils in den Hofraum sahen (Taggenbrunn, Nußberg), theils die Aussicht über die, die Burgen umgebende Landschaft gewährten (Finkenstein, Neudenstein). In Liebenfels sieht man im ersten Stocke des Wohngebäudes noch mehrere runde Bögen neben einander, welche ohne Zweifel einem solchen Saale angehörten, und in Finkenstein nahm dieser Saal einen großen Theil des Wohngebäudes im ersten Stocke ein, und hatte drei Balkone, nämlich nach Süden, Westen und Norden, von deren jedem sich eine zauberische Aussicht bis an Kärnten's Grenzen dargeboten haben muß. Die übrigen Wohnzimmer waren nicht mehr so klein, die Thüren und Fenster nicht mehr so nieder, wie bei den der ältesten Zeit angehörenden Burgen, doch waren sie gewöhnlich noch unregelmäßig neben und übereinander angebracht. Die Form der Thüren und Fenster ist in der Regel ein längliches Viereck, selten finden wir sie gewölbt. In Finkenstein haben die Fenster den geschweiften Spitzbogen, (Eselsrücken). Die Fenster- und Thürstöcke sind, wie oben bemerkt, in neueren Burgen bisweilen aus behauenen Steinen (Neukreig, Taggenbrunn).

In den meisten Burgen endlich waren Kapellen, welche hier und da außer der Ringmauer, jedoch in der Nähe derselben, auf einem geschützten Punkte standen (Hovenburg, Kreig), gewöhnlich aber innerhalb der Ringmauer sich befanden, und zwar entweder in einem eigenen Kapellen-Gebäude (Grünburg im Görtschitz-Thale, Seldenheim, Hohenwart, Ortenburg), oder im Burggebäude inmitten der Wohnzimmer (Hollenburg, Frauenstein, Neudenstein). Manche dieser Kapellen schützte ihre Bestimmung oder eine fromme Stiftung vor dem Untergange, daher sie die Burg, zu der sie gehörten, überdauerten (Seldenheim, Neukreig). Eigenthümlich sind die Doppel-Kapellen (Stein im Drauthale, Grünburg im Görtschitz-Thale). Es sind nämlich zwei Kapellen von beinahe ganz gleicher Form unmittelbar übereinander gebaut, und es scheint, daß die obere für den Burgherrn und seine Familie, die untere dagegen für die Dienerschaft bestimmt war. In Stein befindet sich in dem, beide Kapellen trennenden Boden eine Oeffnung, durch die man von der unteren Kapelle auf den Altar der oberen, und ebenso von der oberen auf den Altar der untern sehen kann. In der oberen Kapelle sind noch gut erhaltene Fresko-Malereien, auch ist selbe überhaupt reicher als die untere ausgestattet. Die Form der Burg-Kapellen ist einfach. Sie sind in der Regel von West nach Ost gestellt, bestehen aus einem länglichen Vierecke, und der Abschluß des Altar-Raumes ist halbkreisförmig (Hohenwart, Stein im Drauthale), oder dreiseitig (Ortenburg, Liebenfels, Grünburg im Görtschitz-Thale). Das Schiff hatte eine flache Decke, dagegen war der Altar-Raum überwölbt.

Die Oekonomie-Gebäude waren selbst in umfangreichen Burgen nicht innerhalb der Ringmauer, sondern in der Nähe außerhalb derselben, meistens am Fuße oder auf der halben Höhe des Berges, auf dem die Burg stand, aufgeführt (Finkenstein, Taggenbrunn).

In der letzten Zeit des Burgen-Baues, nämlich im 16. Jahrhunderte, wurde auf die Bequemlichkeit und Schönheit der Wohnungs-Bestandtheile immer mehr Rücksicht genommen, dagegen in den Befestigungs-Werken nichts Neues eingeführt, außer daß die Brustwehren gegen die Feuerwaffen etwas stärker gemacht, und in den Mauern, insbesondere an den Thoren, für Geschütze passende Schußlöcher angebracht wurden (Waisenberg, Landskron, Ratzeneck). Hochosterwitz zeichnet sich dadurch aus, daß an jeder geeigneten Stelle ein Vertheidigungs-Bau aufgeführt ist, und Befestigungs-Werke aus allen Zeiten des Burgen-Baues angebracht sind. Man findet dort abwechselnd Zugbrücken, eine große Anzahl von Thürmen, durch welche der Weg zur Burg führt, an denselben Pechnasen, Mordgallerien, innerhalb der Thürme Fallgitter, endlich auf der Höhe an den zugänglichen Stellen hohe Mauern, und an den Ecken derselben flankirende Thürmchen. Der Erbauer führte offenbar mehr Vertheidigungswerke auf, als bei der Lage der Burg auf der Spitze eines Felsenkegels zur Sicherheit derselben nöthig waren, und es stellt sich in diesem Werke die Burgenbauweise aller Zeiten vereiniget dar. In den dieser Zeit angehörenden Burgen finden wir die Wohngebäude ausgedehnt und regelmäßig, die Höfe, Thore, die Zimmer, deren Thüren und Fenster groß, die Mauern dagegen nicht mehr sehr dick.

Am Ende des 16. Jahrhundertes endlich verließen unsere Vorfahren die Höhen, und bauten sich, da der Rechtszustand immer gesicherter wurde, ihre Wohnungen in die Ebenen. Um diese Zeit entstanden sonach die an den Ecken gewöhnlich mit Thürmen versehenen Schlößer, wie Magereck, Silbereck, Welzeneck ꝛc.

Ueber die innere Einrichtung der Burgen ließe sich, wenn man nur das, was uns in heimathlichen Burgen davon erübrigte, zum Maßstabe nehmen wollte, nur wenig sagen, denn es erübrigt uns eben sehr wenig. Wenn man jedoch das, was in uns benachbarten Ländern (wo im Wesentlichen die gleichen Verhältniße, wie in unserem Vaterlande obwalteten) an Burgen-Einrichtung aufbewahrt wurde, mit den wenigen Resten, die uns blieben, zusammenhält, so kann man beiläufig Folgendes annehmen:

Die Thüren der Wohnzimmer, Kammern und Gewölbe waren dick, aus hartem Holze, hatten einfache Schlößer, und hingen in der Regel ohne Verkleidung in der Thüröffnung. Die Thüren zu Verließen, Rüstkammern und dergleichen Räumen, die man vorzugsweise schützen wollte, waren entweder ganz von Eisen oder mit Eisenblech beschlagen.

Die Fenster waren in alter Zeit mit Darmhäuten bezogen, an deren Stelle später Glas und zwar in kleinen runden Scheiben trat.

Der Boden bestand zumeist aus Estrich, der im Winter mit Heu, Stroh oder Matten bedeckt, bei festlichen Gelegenheiten mit frischen Blumen bestreut oder mit Teppichen belegt wurde.

Die Zimmer-Decke bildeten Balken, später hie und da getäfelte Plafonds (Frauenstein). Die Wände waren mit glattem, weißem Mörtel überzogen, oder bemalt. (In Nußberg, Liebenfels sieht man noch Reste von Wandmalerei.) Man hatte auch ganz mit Holz ausgetäfelte Zimmer (Groppenstein, Frauenstein).

Um die Burgbewohner auf den rauhen Höhen vor Kälte zu schützen, waren die Oefen groß, aus Ziegeln oder Töpferarbeit, die bisweilen mannigfaltig verziert war, aufgebaut.

Die Herde in den Küchen waren groß, und um dieselben Stangen zum Trocknen des durchnäßten Gewandes angebracht *).

Zur Bewaffnung der Mannschaft in den Burgen war ein Vorrath von Rüstungen und Waffen unerläßlich, daher eine Rüstkammer wohl in jeder Burg bestanden haben wird. Die einzige in Kärnten noch vorhandene ist in Hochosterwitz.

Die Haupteinrichtungsstücke in den Wohnzimmern bildeten große Bettstellen, hölzerne Truhen zur Aufbewahrung der Habseligkeiten, schwere eichene Tische, hölzerne Stühle und Bänke. Häufig findet man in die Mauer gefügte Wandschränke oder bloße Mauerblenden, letztere besonders in den

*) Bei der großen Vorliebe, die man im Mittelalter für das Baden hatte, bestanden in allen Burgen Bade-Stuben oder wenigstens Bade-Kufen zur Bereitung des einfachen Wasser-Bades.

Fensternischen. Im 13. Jahrhunderte waren die Zimmer schon mit Bequemlichkeit ausgestattet. Man findet um diese Zeit bei Reichen sogar schon Feder-Betten mit schönen Ueberzügen und Thierfellen, so wie Teppiche auf dem Boden. Die Stühle und Bänke wurden mit Schnitzwerk verziert und mit Polstern belegt. Die Tische, deren Füße bisweilen kunstreich ausgeschnitten wurden, bedeckte man mit Tüchern, die gewöhnlich aus weißen Linnen bestanden. Ein Betschämel, ein Schrank mit Arzneien, in späterer Zeit ein Spinnrad, und bei größerer Wohlhabenheit ein Stickrahmen bezeichneten die Kemenate der Burgfrau.

Zur Beleuchtung verwendete man Holzspäne auf eisernen Leuchtern, und Lampen, die mit Talg oder Oel gespeist wurden.

Die Speisen wurden in Schüßeln aufgetragen, deren Stoff sich nach dem Reichthume der Besitzer richtete. Als Trinkgefäße dienten in ältester Zeit Thierhörner, später Becher aus Holz und Metall. Löffel und Gabeln sah man auf den Tafeln des Mittelalters nur selten, auch Messer wurden nicht für jeden Tischgast hingelegt, sondern die Gesellschaft begnügte sich mit einer geringeren Zahl.

Sonnen-Uhren gibt es in vielen Burgen (Mannsberg, Eberstein, Straßburg, Grades).

Auch findet man häufig Abbildungen von seltenen Thieren, die im Bereiche der zur Burg gehörigen Wälder und Gewässer gefangen oder erlegt wurden, an die Wand gemalt (Hollenburg), sowie seltene oder besonders schöne Geweihe aufgehangen (Osterwitz, Grades).

Von den Burg-Kapellen waren nicht alle zum Messelesen eingeweiht und mit den hierzu nöthigen Gefäßen und Paramenten versehen, sondern ein Theil derselben war nur zur häuslichen Andacht bestimmt. Als Zeichen der Einweihung kann angesehen werden, wenn sich an den Wänden gemalte Kreuze befinden, die gewöhnlich ein Band oder Kranz umgibt, und in denen hier und da auch Spuren eingeschlagen gewesener geweihter Nägel zu finden sind (Grünburg im Görtschitz-Thale).

In den Gefängnißen waren ein Paar Steinblöcke zum Sitzen und einige Ringe zum Anfesseln der Gefangenen die einzige Einrichtung. Waren sie ohne Eingang an den Seiten, so hatten sie Winden, um die Gefangenen hinab zu lassen, und wieder herauf zu ziehen.

Die Jagdgeräthschaften als: Bogen, Pfeile, Armbrüste, Messer, Spieße, Fang-Eisen und Netze rc. befanden sich theils in eigenen Jagdzimmern, die man noch in einzelnen Burgen an den Wandmalereien erkennt (Frauenstein, Mannsberg), theils in den Zimmern der Burgbewohner vertheilt. In Burgen, in welchen Pferde gehalten wurden, was wohl in den meisten der Fall war, mußte natürlich auch ein Vorrath an Sätteln und Geschirren bestehen.

Die Wagen waren im Mittelalter noch sehr unbequem construirt, und es mag sich wohl nur in sehr wenigen unserer Burgen einer befunden haben, da es üblich war, daß auch die Frauen sowohl kleine Ausflüge als Reisen zu Pferde machten. Dieß bestätigen auch die Wege, die zu den Burgen führen, von denen die meisten steil und schmal, daher nur für Fußgeher und Pferde, aber durchaus nicht für Wagen geeignet sind.

(Der Beschluß folgt)

Zur Geschichte der Burg Loschenthal.

Von Friedrich Pichler, k. k. Archivsbeamten am Joanneum in Graz.

Große Ruinen haben oft eine sehr kleine Geschichte. Welche dürftige Daten nun über eine Burg sich vorfinden, welche nicht nur zu Valvasor's Zeiten schon ein „öd und verlassenes Schloß", sondern überhaupt nie umfangreich, nicht der Sitz eines hofbediensteten Geschlechtes war, liegt wohl auf der Hand. Nach P. Andrian's geographischer Charte und jener, welche H. Hermann dem 2. Hefte seiner Geschichte beigefügt hat, lag Loschenthal im Süden des Stiftes St. Paul; am nahen Berge, wo jetzt die Kirche des hl. Joseph steht, von wannen das dem Stifte St. Paul nahe, südlich gelegene Thal auch das Loschenthal hieß, — setzt Trudpert in seiner „historia monasterii St. Pauli dazu (II. 15). Derselbe nennt die Burg „Loschn", auf welchen Namens mittelhochdeutsche oder dialektische Erklärung wir uns weder Lesch und Lösch in Schmellers bairischem Wörterbuch II. 506, noch Lösch bei Heinsius II. 816 anzuwenden getrauen; aber er sagt auch nicht mehr, als „stotisse fertur". Ist ja der Ansicht zu trauen, welche Valvasor bei seinem Bilde von St. Paul (S. 165) von unserer Burg gibt, so mag dieselbe ihre Breitseite nördlich und südlich ausgekehrt, dagegen in den nordsüdlich streifenden Gewänden schmal berechnet gewesen seyn. In der Mitte vielleicht mag sich ein Thurm, durch das Lavanthal auslugend, erhoben haben. Ueber die Zeit der Erbauung der Veste ist nichts bekannt; auf jeden Fall muß dieselbe schon vor dem eilften Jahrhundert vorhanden gewesen seyn, da man damals schon das obbezeichnete Thal bereits wie heute genannt hat. Durch das Loschenthal bis zu Rotenstein, dem heutigen Rötelstein, reichte der Zehend, welchen Engelbert und seine Gemahlin Hadwiga zur Stiftung St. Pauls im Jahre 1091 spendeten (Hist. mon. I. 19). In der Nachweisung der Geschlechts-Angehörigen von Loschenthal wird man sich natürlich zuerst, und ich, weil mir jede andere Quelle versagt ist, fast ausschließlich an die St. Paul-Abteigeschichte halten müssen; zum wenigsten zählt dieß zu den ersten Versuchen, Trudpert Neugart's Werk, welches durch seine Sprache dem Volke entzogen ist, populär auszunutzen. Der erste genannte Ritter von Loschenthal ist Sighard, für welchen, als ihren Kriegsmann, die Gräfin Mechtild, welche zuerst Gemahlin Sigfrieds III. von Spannheim und nachher Heinrichs von Trüchsen war, einen Mansus bei Walspere, heute Wallersberg unweit Völkermarkt, dem Stifte schenkte. Er selbst erscheint als Zeuge in der Schenkungs-Urkunde Adilberts von Gravenstein über einen Mansus zu Redilach (Radlach im Oberdrauthal) und endlich um 1176 selbst als Geschenkgeber, indem er in seinen letzten Nöthen Gott und dem hl. Paul einen Forst bei Loschenthal und zwei Mancipien für sein und seiner Eltern Seelenheil spendet. Sighards Bruder hieß Hilprand, seiner Kinder eines Rihkantlis, von den beiden andern sind uns nur die Anfangsbuchstaben C. und H. erhalten, und zwar dieß im Codex tradit. S. P. num. LXIX. Wahrscheinlich ist es dieser Sighard, welcher als Sigifridus de Loschenthal im St. Pauler Todtenbuche unterm 15. Juli erscheint; Hilprand, welcher als Hildebrand unterm 17. Juli und vielleicht des Ersteren Gemahlin Mechtild, welche unterm 23. (Juli?) verzeichnet ist. Sieh Hist. mon. I, 32 und II, 15, 16. Welche ferneren Stiftungen von Loschenthalern der bei Megiser pag. 922 angezogene Lazius, Coment. Reipub. Rom. Fol. 1223 lib. 12 vorführt, vermag ich nicht anzugeben, da ich weder in der Joanneums- noch in der Universitäts-Bibliothek genanntes Werk antraf. — Woher sich das Recht der Hennburger auf Loschenthal datirt mag ein Einheimischer untersuchen; gewiß ist, daß die Tochter des Grafen Ulrich, Agnes, die Gemahlin Ulrichs von Pfannberg, das Schloß gleich Lavamünd als Morgengabe besaß, aber 1298 ihre Rechte darauf gegen Tausch an Salzburg abließ; und doch heißt es dann, der Pfannberger habe Loschenthal sammt Rabenstein und Lavamünd 1300 an Salzburg gegen Lehengabe verkauft. (Tangl,

Reihe der Bischöfe von Lavant. Klagenfurt. Leon, 1841. S. 95.) Es mag wohl noch im 13. Jahrhunderte das Geschlecht der Loschenthaler ausgestorben und die Veste etwa auf die Rabensteiner übergegangen seyn. Bei der Möglichkeit einiger Beziehung zwischen der Geschichte dieser beiden Schlösser sey bemerkt, daß 1315 Rudolf von Vansdorf*), auf Rabenstein wohnend, mit dem Abt Nikolaus wahrscheinlich grenzenhalber im Streit lag, welcher noch im selben Jahre endete (Hist. mon. II. 68). Burchard von Rabenstein erscheint unterm 1. Mai 1366 zur Zeit des Abtes Conrad III. Neuhofer 1359—1391 (Hist. mon. II. 74). Daß dieser Burchard in förmlichem Lehenbesitz des Hofes zu Loschenthal war, dafür war bisher ein historisches Beweismitttel nicht bekannt; sicherlich wenigstens war der Original-Lehenbrief von Herzog Leopold von Oesterreich in Kärnten nicht zu finden. Natürlich! Er war gleich Hunderten seines Gleichen außer Land gegangen und kauerte werthlos in einem Privat-Archive. Nun ist im Besitze desselben, eines Schriftstückes mit der anspruchslosen Nettigkeit des 14. Jahrhunderts, Ritter von Frank, der hiesige Gelehrten-Ausschuß des germanischen Museums. Dieser Umstand und die Kürze des Diploms fordern zur Mittheilung des Textes auf. Derselbe lautet:

Wür Leupolt von Gots gnaden Herczog ze Osterreich, ze Steyr, ze Kernden vnd ze Krain, Graf ze Tyrol ec. Tun kunt, daz für vns komen ist vnser getrewer lieber Burkhart von Rabenstain, und hat vns aufgeben den hof ze Loschental, der sein aigen gewesen ist, vnd bat dyemütikleich, daz wir Im denselben hof geruchten ze verleihenn, Wann er vnd sein erben den von vns vnd vnsern erben wolten ewikleich zu lehen empfahen vnd haben, das haben wir getan, vnd haben Im denselben hof vnd was darczue gehört, verliehen vnd leihen auch wizzentleich mit diesem brief, also daz er vnd sein erben denselben hof mit aller zuegehörung von vns vnsern erben fürbazzer ewikleich sullent in lehensweise innhaben vnd niezzen als lehens vnd Landesrecht ist an geuerde. Mit urchund dicz briefs. Geben ze Traburg, an Suntag nach sand Dorothen tag, nach Christs gebürt, Drewezehenhundert iar, darnach in dem Sechs vnd Achtzigistem Jare.

(Jah der Elrbach merca. cc.) Orig. Perg. Sigill fehlt.

1394, Bartholomäitag erscheinen Burkhard und Wilhelm von Rabenstein, Gebrüder; 1421, als Loschenthal schon Burggrafen, nachmalige Pfleger hatte, nur Wilhelm allein; 1433 dessen Sohn Parzifal zu Sunegk. (Tangl, a. a. O. 417, 428, 429).

Als Burggraf auf Loschenthal erscheint unterm Dienstag vor St. Georgen 1408 Achaz Pergger in einer Geldangelegenheit zwischen Ulrich Chrueg, wahrscheinlich einer von Kreig, und dem Abte Ulrich III. Schrimpf (1401—1414), mit der Zeugenschaft Wilhelms von Rabenstein. (Hist. mon. II. 82.)

1458 stellte Erzbischof Sigmund I. an Kaiser Friedrich Loschenthal nebst drei andern Schlössern zurück gegen Erlangung gewisser Priwilegien. (Germ. sacr. II., 508. Tangl a. a. O. 167.)

Möglicherweise mögen sich die St. Paul einäschernden Türken im Jahre 1476 auch einen Ausflug nach Loschenthal erlaubt haben. Zum Wenigsten hielten sie die Abtei besetzt und rückten in der Richtung Völkermarkt — Wolfsberg vor.

Einige ausdrücklich bezeichnete Daten über die späteren Inhaber Loschenthals entnehme ich dem schätzbaren handschriftlichen Werke Apostelens de Apostolis, welches sich in VIII Bänden im Joanneumarchiv befindet und zahlreiche Carinthiaca enthält. Es ist dieß: Clavis laudabilium antiquitatum in Caesareo aulæ Græcensis archivo reperiendarum. (Siehe auch Schmutz, hist. top. Lex. I. 61.)

Pfleg und bstandt reuers an Kayser Fridrich von Veith Morbachs, vmb das ihme Pfleg und per Jährliche 80 ƒ dn. bestandtweis verliehene Schloß loschenthall, ausgehent. Datiert an St. Florians Tag, anno 1480. (Fasc. 2. Nro. 14. pag. 42.) Ap. V. 3.

Das Decenium 1480—1490 ist das der Ungarnkriege. Loschenthal blieb auch neun Jahre in den Händen der Ungarn, wie Twimberg und Lavamünd, welche es nur durch den Verrath Hansens Schwarz gegen den obgenannten Veit Morbax besetzen konnten. Ausführlicheres bei Tangl a. a. O. S. 188. Das Schloß unterstand der Hauptmannschaft Jakob Zäckls.

Pflegreuers an Kayser Friedrich von Michael Telian, vmb die Pfleg Seiner Mayestät Schloß vnd Herrschaft Loschenthall. So geben am Montag vor Pfüngsten. Anna 1492. (Fasc. 9. Nro. 87. Lad. 16.) Ap. VII. 16.

Loschenthal wird mit anderen Objecten von Kaiser Max unter gewissen Bedingungen an Salzburg überlassen am 8. und 18. Juni 1494. Diese Urkundenregesten nebst anderen bekannteren Daten steh bei H. Hermann I, 237.

Königs Maximiliani Verschreibung crafft welicher dem leonharden Kolnizer umb daß selbiger auf zwen geltschuldbriefs, deren einer von wayland herzog leopoldt von österreich der anderte aber von weyland grafen Vlrich von Cilli ausgegangen ist, an Seiner Mayestät Forderung gethan hat, daß Schloß loschenthall, pro interim, und bis zu der sachen erörtherung, pflegweis Innen zuhaben verschrieben wird, actum am Montag vor St. Elisabeth Tag anno 1496. (Fasc. 2do. Na. 11, pag. 17.) Ap. III. 2.

Revers an König Maximilian von leonharden von Kollniz Rittern umb des ihme Pflegweis conferirte: und bis zu austrag und abhandlung seiner an Ihr Königliche Mayestät habende schuld protensionen, Innen zu haben bewilligte Schloß loschenthall, datum am Montag vor S. Elisabeten Tag 1496. (Fasc. 1, Nr. 19. pag. 702.) Ap. V 53.

Vermerkht, daß des Kollnizer Pfleg- und Pfandtrevers vmb die Pfleg Loschenthall in Kernthen, auch Ambt und Markht Laffmundl sammt des Kaysers Maximilian Pflegbrieffen, den 12. May Anno 1589 auf die hoff-Cammer herfürgesuecht worden. (Fasc. 9no. Nro. 87, pag. 212.) Ap. III. 21.

Als Besitzer von Loschenthal kommt unterm 27. Mai 1627 vor Christian David Ursenpeckh, Freiherr auf Podtschach, Wartenstein, Liechtenstein, Lasenmündt und Niedertrüxen, Obrist-Erblandstablmeister in Steiermark, kaiserlicher Rath und Kämmerer und Landeshauptmann in Kärnten. (Tangl. a. a. O. 467.)

Als Herr auf Loschenthal wird unterm 4. April 1651 genannt Georg Sigismund Paradeiser, von dessen Sohn Wolf Raimund Paradeiser Abt Paul das Schloß Colniz kaufte. Loschenthal gehörte sohin zum Gütercomplex Meichau, Gradisch, Neuhaus und Lavamünd. (Hist. mon. II., 110 im St. Pauler Archiv unter VII, 301 notirt.)

Die Heerschaften Loschenthal und Lavamünd kaufte 1667 Abt Philipp Rotenhäusler (1661—1677) um 60,000 Gulden. (Hist. mon. II. 113.)

Im Jahre 1688 war das Schloß längst eine unbewohnte Ruine. Hat vor Zeiten, sagt Valvasor, denen Herren Zollnern gehört, jetzt aber ist es dieses Stiffts. Die Schloßinnhaber aus der Familie Zollner möge derjenige anführen, dem die bezüglichen Quellen fließen; ebenso wäre über die Zeit der Erbauung des Josephikirchleins auf den Ruinen Mehreres beizubringen. Tangl setzt (a. a. O. 96) die Erbauung in's 17. Jahrhundert; somit könnte solche nicht vor den 35. Lavantiner Bischof Franz I. Caspar von Stadion (1673—1704) und nicht vor Abt Albert Reichart (1677—1727) fallen. Endlich wären auch Vollsagen über Schloß und Thal zu berücksichtigen. Ich meine mit Cicero: Patriæ fumus alieno igne est luculentior.

*) Ueber die Vonstorfer. Tangl a. a. O. S. 85. Abt Conrad 1284—1291. I.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 28. Sonnabend, den 10. Juli. 1858.

Selbstbeherrschung.

Am grünen Tische saßen
Vier Spieler ernst und still,
Die Augen nur, die wilden,
Verriethen noch Gefühl.

Wie Blitze schoßen diese
Oft hin auf's rothe Gold,
In Häufchen war's geschichtet,
Des Teufels Werbesold. —

Da trat hin vor die Spieler
Ein Priester sanft und mild,
Das junge Antlitz strahlte
Der Demuth reinstes Bild.

Mit liebevollem Blicke
Naht er dem Einem sich
Und bittet um Almosen
Für Arme flehendlich.

Doch dieser, Wuth im Herzen,
Da ihn verließ das Glück,
Springt auf und stößt den Priester
Mit roher Hand zurück.

Der Priester hebt mit Ruhe
Sein Haupt empor und spricht:
„Das war mein Theil; — doch bitt' ich
„Vergeßt der Armen nicht!"

Als dieß der Mann gehöret,
Ergreift's ihn tief; er fällt
Nun um den Hals dem Priester
Und gibt ihm all sein Geld.

Rudolf F*.

Mittheilungen über einen Landsmann in Afrika.

Seit einer Reihe von Jahren waren wir in der angenehmen Lage, über die österreichische Mission in Chartum, das Befinden und die Wahrnehmungen eines dabei sich vorzüglich betheiligenden Landsmannes aus dessen unmittelbaren Briefen eine Zahl interessanter Notizen zu liefern. Dieses Mal thun wir es, nach einer längeren Pause (das letzte Mal geschah es den 7. März 1857, Nro. 10), wir müssen es leider gestehen, mit blutendem Herzen.

Es liegt uns ein Brief aus Heiligen Krenz am weißen (Nil) Flnße, im Lande der Kyk vom 15. März 1858 vor, in welchem der Missionär Joseph Lanz uns über die letzten Lebenstage Mosgan's berichtet, den wir sonach im Auszuge geben. Er schreibt:

„Ende Februar laufenden Jahres kam eine Kiste mit verschiedenen Gegenständen, aufgegeben zu St. Andrä in Kärnten den 19. August 1857, für den Hochwürdigen Herrn Missionär, meinen lieben Freund Mosgan, glücklich hier an, doch zu spät, um von ihm selbst in Empfang genommen zu werden. Dieses war jedoch mit einer blechernen Büchse, gefüllt mit verschiedenen Sämereien und einer Summe Geldes (in Dukaten, aufgegeben von St. Andrä zu Ostern 1857) der Fall. Mosgan hätte dafür gerne mit gerührtem Herzen seinen Wohlthätern in einer Art gedankt, welche diesen und seinem geliebten Vaterlande Freude gemacht haben würde; dafür muß ich denselben eine Nachricht senden, die so manches Gemüth schmerzlich verwunden und bittere Thränen entlocken wird: der liebe Mosgan ist nicht mehr hier, der Herr hat ihn in ein besseres Jenseits hinübergerufen, wo seiner der Lohn für so viele der guten Sache gebrachte Opfer und überstandene Leiden wartete."

„Seit Ende September verflossenen Jahres war er immer kränkelnd. Der Anfang war ein Fieber, welches er sich durch die vielen Strapazen in der heißen Sonne zuzog. Die Missions-Station war nämlich mit Lebensmitteln viel zu wenig versehen, so daß mit Ende Juli die Durrah, die einzige Nahrung für unsere 35 Hausleute, ausging. Es hieß nun diese anderwärts suchen; aber welches Geschäft war dieses in solch einer Gegend! Zwei Mal unternahmen wir es, uns in unser Canot, einen ausgehöhlten Baumstamm, hineinzwängend, eine drei Tage lange Reise zu den Stämmen der Tuits und Bohrs ostwärts zu machen. Nachdem wir aber die Marter der stechenden Sonnenhitze und der entzündlichen Insectenstiche ausgehalten, kamen wir mit leeren Händen und der herben trostlosen Antwort nach Hause: „Ihr bekommt kein Getreide, denn was die Sonne nicht verbrannte, fraßen uns die Vögel". Auch wir hatten voriges Jahr ein großes Stück urbar gemachtes Ackerfeld mit Durrah besäet und erwarteten eine ergiebige Ernte; allein auch uns ergings wie den Nachbarn, die Vögel hielten sie. Es blieb uns also nichts übrig, als das noch entbehrliche Vieh zu schlachten und dann den Ungeheuern der Wildniß und des Waldes nachzujagen. Es gelang uns zwar auf diese Art unsere Leute vor dem Hungertode zu retten; allein dafür wurde Mosgan ein Opfer des Fiebers. Anfangs wollte er sich durch die Hungerkur, wie früher mehrmals, helfen; doch jetzt half auch diese nicht. Die später genommene Medizin wirkte auch nur wenig, und so blieb er kränkelnd im Oktober und November. Wir konnten dem Armen stärkende Nahrung, wie er sie bedurfte, keine geben."

„Ende November kamen die ersten Schiffe von Chartum und somit auch eine bessere Zeit für Heiligen Kreuz. Es waren zwar Kaufmannsschiffe, aber zu ihren Ehren muß man sagen, sie wetteiferten eigentlich um uns und mit uns, besonders dem kranken Mosgan die Lage in etwas zu erleichtern. Ein französischer Kaufmann, schon lange ein Wohlthäter dieser Station, halbirte im eigentlichen Sinne seine Provision mit uns. Ende Dezember kamen auch die Missionsschiffe mit Vorräthen für das ganze Jahr; wir athmeten frei auf und Herr Mosgan schien völlig hergestellt, machte schon Spaziergänge und kleine Ritte. Er war gesonnen heuer, da der Tod mich, seinen Gehilfen, seit einem Jahre verschont hatte (dessen Vorfahrer Pircher war nach kurzer Zeit gestorben, und hatte sohin Mosgan's im Jahre 1856 gefaßtes Vorhaben, Kärnten zu besuchen, vereitelt) und ich ihn vertreten konnte, in seine geliebte Heimath zurückzukehren und sich dort für neues Wirken in seiner Mission zu erholen. Er hatte auch wirklich seine Reiseanstalten schon gemacht; der erwähnte französische Kaufherr ihn unentgeldlich bis Alexandria mitzunehmen versprochen; doch jener, welcher das Mittel seiner Freude seyn sollte, war die nächste Veranlassung zu seinem Tode. Wie sehr sehnte sich Mosgan nach jenem Augenblicke, und wie fühlte er sich in dieser Hoffnung erhoben und auch am Leibe gestärkt! Es war am 10. Jänner d. J., da kam ermeldter Franzose von seinem drei Stunden von hier gelegenen Aufenthaltsorte zu uns auf Besuch. Mosgan unterhielt sich angelegentlich und lange mit ihm und verweilte dabei über die Zeit im Freien; er verkühlte sich und zog sich eine Halsentzündung zu. Diese wich zwar den angewendeten Mitteln; allein sie warf sich auf die Brust, und bei der vorhandenen Schwäche trat ein sonst unerklärliches Sinken seiner Kräfte trotz aller Hilfe ein. Am 23. Jänner ertheilte ich ihm die hl. Sterbsakramente und am 24. Früh Morgens war er bereits eine Leiche. Nachdem in Gegenwart derselben die erste heilige Seelenmesse gelesen war, wurde sie in der Nähe unserer Wohnungen, wo bereits der Hochw. Herr Pircher ruht, mit möglicher Feierlichkeit beigesetzt. Die Seinigen, und ich bin überzeugt, seine Landsleute und die Diözese Lavant werden seiner nicht vergessen!“

„Ich bin nun allein, doch nicht so wie Mosgan durch drei volle Jahre, denn ich bekam zwei Europäer als Missions-Mitarbeiter. Am 14. Februar kam nämlich die „Stella matutina“ von Chartum und brachte unerwartet neue Missionäre; nämlich den Hochw. Herrn Don Joano Beltramo mit drei Genossen aus dem Institute des Hochw. Don Nicolai Mazza zu Verona. Sie bleiben einstweilen zu Heiligen Kreuz, wollen sich aber kommendes Jahr in der Nähe bei einem anderen Stamme der Tuits eine eigene Station gründen. Gott segne ihr Vorhaben. Immerhin bleibt die Sprache das größte Hinderniß; denn kaum hat man sie mit großer Mühe inne, droht der Tod. So geschah es mit dem Herrn Missionär Ueberbacher, so mit unserm Mosgan. Indessen wir verzagen nicht, wenn wir gleich immer so zu sagen wieder am Anfange sind. Die Gebete unserer Freunde und Gönner in Europa, die vielen Opfer, die dargebracht werden, mögen den Allbarmherzigen vermögen, daß Er seine Gnade über dieses arme Volk der Neger ausgieße. So wollen wir hoffen, arbeiten und dulden bis der Herr ruft. Dieses Jahr haben wir angefangen, zu Heiligen Kreuz ein Kirchlein zu bauen von gebrannten Ziegeln und Erde; es ist der Hauptsache nach fertig. Aermlich zwar, wie das Haus zu Nazareth; doch Gott zur Ehre und uns zur Freude!“

Wir schließen damit ab, und weihen dem edlen Mosgan, welcher sein Leben für das Heil seiner schwarzen Brüder einsetzte, eine wehmüthige Thräne, wie wir es vor 21 Jahren thaten unserm armen lieben Mortsch, der dort zu Chartum ruht. Mosgan hat sich so innig nach uns, nach seinem Vaterlande gesehnt; sein Herz brach, als er diese Hoffnung in Erfüllung zu bringen sich anschickte. Verwandeln wir den fröhlichen Empfang, den wir ihm bereiteten, in ein Andenken, welches unsere Hoffnung auf besseres, ewiges Wiedersehen verkündet!

Das F. B. Consistorium zu St. Andrä nimmt mit Dank jeden Beitrag in Empfang zur Errichtung eines entsprechenden, wenn auch einfachen Monuments, welches dem Kärntner-Missionär Bartlmä Mosgan an seiner Heimath-Pfarrkirche im Markte Eisen-Kappel gesetzt werden soll. Wir stellen die Bitte darum an alle patriotisch und christlich fühlende Herzen.

Kärnten's Burgen.

Von Max Ritter von Moro.

(Beschluß.)

Das Leben in den Burgen theilte sich in kriegerische und friedliche Beschäftigungen.

Wenn gleich Krieg und Fehden und in Folge derselben Belagerungen von Burgen die Bewohner nicht ununterbrochen in Anspruch nahmen, so glich doch die Beschäftigung des wehrhaften Theiles derselben jener eines Platzes, dem mehr oder weniger Gefahr drohte. Plötzliche Ueberfälle einer Burg, um ein wirkliches oder vermeintliches Recht durchzusetzen, um Rache zu nehmen, auch wohl nur, um Beute zu machen, waren zur Zeit des Faustrechtes etwas ganz Gewöhnliches, daher in einer Burg die Einrichtungen immer derart getroffen seyn mußten, daß man solchen Ueberfällen nicht unterlag, und selbst längeren Belagerungen trotzen konnte.

Die Oberleitung der Vertheidigung und aller kriegerischen Unternehmungen hatte der Burgherr, und in dessen Abwesenheit der Vogt oder Pfleger. Die Anzahl der Kriegsknechte war nach dem Vermögen des Burgherrn und der Ausdehnung der Burg sehr verschieden, auch wurde sie in besonders kriegerischen Zeiten möglichst verstärkt, in welchem Falle man wohl auch die zu friedlichen Beschäftigungen bestimmten Burgbewohner und die Landleute, welche sich aus ihren schutzlosen Wohnungen in die Burg flüchteten, wehrhaft machte. Jede Burg muß jedoch gewiß einige nur zur Bewachung und, im Falle eines Angriffes, zur Vertheidigung bestimmte Diener gehabt haben. So bedurfte wohl jede Burg eines Thorwärters, weil das Thor in der Regel geschlossen war, und schon wegen der Verrichtungen der Burgbewohner außer derselben oft geöffnet werden mußte, hauptsächlich aber, weil eine sorgsame Bewachung des Zuganges wohl die erste Bedingung der Sicherheit der Burg war. Auch auf den hohen Wart-Thürmen werden gewöhnlich Wächter bestanden haben, um Feinde, oder (in Raub-Burgen) Beute zu erspähen, und Signale von benachbarten Burgen zu bemerken. In gefährlichen Zeiten, oder in Burgen, welche durch ihre Lage oder Bauart nicht gut geschützt waren, mag außerdem noch ununterbrochen ein Theil der männlichen Bewohner zur Wache verwendet worden seyn.

Die nicht zur Bewachung der Burg nöthigen Kriegsknechte wurden, wenn sie nicht die Vertheidigung der Burg im Falle ihrer Belagerung, oder ein kriegerisches Unternehmen außerhalb derselben in Anspruch nahm, zur Anfertigung und Reinigung von Waffen, Ausbesserung von Verthei-

digungswerken, Beaufsichtigung der Gefangenen, ja in kleineren Burgen wohl auch zu den gewöhnlichen häuslichen Arbeiten verwendet. An Gefangenen fehlte es selten in einer Burg, und zwar waren es entweder im Kriege eingebrachte, und mit Bewilligung des Landesfürsten verwahrte, oder in Privat-Fehden gemachte, oder solche Gefangene, welche aus Raublust auf der Straße ergriffen und bis zur Zahlung des Lösegeldes ihrer Freiheit beraubt wurden; bisweilen waren es auch Verbrecher, welche von den Burgherren vermöge der ihnen zustehenden Gerichtsbarkeit eingekerkert wurden.

Zu den wesentlichen Beschäftigungen der männlichen Burgbewohner gehörten kriegerische Uebungen, und insbesondere bestand die Erziehung der für den Ritterstand bestimmten Söhne des Burgherrn fast ausschließend in der Abhärtung des Körpers zur Ertragung der mit dem Kriege verbundenen Beschwerden, in der Ausbildung der Körperkraft, und in Uebungen im Reiten und in Führung der Waffen.

Wurde eine Burg angegriffen, so wurde der nahende Feind mit Bogen und Armbrüsten beschossen, und gelangte er an die Ringmauer oder gar in das Innere derselben, so überschüttete man ihn überdieß mit Steinen, siedendem Wasser ꝛc. Der Angreifer dagegen suchte mit Schleudermaschinen die Zinnen zu zerstören, die Mauern einzuwerfen, die Burg durch brennende Pfeile und Pechkränze in Brand zu stecken, und endlich durch Sturm in dieselbe einzudringen. War ihm dieß gelungen, so kam es zum Handgemenge, wo mit Hellebarden, Schwertern, Kolben ꝛc. gefochten wurde, wenn nicht die Besatzung noch im Berchfriede Schutz fand, in welchem Falle sie dann gewöhnlich capitulirte.

Die friedlichen Beschäftigungen der Männer bestanden in der Sorge für die täglichen Bedürfnisse, in der Pflege der im Bereiche der Burg gelegenen kleinen Gärten, Ausbesserung der Gebäude und deren innerer Einrichtung, endlich vorzugsweise in der Jagd. Die zu jener Zeit selbst in den Ebenen und Mittelgebirgen ausgedehnten, nur selten durch menschliche Wohnungen unterbrochenen Wälder, und die Lage der Burgen in unmittelbarer Nähe, ja häufig in der Mitte derselben begünstigten das Jagen auf das zahlreiche Wild, welches ein Hauptnahrungsmittel der Burgbewohner bildete. Die Jagd war ferner schon wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Kriege, daher als Mittel, die Körperkräfte für denselben auszubilden und sich in Führung der Waffen zu üben, eine stets beliebte Unterhaltung des kampfsüchtigen Mittelalters.

Eigene Geistliche gab es wohl nur in wenigen unserer heimathlichen Burgen, denn obwohl der größte Theil derselben Kapellen hatte, so waren wahrscheinlich die meisten derselben nur zur häuslichen Andacht bestimmt, und konnten nur die Einkünfte bedeutender Burgenbesitzer ausreichen, um ununterbrochen einen Geistlichen zu unterhalten.

Um das Leben der Frauen in den Burgen beurtheilen zu können, muß man vor Allem ihre Stellung dem Manne gegenüber betrachten. Vor dem 11. Jahrhunderte trat der Mann entschieden in den Vordergrund, und das Weib stand bescheiden zurück. Um diese Zeit erfolgte ein von Frankreich ausgehender Umschwung, der durch die Kreuzzüge, und durch die Berührung der Südfranzosen mit ihren arabischen Nachbarn in Spanien herbeigeführt wurde.

Die Frauen bewegten sich seit dieser Zeit im Mittelpunkte des Lebens, die Männer waren nur mehr ihre Diener und Anbeter, und es begann die sogenannte ritterliche oder höfische Zeit. In Deutschland hat dieses Leben erst in späterer Zeit Platz gegriffen, ging nur wenig in das Blut des Volkes über, und dauerte nicht lange. Bald nach 1250 ist nur mehr ein Schatten davon übrig, und die Frau tritt wieder in ihr natürliches Verhältniß zurück.

Im Allgemeinen kann man sagen, daß sich die weiblichen Bewohner der Burgen unter Leitung der Burgfrau der Wirthschaft, der Verfertigung und Ausbesserung von Kleidungsstücken, der Erziehung der Kinder und Pflege der Kranken und Verwundeten widmeten. Spinnen am Rocken (die Spinnräder sind erst im 15. Jahrhunderte erfunden worden) und Weben war eine Beschäftigung selbst der vornehmsten Frauen. Zu den Vergnügungen der Frauen gehörten Würfel- und Schachspiel. Im 13. Jahrhunderte scheinen auch schon die Spielkarten erfunden gewesen zu seyn.

Die Kunst zu lesen und zu schreiben war bei den Frauen gemeiner als bei den Männern, es entbehrten derselben selbst berühmte Dichter, z. B. Ulrich v. Liechtenstein, Wolfram von Eschenbach ꝛc., da durch das ganze Mittelalter hindurch die Wissenschaft den Männern weibisch und pfäffisch erschien. Das Singen war bei den Frauen schon im 13. Jahrhunderte beliebt; auch Instrumental-Musik wurde von ihnen betrieben, und zwar: Harfe, Lyra und wel'sche Fiedel (eine dreiseitige Fiedel). Eigentliche gesellige Belustigungen gab es selten, und nur Besuche von Nachbarn, Reisenden, Pilgern, Krämern, wandernden Spielleuten und Sängern unterbrachen die Einförmigkeit des täglichen Lebens. Bei den wenigen und schlechten Verbindungsmitteln, bei der Unkenntniß des größten Theiles der Burgen-Bewohner im Lesen und Schreiben erhielt man von den Vorgängen in der Welt fast ausschließend nur durch die Erzählung fremder Ankömmlinge Kunde. Insbesondere waren es die wandernden Spielleute, von denen man Sitten und Gebräuche anderer Länder erfuhr, so wie sie für Männer und Frauen die Vermittler der Poesie des Tages waren. Die in Deutschland seit den ältesten Zeiten mit Recht gepriesene Gastfreundschaft, verbunden mit dem Bedürfnisse nach Mittheilungen öffnete jedem Wanderer bereitwillig die Thore der Burg. Von den Zeiten der Kreuzzüge an gehörten Pilger, die vom heiligen Lande zurückkehrten, zu den nicht seltenen Gästen. Mag auch unter diesem Kleide mancher Betrug gespielt worden seyn, so waren solche Wanderer auf den einsamen Burgen doch stets willkommen.

Die Gäste wurden mit aller Zuvorkommenheit empfangen, und ihnen in der Regel zuerst ein Bad gegeben. Die Sorge für diese Erquickung gehörte zu den willkommensten Aufmerksamkeiten, wie überhaupt im Mittelalter das Baden von Männern und Frauen als ein großer Genuß geschätzt wurde. Waren die Gäste nicht hinreichend mit Wäsche und Kleidern versehen, so wurden ihnen solche gereicht. Die Bewirthung geschah mit aller Sorgfalt, und wußten die Gäste die Burgbewohner durch Erzählungen, Musik oder Tanz zu unterhalten, so suchte man ihren Aufenthalt so viel als möglich zu verlängern; beim Abschiede wurden sie von vermöglicheren Burgherren nicht selten auch noch beschenkt. Die Bedeutung fremder Ankömmlinge war auch die Hauptursache, daß die Bewohnerinnen sich so gerne auf Balkonen, Söllern und an den Fenstern aufhielten, um in die Ferne zu sehen, ob sich ein Reisender der Burg nahe.

Gab es in der Burg ein Fest, so wurde dieses insbesondere im Palas und im Hofraume, der gewöhnlich mit einem großen Baume, oder mehreren Bäumen geschmückt war, gefeiert, daher auch, wie schon erwähnt, häufig der Palas einen Balkon oder ein großes Fenster dem Hofraume zu hatte, von dem aus man bequem in denselben sehen konnte.

Festtage wurden in der Regel mit dem Besuche der Messe begonnen, in die man sich im feierlichen Zuge begab. Doch war es gewöhnlich gerade nicht die Frömmigkeit, welche die Gesellschaft dahin führte, sondern man betrachtete die Kirche häufig als Gesellschaftsort, wo vertrauliche Gespräche geführt wurden. Nach der Messe wurde der

Morgenimbiß genommen, und war dieser vorüber, so schritt man zu allerlei geselligen Unterhaltungen. Bei dem darauffolgenden Hauptessen trennten sich häufig die Geschlechter, theils in verschiedene Räume, theils im selben Raume an verschiedene Tische. Französischer Einfluß führte endlich in der höfischen Zeit den Brauch, daß beide Geschlechter paarweise bei Tische saßen, auch in Deutschland ein. Die Bedienung bei Tische geschah in ritterlichen Kreisen durch Knappen. Die Speisen bestanden größtentheils aus Fischen, Geflügel, Rauchfleisch mit sehr gewürzhafter Zubereitung, ebenso wurde auch der Wein gewürzt. Fast immer wurden die Gastmahle durch Gesang erheitert, und Spielleute unterhielten die Tischgenossen durch Lieder, Instrumental-Musik und Vortrag von Erzählungen. Auch mußte hier und da Jeder der bei Tische Anwesenden ein Liedchen singen oder eine Geschichte erzählen. Die Poesie war im Mittelalter mit der Musik auf das Engste verknüpft, und der Dichter hatte nicht nur die Worte sondern auch die Weise zu erfinden, und begleitete den Gesang auf der Harfe, Fiedel oder Rotte (einem Saiten-Instrumente, das zwischen Harfe und Fiedel in der Mitte stund). Nach aufgehobener Tafel suchte Jeder den ihm angenehmsten Zeitvertreib im Schach- oder Brettspiele oder mit Würfeln; ein Theil lustwandelte oder unterhielt sich im Freien mit Ballspiel; Waffen- oder Leibesübungen, denen die Frauen zusahen, wurden abgehalten, man sprang nach dem Ziele, ließ Falken und andere Stoßvögel steigen, es wurden Tänze und mancherlei Spiele begonnen. Der Tanz war vorzugsweise ein ruhiger, gehender, und wurde entweder durch Spielleute mit Instrumental-Musik oder von den Tänzern selbst mit Gesang begleitet. Die Abendmahlzeit ging unter denselben Verhältnissen, wie das Hauptmahl vor sich, auf sie folgten bisweilen noch Unterhaltungen, gewöhnlich aber ging man bald zu Bette.

Was den Ton, der bei diesen Unterhaltungen herrschte, anbelangt, so mag er allerdings kein feiner gewesen seyn, denn unsere Ritter in den Burgen auf rauhen Bergeshöhen waren gerade Degen mit rauher Hand und Zunge, und die Frauen waren einfach und ungeziert. Es wird daher auch oft derb hergegangen seyn, allein gewiß blieben auch die lächerlichen Spitzfindigkeiten im Minnedienste, welche zur höfischen Zeit im Westen Europa's gangbar waren, weg, oder kamen wenigstens nur ausnahmsweise vor.

Eigentliche Turniere dürften auf unseren heimathlichen Burgen, außer in Friesach (wo namentlich das von Ulrich von Liechtenstein beschriebene große Turnier im Jahre 1216 oder 1217 stattfand), und in St. Veit (zur Zeit, als die Herzoge aus dem Hause Sponheim dort residirten) nicht abgehalten werden seyn, und die bei manchen Burgen befindlichen ebenen Plätze (sogenannte Turnierplätze) wohl nur Plätze zu ritterlichen Uebungen gewesen seyn.

An Sagen und Märchen, welche sich an kärntnerische Burgen knüpfen, fehlt es nicht, und sie beweisen, wie mächtig das Reich der Phantasie zur Zeit des Mittelalters auch in unsern Bergen war. Ein Theil derselben hat ohne Zweifel wirkliche Begebenheiten zum Grunde, welche theils poetisch ausgeschmückt, theils mit übernatürlichen Wesen in Verbindung gebracht wurden. Viele gehören freilich in das Gebiet der Geister-Geschichten, aber manche derselben übten unläugbar oft einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Vorfahren aus, und waren in jener Zeit nicht selten ein Schild gegen Verbrechen, die der damals so schwache weltliche Arm der Gerechtigkeit nicht zu verhüthen im Stande gewesen wäre. Ein großer Theil dieser Sagen ist in den Spalten der Carinthia, in der kärntnerischen Zeitschrift, in dem Taschenbuche Noreja (herausgegeben von Simon Martin Mayer) und in dem Texte zu Joseph Wagner's Ansichten aus Kärnten von Heinrich Hermann gesammelt; eine vollständige Sammlung wäre jedoch um so erwünschter, als, so wie die Burgen rasch zerfallen, so auch die Sagen immer mehr aus dem Munde des Volkes verschwinden.

Von den einst so zahlreichen Burgen sind jetzt nur wenige mehr erhalten, nämlich bedacht, und durchaus oder doch theilweise bewohnbar (Stein im Drauthale, Groppenstein, Sommeregg, Hollenburg, Haimburg, Glanegg, Hohenstein, Hochosterwitz, Frauenstein, Grades, Mannsberg, Eberstein, Neudenstein, Waldenstein, Ratzeneck).

Die meisten wurden zu Ruinen, das ist, es erübrigen von selben nur mehr Mauern ohne Bedachung, aus denen man aber die Hauptgestalt des Gebäudes, und einzelne Theile desselben noch zu erkennen im Stande ist (Goldenstein, Prieseneck, Rosenberg, Ortenburg, Wildeck, Ober-Falkenstein, Möllthaben, Rauchenkatsch, Finkenstein, Landskron, Aichlberg, Hardeck, Grabeneck, Liebenfels, Taggenbrunn, Nußberg, Wulroß, Alt- und Neu-Kreng, die Friesacher Schlößer, Silberberg, Herrenburg, Waisenberg, Feuersberg, Mitter-Trixen, Neu-Heunburg, Griffen, Reisberg, Lichtengraben, Twimberg, Hartneidstein, Stein und Rabenstein im Lavantthale, Sternberg, Waiseneck); von manchen stehen nur die Berchfriede, oder doch ein Theil der kräftigen Mauern dieser imposanten Thürme, während vom übrigen Burggebäude nur mehr karge Reste sichtbar sind (Waidenburg, Künburg, Straßfried, Flaschberg, Rothenthein, Lind, Leonstein, Hohenwart, Alt-Liemberg, Karlsberg, Schaumburg, Freiburg, Ober-Trixen, Reichenfels, Alt-Moosburg, Söbriach, Köstenberg); von vielen findet man nur Trümmer, ohne daß auch nur mehr der Gesammtumfang und die Hauptform erkennbar ist (Weideck, Aichlburg, Federaun, Ober-Drauburg, Hohenburg, Feldsberg, Reifnitz, Dietrichstein, Zeltschach, Rabenstein bei Zwischenwässern, Alt-Heunburg, Alt-Treffen, Alt-Rechberg, Sonneck, Wildenstein, Kollnitz, Pregrad, Greifenfels, Gurnitz, Albeck, Hafnerberg); von einigen kennt man die Namen und vermuthet nur die Stelle, wo sie standen (Karlstein, Clamenstein, Liepharten, Sonnenberg, Odesels), so manche endlich werden verschwunden seyn, ohne daß auch nur mehr ihre Namen bekannt sind.

Das Ende, welches die Burgen nahmen, war, daß einige theils durch auswärtige Feinde, theils in Privat-Fehden zerstört und nicht wieder aufgebaut, die meisten derselben aber verlassen und dem traurigen Schicksale des allmähligen Zugrundegehens preisgegeben wurden. Noch am Ende des verflossenen Jahrhundertes befanden sich in einigen derselben herrschaftliche Kanzleien (Landskron, Finkenstein), allein nach und nach wurden auch für diese in den Ebenen Gebäude aufgeführt, und die Burgen auf den Höhen verlassen. Man hielt nicht einmal mehr die Bedachung ein, nach deren Zugrundegehen die Mauern rasch dem Ende zueilen.

Die gewaltigen Berchfriede, deren unerschütterliche Mauern den Elementen und der Zerstörungssucht der Menschen trotzen, werden noch lange Zeit als kräftige Zeugen des Mittelalters dastehen, dagegen die andern Burgen-Bauten, mit Ausnahme der wenigen, welche der edle Sinn ihrer Besitzer schützt, in wenigen Decennien zu formlosen Schutthaufen zusammensinken.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 29. Sonnabend, den 17. Juli. 1858.

Trost in der Natur.

Wie herbstlich öde Landschaftsbilder
Ein rauher, kalter Wind durchsaust,
So auch das Herz gar oft ein wilder
Und unheilvoller Sturm durchbraust.

Dann geh' hinaus in's Frühlingsleben,
Das üb'rall fröhlich dich umblüht,
Und mit geheimnißvollem Weben
Von jedem Herz die Trauer zieht.

Betrachte dann mit stillem Schauen
Die frische, neu erwachte Flur,
Wie rings die lieblich grünen Auen
So voll sind von der Freude Spur.

Dann leg' dich in die Mutterarme
Der ewig schaffenden Natur,
Sie macht dich frei von deinem Harme,
Wie ich's an mir schon oft erfuhr.

Wenn Lenz und Erde sich vermählten,
Wie kannst du länger traurig seyn?
Im frohen Jubel aller Welten
Ein Freudeloser du allein?

— 66 —

Die Memoiren des Herzogs von Ragusa,
Marschall Marmont, in Bezug auf Kärnten.

(Beschluß von Nr. 24.)

Handelsverhältnisse der illyrischen Provinzen im Jahre 1810; Fortifikationsprojekte und militärische Anstalten in denselben.

Die Memoiren des Marschalls Marmont haben in neuester Zeit so viele Würdigung, besonders auch in Hinsicht auf unseres Marschalls Graf Radetzky biographische Denkwürdigkeiten erhalten, daß wir nicht umhin können, die mitunter sehr scharfsinnigen Bemerkungen dieses General-Gouverneurs von Illyrien einst, und in seiner letzten Lebensperiode als Literat in seinem Fache in Bezug auf seinen in Oesterreich genommenen Wohnsitz, uns angehörigen Mannes zum Schluße unserer Auszüge anzufügen. So sagt er über den damals so wichtigen Landhandel Illyriens mit der Türkei (Goldbachs Uebersetzung 2. Band, S. 251):

„Ich hatte mir vorgenommen, zeitig einen wichtigen Handelsweg von Triest über Kroatien nach der Türkei herzustellen. Die Kontinentalsperre beraubte Frankreich der Baumwolle, und die Manufacturen, in welchen Baumwollstoffe fabricirt wurden, litten sehr durch den Mangel an den nöthigsten Materialien und den hohen Preis derselben. Da in der Türkei die Transportskosten viel geringer waren, so ließ sich vielleicht mit dem Transporte zur See Konkurrenz machen. Und in der That sprach vieles für die Möglichkeit der Ausführung, wenn ich mit Sorgfalt zu Werke ginge; der Transport ging durch fruchtbare aber unkultivirte Länder, welche die Nahrung für das hindurchgehende Zugvieh kostenfrei liefern; die nöthigen Lastpferde waren billig, die türkischen Unterthanen waren mäßig, und ihr Unterhalt kostete wenig. Den Anfang mußte die Versicherung eines speziellen Schutzes der Karavanen machen. Die Türken, in deren Interesse dieß lag, ließen es sich angelegen seyn, und wirkten denselben aus. Meinerseits war auch ich bemüht, ihnen auf jede Weise Sicherheit und Bequemlichkeit zu gestatten, zuerst ein großes Lagerhaus und große Magazine, dann billige Fuhren von Castainitza nach Triest, denn es war unmöglich, die große Menge Lastpferde dort aufzunehmen und zu geleiten, die auf der Landstraße unterwegs kein verlassenes Land zur Weide gefunden hätten, und noch weniger im Stande gewesen wären, ihren Bedarf zu bezahlen. Ich ließ alles veranschlagen, ein umständliches Gutachten darüber abfassen und schickte meine Vorschläge an den Kaiser, der sich beeilte, sie anzunehmen. Jetzt mußte noch verhindert werden, daß Baumwolle über das „schwarze Meer" die „Donau" hinauf nach Wien geschickt wurde, und von dort über Straßburg nach Frankreich ging. Die Nothwendigkeit wurde eingesehen; eine Steuer von 200 Franks auf den Centner wurde für Straßburg festgesetzt, und von nun an wurde Illyrien die natürliche Handelsstraße für die Baumwolle, die von Smyrna nach Frankreich ging."

Da ein Seetransport von Triest nach Frankreich wegen der englischen Kreuzer unthunlich war, so wurde der Landweg über Villach, Gmünd, Salzburg und durch Baiern und Schwaben nach Straßburg eingeschlagen. Die Zahl der eingeführten Baumwollen-Ballen betrug im Jahre 1811 60,000 und stieg im Jahre 1812 auf 200,000, so, daß die Straße über Villach und Gmünd fast immer mit Fuhrwerken dieser Art bedeckt war und Oberkärnten ungemeine Vortheile verschaffte. Dieses Ereigniß wurde bereits im III. Bande, 1. Hefte, Seite 283, des Handbuches der Geschichte Kärntens besprochen, und dort bemerkt, daß besonders der Finkensteiner-Großfuhrmann „Preinitsch" sich dabei betheiligte und großen Reichthum sich daraus erwarb. Oesterreich, welches man auf diese Weise von dem Levantiner Landhandel ausschloß, mußte sich seinen Baumwollenbedarf auf andern, oft weiten Umwegen verschaffen: so bezog z. B. die Fabrik unserer Landsleute, der Herren von Reyer, ihre Twiste (Baumwollgarne) über Husum und Tönnin-

gen, da die Continentalsperre in jener Gegend nicht so, wie auf französischem Gebiete, wozu damals auch Hamburg gehörte, gehandhabt, und insbesonders durch Bernadotte, der in jener Zeit dort Gouverneur war, diesem Schmugel durch die Finger gesehen wurde, der übrigens dem Privatsäckel der französischen Gewalthaber nicht wenig eintrug. —

In Bezug auf die militärische Organisation der illyrischen Provinzen erzählt Marmont, er habe (Goldbeck, S. 258) den Kaiser Franz — und dieses konnte nur nach dem Jahre 1830 geschehen seyn, wo Marmont sich bekanntlich theilweise in Wien aufhielt und dort unter andern im Jahre 1831 der großen Versammlung der Naturforscher beiwohnte — nicht aber zur Zeit, als er Gouverneur in Illyrien, und Dalmatien im Besitz von Frankreich war — bewegen wollen, in seinem eigenen Interesse und dem der Provinz Regimenter (so in Kroatien) zu formiren, und darüber einige Male mit ihm darüber gesprochen. „Die Erwägung jedoch, daß die Dalmatier thatsächlich Besitzer waren und die Ländereien, welche sie besaßen, ohne Bedingung erhalten, hatten ihn, wie er mir sagte, bis dahin davon zurückgehalten. Dagegen waren den Kroaten die ihrigen ausdrücklich nur gegen militärische Dienste verliehen worden.“ Man sieht, wie sehr er jedes Recht seiner Unterthanen berücksichtigte und welcher Sinn für Billigkeit seine Entschlüsse leitete. —

In Bezug auf die Befestigungen in den illyrischen Provinzen, insbesonders in Oberkärnten, legte Marmont dem Kaiser Napoleon einen Entwurf vor, indem er (Goldbeck, S. 279) unter andern sagt:

„Das Fort Sachsenburg muß niedergerissen werden, weil es keiner größeren Befestigung fähig und so niedrig gelegen ist, daß das Geld nutzlos weggeworfen, und nach 14 Tagen Vertheidigung die Besatzung unvermeidlich gefangen wäre, ehe man zu Hilfe kommen könnte.

Villach scheint eben so wenig günstig für eine Befestigung zu seyn; wenigstens müßte erst alles dafür gethan werden.

Der Lauf der Drau, in deren Besitz wir sind, hat den wichtigen Vortheil, daß er uns zu Herren des Stromes macht, und uns gestattet, die Positionen, welche wir auf der Alpenkette besetzen müssen, wählen zu können.

Es ist vorauszusehen, daß im Falle eines Krieges die Oesterreicher uns zuvorkommen könnten, also dürfen wir sogar nicht versuchen, Villach und den Abhang der Berge zu vertheidigen, sondern müssen uns hinter die Alpen zurückziehen. Im Besitze der Alpen zu bleiben, ist das einzige, was man wünschen darf.

Dasselbe läßt sich von allen illyrischen Provinzen sagen. In einem Kriege gegen Oesterreich wird die französische Armee über den Isonzo zurückgehen, und es ist möglich, daß sie nicht hinlänglich vereinigt werden kann, um sich in den Ländern, die Oesterreich so nahe liegen, zu schlagen. Bleiben wir Herren des Isonzo und des Ueberganges über die Alpen, so werden wir hoffen dürfen, Herren des ganzen Landes bleiben zu können.

Ein großer Nachtheil des Platzes Palmanuova ist der, daß er uns nicht im Besitze des Isonzo setzt. Sollte eine neue Fortifikation stattfinden, so müßte sie in Görz, Gradiska oder an irgend einem andern Punkte, der am Isonzo zu suchen und zu wählen wäre, angebracht werden, damit die Armee über den Isonzo in jedem Augenblick, wo sie will, zurückgehen kann.

Die Ereignisse des letzten Krieges ließen sich voraussehen, und man hatte Recht zu glauben, daß eine Vertheidigung in Friaul unmöglich sey.

Daher muß der Punkt gesucht werden, dessen Besetzung den Weg von Osoppo durch Ponteba nach Villach in unsere Hände gibt, wodurch wir auch zugleich den Weg von Tarvis über Görz nach Caporetto besäßen.

Der Besitz von zwei festen Punkten an dieser Stelle wäre eine Million für jede von ihnen werth. Der Feind könnte alsdann durch diesen Weg nicht debouchiren, ohne die Forts zu nehmen, was 14 — 16 Tage erfordern würde.

Die wahre Vertheidigung beruht auf dem Isonzo und den Gebirgen. General Portevin soll den Fluß untersuchen und einen Punkt bestimmen, der besetzt werden kann und mit Palmanuova ein System bildet, hauptsächlich soll er die Stelle suchen, wo die Straße von Villach nach Osoppo, und von Villach über Tarvis nach Görz abgeschnitten werden kann.“

Dieses Projekt Marmont's wurde in so ferne ausgeführt, als das Fort Sachsenburg wirklich demolirt und die dortigen Vorräthe verkauft wurden, wovon z. B. Tschelígi in Villach (Handbuch der Geschichte Kärntens III. Band, 2. Heft, S. 323) den Zwiback an sich brachte; was jedoch die beantragten Forts, welche die Straße über den Prediel und über Ponteba hätten sperren sollen, betrifft, ließ sie Napoleon außer Acht, und dieses erleichterte den Oesterreichern im Jahre 1813 das Vorrücken ungemein, besonders da die nur in der Eile bei Tarvis gegen Goggau aufgeworfenen Verschanzungen unschwer zu umgehen waren, was der 8. Oktober (Siehe dort S. 313 — 316) bewies.

Betreffend die militärische Organisation Illyriens lobte Marmont die Einrichtung mit unsern Grenz-Regimentern sehr, indem er (Goldbeck, S. 283 und 286) in Bezug auf Militär-Kroatien sagt:

„Der Wunsch Seiner Majestät, einen nützlichen Theil der Bevölkerung dieser Provinzen für den Vortheil seines Dienstes und unvermindert zu bewahren, veranlaßt mich, mit Wärme alle Rücksichten aufzuzählen, welche eine Erhaltung der kroatischen Regimenter in dem alten Zustande ohne irgend eine Veränderung wünschenswerth machen. Die glücklichen Resultate, welche man von ihren Diensten erwarten darf, gehen aus dieser Einrichtung selbst hervor, welche ihre einzige Grundbedingung ist.“

„Die Regierung Kroatiens ist in allen Theilen ein Meisterwerk, und ich kann von der Kraft und Vorzüglichkeit der Institutionen nicht genug Lobes machen. Es wäre traurig, eine der schönsten Einrichtungen neuerer Zeit aus Unkenntniß zerstören zu sehen. Alle Theile, Krieg, Verwaltung, Justiz u. s. w. bilden ein Ganzes, das durch die kleinste Aenderung zerstört werden muß. In dem ganzen System basirt Alles auf dem unbedingten Gehorsam, weil bei einer so störischen und unlenksamen Bewohnerschaft ein solcher die unbedingte Grundlage aller andern Einrichtungen seyn mußte.“

In Bezug auf die Verwendung des übrigen Illyriens zur Aufstellung von Streitkräften, bemerkt Marmont Nachstehendes:

„Folgendes sind die Streitkräfte, welche der Kaiser von Oesterreich aus demselben erhielt:

Das Regiment „Reiski“, 3 Bataillone, gebildet aus der Landschaft Guzin, Kreis Adelsberg und österreichisch Istrien.

Das Regiment „Schimhau“ (Simschen), 2 Bataillone, aus zwei andern Kreisen von Krain.

Das Regiment „Hohenlohe“ aus Kärnten.

Civil-Croatien lieferte, gemäß den verschiedenen Befehlen der Regierung in Ungarn, Rekruten für mehrere ungarische Regimenter, zusammen etwa ein Bataillon.

Da die Hälfte Kärntens dem Kaiser von Oesterreich verblieben ist, so kann man die Rekrutirung des Kreises Villach auf $1\frac{1}{2}$ Bataillon rechnen.

Also erhielt die österreichische Regierung aus diesen verschiedenen Ländern 8½ Bataillone.

Folgendermassen glaube ich, wird die Vertheilung zur Rekrutirung von 3 Regimentern gemacht werden müssen:

Ein Regiment in Oberkrain und Kreis Villach.

Ein Regiment in Unterkrain oder Kreis Adelsberg, in Görz und Triest, österreichisch und venetianisch Istrien, als Ersatz für den zu Italien gehörigen Theil des Kreises Görz.

Das dritte Regiment in Unterkrain und Civil-Croatien.

Auf diese Weise würden die Kärntner, die für schlechte Soldaten gelten, unter die Soldaten der andern Provinzen gemischt werden, welche bessere liefern."

Den Gegenbeweis von letzterer Behauptung könnte Marmont auf Italiens Schlachtfeldern und in den vielen Auszeichnungen suchen, welche unser Landesregiment in den Jahren 1848 und 1849 von seinem Kaiser erhielt. Wir verweisen auf die kürzlich erschienene Landesgeschichte.

H.

Correspondenz.

Ein Schreiben aus Liesing im Lesachthale, Bezirk Kötschach, vom 6. d. an die Redaktion meldet von einer kirchlichen Feierlichkeit, die dort am 29. Juni l. J. stattfand. In der Vorhalle, rechts vom Haupteingange in der dortigen Pfarrkirche befindet sich ein Flügelaltar aus dem 15. Jahrhunderte, der wahrscheinlich früher als Hauptaltar in der Kirche stand und bei einer Renovirung des Innern des Gotteshauses dem jetzigen weichen mußte. Er besteht aus einem auf einer Mensa ruhenden hohen Kasten, der mit besonders zu beachtenden Flügelthüren zu schließen ist. In demselben befinden sich drei große Statuen aus Holz geschnitzt, die dortigen Kirchenpatrone, St. Nikolaus, den heil. Apostel Petrus und die Jungfrau und Märtyrin St. Margaritha vorstellend. Der innere Theil der Thüren stellt im Hautrelief Scenen aus den Legenden des heil. Nikolaus und der heil. Margaritha vor. Vier fromme Gemeindeglieder, darunter ein 84 Jahre alter Hirte, Namens Anton Lanner, der all' sein mühsam erspartes Geld zum Lobe Gottes anwendet und ein besonders verdienstvoller Kirchen-Wohlthäter ist, haben die drei benannten Statuen in Gold fassen lassen, welches auch durch den Kunsttischler zu Laisach in Tirol, Joseph Oberbrucker, zur vollsten Zufriedenheit bewerkstelligt wurde, um selbe dann statt des bisherigen Bildes am Hauptaltare aufzustellen. Die Einweihung und Aufstellung geschah nun am obbemeldeten Tage, als dem Patrociniumsfeste der Pfarrkirche. Schon am Vorabende des Festtages beim feierlichen Klange der Aveglocke kündeten Pöllerschüße dem Thale die mit der kommenden Sonne bestimmte Feier an. In der Mitte des Dorfes auf dem geräumigen Platze war ein großer Triumphbogen errichtet, und zwischen den mit grünen Reisern und Blumenguirlanden reichgeschmückten Säulen schimmerten die Statuen im Glanze der Sonne. Wie alljährlich an diesem Festtage zogen aus den beiden Nachbarpfarren, St. Laurenzen und Kornat, zwei zahlreiche aus beinahe tausend Andächtigen bestehende Prozessionen um 8 Uhr Morgens in die Kirche ein. Um 9 Uhr begann die kirchliche Weihe der Statuen, welche unter Assistenz des Hochw. Herrn Ortspfarrers, Georg Sepper, und des Hochw. Herrn Pfarrers von St. Laurenzen, Jakob Oberhuber, durch den Hochw. Herrn Serviten-Ordens-Priester P. Franz Sales zu Luggau geschah. Da die Kirche die zahlreiche Versammlung der Andächtigen nicht fassen konnte, ward im Freien eine Kanzel errichtet, von welcher der Hochw. Herr Celebrant dann eine dem Feste anpassende, treffliche Rede hielt, welche alle Andächtigen tief ergriff und ihnen manche Thräne entlockte. Während darauf die Initien um die Feldfluren gehalten wurden, fand die Aufstellung der geweihten Statuen auf dem Hochaltare statt. Nun celebrirte unter gleicher Assistenz der Hochw. Herr Ordenspriester das Hochamt, wobei die brave Musikkapelle des Ortes eine Messe von Holzer in D exequirte. Den Schluß machte ein feierliches Tedeum, und wurde, wie früher bei allen Hauptmomenten der kirchlichen Feierlichkeit, von dem Donner der Pöller, in unsern Bergen unzählige Male wiederhallend, dem ganzen Thale verkündiget. — Es war ein seltenes und erhabenes Fest, das noch lange in der Erinnerung der frommen Bewohner bleiben und vielleicht dazu beitragen wird, daß endlich der ganze benannte Altar restauriet, die zerbrochenen Arabesken ergänzt, neu gefaßt und im Innern des Gotteshauses aufgerichtet wird. Der jetzt allenthalben neuerwachte Sinn für alte Kunst aus jener Zeit läßt es hoffen, daß dieß gar nicht ferne sey.

M.

Zur Chronik Kärntens.

(Bergknappen-Fest.) Länger als andere Communitäten haben die Bergleute an ihre alten Gebräuche gehalten, aber auch diese werden immer seltener, bis sie ganz verschwunden seyn werden. Wir haben einen Bericht aus dem Jahre 1810 vor uns, worin eine derlei Feierlichkeit in Hüttenberg beschrieben wird, und die am 17. Juni desselben Jahres stattfand. In diesem Berichte heißt es: „Festlich war dieser Tag nicht nur für die Bewohner dieses Marktfleckens, sondern auch für jene der ganzen umliegenden Gegend, die ohnehin schon die Feierlichkeit des Dreifaltigkeit-Sonntages herbeiziehen mußte, die aber in noch größerer Menge herzuströmten, weil der vorläufige Ruf ein Schauspiel angekündiget hatte, das selten in seiner Art ist. Nachdem die zahlreiche unifarmirte Knappschaft des Erzberges die Denkmäler aus der Vorzeit ihrer Freiheiten in einem feierlichen Zuge, dem die Fahne voranwehte, unter dem Schalle der wohlbesetzten türkischen Musik, und unter Voraustretung des eigens dazu bestimmten Commissärs mit dem Bergrichters-Stabe in der Hand, durch die Straßen getragen hatte, so ward unter Schwingung der Fahne auf die Gesundheit der k. k. Majestäten und des Fürsterzbischofes von Salzburg, der jene Freiheiten verlieh, aus der antiken Knappenkanne getrunken. Hierauf begann am oberen Platze der sogenannte Radeltanz und der uralte Schwung durch und über Reife, die mit Bux umwunden waren. Unerwartet war allen Zuschauern das verschlungene Spiel, die feste Zuversicht und Leichtigkeit der Wendungen und die schöne Zusammenstimmung der Tänzer. Munter wegte das bräunliche Bergvolk nach dem regelnden Takte seiner Trommeln und Pfeifen bald in eine schirmende Gruppe, die sich bald wieder in einer geordneten Reihe hinschlängelte. Sehr gefielen den gemeinen Zuschauern, deren viele Dächer und Bäume erklettert hatten, der alte Knappengesang im geschlossenen Kreise, und das Zwischenspiel zweier Bojazzo's — fruchtbar an Manipulationen, die sie vom berüchtigten Mesmer erlernt zu haben scheinen. Der frohe Tag endigte in den Gasthäusern mit einem lebhaften Balle."

M.

(Meteorologische Beobachtungsstationen in Oesterreich.) Diese erreichen im Jahre **1858** bereits die Zahl 136 (im Jahre 1856 gab es 101, und im Jahre 1853 erst 89); sie umfassen den ganzen Kaiserstaat, und stehen mit vielen Punkten der angrenzenden Länder, wie Albanien, Walachei, selbst Kleinasien und Egypten in unmittelbarer Verbindung. Die Stationen sind auf alle Zonen und Höhen vertheilt. St. Maria auf dem Stilfserjoch (7613 Pariser-Fuß) und die Ferdinandshöhe daselbst, welche nach der bei Erbauung der Straße gemachten Nivellirung 8663 Pariser-Fuß hoch ist, sind die höchsten Punkte. Letzterer Platz ist überhaupt der höchstgelegene in Europa, wo Beobachtungen in fortlaufender Reihe ange-

stellt werden. Nach den Provinzen vertheilt sich die Anzahl wie folgt: **Kärnten 18**, Tirol 18, Ungarn 16, Italien 13, Böhmen 11, Niederösterreich 11, Steiermark 6, Mähren 5, Siebenbürgen 5, Galizien 4, Salzburg 3, Oberösterreich 3, Krain 3, Dalmatien 3, Schlesien 2, Militärgrenze 2, Bukowina 1, Woiwodina 1, Croatien 1, Triest 1; im Ausland 9.

(Literarische Notiz.) Das vor zwei Jahren von L. Scheyrer begonnene literarische Werk: **Die Schriftsteller Österreichs** in Reim und Prosa aus der ältesten bis auf die neueste Zeit; mit biographischen Angaben und Proben aus ihren Werken, ist so eben vollständig im Verlage der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt von L. C. Zamarsky, C. Dittmarsch & Comp. in Wien erschienen. Die vaterländische Literatur hat mit diesem Buche eine wahre Bereicherung erfahren. Von mehr als 250 österreichischen Dichtern und Schriftstellern sind auf 600 enggedruckten Seiten die kurzen Lebensbeschreibungen sammt den schönsten Stellen aus ihren Werken mitgetheilt. Als Nachschlagebuch ist es jedem Literaturfreunde unentbehrlich; seines vielseitigen fesselnden Inhaltes und der äußerst eleganten Ausstattung wegen sollte es in keiner Familie, auf keinem Salontische fehlen. Der Preis von 2 fl. 40 kr. ist auffallend billig.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung von Nro. 27.)

Name des Höhenpunktes	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Im Flußgebiete der Gail.			
Bleiberg-Kreuth, Hüttenschaffers-Wohnung, Ebener Erde	2806	L. (2)	Alluvium.
„ „ Ramsersstollen-Mundloch	2822	L.	Hallstätter (Cassianer) Schichten.
„ „ Leopoldi-Erbstollen-Mundloch im windisch. Graben	2549	L.	Werfener Schichten.
Widauf im windisch. Graben k. k. nordamerikanisch. Ofen	2402	L.	Diorit.
Emmersdorf im Gailthale, Mayerhofer's Gasthaus	1793	L.	Alluvium.
Im Sucha-Graben bei Maria-Elend.			
Kohlplatz in Mala-Sucha, Köhlerhütte	2690	L.	Werfener und Guttensteiner Schichten.
Gypsbruch in Velke-Sucha, Arbeiterskone	4119	L.	Diabase mit Guttensteiner Schichten.
Im Bärenthale bei Windisch-Feistritz.			
Bauer „Kanautz“	3114	L.	Gebirgsschutt.
„ „Poantz“, Kirche	3586	P.	Hallstätter Kalk.
Boinarsch-Bergspitze	6751	L.	Dachsteinkalk.
Stou-Verh-Bergspitze	7115	L.	„
„ „ „	7064	Tr.	„
Motschocher-Alpshütten	5120	L.	Hallstätter u. Dachsteinkalke.
Im Flußgebiete des Loibl-Baches.			
Loiblberg, Monument am höchsten Punkte der Poststraße	4310	L. (3)	Gailthaler Kalk (alpine Steinkohlen-Formation).
Loiblberg, Monument am höchsten Punkte der Poststraße	4286	P.	
Loiblberg, Monument am höchsten Punkte der Poststraße	4361	S.	
St. Leonhardt, Kirche	3586	L.	Gailthaler Schiefer und Sandsteine.
„ „	3626	P.	
Deutschpeter, Gasthof im Loiblthale	2266	L. (3)	Hallstätter Kalk.
Unter-Loibl, Gasthof zum „Zeiner“	1721	L.	Gebirgsschutt.
„ „	1743	P.	„
Krischnigg, Sattel zwischen Boden- und Bärenthal	3449	L.	Gailthaler Kalk.
Sattel zwischen W.-Bleiberg. u. W.-Feistritz	3578	L.	Dachsteinkalk.
Rebra, Bergrücken, SW. bei Windisch-Bleiberg	3993	L.	Tertiäres Conglomerat.
Ogrisalpe, Hütten, S. von Windisch-Bleiberg	5008	L.	Diabase, Hallstätter u. Guttensteiner Kalke.
Sattel zwischen Erjauza- und Seleniza-Berg	5306	L.	Hallstätter u. Dachsteinkalke.
Bodner im Bodenthale	3369	L.	Alluvium.
„ „	3310	P. (7)	„
Windisch-Bleiberg, Pfarrhof, ebener Erde	3017	L. (2)	Hallstätter (Cassianer) Schichten.
„ „ Bergverwalterswohnung	3071	L.	
„ „ Kirche	2915	P.	
Singersberg, östl. Spitze ob Ferlach	4975	L.	Dachsteinkalk.
„ höchste westliche Spitze	5010	Tr.	„
Gerlouz-Berg	5446	L.	„
Im Waidisch-Thale.			
Donjak-Alpshütte im Zeller Mitterwinkel	4950	L.	Diabase, Hallstätter Kalk.
Hansi-Bauer im Zeller Mitterwinkel	3125	L.	Gebirgsschutt.
Hansi-Bauer im Zeller Mitterwinkel	3125	P.	„
Sägemühle am Zusammenflusse der Ribniza u. Hudojemstavoda	1860	L. (2)	Werfener Schichten.
Mayer-Alpshütte im Marwald	4848	L.	Guttensteiner u. Hallstätter Kalk.
„Meierhof“ im Scheronzgraben	3196	L.	Gailthaler Schichten (Kalk u. Schiefer).
Zell bei der Pfarre, Gasthaus	3008	L.	
Im Freibach-Graben.			
Terkelbauer, östlich von Zell	2711	L.	Tertiärer Sandstein.
Löffler's Stahlhammer	2198	L.	Alluvium.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 30. Sonnabend, den 24. Juli. 1858.

Ueber eine Acquisition der k. k. Landesbibliothek.

In Nro. 22 dieser Blätter haben wir das mäcenartige Geschenk des Grafen Peter v. Goëß einer bibliographischen Würdigung unterzogen. Nun sind wir abermals in der angenehmen Lage einen Zuwachs anzuzeigen, der durch den um die Landesgeschichte so hochverdienten P. T. Herrn Heinrich Hermann dieser Bibliothek zu Theil ward, indem er ihr einen Theil seiner werthvollen Manuskripte und Druckschriften zum Frommen seines Vaterlandes, welches sie zum Gegenstande haben, zur weitern Benützung übergab, und so gleichsam ein theilweises Quellen-Depositorium seiner historischen Forschungen stiftete.

Zu diesem Behufe wollen wir dieselben mit dem Wunsche, daß sie durch häufige Einsichtsnahme ihre fernere wissenschaftliche Verwerthung finden möchten, im Nachstehenden verzeichnen:

I. Lieferung.

A. Manuskripte.

1. Begebenheiten im Möllthale und bei Sachsenburg im Herbste 1809. Vom Pfarrer Zimmermann.
2. Nachtrag hiezu vom Pfarrer und geistlichem Rathe Simon Harnisch.
3. Sammlung merkwürdiger Begebenheiten der Stadt Villach. Von 1750 — 1813. Vom Pfarrer Germitsch.
4. Ergänzung und Fortsetzung der Megiser'schen Chronik von Kärnten, vom Kaiser Ferdinand II. an bis zum Jahre 1804. Von Joseph Ritter v. Rainer zu Lindenbichl, ständischem kärntnerischen General-Einnehmer und Zeugwart, mit Zugabe gedruckter Aktenstücke vom Jahre 1797, und Verzeichnissen.
5. Klagenfurter Reimchronik, angeblich von Paul Khepitz begonnen, vom Jahre 1515 bis 1612.
6. Entwurf einer kurzgefaßten Geschichte Kärntens unter den Herzogen, Erzherzogen, dann Kaisern aus dem Hause Habsburg, von 1335 bis 1835.
7. Relationen aus dem Hauptquartiere der k. k. italienischen Armee vom Jahre 1813, betreffend die Vorfälle in Kärnten. Entnommen dem k. k. Kriegsarchive.
8. Ueberblick des Feldzuges der k. k. innerösterreichischen Armee im Jahre 1813, unter Sr. Exzellenz dem k. k. General-Feldzeugmeister, Baron von Hiller, mit Beschränkung auf Kärnten.
9. Geschichtliche Darstellung der im Lande Kärnten vorgefallenen wichtigen Ereignisse vom Zeitpunkte der französischen Invasion im Jahre 1805 bis zu ihrem Abzuge im Jahre 1806. Von Joseph Edlen v. Benedikt, Rathsprotollisten des k. k. Landrechtes (später k. k. Appellationsrathe zu Klagenfurt) als fürgewesenen Landesadministrations- und Ausgleichungs-Commissions-Sekretär.
10. Tagebuch des gewesenen Commandanten des kärntnerischen Aufgebotes im Jahre 1809, Johann Türk, über die Kriegsbegebenheiten in Kärnten, an denen er in obiger Eigenschaft theilgenommen, mit Berufung auf Originalien und offizielle Akten.
11. Bericht über die Schicksale der ehemaligen fürstbischöflich Bambergischen nun kärntnerischen landesfürstlichen Stadt Villach. Von der Römerzeit bis 1823.
12. Ueber die Verfassung im Villacher-Kreise während der französischen Occupation. Von David Edlem v. Eisank zu Marienfels.
13. Maria-Saals Geschichte und Denkwürdigkeiten. Vom k. k. Appellationsrathe Rauter.
14. Consignation oder Repertorium über die bei der Stadtpfarrkirche Gmünd und die dortige Pangrazikirche vorfindigen Stiftungs- und sonstigen Urkunden. Vom Jahre 1761.
15. Anordnung des Leichenbegängnisses und der Exequien nach Kaiser Ferdinand I., 1564. Eigenhändiges Manuskript des damit betrauten Fürstbischofes von Gurk und Administrators des Bisthums Wien, Urban des Oesterreichers; sammt Anhang.
16. Statistik von Kärnten mit Ausgang der Regierung der Kaiserin Maria Theresia.
17. Bericht und Unterricht, was sich von 1720 bis 1738 in dem negotio B. Briccii Patroni in Großkirchheim bei St. Vinzenz zum Heil. Blut, wegen seiner Grabs-Visitation, inständigst verlangten Beatifikation und Translation zu Rom, Salzburg, Lavant und Gmünd zugetragen. Von Georg Andreas Aicher v. Aichenegg, Pfarrer zu Sagritz.
18. Das Malta- und Lieserthal.
19. Reise Kaiser Karl des VI. über den Loibl 1728.
20. Feierlichkeiten bei der Wiederkehr des Fürstbischofes Vinzenz Joseph Grafen v. Schrattenbach nach St. Andrä im Jahre 1795.
21. Der Schule Wirken und Leben in Kärntens Mittelalter.
22. Beiträge zur Geschichte und Topographie von Villach. Von L. F. Nagele.
23. Kriegsscenen zu Tarvis in den Jahren 1797 und 1809 vom Pfarrer Kugi als Augenzeugen.
24. Gedächtnißsache, betreffend die Vorfälle im Jahre 1809 zu Sachsenburg. Von Johann Frenner.
25. Copien von, die Beatifikation des sel. Domitian zu Millstatt betreffenden Aktenstücken.
26. Programm zur Herausgabe der „Ansichten aus Kärnten".
27. Notaten zur Geschichte der Grafen, dann Fürsten von Rosenberg Ursini, sammt Beschreibung der fürstlichen Grabkapelle zu St. Philippen.

28. Notaten, die gräfliche Familie der Lodron von Laterano betreffend.
29. Notizen über das Landesaufgebot im obern Drauthale im Jahre 1809.
30. Notizen über den Feldzug im Jahre 1813 aus dem Tagebuche des k. k. Majors v. Sardagna; dann aus den Vormerkungen in dem Geburtsbuche der Pfarre Ludmannsdorf und der Vertheidigungsschrift des Pfarrers Nagele zu Roseck.
31. Verzeichniß der Pastoren Augsburger-Confession zu Klagenfurt von 1565—1600. Handschrift der Pastoren Bernardin Steiner und Kolbius Fagius.

B. Drucke.

32. Fabius Porcius Musica. Text zur musikalischen Production am Hofe des Fürsten Alphons Gabriel von Porcia zu Spittal den 18. Dez. 1756. Gedruckt bei Krapf in Brixen.
33. Rovnajne. Finanz-Patent des Marschall's Herzog von Ragusa, General-Gouverneurs von Illyrien vom 6. März 1810, betreffend die Zahlungen in k. k. Bankozetteln.
34. Sammlung der a. h. k. k. Verordnungen, offizieller Aktenstücke, dann Erläße der k. k. Landesadministration von Kärnten, der französischen Generäle und Behörden, betreffend Kärnten im Jahre 1809; ein voluminöser Band.

Dr. Ignaz Tomaschek.

Der Seelenfriede.

Im Dämmerschein, wenn Glockenton
Erschallt und Abendlieder,
Da kommt zu mir von Gottes Thron
Ein Engelein hernieder.

Es nimmt in meinem Herzen Platz
Und heilet alle Wunden;
Ein mildes Balsamkräntlein hat's,
Deß Kraft ich schon empfunden.

Es gleichet alle Falten aus
Und füllet alle Lücken,
Und wahr't mir dieses kleine Haus
Vor böser Menschen Tücken.

Wenn draußen es auch noch so braust,
Wenn tausend Stürme wüthen,
In meiner Brust das Eng'lein haust'
Mein Herz davor zu hüthen.

Und schlaf' ich endlich müde ein,
So kommen dann die Träume,
Die holden, auch vom Engelein,
Sie kommen ganz geheime;

Umspielen meine Fantasie,
Und tragen in die Fernen
Mit Saitenklang und Harmonie
Hinauf mich zu den Sternen.

„Doch wer ist wohl das Engelein
In Deinem Abendliede?"
Die Deutung wird so schwer nicht seyn —
Es ist der Seelenfriede!

Rudolf F*.

Die Hohenwarte in Kärnten.

In neuerer und neuester Zeit wurde diese Burgruine in unsern heimischen Blättern gar nicht besprochen, zog jedoch gerade in letzter Periode vielfach die Aufmerksamkeit und den Besuch von Touristen an sich.

Valvasor in der seiner Topographie beigegebenen Karte führt uns dieselbe namentlich, nördlich zwischen Sternberg und Ossiach vor.

Die Schilderungen der Besucher beschreiben die Aussicht von dieser, Sternberg noch überhöhenden, Berg-krönenden Ruine als jene von letzterm so gerühmten Standpunkte weit übertreffend. Die Gegend vom Werdersee bis hinab gegen Völkermarkt mit der Fernsicht an die, das Land bemarkende Choralpe; theilweise das schöne Rosenthal, die herrlichen Parthien um Villach und Finkenstein, bis hin an den Heiligen Berg, alle die mannigfaltigen Gruppirungen von Waldeshöhen und Felsenkuppen sind vor dem trunkenen Blicke aufgerollt; daher der wohlverdiente Name: „alta Specula" „hohe Warte".

Sicherlich würden diese Schloßreste lange schon mehr beachtet worden seyn, wenn nicht der Umstand, daß die noch stehenden Mauern vom Epheu fast gänzlich überwachsen sind, sie weniger auffällig gemacht hätte.

Was die Geschichte dieser Burg betrifft, bekommt sie dadurch eine höhere Bedeutung, daß uns Prof. Dr. Tangl in seinem, in den „Mittheilungen des historischen Vereines für Steiermark" VI. Heft abgedruckten Aufsatze: „Günther der letzte Markgraf von Soune" als Günthers Vater, Pilgrim von Hohenwart, aus einer Admonter-Urkunde nennt.

Noch erübrigt uns eine andere und zwar Gurker-Urkunde, in welcher, ausgestellt am 3. Mai 1162, Bischof Roman von Gurk kund thut, daß Herzog Hermann von Kärnten für sein eigenes und das Seelenheil seines Bruders Herzog Heinrich sel. Andenkens und des Herrn Pilgrim von Potsul, durch dessen (nach 1149 gemachten) Schenkung (weil er kinderlos war) das Schloß Hohenwart und die dazu gehörigen Güter in ihr (der herzoglichen Brüder) Eigenthum übergegangen seyen, eben dieses Schloß sammt dessen Zugehörungen ihm (dem Bischofe Roman) und seiner Kirche um die (geringe) Summe von 80 Mark Friesacher Münze verkauft habe. Beide herzoglichen Brüder hatte Bischof Roman, von ihrem Vater Herzog Ulrich mit besonderm Vertrauen beschenkt, als Knaben erzogen, seine Liebe zu ihnen auf mannigfaltige Weise, z. B. im Jahre 1158 mit der Belehnung von Grafenstein an Herzog Heinrich bewiesen; es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn einer der herzoglichen Brüder ihm seine Dankbarkeit auf die beschriebene Art zu erkennen gab; denn Hohenwart hatte laut der Urkunde Höfe, Meierei-Gebäude, Grundstücke, Leibeigene beiderlei Geschlechtes, Weiden und Waldstrecken &c. zur Zugehör.

Das Bisthum Gurk blieb von da an im ruhigen Eigenthum dieses, von seinem Sitze immerhin ziemlich entlegenen und vereinsamten Schloßes. Endlich am St. Magdalenatag (22. Juli) 1355 belehnte zu Straßburg der Erzbischof Paul, mit Einwilligung seines Capitels, den Grafen Otto von Ortenburg und dessen Brüder und Erben mit der Burg Hohenwart und mit allem, was dazu gehört, Leuten, Gütern und der gewöhnlichen Voglei, nämlich mit dem Rechte der Vogtei über die Kirche zu Ober-Kesting (jetzt Köstenberg), die von alter Gewohnheit und zu Recht zu der Burg gehört hat, mit Weiden, Wiesen &c. (Gurker-Copialbuch, S. 1060—1061).

Vom Grafen Otto († 1370) ging die Burg Hohenwart als Bisthum Gurkisches Lehen auf dessen einzigen Sohn Friedrich, den letzten seines Namens und Stammes, über. Dieser verlieh Hohenwart wieder weiter als Afterlehen.

Bis zum Jahre 1401 war es im Besitze der Herren von Kreyg. In demselben Jahre, am Freitage nach dem achten Tage des Ostertages belehnte Graf Friedrich von Ortenburg damit den Christoph Harrenpäckh, welcher den Kreygern den Lehensbesitz abgekauft hatte, und 1410 am Mittwoch nach St. Lorenzentag belehnte derselbe Graf Friedrich mit Hohenwart Christoph den Vater und Hanns den Sohn Harrenpäkh. Die betreffende Urkunde (Copialbuch S. 1004 — 1008) gibt die Zugehör der Burg. Die sehr zahlreichen Bauerngüter, Zehente und Vogteien lagen zu Hohenwart, Winklern, Afarz, Kesting, Prebornig; die Vogteigüter zu Dobrobniz, Oberkesting, „ain Vogtgut — eine Oede vnd die Crainerin Hueb, die zum (ewigen) Liecht in der Cappel (Schloßkapelle zu Hohenwart) vnd ain Vogtgut, das gen St. Nikla (am Pernegg) dient" ꝛc. — an der Prossing, zu Velden (unter Sternberg) zu Moosburg, Kranzleinshofen „vnd die Vogtei vom Pfarrer von Kesting vnd zwei Voglhueben, die der Pfarrer zu Kränzleinhofen inne hat, aine zu Albestorf, die andere zu Prossing gelegen vnd ain Wald am Tewr". Dieses nach Herrn Tangl's Angabe.

Uebrigens ist es uns aus den späteren Urkunden-Abschriften und Regesten nicht ersichtlich, welche Schicksale das Schloß Hohenwart in den darauffolgenden Jahrhunderten gehabt. Bei seiner Lage und dem im sechzehnten Jahrhunderte allgemein eingerissenen Geschmacke, sich nach Aufgebung der höher gelegenen Burgen und Schlösser mehr in den Ebenen anzubauen, scheint es, daß Hohenwart das Schicksal derselben theilte, und so nach und nach verödete.

H.

Gedichte von Friedrich Marr*).

1. Die Ringe.

Mit Steinen ein Ringlein golden
Für ihre Lieb' und Treu
Gelobt' ich meiner Holden
Mit jedem Jährchen neu.

Der Ringlein zählten wir sieben;
Da schmückte das achte Jahr
Ein Genius für unser Lieben
Mit Blumen den Traualtar.

Doch eh' noch erröthend im Schleier
Die Liebste mir angetraut,
Gebot ihr ein finsterer Freier, —
Erbleichend gehorchte die Braut.

Da lag sie hoch auf der Bahre,
Das Kreuzlein in schneeweißer Hand,
Wie floßen die goldenen Haare
Herab auf das Liliengewand!

Um die zarten Schläfen ein Kränzchen;
Sieben Lichtlein glänzten im Saal,
Und an den starren Händchen
Sieben Ringlein blinkten zumal.

Den Trauring aber vertraute
Ich ihrem Mündlein an,
Als kaum die Gute, die Traute!
Die Äugelein zugethan.

Und hab' mit des Ringes Pfande
Mich so ihrem Schatten vereint,
Bis sie selbst mir am Grabesrande
Mit den theuern Zügen erscheint.

---

2. Botschaft.

Abendlüftchen regt sich linde
Hier in thaubeglänzten Zweigen,
Drüben schwirrend sich im Winde
Düst're Pappelreihen neigen.

Durch der Brücke runde Bogen
Wiederschimmernd von dem feuchten
Grunde, seh', gewölkumzogen,
Ich die Mondesscheibe leuchten.

In dem gold'nen Duft der Matten
Schlängeln sich die Silberbäche,
Kähne gleiten noch wie Schatten
Durch des Teiches Spiegelfläche.

Von des Fichtenwäldchens Saume
Schimmert röthlich die Capelle,
Und ich nah' mich, wie im Traume,
Betend ihrer heil'gen Schwelle.

Doch im Schein des Ampellichtes
Seh' ich's wallend sich erheben,
Hellumfloß'nen Angesichtes,
Mädchenhaft vorüberschweben.

Bleich, doch lieblich, wie die kranke
Maid im Sterben war zu schauen,
Grüßt es lächelnd, und ich wanke,
Möchte flieh'n vor bangem Grauen.

Doch sie fleht, und mit nach oben
Sanft verweisender Geberde
Hat sich die Gestalt erhoben,
Schwand, ein Wölkchen, von der Erde.

War es wohl die Himmlischreine?
Bracht' das todte Lieb mir Kunde,
Daß es wieder mir erscheine
In der nahen Sterbestunde?

---

*) Aus dem vom Herrn Verfasser eben erhaltenen Bändchen: „Erste Lieder". (Wien, 1858. Druck und Papier von Leopold Grund.) Wir verweisen die verehrten Vaterlandsfreunde in Betreff dieses unsers heimischen, sich nun in Ischl befindenden Sängers auf Nro. 26 unseres Blattes. A. d. Red.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Fortsetzung.)

Name des Höhenpunktes	Seehöhe in W. Fuß	Beob-achter	Gebirgsart am Messungspunkte
Im Flußgebiete der Vellach und Seeland.			
Seeberg, höchster Punkt der Straße	3834	L.	Gailthaler Schichten (Kalk u. Schiefer).
Seeberg, höchstee Punkt der Straße	3812	P.	
Kotschna, Knappenhütte . .	3050	L.	Alluvium.
" Schmelz am Ursprung	3112	P.	"
Bad Vellach, Villa Rostharn, ebener Erde .	2654	L. (2)	Gailthalee Schichten.
" "	2650	P.	" "
Eisen-Kappel, Bräuhaus, 1. Stock . .	1799	L. (13)	Alluvium, Dioritschiefer.
" " Platz . . .	1682	P.	"
Vellach-Brücke beim „Miklanz" in Rain . . .	1460	L.	" u. Diluvium.
Schaiba, Sattel zwischen Ebriach- und Freibachthal	3430	L.	Gailthaler Schiefer.
Poderschnigg im Ebriachgraben, Einfluß des Tröggerbaches	2225	L.	Granit.
Sauerbrunnen im Ebriachgraben nächst der Schmiede . .	2134	L.	"
Sauerbrunnen im Ebriachgraben nächst der Schmiede . .	2023	P.	"
Peeleßnigkreuz im Ebriachgeaben	2294	L.	Dioritschiefer.
Hoher Obie-Berg (Oisterz), Spitze	6765	L. (2)	Dachsteinkalk.
Hoher Obir-Berg (Oisterz), Spitze	6751	Tr.	" "
Oisterz, Bleibergbau, Berghaus (Obie III)	6458	L. (2)	
Oisterz, Bleibergbau, Berghaus (Obir III)	6435	P.	
Obir I, Bleibergbau (Fladungsbau), Beeghaus	3962	L.	Cassianer (Hallstätter) Schichten.
Obir 1, Bleibergbau (Fladungsbau), Berghaus	3984	P.	
Obere Schäfferalpe, Bleibergbau in dee Zauchen, Berghaus	4458	L.	
Untere Schäfferalpe, Bleibergbau in dee Zauchen, Berghaus	3259	L.	
Pasterzbauer, NW. von Vellach	2987	L.	Gailthaler Schiefer.
Stoeschitz-Berg, W. von Vellach	5532	L.	Gailthaler Kalk
" " " "	5548	Te.	" "
Ober-Seeland, Kirche St. Oswald	2837	L.	Gebiegsschutt.
Sattel von Vellach nach Sulzbach, südlich von Velli-Verh	4253	L.	Gailthaler Schiefer.
Sattel von Eisen-Kappel nach Sulzbach, ob St. Leonhardt	4499	L.	Werfener Schichten.
St. Margaretha, Kirche im Remscheniggeaben	2916	L.	Gneiß.
Preschmann-Bauer im Loppeingraben	3522	L.	Hallstätter Kalk.
Prevelnig-Bauer im Loibniggraben	3611	L.	" "
Sattel zwischen Topiza- und Petzen-Berg, Kohlstraße „Kalusche"	4095	L.	Hällstätter (Cassianer) Schichten.
Im Jaun-Thale.			
Klopeiner Seeufer, W. von Eberndoef	1405	L.	Alluvium — tertiäres Conglomerat.
St. Georg-Berg, Kirche, W. von Eberndorf . .	1965	L.	Tertiäres Conglomerat.
" " Thurmspitze, W. von Eberndorf	2024	Te.	" "
Buchheim, nächst Eberndorf .	1354	L.	Diluvium.
Eberndorf, Stift	1524	L.	Tertiäres Canglomerat.
" Mairitschhofgarten	1478	L.	Diluvium.
Gößeldorfer See-Ufer . . .	1515	L.	Alluvium.
St. Hemma, Kirche	2629	L.	Klausschichten (unterer alpiner Jurakalk).
Klobaßnitz, Dorfgasthaus . .	1689	L.	Diluvium.
St. Stephan, "	1599	L.	" — Jurakalk.
St. Michael, "	1567	L.	"
St. Katharina-Berg, Kirche, bei St. Michael	1814	L.	Guttensteiner Dalomit.
Bleibergbau „Feistritz" am Petzenberg, Waschhaus . . .	4420	L.	Hallstätter Kalk (Cassianer Schichten).
Bleibergbau „Feistritz", am Petzenberg, Barbarastollen . .	4697	L.	
Bleischmelzofen ob Feistritz, südlich von Bleiburg	2032	L.	Gebirgsschutt.
Tscheitschmann ob Feistritz, südlich von Bleiburg	2297	L.	Tertiäer Sandstein.
Dorf Feistritz, Gasthaus zum „Kraut", S. von Bleiburg .	1750	L.	Gebirgsschutt.
Liebitsch-Berg, westlich bei Bleiburg	1940	L.	Thonglimmerschiefer.
Liebitsch-Beeg, westlich bei Bleiburg	1984	Te.	"
Schloß Bleiburg, Schloßhof .	1608	L. (42)	Thonglimmerschiefer mit Dioritschiefer.
" " (im Jahre 1854 gemessen) .	1715	L. (23)	
" " Mittel aus den Messungen des Jahees 1854 und 1855	1690	L. (65)	
Stadt Bleiburg, De. Baildon's Wohnhaus, 1. Stock . . .	1502	L.	Diluvium.
" " Feistritzbach .	1484	L. (2)	"
" "	1492	H.	"
Boschiverschnig, Berg östlich von Bleiburg	2650	L.	Thonglimmerschiefer.
Stibar-Keusche in Velsche, östlich von Bleiburg	3582	L.	"
Rischberg, gräflich Thurn'sche Mrierei, S. von Bleibueg .	3535	L.	Dachstein- u. Jurakalk (Klaus-Schichten).
Goena-Berg bei Loibach . .	3747	L.	Rudistenkalk (Kreideformation).
" " " . .	3753	Te.	
Lamberg, Naverschnig-Bauer .	2227	L.	Gailthaler Schiefer.
" " "	2241	Tr.	" "
Hombeeg, Straßenhöhe zwischen Jaun- und Miesthal . .	1699	L.	Tertiärschichten.
Im Flußgebiete der Mies.			
Sattel zwischen Topla- und Koprein-Graben	4471	L.	Gailthaler Schichten, Dioritschiefer.
" " Koprein und Remschenig-Graben . . .	4314	L.	Gailthaler Kalk.
" " Kopeein und Sulzbach-Thal	4257	L. (2)	" Dolomit.
" " Wistra- u. Salzbach-Thal . .	4100	L.	" Schiefer.
" " Schwarzenbach und Lanfen-Hlipouz . . .	4594	L.	Basalt mit Trachyt, Wacken u. s. f.
Bauer Lipold im Kopreingraben (Liponsche)	2647	L.	Glimmerschiefer und Gneiß.
Topla-Bleibergbau, Berghaus	3465	L. (3)	Guttenst. Rauchwacke.
Schwaezenbach, Seitz's Gasthof	1805	L. (6)	Alluvium, Hallstätter Kalk.

(Werden fortgesetzt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 31. Sonnabend, den 31. Juli. 1858.

Vaterländische Träume*).

4.

Der Schönheit Krone prangte ihr
Am Haupte hell und blendend,
Und aus dem Auge glomm herfür
Ein Zauber kraftverschwendend.
Du wähnest, Hörer meines Lied's,
Ich sing' von meiner Taube,
Vielliebchen sey es, Gott behüt's,
Deß Haupt und Aug' ich glaube.

Im stillen Thal zu Friedetaich
Die Königin der Schlangen
Die blickte gar so zauberreich,
Die trug so güld'ne Spangen.
Und als am Bühl der Junker stund
Die Herrscherin nicht ahnend,
Zur Fahrt hieher aus Thales Rund
Die Schlangen all gemahnend —

Da preßt der Krone Anblick aus
Der zagen Brust ein Wehe,
Er fühlt mit Schreck und Wonnegraus
Der Schlangenfürstin Nähe.
Der Schönheit Krone prangte ihr
Am Haupte hell und blendend,
Und aus dem Auge glomm herfür
Ein Zauber kraftverschwendend.

Der zog hinab mit Allgewalt
Den Junker in die Flammen,
Die Garben schlugen mannigfalt
Wohl über ihm zusammen.
Die Fürstin aber sonder Leid
Entschwebte hehr, unsterblich,
Und stürbe sie, für jede Maid
Wär' ihre Krone erblich.

— 6 —

*) Sieh „Carinthia" Nr. 17.

Die neueste Geschichte Kärntens.

Mit dieser Ueberschrift machen wir alle Vaterlandsfreunde auf das eben bei Johann Leon in Klagenfurt erschienene zweite Heft des dritten Bandes von Heinrich Hermann's „Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit" aufmerksam. Dieses Heft umfaßt den Zeitraum vom Antritte der Regierung Kaiser Ferdinands I. (2. März 1835) bis zum Schluße des Jahres 1857. Bis wir späterhin eine detaillirte Besprechung dieser verdienstvollen Arbeit in unserm heimischen Blatte liefern, theilen wir jetzt die Einleitung mit, womit der Herr Verfasser dieses Heft beginnt, um dadurch zugleich anzudeuten, was ihn bei seiner Arbeit leitete, welches Ziel er sich steckte, und auf welche Art und Weise er eine Zeitperiode bearbeitete, die wir alle miterlebten, und wodurch die Aufgabe sehr erschwert wurde, — die H. Hermann aber, nach unserm unvorgreiflichen Urtheile, glücklich löste. Diese Vorrede, von ihm als „leitende Anschauungen" bezeichnet, lautet:

„Wenn es die vorzüglichste, als Wissenschaft die ausschließliche Aufgabe der Geschichte wäre, das längst Vergangene mühsam aus dem Boden, über den Jahrhunderte gewandert, aufzuwühlen, bedächtig mit der Leuchte der historischen Critik, und allen ihren Hilfsmitteln die sparsamen Bruchstücke aufzulesen, und daraus einen Bau zu formen, welcher oft nur einer Entdeckung auf jenem Felde harrt, um, wenn nicht ganz in sich zusammen zu fallen, doch in seinen Bestandtheilen verrückt zu werden — würde sie auf den ihr schon von jeher zugesprochenen Vorrang: eine „Lehrmeisterin des Lebens" zu seyn, verzichten müssen. Das jenen Zeiten aus Monumenten, Urkunden und Chroniken Entnommene kann immerhin wie diese, der Zukunft geborgen bleiben, dieser Schatz durch neue Auffindungen sich gemach vermehren; anders jedoch ist es mit den Ergebnissen der neuen und neuesten Zeit, mit einer Periode, ohne deren genauem und klarem Verständnisse weder die Gegenwart sich begreifen, noch ein Programm der Zukunft sich entwerfen läßt. Leider hat man vielfach über das Forschen in den Schachten einer verschollenen Vergangenheit vergessen, oder hat es für zu unbedeutend erachtet, die näher gelegenen Begebenheiten zu Papier zu bringen, und ist Gefahr gelaufen, den Nachkommen eine tabula rasa gerade von unsern welthistorischen Tagen und ihrer Einwirkung auf das Vaterland zu hinterlassen; leider sind wir schon zu oft bei der Tagsatzung der Geschichte durchgefallen, weil wir nicht rechtzeitig unsere Berechtigung auf politische Bedeutung geltend gemacht haben. Es ist daher eine Hauptverpflichtung des Historikers im Allgemeinen, die Erscheinungen der Gegenwart, ihre überraschend großartigen Ergebnisse als die Resultate einer vorbereitenden Vergangenheit nachzuweisen, insbesonders des Geschichtschreibers der Heimath, die Thatsachen der jüngstvergangenen Zeit treu und ohne Beimischung vorherrschend subjektiver Anschauung aufzubehalten, und so den kommenden Geschlechtern ihr Bild zur Belehrung unverfälscht vorzuführen.

Mit diesem Vorgefühle der Verantwortlichkeit übernehmen wir es, die Geschichte Kärntens bis zur Gegenwart fortzu-

setzen, eine Zeit zu schildern, die den Mitlebenden so nahe liegt, und von jedem derselben nach seiner Anschauungsweise, nach seinen Interessen beurtheilt wird.

Den Vorwurf dazu bildet ein Inbegriff von Begebenheiten, wie man sie in ihrer Aneinanderreihung, in solchen Widersprüchen, eingeengt in so einem Raum, kaum je erfahren. Die Ursachen und Folgen griffen mit solcher Raschheit ineinander, daß man ihren Zusammenhang zu übersehen fast nicht im Stande war, sondern unwillkührlich von ihrer gewaltsamen Bewegung fortgerissen wurde. Nur sehr Wenigen war es gegeben, den Gang der Dinge mit ruhigerem Blicke zu verfolgen, Keinem, den Ausgang mit Bestimmtheit vorauszusagen. Jetzt erst, wo der überfluthende Strom der Leidenschaften durch die Hand der Vorsehung wieder in sein neues wohlverwahrtes Bett geleitet ist, die Zerstörungswuth ausgetobt hat, kann sich die Muse der Geschichte berufen fühlen, damit ihre Gedächtnißtafeln zu überschreiben, wie Kärnten bei dem Umsturze des bisherigen Regierungssystems, wo der Aufruhr von der Haupt- und Residenzstadt aus den Brandstoff in den Kronländern in Flammen zu setzen strebte, sich vor demselben wahrte. Immerhin waren feindselige, die staatliche Ordnung zersetzende Elemente auch hier zu bekämpfen; indessen ohne jene gewaltsamen Erschütterungen, wie dort, wurde auch hier der Sieg des Regims verwirklicht und der Beweis von der Unhaltbarkeit der neuen Prinzipe durch die Maßlosigkeit der Bewegung und die hereinbrechende Anarchie geliefert.

Wenn einerseits bei dem Umstande, wo die freie Presse Meinungen und Thatsachen ohne Rückhalt zur Oeffentlichkeit brachte, ein Materiale überreicher Fülle vorliegt, ist andererseits die Sichtung und Zusammenstellung desselben von nicht gewöhnlicher Schwierigkeit. Das Meiste, was diese produktive Zeit an Vorschlägen, Meinungen, und mitunter an Faseleien Einzelner an's Tagslicht brachte, ist mit ihr schon verfallen; mancherlei Ausschreitungen hat die a. h. Regierung mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt, und auch die Geschichte darf, wenn sie das Irrthümliche der hie und da im Ursprunge gut gemeinten Aufwallung, und das Verderbliche der nachhinigen Tendenzen nachweiset, um ein Warnungszeichen für die Zukunft aufzustecken, die Persönlichkeiten, wo sie nicht die öffentliche Meinung oder der befugte Richter verurtheilte, dem Scherbengerichte keineswegs übergeben.

Die uns in der Ausführung des vorhabenden Thema's leitende Idee haben wir Eingangs des ersten Heftes dieses Bandes angegeben, und wir können uns glücklich preisen, gerade da zu enden, wo die Angelegenheiten der Monarchie und nicht minder des Landes zu einem Abschlusse gekommen sind, welcher zwischen den Institutionen eines Jahrtausendes und der jüngsten Neuzeit vermittelnd, der Geschichte selbst auf gewisse Art das Gepräge der Vollendung aufdrückt.

Der Verfasser findet sich übrigens im voraus genöthigt, dem Vorwurfe zu entgegnen, daß er bei Schilderung der heimischen Zustände zu weit in jener der auswärtigen sich verbreite. Soll die Situtation Kärntens, die Stimmung der Gemüther, die Theilname an den Zeitbegebenheiten gehörig erkannt und eine in der Geschichte der Heimath beispiellose Revolution nicht wie vom Himmel gefallen angesehen werden, benöthigt man eine mehrere Umschau, besonders, wenn einmal jene Eindrücke nicht mehr vorhanden seyn werden. Immerhin sind solche Marginalien, wenn auch etwas lang, doch allgemein verständlich, und es wird dadurch vermieden, was man heut zu Tag der Provinzialgeschichte so sehr und oft nicht mit Unrecht zur Last legt, sie habe über das Lokale ausser-achtgelassen, mit der Geschichte der Monarchie Hand in Hand zu gehen."

Die Culturgeschichte dieser Zeitperiode wird das unter der Presse sich befindende dritte und letzte Heft bringen, womit dann das vielfach verdienstliche und interessante Werk geschlossen seyn wird.

Römerstraßen
vom Drau- in's Murgebieth.

Die gewöhnliche Annahme bisher, daß der Straßenzug von Celeja (Cilli) über Collatione (Windischgratz) nach Virunum, und von da erst in zwei verschiedene Richtungen nach Ovilabis (Wels im Donaugebiethe) gegangen, fand in neuester Zeit Widerspruch durch andere Meinungen, die besonders für Kärnten von Interesse seyn dürften. Wir wollen hievon die eines hochansehnlichen Mannes — sowohl in ämtlicher als wissenschaftlicher Beziehung — kurz berühren.

Obwohl nun bei der Sitzung des steirischen historischen Vereines am 24. April d. J. der ebenso angenehm überraschende als höchst anziehende Vortrag des Freiherrn von Czörnig, gegenwärtigen Inhabers von Gallenhofen bei Windischgratz, eigentlich nur diese Stadt als Station Collatio zum Gegenstande hatte, berührte derselbe doch Kärnten auf mehrfache Weise, und eben dieß verfolgend soll die Ansicht des geehrten Redners hier zur Sprache gebracht werden.

Daß die Straße von Cilli bis Windischgratz über den Gonovitzer-Berg und bei heil. Geist links einbiegend über Weitenstein und Dausche dem heutigen Zuge folgte, beweisen alte und neuerlich gefundene römische Inschriftsteine, Münzen und andere Erinnerungsmale zu St. Veit, Lechen, bei Gallenhofen, Windischgratz selbst u. s. w. — es scheint dieß um so mehr ausser allem Zweifel, als bekanntlich der Weg durch die „Huda-lukna" erst in neuester Zeit eröffnet wurde, das Thal von Windischgratz aber mit seinen reichen Eisenwerken den Römern schon zu einladend gewesen seyn mag, um etwa diesen Herren der Welt ein unbemerktes Asyl der Urvölker zu bleiben; es handelt sich also nur um den Straßenzug von da an nördlich oder westlich fort — jedenfalls also Kärnten zu.

Daß Windischgratz selbst eine und wichtige Station war, zeigt vor Allen die alte Kirche Pangratzen am Berge, heutzutage Filiale von Altenmarkt (selbst eine uralte Pfarre, wo Andreas Silvius Piccolomini Pfarrer gewesen seyn soll), und geltend als Stammburg des hochadelichen Geschlechts der Windischgratz — sicherer aber einst ein römisches Castell, wie es der massive (nach Art der italienischen Campanilen freistehende) Thurm, die große schöne Säule inmitten der Kirche, welche eben deßwegen sicher als heidnischer Tempel angenommen werden kann, dann Altenmarkt „Forum antiquum" — selbst beweisen, was Alles der Herr Redner in angenehmem Vortrage bei gedachter Versammlung erörterte. Ob der gedachte Straßenzug sich aber schon hier getheilt, oder erst bei Lavamünd, dürfte von näheren Untersuchungen ebenda eine unentschiedene Sache bleiben. Daß er nicht im Miesthale aufwärts nach Bleiburg und von da nach Virunum führte, mag wohl der Umstand beweisen, daß die Gegend von Guttenstein und Prävali einst Wasser deckte, wie der Name der Pfarre „Maria am See" darthut; doch hat es auch Meinungen dafür gegeben.

So ausführlich nun Freiherr von Czörnig diese Punkte, besonders Windischgratz, als nunmehr auch ihm

näher stehend, besprach, ließ es leider die Zeit nicht zu, seine ebenda ausgesprochene Ansicht: „daß die Theilung der Straße bei Lavamünd" — weiter aus- oder durchzuführen.

So wie aber Windischgratz: als einst zu Carantanien gehörig für Kärnten, dürfte die Frage über die Theilung der von Windischgratz nordwestlich führenden Römerstraße in Kärnten für Steiermark wichtiger seyn, als es scheint.

Daß sie von Collatione fort nur im Mißling- und später im Miesthale fort bis zu deren Mündung in das Drauthal — also in dieß selbst führte, ist aus Obigem gewiß anzunehmen, hier aber (von Drauburg bis Lavamünd) muß aus der Lage die Richtung der heutigen Poststraße angenommen werden. Ob sie nun bei der Mündung der Lavant sich getheilt, und nördlich das Lavantthal aufwärts über Reichenfels und Obdach ins Murthal und über Sabatinca (bei Kraubath in Obersteier) in's Ennsthal übergehend, während westlich ein Zug in's Zollfeld führte — nach Ovilabis gegangen, wie der Herr Redner meinte, ist eben eine neue Ansicht.

Zu bemerken kömmt hier noch, daß nach früheren Ansichten der Historiker der Straßenzug von Cilli in's Zollfeld über Schwarzenbach gegangen und erst bei Virunum sich getheilt und über Candalicae (Hüttenberg), Matucajum (Murau) die Wasserscheide überschreitend in's Murthal gekommen sey.

Gelehrte Forscher, wie Alois Perger, Albert Muchar und nach ihnen Mehrere, stützten ihre Annahmen auf die römischen Maaße der Peutingerischen Tafeln; besonders Ersterer bemühte sich (so wie das 1. Heft, pag. 30 der Mittheilungen des steierischen historischen Vereines zeiget) aus diesen Zahlenverhältnissen übereinstimmende Schlußfolgerungen auf noch bestehende Ortschaften und Straßen zu ziehen, wodurch die bisher erschienenen Karten von Noricum u. s. w. entstanden.

Neuere dießfällige Forschungen in Kärnten, besonders aber im Lavantthale oder bei Lavamünd und deren allfällige sprechende Ergebnisse sind mir gegenwärtig unbekannt, daher ich nichts weiter über die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Römerstraße durch dasselbe sagen kann — immerhin aber kann sie der Lage nach angenommen werden, wenn die Herren Naturforscher Nichts dawider haben, denn so wie die Gegend um Prävali ein See war, ebenso läßt bekanntlich die Sage auch das mittere Lavantthal — eben die paradisische Gegend zwischen Wolfsberg, Harteneidstein und St. Paul — mit Wasser bedeckt seyn und liefert Erzählungen dazu, wodurch natürlich ein Straßenzug sich unwahrscheinlich — ja unmöglich darstellen würde.

Daß diese Straßenzüge (wie auch der von Voitsberg über die Pack nach Kärnten oder über die Stubalpe nach Obersteier) uralt, ist gewiß, ob sie aber schon in die Römerzeit gehören, ist eine andere Frage. Braust einmal die dampfende Locomotive durch das Drauthal, oder fährt zischend in den Köflacher-Bahnhof ein, wird's bald ein anderes Leben hier allseits geben, und die nothwendige Anlage neuer Verbindungsstraßen und neuere Bauten aller Orts dürften wieder auf Denkmale uralter Zeit — und der Römerperiode führen; — die nahe Zukunft wird's lehren!

Haben diese Andeutungen aus dem erwähnten Vortrage für kärntnerische Geschichtsfreunde irgend ein Interesse erweckt, oder führen sie vielleicht zu weiteren Forschungen und bethätigen diese Zeilen auch mein Interesse wieder für das schöne Nachbarland, so ist ihr Zweck vollkommen erfüllt.

J. C. H.

König Gambrinus.

Der alte Gamberinus,
Der König von Brabant,
Tief unten im Felsenkeller
Da hält er sich verbannt.

Er sitzt zum langen Schlafe
Die Faust zur Stirn geballt
Bei hell topasenem Tische,
Beschnörkelt und bemalt.

Sein Bart ist nicht von Seide,
Auch nicht von Feuersglut,
Er ist von dichtem Schaume
Blank, weiß, gekräuselt gut.

Nicht durch des Tisches Getäfel
Wächst seiner Fäden Lauf,
Es windet fort und windet
Der Knabe ihn auf und auf.

Der König thut dazwischen
Aus seinem steinernen Krug
Mit lechzend durstigem Munde
Kräftig manch' vollen Zug.

Der Trank von edler Gerste
Der eig'nen Kunst Gebräu
Ist es, was gut ihm mundet,
Er macht ihm die Zunge frei.

Er spricht zum andern Knaben,
Eil' hin und schau' zu Licht,
Ob in des Sees Brandung
Die Welle sich trocken bricht*).

Und bricht sie nicht goldgelben
Und trocken sich am Strand,
So schlummer' ich noch eine Weile
Das Haupt auf meiner Hand.

Ludwig v. Steindorf.

*) Ob der See trocken gelegt und im Beete desselben Gerste gebaut ist.

Morgenstunden.

Sonett.

Wenn ich der dumpfen Stadt entfliehe,
Dem Lärmen, das mich dort umtönet,
Hinaus, wohin das Herz sich sehnet
Zum stillen, dunkeln Walde ziehe;
Die gold'ne Sonne in der Frühe
Vom höchsten Alpensaum sich trennet,
Mit Rosenlicht die Berge krönet:
Da trifft ihr Strahl auch mich, — ich glühe
Vom neuen Schöpfungshauch durchdrungen.
Mein Geist erhebt sich in die Höhe
Mit Adlersflug zu Gottes Nähe,
Aus dessen Wort das All entsprungen,
Die große Welt — aus einem „Werde"!
Anbetend sink' ich hin zur Erde.

Rudolf F*.

Neue Höhenbestimmungen in Kärnten.

(Beschluß.)

Name des Höhenpunktes	Seehöhe in W. Fuß	Beobachter	Gebirgsart am Messungspunkte
Muschenigg, gräfl. Thurn'sches Eisenwerk, Hausgarten . .	1789	L.	Hallstätter Kalk.
Klam, Miesfluß unter Schwarzenbach	1660	L.	"
Miesfluß nächst dem Schrottthurm ob Miesdorf . . .	1555	L.	Hallst. (Cassian.) Schich.
Miesdorf, Gasth. zum „Obenar"	1524	L.	Alluvium.
" Kirche	1783	P.	Tertiärer Sandstein.
Polana, Gasthof	1382	L.	Diluvium.
" " (im Jahre 1854 gemessen) . .	1333	L.	"
" "	1398	H.	"
Prevali, Eisenhüttenwerk, Palfinger's Gasthof	1172	L.	Alluvium.
Miesfluß bei Guttenstein . .	1156	L.	Gneiß u. Granit.
" bei Unter-Drauburg .	1038	L.	Diluvium, Alluvium.
Ouschova-Berg, östliche Spitze „Lipiverh" .	6037	L.	Dachsteinkalk.
" " höchste Spitze	6094	Tr.	"
St. Jakob in Koprein, Pfarrhof	3326	L. (3)	Gneiß.
Hoch-Petzen-Berg, am „Knirps"	6394	L.	Cassianer Schichten.
" " " höchste Spitze	6678	Tr.	Hallstätter Kalk.
Bleibergbau „Unterpetzen", Berghaus	3375	L.	"
Bleischmelzofen „Unterpetzen" bei der Pitznighube . . .	1892	L.	Guttensteiner Schicht.
Groß-Traunek-Berg, südwestlich von Schwarzenbach . . .	5181	L.	Basaltische Gebilde.
Groß-Traunek-Berg, südwestlich von Schwarzenbach . . .	5159	Tr.	" "
Burger am Luderoberg, S. von Schwarzenbach	3307	L.	Gneiß.
Smrekouz-Berg, SO. von Schwarzenbach	5056	L.	Basaltische Gebilde.
Kramerza, Kapelle am Uebergangspunkt von Schwarzenbach nach Steiermark . . .	3619	L.	Gailthaler Kalk-Gneiß.
St. Veit, Kirche, O. von Schwarzenbach	3670	L.	Gailthaler Schiefer.
St. Magdalena in Javoria, Kirche, O. von Schwarzenbach	3728	L.	" "
Brücke ob dem Lukeschbauer im Javoriagraben	2415	L.	Dioritschiefer.
Zusammenfluß des Javoria- und Mala Tocherna-Baches . .	2057	L.	Granit.
St. Helena, Kirche, W. von Muschenigg	2507	L.	Hallstätter Kalk (Cassianer Schichten).
Mundloch vom Oswaldi-Erbstollen ob Scherian unter Schwarzenbach	1744	L.	Guttenstein. Schichten.
Mundloch von Leopoldistollen ob Scherian unter Schwarzenbach	2040	L.	Hallstätter "
Tschemenig-Bauer im Jaszvina-Graben	2163	L.	Guttensteiner Dolomit u. Hallstätter Kalk.
Bleibergbau „Fundgrube" am Jankouz, SO. von Miesdorf, Berghaus	3535	L. (2)	Cassianer Schichten u.
Bauer Krainz am Jankouz . .	3275	L.	Hallstätter Kalk.
Friedrichsstollen-Mundloch im Mayerholdgraben, S. von Miesdorf	1985	L.	Hallstätter Kalk.
Braunkohlenbergbau nächst Miesdorf, Schachthaus . .	1708	L.	Tertiärer Sandstein.
Miesberg, Rehkeusche, Straßenhöhe zwischen Miesdorf und Bleiburg	2078	L.	" "
Bellak-Berg ob Hribernig, nordwestlich von Miesdorf . . .	2188	L.	Werfener Schichten.
St. Daniel, Kirche, nordwestlich von Prävali	2272	L.	Thonglimmerschiefer.
Streina, Kirche, nördlich von Prävali	3209	L.	Thonglimmerschiefer.
" -Berg, nördlich von Prävali	3329	Tr.	Dioritschiefer.
Sattel zwischen Polana und Liescha	2114	L.	Thonglimmerschiefer.
Liescha, Braunkohlenbergwerk bei Prävali, Verwalterswohnung, ebener Erde	1701	L. (2)	Tertiärschichten.
Liescha, Braunkohlenbergwerk bei Prävali, Verwalterswohnung, ebener Erde (im Jahre 1854 gemessen)	1710	L.	"
Schibounig, Bauernhof, W. von Köttulach	1634	L.	"
Schrottenegger-Hof, W. v. Köttulach	1576	L.	"
Pirkhof, Wohnhaus, S. von Köttulach	1606	L.	"
Czerni-Verh, Berg, S. von Köttulach	4182	L.	Klausschichten.
Ursula-Berg, höchste Spitze, S. von Köttulach	5201	L.	Dachsteinkalk.
Ursula-Berg, höchste Spitze, S. von Köttulach	5213	Tr.	"

Anhang.

Höhenbestimmungen in Krain. — Vergleichungsort Klagenfurt 1421 Fuß.

Zwischenwässern, Einfluß des Zaver- in den Saufluß . .	993	L.	
Krainburg, Brücke über den Saufluß	1124	L.	
Krainburg, Pfarrthurm . . .	1250	Tr.	
Neumarktl, Posthaus 1. Stock,	1590	L. (2)	
Quecksilberbau unter St. Anna im Leiblthale, Berghaus . .	2592	L.	
St. Anna am Leibl, Kirche . .	3284	L. (2)	
Kanker, S. von Seeland, Mauthhaus	1668	L.	
Znamne im Feistritzgraben, N. von Stein	1342	L.	
Urschitzalpe im Feistritzgraben, N. von Stein	1858	L.	
Gebirgssattel zwischen Stein u. Neustift (Oberburg) in Steiermark	5976	L.	

Höhenbestimmungen in Steiermark im Flußgebiete der Sann. Vergleichungsort Klagenfurt 1421 Fuß.

Pleßnigg, Bauer, im Logarthal ob Sulzbach (Sannursprung)	2467	L.	
Sulzbach, Pfarrhof, ebener Erde	2042	L. (4)	
" Sannfluß	2011	L.	
Sattel (Uebergangspunkt) vom hintern Logarthale nach Stein in Krain . . .	5976	L.	
" (Uebergangspunkt) von Sulzbach nach Bad Vellach in Kärnten . . .	4253	L.	
" (Uebergangspunkt) von Sulzbach nach Eisenkappel über St. Leonhardt	4499	L.	
" (Uebergangspunkt) von Sulzbach nach Schwarzenbach über Koprein .	4257	L.	
" (Uebergangspunkt) von Sulzbach nach Schwarzenbach über Wistra . .	4100	L.	
Bauer Stifter, N. von Sulzbach	3272	L.	
Leutschdorf, Gasthaus zum „Matheuz", ebener Erde . . .	1672	L.	

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 32. Sonnabend, den 7. August. 1858.

Die Grafen von Widman.

Nach einer Handschrift mitgetheilt von Dr. Karlmann Tangl, k. k. Universitäts-Professor zu Graz.

Vorrede.

Die Geschichte weis't uns zu allen Zeiten Geschlechter auf, welche durch hervorragende Einsicht und Thatkraft einzelner ihrer Glieder von den untersten bis zu den höchsten Rangstufen der bürgerlichen Gesellschaft sich emporgeschwungen haben. Zu diesen gehört auch das der Grafen von Widman. Aber während andere, um diesen Weg zurückzulegen, im günstigsten Falle ein Jahrhundert, gewöhnlich aber zwei, ja auch mehrere Jahrhunderte brauchten, schwang sich dieses Geschlecht innerhalb sieben und zwanzig Jahren vom Bürger- bis zum Grafenstande empor; ein Fall, der kaum seines Gleichen haben dürfte.

Aber woher dieß außerordentlich schnelle Steigen? Hatten sich die Glieder dieses Geschlechtes als Gelehrte oder Künstler hervorgethan? Saßen sie im Rathe eines Fürsten? Halfen sie ihm bei der Verwaltung der Provinzen? Vertraten sie ihn an auswärtigen Höfen? Hatten sie für ihn und das Vaterland auf den Schlachtfeldern ihr Blut verspritzt?

Nichts von allen dem; sondern sie waren durch den Handel in kurzer Zeit reich geworden und Geld war, ist, und wird immer eine Macht seyn, begleitet von Ehre, Ansehen, Einfluß und Fürstengunst. Der Vater, 1613 noch ein bloß wappenberechtigter Bürger, wurde 1614 in den rittermäßigen Adelsstand, seine Söhne 1639 in den Freiherren- und 1640 in den Grafenstand erhoben!

Liegt darin auch für die Vertreter anderer, besonders geistiger Bestrebungen und Richtungen, leider viel Entmuthigendes — der gleichzeitige Keppler*) hatte sein ganzes Leben hindurch mit Nahrungssorgen zu kämpfen — so mögen sie sich mit was immer, vielleicht mit dem Nachruhme trösten, aber der Weltlauf wird darum doch nicht anders. Wie der einmal ist und wahrscheinlich auch stets bleiben wird, dürfte das Geld immer das Hauptgestirn seyn, zu dem sich, wie zur Sonne, die Blumen, die Herzen der Sterblichen anstaunend und sehnsüchtig erheben, und wen sein goldener Strahlenregen trifft, der wird hienieden Alles gelten, seyn oder wenigstens scheinen.

Doch, ward der Reichthum auf rechtmäßigem Wege, durch Einsicht, kluge Benützung der Umstände, Thatkraft und Sparsamkeit erworben, wird er durch dieselben Mittel vermehrt, paart er sich nicht mit Hoch- und Uebermuth und Hartherzigkeit, sondern ergießt sich ein Theil dieses Ueberflußes befruchtend auf das Allgemeine und die Armuth, so liegt darin wieder eine Versöhnung mit ihm. Und eben dieß war der Fall bei den Grafen von Widman. Sie liehen der Landschaft in Kärnten, woher sie unmittelbar abstammten, zur Deckung der Landesbedürfnisse nach und nach die bedeutende Summe von 67,000 fl. als unaufkündbares Kapital auf ewige Zeiten, verwendeten 300,000 fl. zur Urbarmachung versumpfter Ländereien in Italien und machten hier und in Kärnten eine Menge Stiftungen zu frommen, wohlthätigen und wissenschaftlichen Zwecken; ja sie verordneten, daß nach gänzlichem Aussterben ihres Geschlechts 600,000 fl. zur Gründung und Erhaltung zweier wissenschaftlicher Collegien zu Este und Villach verwendet werden sollen.

Ein Geschlecht, eben so ausgezeichnet durch Einsicht, Unternehmungsgeist und Thatkraft wie durch Frömmigkeit, Wohlthätigkeit und Achtung für wissenschaftliche Bildung und im Umgange durch Herablassung und Freundlichkeit, hat gewiß einigen Anspruch auf unsere Theilnahme und es dürfte somit die nachfolgende Mittheilung über die Ahnen desselben genügend gerechtfertiget seyn, besonders da sie für Oberkärnten von großer Wichtigkeit ist, und vielleicht auch für Venedig, ja selbst für das daselbst noch fortbestehende Geschlecht nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Dieselbe ist einem Manuskripte entnommen, welches sammt vielen andern Schriften und Büchern des Herrn Anton Edlen v. Benediet, Kanzellisten beim k. k. Oberlandesgerichte zu Klagenfurt, eines eifrigen Sammlers genealogisch-historischer Nachrichten († 1856), durch Kauf an mich gekommen ist. Dasselbe besteht aus 19 Blättern in Kleinfolio, 38 Seiten, von denen jedoch 4 unbeschrieben sind, ohne Umschlag und Titel, wenn man nicht etwa die auf der ersten Seite stehende Ueberschrift: Beschreibung u. s. w. für den Titel ansehen will.

Der Verfasser hat sich nicht genannt, aber ich glaube ihn errathen zu haben. Es war ohne Zweifel kein anderer als Johann Heinrich Ainether von und zu Aineth Ritter, seit 1710 Pfleger und seit 1713 Bestandinhaber der Graf Widman'schen Freiherrschaft St. Paternian, dessen jüngerer Bruder Thomas Landrichter der Herrschaft „Gegend" zu Afriz war. Ich ersah dieß aus der ebenfalls mir gehörigen Ainether'schen Familien-Chronik, worin unter andern auch Johann Heinrich eigenhändig sein Leben beschrieben hat. Die Gleichheit der Schriftzüge in dieser Lebensbeschreibung und in jenem Manuskripte ist auf den ersten Anblick auffallend erkennbar. Aus dem Umstande, daß der Verfasser in dem angedeuteten Verhältnisse zu der gräflichen Familie stand, erklärt sich die Möglichkeit einer so genauen Sachkenntniß, wie er sie sowohl rücksichtlich der Genealogie als auch rücksichtlich der Güter, Stiftungen u. s. w. des gräflichen Hauses an den Tag legt. Wahrscheinlich verfaßte Ainether jene Schrift mit Wissen und Willen der

*) Geboren 1571, gestorben 1630. Seit 1593 lehrte er durch mehrere Jahre an der Universität zu Graz Mathematik und Moral.

gräflichen Familie und war daher in der günstigen Lage, daß ihm nicht nur das gräfliche Hausarchiv, sondern auch die Archive anderer Herrschaften zugänglich waren. Daß er auch letztere wirklich benützt habe, ersehen wir aus seiner Aeußerung, daß er, um über die Gemahlin des zu Fuggerau gestorbenen und zu Arnoldstein begrabenen Ulrich Widman etwas zu erfahren, das Archiv zu Arnoldstein durchforscht habe. Seine Angaben verdienen daher vollen Glauben.

Die Aufzeichnung geschah wahrscheinlich zwischen 1710 und 1720; denn 1710 trat der Verfasser in die Dienste der Grafen und über 1720 herwärts findet man in seiner Schrift keine Angabe mehr. Die Reinschrift dürfte sonach aus dem Jahre 1720 stammen und wäre daher 137 Jahre alt.

Daß die Nachrichten seit dem letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhundertes sparsamer fließen, als jene vor diesem Zeitraume, erklärt sich aus dem Umstande, daß die Grafen von Widman 1662 die Grafschaft von Ortenburg sammt den anderen Herrschaften in Kärnten verkauften und daselbst nur mehr die Freiherrschaft St. Paternian behielten, und nachdem sie diese 1713 in Bestand gegeben hatten, nur mehr selten nach Kärnten kamen. Auch begreift es sich, daß die neueren Verhältnisse der Grafen, welche nun ihren beständigen Sitz zu Venedig hatten, dem in Kärnten lebenden Verfasser minder bekannt waren, ihn vielleicht auch minder interessirten. Nennt doch der Verfasser seine Schrift selbst nur eine „Beschreibung, Wie Hochgräfl. Widmanische Familia Successive in auf Nehmen vnd (in das) landt Kärndten Komben“ und gibt dadurch nicht undeutlich zu verstehen, daß er vorzüglich nur das Emporkommen jenes Geschlechtes, als die Glanzperiode der Geschichte desselben, habe darstellen wollen. Dieses Emporkommen aber hängt in doppelter Beziehung mit Kärnten zusammen. Denn von Kärnten und zwar von Villach stammte der Mann her, der den Grund zur wachsenden Größe seines Hauses legte, und in Kärnten lagen die Freiherrschaft St. Paternian und die Grafschaft Ortenburg, durch deren Ankauf die Erhebung des Geschlechtes in den Freiherren- und Grafenstand veranlaßt wurde. Ich glaube die Absicht des Verfassers errathen zu haben, wenn ich sage, daß der den Widman gewundene Ehrenkranz so nebenbei auch ein Ehrenkränzlein für Villach und Kärnten überhaupt seyn sollte. Der Ruhm unserer Landsleute ist ja auch unser eigener.

Ich theile die Schrift nicht auszugsweise, sondern vollständig und zwar meistentheils wörtlich mit, änderte jedoch die Rechtschreibung, da die Schrift weder nach ihrem Inhalte, der nicht in die sogenannte schöne Literatur gehört, noch nach ihrem Verfasser, der nur ein einfacher Landedelmann war, in die Zahl derjenigen Geisteserzeugnisse zu rechnen ist, die als für ihre Zeit maaßgebend anzusehen sind, und bei denen daher auch die Rechtschreibung als etwas nicht Unwichtiges anzusehen ist. Mir schien es, daß es sich bei dieser Mittheilung zunächst um das Verständniß des Inhaltes handle und zwar für Jedermann, nicht bloß für den Sprachgelehrten. Formen aber wie: er wahre statt er war, erzeight statt erzeugt, Gselschafft statt Gesellschaft, erlhlerth statt erklärt u. s. w. schienen mir nicht bloß Idiotismen sondern auch der Deutlichkeit nachtheilig zu seyn. Uebrigens habe ich, um von der Ausdrucksweise des Verfassers einige Proben mitzutheilen, an manchen Stellen selbst seine Rechtschreibung beibehalten.

Die Gründe, welche mich bewogen haben, theilweise selbst von der Ordnung der Handschrift abzuweichen, wird man an Ort und Stelle angegeben finden.

Schließlich bemerk' ich, daß alle mit Klammern (— — —) eingeschloßenen Stellen Zusätze von mir sind, die ich der Deutlichkeit wegen oder aus anderen Gründen hinzuzufügen für gut fand. Die beiden am Ende beigefügten Stammtafeln sind nach den Angaben des Verfassers ebenfalls von mir zusammengestellt worden.

„Beschreibung
Wie hochgräflich Widmanische Familia successive in auf Nehmen vnd landt Kärndten Komben.“

Ulrich Widman ist mit den Herren Fugger von Augsburg Vindelicorum aus Schwaben nach Kärnten gezogen . . . . anno 1492

Johann Widman, sein Enkel, ist in den adelichen Stand von Kais. Majestät gesetzt . „ 1614
und zum Landmann in Kärnten erwählt worden . „ 1629

Johann Paul, Martin, Ludwig, Christoph, David und Berthold, seine Söhne, sind von Kais. Maj. zu Freiherren creirt worden . . . . „ 1639
dann sind solche von Kais. Maj. in Grafenstand gesetzt . . . . „ 1640
ferner sind selbe von der Republik und dem Senate zu Venedig zu Nobili Veneti aufgenommen worden . . . . „ 1646

Ulrich Widman ist anno 1495 mit dem Jakob Fugger, als Erbauer des Schloßes Fuggerau zu Arnoldstein an der Gailiz, von Augsburg, allwo sie gebürtig, nach Kärnten gezogen und sein Verweser im Schloße Fuggerau über die Bergwerke (auf) Eisen und Blei „in der Schütt“, über den Messing-Hammer am Fluße Geiliz, über die Gold- und Silber-Schmelzwerke im Schloße anno 1500 gewesen.

Was er für eine Ehegattin gehabt, ist nicht aufzufinden. Vermög alter „Searteggen“ im Kloster Arnoldstein sieht man, daß er sich mit Hans und Stephan von Schneeweiß, Hofrichter daselbst, Schwager*) und Gevatter genannt habe, wie aber solches gekommen, ist aus Mangel der alten Schriften nicht zu ergründen, (eben so wenig) auch, ob er mehrere Brüder mit sich von Augsburg gebracht habe. Er hinterließ zwei eheliche Söhne Berthold (I.) und Martin (I).

Berthold (I.) erzeugte mit seiner Ehefrau vier Töchter, als: Barbara, verehelichte sich mit Herrn Sebastian Füll, Regina, verehelichte sich mit Herrn Hans Schwabengrueber zu Salzburg, Eva, verehelichte sich mit Herrn Georg Ernst Lorchs und Felicitas.

Martin (I.) war Bürger zu Villach, verehelichte sich mit Frau Maria Hofferin, der Gebrüder Hans Christoph und Rochus Hoffer zu Villach und Venedig eheleiblicher Schwester, und erzeugte mit ihr eine Tochter Sara genannt, die sich mit Herrn Joseph Pachmann in Villach verehelicht, aber ohne Hinterlassung ehelicher Kinder abgestorben, dann auch einen Sohn, genannt Hans Anno 1570.

Hans (I.) Widman ist vermöge seines Testamentes zu seinem Herrn Vetter Hans Hofer, Anno 1586 nach Venedig gekommen und alldort auferzogen worden und hat dessen Handlung unter Jonas Zangmeisters Mitparticipation der Gesellschaft mit gemeldten Herrn (soll wohl vielleicht nur Herren heißen) von 1596 bis 1600 und von dannen bis 1607 (bis zu) des Zangmeisters Tod mit ihm (diesem) von dieser Zeit an bis an seinen Tod 1634 aber allein die Handlung in proprio geführt und mit göttlicher Gnad und Segen her-

*) Er hatte daher ohne Zweifel eine Schwester von Hans und Stephan von Schneeweiß zur Gemahlin, da es nicht wahrscheinlich ist, daß er eine Schwester mit sich von Augsburg nach Kärnten gebracht habe.

nach spezifizirtes Vermögen erhaust, da er doch, als er nach Venedig gekommen, keinen Kreuzer gehabt hat, sondern bei seinem Herrn Vetter als ein Junge zu allem Gebrauche hat Dienst thun müssen.

Er verehelichte sich mit Maria Ottin, der Herren David und Hans Otto in Venedig eheleiblicher Schwester, die ihm zum Heirathsgute 6000 Dukaten oder 9000 Gulden zugebracht hatte und erzeugte mit ihr im ehelichen Stande 11 Söhne und 5 Töchter. Davon aber starben 5 Söhne, einer mit 7 Jahren, die andern 4 aber jeder mit 2 Jahren; am Leben sind allein verblieben: Johann Paul (I.), Martin (II.), Ludwig (I.), Berthold (II.), Christoph und David, dann Susanna, Sybilla, Regina, Maria, Sara und Felicitas.

Er Hans (I.) ist Anno 1614 den 22. Januar mit seinem Herrn Vetter (Oheim) Berthold (I.) und dessen vier Töchtern Felicitas, Regina, Barbara und Eva von Ihro Röm. Kais. Maj. Mathias in des h. Röm. Reichs Rittermäßigen Adelstand gesetzt worden mit Verleihung der adelichen Wappen, so die Widman von Erzherzog Karl vorher überkommen haben*). Dann ist er Anno 1629 den 14. Augusti von den Erzherzogthum Kärntnerischen Landständen zum Mitglied und Landmann erklärt und eingeführt worden; zu Venedig aber ist er schon vorher und gleich in den ersten Jahren seiner Hauswirthschaft Cittadino oder Bürger geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug

aus der Statistik und Topographie Kärntens von Karl Wilhelm Mayer. Klagenfurt 1796.

Es ist Pflicht des Vaterlandes, dahin zu wirken, daß ausgezeichnete Verdienste unserer Landsleute, in welchen Zweigen sie ehemals gewirkt; — zur öffentlichen Kenntniß gelangen, damit dieses jenen, die nach uns kommen, zum Spone diene, und dadurch Kärnten besser als bisher bekannt werde.

Ist man auf diese Art der Gegenwart gerecht geworden, so fordert es der letztere Zweck gleichfalls die ältere Geschichte in die Hand zu nehmen, und auch die Namen und Leistungen jener in das Gedächtniß zurückzurufen, die meistens die Zierden Kärntens gewesen sind.

Unter diesen nimmt wohl der sel. Herr Max Thadäus Graf v. Egger, was die Beförderung der für uns so wichtigen Eisenindustrie betrifft, den ersten Platz ein, weßwegen er es wohl verdiente, daß ich dasjenige, was man im Jahre 1796 über sein Wirken geschrieben, und gar nicht bekannt seyn dürfte, wörtlich in die „Carinthia" übertrage.

„Zum Ruhme für Kärnten muß man in diesem Fache den rastlosen Eifer und die Aufopferung beträchtlicher Geldsummen, wodurch der verdienstvolle Herr Graf v. Egger das Eisenwesen zur besseren Aufnahme, und zur möglich größten Vollkommenheit auch in seinem Vaterland zu bringen bemühet ist, mit dem verdienten Danke aufführen. Nicht nur, daß derselbe mit Herstellung des berühmten Floßofen zu Treibach, mit Einleitung eines bessern Schmelzprozesses, und des dadurch erzielten mindern Aufwandes, und einer mehreren Erzeugung des besten Roheisen seinen Landsleuten vorangegangen ist; so hat er nun sein Augenmerk auch dahin gerichtet, verschiedene Eisen-Fabrikate, die vorhin auf Hammerwerkern, und anderen Werkstätten nur mit ungemeiner Mühe, und mit vielen Zeitkösten, und Holzaufwand hervorgebracht werden mußten, durch künstliche Maschinenwerke nach dem Beispiele der Ausländer zu bereiten. Man sieht in seiner Herrschaft Weissenegg in Unterkärnten zu Lippizbach an dem Drauflusse in einer wüsten beinahe unbewohnten Gegend, wo nur für einen Hammerschlag, und einige Drahtzangen hinlänglicher Raum von der Natur geschaffen zu seyn schien, nun beträchtliche Gebäude mit Kunstwerken gleichsam aus der Erde hervorsteigen, die dem Kenner und Nichtkenner, der sie zu sehen Gelegenheit hat, Bewunderung abzwingen. Neben den wohlüberdachte Wassersammlungen, aus denen das Wasser in den genauesten Verhältnissen auf die häufigen Kunsträder geleitet wird. Neben der so einfach, als nützlich angebrachten fliegenden Brücke auf dem Drauflusse, und der neu angelegten Wege, und über schroffe Hügel geführten Brücke ist, was am ersten auffällt, das Walz- und Schneide-Kunstgebäude, worin nicht nur alle Gattungen der Traht-, und Zaineisen, sondern auch alle Sorten des Schien- und Streckeisens mit einer unglaublichen Geschwindigkeit und in so guter vollkommener Eigenschaft ausbereitet werden, als es auf den gewöhnlichen Hammerwerken nicht zu Wege gebracht werden kann; zu geschweigen: daß hier der Holz-Aufwand, und der Eisen-Abbrand, da das Durchglühen in eigenen sonst nirgends bekannten Flammöfen vorgenommen wird, nur von geringem Belange ist, und beträchtlich unter dem Verhältnisse bei den Hammerwerken stehet. Auf diesem Schneid- und Walzwerk können gering gerechnet in einer Stunde 10 Zentner (gleichviel ob es feine, oder grobe Waare trifft) erzeugt werden. Wenn dasselbe also durch das ganze Jahr im Umtrieb erhalten werden wollte, so würde es ohne weiters alle Erzeugniße der hierländigen Wallasch- und Streckhammer allein aufforderen, und es läßt sich nicht verkennen, daß eine Speculation dieser Art unter die wesentlichsten Hilfsquellen des Landes gezählt werden müßte; rechnet man noch hieher die so schön, als in allen ihren Theilen so vollkommen hergestellte Blechfabrik, wo nicht durch periodische Hammerschläge das duldsame Eisen erst allmählig ausgestreckt, und mühesam gearbeitet werden muß, sondern wo durch künstliche Walzwerke der durchgeglühete Eisentrumm in wenigen Augenblicken zur willkührlichen Größe, und Dicke ausgebreitet, und gleichsam wie mit einem Polirstahle geglättet wird, so muß man gestehen, daß schon diese zwei Werkstätte dem Lande Kärnten um so mehr von Belang seyn müssen, als in den übrigen Erblanden derlei — das Eisenwesen in so gute Aufnahme bringende Kunstwerke noch nicht vorhanden sind.

Das Maschinenwerk, worin alle Gattungen eiserner Schraubengewinde, sammt ihren Muttern von 1 Zoll bis zur Dicke von 30 und mehr Zollen geschnitten werden, gehört mit unter die Seltenheiten des Landes, und seine Erzeugnisse bürgen selbst für ihre Schönheit und Güte.

Das erste Product hievon besitzen die Brüder Moro bei ihrer Tuchpresse zu Viktring, und es ist zu erwarten, daß ihrem Beispiele mehrere sowohl hier- als ausländige Fabrikanten folgen, und wo Dauerhaftigkeit und große Gewalt erfordert wird, nur solche Pressen einführen werden, da sie mit dem besten Erfolge angewendet, und in den billigsten

*) Dieß scheint nur ein sogenannter Wappenbrief d. i. die Bewilligung ein Wappen zu führen, gewesen zu seyn, welche doch von der Erhebung in den Adelsstand völlig verschieden war. Bürger, welche keinen Wappenbrief besaßen, durften in ihren Petschaften (Siegeln) nur gewisse Marken wie Kreuze, Anker und dergleichen führen. Jede wohlhabende Bürgerfamilie trachtete daher eifrig nach einem Wappenbriefe und erhielt ihn auch gegen Erlegung der üblichen Taxe. Die Widman waren daher vor 1614 zwar wappenberechtiget, aber nicht adelich.

Preisen erhalten werden können; und gleichwie schon erwähnt worden ist, daß alle Gattungen Eisenblech erzeugt werden, so muß man hier nur noch beirücken, daß auch schon zu Lippizbach zwei Verzinnhäuser erbauet sind, in welchen das Weißblech ganz nach englischer Art erzeugt werden wird, und da die Proben zeigten, daß nicht nur die Verzinnung völlig haltbar ist, sondern, daß dem Bleche auch die gehörige Glätte und Glanz gegeben werden kann, so läßt sich erwarten, daß das hierländige Product dem englischen, wo nicht vorzuziehen, doch in allem gleich zu halten seyn, und folglich in dem Inn- und Auslande seinen gewissen Absatz finden wird.

Was die Unternehmung noch mehr verherrlichet: sind die bereits so vortrefflich hergestellten Stahlöfen, welche beinahe die einzigen in ihrer Art. Hier wird nicht nur, wie es die bisherigen Versuche erweisen, der beste Brenn- sondern auch Gußstahl erzeugt, ein Product, was hier kaum dem Namen nach bekannt war.

Die Natur liefert aus den kärntnerischen Bergwerken hierzu schon die besten Grundstoffe. Die richtige Behandlung derselben muß also dem Endzweck völlig entsprechen, und obgleich England, Schweden, und andere Provinzen hierin vorangehen, so wird es doch nicht zu viel gesagt seyn, wenn ihnen Kärnten zwar die erste Erfindung, aber nicht zugleich jenen Vorzug zugestehet: künftig bessere, oder auch nur gleiche Producte dieser Art hervorzubringen, weil Kärnten durch Gutthat des verdienstlichen Herrn Grafen v. Egger nicht nur zum völligen Geheimniß dieser Kunst gelanget ist, sondern das zum Voraus hat: daß das in kärntnerischen Gebirgen niedergesetzte Grundmateriale schon von selbst zu gleichen Zwecken besser, als irgendswo ein anderes geeigenschaftet ist, und man kann sicher folgern, daß, wenn gleich durch dieses Product den fremden Landen nicht zu beträchtliche Summen einfließen sollten, dennoch nahmhafte Beträge, die sonst von den inländischen Manufakturisten für Brenn- und Gußstahl in das Ausland gegangen sind, künftig im Innlande bleiben, und folglich gewiße Vortheile verschaffen werden.

Die im Ganzen so vortreffliche, und für das gemeine Wesen so nützliche Unternehmung verdient auch um so mehr alles Lob und Bewunderung, als nicht nur die zur Erzeugung verschiedener Eisen- und Stahlfabrikate nöthigen Fabriken, sondern auch jene Werkstätte, worinnen die zu diesen Kunstwerken gehörigen Erfordernisse und Bestandtheile verfertiget werden, mit der äußersten Sorgfalt, und einem unglaublichen Geldaufwand haben hergestellt werden müssen, und man kommt beinahe in Verlegenheit, ob man den verschiedenen Schneid-, Bohr-, Schleif- und Polirmühlen, oder den übrigen Fabriken mehr Kunst und Ordnung zugestehen soll.

Ueberhaupt bleibt es eine ausgemachte Sache, daß der Herr Unternehmer in jedem Anbetracht ein großes nachahmungswürdiges Werk hergestellt habe, welches in der Vollkommenheit, und im Zusammenhange so vieler, und verschiedener Manipulationen selbst in England nicht anzutreffen ist, und in den Jahrbüchern um so mehr aufbewahrt zu werden verdient, als es zum rühmlichen Beispiele dient, wie man seinen Reichthum auf die edelste Art gemeinnützlich machen könne."

J. Scheließnigg.

Der junge Mönch.

Es tönt vom Klosterthurme
Die Glocke ernst und schwer,
Und in den weiten Hallen
Ist Alles öd und leer.

Was kann dieß wohl bedeuten?
Ist denn ein Sterbtag heut? —
Die Säulen starren düster
Mich an in Traurigkeit. —

Dort in der Klosterkirche
Liegt vor dem Hochaltar
Ein todtenblasser Jüngling,
Dort steht der Mönche Schaar.

Sie haben ihn bedeckt
Mit einem Leichentuch,
Und beten nun die Psalmen
Aus einem schwarzen Buch.

Und als sie nun gebetet,
Erhob der Jüngling sich;
Sie küßten ihn als Brüder,
Doch er weint bitterlich.

Darauf nach einem Jahre
Mußt' ich vorübergeh'n
Am Kloster, und da wollte
Den jungen Mönch ich seh'n.

Es tönt vom Klosterthurme
Die Glocke ernst und schwer,
Und in den weiten Hallen
Ist Alles öd und leer. —

Dort in der Klosterkirche
Liegt vor dem Hochaltar
Der leichenblasse Jüngling
Mildlächelnd auf der Bahr.

— a —

Ein Traum.

Einst träumte mir, ich stehe
In deinem Zimmerchen;
Du warst an meiner Seite
Wohl nie so reizend schön.

Ich weiß nicht, ob wir sprachen,
Ob ich nur stumm dastand;
Doch das weiß ich, daß damals
Die Zeit so schnell verschwand.

Als du mir wolltest reichen
Den Mund zum Kuß der Treu,
Da war der Traum zeronnen,
Die Täuschung war vorbei.

Rudolf F*.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 33. Sonnabend, den 14. August. 1858.

Comthurhaus und Kirche
des deutschen Ordens in Friesach*)
(Von Heinrich Hermann).

Der deutsche Orden mit seinen ritterlichen Thaten wurzelt tief im Grunde des christlichen Glaubens und der Nächstenliebe. Als das heilige Land, jenes, wo der Heiland gewirkt, gestorben und siegend gegen Himmel gestiegen ist, in die Hände der Ungläubigen gerathen war, da ertönte im Abendlande der Ruf des frommen Peter von Amiens. Pabst, Kirchenversammlung, hohe Burgen und niedrige Hütten wurden von demselben erschüttert, und Tausende und abermals Tausende zogen mit dem Losungsworte „Gott will es“ — das Kreuz voran — aus zur Wiedereroberung jener heiligen Stätten. Da waren es diese Ritter, welche nicht allein das Theuerste auf Erden, das Vaterhaus, verließen, um dort zu kämpfen, sondern auch die Wunden der Kämpfer zu heilen, die Kranken zu gesunden und zu kräftigen, dem Müden Stärkung zu reichen.

Zum Schutze und zur Pflegung frommer Pilger war im Jahre 1104 der Johanniter-, 1118 der Templer-Orden entstanden. Deutsche Männer errichteten bereits im gleichen Jahre ein Spital mit einer „Unserer lieben Frau“ geweihten Kapelle. Mit ritterlichem Muthe sollte sich die Liebe und Milde der demüthigen Magd des Herrn vereinigen. So entstand „der Orden der Brüder des deutschen Hauses Unserer lieben Frau zu Jerusalem“, von Pabst Cölestin III. 1191 bestätiget. Heinrich Walpot von Bassenheim war der erste Meister. Diesem und vierzig andern deutschen Edlen ertheilte König Heinrich von Jerusalem mit Herzog Friedrich von Schwaben den Ritterschlag, und der Patriarch von Jerusalem gab ihnen das Ordenskleid — einen weißen Mantel mit schwarzem Kreuze. Herzog Friedrich der Babenberger hatte sich im Jahre 1197 mit seinem Bruder Heinrich nach Palästina begeben, um diesen Ritterorden kennen zu lernen. Als sein Bruder Leopold der Glorreiche im Jahre 1199 wider die Ungarn kriegte, eroberte Friedrich von Pettau die Gegend von Großsonntag, welche Leopold demselben Eroberer, und dieser darauf dem deutschen Orden schenkte. Im Jahre 1202 bereits baute dieser Herzog die St. Kunigundenkirche am Leech bei Graz, die bald ein Eigen desselben Ordens und dessen vorzüglichster Sitz in Steiermark wurde. Erzbischof Eberhard II. der Stifter, dieser innige Freund Herzog Leopold's, nahm beide Fundationen für sich zum Muster, und wie ein Auszug aus den Regesten des deutschen Ordenshauses in Wien wissen läßt, bestand es bereits im Jahre 1203, wo er das an dem Orte des späteren deutschen Ordenshauses zu Friesach befindliche, in Verfall begriffene Spital neu herstellte, es mit einem Güterzuwachse versah, und dann dem Hospitalorden zur lieben Frau in Jerusalem auf ewige Zeiten übergab. Schenkungen und anderweitige Erwerbe vergrößerten diese neue Besitzung des deutschen Ordens in dem Maße, daß die Errichtung einer eigenen Comthurei daselbst nöthig wurde, während die von demselben später in der Nähe von Klagenfurt zu St. Georgen am Sandhof ererbte Gülte sammt dem „deutschen Haus“ zu Klagenfurt unmittelbar dem Ordensmeister unterstand.

Erzbischof Eberhard erwies sich seiner Schöpfung noch dadurch günstig, daß er nicht nur den Bau des Comthurhauses zu Friesach freigebig förderte, sondern es auch dahin privilegirte, daß es seine Bedürfniße mauth- und zollfrei einführen durfte. Bei seiner im Jahre 1231 nach Steiermark unternommenen Reise bestätigte Erzbischof Eberhard den 26. Jänner zu Pettau den deutschen Ordensrittern die Schenkung der Pfarre Großsenntag (Diplomat. Sacr. duc. Styriæ P. II. pag. 209), in Erwägung, daß sie die Bildung des slavischen oder windischen Volkes sich besonders angelegen seyn ließen.

Es war am 2. Dezember 1246, wo Eberhard zu Friesach, seinem Lieblingsaufenthalte, als hochbetagter Greis in die lohnende Ewigkeit hinüberschlummerte, nicht ohne von dieser Erde den Namen eines „Vaters der Armen“ mitzunehmen, und wozu er sich besonders der für Leidende und Unwissende thätigen deutschen Ordensglieder bediente.

Indessen so ganz wolkenlos war dieser Sonnenschein der Gnade für diesen Orden in Kärnten nicht. War es Neid, Streit- oder gemeine Raubsucht; das kaum entstandene, noch nicht vollkommen geschützte Ordenshaus zu Friesach wurde nächtlicher Weise von einer Rotte Bewaffneter überfallen, das Thor zerbrochen, die Bewohner desselben mißhandelt und beraubt. Der Orden brachte diese Frevelthat vor den päpstlichen Richterstuhl. Papst Gregor IX. beauftragte im Jahre 1227 den Bischof Karl von Seckau, vormals Probst zu St. Bartlmä in Friesach mit dieser Untersuchung, deren Resultat wir jedoch nicht kennen.

Der Hochmeister Hermann von Salza, der sich um diese Zeit bei dem Verluste Palästina's aus dem Morgenlande nach Venedig gezogen, konnte nun das ihm nahe Friesach besuchen, und die dortigen Angelegenheiten selbst ordnen. Doch ihm mit seinen Brüdern wurde ein noch höhe-

*) Aus dem Werke: „Oesterreichs kirchliche Denkmale der Vorzeit“; herausgegeben und im Selbstverlage von Fr. Springer und R. v. Waldheim. Wien, 1858. Indem wir mit Erlaubniß des Herrn Verfassers obigen Aufsatz aus der V. und VI. Lieferung, welche mit vielen Abbildungen in Stein, Farbendruck und Photographien die St. Dominikaner-, Seminari- und deutsche Ordenskirche zu Friesach enthalten, machen wir wiederholt auf dieses verdienstliche Unternehmen alle Vaterlandsfreunde aufmerksam, und weisen in Betreff der Tendenz und dem Umfange dieses kostspieligen Unternehmens auf die Anzeigen in der Carinthia Nro. 6 und 38 im Jahrgange 1857 hin.

A. d. Red.

res Loos zu Theil: das der Eroberung des heidnischen Preußens. Dort gründete der Orden deutsche Bildung; herrliche Städte, wie Danzig, Königsberg, Thorn, Elbing ꝛc. entstanden, großartige, prachtvolle, noch heute bewunderte Bauwerke, wie besonders die Residenz des Hochmeisters zu Marienburg, verherrlichten ihren Ruhm. Bald gewaltigte derselbe von der Weichsel bis an die Newa, da auch Lief- und Esthland durch die Vereinigung mit den Schwertbrüdern ihm unterworfen war.

Unter König Ottokar von Böhmen, bis zur Zeit von mehr als einem Jahrhunderte nach ihm, wo unter Herzog Leopold, den Biederben im Jahre 1370 von der Drau, Mur und Donau den Ordensbrüdern 1500 Behelmte zu Hilfe nach Preußen zogen, und unter seinem Bruder Albrecht III., dessen Kreuzheer im Jahre 1377, als er nach Preußen fuhr, Konrad von Kreig aus Kärnten befehligte, der dann ob seiner ritterlichen Thaten am Ehrentische, welchen der Orden den Kreuzfahrern zu Königsberg gab, den ersten Platz erhielt, — waren die Ordensglieder in Kärnten mit jenen im Preußenlande durch ihren Zusammenhang und Verkehr von größter Bedeutung und Stärke.

Doch nur matte Strahlen jenes Glanzes konnten auf die Comthurei in Friesach fallen, welche noch fortwährend getrübt wurden durch verschiedene Streitigkeiten mit ihren weit umher zerstreuten und vereinzelten Unterthanen, und auch der Erzbischof Pilgrim II. (regierte von 1365—1396) sah sich genöthiget, an seine Amtleute, Ritter und Lehensleute in Kärnten eine ernstliche Mahnung zu richten, das deutsche Haus in Friesach im ungeschmälerten Genuße seiner Leute und Güter zu lassen.

Als der deutsche Orden im Jahre 1410 gegen Polen die Entscheidungsschlacht bei Tannenberg und so seine Unabhängigkeit an dieses verloren, zog es auch den Verlust Preußens nach sich, indem dieses der abtrünnige Hochmeister Albrecht von Brandenburg säkularisirte, und von Polen zu Lehen nahm, was auf alle andern Besitzungen nachtheilig zurückwirken mußte. Leider sind wir sowohl aus dieser, so wie aus der früheren Zeit nicht im Besitze von Urkunden, die von dem deutschen Hause von Friesach ausgingen; eine einzige Regeste, die wir (im k. k. Cammeralarchiv in Wien 20 127/27) vom 13. Dezember 1442 auffanden, besagt, das deutsche Haus zu Friesach verlasse einen Garten ob St. Mauritz daselbst dem Bartlmä Straßer zu Erbrecht.

Die Originalakten der im Jahre 1592 auf Anordnung des F. Bischofes Andreas von Gurk, als damaligen fürsterzbischöflichen salzburgischen Generalvikar abgehaltenen Visitation geben in Bezug auf die Deutsch-Ordens-Commende in Friesach an, daß ihr damals der edle Herr Anton von Orzon vorstund; daß in der, der hl. Jungfrau Maria geweihten Kirche kein Gottesdienst abgehalten, und in dem einstigen Spital alldort, in welchem sonst ein Ordenspriester und Arme verpflegt wurden, zu jener Zeit Niemand vorhanden war. Dieses erklärt sich aus der Brunst vom Jahre 1582, welche sämmtliche Besitzungen des Ordens in Friesach verwüstete. Erst Comthur Anton von N. baute im Jahre 1612 das Haus wieder auf, und sein Nachfolger Gottfried Freiherr von Schrattenbach verbesserte 1638 die neueren Zustände, indem er den Trakt gegen Meierhof herstellte, und manche andern Güter und Stiftungen erwarb. Gegenwärtiger Verwalter der Comthurei ist Freiherr von Ulm-Ehrbach. —

Haus und Kirche liegt in der gegen St. Veit gekehrten südlichen Vorstadt Friesach's, und bildet in der Höhe eines Stockwerkes ein rechtwinkeliges Viereck mit einem geräumigen Hofe. Der östliche und südliche Trakt enthält die Wohnungen der Ordensritter, der nördliche den Rittersaal mit vielen alten Bildnißen von Herzogen und Hochmeistern. Den Zugang zu diesen Gemächern bildet eine den Hofraum an drei Seiten umziehende massive Gallerie, darunter Stallungen liegen. Der niedrige, westlich das Gebäude abschließende Trakt enthält die Wohnungen des Gesindes. Vom Rittersaale führt ein gedeckter, mit zwei Bögen überwölbter und nur von einigen Luckenfenstern erleuchteter Gang in das Oratorium der nebenstehenden Ordenskirche, welche ringsum eine Mauer einfriedet.

Zwar mag der vor dem Presbyterium gelegene Kirchenraum und die westliche vortretende Thurmhalle von der früheren Gründungsperiode herrühren; das Presbyterium und das Gewölbe jedoch haben den fertigen Spitzbogenstyl zwischen dem 14. und 15. Jahrhunderte. Der Triumphbogen öffnet sich ohne irgend einer Gliederung, die Wände des polygongeschlossenen Presbyteriums sind mit birnförmigen profilirten Rippenbündeln, welche sich in dieser Eigenschaft über das Gewölbe verbreiten, besetzt, und zwei sich gegenüberstehende, figuralische Brustbilder zu Consolen haben. In den Ecken des Polygons unterfangen Heiligenbaldachine die darüber ziehenden Rippenglieder, welche durch den jetzigen Hochaltar verstümmelt und verdeckt wurden. An der nördlichen Wand befindet sich eine sonst nie vorkommende, oberhalb mit kleinen Spitzbögen in die Mauerdicke vertiefte Fläche, welche gewiß ehedem, wie noch heute, zum Zwecke der Wappenaufstellung der hier domizilirenden Ordensglieder diente. Dieser gegenüber sind einige niedrige, schmale Sitznischen.

Außer einer gänzlich zerissenen Ordensfahne und einer zweiten mittelalterlichen Fahnenstange an der Höhe des Mittelschiffes finden sich mehrere zwar altdeutsche, aber auf Kunstgediegenheit wenig Anspruch machende Bilder auf dem Musikchor, wovon das eine das Votivbild eines vor der hl. Familie betenden Ordensritters, das andere die Vorstellung des heil. Stammbaumes ist.

Sowohl als Kunstwerk, als seines hohes Alters wegen ist ein drei Fuß hohes Steinbild der schmerzhaften Gottesmutter mit dem Leichname Christi über dem Schooße merkwürdig, und wird dem jungen Thiemo, nachhin Abt, dann Erzbischof in Salzburg († 1090) zugedacht.

Die Grafen von Widman.

(Fortsetzung)

An liegenden Gütern hat er folgende erkauft in Stato Veneto:

1) Das Haus zu St. Crisostomo in Venedig,
2) ein Gut außer Treviso mit 50 Aeckern,
3) ein Gut zu Agaron in Vicentino mit 32 Aeckern,
4) ein Gut Allapre zu Bassano mit 30 Aeckern,
5) bei Este in Bolanion oder Corena 160 Aecker,
6) bei Aviadolno in Collina 90 Aecker,
7) Pergoloti und Zuboli oder Voleento in Locaner Retrat 150 Aecker.
8) zu Cinto am Berg ein Gut mit 35 Aeckern,
9) allo Salino im Padnaner, Lozaner Retrat 375 Aecker, beiläufig in 4 Gütern.
10) In Vicentiner Retrat ausserhalb obiger ein Gut mit 60 Aeckern,
11) unter Orgiano in Pola 50 Wiesen, so (welche angeführten Güter) bei 1000 Aecker ausmachen und in allem kosten . . . . 90,000 Dukat.

(ausserdem hinterließ er)

		Dukat.
1) an dem Sorvotischen Hause zu St. Kanzian, worin er gewohnt, und an seinen Gütern Camberora in Hypotheken und Kapital	21,000	„
2) auf dem Pisonzer (Pisaner?) Markt an Wechseln	210,000	„
3) Auf dem Bozner Markt an Wechseln .	30,000	„
4) 90 Fässer Zinnober und 1090 „Legel" Quecksilber	70,000	„
5) bei der löblichen Landschaft ein Kapital 30,000 fl., machen	21,800	„
6) bei Hans Schwabengrueber in Salzburg Kapital	8,000	„
7) bei H. H. Ludwig und Anton von Grotta Capital	6,000	„
8) von Urban Freiherrn von Pötting den 28. April 1622 das Schloß Mörttenegg erkauft pr. 12/m fl. „lang gelt macht guett gelt" 3750 fl., machen . . .	2,500	„
9) von Paul Khevenhiller Freiherrn die Herrschaft Sommeregg erkauft den 2. Sept. 1628 pr. 110,000 fl. und 500 Cechin Leikauf, macht	83,000	„
10) von Hans Khevenhiller Freiherrn die Freiherrschaft St. Paternion, Amt Töpplitsch, Haus zu Villach, Hammerwerk und „Playheusser" in Kreuzen, Stoggenboy und Feistriz sammt Schloß und Hof Pöllan, dann das Eisenbergwerk und Hammerwerk in der Herrschaft Gmünd, in der Kremsbruggen, Radl, Tratten befindlich und liegend; Kaufschilling 160,000 fl., dann 1000 Cechin Leykauf vermöge Kaufbrief Anno 1629 den 24. August; dann Erz, Eisen, Stahl, Flossen, Kohl, Holz, Hammer- und Bergwerkzeug, Victualien- und Mobilien-Vorrath übernommen 58,000 fl., dann Unterthanen-Ausstände 9,750 fl. Alles und Jedes angesetzt pr.	122,000	„
11) zu besserer Bestreitung (Betriebe) aller Hämmer und Bergwerke an Kapital mehr zum Verlage gelegt 40,000 fl.	32,000	„
12) von Hans Ferdinand von Küenburg Freiherrn das Gut Trabuschgen den 2. März 1633 erkauft pr. 16/m fl., macht	10,666	„
13) in barem Geld in der Cassa „in schazgelt"	16,000	„
14) der Sibylla Rettanin und der Susanna von Grotta, seinen Töchtern, jeder an Heirathsgut gegeben 15,000 Dukaten	30,000	„
Summe .	752,966	„
(oder 1.129,449 Guld.)		

Wenn nun die Mobilien, Silbergeschmeide, Kleinodien und andere Verlassenschaft, so hier nicht specificirt worden, hiezu geschlagen werden, so hat sich sein Verlaß auf eine Million und dreimalhundert und zwei tausend Gulden (1.302,000 fl.) belaufen.

Von diesem Vermögen hat er ordinirt,

a) in Kärnten zu den vorigen Herrschaften noch andere zu erkaufen bei 100,000 Ducaten

b) und in Italien noch Güter pr. 50,000 Ducati di Banco, daß also von Gütern in Deutschland Einkünfte seyen pr. 12,000 fl., und daß ebenso auch in Italien Einkünfte seyen pr. 12,000 fl., das ist, daß in beiden Ländern an Gütern liegend seyn und angelegt werden sollen 480,000 fl., damit 24,000 fl. oder 16,000 Dukaten Interesse ganz frei in jährlichen Einkünften verbleiben.

Von dem übrigen Vermögen pr. 822,000 fl., (nämlich 1.302,000 — 480,000) sollen die Söhne zum Negotio, welches sie 20 Jahre unter dem Namen (unter der Firma) Hans Widman unseparirter betreiben sollen, gebrauchen, auch zur Ausheirathung ihrer selbst und der Töchter appliciren, sodann successive investiren.

Auch ordinirte er, daß der älteste Sohn Johann Paul Possessor der Güter in Italien seyn und der andere (zweitgeborne) Sohn Martin sich mit einer vom Adel in Deutschland verehelichen und die Güter in Kärnten in Possession haben soll. Dieser beider ihren erstgebornen Söhnen, welche Hans genannt werden sollen, bestimmte er jedem ein Prälegat von 18,000 fl. Capital und die hievon laufenden jährlichen 900 fl. Interesse. Auch soll solches ewige Zeit, so lang die Familie währt, mit allen Primogenituren (er wollte sagen: Erstgebornen des italienischen und deutschen Zweiges seines Geschlechts) continuirt werden, sobald einer das 12. Jahr erreicht und erlebt habe.

Im Markte St. Paternion soll ein frommer Priester fundirt werden, der wochentlich 4 hl. Messen für die Familie lesen, und der Unterthanen Kinder in der katholischen Religion und Doctrina, auch im Schreiben, Rechnen und Lesen unterweisen soll; hingegen sollen ihm von der Freiherrnschaft Renten jährlich bezahlt werden 240 fl.

NB. (Notabene) Graf Martin und Gebrüder die Söhne (des Erblassers Hans) haben die 40 fl. dem Schulmeister assignirt, wo hingegen der Benefiziat vom Schulhalten befreit worden ist.

Ferner sollen von den Kindern der Beamten, Diener oder der Unterthanen der Herrschaften St. Paternion und Sommeregg jährlich zwei, so zum Studiren tauglich (seyen) und aus denen etwas Gutes zu hoffen sey, beiläufig von 13 — 14 Jahren genommen werden, und sie (die Erben) sollen dieselben 6 Jahre in Deutschland und 2 Jahre in Welschland studiren lassen, und sollen ihnen jährlich zu ihrer Unterhaltung, Kost und Kleidung jedem 180 fl., macht 360 fl., von obbemeldeten Herrschaftsrenten bezahlen, und sodann dieselben, da sie tauglich (seyen) „zum Pflöggern" oder auch zu geistlichen und weltlichen Offizien emploiren. Und also soll die Aufnehmung der Studenten von 8 zu 8 Jahren ewiglich geschehen, auch sollen diese für die Familie beten.

In Saline soll eine Kapelle gebaut werden zu Unterhaltung des Priesters, aber auch die daselbstigen Unterthanen sollen erboten werden, ihren Theil zu contribuiren.

Dann ordinirte er, daß alle Güter in Italien und Deutschland sämmtlich unter dem strengsten Fideicommiß seyn und ewig verbleiben sollen, worunter auch die jährlichen Primogenituren, dann die für den Priester und Lehrer zu St. Paternion gestifteten 240 fl., ferner die zum Stipendium der zwei Studenten bestimmten Einkünfte pr. 360 fl. begriffen seyn sollen, und weiter (sonst) soll nichts allodial bleiben als Geld, Mobilien und andere Effecten.

Ferner so eine oder andere männliche Linie in Italia oder Deutschland abgehe, so sollen die Fideikommisgüter auf der überlebenden Linie eheliche Söhne und also succesive deren Kindskinder männlichen Geschlechts, so ex legitimo matrimonio geboren, übergehen usque in infinitum. Der letzte aber vom männlichen Geschlechte soll befugt seyn, von

den Fideikommisgütern 100,000 Thaler zu erheben, und mit denselben zu disponiren, wie er will. Auch soll er befugt seyn, zu den übrigen Fideikommisgütern zu Possessoren zu benamsen der Töchter Söhne oder in Ermanglung der nächsten Befreundten einen*) in Deutschland, den andern in Italia, die sich Widman schreiben sollen, und also soll ewiglich, wenn eine Linie im Abgehen ist, continuirt werden.

Im Falle aber alle Befreundte von den männlichen und weiblichen Linien abgehen sollen, so verschafft (verordnet) er (der Testatoe Hans von Widman), daß zu Este in Italia ein Collegium aufgebaut und darin 12 Studenten, 6 von deutschen Orten und 6 von Italien sowohl geistlichen als weltlichen Standes vom 14. bis zum 20. Jahre ihres Alters unterhalten werden sollen. Es sollen dazu solche genommen werden, „die unsern Hauß am nechsten zugethan sein, oder Ihre Dependenz (?) haben“, und soll Jeder 6 Jahre darin verharren mögen.

Zu ihrer und der Instruktores Unterhaltung sollen von den Fideikommisgütern jähelich 5000 Dukaten Einkünfte genommen werden.

„Mehr dem Contulo**) in Fontigo der Teitschen“ jährlich 1000 Dukaten, hiervon er 800 Dukaten unter die Armen vertheilen oder zur Ausheirathung geben soll den Kindern, so von armen deutschen Aeltern geboren sind; die 200 Dukalen aber sollen ihm und seinem Kapitel vertheilt werden.

Von den Fideikommisgütern in Deutschland sollen nach Abgehung aller Familie 8000 Thaler jährlicher Einkünfte herausgezogen und in dem herrschaftlich St. Paternionischen Hause in der Stadt Villach ein Collegium errichtet werden für 12 Studenten, geistlichen oder weltlichen Standes von 14 bis 20 Jahre alt, welche erwählt werden sollen durch die Inspectores, und jeder kann 6 Jahre darin bleiben.

1) Ihnen und ihren Instructores soll gegeben werden jährlich	4,500	Thaler
2) den Regierern (Rectoren?)	500	„
3) dem Armen-Spital	200	„
4) für 30 arme und nothdürftige Personen der Stadt Villach, für jeden 20 Thaler .	600	„
5) dem Richter 50 Thaler, dem Bürgermeister 50 Thaler, dem Rathe 100 Thaler .	200	„
6) für die Primogenitur dem Peiester zu St. Paternion und für die Jünglinge oder Studenten	2,000	„
Summe .	8,000	„

(Als) Obbemeldte Studenten sollen auch solche genommen werden, „die unsern Hauß am nechsten zugethan sein oder Ihre Dependenz (von uns) haben.“

Er Hans ist Anno 1634 im Monat April in Venedig mit Tod abgegangen und in der Widmanischen Kapelle und Sepultur im Gotteshanse und in der Pfarrkirche St. Canzian begraben worden, die (nämlich die Kapelle und Familiengruft) er selbst gebaut hat auf seine Unkosten.

Ferner hat er im Gotteshause St. Paternion das ewige Licht fundirt, das ist, jährlich 52 Pfund Oehl. Mehr in demselben Gotteshause für Herrn Benefiziaten Paramenta 14 fl., den PP. Capuzinern in Villach 14 Klafter Holz und 8 fl. in Brot, was alles jährlich von den freiherrschaftlichen Renten ewig zu bezahlen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Einen — den andern von den entfernteren Verwandten, da von dem gänzlichen Absterben des ganzen Geschlechtes erst im nächsten Absatze die Rede ist. Die zu Erben eingesetzten Seiten-Verwandten sollen den Namen Widman annehmen.

**) Wahrscheinlich nur Cantulo (Cantor, geistliche Dignität an manchen Domkapiteln).

Die Entstehung des Kirchleins zu „Heiligenstadt“
in Kärnten.

(Sage.)

Von Waldesbäumen dicht umhüllt
Ein Kirchlein einsam steht,
Und zu Marien's heil'gem Bild
Das Volk wallfahrten geht,
Es hat, so wie die Sage spricht,
Durch Vaterlieb' erblickt das Licht.

Der nachbarliche Burgherr hatt'
Ein zartes Töchterlein,
An dessen Lieb' es niemals satt
Im Leben konnte seyn,
Das aber diese schlecht gelohnt,
Des Vaters Ehre nicht geschont.

Im Schloße trieb ein junger Knecht
Sein böses Liebesspiel
Mit Fräulein Emma, dem so recht
Der schöne Bursch gefiel,
Und eh' der Mond sich neunmal füllt,
Ist auch das Räthsel schon enthüllt.

Dem Mägdlein war es wohlbekannt,
Wie streng der Vater ist,
Deßhald verbarg es seine Schand'
Mit trügerischer List,
Doch länger konnt' dieß nicht gescheh'n,
Wollt' es dem Vater-Zorn entgeh'n.

Zur Rettung Emma's schien die Flucht
Ein Mittel, das sie fand,
Und unbemerkt durch eine Schlucht
Den Spähern sie entschwand,
Und schnellen Schrittes alsobald
Erreicht sie auch den Bergeswald.

Ein Siedler ihr entgegen tritt,
Und staunend sie befragt',
Was sie geführt zu seiner Hütt'?
Sie dieß vertrau'nd ihm sagt,
Worauf in einer Höhle, klein,
Beherbergt wird das Burgfräulein.

Und auf des greisen Vaters Schloß:
Ertönt das Hilfsgeschrei:
„Wo ist mein Kind? auf, auf zu Roß,
Schnell schafft es mir herbei!
Ich zieh' mit Euch durch's ganze Land,
Und kehr' nicht heim, bis ich sie fand.

Und fort ging's nun mit Sturmeshast
Zu fah'n das treulos Kind;
Das Vaterherz fühlt schwere Last,
Das Emma treu geminnt;
Schon neigte sich die Sonn' zur Rist,
Als es auch schon frei von Kummer ist.

Unfern des Siedlers Hütte sank
Des Burgherrn Roß zusamm',
Und aus der Erde Tiefen drang
Empor 'ne Feuerflamm',
Die vom Gebüsch umhüllet zwar,
Dem Burgherrn aber sichtbar war.

Und aus dem Dunkel tritt hervor
Des Vaters Engelsbild,
„Verzeih, verzeih“! so dringt's an's Ohr,
„Sey gnädig, o sey mild“!
Und unter Thränen, liebewarm,
Umschließt das Kind des Vaters Arm.

Zum Dank für diesen theuern Fund,
Er nun beschlossen hat
Des Kirchleins Bau — und so erstund
Die Kirch zu Heil'genstadt,
Wohin die fromme Christenschaar
Wallfahrt schon viele hundert Jahr.

S. W. Schießler.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 34. Sonnabend, den 21. August. 1858.

Die Geschichte unseres Landes-Regimentes.

Wir lesen wiederholt in verschiedenen Tagesblättern die Anzeige, daß die Geschichte unseres Landes-Regimentes: bald heißt es Hohenlohe, bald Prohaska, von Seite eines Literaten in Gratz bearbeitet und nächstens erscheinen werde. So sehr wir uns auf dieses Erscheinen freuen, glauben wir doch unsere Ansicht nicht bergen zu können, daß die Lösung dieser Aufgabe zwei Wege habe. Wenn es sich einzig um die Geschichte des Regimentes Nro. 7, das ist, gegenwärtig Prohaska handelt, ist dieselbe uns bis zur Zeit, wo dieses ursprünglich und dann noch lange mährische Regiment, (von 1691 bis 1817) seinen Werbbezirk in Kärnten erhielt, aus der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift", Jahrgang 1824, 8. Heft, in der „Carinthia" vom Jahre 1824 Nro. 42 — 51 bereits aus den besten Quellen gegeben, und nur von da an, besonders aus den ewig denkwürdigen Jahren von 1848 und 1849, wo es in dem Feldzuge in Italien und theilweise auch in Ungarn focht, noch zu ergänzen. Aber auch diese Periode ist bereits trefflich in der Ausgabe „Oesterreichs tapfere Söhne", Klagenfurt bei Leon 1857 (zuerst in der „Carinthia" 1856 und 1857 mitgetheilt) von einer dem Vaterlande angehörigen allbekannten Feder bearbeitet.

Wenn aber der Verfasser sich es zur Aufgabe machen will, speziell die Geschichte des kärntnerischen Landes-Regimentes zu bearbeiten, so hat er nothwendig zwei Perioden vor sich, nämlich die der von der Errichtung des k. k. Regimentes Nro. 26, welches erweislich seit derselben, im Jahre 1717, aus Kärntnern rekrutirt wurde, worüber wir in den Matrikelbüchern der Hauptstadt übereinstimmend mit dem Militär-Schematismus die Angaben ob der von Zeit zu Zeit in erstern vorkommenden Persönlichkeiten fanden — bis zum Jahre 1817, also vor gerade hundert Jahren, wo nämlich dieses Regiment seinen Werbbezirk in Kärnten verlor und ihn dafür im Friaul mit der Station Udine, und dagegen, wie oben bemerkt, das Regiment Nro. 7, damals G. F. Z. M. Freiherr von Lattermann, den seinen in Kärnten erhielt, und dieses ist die zweite Periode der letzten 40 Jahre.

Wir glauben, um unsere Erwartung anzudeuten, die aus unsern bisher gepflogenen Quellenforschungen geschöpften Notizen, die wir theils aus ämtlichen Erläßen und Correspondenzen der Herrn Landstände, theils den verschiedenen militärischen und sonstigen Geschichtswerken entnahmen, in Kürze geben zu sollen. Es thut uns dabei leid, die ersteren Behelfe, welche wir großentheils einer öffentlichen Sammlung abgaben, nicht mehr zu besitzen, und müssen auf das gelegenheitlich darüber, freilich nur wie im Vorübergehen, nicht wie man sich ausdrückt, ex professo Gesagte uns beschränken, nicht ohne weitere Andeutungen über die Möglichkeit zu geben, die Skizze bis zu einer eingehenderen Geschichte zu erweitern.

Das Regiment Nro. 26 wurde bei Gelegenheit des Wiederausbruches des Türkenkrieges im Jahre 1717 von Wilhelm Friedrich, Markgraf zu Brandenburg-Anspach größtentheils aus Kärntnern errichtet, und zeichnete sich unter Prinz Eugen von Savoyen in der Schlacht bei Belgrad aus. Außer dem „Theatrum Europäum", welches diesen Siegeskampf ausführlich schildert, finden sich in Kauslers „Leben des Prinzen Eugen von Savoyen", in der österr. milit. Zeitschrift ꝛc. detailierte Beschreibungen jener Schlacht und sicher auch Angaben, in wie ferne und mit welchem Erfolge unser Regiment mitgewirkt hat. Daß dasselbe zwei Jahre darauf bei Francoville in Sicilien mitstritt, welche Schlacht General Mercy gegen die Spanier gewann, ist aus der zuletzt angegebenen Zeitschrift ersichtlich, so wie uns Ordren vorlagen, wornach die kärntnerischen Rekruten als Verstärkung nach Fiume abzugehen hatten, um dort nach Sicilien eingeschifft zu werden. Im letzten, aber unglücklichen Türkenkriege unter K. Karl VI. kämpfte das Regiment 1737 bei der Belagerung von Usiza, nachdem es im Jahre 1724 den F. M. L. Freiherrn v. Müfling und 1737 den F. M. L. Grafen Grüne zum Eigenthümer erhalten hatte, unter welchen Namen es auch bei jener Aktion vorkommen muß, die ebenfalls in der österr. milit. Zeitschrift ihre Beschreibung findet. Weniger glücklich focht das Regiment in der Schlacht bei Molwitz 1741 gegen den Preußen-König so wie das Jahr darauf bei Czaslau, und im Jahre 1745 in der Schlacht bei Strigau oder Hohenfriedberg. Im Jahre 1757 erhielt das Regiment den F. Z. M. Grafen Anton von Puebla zum Eigenthümer und nahm am Siege gegen den großen König rühmlichen Antheil. Die detailirten Relationen aus den preußischen Kriegen, welche sich theils in der österr. milit. Zeitschrift, theils in den sonstigen kriegshistorischen Werken, und was den siebenjährigen Krieg betrifft, in dem denselben sehr umständlich und gründlich von beiden feindlichen Seiten darstellenden Werke: „Gespräche im Reiche der Todten" finden, geben den erwünschten Stoff, um die Mitwirkung unseres vaterländischen Regimentes, wie gesagt, früher Grüne dann Puebla (öfters Publei geschrieben), verdient zu schildern. Im Jahre 1778 erhielt es den F. Z. M. Karl Deschanier Riese und 1786 den F. M. Alvintzy, kurz darauf den F. Z. M. d'Alton zum Eigenthümer. Unter denselben stand es im Türkenkriege bei Belgrad und wurde in das Gemetzel an dem Damme bei Peschania (22. Juni 1788) verwickelt, so wie seine Mannschaft durch den Durchfall und Fieber dergestalt decimirt wurde, daß nach der Einnahme Belgrad's daselbst eine Compagnie im Bestande von 3 Mann mit einem Korporal (der nachmalige Bergamtsboth und Hausmeister Hollstein) einrückte. Auch bei Orsowa

kämpfte ein Theil des Regimentes mit und half es bezwingen*). Aus dem Türkenkriege kehrte es unter dem dritten Eigenthümer während desselben, dem F. Z. M. Baron Wilhelm Schröder, im Jahre 1790 heim, um Kärnten bald wieder und zwar bei Ausbruch des Revolutionskrieges zu verlassen. Damals erhielt das Regiment, so wie nachhin bis zum Jahre 1808, seine theilweise Ergänzung aus Polen, so daß ein Drittheil desselben aus Galiziern bestand, und man beim Exerciren fortwährend die polnische Erklärung der deutschen Commandoworte hörte; es waren abgehärtete tapfere Leute. In diesem von 1792 bis 1797 dauernden Kriege focht der größere Theil des Regimentes in Elsaß bei der Belagerung von Fort Louis und der Vertheidigung der Position an der Brummtrr-Straße. Dieses Wenige entnahmen wir aus dem Adels-Diplome des nachmaligen Hauptmannes Mayer von Thatenlohn, und bedauern in Schel's „Kriegsscenen rc." so eine Menge dessen 4 Bändchen an solchen entfalten, keine betreffend das Regiment Wilhelm Schröder gefunden zu haben. Es bleibt daher dem Verfasser einer Regimentsgeschichte die Aufgabe, aus den einschlagenden Werken und militärischen Schriften sich nähere Daten über die Mitwirkung des Regimentes Wilhelm Schröder zu entnehmen. Im Jahre 1797 bei dem unheilvollen Rückzuge unserer Truppen aus Italien und dem ersten Einfalle der Franzosen in Kärnten, finden wir einen Theil des Regimentes bei der Brigade des General Dietrich, welcher vom 28. März 1797 an den berühmten, ja fast beispiellosen Rückzug, in solcher Jahreszeit, über den Heiligenbluter-Tauern nach Lusch und Radstadt machte. Im Jahre 1799 kam das Regiment nach kurzer Rast in der Heimath zur Armee unter Melas nach Italien und zeichnete sich bei Postrengo aus, kämpfte später gegen Massena, welcher die demselben durch Gefangenschaft entrissene Mannschaft in Genua die fürchterlichste Hungersnoth im Verhafte einer Kirche leiden ließ. Im kurzen, aber denkwürdigen Feldzuge des Jahres 1805 in Italien stritt das Regiment unter den Augen seines seit 1803 erhaltenen neuen Eigenthümers und Brigadier's Fürsten Hohenlohe-Bartenstein in der Siegesschlacht bei Caldiero und wurde vom Erzherzoge Karl in der Relation das erste unter den ausgezeichneten Regimentern genannt. Der Feldzug 1809 sah das Regiment in Tirol, die Grenadiere unter Erzherzog Johann in Italien, so wie später bei Raab. Die Thaten desselben bei Strub und Volano und in den sonstigen Gefechten finden sich detailirt im Werke: „Das Heer von Innerösterreich" und noch umständlicher im Handbuche unserer Geschichte, auf die wir auch in Bezug auf den Feldzug vom Jahre 1813 und 1814 verweisen müssen. Damit endet die Geschichte des Regimentes als Fürst Hohenlohe, und es führt nur auf eine kurze Zeit den Namen „Prinz von Oranien" (1814), dann von 1815 an den: „König Wilhelm I. von Niederland". Viele Offiziere und Unteroffiziere sammt älterer Mannschaft dienten von da an bis zum Jahre 1817, wo das Regiment aufhörte ein kärntnerisches zu seyn, unter ihres Kaisers Fahne in Italien, bis auch die letzten Reste gemach verschwanden. Was uns aus Abgang umständlicherer Werke und archivalischer Schätze, die sich sowohl in Wien als besonders auch bei dem k. k. Generalkommando in Gratz finden können, unausführbar war, nämlich eine eingehendere und zusammenhängendere Geschichte unseres heimathlichen Regimentes, ist der sorgsamen Forschung und Combination des sich ankündigenden Historikers im reich dotirten Gratz möglich. Wir wünschen ihm und uns dazu Glück.

H.

*) Schreiber dieses war so glücklich als Knabe einen Antheil der Beute des Regimentes aus Orsowa, bestehend aus einem türkischen grün lakirten Stutzen, einer dto. Patrontasche (flach mit Röhren worin Baumwolle und Kugeln, einem Ueberschlage von Leder mit bunten Streifen in Tulpenform ausgenäht und sechs Kaffeeschalen mit kupfernen und vergoldeten Untersatz als Geschenk seines Pathen, damals Cadeten im Regimente W. Schröder, Bar. Heinrich v. Libra zu erhalten.

Die Grafen von Widman.

(Fortsetzung.)

Wir müssen hier der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit wegen von der Ordnung der Handschrift abweichen. In dieser wird nämlich zuerst Johann Paul, der erstgeborne Sohn des Hans von Widman, mit seinen Nachkommen mit Einschluß der Enkel, dann Martin, der zweitgeborne Sohn angeführt, wobei alle Standeserhöhungen des Geschlechtes, so wie alle Ankäufe und Verkäufe von Herrschaften, mit beigegebener Specification ihrer Erträgnisse, und alle Stiftungen besprochen werden. Nach dieser 15 engbeschriebene Seiten einnehmenden Abschweifung endlich geht der Verfasser erst zu den übrigen Söhnen und zu den Töchtern des Hans von Widman über, so daß sich der genealogische Faden gänzlich verliert. Wir wollen nun, um Licht in die ganze Darstellung zu bringen, 1) von den Töchtern, 2) von den Söhnen des Hans von Widman, 3) von den Standeserhöhungen, 4) von den Ankäufen, 5) von den Verkäufen der Herrschaften, 6) von der Anfag, den Bestandtheilen und Erträgnissen der Herrschaften, 7) von den Stiftungen und 8) von den Nachkommen des Johann Paul, welcher allein eheliche Nachkommen hinterließ, handeln und glauben dabei nur der Absicht des Verfassers zu entsprechen, der ja selbst das leichte Verständniß seiner Schrift wünschen mußte.

I. Hans von Widman hinterließ folgende fünf Töchter.

1. Susanna. Diese verehelichte sich mit Freiherrn Anton von Grotta in Kärnten und erzeugte mit ihm auch einen ehelichen Sohn Martin genannt, welcher aber zu Paris in ledigem Stande und in seinen „Raiß-Jahren" (Reise-Jahren, d. i. welche die adeliche Jugend auf Reisen im Auslande zubrachte) starb.

Sie hatte ihm (ihrem Gatten) zum Heirathsgute zugebracht 15,000 Dukaten, das adeliche Gütl Mörtenegg (bei Villach), ferner nach dem Tode ihres Herrn Vaters Hansen Widman hat sie wieder 500 Dukaten empfangen „vnd ist mit der Heyratt ain werl beschehen". Hingegen hat ihr Heer Bruder Johann Paul ihres Eheherrn „Fräule" Schwester Camilla (Freiin von Grotta aus Kärnten) zur Ehe genommen, die zum Heirathsgute zugebracht 35,000 Dukaten in Geld und Goldstücken, dann bei 2400 Dukaten in Mobilien, Schmuck und Kleidern, also in Summa (37,400 Dukaten oder) 56,100 fl.

Sie Susanna ist auch eine Mitstifterin in der St. Antoni Capelle zu Villach gewesen mit m/2 fl. (2,000 fl.) und liegt allda begraben. Ferner hat sie vermöge Testament ddo. 27. Sept. 1666 den P. P. Kapuzinern 1000 fl. Kapital verschafft, daß ihr Vater (nämlich der sogenannte Kapuziner-Vater, welcher das Oekonomicum des Klosters besorgt), ihnen wochentlich um 1 fl. Fleisch, Fische oder Wein sende, der Ueberrest pr. 8 fl.

von den 60 fl. Interessen (60 — 52 fl.) soll ihrem Vater verbleiben. Dem Gotteshause und der Pfarrkirche St. Jakob in Villach hat sie verschafft 200 fl. Kapital zu 6% Interessen, wofür an ihrem Absterbungstage jährlich ein gesungenes Amt gehalten werden soll. Davon sey dem Pfarrer 1 fl. 30 kr., dem Kaplan 45 kr., dem Meßner 30 kr., für Beleuchtung 1 fl., dem Organisten und Schulmeister 2 fl. zu bezahlen.

Dem Gotteshause St. Martin (bei Villach) hat sie verschafft 200 fl. Capital, wofür alle Quartal 1 hl. Messe gelesen, und dafür dem Pfarrer 1 fl., dem Meßner 15 kr. gegeben werden soll.

Dem Gotteshause St. Anna ob Villach hat sie 100 fl. Kapital verschafft, wofür jährlich am Tage ihres Absterbens in dieser Kirche 1 hl. Messe gelesen und dafür dem Pfarrer 1 fl., dem Meßner 15 kr. gegeben werden soll.

Dem Spital zu Villach hat sie verschafft 100 fl. Kapital, von dessen Interessen jährlich den armen Spitalern zu den hl. Oster- und Weihnachtsfeiertagen jedes Mal um 2 fl. 30 kr. Fleisch gekauft und ihnen ausgespeiset werden soll.

2. Sibilla. Sie verehelichte sich mit Antonio Retano oder Rottenhaan in Venedig und erzeugte mit ihm 5 Söhne und mehrere Töchter, als:
   a) Peter,
   b) Jakob, welche beide mit Continuirung des väterlichen negotii unverehelicht in Venedig verblieben;
   c) Thomas ist Abt zu St. Georgen im Kloster des Benediktiner-Ordens in Venedig geworden;
   d) . . . Abt des Cistercienser-Ordens;
   e) . . . Bischof zu Adria;
   f) Elisabeth, verehelichte sich mit — Priuli, erzeugte aber keine Kinder.

   Die andern Töchter sind Klosterfrauen geworden.
3. Regina, ist Klosterfrau zu St. Daniel in Venedig geworden.
4. Felicitas.
5. Maria Sara, verehelichte sich mit Antonio Grafen Cucino in Padua und erzeugte mit ihm eheliche Kinder.

Von diesem Stamme sind „annoch 1717" im Leben Johann und Franz und der letztere hat zur Ehe Gräfin Castova.

II. Hans von Widman hinterließ folgende sechs Söhne.

1. Johann Paul (I.), erster Sohn, verblieb zu Venedig, Regierer der Handlung und italienischen Güter, verehelichte sich mit der Freiin Camilla von Grotta aus Kärnten, der H. H. Ludwig und Anton Freiherren v. Grotta eheleiblicher Schwester (die ihm zum Heirathsgute zugebracht 35,000 Dukaten in Geld und Goldstücken, dann bei 2400 Dukaten in Mobilien, Schmuck und Kleidern, also in Summa 56,100 fl.) und erzeugte mit ihr 8 eheliche Kinder, 5 Söhne und 3 Töchter. (Starb 1648 zu Venedig.)
2. Martin (II.), zweiter Sohn, regierte die Herrschaften und Güter in Kärnten, war eine schöne große Person von liebreichem Angesichte, gelehrt und weise, von hoch und niederm Stande ästimirt und geliebt. Im Lande zu Kärnten ist er zum Vice-Landmarschall und Verordneten des großen Ausschußes declarirt worden und solcher officiis vorgestanden. Er verblieb bis an seinen Tod unverheirathet, obwohl sein Herr Vater im Testamente verordnet hat, solches zu thun, (zu heirathen), welches ihn hernach gereut hat, daß er es nicht vollzogen hat.

   Weil ein Fluß sich in den Fuß geschlagen hat, so hat er sich denselben zweimal abnehmen lassen müssen. Beim zweiten Abnehmen des Fußes ist der P. Kapuziner in Ohnmacht gefallen, dem er selbst zugesprochen hat, er soll sich nicht alteriren, da er wegen seiner Sünden dieses und noch mehreres verdient hätte. Letztlich ist er ganz erblindet. Er starb den 20. Juli 1672 zu Bagnoli ganz wohl disponirt und ehevor mit dem hl. Sacrament versehen.
3. Ludwig (I.), dritter Sohn, war Mitregierer der Grafschaft und Herrschaften in Kärnten, auch Verordneter des großen Ausschußes, auch ein „grundtgescheider" Herr, starb unverehelicht zu Venedig 1674.
4. Berthold, vierter Sohn, regierte die Freiherrschaft St. Paternion und Sommeregg, starb auch daselbst unverehelicht und ist in der Widman'schen Kapelle und Sepultur bei den P. P. Kapuzinern nach Villach begraben worden Anno 1636. (Diese Jahreszahl bezieht sich nur auf den Tod Bertholds; die Uebertragung seines Leichnams in die Widman'sche Familiengruft konnte erst mehrere Jahre später geschehen seyn, weil letztere erst nach 1639 gebaut wurde).
5. Christoph, fünfter Sohn, war ein in geistlichen und weltlichen Dingen gelehrter und frommer Herr, wurde von Ihro Päpstlichen Heiligkeit zum Cardinal erhoben, hat neben andern Stiftungen auch eine Abtei von großen Einkünften zu Rom gestiftet unter dem, daß diese jederzeit Nachkommen vom Hause Widman männlichen Geschlechtes, in Ermanglung dieser aber auch Nachkommen von der weiblichen Linie genießen sollen. Ist zu Rom gestorben A. — —
6. David, sechster Sohn, war unter dem kaiserl. Hatzfeld'schen Regimente zu Pferd Obrist-Lieutenant und A. 1640 Feld-Obrister, sodann General der Truppen Ihro Päpstlichen Heiligkeit im Land, verehelichte sich zu Rom mit Anna Maria Costeguti, Ihro Eminenz Johann Baptist Costoguti Cardinals eheleiblicher Schwester, erzeugte aber mit ihr keine ehelichen Kinder und ist gestorben zu Rom A. 1659.

III. Standes-Erhöhungen.

1. A. 1639 den 6. Juni ist Johann Paul sammt seinen 5 (?)*) Brüdern Martin, Ludwig, Berthold (? war ja schon 1636 gestorben) Christoph und David von Sr. Röm. Kais. Maj. Ferdinand III. in den hl. Röm. Reichs- und aller Königreiche, Fürstenthümer und Erblande Freiherren-Stand gesetzt worden mit dem Prädicate von (St.) Paternion und Sommeregg sammt Zugebung eines freiherrlichen Wappens.
2. A. 1640 den 8. August ist Johann Paul mit gemeldten Brüdern von Hochgedachter Sr. Kaisl. Maj. in den hl. Röm. Reichs- auch aller Königreiche, Fürstenthümer und Erblande Grafen-Stand erhoben worden mit dem Titel: Grafen von Widman oder Grafen von Ortenburg*), auch mit einem gräflichen Wappen und mit allen Privilegien, so die alten Grafen von Ortenburg gehabt und genossen haben, begnadet worden, sowohl im männlichen als auch im weiblichen Geschlechte ewiglich.
3. A. 1646 ist Johann Paul sammt seinen oben gedachten Gebrüdern von dem Senate der Republik Venedig zum Nobile Veneto erhoben worden.

*) Es ist wohl möglich, daß in dem Diplome auch der 6. Bruder Berthold irgend wie erwähnt wird, obwohl er schon 1636 gestorben war.

*) Das Recht, sich Grafen von Ortenburg zu nennen, hörte 1662 mit dem Verkaufe der Grafschaft auf.

IV. Ankäufe von Herrschaften.

Von den mehrgemeldten Herrn Gebrüdern sind folgende Grafschaft, Herrschaften und Güter im Lande Kärnten erkauft worden als:

1. 1638 den 9. März. Von Ferdinand Türkhan ein Gut und der Herrschaft Sommeregg incorporirt pr. . . . . 300 fl.
2. 1638 den 27. Nov. Von Mathias Milletz 3 Güter zum Gute Trabuschgen incorporirt 875 „
3. A. 1640 den 16. Juli. Von Sr. Röm. Kaisl. Maj. Ferdinand III., die nach Absterben der männlichen Linie der Grafen von Salamanka heim gestorbene Grafschaft Ortenburg mit den incorporirten Herrschaften Gegend, Grünburg, Goldenstein, Pittersberg, Ober-Dranburg, 5 Ämter im Drauthal, 2 Ämter in Freßach und Weißenstein, Markt Spittal, Markt Ober-Drauburg, Markt Mauten und Markt Hermagor, alles pr. . . . . 300,000 „
4. A. 1642 den 9. Januar. Von Sr. Röm. Kaisl. Maj. rc. rc. und löblichen Landständen in Kärnten auf der Grafschaft Ortenburg zuviel gelegene 500 Pfund Gült abgekauft und hievon ledig gemacht auf ewig pr. . . . . 30,000 „
Für „Briestax in Canzleyen“ bezahlt 168 fl.
5. A. 1643 den 23. April. Von Sigmund Friedrich von und zu Manndorf das adeliche Gut Flaschberg erkauft pr. . . . . 8,600 „
6. A. 1649 den 18. Nov. Von gedachten von Manndorf erkauft etliche Güter, welche Flaschberg incorporirt worden pr. . . 705 „
7. A. 1651 den 17. Jannar. Von Joham Wöber von Ehrthal erkauft das Haus zu Klagenfurt am Platz pr. . . . . 6,000 „
Leykauf 100 Gold-Dukaten.
8. 1662 den 23. April. Einer löbl. Landschaft in Kärnten geliehen zu den 30/m fl. (30,000 fl.), „so von ihrem Herrn Vater geschehen“, vermöge zweier Schuldbriefe auf ewige Verzinsung und „aller onera vnd anflag oder abzugs befreyt“ 12/m fl. zu 5% und 25/m fl. zu 6% . . . . . 37,000 „
Summa Summarum 383,480 fl. — kr. . 383,480 „

V. Verkäufe von Grafschaften.

„Volgen nun die Graff-Herrschaften und Güetter, so vorgemeldter Graff Marthin mit seinen Hr. Hr. Hr. Gebrüdern vnd Ihren söhnen im landt Kärndten widerumb verkhaufft haben.“

1. A. 1645 den 25. Juli. (Sie) verkaufen vom Amte (Ober-)Drauburg dem Jakob Riedel in „Maria Soll“ 5 Vogtei Frischling pr. . . . . 80 fl.
2. A. 1648 den 25. Jannar. (Sie) verkaufen Hansen, Joachim und Georgen Hendl das adeliche Gut Trabuschgen und die Milletzschen Güter pr. . . . . 17,175 „
3. A. 1651 den 24. Februar. (Sie) verkaufen Christophen Grafen von Laderan (Lodron) zu Gmünd die Grafschaft Sommeregg sammt Berg- und Hammerwerken in der Kremsbruggen, Tratten und Radl pr. und 1000 Gold Dukaten Leykauf 157,000 fl.
4. 1662 den 16. April. Verkaufen mit concession und Dispensation Sr. Röm. Kaiserl. Maj. Leopold: rc. rc. dem Johann Ferdinand Fürsten von „Portia“ die Grafschaft Ortenburg und die incorporirten Herrschaften, Gegend, Grünburg, Goldenstein, Pittersberg, Ober-Dranburg, Flaschberg, mit den Manndorfischen Gütern, 5 Aemter im Drauthale, die 2 Aemter Freßach und Weißenstein und die 4 Märkte Spital, Ober-Drauburg, Mauten, und St. Hermagor und zwar:
   a) die Grafschaft Ortenburg um . . . . 311,815 fl.
   b) die abgekauften 500 Pf. Gült . . . . . . 30,000 „
   c) die Sommereggischen reservirten Güter . . 13,580 „
   d) Flaschberg mit den Manndorfischen Gütern . . 9,605 „
   macht Alles in Summa 365,000 „ 385,000 fl.
   Leykauf 1000 Gold Dukaten.
5. A. 1622 den 23. September. Verkaufen Ihro fürstlichen Gnaden Herrn Johann Ferdinand Fürsten von Portia das Haus zu Klagenfurt pr. . . . . 8,600 „
6. A. 1668 den 3. August. Verkaufen dem Herrn Jakob Söll von Theissegg das nach ihrer Frau Schwester und Muhme Susanna von Grotta Freyin, gebornen Gräfin Widman erblich angefallene Gült Mörtenegg ob Villach pr. . . . . 6,500 „
Summa Summarum ohne Leykauf, Vorräthe und Fahrnisse . . 554,355 fl. 554,355 fl.

(Fortsetzung folgt.)

An die Tauben.

Ihr lieben, holden Thiere,
Ihr Tauben, blau und weiß,
Ihr lebet gar so friedlich
In eurem kleinen Kreis.

Ihr scherzet, koset, spielet,
Und liebet euch so frei;
Ihr liebet ohne Kummer,
Und bleibt einander treu.

O! wäre, wie ihr alle,
Ich eine Taube auch,
Ich flög' zu ihrem Fenster,
Und küßte ihren Hauch.

Sie würde in der Taube
Vielleicht liebkosen mich,
O! könnt' es doch geschehen,
Wie glücklich wäre ich!

Rudolf F*.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 35. Sonnabend, den 28. August. 1858.

Erste Glockner-Besteigung im Jahre 1858.

Mein bereits längere Zeit gehegtes Verlangen den „Großglockner“ zu besteigen, sollte endlich Befriedigung erhalten. Am 3. August gestaltete sich das Wetter so vielversprechend, daß ich nicht länger zögerte, mit den nöthigen Vorbereitungen zu beginnen. Balthasar Lackner (Hausee) und zwei andere rüstige Burschen: Peter Granögger und Georg Wallner wurden zu Führern ausersehen, Proviant an Speise und Trank wurde zusammengetragen und unter zahlreichen Glückwünschungen geschah ¼ nach 4 Uhr der Aufbruch von „Heiligenblut“.

Eine Zeitlang sanft abwärts schreitend gelangten wir zu den Ufern der „Möll“, und dieses Gletscherkind passirend erhoben wir uns bald auf die waldigen Höhen des „Sautoffels. Den „Gößnitzfall“ vor Augen, lagerten Lackner und ich, den Granögger und Wallner zu erwarten. Nach deren Eintreffen schritten wir rascher vorwärts über Wiesen und duftenden Wald mit schönen Rückblicken, und erreichten endlich, ungefähr 2¼ Stunden nach unserm Aufbruche von „Heiligenblut“, den vielfach verläumdeten „Katzensteig“ der bald tief, bald hoch über dem schäumenden „Leiterbach“ auf der linken Seite desselben ungefähr ⅓ Stunde lang sich fortzieht. Bald darauf traten wir in die „Leiterhütte“, unser Nachtquartier. Ein kräftiges Nachtmahl stärkte uns für die Mühen des kommenden Tages, Heiterkeit, Scherz und frohe Hoffnung würzte unser Mahl. Nachdem wir nun Hunger und Durst befriedigt hatten, suchten wir gegen 10 Uhr unsere Lagerstätten, wobei ich nicht unerwähnt lassen kann, daß ich ein höchst reinliches Bett erhielt.

Schon um 12 Uhr rüttelte mich Lackner aus dem Schlafe, und nachdem wir aus Vorsorge gefrühstückt hatten — denn erst vor zwei Stunden hatten wir ein quantitativ und qualitativ höchst bedeutungsvolles Abendmahl genommen — brachen wir um 12½ Uhr auf.

Mild war die Luft, die Sterne blinkten und frohe Erwartung beschleunigte unsern Schritt. Stets auf der linken Thalseite bleibend, hatten wir einen angenehmen Weg. Das öde „Leiterthal“ vom Monde schwach beleuchtet, der brausende „Leiterbach“, dessen Getöse bald gewaltig, bald nur undeutlich zu uns drang, alles dieses bewirkte einen eigenthümlichen Eindruck.

Etwa zwei Stunden, nachdem wir die stille „Leiterhütte verlassen hatten, rasteten wir am Ende des „Leiterthales“ unweit des „Leitergletschers“. Ein Glas Wein, ein Stück Brod im Angesicht des stolzen „Glockners“, dessen steile Schneefelder hier herüberleuchten, bildeten den letzten Imbiß vor der Betretung des Gletschers.

Unangenehm war das Ueberschreiten der großen Randmeräne — leicht und angenehm die Wanderung über den sanft geneigten Leitergletscher. Mitten am Gletscher ließen wir die Laterne. Die Nacht hatte dem Tage weichen müssen. Leider umspielten schon seit einiger Zeit leichte Nebelwolken die benachbarten Felsenwände, und als wir um ½ 5 Uhr die „Hohenwartscharte“ erreichten, hatten wir nur eine sehr getrübte Fernsicht. Ohne Gefahr und ohne besondere Beschwerden gelangten wir von der „Hohenwarte“ zur „Adlersruhe“; die Schneefelder, die alle gegen die wildzerklüftete „Pasterze“ abfallen, waren noch hart und knirschten unter den ansteigenden Tritten. Halb 6 Uhr, somit 5 Stunden nach dem Aufbruche, betraten wir die zerstörte Hütte auf der „Adlersruhe“, 10,432 W. F.

Hier stärkten wir uns abermals mit Wein und Brod und nach halbstündiger Ruhe begannen wir den „Klein-Glockner“ selbst anzusteigen, anfänglich noch unter einem mäßigen Winkel, bald aber steiler und immer steiler; endlich, nachdem wir die Kluft, die jedoch überfroren war, überschritten, wurden die letzten Vorsichtsmaßregeln getroffen. Ein Seil wurde mir um den Körper gewunden, — Granögger nahm es in seine Hände; Wallner und Lackner nahmen Schneeschaufel und Picken zur Hand und hieben im Vorausschreiten Stufen in den immer steiler sich erhebenden „Glockner“. Den Vorausgehenden folgten Granögger und ich, nachdem eine gewiße Stufenzahl fertig geworden war, um dann nach kurzer Zeit auf einer Stufe niederzusitzen und zu warten. Diese Procedur wiederholte sich öfters; da aber das Eishauen eine mühsame Arbeit war und nur langsam von Statten gehen konnte, hatten wir zwei, die einfach Nachgehenden, ziemlich viel Muße. Interessant war es, hoch oben die kühnen Männer emsig Schnee und Eis fortreißen zu sehen, interessant, den losgerissenen Schneeschollen und Eisstücken mit den Augen zu folgen und zu sehen, wie sie mit rasender Geschwindigkeit herabsausten und in gewaltigen Sprüngen zuerst nach der „Pasterzen“-Seite, dann, als die Windung unserer Eisstiege sich dem südlichen Absturze näherte, auf das „Kalser“-Kees hinabjagten. Ein paar Mal wurden wir auch von diesen Schollen nicht gerade sanft getroffen. Mit dem steiler werdenden Anstiege lief auch unser Rücken immer schärfer zusammen, bis wir uns endlich in einer geraden Linie fortbewegten. Hier ist der Rücken so schmal, daß man rechts auf die „Pasterze“, links auf das „Kalser“-Kees mehrere tausend Fuß hinabblicken kann. — Endlich betraten wir den Gipfel des „Klein-Glockners“, wo ein Sitz im Schnee-Eis für mich eingehauen war, den ich dann auch mit Befriedigung bezog. Die Führer verließen mich, um ihre Arbeit fortzusetzen, ich blieb allein und hatte somit während der halben Stunde, die die Führer brauchten, Muße zu Betrachtungen. Hinter mir stieg das Schnee-Eis noch einige Fuß höher auf, vor mir aber hatte ich den schönsten Abgrund, den man sich denken kann, denn ungehindert drang der Blick 4 — 5000 Fuß senkrecht auf das „Kalser“-Kees nieder. In diesem

ungeheuren Raume trieb der Wind sein Spiel mit den Nebelballen und verschloß oder öffnete mir den Anblick der Tiefe nach seiner Laune. Von diesen Betrachtungen konnte mich die Schneewand zur Rechten abziehen, die zwischen den beiden „Glockner"-Gipfeln gelegen war, fast senkrecht nach beiden Seiten hinabstürzte, und die wir zu überschreiten hatten. Ganz oben wölbte sie sich etwas und vergrößerte dadurch die Möglichkeit, Raum für einen schmalen Pfad zu bekommen. Diesen Pfad hieben nun die Führer aus und kehrten dann zu mir zurück. Einer von Ihnen — Granögger — voraus, Lackner das Seil in seinen Händen und dicht hinter mir, so überschritten wir den handbreiten Pfad in aufrechter Stellung, denn man konnte sich auch nicht etwa auf die Schneewand stützen, die vielleicht zwei oder drei Schuh hoch zur Rechten sich befand, weil man Gefahr lief die schwache Wand zu durchstoßen und dann eine schnelle Fahrt zur „Pasterze" ebenfalls 4 — 5000 Fuß unter dem Wanderer zu machen. Am Ende dieses übrigens nicht langen Pfades angelangt, kommt man zu den gefährlichsten Stellen. Die eben besprochene Schneewand nämlich bricht ziemlich jäh ab, und über diesen fußbreiten Absturz in unermeßlicher Höhe müßen die „Glockner"-Steiger hinüber. Am Ende des Pfades bleibt der eine der Führer zurück, das Seil in seinen starken Händen haltend. Ein zweites Seil ist hier oben befestigt und dient besonders dem zweiten Führer, der sich nun setzt, und nachdem der Fremde deßgleichen gethan hat, dessen Füße auf seine Schenkel legt, und nun rutschen beide langsam über den oben erwähnten Absturz hinunter — in eine muldenförmige Vertiefung, die künstlich ausgehöhlt worden ist und ungefähr zollbreite Wände hat. Ist man diesen Absturz hinab und auf den gleichfalls schmalen Sattel gelangt, so steht man auf das Commando des Führers auf und wartet, bis der Führer, der bisher oben am Ende des Pfades das Seil gehalten, sich herabgearbeitet hat. Es verläßt einen nun der erste Führer, nachdem das um den Körper geschlungene Seil umgedreht worden ist, und nimmt, nachdem er etliche Schritte, versehen mit großen sechsstacheligen Fußeisen, geklettert ist, einen festen Standpunkt ein, zu welchem ihm der Fremde nachfolgt. Diese Prozedur wird einige Mal wiederholt, bis das Ziel, der 12,000 Fuß hohe „Glockner" erreicht worden; sie ist nach den Gefahren des Ueberganges über die Schneewand ohne besondere Bedeutung mehr. Leider war die Aussicht ganz verdorben, indem Alles unter einer Nebeldecke sich befand, auf die wir das Vergnügen hatten herab zu sehen.

So blieb uns denn nichts übrig, als ohne Aussicht lustig zu seyn. Wein, Brod und Speck labten uns auf das Köstlichste, frischer Kärntner-Sang würzte die Mahlzeit und nachdem wir dreiviertel Stunden die dünne Luft des „Glockner"-Wirths entgegen genommen, traten wir um ¾ auf 10 Uhr den Rückweg nach „Heiligenblut" an, wo wir 24 Stunden nach unserem Aufbruche ohne starke Ermüdung frisch und fröhlich eintrafen und mit Pöllerschüßen empfangen wurden.

Meinen Führern spreche ich hiemit öffentlich meine Anerkennung und Dank aus für die Tüchtigkeit, die sie bewiesen, und für die Sorgfalt, die sie die ganze Zeit hindurch gehabt haben. Paul Grohmann.

Die Grafen von Widman.

(Fortsetzung.)

VI. „Volgt nun Wie Jedwedere Herrschafft mit Pfundtgelt, Hueben, Lehen vnd Keischen belögt vnd in der Landtschafft Anschlag begriffen wahr."

„Dann haben sie auch versatzweiß Ingehabt die Herrschafften Oberfallhenstain vnd Groß-Kirchamb." (Groß-Kirchheim).

	Huben	Lehen	Keuschen	Pfd.	Schilling	Pfg.
1. Graffschaft Ortenburg, 5 Aemter im Drauthale	170	48	66	597	1	3
2. Fressach u. Weisenstein, 2 Aemter	127	21	21	398	1	12
3. Herrschaft Gegend, 4 Aemter	161	—	—	322	5	10
4. Herrschaft Grünburg . . .	100	—	30	225	—	—
5. Herrschaft Ober-Drauburg . .	45	—	—	117	—	—
6. Herrschaft Flaschberg . . .	5	—	—	11	—	—
7. Herrschaft Pittersberg u. Goldenstein . .	165	—	20	400	—	—
8. Freiherrschaft St. Paternion	209	52	150	524	1	23
9. Herrschaft Sommeregg . . .	155	64	33⅓	596	—	—
10. Gut Trabuschgen	35¼	2	3	164	1	7
11. „ Mörtenegg	2	1	6	11	1	16
12. Markt Spital .	—	—	—	112	—	—
13. „ Ober-Drauburg . .	—	—	—	60	6	12
14. „ Mauten	—	—	—	55	1	18
15. „ St. Hermagor . . .	—	—	—	52	—	—
	1174¼	188	329⅓	3646	4	11

„Specification

„der Gelt- vnd Getraidt Einkhunfften der Graffschaft Ortenburg vnd der andern Herrschafften vnd Güeter, so sie Widman Innen gehabt, ausser den Extra Einkhunfften in Ehrungen, Abfahrten, Meithen (Mauten), Mayrschafften, Präyhäusser (Bräuhäuser) Kleinrechten, Landtgeding, Robotten, „Straffen, Fischwassern, Beständt, Jägerrecht, Haudtehrung, „Schmalz ꝛc. ꝛc."

(A. Ortenburg und dazu einverleibten Herrschaften).

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
1. Fünf Aemter der Grafschaft Ortenburg.					
Stiftsgeld	3810	36			
„Item Sommeregger Güetter" . . .	760	6			
Weizen			140	2	3
Roggen			413	3	5
Gerste			183	1	5
Hirsch (Hirse) . . .			18	3	—
Haber			1221	3	2⅓
			1978	2	3⅓

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
2. Zwei Aemter, Fressach und Weisenstein, Stiftsgeld	1928	31			
Weizen			170	3	1½
Roggen			184	2	½
Gerste			106	3	2
Hirse			11	1	4
Haiden (Haidekorn)			10	2	3
Haber			621	1	—
			1105	1	5

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
3. Herrschaft Gegend, vier Aemter					
Stift	1903	36			
Weizen			81	2	—
Roggen			32	—	—
Gerste			8	—	—
Poan (Bohnen)			8	—	—
Haber			332	—	—
			461	2	—

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
4. Herrschaft Grünburg.					
Stift	2269	—			
Weizen			19	2	—
Roggen			31	—	—
Gerste			11	—	—
Haber			230	2	—
			292	—	—

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
5. Herrschaft (Ober-) Drauburg.					
Stift	794	48			
Weizen			19	2	3
Roggen			45	3	1½
Gerste			23	3	1½
Hirse			1	2	—
Haber			66	—	4½
			156	3	4½

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
6. Herrschaft Flaschberg.					
Stift	290	43			
Weizen			6	1	—
Roggen			29	—	—
Gerste			22	—	—
Bohnen			—	3	—
Hirse			1	1	2
Haide			8	—	—
Haber			2	3	
			70	—	2

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
7. Herrschaft Pittersberg.					
Stift	2318	20			
Weizen			54	—	—
Roggen			112	—	—
Gerste			15	—	—
Bohnen			25	—	—
Haide			6	—	—
Haber			160	—	—
			372	—	—

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
8. Herrschaft Goldenstein.					
Stift	814	—			
Weizen			17	—	—
Roggen			26	3	2½
Gerste			15	3	2
Bohnen			8	1	—
Hirse			12	2	1
Haber			135	2	3
Summa Summarum			216	—	2½
Stift	14,889	40			
Getreide			4652	2	5½

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
Specification des Getreides in allen Herrschaften (die der Grafschaft incorporirt sind).					
Weizen			509	1	1½
Roggen			875	—	3½
Gerste			385	3	4½
Bohnen			42	—	—
Hirse			45	2	1
Haide			24	2	3
Haber			2770	—	4
			4652	2	5½

(B. Die der Grafschaft Ortenburg nicht einverleibten Herrschaften.)

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
9. Freiherrschaft St. Paternion.					
Stift	4401	29½			3⅔
Weizen			183	1	⅓
Roggen			166	2	—
Gerste			67	1	5½
Bohnen			11	—	2⅓
Haber			823	3	1
Hirse			9	2	4
„Mischett"			1	1	2
„Gereiß" (Gries)			—	1	2
			1263	2	2⅚

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
10. Herrschaft Sommeregg.					
Stift	3140	10¾			
Meierschaft und Robot dabei	342	24			
Weizen			280	2	2⅔
Roggen			551	—	1
Gerste			155	—	3¾
Hirse			8	1	2
„Gereiß"			1	2	1
Haber			1440	3	5⅔
			2437	2	4 1/12

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
11. Gut Mörtenegg.					
Stift	138	53			

	fl.	kr.	Vierling	Viertel	Maßl
12. Gut Trabuschgen und Milletische Güter.					
Stift	501	45½			
Weizen			111	2	4
Roggen			192	3	3
Gerste			73	1	—
Haber			279	2	2
			657	1	3

Summa Summarum

	fl.	kr.	Vier-ling	Vier-tel	Maßl
Stift . . . . . . Getreide	8524	42½	4358	2	3¹¹/₁₂
(und von A u. B zusammen) Stift . . . . . . Getreide	23414	22½	9011	1	3¼

„Summa Summarum aller Herrschaften Ertragnus „Urbari in Gelt fl. 23,414, kr. 22½; in Getraidt Vierling „9011, Viertl 1, Maßl 3¼."

VII. Stiftungen.

A. 1639 den 16. Sept. Martin und seine Gebrüder haben die St. Johanns-Kapelle im Kapuziner-Kloster zu Villach gebaut sammt der Gruft für die Widmanische Familie, allwo auch Bertholdus Widman begraben liegt mit Consens und ertheiltem Privilegium des P. Joannes Irlicianus (Felicinnus?) Kapuziner-Generals.

A. 1661 den 30. Nov. Vermög dem Stifts- und Reversbriefe haben Martin und sein Herr Bruder Ihro Eminenz Cardinal Christoph das abgebrannte Kloster und Kirche in der Lucan (Luggau), worin früher Franziskaner waren, welche aber dasselbe nach der Feuersbrunst verlassen und einem Steinhaufen ähnlich haben liegen lassen, auf's Neue in den jetzigen Stand wieder aufgebaut, den Patribus vom Orden M. V. (Mariæ Virginis) Servorum (Serviten) übergeben und denselben zu ewiger Unterhaltung und Fundation 18/m fl. (18,000 fl.) in Kapital zu 6% mittelst eines landschaftlichen Schuldbriefes eingeantwortet, wofür sie sich täglich 2 hl. Messen, für jeden Stifter eine, zu lesen, und alle Mittwoch mit 6 geistlichen Ordenspersonen die hl. Lauretanische Litaney zu beten verobligirt haben. Auch ist ihnen ein Ort Wildbann und Fischwasser vermöge Stiftbriefes concedirt und gegeben worden.

A. 1666 den 30. August. Laut Stift- und Reversbrief erbauten und fundirten Martin und seine Frau Schwester Susanna von Grotta Freiin die St. Antoni-Kapelle im St. Margarethen-Kloster und (in der) PP. Minoriten-Kirche in der Stadt Villach vom Grund auf und cedirten hiezu m 10 fl. (10,000 fl.) Kapital mit Landschaftsschuldbriefen, dann überdieß zur „ewigen Unterhaltung, Reparation, Lumination und Paramenta" mehrere zu Lainsach gelegene eigenthümliche Grundstücke, welche einen jährlichen Bestandzins von 47 fl. abwarfen. Von jenen 10/m fl. hat Martin 8/m fl., seine Frau Schwester aber 2/m fl. hergegeben.

Dagegen hat sich P. Laurentius Miribol (?) Provinzial und Commissarius Generalis sammt dem ganzen Ordens-Convent obligirt, für ihn den Stifter alle Montag, Erchtag und Mittwoch, für sie die Stifterin alle Pfingstag (Donnerstag) und Freitag, dann für ihren Ehegemahl Herrn Baron Anton von Grotta alle Samstag in ewige Weltzeit eine heilige Messe in dieser Kapelle lesen zu lassen, auch im Kloster 7 oder wenigstens 6 Religiosen zu halten.

„Denen P. P. Socitatis Jesu zu Clagenfurth „hat er (Martin) den hohen Altar in Ihrer Kirchen „machen vnd fassen lassen; wie auch dje St. Josephs Ca„pellen in Ihrer Kirchen auf seine Unkosten bauen lassen, „vor ein almussen ohne Consequenz zu vnterhalten."

Dem Gotteshause und der Pfarrkirche „Mariae Sall" eine silberne Ampel verschafft mit 300 fl. Kapital zur Unterhaltung der ewigen Beleuchtung (von Martin Grafen von Widman).

„Das Spittal zu Spittal sambt der Kirchen, wie „iezt das Gebey ist, völlig von Neuem erbautt vnd Ver„schaffung mehrerer Zinsungs Einkhünfften, damit die „Armen darin bösser vnd Ihrer mehrer löben Können, „wie auch ainen Beneficiaten dahin fundirt vnd selben „zur Vnderhalung mit capitalls Intresse Einkhünfften „versehen". (Von Martin Grafen von Widman.)

„Das Gottshauß St. Sigmundt am Fratters „vndter St. Wolfgang erbautt vnd fundirt" (von Martin).

Derselbe hat ferner den 4 Hauptspitälern und auch andern Kirchen zu Venedig Fundationen und Legate gemacht und auch das Gotteshaus zu Bagnoli gebaut und demselben eine Fundation verschafft.

(Fortsetzung folgt.)

Gedanken des Todtengräbers, der für seinen Sohn ein Grab gräbt.

— — Occidit, occidit
Spes omnis et fortuna nostri
Nominis!
Horat.

Wie Vielen hab' ich schon ein sanftes Bett bereitet
Im kühlen Erdenschoße! Groß und Klein
Und Reich und Arm hab' ich beim letzten Gang begleitet,
In's enge Häuschen sie gesenkt hinein.

Die Witwe sah' ich unter heißen Thränenfluthen
Bei des Verblich'nen Leiche jammernd steh'n;
Ich sah der Jungfrau Herz am Grab' des Jünglings bluten,
Wie ohne Hoffnung auf ein Wiederseh'n.

Und ihren Schmerz, nicht konnte ich ihn fühlen,
Der immer nur das Grab vor Augen sah,
Doch lernen sollt' ich's noch, nach des Allmächt'gen Willen,
Obwohl schon lebenssatt, dem Tode nah'.

Den theu'ren Sohn, die ganze Hoffnung meines Lebens,
Auch ihn hat nun der bitt're Tod ereilt;
Und all mein Sinnen, all mein Streben ist vergebens,
Da er nicht mehr an meiner Seite weilt!

Ach, wär' dieß Grab, das ich hier grabe, auch das meine,
Könnt' ich verlassen jetzt dieß Jammerthal,
Damit der Tod auf ewig mich mit ihm vereine
Und ende meine Leiden, meine Qual!

Zu dir, o Allerbarmer, sende ich die Bitte:
Erhöre Vater du mein innig Fleh'n:
Laß jenseits dort in deiner Auserwählten Mitte
Verklärt den theuren Sohn mich wiederseh'n!

Rudolf Falb.

Berichtigung. In der „Carinthia" Nro. 34 ist Seite 134, erste Spalte, Zeile 29 von oben Fusch statt Ensch; Zeile 32, Pastrengo statt Postrengo und Zeile 1 von unten Vibra statt Libra zu lesen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 36. Sonnabend, den 4. September. 1858.

Zum 21. August 1858.

Es sitzt zu Wien im hohen Herrscherschloße
Erwartungsstill der kaiserliche Held,
In dessen Hand der Völker Freudenloose,
Auf den mit Staunen blickt die halbe Welt.

Der hohe Mund, der schon so oft gesprochen
Das Himmelswort, das tief zum Herzen geht
Und das so viel der Ketten schon gebrochen,
Bewegt sich leise, leise im Gebeth.

Und heiße, fromme Volkeswünsche heben
Sich auf zum ew'gen Gott, anflehend ihn,
Daß seine Engel schützend mögen schweben
Um's hohe Haupt der frommen Kaiserin. —

Gar fern von Wien in Kärntens grünen Bergen
Da steht ein Hüttlein und ein Gärtchen dran,
Und drinnen sitzt gerüstet noch zum Sterben
Im Waffenschmuck — ein alter Veteran.

„Mit diesem Kleid, in dem ich mich geschlagen
„Für meines Kaiserhauses Ruhm und Glanz,
„Mit dem müßt, Kinder, ihr zu Grab mich tragen
„Und darauf legen einen Eichenkranz!"

So spricht er müde lächelnd zu den Seinen
Die ihn umsteh'n mit ängstlichem Bemüh'n,
Ihn nicht zu stören durch ihr stilles Weinen,
Und bange horchend seinen Phantasie'n.

„Die weißen Schaaren, die da droben fuhren,
„Die nennt ihr Wolken auf dem Firmament;
„Ihr irrt: das Blaue dort sind Wäl'schland's Fluren
„Die weiße Schaar — das 7. Regiment.

„Seht ihr, seht ihr! — wie sie die Schwarzen jagen
„Und wie so feig' die Feinde eilends flieh'n!
„So war's, Heisa! so war's in jenen Tagen
„Als ich noch jubelnd konn't mit ihnen zieh'n."

So träumt er laut von seinen Kameraden,
Es zuckt die Hand ihm und sein Auge glüht,
Und Alle lauschen bange des Soldaten
So tiefergreifend wildem Schwanenlied.

Da plötzlich kracht ein Schuß herauf vom Thale,
Deß Echo donnernd durch die Berge rollt,
Ein zweiter, dritter folgt mit lautem Schalle,
Und durch die Klüfte endlos Echo grollt.

Als Hundert Eins der alte Krieger zählet,
Da dünkt der Sonne Schein ihm doppelt licht,
Da jauchzt er laut und seine Hand verhehlet
Umsonst die Thräne, die dem Aug' entbricht.

„Nun will ich sterben in der froh'sten Stunde,
„Ein solcher Tod ist braven Kriegers Lohn!
„Radetzky, Vater! ich bring dir die Kunde
„Von unsers lieben Kaisers erstem Sohn!"

J. J. K.

Die etrurische Stein-Schrift bei Würmlach im Obergailthale.

Eine Ferialreise durch Oberkärnten gewährte mir vor drei Wochen die erwünschte Gelegenheit, die etrurische Stein-Inschrift nächst Würmlach im „oberen Gailthale", welche von dem preußischen Gelehrten, Herrn Theodor Mommsen, im Jahre 1857 zuerst vor das Forum der gelehrten Welt gebracht und später — im heurigen Jahrgange der „Carinthia", Nro. 9, — vom Herrn k. k. Professor Dr. Carlmann Flor, Ausschuß-Mitgliede des kärntnerischen Geschicht-Vereines 2c. in einem sehr interessanten geistreichen Aufsatze besprochen worden ist, selbst in Augenschein zu nehmen und zu untersuchen.

Ich machte den Ausflug von „Kötschach" nach „Würmlach" in Begleitung der Herren Johann Hauser, k. k. Bezirks-Vorstehers zu Kötschach, und Franz Hauser, Zeichnenlehrers an der hiesigen k. k. Ober-Realschule. Ich bin überzeugt, daß diese Herren, im Falle ich sie darum ersuchen müßte, so freundlich seyn würden, die Richtigkeit des von mir mitgetheilten Sachbestandes zu bestätigen. —

Auf einem nächst dem Pfarrhofe zu „Würmlach" beginnenden, ziemlich steil ansteigenden Fußwege erreicht man nach halbstündiger Wanderung ein hügeliges Hochplateau auf dem Vorgebirge der „Würmlacher"-Alpe (nicht „Plekner"-Alpe, wie Herr Mommsen ganz irrig angegeben hat; diese letztere liegt 3 Wegstunden weiter westlich), welches mit üppiger Huthweide bedeckt und allenthalben mit einzeln oder gruppenweise stehenden Nadelbäumen bewachsen ist, ohne jedoch den Typus eines „Waldes" anzunehmen. Die Grasdecke des Bodens ist — nach Art des sogenannten, auf unseren Kalk-Alpen gewöhnlichen „Karstbodens" — häufig von größeren und kleineren, fast allenthalben nur zu ganz geringen Höhen sich erhebenden Fels-Parthieen unterbrochen. Es sind dieß die Stellen, wo der Urfels aus der darüber liegenden begrasten Erdschichte zu Tage tritt. — Ein solches Felsstück trägt nun auch die fragliche „etrurische" Inschrift.

Ich finde es nothwendig, mich auf diese Detail-Beschreibung der Oertlichkeit einzulassen, weil ich selbe für wesentlich halte zur Beurtheilung des Alters der Inschrift, und weil die vom Herrn Mommsen mir selbst mündlich gemachte, vom Herrn Dr. Carlmann Flor genau wiedergegebene Ortsschilderung, welcher zufolge die besagte Steinschrift „auf einem mächtigen moosigen Felsstück, das, mitten „im Tannenwalde frei aus dem Boden ragend, den Wan-„derer zum Sitzen einladet", — sich befände, mit der Wirklichkeit nicht ganz übereinstimmt und — in mir wenigstens — ein von dieser sehr abweichendes Bild erzeugte.

Dieses Felsstück also ist — nach dem einhelligen Urtheile der mit mir anwesend gewesenen Beschauer — ein zu Tage liegender Theil des Urgesteines; — es bildet eine sehr wenig geneigte, fast horizontale, an ihren höchsten Punkten kaum schuhhoch sich erhebende Fläche von beiläufig 12 Quadrat-Fuß Ausdehnung. Ein Paar Fichten stehen in seiner nächsten Nähe; das umgebende Terrain fällt in geringer Entfernung vom Felsen nord- und ostwärts hügelförmig ab.

Das Materiale des Felsstückes ist Kalkstein, von schieferigem Gefüge, welches letztere aus den die Oberfläche der Länge nach durchziehenden Furchen deutlich erkennbar ist.

Die vom Herrn Mommsen als „antike Schriftzeichen" erkannten Charaktere sind — mit Ausnahme weniger, vielleicht schon undeutlich gewordener — unläugbar dem etrurischen Alphabete entnommen. Es sind deren im Ganzen 35 bemerkbar, in 3 Zeilen vertheilt, und zwar: 6 in der obersten, 7 in der mittleren und 22 in der zu unterst stehenden Zeile. Sie sind größtentheils ganz gut erhalten.

Nebst diesen Schriftzeichen trägt der Stein aber noch allerorts eingemeißelte Buchstaben, Ziffern und andere Zeichen, welche unbezweifelbar durchweg dieser neuen Zeit entstammen. Darunter befinden sich z. B. die Ziffern XXI, — die Jahreszahl 1851, — dann der Name des derzeitigen Besitzers der Waldwiese, „Johann Luser". Hienebst erkennt man einzelne Buchstaben, Striche u. dgl. sämmtlich neueren Ursprunges.

Die „etrurischen" Schriftzeichen sind von diesen neuen Inscriptionen (außer dem Schrift-Charakter) durch etwas tiefere Gravirung und auch dadurch unterschieden, daß die Kanten derselben nicht mehr so scharf, wie die der Letzteren, sondern abgerundet oder abgeschliffen sind, wie man dieß bei älteren Stein-Schriften meistentheils bemerken kann.

Herr Th. Mommsen hat, wenn ich anders seine Mittheilungen richtig aufgefaßt habe, sich nicht veranlaßt gefunden, die Echtheit der fraglichen Inschrift als etrurische Antike in Zweifel zu stellen.

Mir und meinen Herren Gefährten haben sich, nach möglichst genauer Untersuchung des Steines, der Schrift und der gesammten Terrains-Verhältniße, einige Bedenken aufgedrungen, welche die Möglichkeit, daß diese Inschrift in einer minder ferne liegenden Zeit hier angebracht worden seyn könnte, — nicht geradezu absprechen lassen möchten. —

Wir können im vorliegenden Falle unsere Urtheile nur an den gegenwärtig ermittelbaren Bestand des Terrains knüpfen. Dieser berechtiget vollkommen zu der Annahme, daß der Fels, welcher die Inschrift trägt, wenn auch vielleicht nicht ursprünglich (die Ablösung der ganzen Masse des dermaligen Vorgebirges von dem Haupt-Gebirgs-Stocke wäre als ein in eine sehr ferne Vorzeit fallendes Ereigniß allerdings denkbar), doch gewiß seit sehr langer Zeit in der jetzigen horizontalen Lage sich befunden habe. — In Berücksichtigung dieser ganz unbeschützten, allem Unwetter, den Einflüßen jeder Jahreszeit preisgegebenen Oertlichkeit muß die Wohlerhaltenheit der kaum zoll-langen, dem nicht schwer verwitternden Kalksteine leicht eingemeißelten Schriftzüge auffallen, welche nun schon durch Jahrhunderte allem dem widerstanden haben sollen. Sollten diese Umstände nicht doch einige leise Zweifel gegen das hohe Alter dieser Inschrift erregen? —

Hiezu kömmt noch eine andere Auffallenheit, die uns nicht minder beachtenswerth — fast möchte ich sagen: verdächtig — erschien.

Das schieferige Gefüge des Kalk-Felsens ist, wie ich schon früher erwähnt habe, aus den kleinen Furchen erkennbar, welche wie Linien der Länge nach über das Felsstück sich hinziehen. Seltsamer Weise stehen die „etrurischen" Schriftzeichen in allen drei Zeilen genau zwischen je zweien solchen Linien, gerade so, wie z. B. ein Schulknabe zwischen die ihm vorgezeichneten Linien seine Buchstaben schreibt. Es ist nicht unmöglich, aber allerdings sonderbar, daß diese Furchen und Linien, deren Hervortreten man nur als Ergebniß der fortschreitenden Verwitterung des Steines annehmen kann, nirgend die „alten" Schriftzeichen durchschneiden, so, daß es ganz den Anschein hat, als habe man absichtlich zwischen dieselben geschrieben.

Die Zweifel an der Echtheit dieser „Antike" werden noch lebhafter, wenn man andere Stein-Inschriften damit vergleicht, welche, obwohl in günstigeren Orts-Verhältnissen, dennoch durch Verwitterung viel mehr gelitten haben; wie z. B. die, einem ganz gleichartigem Gesteine eingeschnittenen römischen Inschriften auf der „Plecken-Alpe", deren erste, dem alten Römer-Wege zunächst gelegene, nur noch wenige deutlich lesbare Buchstaben aufzuweisen hat, obschon sie auf der inwärts geneigten Fläche der Felswand sich befindet und schon hiedurch weit mehr geschützt ist, als die „Würmlacher-Inschrift." —

Die Wirthschafterin des (jetzigen) hochwürdigen Herrn Pfarrers, Maria N., an welcher (nebenbei gesagt) Fremde, welche die Inschrift besuchen wollen, eine gefällige ortskundige Führerin finden, sagte mir: man erzähle, „daß der Fels mit der Inschrift vor nicht sehr ferner Zeit von einem Baume überwachsen und hiedurch geschützt gewesen sey." Solchen Traditionen läßt sich nicht geradezu widersprechen; nur muß ich bemerken, daß auf dem Felsstücke selbst derzeit nicht die geringste Spur sichtbar ist, welche schließen ließe, daß ein Baum — und dieß müßte ein alter, mit tiefgreifenden Wurzeln gewesen seyn, — darüber gestanden habe. Daß zunächst dem Felsstücke noch einige Nadelbäume stehen, habe ich bereits erwähnt.

Auf Autopsie gestützte Mittheilungen und Besprechungen über einen interessanten archäologischen Gegenstand, wie der

vorliegende ohne Abrede ist, sind der Ermittlung des richtigen Sachverhaltes stets förderlich. Ich habe daher nicht Anstand genommen, das, was wir (meine Herren Begleiter und ich) gesehen, den geehrten Alterthums-Freunden mit möglichster Genauigkeit zur Kenntniß zu bringen, und habe mich deßhalb in die vorstehende — Manchem vielleicht zu detailirt scheinende — Darstellung eingelassen.

Uebrigens überlasse ich den Herren Archäologen, Geologen und Mineralogen, ein endgiltiges Urtheil über unsere „etrurische" Steinschrift zu fällen. Jedenfalls erscheint ein vereinigtes Parere dieser Fachmänner hier sehr wünschenswerth.

Eine genaue Copie der „Würmlacher Inschrift" lege ich in der Bibliothek des „Geschicht-Vereines" hier zu beliebiger Einsichtnahme nieder.

Klagenfurt, Ende August's 1858.

Gallenstein,
Sekretär des kärntn. Geschicht-Vereines.

Die Grafen von Widman.

(Fortsetzung.)

Vermöge seines Testamentes ddo. 18. Juli, publicirt am 24. Juli 1672, ordnete Martin Graf von Widman an, daß aus seinem Vermögen und seinen Gütern um 200,000 Ducaten, das ist, um 300,000 Gulden herausgenommen und hievon seines Herrn Vetters (Neffen) Franz erstgebornem Sohne (Johann Paul II.) 150,000 fl. und ebenso auch seines Herrn Vetters (Neffen) Ludwig II. erstgebornem Sohne (Ludwig III.) 150,000 fl. an Gütern und Capital eingeantwortet werden sollen, was in allen Primogenitur-Fällen geschehen soll. Nach Abgang der männlichen Familie soll es gehalten werden, wie es in seines Herrn Vaters Testament angeordnet worden sey; nach Abgang aller Linien jedoch sollen jene 300,000 fl. sowie auch alle seine andern Fideicommißgüter und Vermögen dem Collegium zu Villach für die Studenten zufallen, welches sein Vater für den Fall des Abganges aller Linien zu Villach zu errichten anbefohlen habe.

Der einen Primogenitur soll die Herrschaft Asloniga(?) im Veronesischen sammt den derselben incorporirten Gütern zufallen. Die andere Primogenitur aber soll anstatt der Grafschaft Ortenburg und den anderen kärntnerschen Herrschaften, welche Martin und seine Brüder mit Consens Sr. Röm. Kais. Majestät Leopoldi &c. &c. ddo. 1662 den 25. September verkauft haben, wobei das Fideicommiß in Italien (d. i. auf die dafür in Italien angekauften Güter) transportirt worden ist unter ebenmäßigen alten Conditionen, das Stift und Kloster des St. Augustiner Ordens zu Bagnoli, 4 Meilen von Padua unter Monsedici (irrig, soll heißen Monselice) gegen Adria, erhalten, welches mit Consens Ihro Päpstl. Heiligkeit secularisirt und für welches der zu bezahlende Kaufschilling der Republick Venedig zur Bestreitung des Candianischen Krieges angewiesen worden ist. Den 9. Theil von diesem Kloster hat schon ehevor Herr Novi an sich gekauft gehabt, daher sie (die Grafen Widmann) nur 8 Theile überkommen haben. Die 8 Theile haben in sich $6868\frac{3}{4}$ Aecker und haben gekostet 460,000 Ducati, „jeden zu 6 ℔ und 4 Soldt," das macht 570,400 fl.*) Dann haben sie das „Moß vnd Gwässer" durch zwei große Gräben abgeleitet und aus denselben Gründe und Wiesen gemacht; hat sie gekostet 200,000 Ducati oder 300,000 fl. Also haben sie die Güter in ein Compendium zusammen gebracht und von guten Einkünften (d. i. dieselben sehr einträglich gemacht.)

*) Also eine andere Art Ducaten als diejenigen, welche sonst in dieser Handschrift angeführt werden und sich zu dem Gulden wie 2: 3 verhalten.

(Ankaufspreis des neuen Fideicommisses Monselice	570,400	fl.
Verbesserung durch Entsumpfung . . .	300,000	„
Totalwerth von Monselice	870,400	„
Erlös aus dem Verkaufe der Grafschaft Ortenburg und der anderen Herrschaften in Kärnten, welche früher das 2. Widmanische Fideicommiß bildeten	554,355	„
Daher Mehrwerth des neuen Fideicomisses	316,045	„

Dieses 2. italienische Fideicommiß erhielt nach Martins II. Tode wahrscheinlich sein Bruder Ludwig I. und nach dessen Tode sein Neffe Johann II., von dem es an seinen Bruder Ludwig II. kam, dessen Söhne Ludwig III. und Johann III., da ihr Vetter Johann Paul II. ohne Söhne gestorben war, beyde Fideicommiße erhielten.)

VIII. Die Nachkommen des Johann Paul I.

(Von den 6 Söhnen Johannes I. waren Ludwig I., Berthold II. und Christoph unvermählt, David zwar vermählt, aber kinderlos, und nur allein der erstgeborne Sohn Johann Paul I., Besitzer des ersten italienischen Fideicommisses und Chef der unter der Firma: Hans Widman fortbestehenden Handlung zu Venedig, seit 1636 Freiherr, seit 1640 Graf von Widman oder von Ortenburg und seit 1646 Nobile Veneto, gestorben 1648, hatte sein Geschlecht fortgepflanzt.)

Johann Paul (I.) Erster Sohn verblieb zu Venedig, Regierer der Handlung und Italienischen Güter, verehelichte sich mit der Freyin Camilla von Grotta aus Kärnten, der Herren Ludwig und Anton Freiherren von Grotta eheleiblicher Schwester, und erzeugte mit ihr 8 eheliche Kinder, 5 Söhne und 3 Töchter, als: Ludwig (II.), Johann (II.), Franz, Martin (III.) und Caspar, (Maria, Anna und Maria Victoria.) Er starb 1648.

(Die Ordnung, in welcher die Söhne hier angeführt werden, ist nicht richtig; die ersten drei wenigstens folgen nach ihrem Alter so auf einander: 1. Franz, 2. Johann II., 3. Ludwig II.; wie Martin III. und Caspar einzureihen seyen, ist mir nicht bekannt.)

1. Maria verehelichte sich mit dem Nobile Franz Sanudo in Venedig und (sie) erzeugten neben mehreren (andern) ehelichen Kindern Mathias und Peter, welcher (letztere) sich mit der Nobile Mocenigo verehelicht.

2. Anna, verehelicht sich mit dem Nobile Franz Giustiniani und erzeugte Johann Paul und Ludwig, welcher (letztere) sich mit der Nobile von Grotta verehelichte.

3. Maria Victoria, ist Klosterfrau zu St. Daniel in Venedig geworden.

1. Johann (II.) unverehelicht gestorben anno 1676. Hans, erster (unrichtig, soll vielmehr nur zweiter heißen) Sohn Johann Pauls hat vermöge seines Testamentes 30,000 Ducaten Capital solchergestalt vermacht und verschafft,

daß von den 1500 Ducaten jährlichen Interesse 30 Jungfrauen aus der Pfarre St. Canzian in Venedig ausgeheirathet werden und einer jeden zum Heirathsgut 50 Ducaten gereicht werden sollen. „Vnd gehan die Jungfrauen groß und klein in selbiger Pfarr am bestimbten Tag in die Kirch die Zedlen (Zettel) hoben, welche sich aber Ihres Jungfrau Standt nit halt, verliehrt auch das Jus zu den 50 Ducaten ob sie gleich die Zedl gehabt hätte."

2. „Marthin (III.) wahr Comandant über die Gallern (Galleere) ist ohne Ehe gestorben."
3. „Caspar ist auch Comandant über ain Gallern gwössen, Starb auch unverehelicht."
4. Franz (daß er nicht der viertgeborne, sondern vielmehr der erstgeborne Sohn gewesen sey, ist schon oben bemerkt worden) verehelicht sich mit der Nobile Marina Zandini von Venedig und erzeugte mit ihr 2 eheliche Söhne, Anton und Johann Paul (II.)

a) Antonio wurde Abt und päpstlicher Gubernator zu Bologna, Fermo, Perugia und General-Gubernator zu Maxurata, auch Chierico di Camera.

b) Johann Paul (II.) verehelicht sich mit der Nobile Angela Bregodini und erzeugte mit ihr 3 eheliche Töchter

a) Elisabeth ist im Kloster St. Catharina A. 1717 gestorben;

b) Maria verehelicht sich mit dem Nobile Vittore Mosto und erzeugte . . . . (nicht angegeben)

c) Cäcilia verehelicht sich mit dem Nobile Francesco Bettoni anno 1720*).

5. Ludwig (II.) fünfter (irrig, war der drittgeborne) Sohn Johann Pauls (I.) verehelicht sich mit der Nobile Paulina Quarini und erzeugte mit ihr 2 eheliche Söhne Ludwig (III.) und Johann (III.)

a) Ludwig (III.) verehelichte sich mit der Nobile . . . Foscari und erzeugte mit ihr einen Sohn Johann (IV.)

b) Johann (III.) verehelichte sich mit der Nobile . . . Bonsodini und erzeugte mit ihr folgende eheliche Kinder (für deren Namen zwar im Manuscripte Raum gelassen wurde, welche jedoch nicht angeführt werden. Es bricht vielmehr hier die Genealogie der Grafen von Widmann ab.

„Specification.

„Welche die Freyherrschafft St. Paternian zu Regie-„ren bekhomben haben, dann es ist zwischen der Familiæ ein „Vergleich getroffen worden, daß die Hochheithen dessen Frey-„herrschafft allein der Eltiste in Jahren zu Regieren vnd „Genießen haben soll, ist A. 1694 auf Neues Confirmirt „worden."

	Jahr Regierung angetrötten von	Jahr Abgestorben bis
„Hannß Widman Kaufft disse Frey-„herrschafft	1629	1634
„Marthin Widman sein sohn mit Brue-„der Ludwig	1634	1672
„Ludwüdig (!) Brueder allein . . .	1672	1674
„Franz Widman, Johann Pauls sohn „allein	1674	1675
„Hannß Widmann sein Bruder . .	1675	1676
„Ludwüdig (!) Widman auch Brueder	1676	1691
„Johann Paul des Franzen sohn . .	1691	1714
„Anthony sein Bruder, Abbt vnd „Chierico de Camera"	1714	

*) Diese Jahreszahl ist die jüngste im ganzen Manuscripte, weßhalb es wahrscheinlich ist, daß letzteres ungefähr um das Jahr 1720 verfaßt worden sein dürfte.

„Specification

„wie die großen Widman von Orttenburg vnd Ihre For „Eltern abgestorben sein vnd allwo sie begraben liegen."

		Jahr	gelöbt
„Ulrich Widman zu Arnoldstein begraben, „in schloß Fuggerau gestorben . . .		—	
„Marthin sein sohn zu Villach gestorben .			
„Johann sein Enikhl in Venedig St. Can-„cian begraben		1634	
„Johann Paul in Venedig „gestorben	Alles Johannis	1648	
„Marthin 2te zu Bagnoli gest.	söhne, Erste	1672	
„Ludwig in Venedig gestorb.	Graffen v. Or-	1674	
„Christoph Cardinall zu „Romb gestorben . .	tenburg, Frey-	—	
„Davit General zu Romb „gestorben	herren von	1659	
„Bertholdus zu St. Pater-„nian (gestorben) vnd in Villach (bei) P. Capuzinern begraben	St. Paternian vnd Nobili in Venedig	1636	
„Martin 3te			
„Caspar			
„Franz	alle 5 Johann Paulls söhne	1675	
„Johann 2te	in Venedig gestorben	1676	
„Ludwig 2te		1691	
„Johann Paull 2te	in Venedig gestorben	1714	
„Antonio	Franzens söhne		
„Ludwig 3te	Ludwig (des) 2ten		
„Johannes 3te	Söhne		
„Johannes 4te des Ludwig 3ten sohn.			

(Der Beschluß folgt.)

Sehnsucht nach der Heimath.

(Sonett.)

O! fern von hier, in unnennbarer Ferne
Liegt still das Dorf, wo meine Lieben weilen; —
Uns trennen, ach, weht viele, viele Meilen!
Und doch, wie möcht' ich ziehen hin so gerne.

Von hier, wo ich recht bitter fühlen lerne
Der Trennung Schmerz, möcht' ich im Flug' hineilen.
Die Heimath kann allein die Wunde heilen,
Die blutet hier, von meinem Dorf' so ferne!

Nicht hör' ich mehr die wohlbekannten Töne,
Die lieblich stets im Herzen wiederklangen,
Nach welchen ich so inniglich mich sehne.

Noch einmal meine Lieben zu umfangen,
Der Mutter wegzuküssen eine Thräne —
Dieß ist mein einzig sehnlichstes Verlangen!

Rudolf Falb.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 37. Sonnabend, den 11. September. 1858.

Österreichs Soldat an der Wiege des Kronprinzen*)

Sey uns gegrüßt, du Kaiserkind,
Willkommen, gottwillkommen!
Was mag zum Wiegenangebind
Von Oesterreichs Heer Dir frommen?
Der Kaiser hat es schnell bedacht,
Als man ihm einen Sohn gebracht:
„Es sey, sprach Er: mein Kleiner,
Von meinen Braven Einer!"

Kaum ist das hohe Kaiserwort
Am Wiegenbett erklungen,
So bringt es wie im Sturme fort,
Vom Jubel nachgesungen.
Der Krieger wohl zu danken sinnt,
Doch hell ihm nur die Thräne rinnt;
Er möcht' sein Inn'res zeigen,
Und kann nur schweigen — schweigen.

Denn wie gerührt er lesen mag
In seines Kaisers Mienen,
So ist ihm der Vergeltungstag
Der Treue heut' erschienen.
„Es sey der heißerflehte Sohn
Nun meiner Tapfern schönster Lohn, —
Ich widme Ihn dem Heere
Geschmückt mit Kriegerehre."

Und Thränen in den Blicken naht,
Gehorsam Deinem Winke,
Des Prinzen Wiege der Soldat,
Daß er dort niedersinke,
Vereint die theuren Züge schau
Des Kaisers und der hohen Frau,
Die Herrschaft und die Milde,
In dieses Engels Bilde;

Daß er, der freudig ja sein Blut
Für Dich, o Herr, vergoßen,
Gegeben säh' in seine Huth
Der Krone edlen Sproßen;
Daß an der Wiege Dankaltar
Im Namen er der Brüderschaar,
Die Blicke fromm erhaben,
Den Schöpfer möge loben.

So laßt denn Schlummer süß und mild
Vom Kaiseraar Ihm fächeln,
Der Fahne Muttergottesbild
In Siegesglanz Ihm lächeln!
Bald reizt Ihn ja des Helmes Gold,
Bald ist Er wohl dem Antlitz hold,
Gebräunt in manchem Streite,
Des Wächters Ihm zur Seite!

O Tag des Stolzes, Tag der Lust,
Wenn Ihn die treuen Schaaren
Wohl blüthenreich und selbstbewußt
Im grünen Feld gewahren!
Gibt Er Dir sinnig das Geleit,
Läßt Du Ihn, Herr, an Deiner Seit'
In Jugendkraft sich wiegen,
Die Reih'n hinunterfliegen.

Dann möge seines Auges Strahl
Uns an die Zeiten mahnen,
Als Du, o Herr, das erste Mal
Erschienst vor unsern Fahnen.
Und eine Freudenthräne schleicht,
Daß Dir Dein hoher Erbe gleicht,
Wie Du so herrlich prange,
Hernieder manche Wange.

Ischl, 25. August 1858.

Friedrich Marx.

*) Obiges Gedicht wurde zwar von der „Theater-Zeitung" mitgetheilt, jedoch vom Herrn Verfasser selbst für die „Carinthia" eingesendet, wofür wir ihm zu herzlichem Danke uns verpflichtet finden. D. R.

Tagebuch der ersten Besteigung des Großglockners im Jahre 1809.

Durch die in der heurigen Gemälde-Ausstellung den allgemeinen Beifall erhaltenen Glockner-Bilder unsers vaterländischen Kunstjüngers M. Pernhart wurde die Aufmerksamkeit auf Alles, was diesen Bergkönig Oesterreichs betrifft, neu erweckt und dergestalt gesteigert, daß die Beschreibung der ersten Besteigung desselben, und derselben Möglichmachung gewiß allen Naturfreunden willkommen seyn wird. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist vorüber, und es dürften nur Wenige mehr leben, die sich dieser Zeit erinnern und jenes Tagebuch gelesen haben, welches die einfache und getreue Beschreibung dieser ersten Glockner-Besteigung mittheilte, und in den vom Freiherrn v. Moll herausgegebenen „Jahrbüchern der Berg- und Hüttenkunde" erschien. Irren wir uns nicht, so wurde diese Beschreibung von dem damaligen F. B. Consistorial-Sekretär und späteren Probsten Johann Zopoth verfaßt. Wir wollen nachfolgend einen gedrängten Auszug liefern, und am Schluße einige Bemerkungen hinzufügen.

Unter den für die Physik der Erde wichtigeren Begebenheiten des zu Ende laufenden achtzehnten Jahrhunderts verdient auch das Unternehmen, die Kuppe des wegen seiner ausnehmenden Höhe und seltenen Form weit umher berühmten Berges „Großglockner" zu ersteigen, seinen Platz.

Es waren bisher nicht nur von Naturforschern aus verschiedenen Ländern mehrere, jedesmal fruchtlose Versuche gemacht worden, selbst die Bewohner des Hochgebirges Kärntens und Salzburgs, vermochten es bis jetzt noch nicht, ihren sonst des Kletterns gewohnten Fuß auf die Spitze dieser mächtigen Felspyramide zu setzen. Muth und Kräfte waren immer schon erschöpft, als man kaum noch die Hälfte dieses furchtbaren Berges hinangeklimmt war; daher hielt man auch seine Besteigung zu allen Zeiten für schlechterdings unmöglich.

Das Jahr 1799 löste auch diesen Knoten. Der noch nie bezwungene Großglockner wurde erklettert, und auf der Spitze desselben zum bleibenden Denkmale ein eisernes Kreuz befestiget.

Das Unternehmen war mit schweren Vorbereitungen, mit großer Anstrengung und vielen Kosten verbunden. Vielleicht wäre es für immer oder doch noch lange unterblieben, hätte nicht des Fürstbischofs von Gurk, aus dem fürstlichen Hause von Salm-Reifferscheid, unternehmender Geist die Bahn gebrochen. Schon lange hatte dieses Felsenwunder die Aufmerksamkeit des Fürsten, eines innigen Verehrers der Natur und ihrer großen Werke, rege gemacht. Die Güter dieses Fürsten, seine Gewerke, seine Residenz zu Klagenfurt enthalten eine Fülle von Denkmalen, die für seine Kenntnisse und Vorliebe an Seltenheiten der Natur und der Kunst entscheiden. Immer ward bei dem Anlasse der bischöflichen Visitationsreisen in jene Gebirgsgegenden auch eine Wanderung an diesen Berg gemacht, obschon er rings umher mit weitläufigen Eisfeldern und Gletschern, die überfetzt werden mußten, umgeben ist.

Die Behauptung der Gebirgsbewohner, daß die völlige Besteigung des Berges unmöglich sey, schien sich jedesmal zu bestätigen. Doch nichts lähmte den Feuereifer des Fürsten. Die Größe der Schwierigkeiten war ihm jedesmal ein neuer Sporn zu Unternehmungen, und allzeit kam er mit neuen Plänen zurück, die endlich mit dem erwünschten Erfolge gekrönt wurden.

Bevor wir der Vorbereitungs-Anstalten erwähnen, wollen wir von der Lage des Berges und seiner Figur vorläufige Kenntniß nehmen.

Der Großglockner liegt an dem äußersten Ende des Möllthales, und begränzt zugleich Kärnten, Tirol und Salzburg. Wenn man ihn von jener Seite, wo es allein möglich ist, ihn zu besteigen, gerade vor sich hat, so nimmt man eine Kette von Felsengebirgen gewahr, welche die Provinz Kärnten auf die natürlichste Art zu umfassen scheinen.

Am Schluße dieser Felsenkette, dort, wo der Winkel am spitzigsten ist, erhebt sie sich zu einer Erstaunen erregenden Höhe. Hier steht der in Rede stehende Berg, dem Anscheine nach frei, und ohne Verbindung mit der langen Reihe minder erhabener Felsengebirge. Aber nur sein gewaltiges Emporsteigen erregt diese Täuschung; denn er schließt sich mit seiner Basis an diese an, und die niedrigern Berge bilden gleichsam sein Fußgestell.

Der Name Glockner oder Großglockner ward ihm sehr passend gegeben. Wirklich hat er die Gestalt einer Glocke, nur läuft er ungleich spitziger zu. Auf seiner Kuppe ist er gespalten. Zwar wird man diese Kluft in der Entfernung nicht gewahr; in der Nähe aber entdeckt man zwei Spitzen, wovon die höhere südwärts liegt.

Bisher hatte man ihn immer nur von der Pasterze aus, einer Alpe, welcher schon unser berühmter Botaniker Baron von Wulfen erwähnt, zu erreichen gesucht. Aber immer legten sich zwei unüberwindliche Hindernisse in den Weg. Ein mehr als vier Stunden langes Eisfeld reicht fast bis zum Fuße des Berges; aus ihm steigt plötzlich der ungeheure kahle Fels fast senkrecht empor. Hatte man auch nun mit vieler Mühe den Weg über das lange Eisfeld zurückgelegt, so stand man erst an der Ferse des unersteigbaren, Schauder erregenden Felsens. Eine andere Schwierigkeit war die allzugroße Entfernung von den letzten Wohnungen, selbst von den höchsten Alpenhütten. Wäre auch der Berg von dieser Seite seiner Steilheit wegen nicht unersteigbar, so müßte dennoch die höchst beschwerliche Reise von neun bis zehn Stunden über nackte Felswände und größtentheils über Eis und Schnee ohne Obdach zum Ausruhen, und bei dem fast beständigen Wetterwechsel auf dieser Höhe schon für sich allein noch vor Erreichung des Zieles die menschlichen Kräfte erschöpfen.

Dieser Umstand bewog den Fürsten, einige dortige Gebirgsbewohner auszuschicken, um einen minder beschwerlichen Zugang auf die Gebirgskuppe ausfindig zu machen, und — wenn dieser gefunden wäre — etwa auf der Hälfte des Weges eine Hütte zu bauen. Insbesondere hatte Herr Bergrath Dillinger zu Klagenfurt, ein seiner vielen dem Hofe geleisteten nützlichen Dienste wegen in allem Betrachte verehrungswürdiger Mann, sehr Vieles zu diesem glücklichen Entschluße des Fürsten beigetragen.

Der Anschlag gelang vollkommen. Unter der Anleitung und Mitwirkung des Herrn Pflegers Joseph Kuffian in Großkirchheim wurde wirklich ein, zwar immer noch sehr beschwerlicher, aber dennoch möglicher Zugang entdeckt. Man hatte zu dieser mühe- und gefahrvollen Unternehmung zwei beherzte Bauern aus der Heiligenbluter Pfarre gewählt. Beide hießen von nun an als erste Besteiger des Berges „die Glockner". Beide fanden denselben, und, wie man bis jetzt überzeugt ist, einzig möglichen Zugang. Den ersten Versuch machten sie am 15. Juni 1799. Sie kamen dießmal schon bis eine halbe Stunde zum Gipfel des Berges. Hier überfiel sie ein unerträglich-heftiger kalter Sturmwind mit Schneegestöber, so daß sie umkehren mußten. Einem von

ihnen erfroren auf dieser Höhe die Zehen. Der zweite Versuch wurde von denselben rüstigen Männern im darauf folgenden Monate am 23. Juli gemacht, wobei sie in so ferne glücklicher waren, daß sie mit Beihilfe eines 74 Klafter langen Seiles, welches sie hie und da befestigten, um eine Viertelstunde in die Höhe Vorschub gewannen. Sie fanden aber, daß zur völligen Ersteigung des Gipfels eine etwa 7 bis 8 Klafter lange Leiter erforderlich wäre. Da ihnen nun diese fehlte und sie überdieß wieder vom Sturme überfallen wurden, so konnten sie auch dießmal ihr Ziel nicht gänzlich erreichen.

Indessen überzeugte man sich dennoch von der Möglichkeit, des Glockners höchste Kuppe zu gewinnen. Und nun schritt man auch schleunig zur Erbauung der Hütte.

Wer immer diese mühevolle, aber unaussprechlich lohnende Bergreise machen sollte, wird gestehen müssen, daß man kaum einen bequemeren Platz für die Hütte ausfindig machen konnte. Sie steht weit über der Hälfte des Weges; denn man reitet vom letzten Dorfe Heiligenblut aus beinahe sechs Stunden, ehe man sie erreicht. Von ihr weg kann man nur mehr drei mäßige Stunden bis zur letzten Höhe des Berges rechnen.

Bedenkt man aber, daß jetzt erst im eigentlichen Sinne der halsbrecherische Weg über stätes Eis und schneidende Felsengrate beginnt, wozu erneuerte Kräfte erfordert werden, so muß man bekennen, daß sie da ungleich zweckmäßiger angebracht ist, als es auf abgezirkelten halbem Wege geschehen wäre.

Es ist dieß ein Umstand, den die beiden „Glockner" in Anschlag gebracht haben mochten, da sie anfänglich den Platz zur Hütte sogar noch eine gute Stunde höher wählten, auch bereits die Baumaterialien an dieser erhabenen Stelle vorbereiteten. Aber der Boden war hier mit undurchdringlichem Eise bedeckt, und sie mußten den Bau an einer Stelle aufgeben, worauf sie mit aller Anstrengung nicht bis an die Oberfläche der Erde eindringen konnten.

Zu Ende Juli stand sie bis zur Bewohnung fertig da, diese niedrige, aber höchst merkwürdige Hütte, und nun bereitete sich der Fürst mit seinem Gefolge zur Reise. Leider hatte man verschiedener Hindernisse wegen die einzigen, solch einer Unternehmung günstigen Tage des laufenden Jahres versäumen müssen.

Es wurde daher erst am 16. August von Klagenfurt aufgebrochen. Die nöthigen mathematischen Instrumente (sie wurden getragen) Geräthe, Fuhr- und Reitpferde waren einige Tage früher vorausgegangen. Alles kannte keinen andern Wunsch, als nur den eines günstigen Wetters; aber kaum noch war die erste Poststation zurückgelegt, als sich schon heftiger Regen einstellte.

Wir reisten drei Tage, bis wir Heiligenblut, die letzte Pfarrei an den Gränzen Tirols und Salzburgs, um 7 Uhr Abends erreichten. Einen ganzen Tag waren wir in einem einspännigen Wägelchen gefahren, denn diese sind auf jenen engen steinichten Hohlwegen, die sich größtentheils dicht an dem sehr reißenden Möllfluße hinziehen, und an manchen Stellen durch das hereinhangende Gesträuch noch mehr beschränkt werden, die sichersten. Unser Weg führte uns durch Döllach, einen durch die von dem Bergrathe Dillinger auf Rechnung des Hofes angelegte Zinkfabrik neuerlich merkwürdig gewordenen Ort.

Da es vom frühen Morgen bis an den Abend fast ununterbrochen geregnet hatte, so waren wir bei unserer Ankunft ganz durchnäßt. Das Wetter während drei Tagen gab uns die ungünstigste Aussicht. Zwar hatte es viel geregnet, aber immer noch zu wenig für unsere Absichten; denn noch immer erhob sich nicht jener Wind, welcher, wenn heiteres Wetter eintreten soll, vom Heiligenbluter-Tauern herabblasen muß. Umsonst sehnten wir uns nach ihm, so eindringend auch die Kälte ist, die er gewöhnlich mitbringt. Noch immer hingen trübe und schwere Wolken am Horizonte.

Am 18. August Abends, als wir in Heiligenblut eingetroffen waren, konnte man noch keine Spur von unserm Berge entdecken, da doch bei hellerm Wetter gerade vor dem Pfarrhofe sein Anblick so schön ist. Uebrigens ist er auf dem ganzen Wege hieher nirgends sichtbar, auch bei dem heitersten Himmel, außer einer Stelle, eine halbe Stunde vor Heiligenblut, wo sich eine kleine Fläche öffnet, in der die Kirche Pockorn steht.

Doch wir haben ja eine Hütte, die uns gegen alle Ungemache der Witterung schützt, und in welcher wir ruhig eines heitern Tages harren können! — So trösteten wir uns, und in dieser tröstlichen Stimmung machten wir noch am nämlichen Abende Anstalten zur Reise auf den Berg. Jeder suchte die von ihm mitgebrachten Geräthe zum Klettern, Fuß- und Knie-Eisen, den langen Stock mit der eisernen Spitze rc. aus den Wägen hervor. Zugleich wurden Pack- und Reitpferde bestellt, deren wir dreizehn nöthig hatten. Proviant aller Art, auch eine Handapotheke und das so unentbehrliche Fäßchen Wein wurde dabei nicht vergessen. Des andern Tages am 19. August mit dem frühesten Morgen ging es an's Aufladen. Bis alle Pferde, deren einige erst von den höchsten Alpen herabgebracht werden mußten, und die nöthigen Träger alle versammelt, bis sie dann beladen waren, verging der Morgen. Endlich um 10 Uhr machten wir uns insgesammt auf, und begannen unter Segenswünschen der zurückgebliebenen guten Einwohner von Heiligenblut, die ihre Sorgfalt für uns auf eine für jeden unvergeßliche, theilnehmende Art zu erkennen gaben, den Zug.

Nebst dem Fürsten machten noch neun Personen den Weg bergan zu Pferde, und die ganze Caravane bestand in dreißig Köpfen, worunter neunzehn Bauern waren. Jeder derselben, welcher ein Pferd zu der Reise vermiethet hatte, trat ihm vor, oder begleitete es; die übrigen wurden als Träger gebraucht. Froher Muth herrschte durchaus; auch der Tag war schön, und bald sah sich die Gesellschaft genöthiget, der brennenden Hitze wegen die Oberkleider abzulegen.

Unter denen zu Pferde befand sich keiner, der nicht schon öfter so einen Ritt auf Berge gemacht hätte. Es war also auch keinem unbekannt, daß man sich nur der Pferde aus der Gegend, die dieser Wege gewohnt sind, mit Sicherheit bedienen könne. Wir müssen hier diese vielfältig bestätigte Wahrheit gelegentlich in Erinnerung bringen, daß es ja keiner wage, mit eigenem, oder was immer für einem Rosse, das nicht aus dieser Gegend ist, hier bergan zu reiten! Schrecklich ist der Weg, über welchen da der Reiter hinan muß. Niemand würde es glauben, der es nicht mit eigenen Augen sieht, wie man über beinahe blanken Fels, und noch dazu bergan und bergab auf diesen traulichen Thieren dahin wallt; obschon hier selbst für Fußgeher, wenn sie nicht geübte Bergsteiger sind, fast gewisse Todesgefahr ist; der äußerst schmalen Steige, die das Auge, wenn man gerade vor sich blickt, oft nicht einmal zu unterscheiden vermag, und der gewöhnlich nur mit einigen schwankenden Bäumchen gelegten Hohlwege gar nicht zu gedenken. Dennoch sind wir mit diesen Pferden gut fortgekommen. Jedem ist es rathen, sein Pferd größtentheils nur sich selbst ruhig zu überlassen, und sich außer einer manchmal nöthigen Leitung links und rechts oder eines nachdrücklichen Zurufs, wenn ein besonders gefährlicher Posten zu übersetzen ist, nicht weiter darum zu bekümmern.

Leute, die öfter der Schwindel befällt, dürfen es durchaus nicht wagen, diesen Weg, auch nicht einmal eine Stunde weit von Heiligenblut aus, zu Pferde zu machen. Sie wären in der höchsten Gefahr, durch hundertfache Todesangst gequält, endlich unwillkührlich, vielleicht wohl gar in unermeßliche Tiefen von ihren Sätteln herabzustürzen.

Dieser furchtbaren Vorstellung wegen ward auch bei dieser Gelegenheit mit Aufwand ein anderer Weg, und zwar über die Gößnitzalpe, wo in alten Zeiten ein sehr reiches Goldbergwerk bestanden hat, zubereitet. Aber diese neu angelegte Bahn war volle zwei Stunden länger, und unsere Führer sahen, daß wir nicht „kopfscheu" waren. So nennen die Eingebornen das „Schwindlichseyn" und glauben, es müsse hier wohl überhaupt allen Städtern schwindeln. Sie hatten sich bis dahin überzeugt, daß wir auch für die übrigen gefährlichern Strecken Muth genug hätten.

Als wir nun an die Stelle geriethen, wo sich die Wege scheiden, und wo wir in den neuen Pfad über die Gößnitz einleiten sollten, fragten sie uns, ob wir nicht denselben Weg noch weiter fortsetzen wollten?

An diese Wegscheidung kömmt man, nachdem man schon mehr denn eine Stunde, und zwar immer sehr steil, bergan geritten ist. Da wir schon einige der gefahrvolleren Strecken glücklich zurückgelegt hatten und jetzt in Erfahrung brachten, daß der neue Weg so beträchtlich weiter sey, so entschlossen wir uns ohne viele Ueberlegung, auf dem alten Pfade zu bleiben.

Es ist wohl zu bemerken, daß hier immer noch von dem Wege bis zur Hütte die Rede ist. Groß sind hier die Gefahren; aber sie sind nichts gegen diejenigen, die man erst von der Hütte weg gegen die Spitze des Berges besteht. Indessen findet der Freund der Natur schon auf dem Wege bis zur Hütte seine Mühe tausendfach belohnt. Es gibt da eine herrliche Augenweide, eine Manigfaltigkeit der Gegenstände, die den aufmerksamen Forscher in stäter Beschäftigung erhält. Hier ein prächtiger Wasserfall, dort ein Felsengebäude, als wär' es durch Kunst wie Mosaik zusammengefügt, bald wieder auf der einsamsten Höhe eine Gruppe von Menschen, die das kleine, kaum über die Erde aufschießende, aber zur Fütterung unübertreffliche Gras sorgfältig sammeln. Die Alpen selbst sind mit Blumen und Pflanzen von den schönsten Farben und den lieblichsten Wohlgerüchen gleichsam bedeckt. Einem Naturforscher, der auf diesem Pfade zu Fuß dahin schlenderte, müßte ein Tag wie wenige Augenblicke verschwinden. Auch wir, so sehr wir Eile hatten, konnten doch Floren's Reizen nicht wiederstehn. Wir ließen uns die den Pferden nachfolgenden Bauern Blumen pflücken, unter denen uns vorzüglich das bescheidene Satyrium nigrum durch seinen vortrefflichen Vanilleduft bezauberte.

Etwa eine gute halbe Stunde vom Orte Heiligenblut kömmt man rechts an einem Wasserfalle vorüber. Was man auch für einen Weg einschlagen möge, so führt er jedesmal dicht an dieser schönen Cascade vorbei. Das häufige Wasser des Gößnitzbaches stürzt da mit furchtbarem Getöse hernieder, und zerstäubt auf der Felsenschale, die es sich selbst grub. Wolken bildet der Staub, und es scheint sich fortwährender Rauch aus der Erde emporzuheben. Herr von Hohenwart, der bekannte Naturforscher, hatte schon öfters bei dieser Cascade verweilt, und ihr den Namen „Wasser-Vulkan" gegeben.

Der Weg, auf welchem gewöhnlich die Bauern nach ihren Alpen ziehen, und den auch wir der Kürze wegen eingeschlagen hatten, führt zwischen der Gößnitz und der Leiter hindurch, wovon erste zur Linken, letzte zur rechten Seite steht. Sonst ging man auf die Pasterze, um den Glockner zu besteigen, dann steht die Leiter dem Wanderer links. Aber nie erreichte man auf diesem Wege den Zweck, und mußte sich immer nur damit begnügen, den Berg aus der Ferne anzustaunen. Diese Nachweisung wird unsern Nachfolgern überflüßig. Aber auch der von uns verfolgte Pfad kann unmöglich so deutlich beschrieben werden, daß man ihn ohne Führer finden könnte. Er schlängelt sich endlos hin und her. An manchen Orten ist auch dem sorgsamsten Auge nicht die mindeste Spur eines Fußtrittes von Menschen oder Thieren bemerkbar.

Obschon uns die drückende Hitze, die sich um die Mittagsstunde eingestellt hatte, nichts Gutes weissagte, so glaubten wir dennoch damals noch nicht, daß sie uns endlich so übel bekommen würde, als wir es erfahren mußten. Der Himmel hüllte sich bald wieder in Wolken; zugleich fing es an, in eben dem Grade kalt zu werden, als es vorher auf uns niedergebrannt hatte. Schon waren vier und eine halbe Stunde Weges zurückgelegt. — Wir befanden uns sehr hoch zwischen dem Leiterbache und dem Schermsteige. Ein schrecklich tiefer Abhang führt zu dem Bache, welchen wir übersetzen mußten. Alle stiegen vom Pferde und machten diese Strecke zu Fuß. Indessen sahen wir wohl, daß die Bergspitzen rund umher sich mit dichten Wolken bedeckten, in die wir mit unsern Köpfen hereinzureichen schienen, so hoch standen wir selbst. Wir achteten wenig darauf, und hofften noch vor dem Ausbruche eines Hochgewitters unsere Hütte zu erreichen. Wir strengten uns an, so viel wir konnten. Aber nur wenige Schritte noch hatten wir vorwärts gemacht, und es fuhr ein heller, flammender Blitz über unsere Häupter hinweg. In demselben Momente folgte ein Knall, der zwischen den Felsenklüften in's Unendliche wiederhallte. Wirklich hatte der Blitz sich links unfern von uns in eine Felswand geworfen. Mehrere sahen ganz deutlich, auch konnte man es sehr leicht bemerken, daß das Gewitter tief unter dem Glockner schwebte. Nur ein Blitz, nur ein Schlag war's, aber diese von so seltner Art, daß wir, so gräßlich sie waren, dennoch das Wiederkehren noch einiger solcher Erscheinungen sehnlich wünschten. Es war ein durch 8 bis 10 Minuten anhaltendes Wettklatschen eines zahlreichen Trupps rüstiger Postknechte. So brach und erneuerte sich der Knall an den tausend und abermal tausend Wänden und Klüften der uns umgebenden Felsen.

Aber an die Stelle der gewünschten seltsamen Töne trat nun der allgewaltigste Hagelregen, so heftig, als ihn jemals der Reisenden einer gesehen hatte. In wenigen Augenblicken waren wir durch und durch getränkt und gebadet. Wir schienen in eines strömenden Wassers Mitte zu stehen. Hier war kein Rettungsmittel. In Demuth mußten wir unsern Nacken den Strömen der fallenden Fluth hinbiethen. Unsere Hütte war noch anderthalb Stunden aufwärts entlegen. Die guten Bauern waren voll des herzlichsten Leidwesens. Mit tröstlicher Stimme versicherten sie, es sey bis dahin nur mehr eine halbe Stunde Weges. Aber Bauern sind von jeher schlechte Stundenzeiger. Eine, oder wohl gar ein Paar Stunden darauf kommt es ihnen nicht an. Keine Alpenhütte (wir hatten hier alle schon weit hinter uns zurück gelassen), auch nicht ein Baum, wäre es sonst rathsam gewesen, unter ihn sich zu flüchten, bot uns auf dieser Höhe ein Obdach. In diesem Zustande mußten wir erst über den Leiterbach setzen. Dieser war sehr reissend. Dennoch wateten die Meisten zu Fuß hinüber, denn träufender-naß konnte schon keiner mehr werden, als er es vorher war. Aber jetzt war uns die schauerliche Kälte über den ganzen Leib bei weitem das Unerträglichste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 38. Sonnabend, den 18. September. 1858.

Aus meinem Tagebuche.

Zweite Glockner-Besteigung in diesem Jahre.

Während meines heurigen Verweilens in Heiligenblut vom 31. August bis 5. Sept. wurde ein Wunsch erfüllt, der schon lange in mir schlummerte, nämlich: einmal selbst Zeuge einer gelungenen Glocknerbesteigung zu seyn, und es dürfte von Heiligenblut aus selten eine so vollständige Beobachtung stattgefunden haben, als es dießmal der Fall war. Die Anwesenheit unsers verdienstlichen, vaterländischen Kunstjüngers Markus Pernhart in Heiligenblut, der ein günstiges Wetter abwartete, um den Großglockner abermals ersteigen zu können, und da eben ein länger anhaltendes günstiges Wetter nach mehreren Regentagen zu hoffen war, verlängerte meinen hiesigen Aufenthalt.

Am Morgen des 2. Sept. machten wir, der allgemein geschätzte Herr Ortspfarrer W. Urschitz, M. Pernhart und ich eine Parthie auf die „Fleiß", stellten dort das treffliche Fernrohr des Herrn Ortspfarrers auf, und genoßen den erhabenen Anblick des Glockners, seiner Abstürze und des „Pasterzengletschers" so deutlich, als ob wir in nächster Nähe derselben stünden. Pernhart's Erklärungen aller ihm bekannten und größtentheils von ihm selbst betretenen Stellen erhöhten das Vergnügen der Umschau, und so erhielt ich ein treues unauslöschliches Bild eines der merkwürdigsten Theile meiner Heimath. Der herrschende Wind, der Zug, den die Wolken nahmen, ließen am folgenden Tage ein günstiges Wetter erwarten, und so wurde von Pernhart die Besteigung des Glockners beschlossen und nach unserer Rückkunft in Heiligenblut vorbereitet.

Schon hatte die 5. Nachmittagsstunde geschlagen, als Pernhart mit den drei Führern, Johann Granegger vulgo Kramser, Balthasar Ladner und dem Schmid von Podorn, denen sich noch der Jurist Koller, der schon im vorigen Jahre Pernhart auf zwei seiner Glocknerbesteigungen begleitet hatte, anschloß, seine Reise antrat.

Wir gaben ihnen bis zu den letzten Häusern im Thale, wo es dann aufwärts geht, das Geleite. Auf diesem Wege ward uns das Glück zu Theil, Seiner Excellenz dem Herrn Minister des Innern Freiherrn von Bach zu begegnen, der eben von einer Fußparthie auf den Pasterzengletscher zurückkehrte, und welcher Pernhart, von dessen Entschluß, den Glockner zu besteigen, schon durch einige Tage in Heiligenblut gesprochen wurde, anredete, und sich so ein längeres Gespräch, überhaupt Alpenübersteigungen betreffend, entspann. Nachdem Seine Excellenz dem rüstigen Pernhart Glück zu seinem Unternehmen auf eine recht leutselige Art und Weise wünschte, wanderten wir auf entgegengesetzter Seite fort, Seine Excellenz nach Heiligenblut, indeß wir Pernhart noch eine Strecke weiter begleiteten. —

Nach den Mittheilungen, welche Pernhart bei seiner Rückkunft am 4. Sept. mir und Mehreren machte, erreichten sie nach drei Stunden die Leiterhütte, mußten daher schon im Dunkel der Nacht, da sie ohne Laternenlicht waren, den sehr bedenklichen sogenannten Katzensteig passiren. In der Leiterhütte angekommen, wurden alle Erfordernisse zur Glocknerfahrt gerichtet und ein frugales Nachtmahl genossen. — Nach einem kurzen Schlaf, und als die erste halbe Stunde des 3. Sept. vorüber war, befanden sie sich schon auf dem Wege. Ohne besondere Hindernisse gelangten sie auf die Hohenwartscharte und endlich auf die Adlersruhe; dort blieb der Jurist Koller zurück, um die noch seit Fürst Salm's Zeit bestehende ohngefähr drei Fuß hohe nur eine Seite bildende trockene Mauer zu erhöhen, und so einen Raum auf drei Seiten, die vierte bildete ein Fels, durch Uebereinanderschichtung der sich dort vorfindigen Steinplatten mit einer vier Fuß hohen trockenen Schutzmauer, einen schmalen Eingang leer lassend, zu umgeben, da Pernhart's Plan war, wenn er seinen Zweck mit einem einmaligen Verweilen auf der Glocknerspitze nicht ganz erreichen würde, nur bis zur Adlersruhe zurückzukehren, dort zu übernachten, um dann am folgenden Tage recht früh wieder die Spitze erklimmen und sein Vorhaben ganz vollenden zu können. —

Schon am frühen Morgen waren wir in Heiligenblut bereit, durch das bereits genannte Fernrohr die kühnen Steiger aufzusuchen, was uns auch um halb 8 Uhr gelang, als sie die Adlersruhe verlassen hatten. Nun konnten wir sie ohne Unterbrechung auf der weißen Schneefläche beobachten. Aus ihrem langsamen Vorwärtsschreiten und der Richtung, die sie nahmen, schloßen wir auf eine tiefere Schneedecke, wie es auch wirklich war. An der Spitze ging der brave Kramser, dann folgten die andern Drei. Wir sahen deutlich das Einhauen von Stufen, deren aber diesesmal weniger nöthig waren, indem der Schnee auf längeren Stellen etwas nachgab, und so jeder sich selbst dadurch Stufen machte.

Es war bereits gegen halb 10 Uhr, als sie die erste Spitze erreichten, was sie durch das Schwenken eines weißen Tuches ankündigten. Nun verschwanden sie unserm Auge. Lange währte es nun, bis wir sie wieder zu Gesichte bekamen; die Ursache davon war, daß der Uebergang zur zweiten Spitze, der sogenannten „Schmide", dem gefährlichsten Punkte, ganz anders gebildet war, und in einer etwas gebogenen Linie an einer glatten schneelosen Felsenwand endete. Nur die Entschlossenheit und Kühnheit des als Führer ausgezeichneten Kramser's machte die Erreichung der höchsten Spitze diesmal möglich, indem er feine langstielige erprobte feste Hacke oder der Felswand einschlug, dann nach dem Stiele derselben aufwärts kletterte, und durch seine Hilfe den Uebrigen emporhalf, — ein Wag-

stück, das wenige seines Gleichen zählt, wenn man die unten gähnende kaum bemeßbare Tiefe erwägt, über welcher nur die Kraft zweier nervigen Hände eines Mannes wie Kramser sich empor halten konnte.

Nun begann abermals das Einhauen von Stufen, und so sahen wir um halb 11 Uhr die triumphirenden Sieger auf der höchsten Spitze des Glockners. Auch diese hatte an Raum verloren, da eine bedeutende Eis- und Schneemasse gegen die Pasterze abgestürzt war, und überhaupt auf der Spitze sich weniger Schnee als sonst vorfand, was wohl dem heftigen Winde zuzuschreiben ist.

Die Sonne sendete schon beim Hinansteigen und nun auch auf der Höhe heiße Strahlen auf ihre Scheitel, so daß die Führer ihre Röcke auszogen und sich in den Schnee hinlagerten, um auszuruhen. Pernhart machte sich nun an die Arbeit, die nächsten Parthieen von der Pasterze gegen den Glockner zur Vervollständigung seines herrlichen Panorama's aufzunehmen. Um mit der Zeit zu kargen, konnte Pernhart nicht ununterbrochen zugleich Thermometer-Beobachtungen machen; auffallend nur war es, daß um Ein Uhr, während die Sonnenstrahlen am Gipfel heiß niederbrannten, das Thermometer, welches Pernhart im Schatten gegen die Pasterze frei hinabgehangen hatte, auf Null zeigte.

So wurde es Drei Uhr Nachmittags, als wir sahen, wie sie Anstalt zum Aufbruche machten. Pernhart sagte mir nach seiner Rückkehr, daß um diese Zeit die glühende Hitze auf einmal von einem so kalten, schneidenden Winde verdrängt wurde, daß er dergestalt zu zittern begann, daß jede fernere Arbeit unmöglich war.

Außer der Parthie zwischen den beiden Spitzen, konnten wir sie nun wieder vollständig beobachten. Beim Absteigen schlugen sie eine andere Richtung ein; auch der Versuch des Abfahrens (Abrutschens) konnte nur eine kurze Strecke vollführt werden, da der Schnee zu weich war und sich an beiden Seiten so wie vorne hoch aufballte. Um 4 Uhr erreichten sie die Adlersruhe, und dadurch entschwanden sie unserer Beobachtung. —

Nun wurde von den Besteigern berathschlagt, was Alles zu thun sey, um die Uebernachtung auf der Adlersruhe möglich zu machen. Schon bei Verlassung der Leiterhütte in der Nacht wurde einem Halter (Hirten) der Auftrag gegeben, bis gegen Abend mit etwas Holz auf die Adlersruhe zu kommen, was auch geschah, und der dann ihre Zahl die Nacht hindurch auf fünf brachte, da Kramser mit Pernhart's Einwilligung um halb 5 Uhr nach Heiligenblut zurückkehrte, wo er auch um 9 Uhr anlangte: ein erstaunenswerth kurzer Zeitraum, während welchem er diese große Strecke zurücklegte. —

Es fing in Heiligenblut zu dämmern an, und wir warteten dessen, was Pernhart versprach, das uns sein Weilen auf der Adlersruhe verkündigen sollte. Um halb 8 Uhr riefen die Beobachter alle Gäste aus ihren Wohnungen, ein Schauspiel zu sehen, das vielleicht noch nie auf einer Höhe von 10,700 Fuß über dem Meere stattfand. Mehrere Leuchtkugeln stiegen von der Adlersruhe in den Nachthimmel empor, denen ein lange dauerndes bengalisches Feuer folgte, das die blaße Eispyramide des Großglockner's mit einem rothen Schimmer anhauchte. Staunen und unbegränzter Beifall erscholl ringsum, und Pernhart gewann sich durch dieses Unternehmen die Herzen aller Anwesenden. Ihre improvisirte Umfriedung war nicht viel über 5 Fuß lang und 4 Fuß breit, in der sie dergestalt lagerten, daß ihre Füße vereint mit Kotzen umwickelt waren, und diese fünf Glocknerbesteiger gleichsam einen Fächer bildeten, indessen ihre Oberleiber halb aufgerichtet an die spitzige Steinwand sich lehnten. Bangigkeit ergriff Alle, als der Sturm zunahm, und sie fürchteten, daß derselbe einzelne Steinplatten von ihrer improvisirten Umfriedung auf sie herabschleudern und ihr Leben in Gefahr setzen könnte.

Um der Kälte in etwas zu steuern, die um 9 Uhr mit einem heftigen Wind- und Schneesturm eintrat, so, daß sie zweimal eine geraume Zeit unter einer dünnen Schneehülle innerhalb ihrer dachlosen Schutzmauer lagen, bereiteten sie einen warmen Trank aus Wein, Rhum, Zucker und altem Schnee in einer eisernen Pfanne über der Holzflamme und wiederholten dieses viermal in dieser nordischen Nacht. Die Erinnerung an diese Nacht entriß dem muthvollen Pernhart in meiner Gegenwart die Aeußerung: „Dieß eine Mal und nie wieder!" —

Der Morgen des 4. Septembers brach an, aber vergebens suchten wir die kühnen Wanderer durch den Tubus. Sie weilten bis 9 Uhr Vormittags auf der Adlersruhe, und hofften, daß die Ferne sich hellen werde; aber obschon das Doppelhaupt des Bergkönigs rein war, waren und blieben doch die Fernen, besonders gegen Kals, auf welcher Seite Pernhart besonders Reinheit wünschte, von Nebeln und Wolken verschloßen, und nur dann und wann sah man durch einen Wolkenriß hie und da ein bekanntes Schneehaupt. Ganz eigenthümlich war der Sonnenuntergang am 3. September, und am folgenden Morgen der Ausgang der Sonne. Das Kämpfen der rothen Gluthscheibe mit den Nebeln und Wolken, und die außergewöhnliche Beleuchtung sowohl der Wolkenpartieen, als der über die Nebel emporragenden Alpenspitzen gaben dem unermüdeten Pernhart Gelegenheit zu Luft-, Licht- und Wolkenstudien.

Bevor die Glocknerbesteiger die Adlersruhe verließen, wurde mit Oelfarbe auf einer vom Sturme größtentheils geschützten Steinwand folgende scherzhafte Aufschrift gemacht:

Adlerwirth.

Hier übernachteten M. Pernhart und Koller mit noch drei Führern vom 3. auf den 4. September 1858. Sie empfehlen dieses Hotél allen P. T. Reisenden wegen Comfort und Billigkeit.

Um 3 Uhr Nachmittags am 4. September kam Pernhart mit seinen Begleitern unter den freundlichsten Begrüßungen aller Anwesenden und unsern herzlichen Umarmungen glücklich in Heiligenblut an. —

Selten, vielleicht noch nie mochte eine Glocknerbesteigung von Heiligenblut aus so umständlich beobachtet und, begleitet von solchen Ereignißen, gesehen worden seyn, als diese, und ich zähle den Tag zu einem meiner merkwürdigsten Lebenstage, an dem es mir gegönnt war, Zeuge einer Besteigung des Großglockners unter solchen Verhältnißen gewesen zu seyn.

Pernhart will noch so lange in Heiligenblut verweilen, bis das Wetter zu einer nochmaligen und letzten Glocknerbesteigung günstig ist, um sein preiswürdiges Unternehmen zu krönen. Möge der Himmel ihn begünstigen!

Heiligenblut am 5. September 1858.

S. M. Mayer.

Archäologisches.

Von P. Karlmann Flor.

In dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus caritas. S. August.

Der Herr Geschicht-Vereins-Sekretär, Anton Ritter von Gallenstein, spricht in der „Carinthia" vom 4. Sept. l. J. den Wunsch aus, es möchte ein vereinigtes Parere

über die Echtheit der etruskischen Steininschrift bei Würmlach im Obergailthale von Archäologen, Geologen und Mineralogen ausgesprochen werden. Schon dieser bezeichnete Umfang der Wissenschaften: Archäologie, Geologie und Mineralogie, die zur Beurtheilung der fraglichen Steininschrift erfordert werden, macht den Standpunkt der Kritik über diesen Gegenstand etwas schwierig. Denn die sogenannte klassische Archäologie und Philologie dürfte hier wohl nicht mehr ausreichen, zumal es sich hier handelt, ob die Inschrift erstens etruskisch sey; zweitens, wenn dieß der Fall ist, ob sie nicht aus jüngerer Zeit stamme; drittens, ob sie nicht eine Mystifikation sey; und endlich viertens, ob und was ihr Inhalt besage? Diese 4 Fragen will ich nun versuchen zu beantworten. Die erste Frage wird schon am leichtesten gelööt durch die Vergleichung der Charaktere der fraglichen Steininschrift mit dem etruskischen Alphabete in der „Sprachenhalle von Auer, die im hiesigen Geschicht-Vereine Jedem, der will, zur Einsicht vorliegt (Sprachenhalle vom Direktor und k. k. Hofrath R. v. Auer). Nun aber sieht man auf den ersten Blick die Gleichförmigkeit der Schriftzüge unserer Steinschrift mit dem genannten Alphabete mit Ausnahme einiger Eigenthümlichkeiten, die später besprochen werden, und somit wäre über die Frage: ob diese Inschrift etruskisch sey? kein Zweifel mehr. Die etruskische Sprache gehört aber zu dem semitischen Sprachkreise, wozu bisher gerechnet werden: die hebräische, chaldäische, syrische, phönizische, arabische und äthiopische, die alle 7 als Töchter einer gemeinsamen orientalischen Muttersprache wie Sondersprossen eines gemeinsamen Stammes erscheinen. Es fragt sich also: wie kömmt denn eine orientalische, respective eine etruskische Steininschrift nach Oberkärnten, in das obere Gailthal? Die Möglichkeit ist bereits gezeigt worden in der „Carinthia" 9, Jg. 1858, worauf ich hiemit hinweisen will. Allein, damit ist noch nicht die Echtheit der fraglichen Steinschrift bewiesen. Denn die eigentliche Bedenklichkeit bietet nicht so sehr die Schrift selbst, als vielmehr der Fels, der dieselbe trägt. Derselbe ist ein Urkalkstein ohne alle Glimmeradern. Der fragliche Fels ist offenbar in uralter Zeit vom Vorgebirge losgerissen worden und liegt gewiß seit sehr langer Zeit allem Unwetter und den Einflüßen jeder Jahreszeit preisgegeben da. Nun entsteht die Frage: ob eine Inschrift auf einem Urkalkfelsen nicht durch so viele Jahrhunderte verwittern mußte? Durch wie viele Jahrhunderte? Darin stimmen alle Geschichtschreiber überein, daß die Etrusker sich ihrer Schrift bis tief in die Zeit des römischen Kaiserthums bedient haben, obgleich kein bestimmtes Jahr angegeben werden könne. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß die römische d. h. lateinische Sprache später zu den Alpenbewohnern gedrungen sey, die ihre Muttersprache sowohl in Schrift als auch im Verkehr länger als die Städtebewohner und Flachländer bewahrt haben. Den sprechendsten Beweis hiefür liefern die sotto und tredici Communi, wie in der „Carinthia" vom 19. Juni l. J. Nro. 25 dargethan wird. Auch die Alpenvölker, sagt Livius (Liv. 5. 3), haben unstreitig etruskischen Ursprung, vorzüglich die Rhäter, welche aber die Gegend selbst verwilderte, so daß sie vom Alten weiter nichts als den Ton der Sprache, und auch diesen nicht unverfälscht, beibehielten.

Verwildern konnten sie nur, wenn sie des Verkehrs mit den gebildeten Römern entbehrten, wodurch sie natürlich auch die lateinische Sprache nicht so frühe erlernten, und die etruskische den Römern als eine verdorbene und rauhe klingen mochte. Uns're fragliche Inschrift hat auch wirklich etwas Eigenthümliches, doch auch Kriterien eines sehr hohen Alters. Mommsen bezeichnet die vollständige Vokalisirung als ein Kennzeichen der älteren Periode der etruskischen Sprache. Indessen konnten eben die alpinischen Etrusker dieses Kennzeichen länger beibehalten haben, als ihre Brüder in andern Ländern. Nun frägt es sich, mußte die Steinschrift nicht verwittern, wenn sie gegen 2000 Jahre alt seyn sollte? Die Minerialien erleiden allerdings manche Veränderungen, die man Zersetzung oder Verwitterung nennt. Diese sind theils chemische oder auflösende, theils mechanische oder trennende. Bald betreffen sie nur die Außenseite, bald verbreiten sie sich auch durch das Innere der Massen. Nun aber hat der fragliche Kalkfels, der Träger der etruskischen Inschrift, keine solchen Elemente, die eine chemische Verwandtschaft zu den Atmosphärilien haben, wodurch die Charaktere frühzeitig zerstört werden sollten, obgleich einzelne Schriftzüge durch mechanische Verwaschung gelitten haben. Nach einer Tradition soll der Fels unter dem Schutze eines Baumes gestanden seyn; wenigsten sind in der Nähe noch Nadelholzbäume.

Mommsen sagt: daß gegen die Echtheit derselben insoferne sehr wohl ein Zweifel erhoben werden könnte, als auf demselben Block auch manche Kritzeleien stehen, von denen verschiedene ganz unzweifelhaft modern seyen; doch zeige jene Inschrift so bestimmt nicht bloß etruskisches, sondern eben nordetruskisches Alphabet, daß er seinerseits an der Echtheit derselben, da sie auch etwas tiefer geritzt sey, als die übrigen, durchaus keinen Zweifel hege. Prof. Dr. Stickel stimmt Mommsen in der Anerkennung der Antikität bei mit den Worten: „Der unverkennbar antike Typus der Buchstaben läßt auch mir keinen Verdacht der Unechtheit aufkommen. Es liegt mehr die Vermuthung nahe, daß Spätere eben erst durch das Vorhandenseyn der alten Inschrift veranlaßt worden sind, ihre Kritzeleien an selbiger Stelle noch anzubringen. Durch den Schriftcharakter wird man einigermassen an den phönizischen Ductus erinnert." So Stickel, dem wir ebenfalls ganz beistimmen, indem man sehr oft sieht, wie neben sehr alten Inschriften auf Münstern, Kirchen, Monumenten und Grabmälern ganz neue und heterogene Züge eingegraben sind, wo kein Mensch an der Echtheit der alten Inschriften zweifelt. Jedenfalls muß man annehmen, daß diese Inschrift ursprünglich tiefer eingemeißelt war, weil eine mechanische Abnutzung oder Abschleifung der Schrift um so eher stattfinden konnte, je länger der Felsblock blos dagelegen seyn mochte. Diese etruskische Steinschrift kann auch keine Mystifikation seyn. Denn wollte Jemand die Gelehrten dupiren, so müßte er irgend einen Vortheil daraus ziehen wollen. Wir sehen aber nicht ein, was der Mystifizirende für seine große Mühe gewonnen hätte. Denn zuerst müßte er einen Platz gewählt haben, wo man die eingegrabene Schrift leicht wahrnehmen könnte, damit sie der gelehrten Welt schneller bekannt würde. Nun aber ist die Stelle uns'rer Steinschrift zu sehr abgelegen und zu ungünstig für diesen Zweck, sie leicht zu entdecken, als daß man eine derartige Mystifikation ahnen könnte. Ferner ist es nicht leicht möglich, daß ein der etruskischen Sprache Unkundiger die ihm ganz fremde Sprache in einen Stein einmeißle, da er mit den bloßen Charaktern keinen Sinn verbinden könnte. Nun aber war die etruskische Sprache bis in das Jahr 1858 auch den gelehrtesten Sprachforschern, selbst den besten Orientalisten ganz unverständlich, wie ich ihre eigenen Geständniße im „Archive für vaterländische Geschichte und Topographie für das Jahr 1858" S. 25—30*) angeführt habe. Denn der hochw. P. Camillo Tarquini S. J. war der erste, dem es gelungen ist, die Sprache der Tarquinier von Neuem

*) Unter der Presse liegend.

aufzuschließen und ihre Bedeutung mit Hilfe der semitischen Sprachen darzulegen. Kann man also einen Inhalt, und welchen, in dieser Steinschrift finden? Diese Frage ist die wichtigste, aber auch die interessanteste, die man wohl für alle Inscheiften von jeher stellen mußte; doch die Beantwortung derselben kostete von jeher die größte Mühe. In Bezug auf die etruskischen Inschriften verzweifelte Niebbur gänzlich, indem er meinte: allem Anscheine nach werden diese etruskischen Denkmäler auf immer ein todter Schatz bleiben. Zm Glücke sind wir gegenwärtig in einer bessern Lage in Bezug auf die Frage um den Inhalt uns'rer Würmlacher Steinscheift. Herr Baron v. Ankershofen, Direktor des Geschichtvereins, überhaupt bemüht, alle nöthigen Hilfsmittel dem Vereine anzuschaffen und insbesondere solche, die für die Gymnasial-Bildung geeignet sind, berücksichtigte schon seit der Auffindung dieser fraglichen etruskischen Inschrift die einschlägige Literatur und überraschte den Schreiber dieses Aufsatzes mit dem herrlichen Werke, das unsere Steinschrift bespricht. Das Werk, in Großoctavformat, führt den Titel: „Das Etruskische durch Erklärung von Inscheiften und Namen als semitische Sprache erwiesen von Joh. Gustav Stickel, der Theologie und Philosophie Doktor, ordentl. Prof. der morgenländischen Sprachen, Director des Großherzoglichen orientalischen Münzkabinets zu Jena, Hofrath und Mitglied der deutsch-morgenländischen Gesellschaft und der asiatischen zu Paris. Mit Holzschnitten und drei Bild- und Scheifttafeln. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1858.

In diesem Werke sind 34 etruskische Inschriften erklärt und übersetzt, von denen die letzte, weil die jüngst entdeckte, unsere kärntnerische, im Anhange besonders erscheint Seite 223. Es sind fast drei ganze Blätter der Abhandlung darüber gewidmet. Der gelehrte Orientalist erhält nur die letzte aber größte und wichtigste Zeile unserer Inschrift als Text und liest sie so:

(h) (h)
Koe· etiu oifia
nzirio sigtib·

Setzt man, sagt er, dieß nach der früher entwickelten Methode zu semitischen Worten um, so erkennt man leicht als Anfangswort der ersten Hälfte Koh und als deren Endwort oifia, oder ko hethiu. Unzweifelhaft liegt eine Pluralform des Verbum athah oder atha „kommen" vor, welches im Hebräischen nur poetisch, im Aramäischen, Samaritischen und Arabischen aber auch in der Prosa sehr geläufig ist und uns so schon in der perusinischen Inscheift zweimal Z. 10, B. 4 begegnete. Es bleibt aber zweifelhaft, da thethi auch als Conjugation Aphel in der Bedeutung „bringen" (Insch. XXI) vorkam, ob hier der Imperativ dieser Conjugation oder des Peal vorliegt. Sinn gibt beides. Als Peal ist es Anrede an die „Müden "selbst: „kommt", — als Aphel an Andere, die aufgefordert werden, „hieher Müde zu geleiten". Die Schreibung mit zwei h scheint mehr für dieß Letztere zu sprechen. — Koh bedeutet schon im Hebräischen nicht blos „so", sondern steht auch local „hier" und bei Verbis der Bewegung für „hieher", wohin der Redende zeigt. Gemeint kann natürlich nur die Stelle selbst sein, wo sich die Inschrift befindet. Ifia ist Plural von ijef oder ijif ad form. ajef „languescens, ein Müder", in der Endung gebildet wie rezinia; hier steht es als Vocativ oder Accusativ: „Hierher bringet (kommet) Müde!" Eine zu der Oertlichkeit, wie Mommsen sie beschreibt, in der That höchst passende Einladung. Das zweite Glied liest er so: nzirie sigtib. Im Semitischen wird k mit g häufig vertauscht, wie die Etrusker in Kärnten das katab „schreiben" weicher sprachen, als die übrigen Semiten. Ebenso wechseln t und th. Nzirio besteht aus dem Suffix der dritten Person o, welches pleonastisch wie im Syrischen das folgende Objekt sigtib anticipirt, und aus einem Plural von nzir. Dieses Zeitwort besagt: „aufschauen", „achthaben", „berücksichtigen". Die Vorüberziehenden werden also durch den zweiten Theil der Felsenschrift ermahnt, sich die Einladung zu Herzen zu nehmen, ihr zu folgen.

Hieher bringet (kommet) Müde,
Aufschauend zu der Schrift.

Für die Sprache der Tusker gewinnen wir aus diesem Lapidar-Monumente die Imperativform des Verb. fa und la hetbiu, das Suffix 3 Sing. masc. o, auch an einem Nomen plur. pleonastisch gesetzt, und den Gebrauch des Hilfs-Chirec zu Anfang eines Wortes bei Conkurrenz zweier Schwa. Die kärntnerischen Tusker haben auch den Vocal o nicht entbehrt, wie die übrigen. Gleicher Weise, wie die Sprache zeigt nebst einer dialectischen Verschiedenheit auch die Schrift dieses bis jetzt bekannt am weitesten nach Osten abgezweigten etruskischen Astes viel Besonderes. Ein eigenthümlich griechisches Element kommt darin nicht vor. So weit Professor Dr. Stickel in seiner Erklärung der vom Dr. Th. Mommsen entdeckten Würmlacher Steinschrift. Daß Dr. Mommsen nicht die ganze Inschrift gelesen, geht aus dem hervor, weil die Inschrift, wie sie Herr A. R. v. Gallenstein genau abgezeichnet mir übergab, noch zwei Zeilen enthält. Dann erscheinen zwei kurze Worte in der ersten, und ebenso viel in der zweiten Zeile. Der erste Charakter des ersten Wortes ist mir unbekannt, weil ich ihn weder im etruskischen, noch im phönizischen Alphabete fand; ebenso unleserlich ist das letzte Wort in der zweiten Zeile. Es dürften wohl beide etwas verwittert sein. Jedenfalls sind auch diese zwei kleinen Zeilen etruskisch, und haben gewiß Bezug auf den Sinn der letzten langen Zeile, die Dr. Stickel erklärt und übersetzt hat. Die ganze Inschrift war gewiß lange größtentheils mit Moos überzogen, das erst entfernt werden mußte. Da nun die fragliche Inscheift wirklich etruskisch ist und ihre Scheiftzeichen dem nordetruskischen Alphabete angehören, obgleich einzelne etwas modifizirt erscheinen, was auch in anderen etruskischen Inschriften der Fall und nur als graphische Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme der weit herum zerstreuten Etrusker zu betrachten ist, so wäre die erste Bedenklichkeit gehoben. Diese etruskische Steinschrift kann auch nicht aus neuerer Zeit stammen, da der Urkalkstein, der sie trägt, nicht chemisch verwittern mußte, weil er keine Alkalien enthält, und die wirkliche mechanische Verwitterung durch Verwaschung lange konnte ferngehalten worden seyn durch irgend ein Schutzmittel, etwa durch Bäume. Indeß wirkte einige mechanische Verwitterung allerdings sichtbar ein, aber ohne daß ein Schriftzeichen ganz unleserlich ist, wenigstens in der großen Zeile. Eine Mystifikation hätte thatsächlich ihren Zweck verfehlt; somit kann die Inscheift aus jüngerer Zeit nicht herrühren, obschon die Alpenetrusker ihre Muttersprache länger als ihre Stammverwandten, ob des steten Verkehrs letzterer mit den Römern, behaupten konnten. Alpenvölker behalten ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche durchaus eisenfest bei. Die letzte Frage, die den Inhalt betrifft, der einen vernünftigen Sinn bietet, löst uns Prof. Dr. Stickel zur gänzlichen Befriedigung, und hiemit sprechen wir ihm, dem gelehrten Orientalisten in Jena, unsern lebhaftesten Dank aus. Die erst vom Herrn Geschichtvereins-Sekretär entdeckten kurzen Zeilen dürften hoffentlich auch noch ihre Deutung erhalten. Aus dem bisher Erörterten dürfte man bewogen werden, jeden Zweifel an der Echtheit dieser etruskischen Inschrift, der einzigen in der österreichischen Monarchie, aufzugeben.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 39. Sonnabend, den 25. September. 1858.

Die Schlacht bei Custozza.

(23. bis 27. Juli 1848.)

Motto: „Die gerechte Sache hat gesiegt, der Verrath hat seinen Lohn erhalten. XXII. Armee-Bülletin."

Im Sternenbilde herrscht der Leu
In Juli's heißen Sommertagen;
Da will's erneut der Sarde wagen,
Mit Hilf' erprobter Heldenweih'
In Oesterreich sich einzunisten,
Italia thät ihn gelüsten.

He König Carlo, — wahnbeseelt —
Sieh Salionze's Doppelbrücke!
Versuch's mit deinem Waffenglücke,
Versuch's, weß gute Sache hält.
Da magst du ernst den Strauß beginnen,
Willst du den Siegespreis gewinnen.

Mit Wocher[1]) nah'n im eil'gen Schritt'
Pfanzelter[2]), Stwrtnik[3]), dich zu grüßen.
Was soll von Ponti aus dein Schießen,
Heißt fehl geschossen Kriegessitt'?
Wir sind bereit — vermag's zu wehren,
Was recht und füglich dir zu lehren.

Dein Ernst wird ernster, wie du meinst.
Dieß setzt uns wahrlich nicht in Schrecken;
Wir holen dich aus den Verstecken,
Wo du verschanzt zu prahlen scheinst.
„Der Kaiser hoch, Radetzky lebe,
Voran der Doppelaar uns schwebe!"

Und d'rauf und d'ran geht es mit Lust,
Fürwahr, es ist ein munt'res Ringen,
Denn uns're guten Schüsse dringen
Durch manche Schanzenlück' und Brust.
Ihr Dreigeschütz[4]) in unsern Händen,
Zurück sein Feuer muß es wenden.

Schon weicht ein Schwarm im wüsten Lauf
Weit hinter Pozzoleng' zu flüchten,
Die Heldenthaten zu berichten,
Wie's theu'r den Deutschen kommt zu Kauf,
Wie tausend Mann sie uns erschossen,
Und tausend andern Lügenglossen.

Voll Muth, wie stets, eilt Wohlgemuth[5])
Mit raschem Schritte von Brentano
Im Vormarsch gegen Monzambano,
Dann nach Borghett'. Bei Feindeswuth
Schlägt er die Zeil' der dritten Brücke
Dem Zauber gleich im Augenblicke.

Von Rivoli's umkränzter Höh'
Rückt an Held Thurn[6]), den Feind zu fassen,
Geg'n Sona rechts steh'n d'Aspre's[7]) Massen
Und Wratislaw[8]) in linker Näh'.
Auch Culoz[9]), Welden[10]) steh'n, gewärtig
Des Hauptschlag's — auf den Posten fertig.

Der große Tag erscheint; es brennt
Der Sonnenstrahl fast glühend nieder,
Da regen sich des Heeres Glieder,
In denen man die Sarden kennt —
Und König Carlo selbst will's wagen
Mit vierzigtausend Mann zu schlagen.

Sie sind mit Riesenschritten da,
Die Heersäul' droht uns zu erdrücken —
Doch lange nicht wird's ihnen glücken,
Denn Hilfe liegt dem Rechte nah'.
Und ob wir auch bei Somma weichen,
's ist nichts, als Ungleich auszugleichen.

Halloh, seht weiß- und blaues Heer!
Wie es sich mischet, wie sich's kreuzet
Im Löwenmuthe aufgereizet,
Es ist ein Kampf zu Aller Ehr',
Denn Alles will den Strauß bestehen,
Wenn nicht, so kämpfend untergehen.

Radetzky ordnet siegsbewußt,
Der Adler schmettert Sturmeslieder,
Seht, seht, wir haben Somma wieder,
Custozza auch ist uns're Lust.
„Herab von deinen luft'gen Höhen,
Laß uns doch auch zu Thale sehen!“

Und Oest'reich führt das Bajonnet
Und König Carlo Feuerschlünde,
Wie Donner dröhnt's durch Thal und Gründe,
's ist ein Beharren um die Wett';
Der Würfel fällt, wir sind im Siege,
Ha seht der Blauen flücht'ge Züge.

Nur nach, nur nach mit frischem Muth
Ihr Heldensöhne kampfbegeistert,
Noch ist er nicht zu End' bemeistert,
D'rum nicht gerastet, nicht geruht,
Den Heß[11]) den tapfern nichts geniret,
Geg'n Volta er uns einquartieret.

Hier schwingen Liechtenstein[12]) und Clam[13]),
Schaaffgotsch'[14]) und Wimpfen[15]) Heldenwaffen,
Auch so die Schwarzenberge[16]) schaffen,
Custozza kennt sie allzusamm.
Da stürmt zum Hohn erhalt'ner Lehre
Der Feind — doch Wahn ist jede Wehre;

Denn sieggewohnt stürzt Oest'reichs Macht
Das Bajonnet mit Kraft gefället,
Deß' Glanz im Abendroth erhellet,
Entgegen sich, wie's zischt und kracht —
Und schlägt auf's neu das Heer der Blauen,
Die ihre Niederlage schauen.

Und Alles flieht, was fliehen kann,
Goito, zu dir Sarden eilen,
Nicht ist's gerathen hier zu weilen,
Verlieren sonst den letzten Mann.
Cremona soll im Zug sie decken
Nach Haus, um müd' sich hinzustrecken.

Zurück im Weichen lassen sie
Nach schwülen Mühen dieser Tage —
Wo unser Recht sinkt in der Wage —
An Kriegesvorrath viel — wie nie,
An Silberwerth[17]), Gefangnen, — Leichen,
Genug um Berge aufzuspeichen.

Auch mäht der Tod in unsern Reih'n,
Der Helden viele sinken nieder[18]).
Auf Wiederseh'n ihr theuern Brüder,
Nie werdet ihr vergessen seyn; —
Denn dort, wo eure Wunden fließen,
Wird Palmenreis der Erd' entsprießen.

So ist der Tage Werk vollbracht,
Das heil'ge Recht ist neu errungen,
D'rum laut gejubelt und gesungen,
Mit uns ist Gott und seine Macht.
Hoch Kaiserhaus und Oest'reichs Ehre,
Und hoch dir Marschall, hoch dem Heere!

Ludwig v. Steindorf.

Anmerkungen. Der Feldmarschall Joseph Graf Radetzky de Radetz erhielt für die Leitung dieser Schlacht das Großkreuz des militärischen Maria-Theresiens-Ordens von der Brust Sr. Majestät des Kaisers, und es wurde ihm dasselbe durch den General-Adjutanten Oberst Grafen Crenoville überbracht. Außerdem erhielten auch den Maria-Theresien-Orden: Die Generäle Fürst Friedrich v. Liechtenstein, Graf Clam, Oberstlieutenants Baron Sunstenau, Martini, Major Mayer, Jägerhauptmann Hauser, Hauptmann v. Beczey, Oberlieutenant Baron Felbegg, Lieutenant Fröhlich u. a. m.

1) v. Wocher, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des I. Reserve-Corps. 2) Ludwig Pfanzelter, Oberst im Quartiermeisterstabe. 3) Baron Stwrtnik, Oberst der Artillerie. 4) Oberlieutenant Baron Felbegg und Lieutenant Fröhlich haben mit einigen Mann 3 feindliche Kanonen gewonnen und damit die feindlichen Reihen beschossen. 5) Baron Wohlgemuth, General-Major, Brigade-Commandant. 6) Georg Graf v. Thurn-Valle-Sassina, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des III. Armeekorps. 7) Baron d'Aspre, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des II. Armeekorps. 8) Graf Wratislaw, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des I. Armeekorps. 9) Ritter v. Culoz, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des IV. Armeekorps. 10) Baron Welden, Feldmarschall-Lieutenant, Commandant des II. Reservekorps. 11) Ritter v. Heß, Feldmarschall-Lieutenant, Chef des General-Quartiermeisterstabes. 12) Fürst Friedrich v. Liechtenstein, General-Major, Brigade-Commandant. 13) Graf Clam, General-Major, Brigade-Commandant. 14) Graf Schaaffgotsche, Feldmarschall-Lieutenant, Divisions-Commandant. 15) Graf Wimpfen, Feldmarschall-Lieutenant, Divisions-Commandant. 16) Fürsten v. Schwarzenberg, Divisions-Commandanten. 17) Das Silbergeräth des Herzogs von Genua, Mund- und Kriegsvorräthe in großer Menge, Waffen aller Art, dann eine Cassette voll Geld. 18) Unter vielen andern auch Baron Samen, Hauptmann bei Prinz Emil von Hessen und bei Rhein.

Tagebuch der ersten Besteigung des Großglockners im Jahre 1799.*)

(Fortsetzung von Nro. 37.)

Viele konnten es zu Pferde nicht mehr ausdauern, sie gingen wechselweise zu Fuß. Ewig lang dünkte uns der Rest des Weges. Dazu half noch der Umstand, daß man von der Hütte nichts sehen konnte, bis man ihr auf dreißig Schritte nahe gekommen war. Plötzlich erschallt ein freudiger Ausruf. Er kam vom Fürsten, der immer

*) Die freundlichen Leser dieses Blattes werden ersucht, die Ueberschrift dieses Aufsatzes in Nro. 37 nach obiger Ueberschrift in Betreff des Jahres zu berichtigen.

voraus war. Rasch blickten wir auf und sahen uns an der Hütte. Es war aber auch schon 4 Uhr Nachmittags. Wir waren folglich von Heiligenblut bis zur Hütte sechs Stunden geritten, ohne wegen des schrecklichen Gewitters, das uns überfiel, nur eine Minute lang ausgesetzt zu haben. Unsere Freude war unbeschreiblich, als wir bei diesem Alpenpalaste eintrafen. Es war aber auch die höchste Zeit, irgend ein Ziel zu erreichen, wo wir uns von dem ausgestandenen Ungemache erholen konnten. Hätte der Wechsel von Hitze und Kälte, Regen und Hagel und vom Gewässer von allen Seiten noch länger gedauert, wir hätten den bitteren Marsch nicht ohne Invaliden gemacht.

Bei dem ersten Eintritte in die Hütte überreichte Hohenwart dem Fürsten einen Strauß aus den artigen und wohlriechenden Blumen einer Primula. Er dankte ihm dabei in einer kurzen aber zierlichen lateinischen Anrede in seinem und aller Naturforscher Namen dafür, daß nun durch seinen Muth und seine Freigebigkeit das wohlthätige Obdach für Alpenbereiser auf diesem erhabenen Punkte der Erde stehe. „Tibi, qui primus viam aperis, sint primulæ!“

Diese öffentliche Dankrede schickte sich auch für niemand besser, als für Herrn von Hohenwart. Für ihn mußte diese Reise vom größten Interesse seyn; denn er ist im wahren Verstande Naturforscher, und widmet seine Nebenstunden einzig dieser schönen Beschäftigung. Von jeher genügsam an seinem Tische, brachte er ein ansehnliches physikalisches Kabinet, eine reichhaltige Sammlung von Mineralien und Pflanzen zusammen.

Aber nicht wenig waren wir durch das Gebäude selbst überrascht. Wir müssen es zur Ehre derjenigen sagen, die an dem Baue Theil hatten. Es übertraf alle unsere Erwartung.

Wenn man bedenkt, daß jeder Baum, jedes Brett, kurz alle Baumaterialien sechs Stunden weit hinaufgetragen, oder auf Pferden gesäumt werden mußten, so ist diese Hütte gewiß ein außerordentliches Werk. Man kann auf die Kosten desselben schließen, wenn man z. B. in dem Bauanschlage liest: „5 Bünde Stroh zu 5 kr., bis zur Hütte 1 fl.“ Das Gebäude ist nicht wie eine gewöhnliche Alpenhütte nur nachlässig geblankt. Es steht fest, überall geschlossen, 4 Klafter lang, 2 Klafter breit und 1 Klafter hoch, mit ordentlichem Dachstuhle und gezimmertem Oberboden da. Sein Inneres besteht aus drei Abtheilungen, die mit Thüren versehen sind. Es hat eine eigens angebaute Küche, und an jener Außenseite, die der Spitze des Glockners zu liegt, und wo der Anfall des Windes am heftigsten ist, deckt es bis über das Dach ein unzerstörbarer Wall von Steinen und Schutt. An der Vorderseite liegt ein sehr geräumiger, beinahe ebener Platz, auf dem sich nur sparsam Steine und Felsentrümmer zeigen. Mit einigen Pfunden Pulvers wären auch diese fortgeschafft, und man hätte die schönste Terrasse, auf der man in warmen Sommernächten sehr angenehm campiren könnte. Die Aussicht von diesem Platze in einen ziemlich geräumigen Kessel ist offen genug. Man sieht nur deßhalb die Hütte nicht früher, weil sie über einem Abhange hinter der erwähnten Terrasse liegt. Abwärts hat man gerade vor sich das Gebirg Zinkitzkopf, zur Linken den Karlkopf, über welchen hin die Pasterze, zur Rechten den langen Wandkopf, hinter welchem Tirol liegt.

Unsere ersten Blicke flogen auf den Glockner hin, den wir auch aus einem Fenster der Hütte sehen konnten. Aber dieser war jetzt ganz in Wolken gehüllt. Unser angelegenstes Geschäft war daher, Feuer zu machen. Wer nur konnte, wechselte Kleidung; doch die Wenigsten hatten trockene Kleidung bei sich. Zum Unglücke war durch ein Versehen auch des Strohes zu wenig, und selbst dieses Wenige naß. Das Holz zum Feuern mußte aus dem Schnee hervorgezogen werden, und es rauchte mehr als es hitzte. Unser Zustand war daher sehr bitter. Keine andere Wahl, als entweder in dem durchnäßten Gewande auszuruhen, oder bei dem Feuerherde durch den vom Sturmwind in Wirbel getriebenen Rauch sich Ströme von Thränen aus den Augen pressen zu lassen. Es war in der That ein rührender Anblick, den ehrwürdigen 72jährigen Greis, Baron von Wulfen in seiner gewöhnlichen Toga, von welcher das Wasser abträufelte, auf einer Handvoll Hobelspäne, die noch vom Hüttenbaue zurück geblieben waren, ausruhen zu sehen. Hätte sich dieser fromme Weise nicht von Jugend auf abgehärtet, er würde diesen Zustand nicht ertragen haben. Es ging, Gott Lob! demungeachtet noch alles so ziemlich gut. Keiner erkrankte. Der Koch des Fürsten, der goldene Koch, Joseph Karg, ihn müssen wir nennen, ihm gebührt diese öffentliche Huldigung der Dankbarkeit; — denn er weinte für uns in seiner rauchenden Küche, und bewirthete uns unter Strömen von Zähren so köstlich, als speisten wir in des Fürsten Palaste zu Klagenfurt. Karg bereitete schnell ein treffliches Abendmahl, daß uns auf dem harten Boden, auf welchen wir uns neben dem Fäßchen hinlagerten, herrlich schmeckte. Auch in der Folge unsers Aufenthaltes aß man da so köstlich, als man vielleicht noch nie in einer Alpenhütte gespeist haben mag. Mit unsern Vorräthen aller Art vom Brode bis zur Ananas befanden wir uns so gut, daß wir uns nicht zwischen Gletscher des Möllthales, sondern in die üppigen Gefilde Calabriens versetzt zu seyn schienen.

Obschon wir sehr ermüdet waren, so wurde dennoch der Rest des Abends bis Mitternacht am Feuerherde unter Gesängen und Scherzen zugebracht. Wir thaten dieses mit Vorsatz; denn da uns für die erste Nacht nichts anders bevorstand, als auf dem harten Boden zu schlafen, so beschlossen wir einmüthig, so lange auszuharren, als wir die Augen offen halten könnten. Wir hatten daran wirklich sehr gut gethan. Denn gerade um Mitternacht entwölkte der Glockner sein ehrwürdiges Haupt und ließ uns seine völlige Herrlichkeit bei hellem Mondlichte das erste Mal auf unserm Wege dahin beschauen.

Auf Diejenigen, die ihn jetzt das erste Mal sahen, machte dieser Anblick einen sonderbaren, für unsern damaligen Zustand, wo der Körper so sehr der Ruhe bedurfte, gar nicht den erwünschten Eindruck. Seine unerwartete Höhe wirkte mächtig auf sie. Keiner aus der Gesellschaft hatte jemals etwas gesehen, das er mit diesem Bilde vergleichen konnte. Im Mondenlichte rückte uns die gewaltige Felsenmasse so nahe, daß man sie mit einem Schritte erreichen und ohne viele Mühe ersteigen zu können schien. Diese Täuschung erfüllte die Fantasie Vieler aus der Gesellschaft einzig mit Bildern vom Glockner, welche die ganze Nacht hindurch ihr lebhaftes Spiel trieben. Beim Erwachen bekannten sie, sie wären wie die Engel auf Jakobs Leiter unaufhörlich auf- und niedergestiegen, und fühlten sich davon sogar ziemlich ermüdet. Uebrigens hatte aber diese Ermüdung einen so ziemlich erquickenden Schlaf über uns ausgegossen.

Des andern Tages, am 20. August machten wir uns sehr früh auf, um den Berg zu besteigen. Allein auch die Kühnsten unter den Bauern zauderten jetzt; denn es blies ein durchdringender Wind, der, wie sie behaupteten, auf der Spitze des Berges schlechterdings nicht auszuhalten seyn würde. Wir blieben daher und harrten auf bessere Witterung; aber der Tag endete, wie er angefangen hatte. Inzwischen hatten wir, sobald es den Anschein gewann, daß

unser Aufenthalt hier länger dauern würde, die Vorsicht gebraucht, schon Früh Morgens einige Bauern mit ihren Pferden um trockenes Stroh und einige Bettdecken nach Heiligenblut hinab zu schicken. Sie kehrten auch noch vor der Nacht wieder, und brachten uns, was uns fehlte, im Ueberfluß. Zugleich hatten wir unsere Barometer, deren wir noch zwei unverletzte bei uns hatten, nebst dem Thermometer ausgehangen.

Der am vorigen Tage gefallene Hagel und wenige Schnee war indessen wieder zerflossen, zum Theile hatte der Wind ihn zerstäubt. So ward es uns möglich, so lange es Kälte und Wind erlaubten, das Stein- und Pflanzenreich dieser Höhe zu untersuchen.

Am 21. August blieben wir tief in unserm Strohgelage auf dem Boden der Hütte begraben. Die ganze Nacht hindurch hatte ein heftiger Wind laut und schrecklich um unsere Hütte geheult und uns öfter aus dem Schlafe geweckt. Manchmal fürchteten wir durch seine Gewalt sammt der Hütte über die Gipfel der Berge in den Abgrund geschleudert zu werden.

Alles dieß hatte uns schon im Voraus einen harten Tag verkündiget. Trotz allem dem folgte ein recht munterer Morgen. Auf gutem trockenen Stroh, das wir in der ersten Nacht gänzlich entbehrt, jetzt aber im Ueberfluße hatten, war es uns sehr behaglich. Wir fanden uns insgesammt zu fröhlichen Gesprächen und selbst zum Scherze gestimmt. Zwar brauste außen noch immer der Wind; aber wir achteten seiner nicht mehr und besorgten von ihm nichts weiters für uns selbst und für unsere Hütte. Denn wir erkannten nun diese zu gut befestiget, als daß ein Windstoß sie aus ihren Angeln heben konnte. Im Gegentheile fühlten wir, je mehr es stürmte, nur um so inniger unser Glück, unter Dach, und noch dazu so gut versorgt zu seyn.

Zufälliger Weise geschah es, daß einer von dem Gefolge auf den freien Platz vor der Hütte heraustrat. Hier bemerkte er denn ein herrliches Wolkenspiel mit dem Winde, einen der lebhaftesten Kämpfe zwischen Wolken und Winden. Man kann sich kaum etwas Schnelleres denken, als dieses Treiben und Fliehen der Wolken in ewigen Kreisen. Dieses Spiel war gerade am Glockner am regsten. Voll Verwunderung stand der Beobachter hier, und heftete lange in demüthiger Stille seinen Blick auf dieses seltene Schauspiel der Natur. Endlich nahm er wahr, daß der Sieg sich auf die Seite des allgewaltigen Windes lenke; daß dieser das schwere Wolkenheer aus dem Felde des Glockners schlagen würde, und nun erhob er ein Zettergeschrei: „Heraus! Geschwinde! Alle heraus!" Wir alle stürzten aus der Hütte; Viele hatten in der Eile vergessen, die Bettdecke von ihren Schultern zu werfen; die Gruppe war komisch genug. Aber welch' ein Triumph! Der Glockner zeigte sich jetzt in völliger Klarheit. In diesem Kampfe der Nebel mit den flüchtigen Winden ward er bis über seine äußerste Spitze von Wolken entkleidet. Es dauerte eben nicht lange, so nahm das Wolkenheer wieder sein voriges Feld ein. Da jedoch der Krieg zwischen den beiden lustigen Mächten noch länger mit abwechselndem Glücke fortgeführt ward, so ward uns der hehre Berg in öfteren Zwischenräumen und immer deutlicher sichtbar. Wir machten nun Anstalt, den Glockner geometrisch zu messen. Allein kaum hatte Hohenwart seinen Apparat hiezu aufgestellt, als der Berg sich wieder verbarg. Und so wurden wir heute durch scheinbar günstige Augenblicke in beständiger ungeduldiger Täuschung erhalten. Auch sonst war nichts zu unternehmen; denn den ganzen übrigen Tag hindurch blieb das Wetter gleich stürmisch und unser Berg mit seinem undurchdringlichen Wolkenmantel bedeckt.

Der 22. August war noch stürmischer, als es die drei vorigen Tage waren. Jetzt fing die Langmuth an von uns zu weichen. So viele Gefahren hatten wir glücklich besiegt, so vieles Ungemach ertragen, und dennoch sollten wir unser Ziel nicht erreichen! Diese Betrachtung machte uns in der That traurig. Unsere Klagen fingen an laut zu werden. Mehrere, die sich aus der dortigen Gegend an uns angeschlossen hatten, waren schon am vorigen Abende entschlossen, nach Hause zu kehren. Sie wollten sich heute wirklich von uns trennen. Auch dieser Umstand, obschon er uns in unserm Vorhaben nicht wankend machen konnte, war uns doch nicht gleichgültig. Denn wer weiß es nicht, wie viel es zur Erhaltung frohen Muthes beitrage, wenn sich auf einer so abgeschiedenen Höhe, als wir uns befanden, recht viele, und darunter auch Menschen von fröhlicher Laune zusammenfinden? In dieser Lage ist jeder abgehende Kopf ein unersetzbarer Verlust. Dem Fürsten verschwieg man diese bevorstehende Trennung, — denn noch immer hatte man Hoffnung, sie zu hindern. Auch würde ihn dieser Entschluß gekränkt haben; doch hätte er seinen Gästen nie einen Zwang angelegt, obschon an Nahrungsmitteln noch Ueberfluß war. Wir wußten uns auch in den letztern Tagen da gut zu helfen; denn als das Fleisch aufgezehrt war, ließen wir uns von der nächsten Alpe Schafe zutreiben, die bei der Hütte geschlachtet wurden. Von diesen erhielten wir die schmackhaftesten Braten, die dem Fleische von frischen Gemsen nichts nachgaben.

Doch die sich trennen wollten, waren wackere Männer, die zu diesem Entschluße nur durch die Betrachtung gebracht werden konnten, daß vielleicht noch mehrere Tage verstreichen dürften, ehe besseres Wetter einträte, und so lange erlaubte ihnen ihr Beruf nicht, abwesend zu seyn.

Die Bauern, von denen man sagen kann, daß sie eine Leidenschaft haben, das Wetter vorherzusagen, sprachen jetzt sehr entscheidend. Aber der Wind wechselt auf dieser Höhe immer sehr schnell. Und so nahmen sie denn ihre Meinung bald wieder zurück. Einer aus ihnen behauptete zuversichtlich genug, um 11 Uhr würde der Sturm am stärksten wüthen, aber darauf gutes Wetter erfolgen. Wirklich brauste um diese Zeit der Sturm am heftigsten. Er warf zugleich häufigen Schnee, so zwar, daß in kurzer Zeit die ganze Gegend, so weit man sehen konnte, damit bedeckt war.

Was war nun zu thun? Sollte der Bauer wohl richtig geweissagt haben? Möglich wäre es, dachten wir; denn man hat auf dem platten Lande die zuverläßige Erfahrung gemacht, daß Schnee auf hohen Bergen nach lange anhaltender Nässe ein gewisses Verzeichen heitern Himmels sey. Von nun an faßten wir den Entschluß, den Berg noch heute zu besteigen. Wer weiß, ob es uns morgen nicht noch schwerer wird, hieß es, und wir können doch nicht immer hier harren. Wirklich hörte es nach 12 Uhr auf zu schneien; doch wurde es um nichts heller, als es vordem war. Wir vertrauten darauf, daß sich das Wetter während der Zeit unsers Marsches aufheitern würde. Wir berechneten, daß es, wenn die Prophezeihung des Bauers eintreffen sollte, gerade zur Zeit, da wir auf der Spitze des Berges ankommen würden, hell und klar und von allen Seiten die Ansicht offen seyn könnte.

(Der Beschluß folgt.)

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlegung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 40. Sonnabend, den 2. Oktober. 1858.

Der Weg über den Malnitzer-Tauern.

Wenn wir diesen Gegenstand besprechen, ist es unsere Absicht nicht, seine Wichtigkeit in historischer Bedeutung zu würdigen oder eine malerische Ansicht davon zu entwerfen, sondern einzig die praktische Seite in Frage zu ziehen, und wo thunlich ihr die verdiente Anerkennung zu verschaffen. In beiden obigen Beziehungen wurde der Römerweg über den Malnitzer- eigentlich den Korn-Tauern bereits von den Herren Koch-Sternfeld, Muchar und Jabornegg zu Altenfels zum Vorwurfe ihrer Forschung und Beschreibung, von Letzterem auch in diesen Blättern gemacht. Daß schon die Römer über den Korn-Tauern einen fahrbaren Weg, dessen Geleisespuren man noch sieht, bahnten, um in das goldreiche Gasteiner-Thal zu gelangen, ist auch jetzt noch, obwohl die Goldschätze des „Rathhausberges" nahe am Ausgehen sind, zu berücksichtigen, da selbe reichlich durch das Heilbad Gastein ersetzt werden. Daß auch das Mittelalter jene angebahnte Straße zu benutzen fortfuhr, um den noch unter Erzbischof Leonhard von Kentschach so reichen Erzbau mit dem nöthigen Getreide zu versehen, dafür spricht die Benennung: Korn-Tauern. Je mehr die Straße durch die Klamm aufgeschlossen wurde, desto weniger wurde obiger Weg benützt, und er verlor sich, als der Malnitzer-Saumweg wegen der weit näheren Verbindung des Mölltháles mit dem Naßfelde ihn ersetzte. Letzterer jedoch ist nur für rüstige Fußgeher, theilweise Reiter und Viehherden wandelbar, und entspricht der Absicht und dem Bedürfnisse, Kärnten mit Salzburg zu verbinden, im äußerst untergeordnetem Grade. Und gerade darin liegt der Hauptgrund, dort einen bessern Weg, wenn auch nicht eine eigentliche Commerzialstraße anzulegen; denn Kärnten ist mit diesem seinem Nachbarlande nur durch die über Gmünd und das Katschthal führende Poststraße, die den steilen Katschberg wie den hohen langgedehnten Radstadter-Tauern zu übersetzen hat, verbunden; ein Mangel, der sich besonders in strategischer Hinsicht sehr nachtheilig herausstellte und stellt.

Es war im Jahre 1797, wo Innerösterreich und Tirol, ersteres wie nie zuvor, von einem Einfalle der Franzosen bedroht, man muß es den fehlenden Gegenanstalten zu Folge sagen, überrascht wurde. Die österreichisch-militärische Zeitschrift vom Jahre 1835 und 1837, 4. — 8. Heft, stellet die Ereignisse, den Einbruch der Franzosen unter Bonaparte in diese beiden Provinzen aus offiziellen Quellen dar. Wir finden sie im Handbuche der Geschichte Kärntens, III. Band, 1. Heft, S. 128 — 131, in Betreff des Tiroler-Korps nebst heimischen Traditionen benutzt. Es geht daraus hervor, wie Bonaparte, dem es nur zu gut bekannt war, daß vom Dranthale in das Mur- und Salzachthal bis auf die Gmündner-Hauptstraße alle Communikationen fehlten, nichts weniger beabsichtigte, als das Korps des Generals Spork, welches durch das Pusterthal der Dran entlang heranzog, und die Verbindung mit dem Erzherzog Karl, welcher über Villach, Klagenfurt und Judenburg die Wiener-Straße festhielt, suchte, noch vor Erreichung von Gmünd abzuschneiden, in die Alpenklüfte des Möllthales zu werfen, und da damals, es war Anfangs April, keine Aussicht vorhanden schien, auch nur zu Fuß über die beeisten und beschneiten Kämme der norischen Alpen zu gelangen, mit der beihabenden zahlreichen Artillerie-Reserve und dem Wagentrosse zu fangen. Er gab daher einer bedeutenden Truppenmasse Befehl, gegen das Drauthal zu operiren, welcher General Zajonecz mit einem Korps Kavallerie nach Spittal vorauszog, während General Joubert über Brixen die österreichische Kolonne verfolgte. Indessen Spork hatte seine Maßregeln früher genommen, und die zu Lienz gestandene Artillerie-Reserve noch zeitig über Sachsenburg, Gmünd nach St. Michael im Lungau in Sicherheit gebracht.

Nicht so leicht ging es ihm, da er gegen den Feind zu halten genöthigt war. Er mußte seine Truppen theilen, um wo möglich dem von allen Seiten andringenden Feinde bei dieser Jahreszeit, den fehlenden Wegen und Subsistenzmitteln zu entkommen. Den General Dietrich entsendete er mit seiner Brigade durch das obere Möllthal, um über den Heiligenbluter-Tauern in die Fusch zu gelangen. Der Zug Dietrich's hatte den gewünschten Erfolg; wie durch ein halbes Wunder überstieg in dieser Jahreszeit seine Mannschaft Höhen, die im Sommer nur dortige Gebirgsbewohner und wohlausgerüstete Touristen mit Mühe und Gefahr einzeln zurücklegen. Nicht so ergings dem Korpskommandanten General Spork, der mit der andern Brigade über Obervellach und den Malnitzer-Tauern in das Gasteiner-Thal hinüber zu kommen hoffte. Der Fußsteig war wegen häufigem Schnee und Eis ungangbar, und nur wie durch einen Zufall, da die Franzosen ihn noch im Ober-Dranthale wähnten und Greifenburg zu operirten, glückte es ihm, noch über Kolbnitz, Pusarnitz in das Liserthal zu entkommen, wo ihn Oberst Scherz mit seinen drei Bataillonen bei Gmünd erwartete und aufnahm. Hätten die Franzosen, wie es die vom General Zajonecz unter 31. März aus Spittal an den Obergeneral erstattete Depesche sagt, nicht irrig gewähnt, daß die Oesterreicher noch von Greifenburg bis Sachsenburg im Anmarsche seyen, während doch Dietrich bereits am 28. in Sagritz war, sie wären dem zugedachten Schicksale nicht entgangen; so aber rettete sie das noch zeitlich erreichte Salzach- und Murthal, da auch General Guieux von Neumarkt

aus zu spät kam, während Spork auf des Erzherzogs Befehl das Salzburgische besetzte, und sich nach Erforderniß im Vereine mit General Kerpen und dem Tiroler-Aufgebote auf die Verbindungs-Straßen des Feindes nach Tirol und Italien hätte werfen können, falls ihm ein Alpenübergang thunlich war, und der Waffenstillstand zu Judenburg mit den Friedenspräliminarien zu Leoben die weitern Operationen nicht eingestellt hätte.

Im ewig denkwürdigen Jahre 1809, wo Salzburg noch österreichisch, Tirol das Getreue im vollen Aufstande war und Kärntens wie Salzburgs Alpenbewohner eifrigst zur, Anfangs sich durch günstige Erfolge in Tirol in Aussicht stellenden, Befreiung Deutschlands mitwirkten, zeigte es sich wiederholt, wie wichtig die Verbindung beider letztern Länder und wie nachtheilig der Abgang an Communikationen sey. Wir berühren nur eine Thatsache, die des Heranzuges des bekannten, nun neuestens nach seinem Absterben so viel besprochenen P. Haspinger. Von den Franzosen und Baiern hart gedrängt, ja von allen Seiten abgeschnitten, nach manch siegreichen Gefechten bei Werfen, dem Paße Lueg, zu Hallein, hätte er sich aus seiner festen Defensivstellung zu Werfen, wäre der Weg durch das Gasteiner-Thal über den Malnitzer-Tauern militärisch zu passiren geeignet gewesen, unangefochten von dort aus mit den Tiroler-Compagnien und dem Kärntner-Aufgeboth, welches unter Türk mit jenen Sachsenburg cernirte, in Verbindung setzen können; so aber mußte er über Radstadt, St. Michael und Gmünd dieselbe aufsuchen, was nicht ohne empfindliche Einbußen geschah, da General Ruska in Spittal ihm entgegen stand, und nur der Kärntner-Landsturm durch das blutige Gefecht am „Fratres“ am 26. Oktober es möglich machte, daß er über Liserhofen und Pusarnitz mit den Tirolern sich vereinigen und durch das Möllthal in seine Heimath gelangen konnte.

Ohne uns in weitere aus Thatsachen und den Terrain-Verhältnissen genommene Beweisführungen einzulassen, können wir uns auf ein Aktenstück berufen, welches angeschlossen dem neuestens in der Beilage der Allgemeinen Zeitung vom 10. Sept., Nr. 253 erschienenen Aufsatze: „Der vorletzte Feldzug gegen Frankreich, und Schwarzenberg's und Radetzky's Antheil daran“ zu lesen ist. Es ging im Juni 1813 von Radetzky aus, und führt die Aufschrift: „Einige Gedanken über die Ergreifung der Offensive aus Innerösterreich gegen Tirol und Italien“. Darin beweist der unsterbliche Feldherr und Oesterreichs Stratege, von welcher hohen Bedeutung sowohl Tirol, als Kärnten und Salzburg für die Monarchie seyen, wie sie das erste Bollwerk derselben gegen Westen bildeten und Böhmen das zweite. Das Donauthal, als Courtine betrachtet, sagte er, werde von diesen Bastionen beschützt, und eine Operation des Feindes gegen Wien sehr dadurch ungemein gefährdet, so wie auch dadurch der Weg von Italien dahin flankirt sey. Nun, wenn es so ist, und leider, wie Radetzky bemerkt, die Vernachläßigung der Stärke dieses Terrains Grund an den früheren unglücklichen Erfolgen war, fragen wir: ist es nicht von größter Wichtigkeit, daß zwischen Kärnten und Salzburg außer dem Wege über dem Katschberg am äußersten östlichen Ende, auch an der westlichen Fortsetzung bis zum Glockner noch brauchbare Communikationen bestünden?

Gehen wir von diesem Bedarf auf jenen des gewöhnlichen Lebensverkehres über, spricht dafür die Nothwendigkeit des gegenseitigen Handels mit Pferden, Hornvieh, besonders die theilweise Versehung Gasteins mit diesseitigen Lebensmitteln; bedient man sich doch gegenwärtig daselbst mit Mehl aus der „Mageregger Mühle“ bei Klagenfurt. Das Gleiche, ja im erhöhten Grade können wir in Betreff der vielen Hilfsbedürftigen aus Kärnten und dem damit ein Schicksal theilenden Pusterthale sagen. Alljährlich trifft man im Wildbad Gastein eine große Zahl von Lahmen, Gichtkranken, an Gliedern Beschädigten und sonst Leidenden der ärmern Volksklasse aus jenen Gegenden, die entweder den weiten Umweg über St. Michael, Radstadt und St. Johann machen, oder sich auf dem Malnitzer-Tauern allen Unbilden des Weges und des Unwetters aussetzen müssen. Wie viele sind, da sie den ersteren Weg aus Mangel von Mitteln, letztern aus Gebrechlichkeit nicht machen können, von so einem wohlthätigen Badegebrauche, der ihnen als Armen nebst Unterkunft im weitläufigen Spitale unentgeltlich oder doch gegen einen sehr unbedeutenden Entgelt in den Privatbadhäusern gebothen wird, von wo alljährlich so viele mit den auffallendsten Heilungen zurückkehren, ausgeschlossen!

Wenn nun die begonnene, so weit fortgeschrittene — wir hoffen es, bald zu Stande kommende Kärntner-Eisenbahn über Sachsenburg nach Tirol fortgeführt wird, wie sehr wird erst da sich es herausstellen, daß eine Verbindung mit der Salzburger-Bahn über das Gasteiner-Thal, als der kürzesten Linie, unerläßlich sey, um so diese so ausgezeichnete Heilquelle von beiden Seiten zugänglich zu machen. Für Touristen und Reisende jeder Art und jedes Standes wird dann es leichter möglich werden, sowohl jene, das herrliche Möllthal, als den, durch den kaiserlichen Besuch und die Naturschönheit seiner Umgebung weltbekannten Glockner ebenfalls zu besuchen, während jetzt ein großer Theil der Gasteiner-Badegäste und wegen Naturgenuß Anwesenden aus Mangel einer ordentlichen Communikation mit Kärnten gehindert und abgeschreckt ist, letzteres zu betreten, was sich besonders dieses Jahr in einem auffallenden Grade zeigte, wodurch dem ohnehin armen, nur durch Reisende etwas beholfenen Möllthale auch diese Quelle des Erwerbes versiegt; abgesehen davon, daß diese Wanderung den Ideenaustausch, die Bekanntschaft der Bewohner mit ihren deutschen Brüdern am meisten vermittelt, den Culturzustand am meisten hebt, und es verhindert, daß Kärnten nicht wie bisher vielen der Auswärtigen eine sogenannte „terra incognita“ bleibe. Und was dem Einen frommt, nützet auch dem Andern: Salzburg und Kärnten würden aus dieser nähern, von Natur, durch die Forderungen der Strategie, des Lebensverkehres, des Sanitätsbedürfnisses, der Civilisation gebotenen Verbindung unzählige bisher noch kaum geahnte Vortheile schöpfen. Möge dieses mehr erwogen und ein solcher Verbindungsweg nicht blos dem Willen und den Mitteln einzelner Gemeinden, was bisher so oft vergeblich versucht wurde, sondern jenen beider Länder aufgepflichtet werden.

H.

Die Kunst.

Als des Schöpfers Machtruf: Werde!
Eine Welt in's Daseyn rief,
Und sein liebstes Kind, die Erde,
In des Vaters Arm noch schlief —

Sprach er: Was soll ich dir geben,
Daß dein Daseyn heiter, frei,
Daß dein Wirken, daß dein Leben
Abglanz meines Wesens sey?

Und da schuf im ew'gen Busen
Er Gestalten himmlisch rein,
Hauchet küßend dann die Musen
Seinem jungen Liebling ein.

Zu des Paradieses Gärten
Wallt der Schwestern schöner Chor,
Und schon geh'n die holdverklärten
Ein durch Edens gold'nes Thor —

Sehen Jugendflor umsäumen
Wohl der Menschen Prachtgestalt,
Doch von ihrer Seele Träumen
Sprechen Züge marmorkalt.

Und die Schwestern nach der Reihe
Hauchen an sein Angesicht
Und zu dieser hehren Weihe
Jede diese Worte spricht:

„Schwinde weg du Geistumnachtung,
„Die ihm auf dem Antlitz thront,
„Daß er sich in eig'ner Achtung
„An dem Strahl der Künste sonnt.

„Schwinde weg du nebelfeuchte
„Decke, die sein Aug umschlingt,
„Daß des Himmels schöne Leuchte
„In die Brust des Menschen dringt."

Diesem wird es plötzlich helle,
Und er lacht zum ersten Mal,
Vor der aufgeschloß'nen Seele
Schwebt das erste Ideal.

Treu dem sing er an zu formen,
Musen lieben ihm die Gunst,
Und so schuf er sich die Normen
Uns'rer freien heil'gen Kunst.

— ng —

Urkunden-Regesten
aus dem Stadtarchive St. Leonhard und Reichenfels.

Von Heinrich Hermann.

Original-Urkunde. Erctag nach h. Kreuz-Erhebung 1466. Gratz. Kaiser Friedrich III. gestattet seinem Rath Christoph Ungnad sowohl für seine Person als seine Mitgewerken in Kärnten und Krain Gold- und Silbererz aufzusuchen, zu erbauen und zu verarbeiten, und verleiht ihm dazu für drei Jahre Frohn- und Wechselfreiheit.

1578, am 23. Februar. Andreas Weiß, bischöflich Lavantinischer Pfleger zu Twimberg erinnert den Bamberger Pfleger zu St. Leonhard, daß er in den Tafern-Häusern im Schlatt und Preblau als Salzburger-Freihäusern nicht über den Dachtraif eingreifen solle.

1574, am 17. Dezember. Der Pfleger zu St. Leonhard berichtet, daß der Pfarrer zu Reichenfels den Pfarrhofswald zwar für seine Hausnothdurft gebrauchen, keineswegs aber Holz oder Kohl daraus verkaufen dürfe.

1538. Confirmationsbrief des Bischofs Philipp von Bamberg für die Bürger von St. Leonhard in Bezug des bei der Stadt gelegenen Goldbergwerkes.

1521. Verleihbrief von Johann von Kreig an Sigmund Herrn von Herberstein ob einen 40. Theil am Golderzbau bei St. Leonhard.

Mappen aus dem 16. Jahrhunderte über die Puzzischen Bergstollen, die Pfersmannische Gruben bei St. Michael, das Eisenbergwerk zu Welchau; über die Art, wie das Wasser aus dem Klieninger-Goldbergwerk abzuführen wäre, das Bergwerk am Loben, über die Fürstenbergstollen bei St. Leonhard und das Bergwerk Rauning außer St. Leonhard.

1570, am 19. April. Original-Vergleich zwischen den Gewerken zu Obergoldegg im Kliening und den Herren Fuggern wegen Verwechslung einiger Bergwerkstheile.

1649. Copia eines Reverses des Grafen von Tattenbach ob eines von ihm vom Hochstift Bamberg im Kliening verliehenen Werkgadens.

1665, am 15. Sept. Revers des Hanns Lindmayr, Bürgers und Gastgebers zu Inglstadt, über das ihm verliehene Bergwerk im Tegglitz-Graben.

1678, am 15. Juni. Bewilligung vom Fürstbischof zu Bamberg zur Aufsetzung eines Floßofens bei St. Leonhard.

1438. Confirmation der Freiheiten der Stadt St. Leonhard von F. Bischof Philipp zu Bamberg.

1591, am 7. Sept. Bewilligung für den Grafen von Nagarol, daß er um sein Schloß Ehrenfels eine Bastei oder Mauer führen könne.

1646, am 9. März. Bewilligung für den Magistrat zu St. Leonhard zu Erbauung eines Hochaltares einen Grund um 5 — 600 fl. jedoch gegen Ablösung zu verkaufen.

1711, am 12. Nov. Weisung an den gewesenen Kirchenprobst Michael Mayer, daß er die vom Doktor Waldner der Kirche legirten 30 fl. seinem Nachfolger Waldner erlegen und zum vorhabenden Oelberg-Gebäu nicht verwenden solle.

1457. Bestätigung vom Bischof zu Bamberg wegen Haltung eines Wochenmarktes zu Reichenfels.

1403. Revers des Johann Staudacher, daß er von seinen zu St. Leonhard gelegenen bürgerlichen Gründen dem Hochstift Bamberg den Zins reichen wolle.

In den verschiedenen Kaufs-, Tausch- und sonstigen Handlungen jener Gegend kommen im 16. Jahrhundert die Herren von Perneck, Dietrichstein, Pain zu Lichtengraben, Mosheim zu Prebl, von Greifenegg, von Kolnitz, von Ungnad zu Waldenstein, von Montfort; im siebzehnten die Grafen von Valmirano, von Globitzer, Freiherren von Siegersdorf zu Lichtengraben und Wiesenau, von Rohrbach, von Eggarten rc. vor.

Heimathliche Literatur.*)

Handbuch der Geschichte des Herzogthumes Kärnten, von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit. Von **Heinrich Hermann.** III. Band, 2. Heft. Geschichte Kärntens vom Jahre 1835 — 1857, oder die neueste Zeit. 221 S. 8. Klagenfurt 1858. J. Leon.

Alle Einwendungen, welche man etwa gegen den Versuch, die Geschichte eines einzelnen Kronlandes bis zu unseren Tagen fortzuführen, erheben könnte, widerlegt die Vortrefflichkeit von Form und Inhalt des vorliegenden Heftes, das, die politische Geschichte **Kärntens** abschließend, die Culturgeschichte einem, wie wir vernehmen, ebenfalls unter der Presse befindlichen 3. und Schlußhefte, überläßt. Wer etwa zweifeln könnte, wie wichtig für einen Historiker die Gesinnung ist, der mag diese Schrift durchlesen. Ihr Verfasser ist durch und durch **Kärntner in** Groß-Oesterreich. Er erzählt eine Menge Dinge, die scheinbar nur das Letztere angehen; aber er versteht den genauen Zusammenhang des Ganzen mit den Theilen, und weil er kein leerer Theoretiker ist, sondern das Reich als in der Geschichte geworden erkennt, so geht ihm **Kärnten** in Oesterreich nicht auf, wenn er es auch nicht mehr außer und ohne Oesterreich denken kann. Wie der menschliche Körper ein untheilbares Ganzes und dennoch jedes Organ in ihm für sich ist, so fast möchte man den Großstaat Oesterreich bezeichnen, als ein Ganzes, das nur durch alle seine Theile das Ganze ist, **in** und mit dem allein wieder jeder Theil sein eigenes Leben hat. Da Herr **Hermann** sich dessen mit Kopf und Herz bewußt, gelingt ihm die Erzählung des Allgemeinen mit dem Besonderen so gut, daß man selbst bei Bekannterem nicht über die Aufnahme in dieses Buch sich wundert und es im Gegentheile vermissen würde.

Was nun diese Form betrifft, in welcher hier erzählt wird, so kann man sich über eine Unsitte, welche wie bei jenem bekannten deutschen Historiker der neuesten Zeit die Geschichte zwingt, die Rednerbühne zu ersetzen und verhaltenen Kammerreden in anderer Form Luft zu machen, hier nicht beklagen. Freilich, daß **Hermann** nicht nur Patriot, sondern katholischer und conservativer Patriot, das leuchtet auch ohne Phrasen aus jeder Zeile heraus; aber die ganze Darstellung ist eine mehr factische, chronistische; nur selten begegnet man Reflexionen, wenn aber, so sind sie die schlagenden Bemerkungen eines gesunden Verstandes und keine geistreichthuenden Klügeleien. Wir können uns nicht versagen als kleine Probe nur einige Worte anzuführen: „selbst die Sprache modelte sich um, man las so viel von Trägern, Tragweite, Rechnung tragen, daß man es bis zur Ermüdung fühlte, Reich und Völkerglück werde zu Grabe getragen." (S. 95.) Und wenn wir heutzutage jedes Fünkchen, das bei diplomatischen Kämpfen aufblitzt, sogleich in tausend und tausend Journalen, freilich oft mit der Miene des Entsetzens und eigener Besorgniß, zur Flamme, die einen Weltbrand entzünde, erklärt lesen, so bestärkt sich die Vermuthung, daß einen solchen in der That Mancher und die ganze Revolutionspartheі wünsche, wie damals, 1850, bei dem drohenden Kriege zwischen Oesterreich und Preußen, von dem unser Autor erzählt: „Die Umsturzparthei blies ins Feuer; sie allein konnte bei einem solchen Bruderkriege gewinnen, und liberale preußische Journale säumten nicht in die Kriegstrompete zu stoßen." (S. 175). Wenn endlich in der Regel nicht mit Dokumenten geprunkt wird, so erklärt sich dieß nicht bloß aus der Nähe der geschilderten Zeit, sondern auch aus des Verfassers, welcher, Zeuge die Anmerkungen, die besten Quellen wirklich benützt hat, wohl berechtigter Frage: „was ließ sich und läßt sich selbst aus Quellen machen, wenn man die mißfälligen beiseite legt, und den favorablen einen absoluten Werth gibt?" (S. 212.) Während also Quellenwerke, wo möglich Alles und allseitig documentiren sollen, genügt es für ein Handbuch, wenn die Haltung des Ganzen den Stempel der Wahrheit und Aufrichtigkeit trägt, und zugleich die fleißige Benützung zugänglicher Quellen zu erkennen gibt, wie hier.

Wenn das Heft mit dem Handbillete, das der Kaiser nach der 1856iger Reise an den Landeschef gerichtet, schließt, so drückt es dem Ganzen das A. h. Siegel der Anerkennung bei, welche die in allen Zeiten musterhafte Haltung dieses schönen Landes verdient. Im Kriege und im Frieden, in der Armee*), im Staatsdienste und in der Kirche, in der Urproduction, in der Industrie und in der Wissenschaft hat **Kärnten** stets seine Männer gestellt, die sich bleibenden Namen errungen, und das ganze Land ist von „altbewährter Treue", welche von der Verirrung Einzelner nicht befleckt werden konnte, da im Gegentheile deren außerordentliche Minderzahl und gänzliche Einflußlosigkeit die Tugend der Gesammtheit nur um so glänzender hervorhob. Sehr loben müssen wir bei dieser Gelegenheit, daß **Hermann** derlei Ausnahmen zu nennen möglichst vermeidet, wie er (S. 56) sagt: weil sie revolutionär handelten „vielleicht um historisch merkwürdig zu seyn, eben darum seyen sie um so weniger zu nennen." Derlei Ruhmesgecken gebührt wahrlich die Strafe verächtlichen Verschweigens. Solcher aber, die sich in Ehre hervorgethan, vermag das kleine Land sich reich zu nennen, und **Hermann** weiß ihrer zu gedenken. Wir vermeinen also, daß er, welcher in Folge der Lavanter-Bisthums-Uebertragung sein liebes **Kärnten** nun bald verlassen wird**), demselben in dem ihm errichteten, geschichtlichen Denkmale ein schönes Zeichen seiner Liebe hinterlassen, für welches ihm nicht nur **der Kärntner, sondern jeder Oesterreicher danken soll.**

*) Aus der „**Katholischen Literatur-Zeitung**". Jahrg. 1858, Nro. 29.

*) **Hermann's** Buch zeigt unwillkührlich wieder, wie sehr diese Armee ein Spiegel des Reiches ist. Indem die Regimenter in dem großen Körper, den sie bilden, ihre nationale Eigenthümlichkeit behalten, zeichnen sie zugleich die beziehungsweise Selbstständigkeit ihres Heimathlandes. Und indem der Landsmann sich der Heldenthaten seines Regimentes, hier des **Probasta** Inf.-R., freut, nimmt er zugleich Theil an dem Stolze Gesammt-Oesterreichs.

**) Immer bleibt sein Streben auf die Verherrlichung des Vaterlandes gerichtet. So erscheinen jetzt in Springer's „Kirchliche Baudenkmäler Oesterreichs" aus seiner Feder sehr gelungene Schilderungen alter kärntnerischer Bauwerke.

Berichtigung. In der „Carinthia" Nro. 38, l. J. Seite 149, Spalte 2, Zeile 7 von oben soll es heißen: zur Glocknerfahrt **hergerichtet.** — Ferners Zeile 41: Lange währte es nun, bis wir sie zu Gesichte bekamen; die Ursache davon war, daß der Uebergang zur **zweiten Spitze**, die sogenannte „**Schneide**", der gefährlichste Punkt, ganz anders gebildet war, und in einer etwas gebogenen Linie an einer glatten schneelosen Felsenwand endete.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 41. **Sonnabend, den 9. Oktober.** **1858.**

Thürmer's Nachtlied.

Von des Thurmes Zinne
Ueber Stadt und Land,
Schallet meine Stimme
Durch des Rohres Wand.
Ruf' die Stunde aus —
Gott beschütz' das Haus!

Unheilvolles Drängen
Scheuchet meine Wacht;
Süße Ruh' umflöte
Sanft die Lebensnacht.
Ruf' die Stunde aus —
Friede sey dem Haus!

Wenn des Frühlicht's Rosen
Ueber Fluren zieh'n —
Ist wohl auch gewichen
Thürmer's Nachtbemüh'n. —
Ruf' mit Jubel aus:
Doppelt Freud' dem Haus!

Ludwig v. Steindorf.
(St. Jigens.)

Tagebuch
der ersten Besteigung des Großglockners
im Jahre 1799.

(Beschluß von Nr. 39.)

Nachdem wir nun ein mäßiges Mittagsmahl eingenommen hatten, machten wir uns auf den Weg. Es war 2 Uhr vorüber. In einer geschlossenen Colonne rückten wir aus. Voran zwei Bauern mit einer langen Stange, um den Weg zu sondiren; denn der neue Schnee, der nur kurz vorher auf den alten gefallen war, hatte unsern Marsch um ein Namhaftes gefährlicher gemacht. Er bedeckte an vielen Stellen die Eisklüfte wieder, die vorher sorgfältig untersucht worden waren. Nebst diesen mächtigen Sonden waren noch viele andere Geräthe mit im Transporte, als: Barometer, eine 7 bis 8 Klafter hohe Leiter von Holz, ein großer Tubus, mehrere kleine Fernröhre, das eiserne Kreuz, Stricke von 70 bis 80 Klafter Länge, Wein, Fleisch und Brod, woran aber keiner Behagen fand, weil man fast vor Kälte erstarrte.

Einige hundert Schritte weit von der Hütte stoßt man auf einen beträchtlichen Haufen von Steinen, die sich von den höhern Felsenspitzen lösen, und auf diesem Platze sammeln. Auf ihm konnte der Schnee sich nicht so lange halten; aber dicht hinter ihm fängt schon das ewige Eis an, und so dauert es fort, bis an die letzte fast senkrechte Felsenspitze des Berges. Auch der Boden erhebt sich hinter diesem Steinhaufen sehr schnell. Auf diesem steilen mit Eis, und über diesem mit tiefem jungen Schnee bekleideten Abhange konnte jeder Tritt nicht anders, als äußerst beschwerlich seyn. — Wir wendeten uns von da an rechts, obschon der Berg links steht; denn geradezu kann man ihn nicht besteigen; man muß ihn in die Seite nehmen. Die Bauern nannten es den Rücken. Auf einem solchen schmalen Grate mußten wir aufwärts.

Es dauerte ziemlich lange, bis wir zum ersten Absatze dieses Rückens kamen. Man nennt ihn die Scharte, weil hier der Fels eine kleine Kluft hat, welche man übersetzen muß. Hier ist der Abhang äußerst steil. Man sieht sich genöthiget auf allen Vieren zu kriechen. Zum Ueberfluße hatten sich kurz vorher einige Felsklumpen abgelöst, die im tiefen Schnee, der oft über den halben Leib heranreichte, liegen geblieben waren. Trat nun einer auf diese Bruchstücke von Felsen, so gleiteten sie unter seinen Füßen hinweg, weil unterhalb helles Eis war. Oder hatten wir sie in Bewegung gebracht, so daß sie fortrollten, so kamen die Untersten in Gefahr, zerschmettert zu werden, oder auf's wenigste ein Bein zu verlieren.

Es war da in der That eine harte Lage. Die Bauern, die schon vorher Leiter und Kreuz abgeworfen, aber dennoch auf herzhaftes Zusprechen beides wieder aufgeladen hatten, raunten sich einander in die Ohren, es würde gewiß von ihnen oder den Herren einer todt bleiben. Zwei der Letzteren mußte man auch von hier weg heimwärts begleiten lassen. Sie waren schon zu sehr ermüdet, hatten sich aber auch zu einer solchen Reise nicht mit angemessener Kleidung versehen. Wir übrigen setzten unsern Weg weiter fort und erreichten unter dem allerheftigsten Sturmwinde, der uns den Schnee von allen Seiten in die Augen warf, Hut und Kappen nahm, und dabei so kalt war, daß der in der Luft herum getriebene Schnee zu förmlichen Eiskügelchen ward — unter diesem fürchterlichen Winde, bei dem wir kaum die Augen aufzuschlagen vermochten, etwa um 5 Uhr den Knopf, die letzte kahle Spitze des Berges. Diese konnte man nicht anders, als mit Hilfe eines Seiles besteigen. Schon einige Wochen vorher hatten die Bauern die eine der höchsten Felsenspitzen mit einem Seile umwunden; aber sie konnten damals die zweite etwas höhere Kuppe nicht vollends erreichen.

Wir überlegten hier, was hier zu thun seyn möchte. Zwei große Hinderniße legten sich unserm ferneren Vorhaben in den Weg. Eines derselben war, daß wir an allen Gliedern des Leibes so heftigen Frost fühlten, daß kaum eines derselben noch weiter seine natürliche Bewegung machte. Die

Kleider, die wir auf dem Leibe hatten, waren durchaus mit einer Eisdecke überzogen, die uns nicht wenig Hinderniße im Gehen verursachte. Wie sollten wir in diesem Zustande fast ohne Gefühl, ohne Empfindung, die doch zum Anfassen des Seiles, zum Klettern längs desselben so nothwendig waren, diesen letzten entscheidenden Versuch wagen? Das zweite war die Besorgniß, von der Nacht überfallen zu werden; denn mehr als eine Stunde würden wir, wenn es auch glücklich gegangen wäre, zugebracht haben, bis wir an dem ersten Seile hinangeklimmt wären, dann mußten wir erst über die hölzerne Leiter in die Tiefe der Spalte hinab, und von da wieder mittelst eines andern Seiles, das man erst hätte befestigen müssen, die andere etwas höhere Spitze hinan.

Hätte uns die Nacht hier überfallen, so wäre es um unsere Rückkehr in die Hütte geschehen gewesen. Denn wir sahen schon jetzt, daß der Wind den alten und neuen Schnee fortwehte, und uns für die Hälfte der Rückkehr einen glatten Eisboden schuf. Ueber diese äußerst abschüßige Eisdecke voll Klüfte — in deren eine schon beim Heraufklettern Herr von Hohenwart gefallen war und nur durch die Behändigkeit der Bauern gerettet werden konnte — über diese Eisdecke den Rückweg zu nehmen, war schon für sich eine Sache, die wohl erwogen zu werden verdiente. Ueber dieß alles hatte sich der Himmel nicht im Mindesten aufgeheitert. Wir waren also auch des Vergnügens beraubt, das uns die Aussicht auf der Spitze hätte gewähren sollen. So mußten wir denn in dem Augenblicke, wo wir uns schon am Ziele unserer Leiden glauben konnten, der Gewalt der Umstände nachgeben. Unerbittlich war unser Verhängniß. Gewollt oder nicht, wir mußten die unübersteiglichen Schranken erkennen, die uns für dießmal gesetzt waren. Mit dem Entschluße, morgen Früh den Berg auf's Neue zu besteigen, traten wir die Rückkehr zu unserer Hütte an. Doch wollten wir vorher wenigstens den Barometerstand auf der erreichten Höhe wissen. Wir ließen das Kreuz und die hölzerne Leiter an dieser Stelle niederlegen, und schlugen einen Pfahl in das Eis um das Barometer aufzuhängen, das hier auf 18″ 6‴ stand. In Klagenfurt war es an diesem Tage 26″ $5^{4}/_{10}$‴.

Der Rückweg war, wie alle einstimmig bekannten, weit beschwerlicher noch als unser Klettern aufwärts. Denn der Wind hatte inzwischen unsere Bahn gänzlich verweht. Jeder mußte bei jedem Tritte, den er machte, zweifeln und fürchten, ob er nicht der letzte in seinem Leben seyn werde. An der einen Stelle war der durch den Wind umhergetriebene Schnee hoch aufgethürmt, an der andern glattes Eis. Beides verursachte uns um so mehr Schwierigkeiten, als uns die erstarrende Kälte alle jene Hilfsmittel von Haltung, Behändigkeit, Gleichgewicht, die ein fester gesunder Mann aus sich selbst schöpft, geraubt hatte. Dazu mußte auch das häufige, starkem Donnerknalle ähnliche Krachen unter dem Eise, welches wir während der Reise aufwärts schon öfter gehört hatten, selbst den Kühnsten in einige Furcht setzen. Was konnten uns endlich auch die Fußeisen, womit wir versehen waren und die wir von Klagenfurt mitgebracht hatten, und die aus Unkenntniß für ein solches Unternehmen nicht zweckmäßig construirt waren, nützen auf einem Eise, das so fest wie Kiesel war. Wir müssen gestehen, wir würden entweder gar nicht, oder wenigstens nicht ohne große Verunglückung des Einen oder Andern vom Berge herabgekommen seyn, wären nicht unsere Begleiter besser als wir mit ihren Fußeisen gegen Gefahren bewaffnet gewesen. Diese mußten uns wenigstens an den gefährlichsten Stellen unterstützen, wenn wir nicht selbst unsern Muth mit dem Leben bezahlen wollten. Auf diesem ganzen für jeden von uns unvergeßlichen Marsche war außer dem Geheule des Windes und dem Knallen des Eises kein Laut irgend eines Geschöpfes zu hören. Wir selbst, vom Gefühle der überstandenen und noch gegenwärtigen Beschwerden niedergedrückt, sprachen unter uns nur so viel, als das Bedürfniß der Zeit, unsere Sicherheit erforderte. Nur in den kurzen Zwischenräumen, wo uns selbst die Beschwerlichkeit des Athmens stille zu stehen nöthigte — sie fing schon bei der Hütte an, und ward immer größer, je höher wir kamen, — nur in diesen Zwischenräumen konnten wir es wagen, den Blick von dem eigenen Fußtritte auf eine kurze Weile abzuwenden.

Da entdeckten wir denn außer dem Pasterzen-Gletscher mehrere andere obschon nicht von der Größe, wie jener, doch mit auffallend seltenen Formen. Nur ein einzigmal, da wir noch nicht oben waren, theilte sich auf der Seite von Tirol das Gewölke, und es schienen alle Gebirge von jener Seite wie zu unsern Füßen zu liegen. Doch konnte man nicht tiefer hinaussehen, weil sich nur ein kleiner Theil des Horizontes, und selbst dieser nur auf eine sehr kurze Zeit offen und helle zeigte. Wie oft erinnerten wir uns hier dessen, was unser Reisegefährte Baron von Wulfen einst an einen seiner gelehrten Freunde von dem Pasterzen-Gletscher aus geschrieben hatte: „Hic non ultra nisi non habitabile frigus.“

Um halb 8 Uhr Abends fanden wir uns wieder bei der Hütte. Wie schmeckte da nach einer Stunde Ruhe auf unserm Strohlager das Abendmahl, das der Fürst vor dem Aufbruche schon seinem Koche zuzubereiten befohlen hatte.

Ohngeachtet sich noch das lebendige Gefühl der unbeschreiblichen Beschwerlichkeiten dieses Weges in uns regte, so faßten wir doch endlich den unabänderlichen Entschluß, sie am folgenden Tage mit dem frühesten Morgen auf's neue zu bestehen, wenn anders die Witterung nur etwas gelinder seyn würde. Allein wir fanden bei unserm Erwachen auch nicht die geringste Hoffnung. Der 23. August und der vierte Tag unseres Aufenthaltes bei der Hütte kündigte sich fast noch stürmischer als einer der vorhergehenden an.

Nicht ohne Beklemmung darüber, daß man das Ziel nicht so vollkommen erreicht hatte, als man es wünschte — verließ jetzt die ganze Gesellschaft die Hütte und zog nach Hause. Um 1 Uhr traf sie sämmtlich in Heiligenblut ein.

Jetzt zeigte es sich erst, daß heute der heftigste, aber auch der letzte Sturm war. Denn gegen Abend besserte sich das Wetter. Die Orkane schwiegen, der Himmel wurde rein; eine herrliche Nacht, sternenreich und heiter, und ein noch herrlicherer Morgen weckten von neuem unsern Muth. Wir entschlossen uns alle, noch übrigen Augenblicke zusammen zu raffen, um die Besteigung des Berges zu vollenden. Aber die Bauern hatten schon die ganze Woche ihre immer dringender gewordenen Feldarbeiten hindangesetzt. Sie konnten sie ohne Nachtheil nicht länger verschieben; denn hier fing so eben das Korn an zum Schnitte zu reifen. Es wurden daher nur vier Zimmerleute zu dieser Probe beordert. Diese vier Männer, worunter sich auch die beiden „Glockner“ befanden, hatten bei dem Baue der Hütte gearbeitet, und waren bei jedem Versuche, unsern berühmten Berg zu besteigen, gegenwärtig gewesen.

Sie gingen am 24. August noch vor Tagesanbruch zur Hütte voraus. Zum Glücke waren das Kreuz und die schwere Leiter schon bei unserer Reise unfern des Knopfes liegen geblieben. Sie konnten daher um so unbeschwerter ihren Weg dahin machen.

Die Reisegesellschaft blieb noch zu Heiligenblut zurück. Unzähligemal eilte jeder Einzelne zum Fenster, um von 9 Uhr Früh an durch die aufgestellten guten Fernröhre nach dem schönen, jetzt ganz enthüllten Glockner zu sehen und die abgeschickten Zimmerleute zu entdecken.

Endlich erblickte man sie, wie sie von 10 Uhr an bis halb 12 Uhr immer aufwärts stiegen, wie sie ausruhten, und

dann wieder einige Schritte vorwärts machten, — wie einer aus ihnen die andern weit zurückließ — wie sie, als sie zur Stelle kamen, wo die hölzerne Leiter lag, sich darauf setzten — dann wieder aufstanden, und sich auf's neue beeiferten, die sich ihnen entgegenstemmenden Hinderniße zu besiegen. Doch ein Wind, schon in der Fläche merklich, oben gewiß wieder ein Sturm, zwang sie auch dießmal umzukehren. Plötzlich sah man sie von der bereits errungenen ansehnlichen Höhe wieder zurück der Tiefe zu einlenken und endlich ganz verschwinden.

Für die erwartungs- und sehnsuchtsvolle Gesellschaft in Heiligenblut war dieß freilich kein vergnügender Anblick. Aber wir ließen den Muth auch jetzt noch nicht vollends sinken. Die Erklimmung des Berges sollte noch ein Mal gewagt werden. Die Vorzeichen der Witterung waren auch jetzt entscheidend günstig.

Noch am nämlichen Tage — 24. August — nach dem Mittagsessen wurde auf's neue zur Hütte aufgebrochen. Am Leiterbach kamen uns schon die vier Zimmerleute entgegen. Sie versicherten, daß es ihnen der Heftigkeit des Sturmwindes wegen unmöglich gewesen sey, länger auf dem Berge auszuhalten, daher sie jede Hoffnung zur gänzlichen Besteigung, wenigstens für dieses Jahr, aufgaben. Demungeachtet mußten sie wieder mit uns zur Hütte zurückkehren, um am folgenden Tage noch den letzten Versuch mitzumachen. Dazu waren sie auch ohne Widerrede bereit. —

Man befand sich nun wieder bei der Hütte. Den Zimmerleuten und Trägern rieth man, sich sobald als möglich zur Ruhe zu begeben, um sich von den Ungemachen der vorhergegangenen Tage zu erholen. Herr von Hohenwart unterhielt sich mit Ausstopfung eines Vogels, den die Bauern auf sehr beträchtlicher Höhe, etwa 200 Klafter unter der höchsten Spitze, im Schnee erfroren getroffen hatten. Es war eine Art Kukuk mit blutfarbiger Wachshaut. Nachdem die Anstalten zur Erklimmung des Berges für den folgenden Morgen verabredet waren, begab sich auch der Rest der Gesellschaft zur Ruhe.

Die Nacht war, so wenig man es vermuthet hatte, mehrmal stürmisch. Der Wind stieß manchmal so hart auf die Hütte, daß man Ursache hatte, auf's neue an einem glücklichen Erfolge des Unternehmens zu zweifeln. Doch legte er sich mit anbrechendem Tage, und der schöne heitere Morgen des 25. August belebte uns wieder mit neuer Hoffnung. Man wollte daher nichts versäumen, um das große Ziel zu erreichen. Mit dem frühesten Morgen wurden zwei Zimmerleute mit dem Auftrage vorausgeschickt, das Seil, welches auf einer der höchsten Spitzen befestiget war und jetzt unter dem neugefallenen vom Winde angehäuften tiefen Schnee begraben lag, loszumachen und an Tag zu bringen. In einer Stunde folgten wir nach.

Der Weg war derselbe, den wir schon bei dem ersten Versuche am 22. August kennen gelernt haben. Heute kuppelten sich einige von der Gesellschaft mit Stricken zusammen, eine Vorsicht, welche in solchen Fällen wegen der Gefahr des Einstürzens in die Eisklüfte öfters gebraucht wird. Das Wetter war vortrefflich; kein Lüftchen wehte, kein Wölkchen trübte den Himmel.

Um 10 Uhr Morgens langten wir an der vorletzten Höhe des Berges an, wo wir ein wenig ausruhten. Die Hitze war jetzt so unerträglich, daß man sich, umgeben von Schnee und Eis, genöthiget sah, den Rock abzuwerfen. Die Aussicht war überraschend — über alle Beschreibung herrlich. Selbst Herr von Hohenwart versicherte, daß sich ihm auf allen seinen Alpenreisen, deren er doch schon so viele gemacht hatte, noch nie ein herrlicheres Gemälde dargestellt habe. Wie mußte es erst die übrigen aus der Karavane entzücken, von einer solchen Höhe herabzuschauen. Mehr als tausend Alpenfürsten übersieht man hier. Der Glockner ist der höchste aus allen — wie unter seinen Kindern der Vater. Flaches Land aber konnte man wegen der vielen den Glockner so nahe umgebenden Berge nicht sehen. Nur über das Salzburger-Gebirge hin öffneten sich die Flächen von Baiern. Nur an dieser Seite schaut man in eine beträchtliche Ebene und erblickt mehrere große Gebäude. Allein die Gegenstände konnte man der zu großen Entfernung wegen nicht unterscheiden. Herr von Hohenwart, dessen Blicken nichts entging, fand auf dieser Anhöhe einige halberfrorene Insekten im Schnee, die, als er sie in die Wärme brachte, wieder zum Leben kamen. Mehrere Schmetterlinge flogen um die Mittagszeit, wo die Sonne ihre Strahlen senkrecht auf uns herabwarf, schnell über den Schneeboden hin; unter diesen auch der Papilio Cassioides, den Herr von Hohenwart vor einigen Jahren auf der Pasterze fing.

Der durch die vorige Kälte krystallisirte Schnee war sehr belästigend für die Augen, ungeachtet man die Vorsicht gebraucht hatte, dieselben hinter schwarzem Flor zu verwahren. Der Anblick des Himmels war äußerst auffallend — die Farbe — tief französisch blau. Der verdünnten Luft wegen war das Athemholen überaus schwer, und die Brust so beklemmt, daß man bei jedem achten oder neunten Schritte immer wieder ausruhen mußte.

Endlich erkletterte man den letzten Absatz des Gipfels. Mittels der bereits vorfindigen Seile ward auch dieser letzte entscheidende Versuch glücklich vollendet.

Die Kuppe war mit ziemlich tiefem Schnee bedeckt; denn es war diesen Sommer über des fortwährenden, stürmischen, kalten und in den Tiefen ewigen Regen bringenden Wetters wegen nur sehr wenig Schnee auf diesen Höhen geschmolzen. An den Wänden der Kuppe ragte hie und da ein einzelnes Felsstück aus der weißen Decke hervor. Um ein solches Felsstück ward nun das Seil gewunden. Bei Erklimmung der Kuppe mußte man den einigen Schuh tiefen Schnee durchwatten, der sie umgab. Man faßte also das Seil mit der Hand, hielt sich fest an demselben, und grub sich dann Schritt für Schritt in dem aufgethürmten Schnee haltbare Fußtritte ein. Unser erstes Geschäft war hier das Kreuz aufzupflanzen. Hiezu waren schon eigens verfertigte Werkzeuge bei Handen, womit der vielleicht erst in den letzten Tagen gefallene Schnee, der auch die Oberfläche der Kuppe gänzlich bedeckte, mußte weggeschafft, und der Scheitel des Glockners durchbohrt werden.

Als das Kreuz stand, wurden im Dorfe Heiligenblut, wo man mit Fernröhren die ganze Operation und ihre Vollendung sehr gut bemerken konnte, Pöller abgeschossen. Sonderbar schien es uns, daß wir den Knall, ungeachtet der weiten Entfernung, so deutlich hörten.

Dann wurden unter frohem Jubel Toaste ausgebracht. Sie betrafen den Fürsten Salm und Herrn von Hohenwart; dann trank dieser auf seiner gelehrten Freunde: Baron Zois, Baron Wulfen, der Professoren: Esper, van Marum, Schreber, aller Naturhistoriker, Gesundheit. Der letzte Toast war — von Allen an Alle, deren Andenken ihnen werth ist. —

Wie wir bemerkt haben, so hat der Gipfel des Glockners in der Mitte eine in der Ferne nicht sichtbare Spalte. Daher scheint der Berg in der Nähe zwei Gipfel zu haben. Wenigstens schien es uns so von der Hütte aus, wo wir den gegen Süden zugekehrten Theil merkbar höher glaubten. Als wir aber auf dem Gipfel des Berges selbst standen und von dem Punkte aus, wo das Kreuz gepflanzt wurde, auf die andere Spitze visirten, zeigte sich kaum ein Unterschied. Beide Gipfel haben eine kleine Ebene, und zwar der erste

von dem Umfange, daß acht bis zehn Menschen Raum darauf haben. Es war aber hier nicht rathsam, von dem Platze weg, wo man einmal stand, viele Bewegung zu machen, weil sich rund herum viel Schnee angehangen hatte. Das einzige Fleckchen in der Mitte der Spitze, wo nun das Kreuz steht, war jetzt frei von Schnee. Nicht der letzte, sondern der vorletzte Rücken der Kuppe, der etwa 20 Klafter Höhe hat, ist der beschwerlichste zu besteigen. Auf jenem hatten die Bauern Schneestufen gemacht, ein glücklicher Einfall; denn es stieg sich auf diesen so ziemlich bequem. Dennoch wäre ohne die Seile die Erreichung des Gipfels nicht wohl möglich gewesen.

Er ist nun erstiegen, der bis dahin von keinem menschlichen Fuße betretene 2105 Klafter hohe, so oft fruchtlos beklettertе Glockner, diese Zierde des Norischen Gebirges. Auf seiner höchsten Spitze erhebt sich nun ein eisernes Kreuz gegen den Himmel. Die in Stein gehauene Inschrift lautet:

Eia nunc rara Moles
Exple finem
Crucem exalta
Cultum promove.
Posuit Franciscus Antistes Gurcensis
25. Augusti 1799.
Wird für alle nachfolgenden Zeiten dieses Unternehmen
im Angedenken erhalten.

Man wird sie auf demselben Steine außer der lateinischen auch in deutscher, französischer und italienischer Sprache lesen.

Aus diesem Tagebuche geht hervor, daß der Weg über den Gößnitzkopf wohl der erste war, der die kühnen Alpenbesteiger dem Glockner zuführte, von wo sie erst den Weg durch das Leiterthal fanden. — So wie in diesem Tagebuche die Beschwerlichkeit des Katzensteiges (Platten) der den Weg zur Salmshütte gleichsam erschlossen, wenig herausgehoben wird, so geschieht auch von der Uebersetzung der Kluft, welche die erste von der zweiten Spitze trennt, keine Erwähnung, und wie manche glauben könnten, es sey die höchste Spitze des Berges gewesen, wo das Kreuz aufgepflanzt wurde — so ergibt sich doch aus der zweiten Besteigung des Großglockners im folgenden Jahre, welche Herr von Hohenwart beschrieb, daß die Errichtung des Kreuzes im Jahre 1799 nur auf der niedern Spitze stattfand, und erst im Jahre 1800 auf der zweiten oder höchsten Spitze ein noch einmal so hohes Kreuz errichtet wurde. Im Jahre 1800 waren beide Kuppen jedes mit einem Kreuze geziert, wie man es noch auf der Denkmünze ersehen kann, die der Kunstmecän, Fürst Salm, prägen ließ.

Späterhin werden wir auch einen kurzen Auszug aus dem Tagebuche der zweiten und endlich der dritten Glockner-Besteigung mittheilen, indem diese drei vereint erst ein klares Bild dieser kühnen Unternehmung geben, und als ein ehrendes Denkmal in der Chronik Kärntens aufbewahrt zu werden verdienen.

M.

Correspondenz.

Globasnitz im Jaunthale. Am letzten Sonntage im September (26.) beging das Jaunthal ein erhebendes religiöses Fest, indem der hochwürdige allseitig geehrte Herr Probst von Eberndorf, Johann Ittgoutz, seine Sekundiz feierte.

Zu Globasnitz geboren, allwo er vor fünfzig Jahren sein erstes h. Meßopfer darbrachte, wünschte der greise Priester auch seine Sekundiz zu feiern. Um auch seiner geliebten Pfarrsgemeinde Eberndorf und den übrigen Gemeinden im Jaunthale leichtere Gelegenheit zu biethen, an dieser Feierlichkeit Theil nehmen zu können, glaubte er benannten Sonntag als den günstigsten Zeitpunkt dafür zu wählen, und seine Sekundiz zu St. Hemma, einer Filiale von Globasnitz, auf einem wunderlieblichen Hügel mit der schönsten Aussicht über das ganze Jaunthal gelegen, zu begehen, und dieses um so mehr, da an jenem Sonntage bei St. Hemma auch das Rosalien-Fest statt findet, zu welchem alljährlich die verlobten Prozessionen von den Pfarren Eberndorf, Möchling, Sittersdorf, St. Philippen, und viele Wallfahrer aus dem ganzen Jaunthale kommen, die Fürbitte der h. Rosalia um Abwendung gefährlicher Krankheiten, Pest, Cholera, anzuflehen.

Ist schon dieses Fest alljährlich ungemein stark besucht, so war der Zudrang von Menschen heuer, da sich die Kunde von der Sekundiz-Feierlichkeit verbreitete, so groß, daß wohl vielleicht noch nie so viele Menschen bei jener Kirche versammelt waren; man kann die Zahl auf 6000 annehmen. —

Während drei Pfarrsgemeinden mit ihren Seelsorgern prozessionaliter in die Kirche einzogen, und ihre Andacht zu Ehren der h. Rosalia verrichtet hatten, kam auch der hochwürdige Jubelpriester mit seiner ganzen Pfarrsgemeinde in feierlicher Prozession zur Bergkirche heran.

An einem bestimmten Punkte, wo sich die Eberndorfer-Pfarrsgemeinde zur Prozession ordnete, war dem hochwürdigen Jubilanten zu Ehren ein zierlicher Triumphbogen aus grünen Reisern errichtet.

Nun gingen die bei der Kirche harrenden sieben Priester, darunter sechs Pfarrer, unter Vortragung des Baldachin's, und zwölf festlich gekleidete Mädchen dem hochwürdigen Jubelpriester entgegen, der nun in Pontificalibus mit Inful und Pastoral seinen Einzug hielt, um das schönste Fest seines Lebens zu feiern.

Die Kirche war auf das festlichste geschmückt. Pöllerschüße verkündeten in das liebliche Jaunthal hinab die Feier, die der würdige und hochverdiente Jaunthaler-Jubilant beging.

Nach dem Einzuge in die Kirche wurde eine stille h. Messe gelesen, worauf, da die ohschon ziemlich geräumige Kirche viel zu klein gewesen wäre, alle Andächtigen zu fassen, in der Freie von dem Herrn Ortspfarrer von Globasnitz die Predigt statt fand, in welcher der Redner die hohe Bedeutung des Festes für den greisen Jubilanten als auch für das gläubige Volk zur allgemeinen Rührung behandelte.

Nach beendeter Predigt bewegte sich der festliche Zug wieder in die Kirche, worauf der hochwürdige Jubilarius unter zahlreicher Assistenz der anwesenden Geistlichkeit seine Sekundiz mit einem infulirten Hochamte feierte, und mit einem Tedeum beschloß.

Höchst erbaut über die so seltene und schöne Feierlichkeit trat das Volk seinen Heimweg an, und theilte sich freudetrunken seine Gefühle einander mit, und gewiß wird diese erhabene Feier der Sekundiz des hochwürdigen Herrn Probsten und Dechants von Eberndorf zu St. Hemma im Jaunthale noch lange, lange im frischen Andenken bleiben und sich auf die Nachkommenschaft fortpflanzen.

Der greise Jubilant aber versammelte die Geistlichkeit zu einer frugalen Mahlzeit im Hause seiner Verwandten am Hemmaberge, wo im gemüthlichen Kreise der hochwürdige Pfarrer und geistliche Rath von St. Kanzian, Andreas Alliantschitsch, auf das Wohl des Jubilanten den Toast ausbrachte, der von allen Anwesenden freudig erwiedert wurde, so wie auch der Herr Jubilant auf das Wohl des hochwürdigsten Ordinarius und Seiner Majestät des allgeliebten Kaisers ein ehrfurchtvolles lautes Hoch anstimmte, das in allen treuen Herzen tief mitgefühlt und auch laut ausgesprochen wurde.

(C. T.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 42. Sonnabend, den 16. Oktober. 1858.

Trappistentod.

Tiefes Dunkel, — Mitternacht, —
Schwarz am Horizont Gewitterwolken, —
Blitze liefern eine Schlacht, —
Ferne her der Donner Wiederhallen. —

Schweigend liegt das enge Thal,
Nur begleitet von der Wetter Grollen
Höret man noch Stimmenschall
Hoch vom Berg, vom Kloster der Trappisten.

Klingt so schauerig, so bang, —
Einem Bruder singen ja die Brüder
Klagend nun den Sterbgesang,
Daß er sanft zum bessern Leben scheide.

In der Zelle, eng und karg,
Ruht er auf dem tanggewohnten Lager, —
Einem schwarz bemalten Sarg,
Nach des Ordens strenger, harter Regel.

Matt das Aug', die Stirne heiß,
Zum Gebet die Hände ernst gefaltet,
Harrt der todtenkranke Greis
Der Erlösung sanft und still entgegen.

Rings um ihn der Brüder Kreis
Mit beklomm'ner Brust die Psalmen betend;
Manchem Aug' entrollet leis
Thrän' an Thräne aus dem Herzen steigend.

Lässig sinket seine Hand,
Und es schließen sich die müden Augen,
Ihm entflieht der Erde Tand,
Bald durchschweift sein Geist des Weltraums Fernen.

Wie's der Orden streng gebeut,
Heben ihn die Brüder traurig auf die
Erde, kalt und asch'bestreut,
Staub zum Staub, der Geist muß in die Heimath.

Grüßend neigt er seine Hand,
Scheidend blickt sein Aug' auf die Genossen:
Lebe wohl, du Erdenland!
Wir, ihr Brüder, seh'n uns jenseits wieder! —

In der Wetter Sturmgebraus
Haucht der müde Greis, der Sturmerprobte,
Ohne Kampf die Seele aus,
Auf dem hehren Antlitz Himmelsfrieden.

Das Gewitter ist vorbei,
Regen strömt, die Donner fern verhallen; —
Auch der Brüder Litaney
Löset sich in stilles, sanftes Weinen.

Gustav Bogensberger.

Schloß Loretto am Werder-See.

Greske von Fritz Pichler.

Es war Dinstag den letzten August 1660 in den Morgenstunden, als der Küster in der Marien-Kapelle zu Loretto die letzten Verrichtungen am leuchterreichen Altare, an den mit rothem Sammt bedeckten Betstühlen und insbesondere an dem carmeisinrothen Schemel und den goldverzierten Sesseln traf. Zu gleicher Zeit durchschritt der Haushofmeister prüfend die italienisch-heiteren Säle des Schloßes, schoßen die Lakaien mit Silberkannen, Pokalen und Töpfen von Gemach zu Gemach, sputeten sich die spitzenreich gekleideten Jungfern in den Küchen, und lichtete der farbenbewanderte Gärtner die Blumenbeeten, welche, einen großen Adler im modegerechten Mosaik darstellend, am südlichen Inselgesenke gegen den See hinablagen.

Ueber all die Erwartungsvollen ging noch vielversprechender die Sonne stadtherwärts auf. Bereits seit einer halben Stunde vernahm man den allgemeinen Glockenklang, welcher seit dem letzten Sonnabend schier zum täglichen Brod geworden. Wer minder die Hände voll hatte, bestieg etwa den am meisten östlich ausgekehrten Thurm gegen die Canalmündung, von wannen her man eigentlich die Entscheidung erwartete.

Endlich um acht Uhr sah man vor der sogenannten oberen Brücke des Lendcanals zuerst ein paar prächtig gezierte Zugpferde auf jeder Uferseite auftauchen, sie zogen eine Barke, die sich tief unten stolz wiegte; ein neues Rossepaar, eine neue, noch schönere Barke, zuletzt vergaß man die Nachkommenden und wurde von der großen Nähe des Vorausgegangenen überrascht. Endlich hielt das erste Rossepaar gerade auf dem letzten Erdflecke, der dies- und jenseits den Canal abschließt; dadurch kam das geschleppte Schiff vor jenes mit aufgesetzten Pyramiden gezierte Gartenthor zu stehen, welches in den östlich gelegenen Lustgarten führte. Diesen umfingen

von allen Seiten ausgezackte Mauern, diesen durchschnitten gegen Morgen und Abend allerlei Zierwege, während von einem Hauptthore gegen Ost, das aber nicht in den Canal führte, ein breiter Weg durch den prächtigen Pavillon gerade auf die mit einer eigenen Mauer umfangene Kapelle unserer lieben Frau leitete.

Unter dem Steinbogen des genannten Seitenthores schritten jetzt, der Reihe nach aus den Barken steigend, hinweg zuerst eine Schaar Trompeter mit ihren güldenen und mit perlgestickten Seidentuch behangenen Zinken, dann die Angehörigen der Stadtwache, Lieutenant's, Cornet's, Rittmeister, dann der Landobrist, die ständischen Würdeträger, dann der Landeshauptmann mit dem stellvertretenden obersten Burggrafen, hierauf die auswärtigen Gesandten, endlich Seine Majestät Kaiser Leopoldus der Glorwürdige mit dem Erzherzog an der Seite, gefolgt von den beiderseitigen Obersthofmeistern, Kammerherren und Dienerschaft. Den Zug schloßen etliche von der Compagnia und Trompeter der Landschaft.

Jetzt erklang das Glöcklein von dem zwischen der Kapelle und dem Lustschloße gelegenen Uhrthurm, während die gesammte angelandete Menge im bescheidenen Raume der Liebfrauen-Kapelle so gut es ging sich vertheilte. Das heil. Meßopfer des Schloßkapellans begleitete das kaiserliche Hofmusikanten- und Heerpankerkorps, und man sah den Kaiser wie den Erzherzog in stiller Andacht versunken.

Nach geendeter heiliger Handlung wurden sämmtliche anwesende höchste und hohe Gäste zu einem Frühmahle gebeten. Dieß geschah durch den Aeltesten des Verordneten-Collegiums, den Herrn Martin Widman Grafen zu Ortenburg, den Stellvertreter des eigentlichen Burggrafen, Herrn Johann Andre Grafen von Rosenberg.

Dieser, Eigenthümer des märchenhaften Seeschloßes, welches er kaum vor acht Jahren erbaut hatte, sehnsüchtig für seine Lieblingsbaute den Ausspruch vielgereister Herren zu vernehmen, mußte gleichwohl der Freude entsagen, die römische kaiserliche Majestät selber in seinen Mauern zu empfangen, zu bewirthen und zu erlustigen. Denn abgesehen, daß der unermüdete Graf seit vielen Jahren die höchste Landeswürde bekleidete, hatten die jüngsten Festlichkeiten und besonders die gestrige Erbhuldigungs-Vorsitzung im Landhaussaale seine Kräfte außerordentlich angegriffen. Es hatte nämlich der Graf, vor dem grünen Sekretärtische stehend, nicht nur die ganze lange Rede des kaiserlich-geheimen Rathes Grafen von Regenstein und Tädtenbach angehört, sondern auch die nach dem Ceremoniel vorgeschriebene Gegenoration voll Feuers, Blüthenschmucks und Tropenreichthums gehalten: welches alles des Herrn Indisposition so gemehret, daß er sich noch selbigen Tages zu Bette begeben. Aber die glänzende Rede, so meinten Viele, müsse dem siechen Herrn gewiß noch lange hin ein Quell der Stärke und des Trostes seyn; poëta laureatus hielt dafür, eine dergleichen Oration hätte selbst Ciceroni nicht anders als zu Ehren gereichen mögen. Nun aber drang derselbe Sonnenstrahl kaum durch die behangenen Fenster des Leidengemaches im Rosenberg-Palais, der hier Schloß und See und Berge freudig umflimmerte.

Man war wie gesagt unter Graf Ortenburgs Geleite aus der Kapelle zwischen den beiden schlanken Thürmen hindurch den marmornen Treppenaufgang hinan in den mattrothen Saal des Schloßes geschritten, und nahm, während der Wellenwiederschein zwischen den Gypsgewinden der Saaldecke sein leuchtendes Spiel trieb, auf venetianische Art bereitete Erfrischungen ein. Die Pausen, welche die müden Backen der kaiserlichen Hofmusici gerne gestatteten, wurden durch das taktmäßige Plätschern ausgefüllt, welches sich von den Gestadefelsen der Schloßinsel herauf hören ließ. Es waren nämlich all die federbuschgekrönten Zugpferde von den Barkenseilen gespannt und in den gräflichen Stall geführt worden, während nun erst das Ruder in sein Recht eingesetzt erschien. Die weiß und roth gekleideten kärntnerischen Gondolieri sprangen jetzt auf das gehobene Schiffshintertheil, steuerten die Barke erst aus der Canalmündung, welche noch nach der ganzen Länge des sogenannten großen (östlichen) Gartens hinlief, durchs rundbogichte, pyramidenverzirte Seethor, und erlangten sich auf der schönen, weiten, hellgrünlichen Fläche nur ein paar Ruderschläge. Denn sogleich zwischen dem großen Garten mit seinem Felsabfällen und dem viereckichten kleinen, sogenannten abgesetzten Garten, der oben mit der linken Ecke an den zweikuppeligen Gastzimmerthurm, mit der rechten an das Portale zum Schloßvorraum stieß, brach die Straße vom ebengenannten Portale gegen den See aus und setzte sich nah an der Uferseite lendwärts durch einen kleinen Bogen neben dem Seethor, seewärts eine kurze Strecke unterhalb der ausgezackten Gartenmauern von einem Eckthürmchen zum andern fort. Hier wurden gewöhnlich die Schiffe für die Lustfahrenden in der Zeile aufgestellt. So auch dießmal.

Trompeter voraus, scholl es. Die stiegen ein, wackelten und schwebten, stachen in See und flogen davon. Noch nahe in Sicht erhuben sie ihre schmetternden Weisen.

Nun kamen die Hofherren an die Reihe; man zählte dazu unter vielen andern des Kaisers Obristhofmeister Grafen von Porcia, welcher in der Stadt sein Logis beim Gurker-Dompropsten genommen hatte; den erzherzoglichen Hofmeister Grafen von Schwarzenburg, dem Vorigen nächstan wohnend im Hause des Herren von Gößnitz, welches das heutige Gasthaus „zum goldenen Bären" seyn dürfte; wie auch jene einheimischen Edlen, welche übermorgen mit den Erbämtern vom Erblandhofmeister- bis zum Erblandfalkenmeisteramte hinab betraut werden sollten, lauter Angehörige der edelsten und reichsten Geschlechter.

Diese schaukelten schon sämmtlich in seidenbehangenen Barken am Ausgange der Schloßbucht, als die vor allen glänzende, doppelfärbig-schimmernde und mit hochausgebauchtem Hintertheile versehene Barke mit dem Zelte aus purpurrothem Sammt und hellen Goldquasten und Silberfranzen vorfuhr. Dorthin wurde vom providirenden Burggrafen geleitet Seine Majestät mit der hochfürstlichen Durchlaucht; diesen gegenüber zu sitzen bestimmt, der apostolische Nuncius Caraffa, welcher, wenn er just sein Stadtlogis beim Abten von St. Paul am „Heiligengeistplatze" keinen „Lateran" nennen mochte, doch dies Loretto leicht mit der mauerumgürteten Hügelstadt in der marcu d' Ancona, den Lendausfluß mit der Mündung des Musone, die Seebucht mit dem Golfo di Venezia verglich, und tränmend in den lustschiffenden Edlen die vom Papst Sixtus V. vor etwa siebenzig Jahren gestifteten Lorettaner-Ritter auf der Kreuzfahrt gegen die Seeräuber erschaute; diesem zunächst nahm den Platz mit der Grandezza des „Escurials" ein der spanische Gesandte Mut. Fuentes, welcher im heutigen „Baron Dickmann'schen" Hause, dazumal dem Landeshauptmann Georg Andreas Freiherrn von Cronegg gehörig, wohnte, und endlich der venetianische Gesandte Aloisio Mollin, welchen der Graf von Ortenburg in sein Haus (nun mehr Rauscher's) am neuen Platze aufgenommen hatte. Allen diesen höchsten und hohen Herrschaften folgte der gräfliche Festordner selbst, und so ging dieß inhaltreiche Schiff, Aller Augapfel, hinaus in den ruhigen See.

Die Wasserfahrt ging gen Freienthurm und den nächstunten gelegenen sogenannten Dallacher'schen Hof; die

Musik hob die Wellen wie zum Nixentanze, und reichlich gab das bekannte Echo die Accorde wieder. —

Als der gesammte Zug gen Mittag dem nach und nach wieder auftauchenden Schloße zufuhr, stand die Sonne bereits gerade über dem See, dessen Wellengeschäume zu sieden schien. Bald landete man in der vorbeschriebenen Ordnung.

Eine prächtige Tafel bewirthete die von der Wunderfahrt Entzückten. Man schaute mit wohligem Selbstgefühl von den goldleistigen Fensternischen hinaus auf die sternbeglänzte Silberfläche, welche man bis in die fernste Ferne durchschifft hatte. Und siehe da, die Sehnsucht erwuchs wieder inniger und heftiger; wie bei der Liebe zu einer zweiten Dame, meinte ein Spanier. Noch aber waren alle Toaste nicht an Mann gebracht, die man einer solchen nie dagewesenen und nie wiederkehrenden Gelegenheit schuldete. Man brachte die feurigsten Lebehoch's aus für das Wohl des Kaisers, und trank auf dieses Mannes Andenken, das die in der Ausführung begriffene Leopold's-Reiterstatue am „neuen Platze" bei weitem überdauern möge.

Die Statue, welche die Empfangsrede im Welzenegger-Zelte ein „zwar kleines aber immerwährendes werkl" genannt hatte, stand auf einem achtseitigen durch Säulen abgeschloßenen Postament, welches in seinem Aufsatze die Gedächtnißinschrift und drei Wappen, und in den größeren Untertheilen die Standbilder des Rathes, der Industrie, des Friedens und des Krieges in Nischen enthielt, und zuunterst mit einer Dreistaffel-Basis schloß.

Der Kaiser hatte diese Huldigung wie sämmtliche Festreden mit sichtlichem Vergnügen aufgenommen; so auch jetzt sämmtliche Toaste.

Noch vor einbrechendem Abend stieg man wieder zu Schiffe und wiederholte die Lust des Vormittags, so daß den Ankommenden erst der helle Fensterglanz des sich schwarz vom reinen August-Nachthimmel abhebenden Schloßes mit seinen vielen Erkern, Thürmen und Mauern entgegen leuchtete. Deß hatte sich der Commandant der an der Villacher-Bastei aufgestellten fünfundzwanzig Stücke und der sechshundert Doppelhacken nicht wenig zu ängstigen; denn würden auch Seine Majestät „was spat wiederumb an den Schiffen herab kommen", so durfte doch um keinen Preis die donnernde Filada „zu spat" kommen.

Bald war der Glanz der Gäste aus dem Schloße gewichen, und die stille, ruhige, sternenfunkelnde Nacht lag über Insel, See und allen Bergen. —

Der vierte September machte den Landesfestlichkeiten ein Ende. Wohl gebührte diesem Inselschloße der beste Antheil daran. Denn es zählte seit seiner Erbauung zu den Prachtschlößern Kärntens. War es uns erlaubt, aus dem Bilde, welches uns Freiherr von Ottenfels von dem genannten Schloße aus dem bezeichneten Jahre erhalten hat, einige Anhaltspunkte zu einer baulichen Beschreibung zu liefern, so ist uns dieß aus der Doppelansicht in bei weitem minderem Maße gegönnt, welche beinahe dreißig Jahre später Valvasor aufgenommen. Das Prächtige dieser Ansichten beruht, gestehen wir's uns nur offen, lediglich auf der Verflächung des ganzen Terrains, wodurch man im Kleinsten an die Lagunenstadt erinnert, daher schon bestochen ist. Loretto aber stand und wird immer stehen auf einer mäßigen Felserhöhung. „Diese Insul ist erhoben", sagt Valvasor selbst (126). Daher ist Valvasor's Perspektive gänzlich unrichtig und widerspricht sich schon in den beiden Bildern an sich. Nichts destoweniger treffen wir auf demselben einige Neu- und Zubauten, welche während dreier Decennien entstanden. Als solche dürfen wir zunächst betrachten: das neue Seethor, welches von dem Ende des großen Gartens gerade bis zum Anfange desselben gegen die Stadt hinab verlegt, zuerst von je einer ausgezankten kleinen Mauer, dann von je einem zweikuppeligen Viereck- und je einem gezähnten Rundthurm begrenzt erscheint. Durch das Thor des zu rechter Hand gelegenen Viereckthurmes führte über eine Jochbrücke die nach der Lend laufende Fahrstraße entlang dem einstmaligen Kaplaneihause bis zum ehemaligen „abgesetzten Garten", dessen unterster Theil jetzt in einen Baumgarten verwandelt und mit einem großen Thore versehen erscheint. Am meisten erneuert stellt sich die Ostseite dar; das ehemalige Wirthshaus und der schlanke Thurm sind verschwunden und überhaupt mag die Fortführung der Bucht von der großen Seeseite herüber mittelst Durchstechung der Landzunge zwischen derselben und dem Canal erst nach 1660 fallen. Denn dortmals gab es vom Festland nach Loretto noch keine Brücke. Sonach stand die ganze Linkseite des Seethores sammt Zugehör auf einer eigenen Insel. Valvasor sagt: „Der See gehet um und um". Er rühmt auch die schönen Gallerien, Höfe, Treppen und die zierlichen Gärten, und beneidet schier den Besitzer Wolf Andreas Grafen Orsini-Rosenberg. Dieses Schloß hat auch Wagner in seinen „Ansichten aus Kärnten" mit Hermann's Text gebracht, Schultes erwähnt, und unser Pernhart zu öftern Malen seinen Skizzen beigereiht.

Beitrag zur Geschichte

des vaterländischen Regimentes, ehemals d'Alton.

(Aus dem Tagebuche des Krieges zwischen Oesterreich und der Pforte, herausgegeben von Rautenstrauch. Wien bei Staschel 1788; ferner aus der historischen Darstellung der Kriegsbegebenheiten des Jahres 1788, vom k. k. Rittmeister von Bourscheid. 1. B. Gratz bei Miller.)

Zur Sicherung der Grenze sowohl als gegen Ergießungen des Sau-Stromes, besonders zur Abwehr gegen feindliche Ueberfälle auf Semlin und das dortige Lager wurde bei Beschania an der Sau-Spitze mit unsäglicher Anstrengung vieler tausend Menschen ein großer Damm verfertigt, der diesem Entzwecke entsprach. Es war voraus zu sehen, daß den Türken alles daran liegen mußte, den Dammbau zu stören. In dieser Absicht schiffte sich am 22. April 1788 vor Anbruch des Tages ein mehr als 3000 Mann starkes feindliches Korps in Belgrad ein, hielt sich eine Zeit lang an der Sau-Spitze längs dem Ufer im Gebüsche verborgen, und griff endlich um 7 Uhr unter dem Schutze der Kanonen von Belgrad die österreichischen Vorposten an, welche sich unter Kommando des Grafen Klenau, Rittmeisters der bei dem Cheveauxlegers-Regimente errichteten Uhlanen, in bester Ordnung zurückzogen. Der Feind unternahm es, am Ufer der Sau bis an den Punkt vorzudringen, wo mehrere Pontons lagen, von denen er sich zweier sammt einer Patrouillen-Tschaike bemächtigte, jedoch durch ein heftiges Kartätschenfeuer zum Rückzuge gezwungen wurde.

Eine Zeit darauf kamen die Türken an der Sau-Spitze bei Beschania wieder zum Vorschein; ein heftiges Kanonenfeuer fügte ihnen zwar einen großen Verlust zu, konnte aber ihren Muth nicht erschüttern. Es gelang während diesem dem befehligenden Pascha, 14 Kanonen auf dem gegenüber liegenden Bratscherberg aufzuführen, deren Feuer sie

in dem wüthenden Angriff unterstützte, den sie nunmehr auf die Uhlanen (zusammen 2 Divisionen) des Kinsky'schen und Lobkowitzischen und die, ihnen als Rückhalt dienende, Division des d'Altonischen Infanterie-Regimentes, wovon zwei Bataillone aus Kärntnern bestehend sich bei der Hauptarmee befanden, machten. Die kaiserlichen Reiter wurden von der Uebermacht der feindlichen Spahis in der Flanke genommen, in einem Knäuel aufgerollt und auf die Infanterie zurückgedrängt, wovon ein Theil vom Damme hinab in den Morast geworfen, von den Türken bei den Zöpfen erfaßt und getödtet wurde. Auch 4 Dreipfünder-Kanonen fielen dem Feinde in die Hände. In diesem entscheidenden Augenblicke traf noch eine Division des d'Altonischen Regimentes, kommandirt von den Hauptleuten Graf Schiossinati und Buchot zur Unterstützung der Uhlanen, ein, während Generalmajor v. Stooder eine unter dem Damme gestandene Division des Giulai'schen Regimentes herbeiführte. Diese Infanterie griff den Feind mit dem Bajonnete an, warf ihn zurück und bemächtigte sich zweier Dreipfünder wieder. Der Feind dadurch eingeschüchtert schiffte nach Belgrad zurück. Bei diesem furchtbaren Kampfe verloren die Oesterreicher an Todten 107, an Blessirten 184 Mann, darunter die beiden Divisionen von d'Alton allein **93** Todte und **140** Verwundete nebst 7 Offizieren, wovon der Hauptmann Moslenge, Oberlieutenant Aussenberg und Fähnrich Buplischig todt; der Hauptmann Bouchot, Oberlieutenant Betta, die Fähnriche Baronio und Plunket blessirt. Die Uhlanen verloren verhältnißmäßig wenig, ebenso Giulai; die Kärntner hatten das meiste geleistet, die Reiterei der Wuth der Feinde entrissen und ihm einen Theil seiner Trophäen abgenommen. An ihrer Spitze erhielt Feldmarschall-Lieutenant Baron Bechard eine tödtliche Wunde. Von den Uhlanen wurden der Major Bolza, Rittmeister Rottermund von Lobkowitz, Graf Klenau von Kinsky im Armeebefehle belobt, Graf Vinzenz von Rosenberg, Rittmeister bei letzterem Regimente, nachträglich mit dem Maria-Theresienkreuze ausgezeichnet. Hauptmann Bouchot (der ältere) starb als Veteran Ende 1805 im „Gaisbergerischen Hause" zu Klagenfurt an seinen Wunden. Schreiber dieses sah sein Begräbniß: eine Compagnie französischer Grenadiere begleitete in voller Parade die Leiche des Helden und gab die gewöhnlichen Dechargen. — Dadurch berichtigen sich frühere, in einzelnen Daten differirende Angaben.

H.

Miszellen.

(Die Kärntner-Sänger.) Nach längerer Zeit erhatten wir wieder Kunde von unseren heimischen Sängern, die sich, nach einem Schreiben vom 2. Oktober l. J., noch in Kopenhagen und recht wohl befinden, indem der Beifall, der ihnen Anfangs zu Theil wurde, sich noch nicht verminderte, — aber endlich doch in 14 Tagen von dort abreisen werden. Ihr Weg geht übee Stettin nach Berlin, wo sie schon am 31. d. singen sollen. Obschon Kopenhagen noch immer von einem wolkenlosen schönen Himmel überspannt ist, so herrscht doch bei einem fortwährenden Winde eine empfindliche Kälte. Der Nordwind bläst immer heftiger, und macht die Fahrt über die Ostsee etwas bedenklich, die ihnen bevorsteht. Aus der Reise nach Petersburg ist nichts geworden, da sich dort ohnehin mehrere Tirolersänger-Gesellschaften befinden, und sie über die von dort angebotenen Bedingnisse nicht einig werden konnten. — Der Pianist Obethaver in Kopenhagen, ein glücklicher Musikkomponist, verfaßte eine sehr gelungene „Polka", welche als Erinnerung an unsere Sänger als: Kärntner-Polka im Druck erschienen und sehr gesucht ist. — Ihrem bisherigen Plane zufolge wollen sie dann von Berlin die Städte Magdeburg, Leipzig, Dresden und Prag besuchen, in der nächsten Badezeit in die Böhmischen Bäder gehen, und daher ihren Weg so einrichten, daß sie immer näher gegen Kärnten kommen, obschon noch ein, oder vielleicht zwei Jahre vergehen dürften, ehe sie ihre liebe Heimath wieder begrüßen. Unsere besten Wünsche mögen sie zur Ehre des im Norden bisher so ziemlich unbekannten Kärntens allenthalben begleiten.

M.

(Zur Geschichte des Tabaks.) Vor kuezem erschien eine Beschreibung der k. k. Tabakfabrik in Fürstenfeld, die auch Kärnten zu versorgen hat, sammt einer Abbildung in der „Gratzer-Tagspost", welche mit Nachstehendem zu ergänzen wäre, da vom Tabake in unserer rauchbeflissenen Zeit etwas zu sagen doch nicht ohne Interesse seyn dürfte.

Daß Aquibza, ein spanischer Mönch und Begleiter des Colombo, die erste Kunde von dieser Pflanze nach Europa brachte, gehört (obwohl aus dem Jahre 1496 herrührend) doch noch zu den mündlichen Ueberlieferungen; ebenso Sage ist es, daß die Neger 1536 allgemein auf den Pflanzungen rauchten und den Tabak kauten. Jean Nicot, französischer Gesandter in Lissabon, brachte 1559 denselben als ein „narkotisches Kraut" zum räuchern der Gemächer nach Paris, wo es von seinem Vaterlande: der Insel Tabago so genannt wurde.

Wie wir einem Aufsatze der „Erinnerungen" im 1. Hefte 1856 weiter entnehmen, sollen 1585 in England schon Thonpfeifen gebraucht worden seyn, während in Frankreich nur Kügelchen bereitet wurden, die man unter die Nase hielt, um die Geruchsnerven zu reizen.

Was die Leser aber mehr, als all' dieß interessiren wird, ist der Umstand, daß weder rauchen noch schnupfen in guter Gesellschaft geduldet wurde, daß es in Kirchen strenge verbothen war, daß es überhaupt gegen die Sitte verstieß, öffentlich als Raucher oder Schnupfer zu erscheinen. Innozenz XII. that dieselben gar in den Bann und einige Mönche, welche während der Vesper Tabakrollen — vielleicht die Ur-Zigarren! — anzündeten, wurden eingemauert!! — ja in Rußland war 1634 noch die Strafe des Nasen-Abschneidens auf's Tabakrauchen, für heut' zu Tage mit Bezug auf's Brillentragen eine doppelte Verlegenheit und Strafe! — — Aber auch, da man im Leben überhaupt (wahrscheinlich wohl auch in Rußland) so viele Prisen nehmen muß, für Schnupfer eine sehr fatale Geschichte! Glücklicher Weise (obwohl Berichterstatter weder Raucher noch Schnupfer) hat sich seither dieß verbothene Kraut überall einheimisch und schon unentbehrlich gemacht, und gehören die Strafen darüber in das Reich der Erzählung. Wer immer abee unsere östliche Grenze besucht, versäume nicht (nebst Gleichenberg, Riegersburg, Poppendorf u. n. Sehenswürdigkeiten) auch Fürstenfeld zu besuchen, und den allerdings großartigen Fabriks-Betrieb, wie ihn die zum Besten des dortigen Krankenhauses herausgegebene Monographie dieser Stadt und Umgebung ausführlich beschreibt, selbst in Augenschein zu nehmen.

Die gefällige Erklärung des Einzelnen dabei, wie die freundliche Umgebung der Stadt wird gewiß Jedem eine schöne Erinnerung bleiben.

J. C. H.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 43. Sonnabend, den 23. Oktober. 1858.

Biographische Skizze

des zu Klagenfurt verstorbenen P. Oswald Rausch, aus dem Orden der Gesellschaft Jesu.

P. Oswald Rausch erblickte den 8. Oktober 1780 als Sprößling einer unbemittelten religiös-frommen Familie im Kurazial-Dorfe Göltschach unweit Maria Rain das Licht der Welt. Seine Eltern haben damals als Kleinhäusler einzig und allein nur durch schwere Handarbeit sich dürftig ernährt, und in wenigen Jahren nach der Geburt dieses Sohnes übersiedelten sie nach Klagenfurt, wo sie sich in der Villacher-Vorstadt beim vulgo Aixler als Einwohner niederließen. Nach zwei Jahren gelangten sie durch ihren andauernden Fleiß und ihre Bewerbsamkeit zum Besitze eines von ihnen am „Lerchenfelde" in der Villacher-Vorstadt neuerbauten Häuschens, wo sie durch Erzeugung von Dachschindeln sich ernährten, und in der nächsten Umgebung ihrer neuen Keusche nach und nach durch Ankauf einiger Grundstücke ihre frühere ärmliche Lage um Vieles verbesserten. Dadurch allmählig in glücklichere Umstände versetzt, ging nun ihr ernstes Bestreben dahin, ihre Sprößlinge frühzeitig zu ihrer standesmäßig schweren Handarbeit zu verhalten und anzugewöhnen, und vor dem so schädlichen Müßiggange zu verwahren, besonders aber ihnen eine gute christliche Erziehung zu geben; daher waren dieselben stets bemüht, indem sich ihnen hiezu zu Klagenfurt die schönste Gelegenheit darbot, ihre Kinder auch zum Schulunterrichte zu schicken. Ihr Sohn Oswald, der vor den Uebrigen auch mehr talentirt gewesen zu seyn schien, und nebstbei zum Studiren große Neigung und Freude zeigte, wurde zum ununterbrochenen Schulbesuche angehalten, und hat sonach sowohl die Normal-Haupt-, als Gymnasialschulen zu Klagenfurt durchaus mit Auszeichnung beendet.

Da er endlich an der damaligen hiesigen philosophischen Fakultät die philosophischen Studien aus allen Gegenständen in den Jahren 1801 und 1802 mit Auszeichnung zurückgelegt hatte, war es nun an dem, über die künftige Standeswahl und seinen Beruf sich auszusprechen und zu bestimmen, welches ihm aber um so weniger schwer fiel, weil er sowohl durch seinen eigenen frommen Sinn und innige Frömmigkeit, als auch durch den Wunsch seiner gottesfürchtigen frommen Eltern bewogen — den festen Entschluß faßte, dem geistlichen Stande sich zu widmen. Dem zufolge hat er im Jahre 1803 sogleich die theologischen Studien, obwohl nur als Externist, weil damals wegen Mangel an Raum nicht alle Alumnen in dem beschränkten Priesterhause untergebracht werden konnten, und er, wie früher in den untern Schulen, Dach und Fach bei seinen Eltern hatte, mit einem solchen Ernste und ausharrenden Fleiße begonnen, daß er nebst zwei andern Mitkollegen, unter welchen auch der verstorbene Franz Luschin — letzter Zeit gewesener Fürst-Erzbischof zu Görz — hervorleuchtete, die ganze Theologie in zwei Jahren vollendete, und im Jahre 1804 über alle theologischen Gegenstände mit glänzendem Erfolge seine Prüfungen bestanden hat, wornach er mit seinen zwei erwähnten Mitalumnen sogleich von dem damaligen Fürst-Bischof von Gurk, dem Hochgebornen Altgrafen von Salm zum Priester geweiht wurde.

Seine Fertigkeit im Auffassen, die Leichtigkeit und Ausdauer seines Gedächtnisses und seine nie ermattende Aufmerksamkeit erregten bei Lehrern und Mitschülern die höchste Bewunderung. Sonach beendete er seine Studien mit dem Rufe eines außerordentlichen Talentes, darum er sich bei seinen vortrefflichen Geistesgaben nicht nur allein die Schulsprachen, sondern schon in dem zweijährigen philosophischen Kurse auch die italienische und französische Sprache, welche Letztere er mit dem allgemein verehrten Herrn Professor Mathias Achazel lernte, gründlich sich eigen machte.

Schon als studirender Jüngling war er ein Beispiel der Sittsamkeit, der Andacht und Genauigkeit in Erfüllung aller seiner Obliegenheiten, er schloß seine Augen allen gefährlichen Gegenständen, seine Ohren allem ehrenrührigen und müßigen Geschwätze, und floh den Umgang mit dem andern Geschlechte.

Mit tadellosen Sitten, mit seinen Berufswissenschaften gründlich und vollkommen ausgerüstet, verrichtete er im Monate September 1804 als neugeweihter Priester in der Kirche zu Maria-Hilf in Ebenthal am Maria-Geburtsfeste, das dazumal an einem Samstage gefeiert wurde, sein erstes heiliges Meßopfer ganz in der Stille, ohne die gewöhnliche Feierlichkeit und ohne Veranstaltung eines Opferganges. Und da er schon vor seiner Primiz das Anstellungs-Dekret nach Walburgen in Händen hatte, so verfügte er sich am nämlichen Tage seiner Primiz an seine Seelsorgstation als Kaplan, und hielt dort am Sonntag darauf schon den zweiten pfarrlichen Gottesdienst.

Von nun an war der Gottesdienst, der Unterricht sowohl der Erwachsenen als der Jugend, die Vorbereitung der Kinder zur ersten heiligen Communion, die Verwaltung des heiligen Bußsakramentes, vor allem aber die Tröstungen unserer heiligen Religion bei den Kranken und Sterbenden zum ruhigen Hintritte in die Ewigkeit seine vorzüglichste Sorge.

Nach Verlauf eines Jahres wurde er von Walburgen wieder abberufen, und in der nämlichen Eigenschaft als Gehilfspriester zu St. Johann ob Brückl angestellt, und nachdem er hier über volle vier Jahre die Seelsorge in jeder Beziehung wieder lobenswerth ausübte, und wo er zur Erbauung der zwei Gemeinden mit seinen zwei ihm vorgesetzten Herren Pfarrern stets in Liebe und schönster Harmonie mit ihnen eines Herzens und Sinnes war, und sonach mit Leib und Seele ganz an dieselben sich anschloß, erwachte in ihm wider alles Vermuthen der schon in der Philosophie gehabte, und nun zur gänzlichen Reife gebrachte Entschluß, von der Gurker-Diözese auszuwandern, und irgendwo in den Orden der Gesellschaft Jesu einzutreten, welchen unabänderlichen Wunsch er auch zur Ausführung brachte, und sein ersehntes Ziel in dieser Beziehung zu seiner vollsten Befriedigung glücklich erreichte.

Als Oswald Rausch von 1804 bis 1810, d. i. über volle fünf Jahre in der Gurker-Diözese mit Auszeichnung pastorirte, war dessen Verwendung durch diese Zeit, wie es aus seinem noch vorhandenen, vom hochwürdigen Herrn Probst zu Kraig, Engelbert Schwarz, als damaligen Dekanats-Administrator ausgestellten Zeugnisse, ddo. Dekanat St. Veit in Kraig am 8. November 1809, zu entnehmen ist, welches lautet: „Auf Ansuchen des Oswald Rausch, Gurkischen Diözesan-Priester und Kaplan an der Pfarre St. Johann ob Brückl wird über seine Verwendung das wohlverdiente Zeugniß ausgestellt, daß derselbe sich während der vier Jahre, als er sich auf der gedachten Pfarre, und in dem St. Veiter-Dekanate befand, nicht nur in jedem Seelsorgssache, sondern auch durch sein moralisches Betragen, durch seine literarische Ausbildung, und besonders durch Beförderung und Hebung der Ortsschule, des Kirchengesanges, und durch eigenen Unterricht der Jugend zu meiner, und meines Herrn Vorfahrers im Dekanalamte besondern Freude sogestaltig verdient gemacht hat, daß er nicht nur der Achtung seines hochwürdigsten Ordinariates, sondern auch jeder weitern Beförderung oder Begünstigung im vorzüglichem Grade würdig erachtet werde."

Dieses Zeugniß hat Oswald Rausch seinem Bittgesuche an das hochwürdigste F. B. G. Consistorium beigelegt, mit welchem er um die Auswanderungs-Bewilligung sich verwendete, und solche, weil er von seinem einmal gefaßten Vorhaben nicht mehr abzubringen war, unterm 3. Jänner 1810, in Wien auch erhalten, wo er um den Reisepaß nach Rußland sich bewerben mußte. Mit dem in Wien von der Regierung erreichten Reisepaß ging seine vorgehabte Reise zu seinem vorgesteckten Ziele ungehindert durch Galizien über Riga und Dünaburg.

Zu Dünaburg, im russischen Lieflande, trat er am 10. November 1810 in's dortige Noviziat und wurde in den Jesuiten-Orden eingekleidet, wohin ihm aus Paderborn schon unterm 20. September 1810, indem er für die nordischen Missionen bereits approbirt war, von Sr. Fürstbischöflichen Gnaden, dem hochwürdigsten ihm vorgesetzten Fürstbischof die erforderliche Gewalt hiezu ertheilt worden, und er auf die Approbatio pro cura animarum sammt den Testimonialibus zu seinen Handen nach Dünaburg mitgetheilt erhalten hat.

Den weitern Verlauf der Lebensgeschichte des P. Oswald Rausch bis zu dessen Wiederankunft in seinem heimathlichen Klagenfurt verdankt der Verfasser der gefälligen Mittheilung des nunmehrigen Provinzials des Jesuiten-Ordens der galizischen Provinz zu Lemberg, Herrn Joseph v. Brown, im Wortlaute:

„P. Oswald Rausch wurde zu Dünaburg, ohne das Noviziat völlig geendet zu haben, seiner reifen Tugend wegen schon im zweiten Jahre des Noviziates nach Odessa ausgesandt, wo er seine vota Simplicia abgelegt, und zwei Jahre Lehrer der Grammatikal-Klassen, dann acht Jahre Missionär, theils in Odessa theils in Cherson war. Schon hier legte er Beweise seines außerordentlichen Eifers für die Ehre Gottes, und das Wohl des Nächsten an den Tag, indem er nebst den zweien schon während der philosophischen Studienjahre sich eigengemachten italienischen und französischen, und gründlicher Kenntniß der deutschen, lateinischen und altgriechischen Sprachen, jetzt noch in seinem Orden, schon über 30 Jahre alt, nebstbei noch die neugriechische, englische, und die einem Deutschen besonders schwer zu erlernende polnische und russische Sprache erlernte, um Mehrern, aber vorzüglich Katholiken dieser Nationen Hilfe leisten zu können. Woraus es ganz klar hervorgeht, daß er nebst seiner slovenischen Muttersprache im Ganzen zehn Sprachen kundig gewesen ist.

Im Jahre 1820 mit den übrigen Jesuiten vom Kaiser Alexander I. aufgefordert, entweder die Ordensgesellschaft Jesu, oder Rußland zu verlassen, wählte P. Rausch, aus Liebe zu seinem Berufe und Treue zu Gott, das Letztere, und wurde von seinen Obern nach Galizien beordert, wo Seine Majestät Kaiser Franz I. die aus Rußland vertriebenen Jesuiten gnädigst aufgenommen hatte, und hier war er wieder drei Jahre Missionär, theils in Kamionka strumilowa im Zloczower Kreise, und in der Bukowina; hierauf drei Jahre im Tarnopoler adelichen Convicte Aufseher, und endlich daselbst sechzehn Jahre Archivist und Expeditor am dortigen Gymnasium, und der dortigen philosophischen Anstalt, wo er nebstbei volle zehn Jahre auch die französische Sprache gelehret, die er vorzüglich, so wie die lateinische, in seiner Gewalt hatte, und daher mit der größten Fertigkeit, Reinheit und Richtigkeit sprach. Die sechs letztern Jahre war er zugleich auch öffentlicher Lehrer der allgemeinen Geschichte an jener philosophischen Anstalt. Ueber alles dieses wurde er in letzter Zeit, weil in Tarnopol die Jesuiten eine bedeutende Bibliothek besaßen, auch noch Bibliothekar.

Durch das Handbillet Sr. k. k. Majestät Ferdinand I. von 8. Mai 1848 mit seinen übrigen Ordensbrüdern in Folge der Umwälzungen dieses Jahres zerstreut, begab er sich, mit Erlaubniß des damaligen Herrn P. Provinzials von Galizien nach geendigtem Schuljahre 1848 und der der Regierung übergebenen Schulakten, zurück nach Klagenfurt.

Als seine charakteristischen Tugenden während seiner im Orden durch beinahe volle 39 in Rußland und Galizien durchlebten Jahre erglänzten besonders seine rastlose Arbeitsamkeit, ungeachtet seines Herzklopfens und intermittirenden Pulses, an welchen er gegen 20 Jahre gelitten hatte, und seine ganz ausgezeichnete thätige Menschenliebe.

Die ganze Zeit, welche ihn von seinen ihm vorgeschriebenen Obliegenheiten frei blieb, wurde entweder dem Beichtstuhle oder dem Krankenbesuche, sey es in Privat-, sey es in öffentlichen Krankenhäusern und den Eingekerkerten gewidmet. Im Jahre 1848 wurde er von Cholera-Kranken in Tarnopol vorzugsweise am meisten in Anspruch genommen.

Man war sicher, daß er Niemanden seine Liebesdienste abschlagen werde, die er zu erweisen im Stande war, daher

wendete sich Jeder, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als auch von den Fremden in jedem Anliegen mit vollem Zutrauen zu ihm, und die er alle stets unverdrossen, unerachtet seiner zahlreichen Beschäftigungen zufrieden stellte. Ja seine Liebe ging so weit, daß er den armen Kranken, besonders den Entfernten, sey es in russischen, sey es in galizischen Dörfern, von denen einige mehrere Stunden von Tarnopol entlegen waren, nebst Ausspendung der heiligen Sakramente, auch körperliche Hilfe zu bringen stets bereit und bemüht war. Er zeigte selbst bedeutende medizinische Kenntnisse, indem sich seine Kuren recht glücklich bewährten.

Seine Demuth hat er besonders dadurch erwiesen, daß er freiwillig auf jede Ordensprüfung aus der ganzen Philosophie und Theologie, welche erfordert wird, um zur eigentlichen — zur Ueberkommung von Ordensämtern und Würden erforderlichen Profession zugelassen werden zu können, Verzicht geleistet hat, obschon er dieselbe gewiß mit Ehre bestehen konnte, weswegen er auch den 18. November 1821 zu Tarnopol bloß den Gradum coadjutoris Spiritualis juramenti gemacht hat."

Wenn gleich P. Oswald Rausch theils in Rußland, theils in Galizien in dem langen Zeitraume von beinahe vier Decennien, die er dort in seinem Berufe rühmlich und segensreich zubrachte, bei seiner unermüdlichen Thätigkeit fast keine Muße, wie man glauben möchte, ihm übrig geblieben sey, um noch Mehreres leisten zu können, so hat er ungeachtet dessen, obwohl er in so vielen verschiedenen Zweigen seines Berufes, bei seinen so vielfältigen, und zeitraubenden Obligenheiten vollauf beschäftiget war, doch noch ein griechisches Wörterbuch, und eine allgemeine Weltgeschichte verfaßt und geschrieben, welche letztere er als öffentlich angestellter Lehrer zu Tarnopol mehrere Jahre tradirte, und welche zwei gediegenen Werke ihrer Vortrefflichkeit wegen der Drucklegung allerdings werth sind, und die letzte als Manuskript sammt den hinterlassenen und dem Orden als Eigenthum gehörigen Büchern sowohl nach dem Willen des Seligen, als auch auf ausdrückliches Verlangen des nunmehrigen Provinzials Herrn Joseph v. Brown der galizischen Ordensgesellschaft Jesu nach Lemberg übermacht und zurückgestellt werden mußten.

Wie er aber schon in der großen Ferne von seiner Heimath, welche wohl oft bis 250 Meilen betrug, auch für die Armen mit Liebe und Wohlthun besorgt war, so war diese Liebe für dieselben auch hier bei ihm nicht erloschen, denn er hat bei jeder sich ihm dargebothenen Gelegenheit nach seinen schwachen Vermögenskräften dieselben mit größter Bereitwilligkeit und Willfährigkeit unterstützt, und sonach keinen Dürftigen, der ihn wo immer um eine Almosengabe gebeten, unerhört und unbeschenkt, am wenigsten aber hartherzig abgewiesen; desgleichen, wo er seine Dienste Jemanden leisten konnte, dieselben ihm nie zu versagen pflegte, wie solches seine fernere Lebensgeschichte während seiner in Klagenfurt verlebten sechs vollen Jahre mit seiner am 7. Juni 1849 erfolgten Rückkehr in seine Heimath, bis zu seinem am 11. Oktober 1855 erfolgten seligen Hinscheiden darthut.

So groß und ausgezeichnet sein wohlthätiges Wirken war, eben so groß bewies sich auch seine Thätigkeit noch in seinem Greisenalter.

Kaum war P. Oswald Rausch zu Klagenfurt im Zirkel seiner Anverwandten, Freunde und Bekannten, so war er vorzüglich mit regem Eifer, innigster Wärme und Sorgfalt schon auf die Förderung des öftern Empfanges des heiligen Bußsakramentes bedacht, und gab sich daher mit ganzer Seele dem Dienste des Beichtstuhles hin; so zwar: daß er sogar noch das letzte Jahr seiner langwierigen und schmerzlichen Krankheit in diesem Zweige der Seelsorge jeden Pönitenten mit wahrer väterlicher Liebe bereitwilligst entgegen kam, vollkommen befriedigte und beruhigte, sonach keinen einzigen Büßer ohne Unterschied der Person und des Standes, derselbe mochte zu ihm kommen, wann er wollte, von sich wies, noch weniger aber mit Ungeduld von sich verscheuchte. Gewiß eine vortreffliche Eigenschaft eines weisen und klugen Beichtvaters, Lehrers, geistlichen Arztes und Richters!

Außerdem war ihm die Verfassung des Diözesan-Direktoriums vom hochwürdigsten Fürstbischöflichen Ordinariate anvertraut, bei welcher delikaten Arbeit alle Aufmerksamkeit, vollkommene Kenntniß der Rubriken und Regeln, vieler Fleiß, viele Geduld und Umsicht erfordert wird.

Ferner hat P. Rausch auf bittliches Ansuchen im Kloster der wohlehrwürdigen Ursulinen den Unterricht in der italienischen und französischen Sprache, sowohl den Zöglingen, als den Novizinen ertheilet. Den Novizinen ist der Unterricht jeden Donnerstag, und den Zöglingen des Pensionates einigemale in der Woche ertheilet worden. Besonders aber gab er diesen Unterricht in der Vakanzzeit öfter, um die Lernbegierigen besonders in der französischen Sprache noch mehr einzuüben, auszubilden, vor Allem aber sie auf die gründliche und richtige Aussprache aufmerksam zu machen.

Die Bibliothek der hiesigen wohlerwürdigen Ursulinnen, welche 1540 Bände zählet, und worunter sich werthvolle Werke in der deutschen, lateinischen, französischen und englischen Sprache befinden, hat P. Rausch vollkommen geordnet, und des leichtern Auffindens wegen über dieselben ein alphabethisches Verzeichniß verfaßt.

Kurz, P. Rausch ist jedem Rufe unverweilt nachgekommen, sobald sich ihm eine Gelegenheit darbot. Jemand einen gefälligen Dienst zu erweisen, zu belehren, oder zum Guten behilflich zu seyn, war für ihn wahres Seelenvergnügen, wenn dies nur in seinen Kräften stand.

Zu Hause fand man ihn stets bei einer nützlichen Beschäftigung. Wenn er von seinen angestrengten Schreibereien zu einiger Erholung oder Abwechslung aussetzte, fand man ihn bei einer berufsmäßigen Lektüre, d. i. eines theologischen Werkes, oder bei dem — dem Klerus vorgeschriebenen Officium, das er selbst bei seinen dringendsten Berufsarbeiten, außer einer Krankheit, seit seiner Priesterweihe bei seiner strengen Gewissenhaftigkeit in seinem ganzen Leben nie vernachläßigte. Tagtäglich war seine Gewohnheit, ein Kapitel aus der heiligen Schrift sowohl des alten als neuen Bundes zu lesen. Die Nächte waren für ihn zur Sommers- und Winterszeit kummervoll und schlaflos: denn er mußte sein Nachtlager seines unruhigen und intermittirenden Pulses wegen nach Mitternacht 1 Uhr, weil es ihn im Bette nicht mehr duldete, wieder verlassen, und in diesem bemitleidenswerthen Zustande die halben Nächte durchwachen, und sitzend an seinem Divan im Rosenkranz-Gebete verharren, und doch bemerkte man ihn nie ungeduldig, oder je über seine Leiden sich beklagen.

Ging er in die Kirche, das heil. Meßopfer zu verrichten, so begab er sich sowohl im Winter als Sommer am frühesten Morgen in den Tempel Gottes, damit er vor seiner

heil. Messe selbst noch früher einer oder wohl gar zwei heil. Messen beiwohnte, und somit zu seinem heil. Meßopfer mit Gebet sich vorbereitete. Das heil. Meßopfer hat er tagtäglich vollbracht, und sogar in seinem unverkennbar kranken Zustande noch, als er auf dem Wege zur Heiligengeist-Kirche ungeachtet seines schweren Athemholens wegen auf seinen Stab gestützt, zeitweise mehrere Minuten lang auszuruhen genöthiget, und kaum die Kirche zu erreichen mehr im Stande war, ließ er sich in seinem Eifer von diesem angestrengten Gange so lange nicht abhalten, bis endlich sein Wohnzimmer zu verlassen ihm keine Möglichkeit mehr war.

An Sonn- und gebotenen Festtagen, wenn er nach beendeter heil. Messe seinen Beichtstuhl von Pönitenten umlagert fand, entfernte er sich von solchen nicht eher, bis er alle befriedigte, wenn es auch wirklich schon der Mittagsstunde nahe ging. Selbst an Werktagen fand hierin bei ihm keine Ausnahme statt. Für so wichtig hielt er die heil. Beichte für jeden Menschen zur Verzeihung der Sünden und Erlangung der ewigen Seligkeit.

Seine bewunderungswürdige stets musterhafte Lebensweise, seine unermüdete und ausharrende Thätigkeit, große Frömmigkeit, Demuth und Bescheidenheit in seinen allseitigen Berufspflichten und Amtshandlungen fand schon in seinem allgemeinen guten Rufe wohlverdiente Anerkennung und Auszeichnung, welche einen höchstehrenden Ausdruck noch mehr und vorzüglich dadurch erlangte, daß dieser würdige zu Klagenfurt domizilirende Defizient-Priester und emeritirte Professor P. Oswald Rausch, aus Anlaß seines 50jährigen Priester-Jubiläums, welches er am 26. August 1854 erreichte, und am nämlichen Tage in der Heiligengeist-Kirche mit einer stillen heil. Messe, ohne allen sonst gewöhnlichen feierlichen Gepränge dem Herrn aller Herrn zur Danksagung dargebracht hat, wo er von unserm nun auch seligen hochwürdigsten Fürst-Bischof Adalbert Lidmansky ganz motu proprio, mit dem Beifügen eingedenk der Lehre der heil. Schrift, Levit. 19, 32: Coram cano capite consurge, et honora personam Senis, zu seinem geistlichen Rathe mit aller dieser Würde zustehenden Rechten und Vorzügen ernannt und befördert wurde.

Auch in seinem hohen Greisenalter war dieser priesterliche Veteran stets standesmäßig beschäftigt, denn er benützte gewissenhaft die kostbare Zeit zum Guten seiner Bestimmung gemäß, und beobachtete pünktlich seine Tagesordnung, die er durch seine ganze Lebenszeit liebte. Jeder Stunde war von ihm ein bestimmtes Werk angewiesen, so zwar, daß er keine Ausnahme von der Regel ohne giltigen Grund sich gestattete. Ihm verfloß dadurch sehr angenehm und nützlich die Zeit, und somit lebte er volle Tage, weil er nur für Gott lebte.

Daß er nebstbei manchmal auch der Erholung eine Zeit gleichsam zur Würze sich gönnte, versteht sich von selbst; aber seine Erholung war geistlich, die ihn zu seinen geistlichen Verrichtungen nur stärkte, und die ihm nie zur Last wurde. Daher war sein Benehmen in einer guten Gesellschaft, in der er manchmal nicht ungern erschien, stets heiter, selbst ein unanstößiger und anständiger Scherz, zur rechten Zeit angebracht, war ihm nicht unwillkommen, und Düsterheit war an ihm nie bemerkbar.

Er besaß viele geistige Anlagen, und bei solchen haben sich durch seinen regen Eifer, unermüdlichen Fleiß, und seine große andauernde Verwendung bei seiner vielfältigen Lektüre nicht allein seine theologischen Wissenschaften, sondern auch die Philosophie, Geschichte, Geographie, Botanik, Dichtkunst, Astronomie, und jede Art der Gelehrsamkeit in seinem herrlichen Gedächtnisse aufgeschichtet. Sein Wissen umfaßte die griechischen und lateinischen Klassiker vollständig, wie Alles das, was die berühmten sowohl der alten als modernen Schriftsteller geschrieben haben.

Was aber insbesondere an ihm zu bewundern war, das war seine Sprachengabe, denn er verstand und sprach, wie bereits erwähnt worden, zehn Sprachen, und außer diesen hat er noch andere Dialecte lebender Sprachen gekannt, nämlich: die böhmische, kroatische und slavonische, daher er im äußersten Nothfalle auch in diesen Dialekten hilfreiche Hand zu biethen im Stande war, und demungeachtet wollte er doch niemals als ein Mann der Wissenschaft gelten, wußte aber dagegen in seiner Anspruchslosigkeit die Wissenschaft zu schätzen, wo er sie vorfand.

Die heil. Sakramente in der vorgeschriebenen Zeit zu empfangen, hat er durch sein ganzes Leben gewissenhaft beobachtet, und um so weniger unterließ er dieses allerwichtigste Geschäft in seiner langwierigen und schmerzlichen Krankheit. Mit den heil. Sterbsakramenten bereitete er sich auch noch in den drei letzten Tagen vor seiner Auflösung mit innigster Andacht auf den wichtigen Schritt zum jenseitigen bessern Leben. Bis zum letzten Augenblicke blieb er sich geistesgegenwärtig; in diesem Moment verlangte er sogar nach dem Diurnale Breviarii, um das Completorium noch selbst zu beten; indem aber dieß bei seiner gänzlichen Entkräftung für ihn eine Unmöglichkeit war, bezeichnete er sich mit seiner schon halbgelähmten Hand, seinen Geist in Gotteshände empfehlend, mit dem Zeichen des heil. Kreuzes, womit er sein Tagewerk mit eben jener Ruhe beschloß, als er selbes in seinem ganzen Leben mit strengster Gewissenhaftigkeit zu führen und zu vollbringen gewohnt war; denn dieser Priester nach dem Herzen Gottes hat bis zu seinem vollendeten 75. Lebensjahre mit dem guten Bewußtseyn sein Tagewerk sogestaltig fortgeführt, daß er stets von jeder Lauigkeit und Halbheit gleich weit entfernt, als Priester nur ganz für Gott lebte, und mit unermüdlicher Thätigkeit in seinem heiligen Berufe in jeder Beziehung aus allen Kräften der Kirche sowohl, als dem Staate redlich und treu gedient; daher Gott über Alles, seinen Nächsten wie sich selbst geliebet hat, und daher Gott gegeben, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Seine Seele ruhe in Gott, und sein Andenken bleibe im Segen!

Klagenfurt, im Oktober 1858.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 44. Sonnabend, den 30. Oktober. 1858

Tod des Darius.

Sieh wie dorten Mederrosse
Pfeilschnell bei Arbela irren,
Und der Feinde Wurfgeschoße
Um Darius Panzer schwirren.

Diamant und Perlen schimmern
In der Rüstung gold'nen Spangen,
Schmerzensthränen aber flimmern
Auf des Königs bleichen Wangen.

Vor dem Sieger flieht verworren
Susa's Herrscher nach den Grenzen,
Schätz' und Frau'n hat er verloren
Und die stolzen Residenzen.

Als ob's gelte zu erstreben
Heute noch das End' der Erde,
Treibet er mit zagem Beben
Seine schaumbedeckten Pferde.

Drauf zwei volle Tage jagen
Irre sie im Wüstensande,
Und der Goldzierath am Wagen
Schmilzt beinah' im Sonnenbrande.

Keinen Trunk empfängt die Lippe,
Denn die kahle Landschaft gleichet
Eines Riesenthiers Gerippe,
Das im Glüh'n der Sonne bleichet.

Nicht mehr folgen seinem Rufe
Seine Thiere, denn sie schleppen
Schwer die sonst so leichten Hufe
Auf den glühendheißen Steppen.

Röchelnd stürzen jetzt sie nieder,
Schüttelnd noch des Nackens Strähne,
Und schon schlägt in ihre Glieder
Unz' und Tiger ihre Zähne.

Auch der König fühlt im Hirne
Schon des Wahnsinns grause Marter,
Und er preßt die blut'ge Stirne
Auf den fahlen Grund der Parther.

Seine Thränen schlürft geschwinde
Ein der Boden ganz verdorren;
Seine Klag' erstirbt im Winde,
Kaum daß sie der Mund geboren.

Blickt dann nochmals gegen Westen,
Wo jetzt Alexanders Horden
In den theuren Ueberresten
Ohne Schonung grausam morden.

Denket nochmals an die Feste
Und der Blumen reiche Kränze,
Holde Frau'n und theure Gäste
Und der schnellverblühten Lenze.

An Chaldäas Glanzgestirne,
Die so hell ihm einst gefunkelt,
Eh' des Westens eis'ge Firne
Ewig ihren Schein verdunkelt.

Horch, jetzt brausen Wüstenrenner
Tragend eine schwarze Meute,
Um Darius reih'n sich Männer
Wie die Wölf' um ihre Beute.

Kennen alsbald, den sie suchen,
An der Rüstung hellem Glanze,
Und ihr Führer treibt mit Fluchen
In des Königs Herz die Lanze.

Reißet dann in wilder Freude,
Daß der Plan so schön gelinge,
Weg des Herrschers Prunkgeschmeide
Sammt dem gold'nen Siegelringe.

Schwingt sich rasch auf eine Stute,
Drückt die Sporen ihr ins Weiche,
Setzt im tollen Uebermuthe
Ueber seines Königs Leiche.

Ihm nach Baktriens braune Söhne
Gleich dem brausenden Orkane,
Fernher bringen schwache Töne,
Schon verschwanden sie im Plane.

Kalt ist schon des Königs heiße
Brust, vom herben Stahl durchdrungen,
Und durch die gebrochne Schleuße
Schnell das wilde Blut entsprungen.

Also sank vom Thron der große
Perserkönig hin im Staube,
Und des großen Cyrus Sprosse
Lieget Wüstenthieren nun zum Raube.

Fürcht' o Mensch des Schicksals Trittel
Wenn's dich sonst auch gerne sah,
Sind doch immer wenig Schritte
Von Paris bis Helena.

— ng —

Reiseskizzen aus Oberkärnten

im Jahre 1857.

1. Nach Gmünd.

Wer kennt nicht das selige Vergnügen, losgeschraubt von allen oft lästigen Berufsarbeiten, hinauszuziehen in die Welt, um hier die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen, dort die Natur in ihrem oft stillen Wirken und Schaffen zu belauschen, oder ihre Großartigkeit anzustaunen.

Für diese Ferien hatte ich mir Letztere gewählt, und ich empfand ein eigenthümliches Behagen, als ich mich mit meinen Reisegefährten am Dampfschiffe in Klagenfurt einschiffte, das uns mit anfangs freilich langsamem Ruderschlage der Stadt entführte. — Doch die Leiden der Canalfahrt waren bald vergessen, als wir in die hohe See gelangten, und pfeilschnell auf ihrem Rücken dahinfliegend, in kurzer Zeit die Thürme von Klagenfurt verschwinden sahen.

Für diesesmal wurde Gmünd als Hauptstation gewählt, um von dort aus Parthien in die mittlere und oberste Alpenregion zu unternehmen; und so führte uns der Weg, ohne weiteres Gefährde dieser Metropole des Liserthales zu, die uns bald in ihre gastlichen Räume aufnahm. — War der Plan gewesen, nur die Natur zu genießen — wer hätte aber auch zwischen diesen Bergen auf etwas anderes gedacht — so waren wir nicht wenig erstaunt, hier gleich nach unserer Ankunft von einem Theater reden zu hören, das, angeregt von der sich des Sommers dort aufhaltenden gräflichen Familie Lodron, von Dilettanten in der Burg gegeben wurde. Dieß durfte man doch nicht von sich weisen, und so führte uns gleich der erste Abend dorthin, wo zwei kleinere Stücke gegeben wurden. Einige Tage später verschaffte uns einen genußreichen Abend die Vorstellung lebender Bilder, von denen ich besonders zwei hervorheben muß: Das eine „Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang *rc.*" durch prachtvolle und passende Costumirung ausgezeichnet; das andere „Ave Maria" durch die tiefe Auffassung, mit welcher der Gedanke des Künstlers wiedergegeben wurde, welche auch einen nachhaltigen Eindruck hervorzubringen nicht verfehlten. — Doch noch an anderen Vergnügungen ist Gmünd reich. Da zeigt ein „Wasserspringer" seine abgehärtete Natur, indem er Abends in die kalte Malta hineinspringt, eigentlich blos deßwegen, um zu zeigen, daß seine Raketen unter dem Wasser nicht auslöschen. Ich mußte jedenfalls lächeln, wenn er sich zum Sprunge anschickte, weil es mir immer vorkam, als wenn er sich selbst dazu zwingen würde; denn auf der Leiter stehend, zündete er seine „Krone" an, mit der er das Kunststück unter Wasser machen wollte. Sollte nun das Ganze nicht zwecklos verpuffen — so mußte der Sprung geschehen. O Industrie! — Da gibts noch Kegelscheiben, Scheibenschießen in Hülle und Fülle, und selbst wer ein Freund vom Gerstensaft ist, wird im „kühlen Keller" vollkommen zufrieden gestellt. In Betracht aller dieser Umstände und der herrlichen Lage ist Gmünd zum Stationsplatz wie geschaffen. Die Letztere macht es möglich, die herrlichsten Parthien zu unternehmen, die Ersteren zerstreuen und unterhalten den ermüdeten Wanderer, wenn er sich nach einer beschwerlichen Expedition einen Rasttag vergönnt.

2. Am Schirneck.

Während des ganzen Weges von Spittal nach Gmünd, der nebenbei bemerkt, nicht zu den vernünftig angelegten gehört, fällt einem in östlicher Richtung durch die scheinbare Isolirung von allen umliegenden Gebirgsketten, so wie durch die kuppenartige Form, ein Gebirge auf, das uns als „Schönegg" gezeigt, wir auf der Generalstabskarte als „Schirneck" bezeichnet fanden. Schon während meines vorjährigen Aufenthaltes in Gmünd hatte ich von meinem Fenster aus mit diesem „Rocke" geliebäugelt, doch der Mangel an Zeit machte mir dessen Besteigung unmöglich. So war denn gleich nach unserer Ankunft, nachdem wir uns traulich um einen Tisch gelagert hatten, während wir mächtige Dampfwolken vor uns herbliesen, beschlossen, gleich den andern Tag zur Besteigung dieses Gebirges zu verwenden, doch nicht ohne einigen Widerspruch von Seite meiner Reisegefährten; denn der eine ein „Steinesammler" zweifelte auf eine interessante Ausbeute; der andere, der allen Käfern den Tod geschworen, behauptete dieser Carabus, jene Nebria *rc.* würde schwerlich hier zu finden seyn. Der letztere mußte vor allen gewonnen werden, und indem ich ihm die Pracht des Carabus auronitens, der ohne Zweifel dort vorkomme, die ellenlangen Fühler eines Bockkäfers, der in den Holzschlägen dieses Gebirges hause, beschrieb, sah ich zu meiner Freude, wie er schon die Größe seines Käferfläschchens zur Aufnahme solcher Herrlichkeiten zu prüfen anfing. Das war schon viel, und bald mußte sein Ausspruch in meine Wagschale fallen. In blühender Sprache erzählte ich noch schnell von einem Schwimmkäfer, der in den oben befindlichen Teichen vorkommen dürfte, — es waren zwei Stimmen gegen eine. Die Vorbereitungen zur morgigen Besteigung wurden getroffen, seelenvergnügt gingen wir zu Bette und waren bald süßen Träumen in die Arme gefallen. Ich bestieg einen hohen Berg — nach vielen Mühseligkeiten kam ich auf eine schöne Wiese voll der herrlichsten Pflanzen — eine, eine dort an jenen Felsen fesselt meine Aufmerksamkeit — ich eil' hin — sie ist erreicht — gepflückt — und erwachend halte ich in meiner Hand die brennende Kerze, die ich Abends in meiner Ermüdung auszulöschen vergessen, und im Traume aus dem Leuchter gezogen hatte. Lächelnd steckte ich sie wieder an ihren Platz, und dachte an meine beiden im Nebenzimmer schlafenden Freunde, von denen der eine gewiß im Traume ein Gesteinsstück formatisirte, während der andere über einen Bockkäfer sich ärgerte, der, in das Fläschchen gebracht, den nur in geringer Menge dort vorhandenen Spiritus aussoff, und anstatt todt nur berauscht wurde. —

Am nächsten Morgen nun zogen wir aus, voll der schönsten Erwartungen, und gleich hinter der Stadt begann die Besteignng. Nach manchen Irrfahrten, und nachdem wir einige Male bergauf, bergab, über Holzschläge und Steingerölle geklettert waren, gelangten wir nach vier Stunden auf die Spitze (6598') und hatten eine der herrlichsten Rundsichten vor uns. Im Süden zu unsern Füßen das tiefblaue Wasser des Millstätter-Sees, am Horizonte die prächtigen Grenzgebirge gegen Italien. Weiter nach Westen die Dolomite Tirols, vor ihnen das Kreuzeck und den Polinick, das Drau- und einen Theil des Möllthales; gegen Westen vor uns der Hünersberg und die Dornbacher-Alpen, weiter hinten das Reifeck und die mächtigen Gletscher der Hochalpe, deren Spitze leider in Nebel gehüllt war. Weiter zur Rechten den Sonnenblick und Faschaunereck, zwischen diesen und den früheren Gebirgen das Maltathal, an dessen Seiten die Wasserfälle wie krystallne Säulen anzuschauen. — So erscheint uns das ewig Bewegte in der Entfernung in Ruhe — und während am blauen Himmelsgewölbe die Weltkörper in ihren Bahnen nach ewigen Gesetzen dahinrollen, ist es eben die scheinbare, großartige Ruhe, welche einen so eigenthümlichen Reiz ausübt, wenn wir in einer hellen Sternennacht gegen den Himmel blicken.

Weiter gegen Norden waren die Salzburgischen Gebirge zu sehen, nordwestlich der Königsstuhl, durch seine in alle Kabinete gewanderten Pflanzenabdrücke ausgezeichnet; in derselben Richtung nur näher das Rosenegg und Stecheck. Gegen Südost begrenzte den Horizont die Obir und der Mittagskogel, und weiter rechts die kolossale Gebirgsmasse des Terglou, Manhart und Wischberges. — So standen sie um uns her, wie riesenhafte Zeugen aus verschiedenen Zeitaltern unseres Planeten, mahnend an die großartigen Revolutionen, denen derselbe unterworfen war, bis er endlich zur Aufnahme des Menschen tauglich wurde. — Welch

furchtbare Kraft war nothwendig, um solche Hebungen zu bewirken, und wie verschwindend klein war letztere, wenn man sie mit der Größe des Weltkörpers vergleicht — wie natürlich erscheint uns die erstere, wenn man sie mit der Last in ein Verhältniß stellt*).

Das Schirneck besteht aus Glimmerschiefer (stellenweise mit mächtigen Quarzadern) mit eingesprengten Granaten, und ist an thierischer wie pflanzlicher Ausbeute ziemlich arm**). In botanischer Hinsicht ist auch nichts zu hoffen gewesen, indem theils sämmtliche Wiesen schon abgemäht waren, theils die anhaltende Trockenheit keine üppige Vegetation aufkommen ließ. — Nachdem wir nochmals alles überblickt hatten, wanderten wir am Gebirgsrücken fort, bis gegen die etwas höheren Millstätter-Alpen. Noch einen Blick machte ich zurück auf die Gletscher der Hochalpe, und hatte die Freude, freilich nur auf kurze Zeit, die Spitze nebelfrei zu erblicken. Wir wendeten uns dann gegen Norden in den Nöringgraben, in welchen wir nach einem beschwerlichen und ermüdenden Marsche durch einen Holzschlag und eine Holzriese gelangten.

Nach zwei Stunden waren wir wieder in Gmünd, und gleich war der Plan zu einer andern Gebirgsexpedition entworfen. —

3. Der Radlgraben.

Wie schön doch lassen sich hinter dem Tische Pläne machen; bis in die kleinsten Kleinigkeiten wird alles erwogen, besprochen, und wie selten ist die Ausführung dem so schön durchdachten Projecte entsprechend.

Am meisten gilt dies vor allen von Alpenpartien, wo das Wetter jener mächtige Faktor ist, der mit in die Wagschale fällt, oft die kühnsten Erwartungen, die hochfliegendsten Pläne vereitelt, und den Reisenden zwingt, tagelang vor diesem oder jenem Gebirge, wie vor einem verschleierten Bilde, entweder geduldig zu harren, bis der Nebelschleier sich hebt, oder unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Dieß mußten auch wir fühlen. — Jahrelang war der „Königsstuhl" das Ziel unseres Sehnens; mit eigenen Augen wollten wir die interessanten geologischen Verhältnisse sehen, diese Pflanzengebilde, welche nach Meinung der Bergleute Gnomen in munterer Laune gebildet hatten, selbst suchen; der Tag war bestimmt, alles zum Aufbruche bereit, doch mag es seyn, daß die Kobolde fürchteten, durch solch wüthende Steinesammler, aller mit Mühe aufgehäuften Vorräthe beraubt zu werden, oder sollte keine Freude ohne Enttäuschung seyn, kurz der Himmel war mit schwarzen Wolken behangen, und in kurzen Zwischenräumen sendeten selbe ihren Inhalt der schon wochenlang lechzenden Erde nieder.

Alles um uns her jubelte; endlich! hieß es, endlich! — nur in uns war es traurig, und dieß wurde uns noch schwerer, da wir diese unsere Mißstimmung wegen der vereitelten Expedition kaum zu äußeen wagten.

Für diesen Tag war nichts mehr zu unternehmen, doch der nächste sollte uns entschädigen. In den Radlgraben, diesen mineralogisch so interessanten Punkt, wollten wir wandern, nicht um Gold zu sammeln, wie es manche dort zu finden meinten, nein — Käfer, Schnecken, Pflanzen, Steine sollten mit forschendem Auge ausgespürt, und nach Hause geschafft werden. —

Der Radlgraben, eine Gebirgsschlucht, zwischen dem Hünersberge und den Dornbacher-Alpen, sich in das Liserthal unweit Trebesing öffnend, ist beiläufig eine Stunde von Gmünd entfernt. Die Sohle desselben ist fast ganz von dem Bette des Radlbaches ausgefüllt, der zur Zeit unseres Besuches freilich zu einem kleinen Bache zusammengeschmolzen, durch die in seinem Bette umherliegenden mächtigen Gesteinstrümmer aber von seiner verheerenden Kraft zeugt, wenn entfesselte Elemente ihm die Hand bieten. — Nachdem wir beiläufig eine halbe Stunde dem Bache entlang gewandert waren, gelangten wir zum „Radlbade," zu dessen Entstehung eine dort befindliche „Sauerbrunnquelle" Veranlassung gab, deren geringer kohlensaure Gehalt den schwachen Besuch dieses Bades hinlänglich erklärt.

Von dort an wird es immer öder und wilder, zu beiden Seiten fast senkrecht aufsteigende Felswände, neben sich immer das betäubende Brausen des Gebirgsbaches; wozu noch die durch eine in ungeheurer Menge vorkommende Flechte erzeugte hellrothe Färbung sämmtlicher Gesteine der Thalsohle einen eigenthümlichen Anblick gewährt. Hier gings nun ans Suchen; jeder Stein, jeder Holzblock wurde umgewälzt, und manch hübscher Fund war der Lohn unserer Bemühungen*).

Hie und da trafen wir auf unserer Wanderung auf Alpenhütten, noch öfter auf Kohlenmeiler, die fast den ganzen Waldbestand schon vernichtet hatten. Ringsherum auf den Abhängen zeigten sich Spuren der durch Abstockung der Wälder bewirkten Verödung; weite Strecken, durch die herabstürzenden Gewässer kahl gewaschen, sind für ewige Zeiten für jede Vegetation unzugänglich, — und die beste Schutzwehr gegen die allenthalben immer häufiger werdenden Ueberschwemmungen — wohl besser als alle Kunstbauten — die das niederstürzende Wasser nur langsam abgebende Moosdecke ist nicht mehr vorhanden.

Nach einem Marsche von sechs Stunden, welcher Weg freilich auch in drei Stunden hätte zurückgelegt werden können, kamen wir an das Ende des Thales, welches durch das über 9000 Fuß hohe Reiseck geschlossen ist. — Hier war also das Ziel unserer Wanderung, und der Rückweg wurde angetreten. — Die herrschende Gesteinsart ist Gneiß, jedoch in den verschiedensten Modifikationen. Im innersten Theile des Grabens zum Beispiel sehr Glimmerarm, an manchen Stellen jedoch ist wieder letzteres Mineral der vorwiegende Gemengtheil. — Gleich unter dem Bade, am rechten Ufer des Baches, steht ein sehr kupferhältiger Talkschiefer an, den wir kupferfrei in losen Trümmern auch in dem innern Theile des Grabens fanden.

Von allen diesen hübschen Sachen marschirte ein Repräsentant in unsere Taschen — und so kehrten wir denn heim, in der That beschwert mit Funden mannigfacher Art.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Das feurig flüssige Erdinnere verhält sich zur festen Erdrinde, wie das Fruchtfleisch eines Apfels zur Schale desselben.

**) In Käfern wurde gefunden: Pterostychus (Feronia) mettallicus, fasciato punctatus, Jurinei et Illigeri. Monochamus sartor. Cimindis vaporariorum. Agatus congener. Trechus rotundipennis. Notiophilus semipunctatus. Anthaxia punctata. Calathus melanocephalus, fulvipes, cistelsides. Harpalus ruficornis, griseus, aeneus. — In Blüthe fanden wir: Primula minima. Anemone alpina. Silene Pumilio. Senecio carniolica.

*) Gefunden wurde: Cisindella hybrida et campestris. Carabus hortensis, violaceus et intricatus. Cichrus rostratus. Staphylinus fossor et caesareus. — Pterostychus mettallicus et fasciato punctatus (sehr häufig). Galeruca tanaceti. Trichius fasciatus. Xantholinus ochraceus. Mirmedonia canaliculata. — Helix personata, arbustorum et celaria.

Die Grafen von Widman.

(Beschluß von Nr. 36.)

I. Stammtafel.

Ulrich Widman kam mit Jakob Fugger 1492 nach Kärnten und wurde Verweser zu Fuggerau, starb daselbst und wurde zu Arnoldstein begraben.
Gattin N. (wahrscheinlich von Schneeweiß).

Berthold I. wurde 1614 mit seinen Neffen Johann I. in den Ritterstand erhoben. G. unbekannt.

- **Barbara.** G. Sebastian Füll.
- **Regina.** G. Johann Schwabengrueber zu Salzburg.
- **Eva.** G. Georg Ernst Lorchs.
- **Felicitas.**

Martin I. Bürger zu Villach. G. Maria Hoffer aus Villach.

- **Johann I.** geb. 1570, kam 1586 nach Venedig, wo er Kaufmann wurde und 1634 starb. Wurde 1614 in den Ritterstand erhoben. G. Maria Otto aus Venedig.
- **Sara.** G. Joseph Pachmann zu Villach.

Kinder des Johann I.:

- **Johann Paul I.** Inhaber des 1. Fideicommisses u. der Freiherrschaft St. Paternian, Chef der Handlung zu Venedig, wurde sammt seinen Brüdern 1639 in den Freiherrnstand, 1640 in den Grafenstand erhoben und 1646 in den Stand der Nobili Veneti aufgenommen. Starb 1648 zu Venedig. G. Camilla Freiin v. Grotta aus Kärnten.
- **Martin II.** Inh. des 2. Fideikommis. u. seit 1648 der Freiherrschaft St. Paternian; Vicelandmarschall u. Verordneter des großen Ausschußes in Kärnten. Starb zu Bagnoli 1672, unverehelicht.
- **Ludwig I.** Verordneter d. großen Ausschußes i. Kärnten; seit 1672 Inh. d. 2. Fdc. u. der Freihsch. St. Paternian. Starb 1674 zu Venedig unverehelicht.
- **Berthold II.** Starb 1636 unverehelicht zu St. Paternian und wurde bei den Kapuzinern zu Villach begraben.
- **Christoph** Cardinal, starb zu Rom.
- **David**, 1640 kais. Feld-Obrister, dann General der päpstl. Truppen, starb zu Rom 1659 kinderlos. G. Anna Maria Costoguti.
- **Susanna** G. Anton Freiherr v. Grotta.
  - **Martin** starb als Jüngling zu Paris.
- **Sibylla** G. Anton v. Rottenhaan (ital. Rettano).
  - **Peter. Jakob.** Kaufleute zu Venedig.
  - **Thomas.** Abt des Benedictin. Klosters zu St. Georgio zu Venedig.
  - **. . . . . .** Abt des Cistercienser-Klosters zu . . . . . .
  - **. . . .** Bischof zu Adria.
  - **Elisabeth.** G. . von Priuli.
- **Regina** Klosterfrau zu St. Doniel in Venedig.
- **M. Sara** G. Anton Graf v. Cucino zu Padua.
- **Felicitas.**

„Von dissen Stammen Johann u. „Franz (wahrsch. Enkel der Obigen) „annoch 1717 in löbrn feindt vnd der „letztere hat zur Ehe Gräffin Castava.“

II. Stammtafel.

Johann Paul I. Graf von Widman und Nobile Veneto. Inhaber des 1. Fideicommisses und der Freiherrschaft St. Paternian, Chef der Handlung zu Venedig, starb daselbst 1648.
G. Camilla Freiin v. Grotta.

- **Franz** Inhaber des 1. F. C. u. seit 1674 der Freiherrschaft St. Paternian, starb 1675. G. Marina Nob. di Zandini.
  - **Johann Paul II.** Inh. des 1. F. C. und seit 1691 der Freiherrschaft; starb 1714.
    - **Elisabeth.** Nonne im Kloster St. Katharina † 1717.
    - **Marina.** G. Victore Nob. di Mosto.
    - **Cäcilia.** G. Francesco Nob. di Bettoni. Die Vermählung geschah 1720.
  - **Anton** Abt u. päpstl. Gubernator zu Bologna, Ferma, Perugia u. General-Gubernator zu Mazurata, auch Clerico di Camera, seit 1714 Inh. der Freiherrschaft St. Paternian.
- **Johann II.** seit 1674 Inh. des 2. F. C. u. seit 1675 Inh. der Freiherrschaft, starb 1676 unverehelicht.
- **Ludwig II.** seit 1676 Inh. des 2. F. C. u. der Freiherrschaft, starb 1691. G. Paulina Nob. di Quarini.
  - **Ludwig III.** Inh. des 2. F. C. seit 1714 aber des 1. F. C. G. — Nob. di Foscari.
    - **Johann IV.**
  - **Johann** seit 1714 Inh. des 2. F. C. G. — di Bonfodini.
    - Werden nicht namentlich angeführt.
- **Martin III.** Befehlshaber einer Galeere, starb unverehelicht.
- **Caspar.** Befehlshaber einer Galeere, starb unverehelicht.
  - **Mathias.**
- **Maria.** G. Franz Nob. di Sanudo.
  - **Peter.** G. — Nob. di Mocenigo.
- **Anna.** G. Franz Nob. di Giustiniani.
  - **Johann Paul.**
  - **Ludwig.** G. — Nob. di Grotta.
- **M. Victoria.** Klosterfrau zu St. Daniele zu Venedig.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 45. Sonnabend, den 6. November. 1858.

Dem hochgebornen Herrn

Ferdinand Grafen von Egger,

k. k. Kämmerer, Comthur des kaiserlich österreichischen Franz Joseph-Ordens ꝛc.

zum 24. Oktober 1858.

(Festsonett.)

Den Edlen ward im Leben diese Sendung:
Der Menschheit schöne Bildung darzustellen; —
Wie Gipfel ragend aus der Nied'rung Wellen —
Im Streben nach der menschlichen Vollendung;
Denn diese ist des Daseyns Ziel und Endung.
Wie nur in Wenigen, in Dir die hellen
Und milden Tugenden sich rein gesellen,
Geräuschlos, stillbefriedigt, ohne Blendung.
D'rum Hoch Dir an dem heut'gen Tag der Ehren,
Der Herrin Hoch, die preisend wir verehren!
Welch edles Paar! — Mög' Gott es uns erhalten
Im segenreichen, würdevollen Walten!
Durch Geisteshoheit, adlich Thun und Güte,
Als Kärntens Zier werth jeglichem Gemüthe.

Reiseskizzen aus Oberkärnten

im Jahre 1857.

(Fortsetzung.)

4. Das Maltathal.

Bergstab — Steigeisen, — kurz alles zu einer beschwerlichen — langwierigen Gletscherexpedition Nothwendige war bereitet, ja schon die Stunde bestimmt, in welcher wir zur Besteigung des Hochalpenspitzes ausziehen wollten. Derselbe wurde erst vor zwei Jahren das Erstemal bestiegen, ohne das man irgend ein wissenschaftliches Resultat gewonnen hätte *). Bei der Aufnahme des Generalquartiermeisterstabes wurde nur eine bei weitem niederere Spitze bezeichnet, — die höchste — jedenfalls über 10,000 Fuß hoch — wurde damals weder erstiegen noch gemessen. Mit mehreren Naturfreunden aus Gmünd sollte nun die Besteigung unternommen und, in so weit es die Unvollkommenheit der vorhandenen Instrumente zuließ, auch der höchste Punkt barometrisch gemessen werden. — Doch wieder war es das Wetter, welches alle Vorbereitungen unnütz machte; und um doch irgend einen Ersatz zu haben, traten wir die Parthie ins Maltathal an.

Dieses Thal wurde von uns schon in früheren Jahren ein paar Mal besucht, und nichts destoweniger freuten wir uns abermal auf eine Parthie, die unstreitig zu den schönsten unseres schönen Vaterlandes gehört. — Möge niemand, der auch nur einen Tag in Gmünd zu verweilen gesonnen ist, versäumen, dieses Thal zu besuchen, welches von der Natur gleichsam als ein Ort ausersehen war, um fast alle ihr möglichen großartigen Wasserkünste zur Schau zu bringen, und dem erstaunten Beschauer zu zeigen, welche Mannigfaltigkeit in Bezug auf Großartigkeit als Lieblichkeit sie in einem verhältnißmäßig kleinen Raume zu biethen vermag.

Wenn man von Gmünd früh Morgens wegfährt, so gelangt man nach einer Stunde in das Dorf Maltein, — und gleich hinter demselben entrollen sich die herrlichsten Naturbilder, von denen das eine das andere an Formenmannig-

*) Die höchste Spitze soll nur von einem der Führer der damaligen Reisegesellschaft erreicht worden seyn. A. d. R.

faltigkeit übertrifft. — Schon sieht man in der Ferne am Abhange der Gebirge glänzend weiße Streifen, die sich gar bald als eben so viele Wasserfälle kenntlich machen. Doch nicht allein die stille, wie zum Vergnügen des Menschen geschaffene Herrlichkeit soll man schauen; auch das Bild einer furchtbaren Kraftäußerung biethet die Natur, und zeigt uns dieß früher, als man die erstere zu bewundern Gelegenheit hat. — Es ist das Bild der Verwüstung, welche ein Wildbach anzurichten im Stande ist, wenn er seine Ufer überschreitet, und mit entfesselter ungestümer Kraft, sich über Fluren dahinwälzend, große Strecken für lange Zeit jeder Kultur unzugänglich macht.

Aus einer zur rechten Seite gelegenen Gebirgsschlucht stürzt sich schäumend ein Bächlein nieder; schon von der Ferne zeigen viele kleine Häuschen, die sich bald als eben so viele Mühlen kenntlich machen, seinen Lauf an. Alle diese wurden vor wenigen Jahren eine Beute des entfesselten Elementes, und wie unser Führer versicherte, konnte für viele derselben nicht einmal der Ort, wo sie gestanden, angegeben werden. — Doch bald hatte sie die nie ruhende Hand des Menschen wieder erschaffen, um vielleicht in kurzer Zeit abermals der wilden Naturmacht anheimzufallen. — So ringt und kämpft der Mensch einen ewigen Kampf mit den Naturgewalten, und wie sehr ihn auch diese an Kraft und Furchtbarkeit übertreffen mögen, — seine zähe Beharrlichkeit ergänzt seine schwache Kraft — und der Sieg ist auf seiner Seite.

Nachdem man längere Zeit über Geröll dahingefahren ist, entrollt sich das erste Bild; es ist der von den rechts gelegenen Abhängen sich niederstürzende „Fallbach“. — Seine Höhe schätze ich auf 60 Klafter, während sie von andern auf 84 angegeben wird. — Es gewährt einen herrlichen Anblick, zu sehen, wie die Wassermassen pfeilförmig den Sturz beginnen, bald an den hervorstehenden Felsen zerschellen, um dann mit erneuerter Kraft in hohen Bogen frei sich in die Tiefe zu stürzen.

Zur Zeit unseres Besuches war der Fall freilich sehr wasserarm, um vieles großartiger erscheint er im Frühjahre, wo er gespeist durch die Schneemassen des Schober und Faschaunernockes an seinem untern Ende die Breite von mindestens acht Klaftern zeigt.

Kaum daß man sich von diesem Anblicke losgerissen hat, und den Weg nun weiter verfolgt, sieht man linker Hand abermals einen Wasserfall durch die Bäume glänzen; — es ist der „Gössfall“, der von dem aus dem gleichbenannten Graben kommenden Gössbache gebildet wird. Einen schönen Hintergrund zu diesem Bilde geben die Gletscher des gegen 10,000 Fuß hohen Säulecks und Hochalpenspitzes. — Der Anblick dieser ungeheuern Erhebung in der Nähe wirkt ungemein überraschend und überwältigend auf den Beschauer, und Jemand aus der Gesellschaft konnte sich nicht enthalten auszurufen: „Und da sage mir Jemand, daß die Erde rund sey!“

Doch nicht einen Augenblick soll sich weder Auge noch Gemüth in diesem an Naturschönheiten so überreichen Thale erholen. Kaum daß man den Wagen verlassen, und den Weg über das Dorf Brandstatt zu Fuße weiter verfolgt hat *), wird der Blick durch den an den rechts gelegenen Abhängen sichtbar werdenden „Schleierfall“ gefesselt, dessen Name schon die eigenthümliche Form desselben bezeichnet. — Das Wasser stürzt sich nämlich über einen ziemlich hohen Felsen in einer Breite von beiläufig drei Klaftern und in einer so ungemein feinen Vertheilung herab, daß man durch dasselbe, wie durch einen zarten Schleier die dahinterliegenden Felsen wahrnehmen kann. Und welch' neue Reize zeigen sich erst, wenn ein Windstoß die leicht beweglichen Wassertheilchen von ihrem senkrechten Falle ablenkt und seitswärts treibt! Der Schleier flattert im Winde, bedeckt züchtig bald dieses bald jenes Bäumchen; schnell doch entblößt er es wieder, erscheint jetzt hoch oben am Felsen, überdeckt jedoch bald darauf den untern Theil desselben *).

Wieder wandert man weiter und bald dringt ein betäubendes Tosen an unser Ohr; dort über jenen Hügel braust es herüber. Mit beschleunigten Schritten wird er erstiegen, und bald lenkt man unwillkührlich vom Wege links ab, und überrascht steht man am „Hochsteg“ über einer wenigstens zehn Klafter tiefen Schlucht, durch die mit wildem Getöse die Malta im doppelten Falle hinunterstürzt, als wäre sie eifersüchtig auf die durch ihre Lieblichkeit fesselnden Fallformen ihrer Zuflüsse, bemüht, durch Wildheit Aug und Gemüth des Wanderers hinzureißen.

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
— — — — — — — — — — —“

Wie auf steilem Gebirgsabhange ein fallender Stein mit unheimlicher Kraft den kühnen Alpenbesteiger nach sich zu ziehen bemüht ist **), wenn sein Auge demselben in die Tiefe folgt, so wirken auch hier die niederbrausenden Wassermassen anziehend auf den Beschauer, und unwillkührlich hält man sich am Geländer fest, um der lockenden Sirene nicht in die Arme zu fallen.

Noch eine andere Betrachtung drängt sich dem denkenden Beschauer auf, wenn er die ungeheure Schlucht unter seinen Füßen und die dieselbe begrenzenden senkrechten Felsmassen betrachtet, die, wie ihre ganze Form zeigt, einmal vom schäumenden Wasser bespült wurden. Welch' unermeßliche Anzahl von Jahren bedurfte der tobende Gebirgsbach, um sich sein Bett durch festes Gestein bis zu einer solchen Tiefe zu graben! — Einen vollkommenen Ueberblick erhält man jedoch erst, wenn man zum linken Ufer des Baches hinabsteigt, und einen schon im Wasser stehenden, doch leicht zu erreichenden Felsen besteigt. Man erblickt den Fall in seiner ganzen Länge und über demselben in schwindelnder Höhe die Brücke, — der Boden bebt unter der Wucht des niederstürzenden Wassers, das sich im schnellen Wirbel neben den Füßen dreht; — und erschüttert verläßt man einen Ort, den eine unbezähmbare Naturgewalt zu ihrem wilden Treiben gleichsam auserseheu hat ***).

Kaum daß man auf den früher verlassenen Weg zurückgekehrt ist — neue Ueberraschung! — Abermals steht man vor einem Wasserfalle. Es ist der „Mellnickfall“, der wie berufen scheint, durch seine Lieblichkeit den betäubenden Eindruck des früheren Bildes zu einer stillen Bewunderung auszugleichen. Er zeigt uns die Form, wie sie die Kunst so oft freilich nur im kleinen nachzuahmen bemüht ist. Casca-

*) Auf dieser Strecke machten wir in naturhistorischer Beziehung die beste Ausbeute. Unter Holzstämmen fanden wie: Carabus catenulatus et convexus; Amara fulva; Staphilinus fulvipes et aeneocephalus; unter der Rinde dürrer Bäume Pellis feruginea, und in einem am Wege liegenden Gneisblock schöne Periklinkrystalle.

*) Das Sehen des Schleiers ist abhängig von einer gewissen Vertheilung des Wassers; ist diese Grenze überschritten, so ist für uns auch der feine Wasserstaub nicht mehr sichtbar. Wo sich also diese bestimmte Vertheilung bildet — dort sehen wir den „Schleier“.

**) Die anziehende Kraft eines fallenden Steines ist eine von Gemsenjägern bestätigte Thatsache. —

***) Man erzählt, daß voe einigen Jahren ein Stier aus der Nähe des Steges übee die senkrechten Felsen in den Bach fiel, beide Fälle glücklich passirte, und im zweiten Bassin im Wirbel herumgetragen wurde, bis ein Bauer ihn bei den Hörnern faßte und unversehrt der kreisenden Strömung entriß.

denartig stürzt sich das Wasser von der Höhe von beiläufig zwölf Klaftern herab, und bildet so mit den malerischen spärlich mit Gesträuch bedeckten Felsen zu beiden Seiten und dem üppigen Grün der anliegenden Ufer ein recht hübsches Landschaftsbild. — Die oben angegebene Höhe dieses Wasserfalles ist jedoch nur die seines untersten Theiles. Wenn man nämlich, die Straße weiter verfolgend, über eine Anhöhe hinaufgestiegen ist, sieht man die ungeheure Ausdehnung des Falles über den ganzen Gebirgsabhang. Man könnte von dem eben beschriebenen untersten Ende wenigstens eine Stunde lang aufwärts steigen, um an das obere Ende zu gelangen.

Nun ist man so recht eigentlich in das Gebieth der Wasserfälle eingedrungen. Zu beiden Seiten oft fast unmittelbar in die Malta sich stürzend, oft hoch oben am Gebirge zeigen sich größere und kleinere Fälle der verschiedensten Art, deren manche sich im Frühjahre oder nach einem längeren Regen ganz stattlich ausnehmen müssen.

Bei reinem Wetter sieht man von hier aus und durch längere Zeit die mächtigen Gletscher des „Preimelspitzes"; der eigentliche „Hochalpenspitz" wird dem Wanderer von keinem Punkte dieser Parthie aus sichtbar.

Bald, freilich nach einem etwas mühevollen Wege, ist auch die „hohe Brücke" erreicht, über welche der Weg in das innere Thal führt. — Man sieht hier eine Wiederholung des Hochsteges und nichtsdestoweniger verweilt man gerne längere Zeit, wenn auch nur, um sinnend in das wilde Treiben unter seinen Füßen hinabzustarren.

Nun ist auch das Ziel der Reise nicht mehr fern. Nachdem man nämlich längere Zeit durch einen Wald gewandert ist, öffnet sich das Thal plötzlich, nach langer Zeit sieht man endlich wieder üppige Wiesen, und raschen Schrittes eilt man der in der Mitte derselben liegenden „Traxhütte" zu.

Hier wird gewöhnlich Station gehalten, und wer ein Freund von köstlichem Alpenwasser ist, der verfolge den Lauf eines Bächleins, welches ihm begegnet, wenn er über die Wiese der Alpenhütte zuwandert, nach seinem Ursprunge zu, und nach einer halben Viertelstunde steht man an der Quelle*), und ein herrlicher Lagerplatz ladet den ermüdeten Wanderer zur Ruhe ein.

Dort lagerte sich denn auch unsere kleine Gesellschaft; alles wurde nochmals besprochen: diesem gefiel diese, jenem jene Parthie besser; — die heiterste Laune würzte das frugale Mahl, und nicht selten schweiften unsere Blicke über die schöne Landschaft hin. Vor uns das üppige Grün der Wiesen und die von der Ferne sich recht hübsch ausnehmende Alpenhütte, zur rechten steile Gebirge mit einem ungemein hohen Wasserfalle; — und wie schön nahm sich dies alles erst durch die blauen Rauchwolken aus, die jeder wacker vor sich her blies.

Doch noch war vieles zu sehen. Bald ging es denn weiter in das plötzlich wieder enger werdende Thal — und schon nach einer Viertelstunde standen wir überrascht vor dem „Hochalpenfall." Doch ihm Gegenüber an der Brücke war kein Bleiben; denn boshaft überschüttete er uns fortwährend mit feinem Regen, und erst, als wir uns aus seinem Bereiche geflüchtet hatten, war es uns vergönnt, diesen herrlichen Fall zu bewundern. Seine Höhe (20 — 30°), wie die große frei herabstürzende Wassermasse, mit den wilden beiderseitigen Abhängen und dem dunklen Grün des das Bassin umgebenden Waldes lassen ihn einzig in seiner Art dastehen.

Nur einige Schritte noch und der „blaue Tumpf" ist erreicht.

*) Nach einer mir mitgetheilten Messung hat sie + 4° Reaumür.

Hier ist das Thal durch einen querliegenden ziemlich bedeutenden Bergrücken vollkommen geschlossen, über welchen die Maltą in einem bei zehn Klafter hohen Falle in ein ausgedehntes Becken, den sogenannten „blauen Tumpf" sich hinabstürzt. — Der Reiz des ganzen Bildes wird um vieles erhöht, wenn die Sonne das Bassin bescheint, in welchem Falle ihre Strahlen in dem durch den Sturz erzeugten Wasserstaube gebrochen werden, und der Beschauer den Anblick eines Regenbogens erhält*). Doch ist es nicht das ruhige Bild desselben, wie wir es am Himmelsgewölbe zu erblicken gewohnt sind; er ist wie das ihm bedingende Element voll Bewegung: es scheint, als ob plötzlich ein Regenbogen aus den schäumenden Fluthen auftauche, und wie ein flatterndes Band gegen das Ufer sich hinbewege, — dann verschwinde; diesem folgt bald ein zweiter, dritter, und so fort. Lage wie Form desselben ist von der Lage der Sonne wie vom Standpunkte des Beobachters abhängig. Morgens erblickt derselbe dies Spiel zugleich mit dem Falle selbst, Nachmittags muß man über das Steingerölle bis in die Nähe des Falles zu gelangen suchen, um diesen herrlichen Anblick zu genießen. Immer wird es jedoch eine Stelle seyn, von der man die lebhaftesten, intensivsten Farben erblickt.

Niemand möge es versäumen, an den zwischen dem Hochalpenfall und blauen Tumpf vorspringenden Gebirgsabhange einige Schritte nur hinaufzusteigen. Von dort hat man nämlich den Anblick beider Fälle. — Dort saßen wir denn und suchten zu entscheiden, welcher der beiden wohl schöner sey. Doch blickte man auf einen, zog man diesen vor; wendete man den Blick auf den andern, erschien wieder dieser schöner. — Bei dem einen ist es die ungemein kecke Form, bei dem andern die Mächtigkeit des Falles, welche in gleichem Maße Auge und Gemüth ansprechen. —

Hier ist gewöhnlich das Ziel der Wanderung; denn der innere Theil des Thales, obwohl nicht minder reich an Naturschönheiten, wird selten besucht, und ist auch weniger gekannt. — Der Rückweg wird dann angetreten, alles wird nochmals besehen — und höchst befriedigt, wie wir, wird gewiß jeder Reisende ein Thal verlassen, das wenige seines gleichen hat, und nur zu wenig gekannt ist, um der Zielpunkt vieler Expeditionen in unsere schöne Alpenwelt zu werden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches.

Erst spät kommen wir dazu, eine literarische Arbeit zu würdigen, welche das doppelte Interesse, wir möchten sagen Verdienst hat, erstens von einem uns'rigen Landsmanne herzurühren, und zweitens merkwürdige Personen aus dem Vaterlande der Vergessenheit zu entziehen. Es ist das in Wien 1856 in der Mechitaristen Buchdruckerei erschienene von Manz in Regensburg herausgegebene Werk: „Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu ab ejus origine ad nostra usque tempora. Opera Joannis Nep. Stoeger, Soc. J. presbyteri."

Dieser Catalog der Schriftsteller aus der österreichischen Jesuiten-Provinz ist also lateinisch, was wir im Interesse des größern Theiles des lesenden Publikums bedauern, aber in so ferne natürlich finden, als selbst der bei weitem größte Theil der Lukubrationen jener Schriftsteller in der damals fast ausschließlich in der gelehrten Welt gangbaren lateinischen Sprache geschrieben ist. Diese Literaturgeschichte der österreichischen Je-

*) Dies Phoenomen sahen wir am Rückwege an der „hohen Brücke," am „Mellnickfall" und besonders schön am „Fallbach".

suiten, wir wollen sie so nennen, obwohl sie keinen innern eigentlich pragmatischen Zusammenhang hat, enthält mehr als sechzig aus Kärnten gebürtige Schriftsteller des Ordens, so wie auch eine bedeutende Zahl solcher, welche in den Collegien des Ordens in Kärnten, sey es zu Klagenfurt, zu Eberndorf oder Millstatt, lebten und wirkten, und somit im weitern Sinne uns angehören.

Betreffend den Autor des vorliegenden Werkes, Joh. Nep. Stöger, gehört er seinem Geschlechte, der Geburt und seinen ersten Lebensjahren nach uns an. Der in der Stadtpfarre St. Peter und Paul zu Klagenfurt erhobene Taufzettel lautet: Am 5. November 1792 wurde in der Dompfarre Haus Nr. 355 geboren und vom Stadtpfarrer Jakob Peregrin Pautitsch getauft: Joseph Karl Johann von Nepomuck, Sohn des Johann Georg Edlen von Stöger, k. k. Appellationsrathes und dessen Ehegattin Maria Aloisia geb. Hermes von Fürstenhof.

Appellationsrath Stöger wurde im Jahre 1802, als in die ständische Matrikel aufgenommen, kärntnerischer Landstand, und im Jahre 1807 als Justizhofrath nach Wien befördert. Johann Nep. Stöger erhielt sonach bis in das fünfzehnte Lebensjahr seine Erziehung und Schulbildung in Klagenfurt, dann in Wien, wurde als absolvirter Rechtskundiger in Gratz angestellt und war eben daran, als k. k. Landrath ein vortheilhaftes Ehebündniß zu schließen, als er in den geistlichen Stand und in seinem dreißigsten Jahre als Priester in den Jesuitenorden eintrat. Im Jahre 1856 lebte er als Consultor und Procurator der österreichischen Provinz, laut des Ordensschematismus vom Jahre 1857, in Wien und nimmt an der Leitung derselben einen vorzüglichen Antheil. Er besuchte in dieser Eigenschaft als Leiter der geistlichen Exercitien in St. Andrä und St. Paul wiederholt sein Vaterland, und ist bei allen, die ihn hörten und sonst kennen lernten, wegen seines geraden, offenen und freundlichen Benehmens, seiner tiefen Geistes- und Herzenskenntniß, seiner geläuterten Grundsätze und Anschauungen in verehrtem Andenken. Seine Werke, deren wir Seite 341 jener Edition nicht weniger als 26 finden, sind meistens deutsch ascetischen Inhaltes, mitunter aus dem Italienischen übersetzt und dem Gebrauche bei den Exercitien angepaßt; Geistesprodukte, welche seine innige Frömmigkeit und ungeheuchelte Gottesliebe erkennen lassen.

Um bei Mittheilung der andern uns betreffenden Schriftsteller des Ordens und ihres Wirkens aus jener großen Zahl nicht zu weitläufig zu seyn, wollen wir jene, welche bereits der sel. Bibliothekar Budik in seiner kärntnerischen Literaturgeschichte aus der Klagenfurter Jesuiten-Chronik und sonstigen Quellen bearbeitet und durch die „Carinthia" bekannt gemacht hat, übergehend oder nur angebend, diese nächstens kurz skizziren. H.

Die Stadtrechte von Gmünd.

Mitgetheilt von Heinrich Hermann.

Die Stadtrechte von Gmünd sind um so viel interessanter, als wir gerade von dem Gebiethe des Salzburger Kirchenfürsten in Kärnten in dieser Hinsicht am wenigsten besitzen, während sonst die ausgedehnten und wichtigen Besitzungen des Erzstiftes in Kärnten, man denke nur an die drei Städte Friesach, Gmünd und St. Andrä, einen so reichen historischen Stoff biethen. Immerhin dienen jene Stadtrechte auch als Maßstab der in beiden andern Städten üblichen Rechte. Wir haben uns, da uns früher die betreffende Original-Urkunde nicht zur Einsicht kam, die Abschrift derselben am Orte selbst gemacht und durch Collationirung einer andern berufenen Hand uns die Versicherung der möglichsten Genauigkeit, nach Vergleich der hie und da verschiedenen Leséarten verschafft, und geben daher die Urkunde buchstäblich mit den nöthigsten Bemerkungen, nicht ohne die zum Verständniß erforderlichen Interpunktionen einzufügen.

„Wir Ortolf von Gots Gnaden Erzbischof ze Salzburch, legat des stuls ze Rom verjehen (beurkunden) offenleich mit disem Brief vnd tun chunt allen den, di in sehent lesent oder hörent lesen (lesen hören), daz (daß) wir nach unsres Rates rat vnd der gesworn (Geschwornen) vnsrer Stat ze Gmünd, derselben stat genewet (erneuert) verschriben vnd bestättigt habn die recht vnd di satz (Satzungen), di hernach geschriben sind. Des ersten tut ein Man einen todslag vnd wird dorvmb flüchtig, geit (gibt) der (derselbe) in vnsre Chamer dreizich March pfenig vnd dem richter zehen march pfenig, so sol vmb di tat fürbaz mit seinem gut niemand nicht zu schaffen habn; aber vor seinen veinten (Feinden) sol er sich hüten, vnd di mügen dannoch wol ein recht hintz (gegen) im suchen, vnd sol auch in (ihnen) den Richter daz tun [1]). Wird aber ein man gevangen vmb einen todschlag vnd im sein leben an gebunnen (er gerichtlich zum Tode verurtheilt) mit einem rechten, derselb noch sein erben sind der vorgeschrieben puzz (Buß, obige Ablösung der Strafe) gepunden weder hintz hof (gegen dem Hof, d. i. die fürstliche Kammer) noch dem richter. Slegt (schlägt) ein man dem andern ein Hant ab oder lemt (lähmt) er in sust (sonst) an einem gelide (Glied), der sol dem richter geben fünf March pfenig vnd enem (jenem) seinen schaden ablegen (gutmachen) nach zweier oder merer (eine andere Leseart: vierer) manne rat, di der nemet der den Schaden empfangen hat, nach des richters vnd der purger rat. Wunt (verwundet) ein man den andern on lem (ohne ihn zu lähmen), der geit dem richter ein halb pfund pfenig, vnd das swert (Schwerd, die Waffe) ist auch des richter, ob er zu dem rechten chümt (kommt), vnd soll auch dem ablegen (befriedigen), der den schaden empfangen hat als vorgeschriben stet. Wer einen rauffet oder slecht on plut (schlägt, jedoch unblutig), der geit dem richter sechzig pfenig, und sol dem ablegen, der den schaden empfangen hat, als er vorgeschrieben stet, oder er leg dar vor gericht lutzel (wenig) oder vil, vnd swer (schwöre) einen ayd (Eid), das er ihn damit abgelegt hab. Ist daz ein man oder eine Frau beschuldigt wird, daz sie einem andern auf sein ere geret hab'nt; lawgent si des nicht, oder mag man in ez anbehaben (es ihnen beweisen) so schullen (sollen) si einen bereden vor gericht vnd vor den lewten, di es gehört hab'nt, und in pezzern (entschädigen) nach der purger rat als vorgeschriben ist [2])."

(Die Fortsetzung folgt)

[1]) In dem Stadtrechte, welches Herzog Albrecht der Lahme den St. Veitern unterm 14. September 1338 ertheilte, und schon früher Friedrich der Schöne unterm 5. April 1308 ertheilt hatte, so wie in der Albrechtinischen Bestätigung der Klagenfurter Stadtrechte vom 17. September 1338, ferner in dem kärntnerischen Landrechte Herzog Albrechts vom Jahre 1338, wie nicht minder in der Ernestinischen Halsgerichtsordnung vom Jahre 1414 vom 17. März wird die gleiche von Todtschlägern an die herzogliche Kammer zu entrichtende Summe bestimmt, für den Raufer jedoch in den Stadtrechten für Klagenfurt nur sechs Mark.

[2]) Es fällt auf, daß während bei den verschiedenen körperlichen Verletzungen stufenweis vom Todtschlag bis herab zu unblutigen Schlägen stets nur der Mann genennt ist, gleichsam als wären solche Verbrechen nur den Männern angehörig — die Ehrabschneidung jedoch Mann und Weib zugeschrieben und auf Widerruf vor Gericht den „Leuten so es gehört" und Ersatzleistung nach Urtheil des Bürgerausschusses erkannt wird.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 46. Sonnabend, den 13. November. 1858.

Marschall Radetzky in Klagenfurt,

am 25. und 26. September 1852 *).

Du stille Stadt im alten Carantanien,
Van Alpen und von Felsenzinken rings begrenzt,
Die Wächtern gleich um Deine grünen Fluren steh'n,
Auf deren Silberluppen hell die Sanne glänzt,
Van Deinen treuen Söhnen schwärmerisch verehrt,
Dein dankbar Herz hat jetzt vom neuen sich bewährt.

Mit Prunk nicht, den nur Gold mit Eitelkeit erweckt,
Verkündest Du, was tief in Deinem Innern liegt
Und Schüchternheit mit ihrem Schleiermantel deckt;
Wenn heißer Drang denn doch im schönen Kampfe siegt,
Im Jubelruf aus Kindesbrust die Luft erfüllt,
Was klar das Auge spricht, der Seele Spiegelbild.

Du sahst Ihn nun, den Du schon lange hast ersehnt,
Den Retter Oesterreich's in blutigschwerer Zeit,
Den ein erprobtes Heer sa wahrhaft „Vater" nennt,
Den Clio's Griffel der Unsterblichkeit geweiht —
Du haßt Ihn ehrfurchtsvoll, vam Dank gerührt, begrüßt,
Wie gute Kinder seine Heldenstirn' geküßt.

Und freue Dich, Dein treues Herz ward auch erkannt,
Dies zeigte Dir des Heldengreises froher Sinn:
Wie er die Kärntner seine „Braven" hat genannt,
Die eisern standen in dem blut'gen Kampfesglüh'n,
So ward auch Dir das hohe Kindesglück zu Theil,
Und Vatersspruch bringt seinen Kindern immer Heil.

Du kannst ohn' alle Selbstsucht und mit off'nem Recht
Die Festestage graben in Dein gold'nes Buch,
Bewahren ihn für's späte kommende Geschlecht
Des vielgeliebten Schlachtengreises Vaterspruch,
Und freud'ger gibt der letzte Enkel noch sein Blut
Für Fürst und Vaterland mit unbesiegtem Muth.

Du stille Stadt! Laß mich des Landes Dolmetsch seyn:
Du sprachst der Kärntner Denkungsart so wahrhaft aus,
Den schlichten Mannessinn, ihr Herz so treu und rein,
Ihr festes Halten an der Habsburg Kaiserhaus!
D'rum habe Dank, sey immerdar im gleichen Sinn'
Der treuergeb'nen Heimathflur Vertreterin.

M.

*) Die bei Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten für heute (am 13. d.) bestimmte feierliche Enthüllung des herrlichen Radetzky-Monumentes in Prag, gibt uns Veranlassung, obiges Gedicht mitzutheilen, das die Gefühle und Verehrung der treuen Hauptstadt Kärntens ausspricht, und damals entstand, als dieser für Oesterreich unsterbliche Heldengreis Klagenfurt mit seiner Gegenwart beehrte.

Reiseskizzen aus Oberkärnten

im Jahre 1857.

(Beschluß.)

5. Am Sonnblick.

Auf allen unsern Expeditionen aus Gmünd war uns immer vor allen ein Gebirge aufgefallen, das, vom inneren Maltathal gegen Norden aufsteigend, durch seine Größe wie durch seine hübsche Form in uns den lebhaften Wunsch erregte, auf seinem Rücken einmal herumzuwandern. Schon der Lage nach zu urtheilen, mußte der „Sonnblick", dieser war es nämlich, von seiner Spitze eine herrliche Aussicht gewähren, da er, den mächtigen Gletschern der Hochalpe gerade gegenüberliegend, einen großen Theil des „Groß- und Klein-Elend Kees" wahrscheinlich zu überblicken gestattete.

An einem heiteren Nachmittage, der ein weiteres gutes Wetter hoffen ließ, brach denn unsere auf zwei Personen zusammengeschmolzene Reisegesellschaft von Gmünd auf, und, den Weg in das Maltathal verfolgend, kamen wir auch bald zur „Brandstatt", wo wir einen Führer zu bekommen hofften. Doch, wollten wir nicht wieder umkehren, so mußten wir es wagen, den Weg allein zu unternehmen, denn Niemand fand sich, der uns führen wollte. Wir entschloßen uns zu letzterem, und einige Schritte vor dem Mellnickfalle bogen wir denn rechts vom Wege ab, und sogleich begann die Besteigung.

Der Weg war nicht schwer zu treffen, da wir uns früher genau orientirt hatten, und so wanderten und stiegen wir lustig darauf los, übersetzten den Mellnickbach, und schon nach einer Stunde waren wir in der Nähe der ersten Alpenhütte, wo wir unser Nachtlager aufzuschlagen gedachten. Doch da war kein leichtes Hineinkommen. Ein Cerberus, freilich in Gestalt eines großmächtigen Stieres, blickte so wild auf die harmlos herannahenden Fremdlinge, und stieß dabei so eigenthümliche Laute aus, die nichts weniger als einladend klangen, daß ich, der ich durchaus kein Freund von solchen Begegnungen bin und mich nicht berufen fand, hier als Herkules aufzutreten, vorzog, einen nahe gelegenen Zaun zu übersteigen, um denselben zwischen mich und den ungefälligen Wächter zu bringen. Ein Gleiches mochte wohl auch mein Gefährte fühlen, denn bald sah ich ihn an meiner Seite. So gelangten wir auf Umwegen endlich in die Hütte.

Es war jedoch noch früh an der Zeit, und auf unser Befragen erklärte die Sennin, die, nebenbei gesagt, unsere poetischen Träume über diese Bewohnerinnen der Alpenregion ganz vernichtete, daß weiter oben wohl noch eine Hütte sey, die jedoch nur den Schaf- und Ochsenhirten dieser Alpe zum Nachtlager diene. Sie meinte auch, daß wir dort ein Nachtla-

ger und einen Führer in die weiteren Höhen finden dürften. Wir wagten es, und stiegen, der erhaltenen Weisung, immer am Bach uns zu halten, gemäß, getrost und wohlgemuth den immer steiler werdenden Alpenpfad hinan. Wir überschritten die Holzgrenze, und erreichten endlich glücklich den Alpenpallast, der jedoch leer war. Geduldig warteten wir an der Schwelle auf den Hausherrn, der bald erscheinen mußte, denn es war mittlerweile schon dunkel geworden.

Die Zeit ward benützt, um die Lage der Hütte in Augenschein zu nehmen. Sie war in einer engen Thalschlucht gelegen, durch die der Bach in vielen kleinen Wasserfällen hinunterstürzte; zu beiden Seiten stiegen hohe Gebirgsspitzen empor, auf der einen Seite der Schober, auf der andern der „Sonnblick“, das Ziel unseres Begehrens.

Während wir diese Gebirgskolosse sehnsüchtig anblickten, sahen wir auch den Hauseigenthümer über das Gehänge herabsteigen, umringt von einer Schaar muthwilliger Ziegen, die mit ihm der Hütte zueilten, um ihm ihre Milch zur Abendmahlzeit anzubiethen. Nach einem kurzen Gruße lud er uns ein, in seine Gemächer einzutreten, was wir denn auch unverzüglich befolgten.

Das ganze Haus hatte zwei Gemächer, das eine rechts den Hirten, das andere links den Ziegen zur Wohnung. Das erstere war zugleich auch Küche, Speis- und Holzgewölbe. — Und hier sollten wir die Nacht zubringen!

Inzwischen war auch der andere Hirte gekommen; das Kochen begann, diesem folgte die Abendmahlzeit, die mit mancherlei Gesprächen gewürzt wurde. Der eine erzählte, daß vor einigen Tagen ein Kalb „abgewalgen“ sey, der andere, wie in der und der Alpe ein Halter sich zerfallen habe; sie erzählten ihre Tagesordnung, wie sie früh Morgens zu ihrem während der Nacht in den Höhen gebliebenen Viehe zurückkehren und dort bis Abend bleiben, ohne eine andere Mahlzeit als ein Stück Brod zu sich zu nehmen, und daß auch dies nicht immer vorhanden sey; sie schilderten ihre Leiden während eines Gewitters, um das Vieh zusammen zu halten, oder wenn früh ein Schnee fällt, und so weiter. Ich mußte staunen über die Genügsamkeit solcher Leute, die, Monate lang von allem Verkehre abgeschlossen, sich nichtsdestoweniger behaglich fühlten.

Nun war es auch zum Schlafengehen Zeit geworden, doch keine Anstalten wurden getroffen, um Lagerstellen für uns zu bereiten. — Endlich auf mein Befragen erklärten sie mir, wir würden bei ihnen im „Bette“ schlafen, „wir werden uns schon vertragen“ meinte der eine. Mir war's schon recht, aber woher der Platz? Es war ein Lager für zwei Personen, bestehend aus einer ziemlich dünnen Lage Heu, und da sollten wir vier Personen liegen? —

Wir wurden eingeladen zuerst hineinzusteigen, was auch geschah. An die Wand mein Gefährte, dann ich, bald folgte einer der artigen Hausherren und legte sich dicht an mir an, es folgte der zweite, und der Platz war in der That im Stande gewesen, vier Personen aufzunehmen. „So lag ich denn da, ohne mich rühren zu können, und erwartete geduldig den Morgen, aus meinem Halbschlafe oft unsanft aufgeweckt durch den Druck der gewaltigen Knochen meines Nachbars. Kalt wurde es mir nie, denn die Körper der mir Zunächstliegenden schloßen so ziemlich über mir zusammen.

Doch auch der Morgen kam; nach kurzem Aufenthalt setzten wir unsern Marsch fort, begleitet von beiden Hirten, von denen der eine zu seiner Heerde eilte, während der andere uns auf die Höhen zu führen versprach. —

Immer schritten wir längs des Baches aufwärts, und gelangten an seinen Ursprung, einen ziemlich ausgedehnten Gebirgssee, der, wie der Hirte versicherte, sehr reich an Salmlingen seyn soll.

Hier verließ uns wieder unser Führer, vorschützend, auf die Spitze könne er ohne Steigeisen nicht hinaufkommen, sie sey überhaupt schwer zu besteigen, und er wäre selbst nie oben gewesen.

So waren wir denn wieder allein; sollten wir jetzt die Besteigung aufgeben, nachdem wir der Spitze so nahe gekommen? Nein! muthig stiegen wir weiter, und bald befanden wir uns am Rande eines kleinen, doch ziemlich steilen Gletschers, der passirt werden mußte, wollten wir zur Spitze gelangen. Die drei Steinwälle, die durch Form und Lage sich als Randmoränen erkennen ließen, zeigten, wie sehr die Grenzen dieses Gletschers wechseln, und daß er jetzt auffallend im Zurückgehen begriffen war.

Endlich standen wir am Gletscher; hie und da standen größere und kleinere Gletschertische. So nennt man nämlich größere oder kleinere Eissäulen, die auf ihrer Spitze einen Felsblock tragen, welche Erscheinung dadurch hervorgebracht wird, daß der Stein das Abschmelzen des darunterliegenden Eises verhindert, während selbes ringsherum von den Sonnenstrahlen geschmolzen wird, und als „Keeswasser“ abfließt.

Nachdem wir längere Zeit am Gletscher fortgewandert waren, hier eine durch den Wind vertragene Biene, dort einen erstarrten Weislingfalter auflesend, hemmte plötzlich eine bei zwei Fuß breite Kluft unsern Weg, die deshalb sehr schwer, ja gefährlich zu passiren war. Nach langem Suchen hatten wir den scheinbar besten Uebergang gefunden, glücklich setzten wir über, und mit der größten Vorsicht, auf Händen und Füßen dahinkriechend, setzten wir mühsam unseren Weg fort, und hatten schon nach einer Viertelstunde die Freude, wieder auf festem Gestein zu stehen.

Wie zurückkehren war die erste Frage, die wir uns wechselseitig stellten. Auf diesem Wege war es unmöglich, denn leicht konnte man ausglitschen und in die Kluft fallen. Mit der Hoffnung, von der Spitze aus einen besseren Weg zu erspähen, stiegen wir mit bangem Gefühle der Höhe zu.

Ueber mächtige Gesteinsblöcke steigend kamen wir endlich um 9 Uhr Früh auf der höchsten Spitze an. Sie hat die Form eines Kegels, und besteht durchgehends aus großen lockeren Gesteinstrümmern, so daß es scheint, als wäre dieser ganze Kegel von gigantischen Händen aus diesen riesigen Bausteinen aufgethürmt worden. Ich habe nirgends eine solche Zertrümmerung der Gesteinsmassen gefunden *). So waren wir denn bei 9500 Fuß hoch, nichts destoweniger war es sehr warm und es wehte kein Lüftchen.

Die Rundschau war, wie wohl zu erwarten war, ungemein großartig. Besonders schön nahmen sich die Gletscher des Hochalpen- und Hafnerspitzes aus, welcher letztere von uns nur durch eine tiefe Thalschlucht getrennt war. — So waren auch die Salzburgischen Gebirge und selbst Thäler dieses Landes sichtbar. Vor uns lag das ganze Maltathal und Gmünd, und das stattliche Schirneck erschien uns kaum über die Ebene erhoben zu seyn. —

Wir hatten schon früher den Plan gehabt, falls es möglich wäre, über den Sonnblick in das Katschthal (Pöllathal) hinabzusteigen, um durch dieses wieder in das eigentliche Liserthal zu gelangen. Von unserem Standpunkte aus konnten wir diesen ganzen Weg übersehen, so daß ein Verirren nicht leicht möglich war. Wir zogen also diesen Weg

*) Die herrschende Gesteinsart ist Gneis mit oft sehr deutlich und schön auskrystallisirten Quarz und Glimmer, letzterer ist oft der vorwaltende Bestandtheil.

vor, da wir zum Rückweg auch von hier aus keine passende Stelle finden konnten.

Zu unseren Füßen, gegen den Hasnerspitz gewendet, lag, wie schon oben bemerkt, ein Thal, in das sich die Gletscher des Sonnblick's und des Hasnerspitzes hinabzogen. Zwei derselben, dem letzteren Gebirge angehörend, zeichneten sich vor allen andern aus. Der eine durch seine ungemeine, fast senkrechte Neigung an seinem untern Ende, der andere durch seine großartige Zerklüftung.

In dieses Thal nun mußten wir hinabsteigen. Doch war dies weder leicht, noch ohne Gefahr zu bewerkstelligen. Bei der ungemein steilen Neigung des Gebirges mußte man mit der größten Behutsamkeit den Weg über die Felsentrümmer antreten, daß nicht die überall drohenden Blöcke zum Absturze kamen. So gelangten wir mit unsäglicher Mühe auf einen kleinen Gletscher, und begannen über selben niederzusteigen. Da ein kleiner Unfall so nie ausbleibt, so mußte auch ich zum Opfer fallen. Und ich fiel in der That und fuhr pfeilschnell über die stark geneigte Fläche hinab, bis ich erst nach fast fünf Minuten, ohne bedeutend beschädigt zu seyn, in den Ruhestand versetzt wurde. Ich hatte auch nicht die geringsten Anstrengungen gemacht, mich aufzuhalten, wohl einsehend, daß sie ohnehin unnütz wären. Ich habe in meinem Leben keine so schnelle Fahrt gemacht.

Wieder gings fort, bald fuhren wir über ein Schneefeld ab; meist bestand unser Weiterkommen darin, daß wir von Stein zu Stein sprangen, denn das ganze Thal war mit Felsblöcken angefüllt, die zeitweise bald von dieser bald von jener Seite niederstürzten. Oft mußten wir über fast senkrechte Felswände hinabklettern, und blickten neidisch auf unseren Reisegefährten, den Gletscherbach, der sich keck in einem Wasserfalle über den Abhang hinabstürzte.

So waren wir schon über dritthalb Stunden gewandert, seit wir die Spitze verlassen hatten, bis wir endlich wieder auf weichen Boden gelangten. Ich hätte vor Freuden niederfallen und sie küssen mögen, die liebe Erde, wie ich's mit den Gesteinen oft unfreiwillig machen mußte.

Plötzlich machte das Thal einen rechten Winkel und das ganze Katschthal lag vor uns. — Nun war alles gewonnen; wir waren wieder heiter geworden, denn ein solcher Marsch kann einen fast mißgestimmt machen, selbst Scherze, die im Angesichte der das Leben bedrohenden Felsmassen gänzlich verschwunden waren, kamen wieder und würzten das Gespräch.

Plötzlich bleiben wir beide zugleich stehen: wo ist der Bach? kein Rauschen war mehr zu vernehmen. Wir suchen nach der Ursache und sehen ein kleines recht tiefes Becken, in dessen Mitte der Bach verschwand. Ohne Zweifel bildete selber hier einen kleinen Gebirgssee, und setzte dann weiter seinen Lauf fort, bis sich das Wasser nach unten einen Ausweg grub, worauf auch der See abfloß. In der That tritt auch der Bach eine halbe Viertelstunde weiter unten wieder zu Tage und stürzt sich in vielen oft sehr bedeutenden und schönen Wasserfällen dem Thale zu.

Zur rechten Hand stehen senkrechte Felsmassen bis zu einer ungemeinen Höhe an, und wir sahen an ihnen das sonderbare Schauspiel, daß hoch oben eine mächtige Quelle, die ein Bach genannt werden kann, entspringt und sogleich einen stattlichen Wasserfall bildet. —

Der Himmel war schon mit Wolken, die Gebirgsspitzen mit dichtem Nebel umgeben. Es war keine Zeit zu verlieren, denn ohne Zweifel war ein Wetter im Anzuge. Wir schritten denn rüstig vorwärts, erreichten gegen Abend Rennweg, und kamen mit Donner und Blitz, ganz durchnäßt, nichts destoweniger, einige blaue Flecken abgerechnet, wohlbehalten beim Einbruch der Nacht in Gmünd an. —

Für heuer war der Expeditionen-Cyclus vollendet. Nach eintägiger Ruhe wurde das mit Käfern, Pflanzen und Steinen reich beladene Ränzchen geschnürrt, und ganz zufriedengestellt verließen wir Gmünd, mit dem festen Entschlusse, recht bald wieder zu kommen, wo wir denn dann wohl auch bald das Bürgerrecht zu erhalten hoffen.

Dr. Hubert Leitgeb.

Die Stadtrechte von Gmünd.

Mitgetheilt von Heinrich Hermann.

(Fortsetzung und Beschluß.)

„Vordert ein man den andern aus seinem haws oder volget im nach im zorne über sein Drischübel (Drüschbel, norddeutsch Drüssel, Schwelle), vern oder nahe, oder wirfet einen an sein haws oder stözzet im auf der tür oder venster; daz sind alles haimsuchen [3]), der sol dem richter zwelf schilling pfenig geb'n vnd dem ablegen, dem das haimsuchen geschiht, nach des richter vnd der zwelfer rat. Chumt ein man Flüchtiger in eines purgers haws vmb welcherlai sach, daz ist, di nicht an tod get (wo nicht ein todeswürdiges Verbrechen begangen) so sol der richter noch niemand (noch jemand anderer) in dasselb haws laufen, ob in der wirt (im Falle, so ihn der Hauswirth) über sich nemen wil vnd so gewiz ist (dafür bürgt), daz man in ze (bei) im gehaben mag; wo aber des nicht, so mag in der richter in dem haws wol gesuchen, dem wirt an (ohne) schaden, vnd soll man im alle gaden vnd winchel offen machen. Vindet ein wirt oder sein gewalt (der von ihm Betraute) ainen in seinem haws bei der nacht, swas demselben darinne widervert, des schullen sie vnenkolten (nicht entgelten) sein. Es sind auch alle Chamfrecht (Kampfrecht) abgenomen, alsen verr (so weit) der purchvrid geraichet zwischen reichen vnd armen. Es mag auch chain (kein) chind seinen vater noch chain chnecht seinen Herren seines gutes nicht verspilen, vnd sol auch niemand tewr (hoch) auf si spilen, dann si vmb vnd an hab'nt (es soll niemand sie um hohes Geld oder um ihre Kleidung und sonstiges Habe zu spielen verleiten). Ez sol auch niemand gelübd (Versprechen) nemen vmb ezzender pfant oder vmb laisten hinder zwain marchen silbers; der darüber tut, der hat das geld verloren [4]). hat ein auzzermann (Auswärtiger) gegen einen purger icht ze sprechen (was anzusprechen), wie er genant ist, vnd wird im sein bewärung erteilet, der sol di tun mit zwain, di in stat gesezzen sind oder mit einem purger vnd einem auzzern man. Ist das ein auzzerman purger wird in der stat, chumt jemand, vnd vordert in für einen erbvreien man oder seinen aigen, ist das er laigent, so sol im der richter recht tun, vnd behabt er in, so sol er danoch sicher sein in der stat viertzehen tag, darnach sol in der rich-

---

[3]) Heimsuchen bedeutet nach Schitters Glossar, gewaltsam in ein Haus brechen — obige Störungen oder Gewaltthandlungen werden sohin in die Classe des sogenannten Heimsuchens, der Verletzung des heiligen Hausrechtes gesetzt.

[4]) Diese Versätze, Verpfändigungen waren hauptsächlich der Wucherer und Juden wegen beschränkt und ausdrücklich Eßwaaren als Pfänder verbothen, um Kinder, Hausleute, oft auch liederliche Weiber vom Mißbrauche solch anvertrauter Sachen abzuhalten.

ter vrlauben von der stat; sitzet er aber in der stat gernt mit enes (jenes) wizzen jar vnd tag bei gutem gericht (ohne daß gegen ihn eine Klage vorkam), so sol er ledich sein [5])."

„Wer mit dem andern ze thailen hat erbschaft gelegen in dem purchrvid, mag man di an (ohne Rechtsspruch) nicht verrichten (vergleichen), so schullen si das recht nemen vnd leiden vor dem statrichter, ez wer dan rechtz lehen, daz gehört für den lehenherren. Man sol auch nimand vmb gült vahen (fangen) nur alsen vil ob man einen twingen (zwingen) muz für gericht, daz dem chlager daz statrecht widervert. Man mag auch niemand angesprochen vmb chainen fürwechsel, man vinde im danne wag gelöt oder silber in der hant, so ist daz silber und di pfenig verlorn vnd gevallet dem münzmeister fünf pfunt zu puzz [6]). Hat ein pfaff, ein geistlich man oder ein Fraw in der stat mer häwser dann eines [7]), der sol davon leiden vnd tragen stewr vnd allen auffatz mit den purgern, als der lay (Laie, Weltliche), der es vor im gehabt hat. Auch wellen wir, daz all die in der stat sitzent im dem gericht mit aygen sewr, swie die ganannt sind, das recht tun vor dem statrichter; an vnser oder des vitztums amtläwt, da sol ez vnser viztum von tun (abthun), vnd an des hauptmans vnd des vitztumes Diener, di zu irem pröt (Bret, beim Bret, beim Rathstisch sitzen, hiemit ihnen zuständig) gen, daz schullen ez ir herrn von tun. Ist, das sich ein sewr hest (auskemmt) in eines manes haws oder einer Frawe vnd chumt sichtleichen über das Dach, der geit ze puzz fünf march pfenig, der gevallent zwei tail an di stat vnd dem richter das drit tail. Hat ein man oder ein Fraw sewr in einem vngewerleichen Chuchel oder in einem vngewerleichen gemache, darinne im sunderleich verpoten ist sewr ze haben, geschihet da des ain schaden, von dem schullen si vns vnd den purgern pezzern, darnach vnd si stat vinden mügent (darnach als dieser Ersatz stattfinden mag). Geschet aber nicht schaden davon, so schullen si dannoch fünf March ze pnß geben vnd di stat vnd dem richter das drit tail. Ez sel auch da chain gast ain varbes Gewant (farbiges Gewand) versneiden bei der ellen (kleinweis), nur verkauffen bei ganzen tuchen; tut er ez darüber, so ist das tuch verloren, vnd der wirt, in dez haws vnd mit des wizzen daz geschehet, geit ein pfund ze puzz gehërent zwai tail an die stat vnd dem richter das drit tail.

Geschehet jemand Durft (Nothdurft, bedarf er es), daz er zaigen muz vmb gült auf rechten lehen, der sol dem nachvaren als land vnd lehensrecht ist [8]). Wir wellen auch, daz man niemand irren nech widertailen (entgegnen) sol, er mög in einer sach drei stund gedingen (sich drei Stund Frist bedingen), ob im das nöt geschihet. Wir wellen auch, daz sich vnser stat ze Gmünd an anshaben auzzerläwt vmb gült, vmb Gelübde, si sein in der stat geschehen oder alswo (anderswo) purgern oder andern läwten, auzzern oder innern, vnd an anshaben ze ainem rechten, di in di stat geflohen chöment vmb welcherlai sach daz ist, hab'n der rechten, der sich an der stet hinz in habent [9])."

„Auch wellen wir, daz dieselb vnser stat ze Gmünd, an andern sachen, die hie nicht berürt sind, die recht hab, di si mit alter gewonheit hergepracht hat. Ez schullen auch di vergeschriben sätz vnd recht ewichleichen vnverchert beleiben, ez wer dan, daz wir oder vnser nachomen (Nachkommen) si meren oder verchern (verkehren, ändern) welten durch sichtige notdurft vnser oder vnser vergenanten stat, so schullen wir daz dennoch tun mit vnserer purger wizzen vnd nach irem rat. Vnd darüber daz daz (daß das) stät vnd unzerbrochen beleib geben wir ze vrchund diesen brief mit vnseren anhangenden insigel versigelten. Der geben ist ze Salzburg, am Ertag nach sand Michelstag. Nach Christus geburd dreizehenhundert jar, darnach in den sechs vnd viertzigstem jar." —

Wir finden in diesem Stadtrechte im Vergleiche mit den übrigen der herzoglichen Städte Kärntens viele polizeiliche Vorschriften, welche dieselben in der heimischen Gesetzgebung ergänzen.

Am Goßausee.

Du Alpensee, gar still und schlicht
Rings an der Felsen Brust gelegt,
Wie ist dein Aug' so hell und licht,
Dein Wellenspiel so froh bewegt!

Es wachen ob dir Gletscher Reih'n,
Sie halten dich in treuer Huth,
Sie grüßen dich im Abendschein,
Sie nähren dich mit ihrem Blut.

Aus deiner Tiefe klar und grün
Ergtänzt des Dochstein's Eispanier,
Die Wolken, die am Himmel zieh'n, —
Die ziehen auch tief unter dir.

Du See, Smarogd im Mutterstein,
Wie gleichst du doch dem Menschensinn! —
Es ist sein Haus so schwach und klein,
Doch blüht unendlich Großes drinn.

Gustav Bogensperger.

[5]) Es war im Mittelalter, besonders in dessen letzter Periode vielfach der Fall, daß Leute, welche herrschaftlicher Jurisdiktion unterstanden, sich in die Städte begaben, dort Bürgerrecht erlangten und so jener sich entzogen. So einen Fall setzen die Gmündner Stadtrechte und bestimmen, wann und wie so ein Eingewanderter auf Belangen eines Auswärtigen, Erbfreien oder dessen Eigenmann, zu behandeln sey, und wie ihn ein unangefochtenes Wohnen in der Stadt durch ein Jahr von einer solchen Ausfolgung ledig mache.

[6]) Bekanntlich war im Mittelalter wie in neuester Zeit das edle Metall an die Kammer des betreffenden Landesfürsten gegen Vergütung und Abzug der Froha einzuliefern, welches nach damaligem Ausdruck „Wechsel" hieß. Der Zuwiderhandelnde verfiel empfindlicher Strafe. Das Gmündner Stadtrecht ließ gegen einen solchen im Stadtbezirke nur dann ein Strafverfahren eintreten, wenn man in seinen Händen die bereits ausgewogenen Bleche (way gelöt) zur Münze an irgend einem fremden Orte oder das fertige Silber, mithin einen Fürwechsel, d. i. einen angemaßten Wechsel, so wie man heut zu Tage sagt, einen Fürkauf fand. Goldmünzen waren damals nicht üblich.

[7]) Es waren sohin geistliche Personen steuerfrei, wenn sie nur ein Haus, d. i. das ihnen zuständige Pfarr-, Benefiziaten- oder Klostergebäude bewohnten; ein zweites wurde als Privateigenthum besteuert.

[8]) Wenn jemand genöthigt ist, daß er sein Recht suchen muß auf Grundzins aus dem Rechtstitel des Lehens, so verfolge er seinen Anspruch nach den Satzungen des Landes- und Lehensrechtes.

[9]) Der langen Rede kurzer Sinn scheint zu seyn, daß sich die Stadt in fremde Rechtssachen, die nicht eigentlich in ihre Jurisdiktion gehören, nicht mischen und darüber nicht sprechen soll, falls auch jemand in die Stadt geflohen käme, dort Schutz und Hilfe suchend.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 47. Sonnabend, den 20. November. 1858.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Professor Mathias Achazel.

(Wort- und Sachgenau aus der Erinnerung*).

An einem heißen Sommertage des Jahres 1809 saß ich auf dem Gestelle, welches Professor Achazel in seinem Garten auf einem breitastigen Birnbaume angebracht und mit einem dürftigen Tischchen und dergleichen Sitze versehen hatte. Vor mir lag eine Schreibtheke aufgeschlagen, mit Zeichnungen von Drei- und Vierecken, Winkeln und Lineamenten, übersäet mit Buchstaben und Zeichen. Der Wind spielte in dem Laube und verschob die Schatten auf dem räthselhaften Papiere, in welches ich hineinstarrte, während sich meine Gedanken in eben so schnellem Wechsel verschoben und durchkreuzten. — Rasche Schritte schreckten mich aus meiner Träumerei auf, und mit ein Paar tüchtigen Sätzen war der Professor vor mir am schwebenden Geländer.

„Wie, haben Sie den Beweis über das Quadrat der Hypothenus schon einstudirt, oder wo happerts noch?" rief er und sah mich an, lächelnden Blickes, indem er ein Paar köstliche Birnen vor mir hinlegte.

„„O ja,"" sagte ich: „„es geht schon, nur die Gleichung hier macht mich nachdenken, und es mischt sich so Vieles hinein.""

„Nun lassen wir es für heute" versetzte Achazel: „und reden zur Abwechslung von was Anderem und Heiterem."

„„Wollte Gott,"" sprach ich: „„daß dazu Stoff verhanden wäre; aber wenn es so fortgeht (ich wies auf die französische Schildwache am nahen Wasserthore hin) wie jetzt, so ist unsere Monarchie verloren und was dann mit uns armen Beamtensöhnen!""

„Verzagen Sie nicht", sprach Achazel: „und vertrauen Sie auf die göttliche Vorsehung. Wie arm und elend betrat ich diese Welt; als Knabe erwarb ich mir durch Flechten und Zurichten der Dachgebinde mein Brot und versah mich im Herbste durch Klaubobst, welches ich mir als Hirte auflesen durfte, für den Winter gleich dem Hamster mit Lebensmitteln, und dabei fand sich ein Gönner, der mich in die Stadt förderte, um da zu studiren. Bei einem Fabrikanten in Wohnung, oft jedoch ohne Brot, legte ich mich, und das nicht Ein Mal, hungernd auf das Parapet der Stadtmauer und lauerte, bis eine von den vielen Dohlen, welche im Walle nisteten, am Ausgange ihres Loches sichtbar wurde. Flugs ließ ich den vorbereiteten Stein fallen und traf meistens, um mir die erwünschte Beute heraufholen zu können. Den Salat zum Braten fand ich dort, wohin ihn andere weggeworfen. Einst schwer krank, ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Nahrung lag ich im Eis-starrenden Dachzimmer und glaubte mich schon verloren; da erschien der Arzt, da kam eine Wärterin, Arznei und Labung, und bis zur Stunde kenne ich meinen damaligen Wohlthäter nicht — (eine Thräne stand in seinem blauen Auge); darum, Freund, auf Gott vertraut, wo die Noth am größten, ist seine Hilfe am nächsten!" —

Achazel hatte wahr gesprochen. Das Jahr 1813 kehrte alles zum Besten, wir athmeten wieder frei auf, die Monarchie war gerettet und auf allen Seiten winkten uns Beförderungen. In der Folge erhielt auch ich in der Hauptstadt eine Anstellung. Ich fand sie vielfach verändert: Luxus und Wohlleben waren an die Stelle des Elends der Kriegs- und Hungersjahre getreten, die Leute sprachen aus hohem Ton; nur Achazel war der Alte geblieben, der einfache, truglose Mann, über dessen Lippen keine Schmeichelei, keine Lüge kam; in der Erinnerung seiner eigenen Jugendjahre ein Freund, ein Vater der Armen, besonders hilfloser Studenten, ein Christ im wahren Sinne des Wortes, heimisch am Kirchenchor von St. Peter und Paul, und doch nicht abhold, die Bretter-Welt zu schauen, da ihn die sonstige nur auf der Catheder und von seinem Gartenhause ansprach. Hier liebte er, wie ein zweiter Abdolonymus, zu graben und zu wühlen, Bäume zu pflanzen und Früchte zu pflücken. Als er noch am „alten Platze" im damals „Tychischen Hause" wohnte, und dort am fremden Tische aß, sah man ihn oft mit einem großen Stück Brot für seine Arbeiter unter dem Arme hin-, und mit Gemüse in den Händen nach Hause gehen; ihn genirte so etwas nicht. Seine Sprache war voll, kräftig und artikulirt, ganz im Volksdialekte.

Des Slovenischen, so ihm angeboren und anerzogen, war er im vollkommenen Grade mächtig, und ihm, der so prosaisch und unpoetisch aussah, war es eine Herzenssache, die slavischen Lieder Kärntens und der nachbarlichen Steiermark zu sammeln, welche bekanntlich durch Gemüthlichkeit und Weichheit ansprechen. Von ihm erschien im Drucke: „Koroške in Stajerske Pesmi" d. i. kärntnerische und steierische Lieder (Klagenfurt, bei Leon), beides, wie Wurzbach bemerkt, „gut und glücklich zusammengestellte Ausgaben, von denen insbesondere die Sammlung der ersteren durch Wahl des Gebothenen sich auszeichnet." Es erschien davon bereits 1854 die dritte, im Texte verbesserte Ausgabe. Schon früher als Achazel daran Hand anlegte, erzählte er mir, daß ein seiniger Landsmann, ein Weber zu St. Jakob im Rosenthale, bei seiner Arbeit auf dem Webstuhle Schiller's Gedichte aufgeschlagen liegen habe, sie studire, um, wenn sie gefügig, selbe ins Windische zu übersetzen.

*) Achazel's Nekrolog, aus der Feder des Herrn Thaddäus von Lanner, haben wir in der Carinthia des Jahres 1846 Nr. 7 gegeben, und verweisen somit, was die äußeren Lebensumrisse desselben betrifft, auf denselben; glauben jedoch dessen Todestag, den 23. November 1845, am besten durch vorstehende Erinnerungen zu feiern.

Achazel war im echten Sinne Volksmann, niemand war ihm zu gering; er achtete Arbeitsamkeit, Redlichkeit und Religiosität als das wahre Gepräge des Menschen, abgesehen vom Stande, Reichthum und Nationalität. Er theilte seine Speise mit dem Taglöhner, wie mit dem bei ihm bequartirten gemeinen Militär, und sicher hätte er auch seine Kleider mit dem Armen getauscht und wie einst als Hirte mit einem selbstgemachten Strohmantel sich bedeckt, würde es seine Stellung erlaubt haben.

Wenn Achazel im Theater sich befand, und das war er in der Ordnung, hielt er sich am Parterre in der linkseitigen Arcade auf. Hier war auch in der Regel der Versammlungsort seiner Freunde, seiner einstigen Schüler. Frei sprach er sich in ihrem Kreise über den innern Gehalt des Stückes aus, und da geschah es, als ein neues durch Charakteure und moralische Grundlage ausgezeichnetes Drama über die Bühne ging, daß er bei einer treffenden Stelle ausrief: „das ist einmal ein Stück, was sich g'waschen hat!" Das ganze Parterre klatschte ihm Beifall zu, so sehr war man Ohr für seine originellen Bemerkungen, die er, wie er sich's dachte, aussprach — doch nur der Sache galten sie; ein satyrisches Lächeln nahm man so wenig wahr, wie eine tadelnde Aeußerung über den Darstellenden — es mochte auf der Bretter- oder auch auf der Weltbühne seyn. Als wir ihn damals auf dem Heimwege begleiteten, schien er über jenen Applaus etwas betroffen; — endlich brach er das Schweigen und sprach: „Hier kennen mich die Leute, darum bleibe ich in Klagenfurt. Man hat mir die Lehrkanzel in Lemberg angebothen, aber da wäre ich am unrechten Orte, die Leute würden mich für einen Narren halten." — Er hatte in so ferne recht, als ein einfacher, offener und wahrer, der Etiquette und dem feinen Ton fremder Mann, wenn nicht gerade als solcher, doch als Sonderling erscheint, nach dem Ausspruch eines vor 1200 Jahren lebenden Weisen: „deridetur justi simplicitas etc." Unsere Studienanstalt hat nur einen Lenz, einen Achazel gehabt, darum seyen sie unvergessen.

Einst, es war im Jahre 1840, bereitete uns Achazel einen wahren Genuß. Bei der damals abzuhaltenden allgemeinen Versammlung der kärntnerischen Landwirthschaftsgesellschaft, welcher Se. kaiserliche Hoheit der Erzherzog Johann selbst präsidirte, sollte Achazel als Kanzler das Programm der Sitzung vortragen. Achazel verfügte sich frühzeitig in den Landhaussaal, wo bereits mehrere der Eröffnung derselben harrten. Als er hineinkam und mit uns einige, nach Gewohnheit freundliche Worte gewechselt hatte, veränderte sich auf einmal seine Gesichtsfarbe und erblaßte. Wir fragten ihn besorgt.

„Um Gottes Willen, ich habe meine Schriften verloren!" rief er: „Ich weiß, ich habe sie zu Hause unter den Arm genommen und nun, wo sind sie? Es ist Wochenmarkt, wer weiß, wer sie gefunden? Ich laufe zu meinem Bruder, ihn aufzufordern, sie austrommeln zu lassen."

Bald war er sichtbar verlegen halb athemlos zurück. Der Saal hatte sich gefüllt; der Erzherzog erschien, und Achazel hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich in seinem bekannt klar und offen gehaltenen Ton zu entschuldigen. Der gütige Erzherzog beruhigte ihn und sagte: „Nun so werden wir Ihren mündlichen Vortrag und die betreffenden Herren vernehmen." Und sieh' da: Achazel trug ein Stück nach dem andern in seinem wesentlichen Inhalte ohne Papier rein aus seinem Kopfe vor, und wir hatten Gelegenheit, sein ausgezeichnetes Gedächtniß und seine seltene Auffassungsgabe zu bewundern. Als es bereits 12 Uhr wurde, pochte der Portier an der Pforte, Achazel wurde gerufen. Wer beschreibt den allgemeinen Jubel, wo selbst der Erzherzog klatschte, als Achazel die Schriften mit der Rechten hoch emporgehoben mit triumphirender Miene eintrat und ausrief: „Ich bitte um Vergebung, ich habe die Schriften zu Hause weggelegt, als ich die Handschuhe anzog, und ging fort, in der Meinung, sie noch unter dem Arm zu haben."

So büßte Achazel die Gewohnheit, nie Handschuhe anzuziehen, die doch heute unerläßlich waren. Er trug seine Naturhände zu Markte, an denen Arbeit und Sonnenhitze ihre Spuren geschrieben hatten.

Man hätte glauben, meinen können, dieser naturwüchsige Kraftmann, der so einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen besaß, den alles in der großen Schöpfung wie in der kleinen Haushaltung ansprach, würde bei seinen sonst günstigen Verhältnissen, da er den Gehalt von zwei Lehrkanzeln, die er versah, bezog, glücklich gewesen seyn; und doch war er es nicht. Im Umgange heiter, theilnehmend und für alles empfänglich, war er doch für sich verschlossen und in einsamen Stunden schwermüthig. Wie oft versicherte er mich, in solchen Augenblicken nur in der Religion, und wenn es seyn konnte, im vertrauten Zwiegespräche mit einem geistlichen Freunde Trost gefunden zu haben. Es galt schwer, ihn in solcher Stimmung zum sprechen zu bringen, und so geschah es denn einmal, daß er mit seinem Freunde, dem Gewerken Ernst Rauscher, den Weg nach Pörtschach hin und zurücklegte, ohne daß sie auch nur ein Wort verloren. Was er glaubte, hoffte, auch liebte, erfaßte er mit ganzer Seele; und wenn ersteres in überirdischer Rücksicht ihm seine Haltung und unwandelbare Festigkeit gab, war letzteres die Kehr- und Schattenseite seines Lebensschicksales.

Wer von Allen, die er fast ein halbes Jahrhundert in seinem Fache bildete, mit denen er sonst im weitgedehnten Kreise der Landwirthschaft und Industrie verkehrte, stimmt nicht mit uns in dieser Schilderung, in dieser Klage um den Seltenen ein! Man bewahret Steinbilder und Monumente und bewundert sie noch nach einem Jahrhunderte; doch sind sie bei allem Ebenmaß nur leblose Gliederungen, und das todte, farblose, hohle Auge der Statue blickt uns nicht liebewarm an; wer aber findet sich nicht von dem Andenken eines Menschen bewegt und belebt, der so viel Geist und Gemüth in sich vereinte, und, was Geradheit, Offenheit, Wahrheit und Anspruchslosigkeit betrifft, für unsere Gegenwart, man möchte sagen, ein verlornes Exemplar ist.

H.

Der Bürger und Handwerker *).

In der Hauptstadt Klagenfurt war durch Kaiser Joseph II. der bürgerliche Magistrat, welcher früher unter einem, aus eigenem Mittel gewählten Bürgermeister und einem Stadtrichter mit dem äußern und inneren Rathe sowohl die ökonomischen, polizeilichen als Justizgegenstände der Stadt geschlichtet hatte, in so ferne im Jahre 1785 aufgehoben, daß von dieser Zeit an bis zum Jahre 1807 ein Bürgermeister mit vier geprüften Räthen die politischen und

*) Mit Erlaubniß des Herrn Verfassers theilen wir hier aus dem, unter der Presse sich befindenden, dritten Hefte des III. Bandes von Heinrich Hermann's „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten, von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit", welches die Culturgeschichte unseres Vaterlandes der neueren und neuesten Zeit enthält und womit dieses Werk abgeschlossen wird, Nachfolgendes allen Vaterlandsfreunden als empfehlendes Bruchstück mit. A. d. R.

civilrechtlichen Geschäftsgegenstände der Stadt administrirte; das Criminalfach derselben, als eines nicht befreiten Landgerichts, wurde von da an durch den landesfürstlichen Bannrichter besorgt. Die alte Herrlichkeit der rein bürgerlichen Magistratur, welche sich aus den Gewerbtreibenden die Räthe erkieset, einen Gewerbsmann — wir denken noch eines Handelsmannes Vitali und Färbermeisters Jesse als Bürgermeister — an seine Spitze gestellt, Justiz und Polizei oft auf eine recht summarische Art verwaltet und die Rathsversammlungen in prunkenden rothen Mänteln abgehalten hatte, nahm damit ein Ende. John Bull, der sich über eine solche ebenbürtige Oberhoheit lange schon geärgert hatte, rächte sich bei diesem Vor- eigentlich Verfalle mit einem Pasquille, auf dem man ein gewisses Thier, beladen mit den rothen Mänteln der Magistratur, und den weinenden, klagtragenden Stadtschreiber aus dem Rathhause abziehen sah. Indessen mochte jene, zu Spott und Satyre so aufgelegte Josephinische Zeit sich auf solche Art an der gefallenen Größe ergötzen; abgesehen von so mancher sichtbar gewordenen Spießbürgerei, wozu wir Einiges aus dem auf uns gekommenen Anekdotenschatz liefern könnten, müssen wir bekennen, über Vitali und Jesse aus dem Munde alter Bürger nur Rühmenswerthes vernommen zu haben, und erbaut worden zu seyn, wenn sich jene ehrwürdigen Häupter bei Erzählung dessen entblößten, und im Gefühle einer solchen Vergangenheit Thränen in ihrem Auge perlten. Es war doch auch etwas Patriarchalisches in so einem Verhältnisse. —

Die kleineren Städte, die Märkte Kärntens standen in der Periode vor dem Jahre 1849 unter eigenen Magistraten, an deren Spitze sich ein Bürgermeister, in Märkten ein Marktrichter unter Beigebung eines Syndikus befand, welcher aus dem Mittel der Bürger gewählt wurde. Diese Wahl fand nach vorausgegangener kirchlicher Feierlichkeit in Gegenwart eines Oberbeamten der Schutzherrschaft, oder, wo diese nicht zu interveniren hatte, eines politisch delegirten statt, und der aus der Urne Hervorgegangene wurde mit altherkömmlichem Gepränge, oft mit Einhändigung eines Scepters, wie dies in Guttaring der Fall, inthronisirt, aus dem Schreine der Magistratur die alten Becher und Zinnkrüge hervorgeholt, und bei dem gemeinschaftlichen Mahle, dessen Bezahlung hie und da oft sehr fraglich wurde, auf Marktrichter, Gemeinderäthe und Ausschüsse fröhliche Toaste ausgebracht. Die Gemeinderechnungen und das Budget brachten in den vergangenen Jahrzehenten dieser Periode oft gewaltige Aufregung hervor, wie dieses auch im Jahre 1819 in den damals noch sehr vorzeitlichen St. Veit, einst nach Villach der reichsten Stadt Kärntens, der Fall war. Die Lage der Magistratualbeamten: Syndiker, Kanzellisten und Amtsdiener war bei den oft sehr beschränkten Lokaleinkünften, besonders in den Nothjahren 1813 bis 1819 eine sehr gedrückte und ärmliche, und es konnte nicht auffallen, wenn bei einer Illumination auch in der Metropole so ein Individuum nur eine Kerze mit der Inschrift hinpflanzte: „Wie die Besoldung so die Beleuchtung!"

Während der französischen Occupation Oberkärntens fielen nach den Grundsätzen des dortigen Regims alle noch mittelalterlichen Institute den Einrichtungen der Revolution vom Jahre 1789, welche das Napoleonische Kaiserreich, obwohl es die damals und nachher so blutig behaupteten Volksrechte beseitigte, wörtlich in sich vereinigte.

Die Magistrate der Städte und Märkte hörten gänzlich auf; an ihre Stelle traten Mairien mit ihren Huissiers und Greffiers und den Gemeinderäthen. Wir haben die französischen Einrichtungen im vorigen Hefte, Seite 272 — 287, eingehender beschrieben, und uns bemüht, die Häuptlinge des illyrischen Gouvernements und des kärntnerisch-französischen Antheiles zu konstatiren und zu nennen, was uns, im Vorübergehen sey es erwähnt, nur nach vielen Umfragen und Durchsuchen der, noch spärlich aus jener Periode vorhandenen Akten gelang; so sehr sind sie bereits in Vergessenheit gekommen, obwohl sie einen Hauptabschnitt in der vaterländischen Geschichte bilden. Uebrigens ist es bekannt, daß in Französisch-Oberkärnten die Zünftigkeit und ebenso die radizirten realen und frei verkäuflichen Gewerbe aufgehoben wurden.

Das Zunftgenerale vom Jahre 1731 regelte das ins Arge ausgeschrittene Zunftwesen, und bedrohte die Mißbräuche sowie Verletzungen der Ordnung mit sehr strengen Strafen. Im Einklange mit demselben wurden den Gewerbsgenossenschaften der einzelnen Orte und auch ganzer, dießfalls in den Hauptstädten vertretener Provinzen, Zunftprivilegien ertheilt, welche eigentlich dahin gingen, daß jeder Gewerbsgenosse in selbe zu treten hätte. In diesen Zünften erwählten die Meister aus ihrer Mitte Vorsteher, die das Recht hatten, vor offener Lade die, bereits durch Besitz eines übertragbaren oder persönlich erhaltenen Befugnisses berechtigten Gewerbsleute zu Mitmeistern aufzunehmen, Lehrjungen aufzudingen und freizusprechen, die Meisterwerdungs-, Aufdings- und Freisprech-Gebühren, so wie die jährlichen Auflagen der Meister und wohl auch Gesellen zu bemessen. Aus der Kasse oder Lade wurden durchreisende Gesellen beschenkt, für erkrankte Gesellen und Lehrjungen die Heilungskosten bestritten, arme Mitmeister, so wie deren Witwen nach Kräften betheilt, dann etwaige Jahresmessen bezahlt. Leider hat die moderne Zeit so vieles Eigenthum der Zünfte und Innungen verschlungen, die, wie die Bruderschaften, damit in der Lage waren, davon ärmere Gewerbsleute, und besonders Witwen und Waisen zu unterstützen, und durch Bebauung zugetheilter Grundstücke die Möglichkeit zu verschaffen, sich Naturalien selbst zu produziren. In Klagenfurt bildeten zuletzt noch die Schneideräcker ob der v. Moro'schen Walke an der Glan so eine Hinterlage; in andern Städten, wie in St. Andrä, Völkermarkt, wurde eine solche Aushilfe aus der Zertheilung der Gemeinweiden genommen. In Wolfsberg, wie in manchen andern Orten Kärntens, in freilich da mindern Grade, finden sich solche sogenannte Bürgergärten, womit sowohl Gewerbsleute, als in der Kategorie von Bürgern stehende Hauseigenthümer betheilt sind.

Es ist demnach ein nur zu häufig in neuerer Zeit geäußerter Irrthum, den sogenannten Zunftzwang der Gewerbefreiheit geradezu entgegenzustellen. Ermeldete Zunftordnungen hinderten nicht, daß schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Herrschaften und Magistrate zur Verleihung von Gewerben berufen wurden, daß sie dabei nur den Ortsbedarf vor Augen zu behalten hatten, und von einem Monopole keine Rede mehr seyn konnte. Weil ferner nicht jedes Gewerbe vom Ortsbedarfe abhängt, so unterschied man schon sehr früh die Kommerzial- und Polizeigewerbe. Erstere, solche, deren Ausdehnung vom Betriebsorte nicht bestimmt wird, und letztere, jene, bei denen dieß allerdings der Fall ist. Es erschien daher bereits im Jahre 1755 ein eigenes Verzeichniß der Kommerzialisten. Mit dem Hofdekrete vom 30. März 1776 wurde „um Kommerzial-Professionisten, Fabrikanten, Manufakturisten und dergleichen Arbeitern die Gelegenheit, sich ehrlich zu ernähren, möglichst zu erleichtern, folglich guten und tüchtigen Gesellen die Hoffnung zur Ueberkommung des Meisterrechtes mit wenigem Aufwande näher zu setzen, somit nicht nur Eingeborene von der Auswanderung abzuhalten, sondern auch fremde, ebenfalls geschickte Arbeiter zur Einwanderung zu

bewegen, überhaupt aber durch die so gestalteten erleichterten Nahrungswege die Verbreitung der Bevölkerung und die daraus abfließende Ermunterung zur Erweiterung des Ackerbaues immer mehr zu erzielen", die Bestimmung getroffen, daß die Magistrate und Ortsobrigkeiten die Kommerzial-Professionisten nach Befund, und ohne sich an eine gewisse Zahl zu binden, aufnehmen und ihnen auf Verlangen, ohne alle Anfrage, das Bürger- und Meisterrecht in ihren Bezirken ertheilen sollen; daß auf Nachweisung von Betriebskräften nicht zu dringen, sondern sich mit Darthunng der Professionstüchtigkeit zu begnügen sey. Nur bei den Handlungen wurde die Ausweisung des Fondes beim Merkantil- und Wechselgerichte aufrecht erhalten.

Nach diesem Hofdekrete durfte jeder Fabrikant und Manufakturist sich nach eigener Wahl an irgend einem Orte niederlassen, und es waren Handtirungen ganz freigelassen, welche theils keinen starken Verlag, theils keine mehrjährige Kunsterwerbung erforderten und viele Hände beschäftigen konnten. Endlich ordnete dieses Hofdekret an, den Gesellen das Wandern freizustellen und dafür zu sorgen, daß ihnen wegen Unterlassung dessen bei der Meisterrechtserwerbung kein Hinderniß in den Weg gelegt werde.

Das Wandern — nicht das leidige so vieler, erwerbsloser, verkommener und im Herumziehen, Nichtsthun und allen Künsten des Bettelns, oft des gewaltsamen, alt gewordener, den Namen Handwerksburschen tragender Proletarier — war ein wichtiger Faktor in der alten Handwerksordnung. Meistersöhne waren dazu vorzüglich, und Gesellen gewisser Handwerker in beschränkterem Maße verpflichtet. Referent erinnert sich besonders an Färber, welche von Holland bis Memel und von da bis an den Pharus, Deutschland, die Rheinländer, Italien, oft auch Südfrankreich durchreisten, und sich rühmen konnten, eben so gut die Kuppel der St. Peterskirche in Rom als den Münster in Straßburg erstiegen zu haben. Ebenso ist es ihm erinnerlich, daß besonders Weißgärber den Weg in die Türkei einschlugen, um in Brussa und Smyrna die berühmten Gärbereien des Saffians, der Sämischfelle 2c., wie sie sich ausdrückten, zu erlernen. Schneider und besonders Friseure holten sich ihre Dressur in Paris und Kürschner in Petersburg. Wir könnten von dieser Gattung Gewerbsleute noch vor Kurzem und annoch Lebende in unserer Haupt- und einigen Landstädten nennen. Vorzüglich die Revolutions- und Continentalkriege von 1792—1815 machten solchen Wanderungen ein Ende. Einwanderungen fremder Professionisten fanden besonders im siebenjährigen Kriege aus der Menge der hiehergekommenen Kriegsgefangenen statt; auch nachhin dauerte ein starker Zuzug aus den Reichsländern, vorzüglich aus Schwaben und dem Frankenlande fort; aus ersterem vorzüglich Uhrmacher, aus letzterem Sattler und Gärtner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Naturgeschichte

der Falkengattung Tinnunculus.

Erst der neuern Ornithologie war es vorbehalten, die Stellung der Falken untereinander, wie die Unterscheidung der einzelnen Species derselben in ein besseres Licht zu stellen. In Folge dieser Forschungen, welche wir insbesondere Vieillot, Kaup und Gray verdanken, rechnet man nun zur Gattung Tinnunculus fünf Arten: F. tinnunculus, Linn.; F. cenchris, Naum.; F. vespertinus, Linn.; F. sparverius, Linn. und F. semitorquatus, Smith., von denen die beiden ersten, als im Lande nistend, zur Ornis Kärntens gehören, und in der unmittelbaren Umgebung von Klagenfurt stark repräsentirt sind. Man gruppirt diese Gattung mit einigen andern zu einer Familie, welcher man den Namen Edelfalken beilegt, was uns ein um so unpassenderer Ausdruck zu seyn scheint, als die Alten mit dem Begriffe eines Edelfalken nicht bestimmte Species, die man damals überhaupt nicht aufstellte, verbanden, sondern damit nur einen hohen Grad der Abrichtungsfähigkeit von was immer für einem Falken-Individuum bezeichnet haben. Namentlich war es eine gewisse Altersklasse jeder Species, welcher diese Benennung zukam, wie man sich leicht aus den z. B. der Falconaria des Charles d'Arcusia beigegebenen Kupfern überzeugen kann. Ueberhaupt wurden zur Falkenbeize nicht blos F. islandicus, Gmel. und peregrinus, Linn. sondern die verschiedenartigsten Falken, ja im Oriente selbst Adler, wiewohl nicht immer mit gleichen Vortheilen, je nach der Individualität des Vogels (z. B. Geschlecht, Alter u. s. w.) verwendet. Mindestens ist daher die Benennung „Edelfalken" für die naturhistorische Scheidung einer Familie zu schwankend, und namentlich dürften die Tinnunculi, als nur auf kleinere Thiere sich trauend, von den Falkenieren nicht oft gebraucht worden seyn. Nichts destoweniger würde gerade diese Gattung sich eignen, die Falkenbeize im kleinen Maßstabe zu erneuern, und so dieses mittelalterliche Vergnügen, dessen Pflege zu den ersten Attributen des adeligen Standes gehörte und nunmehr blos in dem Titel eines Hofamtes bei uns in Erinnerung fortlebt, gleich andern Spielen jener Zeit (Turnieren z. B.) wieder aufzuwärmen, wie uns denn auch ein vor vielen Jahren unternommener Versuch zeigte. Wir sagten: im kleinen Maßstabe, indem eine Ausdehnung in der Anwendung, wie sie im Mittelalter im Gange war, und wie sie Napoleon I. beabsichtigte, wohl an unserm veränderten Wildstande scheitern muß. Zur sogenannten niedern Jagd scheinen uns jedoch die Tinnunculi ganz vorzüglich geeignet, indem sie leicht in zahlreichen Individuen jungen Alters zu bekommen sind, anderseits wegen ihres Aufenthaltes in der Nähe von Menschen und der dadurch bedingten geringen Scheu die Zähmung erleichtern. Die Abrichtungsmethode, die im Allgemeinen der Dressur der Jagdhunde ähnlich ist, ist keinesfalls mit den Falkenieren verschwunden und erfordert wie natürlich nur Geduld. Vielmehr besitzen wir hierüber eine bis in das kleinste Detail gehende, selbst aus dem Alterthum sich datirende Literatur, ja selbst eine noch immer wegen seinen anatomischen Bemerkungen hochgeschätzte mitten im Kriegsgetümmel verfaßte Schrift von kaiserlicher Hand (Reliqua librorum Friderici II. de arte venandi cum avibus, cum Manfredi regis additionibus. Zuerst herausgegeben von M. Velser im Jahre 1596, welche Ausgabe bereits sehr selten geworden ist; hierauf erläutert in den Jahren 1788—1789 von J. Gottl. Schneider, nachdem schon früher eine deutsche Uebersetzung hievon von J. Erh. Pacius gemacht wurde).

Die Hauptsache bei der Abrichtung liegt darin, daß der Freiheitssinn des Vogels verrückt wird, und muß sich auf ein genaues Studium der Natur des Vogels fußen, daher die Entziehung des Schlafes durch einige Zeit zum Behufe der gänzlichen Verwirrung seines Begriffsvermögens (z. B. mittelst des ununterbrochenen Schaukelns an einem Reife), daher die Entfernung jedes ihn auf ein freies Leben erinnernden Eindruckes durch den Gesichtssinn (z. B. mittelst der Haube), daher die ferneren Proceduren bei der Fütterung u. s. w. wobei es oft selbst räthlich ist, nicht unbedingt auf die Worte überkommener Falkenarien zu schwören.

T—sch—l.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 48. | Sonnabend, den 27. November. | 1858.

RIte VaLentInVs pastVrVs EpIsCopVs Intrat
CLarVs oVes patrIaM FIDVs VbIqVe pIas.

Κύριε προέφθασας αὐτὸν ἐν εὐλογίαις Χρηστότητος,
ἔθηκας ἐπὶ τὴν κεφαλὴν αὐτοῦ στέφανον ἐκ λίθου τιμίου

Ps. XXI. 3.

ODA

in Reverendissimi ac Celsissimi D. D.

VALENTINI

Principis Episcopi Gurcensis, Doctoris S. S. Theologiae etc. adventum.

Hunc diem nobis Dominus notavit
Gaudiis sanctis nitidisque, festo
Qui sacro splendens radiis renidet
Dulce Carinthis.

Praesulem lectum, Dominum benignum
Civitas multis calet ex remotis
Oppidis, vicis properans videre,
Pectore gratans.

Te juvat festo celebrare cantu,
Quem gregis cari pia cura ducit
In Tuam tandem patriam vocatum
Magne Sacerdos.

Pontifex nobis positus colendus
A Deo faustus datus es beatis,
Et piis votis precibusque multis
Usque petitus.

Hic gregem pascas pietate plenum
Jam Tibi notum bene, Pastor; inde
Qui Tuas voces animo libenti
Audiet ardens.

Omnium curas Tibi sumis uni
Advolans promtus, praeeunte vita
Comprobas factis Tua dicta, cunctis
Omnia factus.

Te diu servans ovibus benignum
Prosperet Coelum, columen labanti,
Te Ducem caeco, misero levamen,
Te bone Pastor!

P. K. F.

Der Bürger und Handwerker.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Wir kommen wieder auf die neueste Zeit zurück, und finden besonders das Hofkammerdekret vom 2. Mai 1809 zu erwähnen, welches ein Verzeichniß der Polizeigewerbe herausgab und besagte, daß alle übrigen als Kommerzialgewerbe zu betrachten sind, „bei welchen in keinem Falle den Einstreuungen des Monopols und Zunftgeistes Gehör gegeben, sondern die freie Konkurrenz mit Entfernung aller ängstlichen Nebenrücksichten standhaft behauptet werde“; daß endlich „diejenigen im Verzeichnisse enthaltenen Gewerbe, welche im Orte als frei behandelt wurden, auch in Zukunft frei zu bleiben haben.“

Im Einklange damit hatten die Obrigkeiten bei Polizeigewerben den Ortsbedarf zu berücksichtigen, bei Kommerzialgewerben aber sich mit Nachweisung der Gewerbskenntnisse mittelst Lehrbrief, und des geordneten Wandels durch Sittenzeugniß zu begnügen, wenn es sich um die angesuchte Verleihung handelte. Man schritt in dieser Beziehung immer weiter vor, forderte die Zunftprivilegien ab, prüfte ihre Gültigkeit, hob daher einige davon auf, und nachdem man schon lange keine mehr verliehen hatte, stellte man den ihres vermeintlichen Privilegiums verlustigen Gewerbsgenossenschaften frei, die Vereinigung zur Unterstützung der Genossen und Ereichung anderer guten Zwecke fortdauern zu lassen.

Die Privilegien der Zünfte und Genossenschaften, wenn man die noch vorhandenen Pergamente, welche dieselben von den früheren deutsch-römischen Kaisern erhielten, liest, bezogen sich hauptsächlich auf eine gewisse Autonomie der Gewerbsgenossen in Bezug auf die eigenen Angelegenheiten, dann auf die Nichtberührung von Eingriffen anderer verwandter Gewerbe, z. B. der Lederer und Gärber, Riemer und Sattler, der Fragner und Kaufleute, der Spezereihändler und Früchtenhändler, der Schlosser, Grob- und s. g. Ringelschmiede u. s. w., und auf die Ermächtigung, sein Handwerk oder sein Gewerbe in weiteren Kreisen ausüben zu dürfen. Mitunter kamen auch sonderheitliche Auszeichnungen dazu, so z. B. hatten bis in die neueste Zeit die Lederer das Vorrecht, einen Säbel auf Reisen führen zu dürfen. Einzelne Zunftgenossen, wie die Bäcker in Wien, konnten besonders privilegirte Umzüge halten, Gewohnheiten, die heut zu Tage in München noch in voller Blüthe stehen, gleich dem Faschingsochsen der Pariser-Fleischer. Von den alten Zunftgewohnheiten blieb fast nur noch der Handwerks-Jahrtag, welcher bis in die neueste Zeit mit bachanalischem Gepolter kopf- und geistloser Gesellen gehalten wurde. Die eigentlichen Handwerke, das ist die sonntäglichen Versammlungen in gewissen Zeitperioden, wurden um längsten in der Schneiderzunft aufrecht erhalten, wobei Trinksucht, Nachtschwärmen, Poltronerie, grobe, auch geschlechtliche Ausschweifungen, Nichtbesuch des Gottesdienstes 2c. mit Zurechtweisungen und mitunter Straferlägen notionirt, und die vorschriftmäßigen Auflagen zur Bestreitung besonders von Kur- und Unterhaltskosten krank gewordener Zunftgenossen erlegt wurden. In wie ferne solch eine gegenseitige Ueberwachung und Sittenpolizei, vom Handwerke selbst geübt, vortheilhaft oder nachtheilig war, lassen wir dem unbefangenen Urtheile über. Aus alter Erfahrung dünkt es uns schier am richtigsten, wenn behauptet werden will, daß diese Zunftversammlungen weniger zum freien ungehemmten Aufschwung der gewerblichen Ausbildung, als zur Hintanhaltung des Proletariats, zügelloser Grundsätze und sittlicher Ausartungen dienten. Der eigentliche Hebel, welcher die alte innere Handwerksordnung größtentheils über den Haufen warf, war die Lösung der Bande des häuslichen Zusammenlebens von Meistern und Gesellen. Erstere traten dadurch immer mehr aus den Schranken des Handwerks und hinüber in das alles gleichmachende, blos conventionelle Leben des Weltbürgerthums und die Gleichstellung mit den sogenannten Honoratioren, während die Gesellen, ihre Kost und Schlafstelle wo immer suchend, sowohl moralisch als finanziell verkümmerten. Die Belege hiezu könnten so viele Criminalakten und der täglich mehr überhandnehmende Troß von vagabundirenden Gesellen liefern. Fast nur Bäcker, Schmiede, Fleischhauer, Lederer und hie und da einige andere Meisterschaften, wo es dem Handwerksbetriebe oder den Hausfrauen konvenirte, behielten die alte Hausordnung bei. Der Stand der Lehrjungen, die oft bedauerlicher Willkühr und Ueberhaltung mit den Lehrjahren hingegeben waren, wurde in neuerer Zeit durch ordentliche Verträge und mitunter durch genaue Ueberwachung des Besuches der Sonntagsschule, welche manche Meister und Handlungsvorsteher umgingen, um den Jungen ihre Lehrzeit aus dem Grunde des Nichtbesuches zu verlängern, geschützet. Immerhin bleibt hier am meisten zu verbessern.

So wie früher aus der Beschränkung der Gewerbe und Fixirung der Realberechtigungen vielfach ein verderbliches, jeden Aufschwung hemmendes Monopol entstand, drohte im Gegentheile — bei übermäßiger Vermehrung besonders solcher Gewerbe, die keinen größeren Fond noch Gewerbskenntnisse brauchten — man denke nur an die sogenannten Zapfler, Kneipen und die vorzüglich in der Hauptstadt seit einem halben Jahrhunderte auf das Zehnfache des früheren Bestandes vermehrten Viktualienhändler oder s. g. Schmerstecher — eine bedauerliche Uebervölkerung durch ohne Aussicht auf sichern Lebensunterhalt geschlossene Ehen, und sohin vorauszusehenden häuslichen Ruin. Die k. k. Landesregierung in Laibach gab daher unterm 7. Juni 1836 für Ober- und Unterkärnten gesonderte Verzeichnisse jener Kommerzialgewerbe heraus, welche aus Polizei-, Sanitäts- und sonstigen öffentlichen Rücksichten auf Befugnisse beschränkt bleiben sollen, und erklärte, daß die übrigen Kommerzialgewerbe, jedoch gegen Anmeldung und Lösung des Erwerbsteuerscheines, mit oder ohne Gehilfen betrieben werden könnten, daß aber auf den Handel gerichtete Beschäftigungen den hierüber bestehenden besonderen Vorschriften unterliegen.

Die Zünftigkeit, welche, wie besagt, in Oberkärnten während der französischen Occupation aufgehoben wurde, besteht in Unterkärnten bei mehreren Gewerben hie und da anerkannt noch fort. Beim Maurer- und Zimmerhandwerk insbesondere ist das Verhältniß zwischen Meistern und Gesellen schon an sich wegen Uebernahme der Arbeiten im Großen so gestellt, daß leztere in immer nothgedrungener Abhängigkeit von den Meistern bleiben, und sohin auch die Wochengebühren entrichten müssen. Die Landesregierung nahm auf jenes Fortbestehen der Zünftigkeit in so ferne Rücksicht, daß die Kommerzialgewerbe dort, wo sie zünftig sind, auch von obrigkeitlicher Verleihung abhängig bleiben.

Wenn alles dieses zum Vortheile der Freistellung von Erwerb und Arbeit, mit weiser Rücksicht auf die Lebens- und gesellschaftlichen Verhältniße, Verfügte erwogen und überschaut wird, findet sich unschwer, daß die noch hie und da laut werdenden und sich breit machenden Deklamationen über Zunftzwang, der nur noch einzig darin besteht, daß der Gewerbsmann zu Beiträgen für das Wohl seiner Genossen, mit Reciprocität für sich selbst, sich verpflichte, alles Grundes entbehren. Auch kann es bei Gewerben, welche noch von der obrigkeitlichen Verleihung abhängen, doch nicht als unbillig und nachtheilig für das öffentliche Wohl erachtet werden, wenn man vom Bewerber die Nachweisung der Gewerbskenntnisse, wozu ein Lehrbrief schon genüget, und das sittliche Wohlver-

halten fordert und auch mehr nicht fordern darf. Eben so wenig unklug ist es, wie wir bereits thatsächlich oben bemerkten, Polizeigewerbe, deren Betrieb vom Ortsbedarfe abhängt, nicht so vermehren zu lassen, daß die Berechtigten nebeneinander nicht bestehen können, oder selbst die öffentliche Ordnung leidet, wie z. B. beim Uebermaß an Kaffeh- und Wirthshäusern. Und sollte auch allgemeine Gewerbsfreiheit in Absicht stehen, ist es doch klug und billig, die Schranken nach und nach zu lösen, während im Gegentheile durch einen Schlag über Tausende und abermal Tausende von Familien Entmuthigung verbreitet und so der allgemeinen Verarmung mit ihren traurigen Folgen Vorschub geleistet wird. Die h. Staatsregierung ist allgemach fortgeschritten und hat mit milder Hand gelöset, was nicht mehr gebunden seyn soll. Ungezweifelt wird sie nach und nach die Zahl der Polizeigewerbe verringern, bis sie auf jene beschränkt bleibt, welche nicht allerorts die Freiheit vertragen können, ohne dem Allgemeinen unverhältnißmäßigen Nachtheil zu bringen. In manchen Orten z. B., wo eine übermäßige Zahl von Bäckergewerben bestand, haben die noch aktiven Gewerbsinhaber, deren Zahl das Maximum des Bedarfs sicher mehr als erreicht, sich für die Zahlung der Gewerbssteuer für die freigelassenen, bei früheren Zeitverhältnissen angemessen bestandenen, Gewerbsbefugnisse verpflichtet, was ihnen auch nach reifer Prüfung zugestanden wurde.

Das hohe Handelsministerium hat in seinem Erlasse vom 17. März 1853 obige, bis dahin gültigen, Grundsätze als die richtigen anerkannt und sogar angeordnet, darauf zu sehen, daß zur Vermeidung einer leichtsinnigen und zersetzenden Konkurrenz, nicht alle Leute ohne die nöthige Gewerbsbildung, und dort, wo die Gewerbe stark besetzt sind, ohne die Mittel zur Sicherung der Subsistenz sich zu den Gewerben drängen. Es ging noch weiter und gestattete bei jenen freien Beschäftigungen, welche weder eine besondere Befähigung noch irgend einen erheblichen Fond erfordern, dort, wo bereits Ueberhäufung Platz greift, die Erlaubniß zur Ausübung neuen Bewerbern zu versagen. Es konnte unmöglich der Erfahrungssatz der Geschichte verkannt werden, daß die Anhäufung von Leuten, die, weil sie nichts zu verlieren haben, alles wagen, dem Bestehen der Ordnung und dem Besitze höchst gefährlich sey, und von jeher den besten Zündstoff für Revolutionen gegeben habe.

Ein von älteren Zeiten überkommener Mißstand sind die radizirten und frei verkäuflichen Gewerbe, welche ihren Grund hauptsächlich in dem Verbande der Wohnhäuser mit gewissen Gewerben, als Schenken, Handlungen, Bäckereien, Schmieden, dann bei Bräuern, Müllern, Lederern ꝛc., hatten. Die französische Regierung stellte sie, wie bereits bemerkt, in Oberkärnten ab und Oesterreich sie nicht wieder her, ordnete aber an, daß den ehemaligen Besitzern auf Verlangen Personalbefugnisse zu ertheilen seyen. In Unterkärnten ging die a. h. Regierung auch in dieser Beziehung langsamen Schrittes, nach dem Ziele unverwandt blickend, vorwärts.

Mit dem Hofdekrete vom 25. August 1791 wurde den Magistraten und Obrigkeiten die Verleihung von Personalgewerben gestattet, welche einzig nur auf die Witwen während der Zeit des Witwenstandes überzugehen haben. Radizirte aber mit dem Hause ein unzertrennliches Ganze ausmachende Gewerbe dürfen ohne Zustimmung der Gläubiger und ohne höhere Bewilligung nicht auf ein anderes Haus übertragen werden. Weil sie den intabulirten Gläubigern als Pfand dienen, ist es der Regierung nicht so leicht, deren Aufhören zu bewirken; indessen fallen sie im Werthe durch Vermehrung der Personalgerechtsamen, in soferne nicht der Betrieb des Gewerbes die bloße Miethung eines Lokales unthunlich macht oder die Postirung derselben an der Heerstraße, am Wasser u. s. w., wie bei den vorbenannten Handtirungen, nothwendig ist. Weiter vorwärts konnte man bei verkäuflichen Gewerben schreiten. Es wurde angeordnet, daß für jedes ein Normalpreis behördlich zu bestimmen, und als solcher derjenige zu nehmen sey, um den es zuletzt veräußert worden war, oder, bei Nichtkenntniß dessen, der, welchen die Schätzung gab. Wurde ein Gewerbe späterhin um einen geringeren Preis veräußert, so hatte dieser fernerhin als Normalpreis zu gelten. Ueber diese verkäuflichen Gewerbe mußten Vormerkbücher mit Anführung der Normalpreise errichtet werden. Da man außerdem die Nachweisung der Verkäuflichkeit an strenge Bedingungen band, wurde ihre Zahl bedeutend beschränkt. Auf diese Art, dann bei der stets fortschreitenden Werthverminderung des Geldes, so wie bei Schaffung von Personalgewerben, sind die meisten Normalpreise der Realgewerbe zu immer geringerem Betrage herabgesunken.

So entschwindet immer mehr das von alter Zeit Ueberkommene, ohne daß sein Erlöschen merkliche Nachtheile für die große Zahl der Betroffenen hat. Nebstbei wurde durch mehrfällige Normen die Erlangung von Befugnissen und freien Gewerben auch den Ausländern erleichtert, und es gab sich stets das Bestreben kund, die Industrie durch Herbeiziehung von ausländischen Kräften zu heben und diese heimisch zu machen. Mit den Vorschriften über Gewerbe hielten folgerecht auch die in Hinsicht der Landes- und einfachen Fabriksbefugnisse gleichen Schritt.

Wir hätten damit die Uebersicht des gesetzlichen Organismus der Gewerbe gewonnen, und es übrigt nur noch, die Umstaltungen kennen zu lernen, welche die einzelnen Gewerbe in der Periode der letzten siebzig Jahre durch Moden und das vorherrschende Fabrikwesen erlitten haben. Der Umschwung der Handwerke und Manufakturen, durch beide auch in Kärnten erlitten, war desto auffallender und nachhaltiger, als Zeitumstände die kleineren Provinzen und Städte sehr in Nachtheil brachten. In Bezug auf den veränderten Geschmack sanken Gewerbe, wie das der Friseure, welche bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und selbst, wenn auch schon sehr sinkend, bis zu dessen Ausgang, die Gerechtsamen zu 1000 fl. bezahlt, und in der fashionablen Welt den ersten Platz durch ihre Kunst behauptet hatten, sehr herab, sowie Weißgärber, Zinngießer, Kürschner, Bortenwirker, Kammmacher, Strumpfwirker und Sockenstricker u. a. m. fast zur Unbekanntheit herabkamen. Ein gleiches Loos traf die früher sehr wohlhabenden Lebküchler. Durch die Fabriken geriethen die Gewerbe der Tuchmacher, Schwertfeger, Zeugschmiede, selbst Schlosser, Nadelmacher, Färber u. a. m. gewaltig in Verfall. Die großartigen und geschmackvollen Erzeugnisse der Haupt- und Residenzstadt verdrängen vielfach die Leistungen der Hutmacher, Tischler, Kartenmaler, Modisten, selbst Schuhmacher, woran leider das Zurückbleiben in der Provinz, der Mangel an Unternehmungsgeist und selbsteigener Ausbildung keine geringe Schuld trug, da solche Gewerbe, als kommerziell, einer unbegrenzten Vervollkommnung und Verbreitung der Erzeugnisse fähig sind. Es haben einzelne Gewerbtreibende in unserem Vaterlande bewiesen, wie Fleiß und das Bestreben nach Vervollkommnung auch in der Provinz mit Wien und andern in Ruf stehenden industriellen Orten in vortheilhafte Konkurrenz treten können, wie es im Fache der Leder-Erzeugung, der Messerschmiedwaaren, der Hutmacherei und Tischlerei einzeln der Fall war. Gewerbe, welche nicht die Selbsterzeugung, sondern nur den Verkehr mit fremden Produkten beabsichtigen, nahmen indessen in unserer speculationssüchtigen Zeit im Uebermaße zu, und riefen jene gesetzlichen Beschränkungen nothwendig hervor, deren wir gedachten.

Ein Hauptbebel zur Emporbringung der Handwerke liegt unstreitig in der Errichtung der Mittel- oder Realschnlen, deren Entstehung und Fortbildnng in Klagenfurt wir dem betreffenden Artikel sparen. Es fehlte bisher an den Elementarkenntnissen der Production und Verfeinerung, an denen in der Chemie, in der Formenlehre, im Zeichnen, Rechnen, ja an der Bekanntschaft mit den einschlagenden Werken und ihrem Verständnisse; die Kräfte des Geistes, die Fertigkeit der Hände waren, in den Ketten der Gewohnheit und Herkömmlichkeit gefesselt, brach gelegen, und es kam so weit, daß in manchem Fache, wir nennen nur das Maurer- und Steinmetzhandwerk, der Einheimische von dem kundigen und fleißigen Italiener beinahe allenthalben in Städten gänzlich verdrängt wurde. Diesem soll nun nachhaltig abgeholfen werden, und dieses sowohl theoretisch als praktisch, wozu außer der Realschule nichts so sehr beiträgt, als die Unterrichtgebung, welche der kärntnerische Landwirthschaft- und Industrieverein, beholfen durch sein Museum, den angehenden Handwerkern, besonders den Lehrjungen, angedeihen läßt. Um Liebe für das eigene Fach, einen regen Geist der Corporation, und, was so sehr noth thut, eine geistige, moralisch-religiöse Bildung, welche mit jener der Zeit Schritt hält und vor groben Ausartungen und roher Versunkenheit bewahrt, zu wecken und zu erhalten, hat sich besonders der seit einigen Jahren in der Hauptstadt Kärntens bestehende „Gesellenverein" als sehr wohlthätig erwiesen.

Conrad von Snonecke aus Kärnten.

In dem Werke: „Die Schriftsteller Oesterreich's in Reim und Prosa auf dem Gebiethe der schönen Literatur; aus der ältesten bis auf die neueste Zeit. Mit biographischen Angaben und Proben aus ihren Werken. Von Ludwig Scheyrer", welches im Laufe dieses Jahres in Wien bei Zamarski und Dittmarsch erschien, finden wir auch obigen Schriftsteller, der, wie es dort heißt, wahrscheinlich jener Ritter war, mit dem am Turniere zu Friesach (1216 oder 1217) Ulrich von Liechtenstein mehrere Speere verstach. (Sieh Carinthia, Jahrgang 1819, Nr. 46). Von ihm bestehen noch die nachstehenden drei Minnelieder, die wir hier als von einem unsrigen Landsmanne mittheilen.

1. Verschmähte Liebe.

Ich hatt' diesen lieben Summer
Manche Freuden mir gedacht:
D'ran mich hindert sond'rer Kummer,
Den mir hat die Liebe bracht [1].
Die will meinen Dienst verschmähen,
Trauer wohnt in meiner Nähen,
Sorgen sind mir zugedacht.

Wenn ich denk' an loses [2] Lachen,
Das mir in mein Herze brach,
Soll mir das nicht Freude machen,
Da ich die Gute lachen sah
Lieblich? das ward mir verkehret.
Merker, [3] sei'n sie geunehret!
Durch sie leid' ich Ungemach.

Frane, ich will Gnade suchen,
Thut an mir der Gnade Schein;
Eure Tugend soll geruhen,
Zu machen froh das Herze mein.
Läßt mein' Frau den Freund verderben,
Muß in ihrem Dienst ich sterben;
Von mir wend' sie Sehnsuchtspein.

2. Klage.

Nun hat Reif und auch der Schnee geschwendet [4]
All' des lieben Maien Blüte,
Wald und Heide man entblößt nun sieht;
Ihnen wird die Noth gewendet,
Kommt zu ihnen Sommers Güte,
Der freuet sie: doch hab' ich Trostes nit
Ohn' das eine, daß mich die Gute
Tröstet, nach der mir ist weh';
Dann lebe ich in hohem Muthe:
Mich erfreuten Blumen nicht noch Klee.

Sie hat mancher Tugenden Gewalt
Die viel süße, selig Reine,
Die mich hat in sehnenden Kummer bracht,
Doch ist ihr Drängen mannigfalt
Derer, die in Treu' ich meine:
Sie läßt mich verscheinen [5] in ihrer Acht.
Wollt' sie mir zu einer Stunde
Noch ein lieblich Küssen geben
Von dem rosenfarben Munde,
Des Gedingen [6] wollt' ich wieder leben.

3. Liebliches Lachen.

Viel süße Minne, du hast mich bezwungen,
Daß ich muß singen der viel Minnegleichen,
Nach der mein Herze immer hat gerungen,
Die kann viel süße durch meine Augen schleichen,
All in mein Herze lieblich bis zum Grunde;
Denn außer Gott Niemand erdenken kunnte [7]
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

Wo ersah Jemand ein Weib so schön und gute
In allen wälschen und in deutschen Reichen?
An Zucht ein Engel, sie ist in reiner Hute;
In all der Welt kann ich ihr nichts vergleichen,
Ich weiß' nicht, wo ich lieb're Fraue funde; [8]
Denn außer Gott Niemand erdenken kunnte
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

Als zuerst ich sah zur reinen Minnegleichen,
Ich wähnt', daß es ein schöner Engel wäre;
Ich dachte mich als einen Freudenreichen:
Da band sie mich mit manches Sehnens Schwere.
Ich glaubte nicht, daß sie mich also bunde; [9]
Denn außer Gott Niemand erdenken kunnte
So lieblich Lachen von so rothem Munde.

1) gebracht. 2) anmuthig, leichtfertig. 3) Späher, Aufpasser.

4) schwinden gemacht. 5) vergehen. 6) unter der Bedingung. 7) könnte. 8) fände. 9) bände.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 49. Sonnabend, den 4. Dezember. 1858.

Herzensklänge

bei der

freudigen Ankunft

unseres ersehnten Oberhirten

des

Hochwürdigsten Fürstbischofes von Gurk,

Valentin Wiery,

Doktors der Theologie rc. rc.

zu Klagenfurt am 4. Dezember 1858.

Was wir gehofft mit gläubigem Vertrauen,
Was lang gelebt in uns'rer treuen Brust:
Dich als der Hirten obersten zu schauen —
Uns Deiner Lieb' zum Heimathland bewußt —
Es ist erfüllt, um was wir Gott gebeten,
Erhört, um was wir Kärntner innigst flehten.

Die Lieb' zu Dir ist dauerhaft gegründet,
Nicht Hoffnung hat sie jüngst erst ausgestreut,
Nein, Ueberzeugung hat sie längst entzündet,
Sie lebt in uns seit jener schönen Zeit,
Da Du, ein Gotteslehrer, hier gewandelt,
Und wie Du lehrtest, treu dem Wort gehandelt.

Und wer verargt es wohl dem Alpensohne,
Daß es noch seine Kindeslieb' erhöht —
Was seiner frommen Herzenswünsche Krone —
Stand des Geliebten Wiege schon umweht
Von Heimathluft, hat Ihn das Land geboren,
Dem nun als Oberhirt der Himmel hat erkoren.

Du kennst des schlichten Kärntner's Herz, das treue,
Und seinen einfach-off'nen, g'raden Sinn,
Er bringt es Dir zur freud'gen Ankunftsweihe
Als ungeschminkte Opfergabe hin.
Wie alle Herzen heute für Dich schlagen,
So wird es seyn auch in den fernsten Tagen.

Der Zukunft seh'n wir nun getrost entgegen
Und preisen glücklich unser Alpenland,
Du wirst auf dieses Lebens rauhen Wegen
Uns führen sanft mit väterlicher Hand;
Und wo die Liebe herrscht, die Weisheit leitet,
Zufriedenheit den Sterblichen begleitet.

So einen sich, wie selten wohl hienieden,
In solchem schönen Kranz' die Wünsche all',
Die wir gehegt im stillen Herzensfrieden,
In Dir, dem Mann' nach uns'rer Sehnsucht Wahl;
D'rum ist ein geistig Band um uns geschlungen,
Das keine Erdenmacht noch je bezwungen.

So denkt und fühlt, so weit die Bergesgrenzen
Sich dehnen, das beglückte Kärntnerland,
Wo wunderbar die hohen Firner glänzen,
Wo scheidend starrt der Caravanken Wand,
Im Thal', durch Früchtereichthum hoch beglücket,
Wo Du zuerst der Sonne Strahl erblicket.

Von jedem Alter und von allen Ständen,
Die unser stilles Heimathland umschließt,
Die Aug' und Herzen freudig zu Dir wenden,
Siehst Du Dich ungeheuchelt froh begrüßt;
Und wo so reine Seelenklänge walten,
Wird Kindeslieb' in keiner Zeit erkalten.

M.

Zum 8. Dezember.

VIrgInIs absqVe Labe ConCeptae sVffragIIs
VaLentInVs
aD graVe eXsVrgIt MItrae onVs. J. K.

Die Sonne streift zurück die Nachtgewande
Und führt den Tag herauf im milden Licht; —
Hörst du den Ruf der Glockenstimmen nicht?
Und was er kündiget dem Kärntnerlande? —
Die Blume stellt des Winters Macht zu Schande,
Wie sie in grünes Laubgewind' sich flicht,
Und Freude glänzt auf Aller Angesicht,
Die heute sich genahet im Verbande. —
Der hohe Priester schreitet nach dem Dome
Inmitten seiner Pflegbefohl'nen Schaar,
Und tausend Herzen jubeln, daß Er komme!
Das Wort des Lebens fließt von Seinem Munde
Die Gläub'gen segnend steht Er am Altar! —
Und Volk und Priester freu'n sich dieser Stunde.

Hueber.

Franz Claudius Kröll,

Probst des Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich.

Das Jahr 1700 gab dem uralten und durch die Gelehrsamkeit seiner Mitglieder berühmten regulirten Chorherrenstifte St. Florian in Oberösterreich einen neuen Vorsteher in dem Conventualen, Franz Claudius Kröll. Derselbe war zu Wolfsberg in Kärnten den 12. April 1657 geboren und der Sohn des Bisthum Bambergischen Eisengewerk-Faktors, Martin Kröll, hatte seine philosophische und theologische Bildung im Collegium Germanicum in Rom erhalten, und sich daselbst in jeder Beziehung hervorgethan. Die Jesuiten, welchen selbst ihre Feinde die Fähigkeit zugestehen müssen, die Anlagen junger Leute würdigen zu können, schrieben am Ende seiner Laufbahn im Collegium an den Stiftprobst David zurück: „Einen Engel hast du uns gesandt; wir senden ihn als einen solchen zurück und als einen Mann der Insel würdig." Gleichen Beifall erwarb sich Franz Claudius von Seite seines Fürstbischofes, des Cardinals Lamberg von Passau, welcher gewohnt war, ihn das Ideal der Prälaten zu nennen.

Als Verwalter des Stiftes hat sich derselbe um dieses viele Verdienste erworben. Emsig, wie es nur die Zeitumstände zuließen, wurde an dem von seinem Vorfahrer begonnenen Neubau des Stiftes fortgefahren, und die ganze westliche Hauptseite dieses herrlichen Gebäudes mit dem Portale (die Architectur von Giov. Battista Bianco, die Bildhauerarbeit von Leonhart Sattler) und dem schönen Stiegenhause zu Ende gebracht. An der Kirche baute Probst Franz den Thurm, an der Seite gegen die Frauenkapelle gelegen. Was Carlo Antonio Carlone begonnen, setzte nach dessen, 1707 erfolgtem Tode der Baumeister Jakob Prandauer von St. Pölten fort. Maler und Bildhaner rc. aus Deutschland und Italien, fanden sich in St. Florian beisammen, um wetteifernd ihre Kunst zum Schmucke der Kirche und des Klosters anzuwenden. Außerdem baute Probst Franz auch noch das Schloß zu Marbach und den Pfarrhof zu Windhag.

Während dem hatte der spanische Successionskrieg ungemeine Geldopfer gefordert, und nach der Einnahme von Passau durch die Baiern selbst Oberösterreich mit einem feindlichen Einfalle bedroht. Die Stiftsunterthanen wurden zum Baue von Schanzen und Anfertigung von Verhauen verwendet, und 62 Mann als Landsturm bewaffnet an die Grenze geschickt. Die Siege Eugen's und Malborough's entfernten zwar diese Gefahr, aber die Kriegsrüstung drückte fortwährend das Stift und den Unterthan. Das Kirchensilber wurde eingeliefert und ein Darlehen von 30,000 fl. blos von St. Florian auf einmal bezahlt. Dieses alles hinderte nicht, daß Probst Franz im Jahre 1713 die Ausschmückung der Kirche beendete, und am 27. Oktober 1715 wurde auf seine Bitte von dem Fürstbischofe, Raimund Ferdinand von Passau, die feierliche Kirchweihe in Beiseyn einer zahlreichen und glänzenden Versammlung des Adels und der Geistlichkeit der Provinz vorgenommen. Probst Franz überlebte diesen Act nicht lange; er starb den 17. April 1716.

H.

Kirche und Kunst.

In unserer ansehnlichen Gymnasialkapelle fand am 29. November l. J. eine religiöse Feierlichkeit statt, an der außer den Studirenden des k. k. Gymnasiums noch viele Freunde der Jugend theilnahmen.

Um eine würdige Ausschmückung des Innern dieses Gotteshauses hat sich besonders der Herr Gymnasial-Direktor, Doktor Johann Burger, viel Verdienst erworben. Nie ermüdend in seiner Thätigkeit gelang es ihm, durch freiwillige Beiträge der Studirenden selbst, des h. Aerars und anderer Gönner des Gymnasiums, so wie des Benediktiner-Stiftes schon im vorigen Jahre eine Harmonika-Orgel von dem bekannten Orgelbauer in Wien, Peter Titz, beizuschaffen und durch das hohe Aerar drei neue sammtne Meßgewänder zu erhalten; eben so wurde im Laufe dieses Jahres durch den hiesigen Bildhauer und Vergolder Pogetz der Altar neu und größtentheils in Gold gefaßt, und das bereits schadhafte Bild, das die Jahreszahl 1726 mit dem nicht zu entziffernden Namen des Malers zeigt und bei Erbauung der Capelle wahrscheinlich aus dem einstigen Jesuiten-Collegium genommen wurde, durch ein neues ersetzt, dessen Einweihung diese Feierlichkeit galt. Es ist ein werthvolles Geschenk von der Künstlerin selbst, die es verfertigte, dem Fräulein Maria Pagliarucci von Kieselstein. Bevor wir dieses Bild besprechen, mögen noch wenige Worte den Gang der Feierlichkeit anzeigen.

Die Feierlichkeit eröffnete eine dieser religiösen Handlung entsprechende, die Zuhörer erbauende Rede von dem hochw. Herrn P. Benno Scheitz, Religionslehrer am Obergymnasium. Darauf folgte die Benedicirung des neuen Altarbildes von dem hochwürdigen Herrn Stadt- und Hauptpfarrer Maximilian Wallner, als fürstbischöflichen Gymnasial-Commissär, welcher auch unter Assistirung das darauf folgende Hochamt celebrirte, bei dem nebst den Studirenden auch der hiesige Männer-Gesangsverein durch gelungene Gesangsproductionen bereitwilligst mitwirkte.

Wir kommen nun zum Bilde selbst. Als Original zu demselben wurde von der Geberin Murillos' herrliches Madonnenbild, das sich in der königlichen Gallerie zu Dresden befindet, gewählt. Sie begab sich nach Dresden, und hat in diesem Jahreslaufe diese gelungene Kopie dort vollendet. Schon seit längerer Zeit hatte sie vorzüglich die Werke dieses größten spanischen Malers zu ihrem Studium gewählt, und Referent sah schon vor einigen Jahren von ihrer geschickten Hand Kopien von den in München befindlichen Gemälden Murillos': „Die Betteljungen", in welchen sie schon eine nicht gewöhnliche Kunstbegabung an den Tag legte. So wurde sie mit der Art und Weise Murillos', in der er seine Meisterwerke schuf, immer mehr bekannt, drang in den Geist dieses Meisters ein, und konnte es wagen, diese berühmte Madonna zu kopiren, was ihr auch, ohne Schmeichelei gesagt, verdienstvoll gelungen ist.

Dieses Meisterwerk Murillos', das jetzt in Dresden bewundert wird, war nach einer Tradition anfangs im Besitze des Ludoviko Haro de Guzmann, Grafen von Olivarez, Neffen des einstmaligen spanischen Ministers desselben Namens. Ein Kunstkenner sagt von diesem Bilde Murillos': „In dieser Madonna zeigt sich der Character des Genie's Murillos' in seinem edelsten, reinsten Glanze. Zwar ist Murillos in seinen dem vollen echt nationellen Leben angehörenden Genrebildern, wie in dem berühmten Gemälde der beiden Betteljungen in der Münchner-Pinakothek, von eigenthümlicher Poesie und er erreicht dadurch eine Wirkung, die, den Italienern unerreichbar, über das Genre eigentlich weit hinausgeht. Dennoch ist der durchweg edle Naturalismus Murillos' selbst in Gemälden, wie das genannte, noch nicht auf die höchste Stufe gestellt, welche der Maler erreichen konnte. Diese Stufe ist in seiner Madonna wirklich erstiegen: es ist diejenige, wo der Naturalismus, die Charakteristik

zur Schönheit im wahren Sinne durchgedrungen ist. Bewirkt Murillos durch die edelste Klarheit seiner Formen das reinste Wohlgefallen, so fesselt er dagegen unwiderstehlich durch sein Colorit, durch die Harmonie seiner Tinten, in welcher Kunst er die meisten Meister der italienischen Schule hinter sich zurückläßt. Durch diese Technik, welche, stets originell, den Beschauer fesselt, schleudert er in die Seele desselben dieselbe romantische Glut, die seine Werke fast ohne Ausnahme athmen. Diese Empfindung ergreift das Gemüth im hohen Grade vor seiner Madonna mit dem Jesukinde — — Sie ist irdisch wahr! aber dies irdische, der festen, lebenglühenden Erde angehörende Gefühl ist so edel menschlich, es entzückt uns so sehr, daß Menschen von vollendeter Bildung, sofern sie die heiße, ergreifende Romantik nicht kalt verneinen, sicherlich in Zweifel seyn werden, ob sie der poesiereichen Madonna Murillos', dieser göttlichen Tochter der Erde, oder den klar idealistischen Himmelsköniginnen des Raphael den Preis zuerkennen sollen." —

„Behandlung und Colorit sind durchaus an dieser Madonna südlicher, feuriger Natur. Mit einem Worte, dies Gemälde Murillos' ist eine von jenen Schöpfungen des Genie's, welche, nimmer erklärbar, oder jeder Kritik ein neues, großes Feld der Betrachtung und der Phantasie eine unerschöpfliche Fundgrube darbiethend, ewig neu bleiben und durch den Zauber ihres Schönheitsadels wie ein lichter Stern verklärend in das Leben mit seinen vielfältigen, nicht selten dunklen und trüben Gestaltungen blicken."

Dieses Meistergemälde hat unsere geniale Künstlerin mit allem Fleiße studirt und mit einer Kunstliebe wiedergegeben, die jede Anerkennung verdient, und welche durch ihre große Bescheidenheit noch mehr erhöht wird. Wir freuen uns, daß wir die Künstlerin unser nennen können, da ihre verehrte Frau Mutter in Klagenfurt lebt, so wie ihr seliger Vater auf unserm Gymnasium studirte und mit dem Referenten in demselben Jahrgange war, daher sich derselbe um so freudiger bereit fand, das verdienstliche Werk einer so kunstbegabten Tochter seines einstigen Schulcollegen und Freundes zu besprechen.

M.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir die Fortsetzung dieses heimathlichen Blattes auch für das Jahr 1859 hiemit anzeigen, kommen wir zugleich dem mehrfach geäußerten Wunsche der bisherigen geneigten Leser, die Aufsätze in den einzelnen Nummern so wenig als möglich zu theilen, was bisher der beschränkte Raum eines halben Bogens oftmals gebot, dadurch nach, daß im künftigen Jahre nur alle vierzehn Tage eine Nummer aber auf einem ganzen Bogen erscheint. Die Freunde dieses Blattes werden also, was den Inhalt betrifft, nicht im geringsten verkürzt, und haben den Vortheil, sonst abgetheilte Aufsätze größtentheils auf einmal ohne Unterbrechung zu erhalten, was oft gewiß nicht wenig den Eindruck vermehrt, den der Verfasser damit beabsichtiget.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, so wie unser Bestreben dahin gehen wird, die Zahl derselben zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um dieses Blatt, das seiner heimathlichen Tendenz getreu darin kaum wo in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in seinem neunundvierzigsten Jahrgange fortzusetzen, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieses Blattes möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird, wie bisher auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der ältern und neuern Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung

für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 50 kr. Oesterreichische Währung

mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. „ „

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 50. Sonnabend, den 11. Dezember. 1858.

Nachruf

an Seine Hochfürstlich Gnaden, den Hochwürdigsten Herrn

Valentin Wiery,

Fürst-Bischof von Gurk.

Ein Lebewohl, aus tiefbewegter Seele dringend,
Folgt edler Fürst Dir nach aus Salzburgs fernen Gau'n,
Und sucht den Weg, von Berg zu Berg sich leise schwingend,
Zu Deiner neuen Heimath segensreichen Au'n.

Es will das Herz in diesem Wort zusammenfassen
Noch einmal, ach! der Trennung unnennbares Leid,
Und schweigend dann sich der Erinn'rung überlassen,
An eine nur zu bald entschwund'ne, schöne Zeit —

Wo Du ein milder Trostesengel bist erschienen
Den Seelen allen, die der Herr geprüft im Schmerz;
Sie lehrtest durch die Nacht den Weg zum Licht gewinnen,
Und ihnen durch Dein Beispiel gabst die Richtung himmelwärts;

Wo Deine Worte das verwundete Gemüthe
Wie himmlisch süßer Balsam heilend stets berührt,
Und Jeden, der sich Dir vertraut, voll sanfter Güte,
An sich'rer Freundeshand den Pfad des Heils geführt. —

Dein edles Herz, von reiner Nächstenlieb' erweitert,
Stets Raum für Deiner Freunde Freud' und Sorge both,
Dein Auge sich bei ihrem Lächeln froh erheitert,
Und wieder trüb umflort beim Anblick ihrer Noth;

Wo Du, ein treuer Hirte, Deines Meisters Heerde
So liebevoll gepflegt, von Eifer stets beseelt,
Daß kein's der Schäflein Deiner Hand entrissen werde,
Die ihrer Führung sich vertrauend Seinen Weg erwähln.

Und nicht vergebens war, o edler Mann, Dein Streben,
Denn liebend hing an Dir ja jegliches Gemüth,
Und Dich zu lieben heißt ja seine Seele auch erheben
Zu allem Großen, Schönen, das zum Herrn uns zieht.

Ja, unvergeßlich bleibt, wie auch der Strom der Zeit verfließet,
Der Augenblick, wo Du — ein Vorbild hehr und groß,
Zum letzten Mal an heil'ger Stätte segnend uns begrüßet,
Und jedes Herz in Andacht, Lieb' und Schmerz zerfloß;

Die große Schaar vereint für Dich zum Himmel flehte,
Und mit der Orgel mächtig vollem Feierklang',
Des Weihrauchs süßem Duft, der den Altar umwehte,
Ein einzig heiß' Gebeth zu Gottes Throne drang.

Ja, unauslöschlich lebt an diese hehre Stunde
Für immer die Erinnerung in unsrer Brust;
Vermag doch sie allein zu heilen auch die Wunde,
Die unsern Herzen schlug Dein schmerzlicher Verlust.

Denn wie die Seele im Gebethe sich erhebet
Ob allem, was die Welt nur Leid und Trübsal nennt,
Und so, von hoher Andacht Himmelsluft belebet,
Mit klarem Blicke Gottes Führungen erkennt;

So sah auch unser Auge, dessen Thränenschleier
Der reine Strahl durchdrang, der dem Gebeth entquillt,
Ein schönes Doppelbild in jener hohen Feier,
In dem ein Frohgefühl dem Schmerz die Wage hielt.

Es sah Dich segnend durch des Domes Hallen ziehen
In Deiner Heimath, welche Dich mit Jubel grüßt;
Sah Wonne hell im Antlitz aller Frommen glühen,
Für welche Deine Nähe ja schon Segen ist.

Sah Freudenthränen auch im Auge Derer fleben,
Die and're nie gekannt, als die der Schmerz erpreßt;
Und Schwerbedrängte neubelebt zum Himmel flehen,
Der, wenn sie Ihm vertrau'n, die Seinen nie verläßt.

Und wie dieß schöne Bild, so reich an Gottessegen,
An unserm innern Auge still vorüber zog,
Da fühlten sanften Trost wir sich in's Herz uns legen,
Weil gleich die Freude dort mit unsrer Trauer wog;

Weil aus dem Trennungs-Leid, das unsre Brust erfüllte,
So hoher Jubel quoll in Deinem Heimathland,
Und jede Thräne, die hier einen Blick umhüllte,
In einem frohen Lächeln dort Versöhnung fand.

Wie könnten anders wir nun darthun unser Streben,
Dir nachzuahmen in der Selbstverläugnung Pflicht;
Dem Beispiel treu zu folgen, das Du uns gegeben
In Nächstenliebe, die der Selbstsucht Fesseln bricht;

Als wenn wir unsrer Herzen Trauer sanft verklären
Im Glücke Derer, denen Du nun Führer bist,
Und uns're Lieb' und Treu' Dir im Gebeth bewähren
Zu Jenem, der ja unser Aller Vater ist.

So nimm denn freundlich dieses Lebewohl entgegen,
Nimm unsern heißen Dank, der still im Herzen glüht
Für Deines frommen Waltens überreichen Segen,
Für all' das stille Glück, das uns daraus erblüht.

Und wenn Du Andern auch nun weihst Dein edles Streben,
Der neuen Heerde Deine Lieb' und Sorgfalt schenkst,
So laß, o edler Fürst, uns dem Bewußtseyn leben,
Daß Du auch unser noch in ferner Huld gedenkst.

Salzburg, am 5. Dezember 1858.

Lebensbilder aus der Vergangenheit.

Fürst Salm und sein Hof.

(Die Feindestage.)

Die ersten Tage des Maimonates 1809 war Fürst Salm von seiner freiwillig übernommenen Mission als Armeebischof von Tirol heimgekehrt. Die italienische Armee unter Erzherzog Johann hatte in Folge des Schlages bei Regensburg den Rückzug angetreten, und Chasteler war mit dem Gros seiner Truppen von Trient in Eilmärschen nach Innsbruck gezogen, um dem drohenden Einfall der Baiern und Franzosen unter Marschall Lefebvre entgegen zu treten. Während dem brach General Ruska mit seiner Division in Südtirol ein, und nöthigte den tapfern Leiningen, der nur 750 Mann Soldaten (ein Bataillon Kärntner, etwas Jäger und Reiter), da der Landsturm nach Hause gegangen, bei sich hatte, bereits am 4. Mai über Trient zurückzuweichen.

Als Fürstbischof Salm nach Hause kam, arm an Hoffnungen und eben so arm an Mitteln, wälzte sich bereits der Strom feindlicher Heermassen gegen Kärntens Grenze. Das Treffen bei Tarvis, der Fall der Blockhäuser bei Malborgeth und am Prediel öffnete die Eingänge des Landes, und bereits am 19. Mai, den Freitag vor Pfingsten, nahm Salm vom Erzherzog, der mit dem Rest seiner Truppen von Klagenfurt abzog, den das schmerzliche, wie es schien, letzte Lebewohl in sich tragenden Abschied.

Nun war es an unserm Kirchenoberhaupt, sich in die Rolle als Friedensfürst zu schicken, in welcher er vor vier Jahren von dem Lande so vieles Unglück abgewendet, seinen Bewohnern das selbst oft bedrohte, ja verfallene Leben gefristet hatte. Als daher am nämlichen Tage Nachmittag um 3 Uhr der letzte Husar unser Klagenfurt verließ, und wir mit vor Angst klopfendem Herzen den Feind erwarteten, war auch unser Schutzgeist nahe.

Schon begann die Sonne im Westen hinabzusinken, als die Bürgergarde — sie trug als Abzeichen blaue Kapotröcke, schwarzglänzende Patrontaschenriemen und die mit Bajonetten versehenen Karabiner der vormaligen Studenten-Compagnie — an der Hauptwache ins Gewehr trat. Nur wenige aus uns jungen Waghälsen befanden sich am sonst menschenleeren „neuen Platze“, als Fürstbischof Salm im schwarzen Anzuge mit dem goldenen Kreuze und dem Kraschar auf der Brust, begleitet von einem Bedienten, erschien und sich in die Mitte des Platzes hinstellte. Wuthschnaubend sprengten mit verhängtem Zügel, die gespannte Pistole in der einen, den hoch geschwungenen Säbel in der andern Faust, feindliche Grenadiere zu Pferd beim „Villacher-Thore“ herein. Wir flohen scheu und bangend, daß nicht ihre Hiebe gegen unsere Bürger ausholen würden, hinter das Eck des „Rosenbergischen Pallastes“; doch Salm stand ruhig, und es war, als wenn der Anblick des Mannes im ehrwürdigen Priesterkleide sie entwaffnete. Der feindliche Anführer salutirte, und Salm sprach ihn in seinem herrlichen Französisch um Schonung der Stadt und Haltung der strengsten Mannszucht an.

Die gemeine Mannschaft wurde für den Augenblick mit Erfrischungen befriedigt und aus Magistris' Gewölbe jedem eine Meerschaum-Pfeife verabreicht, aber dagegen unserm Fürsten vom feindlichen Generale die Versicherung, es dürfe von der französischen Avantgarde kein Mann in der Stadt bleiben; der es wage, sey von der Bürgerwache zu arretiren und in das Lager abzuliefern, was der Gardelieutenant Morokutti an einem Chasseur, der beim „Sonnwirth“ sich die gröbsten Exzessen erlaubt und beim „Hirschen“ es zu thun versucht hatte, auch unerschrocken vollzog.

Der erste Schrecken war vorüber; doch als am Pfingstsonntage des Vizekönigs ganzes Heer in und um die Stadt lagerte, da ergoß sich die Gewalt rings hin in das Land. Man requirirte eine große Zahl Pferde; da jedoch fast alle mit den Kaiserlichen als Vorspann abgezogen waren, gab es deren fast keine mehr. Wir waren Zeugen, wie an der „Mantschemühle“ Gend'armen die Wegnahme des noch übrigen Mühlpferdes nach vergeblich versuchtem Widerstande vollzogen, wo uns nur die Flucht hinter eine schützende Wand ihren Streichen entzog. Fürstbischof Salm hatte die kostspielige Ehre, den für seine Person edlen Vicekönig Eugen Beauharnais zu beherbergen, dessen reitende Garde den Eingang der Residenz bewachte; dessen Dienerschaft aber in ihrem Innern, alles ausräumend und für sich einpackend, waltete. Silber, Eßzeug, Wäsche, und was sonst habbar, wanderte fort, und weil trotz jener gewaltthätigen Maßregel die Bespannung nicht zustande gebracht wurde, welche bis hieher Italiener mit Langohren versehen hatten, so mußten des Fürstbischofs Pferde und Kutschen aushelfen, die er nun und nimmer sah.

So wurde es wieder todt und stille in der schönen Residenz, aus welcher die gramgefurchten blassen Antlitze ihrer Bewohner forschend nach neuen Ankömmlingen durch die Fenster blickten. Bald waren sie da; aber nicht die Retter aus Feindeshand, auch Feinde nicht; ach, es waren dreitausend österreichische Gefangene, die vom Korps des Generals Jellachich das unglückliche Treffen bei St. Michael vor Leoben in des Vizekönigs Hände geliefert hatte. Die Stabs- und Oberoffiziere erhielten in der Residenz und den Häusern der Stadt Quartier, die Gemeinen pfropfte man in die Kaserne.

Es war die Nacht vom 1. auf den 2. Juni, die schrecklichste, welche wir während der Kriegszeiten durchwacht hatten. Die Gefangenen versuchten aus der Kaserne zu brechen; bereits war ein Theil davon bewaffnet. Man schlug sich von den Fenstern aus; die Kugeln flogen bis auf den „neuen Platz“. Furchtbares Geschrei, Allarmtrommeln, Trompetengetöne, Pferdegetrappel, fortwährendes Schießen, alles ließ uns das äußerste erwarten, und wir verbarrikadirten die Thore und suchten jede Art Waffen hervor, um doch nicht ohne Widerstand uns hinwürgen zu lassen; da wurde es plötzlich still, man hatte die Tollkühnen entwaffnet, aber auch eine unglückliche Spur gefunden. Der nahe der Kaserne, dem Pfarrhofe von St. Peter und Paul gegenüber, behauste Tischlermeister Burger hatte, ohne es zu wissen, ein Waffendepot geborgen; er wurde ergriffen und da kein General da war, dem Kriegsgerichte des zum Kommandirenden und Gouverneur Kärntens ernannten Divisionsgeneral Baron Ruska, sohin dem sichern Tode durch Pulver und Blei, aufbewahrt.

Ruska hatte am 22. Mai das Fort von Sachsenburg vergeblich angegriffen und sich bei Villach aufgestellt, um Chasteler zu beobachten und jeden Durchbruch zu verhindern; doch es geschah, da zu letzterm seine Macht nicht ausreichte.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni war er selbst, nachdem seine Truppen Villach geräumt, an der theilweis abgehobenen Draubrücke eine längere Fussilade ausgehalten und dann den See herab sich zurückgezogen hatten, in Klagenfurt angekommen, und brachte den 5. damit zu, die nothwendigen Rekognoscirungen und Vertheidigungs-Anstalten vorzunehmen.

Der schöne frühe Morgen des 6. Juni sollte für uns ein nie gesehenes Schauspiel eröffnen: Es war die Belagerung der vom Feinde vertheidigten Stadt durch die eigenen Truppen, ja durch eigene Landessöhne, indem das Regiment Hohenlohe die „St. Veiter- und Völkermarkter-Vorstadt" hielt. Da der Feind sich überzeugte, daß der Angreifenden doch nur wenige waren, fiel er aus, und von halb 4 Uhr Morgens bis Abends 5 Uhr wurde mit abwechselndem Glücke in den Vorstädten, am Calvarienberge und bei Weimannsdorf gestritten.

Fürstbischof Salm hatte, während man im Hofe der Residenz, ja selbst am äußersten Ende des Gartens an der hohen Linde gekämpft, dieselbe auf eine kurze Zeit verlassen, um in den stillen Mauern des nahen Elisabethinnen-Klosters des Augenblickes zu harren, wo am Schlachtfelde sein Dienst nothwendig seyn sollte, gleich an dem bei Volona, wo wir ihn in Tirol gesehen (Carinthia 1858, Nr. 6).

Manchen blessirten Kaiserlichen hatte man in Hast und, bedrängt von der Gefahr des nahen Feindes, an der Klosterpforte gepflegt und Salm ihn mit geistlicher Hilfe Zuspruch und Spende versehen; da rannte mit verstörten Blicken und gerungenen Händen eine der Frauen mit den Worten herbei: „Um Gottes Willen, Euer Fürstlich Gnaden, eben ist eine Schaar feindlicher Reiter in die Residenz gesprengt, ich hörte ihren Anführer vom obern Sakristeizimmer deutlich rufen: „Wo ist der Bischof, er muß gleich mit uns zum General; kommt er nicht, so werdet ihr sehen, was geschieht." Der Haushofmeister lief durch den Gang in das Oratorium und als ich ihm begegnete, hatte er nur Zeit mir so viel zu sagen: Ruska's erster Adjutant sey tödtlich verwundet; der General weine und tobe und habe heftig gefordert: „Bringt mir den kaiserlichen Feldkaplan von Volona; ich weiß alles, was er dort den österreichischen Verwundeten gethan; weh' ihm, wenn er nicht gleich kommt, wo man mir in das Herz getroffen."

Es war kein Augenblick zu verlieren; Salm versah sich mit geistlichen Mitteln und schritt, hinter ihm die Reiter-Schaar mit noch vom Gefechte blutgefärbten Säbeln, dem Stadtthore zu, welches sich ihm öffnete zum verhängnißvollen Gange. Er wußte, es gelte zwei Leben, jenes des armen Tischlers und Familienvaters Burger, und das des Adjutanten, den Ruska wie seinen Sohn liebte. Wie oft richtete Salm auf dem Wege zum „Fürst Porcia'schen Hause", wo Ruska residirte, seine Augen flehend um Gnade, Erleuchtung und Kraft gegen Himmel; er sah sie nicht die pulvergeschwärzten Krieger, die thätigen Ambulanzen, die Gruppen von Gefangenen, auch den von ihm errichteten Obelisken und die Häuser nicht, durch deren lange gerade Reihen er so oft hingezogen im Prunke zur Verherrlichung des a. h. Frohnleichnams, Frieden und Segen spendend. O sein Blick war nicht umflort von Schmerz und den trüben Gedanken der nahen Zukunft; doch ihm selbst galt all' sein Denken nicht, nur seiner Heerde, die jenem Manne anheim gefallen, der in Tirol nur mit „Erschießen, Hängen und Abbrennen" herumgeworfen und manches Opfer seiner wilden Rache erkiesen hatte.

Als Fürstbischof Salm an der Pforte jenes Hauses, welches die Loose so vieler barg, in dem Kärntens Schicksal verhandelt und entschieden wurde, ankam, da sandte er, von seinem tiefen Nachdenken sich erholend, einen langen bedeutungsvollen Blick auf den Platz zurück, gleichsam als wollte er Abschied nehmen von den lieben Bewohnern, und schritt dann festen Schrittes und heiterer Miene an der Seite des ihn begleitenden Escorte-Offizieres in die obern Räume.

„Er ist da", riefen sich die Ordonnanz-Offiziere, Sergeanten und Adjutanten zu, als sie den Ankommenden erblickten, und der eben mit einem frischen Eisumschlage hineineilende Chirurgien-Major meldete es sogleich dem am Lager Alphonse's, so hieß der Adjutant, weilenden General. Als sich die Flügelthüre öffnete, da trat die Gestalt eines bereits ältlichen, tief gebräunten Mannes heraus; er befand sich nach der Blutarbeit des Tages in dem gewohnten Negligée, einen blauen Mantel um sich geschlagen, mit rother Kopfbedeckung — und indem er eine Thräne aus seinem Auge wischte, redete er Salm mit den Worten an: „Also Sie sind der Prophet, welcher sich an der Etsch bei den Oesterreichern befand? — Sie, die ich heute sammt ihrem Häuptling, dem geächteten Chasteler schlug, haben mir meinen Alphonse durchschossen." Er blickte dabei wild auf und sein Mund verzog sich in ein bitteres Lächeln, während er mit dem Weinen kämpfte.

Salm sah ihn an mit dem Ausdruck jener ihm eigenen unaussprechlichen Milde, so daß es schien, als ob die schwere Wolke auf der Stirne des sonst rauhen, aber wenn man ihn, der graduirter Doktor der Arzneikunde war, an seine früheren Jahre erinnerte, wieder aufthauenden Kriegers sich zerstreute; er ergriff seine Hand und legte sie an sein Herz, indem er sprach: „Mein Herr General, hier, hier im Herzen ist der Ort, wo wir uns alle zusammenfinden, wessen Nation wir sind; erlauben Sie mir, daß ich auch trauere am Lager des hoffnungsvollen Jünglings, dem sie mehr als Chef, dem sie Vater sind. Achilles hat um Patroklus geweint; aber er hat auch Priamus seinen Hektor nicht verweigert. Der Christ hat ein höheres Gefühl als jene Helden; ihm winkt die Siegespalme von Oben!"

„Gut", sagte Ruska: „doch ich zweifle, daß Sie mir meinen Patroklus wieder zum Leben schaffen, geben Sie ihm die Hoffnung der Unsterblichkeit; denn er seufzt unaufhörlich nach seiner bereits heimgegangenen Mutter, die er allein kannte."

Salm trat nun näher zu Alphonse, dessen Gemach man in Dunkel gehüllt hatte. Eine weite Wunde klaffte an seiner rechten Brustseite, deren Blutung man zu stillen suchte. Die schönen Züge des jungen Mannes waren vom heftigen Krampfe, die ihm der Schmerz verursacht, verzerrt; Leichenblässe deckte das Antlitz. Als er beim Schein der Lampe des Kirchenfürsten ansichtig wurde, der sich bereits in die amtliche Kleidung des Gnadenspenders geworfen, da überflog ihn eine leichte Röthe, er erhob, wenn auch matt, seine Hand, um jene des Mannes zu fassen, der ihm in seiner Todesangst als rettender Engel erschien.

„O meine Mutter!" sprach er mit leiser Stimme: „die schickst mir ihn". Bald war das heilige Werk vollbracht, und mit sterbenden Lippen dankte der junge Krieger seinem Tröster, seinem zweiten Vater, indem er sie bat, über seinem Haupte sich die Hände zu reichen und seiner in Liebe zu gedenken.

Salm brauchte der Worte nicht viele, um zu bitten für Herausgabe seines Helfers; das Herz Ruska's war erschüttert, seine harte Rinde war abgefallen, und er war sichtbar ergriffen, als das Weib und die Kinder des begnadigten Bürgers ihm dankend zu Füßen sanken. Von dieser Stunde an hatte Salm Ruska's Herz erobert, und es galt nur seine Vorstellungen und Bitten, um noch Vielen Leben und Habe zu retten *).

H.

*) Abbe Pius de Cerfolgli beschrieb diese Scene in einer Elegie, die wir leider nicht mehr besitzen, doch die Erinnerung der Handlung und der Inhalt des Gedichtes ist Schreiber dieses geblieben.

Miszelle.

In dem Sitzungsberichte der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien vom 23. Nov. l. J. lesen wir unter anderm: „Herr k. k. Bergrath Foetterle zeigte bei hundert verschiedene Blätter landwirthschaftlicher Darstellungen, welche er zu diesem Zwecke dem Verfasser derselben, dem bekannten Maler Herrn k. k. Rathe und Professor Thomas Ender verdankte. Es sind Aquarell-Studien, von dem Letztern im vergangenen Sommer in der erstaunlich kurzen Zeit von 3½ Monaten der Natur selbst entnommen. Sie beziehen sich auf die Thäler der Rienz und der Boite mit den Ansichten des Toblacher-, Dürrn- und Misurino-See's, von Penfelstein, von Cortina, des Antelao, des Pelmo, von Valle, Pieve di Codore und des di Sta. Croce bei Belluno, ferner des Drau-, Liser- und Maltathal mit den Ansichten von Innichen, des Sextentdales und von Innerfeld, von Lienz, von Greifenburg, Spittal, Gmünd, Molta und des Gößgrabens, von Millstadt und des Millstädter-See's, von Osterwitz, Geiersberg, des Werder-See's u. s. w. Sie geben eine naturgetreue Ansicht aller dieser Gegenden in ihrem Zusammenhange. Es sind nicht nur meisterhaft ausgeführte Bilder, sondern sie geben den Charakter der Gegend, den Einfluß des Gesteins auf die Beschaffenheit des Terrains, die Verschiedenheit der Formationen mit einer so wundervollen Auffassung, wie dieß selbst bei den größten Kunstwerken dieser Art sehr schwer wieder zu finden ist. Wir sehen in diesen Bildern die Großartigkeit unserer eigenen Alpen, einerseits das wild romantische Zerissene der Kalk- und Dolomit-Alpen, so wie das Besänftigende, welches Schiefergebilde auf die ersteren dort ausüben, wo sie gemeinschaftlich auftreten; auf der andern Seite zwar noch die Großartigkeit, aber schon mit dem viel sanfteren Charakter derjenigen Gebirge, welche auf krystallinischen Gebirgen bestehen, wie dieses bei unsern Centralalpen der Fall. Diese Bilder liefern den schönsten Beweis, wie reich unsre Alpen an großen schönen Naturansichten sind.“

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir die Fortsetzung dieses heimathlichen Blattes auch für das Jahr 1859 hiemit anzeigen, kommen wir zugleich dem mehrfach geäußerten Wunsche der bisherigen geneigten Leser, die Aufsätze in den einzelnen Nummern so wenig als möglich zu theilen, was bisher der beschränkte Raum eines halben Bogens oftmals gebot, dadurch nach, daß im künftigen Jahre nur alle vierzehn Tage eine Nummer aber auf einem ganzen Bogen erscheint. Die Freunde dieses Blattes werden also, was den Inhalt betrifft, nicht im geringsten verkürzt, und haben den Vortheil, sonst abgetheilte Aufsätze größtentheils auf einmal ohne Unterbrechung zu erhalten, was oft gewiß nicht wenig den Eindruck vermehrt, den der Verfasser damit beabsichtiget.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, so wie unser Bestreben dahin gehen wird, die Zahl derselben zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um dieses Blatt, das seiner heimathlichen Tendenz getreu darin kaum wo in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in seinem neunundvierzigsten Jahrgange fortzusetzen, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieses Blattes möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird wie bisher auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der ältern und neuern Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung

für Klagenfurt	2 fl. 50 kr.	Oesterreichische Währung
mit freier Postversendung aber	3 fl. 15 kr.	„ „

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 51. Sonnabend, den 18. Dezember. 1858.

Dalibor.

(Ballade).

Zu Prag vom Kerkerthurme ertönet Geigenspiel,
Gar wundersam tönt's nieder mit Kraft und Kunstgefühl.

Ein Ritter ist's, der spielet, es ist der Dalibor
In seiner engen Zelle, mit Gitterstab und Thor.

Des Königs Spruch verbannte den edlen Mann dahin,
Doch konnt' er ihm nicht nehmen den immer frohen Sinn.

Und wie ihn auch des Winters beeister Aem erbebt,
Scheint's doch, als hätt' er niemals so froh als jetzt gelebt.

Bei frühem Morgenleuchten tönt seiner Geige Klang,
Sie tönt so wunderseltsam vom Thurm den Berg entlang;

Und bei dem Abend-Ave, beim letzten Sonnenschein,
Da hört man niederschwingen die glüh'nden Melodei'n.

Es steht das Volk zu Schaaren und lauschet Dalibor,
Es will dem Geiger öffnen des Kerkers Eisenthor.

Der König hat's vernommen, sein Ohr hat es gehört —
Nicht will er, daß geschehe, was frech der Hauf' begehrt.

Er ruft hinauf zum Thurme: „Gemach, du alter Bart!
„Was ist's, daß gar so lose dein Fidelbogen schnarrt?"

Und winkt dem finstern Wärter, dem fellen Henkersmann:
„Geh' hin und mache ißezer den Narren-Geiger an;

„Nimm ihm sein liebes Geiglein und wirf's behend zur Wand,
Zerschlage es in Stücke, dann reich' es ihm zur Hand."

Der thut wie ihm befohlen: „„Nach deinem Machtgebot
Geschah's — nun mag er geigen beim Früh- und Abendroth!""

Der Schrecken faßt die Menge, bestürzt eilt sie zurück,
Doch wieder kam sie lauschen beim ersten Tagesblick.

Und hoch — es tönt hernieder die Geig' des Dalibor,
Mit zaubervollen Tönen, viel heller denn zuvor.

Und auch der König höret der Harmonieen Laut,
Er hört und Fluch belastet des Wärters faule Haut.

Selbst eilt er hin und trauet den eig'nen Sinnen kaum —
Todt liegt er da der Geiger, als hätt' er süßen Traum.

Er hört der Geige Klänge, wie nie sein Ohr empfand —
Sie dröhnt ihm Sterbelieder, geweckt von Geisterhand.

Im Wachen und im Traume hört er den selt'nen Klang,
Im Kabinet, im Saale und in der Burg entlang;

Nichts mag ihn mehr erfreuen, es bebt ihm Herz und Ohr,
Sinkt bleich — entkräftet nieder, und folget Dalibor.

St. Ilgens.

Das einstige Franziskaner-Kloster

zu Klagenfurt.

Zu Köln am Rhein erschien im Jahre 1740 in der Druckerei des Franz Melternich eine Cosmographie aller Franziskaner-Klöster in Oesterreich, oder eine Geschichte dieses Ordens und zwar vom Jahre 1451 bis 1740, gesammelt und herausgegeben von P. F. Plazidus Herzog, Sekretär und Definitor dieses Ordens. Diese Geschichte ist in lateinischer Sprache verfaßt und mit Abbildungen der vorzüglichsten Franziskaner-Klöster versehen, welche bildlichen Darstellungen Genauigkeit und eine gewandte Hand sowohl in der Zeichnung, als auch in der Ausführung auf Kupferplatten zeigen.

Wir finden in dieser Sammlung auch die Geschichte der zwei in Kärnten bestandenen Klöster, nämlich des zu Klagenfurt und St. Veit. Sie enthält so manches aus der Zeit ihrer Entstehung und ihres Bestehens, das uns mit den damaligen Verhältnissen, Personen und ihrer Denkungsart bekannt macht, daß es uns zweckmäßig zu seyn scheint, einen kurzen Auszug aus diesen Chroniken der beiden kärntnerischen Klöster hier zu geben, da das bezügliche Werk wohl schon selten, vielen vielleicht ganz unbekannt seyn dürfte. Wir wollen jetzt einmal bei dem zu Klagenfurt verweilen.

In jenen Tagen der Gegenreformation, wo so viele neue Klöster entstanden, fand auch das Franziskaner-Kloster in Klagenfurt sein Entstehen.

Schon im Jahre 1610, unter der Regierung des K. Mathias, bemühten sich die katholischen Stände von Kärnten die Bewilligung zur Errichtung desselben von dem durchlauchtigsten Erzherzoge Ferdinand in Gratz zu erlangen. Auf die von Hochdemselben verlangte Auseinandersetzung über die Kosten der Erbauung und die Erhaltung der Mönche wurde von dem Landeshauptmanne Christoph David Grafen

von Ursenböck im Namen der katholischen Stände folgende gehorsamste Antwort gegeben, die wir, als die damalige Zeit bezeichnend, vollständig hier mittheilen; sie lautet:

„Durchleuchtigster Ertz-Herzog, Gnädigster Lands-Fürst und Herr. Euer Fürstl. Durchleucht seynd meine gehorsambste Dienst Pflichtschuldigen Fleisses bereitwilligst bevor. Auf das bey Ihro Fürstl. Durchleucht jüngst von mir gehorsambster Wohlmeynung wegen Introducirung in diese Stadt Clagenfurt deren Patrum S. Francisci-Ordens eingewendtes unterthänigistes Anbringen, habe Euer Durchleucht Gnädigste Bedencken, so billich vorhin in vernünftigen Bedacht gezogen, und ponderirt werden sollen: Woher nemlich die Sumptus zu Aufrichtung des Gebäu, die alimenta, Wein und andere Victualien; Item zur Unterhaltung; Item taugliche Subjecta zur Ersetzung solches Clösterleins herzunehmen seyn würden; ich nicht allein der Länge nach gantz gehorsambst verstanden: sondern auch darauf mit denen auf jüngst verwichenen Cärntnerischen Landtag versamelt gewesenen Fürnehmst-Catholischen Land-Ständen die Sachen der Nothdurfft nach zu consuliren gar nicht unterlassen. Wann dann nun dieselbige allesamt sich zu solchen Christlichen Gott-gefähligen Werck sonders geneigt erzeigt, und befunden; haben wir die Chatholische Ständt uns dahin endlich entschlossen, mit der Hülff Gottes und gnädigsten Consens Euer Fürstl. Durchleucht solches Werk auf unser: auch anderer Christ-Catholischen treuherzigen Leuth Spesen und Unkosten, vermittels eines jeden freywilligen Contribution für die Hand zu nehmen; immassen dann wir nicht allein allbereit ein beyläuffigen Ueberschlag des Unkostens gemacht, daß ihnen darmit nebst denen anderer Orthen hero verhoffenden unfehlbaren Bewilligungen, sie Patres S. Francisci gar wohl zu gelangen getrauen; Wir aber allbereit ein Ort darzu allhier in der Stadt Clagenfurt, nemlich bei der Roß-Müll, allda es ohne das einen lären, meist unerbauet-viereckigten (Um-) Creyß hat, genugsamlichen und wohl bequemen Platz darzu ausgesehen: dann zu deren andern Uncatholischen Land-Ständt Vorwissen, in nächst-verwichenen Landtag offentlich proponiret, welche dann solches auch der Ursach willen, weilen er uns Catholischen so wohl, als denen anderen der Stadt Jurisdiction zugehörig; auch sonst einen jeden gemeinen Burgers-Mann auch seinen käufflich an sich erhandleten Grund und Boden (immassen wir solchen Platz gleichfalls zu bezahlen urbietig) zu bauen erlaubt und unverwöhret nicht unbilligen können."

„Was dann nun aber die Alimenta und Victualien, darvon sie sich erhalten sollen, anbetrifft: seynd sie Patres ermeldten Ordens der tröstlichen Hoffnung, daß gleichwie es ihnen noch niemahlens, an was Orthen, und Enden sie ihre Clösterlein haben, an der gebührlichen Nothdurfft erbrochen: sondern sie Gott der Allmächtige jederzeit durch Fürbitt des Heil. Francisci reichlich erhalten; also auch sie diß Orths ihre tägliche Nahrung in gar keine Desperation ziehen, sondern vielmehr der tröstlichen Hoffnung leben wollen, daß wann sie zum ersten nach dem Reich Gottes trachten, ihnen sodann das andere alles zufallen werde. Welcher Meinung dann auch wir die Catholische Stände um so viel mehr beyfallen, als sie zur Collectur ganz Ober- und Unter-Cärnten haben. Im übrigen, so viel den Wein anbetrifft: in Ermanglung desselben (wie sie selbst sagen) gar leicht entbehren dessen Gerath, und mit einem geringeren Tranck, auch zum Nothfahl mit frischen Brunnen-Wasser verlieb nehmen können."

„Immassen nun dieser hier angezogenen Puncten halber kein besonderes Bedenken mehr im Weeg liget: als seynd sie Patres ermeldten Ordinis der tauglichen Subjectorum halber zu Ersetzung gedachten Clösterleins so gantz und gar ohne Sorg und Bekümmernuß, daß Euer Fürstl. Durchleucht hieran am wenigsten zu zweifeln und ihrer erkennten guten Qualitäten halber, diß Orths billich alles Dubium gehorsamster Meynung nach zu rejiciren."

„Demnach aber über alles das gantze Fundament dieses Gebäus nunmehro nur, und bloß allein auf Euer Fürstl. Durchleucht Gnädigen Consens beruhet; als habe demnach deroselben ferneren Gnädigsten Resolution dieses gehorsambst zu berichten, und hierüber dieselbe zu unserer aller sammentlichen Nachrichtnuß erwarten: wie auch Ihro Fürstl. Durchleucht mich in specie zu Hochfürstl. Gnaden, und stätten Hulden gehorsambst-unterthänigst empfehlen wollen."

„Clagenfurt, den 16ten Junii an. 1611."

Der Erzherzogliche Consens wurde mit folgendem ertheilt:

„Consensus Archi-Ducis D. Prov. Capitaneo missus."

„Ferdinand *c. *c. Edler, Lieber, Getreuer."

„Dein Schreiben untern 16. verwichenen Monats Junii haben wir empfangen, und daraus mit mehreren vernohmen, was massen zu Auferbauung eines Clösterls S. Francisci in unsere Stadt Clagenfurt nunmehro alle nothwendige Fürsehung zu Aufführ- und Unterhaltung desselbigen beschehen. Wann wir nun hierüber nicht allein ferner einiges Bedencken nicht tragen, sondern die Fortpflantzung und Aufnehmung der Ehr Gottes forderist gerne sehen; als wollen wir hiemit zu Introducirung des Ordens S. Francisci und Erbauung eines Clösterls in berührter Stadt Clagenfurt unsern Consens und Gnädigste Bewilligung Landsfürstlichen gegeben haben. Werden derohalben sie die Catholischen Landstände, neben Dir ihr Christlich- und Gott wohlgefähliges mit ehesten ins Werck zu richten wissen; Wolten wir Dir hiemit zur Nachrichtung Gnädigst nicht verhalten, und verbleiben Dir mit Fürstlichen Gnaden wohlgewogen. Geben in unserer Stadt Gratz den 1ten Julii im 1611ten Jahr."

„Ad Mandatum Serenissimi D. Archi-Ducis proprium."

Nachdem im folgenden Jahre Markus Sittacus Graf von Hohenembs auf den erzbischöflichen Sitz von Salzburg kam, wurde auch vom Hochdemselben die Bewilligung zur Erbauung gegeben und von den Ständen Kärntens in der Sitzung am 9. Mai 1613 der Bauplatz und das künftige Territorium des Klosters also bestimmt:

„Demnach ein Ehrsame Löbliche am vorfertigen Landtag versammelte Landschaft dieses Ertz-Herzogthum Cärnten denen Patribus S. Francisci-Ordens auf ihr demüthiges Anlangen ein gelegenes der Vestung unschädliches Orth in der hiesigen Stadt Clagenfurt zu Auferbauung eines Clösterleins einzuraumen bewilliget, und dasselb ihnen anszuzeigen denen Herren Verordneten *c. Befehl gegeben, so haben sie ihnen hier auf den Platz, und Orth neben dem Roß-Marckt und Landsfürstl. Platz, allda Hr. Balthasar Ehrnau und Hr. Georg Adam Rauber *c. wie auch andere ihre Gärten gehabt, nemlich herwärts gegen gemeldten Roß-Marckt, und Mitternacht in die Breite 26 Claffter: abwerths gegen den Wall und Mittag, neben den Bächlein nach der Länge 64 Claffter: die dritte vordere nach dem Wall gegen der Goldscheider-Gassen gelegene Seiten 20 Claffter: und von dorten aufwerths wiederum gegen den Roß-Marckt neben der neuen Gassen, gegen den Fürsten-Platz" (auch Herzogsplatz benannt, da der gegenwärtig unter dem Namen „Pachergarten" bekannte Platz zu einer herzoglichen Burg bestimmt war) „über 42 Claffter; wie dieselben mit denen anheut gesetzten Steinen allbereit ausgemercet, zu solch-ihren Vorhabenden Gebäu hiemit benennen, auszeigen und eingeben wöllen. Datum Clagenfurt den 9. May an. 1613.

Christoph Könighoffen."

Der Grundstein zum Kloster und der Kirche wurde am 17. September 1613 im Namen des Erzherzogs Ferdinand durch den Abt von Viktring, Georg Reinprecht, gelegt, nachdem derselbe vom Abte zu Griffen, Georg, geweiht war. Die Inschrift des Grundsteines nennt auch dabei als gegenwärtig im Namen des Erzbischofs von Salzburg den Probst von Völkermarkt und Erzpriester von Unterkärnten, Matthäus Holzapfel, Doktor der Theologie, und den Erzherzoglichen Rath und Präses Albanus von Mosheimb, so wie den verdienstvollen Leiter des Baues, P. Johann Baptist Klöpfer, Definitor und emeritirten Franziskaner-Quardian von Judenburg.

Nach vier Jahren war der Bau des Klosters so weit gediehen, daß dasselbe von den Mönchen feierlich bezogen werden konnte. Obengenannter P. Klöpfer war der erste Quardian. Daß der Bau der Kirche erst später, besonders was die innere Einrichtung betrifft, vollendet wurde, sieht man aus der Zeit, wann die Altäre zuerst eingeweiht wurden. Der Hauptaltar, dem h. Franziskus gewidmet, wurde am 30. Juni 1624 vom Erzbischof Paris von Lodron eingeweiht. Eilf Jahre später, am 22. November 1635, geschah die Einweihung der zwei Seitenaltäre: auf der rechten Seite zu Ehren des Kreuztragenden Erlösers mit den Reliquien des h. Kreuzes, des h. Apostels Bartholomäus und des ersten Märtyrers Stephan — auf der linken Seite zu Ehren der Verkündigung Mariens mit den Reliquien der jungfräulichen Märtyrer Barbara, Agatha und Dorothea, durch Hieronymus Strasser, Bischof von Temesvar und Suffragan von Gurk aus den mindern Orden des h. Franz, früher Provinzial- und General-Commissär. Zu diesen beiden Seitenaltären kam durch die fromme Stiftung eines Herrn von Lännersperg ein Dritter sub titulo B. Mariae amabilis und wurde am 21. Juli 1706 von dem Lavanter Fürst-Bischof Siegmund Graf von Khuenburg consecrirt. Die Kapelle zu Ehren des h. Anton von Padua wurde durch die Munificenz des Burggrafen Johann Andrä Grafen von Ursini Rosenberg erbaut, und am 29. Nov. 1651 zu Ehren des h. Anton mit den Reliquien der h. Placidus, Viktoria und Amanda von dem Viktringer-Abten Lucas eingeweiht. Die einstige Kapelle unter dem Chore wurde durch den frommen Sinn der Frau Maria Katharina Gräfin von Hohenfeld, geb. Gräfin von Starhemberg zum Troste der armen Seelen und dem gekreuzigten Erlöser gewidmet und am 26. Mai 1730 von dem Lavanter Fürstbischofe Joseph Grafen von Attems geweiht. Als besondere Wohlthäter in Betreff der innern Einrichtung durch Paramente 2c. nennt die Chronik den Bischof von Bamberg, die Grafen Friedrich und Georg von Ortenburg, die gräflichen Familien der Ursini Rosenberg und Ursenböck, die Hausfrauen Eva und Eleonora von Ortenburg, und Maria Petting, geborne Gräfin von Starhemberg.

In dieser Kirche haben ihre Grabstätten erwählt, die adelichen Familien der Ursenböck, Windischgraz, Lamberg, Thurn, Brenner, Welz, Khevenhüller, Grotenegg, Neuhaus, Paradeiser, Deutenhoffen, Päßtorff, Kronegg, Aichold, Brandt, Schoberg, Aichlberg, Christallnigg, Ottenfels, Kullmayr 2c. 2c.

Am 2. Juni 1636 circa 3 Uhr Nachmittag brach im Jesuiten-Collegium Feuer aus, wodurch die ganze Stadt, mit Ausnahme der h. Geistkirche und sieben Häusern, und so auch binnen drei Stunden das Franziskaner-Kloster und die Kirche abbrannte. Unter dem Franziskaner-Superior P. Oswald Pichler und seinen Nachfolgern wurden in wenigen Jahren Kloster und Kirche durch ihre Sorgfalt und großmüthige Wohlthäter wieder hergestellt. Das neue Bild im Hauptaltare: der liegende h. Franziskus von Engeln umgeben, ließ Ludwig Graf von Ortenburg in Venedig malen. Der Altar der Verkündigung Mariens wurde durch die Munifizenz des Grafen Andreas von Rosenberg 1738, jener des h. Kreuzes durch Grafen Wolfgang Theodor von Reittenau 1739 neu errichtet. Der Thurm wurde im gleichen Jahre ganz neu hergestellt.

Durch den furchtbaren Brand am 16. August 1723, der in einem Privathause (ex domo Saecularis cujusdam opificis) entstand, wurde der größte Theil der Stadt, die Pfarrkirche mit dem prächtigen Thurme und der Orgel, das große Collegium der PP. Jesuiten sammt der herrlichen Kirche zerstört. Das Franziskaner-Kloster aber erlitt an der Platzseite großen Schaden, besonders die Bibliothek und der Thurm mit den Glocken, doch blieb das Innere der Kirche verschont. Durch fromme Wohlthäter ward das Beschädigte nach und nach wieder hergestellt und am 26. April 1724 verkündeten die vier neuen Glocken wieder zum erstenmal das Lob des Herrn.

Mehr als 30 Mönche im Durchschnitte bewohnten immer das Kloster. Im Anfange des 18. Jahrhundertes blühte in diesen Mauern die spekulative Theologie unter zwei Lektoren, welche ihre Beschlüße jedes Jahr öffentlich bekannt machten. Durch Unterstützung mehrerer adelichen Familien errichteten sie im Jahre 1713 für 8 Studirende ein Seminar.

Im Jahre 1650, nach dem Tode des Probstes von Gurnitz, der als ständischer Kaplan in der h. Geistkirche mehrere Funktionen zu gewissen Zeiten zu verrichten hatte — wurden den PP. Franziskanern in der Zwischenzeit bis zur Wiederbesetzung diese Verrichtungen übertragen, wofür sie einen Centner Oel und drei Centner Fleisch erhielten, so wie denselben späterhin (von 1756 an bis zu ihrer Auflösung) auch jährlich 12 Stöcke Salz unentgeldlich zu Theil wurden.

Der Ordensregel gemäß fand alle drei Jahre die Wahl eines neuen Quardians statt. Vom Jahre 1616 bis zum Jahre 1738 finden wir 62 solche Wahlen aufgezeichnet, bei welchen aber Mehrere auch zweimal zu dieser Würde erhoben wurden.

Noch gedenkt die Chronik einer gelbrothen Kriegsfahne, die in der Antonikapelle aufgestellt war. Sie wurde bei Gelegenheit eines neuerhaltenen Panieres von dem Capitaneo des berühmten Wolfenbüttlischen Regimentes, Herrn Paul Onias, einem gebornen Spanier, am 22. Dezember 1735 aus besonderer Devotion dahin gegeben. Die Fahne hatte auf der einen Seite den kaiserlichen Adler, im Herzschilde den Namenszug Kaiser Karl VI., auf der andern das Wolfenbüttlische Wappen (ein Pferd) mit der Umschrift: Ferd. Albert. D. G. Dux Bruns. & Lyn. S. C. M. General. Camp. Mar. Hujus inclyti Reg. podest. Calonellus Guber. Camar.

Bis zum Jahre 1794 fehlen uns die speziellen Nachrichten über dieses Kloster. Von diesem Jahre angefangen kann man sich wenigstens an die Schematismen der Gurker-Diözese halten, die uns in diesem Jahre noch 10 Mönche mit ihrem Quardian Bartlmä Strohmayr nennen, von denen P. Angelus Auft Katechet an der Normalschule, P. Didakus Freinblich Lehrer der 3. Normalclasse, und Franz Paul Hubmann Professor der untern Grammatikalclasse war.

Das Jahr 1795 bezeichnet uns die nämliche Zahl Mönche mit dem gleichen Quardian, der diese Stelle bis zu ihrer Versetzung im Jahre 1806 bekleidete. Die PP. Bartlmä und Angelus blieben auf ihren Posten, doch P. Didakus war Professor der ersten, P. Franz Paul aber der zweiten Grammatikalclasse.

Im Jahre 1796 zählte das Kloster nur 8 Mönche, doch den P. Angelus in der ersten, P. Didakus in der zweiten Grammaticalclasse und Franz Paul als Lehrer der Rhetorik.

Im Jahre 1797 waren 7 Mönche, das Uebrige wie im vorigen Jahre, doch starb P. Angelus am 1. April.

Im Jahre 1798 war die Zahl der Mönche und die Professoren dieselben.

Das Jahr 1799 bringt 6 Mönche und die gleichen Professoren.

Im Jahre 1801 waren nur mehr 5 Mönche; P. Didakus Professor der Rhetorik, und Franz Paul Gymnasial-Präfekt.

Das Jahr 1804 weist wieder 8 Mönche auf; die Professoren wie 1801.

Im Jahre 1805 waren 7 Mönche; zu den bisherigen kam P. Wendelin Pichler als Lehrer der ersten Grammaticalklasse.

Im Jahre 1806, dem letzten ihres Hierseyns, waren nur mehr 5 Mönche; P. Didakus und P. Franz Paul bekleideten wie seit drei Jahren ihre gleichen Professuren, doch P. Wendelin ist nicht mehr unter denselben.

M.

Verbesserungen: In der letzten Nummer dieses Blattes soll es heißen, Seite 199, erste Spalte, Zeile 21 und 22 von oben: bei Weidmannsdorf gestritten — ferners Zeile 44: Vatona — endlich in den drei letzten Zeilen derselben Spalte: O sein Blick war dicht umflort von Schmerz und den trüben Gedanken der nahen Zukunft; so wie die Bezeichnung der letzten Seite: 200, statt 100.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir die Fortsetzung dieses heimathlichen Blattes auch für das Jahr 1859 hiemit anzeigen, kommen wir zugleich dem mehrfach geäußerten Wunsche der bisherigen geneigten Leser, die Aufsätze in den einzelnen Nummern so wenig als möglich zu theilen, was bisher der beschränkte Raum eines halben Bogens oftmals gebot, dadurch nach, daß im künftigen Jahre nur alle vierzehn Tage eine Nummer aber auf einem ganzen Bogen erscheint. Die Freunde dieses Blattes werden also, was den Inhalt betrifft, nicht im geringsten verkürzt, und haben den Vortheil, sonst abgetheilte Aufsätze größtentheils auf einmal ohne Unterbrechung zu erhalten, was oft gewiß nicht wenig den Eindruck vermehrt, den der Verfasser damit beabsichtiget.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, so wie unser Bestreben dahin gehen wird, die Zahl derselben zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um dieses Blatt, das seiner heimathlichen Tendenz getreu darin kaum wo in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in seinem neunundvierzigsten Jahrgange fortzusetzen, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieses Blattes möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird wie bisher auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der ältern und neuern Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung
für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 50 kr. Oesterreichische Währung
mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. " "

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.



Carinthia.

(Achtundvierzigster Jahrgang.)

№ 52. Sonnabend, den 25. Dezember. 1858.

In den Ruinen.

So wie der Zaub'rer ferner Zonen
Hineintritt in den Zauberkreis,
Und dann befiehlt, daß die Dämonen
Sich zeigen schnell auf sein Geheiß:

Betret' ich diese Burgruinen,
Wohl einen zaubervollen Ort,
Die fröhlich einst gehauset drinnen,
Die ruf' ich ohne Bann und Wort.

Gar manche altersgraue Sage
Von Manneskraft, von Waffenglanz,
Von Liebeslust und Liebesklage
Erfüllet all mein Sinnen ganz.

Da seh' ich volle Becher schäumen
Am Eichentisch im Rittersaal,
Und höre in den hellen Räumen
Der deutschen Lieder mächt'gen Schall.

Du Burg, wohl mochtest du einst prangen
Mit hehrer Pracht in diesem Gau,
Als noch in dir Pokale klangen,
Des Thurmwarts Horn durchscholl die Au.

Den Wolken trotzten deine Thürme,
Ohnmächtig zog ihr Groll vorbei,
Und doch — der Zeiten wilde Stürme,
Die brachen ihre Kraft entzwei.

So ist's in diesem Erdenwallen,
Der Tage Maß ist wohl gezählt,
Was hehr auch steht muß doch zerfallen,
Wie einst die große, schöne Welt.

Auch du, o Burg, zeigst nur Ruinen,
Öd ist's in deiner Mauern Kranz,
Doch schauet dich mein stilles Sinnen
In deinem einst'gen, vollen Glanz.

Gustav Bogensberger.

Das Kirchlein St. Andreas in Selpritsch.

Wer den Weg über Velden nach dem an der Einmündung in das obere Rosenthal gelegenen, an Naturschönheiten ausgezeichneten Roseck zu machen hat, wird ungefähr an der halben Strecke zwischen diesen zwei Ortschaften von der Landesstraße links abseitig auf einer sanften Anhöhe gelegen, ein kleines Kirchlein zwischen einer Gruppe von Bauernhäusern gewahr werden, sich aber möglicher Weise wegen des einfachen Ansehens desselben nicht weiter darum kümmern. Und doch dürfte es lohnend seyn, wenn demselben eine nähere Aufmerksamkeit geschenkt werden würde.

Gehen wir daher den Fußsteig, der im Sommer wegen seines angenehmen Schattenganges durch ein freundliches Fichtenwäldchen jedenfalls der mehr den Sonnenstrahlen ausgesetzten, sonst praktikablen Straße vorzuziehen ist.

Der sich unseren Blicken im tiefern Hintergrunde imposant präsentirende „Mittagskogel", dieser stattliche Grenz-Koloß zwischen unserem lieben Kärntnerlande und dem nachbarlichen Krain, dient uns zur Orientirung, obgleich wir bei der lässigsten Aufmerksamkeit gar nicht fehl gehen können. Wir stehen auf einmal vor dem besagten, dem heiligen Apostel und Märtyrer Andreas geweihten Kirchlein in Selpritsch, einer zur Pfarrkirche St. Johann dem Täufer in Kranzlhofen ob Velden gehörigen Filiale.

So unscheinbar und dürftig wir dasselbe auch seines kleinen hölzernen Thürmchens und seiner wenig ansprechenden Bauart wegen finden mögen, gibt es doch Zeugniß, daß unter Umständen auch Kleines der gewaltig aufräumenden Zeit Trotz zu bieten vermag. Wir finden von innen ober dem Hauptaltare an einer steinernen Rosette, weiß übertüncht und daher kaum kennbar, die Jahreszahl 1232 in antiken arabischen Ziffern eingemeißelt. Diese bestätiget, daß das Kirchlein bereits älter als manche andere Nachbarkirche dasteht, der frommen Gemeinde als Zuflucht in guten und bösen Tagen dienend. Sein Mauerwerk besteht, wie die Hauptpfeiler erweisen, größtentheils aus sogenannten Tuffstein, einem porösen Conglomerat, welches erwiesener Massen den Witterungseinflüßen besser als manch anderes Baumaterial Widerstand leistet.

Dem Anscheine nach zu schließen, steht jedoch das Kirchlein nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe und dürfte vor uralten Zeiten als bloße Kapelle nur so weit gereicht haben, als gegenwärtig das ganze Presbyterium, d. i. vom Hauptaltare bis zu den gedachten beiderseitigen Hauptpfeilern austragt, oder bis dahin, wo die beiden Seitenaltäre beginnen. Zudem zeigt auch die Wölbung der Kirche nicht durchgehends die gleiche Hand in der einfachen architektonischen Ausstattung, und es muß behauptet werden, daß die Wölbung des Presbyteriums viel ebenmäßiger und antiker gehalten ist. Der rückwärtige etwa 200 Menschen fassende größere Theil stellt sich, wie das auf diesem Theile der Kirche auswärts kolossal in Fresko gemalte Bild des heiligen Christoph mit dem Jesukinde und der Jahreszahl 1533 die Wahrscheinlichkeit unterstützt, eher als ein Zubau aus neuerer Zeit — als dem tiefern Alter angehörig, dar; was auch noch durch den

Umstand erhärtet wird, daß in der gegenwärtigen Vorhalle bei Gelegenheit der tiefern Grundgrabung einer niedern Einfassungsmauer erst vor einigen Jahren — wie uns berichtet wird — dicke und außerordentlich große Schädel- und Gelenkknochen von Menschen herausgegraben wurden, deren Körper gewiß nicht innerhalb der Halle, sondern ohne Zweifel außer dem Bereiche des Gemäuers auf dem Gottesacker beerdigt worden sind.

Wenn wir die bewegliche Einrichtung des Kirchleins in Augenschein nehmen, so finden wir diese, mit Ausnahme eines sehr merkwürdigen alten Kelches, auch aus neuerer Zeit herrührend; denn der Hauptaltar mit dem auf Leinwand gemalten Bildniße des heiligen Andreas, dann die Seitenaltäre des heil. Leonhard und der heil. Ursula tragen die Jahreszifer 1623, und wurden durch Beiträge eines Andreas Kazner in Villach und eines Viktor Grailacher hergestellt; ebenso auch wurde das hölzerne gefirnißte Chorgeländer in neuerer Zeit restaurirt. An den Gemälden und sonstigen Ausschmückungen der Altäre entdecken wir nichts Künstliches; Alles zeigt gegenwärtig — weil übrigens auch keine Dotation besteht — von einer großen Dürftigkeit, welche Hauptursache des allmälig gänzlichen Verfalles dieser geweihten Stätte seyn wird, wenn nicht irgend ein Wohlthäter noch zur rechten Zeit die hilfreiche Hand bietet.

Das durchaus hölzerne Thürmchen birgt zwei Glocken von nicht unbedeutender Größe; eine im Jahre 1636 dem heil. Andreas geweihte, welche durch einen spätern Umguß kleiner wurde — die andere aber mit dem Namen des heil. Johannes des Täufers versehene, welche im Jahre 1646 beigeschafft worden ist.

Aber was hat es mit den westlicherseits von außen ober dem Hauptthore nahe dem Giebel vorkommenden drei Löchern für ein Bewandtniß? — Lassen wir uns das umständliche aus dem Munde des herbeigetretenen alten Joste-Bauern, eines mehr als 70jährigen allgemein geachteten noch ziemlich rüstigen Greises erzählen:

„So viel ich von meinen Eltern und Nachbarn erfahren konnte, und wie noch allgemein die Sage herrscht, ist dieses Kirchlein vor langer Zeit von drei Bauern, Schega, Joste und Markouz, welche Hafner waren — und deren Behausungen noch jetzt, freilich in veränderter Bauart sammt den Vulgar-Namen bestehen, aus irgend einer frommen Meinung gebaut worden. Zu diesem Zwecke hat jeder von ihnen einen schwarzirdenen Topf, mit durchschnittlich 3 Maß Rauminhalt — voll mit klingender Münze beigetragen, wobei diese leeren Gefäße sodann zur Erinnerung der Nachwelt dort mit der Höhlung nach außen eingemauert wurden, wo die Herren die drei Oeffnungen sehen. Diese Töpfe sind so eingemauert, daß man aus ihrer Lage auch leicht die Lage und Richtung der drei erwähnten Bauernhäuser entnehmen kann. Nun ist freilich keine Spur von Geld, wohl aber ein Lager von Spatzennestern darin, aus welchem schon tausende von Familien herausgewachsen sind. Damals waren noch andere Zeiten. Selbst ich weiß mich noch zu erinnern, das alljährig Prozessionen zum heil. Andreas hieher üblich waren, was nach der französischen Besitznahme Kärntens leider in Vergessenheit gerathen ist, obwohl manches trostbedürftige Herz Linderung für seine Leiden fand."

„Sehen Sie dort die „Schojouzkeusche", die etwa hundert Schritte von der Kirche entfernt liegt — dort war ein Bründl mit einem sehr heilsamen und guten Wasser. Man nannte es das „St. Andreas-Bründl." Von diesem war die Sage unter den Bewohnern der Umgebung von Selpritsch, daß am Tage des heil. Andreas in demselben nichts gewaschen werden durfte, bei Gefahr einen Frevel zu begehen. Die damalige „Schojouz-Keuschlerin" achtete jedoch nicht auf dieses „Gerede" und wusch ihre Kinderwäsche darin. — Was geschah? Die Quelle versiegte plötzlich und kam zum Erstaunen aller noch am selben Tage unter dem nach St. Lambrecht führenden Fußsteige Drau abseits in jener Gegend heraus, wo gegenwärtig der von Ihrer Durchlaucht der Frau Fürstin von Liechtenstein erwählte Lieblingssitz, die „Sophien-Ruhe" sich befindet, und von wo aus man den herrlichsten Ueberblick über Roseck und in einen Theil des Rosenthales genießt. Das Bründl hat auch dort wieder bis zum heutigen Tage manchen Wanderer gelabt." —

So weit die wortgetreue Erzählung des Joste-Bauers, welche immerhin befriedigend ist, den Seitensprung hieher gemacht zu haben.

Inwieferne meine Bemerkung über den Bau des Kirchleins mit der Aussage des alten Joste in wahrheitliche Beziehung zu bringen ist, überlasse ich etwaigen näheren Erörterungen Anderer.

Roseck am St. Andreastage 1858.

Ludwig v. Steindorf.

Erster und letzter Zahn.

Großmütterchen im Stuhle
Hält 's Enkelein im Schooß;
Es sitzt auf schaukelndem Fuße
Der Reiter hoch zu Roß.

Nicht ruhig doch ist das Bürschlein,
Es schreit mit lautem Mund —
In einem Händchen die Krume,
In dem den Schlüßelbund.

Der Hund, die Henn', die Küchlein,
Sie alle sind zur Stell',
Dazu vollstimmig erschallet
Ihr Picken und Gebell.

Was will der kleine Schreihals,
Was ward ihm angethan?
Schon fühlt es der Ahne Finger:
„Dank Gott, der erste Zahn!"

Der erste Zahn, o Jubel!
Dies macht die Freude voll;
Dem Bürschlein doch ist's anders,
Es windet sich wie toll —

Und schlägt das klirrende Spielzeug
Im Schmerz' bald her, bald hin,
Wohltreffend im heft'gen Schwunge
Der Ahne verdorrtes Kinn.

Was ist's, das trüb sie stimmet
Die alte gute Ahn'?
Was sucht ihr dürrer Finger?
„O weh, mein letzter Zahn!"

St. Ilgens.

Herbst im Gailthale.

Wurden schon der Winter, Frühling und Sommer im Gailthale vom meteorologischen Standpunkte aus in diesem vaterländischen Blatte besprochen, so möge auch der Herbst in demselben eine Stelle finden.

Der September des Jahres 1853 war in seinem ersten Drittel sehr regnerisch und unfreundlich, darauf sehr trocken, nur der Sturm vom 26. brachte den Schnee bis herab zur obersten Getreidegrenze und als Folge dessen stellte sich auch am 28. Reif ein. Die Menge des Niederschlages betrug 73.70 P. L., wovon dee größte Theil in den ersten Tagen gefallen war. Der wärmste Tag war bee 2. mit + 20.9 Reaum. und der kälteste bee 28. mit + 0.4, die Mitteltemperatur betrug + 9.85.

Der Oktober war sehr regnerisch, 13 Tage Regentage, ja am 3. fiel bereits um 11 Uhr Vormittags Schnee, welcher nach 3 Tagen erst ganz verschwand. Folge dessen war, daß es am 5. fror, aber schon am 6. stellte sich wieder Regen ein, und durch 7 Tage hindurch regnete es mehr oder weniger. Auch am 18. fiel auf den Höhen Schnee. Die Menge des wässerigen Niederschlages betrug 93.60 Par.-Lin., worunter 11.40 L. Schnee. Der wärmste Tag war der 1. mit + 14.9 R., der kälteste der 5. mit — 2.4, und die Mittelwärme des Monates stand auf + 6.73.

Der November dieses Jahres zählt noch zum Herbste, indem seine Mitteltemperatur + 2.74 Grade beträgt, so wie seine höchste Wärme am 6. mit + 9.8 und seine niederste Temperatur am 13. mit — 3.6 aufgezeichnet erscheint. Sein Niederschlag beträgt 21.50. P. L., worunter 9.10 L. Schnee.

Der September 1854 war sehr heiter und trocken, denn 12 seiner Tage waren ganz heiter, ganz trüb nicht Einer, und nur 4 Tage wiesen Regen mit mitunter sehr heftigen Donnerschlägen auf. Da die Nächte in diesem Monate schon sehr zunehmen, und die Sonne die intensive Erwärmung nicht mehr erzeugt, so stellen sich an heitern Morgen gewöhnlich Frühfröste ein, und wirklich fand sich schon am 10., 11. und 12. Reif. Die Höhe des Niederschlages betrug 27.90 P. L. Die höchste Temperatur fiel auf den 18. mit + 21.2, die niederste auf den 27. mit — 1.2, und die Mitteltemperatur stand auf + 8.98.

Der Oktober war das Gegentheil des Septembers, sehr trüb und regnerisch. Die Zahl der ganz trüben Tage belief sich, so wie im September die der heitern, auf 12, und vom 14. bis 27. regnete es täglich, daher der unglaublich scheinende Niederschlag von 207.10 P. L. Am 19. traten die beiden Geißeln der Beobachtungsstation, im Osten die Oselitzen, im Westen die Dober, ringsum Alles verheerend, aus ihren Rinnsälen; die Menge des an diesem Tage fallenden Strichregens stieg auf die enorme Höhe von 51.10 L.; am 21. überfluthete auch die Gail ihre Ufer. Die höchste Wärme entwickelte der 5. mit + 16.7, und die niederste Temperatur stellte sich am 10. ein mit — 0.1., die Mittelwärme des Oktobers stand auf + 6.62.

Der November dieses Jahres gehört bereits mit seiner Mitteltemperatur von — 0.33 dem Winter an, denn seine tiefste Temperatur mit — 13.6 fällt schon auf den 14. Auch diesee Monat ist sehr trüb.

Der September 1855 zeigte sich warm, und obwohl es an 12 Tagen regnete, so war die Menge des Niederschlages doch nicht bedeutend, sie betrug nur 30.40 P. L. Am 26. trat der erste Reif ein, der am 27. bei einer Temperatur von — 0.1 dem Mais sehr schadete. Der wärmste Tag war der 1. mit + 17.8, und das Monatmittel betrug + 10.82. Nur dee September 1857 hatte eine noch höhere Mittelwärme.

Der Oktobee 1855 war unter den 5 Beobachtungsjahren der wärmste Oktober mit einer Mittelwärme von + 8.81, seine höchste Wärme am 7. betrug + 16.0 und die tiefste Temperatur am 31. zeigte + 1.5. Die Masse des wässerigen Niederschlages stieg auf 112.80 L., zu welchee Höhe der anhaltend heftige Regen der letzten 5 Tage viel beitrug. Am 29. entleerte sich schon Vormittag ein heftiges Gewitter mit Weststurm, Nachmittag desselben Tages drängte von 3 bis 9 Uhr ein heftiges Gewitter das andere mit für diese Zeit unerhört heftigen Donnerschlägen, die Gail und alle Wildbäche schwollen an, traten aus ihren Ufern und verheerten die Umgebung.

Noch in den November hinein hielt dieses Regenwetter mit Schnee abwechselnd an, denn die ersten 7 Tage dieses Monates regnete oder schneiete es täglich. Im Ganzen war der November sehr trüb, sonst aber warm mit einer Mittelwärme von + 2.07. Der wärmste Tag war der 8. mit + 7.5, der kälteste der letzte mit — 7.2.

Der September 1856, so wie überhaupt der Herbst dieses Jahres verhielt sich kalt, an 14 Tagen regnete es und die Menge des Niederschlages stieg auf 144.13 P. L., darunter 10.15 L. Schnee. Schon am 4. sah man die ersten Spuren eines Reifes. Am 20. schneiete es bereits um Mittag und dieser Schnee verschwindet erst nach 3 Tagen von der Thalsohle. In Folge wiedee eingetretenen warmen Regens besonders am 25. laufen die Wildbäche sehr an und vor Allem tritt die Oselitzen sehr verheerend auf. Der erste Tag des Monats zeigte eine Wärme von + 20.0 und der 22. eine Kälte von — 0.4 mit natürlich sehr starken Reif, die Mitteltemperatur betrug + 9.54.

Der Oktober ist trocken und heiter, mithin auch kalt. Seine Mitteltemperatur stand nur auf + 6.72. Seine höchste Wärme entwickelte sich am 9. mit + 16.4, seine tiefste Temperatur am 27. und 28. mit — 2.6. Ueberhaupt stand vom 26. ab das Quecksilber jeden Morgen unter dem Nullpunkte. Die Menge des Niederschlages ist für diesen Monat sehr gering, sie beträgt nur 27.46 L. Welches Verhältniß zu dem vom Jahre 1851 mit 207.10 L. ?

Der November dieses Jahres ist ein ganzer Wintermonat mit einer Mitteltemperatur von — 3.10. Schon am 6. stand die Mittelwärme des Tages unter 0, der am 11, 12. und 13. gefallene Schnee bleibt als Grundlage für die Schneemassen des Winters liegen und am 30. bedeckt bereits eine 3 Schuh tiefe Schneedecke das Thal.

Der September 1857 blieb so wie der vorausgegangene Sommer trocken und warm bei einer Mitteltemperatur von + 14.13. Der wärmste Tag war der 10. mit + 19.4, der kälteste der 21. mit + 1.8 und Reif. Sein Niederschlag erreicht nur die Höhe von 53.79 P. L., wozu wohl das am 11. eingetretene siebenstündige Gewitter den größten Beitrag lieferte. Der September 1854 und 1855 waeen noch trockener.

Der Oktober 1857 ersetzte mit seinen häufigen Niederschlägen, was der Sommer zu wenig gebracht, er zählt 17 Regentage, worunter besonders der 8., 21. und 22. sich durch Regenmenge und besonders der 8. und 22. sich durch sehr heftige nächtliche Gewitter bemerlbar machten, daher auch die Menge des Niederschlages auf 125.28 P. L. stieg. Seine höchste Temperatur stellte sich in den ersten Monatstagen ein mit + 17.4 und seine niederste am 31. mit + 0.8 und Reif, das Monatmittel zeigte + 8.55, steht mithin dem vom Jahre 1855 etwas nach.

Der November dieses Jahres ist ziemlich regelmäßig. Sein Temperatur-Mittel beträgt + 1.45, seine höchste Wärme trat am 4. auf mit + 9.5, seine größte Kälte am 23. mit — 7.2 und sein Niederschlag beträgt nur 26.30 P. L.

Wenn man nun der leichtern Uebersicht wegen nachfolgende Tabelle betrachtet, so findet man, daß der Herbst 1855 der wärmste, der Herbst 1856 der kälteste war. Auch hinsichtlich der Niederschläge behauptet der Herbst 1855 bezüglich der geringsten Menge derselben den Vorrang, und auf diesen Herbst folgte der im Gailthale höchst ungewöhnliche Winter mit sehr wenig Schnee. Der regelmäßigste Herbst ist der des Jahres 1853.

Beobachtungs Jahre	Temperatur				Niederschlag			
	September	Oktober	November	Mittel für die 3 Monate	September	Oktober	November	Mittel für die 3 Monate
1853	+ 9.85	+ 6.73	+ 2.74	+ 6.44	73.70	93.60	21.50	62.93
1854	8.98	6.62	— 0.33	5.09	27.90	207.10	38.70	91.23
1855	10.82	8.81	+ 2.07	7.23	30.40	112.80	43.20	62.13
1856	9.54	6.72	— 3.10	4.39	144.13	27.46	81.10	84.23
1857	11.13	8.55	+ 1.45	7.04	53.79	125.28	26.30	68.46
Fünfjähriger Durchschnitt	+ 10.06	+ 7.49	+ 0.57	+ 6.04	65.98	113.25	42.16	73.80

Zum Schluße dürfte noch eine Tabelle über die Mitteltemperaturen und die Summe der Niederschläge in den vier Jahreszeiten der besprochenen fünf Jahre nicht ohne Interesse seyn. Es stehen die Mitteltemperaturen für die Meereshöhe von nur 1930′ sehr niedrig, dafür die Massen der Niederschläge sehr hoch, mithin die jährlich wiederkehrenden Verheerungen durch die Wildbäche ganz begreiflich. Der Monat Oktober liefert hiezu durchschnittlich am meisten bei, denn das Mittel für die wässerigen Niederschläge im Oktober steht auf 113.25 Par.-L., während der Jänner am wenigsten dazu beiträgt, im Mittel nur 37.42 L.

Beobachtungs-Jahre	Mittel-Temperatur					Summe der Niederschlage				
	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahres-Mittel	Winter	Frühjahr	Sommer	Herbst	Jahres-Summe
1853	— 1.74	+ 3.95	+ 13.59	+ 6.44	+ 5.56	166.70	186.50	163.10	188.80	705.10
1854	— 5.06	5.31	12.39	5.09	4.43	105.00	89.00	200.80	273.70	668.50
1855	— 4.02	4.77	13.36	7.23	5.33	133.10	196.30	207.50	186.40	713.30
1856	— 3.14	5.64	13.03	4.39	4.98	91.92	171.24	185.85	252.69	701.70
1857	— 6.33	4.80	13.08	7.40	4.65	78.10	138.98	94.42	205.37	536.87
Fünfjähriger Durchschnitt	— 4.03	+ 4.89	+ 13.10	+ 6.04	+ 5.00	114.964	160.404	170.334	221.392	667.094

D. P.

An die freundlichen Leser der Carinthia.

Indem wir die Fortsetzung dieses heimathlichen Blattes auch für das Jahr 1859 hiemit anzeigen, kommen wir zugleich dem mehrfach geäußerten Wunsche der bisherigen geneigten Leser, die Aufsätze in den einzelnen Nummern so wenig als möglich zu theilen, was bisher der beschränkte Raum eines halben Bogens oftmals gebot, dadurch nach, daß im künftigen Jahre nur alle vierzehn Tage eine Nummer aber auf einem ganzen Bogen erscheint. Die Freunde dieses Blattes werden also, was den Inhalt betrifft, nicht im geringsten verkürzt, und haben den Vortheil, sonst abgetheilte Aufsätze größtentheils auf einmal ohne Unterbrechung zu erhalten, was oft gewiß nicht wenig den Eindruck vermehrt, den der Verfasser damit beabsichtiget.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, so wie unser Bestreben dahin gehen wird, die Zahl derselben zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um dieses Blatt, das seiner heimathlichen Tendenz getreu darin kaum wo in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in seinem neunundvierzigsten Jahrgange fortzusetzen, und schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieses Blattes möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird wie bisher auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der ältern und neuern Geschichte und Sagenwelt, vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung
für Klagenfurt . . . . . 2 fl. 50 kr. Oesterreichische Währung
mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. „ „

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Versendung von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

Zeitschrift

für



In Verbindung mit mehreren Vaterlandsfreunden

herausgegeben und redigirt

von

Simon Martin Mayer.

Neun und vierzigster Jahrgang.

1859.

Klagenfurt,

gedruckt bei Johann Leon.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 1. Sonnabend, den 1. Jänner. 1859.

An der Grenze.

So muß ich denn von hinnen ziehen
Aus dir, mein liebes Heimathland!
Schon steh' ich bei den Pyramiden
Auf deiner Grenze Felsenrand.

Noch einmal darf ich mich versenken
In deines Himmels Azurblau,
Noch einmal meine Blicke weiden
An deiner Berge stolzem Bau.

Ihr Felsenthürme, Carawanken,
Die oft mein sinnend Aug' erklomm,
Ich halt' euch fest in meinem Herzen,
Wie euer Bild der Dravestrom!

Da liegen sie im holden Schmucke
Die stillen, heimathlichen Au'n,
In denen glücklich ich gewandelt —
Und nun soll ich sie nicht mehr schau'n.

Wohl ziehet mein vergang'nes Leben
In holden Bildern mir vorbei,
Doch ach, der Grenze Pyramiden
Die reißen ihren Zug entzwei!

Ihr Bergeshöh'n, ihr grüne Fluren,
So sag' ich euch denn Lebe wohl!
Ihr bleibt mir doch auf dieser Erde
Das Liebste stets von Pol zu Pol!

Gustav Bogensberger.

Prinz Eugen von Savoyen.

Unter dieser Aufschrift erschien im verflossenen Jahre ein Werk, auf welches Oesterreich stolz seyn kann, indem es seinen vorzüglichsten Feldherrn und Staatsmann auf eine Art bespricht, daß sowohl der Inhalt als die Darstellung im höchsten Grade befriedigen. Die Geschichte Eugen's ist, wie es das Titelblatt besagt und der überreiche Inhalt der Anmerkungen beweist, nach den handschriftlichen Quellen des kaiserlichen Archives von Alfred Arneth bearbeitet. Der erste Band geht von 1663 bis 1707; der zweite von 1708 bis 1718; der dritte und letzte von 1719 bis 1736; woven jeder 500 bis 600 Seiten im Großoctav enthaltet. Druck, Papier und äußerliche Ausstattung mit passenden Vignetten sind herrlich; eben so die eingeschalteten Porträts und Schlachtpläne vorzügliche Stahlstiche sind, wie beides nur aus der typographisch-literarisch-artistischen Anstalt in Wien hervorgehen konnte. Diese Ausgabe ist von unserm Landsmanne, Heinrich Hermann, in den Nummern 8 und 26 (die über den dritten Band erscheint nächstens) der „katholischen Literatur-Zeitung" vom J. 1858 auf eine Art besprochen worden, daß wir daraus eine vollkommene Uebersicht derselben gewinnen, was für deren Leser sowohl als den, welcher sie ob Kostspieligkeit (jeder Band kostet 5 fl. CM.) nicht anschaffen kann, von Vortheil und Interesse ist. In dieser Voraussetzung, und weil Prinz Eugen, wie es der Verlauf der diesfälligen Darstellung darthun wird, nicht nur als Retter und Erhalter der Monarchie, sondern in engerer Beziehung zu Kärnten für uns von besonderer Anziehungskraft ist, geben wir obige Besprechung in unserm Blatte wieder, und sind überzeugt, daß ihr Urtheil und ihre Fassung allgemein Wiederhall, und das Werk, von dem auch unsere Landeszeitung bereits Akt nahm, die verdiente Verbreitung finden wird.

„Mit patriotischer Begeisterung" beginnt unser Referent: „begrüßen wir dieses Werk, dessen Vorwurf der größte Feldherr Oesterreichs ist, aus dessen Söhnen er zwar nicht hervorgegangen, dem er aber mit der treuesten unverbrüchlichsten Anhänglichkeit ergeben war. Die Aufgabe, diesen Heros in seinem Wirken, in der Ueberwindung der mannigfaltigsten Hindernisse, in seinen Siegen, woven der größte: seine seltene Selbstverläugnung, nach den verläßlichsten Quellen der kaiserlichen Archive und den Memoiren der Zeitgenossen zu schildern, hat der Verfasser auf das Glänzendste gelöst. Der österreichischen Hausgeschichte und dem Gesammtbewußtseyn der Monarchie nicht allein wird damit Genüge gethan, sondern auch der Wissenschaft, welche man bei sich selbst beginnen soll. Statt der Choiseuls, d'Aiguillons und Vergennes wähle man die Charaktere eines Kaunitz und die lange Reihenfolge von Diplomaten unstreitiger Begabung, bis einschließlich Metternich herab zum Gegenstande der Bearbeitung. Sollte mit unserm „Prinz Eugen" nur der Anfang gemacht worden seyn, so könnte man, bei so herrlichem Muster wahrlich des erfreulichsten Fortganges um so gewisser seyn, als Form und Inhalt des Hauptwerkes und seiner Beigaben des großen Vorwurfs würdig sind. Der Verfasser rechtfertigt das Erscheinen dieses Werkes hauptsächlich aus dem Mangel einer genügenden Charakterisirung und Schilderung der großartigen Persönlichkeit des Prinzen, da man bisher fast nur seine kriegerischen Thaten erzählte, während seine Wirksamkeit als Staatsmann, sein Privatleben, der fördernde Einfluß, den er auf Kunst und Wissenschaft nahm, kaum erwähnt und nirgends auf eine einigermaßen befriedigende Weise dargestellt worden sind."

„Was am wichtigsten ist, und bereits in Deutschland verdiente Sensation gemacht hat, ist, daß der Verfasser nicht nur Mauvillon's grobe Irrthümer und Mängel beweist, sondern sich in der Lage sah, eine ganze Sammlung angeblicher Briefe Eugen's, gegen sechshundert an der Zahl, die im Jahre 1811 von einem Herrn von Sartori als „hinterlassene politische Schriften des Prinzen" herausgegeben wurden, als Fälschung zu erklären. Man wird dabei unwillkürlich an jene fingirten Briefe Eugen's erinnert, mit welchen der Betrüger Klement den König von Preußen und Polen-Sachsen zu täuschen verstand. Die Aufdeckung dieser gewaltigen literarischen Mystification ist um so wichtiger, als ein ob seines Autors allgemein accreditirtes Werk, nämlich Kausler's „Leben des Prinzen Eugen von Savoyen hauptsächlich aus militärischem Gesichtspuncte, Freiburg 1838, 2 Bände" fast einzig und allein auf diese für ächt gehaltenen Briefe basirt ist."

„Die geschichtlichen Quellen, welche von Eugen herrühren oder auf ihn Bezug haben, aus den mehreren hundert Fascikeln in dem kaiserl. Haus-, Hof- und Staatsarchive, so wie aus jenen des Kriegs- und des Hofkammer-Archives, und aus mehreren Privatarchiven herauszufinden, konnte nur dem tief in die Zeitgeschichte eingeweihten, jahrelang nur mit dieser Monographie sich befassenden patriotischen Historiker gelingen, welcher die Mühe und Kosten nicht scheute, selbst in London aus den Gesandtschaftsberichten Auszüge zu machen. Aber es ist auch richtig, daß, wie der Verfasser sagt, sowohl das Interesse Oesterreich's als seine Ehre geboten, endlich ein wissenschaftliches Unternehmen zu vollbringen, welches das Leben, die Thaten und die Schicksale des größten Mannes, der jemals zu seinem Wohle gewirkt hat, darstellt und den bisher doch kein Werk von Erz oder Stein — abgesehen von seinen eigenen — verherrlicht."

„Die Herkunft und Jugendgeschichte Eugen's ist kurz aber mit sichern und kräftigen Zügen gezeichnet. Am Hofe Ludwig's XIV., der mit dem Nimbus der Vergötterung umgeben als der moderne Jupiter Reiche wie Frauenherzen zu erobern und zu beherrschen sich berufen fühlte, war auch Eugen's Mutter, die Gemahlin des zweitgebornen Prinzen von Savoyen, Eugen Moriz, Grafen von Soissons, die schöne Olympia Mancini, des Cardinals und Ministers Mazarin Nichte, ausersehen, das Opfer seiner Leidenschaft zu werden. Die Ungunst des Königs, die Beide verfolgte, traf auch ihren jüngsten Sprößling Eugen, den König Ludwig im geistlichen Stande versorgen wollte. All' das erlittene Mißgeschick der Eltern und die Art, womit seine Bitte um Aufnahme in das königliche Heer zurückgewiesen wurde, pflanzten in das jugendliche Herz des reichbegabten feurigen Prinzen jenen Groll gegen den Unterdrücker, der sich ihm bis zum unverrückten Entschlusse, Frankreich zu verlassen und nur mit den Waffen in der Hand es wieder zu betreten, einprägte. An den Wiener Hof leitete ihn vorzüglich die gute Aufnahme, die sein älterer Bruder Ludwig Julius daselbst gefunden, dem Kaiser Leopold I. ein Regiment verlieh. Dieser war einer der Ersten bei dem Anzuge des Großveziers Kara Mustafa zur Belagerung von Wien um 7. Juli 1683 im rühmlichen Gefechte von Petronell gefallen. Sein Tod schien im jüngern Bruder den Heldengeist erst recht zu entflammen. Er kämpfte bei dem siegreichen Entsatze vor Wien und war Zeuge seiner Rettung. Hier fand der Verfasser Gelegenheit, das so oft wiederkehrende Vorurtheil zu bekämpfen, als habe der Polenkönig Sobiesky rein aus großmüthiger Selbstaufopferung sich Oesterreich's Sache hingegeben; ihm gebühre die Palme des Sieges, dem Kaiser aber der gerechte Tadel, daß er seinen Retter mit kaltem Ceremoniel empfangen. Arneth macht aus der Zeitgeschichte und aus den unverdächtigen Relationen des venetianischen Botschafters geltend, daß Leopold um so weniger geneigt war, seine Tochter die Erzherzogin Antonia, Sobiesky's ältestem Sohne Jakob, als Preis der Hülfeleistung zu geben, da des Königs chevaleresker aber unstäter Sinn, seine Hinneigung zu Frankreich, die Verbindung mit den ungarischen Malcontenten und die Abhängigkeit von seiner Gemahlin, einer Französin wenig vornehmer Herkunft, gewichtig in die gegentheilige Wagschale fielen. Bei Leopold's mit Grund feindseliger Stimmung gegen Frankreich und seinem angewohnt ernsten Wesen mußte daher sein Benehmen gegen jenes des feurigen Sobiesky abstoßend erscheinen, dem er immerhin doch den ersten fröhlichen Einzug mit seiner Siegerschaar in Wien gegönnt habe. Uebrigens rettete Sobiesky bei Wien auch Polen, welches die Tartaren 1667 und die Türken 1672 und 1675 blutig heimgesucht hatten. Wir glauben diese Ansicht des Verfassers um so mehr betonen zu müssen, als die gegentheilige auch in den neuesten Geschichtswerken wieder auftaucht."

„Unter Herzog Karl von Lothringen und Markgraf Ludwig von Baden nahm Eugen an den nachfolgenden Heereszügen nach Ungarn den lebhaftesten Antheil; er sah eine Veste nach der andern, auch das so oft vergeblich belagerte Ofen fallen, und befehligte seine Reiterbrigade in dem Treffen, welches gewonnen werden mußte; um dessen Entsatz zu vereiteln, mit unvergleichlichem Muthe und ruhiger Besonnenheit. Beim Wiederausbruche des Krieges gegen Frankreich übernahm er den eben so problematischen als gefahrvollen Auftrag, den Herzog Viktor von Savoyen für die Sache des Kaisers zu gewinnen, und als es ihm geglückt, war er es, welcher das savoy'sche Heer im Kampfe gegen den ausgezeichneten General Catinat vor einer gänzlichen Niederlage rettete. Eugen rückte bis zum Feldmarschall vor, aber das half ihn wenig, indem er zu Turin gegenüber dem wankelmüthigen, ja perfiden Herzog den verschlagenen Diplomaten bei fortwährender äußerster Geldnoth mit seinen wenigen kaiserlichen Truppen oft in einer wahrhaft verzweifelten Lage sich befand, aus welcher nur Eugen's Standhaftigkeit und nie ermüdete Gabe, sich in Wien Geltung zu verschaffen, rettete. Meisterhaft sind hiebei des Verfassers Skizzen über Oesterreich's Staatsmänner: Königsegg, Strattmann, Kinsky, Carafa und Caprara."

„Mit dem erklärten Abfall des Herzogs von Savoyen im Jahre 1696 hatte Eugen's schwerster Dienst, der in Italien geendet. Er erhielt das Kommando in Ungarn und gewann die Entscheidungsschlacht bei Zenta. Wir übergehen die immerhin höchst interessanten hier mit vielen neuen Beigaben aufgeführten Einzelnheiten dieses Feldzuges, sind jedoch dem Verfasser zum besondern Danke verbunden, daß er die so oft auch von tongebenden österreichischen Schriftstellern wiedergekäute Fabel (Anm. 24, Cap. V) neuerdings widerlegt, als habe Eugen, weil er gegen den Befehl des Hofkriegsrathes, namentlich Caprara's, gehandelt, in Wien zum Lohne seines Sieges eine unwürdige Behandlung erfahren. Die folgenden Kapitel behandeln die Friedensverhandlungen von Karlowitz und die dabei intervenirenden Persönlichkeiten, Eugen's Rückkunft nach Wien, die Erbauung des Belvedere's und den darauf Eingangs des achtzehnten Jahrhundertes ausgebrochenen spanischen Erbfolgekrieg. Wollten wir dem Zuge unseres Gemüthes, welches uns an Oesterreich's Sache, an Eugen's Siegeswagen fesselt, folgen, so würden wir uns weit über den beschränkten Raum dieses Blattes verirren; es sey genug zu sagen, daß in die Periode von 1700 bis 1707 der Sieg bei Hochstädt und der Entsatz von Turin fallen, welcher erstere

Oesterreich und Deutschland, letzterer Italien rettete. Bei beiden ist Eugen's Feldherrntalent, die so seltene Bescheidenheit und Selbstüberwindung gegenüber Malborough, Ludwig von Baden und dem von ihm wieder gewonnenen Herzog von Savoyen zu bewundern. So wie Eugen zu ersterem Siege sich mit dem von den Niederlanden herbeiziehenden Malborough zu vereinigen, des Markgrafen Unthätigkeit und Mißstimmung zu beseitigen, und ihn bei Hof auf das edelmüthigste zu entschuldigen verstand, machte er zu Turin's Entsatz über die Tiroler Alpen und den Po, im Rücken der feindlichen Armee eine Diversion, und wußte die weit stärkern Belagerer von Turin auf eine Weise zu übervortheilen und zu schlagen, die seinen Ruhm neben den eines Hannibal und Cäsar stellt."

„Unser Autor hat in Beschreibung dieser kriegerischen Operationen, ohne in militärische Details und Aufführung der Ordre's de Bataille einzugehen, eine klare Uebersicht und eine Richtigkeit in strategischer wie taktischer Darstellung behauptet, welche Soldaten wie Laien im hohen Grade befriedigen muß. Wo möglich noch heimischer fühlt er sich in Schilderung des Wiener Hofes, seines Ministeriums und der vorzüglichsten Diener des Kaisers, sowohl unter Leopold als Joseph I., wodurch wir für Oesterreich's neuere Geschichte eine unschätzbare Vorarbeit gewinnen."

„Der erste Band endet mit Eugen's Ernennung zum Generalgouverneur von Mailand. Während aber nach kaum niedergelegter gleicher Würde der Heldenmarschall Radetzky hingebettet auf seine Lorbeern an dem äußersten Grenzpuncte des Lebens, der dem Sterblichen gesetzt ist, im Hochgenusse des von ihm Errungenen dahin ging, trübten den Lebensabend Eugen's, der zwar älter geworden war, als man bei seiner schwachen körperlichen Beschaffenheit es vermuthen konnte, der wenig glückliche Gang des wegen der polnischen Königswahl geführten Krieges und die düstere Aussicht auf Karl's VI. Absterben bei fehlender männlicher Nachkommenschaft. Dieses zu erzählen ist dem dritten Bande vorbehalten. Nur so viel sey hier noch zu bemerken gestattet, daß der verdiente Biograph des großen Stahremberg in diesem neuen Werke sich selbst übertrifft und den ersten Historikern Oesterreich's sich zugesellt. Er steht in Erfassung und Bewältigung des Stoffes wie in der Kunst der Darstellung auf der Höhe der Geschichtswissenschaft, und verleiht seinem Werke durch die edle Wärme des Patriotismus die tiefste sittliche Weihe!" —

„Der zweite Band beginnt mit dem Rückblick auf das Jahr 1707, indem sich die Sachen ungünstig gestaltet hatten. Ungarn kam größtentheils in die Hände der Insurgenten, am Rhein und an der Schelde ging es mehr rück- als vorwärts; selbst Eugen's Angriff auf Toulon, wie er es vorausgesehen, mißglückte, und in Spanien stand für den jungen Karl nach dem Unglückstage von Almanza alles auf dem Spiele. Aller Augen waren daher in dieser Noth auf den Helden von Zenta, Hochstädt und Turin gerichtet: durch ihn hoffte man, wie vordem Ungarn, Deutschland und Italien, so nun auch Spanien zu retten. Doch um das Ferne zu bewahren, hätte man das eigene Haus aufgegeben, mit Eugen's Entfernung wäre des Kaisers Rath in Partheiungen zerfallen (6). Eugen blieb, und dort ersetzte ihn Stahremberg. Es galt nun, die deutschen Fürsten, da in der Coalition damals durch das Triumvirat: Eugen, Malborough und Heinsius noch Einheit herrschte, zur gemeinschaftlichen Mitwirkung zu bringen und am kaiserlichen Hofe die widerstreitenden Elemente zu einem kräftigen Entschlusse zu vereinen. Die Art und Weise, wie wir hier Eugen diese doppelte Aufgabe lösen sehen, nimmt um so mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, als wir in den bisherigen Geschichtswerken nur den Hergang der Staats- und Kriegsaction, nicht ihre geheimen Triebfedern, nicht das Ineinandergreifen der bewegenden Kräfte zu sehen gewohnt waren. Wir sind daher ganz einverstanden, wenn sich der Autor in Schilderung der folgenden Kriegsoperationen, dem Treffen bei Oudenarde, der Eroberung von Lille, Gent und Brügge in keine militärischen Details einläßt, sondern besonders darauf aufmerksam macht, was dabei von beiden Seiten in die Wagschale fiel, und wie Eugen als die Seele des vielgegliederten aber noch compakten Körpers die Unternehmungen der Alliirten beherrschte. Ein Gleiches geschieht mit dem Feldzuge des Jahres 1709, wo Eugen und Malborough gegen die vorzüglichsten Heerführer der Franzosen Villars und Boufflers kämpften. Der blutige Sieg von Malplaquet, die Einnahme von Tournay und Mons, die ungeheure Noth, welche im Winter, von 1709 Frankreich heimsuchte (Ranke's franz. Gesch. 4 Bde. S. 252) hatten den Hof von Versailles erschüttert, in Wien, nach dem Ausscheiden des Obersthofmeisters Fürsten Salm, der gutgesinnte kräftige Graf Wratislaw, dessen Correspondenz Herr Arneth im „Archiv für österr. Geschichtsquellen" kürzlich veröffentlichte, die Oberhand gewonnen, eine aus den befähigtesten Köpfen zusammengesetzte Conferenz war an das Staatsruder gesetzt, und nur eins blieb noch (101) zu überwinden, die Geldnoth, da bei Kaiser Joseph's ungemessener Neigung zum Geben die Begehrlichkeit Einzelner unersättlich war. Doch dieser letzte Punkt hätte bei dem Verharren England's und Holland's als der Geldmächte in ihrer bisherigen Anschauungsweise wenig gezählt, wenn nicht gerade hier Frankreich die erste, so folgenreiche Kluft für sich geöffnet hätte. Ludwig XIV. hatte seinen Minister Torcy nach dem Haag gesendet, und für Oesterreich außer Spanien und Indien noch Mailand aus Spaniens Erbe angetragen. Die Verbündeten, verharrend bei dessen gänzlicher Herausgabe, verwarfen Frankreich's Anerbietungen; während jedoch dieses officiell geschah, dauerte die geheime Verbindung des Königs von Frankreich mit der Friedensparthei in Holland unablässig fort. Eugen's Meinung war (103), daß, wenn die sämmtlichen Verbündeten unerschütterlich verharrten, Frankreich dennoch sich werde bequemen müssen. Da er jedoch sah, daß die Friedensparthei immer zahlreicher, Marlborough's Gegner in England immer mächtiger wurden, hatte er keinen Hehl, daß eine Nachgiebigkeit vortheilhafter sey, als die Unzuverlässigkeit der Allianz. Was indessen Frankreich zum Aeußersten trieb, war der IV. Artikel der Präliminarien, wornach Ludwig sich verpflichten sollte, seinen Enkel, würde er sich zur Abtretung von Spanien nicht herbeilassen, mit den Verbündeten dazu zu zwingen. Das deutsche Reich, meinten die Holländer, sollte mit der Rückstellung von Straßburg zufrieden seyn, da es, während Holland über 40 Millionen hergegeben, kaum eine halbe Million jährlich zur Kriegscasse habe beitragen wollen. Unter solchen Widersprüchen und bei so mannigfaltigen Interessen konnte der Friede nicht zu Stande kommen. Die Wage schlug um, und was man damals anzunehmen sich geweigert hatte, mußte man nachhin in seinen Resten mühsam aufzulesen sich bequemen. Merkwürdig ist, was Arneth (112) über den Vorschlag Eugen's zu einem Bündnisse mit Frankreich, über die projektirte Vermählung der Erzherzogin Magdalena mit dem Czar Peter I., über die Bemühung Eugen's am Berliner-Hof, über die Pacifikation Ungarns aus eben jenen unverdächtigen überall genau angeführten Quellen erzählt, aus denen er sein übriges Geschichtswerk schöpfte."

„Das Kriegsjahr 1710 gestaltete sich nicht glücklich für Frankreich; in Spanien errang Stahremberg neue Erfolge, so daß Ludwig XIV. bei den Verhandlungen zu Gertruydenburg

noch einmal die Saiten sehr herabstimmte, und nur die Bedingung der Vertreibung seines Enkels aus Spanien (130) der wunde Fleck blieb, der ihm so sehr schmerzte, daß er dem hartnäckigen Bestehen der Verbündeten darauf, obwohl auch Oesterreich zur Nachgiebigkeit bestimmt war, durch die Abberufung seiner Bevollmächtigten antwortete. Eugen hatte geglaubt, in dieser Beharrlichkeit eine feste Stütze für weitere Operationen zu finden, doch die Ergebnisse entsprachen den Erwartungen nicht, und was das Schlimmste, es kam böse Kunde aus Spanien über Stahrembergs Rückzug, die noch schlimmere über Marlboroughs und der mit ihm verbündeten Whigs Ungnade am Hofe zu Windsor. Daraus erklärt sich, sagt der Autor (141), der sonst schwer begreifliche Widerspruch, wie Eugen über den Abbruch jener Friedensverhandlungen frohlocken, zu gleicher Zeit von jenen Vorfällen in England die düsterste Meinung hegen, und darin die Vorboten der schlimmsten Ereignisse sehen konnte. War die Einigkeit der Verbündeten, aus dem ersten Umstande entnommen, die Bürgschaft sicherer Erfolge, so verlor durch den andern jede bessere Hoffnung ihren Boden. Es schien daher Eugen sowohl aus Staatsrücksichten, als aus eigener Ehrenhaftigkeit geboten (152), seinen unglücklichen Freund und dessen Parthei mit allen nur zu Gebote stehenden Mitteln zu unterstützen."

„Der Tod Kaiser Joseph's I. war unter diesen Verhältnissen das unglücklichste Ereigniß, da alle habsburgischen Besitzungen und Ansprüche auf den nun einzigen Erben König Karl von Spanien übergingen, und die Befürchtungen vor einer Universalmonarchie das Schreckbild waren, welches die Feinde und untreu gewordenen Freunde Oesterreich's aufstellten. Eugen's Thätigkeit, den hereinbrechenden Sturm zu beschwören, Karl VI. zur Rückkehr nach Deutschland zu vermögen, ihm dessen Krone zuzusichern, die Streitkräfte der Coalition, so lange nur möglich, gegen Frankreich beisammen zu halten, und selbst in England und Holland, welche beide noch als die alten Erbfeinde Frankreich's zuerst dem Kaiser die Hand geboten hatten, die alten Sympathien wieder anzufachen, schildert uns Arneth in dem 8. und 9. Capitel seines Buches mit einer so eingehenden Ausführlichkeit, Tiefe und Lebendigkeit, daß sie eine der schönsten Parthien seines Werkes bildet, und um so mehr Bewunderung verdient, als der Stoff wegen des Gewebes von Intriguen und wegen der Treulosigkeit und Zweideutigkeit des englischen Cabinetes, wahrhaft widerlich ist. Letzteres entblödete sich nicht, Eugen Furcht vor persönlichen Beleidigungen durch das Londoner Volk einflößen zu wollen, während er von demselben, da er, über alles dieses erhaben, in London seine Anhänglichkeit für Malborough ungescheut darlegte, nur Beweise der Hochachtung empfing. Selbst seinen Gegnern wußte Eugen diese Achtung abzugewinnen, Beweis dessen, daß ihm der Großschatzmeister, Graf von Oxford, trotz der bereits in Utrecht zwischen den Seemächten und Ludwig XIV. im vollen Gange begriffenen Unterhandlungen insgeheim den Vorschlag machte, Mailand und Piemont sollte der Kaiser erhalten, die Niederlande mit dem Kurfürsten von Baiern theilen, Victor Amadeus Spanien, und König Philipp Neapel und Sicilien in Besitz nehmen. Oesterreich hätte sich dadurch sowohl in Deutschland als Italien abgerundet; doch was waren diese Anträge, die selbst noch nach einem Jahrhunderte als höchst vortheilhaft sich herausstellten, bei dem Sinne Karl VI., dem nur Spanien, der Gegenstand seiner Sehnsucht, Alles galt!"

„Noch dauerten im Jahre 1712 die Feindseligkeiten in den Niederlanden, am Rheine und in Spanien fort, als der, nach Marlborough's Abrufung mit dem Commando der englischen Truppen betraute Lord Albemarle mit den Holländern bei Denain eine vollständige Niederlage erlitt, während Eugen in allen seinen Operationen durch die Widersprüche der bei der Armee anwesenden holländischen Deputirten sich wie gebunden fand. Es war mehr als Mannesmuth und Engelsgeduld nothwendig, um da noch auszuhalten. Noch verzweifelte Eugen nicht an dem Erfolge, wenn er nur Geldmittel gehabt hätte, die deutschen Soldtruppen zu erhalten; so sehr fiel seine Kriegskenntniß und das Vertrauen der Truppen auf ihn in die Wagschale, daß selbst die abziehenden Engländer (247) unbeschreibliche Aufregung und kaum bezwingbaren Unwillen über die Trennung von einem Heerführer, der sie zu solchen Siegen führte, an den Tag legten. Unter diesen Umständen war in den Niederlanden kein Bleiben mehr. Eugen suchte mit dem Rest seiner Streitkräfte Deutschland zu decken, konnte es aber nicht verhindern, daß im Jahre 1713, nachdem am 11. April der Friede zwischen Frankreich und den Alliiten mit Ausnahme des Kaisers und der süddeutschen Fürsten zu Utrecht abgeschlossen worden, und die ganze französische Macht nun unter Villars am Rhein verfügbar war, Landau und Freiburg fielen."

„Der Kaiser hatte leider in dieser Prüfungszeit durch des Grafen Wratislaw's frühen Tod seinen besten Rath, sowie Eugen seinen treuesten Freund verloren. Daß Eugen aus Feindschaft wider Frankreich (277 u. 308) auch noch zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich gerathen habe, sagt Arneth, ist zwar oft wiederholt worden, aber dennoch ein völliger Irrthum; es war die spanische Umgebung des Kaisers und seine persönliche Neigung, an welcher die zum Frieden stimmenden Rathschläge scheiterten. Eugen hatte indessen (309) ganz recht, wenn er versicherte, daß Frankreich nicht weniger den Frieden wünsche, als er im Interesse des Kaisers gelegen sey, nur solle es nicht scheinen, als ob letztere ihn gesucht. Es liege vor Allem daran, daß des Kaisers Ehre und Ansehen nicht leide, es vom deutschen Reiche nicht übel gedeutet werde, daß man ohne dessen Beiziehung zu einer Zusammentretung sich herbeilasse, und andererseits den Kaiser nicht anklage, er wolle den Frieden verhindern. Eugen und Villars, die würdigsten Gegner im Felde, verhandelten also in Rastadt allein den Frieden. Man denke nur, wohin es geführt, hätte man die Verhandlung vom Reiche, wie einst zu Münster beschickt! — Im höchsten Grade interessant ist es, zu erfahren, wie Eugen den französischen Hochmuth und die Eitelkeit seines Mitpaciscenten zu überwinden, und bei den schlimmen Stand der Sachen noch das Bestmöglichste zu erringen wußte. Die Resultate (340) der unberechenbaren Opfer, welche dieser erbitterte Kampf gekostet, waren keine andern, als solche, die wahrscheinlich ohne allen Streit und vor Beginn des Krieges auf dem Wege friedlicher Unterhandlung gleichfalls hätten erreicht werden können. Es hat nicht an Stimmen sogar unter den Deutschen gefehlt welche ihrer Manier: alles was vom Kaiserhause ausging, mit Erbitterung zu tadeln, treu bleibend, demselben die Schuld zuschreiben wollten, daß das deutsche Reich im Rastadter Frieden keine besseren Bedingungen erhielt. Man lese die Darstellung Arneth's (341) über Deutschlands Zustände und urtheile, ob es anders kommen konnte. Wir wollen den schon veralteten Struve und den immer sich verjüngenden Menzel in ihren deutschen Reichsgeschichten hierin übergehen, und an das Geständniß Ranke's, (französische Geschichte, 4. Bd. 288) uns halten: „An sich war es für Kaiser und Reich unendlich schwer," schreibt er: „getrennt von Holland und England den wieder siegreichen Heeren der Franzosen zu widerstehen, doch wäre es wohl möglich gewesen, wären nicht zu gleicher Zeit

die mächtigsten und streitbarsten Reichsfürsten im Norden und Osten durch den schwedischen Krieg beschäftiget werden. Indem die Deutschen auf der einen Seite Stettin von Schweden loszureißen suchten, verloren sie auf der andern Landau und Freiburg an die Franzosen." — Alle europäischen Verhältnisse wirkten zusammen, um den Frieden auf die vorgelegten Bedingungen unvermeidlich zu machen. Nur eines findet Arneth tief zu bedauern, daß damals (344) der Austausch Baierns mit den Niederlanden, der so viele Uebel verhütet hätte, nicht vor sich ging. In Rastadt ließ sich dieses nicht verwirklichen, was man damals in Wien mit Nachdruck zu betreiben unterließ, war nachhin, als man es wollte, unausführbar."

„Auf gleiche Art, wie der Verfasser uns eine möglichst klare Einsicht in die Unterhandlungen zu verschaffen weiß, schreckt er nicht zurück, im 14. Capitel das treue Spiegelbild des Hofes Karl VI. zu enthüllen. Wir sehen alle die Persönlichkeiten des sogenannten spanischen Rathes, welcher die aus dem spanischen Erbe erworbenen Länder ausschließlich zu beherrschen und auszubeuten sich befugt fühlte, und daher auch am meisten gegen die Hintangabe der Niederlande war."

„Diese Spanier hatten sich ganz des so milden und wohlwollenden Gemüthes des Kaisers, der seine Jugendjahre mit und unter ihnen durchlebt, bemächtiget und es seinem Geburtslande entfremdet. Es schien sich zu wiederholen, was schon bei Kaiser Ferdinand I. vielfach der Fall war, daher wendet man bei dem wiederausbrechenden Türkenkriege den Blick von diesem trüben Gemälde gerne ab, um Eugen, dem mehr als Jemand jene Mißverhältnisse zu Herzen gingen, wieder an der Spitze des Heeres zu sehen, mit dem er den Sieg bei Peterwardein und den noch herrlicheren von Belgrad erfocht *), in deren Folge der Friede zu Passarowitz dem österreichischen Gebiete gegen Südosten eine Ausdehnung gab, wie es sie nun und seitdem nimmer haben sollte."

„Bei diesen großartigen und streng quellenmäßigen Schilderungen verliert unsere Biographie den eigentlichen Gegenstand, welcher noch jetzt und in kommenden Zeiten jedem Deutschen, jedem Oesterreicher der Gegenstand tiefster Bewunderung ist und seyn wird, nie aus den Augen. Als Staatsmann, wie als Feldherr, als Mensch, Freund und Staatsdiener steht er unvergleichlich durch Einsicht, Leidenschaftslosigkeit, männlichen Muth, unzerstörbare Ruhe und treueste Anhänglichkeit da; und ehe wir am Schlusse dieses zweiten Bandes von ihm scheiden, erblicken wir ihn, den Türkenbesieger, den Retter der Christenheit, im Glanze einer Glorie, wie sie das dankbare Abendland seit Jahrhunderten keinem zuerkannt hatte."

(Der Beschluß folgt.)

*) Wie wir im zweiten Bande „des Handbuches der Geschichte Kärntens von Heinrich Hermann", Seite 194 (Anmerkung) lesen, wurde unser Landesregiment Nr. 26 bei Ausbruch des Türkenkrieges von Wilhelm Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, k. k. Generalen errichtet, und zeichnete sich in der von Eugen vor Belgrad am 16. August 1717 dem Großvezier gelieferten siegreichen Schlacht vortheilhaft aus. Die detaillirte Relation liegt uns freilich nicht vor, aber so viel ist gewiß, daß Prinz Eugen bereits das folgende Jahr als k. k. Generalissimus, wie wir es im kärntnerisch-ständischen Verzeichnisse lesen, sammt seinem Neffen Emanuel unter die Stände Kärntens aufgenommen, und so als Herr und Landmann auf der Fürstenbank immatrikulirt wurde. Als Generalissimus, Hofkriegsraths-Präsident sowohl wie in letzter Eigenschaft stand er mit den Ständen Kärntens im fortwährenden Verkehr; und wie viel er auf das brave Regiment hielt, beweiset, daß, als im Jahre 1719 auf seinen Befehl zwölf der bravsten Regimenter der kaiserl. Armee erlesen wurden, um zu Schiffe nach Sicilien gegen die Spanier geschickt zu werden, unser Regiment sich darunter befand, und in der Relation über die Schlacht bei Francovilla ehrenvoll genannt wird.

Der Christbaum.

Das Knäblein hüpft! Wie füllt die Wände
Der Lichtlein Glanz vom Weihnachtsbaum!
Und munter klatscht es in die Hände,
Und lächelt selig wie im Traum.
Wie prächtig funkeln all' die Gaben,
Die ihm Christkindlein heut beschert;
Geduld! Du sollst ja alle haben:
Kanone, Reiter und das Pferd!

„Du blühst zu schön, o meine Rose,
Zu hoch, mir unerreichbar fern!"
Der Jüngling spricht's der hoffnungslose,
Vergeht vor ihres Auges Stern.
Da fühlt das Röschen ein Erbarmen,
Sinkt ihm an's Herz nach Mädchenbrauch:
Es wird dem übersel'gen Armen
Zum Weihnachtsbaum ein Rosenstrauch!

Der Mann, er fühlt, daß er dem Ruhme,
Nicht mehr der Liebe opfern soll,
Wie dir sich Daphne's holde Blume
In Lorber wandelte, Apoll!
Er möcht' sein Haupt dem Kranze neigen,
Da sieht er, wie im Fiebertraum,
Beschattet es von seinen Zweigen:
Der Lorber wird ihm Weihnachtsbaum!

Und wie es einst dem Kind ergangen,
Siehst du den Greis gar munter steh'n;
Die Aepflein sind der Enkel Wangen,
Um die so goldne Locken weh'n!
Die schwere Last droht fast zu fallen,
Der mürbe Baum erträgt sie kaum:
Dem Greis wird mit den Zweiglein allen
Sein eig'ner Stamm der Weihnachtsbaum!

Gmunden, 24. Dezember 1858.

Friedrich Marx.

Aus meinem Tagebuche.

Am Malnitzsee.

Es war ein warmer Augustmorgen, als wir in dem freundlichen Alpendörfchen Malnitz auf Saumpferde warteten, die uns über den Malnitztauern ins jenseitige Naßfeld und bis ins Wildbad Gastein tragen sollten, und die erst nach zwei Stunden in Aussicht gestellt wurden, als ich zur Benützung dieses Zeitraumes meinen Begleiter den Vorschlag machte, indessen den eine kleine Stunde ent-

fernten Malnitzsee zu besuchen, der schon früher einmal einen besondern, unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht hatte. Anfangs im Gespräche und dann schweigend wanderten wir nebeneinander auf dem mäßig aufsteigenden Pfade fort. Immer mächtiger stiegen die Tauernriesen zu beiden Seiten empor. Außer dem Rauschen des Baches, der dem Malnitzsee als seiner Wiege enteilt, umgab uns eine feierliche Stille, nur einmal von dem eintönigen Gekrächze eines Lämmergeiers unterbrochen. So gelangten wir nach einer kurzen Stunde zum dunkelgrünen Spiegel des Sees. Nur am Ausfluße des Baches kreiselten sich die Wasser, sonst spiegelte sich ruhig der cyanenblaue Himmel in der Krystallfläche desselben. Forellen und Salblinge durchzogen nach allen Richtungen ihr kaltes Reich und gaben mir Anlaß, den Freund aus seinem starren Hinblicken in den Alpensee zu wecken, das einen tieferen Grund als das Betrachten der Natur haben mochte. Die Zeit forderte unsere Rückkehr, und über mein bescheidenes Forschen, was wohl der Grund seines Schweigens und seines so starren Hineinblickens in den See wäre, theilte er mir Folgendes mit:

„Einen Freund zu besuchen und zu begrüßen, der sich in einer ferneren Villa seit einigen Tagen zur Erholung aufhielt, ging ich dahin. Ich durchwanderte blumige Wiesen, die, zum Theile schon gemäht, balsamisches Aroma verbreiteten, überstieg einige sanft ansteigende Hügel, und trat nach einer Zeit in die Villa, welche aber leider mein Freund auf mehrere Tage zu einer Bergparthie verlassen hatte. Nach einer kurzen Ruhe entschloß ich mich zur Rückkehr, um noch vor Einbruch der Nacht in meine Wohnung zu kommen. Als ich aus dem Hausthore trat, nahte sich mir ein freundliches Mädchen, mit grünblonden Haaren, das in einem lichtblauen Kleide der Landestracht ganz fremd war, und bot sich mir als Führerin auf einem weit kürzeren Wege nach dem Orte meines Aufenthaltes an. Der Antrag war so freundlich, ihr Blick wie bittend und eine volle Uneigennützigkeit verrathend, daß ich den Antrag, ohne unhöflich zu seyn, nicht zurückweisen konnte. Gleich einer Sylphide schwebte das Mädchen vor mir her; durch schattige Waldwege und an duftenden Wiesenrainen ging es so eine Weile ohne die mindeste Zwiesprache fort. Die Sonne war bereits hinter die Alpen hinabgesunken, die Kalkwände der fernen Bergriesen erhellten durch ihr Alpenglühen die eintretende Dämmerung, als auf einmal die Wegweiserin verschwand. Ich befand mich auf einem Scheidewege: Rechts hemmte ein hohes Gitterthor, aus den Zweigen der immergrünen Lärchenbäume gewunden, den hinter demselben fortlaufenden Fußsteig, — Links lud ein Rasenweg längs eines großen Weihers mich auf seinem weichen Pfade ein. Beim Entschlusse, das Gitterthor zu öffnen, erscholl aus den sich kräuselnden Wellen eine schmeichelnde weibliche Stimme: Hinter dem Thore hause ein Bullenbeißer, der jeden Wanderer mit grimmigem Gebell erschrecke und zur Rückkehr veranlasse. — Mich dem Schalle dieser warnenden Stimme zuwendend, tauchte in ziemlicher Ferne aus dem Wasser ein bärtiger Männerkopf mit langen struppigen Schilfhaaren auf, der aber schnell wieder in den Wellen verschwand, die über ihn einen langsam sich verlierenden Trichter bildeten. Mir nun im Rücken ertönte eine andere Stimme, die mich über den schlimmen Thorwächter beruhigte. Nun begann in mir der Zweifel, welchen Weg, deren mir beide unbekannt waren, ich einschlagen sollte. Der Wellen geheimnißvolle lockende Töne, der Wiederschein der im Alpenglühen prangenden Hochalpen in dem sanft bewegten Wasserspiegel wirkten mächtig auf den Unentschlossenen — da fühlte ich mich auf einmal von schmeichelnden Armen umschlungen, die sich mit einem reizenden Mädchenantlitze aus den Wellen erhoben — schwindelnd sank ich in die schäumenden Wasser und hörte nur noch die Worte: „Mit diesem Brautkuß weihe ich dich zum Gatten und Mitherrscher über einen Theil jenes großen Wasserreiches, das mit seinem Krystallgürtel die ganze Erde umspannt!" — und da erwachte ich."

Dieser erzählte Traum meines Freundes erinnerte mich an Göthe's „Fischer" und das nach diesem Gedichte mit großem Genie vollendete Bild des für uns jetzt verschollenen Kunstmalers Heinrich Hanson, die aber beide dem Träumer unbekannt schienen.

J. P.

Die Burg Rabenstein im Lavantthale.

Sage.

Auf hohem Fels, da stehet
 Ein altes Ritterschloß,
Von seiner frühern Stärke
 Sieht man jetzt Trümmer bloß.

Dort haus'te einst vor Jahren
 Ein wilder Rittersmann,
Sein Sprüchlein war: der Rabe
 Frißt, was er finden kann.

Und wie ein Rabe zog er
 Auch stets nach Beute aus,
Und führte bald ein Mägdlein,
 Bald Gut und Geld nach Haus.

In schwelgerischer Weise
 Bracht' er sein Leben zu,
Im wildentbrannten Herzen
 War weder Rast noch Ruh. —

Da lugt er eines Tages
 Von seiner Warte hin,
Um wieder zu erspähen,
 Wo reiche Güter zieh'n.

Als plötzlich ein Gekrächze
 Von Raben ihn umschwirrt,
Und ihm all seine Sinne
 Mit Einmal ganz verwirrt.

Betäubt fiel er kopfüber
 Hinab mit wildem Fluch,
Wo er zur Speis' den Raben
 Gedient nach seinem Spruch.

Und gleich darauf entfloh auch
 Ein Jeder aus dem Schloß,
In dessen grausen Trümmern
 Nun horsten Raben bloß.

S. W. Schießler.

Ueber unser Theater.

Wenn wir über „unser Theater" ein Urtheil abgeben wollen, so müssen wir nicht nur zum vorhinein darauf verzichten, so sehr es uns auch am Herzen läge, die leider an Stärke und Zahl zunehmenden Gebrechen unseres deutschen Theaterwesens überhaupt, eingehend schildern zu wollen, sondern wir müssen auch sogar vorsichtig darauf Bedacht nehmen, inwiefern die Mängel „unseres Klagenfurter-Theaters" allgemeine oder doch dadurch bedingte sind. Wir verkennen oder unterschätzen die Bedeutung des Theaters weder im allgemeinen, noch besonders für unsere kleine Stadt; aber während wir einerseits glauben, daß ihm neben der allgemein werdenden Gleichgültigkeit gegen dasselbe nichts so sehr schaden kann, als offenbar von Nebenabsichten geleitete um die Wahrheit herumschleichende Berichte, wie wir sie in der Theaterzeitung lasen, wissen wir doch anderseits, daß eine scharfe rücksichtslose Kritik nur dann nützen kann, wenn sie Mängel rügt, die verbessert werden können. Wir müssen daher in unserm, freilich strenge von den Gesetzen der Kunst und Wahrheit geleiteten, Urtheile immer noch auf unsern localen Standpunct stehen bleiben und das, wie es war, zur Richtschnur nehmen in der Beurtheilung dessen, wie es ist und seyn kann.

Herrn Calliano's vorjährige Unternehmung wurde in diesem Blatte schonungslos verurtheilt; wir wollen es nicht verkennen, daß er bemüht war, durch bessere Mitglieder die Elemente für eine bessere zu sammeln und — wäre nicht die Lücke einer muntern jugendlichen Liebhaberin unausgefüllt geblieben, so wäre mit Grund nur wenig gegen die neue Zusammenstellung zu sagen; wir wollen nur einiges andeuten.

Der Frau Maurer larmoyante Declamation paßt wenig für ihre nach gar zu geläufiger Schablone geschnittenen Heldinen, ist aber auch ihren Liebhaberinen eben so wenig zusagend, wie ihre nur für ersterr geeignete Gestalt. Frau Wild spielt gute und schlimme Mütter immer sehr effectvoll, meist auch mit ganz klarer bestimmter Zeichnung; weniger gelingen ihr Anstandsdamen. Fräulein Lochner, unsere immer gerne gesehene Landsmännin, gibt naive und muntere Liebhaberinen mit entschiedenem Talente, in das Gebirth der sentimentalen oder gar tragischen möge sie nicht hinübergreifen und bedenken, daß ein gutes Deutsch nicht in Aneignung norddeutscher Dialecte besteht. Frau Behringer, die voriges Jahr im Localfache mit Beifall supplirte, leistet heuer gleich willige Aushilfe auf dem ganzen großen Gebiethe der Liebhaberinen, von der „Häßlichsten aus Sieben" bis zur Ophelia!! Wir anerkennen gerne ihre vielseitige Befähigung und ihren Fleiß, müssen aber doch gestehen, daß sie im Aushelfen auch gar zu gefällig ist. Fräulein C. Kaler leistet als Vaudeville- und Lokalsängerin im Spiel und Gesang recht Vorzügliches, wir dürfen nur an ihre Leistung im „theatralischen Unsinn" erinnern; doch können wir nicht läugnen, daß im Gesang ihr stätes Tremoliren stört, und in Rollen von rein localer Färbung ihr norddeutscher Dialekt ihre Couplet's unverständlich werden und ihre Heiterkeit gezwungen erscheinen läßt. Frau Päulmann spielt immer mit ungezwungener Lebendigkeit und graziösem Humor und würde für spezifische Wiener Dialectrollen wie „Therese Krones", „die fesche Sali" vielleicht besser sich eignen.

Unter den Herren ist Herr Müller ein Schauspieler von ungewöhnlicher Befähigung, so oft, oder eigentlich gesagt, so selten wir ihn in bedeutenderen Rollen sahen, bemerkten wir immer klares, durch eingehendes Studium gewonnenes Verständniß, gemüthvolles Auffassen und Wiedergeben der Dichtung; nur eines fehlt ihm: eine tüchtige Schule und so verfällt nicht selten sein schönes Talent in eine gewisse gespreizte mitunter etwas dünkelhafte Manier. Herr Wagrner hat viel Routine und Verwendbarkeit; durch zu schnarrlles Sprechen wird er oft unverständlich. Herr Sollmayer, ein Schauspieler von entschiedenem Talent, hat in dem dankbaren Fache der Intriguants- und Charakterrollen auch oft ausgezeichnete Momente, aber lose aneinander gereiht, ohne einheitlichem Zusammenhange erscheinen sie wie Andern abgelauschte Virtuosenstückchen; consequente Einheit fehlt seinen Charakteren meistens, es fehlt ihnen immer vorausgegangenes Studium; denn ein Schauspieler, der einen Charakter studirend aufgefaßt, die Darstellung des aufgefaßten durchdacht hat, hat die Rolle schon dadurch besser memorirt, als es bei H. S. in der Regel der Fall ist. Väter hat Herr Calliano im Ueberfluß. Doch ist nur Herr Jary darunter entsprechend; Herr Paulmann, im feinkomischen Fache ein ausgezeichneter, fleißiger und denkender Schauspieler. In der Posse ist Herr Maurer in Scholzischen Rollen ganz ausgezeichnet, Herr Behringer — — nun bekannt genug.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß Herr Calliano nicht nur ein bei weitem besseres, sondern auch ein ganz ausreichendes Material zu gutem Schau- und Lustspiel wirklich besitzt; wohl war es in früheren Jahren oft besser, aber in manchen auch noch weit ungenügender und doch das Theater im Ganzen viel besser. Woran fehlt es also?

Es fehlt eben im Ganzen, in dem, was man Zusammenspiel, Ensemble nennt. — Wenn der Direktor oder Regisseur seine Kräfte zu beurtheilen versteht, wenn er Stücke vermeidet, wozu sie ihm gänzlich fehlen, wenn er zu dem verständig gewählten seine disponiblen Kräfte zu benützen die Einsicht, wenn jeder einzelne Schauspieler Fleiß und guten Willen hat, zum Gelingen des Ganzen redlich mitzuwirken, wenn er ohne dünkelhaftes Vortreten oder eingebildetes Sichgehenlassen die ihm gebührende Stellung zum darzustellenden Kunstwerke einnimmt und auszufüllen bemüht ist: so läßt sich auch mit den kleinsten, mäßigsten Kräften ein Ganzes erzielen, das den verwöhntesten eigensinnigsten Kenner befriedigen, das Publikum für sich gewinnen muß. Ein solches Ganzes, vom künstlerischen Sinn und Verständniß des Direktors geleitet, getragen vom gewissenhaften Eifer aller Einzelnen muß durch die Wärme der Darstellung das Publikum erwärmen; dieses wird die gut geschulten und vorgeführten Einzelnen schätzen und würdigen lernen, es wird und kann nicht gleichgültig werden.

So war es unter den früheren Direktoren meistens, so war es, aber — ist es jetzt bei weiten nicht mehr.

Wir müssen vielmehr gestehen, daß das Ensemble, wie wir es bezeichnet haben, noch nie so schlecht war als jetzt. Allenthalben fehlt nicht nur der sicher leitende, das Ganze erst zum Kunstwerk erhebende künstlerische Sinn, sondern auch in dem, was in der dramatischen, wie jeder Kunstform Handwerk ist, alle Disciplin und Ordnung. Die einzelnen Schauspieler verstehen es nicht und werden nicht dazu geschult, sich mit künstlerischem Verständniß dem Ganzen an- und unterzuordnen, sie stören nicht nur durch dünkelhaftes Vordrängen oder geniolseynwollendes, nachlässiges Sichgehenlassen die Wirkung des Ganzen, sondern sie bringen nicht einmal so viel Kunst- und Pflichtgefühl auf die Bretter, als eine anständige äußere Form nothwendig erheischt. Nicht allein in Possen und Sonntagsstücken, sondern wohl gar in Dichtungen von Werth pflanzen sie sich und darunter jene zumeist, die als Regisseurs am Zettel standen, vor den Souffleurkasten und schreien mit Kopf und Händen gestikulirend die vom Souffleur vorgeschrienen und längst in allen Räumen des Theaters gehörten Worte einer Dichtung, die allen gebildeten Schauspielern längst Gegenstand tiefen Nachdenkens geworden, in einer Weise nach, als wäre es ein auf den Beifall der dritten Gallerie berechnetes Spektakelstück!

Aber eben so aller kunstsinnigen Intention leer, eben so sinn- und geschmacklos, wie die Aufführung ist auch die Wahl der Stücke. Unter den bis Weihnachten gegebenen 83 Vorstellungen waren wieder 39 den Possen- und 13 dem Genre der Spektakelkomödien angehörige Stücke. Schau- und Lustspiele von anerkanntem Werthe, an denen talentvolle Schauspieler sich üben und bilden, durch welche

der Geschmack des Publikums für eigentlich künstlerisches Streben erhalten und veredelt werden soll, wie verlieren sie sich in dem Wuste geschmacklosen Zeuges, das Calliano zu Tage fördert und — wie werden sie gewissenlos heruntergeleiert.

Daß in solchen kunst- und zuchtlosen Durcheinander kein Talent zur Anerkennung kommen kann, daß alles bessere Wollen und Streben allmählig erlahmen und verkümmern muß, ist eben so natürlich, als die Wirkung, die es endlich auf das Publikum übt. Läßt sich dies auch längere Zeit täuschen und verleiten, das kecke Verdrängen des Einen, die vorlaute Effekthascherei des Andern für etwas besseres zu halten, als es ist, gar bald durchschaut es den nachlässigen Schlendrian des Ganzen, es gewöhnt sich freilich allmälig daran, aber statt durch verdientes Auszischen die Nachlässigen an ihre Pflicht zu mahnen, geht es kopfschüttelnd seine Wege. — Wie ein künstlerisch gefügtes und geleitetes, fleißiges und gewissenhaftes Zusammenspiel sicher einmal und dauernd das Publikum fesselt, so geht bei dem stäten geistigen Rapporte zwischen Parterre und Bühne die nachlässige Gleichgültigkeit von dieser auf jenes über, und der Indifferentismus hat leere Bänke zur Folge!

Wir können also in Herrn Calliano's Kunstunternehmung nicht nur von künstlerischem Streben fast nicht die Spur entdecken, wir müssen auch noch sagen, daß er in dem, was davon Handwerk ist, nicht die nöthige Kenntniß oder nicht den Willen hat, um Zucht und Methode darin zu handhaben. Das Theater ist sehr gesunken, es muß so noch mehr sinken. Die Kritik hatte die Pflicht dies zu registriren. Die Behörde, die als Eigenthümerin des Institutes seine Ehre und seine Wirkung zu vertreten hat, möge Akt davon nehmen!

Noch müssen wir erwähnen, daß Gerüchte über Baufälligkeit des Theaters diesem nicht wenig geschadet haben mögen. Wir sind der Meinung, daß, wenn auch nur von Einer kompetenten Seite eine Besorgniß der Art geltend gemacht wird, der, wenn auch nur kleinen Gefahr alsogleich durch Hülfs- oder Umbauten abgeholfen, oder das Theater geschlossen werden müsse; im entgegenen Falle aber müsse durch feste bündige Erklärung jede ungegründete Furcht beseitigt werden. Wenn es sich um Leben und gerade Glieder handelt, hat, denken wir, das Publikum das Recht, eine solche zu erwarten.

r.

Zur Chronik Kärntens.

Während der französischen Invasion Kärntens im Jahre 1809, also gerade vor fünfzig Jahren, wurde von der feindlichen Besatzung in Klagenfurt der Geburtstag des Kaisers Napoleon feierlich begangen. Mit welchem Herzen die dem regierenden Hause Habsburg mit ganzer Seele ergebenen treuen Kärntner dieser Festlichkeit zusahen, und die hohen Civilautoritäten der Provinzial-Hauptstadt, um dem Lande nicht noch mehr Nachtheil zu bringen, daran theilnehmen mußten, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung. Der Divisions-General und Gouverneur von Kärnten, Rusca, gemeinschaftlich mit dem Kommandanten von dem Platz, der Festung und dem Kreis Klagenfurt, C. Le Breton, gab folgendes Programm, diese Feierlichkeit bestimmend, in französischer Sprache heraus, welches deutsch also lautete:

„Programm zu dem Feste des 15. August als am Tage der Geburtsfeier Napoleon des Großen, Kaiser der Franzosen, König von Italien und Beschützer des Rheinbundes.

Erster Artikel. Am 14. Abends, nach dem Untergang der Sonne, wird eine Salve von einundfünfzig Kanonenschüssen die Feierlichkeit des folgenden Tages ankündigen.

Zweiter Artikel. Am 15. mit dem Anbruch des Tages wird eine Salve von einundfünfzig Kanonenschüssen den Anfang dieser Feierlichkeit anzeigen.

Dritter Artikel. Um 10 Uhr Morgens werden die Truppen unter die Waffen treten.

Vierter Artikel. Um 11 Uhr wird der Generalstab und die Civilautoritäten, welche sich in dem Hotel des Herrn Generalen und Gouverneurs von Kärnten versammelt haben, zusammen nach der Hauptkirche sich begeben, allwo ein feierliches Tedeum, zur Danksagung und zur Verlängerung der Lebensfrist von Napoleon dem Großen, abgehalten werden wird.

Fünfter Artikel. Die Truppen und das Stabsgefolge wird sich in nachstehender Ordnung in Bewegung setzen:

Die Gend'armerie zu Pferd,
Die Sappeurs und Mineurs,
Eine Abtheilung Grenadiere,
Das vereinigte Bataillon,
Der Generalstab,
Die öffentlichen Civilautoritäten,
Das erste Linienregiment in Reiden,
Das Istrianische Bataillon in Abtheilungen,
Die Dalmatiner in Abtheilungen und endlich
Die Jäger zu Pferd, den Schluß bildend.

Sechster Artikel. Um Mittag wird man sich an den Ort, der zu den verschiedenen Spielen bestimmt ist, begeben. Dieser Ort ist in der Ebene links außer dem St. Veiter-Thor (hinter dem damals „Tonazischen Stöckl“). Daselbst wird ein Maibaum (Kletterbaum) errichtet seyn, ein Wettrennen zu Fuß und ein Scheibenschießen abgehalten werden. Auf dem Maibaum werden sieben und auf das Wettrennen drei Preise festgesetzt werden; die letzteren bestehen: der erste aus einer silbernen Uhr, der zweite aus einem silbernen Eßbesteck und der dritte aus einem Paar silbernen Schnallen. Auf das Scheibenschießen werden ebenfalls drei Preise [illegible] wird der erste aus einer goldenen Uhr, der zweite aus einer silbernen Schale und der dritte aus einer mit Silber beschlagenen Tabakspfeife bestehen. Die militärischen Partheien, welche hierauf Ansprüche zu machen glauben, haben sich bei dem Herrn Platzcommandanten vormerken zu lassen.

Siebenter Artikel. Jeder Soldat von der Garnison wird auf diesen Tag eine Bouteille Wein, eine doppelte Portion Fleisch und ein halbes Pfund weißes Brod erhalten.

Achter Artikel. Mit Untergang der Sonne wird abermals eine Salve von einundfünfzig Kanonenschüssen den Schluß dieses Festes anzeigen.

Neunter Artikel. Die Stadt wird allgemein beleuchtet und um 8 Uhr Abends Frei-Theater gegeben.“

Genöthigt sich bei dieser Feierlichkeit einzufinden, waren: Se. Excellenz der Appellationspräsident Graf von Enzenberg nebst einigen Räthen, der Landrechts- und ständische Präsident Baron Ulm mit den Herren Verordneten und Räthen, der Gubernialrath und Kreishauptmann, zugleich Administrations-Präsident Herr von Fradenegg nebst den Herren Assessoren und dem hiesigen Stadtmagistrate und den Chefs mehrerer Branchen.

Nach beendigten militärischen Spielen wurde vom General Rusca in dem hiesigen Landhause ein Diner von 150 Couverts gegeben, wobei nebst den bemeldten P.T. Herren auch Seine Fürstlich Gnaden der Herr Fürstbischof von Gurk, Franz Altgraf von Salm, zu erscheinen nicht ausweichen konnte. Bei dieser Tafel wurde vom General Rusca die Gesundheit des Kaisers Napoleon unter dem Donner der Kanonen ausgebracht.

M.

Die Zweite Nummer erscheint, wie fortwährend ein ganzer Bogen, am 15. Jänner.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 2. Sonnabend, den 15. Jänner. 1859.

Erinnerung

an den zu Eberstein verstorbenen hochwürdigen Herrn Curaten

Anton Beer.

Ein dunkles Sehnen war in Deiner Brust,
Zum Vaterhaus, zum Himmel zog's Dich fort,
Doch bald verstandest Du die Wanderlust,
Gar bald erkanntest Du, woher das Wort —
Woher der Ruf Dir komme. Frohbewußt,
Dein Heiland rufe Dir vom Himmelsport,
Nahmst Abschied Du von uns und zogst erfreut
Der wahren Heimath zu in Ewigkeit.

Der Trennung Schmerz durchbebt nur unsre Brust,
Der Rückgeblieb'nen Herz, Du fühlest dort
Vor Gottes Thron stets ungetrübte Lust —
Zum Jubelliede wird Dein Sang und Wort.
Denn wie Du hier durch edle Kunst gewußt
Mit Saitenklang zu rühren, lebt hinfort
Dein Geist entzückt in Liedern, Gott geweiht,
Den Engelsharmonien der Ewigkeit.

Weidisch, am 31. Dezember 1858.

G. T.

Auszug aus dem Tagebuche

Sigmund's von Hohenwart.

Geschrieben auf seiner Reise nach dem Glockner im Jahre 1800.

Dieses Tagebuch beginnt mit den Worten: Schon ist der stolze Glockner, der vor Kurzem noch jedem, auch dem kühnsten Bergsteiger trotzte, zum zweitenmale vollends erstiegen worden; schon funkelt auf der zweiten und höchsten Kuppe dieses kolossalen Berges die goldene Kreuzesfahne, gleich einem Fixsterne, herab auf die ruhigen Alpenbewohner. Was bisher unmöglich schien, machte die mächtige Hand eines Fürsten möglich, der Wissenschaften und besonders Naturgeschichte unter seinen hohen Schutz nahm. Die Resultate der im Jahre 1799 zum Glockner unternommenen Reise wurden bereits mitgetheilt. Es wurde gezeigt, welche Beschwerden überwunden, welche Hindernisse aus dem Wege geräumt, und welcher Aufwand von Mitteln angewendet werden mußte, um den Gipfel des Glockners zu erreichen. Es wurde gezeigt, daß dieser kühne Versuch niemals ohne die großmüthige und rastlose Unterstützung des keine Kosten scheuenden Fürsten von Gurk hätte ausgeführt werden können. Eben jener rastlose Eifer, eben jene beispiellose großmüthige Unterstützung des besten Fürsten war auch die Triebfeder, die uns in diesem Jahre zum zweitenmale auf den Gipfel des Glockners trieb.

Der Fürst, nicht zufrieden mit jenen kostspieligen Anstalten, die er vor einem Jahre zur größern Bequemlichkeit der Naturforscher und Alpenfreunde treffen ließ, befahl auch dieses Jahr alles aufzubiethen, um die Reise auf den Glockner und das gänzliche Ersteigen desselben zu erleichtern. Zu diesem Ende gab der Fürst mir den Auftrag, dem Herren Laurenz Moser, Kaplan zu Heiligenblut, zu schreiben, daß der Fürst sehnlichst wünsche, noch eine neue Hütte hoch am Berge, zwei Stunden unter der höchsten Kuppe von Steinen gut und dauerhaft erbauen zu lassen, in der die Glocknerbesteiger ruhen, und bei überfallenden Ungewittern Schutz und Zuflucht finden könnten. Dann sollte jene zweite Hütte, die schon im vorigen Jahre unfern der Salmshöhe errichtet, aber nicht fertig geworden ist, vergrößert und gedeckt werden, damit die erste bei der Salmshöhe lediglich für die Honoratioren, die zweite aber für die Begleiter und Träger eine so viel möglich bequeme Wohnung und ein vor Kälte schützendes Nachtlager abgeben könnte.

Ich schrieb sogleich an Herrn Moser, die Aufsicht und Leitung dabei zu übernehmen, und wies zugleich die zu dieser Unternehmung nöthige Summe an. Kaum erhielt Herr Moser meinen Brief, als schon alle Hände beschäftiget waren, die Wünsche des Fürsten zu erfüllen; die guten Zimmerleute und überhaupt die braven Heiligenbluter-Bauern wagten ihr Leben für den Fürsten Salm.

Indessen, als am Fuße des Glockners mit größter Anstrengung gearbeitet wurde, blieb man auch in Klagenfurt nicht müßig. Hier wurden alle Anstalten zur dießjährigen Sommerexpedition getroffen. Der Fürst ließ ein zwei Klafter hohes eisernes Kreuz verfertigen, welches in der Mitte vier vergoldete Platten hat. Diese Platten sind so eingerichtet, daß, wenn der Wind eine derselben in Bewegung setzt, auch alle übrigen sich bewegen, und wechselweise sich abstoßend drehen. An der Spitze des Kreuzes steht ein vergoldeter Hahn, den jeder Wind um seine Achse dreht, und der auf diese Art einen stattlichen Windzeiger abgibt. Auch wurden zwei Wetterableiter verfertiget und mitgenommen, einer für die Salmshöhe gleich neben der ersten Hütte, der andere für die höchste Kuppe des Glockners neben dem Kreuze.

Zu gleicher Zeit ließ der Fürst nach Salzburg schreiben, um den Herrn Professor der Mathematik nebst einigen Andern zu dieser Alpenreise einzuladen. Man erwähnte in diesem Schreiben der Instrumente, die man von Klagenfurt mitbringen würde, damit die übrigen zur Höhenmessung des Glockner's und zu instruktiven Bergreisen nöthigen Instrumente von Salzburg herbeigeschafft werden konnten. Für die übrigen Reisebequemlichkeiten sorgte der Fürst so sehr, daß man an der Salmshöhe an allem mehr Ueberfluß als Mangel hatte.

Während alles dieses zur Reise vorgerichtet wurde, schrieb ich nach Heiligenblut, bestimmte den Tag unserer Abreise von Klagenfurt, und bestellte die unserer Alpencaravane nöthigen Pack- und Reitpferde, Träger und Führer. Eben zu dieser Zeit erhielt ich ein Schreiben vom Herrn Dr. Hoppe aus den Salzburger-Alpen, in welchem er mir schrieb, daß er ehestens in Heiligenblut eintreffen würde, und daß er unserer Ankunft mit Verlangen entgegensehe, und ein zweites kam mir von Herrn Moser aus Heiligenblut zu, in dem er mir berichtete, daß sowohl an der nenen, als an der Vergrößerung der zweiten Hütte mit allem Eifer gearbeitet, und alles längstens binnen acht Tagen vollendet seyn würde, und daß Herr Dr. Hoppe uns schon in Heiligenblut erwarte.

Am 24. Juli ward um halb 5 Uhr Früh von Klagenfurt aufgebrochen, und zwar in einem viersitzigen Reisewagen: Der Fürst, unser lieber Greis Baron von Wulfen und ich. Am Tage vorher schon gingen zwei Packwägen mit Lebensmitteln, unsern Geräthschaften und Instrumenten in Begleitung des Kammerdieners, Koches und mehrerer Bedienten von Klagenfurt ab. Die Barometer zu Hause standen auf schönes Wetter und der Erfolg bewies, daß sie dieses Mal nicht logen. — Um halb 8 Uhr waren wir in Belden; dort verließ uns der Fürst, und fuhr in einer Postkalesche der reitenden Caravane nach, die einen Tag vor uns aufgebrochen war, indem er einen Tag früher in Heiligenblut eintreffen wollte. — Um halb 11 Uhr kamen wir, Baron Wulfen und ich nach Villach, wo wir den Kreishauptmann, Freiherrn von Schlangenburg, besuchten. Wir trafen hier noch den Fürsten, der eben im Begriffe war, abzureisen. Um halb 2 Uhr verließen wir Villach und trafen um 5 Uhr in St. Paternian ein, wo wir eine kleine Ruhe hielten. Man sieht hier eine Menge eines rothen Gesteines (rother Glimmenschiefer), welches häufig zu Schmelzöfen verbraucht wird. — Um halb 8 erreichten wir Spittal, wo man kein anderes Gestein an der Straße sieht, als Gneiß und Granit. Hier übernachteten wir im Posthause. — Am 25. Juli verließen wir um halb 6 Uhr Spittal und kamen bald auf die Möllbrücke, wo der Fürst die Packwägen und Reitpferde einge͏holt und übernachtet hatte. — Um 11 Uhr trafen wir in Obervellach ein, wo wir beim Herrn Dechant (Peter A. Millegger) speisten. — Um 2 Uhr verließ die ganze Gesellschaft Obervellach, kam um 5 Uhr zu Stall und um 7 Uhr zu St. Peter in Rangersdorf an. Hier übernachteten wir beim Herrn Pfarrer (Mathias Hantzendorfer), der von unserer Ankunft Kunde bekam. Sobald wir in St. Peter ankamen, schrieb der Fürst nachstehenden Brief an Herrn Dr. Hoppe, den er durch einen eigenen Boten nach Heiligenblut bestellen ließ:

„Hochedelgeborner, hochgelehrter Herr!"

„Ich kann mich nicht enthalten, dem Vergnügen, das mir ihre persönliche Gegenwart bald verschaffen wird, noch zuvorzukommen, und Ihnen diesen meinen Friedensboten noch voraus zu schicken, der Ihnen zum Beweise der Ungeduld meiner Erwartung dienen soll. Sie müssen mir und allen Ihren Schätzern diese wenigen Tage, die Sie mit uns zubringen werden, ganz angehören. Ich will und soll die Gelegenheit Ihres gelehrten und nützlichen Umganges nicht so umsonst vorübergehen lassen und zugleich gegen Sie die Dankespflicht nach Kräften erfüllen, welche in mir Ihre schöne und mir höchst schätzbare Attention rege gemacht hat, da sie mir noch als einem Ihnen Unbekannten Ihre „Centuriam herbarii vivi", mit so rühmlichen und seltenen Pflanzen ausgeschmückt, zugeschickt hatten. Ich muß bekennen, daß ich in Hinsicht einiger nützlich werdenden Entdeckungen auf dem Groß-Glockner, dessen gänzliche Ersteigung mein Werk ist, stolz zu werden beginne. Sie haben mich vollends hingerissen; mögen Sie es auch verantworten, wenn Schwachheit in Fehler ausartet. Ich behalte mir bevor, Sie mit einem Dankschreiben an die berühmte Regensburgische Gesellschaft zu belästigen, für die unverdiente Attention und Ehre, die mir dieselbe dadurch erwiesen hat, daß sie mich zum Ehrenmitgliede aufgenommen hat. Sie ist mir doppelt schmeichelhaft, weil ich es mir beikommen lasse, daß Ihre Person den Gedanken dazu erwecket hat, und eine nähere Verbindung mit mehreren gepriesenen Gelehrten nicht wenig meiner Eigenliebe schmeichelt. Ich bin auf baldiges Selbstsehen mit wahrer Hochachtung

Hochedelgeborner

Dero Diener und Freund von Herzen
Franz, Bischof von Gurk."

„St. Peter in Oberkärnten auf der Reise nach dem Groß-Glockner, den 25. Julius 1800."

Am 26. Juli um 6 Uhr Morgens brach die Gesellschaft von St. Peter auf und erreichte um halb 10 Uhr Sagritz, wo beim Herrn Pfarrer (Mathias Schrietwieser) Mittag gehalten wurde. Um halb 2 Uhr gingen wir nach Döllach, wo uns vier einspännige Kaleschen und vier Reitpferde erwarteten.

In der Caravane von Döllach nach Heiligenblut waren: Der Fürst, Baron von Wulfen, Herr Bergrath Dillinger, der uns schon zu St. Peter besuchte, Herr v. Marcher, ich, die Herren Pfarrer von St. Peter, von Sagritz, von Döllach im Draunthale (Franz J. Orrasch), und Freiherr von Seenus*) ständischer Selretär.

Während der Hinreise nach Heiligenblut enthüllte der Glockner einige Male sein ehrwürdiges, mit wenigem Schnee bedecktes Haupt, als ob er sich unserer Ankunft freute und uns bewillkommen wollte, aber bald strichen Wolken über ihn hin, und wir bekamen seine höchste Kuppe an diesem Tage nicht mehr zu Gesicht.

Auf dem steilen Wege, den man den „Kniebeiß" nennt, kamen uns der Herr Pfarrer von Heiligenblut (David v. Aichenegg), der Kaplan Moser und Herr Dr. Hoppe entgegen. Zärtlich und rührend war der Empfang dieses würdigen, unermüdeten und gelehrten Naturforschers, der die Botanik und Entomologie mit so vielen wichtigen Werken und seine „Centurias herbarii vivi" mit so seltenen und ungemein gut und niedlich eingelegten Pflanzen bereichert hat.

In Heiligenblut trafen wir den hochw. Herrn Professor der Mathematik an der Universität zu Salzburg, Schiegg. Er war eben mit seinem Schüler und Amanuensis, Herrn Stanig, in's Thal gekommen, um den Glockner zu messen.

Nun wurden die Anstalten zur morgigen Reise auf die Salmshöhe getroffen. Spät am Abende kamen über den Heiligenbluter-Tauern von Salzburg Herr Direktor Vierthaler und Herr Dr. von Schallhammer, der eben den größten Theil von Deutschland bereist hatte. Wir waren über ihre Ankunft sehr erfreut, und nach einigen herzlichen Begrüßungen begaben wir uns zur Ruhe.

*) Er ist der Verfasser der vortrefflichen Beschreibung einer im August 1799 unternommenen Alpenreise über den Malnitzer-Tauern nach Gastein. (Mitgetheilt in Dr. Hoppe's botanischem Taschenbuche 1801, Seite 20.)

Den 28. Juli Früh ging Hr. Professor Schiegg mit zwei Trägern und seinen Instrumenten auf die Salmshöhe. Um 8 Uhr brach die übrige Gesellschaft von Heiligenblut auf. Von der reitenden Partie waren: der Fürst, Baron Wulfen, Dr. Hoppe, Direktor Bierthaler, Dr. Schallhammer, ich und die Herren Pfarrer von Döllach und St. Peter, des Fürsten Kammerdiener, Koch und zwei Bediente. Bei dieser ansehnlichen Alpenkaravane waren 16 Pack- und Reitpferde mit eben so viel Führern, 26 Packträger und 5 Zimmerleute.

Wir ritten von Heiligenblut bis zu den Alpenhütten „am Troge". Dort trennten sich einige von der Gesellschaft der Reitenden und gingen den näheren Weg über die sogenannte „Platte" mit einigen Trägern und Führern zu Fuß. Unter den Fußgehern waren Herr Dr. Hoppe, ich und die beiden Pfarrer.

Um halb 11 Uhr erreichten wir die sogenannte „Leiter-Ochsenhütte", wo wir etwas ruhten. Dann ging es wieder über diesen sehr steilen und abhängenden Fußsteig bis zum „guten Brünnl". Dort erquickten wir uns an dem köstlichen Alpenwasser und ruheten, bis der Fürst, der den weiten Weg über die Alpenanhöhen ritt, zu uns kam, und die Reise mit uns bis zur Salmshöhe fortsetzte, wohin wir nach 1 Uhr kamen.

Der Herr Professor beschäftigte sich mit der trigonometrischen Höhenmessung des Glockners, und während wir dieser Arbeit zusahen, traf auch die dritte Abtheilung der Caravane ein, und mit ihr der goldene Karg (der Koch des Fürsten), der uns in möglichster Geschwindigkeit ein köstliches Mahl bereitete. — Der Abend floß in Scherz und Laune hin, bis uns auf unserm Alpenbette der Schlummer sanft die Augen schloß.

Am 28. Juli mit Anbruch des Tages raffte ein Theil der Gesellschaft sich auf und rüstete sich mit einem guten Frühstücke zur Reise. Früher waren die vier Zimmerleute vorausgegangen, um den Weg zu bahnen und Seile an den steilsten Abhängen zu befestigen. Die Bergsteiger dieses Tages waren: Dr. Hoppe, Dr. Schallhammer, die beiden Herren Pfarrer, Baron Seenus und ich. Jeder nahm seinen Führer und Begleiter mit, und jedem auch dem geübtesten Bergkletterer ist zu rathen, dieses ja nicht zu unterlassen.

Nach 6 Uhr verließen wir die Salmshöhe. Anfangs ging es fast eine halbe Stunde über Steinplatten, über welchen schon der Gletscher liegt, den man endlich erreicht, sobald man über dieses Steingerölle weggesetzt ist. Man geht nun auf Eis und muß sich der Fußeisen bedienen. Gegen 8 Uhr erreichten wir die zweite Hütte (nun „Hohenwarte" genannt). Wie sehr waren wir alle durch diese neue, so gut gebaute Hütte überrascht. Der Fürst ließ sie diesen Sommer zur größeren Bequemlichkeit der Glockner-Besteiger errichten. Da wir wußten, daß der Fürst mit dem Herrn Professor folgen würde, um von dieser soliden, aus Steinen über den Schnee erbauten Hütte, in welcher bei fünfzehn Personen Platz finden können, selbst Augenschein zu nehmen, so schrieb ich folgendes kurzes Dankschreiben mit Bleistift auf Papier:

„Euer Hochfürstlich Gnaden!

Durchdrungen von dem innigsten Dankgefühle danke ich Euer Hochfürstlich Gnaden im Namen der ganzen Gesellschaft und aller Naturforscher für diese herrliche Anstalt, für diesen Tempel der Ruhe. Jeder, der den Glockner hinanklimmt, wird diese fürstliche Wohlthat preisen, und den besten Fürsten dafür segnen. Möchten doch mehrere Große auf eine eben so großmüthige Weise Wissenschaften unterstützen. Es lebe Fürst Salm!"

„Sigmund von Hohenwart
im Namen der ganzen Gesellschaft."

Dem Herrn Professor der Mathematik Schiegg hinterließ ich folgendes Blättchen:

„Hochwürdiger Herr Professor!

Ich bitte Euer Hochwürden recht sehr, die Güte zu haben, und gegen das Wisbachhorn, diesen Antagonisten des Glockners, der so vermessen ist, daß er seinem Herrn Urvater, dem Glockner, die ihm mit Recht anerkannte und für ihn vertheidigte Größe abtrotzen will, zu nivelliren."

„S. v. H."

Beide Schreiben ließ ich in der Hütte und beschwerte sie gegen den Wind mit Steinen.

Nachdem wir neue Kräfte gesammelt hatten, stärkten wir uns mit einem Gläschen, und setzten unsere Reise den immer steiler werdenden Glockner hinan fort. Der Himmel war heiter und wolkenlos, nur der auf Alpen so gewöhnliche Wind war unser Begleiter; er war uns aber nicht lästig, vielmehr kühlte er uns, wiewohl etwas unsanft, in der beim Klettern unvermeidlichen Erhitzung. Hier bei der Hütte fing der Himmel schon merklich an seine himmelblaue Farbe zu verlieren. Das Blaue wurde immer dunkler, je höher wir stiegen. Wir nahmen in verschiedenen Abstufungen blau bematte Papiere (Kyanometer) mit, um dieselben jedesmal mit der blauen Farbe des Himmels zu vergleichen.

Der Wind verlor sich, wie wir uns dem Gipfel des Glockners näherten, und an der höchsten Spitze verschwand er fast ganz. Die meisten aus unserer Gesellschaft hatten ihr Gesicht mit einem Schleier gegen die Sonnenstrahlen, die von dem durch die Kälte krystallisirten Schnee zurückgeworfen wurden, verwahret. Ich will im ganzen Ernste jedem, der den Glockner zu besteigen wagt, es aufrichtig gerathen haben, sich mit einem ähnlichen Verwahrungsmittel zu versehen und es nicht zu wagen, den Glockner mit unverschleiertem Gesichte zu besteigen. Ich schreibe dieß aus eigener Erfahrung, denn obschon ich mich im vorigen Jahre sowohl, als auch auf dieser Reise dieses Mittels bediente, und zum Ueberfluße mir dieses Mal das Gesicht noch mit einem Tuche verband, so kam ich doch mit aufgeschwollenen und aufgesprungenen Lippen, wie man dieselben nach einem starken Fieber zu haben pflegt, vom Glockner zurück; auch erneuerte sich nach ein Paar Tagen beinahe die ganze Haut des Gesichtes, während die alte stückweise wegfiel. Doch empfand ich dieses Uebel in dem vergangenen Jahre in einem weit stärkerem Grade, als in dem gegenwärtigen. Keiner aus der ganzen Gesellschaft, als der einzige Fürst, kam ohne ein Merkmal am Gesichte vom Glockner zurück. Einer der Herren Pfarrer, welcher keinen Schleier nahm, bekam so sehr entzündete Augen, daß er durch länger als vier und zwanzig Stunden heftige Augenschmerzen empfand und das Sonnenlicht nicht ertragen konnte.

Als wir die Ausruhehütte nach halb 9 Uhr verlassen hatten, sahen wir, daß die vier Zimmerleute eben die letzte höchste Kuppe des Glockners erkletterten. Wir riefen ihnen unsern Beifall und unsere Freude über ihren Sieg zu. Wir sahen die Anstalten, die diese unermüdeten Leute jetzt treffen mußten, um am folgenden Tage das goldene Kreuz auf die höchste Kuppe hinauf zu bringen. Von der zweiten Hütte an bemerkten wir schon sehr deutlich die Folgen der verdünnten Luft. Das Athemholen wurde immer beschwerlicher, die Beklemmung der Brust ward immer stärker in eben dem Verhältnisse, als das Blau des Himmels immer dunkler ward.

*

Es war mir unmöglich, sechs oder sieben Schritte zu thun, ohne jedesmal stehen zu bleiben und ausruhen zu müssen. Es befiel mich manchmal so eine Schwäche und Entkräftung, daß ich auf die Kniee sinken zu müssen glaubte, auch überfiel mich einmal eine Art von Ohnmacht, von der ich mich aber, als ich mich im Schnee niedersetzte und etwas ruhte, bald wieder erholte.

In dem Schnee gab es eine Menge der Podura nivalis L. und einige halberfrorne Insekten aus der Ordnung der Diptera. Auch fing man am folgenden Tage auf der höchsten Spitze des Glockners eine Apis alpina L., die mir der Kammerdiener des Fürsten brachte. Linné beschrieb sie in Fauna Suecica Nr. 1719, und erklärte sie als eine Seltenheit.

Einige, welche kein Verlangen trugen, die höchste Kuppe des Glockners zu erreichen, trennten sich jetzt von uns, nahmen Abschied von den Gletschern, die den Glockner von allen Seiten umgaben, vorzüglich von jener der Pasterze, und kehrten dann wieder zur Hütte hinab. Die Aussicht war an diesem sonst heiteren Tage nicht die allerschönste, weil niedrigere Wolken, als der Glockner, die entfernteren Gebirge bedeckten. Nur hier und da ragte aus den Wolken, wie Felsen aus den Meereswogen, eine Bergspitze hervor.

Doktor Hoppe, ich und die Herren Pfarrer setzten die Reise unerschrocken fort. Nachdem wir eine ziemliche Strecke auf dem Schnee und Eise fortgewandert waren, erreichten wir endlich die steilste Anhöhe, wo von den Zimmerleuten drei Seile befestiget wurden, an welchen wir hinaufklettern mußten. Die Gefahr des Hinabrollens in die Tiefe ward zwar durch diese Seile gehoben, an welchen man sich festhalten konnte, indessen ging doch das Klettern an der fast senkrechten und nur sehr wenig sich neigenden Wand sehr langsam, da man bei jedem vierten oder fünften Tritte ausruhen mußte. Der Herr Pfarrer von Döllach gewann uns allen den Vorsprung ab, er schlich, wie die Schildkröte in der Fabel, langsam fort, und da er, weil er so langsam ging, weniger ausruhen durfte, als wir, die mit mehr Anstrenzung stiegen, kam er früher zum Ziele, und erreichte der erste die höchste Spitze.

Um 11 Uhr erreichten wir jene höchste Kuppe, in welche schon vor einem Jahre ein kleines sechs Schuh hohes Kreuz befestiget worden ist*).

Wir setzten uns in der Nähe des Kreuzes nieder, und sahen den vier Zimmerleuten zu, die eben auf der höchsten Kuppe des Glockners, in einer kleinen Entfernung von uns, beschäftiget waren, einen sehr großen Schneeklumpen, der die höchste Spitze des Berges bedeckte, und ganz überhängend hinlag, wegzuschaffen. Derjenige, der diese Schneemasse mit einem Grabscheite untergrub, war an einem Seile festgebunden, an welchem ihn die drei übrigen Männer hielten. Sie wechselten bei dieser Arbeit ab, bis endlich die Schneelehne, in der Größe einer kleinen Alpenhütte, losriß, herabstürzte, und im Falle sogar uns, die wir am ersten Gipfel in einer kleinen Entfernung auf einer gefährlichen, und zum Theile überhängenden Schneebrücke saßen (die wir aber nicht bemerkten, als wir uns auf dieselbe hinlagerten), mächtiglich erschütterte. Das Herabstürzen der Schneelehne ward in Heiligenblut deutlich gesehen, und zum Zeichen, daß man es dort sah, wurden in dem Augenblicke, als sie stürzte, Pöller losgeschossen. Man vernahm jetzt eben so gut, als vor einem Jahre, die Schüsse mit einer Deutlichkeit, die in einer so großen Entfernung fast unglaublich ist. Die Zimmerleute, welche uns gegenüber unsere überhängende und fast unterminirte Schneebrücke, auf welcher wir saßen, und die Gefahr des Herabstürzens bemerkten, warnten uns, und wir verließen nach vollendeten Beobachtungen unverzüglich diese gefahrvolle Stelle.

Beim Hinabklettern waren jene Zwischenräume, wo die drei Seile gespannt waren, die gefährlichsten und zugleich die fürchterlichsten, weil man dort, wo das Seil aufhört, lediglich auf den vorhin von den Arbeitsleuten ausgehauenen Schneestufen fortschreiten mußte, um das zweite, und so auch das dritte Seil zu erreichen. Gegen Mittag verließen wir die Bergspitze, nachdem wir vorher wohl ausgeruhet, den Ton der blauen Farbe an unserem Kyanometer bemerkt, und mit einem guten Gläschen Wein folgende Gesundheiten ausgebracht hatten.

Zuerst tranken wir auf den besten Fürsten; Alles rief mit froher Stimme: „Es lebe Fürst Salm! Preis seiner großmüthigen Unterstützung, der wir es allein zu danken haben, daß der Glockner ersteigbar wurde!“ Dann tranken wir auf alle Anwesenden, auf unsern besten und liebsten Baron Wulfen, Dr. Hoppe, Direktor Vierthaler, Dr. Schallhammer, Baron Seenus; auf alle Mitglieder und Collegen des Jenaer-, Regensburger-, Berliner- und Erlanger- und anderen gelehrten Gesellschaften; auf meinen lieben und besten Professor Esper, Präsidenten v. Schreber, Dr. Frölich, Grafen Enzenberg, Baron Zois, auf meinen Herrn van Marum in Haarlem, Herrn Cobres in Augsburg, auf alle Naturforscher und Freunde, die sich unserer erinnern.

Nun mußten wir wiederum herab, mußten an den gespannten Seilen uns festhalten. Das Hinabsteigen ist immer beschwerlicher als das Aufklimmen. Der Schnee war durch die Sonnenhitze an der Oberfläche geschmolzen und weich; man hatte nun keinen sichern Tritt mehr, doch durfte man sich auf die Führer vollkommen verlassen.

Als wir die gefährliche Seilpassage zurückgelegt hatten, erblickten wir den Fürsten und den Herrn Professor der Mathematik, die sich der zweiten Hütte näherten. Wir waren ungemein erfreut, den Fürsten auf einer so ansehnlichen Höhe am Glockner zu sehen; wir eilten, ihm die Nachricht von der glücklich vollendeten Besteigung des Glockners zu bringen, und ihm zu den überstandenen Beschwerlichkeiten seiner Reise Glück zu wünschen. Als wir die Hütte erreichten, fanden wir den Fürsten munter und gesund; er erquickte uns mit einem Gläschen des köstlichsten Tokayer. Wir leerten es mit dem frohesten Herzen auf das Wohl des Fürsten. Hier stellte der Herr Professor seine Versuche mit dem siedenden Wasser an, deren Resultate wir in der Hütte erwarteten. Der Fürst ließ mir zu Ehren diese Hütte „Hohenwarte“ und die Höhe „Hohenwartshöhe“ nennen.

Die Sonne stach so heftig auf uns herab, daß der Fürst genöthiget war, mitten am Schnee sein Oberkleid abzulegen. Während wir noch an der Hütte verweilten, trugen die Bauern das Kreuz mit den übrigen Erfordernissen stückweise auf den Berg. Direktor Vierthaler und Dr. Schallhammer, die am 30. Juli wieder in Salzburg eintreffen wollten, verließen die ersten den Glockner, hielten an der Salmshöhe Mittag, und reisten sogleich nach Heiligenblut, wo sie die Nacht zubrachten, und des andern Tages ihre Reise nach Salzburg antraten.

Nachdem das Kreuz mit dem Wetterableiter und allen zur Errichtung und Befestigung desselben nöthigen Werkzeugen auf die höchste Stufe des Berges geschafft worden war, verlie-

*) Es ist also immer noch von der ersten Spitze die Rede, obschon sie hier die höchste genannt wird. A. d. Red.

ßen wir alle den Glockner und traten unsere Rückreise über die Scharte nach der Salmshöhe an. Unter der Scharte war für den Fürsten ein kleiner Schlitten bereitet, auf welchem derselbe, von Landleuten gezogen, den Gletscher hinabfuhr. Bei der Salmshöhe erwartete uns ein fürstliches Mahl.

Nach der Tafel hielt man Mittagsruhe. Hierauf ward in der Gegend der Hütte botanisirt, und der unermüdete Herr Professor der Mathematik beschäftigte sich mit rastlosem Eifer mit barometrischen, thermometrischen, hygrometrischen und andern Versuchen.

Als wir von der Hohenwarte zum Gletscher kamen, begegnete uns der Schüler des Herrn Professors, Herr Stanig. Er war äußerst betrübt, als er uns vom Berge zurückkehren sah, er wollte durchaus noch heute allein auf den Glockner, und nur mit Mühe konnte der Herr Professor ihn überreden, mit uns zur Hütte zurück zu kehren. Er mußte es ihm hoch und theuer geloben, daß er ihn den folgenden Tag mit den Zimmerleuten auf den Berg steigen und bei der Function wolle gegenwärtig seyn lassen, damit er zugleich auch seine Barometer- und Thermometer-Beobachtungen anstellen könne.

Am 29. Juli gingen die Zimmerleute noch vor Tagesanbruch auf den Glockner, um das Kreuz, das bereits gestern hinaufgetragen wurde, vollends zu errichten und zu befestigen. Der Herr Professor schickte Herrn Stanig mit einem sehr genauen Barometer, zwei Thermometern, einer Nivellirwage (um gegen das Wisbachhorn zu nivelliren) von einem Führer und Wegweiser begleitet auf den Berg, und gab ihm den Auftrag, alle Beobachtungen und Versuche mit größter Genauigkeit anzustellen, zu wiederholen, und pünktlich nieder zu schreiben. Auch versah er ihn mit einigen eigens dazu bestimmten Glascylindern, um Luft vom Gipfel zu eudiometrischen Versuchen herabzubringen, welche er dann bei besserer Muße in Salzburg anstellen wollte.

Der Fürst ließ durch den würdigen Herrn Professor Schiegg ein sehr solides Barometer verfertigen, zu welchem Alles, außer der Glasröhre, Eisen und Messing ist. Dieses Barometer ist mit seinem Thermometer an einem besonderen hölzernen mit Eisen beschlagenen Behältnisse, unter einem kleinen hölzernen Dache bewahret. Die gläserne Röhre ist so kurz, daß das Quecksilber erst an der Salmshöhe zu fallen anfing. Der Herr Pfarrer von Heiligenblut bewahret die drei Schlüssel zu diesem Barometer; Reisende dürfen sie nur von demselben verlangen, wenn sie den Gipfel besteigen wollen, um selbst die Höhe des Berges bestimmen zu können.

Während man bei der Hütte am Fuße des Glockners mit correspondirenden Beobachtungen und Versuchen beschäftiget war, ging Dr. Hoppe in die tirolerischen Kalseralpen, von einem Führer begleitet, auf seine botanische Jagd. Baron Seenus wählte sich die Pasterze, und Herr von Marcher ging nach Heiligenblut, wo er auf seiner Hinreise den schönen Fall der ganzen Möll unter dem Leiterbache zeichnete. Baron Wulfen botanisirte um die Salmshöhe und überließ sich ganz seinen Lieblingen, den Lichenen und übrigen Kryptogamisten, die ihm schon so lange so vielen Ruhm, und den Rang unter den ersten Botanikern Deutschlands erwarben.

Ich beschäftigte mit mich der Insekten-Jagd. Ich fing eine Menge Sphinx exulans, deren man hier mit leichter Mühe einige Hundert sammeln kann. Auch haschte ich einige Tagschmetterlinge, worunter Papilio Cassioides und ein mir noch unbekannter war.

Zwei achromatische Fernröhre waren bei der Salmshöhe auf die Bergspitze hingerichtet, damit man die vier Zimmerleute, die nun mit Ausbohren der Stelle, in welche das Kreuz eingesetzt werden sollte, beschäftiget waren, und den Herrn Stanig, der nun mit größter Sorgfalt seine Beobachtungen anstellte, beobachten könnte.

Um 11 Uhr stand das Kreuz auf der höchsten Kuppe des Glockners. Alles lief aus der Hütte zu den Fernröhren, um diese goldene Zierde des Glockners zu bewundern. Man salutirte von Heiligenblut durch Pöllerschüße. Die Zimmerleute setzten überdies noch jenen langen Baum, den sie im vorigen Jahre statt einer Leiter zur Besteigung der zweiten Spitze brauchten, in einer Entfernung vom Kreuze in eine dazu gemachte eigene Höhlung — dieß Jahr hatten sie nämlich dieser Leiter nicht nöthig, da die Zwischenkluft mit Schnee ganz ausgefüllt war. Wir sahen durch unsere Fernröhre Herrn Stanig an diesen aufgestellten Baum hinanklettern, und als wir ihn bei seiner Rückkehr fragten, warum er dieß gethan habe, sagte er: er hätte es gethan, um sagen zu können, daß er über dem Glockner, und daß keiner der Anwesenden so hoch gewesen wäre, als er. Nach vollendeter Arbeit und geendeten Beobachtungen kehrte Herr Stanig mit den vier Zimmerleuten und mit seinem Magazine voll Glockner-Luft glücklich zur Salmshöhe zurück.

Ich stellte indessen mit meinem Bennet'schen Elektrometer einige elektrische Versuche an, und war über die so ausnehmend starke Wirkung der Elektricität auf dieser beträchtlichen Höhe sehr erfreut. Ich fand die Elektricität hier beinahe um die Hälfte wirksamer als zu Hause, welches wohl der trockenen Luft zugeschrieben werden mag. Eine Glasröhre, mit Druckpapier gerieben, verursachte in einer Entfernung von zwei Schuh eine Divergenz der Goldblättchen am Elektrometer von 5 Linien; Siegellack, an Tuch gerieben, bewirkte in einer Entfernung von 15 Zollen eine eben so starke Divergenz, und gepulvertes Harz, auf das Tellerchen des Elektrometers geschüttet, machte die Goldblättchen von 5 bis 6 Linien divergiren. Nach geendigten Versuchen mit dem Elektrometer ließ der Herr Professor die Grundlinien zwischen den vorher angemerkten Standpunkten ausmessen. Man mußte damit eilen, weil eine Wetterwolke im Anzuge war, und wirklich erhielt der Glockner kaum sein goldenes Diadem, als er sein gekröntes Haupt in dichte Wolken hüllte; er wollte nur so lange gefällig seyn und sein Haupt enthüllen, bis er gekrönt war.

Herr Stanig, der wegen einer herziehenden Donnerwolke eilen mußte vom Berge herab zu kommen, überreichte das Resultat seiner Beobachtungen, und der Fürst beehrte ihn und die übrigen Glockner-Besteiger, unter welchen der Kammerdiener und ein Bedienter des Fürsten war, mit einem guten Mahle. Wir hatten früher gespeist.

Der über die so glückliche Expedition erfreute Fürst nahte sich den Zimmerleuten, die, auf der Moosterrasse vor der Hütte hingestreckt, aus einer vitellianischen Schüssel die ihnen vorgesetzten Klöße herausholten, und warf einige Hände voll Geldes hinein. Die guten Leute hatten wohl in ihrem Leben aus keiner so kostbaren Schüssel gespeiset! Man hätte sehen sollen, mit welcher Eile nun diese Leute die Schüssel leerten, um bald auf den Grund zu kommen! — Es gelang schneller, als wir es vermutheten, und dann theilten sie brüderlich ihren Schatz.

Nachmittags kehrte Dr. Hoppe von seiner botanischen Jagd, reich beladen mit den Schätzen der Tiroleralpen (worunter auch die sehnlichst verlangte Phaca frigida war) zur Hütte zurück.

Abends fing das Einpacken an, da wir regnerisches Wetter fürchteten, und den folgenden Tag zur Abreise bestimmen mußten. Wirklich fing es auch Abends an zu regnen, und wir hatten das Glück zu preisen, daß uns bei unsern bisherigen Operationen so günstig war.

Am 30. Juli Morgens ward von der Salmshöhe aufgebrochen. Der Fürst befahl den Zimmerleuten, die Hütte auf der Salmshöhe noch mit einem Zimmer zu vergrößern, und eine dritte Hütte oberhalb der Hohenwarte zu erbauen, welche er Adlersruhe genannt wissen wollte.

Einige Augenblicke vor der Abreise enthüllte der Glockner noch auf einige Minuten sein Haupt, als ob er der Gesellschaft für die ihm bewiesene Ehre danken wollte.

Die Reise nach Heiligenblut machten die meisten aus der Gesellschaft zu Fuße. Selbst der Fürst ging den viel kürzeren Steig über die sogenannte Platte (den Katzensteig) zu Fuße und befahl den Führern, diesen steilen abhängigen Weg an manchen Stellen auszubessern.

Zeitlich Nachmittags erreichten wir Heiligenblut, wo wir einen Fremden, Dr. Schwägrichen aus Leipzig, antrafen, der uns, leider! versäumte. Die ganze Gesellschaft bedauerte es, daß sie die Gegenwart dieses lieben Mannes und verdienten Naturforschers nur so kurze Zeit genießen konnte. Dr. Schwägrichen wollte noch einige Tage in dieser Gegend verweilen, um besseres Wetter zur Glocknerreise *), abzuwarten und botanisirte und entomologisirte in diesen an Pflanzen und Insekten so reichen Gegenden. Der Abend floß in naturhistorischen Dialogen schneller hin, als wir es bei unserm Bedürfnisse nach Ruhe wünschten.

Der 31. Juli war der Tag des leidigen Urlaubnehmens und Trennens. Mit innigst betrübten Herzen nahmen wir Abschied von unserm lieben Dr. Hoppe, der uns alle während dieser kurzen Zeit so lieb gewonnen hatte, von dem liebenswürdigen Herrn Professor Schiegg, der noch einen Tag hier ruhen und dann über den Tauern nach Salzburg reisen wollte.

Vor der Abreise verehrte der Fürst dem Herrn Dr. Hoppe, zum Beweise seiner innigsten Dankbarkeit und zum Andenken an ihn, eine in Gold gefaßte Tabatiere aus einem sehr schönen, und seltenen Steine. Wir schieden eben so schwer von Dr. Hoppe, als er uns hart verließ. Auch mir schenkte der Fürst eine goldgefaßte Tabatiere mit einem trefflich gemalten Portraite Papst Pius VI. Ewig wird mir dieses fürstliche Geschenk theuer und werth seyn, ewig werde ich ihm für diese Ehre danken.

Die Suite des Fürsten ging über den Tauern nach Salzburg; er selbst fuhr nach Döllach, wo der Herr Bergrath von Dillinger uns die unter seiner Direktion neu errichtete Zinkfabrik zeigte. Wir speisten beim Herrn Pfarrer zu Sagritz und kamen Abends zu St. Peter an.

Am 1. August fuhr der Fürst über Oberdellach nach Mühldorf, wo er uns verließ, und mit eigener Gelegenheit über Gmünd, den Katschberg und den Radstädter-Tauern nach Salzburg fuhr.

Baron Wulfen reiste mit mir bis St. Paternian, wo wir übernachteten, und am 2. September über Villach glücklich in Klagenfurt ankamen.

Prinz Eugen von Savoyen.

(Beschluß.)

Dem dritten und letzten Bande dieses in Rede stehenden classischen Werkes, indessen erstem Bande der Held, wie im zweiten der Staatsmann in den Vordergrund trat, fällt die Elegie, die Darstellung der schweren Prüfungen und Leiden zu, deren Eugen zwar physisch erliegt, die er jedoch mit beispielloser Seelengröße und nie wankender treuer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus erträgt, und gegen welche er die Hülfsmittel in seiner Geistesstärke, in seinem nie ermüdenden Scharfblicke findet. Dieser Band beginnt mit dem Ausbruche des Krieges um Sardinien und Sicilien, in dem Eugen zwar nicht mehr als Feldherr, aber doch als Hofkriegsrath-Präsident in Bezug auf Aufrüstung, Entsendung der Befehlshaber, Entwerfung des Operationsplanes äußerst thätig war. Allein obgleich der Kampf, durch Spaniens Beitritt zur Quadrupel-Allianz, im Ganzen nicht unvortheilhaft für Oesterreich endete, zeigte es sich doch, wie sehr damals zum großen Nachtheile des österreichischen Kriegsruhmes Eugen's Einfluß am Wiener Hofe gesunken war; fand ja er selbst es nöthig, Personen, die etwas erreichen wollten, an die unglückselige spanische Parthei am Hofe zu weisen! Nichts bewirkte so sehr die Sinnesänderung des Kaisers, als seine Vorliebe für den Oberststallmeister Graf Althan, über dessen Haus und sonstige damalige Hofgeschichten die deutsche Literatur von Hormayer's „Anemonen" bis herauf zu Levin Schücking's „historischen Novellen" so viel Erdachtes neben einigem Traditionellen in die Welt geschickt hat! Diese Periode seines Lebens war wohl die schmerzlichste für Eugen, wie die Erinnerung an die gegen den großen Mann geübten Intriguen noch heute widerlich auf den Leser wirkt. Althan, Guido Starhemberg, der eigene Vetter Victor Amadeus von Savoyen-Piemont, alle wirkten je nach ihrer Art offen oder durch Kabalen wider ihn; die Entdeckung der schändlichen Anschläge des Letztern näherte aber den Kaiser wieder seinem alten und treuesten Freunde, und die bekannte Clement'sche Verleumdung ist nur ein Schattenstrich mehr in dem Gemälde jener Zeit, deren fast einzigen gewiß aber hellsten Glanzpunkt immer ungeschwächt der aus allen Angriffen rein hervorgehende Charakter des edlen und klug gemäßigten Eugen bildet.

Die Thätigkeit Eugen's in dem langen Zeitraume von 1720 bis 1734 war theils eine administrative, theils eine diplomatische. Als Präsident des Hofkriegsrathes schaffte er das Protektionswesen ab, suchte, was bisher oft nicht der Fall war, die Subordination streng aufrecht zu erhalten und errichtete eine Genieschule. Merkwürdig und ungemein folgenreich war die Creirung der Wiener Stadtbank, mit deren Schöpfer, Graf Gundacker von Stahremberg, Eugen, in Bezug auf die von ihm der k. Hofkammer zu leistende Subvention, in Conflict gerieth. Die Geldfrage war überhaupt jene, an welcher des Prinzen Projekte nützlichster Art scheiterten, da sie der Kriegsmacht den unerläßlichen Hebel entzog. Nur auf 14 Millionen beliefen sich des Kaisers Einkünfte bei einem so ausgedehnten Länderbesitze, der damals außer den deutsch-ungarischen Erbländern und Mailand noch die Niederlande, Neapel, Sicilien und Schlesien in sich begriff. Die Macht der Stände beschränkte auf solche Art die Benutzung der Einnahmsquellen der Länder, daß unter andern Kaiser Karl VI. bei seiner Bereisung von Innerösterreich im Jahre 1728, Monate lang mit den Ständen der drei Länder wegen Tragung der Reisekosten unterhandeln mußte. Zwei Capitel dieses Bandes sind Eugen's kurzer Thätigkeit als General-Statthalter der Niederlande, deren Verwaltung er von Wien aus leitete, gewidmet.

Keine Angelegenheit indessen beschäftigte ihn so sehr, als die pragmatische Sanction, und die damit in Verbindung stehende Verehelichung der Erzherzogin Maria Theresia, wodurch Oesterreich als eine einheitliche, ungetheilte Monarchie erhalten werden sollte. Karl VI. hatte die Erwerbung der

*) Einige Tage nachher erstieg Dr. Schwägrichen wirklich die höchste Kuppe des Glockners.

spanischen Krone in der ersten Zeit seines Lebens sich zur Aufgabe gemacht, für die er Alles, ja selbst die Freiheit seiner Person einsetzte; ebenso war sein ganzes Sinnen und Trachten in den späteren Lebensjahren auf die Verwirklichung jener Erbfolge gerichtet (S.166). „Diese Bestrebungen des Kaisers sind oft und auf herbe Weise getadelt worden.“ Eugen selbst hat dem Kaiser gerathen, seiner Tochter einen gefüllten Schatz und ein wohlgerüstetes Heer zu hinterlassen, und sich nicht um Versprechungen zu bemühen, welche ohnedies nicht gehalten würden. Arneth bemerkt treffend: Eugen habe damit nur darauf hinweisen wollen, daß damals das verdächtige Preußen thatsächlich eben diese Mittel sich eigen machte; nirgends aber sey dargethan, daß er den diesfälligen Bemühungen des Kaisers entgegengetreten oder sich dabei indifferent verhalten. Im Gegentheile weist der Verfasser die hierher gehörigen Verwendungen Eugen's auf, welche alle seinen staatsmännischen Scharfblick und seine für alle Zeiten als Muster dienende Klugheit bei Behandlung auswärtiger Verhältnisse auffallend darthun.

Durch die zeitliche Annahme des Grundgesetzes der pragmatischen Sanction wurden die Völker Oesterreichs in der nachhin mit weniger Ausnahme glänzend bewiesenen Treue bewahret, als die fremden Mächte ihr Wort brachen, und mit den Waffen in der Hand über Maria Theresia's Erbe herfielen. Ihre frühere Angelobung entzog diesen jeden Rechtsgrund; die Sympathien aller Redlichen neigten sich um so bälder der Fürstin zu, welche ihr Recht so muthig vertheidigte. Dieser von Arneth mit Fug so sehr hervorgehobene Moment in der österreichischen Geschichte wurde bisher am falschesten beurtheilt.

In der glänzenden und gründlichen Schilderung der verschiedenen Unterhandlungen, welche mit den Cabinetten von Madrid, Versailles, St. James, Petersburg, Berlin, Dresden und Turin in dieser wichtigsten Angelegenheit und wegen Erwerbung von Allianzen gegen die voraussichtlichen Gegner des neuen Staatsgrundgesetzes angeknüpft wurden, nimmt die Aufmerksamkeit am meisten das Verhältniß Eugen's zu König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Anspruch, einem Herrscher von auffallender Originalität, Thatkraft, Organisationsgaben im Heerwesen und in der Finanzverwaltung, aber auch von gewaltigen Leidenschaften, soldatischer Derbheit, schneller Aufregung und Wetterwendigkeit, nie befriedigt im Begehren nach eigenem Vortheil. Es ist daher ungemein interessant, aus der Original-Correspondenz zu vernehmen, wie Eugen nicht ermüdete, diese oft so widersprechenden Eigenschaften, Launen und Aeußerungen eines Herrschers, welcher in Deutschland mit Oesterreich das erste Wort zu reden hatte, bald zu bekämpfen, bald wieder umzustimmen und den Weg zur Einigung mit dem Reichsoberhaupte so oft vom Neuen anzubahnen. Insbesonders lohnt es hier, eine sichere und klare Einsicht in das Verhalten des Kaiserhofes bei dem bekannten Zerwürfnisse zwischen dem Könige und dem Kronprinzen, dem nachherigen Könige Friedrich II. zu erhalten. Nicht minder verwickelt waren die Verhältnisse mit Spanien, dessen Königin eine eheliche Verbindung ihrer Prinzen mit den Erzherzoginen von Oesterreich unter verführerischen Zusicherungen anstrebte; Eugen verstand aber deren Unverläßlichkeit aufzudecken, ohne das Bestehen eines friedlichen Verhältnisses zu trüben. Nicht minder ansprechend sind die Beziehungen zu Czar Peter dem Großen und seinem Thron-Nachfolger in Rußland, zu dem König von Polen und Kurfürsten von Sachsen August II., zu England und dem Cardinal Fleuri geschildert. Von Sinzendorf und Seckendorf, ersterer mit Gundacker von Stahremberg Mitglied der geheimen Conferenz, letzterer damals der vorzüglichste Diplomat Oesterreichs, erhalten wir nicht nur die wohlgetroffenen Portraits, sondern auch eine eingehende Charakteristik. Das 12. Capitel beschäftigt sich mit Eugen's Einfluß auf des Kaisers Länder (nicht „Brüder“, wie es in der Inhaltsanzeige heißt) in Italien und mit der zeitweiligen Besetzung von Corsica durch kaiserliche Truppen. Endlich kam anläßlich der polnischen Königswahl der letzte Krieg, in dem Eugen die Waffen führte; leider aber hatte derselbe, Dank der abermaligen Perfidie des Sardenkönigs und der theils ausbleibenden, theils verspäteten Hülfe Preußens, Rußlands und der Seemächte, keinen guten Fortgang, so daß auf Eugen's eigenen Rath der Kaiser den Frieden nicht ohne schwere Opfer am 7. November 1735 abschloß. Tief in seinem Gemüthe und in seiner Gesundheit angegriffen, langte der edle Held in Wien an, unfähig, Zeuge der von ihm so sehr ersehnten, am 12. Februar 1736 vollzogenen Trauung des Herzogs Franz von Lothringen mit der Erzherzogin Maria Theresia zu seyn. Der 21. April machte seinem Leben ein schnelles Ende, welches er auf 72 Jahre gebracht, wovon er 53 dem Dienste Oesterreichs gewidmet hatte.

Unser Autor schließt dieses Meisterwerk mit einem Rückblicke auf Eugens Wirken und den Worten: „Daß es dem Prinzen Eugen wirklich gebührt, Oesterreichs größter Feldherr und sein edelster Staatsmann genannt zu werden, wird wohl von jeder Seite zugegeben (487). Keiner aus Oesterreichs Staatsmännern besaß in dem Maße, wie er, die Liebe des eigenen Volkes (504), das Ansehen bei fremden Regierungen. — Alle Eigenschaften, so in ihm vereinigt waren, wurden von einem Charakter getragen, dessen vollendete Reinheit und sittliche Größe nicht der leiseste Flecken trübte.“ In ihm besaß die Wissenschaft und Kunst den eifrigsten Schützer und Förderer. Mit Leibnitz arbeitete er an der Errichtung einer Akademie der Wissenschaften in Wien; J. B. Rousseau war sein enthusiastischer Bewunderer. Mariette legte den Grund zu seiner Büchersammlung, die noch heutzutage eine der schönsten Zierden der Hofbibliothek bildet. Das von ihm erbaute Belvedere verewigt seine Kunstliebe; wenn gleich die von ihm gesammelten Statuen und Gemälde an verschiedenen Orten zerstreut wurden (3. Cap.), ist es Oesterreichs Kunsttempel geblieben. Indessen so verdient alle diese Lobreden sind, deren wir nur in den dürftigsten Umrissen erwähnen können, ebenso wenig übergeht Arneth auch den leisesten Tadel, wo ihn Eugen zu verdienen scheint. So den Mangel an Einübung der Truppen (419), besonders der Infanterie im Gebrauche des Feuergewehrs, dessen Mangelhaftigkeit in der Construktion sich nachhin 1741 in der Schlacht bei Molwitz auffallend zeigte, gegenüber (493) den Schaustellungen eines Königs Friedrich Wilhelm von Preußen. Allein daran trug wohl die meiste Schuld der trostlose Zustand der kaiserlichen Finanzen. Gewiß nur aus demselben Grunde (421) mangelte es an einem General-Quartiermeisterstabe. — Aber auch warme religiöse Gesinnungen bewies Eugen bei Uebersendung des geweihten Hutes und Degens von Seite des heiligen Vaters, bei Generals Zumjungen Anstellung in Sicilien (27), bei den Religionsstreitigkeiten (195, 199) gegenüber Preußen. Am unverdächtigsten hierüber ist das Zeugniß, welches der Jesuit Peikhart (496) von seinem Andachtseifer und dem Gebrauche der heiligen Gnadenmittel gibt, während ihn der Orden doch nicht zu seinen besondern Gönnern zählte. Wir wollen diesem nur noch beisetzen, daß die Bittschrift um die Heiligsprechung des seligen Briccius, dessen Grabstätte zu Heiligenblut die a. h. Majestäten bei ihrer Glocknerreise am 7. September 1856 besuchten, im Jahre 1730

dem Prinzen Eugen in Wien übergeben wurde, so hoch schlug man seine fromme Gesinnung und seinen Einfluß beim heiligen Stuhle in Rom an.

Was Arneth's „Eugen“ über Erscheinungen ähnlicher Art erhebt, ist, nebst allen Vorzügen der Gründlichkeit und Pragmatik, seine Darstellung; er, dessen Angaben durchaus auf Originalacten beruhen, konnte mit einfachen Andeutungen die abweichenden Ansichten Stenzel's, Coxe's und Försters berichtigen; so fließt denn seine bündige Erzählung klar und ruhig dahin wie in keinem anderen Geschichtswerke, selbst Ranke kaum ausgenommen.

Das Werk, das in so würdiger Weise dem Helden, dem Staatsmanne und dem Förderer alles Edlen gerecht wird, das Werk, das den um Oesterreich und Deutschland verdientesten Mann in so classischer Weise feiert, das ist in der That berufen, nicht blos in Bibliotheken zu prunken, sondern ein wahres Hausbuch der deutschen Nation zu bilden; es genießt aber auch diese Anerkennung, denn bereits wurden beide erstere Theile auf's Neue aufgelegt, ehe der dritte erschien.

Miszellen.

In dem Sitzungsberichte der k. k. geographischen Gesellschaft vom 21. Dezember 1858 findet sich unter anderen Manches, das auch für Kärnten Bemerkenswerthes enthält; so legte der Herr Sekretär Foetterle zwei ältere, große gezeichnete Kartenwerke vor, welche er durch gütige Vermittlung des Mitgliedes Herrn k. k. Hauptmann E. Petz mit höherer Bewilligung dem k. k. Archive verdankt. Beide umfassen Theile der Republik Venedig zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts und sind ausgeführt von dem Kartenzeichner der Republik Christoforo Sorte mit einer für damalige Zeit ungemein großen Sorgfalt und Genauigkeit. Das eine dieser Kartenwerke, bestehend aus acht auf Leinwand aufgespannten Blättern umfaßt die Provinz Friaul; sie scheint als Hauptzweck gehabt zu haben die Darstellung der Grenze der Republik gegen Kärnten und Istrien, da auf der auf der Karte befindlichen Aufschrift ausschließlich diese Grenze, welche überdies auf der Karte mit einer starken Goldlinie bezeichnet ist, und die damals im Gebrauche gewesenen Uebergangspässe hervorgehoben sind. Als besonders wichtig wegen der Brauchbarkeit zu deutschen Heeresstraßen werden angeführt der Paß am Misurina-See zwischen Auronzo und Toblach, der sich bei Tre Ponti unterhalb Auronzo mit mehreren untergeordneteren vereinigt, der Paß von Pontafel, bei Cividale und endlich die Straße von Gradiska und Görz. Diese Karte wurde im Jahre 1590 ausgeführt. — Das zweite Kartenwerk in derselben Manier ausgeführt, umfaßt die Provinzen Padua und Trevise, die Lagunen und die Po-Mündungen und besteht aus zehn Blättern. Es ist mit demselben Fleiße ausgeführt, wie das vorhergehende und gibt ein genaues Bild der damaligen Beschaffenheit der Küste, da der Maßstab auf beiden Kartenwerken gleich, beiläufig ein Zoll gleich einer italienischen Meile ist. Es scheint dieses Kartenwerk nur ein Theil eines großen, aus fünf, wahrscheinlich gleichen Theilen bestehenden Werkes, die ganze „Terra ferma“ der Republik Venedig darstellend, zu seyn, da der Verfasser desselben auf der Aufschrift selbst sagt: „sono uno dilli cinque pezi di tutto il stado“. Es ist um vier Jahre später als das vorhergehende, im Jahre 1594 ausgeführt und beendiget worden. — Ferners legte Hr. Dr. A. v. Ruthner eine Reihe von Aquarellen des kaiserlichen Rathes, Professors Herrn Thomas Ender vor, welche derselbe zur Besichtigung auf das Freundlichste der k. k. geographischen Gesellschaft überließ. Sie stellen Landschaften aus Salzburg und Tirol, und zwar hauptsächlich aus den Centralalpen und insbesonders aus der Tauernkette, endlich in zwei Ansichten den Pasterzen-Gletscher in Kärnten dar. Wenn die geographische Gesellschaft aus Veranlassung der Vorlage der Studien desselben Künstlers aus dem Dolomitgebirge Tirols, and den venetianischen Alpen, aus Krain und einem Theile von Kärnten in den letzten zwei Sitzungen allgemein anerkannt habe, daß Herrn Ender's Aquarelle nicht nur künstlerisch schön, sondern, daß sie auch im höchsten Grade naturgetreu sind, und daß vornehmlich der Einfluß der verschiedenen Gebirgsarten auf die Charakteristik der einzelnen Gegenden mit seltener Wahrheit aufgefaßt ist, so muß dieses Verdienst den vorliegenden landschaftlichen Darstellungen in nicht minderem Maße zugesprochen werden. Ja, in diesen tritt noch ein neuer Vorzug Herrn Ender's hervor: das tiefste Verständniß der Gletscher, welche selten vollständig mit dem Pinsel aufgefaßt in den Abbildungen der Pasterze, des Rauriser Goldberges, der beiden höheren Thalstufen von Kaprun, nämlich der Wasserfallalpe und des Moserbodens, dann in jenen des Venediger's und der übrigen Gletscher der Sulzbacherthäler, der Fernau im hintersten Theile des Stubaythales in Tirol u. a. m. mit einer kaum zu übertreffenden Naturwahrheit wiedergegeben werden. Um solche Bilder zu malen, ist nicht blos ein großes künstlerisches Talent, sondern auch die wärmste Liebe zur Natur, wie sie Herrn Professor Ender eigen ist, so wie sein großer Fleiß und seine langjährige Uebung erforderlich. Als Beweis, wie der Verfasser zum Zwecke seiner Studien selbst die minder gekannten Gegenden des österreichischen Hochgebirges besucht habe, führt Herr Dr. A. v. Ruthner an, daß von den neunzehn Thälern des Herzogthumes Salzburg, welche von der Grenze Tirols bis zur steierischen Grenze alle unter sich parallel von dem von Westen nach Osten ziehenden Hauptrücken der Tauernkette gegen die in derselben Richtung fließende Salzach und Enns von Süden nach Norden herabsteigen, nur zwei, nämlich das Taurachthal und das Gasteinerthal, ersteres wegen der durch selbes führenden Poststraße über den Radstädtertauern, letzteres wegen des berühmten Heilbades stark, nur vier, nämlich das Thal von Rauris und Fusch, und zwar hauptsächlich wegen des Tauernüberganges nach Heiligenblut, Fusch wohl auch noch wegen des Fuscherbades, dann das Velber- und Krimmler-Achenthal, weil durch sie Tauernwege nach Tirol ziehen, öfter, die übrigen dreizehn dagegen nur höchst selten von Fremden besucht werden. In den vorliegenden Studien finden sich aber Aufnahmen von nicht weniger als acht von diesen Seitenthälern, und zwar sey eines, das von Gastein durch eins, die übrigen der Mehrzahl nach je durch drei ja vier Darstellungen vertreten.

In der Sitzung am 14. Dezember 1858 der „k. k. geologischen Reichsanstalt“ berichtete Herr Direktor Haidinger über neuere Exemplare von Skorodit, in der letzten Zeit vom Herrn Bergverwalter F. Seeland aus den Freiherr von Dickmann'schen Eisengruben zu Lölling in Kärnten erhalten. Sie werden dort von Zeit zu Zeit, wenn auch selten, gefunden. Die zuletzt eingebrochenen vom Wolfliegendlager am Knappenberg, wo man sie mitten oder nahe dem Hangenden in Braunerz antrifft, liegen theils auf den Klüften in Spatheisenstein in kugeligen Gruppen, oder erscheinen quer durchgebrochen sternförmig strahlig, theils kann man mit dem Auge eine Reihe von Zuständen in ihrer Bildung verfolgen.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 3. Sonnabend, den 29. Jänner. 1859.

Beranger.

Was wälzt Paris sich lärmend durch die Gassen
In Frack und Blouse? Bajonette blinken,
Soll edles Blut die Barrikade trinken?
Gilt's einmal noch nach goldnem Traum zu fassen?

Nein! einen todten Mann nur, einen blassen
Trägt man zu Grab', und Lorberkränze sinken,
Kanonen donnern nach des Kaisers Winken, —
Ist das ein Fest der Freude, zeigt es Hassen?

Er konnte dichten nur, der blasse Mann,
Er trug kein Schwert, so lang er sang und lebte,
Und doch erschrickt der Mann, der schweigen kann,

Wie König Saul vor David's Harfe bebte,
Es graut — verbergt den Sarg in Lorberreiser! —
Vor'm todten Dichter dem lebend'gen Kaiser.

Tschabuschnigg.

Philosophie; ihre Pflege im Vaterlande *).

Wenn wir der Philosophie, als wissenschaftlicher Bestrebung in unserm Vaterlande bisher keinen eigenen Rückblick widmen, obwohl das vorige Jahrhundert sich den Eigennamen des philosophischen errungen, unterlassen wir es, weil damals noch kein festes und bestimmtes System sich darin ausgebildet hatte, und der eigentliche maßgebende Abschnitt erst 1780 mit Kant beginnt. Leibnitz, das erste philosophische Genie Deutschland's, gab allerdings durch seine Lehre von den angebornen Ideen seine „Theodicee“ u. s. f. Anregung zum Denken, und selbst in religiöser Hinsicht trat er in Oesterreich durch seine Verhandlungen mit dem Bischof von W. Neustadt als Vermittler auf; indessen der Eindruck, den er durch seine seltene Persönlichkeit und seine originellen Ansichten hervorbrachte, war nicht nachhaltig. Insbesonders hatte, so lange das römische Recht in voller Geltung war, das Natur-, Gesellschafts- und Staatenrecht noch nicht gelehrt wurden, die Philosophie wenig Eindruck auf die Berufsfächer. Desto eher fand die französische Philosophie, die der Encyclopädisten, durch die Leichtigkeit der Auffassung, die glänzende, beredte und einschmeichelnde Darstellung, und die Art, womit sie die menschliche Freiheit und die Leidenschaften *) bevorwortete, durch Hofmeister und Informatoren in Oesterreich und selbst im Vaterlande Anklang.

Die Jesuiten hatten in ihren gelehrten Schulen, und so auch auf ihrer Lehranstalt in Klagenfurt, dem Bedürfnisse philosophischer Vorbildung vorgedacht; bereits im Jahre 1617 tradirte man am Gymnasium zu Klagenfurt die Dialektik, im J. 1653 in den Hörsälen des Lyceums Logik, 1655 Ethik, und 1663 begannen die philosophischen Disputationen, deren Theses vielfach zu prächtigen Illustrationen in geschabter Manier aus Augsburg, und bei Adelichen mit dem Wappen des Defendenten ausgestattet, Anlaß gaben. Für Lehrbücher aus der Logik und Metaphysik wurde gleichfalls vom Orden gesorgt. Ihre Autoren waren Ivancics, Jaszlinszky, Redelhammer, Revizky und Storchenau, unser ~~Landsmann; ihre Werke fallen jedoch sämmt~~lich in die erste Hälfte der Regierung der Kaiserin Maria Theresia.

Die große Reform, welche van Swieten schon längere Zeit vorbereitet, trat im Jahre 1756 vollends in's Leben: die gelehrten Schulen wurden sämmtlich unter die Aufsicht der k. k. Behörden gestellt, deutsche Lehrbücher vorgeschrieben, die Disputationen wurden seltener und einfacher, und der Einfluß der Jesuiten möglichst beschränkt; sie an den Universitäten wo thunlich durch andere Ordensleute oder Weltliche ersetzt. Sonnenfels, Eybl und Consorten suchten dem neuen Philosophismus wo möglich überall Eingang zu verschaffen, und daher erhielt Klagenfurt im Jahre 1766 einen Lehrstuhl der politischen Wissenschaften, die auf jenen Grundsätzen beruhten. Professor Schulz machte damit in Klagenfurt nicht eben sein Glück, erlitt mannigfachen Widerspruch und stand ziemlich vereinzelt da; so wenig hatten die neuen Ideen damals noch in unserer Heimath Anklang gewonnen, so daß im Jahre 1772 diese Lehrkanzel hier

*) Aus dem unter der Presse sich befindenden letzten Hefte des „Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit. Von H. Hermann“.

*) „Handbuch der Geschichte rc.“ Zweiter Band, 2. Heft, Seite 350. — Starks „Triumph der Philosophie“ Seite 270. — Huth's „Versuch einer Geschichte des 18. Jahrhundertes“ Seite 257. — Die im Jahre 1786 in Oktav bei Walliser in Klagenfurt erschienene Compilation: „Historisch-philosophische und statistische Fragmente“, mehrentheils die österreichische Monarchie betreffend, sind ein philosophischseynwollendes Produkt jener wirren Zeit und ein Bild ihrer freien Druckweise.

wieder aufgehoben und nach Ollmütz übertragen wurde *).

Nach der Aufhebung der Jesuiten im J. 1773 versorgte noch eine Zeit der Exjesuit Martin Jell die Lehrkanzel der Logik und Metaphysik, bis ihn Heinrich Lenz, ein geborner Luxemburger**), im Jahre 1778 ablöste. Lenz gehörte eigentlich keiner bestimmten philosophischen Schule an, er war Eklektiker; indessen galten ihm Leibnitz und Newton, so wie Descartes und Mallebranche als die vorzüglichsten Lichter am Horizont der Weltweisheit, ohne auf ihre Autorität zu schwören. Er trug jene Wissenschaft bis in die spätern Jahre im Latein vor; dieses und sein Hang sich in den Regionen der Speculation zu verlieren, hinderte vielfach sein Verständniß, und nur wenige seiner Zuhörer folgten ihm auf seinen Bahnen. In der Logik und Metaphysik, besonders in ersterer hielt sich Lenz weniger an die vorgeschriebenen Lehrbücher von „Feder“ und „Karpe“, als nach den hergebrachten normativen Formeln des Denkens; er pflichtete darin und in der sonstigen Lehrweise der „Wolfischen Schule“ bei; daher war er in Aufstellung von Definitionen und Beweisführungen unermüdet. Wir finden dieses um so mehr zu bemerken, als er durch achtunddreißig Jahre diesen Posten bekleidete, und der ältere Theil der gegenwärtigen Generation, wovon freilich die Zahl schon sehr klein ist, von ihm seinen philosophischen Unterricht erhielt.

Dieser theilweise Mangel an tieferer Schulbildung im Fache der Philosophie, gerade in der Zeit, wo unter Kaiser Joseph II. die allgemeine Denk- und Schreibfreiheit mit grellem Lichte einfiel, konnte nicht anders als nachtheilig wirken. Bei weitem die größere Zahl der sich mündig Dünkenden und zur Selbstbestimmung, nach subjektiven Anschauungen, berufen Fühlenden folgte dem Empirismus und Epikurismus der Franzosen, nicht ohne darin durch Friedrich's des Großen Beispiel und die Doktrinen Nikolai's und Gefolge geleitet zu seyn; nur wenige suchten den Grund ihrer liberalen Denkweise in dem Forschen inner den eigentlichen Grenzen des menschlichen Erkennungsvermögens, und bemühten sich, sie aus der Weltanschauung zu vervollständigen. Als daher Kant mit seiner Kritik der reinen Vernunft auftrat, machte seine Denk- und Lehrweise ungemeines Aufsehen, und bald bildete sich in unserem Vaterlande, besonders in seiner Hauptstadt, ein doppeltes Heerlager: die „Kantianer“, eine zwar kleine aber imposante Zahl durch geistige Begabung; dann die „Epikuräer“ und „Cyniker“, zu welchen sich die große Zahl der Lebenslustigen, Genußsüchtigen und Oberflächlichen gesellte, die hauptsächlich in Blumauer ihren Anhaltspunkt fand, welcher mehrere Sommer auf dem Lustschloße Thalenstein, unweit Völkermarkt verweilte ***), wo sich seine Anhänger um ihn abwechselnd versammelten, und man sich durch Witze, welche selbst das Heiligste lächerlich machten, Reimen und Wortspiele unterhielt. Diese Schule hatte in Klagenfurt hauptsächlich im damaligen „Morlinischen Hause“ in der „Völkermarkter Vorstadt“ ihren Centralpunkt. Schreiber dieses erinnert sich mancher ihrer Mitglieder und der von ihnen zu Tage geförderten Sprüche.

Die Begeisterung für die Kantische Philosophie, der übrigens auch Lenz in der Ethik größtentheils beipflichtete, ging von Jena aus, wo Reinhold einen glänzenden Kreis wißbegieriger junger Leute um sich versammelt hatte. Schiller, welcher gleichfalls dort weilte, knüpfte mit mehreren aus ihnen Bekanntschaften an, unter diesen auch jene mit Johann Benjamin Erhard aus Nürnberg. Besonders dessen Vielseitigkeit und Wärme für die Kunst mochte Schillern den fünfundzwanzigjährigen Mann, dem die Ausbildung der eigenen Individualität höher stand, als schriftstellerische Wirksamkeit (Erhard war Arzt), lieb und theuer. Neben Erhard zog ihn besonders Franz Paul Freiherr von Herbert aus Klagenfurt an*).

„Herbert stand damals schon an den Vierzigen, und „hatte, wie bekannt, Weib und Kind und seine große Fabrik „verlassen, um in Jena vier Monate Kantisch-Reinhold'sche „Philosophie zu studiren. Schiller nennt ihn einen Mann „von gesundem Kopf und eben so gesundem moralischen Cha„rakter. Aber schon im April (1791) verließ Herbert Jena, „nachdem er, wie man Schillern sagte, seinen Zweck er„reicht hatte. Die Stammbuchblätter, welche Herbert nach „Hause mitnahm, und die uns im Originale vorliegen“ — schreibt Professor Karl Tomaschek (Schiller und Kant, Wien bei Tendler, 1857, Seite 22) dem wir hierin wortgetreu folgen — „zeigen mehr als irgend etwas anderes den „lebendigen Enthusiasmus für die Kantische Philosophie, wie

---

*) De Luca: „Gelehrtes Oesterreich“, I. Band, 2. Stück, Seite 114 und 115. — Die erste Vorlesung von Sonnenfels in dem akademischen Jahrgange zu deutsch, so wie in die italienische Sprache übersetzt, erschien zu Klagenfurt im Jahre 1782 in Druck.

**) Carinthia, Jahrg. 1856, Nr. 8, Lebensbild: „Heinrich Lenz, ein biographischer Abriß“ vom Schreiber dieses.

***) Alois Blumauer, in seiner Jugend Jesuit, nach Aufhebung des Ordens Censor und Buchhandlungsbesitzer, war bekanntlich Freimaurer. Klagenfurt hatte damals eine Freimaurer-Loge. G. Th. v. E. war Meister vom Stuhle, und der Orden hatte selbst weibliche Genossen, daher man sich mit mancherlei nicht ehrenvollen Gerüchten herumtrug. Als Kaiser Joseph II. seine Stelle als Großmeister aufgab, und gleich Friedrich dem Großen aus dem Orden trat, deckten, wie sie es nannten, sämmtliche Logen in Oesterreich, wo sie bald förmlich und strenge verboten wurden, wogegen sie in Frankreich besonders unter dem Militär fortdauerten, und in Preußen sehr kultivirt wurden. Als im Jahre 1809 die Franzosen in Klagenfurt waren, hielten sie da eine Loge, und ältere Mitglieder des Ordens, wie G. v. E—g und F. M. nahmen Antheil an der Versammlung; die übrige Welt hielt es für eine sogenannte Spanponaden-Macherei, ein Großthun mit leerem Nichts. Von Blumauer haben wir noch ein Gedicht auf das Lustgärtchen der Gräfin Egger zu Thalenstein, 1784, welches im ersten Theile seiner Gedichte, 3. Auflage, Wien 1809, Seite 148 abgedruckt ist. — Der Illuminaten-Orden, dem insbesonders Sonnenfels beipflichtete, fiel in der gegen Glauben und Monarchie (nach dem eigenen Ausdrucke: Aberglaube und Despotie) gerichteten Tendenz mit den Freimaurern zusammen; Letztere mochte eine Hauptursache gewesen seyn, daß in Preußen selbst die Regenten sich ihm beigesellten, um, wie sie glaubten, ihn für sich unschädlich zu machen.

*) „Schiller und Kant“, vom Professor Karl Tomaschek. Erste Abhandlung. (Besonders abgedruckt aus dem Programme des Gymnasiums der k. k. Theresianischen Akademie für 1857.) Wien bei Tendler und Compagnie 1857, Seite 21, Anmerkung 9. „Es liegt uns eine Reihe noch ungedruckter, sehr interessanter Originalberichte Erhard's an den Freiherrn von Herbert in Klagenfurt aus 1791—1795 vor, welche wir bei einer andern Gelegenheit zu benützen und theilweise zu

sie damals in Jena sich geltend machte" *). Mit dem Besuche von Jena war das Band zwischen unserem Landsmann Baron Herbert, Reinhold, Schiller, Erhard, Niethammer, Baggesen, Schuderof, Schütz, Schmid, Mereau, Seidler, Hardenberg, Brückner, Heberich, H. E. J. Paulus und den übrigen Freunden Kantischer Muse in Jena angeknüpft, und man kann sagen fester, als es sonst unter solchen Umständen zu seyn pflegt. Besonders war Erhard's und Niethammers Verhältniß zu Herbert ein inniges, bleibendes, und bethätigte sich durch die mehrfachen Besuche Beider des Herbert'schen Hauses in Klagenfurt. Varnhagen von Ense, der bekannte Herausgeber der „Zeitgenossen", hat Erhard **) ein eigenes Werk gewidmet, worin, nebst seiner Lebensgeschichte, alle die vorgefundenen Briefe seiner Freunde und Freundinen, besonders auch die Herbert's, die von Elise (Söllner), dann von seiner Schwester Marie an Kant enthalten sind. Es liegt darin ein Bild jener Zeit, und es reflektirt sich in derselben das geistige Leben mehrerer Personen, die zunächst obiger Periode angehörten, und mit mehreren Gesinnungsgenossen gegenüber jener epikureisch-cynischen Schule, eigentlich nur Coterie, einen eigenen Kreis bildeten ***).

Der Zeitendruck, die Kriegsstürme, das allgemeine Elend und die tiefe Schmach des Vaterlandes machten auf alle Gemüther einen tiefen, spekulativen Erhebungen und abstrakten Studien gar nicht günstigen Eindruck *). Viele schleppten sich in moslemischem Fanatismus, stumpfem Schicksalsglauben fort; andere erhoben sich zu religiöser Anschauung einer providentiellen Weltordnung; nur die wenigsten suchten und fanden in der Philosophie einen zeitweiligen Trost, gleich Boëthius. Andererseits konnten die Irrwege, welche eine falsche Philo-

---

veröffentlichen hoffen. In diesen spricht sich Erhard an mehreren Stellen und noch 1794, nach einem Besuche bei Schiller in Stuttgart, über die rührenden Beweise von Anhänglichkeit und Freundschaft, welche ihm Schiller und dessen Frau gaben, aus". — Ueber Erhard der betreffende Artikel im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon.

*) Sieh' Carinthia, Jahrg. 1858, Nr. 16. — Die Quellen, woraus Professor Tomaschek seine Angaben wegen Herbert nahm, sind: „Imanuel Kant's sämmtliche Werke". Herausgegeben von Karl Rosenkranz und F. W. Schubert. 11 Theile. I. Abtheilung, Leipzig bei Leopold Voß, 1842, Seite 113 und 123. II. Abtheilung, Seite 117. — „Supplement zu Schillers Werken". II. Th. Stuttgart, 1838 in der P. Balz'schen Buchhandlung, Seite 252. — „Schillers Leben. Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner". Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1851, Seite 229. — „Schillers Briefwechsel mit Körner". II Theile. Berlin bei Veit und Compagnie. 1847, Seite 241.

**) Denkwürdigkeiten des Philosophen und Arztes, Johann Benjamin Erhard. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense". Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1830. Octav, Seite 541. Sie sind Hegel gewidmet.

***) Das Verhältniß Erhard's zu Herbert war ein höchst freundschaftliches. In Erhard's eigener Lebensbeschreibung, die Varnhagen mit obigem herausgab (Seite 31), wo dieser von seinem Aufenthalte in Jena schreibt, sagt er: „Ich fand dort einen Baron Herbert aus Klagenfurt, den die Liebe zum Wissen allein bis dorthin geführt hatte, und der daher meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog." — Seite 37 beschreibt er uns seinen Schmerz, als er sich von einem angeblich amerikanischen Obersten, der sich Wilhelm Pearce nannte, betrogen und dem Spott preisgegeben sah. „Endlich", heißt es: „faßte ich den Entschluß, zu meinem Freund Herbert, der eine Reise nach Italien machte, zu stoßen und ihn in Verona zu erwarten. Dieser Entschluß rettete mein Leben." Im Anhange seiner von Varnhagen weiter geführten Biographie (Seite 42) erzählt dieser, daß, als Erhard 1800 in Berlin die ärztliche Praxis begann, Herbert ihn öfters seinen Geldverlegenheiten entzog. Unter den Briefen Erhard's finden wir einen vom 1. März 1792 datirten an Reinhold, den er von Klagenfurt aus dem Herbert'schen Hause schrieb, wo er jenem die von seinem Freunde überstandene Krankheit meldet. Die Briefe Nr. 164, 186, 205, 206, 211, 212, 213, 214, 221, 222, 223, 226, 228, u. s. f. erörtern dieses Verhältniß näher, und wir sehen, daß die Ansprüche, welche Erhard an Herbert machte, von diesem mit größter Opferwilligkeit gewährt, der Freundschaft, was doch selten, keinen Abbruch thaten. Alle diese und so viele andere bei Varnhagen vorkommende Briefe von bekannten Persönlichkeiten geben eine tiefe Einsicht in die Zeit von 1791 bis 1823, und in die Wechselwirkung von Philosophismus und Seelenleben, welche eben so das Interesse als warme Theilnahme in Anspruch nimmt.

*) Davon Beweis die Briefe 235 und 238. Wie sehr Herbert von der Ueberzeugung ergriffen war, daß weder Kant noch Fichte befriedigen und dem Menschen klare Ansichten und Ruhe verleihen konnten, beweiset sein bereits unterm 4. Mai 1794 an Niethammer (Nr. 177) geschriebener Brief, wo er ihn beschwört, sein Talent dazu zu brauchen, Kant's Lehre klar und deutlich (?) darzustellen und beisetzt: „Von Ihnen allein — wird es abhängen, ob Jena noch der Tempel der Philosophie bleiben wird oder nicht, denn aus Fichte's abstraktem Vortrag kann keiner klug werden, der vernünftig ist (!)". — Ging und geht es nicht auch so mit den neuesten Philosophemen Hegel's und Günther's, vorzüglich, wenn man ihrer Schüler Werke liest, wie z. B. über Letztern einen „Gärtner". — Wie schön schreibt Herbert in seinem Briefe vom 30. Juli 1799 (Nr. 214) an Erhard sein Geständniß: „daß die Sehnsucht nach dem Leben den philosophischen Glauben an eine Unsterblichkeit erweckt habe, kann ich eben so wenig annehmen, als ich mich auch mit der Widerlegung zu befassen getraue. So weiß ich auch nichts davon, daß ein transcendentaler Idealismus meinen Glauben an Unsterblichkeit, Gott, Moralität unmittelbar erzeugt hätte. Alles, was ich aber meiner kritischen Philosophie zu danken habe, besteht darin, daß sie mir meine anderweitigen Befugnisse zu diesem Glauben nicht genommen hat." — Die Geschichte der Denkweise damaliger Zeit liegt in diesen Mittheilungen, daher wir sie, um jene zu schreiben, benutzen wollten. Von dem einen Extreme des Idealismus, der Abstraktion und Transcension sind wir in das andere, der blos sinnlichen Naturanschauung geworfen worden, wo der Mensch vor dem Thiere nichts voraus haben soll, als das Bewußtseyn der ewigen (?) Naturgesetze und Gott sich gefallen lassen muß, in der unendlichen (!) Natur seinen unterwürfig zu wohnen, wie die Auster in ihrer Schale. Dieser feinere Naturalismus, der in Oersted's „Geist in der Natur" seinen Ausgangspunkt hat, ist das leidige Bekenntniß rationalistischen Gewirres unserer neuesten Tage. Man vergöttlichte im achtzehnten Jahrhunderte den Menschen, und vermenschlicht im neunzehnten das Thier. Die Geschichte des Fortganges dieser Naturphilosophie gehört der Zukunft.

*

sophie, wie sie Roger Baco a Verulamio so trefflich schildert, gutdenkende Männer nicht gleichgültig lassen, die sich berufen und befähigt fühlten, Waffen gegen sie zu bereiten. Unter diese gehörten vorzüglich unser Landsmann, der Exjesuite Storchenau, der in seiner „Philosophie der Religion" die Ueberzeugungen und Gründe für eine harmonische Auffassung beider niederlegte. In seine Fußstapfen trat der ehemalige Prälat des aufgehobenen Prämonstratenser Stiftes Griffen, Joseph Gottfried Mayerhofer, welcher besonders die Kant'sche Philosophie, die er als eine Hauptführerin zu den Abirrungen vom Glauben ansah, zu bekämpfen bemüht war, wogegen er die „Zurechtweisung der Kunstsprache der kritischen Philosophie nach der Lehre der christkatholischen Religion und Kirche" sammt einem Anhange, dann Abhandlungen: „Ist Gott ein Ideal aller Vollkommenheiten" — „Ist der Mensch sein Selbstzweck?" hauptsächlich im Gegensatze der Fichte'schen Anschauung schrieb, welche Manuskripte *) jedoch nicht in Druck kamen. Keiner dieser Richtungen angehörig, aber als ein Freund der Wissenschaft und Förderer der Humanität, gab der Dechant zu Kappel im Rosenthal, später Probst zu Gurnitz, Joseph Mitsch, zum Besten des „Elisabethinen-Krankeninstitutes im Jahre 1817 bei Anton Gelb eine Abhandlung unter dem Titel: „Etwas über die Unsterblichkeit der Seele" heraus, worin er die Unsterblichkeit des Menschengeistes aus der übereinstimmenden Annahme der Völker zu begründen suchte. — Eine zweite derlei Brochüre zu gleichem Zwecke waren die im Jahre 1840 bei von Kleinmayr im Druck erschienenen „Aphorismen, moralisch-philosophischen Inhaltes" von Ebendemselben, die jedoch der mehr eigenen Weltanschauung des Verfassers, als dem abstrakten Gebiete der Spekulation entnommen waren. Beide Editionen fanden, was sonst bei eigentlich wissenschaftlichen Werken dieser Gattung seltener der Fall ist, gute Abnahme, woran außer dem wohlthätigen Zwecke die Persönlichkeit des Verfassers Mitursache war.

Ehrende und verdiente Anerkennung gleicher Art fand auch die, in den beiden Programmen des k. k. Gymnasiums zu Klagenfurt von den Jahren 1855 und 1856 vom Professor Dr. Karlmann Flor herausgegebene Abhandlung: „Die classische Lektüre vom Standpunkte christlicher Anschauung", welche in so ferne dem philosophischen Fache angehört, als der Verfasser aus den heidnischen, griechischen oder lateinischen Classikern jene Lehren, Ansichten und Aussprüche entnahm und zusammenstellte, welche, als der Vernunft zugängliche Wahrheiten, ohne Zuthat der Offenbarung dem Menschen innewohnend, nachgewiesen werden können **).

*) Biographie desselben. Von S. M. Mayer. „Carinthia". Jahrg. 1820, Nr. 32.

**) Carinthia, Jahrg. 1856, Nr. 41. Anzeige und Beurtheilung dieser Ausgabe vom Schreiber dieses.

Die Drau

mit ihren größern und kleinern Nebenflüßen und Bächen vom Ursprunge bis zu ihrem Austritte aus Kärnten.

Schon im Sommer des Jahres 1825 schrieb unser nun auch entschlafener braver und thätiger Slavist Urban Jarnik, damals Pfarrer zu St. Michael am Zollfeld, dem Unterzeichneten, daß er eine Arbeit begonnen habe, die, wenn er selbe mit Hilfe mehrerer Vaterlandsfreunde vollenden könne, für unser gemeinschaftliches Vaterland Kärnten nicht uninteressant seyn dürfte, nämlich das Flußnetz des heimischen Hauptflußes der „Drau" zu entwerfen. Er lege die Andrianische Karte (erschien im Jahre 1718) zu Grunde, die nach seinem Urtheile (damals) die richtigste wäre. Es vergingen einige Jahre, doch jene, die er um nähere Auskünfte über die von den einzelnen Bächen in Thätigkeit gesetzten Hammerwerke, Mühlen und Stämpfe zc. geben sollten, scheinen, vielleicht nur zum Theile, ihm dieß nicht berichtet zu haben. Auf mehrfache, von meiner Seite zu verschiedenen Zeiten an Jarnik geschehene Erinnerungen kam immer die Antwort: die Arbeit sey noch nicht reif, und mit seinem Tode kam die Sache in Vergessenheit.

Nun kam mir zufällig das Manuskript zu Handen, welches den von Jarnik eigenhändig geschriebenen Entwurf, wenn gleich der oben bezeichneten Daten entbehrend, enthält, der aber immer für Kärnten ein nicht unbedeutendes Interesse hat, und den ich unten mittheile, zugleich dadurch die Gelegenheit darbiethend, von jenen ergänzt zu werden, welche an den bezeichneten Bächen wohnen, oder überhaupt darüber nähere Kunde geben können.

Schließlich bemerke ich noch, daß der Buchstabe L das linke, der Buchstabe R aber allzeit das rechte Ufer des Flußes bezeichnet, so wie Jarnik jene Bäche, deren Namen er nicht erfahren konnte, mit „Anonymus" angibt.

S. M. Mayer.

Die Drau hat ihren Ursprung in Tirol, südlich von Innichen, in einem See, und nimmt am rechten Ufer bei Sillian

I. den Moosbach auf, der aus jenem See kommt, in welchem auch die Gail entspringt. Ferner münden sich auch in selbe:

II. Der Schwarzenbach, der bei Sillian in die Drau fällt. L.

III. Der Apfalterbach, bei Apsalters sich mündend. L.

IV. Der Stangenbach. R.

V. Der Margarethenbach. L.

VI. Der Tallerbach. L.

VII. Der Gemsbach. R.

VIII. Der Ambach mit einem Nebenbache. L.

IX. Anonymus. R.

X. „ „

XI. Die Isola mit dem Dorfeggerbach, der Iſtitz und einigen Nebenbächen, bei Lienz in die Drau sich mündend. L.

XII. Ein Seebach unter Trestach. R.

XIII. Die Deta. (?) L.

XIV. Der Dolzacherbach. L.

XV. Der Goltacherbach. L.

XVI. Der Pierheggerbach. R.

XVII. Der Nörsacherbach. L.

Diese siebenzehn Bäche münden sich in Tirol in die Drau.

In Kärnten.

XVIII. Der Gailbergbach. R.

XIX. Anonymus. L.

XX. „ „ fließt vom Zwickenberg in die Drau. L.

XXI. Anonymus, entspringt ober Irschen. L.
XXII. „ „ von Stein kommend. R.
XXIII. Die Draßnitzen mündet sich bei Döllach. L.
XXIV. Die Feistritz. R.
XXV. Der Pitger mündet sich bei St. Peter. L.
XXVI. Die Knopnitz mit drei Nebenbächen. L.
XXVII. Anonymus. L.
XXVIII. Die Greinitz mündet sich bei Steinfeld. L
XXIX. Der Gradischbach, L.
XXX. Die Feistritz fällt ober Sachsenburg in die Drau. L.
XXXI. Die Möll mündet sich unter Sachsenburg in die Drau. L.

Flußnetz der Möll.

Sie entspringt aus dem Gletscherwasser der Pasterze am Großglockner. In sie münden sich folgende Flüße und Bäche:

1. Der Schartenbach. L.
2. Der Nierabelbach in Vereinigung mit einem Nebenbache. R.
3. Anonymus. R.
4. „ „ L.
5. Der Tauern- in Vereinigung mit dem Guttenthalerbach. L.
6. Die Gößnitz in Vereinigung mit einem Seebache. R.
7. Die Rufchitz. R.
8. Anonymus. L.
9. „ „ „
10. Der Weiß-, Groß- und Kleinfleißbach. L.
11. Die Gradnitz. R.
12. Die Zirknitz in Vereinigung mit drei andern aus drei See'n entspringenden Bächen. L.
13. Der Gratenbach. R.
14. Die Wangernitz, wo in der Nähe ein Bad ist. R.
15. Der Aeßtenerbach in zwei Mündungen. L.
16. Der Kolbnitzbach. L.
17. Der Rottenbach in drei Mündungen. R.
18. Anonymus. R.
19. Anonymus. R.
20. „ „ L.
21. „ „ R.
22. Der Diebsbach. R.
23. Der Gleinitzbach. R.
24. Der Wizstorferbach. L.
25. Die Laßnitz. R.
26. Anonymus. L.
27. Der Lamitzbach. L.
28. Der Weta- (vielleicht Bola-) Fluß mit drei Mündungen. R.
29. Der Sagbach. L.
30. Die Gätnitz. R.
31. Die Fragant mit der Ozanitz, Jastrm und noch einigen Bächen. L.
32. Der Palafluß. R.
33. Anonymus mit drei Mündungen. L.
34. Der Desenbach in Vereinigung mehrerer Bäche. L.
35. Der Kopangerfluß fließt durch Obervellach und hat zwei Mündungen. L.
36. Der Sagfluß. R.
37. Der Steinerbach. L.
38. Anonymus. L.
39. Die Teichl vereint mit einem Nebenbache. R.
40. Der Prechnbach mit einem Nebenbache L.
41. Anonymus. R.
42. Der Mühlbach mit zwei Mündungen ist der letzte Bach, den die Möll vor ihrer Mündung bei Sachsenburg aufnimmt. L.

XXXII. Die Liser, sie fällt später bei Spittal in die Drau. L.

Flußnetz der Liser.

Sie entspringt nicht fern von St. Peter im rauhen Katsch aus einem See unter dem Schwarzhorn. In sie ergießen sich folgende Bäche:

1. Der Katschbach. L.
2. Die Laußnitz mit einem Seebache aus dem Tuschger-See und noch einem andern Bache. L.
3. Der Kremsbach, der durch drei Bäche verstärkt wird. L.
4. Der Leobenbach im Verein mit einem Nebenbache. L.
5. Anonymus. L.
6. Der Malenteinfluß, eigentlich die Malta, verstärkt durch die Göß, Feistritz, dem Wechsel- Sag- und Dornbach und fällt bei Gmünd in die Liser. R.
7. Der Seebach aus dem Radlersee. R.
8. Anonymus. R.
9. „ „ R.
10. Der Seebach aus dem Millstädtersee, welcher folgende Bäche aufnimmt:
   a) den Seebach, vereint mit dem Moosbach, der fünf kleine Bäche aufnimmt; und mit dem Radentheiner-Bach, der zwei Zuflüße erhält.
   b) drei kleinere Bäche, von denen jeder unmittelbar sich in den See ergießt.

XXXIII. Anonymus, der St. Paternian gegenüber in die Drau fällt. R.
XXXIV. Die Feistritz mit zwei Nebenbächen. R.
XXXV. Die Feveitz mit vier Nebenbächen. R.
XXXVI. Anonymus zwischen Kellerberg und St. Ulrich. R.
XXXVII. Anonymus, zwischen Topplitz und St. Ulrich. R.
XXXVIII. Der Weißenbach aus dem Bleiberg. R.
XXXIX. Anonymus. R.
XL. „ „ R.
XLI. Die Gail, dieser Fluß ergießt sich unter Villach in die Drau.

Flußnetz der Gail.

Sie entspringt in Tirol ober Tilliach aus einem See, der mittelst des Moosbaches mit der Drau in Verbindung steht. In sie ergießen sich folgende Flüße und Bäche:

1. Anonymus, der vereint mit einem kleineren Bache ober Tilliach sich in die Gail ergießt. R.
2. Anonymus. L.
3. „ „ R.
4. Der Seebach. L.
5. Der Tiefenbach. R.
6. Anonymus. L.

7. Der Thalbach. R.
8. Der Lugganerbach. L.
9. Anonymus. L.
10. Der Fronbach. R.
11. Der Rosenbach mit zwei kleineren Zuflüßen. L.
12. Der Obergailbach. R.
13. Der Marschinsenbach. L.
14. Anonymus. L.
15. Untergailbach. R.
16. Afringbach. L.
17. Anonymus. R.
18. Mallingerbach. L.
19. Anonymus. R.
20. Sonawitzbach mit einem Zufluße. R.
21. Müllnitzbach. L.
22. Kornaterbach. L.
23. Anonymus mit einem Zufluße. L.
24. Die Weila mit zwei Zuflüßen. R.
25. Oberer Marbach. R.
26. Unterer Marbach. R.
27. Der Möledinfluß mit einem Zufluße und zwei Mündungen. R.
28. Anonymus (Lemerbach). L.
29. Der Malbach mit zwei Mündungen. R.
30. Anonymus, der St. Daniel besäumt. L.
31. Die Draßnitz. R.
32. Anonymus, der bei Nölbling sich in die Gail ergießt. L.
33. Anonymus, der einen Zufluß hat, und bei Grafendorf vorbeifließt. L.
34. Der Kirchbach, der mit zwei Nebenbächen verstärkt südlich von Kirchbach in die Gail fällt. L.
35. Der Stranigfluß. R.
36. Die Dobernitz. R.
37. Der Doberabach. R.
38. Die Dosalitz mit einem Zufluße. R.
39. Die Gößring mit fünf Nebenbächen. L.
40. Der Karnitzenbach. R.
41. Der Seebach, joserulza, der aus dem Preseggersee fließt, und vereint mit dem Sulzbach bei Görtschach in die Gail fließt; in diesen See fließt die Bjela, Bellach. L.
42. Anonymus. L.
43. Der Bach nächst St. Stephan, der als réka, d. i. kleiner Bach, dem Dorfe Pörtschach den Namen gibt, und im Dorfe Bach noch einen Bach aufnimmt, durch einen tiefen, mit Kalksteinen gefüllten Graben fließt, aber vor seiner Mündung in die Gail als ein Dürrenbach sich verliert. L.
44. Der Strymenbach. R.
45. Die Rötsch, zhajna. L.
46. Die Feistritz. R.
47. Anonymus. R.
48. Die Gailitz, Siliza, nimmt vor ihrer Mündung nächst Arnoldstein eilf größere und kleinere Bäche auf. R.
49. Anonymus. L.
50. „ „ mit einem Zufluße. R.
51. Anonymus. R.
52. Bernmnitza, die durch den Fackersee fließt, dann einen Seebach bildet, sich mit dem Müllnerbache vereinigt, und in die Gail fällt. R.
53. Anonymus, ein kleines Bächlein bei Federaun. L.
54. Warmbad bei Villach. L.

XLII. Der Seebach vereint mit dem Treffenbach und fünf andern Bächen; der Seebach ist der Ausfluß des Offiacher-See's. In denselben fließen:

a) Die Feistritz in Verbindung mit der Racknitz und der Tiebel bei Feldkirchen. L.
b) Drei andere Bäche, deren jeder nördlich unmittelbar in den See sich ergießt. L.

XLIII. Anonymus. R.
XLIV. Die Feistritz. R.
XLV. Der Rosenbach. R.
XLVI. Der Dinbach. R.
XLVII. Die Feistritz. R.
XLVIII. Anonymus. R.
XLIX. Der Loiblbach mit zwei Zuflüßen. R.
L. Der Zellfluß. R.
LI. Der Freibach. R.
LII. Die Fella R.

a) mit dem Lepin-,
b) „ „ Remschnigg-,
c) „ „ Lohn- und
d) „ „ Wierbach nebst sechs anderen kleineren Bächen.

LIII. Die Gurk, sie mündet sich unter St. Peter, bei Grafenstein in die Drau.

Flußnetz der Gurk.

Die Gurk entspringt im Norden des Speickogels umfließt ihn an der östlichen Seite, und nimmt ihre Richtung zuerst gegen Westen. Größere und kleinere Bäche, welche sich in selbe ergießen, sind:

1. Der Moosbach. R.
2. Der Gartenfluß in Vereinigung mit dem Winkelbach in zwei Quellen. R.
3. Der Volkart in zwei Mündungen. R.
4. Anonymus. R.
5. „ „ „
6. Der Wieberschwingfluß. R.
7. Anonymus. L.
8. Der Heidenbach. R.
9. Anonymus. L.
10. Der Gensbach. R.
11. Die Sirnitz in Vereinigung mit zwei Bächen. L.
12. Der Griffenbach. L.
13. Die Glödnitz. L.
14. Die Zweinitz. L.
15. Anonymus. L.
16. „ „ L.
17. „ „ L.
18. Die Metnitz; dieser Fluß nimmt von seiner Quelle bis zur Mündung in die Gurk bei Zwischenwässern folgende Bäche auf:

a) Den Rothenbach mit zwei Quellen. L.
b) Die Bellach. L.
c) Den Schwarzbach. R.
d) Die Teichl. R.
e) Die Feistritz. R.
f) Den Scherlitzerbach. L.
g) Den Moosbach. L.
h) Die Olsa, welche in der Obersteiermark entspringt, östlich und westlich von Neumark einige Nebenbäche erhält, beim Eintritt in Kärnten die Pörtschach

aufnimmt, und bei Friesach mit der Metnitz sich vereiniget.
i) Anonymus bei St. Mauritzen. L.
19. Anonymus. R.
20. Der Pasemnaerbach bei Passering sich mündend. L.
21. Die Görtschitz, oder die kleine Gurk. Diese entspringt an der Sirbitzalpe, nicht ferne von der Quelle des Lavant, und nimmt schon in Obersteier
a) Den Fallbach L. und
b) Den Anonymus R. auf.
c) In Kärnten zuerst den Horbach L., dann
d) Den Anonymus L.
e) Den Mossingerbach L.
f) Den Löllingerbach L.
g) Den Dillenbach L.
h) Den Anonymus L.
i) „ „ „ „
k) Die Sweinitz oder den Ebersteinerbach L.
l) Die hohe Feistritz L.
m) Die untere Feistritz auf und fließt bei St. Johann am Brückl in die Gurk. In alten Urkunden ubi kurciza in kurcam influit. L.
22. Anonymus ein Bächlein nächst dem Dete St. Veit unfern Reinegg. L.
23. Anonymus L. bei Windisch St. Michael.
24. Die Glau. Diese entspringt bei Techelsberg aus einem Teiche und nimmt auf:
a) Die Foy L.
b) Die Feistritz in Vereinigung mit noch einem Bache L.
c) Den oberen Mühlbach L.
d) Die Wimitz mit fünf Nebenbächen L.
e) Den untern Mühlbach, der mit einem Seebache vereinigt ist L.
f) Den Anonymus L.
g) Die Wölfnitz in Vereinigung mit dem Weißenbache R.
h) Die Glanfurt R., dann fällt sie unter Gurnitz in die Gurk.
LIV. Anonymus. L.
LV. „ „ „
LVI. Die Raknitz mit zwei Nebenbächen L.
LVII. Anonymus mit zwei Quellen aus zwei See'n R.
LVIII. Die Sucha aus einem See. R.
LIX. Die Olsnitz L. bei Völkermarkt.
LX. Der Dierfluß. L.
LXI. Die Webitz in Vereinigung mit dem Grafen- und einem kleineren Bache. L.
LXII. Die Feistritz bei Bleiburg in Verein mit der Loipach und einem Nebenbache R. und
LXIII. die Lavant.

Flußnetz der Lavant.

Sie entspringt an der Südseite der Sirbitz aus einem unbedeutenden See. In diese ergießen sich folgende Bäche:

1. Anonymus (der Oberdacherbach)?) L.
2. Der Großprebel. L.
3. Der Sommerbach in Vereinigung dreier anderer Flüßchen ergießt sich als der erste Bach auf kärntnerischer Seite bei Reichenfels in die Lavant. L.
4. Der kleine Prebelbach. L.
5. Der Moslingbach. R.
6. Anonymus. L.
7. Anonymus, der sich bei St. Leonhard in zwei Mündungen in die Lavant ergießt. L.
8. Anonymus. R.
9. Reitlingbach. L.
10. Anonymus. L.
11. Der Breblbach. R.
12. Der Großauerling in Vereinigung mit dem Kleinauerling, Edenbach und zwei andern ungenannten Bächen. L.
13. Der Fraßbach bei Wolfsberg. L.
14. Die Preinigg „ L.
15. Der Braunbach „ L.
16. Der Klipitz mit zwei Quellen. R.
17. Der Deuitzbach. R.
18. Anonymus. L.
19. Der Fischaringerbach in Vereinigung mit einem südlicher entspringenden Bache. R.
20, Der Gebingerfluß. L.
21. Anonymus L.
22. „ „ R.
23. Der Rächlfluß. L.
24. Der Greinitzbach. R.
25. Anonymus. L.
26. Der Oelbach. L.

LXIV. Anonymus. L.
LXV. „ „ „ mit einem Nebenbache.
LXVI. Die Miß, vereint
a) mit dem Gratz-,
b) „ „ Köttalacher-,
c) „ „ Schwarz-,
d) „ „ Rieken-,
e) „ „ Crambach und mit noch zwölf ungenannten Bächen. R.

LXVII. Anonymus. L.
LXVIII. Der Wölikbach mit einem Nebenbache. L.
Der erste Fluß, der nach diesem auf steirischem Gebiethe in die Drau fällt, ist wieder eine Feistritz.

Flüße und Flüsse, welche aus dem Lande gehen und mit der Drau, als dem Hauptfluße, sich nicht vereinigen.

Nach Italien fließt

A die Fella, vereinigt
a) mit dem Wolfs-,
b) „ „ Weiß- und
c) „ „ Vogelbach,
d) „ dem Rediput und
e) „ der Ponteba nebst sechs unbekannten Bächen.

B. Gegen Norden in die steiermärkische Mur:
a) der Pretitzfluß mit drei ungenannten Bächen.
b) der Schwarzbach vereint mit zwei ungenannten Bächen;
c) der Sulnikfluß, und
d) die Laßnitz mit zwei ungenannten Bächen.

C. Gegen Süden nach Krain.
a) Die Feistritz aus dem Seeländer-Gebirge, endlich
b) die Kanker, aus Seeland.

Herzensfrage.

Es blinkt ein Stern am Himmel
So freundlich und so hehr,
Er strahlt durch Wolkenritzen
Hernieder auf das Meer.

Und unten strebt ein Fahrzeug,
Die Segel frisch gespannt,
Durch nie durchfurchte Fluthen
Zum fernen Heimathland.

Der Steuermann am Borde
Blickt zu dem Himmel auf,
Und lenket nach dem Sterne
Des Schiffleins raschen Lauf.

Der Stern, er blinkt am Himmel
In ewig ros'ger Glut,
Das Schifflein fährt so sicher
Durch unbekannte Fluth!

Sag' mir, wer ist das Schifflein?
Sag' mir, wer ist der Stern?
Wer ist der kühne Schiffer?
Ich wüßt' es gar so gern!

A. W. Seemann.

Miszellen.

(Ausgrabungen in Rom.) Wie viele Umwandlungen und Zerstörungen Rom erlebt hat, zeigen die Erdarbeiten, die eben auf dem Aventinischen Berge bei St. Balbina jetzt eifrig betrieben werden. Diese haben zu einigen sehr interessanten Entdeckungen geführt; unter Andern wurden drei übereinander liegende Gebäude blosgelegt, an deren ältestem dieselbe netzförmige Konstruktionsweise beobachtet wird, wie an der Villa Adriana in Tivoli. Ein Bauwerk von minderer Bedeutung steht auf und neben diesem Hause, an welches sich ein drittes, wahrscheinlich aus dem vierten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung herrührendes anschließt. Außerdem wurden an demselben Orte noch drei marmorne Büsten und sechs Köpfe, aus verschiedenen Zeiten herrührend, dort gefunden; drei davon sind Portraite der drei Söhne Agrippa's und der Julia.

(Bodenproduktion.) Der Werth der jährlichen Produktion der Landwirthschaft in Oesterreich wird dermalen mit etwa 2500 Millionen veranschlagt. Die höchste Produktion gibt die Lombardie, das Sechsfache der geringsten, die sich in Dalmatien findet. Hohe Produktion, die bis zu zwei Drittel der lombardischen, haben Ober- und Niederösterreich, Böhmen, Mähren, Steiermark, Tirol und Venedig; mittlere Produktion, bis zur Hälfte der lombardischen, haben Schlesien, Kroatien, Salzburg, Krain, Kärnten, Banat, Ungarn und die Militärgrenze; niedere Produktion, unter der Hälfte der lombardischen, haben Istrien, Galizien, Siebenbürgen und die Bukowina.

(Ritschel's Modell zur C. M. v. Weber-Statue.) Das Modell des in Dresden zu errichtenden Denkmales für Carl Maria v. Weber vom Professor Ritschel ist in dem Atelier des Meisters gegenwärtig öffentlich ausgestellt. Dresdner-Journale enthalten darüber Folgendes: An ein Notenpult angelehnt, steht C. M. v. Weber da. Der Mantel ist von der Schulter des Armes, welcher sich auf das Pult stützt, herabgesunken, während er auf der andern Schulter festliegt; in reinen Linien, großen Faltenmassen fließt er um den untern Theil des Körpers, und zusammengefaßt von der rechten Hand, welche zugleich einen Strauß von Rosen und Eichenblättern hält, als Symbol der farbig-blühenden, phantasiereichen und dabei echt Deutschen Kunstrichtung Weber's, als Symbol seiner anmuthigen und dabei zugleich mannhaften Muse, die eben so wohl in mondscheinumglänzter Zaubernacht mit dem zarten Geheimniß der Elfenwelt sich identifizirte, als sie im Schlachtenwetter, die Kämpfer zum Siege führend, heimisch war. Der obere Theil des Körpers tritt in moderner Tracht aus der Umhüllung des Mantels klar hervor. In der etwas wie begeistert erhabenen, überaus schön geformten Hand des linken Armes, welcher sich auf das Notenpult stützt, verklingt, als Akkompagnement der Seelenstimmung, welche am klarsten im Haupte hervortritt, kräftig die feingefühlte Bewegung der ganzen Figur. Das in großen Zügen durchgeführte Haupt ist seitwärts nach oben gewendet, wie lauschend fernen Klängen, wie berührt von den wollüstig düsteren Weisen der alten Volksballade, wie angeweht von dem romantischen Hauch der Geisterwelt. Um die sanft geöffneten Lippen spielt ein Hauch frischer Sinnlichkeit, während das Auge träumerisch wie im schmerzlich süßen Heimweh nach dem „alt-romantischen Land" erglüht. Die hohe Stirn mit den scharfdurchgearbeiteten Schläfen ist durchleuchtet von dem märchenhaften Zauberschein seiner Seelenstimmung, auf ihr ruht ein Abglanz jener Melodien, denen der Meister in unsterblicher Schöpfung Daseyn gegeben hat, ein Abglanz jener klingenden Strahlen, welche freudegaukelnd die Welt durchziehen, jener goldenen Töne, jener melodischen Lichter, jener funkelnden Elfenträume, die, wie mit Lippen der Grazien, das Herz später Jahrhunderte noch küssen werden. Der weiche träumerische Ausdruck hat dabei etwas überaus Edles, überhaupt etwas das „weichgefühlige Wesen" Weber's treu Charakterisirendes, und ist wie die momentane Bewegung der ganzen Figur von ergreifender Wahrheit, so daß diejenigen, welche Weber kannten und im Leben näher standen, von der künstlerischen Wiedergeburt des großen Tondichters überrascht sind.

(Monumentales.) In Fernkorn's Atelier zu Wien wird mit allem Fleiße an dem Denkmale für den Erzherzog Carl gearbeitet. Der Guß dürfte noch in diesem Monate statthaben. Die beiden Inschriften, welche die beiden Seiten des Piedestales zieren werden, heißen: „Dem heldenmüthigen Führer der Heere Oesterreichs" — und: „Dem beharrlichen Vertheidiger von Deutschlands Ehre."

(Berichtigung.) Im letzten Blatte der „Carinthia" Nr. 2, Seite 11, soll die erste Spalte also anfangen: Den **27.** Juli Früh u. s. w. Der Schluß des „Tagebuches", Seite 14, erste Spalte muß also lauten: „Baron Wulfen reiste mit mir bis St. Paternian, wo wir übernachteten, und am 2. **August** über Villach glücklich in Klagenfurt ankamen".

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 4. Sonnabend, den 12. Februar. 1859.

Zum zwölften Februar 1859.

Gesegnet sey des Tages Morgenstern,
Des Tages Sonnenlicht, der Dich geboren;
Gesegnet sey die Mutter, die erkoren
Zu solcher Ehr' und Freude ward vom Herrn.

Von Tausenden, so Liebe Dir geschworen
Und heute Dein gedenken nah und fern,
Tönt aus des Herzen-Schachtes tiefstem Kern
Der Ruf: „Glück auf!" und er geht nicht verloren.

Glück auf zur Feier der Geburt und Taufe,
Zu der Apostelbahn glorreichem Laufe,
Den Du begannst, umglänzt von Freudenthränen;

Mög' — aus den Herzen tönt's, die nie erkühlen —
Dein Herz beglückend auch beglückt sich fühlen,
Und stets Erfüllung jeden Wunsch ihm krönen!

B. M.

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen von Beauharnais, Herzogs von Leuchtenberg.

Uebersetzt und für die „Carinthia" zusammengestellt von Paul F. v. Herbert.

Eugène ne má jamais causé aucun chagrin.
„Eugen hat mir nie Kummer gemacht."
Worte Napoleon's auf Helena.

Du Casse, der Herausgeber der Memoiren des Königs Joseph, hat es unternommen, auch die Memoiren und die Correspondenz Beauharnais zu ordnen, mit Noten zu versehen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Vier Bände dieses für die neuere Geschichte so wichtigen Werkes sind bereits erschienen; die drei ersten sind in's Deutsche übersetzt, mir steht jedoch nur das Original zu Gebote. Wie uns Du Casse in der Vorrede berichtet, dachte Prinz Eugen im Jahre 1822 gegen das Ende seines Lebens daran, seine Memoiren zu redigiren. Er diktirte die ersten Seiten Herrn Henin, Ex-Schatzmeister der Krone Italiens, dann den Rest Herrn Planat de la Faye, Ordonanz-Offizier Napoleon's. Das ist die Notiz, welche im Jahre 1781 beginnt und im Jahre 1805, wo das Königreich Italien konstituirt wurde, unglücklicher

Weise endet. Er diktirte auch etwas über den Feldzug von 1809. Diese Fragmente sind ohne Abänderung aufgeführt, und ich halte sie wohl für die lebendigsten Parthien des Buches, so daß man nicht genug bedauern kann, daß Eugen nicht seine gesammten Memoiren selbst ordnete.

Vom Jahre 1827 an beschäftigte sich die Herzogin von Leuchtenberg mit der Ordnung und Sammlung der hinterlassenen Dokumente des Prinzen, welcher sowohl vom General Antheuard in einem Artikel des Spectateur militaire als in einer Geschichte des Jahres 1814 vom Obersten Koch schändlich angegriffen und verläumdet worden war. Sie that dies weniger in der Absicht, sogleich ein Werk herauszugeben, welches den Vicekönig gerächt hätte, als um seine Familie in die Lage zu setzen, im geeigneten Momente jene falschen Behauptungen mit authentischen Proben zu widerlegen. Die Herzogin scheute die Mühe nicht, die wichtigen Materialien, die sie Niemanden anvertrauen wollte, selbst zu kopiren. Durch drei Jahre setzte sie diese Arbeit mit Beharrlichkeit fort. 1811 wurde Herr Derodé beauftragt, diese Memoiren zu redigiren. Aus verschiedenen Gründen, die nicht mitgetheilt werden, scheiterte diese Mission. Die Witwe des Prinzen starb. Ihr ältester Sohn war vor ihr gestorben. Der zweite Sohn, Prinz Max, hatte eine russische Prinzessin geheirathet, und ließ die Archive seines Vaters nach Petersburg kommen. Bald folgte er seiner Mutter in's Grab, worauf die Dokumente im Schutze der Vormundschaft blieben. Im Anfange des Jahres 1857 erhielten die Kinder des Prinzen Eugen zugleich Kenntniß von der Brochüre des Herrn Planat de la Faye, in welcher er die Angriffe Marmont's zurückgewiesen, und von diesen Angriffen selbst, als auch von dem frommen Werke der Pietät ihrer erhabenen Mutter. Planat hatte nämlich in seiner Vertheidigungsschrift die von der Herzogin gesammelten Materialien benützt. Die Kinder erkannten die heilige Pflicht, das Andenken ihres edlen Vaters zu wahren, welches man zu beschimpfen gewagt hatte. Dank der Sorge und Voraussicht der Mutter, war es ihnen nun möglich. Vom General Grafen Tascher de la Pagerie wurde Du Casse der ehrenvolle Auftrag zu Theil, die Memoiren des Vicekönigs zu ordnen und zu veröffentlichen. Familienpapiere, so wie offizielle, aus den Archiven von Petersburg und München sind die Hauptquellen dieses Werkes. Graf Tascher, der lange Zeit dem Prinzen zur Seite stand, hat den Autor mit seinen Erinnerungen und Rathschägen unterstützt. Mit diesen Hilfsmitteln unternahm es Du Casse, dem tugendhaften Prinzen, den er den Bayard des Kaiserreichs nennt, dem Napoleon die Devise „Honneur et Fidelité“ gegeben, ein Monument zu errichten, welches, wie er selbst überzeugt ist, alle ungerechten Anschuldigungen in Nichts zerfallen machen wird.

Zunächst drängt sich bei Lesung dieser Memoiren der Vergleich mit jenen Marmont's auf, der wohl im hohen Grade zu Gunsten der ersteren ausfällt. Während Marmont im hochfahrenden Tone seine eigenen Verdienste preis't, so daß nach seiner Darstellung jede glückliche Entscheidung ihm zu danken ist, wenn es aber schief ging, dies nur deßhalb geschah, weil er nicht dabei war, oder weil man seine Rathschläge nicht befolgte, während er sich höchst undankbar gegen Napoleon ausspricht, finden wie in Eugen's Memoiren, so weit er sie selbst diktiert hat, so wie in seinen Correspondenzen (sein Geschichtschreiber erhebt ihn natürlich so hoch er es verdient) die höchste Bescheidenheit, so wie die höchste Dankbarkeit. Und wahrlich hätte er mehr Ursache gehabt mit Napoleon's Anerkennung unzufrieden zu seyn, als Marmont. Er tadelt Napoleon nie, sondern ist des Lobes über dessen Ruhm voll, entschuldigt ihn so weit er kann, und was er nicht entschuldigen kann, wie den Mord des Herzogs von Enghien, darüber enthält er sich des Urtheils, als sey er nicht berufen, mit seinem Kaiser, seinem Wohlthäter zu rechten. Daß man daher auch in Beziehung der Glaubwürdigkeit die Memoiren Eugen's vorziehen muß, unterliegt wohl keiner Frage.

Da eine eingehendere Beurtheilung derselben, so wie umfassendere Auszüge den Raum und den Zweck zu weit überschreiten würden, so will ich mich darauf beschränken, das, was Kärnten unmittelbar betrifft, in getreuer Uebersetzung wieder zu geben; was aber sonst von besonderem Interesse oder in direkter Beziehung zur Gegenwart ist, in gedrängter Kürze als zerstreute Lesefrüchte mitzutheilen.

Seit dem Jahre 1800 zahlte das durch die französischen Waffen wieder eroberte Italien monatlich zwei Millionen (Franks) für den Unterhalt der Truppen (Seite 114, 2. Buch), was dem Autor nicht enorm scheint. Doch war man unzufrieden. Als 1805 nach der Kriegserklärung gegen Oesterreich 6 Millionen zur Verproviantirung der Festungen auferlegt wurden, ließ das Land einige Klagen vernehmen. (Seite 117, 2. Buch.) Das Finanzgesetz, welches am 18. Juli 1805 publizirt wurde, brachte ein Budget von 76 Millionen Ausgaben, wovon 6 Millionen für die Verproviantirung und 15 Millionen für unvorhergesehene Ausgaben bestimmt waren. —

Eugen berichtet in einem Schreiben an Napoleon vom 14. Juli 1805 aus Mailand (Seite 199, Correspondenz des 2. Buches), daß er Herrn Salimbeni, von welchem ihm die Aeußerung: „Wir werden diesen Hunden von Franzosen schon zeigen, daß wir Italiener sind“ — habe kommen lassen, um ihn ernst zur Rede zu stellen. —

Eugen an Napoleon. Aus Mailand vom 17. Juli 1805 (Seite 201). Euer Majestät kennen übrigens besser als ich den mißtrauischen und kleinlichen Charakter dieses Volkes.*) Ich sage, kleinlich, denn sie sind wirklich nur mit kleinen Chikanen beschäftigt, statt mit großen Gegenständen; darunter sind wohl am wichtigsten die 60 Millionen, die direkt oder indirekt an Frankreich gezahlt werden. Es wäre am natürlichsten gewesen, die Bitte an E. M. zu richten, diese Auflage, wo möglich, zu vermindern. Diese Bitte wäre vielleicht nicht erhört werden, aber sie wäre einfacher gewesen, als alle Vorschläge und Chikanen, deren sie sich bedienten ꝛc. —

Eugen an Napoleon (Seite 204). Mailand am 21. Juli 1805. Es war gewiß, daß ein Budget nöthig war, daß das Gesetz, wenn die Artikel von den Zöllen und der Protokollirung wegkämen, durchgehen würde. Ich ließ daher das Gesetz so redigiren und es ging durch. So ist die Absicht E. M. beinahe erreicht, da sie (der gesetzgebende Körper) sich herbeiließen, 80 Millionen 670,000 Livers für 1807, und die 100 Millionen für 1806 zu bewilligen**) ꝛc. —

Eugen an Napoleon. Mailand, 23. Juli 1805. (Seite 209 u. 210, 2. Buch.) Die Priester hielten in den Kirchen und Sakristeien Vorträge gegen die Regierung. Sie sagten laut genug, daß man ihnen ihr Gut raube ꝛc. Ich ließ den Herrn Cardinal kommen, und bat ihn, die Pfarrer zu versammeln und mit ihnen zu sprechen; ich ließ ihm fühlen, wie unangenehm es wäre, die Diener der Religion zu verhaften oder in irgend einer Weise hart zu behandeln, was

*) Er spricht vom gesetzgebenden Körper, welcher die Steuern verweigerte.

**) Das Zoll- und Protokollirungsgesetz hoffte er später durchzubringen.

ich nur als letzten Ausweg ansehen würde, aber daß es unerläßlich sey, daß sie ihre Sprache änderten.

Es scheint, daß er ihnen eine sehr schöne Rede gehalten, denn für den Augenblick sind sie ganz ruhig geworden. Um ihm Vergnügen zu machen, versprach ich ihm, E. M. diese ersten Vergehen zu verschweigen; aber ich kenne zu gut meine Pflicht, Sie von allem zu unterrichten und werde selbes nicht verletzen &c.;

Napoleon an Eugen. St. Cloud am 25. Juli 1805.

(S. 216, Buch 2.) Wenn das Gesetz der Protokollirung nicht durchgeht, werde ich aus eigener Autorität proklamiren, und so lange ich König bin, wird der gesetzgebende Körper nicht mehr versammelt werden. Lassen Sie den Präsidenten kommen, lassen Sie die Minister und Staatsräthe mit den hervorragendsten Mitgliedern sprechen, lassen Sie ihnen bedeuten, daß ich den gesetzgebenden Körper entbehren kann, daß ich ihnen zeigen werde, wie ich sie entbehren kann, da sie sich so gegen mich benehmen &c.

Napoleon an Eugen. Vom selben Datum. (Seite 216.) Sie werden ein Dekret finden, welches den General Salimbini entsetzt; wenn sein Bruder fortfährt, solche Vorträge zu halten, lasse ich ihn verhaften und erschießen. &c. Ich kenne die Italiener besser als Sie; ich werde jene, welche mir Zuneigung beweisen, hoch halten; aber ich werde mit denen, welche anderer Art sind, ein strenges Gericht halten. &c. —

Napoleon an Eugen, 27. Juli 1805. (Seite 219 und 220, 2. Buch.)

Mein Cousin! Ich habe Herrn Marescalchi beauftragt, Ihnen das Dekret zu übermachen, in welchem ich befehle, daß der gesetzgebende Körper seine Sitzungen schließe; es ist meine Absicht, ihn, so lange ich Italien beherrsche, nicht mehr zusammen zu rufen. Ich hatte eine zu gute Meinung von den Italienern, ich sehe, daß es unter ihnen noch viele Wühler und schlechte Subjekte gibt. Es ist unerhört, daß ein so einfaches Gesetz, wie das finanzielle, ein Drittel der Stimmen gegen sich hatte; das erschwert noch die erste Ablehnung. Ich wollte nicht die Autorität des gesetzgebenden Körpers, nur seine Meinung verlangte ich; Sie werden keinerlei Botschaft an ihn richten, Sie werden ihm keinerlei Ehre erweisen, nur meine Unzufriedenheit geben sie ihm zu erkennen. Wenn sie das Zollgesetz schon dahin gesandt haben, ziehen sie es wieder zurück; das geht den gesetzgebenden Körper nicht an, in Frankreich brauchte ich ihn dazu nicht. Ziehen Sie auch das allgemeine Gesetz über das Budget zurück und alles, was sich auf das Protokollirungsgesetz bezieht, und proklamiren Sie selbe in Dekreten. Sie haben Unrecht, die Italiener für Kinder zu halten; sie sind böswillig; lassen Sie sie nicht vergessen, daß ich der Herr bin, und thun kann, was mir beliebt; das ist nothwendig für alle Völker und namentlich für die Italiener, welche der Stimme ihres Herrschers nicht gehorchen. Sie werden von ihnen nur in dem Maße geschätzt werden, als Sie gefürchtet sind, und sie werden Sie nur dann fürchten, wenn sie wissen, daß Sie ihren falschen, doppelzüngigen Charakter durchschauen. Uebrigens ist Ihr System einfacher: Der Kaiser will es. Sie wissen es sehr wohl, daß ich meinen Willen nicht ändere &c. —

Zweiter Band, 4. Buch, Seite 52, Correspondenz.)

Napoleon an Eugen. Straßburg, 3. Februar 1806. Dandolo ist ein Mensch von Geist, der Energie und Redlichkeit besitzt, es ist nichts Unpassendes daran, ihn in Venedig anzustellen.

(Dieß Bild ist verschieden von dem, welches Marmont in seinen Memoiren entwirft, und eben so davon, wie Eugen sich in einem seiner Briefe an den Kaiser über ihn ausdrückt.
Anm. des Autor's).

Im 5. Buche (Seite 119—125) erklärt nun Du Casse den Grimm Marmont's gegen Eugen, den er erst einen guten jungen Menschen von wenig Verstand nennt, der seinem Posten wegen Mangel an Talent nicht gewachsen sey, und den er 1814 des abscheutichsten Verrathes beschuldigt. Marmont hatte im Jahre 1806 beim Verkauf von Quecksilber von Idria eine Defraudation von mehreren 100,000 Franks gemacht. (Solche Defraudationen, namentlich von Contributionen kommen unter Napoleon bekanntlich häufig vor. Napoleon pflegte, wenn er sie entdeckte, die gestohlenen Summen zurückzahlen zu lassen, setzte aber den General nicht ab.) Eugen entdeckte dieselbe im Auftrage Napoleons und veranlaßte die Rückzahlung, und schlug Napoleon vor, wenn diese geschehen, die Sache zu ignoriren.

Marmont hätte dem Vicekönig eher zu Dank verpflichtet seyn sollen, aber kleinliche Charaktere neigen sich eher zum Hasse als zur Dankbarkeit.

(5. Buch, Seite 225.)

Eugen an Napoleon. Mailand, 11. April 1806.

Sire! Ich habe die Ehre, Ihnen die Nachrichten, die ich heute erhalten, zu übermachen. Es scheint, daß die Vereinigung in Gratz nicht stattfinden wird. In Steiermark befinden sich drei Regimenter, und zwar Lattermann, Chasteler und Strassoldo. Am nächsten dem Isonzo sind das Regiment Reiski in Görz und am linken Ufer des Isonzo (dies Regiment ist sehr schwach), in Triest das Regiment St. Julien (dieses ist sehr zahlreich). Das Regiment von Thurn hat Triest verlassen und ist größtentheils in den nahen Dörfern und auf der Route nach Laibach; dies Regiment kommt von Cattaro und ist sehr stark. Das Regiment Bellegarde ist in Fiume und an den Grenzen Istriens; das wallonische Regiment des Erzh. Joseph ist in Laibach. Diese fünf Regimenter können ungefähr 14,000 Mann zählen. Ich habe noch keine Nachrichten von Klagenfurt. Ich glaube, dort sind zwei Regimenter, Sporf und Hohenlohe. &c.

(5. Buch, Seite 231.)

Napoleon an Eugen. St. Cloud, 14. April 1806.

Es ist natürlich, daß das Dekret der Vereinigung in Mailand nicht gefallen hat. Man möchte in diesem Lande das Unmögliche, wenig Contributionen zahlen, wenig Truppen haben, und doch eine große Nation seyn, das ist eine Chimäre. Die Leute von Verstand müssen sich mit mir einigen. Ich will das, was frommt und gut ist, denn meine Einsicht ist eine höhere. Das venetianische Land ist der einzige Lohn, den die Armee für unerhörte Erfolge davon getragen und Frankreich für unausgesetzte Anstrengungen. Alles, was das System in Frankreich befestigt, befestigt es auch in Italien, und alles, was Frankreich thut, um Venedig zu schützen, ist im Interesse meiner italienischen Krone. Bezüglich der Auslagen gibt's nur die Antwort: Zahlt man mehr als in Frankreich? Gewiß, meine Völker in Frankreich zahlen viel höhere Steuern als meine Völker in Italien, und darüber haben sie sich nicht zu beklagen. Ich will die Rechte über das Salz feststellen und die Auslagen Frankreichs noch vermehren. Mein Budget ist dem gesetzgebenden Körper vorgelegt. Sie finden es morgen im Moniteur. Es ist gut, wenn Sie es in die Zeitungen setzen lassen; man wird sehen, daß die Franzosen viel bezahlen.

Im 6. Buche (Seite 304 u. d. f.) wird berichtet, daß die Montenegriner im Kriege von 1806 schon so treue und abhängige Bundesgenossen der Russen waren, wie gegenwärtig, daß ihre Kriegführung eine eben so grausame war, als gegenwärtig. General Lauriston sagt in seinem Berichte an

den Vicekönig, daß die Russen entehrt seyen durch das Bündniß mit den Montenegrinern und durch die Unmenschlichkeit, die sie diesen gestatteten. Napoleon spricht sich über sie folgender Maßen aus: (Seite 476.)

Der Geist der Montenegriner ist gleich den alten barbarischen Völkerschaften; jeder Friede mit ihnen ist unmöglich, wenn man sie nicht ernstlich erdrückt, und ihre Seele mit Schrecken erfüllt hat; man muß ihr Gebiet verwüsten, ihre Häuser niederbrennen und ihnen durch schreckliche Exempel einen heilsamen Schrecken einflößen. Das ist nöthig, um sie ruhig zu erhalten.

(Dritter Band, 7. Buch, Seite 110.)

Napoleon an Eugen. St. Cloud, 6. August 1806.

Die Verfügung, welche Sie gegen die italienischen Unterthanen, welche die Waffen gegen ihr Vaterland getragen, vorschlagen, ist gut; aber statt einer theilweisen Maßregel werde ich ein allgemeines Dekret redigiren lassen, welches ich Ihnen nächstens senden werde. Lassen Sie jene verhaften, über die sich die Polizei zu beklagen hat, halten Sie selbe gefangen, bis ich über sie verfüge, und schicken Sie mir die Liste derselben. Im Allgemeinen ist's nicht etwas Festigkeit im Administriren zu zeigen. 2c.

(Seite 129.) Napoleon an Eugen. St. Cloud, 29. August 1806.

Ich glaube, man sollte in Mailand kein Geschlecht dulden, welches dem österreichischen Hause geneigt ist, und sollte solche Familien wenigstens 20 Meilen von Mailand entfernen. *)

(8. Buch, Seite 321.) Napoleon an Eugen. Tilsit, 5. Juli 1807.

Warum rufen sie die mailändischen Emigrirten, die sich in Wien aufhalten, nicht zurück? Warum sequestriren Sie ihre Güter nicht, wenn selbe die Rückkehr verweigern, und erklären sie nicht jeder Succession in Italien unfähig? 2c.

(9. Buch, Seite 335, Jahr 1807.)

Die russische Division, welche auf der Rückkehr von Cattaro in Venedig ausgeschifft worden war, wurde vom Vicekönig mit solchem Wohlwollen empfangen, daß der Kaiser ihm deßhalb Vorwürfe machte. Doch war die Aufführung der russischen Offiziere, welche bis zu ihrer Rückkehr in's Vaterland in Padua und in dessen Umgebungen kantonirt waren, eine sehr tadelnswerthe; sie erlaubten sich Schmachreden nicht nur gegen Frankreich, sondern auch gegen ihre eigene Regierung, deren Bestimmung, Cattaro zu räumen, sie tadelten. Sie gingen so weit, das Bildniß Napoleon's mit Füßen zu treten. Viele der ersten und reichsten Familien der Stadt Padua, der österreichischen Parthei noch zugethan, empfingen und fetirten nicht nur die russischen Offiziere, sondern billigten offen ihr Benehmen, indem sie sie in ihren kindischen und lächerlichen Demonstrationen bestärkten **).

(Vierter Band, 11. Buch, Seite 253—255.)

Eugen an Napoleon, 27. Dezember 1808.

Sire! Gemäß den Befehlen E. M. schickte ich Offiziere, um die Werke zu rekognosziren, welche die Oesterreicher an den Grenzen errichten. Einen davon erwarte ich noch, aber folgendes ist das Resultat der Rapporte der Zurückgekehrten. Eine Viertelmeile außer Malborgeth, in der Richtung gegen Klagenfurt, erbauen die Oesterreicher mehrere Werke auf den Höhen, welche sich den Gebirgen Kärntens anschließen und an der großen Heerstrasse auslaufen. Diese Werke bestehen in zwei Redouten von Stein Nr. 2 und 4, und in zwei viereckigen Thürmen von Holz Nr. 1 und 3. Der beiliegende flüchtig aufgenommene Entwurf wird dazu dienen, eine Idee der Situation dieser Redouten und Thürme gegeneinander zu geben. Diese Thürme können 20 bis 25 Fuß hoch seyn; sie scheinen nur für Infanterie bestimmt, denn es sind keine Schießscharten für Kanonen, aber nach denen für die Gewehre zu schließen, müssen sie 2 Stockwerke haben, so daß man drei Reihen Soldaten übereinander anbringen kann; jeder wird 150—200 Mann fassen können.

Der Thurm Nr. 1. steht auf einer gegen Malborgeth sowohl als gegen die andere Seite senkrechten Felsenspitze; um dahin zu gelangen, muß man die andern Werke passiren; er ist so angelegt, daß man zugleich die zwei Redouten und den Thurm Nr. 3 vertheidigen kann.

Die Redoute Nr. 2 hat eine geringe Höhe; sie ist nicht gedeckt; sie hat drei Schießscharten für Gewehre gegen Malborgeth, die andern haben Schießscharten für Kanonen. Sie ist ebenfalls auf senkrechtem Terrain errichtet, man kann nur durch die Redoute Nr. 4 und von dem Thurme Nr. 3 dahin gelangen. Sie ist gelegen, um die beiden Thürme zu vertheidigen. Zwischen dieser Redoute und dem Thurme Nr. 1 ist ein Graben, den man heute leicht übersteigen könnte, aber es ist anzunehmen, daß man ihn unzugänglich machen wird, was leicht zu bewerkstelligen ist.

Der Thurm Nr. 3 ist eben so gebaut, wie der Nr. 1; er vertheidigt die beiden Redouten. Dieser Thurm und die Redoute Nr. 2 sind auf der Seite von Tarvis mit einer Patissade verbunden.

Die Redoute Nr. 4 ist auf einem Abhang des Terrains placirt; sie ist sehr nahe an der Straße; wenn man von Malborgeth kommt, sieht sie gerade entgegen, von Tarvis kommend, sieht man sie kaum. Diese Redoute hat 5 Schießscharten für Gewehre gegen Malborgeth, sie bestreicht die Straße; gegen den Fluß sind zwei Schießscharten für Gewehre, und mehrere für Kanonen; sie sind noch nicht gedeckt; aber man arbeitet daran. Diese Redoute ist fast größer als Nr. 2, man könnte sie fast ein kleines Fort nennen, um so mehr, da es scheint, daß die Oesterreicher die Mittel zur Vertheidigung vermehren wollen. Der Terrain ist senkrecht gegen Malborgeth, eben so gegen den Bach, mit Ausnahme eines Zwischenraums, wo man einen Pfad angelegt hat, welcher der einzige ist, auf dem man zu den Werken hinaufklimmen kann. Dieser Pfad schlängelt sich, ist sehr enge, schwer zu klettern; es kann nur immer einer nach dem andern hinansteigen; er ist bedeckt durch Gesträuch und Gebüsch. *)

*) Derlei Notizen von österreichischen Sympathien finden sich in diesen Memoiren nicht allzu selten.

**) Napoleon begnügte sich, Padua damit zu bestrafen, daß er ein Monat später, als er von Mailand nach Venedig ging, diese Stadt nicht betrat. Es ging dann eine Deputation zu ihm, um Verzeihung zu erflehen. Anm. von Du Casse.

*) Hermann gibt folgende Beschreibung dieser Befestigungen, im 1. Heft des 3. Bandes seiner Geschichte, Seite 189: Zur Befestigung der Sperrpunkte wurde eine Million angewiesen; in Kärnten: Sachsenburg, Prediel und Malborgeth als solche bezeichnet; folgen sollten Feberaun und der Leibl, dann Ronchentatsch. Dieses geschah erst im Spätherbste 1808, wo an eine ordentliche, widerstandskräftige Fortifizirung nicht zu denken war, und man, da der Kalk fror, sich begnügen mußte, den Boden auszugraben, und wo es erforderlich, die Unterlagen mit großen Steinen zu bilden. Wir geben ein deutliche Bild dieser Art Befestigung, wie sie jetzt, wo man alles im

Ein Bataillon vom Regimente Erzh. Franz Karl und mehrere Bauern arbeiteten an diesen Werken.

In Tarvis und Villach macht man keine Befestigungen. Man konnte nicht bis Klagenfurt gelangen, aber nach mehreren Rapporten, hat man zu den Festungswerken, die dort bisher existirten, nichts hinzugefügt. Auf der Route von Görz nach Tarvis, über Canale und Pletz, gibt es mehrere befestigte Punkte, und zwar solche, wie am Berge Predel (Prediel), wo es eine Redoute und einen Thurm gibt, und am halben Weg von Pletz und Prediel ist eine andere Redoute. Eines dieser Werke ist vollendet, an dem andern arbeitet man. Soldaten desselben Regimentes Franz Karl und viele Bauern sind bei den Arbeiten verwendet. Die Straße ist hergestellt 2c.

(Zwölftes Buch, Seite 275 u. d. f.)

Am 7. Jänner 1809 berichtet Eugen an Napoleon:

Die Stimmung des Volkes scheint gleich aufgeregt in Görz, Laibach, Villach und Tarvis. Man erwartet einen neuen Krieg mit Frankreich; man hat das Volk glauben gemacht, daß dieser nothwendig sey, um das seit langer Zeit unsichere Loos zu sichern, und um den österreichischen Handel zu heben. Man hat großes Vertrauen auf das Bestehen der Nationalmilizen einzuflößen gesucht, welche sich in bedeutender Zahl erheben sollten. — —

Die Bewohner der Provinzen Krain und Kärnten fürchteten die Franzosen, ohne sie zu hassen, sie ließen ihrer strengen Disciplin Gerechtigkeit wiederfahren; sie erinnerten sich ohne Unzufriedenheit an den Aufenthalt der französischen Armeen bei ihnen; sie fürchteten weit mehr die ungarischen und kroatischen Truppen, mit denen sie bedroht waren.*) Ungeachtet den Anstrengungen der österreichischen Regierung, den Kredit des Papiergeldes zu erhalten, konnte man sich eines gewissen Mißtrauens gegen das Papier nicht erwehren. Man suchte emsig die Geldmünzen in allen Ländern. Die Bewohner verehren ihre Erzherzoge sehr und trauen ihnen große Talente zu.

Das Volk war unwissend und abergläubig in den Provinzen Krain und Kärnten. (Nicht sehr schmeichelhaft.) Man hatte in Laibach einen Abentheurer gesehen, welcher behauptet, sich mit gewissen Zauberbeschwörungen gegen die Schüsse der Franzosen festmachen zu können. Die Ereignisse in Spanien, lange Zeit unrichtig berichtet, das Gerücht, daß die französische Armee nach einer totalen Niederlage über die Pirenäen zurück gemußt hätte, hatte den Enthusiasmus der Laibacher Studenten erregt, welche sich vermaßen, die italienische Armee eben so auf die andere Seite der Etsch zurückzuwerfen, und zu sagen: Wir brauchen die Mithülfe der regulären Truppen gar nicht. Sie waren unwillig, daß man sie in entehrender Unthätigkeit ließ. Doch die Auszüge der ersten Armeebulletins in Spanien, die in der Wiener Zeitung erschienen, haben sie etwas abgekühlt. Das Schicksal der

hohen Grade solid auszuführen in der Lage war, kaum wo zu sehen ist, doch für den Augenblick der Noth immerhin als Muster dastehen kann. „Wegen Winter", so lautet die Beschreibung der Blockhäuser auf dem Prediel und zu Malborgeth (in der Milit. Zeitschrift, Jahrgang 1843, Seite 47) „und wegen Zeitmangel waren die Blockhäuser nur von Holz und Erde ausgeführt; viereckig und rechtwinklig, 8—10 Klafter zur Seite und 6 Klft. Höhe, 6 Schuh dicke Sockeln (Unterlagen) von Steinblöcken ohne Mörtel. Die Wände aus 12—16zölligen Stammholz, die innern schwächer, der 5 Schuh weite Zwischenraum mit Erde angefüllt, darin Schießscharten für Geschütz und Kleingewehr angebracht. Sie waren in mehrere Stockwerke durch starke Dippelböden abgetheilt, hatten terrassenförmige Decken aus festgestampfter Erde, welche mit Brustwehren versehen, und hinlänglich hinausgeschoben waren, um durch die in den überragenden Theil ihres Fußbodens eingeschnittenen Oeffnungen die Wände und Eingänge des Blockhauses durch Musketenfeuer vertheidigen zu können (wohl auch durch Steine, Granaten u. d. g. wie bei den alten Schlössern, z. B. Frauenstein, wo das Schieferdach so weit hervorragte, daß längs der Wand sich eine Blende von dickem Eisenblech herumzog, welche diejenigen schützte, die in dem leergebliebenen Zwischenraum, die Eingänge und Fenster gegen den anstürmenden Feind durch das Hinabwerfen von Projektilen oft mit siedendem Wasser, Pech und Oel, schützen konnten). Am Prediel, wo sich keine Bodenvortheile darbothen, und das Skarpiren nicht ausführbar war, mußte man sich mit nur einem großem Blockhaus von 10 Klaftern im Quadrate begnügen; jedoch wurde, um die Straße zu sperren, hart an derselben, auf der hier fast senkrecht in das Bett des Predielbaches abfallenden Felsenabstufung ein kleines Vorwerk aus Holz in viereckiger Form, von beiläufig 6 Klafter, zur Seite angelegt, durch eine Tambaurirung mit dem Blockhause verbunden, und so der Zwischenraum verschlossen. Ein naher Fußsteig wurde abgegraben, und um dem Feinde die Annäherung zu erschweren, und die Bedienung seiner Geschütze zu beschießen, für die Scharfschützen an tauglichen Orten im Umfange des Blockhauses Vertiefungen mit Blendungen angebracht. (Man erinnere sich der vor Sebastopol.) Die Befestigung zu Malborgeth hatte, da der Felsen ober dem Hammer Tschalaba (Talavay) einen größeren Raum darboth, zwei Blockhäuser, verbunden durch bedeckte Gallerien, mit vorliegenden Batterien." Das Fort Sachsenburg konnte, als tiefer im Lande gelegen, besser aufgeführt werden, und hatte vorräthiges Materiale. Die alten Schloßruinen boten nämlich Mauerwerk, so wie auch die Grundlage weniger felsicht, und Erdreich in größerer Menge vorhanden war. An jener Stelle erhoben sich daher zwei mehr solide Blockhäuser, welche mit dem von der Drau umflossenen Markte als fester Paß die Eingänge der beiden Drauthäler sperrten. Bei Tarvis, diesem Haupt- und Knotenpunkte des Fella-, Raibler-, Save- und eingehenden Gailthales, seit 1797 im Andenken, wurde, jedoch erst im März 1809 an Verschanzungen gearbeitet. Die Ruinen des hoch ob der Gail liegenden und den Paß nach Villach sperrenden Schloßes Federaun wurden auf ähnliche Art benutzt, und links von der Gailbrücke auf einer dominirenden Höhe eine geräumige Sternschanze angelegt; doch beide Befestigungen kamen nicht zur vollkommenen Ausführung. Berichtgeber jedoch sah das Jahr darauf noch ihre Anlage. Am Schloße Rauchenkatsch, welches die Eingänge von Salzburg her, wenigstens für Geschütz und Reiterei sperrte, und den Weg von Rennweg nach Gmünd dominirt, blieb die Befestigung rein im Projekt, und würde selbst ausgeführt von wenigem Nutzen gewesen seyn, sobald der Feind das Drauthal besetzte. Zweckmäßig wäre es damals und nachhin gewesen, vor Ausbruch des Krieges die Gebirgsstege auf den südlichen Felsenabhängen zu sprengen; denn wenn die Eingänge bei Pontafel und am Prediel gut befestigt sind, ist das Eindringen von Italien nach Kärnten nur auf Fußsteigen möglich.

*) So spricht der Vicekönig, ich führe seine Worte in getreuer Uebersetzung an, ohne selbe zu verantworten.

Studenten vor Estramadura hat heilsame Reflexionen in ihnen erweckt.*)

Der Prinz Eugen vervollständigte seine Beobachtungen durch folgenden Bericht über die Polizei, welchen ihm einer seiner Sendlinge gemacht hatte. (Der Hauptmann vom Geniekorps Poussin. **)

Die österreichische Polizei ist argwöhnischer als je, und vor allen Ausländern am meisten gegen die Franzosen; man untersucht ihre Pässe mit mehr Strenge, und mit sehr deutlichem Mißtrauen. Ich war 9 Tage in Laibach aufgehalten, da ich auf meinen Paß, der nach Görz geschickt worden war, warten mußte, unter dem Vorwande, es sey eine kleine Formalität vergessen worden; der Polizeichef von Laibach machte darüber Bemerkungen in sehr hartem Tone. Ich antwortete als Franzose, da ich in meiner Verkappung nicht als Soldat antworten konnte; ich pries die Freiheit, welche die Fremden aller Nationen in Frankreich und Italien genießen; ich sprach von den gegenseitigen Rücksichten, welche man friedlichen Geschäftsleuten schulde; nichts konnte den Entschluß des Chefs ändern, welcher nach höheren Instruktionen zu handeln vorgab. Wenn ich Sie in Laibach passiren lasse, werden Sie in Gratz oder Wien angehalten und genöthigt nach Görz zurück zu kehren, um den vorgeschriebenen Formen zu genügen, meinte er. Glücklicher Weise förderte das Mißtrauen der Polizei in Laibach den Zweck meiner Sendung; der Aufenthalt gab mir Zeit: 1. die Arbeiten, die man an diesem Platze macht, kennen zu lernen; 2. mit Muße die öffentliche Stimmung zu beobachten; 3. erhielt ich nach 9 Tagen des Wartens das Recht zu verlangen, daß man meine Reiseroute statt nach Wien über Innsbruck und den Rhein dirigirte, als den kürzesten Weg nach Frankreich. — Diese Aenderung meiner Route machte viele Schwierigkeiten; aber ich fand noch größere in Villach, als ich verlangte, den Weg gegen Innsbruck nicht zu betreten und über Ponteba nach Italien zurück zu machen. Man stellte mir unzählige Fragen, erfand Chikanen, Voraussetzungen, Zweifel und die ganze deutsche Philosophie wurde aufgeboten. Man wies mich mehrmals zurück. Ich wurde immer hartnäckiger und reussirte endlich, indem ich drohete, in Villach zu bleiben und dem französischen Gesandten Bericht zu erstatten über die lächerlichen Schwierigkeiten, die man mir mache***). Zu Villach wurde ich als Franzose von Bauern beschimpft, die in einem Gasthause versammelt waren. Was machen Sie in diesem Lande? fragte einer mit sehr aufgeregter, drohender Miene. Sie haben sicher keinen andern Zweck, als unser Land und, was wir darin machen, auszuforschen. Dann, wendete er sich zu den andern und sagte ihnen: Wir sollten alle diese lasterhaften Franzosen, die uns ausspioniren kommen, hinaus jagen. Diese unerwartete Herausforderung, welche ich durch keinen unbedachten Schritt veranlaßt hatte, gab mir zu erkennen, wie sehr ich die Umsicht, mit der ich mich bisher benommen, loben konnte.

*) Im Wesentlichen sind diese Berichte mit den Schilderungen, welche Hermann über die damalige Störung und Finanzlage gibt, übereinstimmend. (Hermann, Seite 185, 186 rc. 3. Band, 1. Heft.)

**) Hermann (Seite 191, ebendaselbst) deutet hier darauf, daß Napoleon durch seine Agenten nur zu gut davon unterrichtet war, was in Oesterreich vorging.

***) Die geringe Liebenswürdigkeit der österreichischen Polizei rechtfertigt sich von selbst; es wäre zu wünschen gewesen, daß sie sich noch strenger gezeigt hätte, denn der Hauptmann vom Geniekorps war ja nichts als ein Spion.

Es scheint, daß das Militär selbst mit der Ueberwachung der Fremden an den Grenzen beauftragt ist. In Tarvis wollte ein ungarischer Major, welcher mich bei der Revue der Truppen durch den Vicekönig am Felde von St. Gotthard gesehen zu haben glaubte, meinen Paß sehen; ich speiste mit ihm und mehreren Offizieren seines Regiments und es gelang mir, ihm seinen Verdacht gänzlich zu benehmen. Weil sie mit Champagner Geschäfte machen, mein Herr, sagte er mir zu Ende des Diners, müssen sie uns einen Korb von 50 Flaschen schicken, um unsere Langweile zu vertreiben; im Feldzuge von 1792 habe ich Geschmack an diesem Weine bekommen, ich finde ihn ausgezeichnet. Mein Herr, erwiederte ich ihm, Sie sehen, daß der Krieg dem Handel neue Auswege eröffnet: vielleicht wird man bei uns in Frankreich auch mehr von Ihrem Tokaier verlangen. Uebrigens schmeichelt es mir sehr, etwas beitragen zu können, Sie in Ihrer Einöde von Tarvis zu erheitern. Bei meiner Rückkehr nach Frankreich werde ich mich beeilen Ihre Bestellung auszuführen.

Ich fand in Görz, Laibach, Villach, Tarvis und Ponteba nur zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Husaren; es ging aber das Gerücht, es würden an diese Orte Truppen der ungarischen Insurrektion kommen.

Die Bewohner sind größtentheils friedlich und unruhig über den Ausgang des Krieges; aber in Kärnten hat man ihnen die Köpfe erhitzt, sie scheinen bereit zu seyn, sich zu bewaffnen und in Masse zu erheben, wenn die Umstände es gebieten.

(Seite 283.)

Am 15. Jänner schrieb Napoleon an den Vizekönig, folgende Anschauung über Palmannova:

Palmannova hat eine defensive und offensive Rolle. Will die franz. Armee sich nach Laibach und Krain werfen? Dann ist Palmannova das Depot, wo die Operationslinie endet. Ihre Park's, ihre Kranken, ihre Magazine können sich da vereinigen und formiren. Im Falle, daß die Armee in Schach gehalten wird, kann sie sich hier wieder organisiren. Will man, nachdem der Feind in Krain und am Isonzo bedroht wurde, sich auf Klagenfurt werfen, sich vereinigen mit der Armee von Deutschland, welche gegen Salzburg marschirt wäre? Da ist Palmannova ebenfalls wichtig. Die Truppen, welche bestimmt sind, seine Garnison zu bilden, bilden den Verband, welcher durch 2 Tage die Bewegungen dem Feinde maskirt. Die Bagagen, die Kranken, die Bespannungen sind hier verwahrt. Bei dieser zweiten Hypothese spielt Osopo die entgegengesetzte Rolle von Palmannova. Wenn man sich auf Klagenfurt werfen will, dient es als Depot für die Operationslinie. Wenn im Gegentheil die Armee, nachdem sie Klagenfurt bedroht hat, dem Feinde, der am Isonzo ist, eine Schlacht liefert, ziehen sich alle Leute, welche man bis Tarvis zurückgelassen, nach Osopo zurück und bilden da die Garnison, um die Bewegung zu maskiren. So sind diese beiden Plätze für den Offensivkrieg wichtig *).

Meine Absicht für 1809 ist, daß man eine Million für Palmannova und 200,000 Franks für Osopo ausgebe. (Seite 293.)

Der Erzherzog Johann, einer der bedeutendsten Bekämpfer des Krieges gegen Frankreich, zeigte vielen Eifer, um die Ankunft der Soldaten bei ihren Korps zu beschleunigen.

*) Die große Wichtigkeit an beiden Festungen scheint wohl mehr der Geschichte anzugehören; durch neuere Straßenanlagen haben sich die Umstände sehr geändert.

(Seite 367.)

Napoleon an Eugen, 11. März 1809.

Ich weiß nicht, wo der venetianische Engpaß bei Ponteba ist. Wenn man ihn mit einem Handstreich in 6 Wochen oder 2 Monaten sichern kann, können Sie die Arbeit in Angriff nehmen. Lassen Sie die Position zwischen Tarvis und Osopo genau rekognosciren, um die Oesterreicher zu verhindern, dort durchzukommen.

Ich setze voraus, daß Sie an der Grenze gegen Tarvis einen Posten mit einem intelligenten Offizier aufgestellt haben, um zu erfahren was vorgeht, indem alle, die passiren, befragt werden, und jede Communikation aufgehoben wird.

(Seite 376.)

Napoleon an Eugen, 15. März 1809. Mein Sohn, es scheint, daß die Oesterreicher der Armee in Italien zwei Corps entgegen stellen wollen, eines von 30 bis 40,000 Mann, welches sie in Klagenfurt oder Villach sammeln, eines von 20 bis 30,000 Mann in Laibach. Es wäre nöthig, einen intelligenten Offizier vom Generalstabe, welcher deutsch spricht, an die äußerste Grenze von Ponteba zu beordnen, welcher die Desertenrs aufnehmen, sie ausforschen und ihre Aussagen über die Stärke des Feindes mittheilen könnte; einen zweiten an den Ausgängen von Cividale und Caporetto, und einen andern an der Hauptstraße von Palmanuova nach Triest. Der Vergleich dieser 3 Rapporte würde Sie bald mit den Feinden von dieser Seite bekannt machen, so wie mit den Plänen, die sie haben können. Sie sehen wohl, daß, wenn das Corps von Klagenfurt die Absicht hätte, sich auf Linz in Tirol (Lienz) zu werfen, es wichtig wäre, es mittelst einer Operation, die Sie gegen Klagenfurt unternähmen, aufzuhalten und zu zwingen, Ihnen Stand zu halten.

(Seite 381.)

Napoleon an Eugen. Paris 16. März 1809.

Ich glaube, Ihnen schon vor mehreren Jahren aufgetragen zu haben, eine Rekognoszirung bis zum venetianischen Ponteba zu machen und genau zu beobachten, welche Wege sich von da nach links gegen Tirol öffnen und nach rechts gegen das Thal des Isonzo. Haben sie diese Rekognoszirung noch nicht gemacht, so wäre es vielleicht noch dienlich, sie zu machen. Ich habe Ihnen aufgetragen, Feldbefestigungen am Tagliamento zu machen; vielleicht wären solche kleine Werke auch auf den Höhen gegen Kärnten nöthig; z. B. wenn die venetianische Chiusa in kürzester Zeit und mit geringen Kosten gegen einen Handstrich gesichert werden könnte, so wäre dies eine nützliche Sache.

(Seite 415.)

Napoleon an Eugen, 31. März 1809.

Mein Sohn, schicken Sie einen intelligenten Offizier nach Brixen, der von da sich nach Lintz (Lienz) begeben wird und so nahe als möglich gegen Spittal. Er wird Ihnen täglich schreiben und auch, wenn dieß sehr dringend wäre, einen Courier senden. Er wird sich nahe bei Willach (Schreibart des Kaisers) befinden und die Bewegungen des Feindes rekognosziren können, und Sie unterrichten, ob sich die Oesterreicher auf dieser Seite entblößen, um sich wo anders hin zu werfen. Sie werden ihm befehlen, Ihnen eine Zeichnung der Route zu senden mit Bemerkungen über die Beschaffenheit der Wege, über die Bevölkerung und über die Vorräthe an Getreide, vom Thale von Trient bis an die baierischen Grenzen, so wie über den Geist der Bewohner. Dieser Offizier wird sich mit dem Bataillons-Chef in Relation setzen, den ich nach Innsbruck sende.

Eugen an Napoleon, Mailand 31. März.

Sire, ich habe die Ehre, Sie in Kenntniß zu setzen, daß die heutigen Berichte über die Bewegungen der Oesterreicher nur die Fortsetzung ihrer Arbeiten in Malborgeth, am Berg Prediel und in Präwald enthalten. Batterien sind an verschiedenen Punkten aufgestellt; neue Reisen nach Tarvis und Raibls (Raibl) wurden unternommen. Es wurde neuerlich entdeckt, daß man durch das Thal von Rocca ihre Werke von Malborgeth mit Infanterie umgehen könnte. Es gibt noch zwei Uebergänge, über welche man leicht in's Gailthal einfallen könnte, den von Tolmezzo nach Mauten (Mauthen), über den Berg Santa Croce, und den Canal von Dogna, welcher von Dogna nach Wolfsbach führt, zwischen Malborgeth und Tarvis.

Wir haben bis jetzt sehr wenig Deserteure aufgenommen, und man darf nicht hoffen, daß deren viele nach Ausbruch der Feindseligkeiten kommen werden, denn sie haben in die erste Linie die Elite jedes Corps gestellt; aber nach den letzten Berichten sollen die Bewegungen von Klagenfurt und Tarvis über Sachsenburg, Millstatt und Mauterndorf immer noch fortdauern, also in der Richtung gegen Salzburg. Wenn man nach ihrem ersten Plane schließen dürfte, so wären diese Märsche immer noch in der Absicht eines Einfalls in Tirol unternommen; aber ich denke, diese Bewegungen sind die Folge von jenen, die E. M. in Deutschland gemacht, und ohne Zweifel wollen sie ihre Truppen lieber koncentriren, als sich in einem langen Thale einschließen lassen.

(Seite 426.)

Napoleon an Eugen. Paris, 6. April 1809.

Mein Sohn, was ist's mit einem gewissen Carpani, einem Dichter, der sich beim Erzh. Johann befindet? Lassen Sie seine Verwandten überwachen, und wenn er Güter hat, ziehen Sie sie ein.

(Seite 431.)

Eugen berichtet Napoleon am 7. April 1809 aus Verona über eine aufständische Bewegung, welche an der Grenze zwischen Rom und den toskanischen Staaten statt gefunden hatte. Das Merkwürdigste dabei war der Ausruf der Aufrührer: Es lebe Prinz Carl von Oesterreich. —

Der vierte Band schließt mit einem Berichte Eugen's an Napoleon vom 12. April 1809 aus Valvasone, worin er ihm anzeigt, daß Erzh. Johann am 10. Morgens den Krieg erklärt habe, und daß einige Minuten später der Feind in das Thal des Tagliamento eingedrungen sey. Hierauf detaillirt der Vicekönig seine Dispositionen. Den 11. Morgens entwickelte der Feind seine Bewegungen auf der ganzen Linie. Nach verschiedenen Berichten war General Chasteler mit 18,000 Mann im Thale der Fella. Prinz Johann war mit 17,000 Mann angelangt, und endlich hatte Graf Giulay den Isonzo mit 27,000 Mann überschritten. Da Eugen nur die Division Broussier zur Verfügung hatte, so hielt er es nicht für gerathen, sich mit so bedeutenden Kräften des Feindes zu messen und befahl eine rückgängige Bewegung, um sich hinter dem Tagliamento mit seinen Divisionen zu vereinigen. Er detaillirt nun genau die Rückzugsbewegungen, welche mit Präcision und ohne üblen Einfluß auf den Geist der Truppen ausgeführt wurden. Ferner erzählt er von einem glücklichen Gefechte, welches General Broussier, bevor er die Stellung von Ospitaletto verließ, bestanden, in welchem der Angriff einer doppelt überlegenen österreichischen Abtheilung zurückgeschlagen wurde. Es seyen wenigstens 600 Mann unfähig und 200 gefangen genommen worden. Der franz.

Verlust betrage 120 Mann und 100 Verwundete, darunter aber den General Dessaix *).

Er fährt fort, daß er sich in seinen ferneren Dispositionen nach den Bewegungen des Feindes richten wolle. Seine Absicht sey, einen Tag in seiner Stellung zu verbleiben, um die Truppen ausruhen zu lassen. Er wollte den Feind von Ferne beobachten, und wenn er Schwäche oder Unentschlossenheit in seinen Bewegungen bemerken sollte, werde er ihn mit seinen 4 Divisionen angreifen. Sollte der Feind jedoch gegen den Tagliamento vorrücken, den man überall durchwaten könne, so wolle er sich mit einer letzten rückgängigen Bewegung auf Livenza werfen, um von dort mit aller Kraft die Offensive zu ergreifen.

Er glaubt, dort den Kampf nicht annehmen zu dürfen, indem er im Rücken die Zelline habe, die jeden Augenblick anschwellen könne, da er wenig Cavallerie für diese großen Ebenen ohne Hindernisse besitze, wo der Feind viel mehr Reiterei entfalten könne. Wenn ihm aber der Feind folge, werde er den Kampf in einer für ihn eben so gefährlichen Position annehmen müssen, als die gegenwärtige es für den Vicekönig war. Er gesteht, daß seine Lage eine unbequeme sey, da der Dienst für eine aktive Armee noch zu wenig organisirt sey. rc.

Er schließt den Bericht mit den besten Hoffnungen, die leider sich erfüllten.

(Werden fortgesetzt.)

*) Hermann berichtet (im dritten Band, 1. Heft, Seite 197, 198) folgender Maßen:

Oberst Volkmann, der tapfere Degen, welchen die Kriegsgeschichte so oft nennt, und der sich noch im Befreiungskriege in der Schlacht von Arcis unsterbliche Lorbeern errang, führte die Calonne, welche im Fellathal vordrang, kündigte aus obigem Zwecke bereits am 9. Abends den Frieden auf, und begann am 10. Früh die Feindseligkeiten. Der Feind hatte Ponteba verlassen, ebenso Chiusa, wo dann an der Fellabrücke ein Zug Ott-Husaren eine Compagnie Franzosen einzeln umritt, dann auf ein gegebenes Trompetenzeichen von allen Seiten ansprengte, in die Masse einbrach, und nachdem ein Theil gefallen, den Rest von 70 Mann sammt 3 Offizieren zu Gefangenen machte. Letztere, wovon der Hauptmann blessirt, erzählten nachhin den Vorfall zu Klagenfurt im Kaffeehause, und räumten selbst ein, daß sie solchen Kriegsmuth nicht erwartet hätten. Hauptmann Lenardini passirte mit einer Seitenabtheilung Wolfsbach und stieg durch das Nocolanathal in das der Fella, in des Feindes Flanke gegen Moggia herab, kam jedoch erst nach jenem Gefechte vor. Hauptmann Zuccari, welcher mit einer Abtheilung über die Plecken gegangen war, um auf der Westseite des Fellathales die Bewegung Volkmanns zu cotoyiren, war an diesem Tage erst in Tolmezzo, und detachirte, als er Volkmanns Vorrücken erfuhr, eine Compagnie gegen Cadore. Der Feind hielt Volkmann für den Vortrab der Hauptmacht, und setzte sich erst bei Venzone, wo am 11. Volkmann mit 3 Bataillons und einer Division Cavallerie die ganze Division unter Broussier schlug. Der Erzherzog war inzwischen am 11. schnell gegen Cividale gerückt, hatte die äußersten Posten überfallen, und kam mit der Avantgarde bereits um Mittag dort an. General Gardane floh mit einem Regimente nach Udine. Der Vicekönig, überrascht, von zwei Seiten gefaßt, indem General Savasini eben so schnell und unvermuthet bei Görz über den Isonzo gegangen war, verließ schleunigst Udine, und bereits am 12. rückten Ott-Husaren dart ein. Schnell ging es nun vorwärts, nachdem der Erzherzog seine Macht bei Udine gesammelt.

Auf dem Predigtstuhle bei Klagenfurt.

(Geschrieben im Sommer 1858.)

Hoch von der Zinne schroffem Rand,
Umglüht vom Mittagssonnenbrand,
Sah weithin ich in Einsamkeit
Auf alle Lust, auf alles Leid,
Das weithin birgt das schöne Land.

Und Glockenklang schallt rings empor
Melodisch an mein lauschend Ohr.
Wie Andachtslieder, rein und voll,
Das Tönemeer nach Oben quoll,
Ein tief andächt'ger Beterchor.

Scheinbar getheilt erscheint die Fluth
Des See's im Glanz der Sonnengluth.
Und rings umstellt vom Alpenwall
Mit sanftem Abhang, jähem Fall
Der Doppelsee inmitten ruht.

Ich aber auf dem Predigtstein
Rief weithin in das Land hinein:
Erhebt und pflegt, bewahrt und preis't,
Was euch beschied ein güt'ger Geist
In eurer Heimath Edelstein.

Vom kleinsten Thal, das, tief versteckt,
Sich ringsumher mit Felsen deckt,
Ist schön sie bis hinauf zum Licht,
Wo sich die Sonn' am Gletscher bricht,
Der hoch sein Haupt zum Aether streckt.

Wohin ihr schaut, wohin ihr blickt,
Wird euer Aug' erfreut, entzückt.
Selbst tief in eurer Berge Schooß
Ruht eines Reichthums reiches Loos:
Frucht und Metall hat euch beglückt.

Nehm' jeder denn am Ganzen Theil
Mit Feder, Pflug und Eisenbeil.
Es hebe Jeder sein Gewicht
Empor zum Tag, empor zum Licht!
Vereinte Kraft bringt allen Heil!

Die Glocken schweigen fern und nah';
Doch lang noch stand ich sinnend da,
Sog ein das Bild, das schön und klar
Entrollt sich dort so wunderbar,
Dein schönes Bild Carinthia!

Hermann Sollmayer.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 5. Sonnabend, den 26. Februar. 1859.

Drei Sonette.

1.

Des größten Dichters Namen will ich künden,
Deß Herz gleich einer Welt so groß und weit
Die Menschheit fest umschlingt, nur ihr sich weiht,
Deß stilles Walten nimmer zu ergründen.

An Tiefe gleicht sein Geist des Meeres Schlünden,
Sein Denken, Schauen ist Unendlichkeit;
Das Wort, mit dem er streng und ernst gebeut,
Ist Donnerrollen, ferner Blitze Zünden.

Doch dem, dem Trost er liebevoll verliehen,
Beginnt ein Frühling lieblich aufzublühen,
Zu freudenvollerm Seyn ein Morgenroth.

Der Dichter, der die Menschenherzen leitet,
Sie auf der Lebensreise stets begleitet,
Der Dichter, den ich meine, das ist „Gott".

2.

Und das Gedicht, das er so hehr gedichtet,
Die schöne Welt, o lernt sie ganz versteh'n!
Die größten und erhabensten Idee'n
Erfüllen sie, wohin den Blick ihr richtet.

Nur frei das Herz, das Auge frisch gelichtet!
Schaut auf, wo stillen Weg's die Sterne geh'n,
Die Sonnen sich um ihre Axen dreh'n;
Ist der nicht groß, der ihren Knäuel schlichtet?

O seht des Meeres Tropfen, unsre Erde! —
Es kommt der Lenz, und alles liebt und blüht, —
O sagt, gibt's wohl ein schön'res Minnelied?

Wie mahnt der Herbst das Herz so zart, es werde
Der Mensch einst Staub, wie nun der Lenz zerfällt; —
D'rum, der Gedichte schönstes ist die „Welt".

3.

Und als des Weltgedichtes Strom zu Ende,
Da war's dem hehren Dichter fast zu groß, —
In seiner Brust ward ein Sonett noch los,
In dem der Kern des Weltgedichts sich fände,

Durch das er seinen Blick zum Ganzen sende,
Daß er in eines kleinen Spiegels Schooß,
Doch klar und rein erschau' den Weltkoloß;
So wie die weiten Auen und Gelände

Sich spiegeln in des Auges kleinen Bogen,
Wie Farb' an Farbe, Zug an Zug sich legt,
Und durch dieß Bild der Mensch das All verstehe.

Der Auszug aus dem Weltgedicht gezogen,
Vom höchsten Dichter liebevoll gehegt,
Der „Mensch" ist's, das gewichtigste Sonett.

Gustav Bogensberger.

Die Burg zu Gmünd.

Es war im sechzehnten Jahrhunderte, wo bei abnehmender Türkengefahr, dem Aufhören des Faustrechtes, der Vorliebe für gesellige Genüsse, der Adel sich mehr in den Städten anbaute, und die Burgen auf den Felsen- und Bergeshöhen verlassen, großentheils zu Ruinen verfielen. Nur in den Ebenen und den sanft ansteigenden Höhen, die eine heitere Aussicht gestatteten, gewahrte man zahlreiche Schlösser und Edelhöfe, welche mit der Wohnlichkeit alle die Genüsse der Landwirthschaft, des Waidwerkes, bei den gegenseitigen Besuchen, die der Tafelrunde und ritterlichen Spiele gewährten.

Die neueste Zeit hat auch daran viel geändert. Die Verarmung eines großen Theiles des Adels, die Kriegsjahre mit ihrem Gefolge, der steigende Luxus und die immer mehr einreissende Verödung des Landlebens verscheute bis auf wenige Reste die noch gebliebenen Eigenthümer solcher Edelsitze und landtäflichen Güter; sie geriethen in die Hände von Pächtern, wurden an Landleute verkauft, oder schauerten öde als trauernde Denkmale früherer Zeit. So blieb es bis vor drei Jahrzehenten, wo allgemach ein kräftigerer Lebenspuls wieder die Liebe zur Natur erwachen ließ, Gewerken, Industrianten und Grundbesitzer es wieder vorzogen, sich nahe an ihren Geldquellen niederzulassen und sich dort einen eigenen Geschäfts- und Vergnügungskreis zu schaffen.

Wir bedienen uns dieser etwas längeren Einleitung, um auf den eigentlichen Gegenstand unserer vorhabenden Besprechung zu kommen, nämlich auf die Burgen und Schlösser unserer Heimath, die durch ihren theilweisen Neubau oder verschönernden Ueberbau, durch eine passende, oft prachtvolle Ausstattung sehenswerth geworden sind, und darum es verdienen, eine eigene Rubrik in diesem Blatte zu eröffnen,

welches nicht blos dem Andenken verschollener Zeiten und der Schilderung ihrer Reste, sondern dem aufkeimenden, dem neuen Leben gewidmet ist.

Vorerst müssen wir bemerken, daß der Name Burg, welcher einst einem wohlverwahrten, vertheidigungsfähigen Rittersitze zukam, im sechzehnten Jahrhunderte auf die Palläste von Fürsten und hochgestellten Adelichen übertragen wurde, die in Städten und Märkten sich solche erbauten, in denen sie gleichsam gewaltigten. So entstand die Burg in Klagenfurt, so die Burgen in Spittal, Gmünd, wie die in Villach bereits vorhanden war. —

Die Burg zu Gmünd verdankt ihre Erbauung dem berühmten Kirchenfürsten Paris Grafen von Lodron, Erzbischof von Salzburg, welcher am 12. September 1639 die Herrschaft und Stadt Gmünd sammt Dornbach und Cronegg, dann das Landgericht Rauchenkatsch von den Graf Reitenau'schen Erben um 200,000 fl. erkaufte. Er ließ die jetzige herrliche Burg zu Gmünd vom Grunde aus neu erbauen, und räumte sie der Primogenitur seines Stammes zum Wohnsitze in dieser später noch erweiterten und mit Gewerkschaften reich dotirten Herrschaft ein. Es mögen gerade zweihundert Jahre seyn, daß dieser Bau, welcher einen italienischen Meister verräth, dessen Namen wir jedoch nicht nennen können, fertig wurde. Die Anwendung von Kaminen, die Höhe der Zimmer, die Construktion des Daches und so manches andere spricht für diese Annahme.

Bis zum Jahre 1792 blieb diese Burg in ihrer ursprünglichen Gestalt und im Besitze ihrer innern Ausstattung, als jener verheerende Brand, welcher die Stadt beinahe in eine Ruine verwandelte, den Kirchthurm seiner Spitze und des Geläutes beraubte, den früher von ihr bis in das alte Schloß führenden Gang verzehrte, die Burg nicht nur an der Dachung sondern bis in das erste Stockwerk verwüstete. Wie viele Denkmale der früheren Zeit, Kunstwerke und merkwürdige Einrichtungsstücke mögen da zu Grunde gegangen seyn!

Graf Hieronymus von Lodron stellte das Gebäude wieder zur Noth her, und in dem Winter von 1808 auf 1809 exercirte im zweiten Stocke die Landwehre aus der Umgebung, deren Major der Graf geworden war. So blieb die Burg bis zu dessen Finanzkrisis, welche seine Güter der Administration der Gläubiger anheimgab, nur zur Noth bewohnbar.

Bis zum Jahre 1845 dauerte dieser Zustand, wo sein Sohn und Nachfolger Constantin Graf von Lodron die Fideikommißgüter wieder an sich gelöst hatte, und sonach die Burg seiner Väter als freier Besitzer der Primogenitur-Herrschaft bezog. Von diesem Augenblick an datirt sich eine neue Aera für Gmünd. Der kunstsinnige Eigenthümer hätte schon damals eine umfassende Herstellung und Ausstattung dieses schönen Edelsitzes zu Stande gebracht, wenn nicht die Wirren des Jahres, das Familienunglück von 1849, und die schrecklichen Wasser-Verheerungen von 1851 ihn daran theilweise verhindert hätten.

Die Burg von Gmünd ist ein ungemein stattliches Gebäude, von 11 bis 12 Klafter Mauerhöhe, so daß das Erdgeschoß und beide Stockwerke sammt dem Dachboden Räume haben, wo doppelt so viel Etagen untergebracht seyn könnten. Das Blechdach fällt nach einwendig ab, und eine Unzahl von Blechrinnen führen das Regenwasser durch dasselbe bis herab auf die Traufsteine am Sonterrain. Von Ferne gesehen gleichen Burg und Schloß abgebrannten Gebäuden, deren Mauern kahl in die Luft ragen; doch an der Burg machen die mit glänzenden Kronen versehenen Wetterableiter und die Spitzen beider Thürme, die im viereckigen Hofraume in dem Anschluße der Flügel an das Hauptgebäude achteckig emporragen, und die steinernen Wendeltreppen enthalten — es kenntlich, daß nur die italienische Bauweise, wie man sie vorhin auch in Innsbruck anwandte, den schwerfälligen Dachgiebel vermieden hat.

Als der bekannte Astronom Kreil vor einem Jahrzehente wegen Erforschung des Erdmagnetismus bei uns in Gmünd sich befand, da fand er, daß die Burg würfelförmig sich gerade auf den Meridian stellte, so daß die beiden Ecke gegen Millstatt und gegen Krenschlach ihn durchschnitten, somit genau nach Süd und Nord weisen.

Das mit Sandstein reich bekleidete und mit dem Lodron'schen Löwen im Frontspitze versehene Eingangsthor führt durch eine weite und, durch keine Last erreichbare, hohe Bogenwölbung in den sandbestreuten Burghof, wo man sich gegenüber der im frischen Blau der Umfassung sich bewegenden Zeiger der Schloßuhr und den von zwei kolossalen Löwen, welche der Graf aus dem im Jahre 1818 abgebrannten gräflich Lodron'schen Pallaste in Salzburg hieher bringen ließ, bewachten Eingang des Burggartens erblickt. Eine weite offene, von Pfeilern aus Quadersteinen gestützte, Arcade führt links zu den Wirthschaftslokalitäten, rechts zu der Werkskanzlei und beiderseits zu den Stiegenaufgängen.

Die Hauptfront des ersten Stockes enthält den großen Saal, die Conversationsgemächer, und an den Ausgängen die nach den beiden Seitenflügeln sich einmündenden Apartements des Grafen und der Gräfin. Im geschmackvoll parquetirten Saale sieht man das Portrait des Fürstbischofs Paris, des Stifters, und eine Zahl Portraite der gräflich Lodron'schen Familie in Lebensgröße aus dem 16. und 17. Jahrhunderte. In den Nebengemächern und im Sitzsalon mehrere Familienportraite der Neuzeit, schöne wohlgetroffene Abbildungen Kaiser Franz I. und Maria Theresien's im Ballkostüme in Pastell, dann eine Zahl anderer Abbildungen: Ludwig XIV., eines Kardinals (Rohan?) und mehrerer anderer Notabilitäten, sammt Blumenstücken Kräuter's, aus der einst Salm'schen Sammlung.

Die ganze Enfilade von Gemächern an den Flügeln ob dem Eingangsthore hat erst der gegenwärtige Graf eigentlich bewohnbar gemacht, da sie früher keinen Separateingang hatten, sondern ohne Einheit unmittelbar blos durch Mittelthüren zusammenhingen. Graf Constantin ließ einen Corridor nach der Hofseite ziehen, wodurch sie eigene Eingänge erhielten, und denselben mit einer Gallerie von Gemälden, größtentheils Portraite und sonstige Schaustücke aus einer Graf Königsegg'schen Sammlung, und einer Zahl Geweihe, die auch die untere Laube zieren, ausstatten, so daß alles eben so wohnlich als elegant den Charakter eines Sommer- und Jagdschlosses trägt, aber auch für die kältere Jahreszeit verwendbar ist, da die Oberböden der früher enorm hohen Zimmer eine bedeutende Senkung erhielten. Der Nebentrakt im Hofe und jener ob dem Stadtthore ist ebenso hergerichtet.

Im zweiten Stocke ist außer mehreren, nun bewohnbaren, immerhin großen Gemächern, einem mit Antiquitäten gefüllten feuersicheren Archive und einer großen Zahl leer stehender Zimmer das im Ecksaale von Ludwig Kreisl neu gemalte und mit Dekorationen reich ausgestattete, geschmackvolle, mit Sitzen und mehreren Ausgängen versehene herrschaftliche Theater. Hier gibt die liebenswürdige gräfliche Familie mit beigezogenen Dilettanten, oft auch hohen Gästen, im Sommer mehrmals Gratisvorstel-

lungen, so daß die schaulustige und dankbare Bevölkerung des Städtchens die weiten Räume des Parterres vollfüllt.

Sehenswerth ist auch die in der Nebengasse der Burg befindliche herrschaftliche Stallung, die durch ihren großartigen architektonischen Bau, durch ihre Höhe, Ausstattung und Räumlichkeit an die Winterreitschule in Salzburg erinnert, und im Lande keine ihres Gleichen hat.

Der gräfliche Garten an der nordöstlichen Seite wurde durch den Kunstgärtner Guffenbauer, der die Wände zu verkleiden, die verschlungenen Sandwege und die Fontaine mit den seltensten Sträuchern, Bäumen und Blumen zu umstellen verstand, zu einem eigentlichen Parke, wenn auch kleinern Ausmaßes, umstaltet. Zwei schöne Pavillons geben Schatten und gestatten gesellige Zirkel. Der untere mit der Aussicht auf die Landstrasse und gegen den Kreuzbichl ist ein symetrisch und gewebeartig durchbrochenes Meisterwerk der Architektur und Kunsttischlerei, dem unser Bildhauer Hanns Gasser den Plan, und sein Bruder Sebastian die Ausführung gegeben.

Da die alte Schießstätte am 2. November 1851 großentheils ein Raub der Fluthen der wüthenden Liser wurde, baute der Graf, angefügt dem obern, mit Gärtnerwohnung und Glashäusern neu ausgestatteten, Schloßgarten, an dem Abfalle des Treffenbodens eine neue, freundliche und elegante Schießstätte in dem Style eines Schweizerhauses. Am Wege von demselben nach dem Garten gelangt man an die obere Pforte des alten Schlosses, wo ein Quellbrunnen und rechts der Weg nach dem Calvarienberg sich befindet.

Das alte Schloß, welches in seinen Haupttheilen fortwährend erhalten und mehrfältig bewohnt wird, zeigt an der Nordostseite einen hohen viereckigen Thurm mit kleinen länglichen Rundfenstern und einem solchen Eingangsthore. Er ist der älteste Theil desselben und trägt die romanische Bauart. Der untere Schloßhof ist mit Gängen, Thüren und Wölbungen ganz in der altdeutschen Bauweise umgeben, während den oberen, etwas steilansteigenden Schloßhof gegen West eine Enfilade schließt, die nach Inschrift und Bauweise erst im 16. Jahrhunderte, theilweise selbst nach dem Erdbeben am 2. Dezember 1690 hergestellt wurde, aber nun gänzlich öde ist.

An der Seite dieses Traktes gegen den Calvarienberg sieht man von außen steinerne Kugeln in die Wand in aufsteigender Zahl der Spielwürfel eingefügt, so daß sie zur Sage Veranlassung gaben, ein Schloßherr habe seine Besitzung im Würfelspiele verloren. Die Kugeln, woron noch mehrere den Raum einiger engen Fensterchen des Erdgeschoßes ausfüllen, rühren von der Belagerung der vom Erzbischof Bernhard herbeigerufenen und in das Schloß verlegten Ungarn durch die kaiserlichen Truppen im Jahre 1487 her, wovon die „Carinthia" im Jahre 1858 Nr. 5 die betreffenden urkundlichen Nachweisungen brachte.

Der Calvarienberg ist die Berglehne, welche parallel dem Maltaflusse an der Schattseite gegen Nordwest sich hinaufzieht, und mit hohen Föhren bekleidet im Sommer einen erquicklichen Schatten und eine angenehme Fernsicht in's Maltathal gegen die Dornbacher-Höhe und den Radlspitz, die Ausläufe des Hattenberges und das nahe Gmünd gewährt. Die Stationen sind theils Kapellchen, theils Pfeiler mit Blechtafeln, letztere schon sehr unkenntlich. Die Kapelle selbst, welche eine gewaltsam dem schotterichten Abhange entrissene Terrasse krönt, ist mit einem Vordache und Thürmchen ist nebst Ausstattung aus der Reitenau'schen Periode, Anfangs des 17. Jahrhundertes. Der Einblick durch das Gitterthor in das Innere der Kapelle hat etwas Mysteriöses durch das dort herrschende Helldunkel. Ein Christuskopf von hocherhabener Schnitzerei blickt einen vom Hauptaltare ernst und Andacht erregend an. Das Altargemälde, „Christi Kreuzigung" darstellend, entspricht dem verfallenen Geschmacke jener Zeit. Dafür sprechen einen die beiden an den Seitenaltären aufgestellten Tafeln mit den Vorstellungen der h. Kummernus und des Geigers von Gmünd an, die so lange räthselhaft, endlich ihre sichere Enträthselung neuestens in der „Carinthia", Jahrg. 1857, Nr. 42, und Jahrg. 1858. Nr. 4 fanden.

Rechts hinter der Kapelle öffnet sich eine Felsenhalle, mit Frontspitz und geglätteten Sandsteinen eingefaßt am vergitterten Eingangsthore, und ungefähr drei Klafter tief im runden Bogengewölbe sich einsenkend. An beiden Seiten befinden sich die Vertiefungen, bestimmt zur Aufnahme der Leichen aus der gräflichen Familie. Die Baronin Neugebauer und Gräfin d'Orsai, früher vermälte Gräfin Zichy, Schwestern unsers Grafen ruhen hier, ingleichen der einzige männliche Sprosse und Fideikommiß-Erbe des gegenwärtigen Grafen, der im Frühjahre 1849 zu Klagenfurt im siebenten Altersjahre verstorbene Graf Joseph. Im Hintergrunde am Altar-ähnlichen Aufsatze steht das mehr als lebensgroße Steinbild des Heilandes, mit erhobener Hand und unverdenkbarer Miene die Worte sprechend: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", gefertigt von dem Gmündner-Meister, Hanns Gasser. Hieher geleitete Schreiber dieses die Leiche jener Gräfin im Dezember 1847, als sie nach Gmünd überführt wurde, unter Geleitung des Grafen v. Wickenburg, Gouverneurs von Steiermark, und noch sechs Verwandten, darunter ein Sohn zweiter Ehe, der im Juni 1849 als Uhlanen-Offizier unter General Bechthold im Kampfe gegen die Serben gefallene Graf d'Orsai, der tief leidtragend sich nicht trennen wollte vom krampfartig erfaßten Sargtuche, dessen Bruder erster Ehe, der unglückliche Eugen Graf Zichy, im September 1848 auf der Insel Csepel den Tod des Märtyrers endete. O selige Mutter, daß du eher starbst, als du alles dieses erfahren solltest! Mit des engelgleichen Pepi's Leiche sank die schönste Hoffnung dieser hochverehrten Familie in die Gruft; es war ein erschütternder Augenblick der ihrer Einsegnung. Möge der feste Glaube an den Erstandenen, der Hinblick auf sein zweites Kommen, jeden erfüllen, welcher von dieser Stätte ernstsinnend heimkehrt. H.

Des kärntner'schen Missionärs, Bartlmä Mosgan, Wirken und Lebensende.

(Behufs der Herstellung eines sein Andenken ehrenden Denkmals.)

Wir haben in dem Blatte vom 10. Juli v. J., Nr. 28 der „Carinthia" einen Auszug des Schreibens gegeben, womit der Nachfolger unseres Mosgan an der Missionsstation h. Kreuz am weißen (Nil) Fluße, Joseph Lanz, unterm 15. März 1858 von seinem am 24. (26.) Jänner 1858 erfolgten Tode berichtet, und daran die Bitte um Beiträge zur Errichtung eines entsprechenden, wenn auch einfachen Monumentes für diesen um das Christenthum und die Menschheit so hoch verdienten Landsmann am Orte seiner Heimath zu Eisenkappel geknüpft, welche das f. b. Consistorium von Lavant zu St. Andrä zu übernehmen und jener Bestimmung zu widmen bereit sey. Es sind auch wirklich Beiträge von mehreren Seiten eingegangen, zugleich aber

hat sich eine für alles Gute und Edle lebhaft eingenommene verehrte Persönlichkeit geäußert, die Einsammlung diesfälliger Gaben übernehmen zu wollen, zu welchem Zwecke wir diese Zeilen allen jenen widmen, welche aus den zerstreuten Blättern früherer Jahre eine kurze Uebersicht des Lebens und Wirkens des Verewigten sich wünschen.

Bartlmä Mosgan war in der Ortschaft Koprein in der Pfarre Eisen-Kappel den 19. August 1823 geboren. Seine Eltern als einfache Bauersleute gaben ihm eine seinen künftigen Beruf als Priester bezielende Erziehung, und er seinerseits, nachdem er in der Heimath die Elemente des Unterrichtes sich eigen gemacht, empfing an den Gymnasien zu Karlstadt und Laibach seine weitere Ausbildung nicht ohne gegen vielfältige Entbehrungen und Hindernisse anzukämpfen, die ihm Armuth einerseits, und andererseits der geringe Grad an Uebung in der bekanntlich wort- und begriffsreichen und weniger biegsamen deutschen Sprache in den Weg legten. Mosgan's Beharrlichkeit und Fleiß überwand sie alle, und als er die Gymnasial- und damals noch Lyzeal-Studien mit gutem, ja mehrfach eminenten Fortgange zurückgelegt, betrat er im Herbste 1847 die Hörsäle der Theologie als Lavanter-Alumnus, wo ein gleicher Erfolg seine Bemühungen krönte. Als er, ob seiner vorzüglichen Conduite bereits am 25. Juli 1850 als Tertianer zum Priester geweiht, im Jahre 1851 zu St. Andrä das letzte Jahr seiner theologischen Studien absolvirte, lernte ihn Schreiber dieses näher kennen. Was er über die Missionen in fernen Ländern gelesen, was er von der Errichtung einer Missionsstation zu Chartum durch den apostolischen Provicar Dr. Knoblecher gehört, entflammte seine starke, für das Werk des Heiles glühende Seele zum Entschlusse, sich dem Unternehmen zur Bekehrung und sittlichen Bildung der Neger ganz hinzugeben. Als daher Knoblecher im August 1851 in Triest die Expedition nach dem Nil bereitete, war Mosgan mit seinem Gefährten, dem Lavanter-Priester, Otto Trabant (geboren am 12. Juli 1816 zu Pischätz in Steiermark) einer der ersten, welcher sich dort zum Anschluße eingefunden. Weder die Schicksale seines Landsmannes Mortsch, welche diese Blätter bewahren, der sein frühes Ende in Assuan fand, auch nicht die Bitten und Thränen der Seinigen hatten ihn in seinem Entschlusse erschüttert. Er schied ruhig im Vorgefühle seines erhabenen Zieles, wenn auch seines Opfers. Am 27. August 1851 verließ Mosgan die Küsten Oesterreichs, um nimmer zurück zu kehren., und am 27. Dezember, also nach vier Monaten, hatte die Expedition nach vielen Gefahren und Anstrengungen, worüber die „Carinthia“ vom Jahre 1852 Kunde gibt, Chartum erreicht. Das Jahr 1852 brachte er in Chartum zu, um sich in sein Amt einzuüben, nicht ohne eine lebensgefährliche, sieben Monate dauernde Fieberkrankheit zu bestehen. Seine Vorsicht und seine kräftige Natur retteten ihn damals. Am 30. November 1852 reiste Mosgon in der „Stella matutina“ mit Dr. Knoblecher auf dem weißen Nile ab und kam am 25. Jänner 1853 an der neuerrichteten Station zu Gondocoro bei den Bari-Negern an. Hier betrieb nun Mosgan den Bau des Missionshauses, und suchte die Schule in Aufnahme zu bringen; indessen bei Knoblechers langer Abwesenheit hatte Mosgan, fast aller Hilfsmittel beraubt, den schwersten Stand, sowohl wegen des schnöden Eigennutzes der Eingebornen, als dem schlechten, treulosen, ja grausamen Benehmen europäischer Handelsleute und Sclavenhändler. Mosgan war daher genöthigt, eine andere Mission etwas Stromabwärts bei den Kiks-Negern zu errichten, wohin er im März 1854 abging. Sein Wirken alldort und seine letzten Schicksale schildert uns der siebente Jahresbericht des „Marien-Vereines“ Seite 13 wie folgend:

„Seit vier Jahren wirkte an der Station h. Kreuz Herr Bartlmä Mosgan aus der Diözese Lavant in aller Stille unter einem Stamme, der wenigstens minder aufbrausend ist, als die Bari. Obwohl seines Bestehens halber häufig auf sich selbst angewiesen, hatte er doch eine Schule für junge Neger gegründet, und einen festeren Boden gewonnen mit ungefährdetem Verweilen. Ihre Benennung erhielt diese Station von einer Kreuzpartikel, welche der hochwürdigste Bischof von Lavant dem Abreisenden geschenkt hatte, und die er als kostbares Kleinod an den Ort seiner Niederlassung mitnahm. Die letzte Hälfte des verflossenen Jahres fügte Herrn Mosgan zu dem Kummer, der von dem Bemühen, die hohe Aufgabe redlich zu lösen, unzertrennlich ist, noch denjenigen über das leibliche Bestehen seiner Zöglinge und seiner Anstalt bei. Die Provisionen, welche ihm von Chartum zukamen, reichten nicht aus; mühsame Fahrten, um Getreide aus den Gebieten der Tuits und Bor herbeizuschaffen, hatten geringen Erfolg, einige Zufuhr, von Gondocoro erwartet, blieb zurück, und um die Noth auf den höchsten Grad zu steigern, wurde die in unbeschreiblicher Ueppigkeit prangende „Durah“ trotz aller Vorkehrungen durch Schwärme gefräßiger Vögel aufgezehrt, so daß bloß das leere Stroh als Futter für die Rinder und Esel übrig blieb. Von den Einwohnern war ebenfalls nichts zu kaufen, denn auch sie litten durch die harten Landplagen. Alles entbehrliche Vieh wurde niedergeschlagen, und da auch dieses nicht auf lange Zeit ausreichen konnte, mußte schon im August dem Mangel durch Jagdbeute einigermaßen abgeholfen werden. Dieser war wochenlang täglich bei mehreren Stunden bald durch hohes Gras, bald durch tiefes Wasser, dann wieder durch stachlichtes Gebüsch unter Beschwerden nach zu ziehen, die nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf die Körperkräfte und den Gesundheitszustand bleiben konnten. Anfang Oktobers wurde Herr Mosgan, der durch vier Jahre dem Klima zäheen Widerstand geleistet als irgend einer seiner Missionsgefährten, von dem Fieber befallen. Bei Abneigung gegen Arznei schwanden seine Kräfte; er hätte stärkender Nahrung und geistiger Erheiterung bedurft. Jene war nicht aufzutreiben, diese stand in der kummervollen Lage ebensowenig zu Gebote, zumal das Schiff von Gondocoro kein Korn brachte und in einem Zustande anlangte, der jede Fortsetzung der Fahrt unmöglich machte. Doch leisteten die von Chartum herauffahrenden Kaufleute mit edlem Wetteifer Hilfe. Ein Herr Bessyere, der schon im verwichenen Jahre Herrn Mosgan Geschenke von mehr als 400 fl. im Werthe gemacht hatte, schickte dreimal je einen fetten Ochsen. Die zuträglichere Nahrung wirkte sichtbar auf den kranken Missionär, erfreuliche Nachrichten aus der Heimath heiterten ihn auf, Herrn Bessyere's Zusage, ihn zu einem Besuch in dieser unentgeltlich nach Alexandrien mitzunehmen, wirkte vollends herstellend. Herr Mosgan machte wieder Spaziergänge, und als um Weihnacht durch Herrn Gostner's und Kirchner's Fürsorge Vorräthe aus Chartum eintrafen, schien jede Besorgniß gewichen. Der Gedanke, seine Verwandten wieder zu sehen, dann in die Mission zurückzukehren, stimmte ihn besonders heiter. Am 10. Jänner des laufenden Jahres besuchte ihn Herr Bessyere. Es war ein angenehmer kühler Abend; beide unterhielten sich mit einander im Freien. In der folgenden Nacht befiel Herrn Mosgan eine Halsentzündung. Seine Gefährten wendeten an, was ihnen zuträglich schien. Wohl

konnten sie das Uebel scheinbar beseitigen, aber es warf sich auf die Brust. Am 21. Jänner zeigte sich eine auffallende Erschlaffung. Der hochwürdige Herr Lanz ahnte das Bedenklichste. Er sprach mit dem Kranken über den Empfang der heil. Sakramente. „Das ist mein sehnlichster Wunsch“, erwiderte er, „aber ich will mich auf eine längere Beichte vorbereiten.“ Diese legte er am 23. Jänner ab, empfing auch die letzte Oelung. Mit Riesenschritten nahte nun der Tod. Die ganze Nacht durch redete der Kranke irre. Am 26. Jänner des Morgens verschied er.“

„Bei seiner Bestattung waren mohamedanische Matrosen des gerade anwesenden Missionsschiffes die Todtengräber, zwei Missionsglieder und die Herren Bessyere und Contarini die Träger, die Missionszöglinge die Begleiter, die Schwarzen die Zuschauer. Viele Noth und Entbehrung und Verdrießlichkeiten aller Art hatte während seines vierjährigen Aufenthaltes im Lande der Kyk der Verewigte zu dulden gehabt. Sein Gefährte und Nachfolger in der Mission, der hochwürdige Herr Joseph Lanz, machte nach dessen Hinscheiden ähnliche Erfahrungen, wie in Gondocoro die hochwürdigen Herren Morlang und Kaufmann. Diejenigen, welche für Große des Landes sich halten, kamen zu ihm. „Die Seele des Bendid (so wurde Herr Mosgan von dem Stamme genannt), sagte er ihnen, ist zu Gott gegangen; wollten sie auf dasjenige, was er ihnen sage, merken und es befolgen, so würden auch die ihrigen dahin kommen.“ — „„Gut, ganz gut, lautete die Antwort; aber die Kühe des Bendid werden jetzt wohl uns gehören.““ Damit trat der Charakter der Schwarzen in seiner unverhülltesten Gestalt zu Tage.“

Möge ihm von seinen Landsleuten ein schönerer Lohn hienieden zu Theil werden, wo sein Andenken fortleben und eine nie verlöschende Leuchte des Glaubensmuthes und der Menschenliebe aufstellen soll. Sein Denkstein wird davon zu uns sprechen. *)

*) Eben als der vorstehende Aufsatz zur Presse befördert werden sollte, kommen uns durch die Güte des Hochw. Herrn Pfarrers zu Eisenkappel biographische Daten über Mosgan zu, die wir zur Ausfüllung des Obigen als eine willkommene Gabe ansehen und in auszugsweiser Zusammenstellung hier beifügen. Mosgan's Eltern, der Vater hieß Anton Masgan und seine Mutter Maria, eine geborne Lipusch, waren durch mißliche Umstände gezwungen, ihre Hube zu verkaufen, und als Inleute zu leben. Mosgan wurde daher durch Noth gedrungen, als Schafhirt beim Bauer Lipusch zu dienen; besuchte jedoch die Sonntagsschule zu Kappel. Im Herbste 1836 begab es sich, daß ein Wolf von seiner Heerde vor seinen Augen zwei Schafe zerriß und wegtrug, so daß der dabei empfundene Schrecken ihm sein Geschäft derart verleidete, daß er um jeden Preis seiner Neigung folgte, die Werktagschule in Kappel zu besuchen. Pfarrer Lesiak nahm sich des armen Knaben an, verhalf ihm Kost und Unterkunft, auch der Lehrer Zentrich unterstützte ihn. Im Jahre 1839 kam Masgan in die dritte Classe nach Eberndorf, wo ebenfalls Pfarrer Lesiak für ihn gesorgt hatte. Da er bereits das 14. Jahr überschritten, konnte man ihm weder zu St. Paul noch Klagenfurt die Aufnahme in das Gymnasium erwirken. Man rieth ihm daher, sich nach Karlstadt in Kroatien zu begeben, wo dieses Hinderniß nicht obwaltete, und der talentirte, lernbegierige und darum auch als Schüler ausgezeichnete junge Mensch scheute weder den Weg dahin, noch die ihm bevorstehende Noth, da er nur einige in Kappel gesammelte Gulden bei sich hatte. Oft genoß er durch mehrere Wochen nur hie und da eine warme Kost, da die Unterstützungen von der Heimath von 1840—1845 nicht mehr als 15 fl. betragen hatten. Die höhern Studien setzte er von da in Laibach fort, und absolvirte Logik und Physik mit Schluß 1847, indem er nebenher angestrengt instruirte. An Herrn Johann Popp, Fleischermeister zu Kappel, hatte sich Mosgan einen neuen Wohlthäter erworben, bei dem er sich auch in der Ferienzeit aufhielt, besonders als ihn der Tod im Jahre 1850 seines Vaters und 1851 auch der Mutter beraubt hatte, und nur seine Geschwister ihm blieben; doch erlebten jene noch die Freude seiner Primiz. Ein so abgehärteter und opferwilliger junger Mann, wie Masgan, war daher ganz geeignet, auch das Schwerste zu unternehmen, und für die Verbreitung der beseligenden Religion Jesu jeden andern Lebensgenuß ja sein Leben selbst freudig einzusetzen. Es lohnt sich daher, Kenntniß von seinen früheren Lebensverhältnissen und seiner Handlungsweise zu nehmen, die so manchem Jünglinge als Richtschnur und Beispiel in ähnlicher Lage dienen können.

H.

Das Sulzbach-Thal.

Herr M. V. Lipold gab in einer Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt im Jahre 1856 eine Schilderung dieses Thales im südwestlichen Theile der untern Steiermark, welches er bei seinen geologischen Reisen zu wiederholten Malen berührte, und welches auch für Kärnten, an dessen Grenze es sich fest anschließt, von mehrfachem Interesse ist. Diese Beschreibung lautet:

„An der dreifachen Grenze von Kärnten, Krain und Steiermark erheben sich die Karnischen Kalk-Alpen zu einem mächtigen Gebirgsstocke, der in Kärnten den Namen „Bellacher Kotschna“, in Krain den Namen „Steiner Alpen“ und in Steiermark den Namen „Sulzbachee Alpen“ führt und der mit dem 8086 Wiener Fuß hohen Grintouz-Berge seine größte Höhe erreicht. Gehört auch die „Bellacher Kotschna“ zu den schönsten Parthien der Kärntneeischen Kalk-Alpen und gewähren auch die „Steiner-Alpen“ einen imposanten Anblick, von den Ober-Krainerischen Ebenen aus angesehen, so übertreffen doch die „Sulzbacher-Alpen“ beide an Schönheit der Formen und an Großartigkeit, wenn man sich denselben durch das Sulzbacher Thal nähert.“

„Das Dorf Sulzbach -- 2011 Wien. Fuß über dem Adriatischen Meere — liegt in einem schmalen vom Sannflusse durchrauschten Gebirgskessel, in welchen man nach dem Laufe der Saun aufwärts von Leutschdorf (1672′ ü. d. Adr. M.) nur durch eine sehr schmale Felsschlucht, u. z. der Fußgeher nur durch eine 3—4′ weite, mehrere Klafter über dem Sannflußbette befindliche Felsspalte, die sogenannte „Nadel“, und von Kärnten und Krain nur durch hochgelegene Gebirgseinsattlungen gelangen kann. Von diesen Gebirgsatteln ist der in das Wistra Thal führende 4100′, der nach Koprein führende 4257′, der nach Eisenkappel führende 4499′, der nach Bad Bellach führende 4253′, endlich der vom Logarthale nach Stein in Krain führende 5976′ hoch über dem Adriatischen Meere. Der Sulzbacher Gebirgskessel ist ringsum von hohen Bergkuppen umschlossen, von welchen in Osten die Szuducha 6489′, im Norden die Duschova 6094′, im Westen die Merslagora über 7000′ und im Süden die Distriza 7426′ hoch sich erhebt. Eine enge

Schlucht, reich an malerischen Felspartien, führt vom Dorfe Sulzbach nach dem Sannflusse aufwärts, bis man nach einer Stunde Weges durch eine Erweiterung der Thalschlucht überrascht wird und den schönsten Theil dieses an Naturschönheiten so reichen Thales erreicht hat. Es ist dies das sogenannte „Logarthal", ein eine Meile langes und ½ Meile breites Thal, das sich, 2400—2500 W. Fuß ü. d. Adr. Meere, von Nord nach Süd erstreckt und im Osten, Westen und Süden von hohen Felswänden begrenzt wird. Der Kontrast zwischen dem Thalgrunde und den denselben begrenzenden Gebirgsmassen ist ein außergewöhnlicher. Denn, während der durch mehrere Bauernhöfe belegte Thalgrund eine üppige Vegetation zeigt und durch die Abwechselung von Aeckern, Wiesen und Waldpartien einen freundlichen Eindruck hervorruft, erheben sich dagegen die lichtgrauen Kalkgebirgsmassen ringsum unmittelbar aus der Thalsohle bei 5000 W. Fuß über dieselbe, theils in fast senkrechten Felswänden, theils in den mannigfaltigsten Felsspitzen und Felszacken, unter denen die Ojstriza, Skaria, Seutta, Szinla, Mersla besonders vorragen. Zahlreiche Wasserfälle stürzen über die Felswände in den Thalgrund herab, von denen der Pleßnig-Fall am östlichen Thalgehänge ob dem Bauernhofe „Pleßnig" durch seine Aehnlichkeit mit dem „Schleierfalle" im Naßfelde bei Gastein, und der Szinla-Fall im hintersten Theil des Thales durch seine Höhe und Wassermenge sich besonders auszeichnen. Der bei 1000′ hohe Szinla-Fall ist auch als der eigentliche Ursprung des Sannflusses anzusehen, obschon sich dessen Gewässer, sobald es die Thalsohle erreicht, in dem Schutte derselben verliert und erst ober dem Bauernhofe „Logar" und zwar in solcher Stärke wieder zum Vorschein kommt, daß es unmittelbar an diesem Ursprunge eine Sägemühle zu betreiben im Stande ist."

„Der Sannfluß hat vom „Pleßnig" im Logarthale (2467′ ü. d. Adr. M.) bis Sulzbach ein Gefälle von 12¾′, von Sulzbach bis Leutschdorf ein Gefälle von 7¾′, von Leutschdorf bis Frattmannsdorf bei Laufen (1184′) ein Gefälle von 7⅓′, von da bis Praßberg (962′) ein Gefälle von 2⅘′, von Praßberg bis Cilli (720′) ein Gefälle von 1⅗′, und von Cilli bis Steinbrücken (600′), wo er sich in den Saufluß ergießt, ein Gefälle von 1′ auf 100 Klafter."

„Der kolossale Gebirgsstock, welcher das Quellengebiet der Sann einschließt, und dessen luftige, schwer zugängliche Felsspitzen noch zahlreichen Gemsen und dessen tiefe Schluchten noch den Bären zum Aufenthaltsorte dienen, bietet auch in geologischer Beziehung vielfache Abwechslung. Die Durchbrüche von vulkanischen und plutonischen Gesteinen, unter denen sich Diorite, Porphyre und Basalte befinden, besonders bei Leutschdorf, haben große Störungen in der Lagerung der sedimentären Gesteine veranlaßt und sind die Ursache der bedeutenden Erhebung der letzteren über die Meeresfläche. Den größten Theil der Sulzbacher Alpen setzen die Glieder der alpinen Steinkohlen- und Trias-Formation zusammen, und zwar die Gailthaler Schiefer und Kalksteine, die Werfner, die Guttensteiner und die Hallstädter Schichten. Nur die höchsten Kuppen lassen Dachsteinschichten (unteren Liaskalk) beobachten. Jüngere Formationen finden sich nicht vor. Die Auffindung von Bleiglanzstufen bei Leutschdorf und das Ausbeißen eines Eisensteinlagers bei Sulzbach beweisen, daß dieser Gebirgsstock auch nicht ohne Erzführung sey; doch lag derselbe bisher bergmännischen Untersuchungen noch zu ferne".

Noch erwähnte Herr Lipold einer merkwürdigen Naturerscheinung, nämlich einer periodischen Quelle, welche sich zwischen Leutschdorf und Sulzbach und zwar unmittelbar unter der sogenannten „Nadel" im Niveau des Sannflusses befindet. Ihr Erscheinen und Verschwinden wechselt in ungleichen Zeiträumen; doch erfolgt das Aufsteigen des Quellwassers schneller, als das Zurücktreten desselben, denn ersteres dauert 2—5 Minuten, letzteres 8—15 Minuten.

Schließlich bedauerte Herr Lipold, daß das Sulzbacher Thal, welches vielseitig mit Recht die „Steirische Schweiz" benannt wurde, und dem Freunde der großartigen Alpennatur und dem Naturforscher seltene Genüsse — dem Maler und Künstler eigenthümliche Landschaften, wie man sie kaum irgendwo in den Alpen findet, darzubieten im Stande ist, immer noch wenig von Fremden besucht wird. Herr Lipold bemerkte, daß eine Reise von der Eisenbahnstation Cilli nach Sulzbach leicht in einem Tage bewerkstelligt werden könne und mit keinen Beschwerden verbunden sey, und daß distinguirte Personen in Sulzbach selbst bei dem sehr gastfreien hochwürdigen Herrn Pfarrer eine Unterkunft finden, wie man sie bei ähnlichen Parthien in den Oesterreichischen Alpen wohl vielfach entbehren muß."

Der Bergknappe.

Kärntnerische Ballade.

„Lebe wohl! es ruft die Stunde
Mich hinab zum dunklen Schacht;
Einen Kuß von deinem Munde
Und dann fort. Recht gute Nacht!"

Stephan faßt sie in die Arme,
Anna gibt ihm einen Kuß,
Drückt ihn an ihr Herz, das warme,
Gibt ihm noch den Scheidegruß.

Als er ihrem Blick entschwunden,
Sinkt sie auf die Kniee hin,
Betet zu des Heilands Wunden,
Fleht mit kindlich frommem Sinn:

„Vater, wollest ihn bewahren
In dem schaurig dunklen Ort,
Woll'st ihn schirmen in Gefahren,
Woll'st ihm Helfer seyn und Hort!"

Weder Mühen noch Beschwerde,
Schrecken ihn — er kennt sie nicht;
Lebe wohl sagt er der Erde
Und ergreift das Grubenlicht.

Fährt hinab zur grausen Tiefe,
Seine Seel' empfiehlt er Gott.
Da ist's ihm, als ob es riefe:
„Diese Fahrt führt in den Tod!"

Doch ein Bergmann darf nicht zagen,
Muß auf Gottes Huld vertrau'n,
Täglich Leib und Leben wagen,
Und im Schooß der Erde bau'n.

Erze fördert er zu Tage:
Kupfer, Eisen, Silber, Gold,
Und erhält bei vieler Plage,
Karge Kost und wenig Sold.

Stephan nimmt den schweren Hammer
Und den Meisel schnell zur Hand;
Anna spinnt in ihrer Kammer,
Und dankt Gott, daß sie ihn fand —

Ihn, den guten braven Jungen,
Ihn, den kindlich frommen Sohn,
Der gelobt von allen Zungen
In sich trägt der Tugend Lohn.

Nur acht Tage noch und Beide
Sollten zum Altare geh'n.
Welche Lust, o welche Freude,
Sich als Bräutigam zu seh'n.

Schneller wurden seine Streiche,
Funken sprühet das Gestein;
Doch, daß es in Massen weiche,
Bohrt er eine Mine ein;

Füllt mit Pulver sie bis oben,
Daß die Wirkung kräftig sey.
Ja, mich wird der Meister loben,
Schaff' ich ihm so vieles Blei.

Und zum engen Pulverschlunde
Legt er jetzt die Lunte hin,
Wartet in des Stollens Grunde,
Ob auch reich sey der Gewinn.

Annen duldet's nicht im Zimmer,
Voll von Ahnung, sorgenschwer,
Denkt und wiederholt sie immer:
„Ach, wenn er daheim nur wär'!"

Nie noch war sie so beklommen,
Niemals noch so ängstlich bang.
„Ach, wann wird er wieder kommen?"
Seufzet sie: „er bleibt so lang!"

Da hört sie ein dumpfes Knallen
Und ein Rollen, Donnern gleich;
Ihre Spindel läßt sie fallen,
Zittert und wird todtenbleich.

„Gott im Himmel, hab' Erbarmen!
Höre deines Kindes Fleh'n,
Schütze mich und ihn, den Armen,
Sonst muß ich vor Schmerz vergehn." —

Eine Woche war vergangen,
Da stand Anna stumm und bleich,
Trüb das Auge, blaß die Wangen,
Einem Marmorbilde gleich.

Sinnend blickt sie nach dem Schachte,
Dann erhob sie ihre Hand,
Winkend, wie sie's damals machte,
Als er ihrem Aug' entschwand.

„Winkst du mir?" So spricht sie leise:
„Ja mein Lieb'! ich komme schon,
Führe mich auf meiner Reise
Hin zu Gottes Allmachtsthron."

Dann eilt sie, als hätt' sie Flügel,
Schnell zum stillen Friedhof hin,
Kniet an einem frischen Hügel,
Ach! ihr Stephan liegt darin.

An dem Abend, wo sie schieden,
In dem schaurig tiefen Schacht
Losch sein Lebenslicht hienieden,
Deckt' ihn dunkle Todesnacht.

Mit der Mine borst der Stollen,
Stürzte ein der ganze Schacht,
Balken brechen, Steine rollen;
Gräßlich war des Pulvers Macht.

Alle seine Mitgenossen
Graben emsig Tag und Nacht,
Schweiß- und Mitleidsthränen flossen,
Bis der Zugang frei gemacht.

Da lag Blei in reichen Massen,
Ja selbst Silber fehlte nicht;
Aber Stephan mußt' erblassen
In Erfüllung seiner Pflicht.

Unter Balken, Schutt und Steinen
Fand man Stephan starr und kalt;
Alle fingen an zu weinen,
Alle, Alle, Jung und Alt;

Denn er war ein treu's Gemüthe,
Ein gar kindlich frommes Blut,
Alt und Jung in jeder Hütte
War dem braven Stephan gut.

Diese schaudervolle Stunde,
Brach der armen Anna Herz,
Nicht ein Laut aus ihrem Munde,
Kalt schien sie, wie Stein und Erz.

Täglich pflückt sie eine Rose
In dem kleinen Gärtchen ab,
Und bedeckt mit feuchtem Moose
Ihres theuren Stephan's Grab.

Wachend scheint sie nur zu träumen,
Hebt das Auge himmelwärts,
Oben, in den lichten Räumen
Suchend Trost in ihrem Schmerz.

So ward einstens sie gefunden
Knieend an dem theuren Grab,
Fest den Arm um's Kreuz gewunden,
Das ihr Trost im Leiden gab.

Ihre Züge strahlten milde,
Fromm ihr Blick nach Oben sah,
Schauend himmlische Gefilde
Schien sie ihrem Schöpfer nah.

Frei von jedem ird'schen Triebe,
Fand sie ihrer Tugend Lohn
In der reinsten ew'gen Liebe,
An der ew'gen Liebe Thron.

An dem einfach niedern Grabe,
An dem Anna oft geweint,
Stehen noch als Liebesgabe
Zwei Cypressen fest vereint.

Frankfurt a. M. P. J. Frühauf.

Miszellen.

(Der gesammte Flächenraum der österreichischen Monarchie) umfaßt 12,121 geographische Quadrat-Meilen, welche 11,594 österr. Quadrat-Meilen gleichkommen. Von den 116 Millionen Joch entfallen auf den landwirthschaftlich benützten Boden 99 Millionen Joch, während 17 Millionen Joch die unproduktive Fläche bilden, zu welchen jedoch auch der von Straßen, Seen, Flüssen und Canälen bedeckte Boden gerechnet wird. Der Werth des produktiven Bodens ist annähernd auf 10,140 Millionen Gulden anzuschlagen; das Joch (zu 1600 Wiener Quadrat-Klafter) produktiven Bodens hat in runder Summe einen durchschnittlichen Werth von 100 Gulden. Der Rohertrag dieses produktiven Bodens beläuft sich jährlich im Durchschnitte auf 1,568,100,000 Gulden.

(Eisenbahnen in Oesterreich.) Mit Ende des Jahres 1859 werden sich in Oesterreich 543 Meilen Eisenbahnen im Betriebe befinden. Im Jahre 1838 waren 30 Meilen Eisenbahnen im Betriebe, es sind somit binnen 20 Jahren 513 Meilen zugewachsen. Das Anlage-Capital für diese Eisenbahnen beläuft sich auf circa 400 Millionen Gulden.

(Fremdwörter.) In der literarischen Gesellschaft zu Potsdam hielt am 21. Jänner d. J. Prof. Buttmann einen Vortrag über die Fremdwörter (Adoptivwörter) in der deutschen Sprache, dem die Zeitschrift „Bohemia" Folgendes entnimmt: „Fremdwörter sind alle die, welche nicht aus der Ursprache — mithin dem Indo-Germanischen — abgeleitet werden können, sondern aus gleichzeitigen oder untergegangenen Sprachen entlehnt wurden. Oft ist es jedoch nicht sogleich ersichtlich, ob ein Wort ursprünglich deutsch ist oder nicht, wie dies an den Wörtern Vater und Fieber gezeigt wurde. Das erstere stammt nicht her vom lateinischen pater, sondern mit diesem aus einer gemeinsamen indo-germanischen Wurzel, das andere aber ist von febris abzuleiten. Als Hauptgrund für die Entscheidung ist hier anzunehmen, daß alle Wörter, ohne die eine Sprache nicht leben könne, die auch erweislich nie anders geheißen haben, keine Fremdwörter sind, und dahin gehört Vater, Mutter, Salz, Maus ꝛc. Anders ist es mit Fieber, das hieß sonst briuno, von brennen, heito von heiß, althochd. hitza und ist darum ein Fremdwort; ebenso Fenster, wofür man sonst das Wort Windauge, Windöffnung (englisch noch jetzt window) hatte. — Zwei Hauptclassen seyen nun unter den Fremdwörtern im weiteren Sinne zu unterscheiden, solche, die entschieden entlehnt, aber vollständig germanisirt wurden: Fieber, Fenster, Almosen, Trichter (trajectorium). Diese sind Adoptivwörter zu nennen. Die anderen sind Fremdwörter im engeren Sinne, die ihr fremdes Gepräge trotz hinzugefügter Endung noch immer an sich tragen. Oft sind beiderlei Formen aus derselben Wurzel getrieben, so von probare prüfen und probiren, von feriä Feier und Ferien, von tapas Teppich und Tapeten, ähnlich hängen zusammen Teufel und diabolisch, Sarg und Sarkophag, Pfalz und Pallast. Die zweite Classe dieser Wörter ist nun allerdings oft über Gebühr vergrößert, aber keine Sprache kann sich ganz gegen das Ausland verschließen, denn keine sich vermessen, für alle Begriffe adäquate Ausdrücke zu besitzen. — Als kleinere Unterabtheilungen dieser Fremdwörter erscheinen noch weiter die durch Rückentlehnung gebildeten wie Bivuac. Merkwürdig ist dabei namentlich das Wort Infanterie (ursprünglich das echt deutsche Wort fend, der Fußgänger, davon zuerst in Italien i fanti, die Fußgänger, la fanteria das Fußvolk und hiervon in Spanien, wo die Prinzen (Infanten) häufig Anführer des Heeres waren, Infantoria, was dann die Franzosen und schließlich auch wir Deutsche, ohne an jene Entlehnung von uns zu denken, annahmen.) Wörter, die auf den christlichen Glauben und das Christenthum Bezug haben, sind sehr häufig aus dem Griechischen und Lateinischen hergeholt. Viele wurden vollständig germanisirt, z. B. Papst, Probst, Prediger, Pilger (peregrinus), Dom, Kanzel, Kreuz, Kirche, Pfingsten, Opfer (offerre), segnen (signare, das Zeichen des Kreuzes machen), Messe (nicht von missa est, wie allgemein zu finden, sondern von matutina, Morgenandacht — wie Vesper, Abendandacht, — daraus Mette und daraus in Süddeutschland und durch die Priester im Mittelalter missa). Echt deutsch sind Gott, Erlöser, Heiland, Sünde, Beichte (von bi-gihan, bekennen), Ostern von Osten, Auferstehung, Westen (von wisan, ruhen, niedergehen) Süden (von sundan, wo die Sonne steht), auch Norden ist deutsch; Engel und Teufel aber hatte das deutsche Volk nicht. — In Betreff der Thier- und Pflanzennamen ergibt sich, daß diejenigen Thiere und Pflanzen echt deutsche Benennungen haben, welche von je an deutsch waren, wogegen die von fremdem Ursprunge auch derartige Namen führen. So sind die Hausthiere zumeist deutsch benannt: Vieh, Ochse, Kuh (von kauen) Schwein und Sau (beide von Su-in), nicht deutsch aber sind die Namen Pferd (celtisch veredus), welches das deutsche Mähre, woher marschalk, Pferdknecht, marstal, Pferdstall, verdrängte; eben so Esel von asellus. Deutsch sind ferner genannt alle einheimischen Feld- und Waldthiere: Bär, Fuchs, Elster von Agalastra (darin gal — gellen auch in Nachtigall), Biene von bauen, ebenso Bieber. Nichtdeutsch sind Stieglitz (böh. stehlik,) Zeisig, Marder, Karpfen, Auster (oyster von ostrea). Fremden Ursprungs sind auch die Namen der ausländischen bei uns eingeführten Thiere: Löwe, Tiger, Elephant, Büffel; wogegen Affe echt deutsch ist. Bei den Pflanzen ist das Fremde überwiegend, da man, was die unscheinbaren und kleineren Gewächse betrifft, erst spät eine genauere Scheidung vornahm und hier oft die wissenschaftliche Namengebung bestimmend einwirkt, indem die Pflanzenkunde bei den alten Deutschen nicht allzusehr gepflegt wurde. Ganz deutsch sind die Namen der Bäume des Waldes: Eiche, Buche, Birke, Kiefer, Linde, Tanne (tann, der Wald), aus dem Lateinischen kommen nur die in Alleen angepflanzten Ahorn (deutsch Maßholder), Ulme, Pappel, Kastanie. — Deutsch sind ferner die niederen Sträucher, fremden Ursprunges dagegen für sämmtliche Obstbäume auch die Ausdrücke: oculiren, impfen (imponere) und pfropfen (propago). Die Obstzucht begann in Deutschland erst zu Carl des Großen Zeiten, nur der Apfel, apal, Rundfrucht bedeutend, ist deutsch, dagegen Birne, Pflaume, Kirsche, Maulbeere (morus, davon Mor- und daraus Maulbeere) fremd. Die Staudengewächse und Nutzpflanzen, z. B. Gräser, die Blumen und Ziersträucher, auch die Wald-, Feld- und Wiesenpflanzen erlitten durch allmälige Cultur große Revolutionen und bei ihnen gewannen dadurch neben der Unsicherheit der deutschen Benennungen die fremden immer mehr Raum."

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 6. Sonnabend, den 12. März. 1859.

Frühlingsgruß.

1859.

Frühlingsregen,
Lauer Segen
Aus der Wolke niederwallt;
Lerchentriller
Laut und stiller
Ueber Flur und Triften schallt.
Heerdenglocken,
Wie sie locken
Zu der Schwaigerin Gesang!
Wälder brausen,
Stürme sausen
Uebers Thal im Frühlingsdrang.

Auf den Wogen
Kommt geflogen
Tanzend Nachen groß und klein;
Ruder blitzen,
Drinnen sitzen
Frohe Menschen im Verein.
Und sie schiffen
An den Riffen
Leicht dahin, die Flagge weht;
Echo oben
Zu erproben,
Ob's wie vor noch Rede steht.

Ueberm Gipfel
Stiehlt ein Zipfel
Blauen Himmels sich hervor;
Strahlengarben,
Sieben Farben,
Bauen auf ein Frühlingsthor.
Doch der Schimmer
Dauert nimmer,
Bald verfinstert sich die Pracht;
Wie die Kleine,
Die ich meine,
Zehnmal weint und zehnmal lacht!

Stolze, schöne
Landessöhne
Zieh'n dahin mit blanker Wehr;
In den feuchten
Blicken leuchten
Vaterland und Kampfbegehr.
Trommeln rollen;
Vor dem vollen
Männerschritt erdröhnt der Platz:
Doch mit süßen
Aeuglein grüßen
Sieht man manchen lieben Schatz.

Holden Frieden,
Uns beschieden,
Treu zu wahren zieht ihr aus!
Sollt ein frecher
Friedensbrecher
Wagen sich in unser Haus!
Euer Eisen
Wird ihm's weisen,
Daß, Gewalt! dein Reich vorbei:
Hell auflodernd,
Siege fodernd,
Wach der Geist von Alpern sey!

Der vor tausend
Schlünden brausend
Oest'reich's Siegspanier enthüllt;
Bis im Kampfe,
Pulverdampfe,
Sich ein Strafgericht erfüllt!
O dann kehren
Reich an Ehren
Uns der Bruder und der Sohn;
Ihrer Degen
Lorbeern legen
Nieder sie am Kaiserthron!

Am Traunsee, im März.

Friedrich Marx.

Das Wolfsberger-Schloß.

(Das alte Schloß.)

Ohne daß wir im voraus dem Gegenstande unserer Wahl das Wort reden und dem Leser den nachherigen Genuß durch Anpreisung desselben verkleinern, kehren wir unsere Aufmerksamkeit zuerst dessen Vergangenheit zu.

Die Geschichte des Schlosses Wolfsberg, sein Ursprung ist urkundlich wenig bestimmt; sein Name jedoch deutet dahin, daß das Schloß am Berge, an dem Wölfe hausten,

früher stand, als der Ort, die Stadt am Fuße desselben. Die Grafschaften Wolfsberg und Villach kamen Anfangs des eilften Jahrhundertes durch Schenkung Kaiser Heinrich's des Heiligen und seiner gesinnungsgleichen Gemahlin Kunigund an das von ihnen gestiftete Hochstift Bamberg. Wir erzählen etwas Bekanntes, ohne jedoch für Wolfsberg etwas Weiteres und Bestimmteres zu haben, so gering ist das darüber aus Bambergs Archiven auf uns Gekommene, und selbst aus den nachfolgenden Jahrhunderten sind es wohl nur einzelne Urkunden, die von Wolfsberg, den dortigen Pfarrherren, Castellanen oder sonstigen Angesessenen melden; aber das Schloß selbst bleibt in Frieden bis auf die Zeit des Jahres 1424, wo Graf Hermann von Cilli es vergeblich belagerte. (Handbuch der Geschichte Kärntens, 2. Abth. 1. Band, Seite 133 und 134.)

Das Schloß Wolfsberg, die Krone der unterkärntnerischen Besitzungen des Hochstiftes, der Sitz seiner Viedome mochte an Umfang, Festigkeit und Stärke mit dem nachbarlichen Griffen, als ebenfalls desselben Eigenthum, wetteifern, ja billig es übertreffen; doch während wir von jener aus den Zeiten Meinhard's von Tirol berühmten, und für uneinnehmbar gehaltenen Veste noch Trümmer sehen, die laut dafür sprechen, wurde uns von dem eigentlich mittelalterlichen Schlosse Wolfsberg, man möchte sagen, nichts erhalten, wenn wir anders nicht die beiden gewaltigen Eck- und Rundthürme wenigstens in ihrer Grundlage als Reste davon ansehen. Es liegen uns die Pläne des noch vor anderthalb Jahrzehenten gestandenen Schlosses sammt den Façaden und Profilen vor; aber wir gewahren keines derlei Bautheiles. Es scheint sohin, daß Bamberg, wie die Inschriften theilweise es besagen, dieses sein Hauptschloß, welches in der Zeit der gewaltigen Türkeneinfälle unter Suleiman, wo es nicht mehr, wie ein Jahrhundert früher, um blose Abhaltung von Streifhorden, sondern Geschütz und Minen galt, die Wiens Mauern erschüttert hatten, diesen gewachsen, befestigen und sonach neu herstellen wollte. Jene noch im Neubaue an Ort und Stelle angebrachten großartigen, marmornen Wappenbilder und Inschriften bestätigen diesen Ueberbau, indem sie vom Jahre 1532 bis 1597 die verschiedenen Perioden des Umbaues bezeichnen. Eine lange Zeit, aber auch ungemein viel Mühe und Geld mag darauf gegangen seyn, um so etwas Umfassendes und Festes zu schaffen.

Das alte Schloß — wir reden von der Periode von 1600 bis 1846 — beschrieb ein unregelmäßiges Dreieck, dessen Angelpunkt der gegen Südwesten der Stadt zu gelegene, noch bestehende Thurm, dessen eines Ende der gleichfalls noch vorhandene Rundthurm gegen Südost, und das andere das neuestens niedergerissene, viereckige thurmartige Gebäude gegen Nordost war, welches man laut vorliegendem Grundriß zu Arresten benutzte. Jener erste Rundthurm trug und trägt die Inschrift und das Wappen des Vicedoms Georg Ritter von Streitberg. Rechts von ihm führte der Fahrweg in das Schloß hinauf. Ober dessen Eingang in dasselbe befand sich ein Denkstein vom Jahre 1542, womit angedeutet wurde, Wigand, Bischof von Bamberg, habe damals den Bau vollenden lassen. Im Thorgange selbst stand auf einem Steine: „Weigand, Bischof von Bamberg, Georg von Kindtsperg, Vicedom 1553.“ An dem thurmartigen Gebäude gegen Nordost befand sich die Jahreszahl 1561, und an dem gegen Osten steht die von 1565. Im Hofe ob dem Stall besagt eine Inschrift, daß unter den Bischöfen Johann Georg und Martin, der Vicedom Freiherr von Hofmann das Einsturz drohende Gebäude in den Jahren 1580 und 1581 herstellte. Die Westseite wurde gemäß noch vorhandener Inschrift im Jahre 1596 unter dem Bischof Neidhart und dem Vicedom Georg von Stadion vom Grunde aus erbauet. Diese Seite des Schlosses ist sohin die neueste, und wie wir aus dem Grundrisse sehen, auch die schwächste, während die Südseite uns im östlichen Thurme und seinem Anbau erdgeschoßig die fortliche Mauerdicke von 18 Schuh zeigt, und auch die fortlaufende Hauptwand, so wie der südwestliche Thurm eine derlei von 10 Schuhen, mitunter auch darüber. Von diesem Thurme bis zum Vorsprunge oder der Nase der Südfront wurde nachhin, Zeuge des Grundrisses, eine Wohnung für den Oberamtmann mit einem Stockwerke und drei Zimmern angebaut, deren schiefe und getheilte Dachstellung sich nicht sonderlich gut ausnehmen mußte. Der Hof selbst enthielt einen Brunnen und stieg bis 18 Schuhe aufwärts gegen jenes viereckige, thurmartige, in der Richtung nach Nordost auf einen Felsen gelegene Gebäude an. In der Kapelle, unferne welcher die Jahreszahl 1620 angebracht war, befand sich der Thurm mit der Uhr und drei Glocken, und in derselben ein Altar, der laut Inschrift den 17. November 1597 vom Bischof Georg von Lavant consekrirt worden war. Das alte Altarbild: die h. Kunigund schmückt dermalen auch die neue Kapelle.

Bis zum Jahre 1759, wo bekanntlich die kärntnerischen Herrschaften Bamberg's an Oesterreich verkauft wurden, war dieses Schloß, welches ob seiner Lage, auf einem 200 Schuh über das Bett der Lavant ansteigenden, größtentheils sehr steilen Hügel, welchen auf der Nordostseite ein tiefer, breiter überbrückter Graben von der sich herabsenkenden Berglehne trennte, einen sichern Aufenthalt gewährte, die Residenz der Vicedome; von da an der Sitz des kais. Oberamtmannes mit Kanzleien und Personale. Daß diese Herrschaft an die Herren von Rosthorn und von ihnen an eine Kompagnie, deren Mitglieder sie auch selbst waren, überging, ist ein bekanntes Ereigniß der neuesten Zeit, welche mit dem Ankauf des Grafen Henkel von Donnersmark abschließt.

Baugeschichte des gegenwärtigen Schlosses.

Der dermalige Besitzer der ehemaligen Herrschaften Wolfsberg, Hartneidstein, St. Leonhard, Waldenstein sammt den dazu gehörigen Bergwerken, Herr Graf Hugo Henkel von Donnersmark, ein Name, der aus dem Befreiungskriege, wo sein Oheim als einer der vorzüglichsten Reiteranführer sich unsterbliche Lorbeern errang, anregend und erhebend herüber klingt, und seine Frau Gemahlin, Laura, geborne Gräfin von Hardenberg (gestorben zu Wolfsberg den 24. Dezember 1857) faßten noch im Jahre 1846, gleich nach dem Ankaufe, den Entschluß, das alte Schloß Wolfsberg, welches durch seine herrliche Lage im paradiesischen Lavantthale, durch seine Fernsicht — über die den mannigfaltigsten Wechsel bietende Thalfläche, bekränzt von einem schönbebauten Mittelgebirge, den beiden Alpen, der Chor- und Saualpe, bis hinab zu den Felsenwänden der Caravankas und des die steierische Grenze bemarkenden Ursulaberges — imponirt und erfreuet, zu einem Sitze zu umstalten, welcher der Würde, dem Reichthume und dem Geschmacke der Besitzer entsprechen, und dem Thale — ja dem Lande — zur bleibenden Zierde gereichen, Eleganz, Bequemlichkeit und Großartigkeit in sich vereinigen sollte. Es wurden daher sogleich Bauten am Fuße des Schloßberges angefangen, in welchen im Frühjahre 1847 die Kanzleien und Arreste Platz nehmen konnten, damit das Schloß geräumt wurde.

Bereits im Herbste 1846 erhielten die Architekten, Johann Romaro und August Schwendenwein in Wien, den Auftrag, über die Restaurirung des Schlosses Pläne anzufertigen, und es wurde im Oktober 1846 mit der Aufnahme des alten Schlosses begonnen, im Winter am Entwurfe fortgearbeitet, zu welchem nachstehendes Programm maßgebend seyn sollte:

1. Statt der sehr steilen Fahrstraße sollte ein bequemer breiter Weg die Zufuhr ermöglichen.

2. Auf dem südlichen Flügel, welcher nur großentheils eine Etage hatte, noch eine zweite aufgebauet werden, so daß die untere zur Wohnung für die Frau Gräfin, die obere für den Herrn Grafen zu dienen hätte.

3. Die gegen Norden stehenden Gebäude seyen zu demoliren und hier ein Gebäude aufzuführen, welches nebst den Küchenlokalitäten, auch noch sämmtliche Räume für die Domestiken enthielte.

4. Der westliche Trakt, welcher bereits zwei Etagen hoch war, sey zu adaptiren und auszubauen, um im untersten Raume einen ausgedehnten Pferdestall, und in dem oberen die Wohnungen der jungen Herrschaft und der Gäste unterzubringen.

5. Der 19 Klafter in die Länge messende unebene, und bis zu 18 Schuh aufsteigende Hof sey zu ebnen.

6. Die übrigen Ungleichheiten im Gebäude und dessen Unbequemlichkeiten, durch Gleichmachung der Fußböden und Zimmerdecken zu reguliren; Stiegen an passenden Orten bequem, nach Erforderniß mit Eleganz anzulegen u. s. f.

Bei der Lösung des Entwurfes, mit dem der Gehilfe der Architekten, Anton Bierbaumer, später Baumeister des Schlosses, beschäftigt war, war eine der größten Schwierigkeiten, die neue Straße anzulegen, zumal da dieselbe an der Südseite, wo die alte Auffahrt bestand, als unausführbar sich darstellte. Es mußte daher eine andere Richtung gegen Norden gewählt werden, wo sie an der Berglehne, schneckenförmig gezogen, eine mäßige Steigung erhielt. Ihre Ausführung übernahm der gräfliche Forstmeister, Herr Viktor von Scheuchenstuel, der sie auch in den dermaligen trefflichen Stand setzte.

Um die Einfahrt in das Schloß selbst von der Nordseite zu ermöglichen oder doch zu erleichtern, gab es kein anderes Mittel, als das gegenüber liegende thurmähnliche, aus 10—12 Fuß dicken Mauern bestehende Gebäude zu demoliren, vorerst eine tüchtige Brücke über den Graben zu erbauen, um das davon, so wie von der Ebnung des als Unterlage dieses Gebäudes dienenden Felsens entnommene Materiale wegzufördern. Zum Absprengen des 3 Klafter hohen Felsens wurden allein 21 Zentner Pulver verwendet.

Nun wurde, gemäß dem angegebenen Programm, der entsprechende Bauplan in Angriff genommen, wo sich die Schwierigkeit bei der Ungleichheit der innern Räume und der Unregelmäßigkeit ihrer Anlage herausstellte. Um jedoch nicht eine gänzliche Demolirung vornehmen zu dürfen, und die für ein Bergschloß mehr zusagende und malerische antike Form beizubehalten, wurde beschlossen, für die Façade den englischen sogenannten Tudor- oder Elisabethenstyl in Anwendung zu bringen.

Nachdem nun im Jänner 1847 der Bauplan hiernach entworfen war, wurde gemäß verfaßtem Ueberschlag, wornach sich die Baukosten, ohne der innern Einrichtung, auf 175,000 fl. beliefen, im Februar mit der Arbeit begonnen, und die gänzliche Vollendung auf drei Jahre, also bis 1850 festgesetzt.

Den Anfang machte die Abtragung des mehr besprochenen nördlichen Gebäudes, die Sprengung des Felsens, worauf mit der Aufführung des dorthin kommenden neuen Gebäudes, der Hauptstiege, der Einfahrt *rc.* begonnen wurde. Mit aller nur möglichen Kraft wurde gearbeitet, so daß am 8. September 1847 (dem Geburtstage der Frau Gräfin) dieser Theil sammt dem 21 Klafter hohen Fahnenthurm im Rohbau fertig stand, und an diesem Tage in diesem Thurme feierlichst der Grundstein gelegt werden konnte. Um diese Zeit übernahm Anton Bierbaumer, welcher bis dahin in Wien mit dem Baue des Fürst Metternich'schen Palais beschäftigt war, die Leitung dieses Baues.

Schon bei der Demolirung des alten Gebäudes mußte eine Aenderung in dem Bauplane stattfinden, nämlich, da für die ungeheure Masse Schutt kein Platz vorhanden war, gab man die für den Graben beantragte Brücke auf, welche freilich der Einfahrt eine mehrere antike Gestalt gegeben hätte, und füllte denselben mit jenem unnützen Materiale aus, wodurch ein freier Platz und eine ununterbrochene Communikation mit dem Garten ermöglicht wurde.

Im Jahre 1848 sollte dieser Neubau zu Stande gebracht, die südliche Seite im Rohbau hergestellt, und 1849 dieselbe gänzlich vollendet, mit der Westseite, an der weniger zu thun bestimmt war, angefangen und abgeschlossen werden, so daß im Jahre 1850 die innere Einrichtung möglich gewesen wäre. Allein die Stürme von 1848 wirkten wie allenthalben auch auf den Schloßbau störend ein, und es wurde in diesem Jahre blos der Neubau vollendet, ohne die Südseite zu beginnen. Das Jahr 1849 war nicht besser, und es mußte ein gänzlicher Stillstand beim Bau eintreten. Im Jahre 1850 wurde das Glashaus mit 20 Klaftern Länge, 6 Klaftern Breite und 5 Klaftern Höhe aus Stein und Holz im Monat Juni begonnen und am 8. September desselben Jahres mit einem Kostenaufwand von 22,000 fl. vollendet. Die Pläne hiezu sind vom Architekten Anton Bierbaumer entworfen und auch von ihm ausgeführt. Zugleich wurde von der Herrschaft bestimmt, den Schloßbau mit Anfang 1851 kräftigst wieder zu beginnen und mit dem Jahre 1853 zu vollenden.

Während des Stillstandes von 1848—1850 war man aber in so ferne thätig, daß die hochselige Frau Gräfin auf eine andere zweckmäßigere Lösung des Entwurfes, wobei sie ein eigener glücklicher Baugeist leitete, sowohl im Innern als auch im Aeußern hinwirkte, und ihre Ideen dazu angab. Architekt Bierbaumer, dem nun die Leitung des Ganzen, somit auch die innere Dekoration übertragen war, bekam den Auftrag, neue Pläne, und zwar mit Rücksicht noch anderer aufzuführenden Gebäude zu entwerfen, wobei die Frau Gräfin eine ungemeine Thätigkeit und Erfindungsgabe entwickelte, deren Resultate jeden Beschauer in Staunen setzen.

Der neue Plan hatte die Aufgabe, erstens: jede Etage im Fußboden-Niveau gleich hoch durchzuführen, was nach dem früheren, vom Architekten Romano verfaßten Entwurfe nicht der Fall war; zweitens: die Prachtetage der Frau Gräfin von 12 auf 15 Fuß zu erhöhen und Aenderungen in den Zimmeranlagen zu mehrerer Bequemlichkeit durchzuführen. Die inneren Mauern wurden daher meistens herausgebrochen, ein ganz anderer Grundriß kam zum Vorschein, welcher natürlich auch auf die Façade zurückwirkte, bei welchem man den Tudor-Styl standhaft beibehalten mußte. Wie bestimmt, wurde mit 1851 der Bau wieder begonnen und mit solcher Energie fortgeführt, daß mit Ende Oktober 1853 die hohen Herrschaften das Schloß beziehen konnten, bis zu welcher Zeit die Bau- und Einrichtungskosten sich auf

*

800,000 fl. belaufen hatten, während noch einige Salons nicht ganz vollendet waren. Wie dieses der Fall seyn konnte, dazu diene die nachfolgende

Beschreibung des Neubaues.

Das gegenwärtige Schloß zu Wolfsberg, welches, als im Tudor-Style hergestellt, dem Auge keine Dacheserhöhung darbietet, sondern Zinnen-bekränzt, und an den Mauerecken der Dachzinne mit kleinen achteckigen Thürmchen verziert, in die Luft emporragt, ist durch Großartigkeit des Baues und durch seine Ausschmückung das erste Schloß des Landes, ja sicher auch in weiter Umgebung.

Wir erinnern uns nur an das Schloß Aniff bei Salzburg, Eigenthum des ungemein reichen Grafen von Arko, welches, was Bauart und Umgebung betrifft, mit Wolfsberg in die Schranken treten kann. Es ist ganz im Tudor-Style gebaut, mit Thürmen, Gallerien und Zinnen, hat aber den Vortheil der Lage, daß es in einem kleinen See sich spiegelt und von herrlichen Bäumen umgeben ist, und so an jene viel bewunderten, ein wahrhaft ländliches Gepräge tragenden Sitze der englischen Aristokratie mahnt.

Wolfsberg als Bergschloß genießt diese Vortheile nicht; im Gegentheile verliert es von ferne gesehen, wo die Mauerzinnen dem Blicke entgehen, von diesem seinen eigenthümlichen Schmucke, während es jedoch durch eben diese Lage die unbeschreiblich großartige Fernsicht gewinnt. Von keiner Seite nimmt sich das Schloß als landschaftliches Bild so schön aus, als wenn man von St. Gertraud längs dem Walde bei dem Offner'schen Hammer den Gehweg gegen Süden beschreitet, und demselben so nahe kommt, daß die Thürme und Zinnen sich in den Himmelsraum theilen, der Burgberg von einer Seite, Kirchbichl von der andern, in der Mitte die Stadt die Staffage bilden, und im Hintergrund die Petze, die krainer'schen und steirischen Grenzgebirge im graulich blauen Dunstkreise sich verlieren.

Will man aber vom Schlosse und seiner Architektur die imposanteste, wahrhaft bezaubernde Ansicht genießen, so begebe man die gegen Süden gerade gegenüber liegende Höhe ober dem Amtshause, und sieh' da, die beiden kolossalen runden Eckthürme und die ganze Südfront mit dem Wechsel, welchen der Vorsprung in der Mitte, die Facade der Kapelle mit der Marienstatue und die verbindenden Stockwerke in das massive, aber dadurch harmonisch gegliedert werdende Bauwerk bringt, sammt der mächtigen Unterlage der Bastionen von Quadern, dem großartigen aber zierlichen Glashause, steht vor dem schwelgenden Auge da. Der Eindruck, den dieser in seiner Art einzige Anblick — wir reden von unseren Ländern — auf den Beschauer macht, wird durch den Besuch des Innern nicht verlöscht, vielmehr erhöht.

Kommt man den um den Burgberg und seine terrassirten Anlage geschlungenen Fahrweg, vorüber der auf dem nördlich liegenden Plateau neuerbauten Reitschule und wandelnd in einer englisch gehaltenen Parkanlage, welche von einem Haine, dessen junge Bäume von fremden Landen, selbst von Amerika, hieher verpflanzt wurden und eine herrliche Parthie in Aussicht stellen, besäumt wird, auf die im Niveau des Schlosses liegende Höhe, so stellt sich dem Besucher das in der Mitte 11 Fuß breite und 21 Fuß hohe in gothischer Form überwölbte Eingangsthor mit einem Fallgitter, darüber die von der Frau Gräfin aus Egypten mitgebrachte Hülle eines Krokodills, rechts der 21 Klafter hohe Wartthurm, auf dem noch ein kleinerer mit der Fahne emporsteigt, links der alte runde kolossale Ost-Thurm denselben dar. Jetzt, wo die durch die letzten Jahre der an einer unheilbaren Krankheit leidenden Frau Gräfin gebührenden Rücksichten nicht mehr obwalten, hat der humane und liberale Herr Graf, während seiner oftmaligen Abwesenheit, seinem ebenso gesinnten hochachtbaren Direktor Herrn Schrikell bevollmächtigt, gebildeten Personen, die sich bei ihm darum verwenden, den Eintritt in das Schloß wie in die Gartenanlagen zu gestatten, in welchem erstern der Herr Sekretär mit dem Ansuchen um Oeffnung der Räume mit der ihm eigenen Höflichkeit, wenn anders möglich, entspricht.

Betritt man, auf solche Art vorbereitet und befähigt, die Einfahrt, welche mit einem Sterngewölbe überspannt ist, so hat man links in der Mitte die 12 Fuß breite, aus ganz weißem Kalkstein ausgeführte Haupttreppe, welche blos mit 20 Stufen in die Prachtetage des ersten Stockes führt.

Der Hof, durch seine sonderbare Form eines unregelmäßigen Dreieckes auffallend, hat nun in gerader Linie eine Länge von 19 Klaftern und zur größten Breite 12 Klafter im Maße, mit beinahe ganz horizontalem Terrain, sein befandet, und so räumlich, daß man mit 4 Pferden bequem im Trabbe umlenken kann. Die Hauptmauern des südlichen und westlichen Flügels sind sämmtlich die alten, und blos durch Anbauten von Treppen, und den Wintergarten in der Form geändert worden. Die alte Giebelbedachung verschwand gänzlich und hat einer neuen abfallenden, wie sie der Tudor-Styl fordert, mit Zinkblech Platz gemacht.

Ueber die Haupttreppe angelangt, befindet man sich in einer Vorhalle mit Sterngewölb, um weiter einen Wintergarten zu betreten, welcher 15 Klafter lang, 2½ Klafter breit, mit den seltensten Pflanzen und Blumen angefüllt, gleichsam das Entré zu den Prachträumen der Wohnung der Frau Gräfin bildet. Von diesem Wintergarten gelangt man in den Speisesaal von 47 Fuß Länge und 21 Fuß Breite. Die vier Wände sind in gelbem Stuckmarmor, der Plafond in sternartig geformten Stückgesimsen, mit seltenem Aufwand von Kunst und Schönheit, ausgeführt. Acht und vierzig Sessel von rothem Sammt, die Lehnen derselben mit den Wappen des gräflichen Stammes in Perlen, von der Hand der Frau Gräfin gefertigt, geziert, umgeben den ebenso in Stoff und Form ausgezeichneten und zum Ausziehen vorgerichteten Speisetisch. Neben dem Speisesaal ist ein Raum, welcher beide Etagen hinaufreicht, früher eine Burgkapelle war, und nun als Festsaal zu prunken bestimmt, jedoch einzig noch nicht vollendet ist.

Sowohl vom Wintergarten, als vom Speisesaal betritt man den Empfangs- oder Vorsaal. Groß und symetrisch, die Felder in Nußbaumholz mit Quadraten von rothseidenen Tapeten dazwischen, der Plafond reich im Stuckgesimse ausgeführt, bildet er gleichsam den Vorgeschmack der folgenden herrlichen Lokalitäten.

Von diesem Vorsaal, über einen Corridor, tritt man in einen Salon, welcher an der Südseite einen Vorsprung bildet. Die Wände desselben sind ganz mit Seide von gelber Farbe überspannt, und mit breiten Goldleisten eingefaßt; der Plafond reich mit Stuckverzierungen in Weiß und Gold ausgeführt. Die Meubles sind mit dem, jenem der Tapeten gleichen Stoffe überzogen, die weißen Holzgestelle mit Gold verziert. Der Camin ist aus Marmor kunstreich gemeiselt, so die Tischplatten; große Spiegel und geschliffene Fensterscheiben, broncene Lustre und Armleuchter, prachtvolle Uhren, und derlei Caminrequisiten — kurz alles stimmt überein, um durch Geschmack, Harmonie und Eleganz diesen Salon zu einem Prachtgemache zu erheben, während er durch seine vor-

geschobene Lage die herrliche Aussicht in das weite Thal und seine Umgebungen und Fernen im vollen Maße genießen läßt.

Mit diesem Salon steht ein zweiter noch größerer Salon in Verbindung, dessen Wände mit rothem Seidenstoff überzogen, die reichen Stuckverzierungen des Plafonds in Weiß und Gold ausgeführt, die Meubles mit dem Stoffe der Tapeten ausgestattet, übrigens ganz vergoldet sind. Spiegel von großen Dimensionen, Porcellanvasen, Bronce-Geräthschaften und sonstige Verzierungen schmücken diesen Saal und stellen ihn wetteifernd dem früheren an die Seite.

Neben diesem Saale gegen den Hof liegt das Schlafzimmer der Frau Gräfin, mit einem eigenen Zugange. Die Wände sind in blauer Farbe mit Seidenstoff überspannt, der Plafond blaßweiß mit Stuck verziert; sämmtliche Meubles aus grauem amerikanischem Ahornholz mit Silberstäben und Verzierungen geschmückt, sonst blau überzogen. Seit dem Tode der Gräfin ist dieses Gemach verschlossen. Links an dieses Gemach gegen den Hof befindet sich das Toilette- und Badezimmer, welche beide zeltartig im orientalischen Geschmacke mit Seidenstoff bespannt sind. Die Badewannen sind aus Porcellan, vertieft in den Fußboden, und die Meubles aus weißem Ahornholz bilden die Einrichtung.

Vom rothen Salon in gleicher Richtung gelangt man in die Bibliothek der Frau Gräfin. Diese ist ganz im politirten Eichenholz, die Schränke bis an den Plafond reichend, ebenso derselbe, reich geschnitzt. Die an Zahl reiche Bibliothek besitzt prachtvolle Einbände.

An dieselbe stößt ein Cabinet, klein zwar an Raum, aber um so prachtvoller an der Ausstattung; es dient als Schreibzimmer. Die Wände sind in Seidenstoff, weiß der Grund, mit gestickten farbigen Blumen darauf, ebenso sind auch die Meubles überzogen; der Plafond zierlich leicht, mit Stuckverzierungen, weiß und Gold, durchgeführt. Die Einrichtung aus Nußbaum- und Rosenholz, reich mit Bronce verziert, so wie die andern Schmuckgegenstände aus feinstem Porcellan, so daß Pracht und Seltenheit auf das Höchste gesteigert ist. In einer Ecke des Cabinetes befindet sich eine Nische, 9 Fuß breit und 6 Fuß tief, durch eine Gardine geschlossen, die Rückwand bildet ein Spiegel, welcher beweglich, eine Thür öffnet und den Austritt in einen Vorsaal verschafft, aus dem man in den westlichen Flügel in die Familienwohnung, als auch über eine Treppe in den zweiten Stock, ferner in den Hof, Garten und in den südlichen Thurmsalon gelangen kann, welcher auf der südlichsten Spitze des Dreieckes, welches die Grundform bildet, liegt.

Dieser Thurmsalon, im Jahre 1854 vollendet, ist zum Gesellschaftslokale für die gräfliche Familie und der anwesenden Gäste bestimmt, und ist daher zweckmäßig in architektonischer Hinsicht und in Bezug auf künstlerische Ausstattung der Glanzpunkt der Räume. Seine Grundform bildet eine Ellipse, reicht durch zwei Etagen, ist oben mit einer Kuppel überwölbt, hat zur langen Achse 35 Fuß, zur kürzeren 29 Fuß, und am höchsten Punkt der Kuppel 35 Fuß Höhe. Große, 6 Fuß breite, 14 Fuß hohe, Fenster mit großen Gläsern erleuchten diesen Saal; die Wände sind unten mit einem Nußbaumholz-Boisstree (Täfelwerk) versehen, von da bis zum Anfang der Kuppel mit blauem Stuck-Marmor in Felder getheilt, so daß das Fries, der Marmor, die Felder mit Gesimsen eingefaßt, eine Zeichnung bilden. Diese Felder sind nach der ganzen Höhe mit Halb-Relief-Verzierungen ausgefüllt, so daß sie sowohl unten als oben stark vorstehend, aufgelegt sind. In der Mittelhöhe der Felder ist ein Medaillon mit ebenfalls starken Verzierungen umgeben, in welchem sich Köpfe, verschiedene Charaktere vorstellend, befinden. Ein sehr reich gegliedertes Gesims mit Verzierungen schließt die Wand ab, und darüber fängt die Kuppel an. Diese mit drei Reihen großen, tiefeingeschnittenen Cassettonen (viereckige Deckengewölbe), welche alle nach verschiedenen Zeichnungen mit Stuckverzierungen ausgefüllt sind, macht einen überraschenden Eindruck. Die breiten Rippen zwischen den Cassettonen laufen der Mitte zu, wo eine große Rosette alle in sich aufnimmt. Die Einrichtung, reich und elegant in Ausstattung und Stoff, die prachtvollen Vasen und Figuren aus kostbaren Steingattungen vollenden das Bild des Großartigen und Schönen, so wie ein mächtiger Tubus von dem vorspringenden Fensterraume gegen Südwest die Beschauung jedes noch so fernen Gegenstandes des herrlichen Landschaftbildes ermöglicht.

Wir bemerken schließlich in Bezug auf die Einrichtung des Schlosses nur so viel, daß für die Stoffe und Meubles, so die Herrschaft allein von Paris bezog, über 3000 fl. blos an Zoll zu bezahlen kam, wornach der Werth derselben sich auf wenigstens 60,000 fl. berechnet.

Der westliche Flügel ist als Wohnung der jüngern Herrschaft immerhin sehr bequem und schön, wenn auch einfacher an Dekoration und Meublirung ausgestattet.

Die zweite Etage, zu welcher man auf vier Treppen an verschiedenen Seiten gelangen kann, enthält an der Südseite die Wohnung des Herrn Grafen, mit der ganz gleichen Eintheilung der Räume, wie im ersten Stocke, doch verschiedener Widmung und Ausstattung. Von der Westseite her beschritten, bietet sich ein Vorsaal, mit Bildern englischer Parforcejagden und Reitkünste ausgestattet, dann folgt das Empfangs-, das Schreibezimmer, dann das Schlafzimmer des Herrn Grafen, der Rauchsalon, die Bibliothek und das Gewehrzimmer, welches an allen seinen Wänden mit Jagdgewehren verschiedener Gattung, Scheiben-, Birsch- und anderen dergleichen Stutzen und Schießwaffen vorzüglicher Arbeit ausgestattet ist, deren Werth nur der Kenner im verdienten Maße zu schätzen im Stande ist.

Die Draperie, die Einrichtung und Dekorirung dieser Räume, wenn auch nicht so reich und zierlich, wie jene des ersten Stockwerkes, entspricht immerhin durch Solidität, Kostbarkeit, Harmonie, Bequemlichkeit dem Geschmacke und der Persönlichkeit des Besitzers.

Der nordöstlich gelegene runde Thurm enthält im zweiten Stocke den sogenannten Jagdsalon, und dürfte seines Gleichen kaum irgendwo haben. Ein runder Raum, mit gerader Decke, in der Mitte durch ein Oberlicht von 12 Fuß Durchmesser besser erleuchtet, hat 36 Fuß im Durchmesser, und 27 Fuß Höhe. Die Fenster bilden, vermög der Dicke der Mauern, ganze Cabinete, die Wände sind auf 9 Fuß hoch in Eichenholz verkleidet, der übrige Theil mit Gesimsen und Verzierungen, zwischen welchen verschiedene Thierköpfe von Wildschweinen, Gemsen, Hirschen, Rehen, Füchsen in der Naturfarbe, mit allen Beigaben von Geweihen, Krückeln, Zähnen ꝛc. ausgestattet, eingesetzt sind. Es ist eine in mehreren Reihen übereinander umlaufende Wildgallerie, deren Bestandtheile zu zählen man vergeblich versuchen würde. Die Felder mit Hirschköpfen sind mit Geweihen geziert, die alle in hiesigen Jagden dem erlegten Wilde abgenommen wurden. Der Plafond mit Cassettonen ist reich mit Stuckverzierungen geschmückt. Die Meubles aus Eichenholz sind im mittelalterlichen Style gearbeitet; Sessel mit hohen Lehnen umgeben die Tafelrunde. An den Wänden laufen derlei gepolsterte Sitzbänke herum. Der in der Mitte herabhängende Lustre ist ein wahres Monstrum seiner Art, doch

dem großartigen Raume angemessen. Er hat 11 Fuß im Durchmesser, besteht aus lauter Geweihen mit Nadelhölzern gefügt; ein Produkt aus Wolfsberg.

Sämmtlich beschriebene Räume, Treppen, Corridore, werden durch 9 Oefen, welche ebenerdig aufgestellt sind, beheitzt, und ihre Anlage gehörte zu den schwierigsten Problemen des Baues.

Der Raum, welcher unter dem südlichen Flügel früher als Auffahrt in den Schloßhof diente, wurde in eine Kapelle umgestaltet. Der stark aufsteigende Fußboden im Felsen geebnet; zwei große Fenster mit herrlichen Glasgemälden nach dem Entwurf des Herrn Professors Hübner in Dresden angefertigt, erleuchten das Heiligthum. In dem einen Fenster ist in Lebensgröße die Madonna mit dem Christuskinde und in der untern Abtheilung die Anbetung des neu gebornen Welterlösers seitens der h. drei Könige mit den Opfergaben und dem biblischen Texte: „Sie brachten Gold, Weihrauch und Myrrhen" recht ausdrucksvoll dargestellt. Im zweiten Fenster sehen wir oberhalb den auferstandenen Heiland mit der Kreuzesfahne. Unterhalb in Miniatur die Kreuzesabnahme, beziehungsweise Grablegung Christi mit den sieben mitleidenden Personen, wovon Maria des Heilandes Haupt auf ihren Händen hält, daneben Johannes. Unten ist die Inschrift zu lesen: „Für uns gekreuzigt, gelitten und gestorben." Das Ganze ist durch Ausdruck, Farbengebung und richtige Zeichnung eine herrliche Arbeit.

Die Wände und Gewölbe sind mattweiß, mit darauf gemalten Verzierungen in Gold. Ein einfacher, doch geschmackvoller Altar mit dem Bilde der h. Kunigunde, wie es sich in der alten Kapelle befunden, und an den Pfeilern die Statuen der vier Evangelisten bilden den Schmuck der Kapelle, welche Reihen abgesonderter Betstühle aus hartem polirtem Holze mit Sammt gepolstert füllen. Für die Herrschaft dienen zwei offene Oratorien.

Auch der herrschaftliche Stall, zu ebener Erde im westlichen Flügel, ist durch seine ungemeine Größe, Licht, seine bis in das kleinste Detail sorgfältige, zweckmäßige und elegante Ausstattung, durch den Inhalt herrlicher Pferde, ein geeigneter für den Beschau auch von Nichtkennern der edlen Thierrace.

Die Haupträume des Schloßes sind unter sich mit Klingelzügen und Sprachröhren in Verbindung gesetzt, welche in eigenen Canälen unter den Fußböden eingelegt sind.

Die vorgefundenen alten Wappen und Inschriften wurden an den frühern Gebäudetheilen eingesetzt.

Gegenüber der Einfahrt des Schlosses wurde im Jahre 1855 eine Reitbahn gebaut. Zu diesem Zwecke mußte erst durch Abgrabung des Berges der Raum gewonnen werden. Dieselbe ist im Innern 72 Fuß breit, ohne Säulen mit einem Dache aus Holz und Eisen überdeckt und sammt ihre Logen 211 Fuß lang. Das Aeußere der Reitbahn ist im romanischen Style ausgeführt und gewährt einen imposanten Anblick, ähnlich einem großen Tempel; sicher kommt ihr an Größe und Schönheit in weiter Umgebung keine gleich. Die Summe von 46,000 fl., welche man darauf verwendete, spricht allein schon dafür.

Der am 24. Dezember 1857 erfolgte Todesfall der Frau Gräfin bestimmte den hohen Besitzer, den Bau eines Mausoleums an einer waldichten Höhe gegenüber dem Schlosse beginnen zu lassen, da die Verblichene hier an ihrem so liebgewordenen Aufenthaltsorte mit ihren sterblichen Resten ruhen wollte. Unter den eingelangten Plänen wurde jener des königl. preußischen Oberbaurathes Anton Stüler gewählt, und auch mit dem Frühjahre 1858 der Bau angefangen, welcher bis Oktober so weit fortschritt, daß am 15. desselben die Leiche in der Gruft feierlichst beigesetzt werden konnte, während dem der Bau des Mausoleums selbst zwei Jahre Zeit brauchen dürfte. Den Plan bildet ein Quadrat von 30 Fuß zu einer Seite, welchem eine Vorhalle mit 27 Fuß Länge und 25 Fuß Breite vorliegt. Unter dem Quadrat befindet sich die Gruft, zu welcher man aus der Vorhalle über 22 Stufen hinabkommt. Der Fußboden der Vorhalle selbst liegt 14 Stufen über die anstoßende Erdfläche. In der Mitte der Vorhalle, welche gegen das Thal südwärts einen offenen Säulenportikus zur Facade hat, liegt die besagte Treppe zur Gruft, während links und rechts 8 Stufen hohe Treppen in das Mausoleum führen. Der Raum desselben geht vom Quadrate in ein Achteck über. Gegen die Vorhalle durch Säulen getrennt erhebt es sich über den Bau der Vorhalle, um mit einer Kuppel überdeckt zu werden, und wird in sich den Sarkophag, aus weißem carrarischen Marmor, gefertigt vom berühmten Bildhauer Kiß in Berlin, aufnehmen. Drei Fenster, mit einer eigenen Vorrichtung in der Mauer zur günstigen Lichteinlassung, werden den Raum erleuchten. Das Innere wird in Stuck-Marmor, das Gewölbe mit Malerei ausgeschmückt, während der ganze Bau aus schön bearbeiteten weißen Kalksteinen, 3 Stunden entfernt gebrochen, ausgeführt werden wird. Die Kosten dieses Baues sind auf 80,000 fl. veranschlagt.

Der Baustyl dieses Gebäudes ist der italienisch-romanische mit seinem zierlichen Detail und wird mit den vorbeschriebenen Theilen eine Zierde des Thales bilden. Die Ausführung ist dem in Wolfsberg ansäßigen Baumeister und Architekten Anton Bierbaumer, geboren in Wien, der sich durch das von uns Geschilderte den bleibenden Beweis seiner Kunstfertigkeit gestiftet hat, übertragen.

Kehren wir von diesem Orte menschlicher Vergänglichkeit und gerechter Trauer zurück in den Garten des Schlosses, wo die Natur in ihren schönsten Formen in dem herrlichen Glashause, wo Tausende von mitunter marmornen Blumengefässen in wellenartig aus und ein sich wölbenden Stellagen, getheilt nach den verschiedenen Gattungen, gereiht sind, uns erfreuet, wo in Beeten und Feldern, umsäumt von Orangerien, die Kinder Flora's prangen, wo eine Zahl eben so geschmackvoll und kostbar eingerichtete Sommerhäuser, nebst den Baumalleen Schatten und Kühlung bieten — so durchdringt bei diesem wonniglichen An- und Ausblicke in das paradiesische Thal der Wunsch unsere Brust: Möge dieser Aufenthalt das kurze Erdenleben denen, so diesen Prachtbau zu bewohnen beschieden ist, mit dem Hochgenusse, den Natur und Kunst gewähren, verschönern!

H.

Im Walde.

O grüner Wald mit deinen kühlen Räumen,
Wie weil' ich doch in dir so oft, so gern,
Bis sich mit lauterm Gold die Berge säumen,
Und aus den Wolken glänzt der Abendstern.

Da tausch' ich deinem stillverborg'nen Leben,
Und deiner tausend Stimmen frohem Lied,
Dem Summen, Schwirren, deiner Zweige Beben,
Das melancholisch durch die Wipfel zieht.

Da horch' ich deinen ernsten greisen Bäumen,
Und deiner grauen Vorzeit Sagenkreis;
Mir ist's, als läge ich in holden Träumen,
Und hörte deine Worte sanft und leis —

Als wolltest du mir ernst doch freundlich deuten
Der Weltgeschichte inhaltschweren Sinn,
Als schlügst du auf des Buches mächt'ge Seiten,
Und blättertest mit kund'ger Hand darin.

Und bald darauf, so will es mich bedünken,
Nimmst du ein and'res, gröss'res Buch zur Hand,
In seinen Blättern seh' ich Sterne blinken,
Und Purpurrosen glühen längs dem Rand.

Und wieder eilst du es mir aufzuschlagen
Das große Buch der blühenden Natur,
In deinem Rauschen scheinst du mir zu sagen:
Sieh' Gottes Macht, und seiner Liebe Spur!

O wer im Leben Schmerzen nur gefunden,
Der gehe in den frischen, blüh'nden Wald,
Er macht das matte, kranke Herz gesunden
Mit seinem Wort, das tausendstimmig hallt.

D'rum, grüner Wald mit deinen kühlen Räumen,
Weil' lauschend ich in dir so oft, so gern,
Bis sich mit lauterm Gold die Berge säumen,
Und aus den Wolken glänzt der Abendstern.

Gustav Bogensberger.

Miszellen.

(Die Hauptwache zu Klagenfurt.) Die ältern Bewohner unserer Stadt werden sich noch erinnern, daß sich an dem gegenwärtig Pergkofer'schen Hause an der gegen den „neuen Platz" gekehrten Seite ein kleiner Garten befand, vor dem die alte Hauptwache mit der Front gegen Süden lag. Dieses niedere unansehnliche Gebäude hatte ein Vordach, das von hölzernen ganz einfachen Säulen getragen wurde, und wahrlich keine Zierde des schönen großen Platzes war. Im Jahre 1806 wurde von den Herren Landständen beschlossen, dieses Gebäude zu demoliren, und mit diesem Raume bis zum Hause den Hauptplatz zu vergrößern, dann die gegenwärtige dem Platze zur Zierde gereichende Hauptwache zu erbauen. Der Plan hiezu wurde von dem damaligen Zeichenlehrer an der hiesigen Hauptnormalschule Joseph Hermann entworfen und unter dessen Leitung im Jahre 1807 vollführt. Die Einweihung oder eigentliche Uebergabe dieser neuen Hauptwache an das k. k. Militär geschah erst am 18. Mai 1808, wo selbe von dem vaterländischen Regimente, damals Fürst Hohenlohe-Bartenstein Nr. 26, bezogen wurde. Am besagten Tage, Vormittags 11 Uhr, rückte die Grenadier Division und sämmtliche Wachtposten unter klingendem Spiele aus und stellten sich vor der Hauptwache en parade auf, wo die Herren Verordneten, Graf Ursenbeck-Massimo, Herr von Litzelhofen, Domprobst von Gurk, Freiherr von Seenuß und Herr von Millesi mit dem Chef der Herren Stände, Freiherrn von Ulm-Erbach das k. k. Militär erwarteten und demselben entgegen gingen. (Noch zieren die Familienwappen der damaligen Herren Verordneten und des Chefs der Stände die Front der Hauptwache.) Nach einer von dem Herrn Chef der Stände gehaltenen passenden Anrede, die von dem Herrn General-Major und Brigadier L. Gajoli kurz beantwortet wurde, geschah die Uebergabe der Hauptwacht-Schlüssel an den Herrn Generalen. Hierauf gab die Grenadier Division eine dreimalige Decharge, zwischen welchen jederzeit Granaten geworfen und auf den Wällen die ständischen Kanonen abgefeuert wurden. Mittags gab das löbl. Offiziers-Corps im Gasthofe zum „goldenen Hirschen" am „Fürstenplatze" eine Tafel, wobei Toaste auf JJ. Majestäten den Kaiser und die Kaiserin, Se. k. Hoheit den Herrn Generalissimus Erzherzog Karl, Se. Fürstl. Durchlaucht den Herrn Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein, als Inhaber des Regiments, des ganzen k. k. Militärs, und von Letzterem dagegen auf den Herrn Chef der Landstände, Freiherrn Ulm-Ehrbach, die Herren Verordneten und sämmtlicher Herren Stände ausgebracht wurden, und wobei jederzeit die Kanonen gelöst wurden. M.

(Kriegs-Kontributionen.) Ein Münchnerblatt bringt folgende interessante Zusammenstellung französischer Kriegskontributionen aus den Neunziger Jahren. So verpflichtete sich Baiern am 7. September 1796 dem General Moreau zu folgenden Kontributionen: 10 Mill. Livres, 3300 Pferde, darunter 300 ausgesuchte Reitpferde, 200,000 Ztnr. Korn und Weizen, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Ztnr. Heu und Stroh, 55,000 Ellen Tuch, endlich 20 Gemälde aus den Gallerien von München und Düsseldorf. Der schwäbische Kreis hatte an die französische Armee zu leisten: 12 Mill. Livr. in kurzen Fristen, 4000 Zugpferde, für jedes fehlende 400 Livr., 5000 Ochsen zu 5 Zentnern, 125,000 Ztnr. Getreide, 110,000 Säcke Hafer, 25,000 Ztnr. Heu und Stroh, 100,000 Paar Schuhe. Der Markgraf von Baden hatte an Moreau 2 Mill. Livr., 1000 Pferde, 500 Ochsen zu 5 Zentnern, 25,000 Ztnr. Getreide, 12,000 Säcke Hafer, 25,000 Ztnr. Heu und 25,000 Paar Schuhe binnen 4 Wochen nach Straßburg zu liefern. Die gleichen Forderungen enthält der Abschluß zwischen Napoleon und dem Könige von Sardinien vom 28. April 1796. Bei dem Abschlusse zwischen Napoleon und dem Herzoge von Parma zahlte Letzterer 2 Mill. Livr.; ferner hatte er 400 geschirrte, 400 gesattelte Dragonerpferde, 100 Offizierssättel, 10,000 Ztnr. Korn, 5000 Ztnr. Hafer, 2000 Ochsen und 20 Gemälde binnen 14 Tagen zu liefern. Am 12. Mai 1796 hatte der Herzog von Modena an Napoleon 7½ Mill. Livr. in französischer Münze, Lebensmittel für 2½ Mill. und noch 20 Gemälde zu liefern. Der Papst mußte laut Abkommen vom 23. Juni 1796 an Napoleon seine sämmtlichen Häfen für alle Schiffe schließen, welche Staaten angehörten, die mit der Republik im Kriege waren, dann 100 Gemälde, Statuen u. s. f. nebst 500 Manuskripten ausliefern, welche letztere durch eine französische Kommission zu bestimmen waren. Endlich mußte der Papst 15 Mill. Livr. an Geld, und an Lebensmitteln u. dgl. 6 Mill. erlegen. Das kleine Fürstenthum Bamberg hatte 4 Mill. Livr. in Baarem, 400 Pferde, 10,000 Hemden, 110,000 Paar Schuhe, 50,000 Gamaschen und 10,000 Paar Stiefeln zu liefern. Würzburg zahlte 5 Mill. Livr. in Baarem, 600 Pferde, 100,000 Paar Schuhe, 26,000 Paar Stiefeln, 100,000 Hemden und 100,000 Gamaschen. Nürnberg mußte am 9. August 1796 2½ Millionen Livres, 10,000 Paar Stiefeln, 50,000 Paar Schuhe, 50,000 Hemden, 300 Pferde, 500 Holzstämme und sämmtliche Privat- und Zeughauswaffen liefern.

Wir können aus eigenen offiziellen Aufschreibungen diese Liste noch wie folgt vermehren. Nach dem im Jahre 1805 geschlossenen Frieden traf unser Kärnten die Kontribution von fünf Millionen Franks, ungerechnet die während der Invasion geforderten Lieferungen an

Viktualien, Kleidung rc. davon wurden auf die Stadt Klagenfurt allein 260,000, auf Villach 150,000 und auf Wolfsberg 80,000 Franks repartirt! Endlich mußten vermög Dekrets des französischen Kaisers, dd. Walkersdorf 7. August 1809, die von den französischen Truppen besetzten Oesterreichischen Provinzen folgende Kontributionen bezahlen:

Oberösterreich	38,000,000	Franks
Niederösterreich	50,000,000	„
Salzburg	11,440,000	„
Steiermark	44,880,000	„
Kärnten	18,210,000	„
Krain	15,260,000	„
Görz	910,000	„
Das Gebiet Triest (die der Stadt Triest aufgelegte Kontribution nicht mit eingerechnet) . . .	2,440,000	„
Ungarn	7,680,000	„
Der Znaimer-Kreis in Mähren	7,490,000	„
Zusammen	196,310,000	Franks.

M.

(Frau **Ida Pfeiffer**, geb. **Meyer**.) Wir haben bei Gelegenheit der Anwesenheit dieser merkwürdigen Frau in Klagenfurt im Monate April 1856, wo sie auch unseren „historischen Verein“ besuchte, der sie zu seinem Ehrenmitgliede ernannte, und deren Bild nun auch in dem Locale desselben aufgestellt ist, eine kurze biographische Skizze dieser interessanten Weltumseglerin in der „Carinthia“ Nro. 18 desselben Jahres gebracht; nun lesen wir in den „Erinnerungen“ einen Aufsatz über selbe, der nebst dem schon Bekannten eine Anekdote aus ihren Kinderjahren erzählt, die wir hier den Lesern mittheilen. Der Aufsatz beginnt:

„Die berühmte Reisende, Frau Ida Pfeiffer, ist in der Nacht des 27. Oktobers des Jahres 1858 verschieden. Sehr leidend war sie von ihrer letzten Weltfahrt vor einigen Monaten zurückgekehrt.

Diese letzte Reise war ein neuer Beweis von der unbeugsamen Energie dieser merkwürdigen Frau. Nie verließ sie, selbst in der größten Gefahr, Besonnenheit und Muth. Die Entbehrungen und das Alter vermochten nicht ihren Willen zu schwächen, und obgleich sie ganze Welttheile durchstreift hatte, war ihre Wißbegierde noch immer nicht befriedigt.

Wenn die Begeisterung für die Wissenschaft, die Leidenschaft zur Eroberung und die Lust des Erforschens großen Männern die Kraft verlieh, neue Wege zu entdecken und anzubahnen, so liegt in ihrem Zwecke selbst die Erklärung für ihr kühnes Unternehmen. — Betrachten wir aber die Wanderlust dieser unermüdlichen Frau, so sind wir fast geneigt, sie uns wie eine in ihr wohnende Naturnothwendigkeit zu deuten, die sie, einmal ihr folgend, nicht mehr unterdrücken konnte, aber wir haben eigentlich kein Recht dazu. Nicht ein unerklärlicher Zwang, sondern der Wille leitete Frau Ida Pfeiffer, und wie früh er schon bei ihr eine bestimmte Richtung hatte, beweist folgende Anekdote.

Als Napoleon in Wien als Eroberer eingezogen war und in Schönbrunn residirte, zog ein bedeutender Theil der Wiener-Bevölkerung hinaus, um den größten Kriegshelden des Jahrhunderts bei der bekannten Revue zu sehen. Die eilfjährige Ida hatte kürzlich in der Schule von dem Helden des klassischen Alterthums gehört, und glühte für Männer von dem Schlage des Leonidas, Mucius Skävola und Horatius Cocles, deren Vaterlandsliebe in dem Herzen des Mädchens einen schwärmerischen Wiederhall fand. Ida erkannte in Folge dessen in Napoleon nur den Tyrannen und Unterdrücker ihres Vaterlandes und wollte ihn nicht einmal sehen. Ihre Mutter aber zwang sie, mit nach Schönbrunn zu kommen und stellte sich mit ihr da auf, wo der Kaiser mit seinem brillanten Stabe von Marschällen und Generalen vorbeikommen mußte. Als es hieß: „Der Kaiser kommt!“ drehte die kleine Ida sich rasch um. Es waren indeß nur einige Generale, welche vorbeiritten. Die Mutter aber, welche die Wendung ihrer Tochter wohl bemerkt hatte, war so erzürnt über ihren Trotz, daß sie ihr in der ersten Leidenschaft eine Ohrfeige gab, welche Ida mit derselben stolzen Resignation gesättigter Vaterlandsliebe empfing, mit welcher vielleicht Mucius Scävola auf seine brennende Hand blickte. Als nun wirklich der Kaiser vorüberkam, hielt die Mutter die Kleine an den Schultern fest; diese jedoch — schloß die Augen und sah auf diese Weise den Verhaßten nicht, der mit einer Eskorte glänzender Helden vor dem dichtgedrängten Haufen staunender Neugieriger vorübersprengte.

Ein Charakter wie der, welcher sich schon bei diesem Kinde zeigte, hält auch an seinen Neigungen fest. Ida hatte schon früh den unwiderstehlichen Drang zu reisen, doch obgleich sie ihren Wünschen nur erreichbare Ziele setzte, sah sie sie dennoch nicht erfüllt. Sie verheirathete sich früh, lebte in einfachen Verhältnissen und nur ihren häuslichen Pflichten, aber als die Erziehung ihrer zwei Söhne vollendet war, erwachte wieder ihr mühsam unterdrücktes Verlangen, fremde Länder zu sehen. Sie hatte während ihrer Ehe Alles, woran Frauen Vergnügen finden, sich entsagt, und das Geld, das für ihren bescheidenen Putz bestimmt war, zu ihrem Reisezwecke zurückgelegt. Nach und nach hatte sie tausend Gulden erspart, und da sie Witwe wurde, konnte sie frei darüber disponiren. Sie beschloß Italien zu sehen, denn ihre Mittel schienen ihr nicht ausreichend für eine Reise nach Jerusalem, wohin sie eine heiße Sehnsucht zog. Der Domherr Salzbacher, der von einer Wallfahrt aus dem gelobten Lande zurückgekehrt war, ermuthigte sie dazu, und so trat sie denn die langersehnte Reise an, und da sie höchst sparsam lebte, kam sie mit ihrem Gelde bis nach Suez und Egypten, und kehrte über Italien nach Wien zurück.“

(Das heilige Osterfest) fällt in diesem Jahre auf den 24. April, was seit 1791 nicht der Fall war, und sich vor dem Jahre 2011 nicht wieder ereignen wird. Seit Einführung des Gregorianischen Kalenders war dieses nur der Fall in den Jahren 1639 und 1707. Die Ostergrenze geht vom 22. März (am frühesten) bis zum 25. April (als dem spätesten Datum), so daß überhaupt 35 Kalenderformen möglich sind. In diesem Jahrhundert wird das späteste Datum (25. April) auch nur einmal, nämlich 1886, vorkommen.

Berichtigung. Im letzten Blatte der „Carinthia“ Nr. 5, Seite 34, erste Spalte, Zeile 13 von unten soll es heißen: des Jahres **1848**, das Familienunglück von 1849 u. s. w. — dann Seite 35, zweite Spalte, Zeile 23 von oben: und **unverkennbarer** Miene u. s. w. — endlich daselbst, Zeile 30 aber: der im **Jahre 1848** als Uhlanen-Offizier u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 7. Sonnabend, den 26. März. 1859.

Sonette aus Venedig.

1.

O daß ich würdig dich zu grüßen wüßte,
Venezia! du himmlische, du Eine,
Die du vor mir im gold'nen Abendscheine
Empor nun tauchst an der Lagunenküste!

Nun gilt's, daß Auge sich und Seele rüste,
Die Wunder anzuschauen im Vereine,
Wie sonst sie birgt der Erdenstädte keine. —
Du Vielbewunderte, du Ostbegrüßte!

In tausend Bildern hab' ich dich gesehen,
In tausend Worten hört' ich von dir sagen,
Sah leuchtend dich durch meine Träume gehen;

Nun seh' ich wirklich deinen Marmor ragen,
Nun fühl' ich deinen Himmel mich umwehen,
Nun hör' ich deine Wellen murmelnd klagen!

2.

Nun steh' ich hier, und weiß nicht wo beginnen
Bei diesem großen, steinernen Gedichte,
Denn All', wohin ich meine Blicke richte,
Reißt zauberhaft die Phantasie von hinnen.

Palläste, tiefversenkt in ernstes Sinnen,
Entsteigen stiller Fluth im Dämmerlichte,
Und stumme Grüße winkt mir die Geschichte
Von diesen Bogenfenstern, diesen Zinnen!

Geschlechter seh' ich stolz vorüberschweben,
Im Purpurschmuck auf gold'nen Herrscherthronen,
Ich seh' sie leiden, lieben, kämpfen, streben;

— Doch ungedenk entschwundener Aeonen
Treibt sich das Volk voll frischer Lust am Leben
Geschäftig auf der Riva der Slavonen.

3.

Auf die Piazzetta kehr' ich immer wieder,
Der Bilder herrlichstes mir anzuschauen,
Wenn Meer und Himmel in einander blauen,
Und liebelechzend sinkt die Nacht hienieder!

Auf hoher Säule streckt die Riesenglieder
Der Löwe mit den zahmgeword'nen Klauen,
Und mit dem Hauch' der Abendluft, der lauen,
Erklingen Töne halbvergess'ner Lieder.

Dort seh' ich schattenhaft herüberblicken,
San Giorgio's Insel — schwarze Gondeln gleiten
Im Mondenlicht auf der Lagune Rücken —

O Nacht der Nächte! Erd' und Himmel streiten,
Venezia die schlummernde zu schmücken,
Die ihre Schönheit wahrt durch alle Zeiten!

4.

Wie könnt' ich mich an diesen Reiz gewöhnen,
Der reizender mir wird mit jedem Tage,
In dieser Luft vergißt das Herz der Klage,
Fühlt Liebe nur, und Ruhe und Versöhnen.

Das Auge schlürft so viel des Eigenthschönen
Und Ungewohnten, daß ich manchmal zage,
Es werde all die Pracht wie eine Sage,
Ein gold'nes Märchen über Nacht vertönen, —

Es werden in des Mondes Duftgeflimmer
Die farb'gen Bilder wie ein Traum zerfließen,
Und beim Erwachen fände ich sie nimmer;

Doch nein! — der junge Morgen sey gepriesen!
Noch zeigt er Stadt und Meer im gleichen Schimmer,
Und lockt zu neuem, sonnigen Genießen!

Ernst Rauscher.

(Fortsetzung folgt.)

Das Armensünderspiel.

Aus dem kärntnerischen Volksleben.

Im Jahre 1855 erschien in 2. Ausgabe bei Damian und Sorge in Graz ein Werk: „Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Mit Einleitungen und Erläuterungen vom Professor Dr. Karl Weinhold," in welchem die Regsamkeit, die muntere Beweglichkeit und die friedliche, poetisch-erhabene Stimmung des Volkes in der heiligen Weihnachtzeit geschildert werden. Ein großer Reichthum von Liedern und geistlichen Volksspielen, den Blüthen des geistigen Lebens im Volke, wie sie durch die Wärme des Herzens unter dem Schnee des Winters hervorsprossen, ist darin aufgespeichert und geschichtet. In diesen volksthümlichen Geistesprodukten findet man, bei aller Einfachheit und oft Rauhheit der Sprache, eine solche Tiefe des Gemüthes,

eine solche Glaubensinnigkeit, eine solche Naivität und Natürlichkeit, daß sich unser Interesse mit jeder Blattseite steigert. Auch die mit der heiligen Weihnacht, der Winter-Sonnenwende, der Zwölfnächten u. s. w. verbundenen Anschauungen, Meinungen, Sitten und Gebräuche des Volkes werden im Weinhold'schen Werke, einem beachtungswerthen Beitrage zur Culturgeschichte des deutschen Volkes, eingehend besprochen und vielseitig beleuchtet.

Auch Kärnten hat viel dazu beigesteuert. „Zweiundvierzig Lieder, bemerkt Weinhold in seinem Vorworte, gebe ich hier, die mit Ausnahme eines schlesischen, aus Steiermark und vornämlich aus Kärnten sind."

Unsere heimathlichen Berge sind reich wie an Sagen und Märchen, so an eigenthümlichen mannigfachen Gebräuchen, an Liedern und Volksspielen. Die heranströmenden Wogen der Civilisation haben freilich schon viel davon weggespült, und nicht ungegründet ist die Vermuthung, daß bei dem alles nivellirenden Geist unseres Jahrhunderts nach wenigen Decennien die letzten Spuren der alten guten Zeit, und mit dieser die letzten Ueberreste der Poesie aus dem Volksleben verschwinden werden. Wir wollen darüber nicht klagen, eine neue Zeit bringt neue Sitten, neue Poesie und neue Bewegung in's Leben.

Nur in den entlegenen Gebieten der Alpen, wo man mit aller Zähigkeit an dem Althergebrachten fest hält, wo dieser poetische Schmuck die einzige Würze des in sich abgeschloßenen, ärmlichen Lebens ausmacht, wird diese Quelle des harmlosesten, reinsten Vergnügens sobald nicht versiegen. Da wird man noch immer die Sternsänger in ihren Lodenmänteln von Haus zu Haus wandern sehen, da werden die einfachen, herzlichen Weisen der Weihnachtlieder erschallen, da wird man dem Valis*) mit dem aufgebundenen Spinnrade, mit dem grellen Schimmer der Buchteln**) wie bisher das Geleite geben, die Klause aus frischen Fichtenstämmen über den steilen Bergpfad aufschlagen und zu dem Schwanke mit der sinnigen Faschingspredigt, der dabei aufgeführt wird und oft über zwei Stunden dauert, wird sich noch immer ein lauschendes Publikum einfinden, da werden die Hochzeiten mit ihrem Gepränge und ihren Förmlichkeiten noch immer den strahlenden Glanzpunkt im Volksleben bilden.

In diesen von Gletschern und hohen Gebirgen umschloßenen Alpenthälern kommen auch die religiösen Volksspiele, die schon einen höheren Grad von Begeisterung und ein gemeinschaftliches, kräftiges Zusammenwirken erfordern, zuweilen zur Darstellung. Von Zeit zu Zeit erfaßt den Aelpler eine eigene Sehnsucht, ein künstlerischer Drang regt sich in seiner Brust — die vergilbten Manuskripte werden aus dem modernden Schranke, in welchem sie lange verborgen gelegen, wieder hervorgeholt — memorirt, und oft nicht ohne Geschick in die Szene gesetzt. Da gibt es zu thun und zu schaffen; allabendlich werden nach vollbrachtem schweren Tagewerke die Proben abgehalten, der Küster, gewöhnlich die Alles belebende Seele, muß seine kunstentwöhnte Hand zur Uebertünchung der Coulissen und Courtinen wieder in Thätigkeit setzen, wobei ihm der Schweiß oft in hellen Perlen von der Stirne träuft, Jung und Alt muß da zusammenhelfen.

„Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben
Doch der Segen kommt von oben."

*) Brautkasten.

**) Holzfackeln.

In der „Schulerstuben" im Gasthofe zu Heiligenblut wurde erst vor wenigen Jahren das „Dreikönigspiel" mit großem Beifalle aufgeführt. Seit dieser Zeit jedoch scheinen die dramatischen Künstler im Möllthal auf ihren Lorbeern zu ruhen. Nur einige arme Familien ziehen alljährlich in der heiligen Zeit, den Tespiskarren vor sich herschiebend, längs den Fluthen der Möll von einer Dorfschaft zur andern, von einem Hause zum andern, um für eine kärgliche Gabe ihre Gesänge und Spiele, sey es auf einer Tenne, oder auf offener Straße, oder in der beschränkten Räumlichkeit einer Rauchstube zum Besten zu geben.

Auf ihrer Rundreise berühren sie gewöhnlich das an der Grenze des Möllthals gelegene Pfarrdorf Puxarniz; dieser Ort hat eine ungemein freundliche Lage. Mit Vergnügen verweilt das Auge, von der Großartigkeit der Natur, die ihm da an der Pforte der kärntnerischen Schweiz mit ihren gewaltigen Bergesriesen entgegentritt — und der malerischen Gruppirung der Landschaft überrascht, — an den stattlichen Häusern, die an einer mit Fruchtbäumen bedeckten Anhöhe um das altehrwürdige Gotteshaus, eines der ältesten in Kärnten, sich schmiegen.

In einer bedeutenden Höhe ober diesem Dorfe erblickt man an einer kahlen Felsenkrone des Trebach's, eines Ausläufers des bis ins Liserthal sich erstreckenden Hünersberges (8185'), ein kleines Kirchlein, der heiligen Jungfrau geweiht, das schon in weiter Ferne die Aufmerksamkeit des Touristen auf sich zieht. Seine jetzige Gestalt erhielt es erst in neuerer Zeit; ehemals war es eine unscheinbare Kapelle, vermuthlich die Schloßkapelle der alten Hohenburg, deren Ruinen zwischen Gestrüppe und Föhrenbäumen noch jetzt sichtbar sind.

Am Plateau vor dieser Kirche genießt man eine herrliche Aussicht über das klassische Lurnfeld, wo man die drei historisch-merkwürdigen Linden in der Nähe der „Blutmuldern" mit der altergrauen Magdalena-Kapelle — den bewaldeten Hügel der Pfarre St. Peter in Holz, auf welchem zur Zeit der Römerherrschaft das feste Kastell der weitläufigen Stadt Tiburnia stand und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhundertes*) von Aquileja aus das erste Bisthum in Kärnten gegründet wurde — weiterhin den freundlichen Marktflecken Spittal mit der imposanten Burg des Fürsten Porzia erblickt; da übersieht man einen Theil des Möll-, Drau- und Millstädterthales, aus welchem die glänzende Fläche des Sees herausleuchtet.

Ueber alles Menschengetriebe erhaben ist diese Kirche mit ihrer Waldeinsamkeit, mit ihrer feierlichen, durch keinen Laut aus der Tiefe des Thales unterbrochenen Ruhe und Stille so recht eine Stätte heiliger Andacht, und wenn sie auch das Jahr hindurch nur wenig besucht wird, ist sie doch in der heiligen Fastenzeit, wenn an ihren sonnigen Höhen der Frühling sich regt und die Anemone hepatica in schattigen Gebüschen ihre blauen Augen aufschlägt, während die Sohle des Thales und die Bergkuppen ringsum noch das weiße Kleid des Winters an sich tragen, der Sammelpunkt einer großen Volksmenge, die aus den benachbarten Bergen und Thälern zu den Fastenandachten sich einfindet.

Diese günstige Gelegenheit benützend, eines reichen Künstlersoldes gewärtig, erscheint dabei nicht selten auch die wandernde Gesellschaft aus dem Möllthale mit ihrem mit abgetragenen Garderobestücken und Habseligkeiten schwer beladenen Tespiskarren.

*) Freiherrn von Ankershofen „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten ꝛc." 1. Band, Seite 654.

Wir wollen es versuchen das bewegte Leben des Volkes, wie es sich an einem heiteren Fastenmorgen an diesem das Land weithin beherrschenden Höhenpunkte vor unseren Blicken aufrollt, in wenigen flüchtigen Zügen zu schildern.

Wenn die letzten Klänge der Glocke verklungen, da entfaltet sich am freien Platze vor der Kirche ein reges Treiben. Dichte Schaaren drängen sich über die 97 steinernen Stufen, die zum Portal der Kirche führen, herunter, um die mit den beliebten Fastenbroden gefüllten Körbe entspinnt sich ein lebhafter Kampf. An der mit massiven Steinplatten gedeckten niederen Mauer, welche den Raum vor der Kirche begrenzt, lagert sich Jung und Alt, um sich mit Muße die Natur im Sonnenglanze zu beschauen. Manch' altes Fernrohr, vielleicht noch ein Erbstück des Urgroßvaters, kommt da wieder zu Ehren, um der Sehkraft des Auges nachzuhelfen. Die kühne Jugend läßt sich über die steilen Abhänge der Felsen hinab, um einige Zweige des Epheu's, der an diesen Felswänden wuchert, zu erbeuten.

Doch unten im Gehöfte des Hohenburger's nächst dem Heidenloche, einem nun halb verschütteten unterirdischen Gange, da füllt sich die Stube mit Gästen; der Weg nach Hause ist weit und beschwerlich, an manchen Stellen mit Glatteis bedeckt, eine Stärkung thut noth. Die Wirthin hat vollauf zu thun. Kräftige Gestalten vom hohen Trebach und Hünersberg, mit ihren grauen, grün aufgeschlagenen Lodenjoppen drängen sich um die Tische, und während ein altes Mütterchen in einer Ecke der Stube einen „unschädlichen Kaffeh" in stiller Zurückgezogenheit schlürft, erquicken sich diese mit klarem Holundergeist und schäumendem Gerstensaft.

Inmitten dieses Getümmels erscheint ein als Engel gekleideter Knabe von kaum zwölf Jahren, mit Flügeln aus Pappe und einem aus rohen Haselstäben zusammengefügten Kreuze. Mit zitternder Stimme bittet er um die Erlaubniß, ein „Spiel" aufführen zu dürfen; die Unschuld leuchtet aus seinen Augen.

„Wir werden's machen, so gut wir's können." —

Damit eilt er, sich durch das Gedränge der die Stube allmählig füllenden Gäste hindurch windend, wieder ins Freie.

„Platz gemacht", ruft mit derber Stimme ein Aelpler, der sich auf diesen Kunstgenuß schon lange gesehnt hat. Alles ist voll gespannter Erwartung.

Derselbe Knabe in Militärnniform, mit einem mächtigen Sturmhute, der ihn fast zu Boden drückt, den blanken Degen in der Hand schwingend, zeigt sich in der Stubenthüre. — Die Leute weichen bescheiden zurück; aber der freie Raum ist doch noch immer so beschränkt, daß er seine Gesten in etwas moderiren muß, um nicht den Nächststehenden gefährlich zu werden.

Hastig auf- und niederschreitend beginnt er einen langen Monolog, von dem man nur zuweilen ein verständliches Wort hören kann.

„Ich bin noch jung an Jahren,
Aber in Sünden wohl erfahren,
Der Tod kriegt mich noch nicht,
So wenig als Gottes-G'richt;
Ich glaub nit, daß ich sterben muß,
Drum greif ich noch nicht zur Buß'.
Ich hab noch viel Gut und Geld,
Frisch leb' ich auf der Welt;
Wenn ich ka Geld und Gut mehr hab',
Dann laß' ich von meinen Sünden ab."

Während diesem Monologe war der Teufel mit einer furchtbaren Larve, deren untere Kinnlade sich stets bewegte, eine massive Kette um den Leib geschlungen, leise und unmerklich herbeigeschlichen. Bei seinem Erscheinen entstand ein allgemeines Gelächter, während die neugierig lauschende Jugend sich ängstlich zu verbergen suchte.

„Recht hast Du!
Nur so fortgetrieben,
Und auf dieser Welt geblieben,
Dann bist du mir gewiß" —

ruft er plötzlich mit kreischender Stimme. Aller Augen sind nun auf ihn gerichtet, alles ergötzt sich an seinen wunderlichen Sprüngen — in dem von Tabaksqualm dampfenden schwülen Gemache wird es nun stiller — das laute Gerede verstummt, mancher Zecher läßt sein Glas sinken und wendet seine ganze Aufmerksamkeit auf das „G'spiel", das nun immer mehr und mehr an Interesse gewinnt.

Ein vom Goldflitter schimmernder Engel und ein Schäfer mit einem Hirtenstabe treten auf, und beginnen einen Wechselgesang, der einige schöne Stellen enthält und seine Wirkung auf manches Herz nicht verfehlte.

Unterdessen breitet der geschäftige, nie ruhende Teufel ein Tuch am Boden auf, das ihm an Schwärze gleicht, indem er vor sich hin murmelt:

„Ha! wenn mir das Ding that kraten *)
Hätt' ich wohl an guten Braten."

Der früher so jugendkräftig auftretende Militär, der während der letzten Szene vom Schauplatze verschwand, kommt nun wieder zum Vorschein; aber welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen! In einem fadenscheinigen Mantel eingehüllt, fröstelnd, als hätte ihn ein Fieber ergriffen, keucht er daher, mit tief ausgeholten Seufzern wirft er sich auf das am Boden ausgebreitete Tuch nieder — der Teufel hüpft vor Freude in die Höhe, und kauert sich mit satanischem Grinsen neben ihn hin. Er weiß seine Rolle vortrefflich zu spielen.

„Zu was ist die Buß',
Dazu ist noch Zeit — Juche!"

Ein liebliches Mädchen im weißen faltenreichen Linnenkleide, das ein blauer Gürtel um die Hüften zusammen hält, kommt hinter den Gardinen des Bettes, das einen beträchtlichen Theil der Stube einnimmt, hervor — es ist der Schutzengel des im Todeskampfe ringenden Sünders — wie besorgt neigt er sich über ihn hin — mit welcher weichen, flehenden Stimme ruft er ihm zu:

„O Schäflein, liebes Schäflein mein,
Folge doch dem Hirten dein,
Ich suchte dich mit Schwitz und Schweiß,
Mir war die Sonne nicht zu heiß,
Die Kälte schreckte mich nicht ab,
Bis ich Dich nun gefunden hab!"

Aber die Einflüsterungen des bösen Geistes, der ihm ins Ohr raunt:

„Loſ' nicht auf, was er Dir sagt,
Er macht Dich gar noch klein verzagt,
Gieb ihm lieber einen Fußtritt
Und geh' mit ihm keinen Schritt" —

haben einen viel gewaltigeren Einfluß auf den Sünder, der seinen guten Geist mit dem Fuße unbarmherzig zurück stößt.

Nun entspinnt sich zwischen dem Schutzengel und dem Teufel ein lebendiger Wettstreit, der bald in gesprochenen, bald in gesungenen Versen eine geraume Zeit fortdauert. —

Die Wirthin schreitet mit frisch gefüllten Bierkrügen mitten durch die Szene; doch das stört nicht im mindesten. Das Spiel nimmt seinen regelmäßigen Verlauf. Endlich er-

*) Gelingen.

scheint eine stattliche Figur mit verbundenen Augen, — die Gerechtigkeit, in der einen Hand die Wage, in der andern das Schwert, und stellt sich zu den Füßen des sterbenden Sünders, dem nun die Reue ins Herz kommt. Ein weißes Sacktuch, womit er seine Augen bedeckt, wird von Bußthränen durchnäßt — sein Schutzengel hebt es auf — dem Teufel wird es angst und bang, er hat sein auserwähltes Opfer schon an dem langen Hacken seiner Kette befestigt. Nun gilt's den letzten Angriff zu wagen. Eine lautlose Stille herrscht in der Stube. Urplötzlich erhebt sich der Teufel in seiner ganzen Größe, aus seiner Brusttasche eine Papierrolle hervorziehend, die er durch eine geschickte Bewegung seiner schwarzen Tatze vor sich hinschleudernd aufrollt, daß der ellenlange mit mannigfachen Sünden beschriebene Papierstreifen bis an den Tisch der Zecher hin flattert, die erschreckend zusammenfahren.

„Ich hab' gleich von Anbeginn
In mein Register g'schrieben,
Man findet Alles treu darin,
Was Schlechtes er getrieben;
Die Hoffartsünd, die erste Sünd,
Ist über alle Maaßen,
Es ist ein Spott wohl über Gott
Hoffärtig sich aufzublasen;
Unkeusche Sünd' gar viel man findt',
War ganz dem Fleisch ergeben,
Der Geiz, wie es mir gut bekannt,
Mit dem war er gar eng verwandt;
Fluchen, schwören, das konnt er gut,
Das war sein meistes Leben," u. s. w.
„Diese sind alle seine Sünden,
Wie kann er noch Vergebung finden —
Ein hundert fünfzigtausend Millionen ist die Zahl!"

Nach dieser langen, fast athemlosen Deklamation sich im vertraulichen Tone zum Sünder wendend:

„Siehst Du deine Brocken!"

wirft er die wieder zusammengefaltete Sündenliste in die eine Wagschale, die tief niedersinkt; der Schutzengel legt in die andere eine Rolle, worin seine guten Werke verzeichnet stehen.

„Das ist ein hübsches Ding,
Aber doch noch viel zu g'ring —"

meint der Teufel, der mit seiner beweglichen Kinnlade ein triumphirendes Geklapper aufschlägt.

„Ich hab' noch etwas auf die Wage zu legen,
Ein Tuch mit Thränen der Reue benetzt,
Das wird wohl schwerer als die Sünden wägen,
Ich siege denn doch noch zuletzt" —

spricht der Schutzengel, und legt das Tuch in die Wagschale das die bösen Werke weitaus überwiegt; der Teufel wendet sich unwillig ab, und läßt seine Hände läßig herabsinken, indem er seinen Rachen weit aufsperrt. Einer der Nächststehenden reicht ihm seinen Bierkrug hin, den er mit zorniger Geberde zurückweist. Eine allgemeine Heiterkeit spiegelt sich in den Mienen der Zuschauer.

Der als Militär gekleidete Knabe, der während der Schlußszene seinen Geist aufgeben und regungslos da liegen mußte — erwachte plötzlich zum Leben, und mischt sich unter die Gäste, die ihn reichlich bewirthen. Der Teufel aber verläßt mißmuthig die Stube. —

Manche besser Gekleidete im Publikum machten freilich über das „G'spiel" ihre Glossen, aber daß es in roher Schale einen guten Kern enthält und oft mehr wirke als eine Predigt, konnten sie nicht in Abrede stellen.

F. Franzisci.

I wer nit glei sterben!

(sagt a Prohaskaner zu seiner Muader, wie er in's Walische muaß.)

I wer nit glei sterb'n,
Geht's woants nit, i bitt,
Geht's tröst's enk liabs Muaderl,
Sunst wean' i no mit.

Geht's tröst's enk liabs Muaderl,
S'is nit so viel G'foahr,
Secht's zwoahundert Wal'sche
Sein erst hundert Poaar.

Mit d'r Zungen thans fecht'n,
Af die Zigarr'n san's keck,
Oaba feg'ns zwoa Kanonen
Doa gehn's liaba weg.

Wos is?! Wann d'Franzos a
Mit die Wal'schen geht mit;
Viel Schläg' kunt'ns thaten,
Dan Sieg oaba nit.

Uns führt unsa Kaisa
Der liabe ins Feld,
'n Kaisa v'rouans, Hui!
Do dakrig'n ma die Welt.

Und fest wer mer steugan
In Sturm und in Noth:
Bei uns is da Kaisa,
Und üb'r unsa is Gott!

I wer nit glei sterb'n,
Geht's woants nit so stoark,
I hon feste Knoch'n
Und d'rin karntn'risches Moark!

J. J. K.

Eine Episode aus der Schreckens-Herrschaft in Paris.

Es war der 22. Jänner des Jahres 1793 gegen acht Uhr Abends, da stieg in Paris eine alte Dame die steile Anhöhe herab, die vor der Kirche Saint-Laurent nach der Vorstadt Saint-Martin führt. Es hatte den ganzen Tag hindurch so viel geschneit, daß die Tritte der Fußgänger kaum zu hören waren. Die öden Straßen lagen wie angstvoll schweigend da. Sie glichen der allgemeinen Stille der Herrschaft des Schreckens, unter welcher Frankreich damals erzitterte. — Die alte Dame war noch keinem Menschen begegnet, ihre seit langer Zeit geschwächten Augen gestatteten ihr nicht mehr beim Schein der Laternen in der Entfernung einige dünngesäete Vorübergehende zu erkennen, die wie Schatten in der ungeheuern Fernsicht dieser Vorstadt verschwanden. Sie ging muthig weiter in dieser Einsamkeit, als wäre ihr Alter ein Talismann, der sie vor jedem Mißgeschick bewahrte. — Als sie an der „Todtenstraße" vorüber

war, glaubte sie hinter sich den festen schweren Tritt eines Mannes zu vernehmen. Es kam ihr vor, als hörte sie dies Geräusch nicht zum ersten Male, sie erschrack vor dem Gedanken, verfolgt zu werden, und bemühte sich rascher zu gehen, um einen ziemlich hell erleuchteten Laden zu erreichen, in dessen Licht sie ihre Furcht loszuwerden hoffte. In dem horizontalen Lichtstrahl, der von diesem Laden ausging, angelangt, drehte sie rasch den Kopf um, und erkannte im Nebel den Umriß eines Mannes. Diese unbestimmte Erscheinung war hinreichend; sie schwankte einen Augenblick unter der Wucht des Schreckens, der sie überfiel, denn sie konnte nicht mehr zweifeln, daß der Unbekannte ihr vom ersten Schritte an gefolgt sey, mit dem sie ihre Wohnung verließ. Der Wunsch, einem Spion zu entschlüpfen, lieh ihr Kräfte; sie verdoppelte ihre Schritte, als könnte sie sich einem Menschen entziehen, der ohne Zweifel gewandter war als sie. Nachdem die Arme mehrere Minuten gelaufen war, machte sie vor dem Laden eines Pastetenbäckers Halt, trat ein und fiel mehr, als sie sich setzte, auf einen Stuhl, der vor dem Comptoir stand. In dem Augenblick, als sie die Thürklinke hob, schlug eine junge, mit Sticken beschäftigte Frau die Augen auf, erkannte hinter dem Gitter des Fensterwerks den alten Schnitt des violettseidenen Mantels, in den die Dame gehüllt war, und beeilte sich, ein Schubfach zu öffnen, wie um etwas herauszunehmen, um es ihr zu geben. Das Gesicht und die Bewegungen der jungen Frau drückten den Wunsch aus, sobald als möglich die Unbekannte wieder loszuwerden, wie wenn diese eine Person sey, mit der man nicht gerne zu thun habe; ein Ausruf der Ungeduld entschlüpfte ihr, als sie das Schubfach verschlossen fand, dann ging sie, ohne die Dame anzusehen, rasch aus dem Comptoir und rief ihren Mann, der augenblicklich erschien.

„Wo hast Du denn —" fragte sie ihn mit einer geheimnißvollen Miene, indem sie mit einem Wink der Augen, und ohne ihren Satz zu vollenden, auf die alte Dame zeigte. Obgleich der Pastetenbäcker von der Fremden nichts sehen konnte, als die ungeheure schwarzseidene, mit violetten Bändern verzierte Haube, die ihr zum Kopfputz diente, verschwand er doch sogleich, nachdem er seiner Frau einen Blick zugeworfen hatte, der zu sagen schien: „Glaubst Du, ich würde das — in Deinem Comptoir liegen lassen?" — Von dem Stillschweigen und der Unbeweglichkeit der alten Dame betroffen, ging die Verkäuferin zu ihr; sie empfand bei ihrem Anblick ein Gefühl von Mitleiden oder auch Neugierde. Vielleicht war die Gesichtsfarbe der Dame jederzeit von einer fahlen Bläffe, wie bei Personen, die insgeheim das Gelübde einer strengen Lebensweise beobachten; allein es war doch leicht zu erkennen, daß eine besondere Bewegung eine außergewöhnliche Bläffe über ihr Gesicht breitete. Ihr Kopfputz war der Art, daß er die Haare, die jedenfalls vom Alter gebleicht waren, verbarg; die Sauberkeit ihres Mantelkragens bewies, daß sie keinen Puder trug. Der Mangel an Schmuck gab ihrer Gestalt einen gewissen religiösen Ernst. Ihre Züge waren streng und stolz. Ehemals waren die Manieren und Gewohnheiten von Leuten höheren Standes so verschieden von denen der anderen Classen, daß man leicht eine Person vornehmen Ranges erkannte. So errieth auch die junge Verkäuferin, daß die Unbekannte eine Ci-devant war, und daß sie zum Hof gehört hatte.

„Madame", sagte sie unwillkürlich und mit Ehrfurcht, vergessend, daß dieser Titel verpönt war.

Die alte Dame antwortete nicht. Sie hielt die Augen fest auf die Fenster des Ladens geheftet, als müsse sich dort für sie ein Gegenstand des Schreckens zeigen.

„Was ist Dir, Bürgerin?" fragte der Ladenbesitzer, der eben zurückgekommen war. Er riß die Dame aus ihrer Träumerei, indem er ihr ein mit blauem Papier überzogenes Pappkästchen überreichte.

„Nichts, nichts, meine Freunde!" erwiederte die Dame mit sanfter Stimme, das Kästchen und die Waare in Empfang nehmend. Sie richtete dabei einen dankenden Blick auf den Bäcker; als sie aber eine rothe Mütze auf seinem Kopfe sah, stieß sie einen Schrei aus: „Ah, Ihr habt mich verrathen!"

Die junge Frau und ihr Mann antworteten mit einer Bewegung des Abscheues, welche die Fremde erröthen machte, sey es aus Scham, die Leute verdächtigt zu haben, sey es aus Freude. „Verzeihung!" sagte sie mit kindlicher Sanftmuth, zog einen Louisd'or aus der Tasche, reichte das Goldstück dem Bäcker und fügte hinzu: „Hier ist der ausbedungene Preis!"

Es gibt eine verschämte Dürftigkeit, die von den wirklich Bedürftigen sehr gut errathen wird. Der Pastetenbäcker und seine Frau sahen sich an und bezegneten sich, auf die alte Dame deutend, in dem Gedanken: Dieser Louisd'or war vielleicht einer von vielen, ist aber von den vielen jetzt wohl der letzte! Die Hand der Dame zitterte, als sie das Goldstück überreichte; sie schien die ganze Schwere dieses Opfers zu fühlen. Fasten und Entbehrung waren auf diesem Gesicht mit ebenso leserlichen Zeichen eingeschrieben, als Angst und strenge geistliche Uebungen. In ihrer Kleidung waren noch einzelne Ueberreste und Spuren von Pracht sichtbar. Der saubere Mantel war von abgetragener Seide, die Spitzen, obgleich altmodisch, schienen doch sorgfältig gestopft. Die Bäckersleute, zwischen Mitleid und Neugierde getheilt, gaben endlich ihren Gefühlen Worte.

„Aber Bürgerin, Du scheinst sehr ermüdet!" sagte der Mann.

„Wünscht Madame etwas zu sich zu nehmen?" fiel die junge Frau ihm in's Wort.

„Wir haben sehr gute Fleischbrühe," sagte der Pastetenbäcker.

„Und es ist so kalt!" fuhr die Frau fort, „Madame hat sich vielleicht im Gehen erkältet; aber Sie können sich hier ausruhen und erwärmen."

„Wir sind nicht so schlimm, wie wir aussehen!" rief der Mann.

Aufgemuntert durch den wohlwollenden Ton, der die Worte der mitleidigen Ladenbesitzer zu beleben schien, gestand die Dame, daß ihr ein Mann über die Straße gefolgt sey, und daß sie sich fürchte, allein nach Hause zu gehen.

„Nichts weiter?" erwiederte der Mann mit der rothen Mütze. „Warte, Bürgerin!"

Er gab den Louisd'or seiner Frau. Mit einem gewissen Ungestüm, der die Beschämung, für eine mittelmäßige Waare einen allzu hohen Preis genommen zu haben, verdecken sollte, warf er sich in seine Nationalgardisten-Uniform, setzte seinen Hut auf und ergriff sein Gewehr. Aber seine Frau hatte unterdessen Zeit zur Ueberlegung gehabt. Wie es so oft zu geschehen pflegt, wollte auch hier die nachträgliche Ueberlegung die erst rasch dargebotene Hand der Wohlthätigkeit zurückziehen. Unruhig und in Angst, ihren Mann in ein gefährliches Unternehmen verwickelt zu sehen, versuchte die Bäckersfrau, ihn beim Rockzipfel festzuhalten, aber der Mann war brav genug, seinem Mitleiden allein Gehör zu geben und der alten Dame wiederholt seinen Dienst zur Begleitung anzubieten.

„Es scheint, der Mann, vor dem sich die Bürgerin

fürchtet, geht noch vor dem Laden auf und ab!" sagte die junge Frau lebhaft.

„Ich fürchte es", antwortete die Dame aufrichtig.

„Wenn es ein Spion, ein Anschlag wäre! Geh' nicht, und nimm ihr das Kästchen wieder!" Diese Worte, welche die Frau ihrem Manne in's Ohr flüsterte, dämpften den Feuereifer des Mannes und löschten seinen Muth vollständig. — „Ich werde ihm zwei Worte sagen, und Euch augenblicklich von ihm befreien!" rief er, öffnete die Thür und ging eilig hinaus. Die alte Dame, willenlos wie ein Kind und fast stumpfsinnig, sank wieder auf den Stuhl zurück. Der Ladenbesitzer kam bald zurück; sein von Natur rothes Gesicht, welches vorhin vom Backofen noch höher gefärbt seyn mochte, war jetzt ganz blaß geworden, seine Beine zitterten vor Schrecken, seine Augen traten aus ihren Höhlen, als hätt' er soeben ein Gespenst erblickt. „Willst Du uns um den Hals bringen, elende Aristokratin?" schrie er mit feiger Wuth, „mach', daß Du fortkommst, komm nie wieder und rechne nicht auf mich, Dir bei Verschwörungen zu helfen!"

Nach diesen Worten versuchte der Pastetenbäcker der alten Dame sogar das Kästchen wegzunehmen, das sie für den hohen Preis denn doch sicher errungen und in eine ihrer Taschen gesteckt hatte. Kaum aber wagten die frechen Hände des Bäckers ihre Kleider zu betasten, so gewann sie, wie es schien, fast die Beweglichkeit ihrer Jugend wieder, und stürzte rasch zur Thüre hinaus. Sie beschloß, sich lieber den Gefahren der Straße selbst ohne einen andern Beschützer als Gott auszusetzen, als das zu verlieren, was sie denn doch wenigstens rechtmäßig gekauft hatte. —

Bald war die alte „Aristokratin" den Blicken des bürgerlichen Ehepaares entschwunden. Auf der Straße angelangt, ging sie so schnell als möglich; aber ihre Kräfte verließen sie alsbald, denn sie hörte den Spion hinter sich, der sie unerbittlich verfolgte, und unter dessen gewichtigem Schritt der Schnee so gräßlich knisterte. — Sie mußte einhalten, sie blieb stehen, wagte aber ihren Verfolger weder anzusehen noch anzureden, wir wissen nicht, ob aus Furcht oder aus Mangel an Gewandtheit im Reden. Sie setzte jetzt langsam ihren Weg fort; ihr Verfolger hielt auch seinerseits den Schritt an, doch so, daß er sie in einer gewissen Entfernung fest überwachen konnte und im Auge behielt. Der Unbekannte blieb wie der Schatten an der alten Dame hangen. Es schlug neun Uhr, als das schweigsame Paar an der Kirche Saint-Laurent vorbeikam.

Es liegt in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, sich auf jeden jähen Schreck eine Erholung zu schaffen; selbst der Schwächste und Furchtsamste erlebt es, daß einer heftigen Aufregung immer ein Gefühl von Ruhe folgt; unsere Organe sind elastisch, und jeder Pol sucht und fordert seinen Gegenpol. So ging es auch der Unbekannten. Da ihr der Verfolger kein Leid zufügte, so war sie plötzlich geneigt, ihn für einen geheimen Freund zu halten, der bemüht sey, sie zu schützen. Sie erwog alle Umstände, welche die Erscheinung des Fremden begleitet hatten, um glaubliche Gründe für diese tröstliche Meinung zu finden, und gefiel sich darin, ihm eher gute als schlechte Absichten zuzutrauen. Sie vergaß ganz den Schreck, den dieser Mann dem Pastetenbäcker eingeflößt hatte; sie stieg festen Schrittes die höheren Regionen der Vorstadt Saint-Martin hinauf.

Nach einer halben Stunde Weges gelangte sie vor einem Hause an in der Nähe der Kreuzung, welche die Hauptstraße der Vorstadt mit der Straße, die nach der Barrière von Pantin führt, bildet. Diese Gegend ist noch heute eine der ödesten von ganz Paris. Der Nordostwind von den Hügeln Saint-Chaumont's und Belleville's strich um die Häuser oder vielmehr um die Hütten, die in diesem kleinen, damals fast noch unbewohnten Thale zerstreut lagen, und deren Umzäunungen aus Mauern von Erd- und Knochenwerk bestanden. Dieser schauervolle Ort schien der naturgemäße Aufenthalt des Elends und der Verzweiflung zu seyn. Der Mann, der sich mit Verfolgung jenes armen Geschöpfes abgab, welches muthig genug war, mitten durch diese schweigsamen Straßen zu schreiten, schien bestürzt über das Schauspiel, welches sich hier seinen Blicken darbot. Er blieb nachdenklich in einer unschlüssigen Stellung aufgerichtet stehen, schwach beleuchtet von einer Straßenlaterne, deren unsicheres Licht kaum den Nebel zu durchdringen vermochte. Die Furcht schärfte die Augen der alten Dame; sie glaubte, sich rasch umblickend, in den Zügen des Fremden einen finstern Ausdruck zu bemerken. Die frühere Angst wachte wieder in ihr auf, sie benutzte die Unschlüssigkeit, die ihn hinderte, sich nach dem einsamen Hause zu wenden, berührte eine an der Thür verborgene Feder, und verschwand mit fabelhafter Schnelligkeit.

Der Unbekannte betrachtete unbeweglich aufmerksam dieses Haus, welches in vieler Beziehung den Stempel des Elends in den Wohnungen dieser Vorstadt trug. Dieses schwankende, von Bruchsteinen gebaute Nest war mit einer Lage von vergilbtem Gyps bedeckt, die so stark beschädigt war, daß man fürchten mußte, der leiseste Wind könne sie abwerfen. Das mit Moos bewachsene braune Ziegeldach senkte sich auf einigen Stellen so tief, daß man glauben mußte, es erliege der Wucht des Schnees. Jedes Stockwerk hatte drei Fenster, deren durch Feuchtigkeit verfaulte, durch Sonnenhitze verschobene Rahmen auf die Kälte in den Zimmern schließen ließen. Dieses vereinzelte Haus glich einem alten Thurme, den der Zahn der Zeit gänzlich zu zerstören vergessen. Ein schwaches Licht erhellte die unregelmäßigen Fenster in der Dachstube dieses armseligen Gebäudes, dessen übriger Theil in vollständiger Finsterniß lag.

Die atte Dame stieg nicht ohne Mühe die krumme, holperige Treppe hinauf, sich mühsam an einem Seile, das statt Geländer diente, festhaltend. Sie klopfte geheimnißvoll an die Thür der Dachstube, schlüpfte eilig hinein und setzte sich erschöpft auf einen Stuhl, den ihr ein Greis anbot.

„Verbergt Euch, verbergt Euch!" sagte sie zu ihm. „Obgleich wir nur sehr selten ausgehen, so sind unsere Wege dennoch entdeckt, unsere Schritte ausgekundschaftet."

„Was ist vorgefallen?" fragte eine alte Frau, die in der Nähe des Feuers saß.

„Der Mann, der seit gestern unser Haus umschleicht, ist mir diesen Abend gefolgt!" sagte die Dame.

Bei diesen Worten betrachteten sich die drei Bewohner der Dachstube mit dem Ausdruck des größten Schreckens. Jedoch schien der Greis, vielleicht der am meisten gefährdete, am wenigsten aufgeregt. Wenn man unter der Last eines schweren Unglücks oder unter dem Joch der Verfolgung steht, dann kommt ein muthvoller Mann leicht dahin, sich als ein nothwendiges und sicheres Opfer anzusehen; er betrachtet fortan seine Lebenstage nur wie einzelne, dem Schicksal noch abgerungene Siege. Die auf den Greis gehefteten Blicke der beiden Frauen zeigten deutlich, daß er der besondere Gegenstand ihrer Sorge war.

„Laßt uns nie an Gott verzweifeln, meine Schwestern!" sagte er mit gedämpfter, aber klangvoller Stimme. „Saugen wir nicht sein Lob selbst mitten unter dem Geschrei der Mörder und der Sterbenden im Kloster der Carmeliter! Wenn ich auf seinen Willen aus diesem Blutbad gerettet wurde, so geschah es gewiß, um mich zu einem Schick-

sal aufzubewahren, das ich ohne Murren hinnehmen soll. Gott beschützt die Seinen, aber er kann über sie verfügen nach seinem Ermessen. Für Euch, nicht für mich laßt uns sorgen!"

„Nein", sagte die uns schon bekanntere alte Dame, „was gilt unser Leben in Vergleich mit dem eines Priesters!"

„Sobald wir außerhalb der Mauern der Abtei von Chelles waren, habe ich mich wie eine Todte betrachtet!" rief die Alte, die das Haus nicht verlassen hatte.

„Hier sind", sagte unsere soeben Zurückgekehrte, indem sie das blaue Kästchen aus dem Laden des Pastetenbäckers hinreichte, „hier sind die Hostien! Aber — mein Gott! — ich höre etwas die Treppe heraufkommen!"

Bei diesen Worten horchten alle Drei auf; das Geräusch verstummte.

„Erschreckt nicht", sagte der Priester, „wenn es Jemand versucht, bis zu uns zu dringen! Eine Person, auf deren Treue wir sicher bauen können, hat alles aufbieten müssen, die Grenze zu passiren, und wird nun kommen, die Briefe abzuholen, die ich an den Herzog von Langeais und an den Marquis von Beauseant geschrieben habe, damit sie Mittel auffinden, Euch aus diesem entsetzlichen Lande, wo Tod oder Elend Euer wartet, hinwegzuführen."

„Ihr werdet uns also nicht folgen?" fragten sanft die beiden Nonnen mit verzweiflungsvoller Miene.

„Mein Platz ist da, wo es Opfer gibt!" antwortete der Priester würdevoll.

Die beiden Frauen schwiegen; sie betrachteten ihren Gast mit heiliger Bewunderung.

„Schwester Martha", sagte Dieser, sich zu der Nonne wendend, welche die Hostien gebracht hatte: „Auf das Wort „Hosianna!" wird jener Bote: „Fiat voluntas!" erwiedern."

„Es ist Jemand auf der Treppe!" rief die andere Nonne und öffnete einen im Dach verborgenen Behälter. Bei der lautlosesten Stille war es jetzt leicht, die Schritte eines Mannes zu erkennen, der die mit verhärtetem Schmutz bedeckten Treppenstufen heraufstolperte. Der Priester kroch mühsam in eine Art Schrank, auf den die Nonne einige Kleidungsstücke warf. „Ihr könnt schließen, Schwester Agathe!" sagte er mit erstickter Stimme.

Kaum war der Priester versteckt, als drei Schläge gegen die Thür die beiden heiligen Frauen erbeben machten; sie berathschlagten, ohne ein lautes Wort zu wagen, leise durch Blicke. — Sie schienen beide etwa 60 Jahre zu zählen. Seit vierzig Jahren von der Welt abgeschieden lebend, waren sie wie Treibhausblumen, die umkommen, wenn man sie verpflanzt. An das Klosterleben gewöhnt, konnten sie sich in einem andern Daseyn nicht zurechtfinden. Als eines Tages ihr Gitter geöffnet wurde, erschracken sie, sich in Freiheit zu sehen. Man kann sich leicht vorstellen, in welche fast blödsinnige Stumpfheit die Ereignisse der Revolution ihre unschuldigen Seelen versetzt hatten. Außer Stande, ihre klösterlichen Anschauungen mit den Drangsalen des Lebens in Einklang zu bringen, unfähig, ihre eigene Lage zu begreifen, glichen sie Kindern, die bis dahin sorgfältig gepflegt, plötzlich des mütterlichen Schutzes beraubt wurden, und nun beteten, anstatt um Hülfe zu rufen. Vor Beginn der Gefahr, in der sie diesen Augenblick schwebten, lebten sie schweigsam und duldend, keine andere Waffe kennend, als die der christlichen Demuth und Ergebung.

Der Mann, der jetzt mit dreimaligem Klopfen Einlaß begehrt hatte, unterbrach die Stille auf eigenmächtige Weise; er öffnete die Thür und stand plötzlich vor ihnen. Die beiden Nonnen erbebten, sie erkannten in ihm dieselbe Gestalt, welche seit einigen Tagen ihr Haus umschlich und sie auszukundschaften schien. Sie blieben unbeweglich und betrachteten ihn mit unruhiger Neugierde, wie schüchterne Kinder, die schweigend Fremde anstarren. — Dieser Mann war von hoher kräftiger Gestalt, aber nichts in seinem Gang und ganzen Wesen ließ auf einen bösen Menschen schließen. Er blieb wie die Nonnen unbeweglich und ließ seine Blicke langsam durch das Zimmer schweifen.

Zwei auf den Dielen liegende Strohmatten dienten den beiden Nonnen als Betten. Ein einziger Tisch befand sich in der Mitte des Zimmers; auf diesem standen ein messingener Leuchter, einige Schüsseln, drei Messer und ein Brod. Das Feuer im Ofen glimmte matt. Einige in einer Ecke aufgeschichtete Holzstücke bethätigten die Armuth der beiden Klausnerinnen. Die Wände von sehr alter Tünche verriethen den schlechten Zustand des Dachwerks, ein Netz brauner Flecken zeigte ringelförmig an, wie oft das Regenwasser hier durchgesickert seyn mußte. Eine, jedenfalls aus der Abtei gerettete Reliquie zierte das Kaminsims. Drei Stühle, zwei Koffer und eine schlechte Kommode vervollständigten das Geräth dieses Raumes. Eine gangbare Thüre in der Nähe des Kamin's ließ auf ein zweites Zimmer schließen.

Die Bestandtheile dieser Zelle waren bald von der Person in Augenschein genommen, die unter so schrecklichen Vorbedeutungen in diese Wirthschaft eingedrungen war. Ein Gefühl von Erbarmen drückte sich in seinem Gesichte aus; er warf einen wohlwollenden Blick auf die beiden heiligen Jungfern, die nicht weniger verwirrt waren, als er selbst. Das beängstigende Schweigen der drei Personen dauerte indessen nicht lange; der Unbekannte, der die moralische Schwäche der beiden armen Geschöpfe errieth, brach es zuerst, indem er mit einer Stimme sagte, die er weich zu machen versuchte: „Ich komme nicht als Feind, Bürgerinnen." — Er hielt ein und verbesserte sich: „Fromme Schwestern, — und wenn Euch ein Unglück zustoßen sollte, glaubt nicht, daß ich dazu beitragen würde. Ich komme, um mir von Euch eine Gnade zu erbitten."

Sie sahen ihn noch immer schweigend an.

„Wenn ich Euch störe, Euch beschwerlich bin, so redet frei, ich werde mich zurückziehen; aber wisset, daß ich Euch sehr ergeben bin, und daß, wenn Ihr einen Auftrag habt, Ihr mir Euer volles Vertrauen schenken könnt, denn ich allein vielleicht stehe außer dem Gesetz, seit es keinen König mehr gibt".

Es lag in seinen Worten so sehr ein Ton der Wahrheit, daß die Schwester Agathe, diejenige der beiden Nonnen, welche aus dem Geschlechte Langeais stammte, und deren Wesen zeigte, daß sie ehemals den Glanz der Feste und die Lust des Hofes wohl gekannt habe, sich beeilte, auf einen Stuhl zu deuten, um ihren Gast zum Sitzen einzuladen. Das Gesicht des Unbekannten drückte bei dieser Bewegung eine Mischung von Freude und Trauer aus; er wartete mit dem Niedersitzen, bis die beiden Frauen selbst Platz genommen hatten.

„Ihr habt", fuhr er fort, „einen ehrwürdigen, noch nicht beeidigten Priester bei Euch aufgenommen, der wie durch ein Wunder bei der Ermordung der Carmeliter entkommen ist."

„Hosianna!" sagte die Schwester Agathe, den Fremden unterbrechend und ihn mit Spannung betrachtend.

„So heißt er nicht, so viel ich weiß", antwortete Dieser.

„Aber, mein Herr", sagte rasch die Schwester Marthe, „wir haben keinen Priester bei uns, und —"

„Ihr müßt in Zukunft vorsichtiger seyn", entgegnete sanft der Fremde, indem er seinen Arm nach dem Tische ausstreckte und ein darauf liegendes Brevier nahm. „Ich glaube nicht, daß Ihr dies Latein versteht." — Er vollendete seinen Satz nicht, denn die heftige Bewegung, die sich auf den Gesichtern der beiden armen Nonnen malte, ließ ihn fürchten, er möchte zu weit gegangen seyn. Sie zitterten und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Fasset Muth", sagte er mit freier Stimme, „ich weiß den Namen Eures Gastes und den Eurigen. Seit drei Tagen kenne ich Eure Herzensangst und Eure Ergebung für den würdigen Abbé."

„Still!" sagte ganz naiv Schwester Agathe, indem sie den Finger auf den Mund legte.

„Ihr seht, fromme Schwestern, daß, wenn ich die schreckliche Absicht gehabt hätte, Euch zu verrathen, ich dies längst hätte thun können."

Bei diesen Worten trat der Priester aus seinem Versteck heraus mitten in's Zimmer. „Ich darf nicht glauben, mein Herr", sagte er zu dem Unbekannten, „daß Sie einer unserer Verfolger sind, und vertraue mich Ihnen. Was wollen Sie von mir?"

Das heilige Vertrauen des Priesters, das Edle seines ganzen Wesens würde selbst einen Mörder entwaffnet haben. Die geheimnißvolle Person, die gekommen war, diesen Aufenthalt des Elends und der Entsagung zu entschleiern, betrachtete einen Augenblick die Gruppe dieser drei Wesen; dann sagte er mit vertrauensvollem Tone zum Priester: „Frommer Vater, ich komme von Euch eine Todtenmesse zu erbitten für die Seelenruhe einer — einer geheiligten Person, deren Körper aber nie in geweihter Erde ruhen wird."

Der Priester schauderte unwillkürlich. Die beiden Nonnen, die noch nicht verstanden, von wem der Unbekannte redete, verharrten mit gehobenem Kopf, das Gesicht den beiden Sprechern zugekehrt, in neugieriger Stellung. Der Geistliche sah den Fremden forschend an. In den Zügen desselben malte sich unaussprechliche Bangigkeit, während seine Blicke die inbrünstigsten Bitten ausdrückten.

„Wohlan", erwiederte der Priester, „kommt heute um Mitternacht wieder, ich werde bis dahin bereit seyn, den Traueract zu vollziehen, den wir als einziges Sühnopfer für das Verbrechen, von dem Ihr redet, darbringen können."

Der Unbekannte erbebte, aber eine süße und zugleich ernste Genugthuung schien über seinen geheimen Schmerz den Sieg davonzutragen. Nachdem er den Priester und die beiden heiligen Frauen ehrerbietig gegrüßt hatte, entfernte er sich mit dem Ausdruck einer stummen Dankbarkeit, welche die drei frommen Wesen wohl verstanden.

(Beschluß folgt.)

Miszellen.

(Goldgräbereien in Australien) Die „Triest. Ztg." theilt aus dem Privatschreiben einer Mitgliedes der Novara-Expedition mehrere interessante Stellen mit: „Ich bin", heißt es in einem von Sidney 5. Dec. 1858 datirten Briefe, „glücklich genug gewesen, in einem Zeitpunkte in Sidney angekommen zu seyn, in welchem eine absolute Entmuthigung in Bezug auf die Goldgräberei eingetreten war. Tausende von Goldgräbern, die nach dem Moreton-Distrikte und nach Keppelbucht sowohl aus Melbourne als von hier auf das bloße Gerücht, daß man dort Gold gefunden habe, dahin gereist waren, sind zurückgekehrt und mußten auf Kosten der hiesigen Kaufmannschaft mit Armensuppe betheilt werden, wollte man sie vor dem Hungertode, dem viele schon auf den vermeinten Goldfeldern erlegen waren, retten. Noch immer kommen Leute von dort zurück, wild aussehende Gesellen, die durch ein wüstes, regelloses Leben ein Fluch für die civilisirte Gesellschaft sind und derselben größeren Schaden bringen, als das aufgefundene Gold nutzen kann. Schade um die Kräfte, welche durch den Zudrang zu den Goldgräbereien der Bebauung dieses fruchtbaren Landes entzogen sind, welches so viel Ertrag liefern könnte, um die Goldernten vollkommen zu ersetzen, ohne die Moralität der Gesellschaft in so hohem Grade zu untergraben und deren Bestand zu gefährden. Ich habe einen kleinen Theil australischen Bodens gesehen, aber darunter herrliche, culturfähige Gegenden. Wir sahen hier Wälder, die sich kühn an die Seite tropischer Urwälder setzen können, und ich habe nichts von jenen oft beschriebenen Waldungen Australiens gesehen, die nur sparsam mit Bäumen besetzt sind, deren Kronen keine Blätter zieren, und die wie ausgestorben aussehen sollen. Eine größere Ueppigkeit von Vegetation, wie ich sie gesehen, kann nicht gedacht werden, und die Wälder, in denen ich Kängurus gejagt, waren zuweilen eben so undurchdringlich wie die Nikobarischen. Einige Eingeborne, Ueberbleibsel größerer Stämme, sind mir auch zu Gesicht gekommen. Sie sind schwarz, häßlich, aber gut und stark gebaut, faul und dem Trunke ergeben, wie alle Wilden im Contact mit europäischer Civilisation und europäischen Lastern. Was das Trinken anbelangt, so können die Colonisten Australiens in der Welt die Palme davontragen, ich habe nirgends so viel Wein und Branntwein „vertilgen" gesehen als hier, und Fälle von Säuferwuth gehören hier zu den gewöhnlichsten Dingen. Selbst unter den bessern Classen, obschon leichtere Weine, Bordeaux, Champagner, Rheinweine getrunken werden, sieht man ungeheure Quantitäten derselben verschwinden, und wie man allgemein behauptet, wären Sendungen von Weinen aus Oesterreich sehr lohnend, da die sogenannten französischen Weine meist nur sehr mittelmäßige Gemische sind, die für einen europäischen Gaumen nicht zu bewältigen sind. Von den Kosten, welche hier jede Handarbeit in Anspruch nimmt, kann man sich in Europa keinen Begriff machen. Ein Arbeiter erhält auf einer Werfte, je nach seinen Fähigkeiten, 12 bis 20 Shilling täglichen Lohn, also zwischen 6 und 10 fl. unseres Geldes. Für jeden Kalfater, den wir zur Ausbesserung der Fregatte aufgenommen, mußten wir 17 Shilling täglich bezahlen. Dabei stehen sich aber die Leute nicht besser als bei uns, da die Preise der Wohnungen und Lebensmittel im Verhältniß zu jenem hohen Lohne stehen."

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 8. Sonnabend, den 9. April. 1859.

Heiligenblut*).

In Kärnten's Gau, wo aus der Gletscherquelle
Die Möll entspringt, ein Liebling der Natur,
Da steht ein Kirchlein auf der Alpenflur, —
Ein spitzer Thurm, und gothisch eng die Schwelle.

Zum Frieden mahnt und zum Gebet die Stelle,
Weit abseits liegt von Zank und Haß die Spur,
Hier wohnt noch Unschuld, süße Ruhe nur,
Ein Haus des Herrn ist diese Bergkapelle.

Das Thal ist einsam, hohe Ferner schauen
Prachtvoll hinunter aus den klaren Lüften,
Und wenn die Glocke tönt im Morgengrauen,

Da steigt's hinab von feuchten Alpentriften,
Demüthig, wie zur Zeit der schlichten Väter,
Kniet am Altar der Kreis der frommen Beter.

Was braus't im Thal? was soll die Lust bedeuten?
Im Sonntagsstaat', in festlichem Gedränge
Erscheint das ernste Volk der Alpenhänge,
Der Pöller kracht und alle Glocken läuten.

Der Kaiser ist's, den jubelnd sie begleiten,
Die hohe Frau entzückt die treue Menge;
Sonst grüßte sie wohl stolz'res Prunkgepränge,
Mehr aus dem Herzen kam's zu keinen Zeiten.

Und in das Kirchlein schreitet fromm vor Allen
Das Herrscherpaar, da schweigt das Festgetose,
Sie knie'n sich nieder, beten; und wie sie,

Stürzt auch das Volk im Andachtsturm' auf's Knie;
Der Geist des Herrn erfüllt die schlichten Hallen,
Und drüber glüht die ew'ge Gletscherrose.

Vorüber ging die schöne Zeit der Freude,
Doch blieb zurück ein Glanz in allen Herzen,
Und auch die Kaiserin denkt — in Lust und Schmerzen
Des Alpenvolk's mit gütigem Bescheide.

Ein Meßgewand, ein herrliches Geschmeide,
Schickt sie dem Kirchlein, hell in edlen Erzen,
Und eines theuern Festtag's zwischen Kerzen
Erscheint der Priester im geweihten Kleide.

Die Menge betet für's geliebte Paar;
Als dann das hohe Feieramt beendet,
Spricht eine Greisin an das Volk gewendet:

„Oft baten wir für sie schon am Altar,
„Doch nie mit solcher Inbrunst, solchem Flehen,
„Als seit wir betend sie bei uns gesehen."

Adolf Ritter v. Tschabuschnigg.

*) Aus dem prachtvollen Werke: „Das Kaiser-Album VIRIBUS UNITIS." Herausgegeben von der Mechitaristen-Congregation. Wien. Mechitaristen-Buchdruckerei. 1858.

Mageregg

(das alte und neue.)

In dem anmuthigen und schlösserreichen Wölfnitzthale, eine halbe Stunde von Klagenfurt liegt das Schloß Mageregg, welches seinen Namen von seinem Erbauer Wolf Mager von Fuchsstat, so wie das nachbarliche Welzenegg den seinen von dem Herrn von Welzér hat.

Es war das sechzehnte Jahrhundert, wo die Edlen sich mehr in den Ebenen anbauten und daher die Ausgänge der Schloßnamen statt dem bedeutungsvollen „stein", „berg" und „burg", den mit „au" und „egg" oder „eck", später „thal", „hofen" und „hausen" annahmen. Das alte Schloßgebäude von Mageregg bestand in einem einstöckigen, geschlossenen Vierecke, mit zwei gleichförmigen Thürmen an den Ecken der Nordseite und einem runden an der südwestlichen Seite. Die Thürme waren mit ganz einfachen spitzen Dächern versehen und so wie das Schloßgebäude mit Schindeln eingedeckt. Die Fenster des Schlosses im Erdgeschosse waren sehr klein und viereckig, ebenso im ersten Stocke, und sowohl die einen wie die andern mit massiven Eisengittern versehen, so daß das Ganze mehr einem Gefängnisse als der Wohnung freier Leute, die hier Erholung und Erheiterung suchten, gleich sah; sicher war es jedoch nur die damals noch herrschende Türkenfurcht, welche dem Ueberfalle eines ihrer Streifkorps so ein Hinderniß verlegen wollte.

Bei dem Umbau im Jahre 1845 fanden sich die Spuren, daß das Schloß an das östliche Flügelgebäude, welches man abtrug, gleichsam angelehnt war, denn es hatte nicht allein seine eigenen Grundmauern, sondern als das abgetragene Baumaterial hinweggeschafft wurde, sah man, daß die

Mauer des Schlosses von oben nach unten gerade so weit verging, als man gewöhnlich Mauern nach Maßgabe der Höhe verjüngt oder, mit andern Worten, von unten der Höhe zu dünner macht. Man war daher auch genöthigt, zur Beseitigung dieses Uebelstandes die betreffende Mauer von Grund aus aufwärts angemessen zu verstärken. Der Anbau des nun entfernten, bis gegen die Glan reichenden Flügelgebäudes hatte den vierten Thurm ersetzt.

Der Denkstein, welcher früher ob dem Eingangsthore eingemauert war, und nun an die Wand des Vorhauses übertragen zu sehen ist, lautet:

„Vivit post funera virtus."

„**Dis Gebel ist vollendet wurden im 1590 Jar. Gott geb seinen Segen dazu.**"

Unten daran schließt sich in halberhabener Arbeit das Familienwappen des Erbauers und zur Seite das seiner Gattin; die Unterschrift des Erstern lautet:

„**Der Edl und Gestreng Herr Wolf Mager von Fuchsstat zu Niedertrichsen, Erblandstabtmeister in Khar (Khärnten) und Ee. Er. Lad. (Einer Ehrsamen Landschaft) daselbst Verordneter und General Einnemer.**"

„**Die edel und Erntugethafft Fraw, Elisabet Magerin, Geborne Paradeiserin zu Neuhaus. Sein Gemahel.**"

So stand seit dritthalbhundert Jahren dieses Schloß, welches von den ausgestorbenen Magern an die Freiherren von Deutenhofen, dann jene von Schluga überging, und zuletzt ein Eigen des Malborgether Gewerken Jeffe war, immer mehr verödend und vereinsamt. Kaum daß man dessen Dachung von der an der Berglehne gegen Lendorf zu ziehenden Straße sah, so war es von Bäumen, Gestrüpp und Schilf umwachsen und des umgebenden Sumpfes wegen beinahe unzugänglich; es hatte nichts Einladendes für den Wanderer es zu betreten.

Wenn es ein Verdienst um die Kunst, um das Land selbst ist, besonders in Bezug auf die Umgebung, einen alten, oft unwohnlichen Bau umzustalten, ihn mit allen Beigaben des modernen Comforts auszustatten, wie wir es bei dem gegenwärtigen Schlosse zu Wolfsberg in einem Grade zu bewundern haben, wozu freilich nur Reichthum befähigt, gewinnt so eine Neugestaltung für uns an allgemeinem Interesse, wenn bedeutende Hindernisse hinweggeräumt, für die Gesundheit, den Anbau und Produktion wesentlich gewonnen, und ein auch für schwächere Vermögenskräfte nachahmungswürdiges Beispiel gegeben wurde. In dieser Hinsicht fühlen wir uns verpflichtet, die uns vorliegenden Notizen und Akten ein mehreres zu benützen und auszuziehen; denn der Neubau von Mageregg hat diese an sich schönste Landschaftpartie bei Klagenfurt von der beschriebenen häßlichen gerade ihre Mitte ausfüllenden Stelle befreiet, ihr die freie Ein- und Ansicht auf eines der schönsten Landschlösser gegeben und den, vorhin böse Dünste aushauchenden, in Sumpf und Schmutz gleichsam versunkenen Boden einer blühenden üppigen Vegetation gewonnen, und alles dieses hat die nicht von Ferne her um hohen Preis sich verschaffte Kunst — nein, die eigene Intelligenz, eine beharrliche Thätigkeit bei gewöhnlichen Mitteln geschaffen.

Wie bekannt sind auf der anscheinend ebenen und kurzen Strecke von der „Franzmühle" bis Karnburg acht Getreidemühlen. Bei jeder derselben wird das Glan-Wasser bis an den Rand der beiden Ufer gespannt, um für die betreffende Mühle ein möglichst hohes Gefäll zu gewinnen, was zur Folge hat, daß das an die Glan anstoßende Land bei der Durchlässigkeit seines Terrains von dem hochgestauten Flußwasser nicht allein ununterbrochen durchnäßt, sondern auch das beiderseitige Ufer bei jedem Land- oder heftigeren Gewitterregen auf große Flächen hinaus überfluthet wird, und da diese Inundation keinen Abfluß findet, sie so lange stehen bleibt, bis sie verdunstet oder versinkt. Da diese Ueberfluthungen alljährlich wiederholt eintreten, so ist es ganz natürlich, daß an tieferen Stellen bleibende größere oder kleinere Sümpfe sich bildeten und theilweise noch bilden. Um nun diese Versumpfungen um Mageregg herum zu beseitigen, sorgte der neue Käufer des Schlosses und des damit verbundenen Areals, Thomas Ritter von Moro, bei dem Umbaue der dasigen Mühle durch Errichtung mehrerer großen Abflußwasserthore dafür, das Wasser selbst bei hohem Stande nach Belieben regeln zu können. Damit dieses aber um so sicherer und durchgreifend bewerkstelligt wurde, fand man es unerläßlich, die nächste, und zwar zum eigenthümlichen Gute Ehrenhausen gehörige Mühle ganz auf-, und dem Wasser alldort seinen ungestörten freien Lauf zu lassen. Da die Stauung an der aufgehobenen Mühle 4 Schuh betrug, fiel auch der Wasserspiegel der Glan um 4 Fuß. Man kam daher in die Lage, von Mageregg bis zur aufgehobenen Ehrenhauser-Mühle jede Versumpfung durch Ableitungs-Canäle, die in das nun tiefer liegende Glan-Flußbett einmünden, hindanhalten zu können.

Durch die obenerwähnten Abänderungen wurde allerdings die durch den Glan-Fluß um Mageregg verursachte Versumpfung beseitigt; allein die viel bedeutendere und schwierigere Aufgabe war die Trockenlegung der großentheils mit Schilf und Erlengestrüpp bewachsenen, bei 12 Joch messenden, ganz verwahrlosten und versumpften Weide an der ganzen Westseite des zum Gute gehörigen Grundbesitzes, die noch dazu bis zum Schloßhof reichte.

Um nun diesen großen Uebelstand, dessen Beseitigung sich auch in sanitätlicher Beziehung von Wesenheit darstellte, indem sich in der wärmeren Jahreszeit bei den Bewohnern von Mageregg häufig Wechselfieber einstellten, zu heben, ging man dabei folgender Massen zu Werke. Zuerst wurde untersucht, woher das Wasser komme, welches den Sumpf verursachte. Da man fand, daß selbes aus einer nahe liegenden Gruppe stärkerer und schwächerer Quellen, die am nordwestlichen Ende der, wenn gleich ganz ebenen, Weide entsprangen, unterhalten werde, so grub man vom Unterwasser, hart an der Mageregger-Mühle, einen acht Schuh breiten Canal, der ganzen Länge der entsumpften Weide entlang, bis mitten durch die Quellengruppe. Dadurch wurde nun all das Quellenwasser in den zu diesem Zwecke hergestellten Canal aufgenommen und ungehindert in die ungefähr 4½ Schuh tiefer liegende Einmündung in die Glan abgeleitet. Diese Arbeit war von so entsprechendem Erfolg, daß das versumpfte Terrain in kurzer Zeit so trocken war, daß man zur Ausrottung des Erlengestrüppes schreiten konnte.

Nach Maßgabe, als solches hinweggeschafft war, fing man auch gleich an, den Boden an jenen Stellen, wo starke Zugochsen nicht zu tief einsanken, mit einem Pflug auf einen Schuh Tiefe umzustürzen, die Stellen aber, wo das Zugvieh nicht verwendet werden konnte, ließ man durch böhmische Teichgräber auf 2—3 Schuh Tiefe umwerfen. Der so in rauhen Furchen liegende Neubruch wurde im darauf folgenden Winter, als er fest gefroren, mit Dünger überführet, im Frühjahre auf die rauhen Furchen mit Hafer und süßen Wiesengräsern besäet und dann gut eingeeggt. Die erzielte Hafererute war so ergiebig, daß sie einen Theil des verwendeten Düngers bezahlte. Aber auch die Gräser stockten sich nach dem

Haferschnitt so freudig an, daß man schon im nämlichen Jahre eine ziemlich ergiebige Herbstmahd, im darauf folgenden eine sehr reichliche Heu- und Grumetmahd erhielt.

Da die Durchführung der erwähnten Arbeiten einen erheblichen Aufwand von Zugkraft und Kosten in Anspruch nahmen, man dieselben jedoch mit eigenen Dienstbothen und Zugthieren herzustellen bemüht war, konnten alljährlich immerhin nur einige Joche in Cultur gebracht werden. Es war daher ein Zeitraum von sechs Jahren erforderlich, um mit allem zu Ende zu gelangen. Man wird daher der Wahrheit am nächsten seyn, wenn man sagt, daß die Herstellungskosten dem Ankaufspreise des betreffenden Grundstückes gleichkamen.

Indessen wie groß war der Nutzen solch angestrengter Bemühung! Statt eines häßlichen, der Gesundheit verderblichen Sumpfes hatte man nun für immer üppige, mit süßen Gräsern dicht bewachsene, schöne trockene Wiesen.

Nebst der eben besprochenen, in der unmittelbaren Nähe von Mageregg in Cultur gesetzten Bodenstrecke wurde auch die anstossende, unter der Moosburger-Bezirksstrasse liegende, ganz saure, bisher fast keinen Ertrag an Futter gebende Wiese trocken gelegt. Die Versumpfung rührte von gleicher Ursache her, nämlich aus an Ort und Stelle liegenden Quellen. Man wandte daher zur Entsumpfung die ganz gleichen Mittel an: suchte nämlich zuerst die Quellen alle auf, und führte das Wasser derselben mittelst eines zu diesem Behufe angelegten Canales bei der aufgehobenen Ehrenhauser-Mühle in das tiefer liegende Bett der Glan. Dieser nun trocken gelegte Grund eignet sich ganz vorzüglich zum Anbaue aller Gattungen Gartengemüse und Wurzelgewächse, daher selber großentheils nur dazu benutzt wird. Er gibt aber auch wirklich so ausgezeichnet schöne Produkte, wie man solche nicht leicht in einem gutgepflegten Küchengarten finden kann, wozu wohl die tiefe Erdschichte und der reichliche Humus das meiste beiträgt.

Da nun auch dieser Sumpf beseitigt ist, liegt Mageregg nun ganz im Trocknen, und es kann somit jede Bodenkultur allda betrieben werden, die unseren klimatischen Verhältnissen zusagend ist.

Schreiber dieses kann nicht umhin zu bemerken, daß ihn bald nach Vollendung der ersten Entsumpfung es ungemein erfreute, als er im betreffenden Canale oder Quellenabflusse, an der Stelle, wo sonst Kröten und Nattern gehaust, Forellen das spiegelklare Gewässer durchschneiden sah, so wie er im bekanntlich enorm trocknen heißen Jahre 1857, wo ringsum die Gräser verbrannten, hier zu seinem nicht geringen Erstaunen den frischesten üppigen Graswuchs antraf.

Es mag übrigens sich die Frage aufwerfen, warum man hier nicht auf die gegenwärtig viel besprochene und mehrfach mit Erfolg angewendete Drainage dachte; allein der Grund davon ist einfach der, daß Ingenieure, die im Drainiren vollkommen kundig sind, sich bei Besichtigung und Prüfung des in Rede stehenden Terrains dahin ausgesprochen hatten, daß hier das zum Drainiren nöthige Gefäll nicht erzielbar war, außer man hätte den Wasserabzugscanal bis zum Unterwasser der „Mantschemühle" geführt und dort in die Glan einmünden lassen, was sowohl ein fremdes Grundstück berühren und auch sonst zu kostspielig hätte seyn müssen.

Wer übrigens das beobachtete Verfahren in gleichen, hierlandes so vielfach vorkommenden Fällen, wie zu sehen, mit so ungemein wichtigem Erfolge anzuwenden sich versucht fühlen sollte, wird aus dem Angeführten entnehmen, daß die Grundbedingung die der zu erzielenden Tieferlegung des anliegenden Flußes oder Baches und sonach des Abflusses der Inundation sey.

Bei weitem weniger Schwierigkeiten hatte der zweite Theil der Frage: wie nämlich das alte, unförmliche und wenig wohnliche Schloß umzustalten sey, dessen Zimmer theils zu groß, theils zu klein, deren Fußböden fast durchaus ungleich, daher die Eingänge mit Stufen behaftet, die Stiege steil, offen und dunkel war.

Um es nun in einen freundlichen und wohnlichen Zustand zu bringen, wurde der anerkannt sehr tüchtige Baumeister von Völkermarkt, Rudolfi sel., ersucht, einen Bauplan zu entwerfen, deren Ausführung der nun auch schon verstorbene Domenico Venchiarutti in Klagenfurt übernahm. Beide haben das Ihre würdig geleistet. Alle Thüren und Fenster wurden entsprechend vergrößert, im ersten Stocke die eisernen Gitter entfernt, die Fußböden alle in ein Niveau gebracht, den Zimmern eine angemessene harmonische Größe gegeben, die Stiege sanft ansteigend, licht und geschlossen, die Hauptmauer und Thürme um zwei Klafter gehoben und Mezzaninen hergestellt.

Um die südliche Front in eine Symmetrie zu bringen, wurde an der südöstlichen Ecke ein dem südwestlichen ganz ähnlicher runder Thurm vom Grunde aus erbaut, so daß die nördliche Front viereckige, die südliche runde Thürme begrenzen und abschließen, welche in kleine Kuppeln mit Fähnchen enden, mit ihrer gesensterten Ueberlage dem Dache die Schwerfälligkeit nehmen und gleichsam ein Belvedere nach allen Seiten bilden. Ober dem geräumigen Ausgangsthore, an der Nord- oder Gartenseite führt eine Doppelthüre auf einen Balkon.

Die ganze Bauart sammt Ornamenten ist, so wie es thunlich war, im sogenannten bizantinischen oder besser romanischen Rundbogen-Style gehalten. Da sich im abgetragenen Gebäude eine Hauskapelle fand, wurde dieselbe im Erdgeschosse des neuerbauten rechtseitigen Thurmes wieder hergestellt und kirchlicher Seits autorisirt.

Doch damit wir nicht einzig das an die Ewigkeit und die waltende Vorsehung Mahnende in Bezug auf den Inhalt des Schlosses anführen, glauben wir beisetzen zu müssen, daß eine äußerst geräumige, hochgewölbte Vorhalle des Erdgeschosses den Eintretenden empfange und eine, wiebeschrieben, angenehm wandelbare Stiege in den ersten Stock führe, wo sich ihr der Eingang in den schönen, sehr geräumigen Vor- und im Sommer Speisesaal öffnet.

Die der Hauptfront zu gelegenen, dem Empfange gewidmeten Gemächer sind eben so geschmackvoll und sinnig, als dadurch für jeden Vaterlandsfreund und Liebhaber des Landschaftsfaches in der Malerei einladend und in Anspruch nehmend ausgestattet, daß hier eine große Anzahl der ausgesuchtesten Gemälde dieses Genres von Eduard Ritter von Moro, Caroline E. v. Moro geb. v. Rainer, Baronin Bertha Zois geb. E. v. Moro, Steinfeld, Pernhart, Melling, Kreißl u. a. m., so wie interessante Portraite und Stahlstiche aufgestellt sind.

So ist Mageregg gleichsam einem neuen Grunde entwachsen ein ungemein lieblicher und heiterer Landsitz, freundlich wie seine Eigenthümer, und mitten zwischen Ehrenhausen, Ehrenthal, Emmersdorf, Ehrenbichl, Pitzelstätten, Tentschach, Seldenheim, Hallegg, Falkenberg, wie ein Smaragd im schönen Kranze der Edelsteine, welche theils aus Waldesdunkel, theils auf luftigen Höhen emporragen und dieses Thal, wie keines im Lande, in solcher Menge und engem Umfange schmücken.

*

Wer den kurzen Weg zu Wagen von Klagenfurt über Lenderf, Tultschnigg, Hallegg vorbei dem „Schrotthurm" zu und so zurück dem Werdersee und dem „Lendcanal" entlang machen will, wird mit uns übereinstimmen, daß diese Fahrt an Mannigfaltigkeit, Lebensfrische Nah- und Fernsicht jede andere in gleicher Dimension hinter sich lasse. H.

Der Kampf mit dem Drachen.

(Altes Standbild in Klagenfurt.)

Noch währet immerfort der Streit
Aus längstverklung'nen Tagen,
Der uns aus alter, finst'rer Zeit
Vererbt in dunklen Sagen.
Und doch, wie alt und grau die Kund',
Die wir aus Dunklem heben,
Sie scheinet uns auf steinerm Grund,
Ein Bild der Zeit zu geben.

Unausgekämpft ist noch der Kampf —
Noch steht auf dem Gestelle,
Und hält die Keule, wie im Kampf,
Der markige Geselle;
Das Ungeheuer dreht den Schweif
Mit seinem Stachelsporne,
Zum engverschlung'nen Doppelreif
Im altgeword'nen Zorne.

Nach aufwärts strebt sein Flügelpaar
Hoch in die Luft zu schnellen,
Mit mächt'gem Druck, frei von Gefahr
Den starken Feind zu fällen.
Allein, wie's auch empor sich rafft,
Am Boden bleibt es kleben;
Den Schwingen fehlt die mächt'ge Kraft,
Die Adlerflügel heben.

Wie auch das Thier gewaltig scheint,
Ist's an den Staub gebunden,
Und starret drohend an den Feind,
Der wacht zu allen Stunden.
Ob auch das Unthier grimmig bleckt
Des Rachens spitze Zähne,
Der Wächter stehet, muthbedeckt,
Mit Kraft in jeder Sehne.

So drohet uns aus West und Süd
Der Haß aus alten Tagen,
Der seine Zornesworte sprüht,
Begierig, loszuschlagen.
Doch stehen, sonder Furcht und Scheu,
An unser's Landes Marken
Als Wache: Ehre, Muth und Treu
Der heldenherz'gen Starken.

H. S.

Carl Mathias Barnabas Rainer Ritter von und zu Lindenbichel, k. k. Feldmarschall-Lieutenant.

Die „Militärische Zeitung" bringt folgende biographische Skizze dieses unsers am 16. März d. J. in Gratz verstorbenen Landsmannes:

Carl Mathias Barnabas Ritter von und zu Lindenbichel, k. k. FML. in Pension, Herr und Landmann in Kärnten und Steiermark, ist aus einer im Jahre 1592 geadelten Familie entsprossen, kam am 11. Juni 1783 zu Bleiberg in Oberkärnten zur Welt, und begann seine militärische Laufbahn im Jahre 1792, da ihm ein kärntnerisch-ständischer Stiftungsplatz in der Wiener-Neustädter Akademie verliehen wurde. Durch neun Jahre wußte er sich als einer der vorzüglichsten Zöglinge zu behaupten, die letzten zwei Jahre mit Feldwebels-Auszeichnung; da aber zu jener Zeit eine Ausmusterung als Lieutenant nicht statt hatte, so wurde Rainer am 23. März 1801 zum Fähnrich beim leichten Bataillone „Greth" ernannt, inzwischen noch einige Zeit bei dem Feldzeugmeister Franz Grafen Kinsky, Direktor der Akademie, als 2. Adjutant und gleichzeitig als Supplent der Mathematik in der 8. Classe verwendet, und dann erst erfolgte seine Einrückung zum Bataillon nach Cividale. Der eingetretene Friede brachte ihn in das damals kärntnerische Linien-Infanterie-Regiment Wilhelm Schröder Nr. 26, wo er mit dem Unterrichte der jüngeren Offiziere und Cadeten betraut wurde.

Im Dezember 1804 bezog das Regiment den Kordon gegen das gelbe Fieber in „Istrien", Rainer aber ward zur Aufnahme dieser Provinz unter Leitung des damaligen Oberstlieutenants Tomassich verwendet und dem Generalstabe zugetheilt.

Am 27. August 1805 zum Oberlieutenant im Generalstabe befördert und nach Padua in's Hauptquartier berufen, machte er die Schlacht bei Caldiero, die Rückzugsgefechte bei „Vicenza", an der „Piave", am „Tagliamento" und „Isonzo" mit, und verlor bei „Caldiero" ein Pferd unter dem Leibe und in „Venedig" seine Bagage; dann kam er noch in demselben Jahre in das Infanterie-Regiment Erzherzog Maximilian Nr. 35, rückte mit diesem im Jahre 1809 gegen „Regensburg" und „Amberg", machte den Rückzug nach „Wien" und die Schlacht bei „Aspern" mit, und bezog die Vorposten gegenüber der Insel „Lobau". Am 5. und 6. Juli stand Rainer in der Schlacht von Wagram mit dem Regimente im heftigsten Feuer, wurde am 6. durch ein zerschmettertes Gewehr derart am Kopfe verwundet, daß er als todt liegen gelassen wurde; bei zurückgekehrtem Bewußtseyn gelang es ihm aber, sein Regiment zu ereilen und dann noch an dem Treffen von Znaim Theil zu nehmen. Nach der Schlacht von Wagram zum Capitainlieutenant befördert, machte er den Rückzug über „Iglau", „Olmütz", „Ungrisch-Hradisch" nach „Maytheny", wurde von hier aus nach „Szered" berufen, dem Generalstabe zugetheilt, mit der Aufnahme und der Beschreibung der „Waag" beauftragt und bei dem Baue des Brückenkopfes verwendet.

Im Jahre 1813 kam das Regiment in das kaiserliche Hauptquartier nach „Gitschin", dann in das Lager bei „Laun", hierauf in die Division Colloredo und traf am 25. August auf den Höhen von Dresden ein. Am 26. August rückte diese Division gegen die Flesche vor dem Moschinsky'schen Garten, nahm sie mit Sturm, verlor und gewann sie abermals, worauf der Sturm auf diesen Garten

und den als Spital benützten Schüttboden durch das zweite Bataillon des Regimentes mit der Compagnie des Verstorbenen an der Tete unternommen wurde. Die Sturm-Colonne rückte trotz dem heftigsten Kleingewehrfeuer rasch gegen die Umfassungsmauer des Gartens vor, wurde aber von mehreren aufgefahrenen Batterien so mörderisch empfangen, daß von der Compagnie des Hauptmanns Rainer nicht weniger als 81 Mann auf dem Platze blieben; Oberst Giesen des Regiments wurde tödtlich blessirt und starb einige Tage nachher. Major Hauer verlor zwei Pferde, nichtsdestoweniger wurde das Bataillon noch zweimal zum Sturme vorgeführt. Die Division Colloredo zog sich nach der Schlacht auf „Teplitz" zurück, doch mußten die Truppen, die seit dem 27. nicht abgekocht hatten, am 30. früh in die Schlachtlinie bei Kulm einrücken. Von der sehr geschwächten Compagnie des Verstorbenen wurden in dieser Schlacht noch 5 Mann getödtet und 14 schwer blessirt, so daß dieselbe beinahe gar keine diensttauglichen Leute mehr zählte; ihr Commandant, der tapfere Rainer, war aber zum wirklichen Hauptmanne ernannt worden.

Im Jahre 1815 wohnte Rainer der Blokade von „Gaeta" bei; dann rückte das Regiment nach „Aix" und von dort zur Blokade der Festung „Antibes" vor. Hier wurde Rainer dadurch ausgezeichnet, daß er außer der Tour zur selbstständigen Besetzung und Vertheidigung des Forts „Quarrée" die Bestimmung erhielt; zur Bedienung der Geschütze war ihm eine von einem Offiziere commandirte Abtheilung piementesischer Artillerie beigegeben.

Nach dem Pariser Friedensschluße verließ er dieses anvertraute Fort und rückte mit dem Regimente nach „Böhmen" ab. Im Jahre 1819 wurde Rainer als Geometer der Catastral-Vermessung in „Triest" zugetheilt, avancirte 1820 zum Inspektor und 1821 zum Unter-Direktor im Küstenlande. Unter seiner unmittelbaren Leitung wurde ein großer Theil des Fiumaner-Kreises mit den quarnerischen Inseln Veglia, Cherso, Lußin, Sansego, ein Theil von Istrien, das ganze Triester-Gebiet und der Görzer-Kreis vermessen, dann setzte er nach Steiermark über und hier wurde der Judenburger-, Bruder- und Cillier-Kreis triangulirt und im Detail vermessen. Vom Jahre 1826—1831 war der Budweiser-, Taborer- und Prachiner-Kreis Böhmens der Schauplatz seiner verdienstlichen Thätigkeit. Bei den anscheinend kriegerischen Verhältnissen des Jahres 1830 wurde die Vermessung suspendirt und Rainer rückte im Frühjahre 1831 wieder zum Regimente ein. Zum Major im Jahre 1833, bald darauf zum Grenadier-Bataillons-Commandanten, 1837 zum Oberstlieutenant und 1840 zum Obersten und Regiments-Commandanten, immer im 35. Infanterie-Regiment befördert, befehligte Rainer dasselbe durch 7 Jahre in der Bundesfestung Mainz und führte es dann nach Königgrätz, wo ihn die Ernennung zum Generalmajor traf, nachdem er 45 Jahre in demselben Regimente gedient hatte. In dieser neuen Stellung wurde ihm eine Brigade in „Prag" übertragen, welche er auch in den Pfingsttagen 1848 commandirte und bei der Truppe so lange Stand hielt, bis er durch einen Prellschuß auf die Brust kampfunfähig gemacht wurde. Nach seiner Genesung wurde ihm bei der Wiederbesetzung der Alt- und Neustadt Prags das Commando in diesem Rayon übertragen. Im Mai 1849 zum Festungs-Commandanten in Zara ernannt, bat Rainer nach zurückgelegter 50jähriger Dienstzeit um die Uebersetzung in den Ruhestand, der ihm auch mit Feldmarschall-Lieutenants-Charakter A. H. bewilligt wurde. Während der Zeit seines Regiments-Commando's in Mainz wurde er mit dem Commandeurkreuz des großherzoglich hessischen Ludwig-Ordens ausgezeichnet.

Eine Episode aus der Schreckens-Herrschaft in Paris.

(Beschluß.)

Ungefähr zwei Stunden nach dieser Scene kehrte der Unbekannte zurück, klopfte bescheiden an die Thüre der Dachstube und wurde von Fräulein Beaufeant hereingelassen, die ihn nach dem zweiten Zimmer dieser einfachen Behausung führte, wo Alles zur Ceremonie vorbereitet war. Zwischen die beiden Kaminröhren hatten die Nonnen die alte Kommode gestellt, deren altfränkische Schnörkel mit einer prachtvollen ehemaligen Altardecke von grünem Mohrzeug umhüllt waren. Ein großes Kreuz von Ebenholz und Elfenbein zog die Blicke auf sich und deckte die Nacktheit der kahlen gelben Wand. Vier kleine brennende Wachskerzen, welche die Schwestern künstlich auf diesen improvisirten Altar gesteckt und mit Siegellack befestigt hatten, strömten ein mattes Licht aus. Diese schwachen Flammen erleuchteten nur spärlich das übrige Zimmer, aber indem es so nur die heiligen Gegenstände sichtbar machte, glich es einem auf diesen schmucklosen Altar gefallenen Himmelsstrahl. Der Boden war feucht. Die Decke, welche sich wie immer in Dachstuben von zwei Seiten schräg senkte, hatte einige Oeffnungen, durch die ein schneidender Wind drang. Nichts konnte prachtloser und zugleich erhabener seyn, als diese Trauerceremonie. Das tiefste Stillschweigen, durch welches man den leisesten Schrei auf der Landstraße, die nach Deutschland führte, hätte vernehmen können, umgab diese nächtliche Scene mit düsterer Majestät. Die Heiligkeit der Handlung stand in solchem Contrast mit der Aermlichkeit des Ortes, daß Alle einen religiösen Schauer empfanden. An den Seiten des Altars knieten die beiden Klausnerinen, unbekümmert um die durchdringende Nässe des Fußbodens; sie stimmten in die Gebete des Priesters ein, der in seinem geistlichen Ornate dastand, einen goldenen mit kostbaren Steinen besetzten Kelch in den Händen haltend, den er vor der Plünderung der Abtei gerettet hatte. Neben diesem Weihgefäß von königlicher Pracht stand in zwei Gläsern, die sehr dagegen abstachen, der zur Ceremonie bestimmte Wein und das Wasser. In Ermangelung eines Meßbuches hatte der Priester auf der einen Ecke des Altars sein Brevier gelegt. Alles war großartig und kleinlich, armselig und edel, profan und heilig zugleich. Der Unbekannte warf sich zwischen den beiden Nonnen zur Erde nieder. Plötzlich aber, als er sah, wie der Priester das Kreuz und den Kelch mit schwarzem Flor umhüllte, ergriff ihn die Erinnerung so mächtig, daß große Schweißtropfen von seiner Stirne perlten. Die vier stummen Theilnehmer dieser Scene sahen sich geheimnißvoll an, dann vereinigten sich ihre Seelen, die sich innig in das gegenseitige Leid versenkten, in einem religiösen Erbarmen. Es schien, als wenn ihre Gedanken den Martyrer, dessen sterbliche Reste von ungelöschtem Kalk verzehrt worden waren, wieder wachgerufen hätten und sein Schatten in seiner ganzen königlichen Majestät unter ihnen weilte. Sie hielten ein Todtenamt ohne den Leib des Verstorbenen. Unter diesem verwitterten Dach und diesen schadhaften Latten flehten vier Christen zu Gott für die Ruhe eines Königs von Frankreich und feierten seine Beerdigung ohne seinen Sarg. Es war der Ausdruck der reinsten Ergebung, der rührendsten Treue ohne Eigennutz, ohne Rückgedanken. Das ganze Königreich war hier vertreten, aber vielleicht auch die Revolution, denn das Antlitz jenes Mannes trug zu deutlich Spuren von Reue, als

daß man nicht hätte glauben müssen, er litte unter der Last seiner Gewissensbisse.

Statt der lateinischen Worte: Introibo ad altare Dei etc. sprach der Priester im Hinblick auf die drei Aspiranten, die das christliche Frankreich repräsentirten, wie in göttlicher Eingebung: „Wir treten ein in das Heiligthum Gottes!" Bei diesen, mit hoher Weihe gesprochenen Worten ergriff ein heiliger Schauer den Assistenten und die Nonnen. Unter der Wölbung Sanct Peters zu Rom kann sich Gott nicht erhabener offenbaren, als in dieser Behausung der Dürftigkeit für die wenigen hier versammelten christlichen Seelen. — Die Inbrunst des Unbekannten war aufrichtig, und einstimmig drangen die Gebete dieser vier Diener des Herrn für den König zum Thron des Herrn aller Herren. Die frommen Worte stiegen wie heilige Musik gegen Himmel. Beim „Vaterunser„ brach der Fremde in Thränen aus. Der Priester fügte dem lateinischen Gebet, welches jedenfalls vom Unbekannten verstanden wurde, noch die Worte hinzu: „Und vergib den Schuldigen, wie Ludwig der Sechzehnte ihnen selbst vergeben hat."

Die beiden Nonnen sahen, wie zwei große Thränen über die männlichen Wangen des Fremden rannen und zur Erde niederfielen. Das Todtenamt wurde mit leiser Stimme gesungen. Das Domine salvum fac regem wirkte ergreifend auf die drei Royalisten, welche sich daran erinnerten, wie das königliche Kind, für welches sie jetzt zum Allerhöchsten beteten, den Händen seiner Feinde erreichbar sey. Der Unbekannte schauderte, indem er vielleicht an die Möglichkeit dachte, zur Theilnahme an einem neuen Verbrechen gezwungen zu werden.

Nachdem die Todtenmesse vollzogen war, winkte der Priester den beiden Nonnen, die sich alsbald entfernten. Als er sich mit dem Unbekannten allein sah, wandte er sich mit sanfter, trauriger Miene an ihn und fragte in väterlichem Tone: „Mein Sohn, wenn Deine Hände mit dem Blute des Martyrerkönigs befleckt sind, so vertraue Dich mir! Es gibt keine Sünde, die vor den Augen Gottes durch eine so rührende, aufrichtige Reue, wie die Deine zu seyn scheint, nicht zu sühnen wäre!"

Bei den ersten Worten des Geistlichen machte der Fremde eine Bewegung unwillkürlichen Schreckens; doch faßte er sich alsbald, sah dem betroffenen Priester fest in's Auge und sagte mit offenbar erregter Stimme: „Mein Vater, Niemand kann unschuldiger am vergossenen Blute seyn, als ich."

„Ich muß Euch glauben," antwortete der Priester. — Er machte eine Pause, während welcher er von neuem sein Beichtkind betrachtete, und sagte dann, in der Meinung, der Mann sey einer jener furchtsamen Conventsmitglieder, die um ihren eigenen Kopf zu retten, jenes unverletzliche Haupt preisgaben, mit ernster Stimme: „Bedenke, mein Sohn, daß es, um von diesem großen Verbrechen losgesprochen zu werden, nicht genügt, dazu nicht mitgewirkt zu haben. Auch Diejenigen, die den König hätten vertheidigen können und ihre Schwerter in der Scheide ließen, werden vor dem Könige des Himmels eine schwere Rechnung abzulegen haben. — O ja!" fuhr der alte Priester fort, seinen Kopf bedeutungsvoll hin- und herwiegend, „eine schwere Rechnung! denn indem sie unthätig blieben, wurden sie unwillkürlich Mitschuldige des strafbaren Gewaltstreichs."

„Ihr glaubt also," fragte der Unbekannte betroffen, „daß eine indirecte Theilnahme schon bestraft wird? Ist der Soldat, der commandirt wird, die Gasse zu bilden, verantwortlich für das Opfer, das fällt?" — Der Priester schien unschlüssig mit seiner Erwiederung. Der Fremde war erfreut über die Verlegenheit, in welche er diesen Anhänger des Königthums versetzt hatte, indem er ihn zwischen das Dogma des blinden Gehorsams, der unter den Anhängern der Monarchie im militärischen Gesetzbuch vorherrschen soll, und das eben so wichtige Dogma der Ehrfurcht für die geheiligte Person des Königs stellte, und ihn über diesen Widerstreit der Gebote entscheiden ließ. Er legte sich das Schwanken des Geistlichen zu seinen Gunsten aus, und um den ehrwürdigen Dogmatiker nicht länger überlegen zu lassen, sagte er zu ihm: „Ich würde mich schämen, Euch für die Todtenmesse zur Seelenruhe des Königs irgend eine Bezahlung anzubieten. Man kann einen unschätzbaren Gegenstand nur mit einer eben so außer Preis stehenden Anerbietung bezahlen. So nehmt denn hier, mein Herr, eine heilige Reliquie, die ich Euch zum Geschenk mache. Eines Tages vielleicht werdet ihr den Werth derselben zu würdigen wissen."

Bei diesen Worten überreichte der Fremde dem Geistlichen ein kleines, sehr leichtes Kästchen. Dieser nahm es fast willenlos an; der feierliche Ton der Worte des Fremden hatte ihn in lebhafte Ueberraschung versetzt. Sie gingen hierauf wieder in das Zimmer, wo die beiden Nonnen ihrer harrten.

„Ihr befindet Euch," sagte der Unbekannte, „in einem Hause, dessen Besitzer, ein Gypshändler, im Stadtviertel durch seinen Patriotismus berühmt ist; heimlich aber ist er den Bourbonen zugethan. Ehemals war er Piqueur des Prinzen Condé; Diesem verdankt er sein Vermögen. Wenn Ihr hier bleibt, seyd Ihr gesicherter, als in irgend einem andern Theile Frankreichs. Bleibet also hier! Fromme Seelen werden für Eure Bedürfnisse sorgen, und Ihr könnt ohne Gefahr bessere Zeiten erwarten. Heute über ein Jahr, am 21. Jänner (bei diesen Worten konnte der Sprechende eine unwillkürliche Bewegung nicht unterdrücken) — wenn Ihr dann noch an diesem traurigen Aufenthalte weilet, werde ich wiederkommen, um die Todtenmesse mit Euch zu feiern!"

Er sprach nicht weiter, grüßte die schweigenden Bewohner der Dachstube, warf einen letzten Blick auf die Merkmale ihrer Dürftigkeit und verschwand.

Für die beiden unerfahrenen Nonnen hatte dieses Abenteuer das Interesse einer Romanepisode. Sobald der ehrwürdige Abbé sie von dem geheimnißvollen, so feierlich überreichten Geschenk benachrichtigte, setzten sie das Kästchen auf den Tisch; die drei unruhigen, von den Kerzen schwach beleuchteten Gestalten verriethen eine unbeschreibliche Neugierde. Fräulei v. Langeais öffnete das Kästchen, in welchem sich ein mit Schweiß bedecktes Taschentuch von sehr feinem Battist befand. Als sie das Tuch auseinander falteten, fanden sie Flecken.

„Blut!" sagte der Priester.

„Es ist gezeichnet mit der königlichen Krone!" rief die eine Schwester.

Die beiden Nonnen ließen entsetzt diese kostbare Reliquie fallen. Für diese beiden unschuldsvollen Seelen war das Geheimniß, in welches sich der Fremde hüllte, undurchdringlich, und selbst der Geistliche wagte nicht weiter darüber nachzuforschen.

Trotz ihres Schreckens aber konnten die drei Gefangenen nicht umhin, zu bemerken, wie von diesem Tage an eine mächtige Hand sie beschützte. Erst erhielten sie Holz und Lebensmittel, dann schlossen die Nonnen, daß eine Frau sich zu ihrem Schutze angeschlossen habe, denn man schickte ihnen Wäsche und Kleider, die es ihnen möglich machten auszugehen, ohne wegen ihrer aristokratischen Gewänder, die sie nothgedrungen trugen, aufzufallen; endlich gab ihnen der Gyps-

händler, der den antiken Römernamen Mucius Scävola führte, zwei Bürgerkarten.

Oft erhielt der Priester von unsichtbaren Helfern Winke für seine Sicherheit; diese Rathschläge bewährten sich als so zuverlässig, daß sie nur von einer sehr genau unterrichteten Person ausgehen konnten. Trotz der Hungersnoth in Paris fanden die Geächteten vor ihrer Thüre Portionen Weißbrot, welches regelmäßig von unsichtbaren Händen gebracht wurde; nichts destoweniger glaubten sie in Mucius Scävola den geheimen Agenten dieser ebenso großmüthigen als erfindungsreichen Wohlthaten sehen zu müssen. Die edeln Bewohner der Dachstube konnten nicht zweifeln, daß ihr Beschützer derselbe sey, der in der Nacht des 22. Jänners 1793 die Todtenmesse bei ihnen halten ließ. So wurde er der Gegenstand eines besonderen Cultus für diese drei Wesen, die nur in ihm athmeten, nur durch ihn lebten. Sie schickten für ihn ganz besondere Gebete zum Himmel, Morgens und Abends flehten diese frommen Seelen für sein Glück, sein Wohlergehen, sein Seelenheil; sie baten Gott, alle Versuchungen von ihm fern zu halten, ihn von seinen Feinden zu befreien, und ihm ein langes friedliches Leben zu schenken. Ihre Dankbarkeit, die sich täglich erneuerte, wuchs von Tage zu Tage zum lebhaftesten Interesse. Alle Umstände, die das Erscheinen des Fremden begleitet hatten, waren der Gegenstand ihrer Gespräche; sie ergingen sich in tausend Vermuthungen über ihn, und diese Zerstreuung war eine neue Wohlthat für sie. Sie gaben sich das Wort, wenn er, nach seinem Versprechen, wiederkomme, um den traurigen Jahrestag des Todes Ludwig XVI. zu feiern, ihn den Händen ihrer Freundschaft nicht mehr entschlüpfen zu lassen. —

Endlich kam diese so langersehnte Nacht. Um Mitternacht wurden die schweren Tritte des Unbekannten auf der alten hölzernen Treppe vernehmbar; das Zimmer war zu seinem Empfang geschmückt, der Altar bereitet. Diesesmal öffneten die beiden Schwestern das Vorzimmer und beeilten sich die Treppe zu beleuchten. Fräulein von Langeais stieg sogar einige Stufen herab, um ihren Wohlthäter früher zu erblicken und ihn würdig zu empfangen.

„Kommt", sagte sie mit erstickter und bewegter Stimme, „kommt, man erwartet Euch."

Der Mann hob den Kopf, warf einen finstern Blick auf die Nonne und antwortete nicht; sie fühlte sich wie von einem Eishauch angeweht und verstummte. Bei seinem Eintritt waren die Herzen der drei Bewohner von Dankbarkeit und Neugierde gleich sehr erfüllt. Er war vielleicht für gewöhnlich nicht so kalt, wortkarg und abweisend, als er in diesem Augenblick diesen Geschöpfen erschien, welche ein warmes Dankgefühl zu Freundschaftsergießungen gegen ihn drängte. Die drei armen Gefangenen, die begriffen, daß dieser Mann ein Fremdling für sie bleiben wollte, bescheideten sich. Der Priester glaubte auf den Lippen des Unbekannten ein Lächeln zu lesen, als er die Vorbereitungen gewahrte, die man zu seinem Empfang gemacht hatte; er hörte die Messe, betete, verschwand aber nach einigen höflichen abschlägigen Worten auf die Einladung des Fräuleins v. Langeais, ein kleines Abendbrot mit ihnen einzunehmen. —

Nach dem 9. Thermidor konnten die Nonnen und der Abbé ohne die mindeste Gefahr in Paris sich sehen lassen und umhergehen. Der erste Gang des alten Priesters war zu dem Parfümerieladen, der eine Rose auf dem Schilde führte, dem Bürger und der Bürgerin Ragon gehörig. Es war der ehemalige Parfümeur des Hofes und der treue Anhänger des königlichen Hauses; derselbe, dessen sich die Vendéer bedienten, um mit den Prinzen und dem königlichen Comité in Paris zu briefwechseln. Der Abbé, gekleidet, wie es die damalige Zeit verlangte, stand beinah schon an der Thür dieses Ladens, der zwischen Saint-Roch und der Straße der Frondeurs liegt, als ihn eine Menschenmenge, die von der Straße Saint-Honoré kam, am Weitergehen hinderte.

„Was gibt es?" fragte er Madame Ragon.

„Nichts weiter," antwortete sie, „es ist der Karren mit dem Henker, der nach dem Platz Ludwig des Fünfzehnten fährt. Ach, wir haben ihn das letzte Jahr oft genug gesehen! Aber heute, vier Tage nach der Jahresfeier des 21. Jänners, kann man den schrecklichen Aufzug ohne Kummer betrachten."

„Warum?" sagte der Abbé; „Ihr redet nicht christlich!"

„Nun, es ist die Hinrichtung der Mitschuldigen Robespierre's; sie haben sich gewehrt, so lange sie konnten, aber nun gehen sie selbst den Weg, den sie so viele Unschuldige schickten."

Ein Strom Menschen zog vorbei. Ueber allen Köpfen sah der Abbé, der einer neugierigen Regung nachgab, denselben Mann auf dem Karren hervorragen, der vier Tage vorher bei ihm Messe gehört hatte.

„Wer ist jener da, der —" fragte der Priester.

„Das ist der Henker!" antwortete Herr Ragon, indem er den Vollstrecker des Hochgerichts bei seinem wahren Namen nannte.

„Freund, Freund!" rief Madame Ragon, „der Herr Abbé stirbt!"

Und die alte Dame nahm eine Essigflasche, um den ohnmächtigen Priester wieder in's Leben zu rufen.

„Ohne Zweifel hat er mir das Tuch gegeben," sagte der Abbé vor sich hin, „das Tuch, mit welchem der König sich die Stirne trocknete, als er zum Opfertode ging. — Armer Mann! Das Richtschwert hatte Mitleid, als ganz Frankreich fühllos war!"

Der Parfümeur und seine Frau glaubten, der alte Priester rede irre.

(Z. E.)

Parallele.

Den Abendstern an ihrer Stirne tragend
Umhüllt die Nacht, die düst're Maid, die Erde;
Es pocht ihr Pulsschlag, bang und leise fragend,
Ob treu auch der Geliebte kommen werde.
Da steigt der Mond empor mit seinen Strahlen,
Und läßt sie um den Hals der Jungfrau fallen;
Vom blassen Silberscheine hold umfangen,
Ist bald die Nacht im Lichte aufgegangen.

Und kommt die Nacht, liegt ringsum Schweigen,
Da zieht durch meine Seele sanft und lind
Der Phantasien wundervoller Reigen,
Wie durch den Hain der leise Abendwind,
Und es beginnt, wie ferner Glockenschwingen
Ein Lied im stillen Herzen mir zu klingen;
Von seinem holden Zauber mild umfangen,
Ist bald mein Herz im Liebe aufgegangen.

Gustav Bogensberger.

Miszellen.

(Meteorologie in Kärnten.) Das von der k. k. Central-Direktion für Meteorologie unlängst ausgegebene Verzeichniß ihrer Beobachtungsstationen führt deren 139 auf, wovon 19 außer Oesterreich liegen, nämlich 9 in den italienischen Staaten, die übrigen in Egypten, Griechenland, Wallachei, Levante ꝛc. Die 120 eigentlich österreichischen Stationen vertheilen sich wie folgt auf die einzelnen Kronländer: Kärnten 18, Tirol und Vorarlberg 18, Ungarn 18, Lombardie und Venedig 7, Böhmen 11, Unter-Oesterreich 10, Siebenbürgen, Steiermark und Mähren je 5, Galizien 4, Ober-Oesterreich, Salzburg, Krain, Dalmatien je 3, Schlesien und die Militärgrenze je 2, Bukowina, Waiwodina, Triest je 1.

Kärnten, obwohl eines der kleinsten Kronländer, ist also noch immer an Zahl der Stationen von keinem andern übertroffen, es hat aber von allen andern die interessantesten und höchst gelegenen (nur die 2 Stationen am Wormser-Joch liegen noch höher) und die dauerndsten und ältesten Beobachtungsorte, indem die meisten gegen 10 Jahre zurückgehen und lange vor Errichtung der Central-Anstalt in Thätigkeit waren.

Bei diesem Eifer, mit welchem Meteorologie in Kärnten getrieben wird, bei dem Umstande, daß die Resultate der Forschungen nicht nur gelegentlich in diesem Blatte, sondern regelmäßig in den „landwirthschaftlichen Mittheilungen", in den Sitzungsberichten der k. k. Akademie der Wissenschaften veröffentlicht, in mehreren Abhandlungen des „Jahrbuchs des kärntnerischen Museums" erörtert, ja in vielen Fachwerken (Schlagintweit: Physik der Alpen I. und II., Dove: Klimatologische Beiträge u. s. f.) benützt worden sind, ist es eben so merkwürdig als auffallend, daß ein Aufsatz der „Klagenfurter Zeitung" (wir meinen die in Nr. 146 v. J. erschienene „Skizze einer medizinischen Topographie von Klagenfurt", von Dr. *, praktischem Arzt daselbst) dieselben vollkommen ignorirt und in seiner Erörterung der klimatischen Zustände auf J. Wagner's vielfach mangelhaftes „Kärnten" zurückgreifen zu müssen glaubt. Wenn er der Wagnerischen Autorität folgend, welche Dunstdruck und relative Feuchtigkeit nicht zu unterscheiden vermag, den Juli für den feuchtesten Monat des Jahres erklärt (!), so liefert er damit den Beweis, daß es nicht skeptisch wissenschaftliche Strenge ist, was ihn die neuern diesfälligen Beobachtungen übergehen läßt. So behauptet er auch, daß „das Quantum der Niederschläge in Zahlen ausgedrückt, noch zu wenig ermittelt sey", obwohl schon im Jahrbuch des Museums (III. B.) vierzigjährige Durchschnitte der Niederschläge Gegenstand einer Abhandlung waren und auch von Dove angeführt sind. Auch „der durchschnittliche Ozongehalt ist noch nicht genügend bekannt", sagt der Herr Doktor *. Bekanntlich wurde das Ozonometer erst 1852 von Schönbein angegeben und 1853 angefangen, damit Beobachtungen anzustellen. Im Jahre 1854 erschienen in der „Klagenfurter Zeitung" die täglichen Ozonbeobachtungen von Klagenfurt, seitdem die Monatmittel in den betreffenden Kundgebungen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, sie waren außerdem Gegenstand eines Vortrags im Museum, von dem dies Blatt seiner Zeit berichtet hat. Daß er noch zu dem allen die Mittel der Lufttemperatur unrichtig angibt und somit die darauf bezüglichen Abhandlungen des „Museums Jahrbuch" (II. und III.) und des Herrn Schlagintweit nicht kennt, wird uns eben so wenig mehr befremden, als daß er über Erdbeben, Meteore, Nordlicht ꝛc., Aufzeichnungen mit den „nöthigen wissenschaftlich ursächlichen Nachweisungen" verlangt. Doch wir lassen es an diesen gelegentlichen Bemerkungen genügen, andern eine ernsthafte Analyse des erwähnten Aufsatzes überlassend. (X.)

(Der Schwedenseher.) Im Jahre 1629, als der dreißigjährige Krieg seine fürchterlichen Verheerungen von Ort zu Ort über das hartbedrängte Deutschland wälzte, stand auch der Stadt Thorn das Unglück bevor, von den Schweden unter der Herrführung des Generals Karl Gustav Grafen von Wrangel belagert zu werden. Die getroffenen, eben nur auf das Nothwendigste ausgedehnten Vertheidigungsmaßregeln sind jedoch nach einiger Zeit, als man die stete, bisher ungefährdet verbliebene Nähe des Wrangel nicht mehr fürchten zu müssen glaubte, ausgelassen und einer völligen Sorglosigkeit Preis gegeben worden. Man hing den Belustigungen von ehedem wieder an, die Geschäfte des Erwerbes und die Gesetzespflege regelten sich wie früher und so geschah es, daß auch dem Volke wieder einmal ein Schauspiel mehr seltener Art, das der Justification eines Diebes zum Galgen, geboten wurde. Die Vollstreckung des Urtheils hätte unweit der Stadt auf dem eigens hiezu bestimmten Richtplatze geschehen sollen und deßhalb begab sich die gesammte Besatzung mit dem Diebe und der neugierige Hanse hinaus. Schon stand der Verurtheilte von seiner letzten Lebensreise angelangt, an der Richtstätte, an jenem hohen Punkte, von welchem in der Regel kein Herabkommen mit Beibehalt der Sinne mehr möglich ist. Auch die fatale Schlinge des Henkers spielte schon um seinen Nacken, als er nach Pardon seufzend, den Blick gegen Thorn gerichtet, mit einem Male die bereits in Vergessenheit gerathenen, nun jedenfalls unvermutheten Schweden erblickte, welche sich, obwohl noch in ziemlicher Entfernung gegen die unbewehrte arglose Stadt heranbewegten. „Der Schwed' ist da, der Schwed' ist da!" schrie er mit Aufbietung seiner ganzen Kraft, was einen panischen Schrecken verursachte. Die plötzliche Zerstreuung der Militärbedeckung und der übrigen Anwesenden war die Folge dieses Rufes. Alles, sammt Henker und Helfershelfer lief mit Bestürzung, dem Feinde noch zuvorzukommen und die Stadt zu vertheidigen. Der Dieb, wie begreiflich, verlief sich auch. — Der Wrangel war selbst da; er wollte oder konnte jedoch denen sich zur tapfern Wehre gestellten Thornern nicht weiters Gewalt anthun, zog nach kurzem Aufenthalte mit seinem Heere wieder fort und lehrte gleichsam den Belagerten, künftig sorglicher über Gefahr zu wachen. Aus Dankbarkeit für diese „wunderbare Rettung aus Kriegsnöthen" wurde dem nunmehr abwesenden Dieben ein feierlicher Pardon verliehen. Das Schellchwort: „Wer zum Hängen bestimmt ist, ersäuft nicht" schien sich jedoch Geltung verschafft zu haben, wenigstens bewährte es sich in diesem Falle. Nach Verlauf mehrerer Jahre betrat der gefeierte Feindeseher in Folge eines abermaligen Verbrechens zum zweiten Male die bekannte Stätte seines fürchterlichen Verhängnisses. Er ging leichter als das erste Mal, von der untrüglichen Hoffnung gestützt, wieder Feinde zu sehen, nun seinen wirklich letzten Gang. Forschend sah er von seinem Schauergerüste wieder gegen Thorn, doch nimmermehr konnte sein Auge seine Rettungsengel — die Schweden erspähen. (St. Ilgens.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 9. **Sonnabend, den 23. April.** **1859.**

Seiner Excellenz

unserem

allverehrten Herrn kaiserlichen Statthalter

Johann Freiherrn von Schloißnigg,

k. k. wirklichem geheimen Rathe, Komthur des kaiserlich Oesterreichischen Franz Joseph-Ordens, Präsidenten des provisorischen Landtags-Ausschusses und der ständischen Verordneten-Stelle, der Landes-Kommission für die Personal-Angelegenheiten der gemischten Bezirksämter, der Grundentlastungs-Fonds-Direktion, der Grundlasten-Ablösungs- und Regulirungs-Landes-Kommission und der Steuer-Direktion in Kärnten, Protektor der Landwirthschafts-Gesellschaft in Kärnten und des Kärntner Sparkassen-Vereines, Vorsteher des Vereines zur Bildung von Taubstummen zu Klagenfurt, Mitglied des historischen Vereines in Kärnten und der Landwirthschafts-Gesellschaft in Krain,

zur Erinnerung an den 5. Dezember 1858 in tiefster Ehrfurcht gewidmet.

Es fliegt durch's ganze Land von Mund zu Munde
Die Botschaft von dem hohen Kaiserwort,
Das Dir geworden, und in weiter Runde
Wirkt zündend zu Begeisterung sie fort;
Sie findet Wiederhall in allen Kreisen,
Die den gerechten Herrn und Kaiser preisen.

Wie in dem friedlichen Familien-Glücke
Des Vaterherzens Lust und Schmerz pulsirt:
Glänzt Freude heut in aller Kärntner Blicke,
Die Du mit Mild' und Weisheit stets regiert.
Des Volkes Liebe und des Landes Segen
Begleiten Dich auf allen Deinen Wegen!

Was Du erstrebt, geschaffen und begonnen
Für unf'res Kronlaud's glückliches Gedeih'n, —
Wie Du die Herzen Aller Dir gewonnen
Als Deines Kaisers treuester Wardein, —
Davon wird selbst der Enkel spät'sten Tagen
Carinthia's Geschichte dankbar sagen.

Mit Freude wird sie üben ihrer Rechte
Erhabenstes an Deines Namens Glanz,
Daß dem Verdienst um's Vaterland sie flechte
Der Dankbarkeit und Liebe Ehrenkranz;
Uns bleibt allein zu Gott die fromme Bitte:
„Daß lange noch Du weil'st in unf'rer Mitte!"

„Des Ew'gen Gnade schütze und bewahre
„Auch ferner Dich dem schönen Kärntner-Land,
„Daß es noch vieler Glück's- und Friedens-Jahre
„Sich freuen möge unter Deiner Hand! —
„So lange Deine Liebe ihm wird walten,
„Kann seine Zukunft sich nur licht gestalten!" —

Ein dankbar „Hoch!" dem Herrn auf mächt'gem Throne,
Der Dich mit neuen Ehren hat geschmückt,
Den treu'sten Diener seiner Fürstenkrone:
„Dem Kaiser hoch, der Oesterreich beglückt!"
„Hoch seinem Stellvertreter und Berather,
„Der uns behütet wie ein guter Vater!"

Julius Seeliger.

Der Kärntnerische Bildhauer Hanns Gasser.

Die Culturgeschichte unsers Heimatlandes vom Jahre 1790 bis 1857, welche das letzte Heft des „Handbuches der Geschichte des Herzogthumes Kärnten, von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit — von Heinrich Hermann“ — enthalten wird, und das sich schon größtentheils unter der Presse befindet, bringt unter dem Abschnitte „die heimische Kunst und ihre Jünger“ auch eine biographische Skizze unseres ebengenannten Landsmannes und mehrfach gefeierten Künstlers, welche wir im Nachstehenden mit Erlaubniß des Herrn Verfassers noch aus dem Manuskripte mittheilen, und uns dadurch den Dank jedes, sein Vaterland liebenden Kärntners zu erwerben glauben.

Hanns Gasser ist einer und zwar jüngste von den sechs Söhnen des Jakob Gasser, Tischlermeisters auf der Eisentratte bei Gmünd. Schon sein seliger Vater war nebenbei ein nicht unglücklicher Bildhauer, und so vererbte sich seine Fähigkeit auf seine Söhne, wovon der älteste als Zimmer- und Portraitmaler in Wien bereits vor bald zwanzig Jahren eines zu frühen Todes starb, ingleichen sein dort als Wirth ansäßiger jüngerer Bruder Max. Der vorletzte der Brüder, Sebastian, übernahm das Gewerbe seines Vaters, und förderte, aus dem Fonde seiner Naturanlage und Nachahmung, manch gelungenes Werk der Bildhauerei zu Tage, wovon die Burgen zu Spittal und Gmünd genügende Beweise bewahren.

Unser Johann, welcher, um nicht mit seinem gleichnamigen Kunstgenossen aus Tirol, Johann Gasser, verwechselt zu werden, sich fortan „Hanns Gasser“ schreibt, geboren am 2. Oktober 1817, entwickelte schon als Knabe in der Werkstätte seines Vaters jene eminente Anlage, die ihn unaufhaltsam zu Nachbildungen der Natur durch Holzschnitzeleien trieb. Es waren Christusbilder, Jäger, Greise, den Garten mit Spritzkannen begießende Mägde u. d. gl. Figuren, die er aus dem sogenannten Pfaffenkappelholz in nur fingerlangen Dimensionen mit einer Richtigkeit, Zartheit und Eleganz schnitzte, daß man über sein Augenmaß, die Schärfe seines Gesichtes, über die Fertigkeit der Handhabung des Werkzeuges und seine Genialität bei solchen Miniatur-Figuren staunte.

Die Gelegenheit, welche die Durchreise der k. k. Majestäten 1838 bot, sich bekannt zu machen, benutzte ein seiniger Gönner und Kunstkenner, ihn auf seiner vorhabenden Reise nach Wien, wo seine Brüder noch lebten, an einen Kunstfreund in Klagenfurt zu empfehlen. Dieser nahm ihn mit Wohlwollen auf und stellte ihn den Herren Brüdern Ritter von Moro vor, deren Haus nicht nur die Kunst beschützte und förderte, sondern selbst im hohen Grade übte und übt.

Bei der aus obiger Veranlassung eröffneten ersten Ausstellung der innerösterreichischen Industrie-Erzeugnisse wurde der durch seine geschmackvolle ländliche Tracht und seine ideale Gesichts- und Körperform auffallende und sich empfehlende Jüngling von dem Direkter jenes Vereines, Thomas R. v. Moro, dem a. h. Hofe mit den geschilderten Miniatur-Kunstarbeiten vorgestellt; er gewann Beifall und Gunst.

In Wien angekommen, wo er seine beiden Brüder nacheinander und so seine Stütze verlor, hatte er durch jene Empfehlungen bereits Mäcene an dem Fürsten Metternich, besonders dem Fürsten Lobkowitz und mehreren andern Personen geistlichen und weltlichen hohen Standes gewonnen, und sich mit solchem Erfolge seinem Fache gewidmet, daß bereits Anfangs des Jahres 1839 in öffentlichen Blättern sein aus Gyps modellirter „verlorner Sohn“ und ein hölzernes „Kruzifix“ als vortrefflich gearbeitet anerkannt wurden.

Er bildete sich, dadurch beholfen, in der k. k. Akademie der Künste in den Elementen seines Faches, besonders im Zeichnen, in dem Studium der Antike, in der Behandlung der Stoffe und Hilfsmittel fort und fort aus.

Um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, arbeitete er Anfangs für Bijouterie-Fabriken; doch sobald er sich geborgen sah, lebte er nur ganz seiner Vervollkommnung.

Wie wir uns erinnern, war „ein Engel mit einem Weihrauchgefäße“ seine erste größere Arbeit, wie „eine Madonna mit dem Jesuskinde“.

Seine Leistungen und die Empfehlung der von seinem Genie und seinem Eifer für die Kunst für ihn eingenommenen Professoren veranlaßten den Fürsten Metternich, ihm die Aussicht auf ein Pensionat in Rom zu eröffnen; doch Gasser dankte mit der bescheidenen Aeußerung: er besitze für die Hauptstadt der christlichen Welt und der Kunst noch zu wenig Verbildung, und bitte, sie in München nehmen zu können.

Unterstützt und empfohlen ging er nach fünfjährigem Aufenthalt in Wien nach München ab, und suchte im Atelier des bekannten Schwanthaler sein Unterkommen. Dieser, Gasser's Kunstfertigkeit gewahr werdend, wollte ihn gegen reichliches Honorar zur Ausführung seiner Arbeiten bewegen; doch Gasser überzeugt, daß er sich dadurch Fesseln anlegen würde, vermied den sonst vortheilhaften Antrag, und lebt auch jetzt nur seinem Genius.

Hier knüpfte sich zwischen ihm und dem nun vollendeten Künstler der Malerei, dem Sohne des königlichen Hofrathes Thirsch, Ludwig von Thirsch, jenes freundschaftliche Verhältniß, welches Beide im Herbste des Jahres 1845 in die Heimath Gassers nach Gmünd führte, wo sie drei Monate mit Hintansetzung aller Bequemlichkeiten und feineren Lebensgenusses nur der großen Natur und ihrer Nachahmung sich hingaben. Schreiber dieses sah Gasser seine Statuette in unverbesserlicher Aehnlichkeit aus Thon bilden, die jedoch bei Ueberführung zur Modellirung verunglückte.

Gasser, welcher nach Wien als selbstständiger Künstler zurückkehrte, verließ es, vom akademischen Korps zum Hauptmann erkiesen, auf einige Zeit, als die Revolutionsstürme ausbrachen, wieder, und kehrte erst zurück, um den Triumph der gerechten Sache durch seine Werke zu verherrlichen.

Gasser schloß sich keiner Schule, keiner Manier an, welche wir z. B. bei Füger und selbst bei den plastischen Arbeiten mehrerer berühmter Bildner der neuesten Zeit beobachten, sondern läßt sich nur vom Urbilde des Schönen, von dem Studium der Wahrheit in Verkörperung geistiger Motive leiten, ohne durch eine gewisse Einförmigkeit den Eindruck zu schwächen, den die Naturähnlichkeit und der Ausdruck der zum Grunde liegenden Idee hervorbringt.

In dieser Richtung, durch seine ersten kleineren Leistungen und die Vollkommenheit seiner Skizzen, Statuetten und Modelle bekannt, erlangte Gasser zuerst eine größere Publicität durch Anfertigung der sieben Statuen — wozu ihm nur der Zeitraum von sieben Monaten gegönnt wurde —

auf der Façade des Karl-Theaters, welche vom Architekten van der Nüll ausgeführt, dadurch ihre Zierde erhielt. Es waren die Verstellungen des „Komus“ — der „Poesie“ — der „Musik“ — der „Lyrik“ — der „Dramatik“ und des „Tanzes“ — in der Mitte der „Genius der Kunst“, oder wie andere wollen, „der Phantasie“ mit der Nektarschale und einem Lorbeerkranze. Der Komus präsentirt sich in der Form der neuen Bühnenrichtung in moderner Gestalt und in dem Portraite des Erbauers, der in diesem Rollensache in Wien excellirte.

Im Gemeinderathsaale des Magistrates der Residenz führte Gasser die Karyatiden: „Gerechtigkeit“ — „Weisheit“ — „Stärke“ und „Religion“ darstellend aus; ingleichen die Basreliefs: „den Staat“, dem gegenüber „die Gemeinde“ bezeichnend; ferner drei verschiedene Wappen und 52 um die Decke angebrachte plastische Darstellungen der „Innungs-Stampilien“, dann die in den Plafond-Ecken befindlichen Halbfiguren sammt ihren allegorischen Attributen, welche „Handel“ — „Wissenschaft“ — „Poesie“ — „Gewerbe“ und „Ackerbau“ versinnlichen. Man kann sich denken, welchen Aufwand von Erfindungsgabe, Studium der Allegorie, harmonisches Ineinanderfügen dieses alles kostete, wo man also nicht sowohl die plastische Ausführung als den das Ganze belebenden Gedanken und die richtige Auffassung aller Details von Seite des denkenden Künstlers zu bewundern hat.

Die Verwüstungen, welche die Einnahme von Wien, vorzüglich an einzelnen Theilen der Hofburg angerichtet, machten auch dort eine Restauration nothwendig. Es fiel daher unserm Gasser als Antheil zu, drei kolossale Statuen links am Portale der k. k. Bibliothek am Josephs-Platze neu herzustellen: „Herkules mit zwei daneben befindlichen weiblichen Figuren“, welchen Gasser durch kräftige Muskulatur und anatomische Richtigkeit, so wie diese durch zarte Formen zeichnete.

Am Gerold’schen Gebäude gegen die Dominikaner-Bastei fertigte er an der Eingang-Façade „vier Kinderfiguren mit dem Attributen der Buchdruckerei“ eben so nett und ansprechend als angemessen der Idee.

Nicht minder gelang ihm die humoristische Auffassung und Ausführung der Reliefs an der sogenannten Schweizerhütte im k. k. Prater, welche „Tanz“ — „Musik“ und „Trunk“ vorstellen. Außerdem fertigte Gasser eine Zahl Arbeiten aus Stein, Gyps oder Zinkguß für Portale und Aufsätze und Blumenständer nach der Art von Karyatiden.

Eine besondere augenfällige Produktion Gasser’s war die an der Empfangspforte des Kaisers, als er im Jahre 1852 am 14. August von seiner Rundreise in Ungarn zurückkehrte. Sie zierte eine kolossale, ja monströse „Viktoria“ in der Höhe von 32 Fuß. Der k. k. Kammermaler Schrotzberg schilderte uns in Gastein, wie Gasser auf das Gerippe von stämmigen Bäumen nach- und übereinander Stroh und Leinwand fügte, und wie es seiner Genialität und Kunstfertigkeit gelang, diesen anfänglichen Popanz zu einem herrlichen Frauenbilde zu formen, welches eben so majestätisch als milde, zart und doch großartig den erhabenen Moment würdig bezeichnete. Eine derlei „Austria“ und ein „Engel“ wurden zu gleichem Zwecke in solcher Dimension in gebotener Eile mit einer nur Gasser eigenen Geduld und Energie ausgeführt, die jener Künstler uns mit dem Ausdrucke des Enthusiasmus für unsern Landsmann schilderte und dadurch bewies, daß ein echtes Genie, mit Bescheidenheit verbunden, statt Neider, Bewunderer auch unter seinen Genossen hat. Wie er uns versicherte, wollten die Bürger Wien’s, da die Figuren zur Aufbewahrung zu groß, doch den ausdrucksvollen schönen Kopf der „Austria“ in ihrem Zeughause aufstellen.

Das neuerbaute k. k. Arsenal in Wien wurde von Gasser und zwar am Commandantur-Gebäude auf der Hauptfaçade mit der Statue der „Austria“, ihr zur Rechten mit den symbolischen vier weiblichen Statuen: „Mathematik“ — „Mechanik“ — „Technik“ und „Chemie“; links mit den männlichen: „der Gießer“ — „Waffenschmid“ — „Wagner“ und „Maschinenschlosser“; ingleichen die Façade des Mitteltraktes auf der obern Front mit vier sitzenden weiblichen Statuen, in denen die Tugenden: „Weisheit“ — „Religion“ — „Gerechtigkeit“ und „Stärke“, und gerade unter ihnen mit vier männlichen: „Intelligenz“ — „Aufopferung“ — „Pflichttreue“ und „Tapferkeit“ — geschmückt; eben so der Tunnel der Eisenbahn am Semering an seinen Eingängen mit „drei kolossalen allegorischen Figuren“.

Das Henzi-Denkmal in Ofen erhielt von Gasser sechs Statuetten, drei männliche und drei weibliche: „Fahnentreue“ — „Großmuth“ und „Aufopferung“; „Religion“ — „Wachsamkeit“ und „Wahrheit“ darstellend.

In London befinden sich von Gasser auf einem Bibliothek-Schranke, welchen Seine Majestät unser Kaiser der Königin Viktoria bei Gelegenheit der Weltausstellung zum Geschenke machte, zwei weibliche Figuren: „Kunst“ und „Industrie“.

Indessen nicht bloß im Auftrage seines Kaisers und Herrn arbeitete Gasser; ihm ward die Ehre und der Ruf zu Theil, Ihrer Majestät der Kaiserin, bei Gelegenheit des kaiserlichen Besuches im Kärntnerlande 1856 für dessen Stände auf dem der Kaiserin bestimmten Betschämel die Statuette der h. Elisabeth anzufertigen, was er im Gefühle der Aufgabe mit Herz und Kunstsinn würdig vollbrachte.

In religiöser Hinsicht befindet sich von ihm zu Znaim in der Familiengruft des Grafen von Ugarte ein Relief von carrarischem Marmor „das Portrait der dort ruhenden Comtesse als Engel“ — dann in der Graf Lodron’schen zu Gmünd in Kärnten, die lebensgroße „Statue des Heilandes“ in der Stellung, wie er die Worte: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ spricht. — Ebenso sind uns die in der St. Egiden-Stadtpfarrkirche am Hochaltare als Hälter des h. Hauptbildes in Bronce-Farbe aufgestellten „beiden Engel“ bekannt. — Ferners befinden sich von Gasser in der Kirche des Fürsten Schwarzenberg zu Frauenburg in Böhmen eine „Madonna mit dem Jesukinde“ — an der Neulerchenfelder-Kirche in Wien die „vier Landespatrone: „Severin“ — „Coloman“ — „Maximilian“ und „Leopold“ an der Eingangspforte.

Eine von Gasser in Guß und Marmor mehrmals abgebildete Darstellung ist die „der in das Bad steigenden Nymphe“ welche sich durch Zartheit und Ausdruck einen besondern Beifall erworben hat.

Auf die Grabstätte Mozart’s fertigte der Künstler „eine trauernde Muse“ am obersten Punkte des Monumentes, auf Büchern und Partituren das letzte Lied des unsterblichen Compositeurs zu den andern legend. Im Monumente vorne befindet sich „Mozart’s Portrait“ im Relief.

Ein vielbesprochenes, endlich zur Ausführung im Guße gelangtes Monument von ihm ist das „Standbild des k. k.

F. Z. M. Baron Welden" bestimmt für den Schloßberg in Gratz *).

Eine noch mehr Aufsehen machende Arbeit war die „Wieland-Statue", welche Gaffer im Auftrage des Großherzogs von Sachsen-Weimar aus Metallguß ausführte. Er setzte sie selbst in Weimar, und als sie bei ihrer Enthüllung durch ihre Natur und selbst im Kostüm zeitgemäße Aehnlichkeit und Wahrheit des Ausdruckes allgemeine Anerkennung hervorrief, ernannte ihn die Stadt mittels eines prachtvollen Diplom's zum Ehrenbürger und und der Großherzog dekorirte ihn mit den Insignien des Ritterordens vom weißen Falken, welche Dekoration ihm auf seine Blouse angeheftet wurde. —

Gaffer, welcher, wie so viele Künstler, etwas Eigenthümliches hat, trägt sich durchaus im Kostüme des Amergaues mit spitzem Hut und dem ländlichen Rocke, so wie er denn für seine Person sich mit der einfachsten Befriedigung menschlicher Bedürfnisse begnügt, dafür aber keine Summe in Betracht zieht, um sie zur Förderung der Kunst zu verwenden; so kaufte er eine schöne Landschaft von Achenbach um mehr als 2000 fl. C. M., da sie sonst um diesen Preis keine Liebhaber fand. — Auf einer Reise nach Deutschland und Frankreich brachte er einen prachtvollen alterthümlichen Altar und sonstige Kostbarkeiten an sich, und kaufte sich neuestens in Wien in der Vorstadt „Wieden" ein Haus, um ein eigenes Lokale für ein Atelier zu haben, dessen er bei seinen großartigen Arbeiten bedarf.

Wir konnten des Raumes wegen eine Zahl untergeordneter, wenn auch ebenso künstlerisch ausgeführter Arbeiten Gaffer's nicht erwähnen, finden jedoch schlüßlich zu bemerken, daß Gaffer die Statuetten eines Kaulbach, Schnor von Carolsfeld, Cornelius und Mozart in Metallguß, ferner die Büsten von Schrotzberg, Rahl, Adam, Davidsohn, Marko, Schrötter, Carl und von sich selbst, dann mehrere wohlgetroffene Medaillons, unter andern von Baron Edmund von Herbert fertigte, so wie er auch schöne Portraite in Oelfarben malte. — Das Museum des historischen Vereines in Klagenfurt besitzt bereits vierzig Modelle von den Werken Gaffer's, welche das Gesagte jedem Vaterlands- und Kunstfreunde anschaulich machen.

Wenn übrigens Schreiber dieses sich enthält, bei gebotener einfacher Beschreibung der Werke unseres Gaffer's sich in Vergleichungen derselben mit denen eines Marchese, Fernkorn, Max und andern österreichischen Künstlern seines Faches einzugehen, oder ihm einen Vorrang über alle diese zuzusprechen, geschieht dieses in Folge seiner Bescheidenheit und unseres eigenen Antheiles an seiner primitiven Ausbildung.

*) Die Gratzer-Zeitung vom 11. März l. J. bringt folgenden Bericht: „Nach einem uns gütigst zur Einsicht mitgetheilten Schreiben des Herrn Bürgermeisters R. v. Seiler aus Wien, ist der mit der Anfertigung der Statue für das Welden-Monument betraute Künstler, Bildhauer Hanns Gaffer, mit der reinen Ciselirung der Statue beschäftigt, und hofft in 14 Tagen damit fertig zu werden. Für die Auf- und Zusammenstellung der Statue und die Anarbeitung des Medaillons und Basreliefs ist ein weiterer Zeitraum von vier Wochen erforderlich. Die Statue selbst wird also nach diesen Angaben mit Ende April fertig und, der Transport nach Gratz inbegriffen, daselbst Mitte Mai aufgestellt werden können, bis wohin auch der Unterbau beendiget seyn wird. Wir dürfen uns mithin der sichern Hoffnung hingeben, das schöne und erhebende Fest der Einweihung in wenigen Wochen feiern und Gratz um ein Kunstwerk in der wahren Bedeutung des Wortes bereichert zu sehen. Der Wonnemonat aber, in welchem die Mutter-Erde ihre lieblichsten Kinder am reichsten ausstattet, scheint uns besonders geeignet zur Verherrlichung des Mannes, der, obwohl ein trefflicher Sohn des rauhen Mars, die stille Neigung seines Privatlebens der holden Flora bewahrte, und nun inmitten des Gartens prangen wird, den er aus kahlem Boden und ödem Fels geschaffen."

Anm. d. Red.

Zur Geschichte des Schloßes Weisenau *).

Von Fritz Pichler.

Der ehrliche Paracelsus rühmt den Goldreichthum des Lavantthales. Dieser Segen ist vorlängst versiegen gegangen; dafür aber bietet die Natur fort und fort goldene Erinnerungen dem Wanderer, der einst dieses Thal mit den herrlichen Fluren, mit seinen Wäldern, Schlössern und Ruinen durchschritten. So viel Reiz der Gegenwart mit so reichem geschichtlichen Hintergrunde drängt sich in einem kärntnerischen Thale vielleicht nirgend wieder zusammen. Dabei ist die deutsche Bevölkerung hier in einer größten Ausbreitung ungetrübt geblieben und, was am meisten gilt, eine Pflegestätte der Cultur, wie es alle mittelalterigen Klosterstifte sind, hat uns die Kunde alter Zeit erhalten, hat mittelbar die neuesten vaterländischen Geschichtsforschungen auferzogen.

So könnte man denn auf diesen Gau anwenden, was Goethe vom Leben überhaupt sagt: es ist interessant, wo man es anpackt. Darum versetzen wir uns sogleich in jene Gefilde, welche am rechten Ufer der Lavant an den Gesenken der 6557' hohen Saualpe fast ein neues Rebenthal bilden. Hohe Kuppen, mit reichem Fichtenschlage abfallend, schließen es im Westen, Hügelwaldung im Norden und Osten, während der ganze südliche Thalzug in üppiger Fülle gebreitet heraufwinkt. Das ist das Mareinerfeld, reich bewässert und im Durchschnitt um 72' tiefer gelegen als Wolfsberg (1378':1450'). Vom rebenreichen Hügel blickt Thürn, während zuinnerst im Thalfrieden sich das weiße Gehöft des Schlosses Weisenau traulich erhebt. Benachbart von einem natürlichen Obstgarten und umschlängelt von dem Bache, der einen Mühlgang belebt, bildet das Gebäu ein Viereck, welches nach dreien Seiten Fronten bietet, gegen Norden aber den Hofraum frei läßt. Darin prangen zwei hundertjährige Linden als stattliche Hauswächter, an ihrem Fuße ein Steintisch, rauh und verwittert; weiter hinaus stehen großartige Wirthschaftsgebäude und Koppeln, endlich verlieren sich die Felder am unmerklichaufsteigenden Hügelrücken, der die Sicht schließt. Das Schloßgebäude selbst verräth hier und dort sein Grau, schwere Wölbungen weisen den Baukundigen in das ausgehende Mittelalter zurück. Die Zeit, da die Ritter von

*) Dem Historiker werden die Lücken dieses Aufsatzes in die Augen fallen. Der Verfasser der behandelten Oertlichkeit fern, hat alle Quellen, wie sie nur irgend flossen, benützt und bekennt sich zuletzt lieber zur Veröffentlichung selbst widersprechenden Collectaneen, als zur Ueberlieferung derselben an die Vergessenheit. Sequens emendet.

ihren Felsen herniederstiegen, der Begriff der Einzelnheerschaft jenem einer stattlichen Ordnung wich, landesfürstlicher Dienst an die Stelle des nicht ganz erloschenen Raubritterthums und Wissen für Können eintrat, gab dem Schlosse Weisenau sein Daseyn; es kann also als Zeitgenosse der Schlösser Wiesenau im Lavantthale, des lieblichen Ebenau im Rosenthale, Mondorfs im Gailthale u. a. gelten. Baugeschichtliche Nachrichten aus dem sechzehnten Jahrhundert selbst fehlen; erst aus dem siebenzehnten ist uns eine Ansicht der Baute erhalten. Die Hauptzüge sind dieselben; nur ist dem westlichen Gebäude am nördlichen Auslauf des Dachfirstes ein viereckiges Thürmchen aufgesetzt und läuft quer über den nunmehrigen Hofraum vom Schluße des östlichen Zugebändes bis zu dem vorerwähnten westlichen eine gezankte Mauer, in deren Mitte ein mit Thürmchen besetztes Rundbogenthor angebracht ist. Diese Mauer wurde erst im Jahre 1839 völlig weggeräumt. Auch reicht eine von zwei Rundbogenthoren durchbrochene Mauer senkrecht auf die vorige gegen das kleinere, damals in gleicher Gestalt vorhandene Wirthschaftsgebäude. In gleicher Flucht mit den Hofmittelmauern schließt ein Lattenzaun den mit einem Wasserhäuschen und Baumumfriedung wohlbestellten Weiher ab; endlich erscheint auch als Widerlage das große rechtwinkelichte Stall- und Stadlgebäude, welches nach seinem Einsturze vom Herrn Kaspar Wölwich neuerbaut und endlich in die durch den jetzigen Besitzer, Grafen Henkel-Donnersmark, durchgeführten Umwandelungen mitbegriffen wurde. Eine Schilderung derselben in architektorischer und volkswirthschaftlicher Beziehung, speciell eine Nachricht über die Renovation der beachtenswerthen Kaminstube und des mit der Jahrzahl 1611 belegten Thürstockes muß ich einem einheimischen Stromer überlassen. Ich traue demselben zu, daß er sich durch die Worte eines um fast zweihundert Jahre älteren Touristen nicht wird abschrecken lassen, der da sagt: „Das Schloß Weißenau ligt im Lavant-Viertheil, zwischen Wolffsberg und S. Andree, auf der Seiten, an einem lustigen Ort; hat zwar keinen sonderlichen Prospekt, weilen es fast überall mit kleinen Berglen und Hügeln umfangen ist." (Valvasor. 251.)

Wir haben in Bezug auf Weisenau zu sprechen vom Namen, den geschichtlichen Quellen, den Besitzern (und verschiedenen Mitgliedern) aus der Familie Weis, Ramschüssel, Stadion, Rohrbach, Kaiserstein, Egger, und geben als Appendix die Wappen dieser Familien. Was den Namen Weisenau betrifft, so brauchen wir wohl nicht so weit zurückzugehen, wie Schmeller, der (b. W. IV. 182) das Wort Weisen als ersten Bestandtheil in Ortsnamen in einigen Fällen auf Wizo (Wigberht ecc. Fr. or. I. 373) zurückleitet; uns genügt vielmehr die natürliche Ableitung des Besitznamens von dem des Besitzers. Das edle Geschlecht der Weis ist sowohl in Oesterreich, Steiermark als in Kärnten bekannt; ja in den meisten deutschen Kreisen kehrt der Name wieder. Ebensowenig selten sind mit Weis zusammengesetzte Orts- und Stammnamen; von kärntnerischen nenne Weiseneck, Weisenstein, Weisbriach, Weisenbach, Weisenbad bei St. Margarethen im Lavantthale, die Weisenbacher-Schlucht, Weißenwolf, Schneeweis; von steirischen Weisenbach sehr häufig, Weißeneck südwestlich von Gratz, Weißenhof bei Gratz, abgebildet in Vischers Topographie; in Oesterreich Weißeneck u. a. Die diplomatisch als Augia minor, Augia alba bekannte schwäbische Abtei Minderau heißt auch Weisenau. Die urkundliche Schreibart ist seit dem sechzehnten Jahrhundert durchweg Weißenaw, Weißenau; die dialektische Bezeichnung Wais'nau; z. B. im Glückwunschsprüche:

M'r winsch'n in hern våt'r Wais'nau'r n'r går åf ån ål Hund'rt schob'r in d'r kirzeston zål u. s. w.

Die Quellen zu einer Geschichte von Weisenau bestehen in dem ehemaligen Schloßarchiv, welches seit dem Ankaufe durch den Grafen Egger wahrscheinlich nach Ehrnegg gewandert, und soviel aus öffentlichen Werken zu ersehen, noch nie ausgenutzt worden ist, dem Waldensteiner- und St. Andräer-Archiv. Es sey bei dieser Gelegenheit um alle Dokumente angefragt, welche sich von den später zu nennenden Familien in Weisenau vorgefunden haben müssen; ich habe außer einer Urkunde von Papst Clemens XII. ddo. Rom 8. März 1731, zweien Akten über die Hausmühle und welche unten folgt, einem Vergleich zwischen Herrschaft-Karlsberger und Domstift-Gurker Unterthanen ddo. Moosburg 8. Mai 1756, an Ort und Stelle kein schriftliches Denkmal getroffen. Simon Jeze's, erst Stadtkaplans in St. Leonhard, zuletzt Pfarrers in St. Margarethen bei Wolfsberg, handschriftliche Beschreibung des Lavantthales, welche sich im Besitze Dr. Tangl's befindet, hat gerade bei St. Marein, wohin Weisenau eingepfarrt ist, eine Lücke.

Eine Pfarrchronik von St. Marein, welche doch seit der Gründung dieser Pfarre um 1228, als sie mit St. Michael, St. Johann und Wolfsberg noch nicht zu Lavant gehörte, seit Graf Ulrich von Pfannberg hiesige Pfarrzehente an Conrad von Salzburg abtrat 1300 (Muchar; und Tangls Pfannberg I, 2, 65) genug Spielraum hätte, ist ungeachtet des bischöflichen Mandates noch nicht abgefaßt worden; es blieb daher auch diese Quelle aus. Mittelbar geschöpft werden konnte nur aus dem Hauptwerke für Topographie des Lavantthales, nämlich Dr. Karlmann Tangl's „Reihenfolge der Bischöfe von Lavant". (Klagenfurt 1841.) und was die Genealogie der Weis betrifft aus Benedikt's handschriftlichem Nachlaß, endlich Geringes aus dem Joanneumarchiv.

Bei genügenden Quellen müßte die äußere Schloßgeschichte und die Genealogie der besitzenden Familien getrennt behandelt werden. Leider kann ich es nicht so wichtig nehmen, denn es sind die ersten Besitzer, und von Anfang her alle äußeren Geschichten des Hofes nicht überliefert.

Wann und von wem Weisenau erbaut wurde, ist nicht bekannt; über die Zeit vermöchte vielleicht die Mareiner Inschrifttafel einige Anhaltspunkte zu gewähren, welche Tafel nämlich den Türkenandrang von 1480 beschreibt. Viel wahrscheinlicher ist die Erbauung des Hofes in der Nähe des schon 1361 genannten Dorfes Völking bei Marein bei weitem später zu setzen, da erstens gerade diese Zeit, wo Türken und Ungarn wechselseitig das Land verwüsteten, Lading, Sieglstorf bestürmten, Thalansitzungen nicht begünstigten, und zweitens, wo ja solche vorkamen, Thürme und Gräben beigegeben wurden, wie uns dies von dem sehr nahen Himmelau (1476) ausdrücklich angegeben wird. Solche Bauweise besitzt nun Weisenau nicht. Ehedenn das Geschlecht kam, welches den Hof nach sich benannte, hieß derselbe der Talleshof, (Megiser S. 1754 aus historia manuscripta bibliothecae forstnerianae); die Reihe seiner Besitzer ist unbekannt. Auf jeden Fall waren sie Lehensleute der Ritter von Reysperg, welche seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bis 1545 Thürn (Turn, apud turrim) besaßen; in Marein gehörte den Letztern eine Taserne, welche 1510 Sebastian von Reysperg an Leonhard Peurl verkaufte. Während dieser Zeit tauchen schon einzelne Mitglieder der Familie Weis auf, von der es zweifelhaft ist, ob sie kärntnerischen oder steierischen Ursprungs, und schaffen durch ihre Bedienung die äußere Grundlage zu dem späteren bedeutenden Reichthum der Fa-

milie, der wohl hauptsächlich in den reichen Erzadern der Saualpenzüge zu suchen ist. Wir stellen die verschiedenen Namensträger chronologisch nacheinander auf.

Friedrich Weis 1362 am Turnier zu Bamberg (Ben.)

Hanns Weis sendet seine Lehen Grafen Friedrich von Ortenburg auf 1382 (Ben.).

Ullrich Weis 1487, Pfleger zu Scirrstain (Schönstein?) in einer Urkunde Herzog Albrechts zu Sachsen (Tangl 202). Ullrich Weis reversirt die Pflege des Schlosses Dürnstein bei Friesach und den Bestand des Amtes daselbst ddo. Freitag nach Mathias 1484 (27. Februar), 1491 das Schafferamt des Spitals zu Judenburg zu verwesen. (Ben.)

Wolfgang Weis 1491, Verweser des Umgeldes zu Marburg. (Ben.)

Andrä Weis, hatte ein Burggesäß an der Veste Dietrichstein von Bamberg zu Lehen, schrieb sich 1517 zu Winnberg (Ben.) Pfleger zu Twimberg. (Tangl 216.)

Hanns Weis war 1517 Mitglied des Christoph-Ordens (Ben.) Tangl 216); Amtmann und Suppan zu Lind und Gerstorf 1530 (Ben.).

Sigmund Balthasar Weis (edl gestrennger her) zu Schmeltzhofen und Weissenaw kauft von Elisabeth von Silberberg, gebornen Kirchpuncher (nach Stadl VIII. 324 eine Tochter des Hieronymus Kirchbuncher mit Eva Maria von Ernau), Wittwe als Rotgerhabin ihrer Kinder von Wolf Andre von Silberberg „zu zalung meines lieben Herrn seligen verlaßnen schulden" folgende Stücke am Zossen ob Hiettenberg: Eine Hube zu Roßdorf, darauf Peter Schwartz, ein Hut zu Kerschpam, das Travergut genannt, verlehent an Hans Kerschpamer, ein anderes Gut und eine Almwiese; eine Hube in Oberdorf, zuvor Thoman Radlers, jetzt Bartl Angerers und seines Vorsidls Thoman Koch Keusche; ferners in Oberdorff eine Tafern sammt Hube, das Korbesgut, derzeit Georg Prigls; zu Niederdorf eine Hube am unteren Ort, derzeit Simon Gersters und zunächst hinauf eine Hube Achatz Khumers weiland, jetzt Adams Pirker, Bürgers zu Hiettenberg; dann eine Hube in Oberdorf, Ölgötisch, Balthasar Pain's; die Wiese Triembling, Michel Krainer's und endlich ein Gut zu Weitschach, ehedem Lambrecht Hobisch's, derzeit Andre's zu Praunier. 17. Februar 1598. (Joann. Arch.) Es ist dieser Hanns Sigmund Balthasar gewiß nicht der Erste des Beinamens von Weisenau; gleichwohl fehlt mir für einen früheren der urkundliche Beleg. Ich halte diesem angehörig das Portrait zu Schmelzhofen, welches die Buchstaben S. W. und die datu aetatis suae 75, 1641 enthält; hienach wäre Sigmund Balthasar Weis 1566 geboren. Vielleicht ist Katharina Weis von Schmelzhofen (ducta 1596. Buc. I. 1; 223.), die Gemalin des Andreas von Rosenberg (Ben.) Sigmund Balthasars Schwester. Daß sich diese nur von Schmelzhofen und nicht auch von Weisenau nennt, ließe allerdings schließen, Sigmund Balthasar habe sich Weisenau erst später erworben. (Benedikts Nachricht, daß die Weis das Dorf und den Stock St. Margarethen um 1680 besaßen, ist so beweisunkräftig wie alle seine Aufzeichnungen). Und im Allgemeinen hätte der Gang dieser Erwerbung etwas für sich. In alten Zeiten, heißt es, habe das 1579 von Sigmund von Pain erbaute Schlößchen Wiesenau geheißen der Wisshof, Weishof und der Familie Weis gehört; darauf treffen wir einen Weis in Twimberg und zuletzt erscheinen Schmelzhofen und Weisenau als Hauptbesitze derselben. Schmelzhofen zu St. Margarethen, derzeit der Familie Geinsperger-Kölbl gehörig, hat sich im Wesentlichen genau erhalten, wie es Valvasor (194) abbildet, nur der edle Schmuck der Rebenhügel ist verloren gegangen. Von Weisenau ist dies Schloß durch Vererbung an die Freiherren von Kulmer getrennt worden. Die Weisser zu Schmelzhofen nennt Megiser S. 1785. Auf Lichtengraben, ein Schloß, welches später im Gütercomplexe der Weis erscheint, machten dieselben ihre ersten Ansprüche als Gläubiger mit 330 Gulden und Erben nach Hanns Weis, 1517.

Sigmund Balthasar wird 1612 und 1644 als Verordneter des großen ständischen Ausschusses Obristlieutenant und bei der kärntnerischen Landeshauptmannschaft genannt, 1626 mit dem Schwaizergut in der Gurizen belehnt, erkauft als fürstlich-salzburgischer Pfleger zu Hüttenberg 1632 das Eisenbergwerk an der Wölchau, Plaahofen (Pfaffenhofen) und Hammerwerk sammt einem Wald im Pressing und resignirt endlich 1643 die Ehrenstelle (welche?) zu Unterdrauburg. Sigmund Balthasar wird hauptsächlich den Weisenauern zum Prädikat „die Reichen" verholfen haben, und auf diesen ist das Wort Buccelini's bei Regina Katharina, vermält an Wolf Sigmund von Sigerstorf, zu beziehen. Weiss divitis cognomine filia. (Buc. I, 3. 106. II. u. a,) Er starb den 16. Februar 1652 (Ben. setzt hinwieder 1644 und 21. Februar 1652 an!), liegt zu St. Marein begraben, und hatte, da sein Bruder Georg A(dam) Weis zu Weisenau, vermählt mit Elise gebornen Kulmer, nur 1603—1639 verkömmt, nur weibliche Erben von seiner Gemahlin Anna von Mosheim (Ben.), nämlich die drei Töchter: (Anna) Christina Weis von Schmelzhofen (Ben. nennt sie nicht, doch ergibt sich dies combinatorisch aus dessen eigenen Aufzeichnungen), welche nach Stadl V. 38, 39 und Bucelini II. Hannsen Khulmayr (Kulmer), nach Benedikt aber mit Zubringung von Schmelzhofen Christoph Andrä Kulmer, (später seit 1644 Besitzer von Wiesenau nach Hanns Balthasar von Manndorf) heiratete und 1635 starb. Aus dieser Ehe entsproß Hanns Balthasar Kulmer zum Rosenbichl und nach Benedikt Regina Katharina, welche als Wolf Sigmunds von Sigerstorf Gemahlin und Erbin eines großen Theils der mütterlichen Besitzungen angegeben wird. Es ist wichtig anzumerken, daß Stadl l. c. ein und dieselbe Weisin Anna Christina und Anna Katharina nennt. Die zweite Tochter M. Margaretha ehelichte einen von Neuhaus und erbte den Weilandt- und Haydhof und eine Hube in der Sommerau. Die von Benedikt als dritte Tochter angeführte Regina Katharina, eines von Sigerstorf Hausfrau, reducirt sich auf Sigmunds Enkelin, die vorgenannte Tochter der Christina Weis. Das Geschlecht der Sigersstorff mit Sigmund den 19. Juni 1637 gefreit, hatte seinen Stammsitz zu Sigersstorff im Raabfeld und besaß nebst der Herrschaft Tuna auch Lichtengraben, Klein- und Großwinklern und Wiesenau (Stadl IX. 535), einen Hof zu Sigelsstorf u. a.

Georg Andrä Weis, des Hanns Sigmund Balthasar Bruder, erhielt den 17. Feb. 1596 die kärntnerische Landmannschaft, wird mit einem Zehent zu Landschach und einem andern zu Nampolach im egger Gericht belehnt, 1636, und kommt 1627, 1629 als Oberstwachtmeister, 1635 bis 1663 vor. Georg Andrä Weis empfängt 1651 als Herr von und zu Weisenau, auf Schmelzhofen und Püchelhofen, (Plaahofen, Pfaffenhofen!), Verordneter des großen kärntnerischen Ausschusses der landsrecht- und landshauptmannschaftlichen Verhörshandlungen Beisitzer mit seiner Gemahlin Maria Sibylla gebornen Freifrau von Offenheim vom Cardinal Ernst von Harrach, Erzbischof von Prag und Probst zu Mariasaal, einen Zehend bei St. Martin unter Karlsberg zu Lehen, wie 1632 Christoph Andrä Kulmer, der Schwiegersohn des Hanns Sigmund Balthasar Weis, welch ersterer den Zehend 1644 an die Eheleute Weis verkaufte. (Ben.) 1657 verkaufte er an

Hanns Wäsing seine Häuser, Hofstätte und Gärten in Reichenfels (Tangl). Des Georg Andrä Weis mit Maria Sibylla von Offenheim Kinder sind Franz Ferdinand, geboren 1639 und Eva Klara, 1644. Benedikt verzeichnet 1651 einen L. R. C. Herrn zu Weisenau und Schmelzhofen als Verkäufer des Gutes Pfaffenhofen an Sibylla Maximiliana Ramb(sch)ißl, eine Tochter der G. M(aria) Sibylla gebornen von Offenheim. Wenn sowohl Georg Adam als Georg Andrä Weis, Gebrüder, als vor ihrem Bruder Hanns Sigmund Balthasar gestorben angenommen würden, so hätte die weibliche Erbschaft *) der drei Töchter des Letzteren einen Sinn. Nun aber verlassen wir Benedikts Darstellung, welche im günstigsten Fall allerdings zur Forschung anregen durch Mangel der Quellenangabe aber nie ein sicherer Beweis seyn kann. Wir müssen gänzlich in Frage stellen, ob die vorerwähnten Anna, Christina und M. Margaretha Töchter des Hanns Sigmund Balthasar Weis (des 1566 geborenen) seyen; weil Bucelini und Stadl der erstern einen vom Benediktischen verschiedenen Gemahl geben, letztere aber nicht einmal nennen. Daß nun gar Anna von Mosheim, welche Benedikt als derselben Mutter angibt, nicht Hanns Sigmund Balthasar's Gemahlin war, sondern eines Andre Weis ergibt sich aus folgender Urkunde, welche Stadl in seiner Moshaim Genealogie (IV. 548 des Ehrenspiegels) eingeschaltet hat. — 1583, 26. April. Judenburg. Thoman von Moshaimb, Pfleger auf Hüttenberg und dessen Kinder Virgilli von Moshaimb, Anna Weissin und Jungfran Regina versprechen ihren in Sausall zu Steinbach ob Leibniz gelegenen Weingarten gegen Nachlaß von 60 Gulden von der zu fordernden Schuld pr. 560 Gulden zuerst dem Gläubiger Christoph Gäller zu Lännach anzubieten. „Dieweil aber anna von Moshaimb nitzugegen gewest, hat wohlermelter Herr andrer weif in namen seiner hausfranen sein handschrift und Pettschaft hierauf getrukt."

Ob dieser Andre nun Benedikts Georg Andrä Weis sey, was höchst unwahrscheinlich ist, weil er mindestens von 1563 — 1651 gelebt haben müßte, oder dessen Vater, ist nicht zu entscheiden. Im ersten Falle wäre Anna von Moshaim die erste und Maria Sibylla von Offenheim die zweite Gemahlin, welche, wie es heißt, Georgen überlebte. Sie erscheint (1647?) als Besitzerin der Sichelhube in der Wölwitz-Bamberglehen. Als Hanns Sigmund (Balthasars) Gemahlin erscheint auf dem Mareiner Epitaph Justina Johanna, geborne Labricz zu Lanoy. „Vielleicht", sagt Tangl (292), „war Sibylla Maximiliana, vermählt mit einem Freiherrn von Rambschissl, eine Tochter desselben." Nach Urkunde 1651 scheint G. M(aria) Sibylla, geborne von Offenheimb, unzweifelhaft ihre Mutter. Die Unsicherheit in Betreff des Hanns Sigmund (Balthasar) Weis mehrt das Mareiner Epitaph; demzufolge starb der Genannte 1652 im Alter von 46 Jahren, war also 1606 geboren und ist zur Zeit des Kaufs vom 17. Febr. 1598 ein zweiter Hanns Sigmund (Balthasar) anzunehmen. **)

Was nun die Ehe von Anna Christina Weis mit Johann Kulmer (statt des Benedikt'schen Christoph Andrä Kulmer" betrifft, so hat inbezug auf die Sprossen dieser Ehe auch Bucelini eine kleine Verwirrung nicht ersparen können. Er meint sowohl II als III, 214 und 106 ein und dieselbe Tochter Regina Katharina Kulmer, setzt aber bei II (sub Kulmer): IV an Georg von Sigerstorff, bei III an N. von Sigerstorf, bei III, 214 endlich Katharina Kulmer als Gemahlin des Wolf Sigmund von Sigerstorff des Sohnes von Johann Rupert. Wo die fast gleichzeitigen Franz Balthasar Weis 1604 und Wolf Christoph Weis 1638, Herren von und zu Weisenau; Felicitas Weis an Ferdinand Geizkhofler, Hanns Weis, Gegenschreiber und nach des Schneeweis Ableben Ehrenamtsverwalter an der Tarvis 1620; Philipp Weis, Huteinnehmer (?) in Lesach vor 1624, Gemahlin Sara Barbara Weis 1621 an Georg Schiffer zu Freiling vermählt, 1629 Wittwe und endlich der am 20. Jänner 1628 verstorbene Hofmaler Peter von Weis, des Kaisers Max Liebling, welche alle Benedikt verzeichnet, anzureihen sind, ist derzeit nicht abzusehen. Noch erscheint A. Katharina Weis als Aebtissin zu Göß. Johann Georg Weis als kaiserlicher Münzinspektor zu Gratz 1674, Fortunat Weis Ritter zum Sternsee, Herr zu Klingenstein, st. st. Buchhalter, welcher 1735 die steirische Landmannschaft erhielt und Johann Christoph Weis, Hauptmann des Regimentes Harrach, gestorben 1758. (Ben.)

Eine Weisin als Gemahlin eines Christoph von Moshaimb (Stadl IV, 589), Marx Weis, Maler † 22 Juni 1641, begraben in der Franziskaner-Kirche zu Graz (Formentini Hs. I. 30.). Eine Verschwägerung der Weis mit den von Benedikt angemerkten Strasser und Dornsperg ist höchstens durch die Ehe eines Wolfgang Theodorich Raumschüssel mit einer Strasserin (Buc. III, 85) und durch Ehen von Dornspergern mit Neuhaus und Raumschüssel (Buc. III.) zu verstehen, so lange bestimmte Mitglieder der Familie Weis fehlen.

Durch die Hand der Sibylla Maximiliana, welche nach Benedikts Aufzeichnung seit 1639 an einen Ramb(sch)ißl vermählt und nach ebendemselben die Tochter der G. M(aria) Sibylla von Offenheimb war, müßte Weisenau an die Raumschüssel (Ramschisl), Rambschüsl, Raumbschüsl 2c.) zu den durch Friedrich IV. geadelten Pflegern, wie Malteiner, Staudach gehörend, gediehen seyn. Stadl's Ehrenspiegel V. 623 bis 633 nennt allerdings Weissenau unter den Besitzungen dieser Familie, ohne Art und Zeit des Erwerbs angeben zu können; es erscheint dort um 1654 Sigmund Raumschisel als zweiter Sohn des Balthasar mit einem Raspin. Urkunden des kärntnerischen Geschichtvereines werden hoffentlich Sibyllä Maximilianä Gemahl leicht sicherstellen. Auf jeden Fall konnte die neue Familie das Schloß vor 1652 nicht besessen haben, und schon nach einunddreißig Jahren sehen wir Weisenau an einen neuen Besitzer übergehen. Es ist dies Franz Caspar von Stadion, Reichsfürst und Bischof zu La-

*) Welches war der Inhalt des Kulmerschen Erbvertreags von 1635? Wolf von Siegerstorf laufte Weis'sche Gülten.

**) Wir setzen etwa: Hanns Sigmund Balthasar Weis I. * 1566 (Gemahlin? gestorben nach 1641). Dessen Bruder Andree geboren um 1563, gestorben vor 1630, Gemahlin Anna von Mahaim. (Diese schenkt 1609 an die Minoriten 20 Gulden, 1612 denselben ihren Weingarten in Zellach. Tangl.) Söhne dieser Ehe: Hanns Sigmund Balthasar II. * 1606 † 1652. Gemahlin Justina Johanna Labricz zu Lanoy; Georg Adam (oder Andree II.) * nach 1606, Gemahlin Maria Sibylla von Offenheim, deren Tochter Sibylla Maximiliana in die Ramschüssel-Genealogie einführt. Von Sigmund Balthasar II. leitet die Tochter Anna Christina in die Kulmer-Genealogie, und es ist Catharina Regina Sigmund Balthasars II. Enkelin. Diese kauft von jenen (30. November 1641) das Gut Lichtenegg, welches Weis 1728 von Adam und Regina Glowitzer erworben. Wir lassen alle andern Daten vermischt neben einander stehen, weil eine genaue Ausscheidung bei gegenwärtigem Quellenmangel unmöglich ist.

vant (1673— 1704), welcher das Gut Weisenau sammt allen Rechten und Hoheiten von Sibylla Maximiliana Rambschifflin, Wittwe, gebornen Weis, Freiin abkauft. Der Kaufbrief ist datirt Weissenau 12. November 1683. (Tangl 292.) Das Schloß, welches der Bischof aus seinem eigenen Vermögen erworben hatte, wurde mit der Verwaltung von Thürn, das bereits seit 1243 erscheinend vier Jahre zuvor (1679) durch Bischof Gandolph von Otto Wilhelm Grafen von Schrattenbach um 26000 Gulden und 100 Dukaten erstanden worden war, vereinigt. Verwalter dieser Güter war Rupert Weber, und es sind von ihm für 1683 und 1684 die Rentenrechnungen vorhanden. Nach fünf Jahren abermals ein neuer Besitzer! Es ist dieß Johann Christoph von Rohrbach, welcher das vielverkaufte Schloß endlich durch viele Jahrzehente an seine Familie band. Sein Sohn Johann Christoph von Rohrbach führte das Prädikat Herr auf Weisenau und Mayrhof (worauf vielleicht die im Verkaufsbrief ddo. 1. März 1630 der Vandula Freiin von Eibiswald an den Bamberger Kanzler erwähnte Aue unter dem Weiherhofer Teich zu beziehen. Rauter; Tangl 225.) Er starb 45 Jahre alt und liegt zu Marein begraben; seine Wittwe ist Franziska Rosina, welche ihm am 3. Juni 1738 ein Denkmal in der vorgenannten Kirche setzen ließ. Er ist wahrscheinlich der Erbauer der im Mittelzuge angebrachten Hauskapelle, auf deren Altar sich die vorhinerwähnte päpstliche Urkunde befindet.

(Beschluß folgt.)

Miszelle.

(Radetzky's Reiterbildniß, von Franz Adam.) Eine Correspondenz aus München vom 28. März d. J. in der Wienerzeitung ddo. 5. April d. J. bringt über dieses neueste Gemälde Adams folgenden Bericht: „Noch mit Freude erinnern wir uns des schönen lebensgroßen Reiterbildnisses Sr. Majestät des regierenden Kaisers von Oesterreich, das auf der Deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung des vorigen Jahres zu den hervorragendsten Zierden derselben gehörte. Es hat seitdem seine Aufstellung in dem Konferenzsaale des Arsenals der Kaiserstadt gefunden. Den ehrenvollen Platz ihm gegenüber ist das gleichfalls lebensgroße Reiterbildniß des greisen Feldmarschalls Grafen Radetzky einzunehmen bestimmt, welches der Meister des Kaiserbildes, der Münchner-Maler Franz Adam, im Allerhöchsten Auftrage auszuführen übernommen hatte. Nach mehrjähriger ausdauernder Arbeit hat der Künstler vor wenigen Tagen das Bild vollendet und in seinem Atelier ausgestellt, wo es im gleichen Maße durch seinen Gegenstand, wie durch die Meisterschaft, mit der es ausgeführt ist, die Freude und Bewunderung Aller erregt, welche herbeiströmen es zu sehen. Die Schlacht von Novara, so haben wir uns die Auffassung zu denken, ist geschlagen, das Ungarische Regiment Gyulai, mit dem tapfern Obersten, nunmehrigen Feldmarschall-Lieutenant Benedek an der Spitze, marschirt links aus dem Hintergrunde hervor, rechts erblickt man das von Geschossen theilweis zerstörte Thor der Casa Visconti, die mit Piemontesen besetzt war und nach dreimaligem blutigen Angriffe endlich von der heldenmüthigen Schaar der Wiener-Freiwilligen mit Sturm genommen wurde. Seredschaner Rothmäntel, die zum Dienste des Feldmarschalls gehören, Ordonnanzen und andere untergeordnete Personen seines Gefolges halten zu Pferde vor dem Thore, während die am Boden zerstreut umherliegenden Rüstungsstücke und Waffen: ein Helm, eine zerbrochene Lanze mit dunkelblauem Fähnlein und eine demontirte, sinnreich zwischen rauchendem Distelgesträuche angebrachte Kanone auf den besiegten Feind deuten. Weit über diese in kleineren Dimensionen gemalte Umgebung hervor erhebt sich mitten im Vordergrunde die Bildnißgestalt des greisen Feldherrn, in gewohnter ungezwungener Haltung, das gutmüthig freundliche Antlitz mit den herzgewinnenden blauen Augen und der fast trotzig aufgeworfenen, feste Entschlossenheit beurkundenden Lippe, dem Beschauer zugewendet, auf dem historisch gewordenen, weltbekannten Grauschimmel sitzend, der ihn von Sieg zu Sieg trug, und hier in völlig ruhiger Stellung fast die ganze Breite des Bildes nach links hin einnimmt. Nachlässig hält die Linke den Zügel, die Rechte ruht auf dem Knopfe des Rohrstockes, den Vater Radetzky stets mit sich zu führen und, wenn er zu Pferde saß, in der dargestellten Weise auf den rechten Fuß aufzusetzen pflegte. Er trägt den gewöhnlichen blaugrauen Campagne-Rock älteren Schnittes mit dem umgeklappten Kragen, dessen Original jetzt im Besitze des Malers ist, und von diesem als ein theueres Vermächtniß bewahrt wird. Die Brust des alten Herrn schmücken der Maria Theresien-Orden und der Russische St. Georgen-Verdienst-Orden. Alle Nerven seiner Kunst und die ganze Wärme seines Empfindens hat der Maler, man fühlt es, dahin vereinigt, die so charakteristisch ausgeprägte Persönlichkeit seines Helden in treuer Wiedergabe ihrer Eigenheiten in Gesichtsbildung, Gemüthsausdruck und Haltung, uns lebendig verkörpert vor Augen zu führen; aber auch das edle Thier, das der Held reitet, ein prächtiges Raçepferd mit feinem Hals und Kopf und von muskelkräftigem Gliederbau ist mit unvergleichlicher Wahrheit und Schönheit gemalt. Lichtgraue Wolken bedecken den Himmel, und es war keine leichte Aufgabe, die in fast lauter hellen Farben gemalte und überdies im vollsten Tageslichte liegende Hauptgruppe plastisch davon abzuheben und zugleich mit der Gesammtstimmung des Bildes in Harmonie zu bringen. Der Künstler hat beiden Forderungen Genüge geleistet und ein Farbenbild geschaffen, das die großartigste und schönste Wirkung hervorzubringen vermag; aber nicht allein dies, es ist ihm gelungen, durch eine heutzutage seltene Einfachheit und Strenge in Zeichnung und malerischer Behandlung dem Bilde einen Charakter aufzudrücken, für den man die Benennung eines historischen in Anwendung bringen darf. Durch einen wunderbaren Zufall hat es sich dabei gefügt, das es dem Künstler möglich war, das Bild gerade an dem Tage zu beendigen, an welchem vor zehn Jahren die Schlacht von Novara geschlagen wurde, nämlich am 22. März.

Ein späterer Bericht aus München vom 3. April sagt: „Radetzky's meisterhaftes Reiterbildniß ist bis zu diesem Augenblick ein Gegenstand des allgemeinsten und lebhaftesten Interesses. Von unbekannter Hand wurde vor einigen Tagen ein frischer Lorbeerkranz, mit Bändern in den Oesterreichischen und Baierischen Farben geschmückt, dem Künstler überschickt und im Namen mehrerer Verehrer des greisen Helden die Bitte gestellt, denselben zu Füßen des Bildes niederlegen zu wollen, welchem Ansuchen natürlich von ganzem Herzen gerne sofort entsprochen wurde. Mag das Blatt dieses Kranzes, heißt es in der Nachricht, der wir diese Mittheilung entnehmen, „auch in Bälde verdorren, der Lorbeer, der sich um Radetzky's Schläfe zieht, ist ein unverwelklicher.“ Den neuesten Berichten zu Folge wurde das Bild am 9. d. von München nach Wien abgesendet, wo es auch bereits schon angekommen ist. —

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 10. Sonnabend, den 7. Mai. 1859.

Ein kurzer Roman.

1. Ahnung.

Ich stand am lichten Waldesrand —
Da grüßten mich die Thäler wieder,
Und über Feld und Wiesenland
Der Vöglein anmuthvolle Lieder.

Im gold'nen Weitzenfelde klang
Des Wachtelweibchens sanftes Schlagen,
Der Ruf zum fernen Männchen drang
Von Sonnenlüften hingetragen;

Das schwang sich der Geliebten zu,
Bewegten Fluges schnell und schneller,
Doch auf dem Weg' in kluger Ruh
Lag mit dem Netz der Vogelsteller.

Die Falle war so schlau gebaut,
Das Männchen ist hineingeflogen —
Es lockte die verlass'ne Braut
Bis in die Nacht aus gold'nen Wogen.

Mein heit'res Auge wurde naß,
Mein Herz von Ahnungen beklommen
Ach — es geschieht ja öfters, daß
Zwei Liebe nicht zusammenkommen!

2. O weh das Geld!

Mein junges Herz ist traurig,
Wie die verlass'ne Flur,
Von der die Winde fegten
Des Sommers letzte Spur.

Es steht auf hohem Berge
Ein alter Lindenbaum,
Dort haben wir verträumet
Der Liebe kurzen Traum.

Dort saßen wir mitten im Glücke,
Und mitten im Monat Mai,
Ich und mein Liebchen und singend
Saßen die Vöglein dabei.

Im Thale wogende Saaten,
Es rauschte der breite Fluß,
Und Blumen aus offenem Fenster
Winkten mir gastlichen Gruß.

„Es reift der jungen Liebe
Das frohe Erntefest,
Dann sitzen wie unten im Hause,
Wie Vöglein in dem Nest."

So sprechend nährte mein Liebchen
Der Seele schüchternen Traum,
Und den Träumenden überschneite
Mit seinen Blüten der Baum.

Die Erntezeit ist kommen —
Mir brachte sie keinen Genuß,
Die Körner sind ausgedroschen —
Sie wurden verschifft auf dem Fluß.

Es kam ein reicher Händler,
Hat Alles baar bezahlt —
O weh! das Geld hat die größte,
Die allergrößte Gewalt!

Die Linde hat verloren
Das letzte grüne Blatt,
Und auf dem letzten Schiffe
Mich Liebchen verlassen hat.

Julius von der Traun.

Einiges über die „Plèppáliedlán". *)

(Von E. Schatzmayer in Halle.)

Zur nächsten Verwandtschaft des „Schn°adáhüpf'ls" gehört das „Plèppáliedle". Es wird meist unter dem bekannten Namen des ersten mit einbegriffen, oder mit ihm verwechselt, während es nach dem Rechte der mundartlichen

*) Aus dem vierten Jahrgang von Frommann's Monatschrift: „Die deutschen Mundarten", welcher außerdem noch „Landler" von Mathias Lexer, Schwarz und Schatzmayer bringt. — Im neuesten fünften Jahrgange sind „Sprachproben aus dem Möllthale" von Lexer und „Volkslieder aus Kärnten" von Anton Stanfel veröffentlicht worden.

Selbstständigkeit als „karnerisches Plèppáliedlo" dem „östreicherisch'n Schu°adáhüpfl" zur Seite steht. So müssen auch oft die Geschwister einer Familie geduldig hinnehmen, daß der neu angekommene Gast ihren Namen untereinander mischt, während der heimische Hausfreund die Kinderchen, und wenn deren auch über ein Dutzend wären, wohl zu unterscheiden und richtig zu benennen weiß. Aber dieser Irrthum hat dort wie hier auch seinen tiefen Grund, denn alle die kleinen vierzeiligen Gedichtchen, die man schlechthin nur Schu°adáhüpfl'n zu nennen gewohnt ist, tragen oft bis zur sprechendsten Aehnlichkeit die Grundzüge ihrer gemeinsamen Abkunft, und beweisen, daß sie trotz ihrer bunten Mannigfaltigkeit doch nur einem fruchtbaren Boden entsprossen sind — dem frischen Natursinne des sanglustigen Alpenvolkes. Daher kommt es denn auch, daß nicht wenige „Stücklán", die den gemeinsamen Grundton des Alpenlebens oder des dasigen Volksgeistes überhaupt anzuschlagen vermögen, mit demselben Inhalt und wenig veränderter Form in den meisten oft entlegensten Thälern wiedergefunden werden. Sie sind allgemein bekannte „Leibstückeln" der Alpenländer, und werden immer wieder mit gleichem Wohlgefallen von Jung und Alt gesungen.

Obgleich nun aber mehrere solche Lieder Gemeingut der Alpenländer sind, und mit wenigen Veränderungen durch die mannigfaltigen Abweichungen der Mundart in den verschiedensten Thälern wieder gehört werden, so singt der Bursche oder das Mädchen in Kärnten doch nur Plèppáliedlán und nennt nur in seltenen Fällen solche „Gsanglán" auch „Schu°adáhüpfln". Somit ist es das mehr oder minder klare Bewußtseyn, eine selbstständige Mundart zu besitzen, nach eigenen Anschauungen, landesüblichen Sitten und Bräuchen zu leben, wodurch der Sprachgeist des Volkes getrieben ward, für seine Dichtungen auch eine besondere Bezeichnung zu schaffen. Das Plèppáliedlo ist aber nach eigener Aussage ein Liedchen, welches man „plèppert", d. i. in leichtem, scherzhaftem Tone vorträgt. Daneben findet man auch als Bezeichnungen für „Plèppáliedlán" oft nur kurzweg „Gsanglán", „Gsatzlán" oder blos „Liedlán". Was ihre Entstehung betrifft, so werden sie bei jeder Gelegenheit zu Tage gefördert, wo ein munterer Bursche oder ein sinniges Mädchen zu fröhlicher und freier Stimmung sich aufschwingt, welche sich fast immer durch Gesang kundgibt. Der Gesang aber weckt und lockt ein „Gsatzl" nach dem andern hervor, meist schon bekannte, zuweilen aber schlüpft auch ein neues über die Lippen.

Beim ersten Gange zur Arbeit in frischer, klarer Morgenluft, zur Heimkehr aus Wald und Feld am kühlen Feierabende, von den Alpenwiesen bis herab an die grünen Ufer der Forellenbäche erklingen hie und dort zerstreute Lieder. Bisweilen hört man auch manchen schwunghaften „Jodla" und hellen „Juházá" in den engen Bergthälern wiederhallen. Das auf solche und ähnliche Weise allmälig neu Entstandene wird sodann meist mit Sorgfalt sammt dem bereits vorhandenen Liederschatze im Gedächtnisse aufbewahrt, bis es auf den Tanzboden zur Ergötzung und Ermunterung der Anwesenden öffentlich und mit allem Zugehör von „Jodlá'n", „Wisplán" (ein Pfeifen durch die Finger zum Takte der Musik, sowie auch ohne Musikbegleitung) und „Juházá'n" aufgeführt wird. Viele der feinsten und witzigsten der „Plèppáliedlá'n" verdanken ihre Entstehung den erfinderischen, wortgewandten Mädchen, und werden auch von diesen gesungen; jedoch, wie die Sitte erheischt, nicht bei öffentlichen Aufzügen und Festlichkeiten, eben so wenig auf dem Tanzboden, wo nach gutem Brauch nur der „Zechburscht" die Stimme führt. Der Tanzboden bei „Kirchtágen und Hoachzétn" (Kirchtagen und Hochzeiten), der Gipfel und Mittelpunkt der Belustigungen für Jung und Alt, ist dann auch der geeignete Ort, wo aus dem Munde der besten Sänger eine bunte Menge neuer und alter „Gsánglán" hervorsprudelt. Gewöhnlich singen die Burschen, jeder einzeln, den Musikanten „ans v°ar" (eins vor); in diese angestimmte, bekannte oder auch oft neue „Weis'" müssen die Musikanten geschickt einfallen und sie weiter ausführen. Dazwischen wird sodann wieder getanzt und zwar in solchen Fällen nur „steirisch". Oft aber auch stimmen die Musikanten unaufgefordert „á neuá Weis'" an, wodurch das junge Völkchen auf's freudigste überrascht und angeregt wird, auch sogleich neue „Gsánglán" anzubringen.

Da wird dann von den gewandtesten und gewecktesten Burschen aus dem Stegreif gedichtet und gesungen; der Augenblick erhält hiebei seine höchste Bedeutung, er wird vor allem frisch erfaßt und mehr oder minder treffend und witzig besungen. Daraus entspinnt sich bei günstigen Umständen nicht selten zwischen zwei geübten und gewandten Burschen selbst ein kleiner Sängerwettkampf, der jedoch bald wieder in Musik und Rundtanz sich auflöst. — So sind Musik, Gesang und Stegreifdichtung auf dem Tanzboden in unmittelbarer Wechselwirkung.

Witz und Uebermuth sprudeln in üppiger Fülle, zu den schönsten und ergötzlichsten Einfällen treten aber auch, insbesondere wenn die Köpfe bereits erhitzt sind, eine Menge kecker Ausfälle, spitziger Bemerkungen, derber, oft zotenhafter Ausdrücke und seltsamer Schnurren. Da muß dann wohl auch der Wirth allen Balsam seiner Beredsamkeit aufbieten, wenn er den Sängerkrieg nicht in einen Faustkampf übergehen lassen will. Denn das singende Volk gibt sich mit seinen Vorzügen und Mängeln ganz, seine Lieder sind der unmittelbarste Ausdruck seines bewegten Innern, und was dort gährt, muß sich nach den Gesetzen seiner gesunden und kräftigen Natur endlich Luft machen; darum kann aber auch bei weitem nicht alles Gesungene in geschriebene oder gar gedruckte Liedersammlungen aufgenommen werden, wie man ja auch das Tagebuch eines vertrauten Freundes nicht Jedermann mittheilt. Ist endlich der Tanz vorüber und die Musik verschwunden, so versiegt auch die Liederquelle; vieles, was der Augenblick geschaffen, ist verhallt; nur ein Theil und zwar der gelungenste der neu „aufbr°achtn Gsanglán" wird zu weiterer Verwendung im treuen Gedächtnisse der „Buámán und Diándlán" aufbewahrt. Aber auch Aeltere erinnern sich gern an die Freuden des Tanzbodens, von denen sie sich selten ganz loszusagen vermögen und mancher junge frische Sänger und flinke Tänzer wird von einem munteren und rüstigen Graukopf übertroffen. Nur sehr wenige der gesungenen „Plèppáliedlán sind vom Volke schriftlich aufbewahrt. Auch der forschende Freund der Volksdichtung hat selten Gelegenheit, dergleichen Aufzeichnungen nach den unmittelbaren Mittheilungen des Volkes vorzunehmen. Denn das singende Volk fühlt sich durch die Gegenwart jedes Fremden und insbesondere eines „Herrisch'n" beengt und belauscht, und wenn es nicht sein volles Herz, sein Lieben und Hassen, seinen Scherz und Aerger frei und offen aussingen kann, so bleibt es lieber stumm. Am wenigsten ist es geneigt, dem Fremden auf sein Ansuchen, ihm Lieder mitzutheilen, solche in schlichter Rede herzusagen; denn ein Lied wird nur gesungen, und „singèn is nit s°agn". Ist man aber einmal mit des Volkes Sprache, seinen Bräuchen und Eigenthümlichkeiten recht bekannt geworden, und hat man sich Zutrauen zu erwerben vermocht, dann ist auch der Sagen- und Liederschatz aufgeschlossen, und mit aller Bereitwilligkeit kommt jeder nach seinen Kräften den

Wünschen des befreundeten Forschers entgegen. Ist hiemit wohl dem Einzelnen im Volke lebenden möglich, die Dichtungen desselben auch von der Seite des eigenthümlichen mundartlichen Vortrags kennen und würdigen zu lernen, so bleibt es geradezu eine Unmöglichkeit, auch durch die sorgfältigste schriftliche Aufzeichnung dem der Mundart ferne Stehenden eine so genaue Vorstellung der Aussprache beizubringen, daß er nunmehr selbst den mündlichen Vortrag dieser Volksdichtungen richtig treffen könnte.

Ostermorgen.

Es stirbt der Tag, die Nacht schwenkt ihre Fahnen
So dunkel schwarz, und nur im West noch sprüht
Es manchmal auf, wie jenes Himmels-Ahnen,
Das in dem Aug' des Sterbenden erglüht,
Und dunkle Wolken über'm Himmel ziehen,
Von andern Wolken drängend überholt,
Nur wenig Sterne sanft und einzeln glühen,
Und durch die Berge dumpf der Donner grollt. —

Nun dämmerts auf im Osten bleich und trübe,
Am Himmel liegen finst're Nebel schwer,
Fast scheint's, als hätt' der Schöpfer keine Liebe
Für diese Erde — und kein Lächeln mehr;
Und Regen-Tropfen fallen, fast wie Thränen
Hernieder auf die Fluren öd und fahl. —
Da plötzlich — horch! — die Osterglocken tönen
Und durch die Nebel zuckt ein Sonnenstrahl.

„Halleluja! der Heiland ist erstanden!“
Ha! wie die Nacht so feig und eilig flieht,
Das Licht zerreißt die finstern Wolkenbanden
Und zauberhaft das ganze Land erglüht.

—

Du schönes Oesterreich, siehst du da droben
Die Sonne hell und groß in ihrer Pracht —
Die finstern dunklen Wolken sind zerstoben,
Verschwunden ist die zweifelsvolle Nacht.
Du treues Volk, bald wird es dir auch tagen,
Zum Siegesflug erhebt sich Oest'reich's Aar,
Bald heimwärts kehren wird, besiegt, geschlagen,
Der Franken mundgeläuf'ge Helferschaar.

Der fränk'sche Hahn will sich in Wälschland sonnen,
Und schrecken will er uns mit Waffenklang,
Und will uns schrecken mit „Napoleonen“,
Und kräht vielleicht nur seinen — Schwanensang.
O Hahn von Gallien, du sollst erfahren
Zum zweiten Mal des Doppel-Adlers Macht —
Du hast vergessen jene tapfern Schaaren,
Die dich einst schlugen in der Völker-Schlacht.

Von jenen Männern leben noch die Söhne,
Schon strömen sie heran von Fern und Nah',
Schon hör ich jauchzend Oest'reichs Siegestöne — —
Mit off'nen Armen harrt Sankt Helena!

Am 24. April 1859.

J. J. K.

Zur Geschichte des Schloßes Weisenau.

(Beschluß.)

Folgendes ist der Wortlaut der erwähnten päpstlichen Urkunde:

Clemeus P(a)P(a) XII. Dilecte fili sal(ute)m et Ap(osto)licam ben(edictionem). Spirituali consolationi tuae quautum cum D(omi)no possumus benigno consulere teque specialibus fauoribus et gratijs prosequi volentes et a quibus uis excom(municacio)nis suspensionis et interdicti alijsque eccl(esiast)icis sententijs, censuris et poenis a Jure uel ab homine quauis occasione, uel causa latis, si quibus quomo(do) l(ibe)t innodatus exi(sti)s, ad eff(ect)um p(raese)ntium in*) consequen(dum) harum serie absoluentes, et absolutum fore censentes, supp(licatio)nibus tuo nomine Nobis super hoc humili(ter) porrectus inclinati tibi, qui [ut asseris] Loci de Weissenav Salisburgen(sis) seu alterius Dioec(esis) iurisdictionem temporalem in illo exerceus D(omi)nus exi(sti)s, ut in priuatis Domorum tuae habitationis in Ciuitate et Dioec(esi) Salisburgen(si) existen(tibus) Oratorijs ad hoc decenter muro extructis, et ornatis, seu extruendis et ornandis ab omnibus domesticis usibus liberis per Ordinarium loci prius uisitan(dis) et approban(dis), ac de ipsius Ordinarij licentia eius arbitrio duratura, unam Missam pro unoquoque die dummodo in eisdem Domibus celebrandi licencia, quae adhuc duret, alteri concessa non fuerit, per quemcunque sacerdotem ab eodem Ordinario approbatum saecularem, seu de superiorum suorum licentia regularem, sine ullo quorumcumque iurium paro(chial)ium praeiudicio ac Paschalis Resurrectionis, Pentecostes et Natiuitatis D(omi)ni N(ost)ri Jesu chr(ist)i alijsque solemnioribus anni festis diebus exceptis, in tua, consanguineorum, et affinium tecum insimul in eadem Domo habitan(tium) familiaeque et quoad Oratoria ruri ex(iste)ntia etiam in hospitum nobilium uestror(um) p(raese)ntia celebrari facere libere et licite possis et ualeas, Ap(osto)lica auct(oritat)e tenore p(raesen)tium concedimus, et indulgemus Non obstan(tibus) Consti(tuti)onibus, et Ord(inati)onibus Ap(osto)licis caeterisque con(trar)iis quibuscunque. Volumus autem, quoad familiares seruitu tui(,) tempore datae Missae actu non necessarij ibidem missae huic interessentes ab obligatione audiendi Missam in Eccl(es)ia diebus festis de praecepto minime liberi censeantur. Datum Romae apud S(anctam) Mariam Maiorem sub Annulo Piscatoris die VIII. Martij MDCCXXXI Pont(ificat)us N(ost)ri Anno Primo.

Dilecto filio Cristophoro de Rohrbach nobili Salisburgen(si) seu alterius Ciuitatis uel Dioec(esis.) Or(?) Pergament.

Wie lange nach Francisca Rosina noch das Geschlecht der Rohrbach Weisenau besessen, ist nicht überliefert. Innerhalb der nächsten vierzig Jahre scheint der Hof sehr herabgekommen zu seyn, und wir treffen ihn endlich als Freistiftgut zur Herrschaft Ernegg wieder. Johann Grösing ist 1774 Freistiftsunterthan der Meierschaft „Weisenau“ und Erbauer der bis in die letzten Jahre forterhaltenen Haus-Mühle. Hierüber folgende zwei Urkunden (im Besitz des Hrn. Caspar Wölwich.)

1.) Von der Römi(schen) Kayserin (!) zu Hungarn und Böheim König(lichen) Apost(olischen) Majestat: alhier in Karnthen, gnädigst aufgestellten Landes Haubtmannschafft wegen

*) Sonst lautet die Formel tantum, dumtaxat.

dem Johann grösing Freystüffts Unterthann an der zur Herrschafft Ernegg gehörigen Weisenauer Mayrschafft hiemit anzufügen; — bei den von eüch vorgestelten Umständen wolle mann nach vernohmener Behörde eüch anmit die Erlaubnuß ertheilet haben, d(a)ß ihr bei eühern Hause eine Haus Mühle, und zwar lediglich zu Vermahlung eüheres eigenen Haus Malters errichten därfet, und möget. — So eüch zur Nachricht, und guten Versicherung bedeütet wird. decretum Klagenfurth den 7. April (1)774. — In Abwesenheit des hh(errn) Landes Haubtmannß Excell(enz) Norwert graf v(on) Aichhold. — Ex Cons(ilio) Caes(arii) Regii supremi Capitaneatus Ducatus Carinthiae — Sigmund Edler v(on) Helmberg. (Taxe 1 fl. 45 kr. Abschrift.)

2) Extract aus dem Bistum Lavant(erischen) Gerichts fol(io) 214 et 215 den 10. 9ber 1774 — Verwilligung — Daß der Gutt Weissenauer(ische) Freystifter auf die erbaute Hauß Müll daß Wasser aus dem Leuthens Bachl einleithen darf — Johann Grössing Freystifter Der Mayrschaft zu Weissenau machet alda daß gebührende Ansuchen, daß demselben auf die mit Bewilligung eines hochlöb(lichen) Landes-Hauptmannschafttichen Rescript widerumen Neu erbaute Hauß Müll um nur allein für sein aigenes Haus Consumo daß getraydt hieran Mallen zu darfen, von dem Durch das Burg fridt Thurn bei der Landg(eric)hts Confin fliessende Leuthens Bächl (von welchem ohnehin an die im Landg(eric)ht Hartneydstein ligende Wissen und Teichte Daß Wasser eingeleithet: und hierwegen dem Burgfridt Thürn jährl(ich) 6 Kr. Wasserfahl gedienet würd) um die mit 2 Gäng errichte Hauß Müll Gangbahr zu machen, mehrers und hinlängliches Wasser in deicht einleuthen Zu darfen. — Nachdem bey der in obiger Wissen stehenden Baad oder Prechl Stuben allwo vormals eine Müll gestandten, nicht allein der verhanden aufgewachsene Hohe Wasser graben durch welchem daß Wasser vom alters auf die Müll geleuthet werden zu einem sichtlichen kennzeichen vor augen lieget, sondern auch bey der Burgfriedts kanzley ein außgefürtigter Revers de a(nn)o 1621 in originale verhanden, vermög jenen Respectu das Fisch Wasser vom da Malligen eigenthumer herrn Georg Adam Weiss herrn zu Weissenau und Schmölzhofen ernanuten Gut Weissenau auf die errichte Hauß Müll auf 2 Gäng gegen jährl(ich) Zu entrichten, Zugesagten Wasserfahl dienst einzuleithen erlaubet worden. — in gefolg dises alten Herkommens und angezogenen Revers würd auß besagten Leuthens Bächl daß erforderliche Wasser auf die Hauß Müll einzuleuthen fürdershin verstattet. — — Dem eingesehenen amts Protokoll entgegengehallten, und demselben gleichlautend befunden zu haben, bestettiget nachstehende amt(liche) Fertigung. Domstift st. Andre am 24. Jenner 1795 — Johann Jos(ef) Plicker Hofrichter. (Rothsiegel, J. S. P. Krone. Original.)

Als Besitzer der Herrschaft Ehrnegg erscheint um diese Zeit das Geschlecht der Kaiserstein. Franz Josef Freiherr von Kaiserstein, zweiter Sohn des Josef Paul von Kaiserstein, nennt sich Herr von Tentschach, Reideben, Ehrneck und Weissenau. Er war erster Rath bei der Landeshauptmannschaft in Klagenfurt 1776 (Wißgrill V, 55) und Inhaber der Familien-Fideicommisse in Böhmen, Niederösterreich und Kärnten, nachdem Johann Anton Franz Reichsgraf von Kaiserstein, Herr zu Starkstatt, Ehrneck und Weissenau, Majoratsherr 1769 ohne Nachfolgerschaft gestorben und mit ihm die gräfliche Kaisersteinlinie erloschen war. (Wißgrill V, 51.)

Von dem Grafen Ferdinand Egger kaufte Herr Caspar Wölwich das Gut sammt Grundstücken bei Marein, und jüngster Jahre ist der freundliche Sitz in den bedeutenden Gütercomplex des Grafen Hugo Henkel von Donnersmark übergegangen.

Es sey erlaubt für allfällige heraldische Auffindungen die Wappen der nachweisbaren Besitzer von Weisenau anzuführen.

W e i ß. Ein rother Schild, darin ein weißer links aufsteigender Löwe mit einem Wolfskopf; auf dem durchbrochenen Helm eine goldene Krone, darauf der links aufsteigende Löwe mit dem Wolfskopf; die Helmdecken roth und weiß. (Nürnberger Wappenbuch 1657; unter Kärntnerische I, 45—47.) Im rothen Schild den vollständigen links aufsteigenden Löwen, nur das Haidenhütlein auf dem Helm, übrigens weiß- und rothe Helmdecken führten die schlesingischen Edlen von Weisdorf (N. W. I, 61); im weißen Schild denselben Löwen rechts aufsteigend, auf dem Helm denselben mit weiß-blauen Helmdecken die rheinländischen Weisen von Feürbach. (N. W. I, 133.); Weisische Wappen kehren übrigens in Meissen, Hessen, Frankfurt, Augsburg u. s. w. wieder. Das Wappen scheint später vierfeldig geworden zu seyn: rechts oben und links unten das rothe Feld mit dem Löwen, links oben und rechts unten ein weißes Winkelmaß im (blauen?) Feld; auf dem ersten Helm steigt der weisische Löwe, aus dem zweiten der (siegersdorffer?) Mann mit der Keule. (Mareiner Epitaph.)

R a m s c h ü ß l. Ein grüner Schild, darin drei weiße, mit inliegenden gelben Löffeln versehene Schüsseln; auf dem durchbrochenen Helm eine goldene Krone, darauf in grünem Flügel dieselben Schüsseln; die Helmdecken grün und weiß. Vierfeldig. Rechts oben und links unten dee vorerwähnte Schild; links oben und rechts unten ein rother Schild, darin ein grüngekleidetes Weib mit über den Kopf geschlagenen Händen einen Fahnenfederbusch haltend; aus dem ersten Helm die Schüsseln mit dem Busch, aus dem zweiten das grüne Weib mit dem Busch. (Stadl V. 623. N. W. I. 49 u. a.)

S t a d i o n. Vierfeldigee Schild mit Herzschild. Oben rechts und unten links in Schwarz drei wechselweise stehende goldene Zapfen, oben links und unten rechts ein rothes Kreuz im Weiß; im schwarzen Herzschild drei übereinanderstehende goldene Hacken. Ueber der Grafenkrone drei durchbrochene gekrönte Helme, aus deren erstem der Zapfen, aus dem zweiten auf schwarzgoldgeschachtem Kissen der Hacken mit drei Pfauenfedern, aus dem dritten zwei schwarze Flüge steigen; die Helmdecken gelben und schwarz. (Tyroff. VI. 90.)

R o h r b a c h. Mit gelben und schwarzen Dreiecken, mit den Spitzen aufeinander wechselweise stehend, gezierter Schild; auf dem durchbrochenen Helm eine Krone, darauf zwischen zwei gelben Reifern drei Blumen; Helmdecken silbern. (So die österreichischen. N. W. I. 35.)

K a i s e r s t e i n. Vierfeldiger Schild mit Herzschild. Rechts oben und links unten drei von links nach rechts steigende rothe Querstriche in Weiß; links oben und rechts unten ein gekrönter nach rechts und nach links aufsteigender goldener Panther in Schwarz. Der Herzschild wagrecht getheilt; im oberen Goldfeld ein halber Gewappneter, das Schwert in der Rechten; im untern die Querstriche wie vor. Ueber der Grafenkrone drei durchbrochene gekrönte Helme, aus deren erstem zwei schwarzgoldene Flüge, dem zweiten zwischen rothweißen Büffelhörnern der Gewappnete, aus dem dritten der Panther steigt. (Tyroff. III. 98.)

E g g e r. Ein rother Schild, darin ein goldenes Sonnengesicht; darüber die goldene Grafenkrone, auf dem durchbrochenen gekrönten Helm ein rother Spitzhut, zuhöchst das Sonnengesicht; die Helmdecken golden und roth. (Tyroff. II. 96.)

Im wechselnden Besitz hat W e i s e n a u manche ereignißreiche Zeit gesehen, von jener, da die reformatorischen Bauern, bis zu der, da Schwärme des französischen Heeres das stille Thal durchzogen; es war Zeuge des Glanzes und des Verfalls so mancher Schlößer und Geschlechter der Umge-

bung; in ihm selber mochte wohl auch ein ungeahnter Reichthum herrschen, der später gänzlich auszog, um die nachfolgenden Besitzer vollständig auf die Goldbarren hinzuweisen, die da ruhen in der Tiefe der keimehegenden Scholle, die da mit dem Pfluge hervorgearbeitet und auf dem Prägestocke unverdrossener deutscher Wirthschaft gemünzt werden müssen. So ist denn Weisenau, einst durch den Bergbau im Ruf des Reichthums glänzend, und mit der Erze Versiegen selber sinkend, durch den Ackerbau so beneidenswerth geworden, als es je als Stammsitz der Familie unter allen mitverbundenen Schlössern gewesen seyn mag. Hat es vollends zu allen Zeiten durch eine so hohe, so herzliche und unerschöpfliche Gastfreundlichkeit geglänzt, als solche dem Verfasser dieser Zeilen wiederholt zu Theil geworden, so braucht das Schloß hinter den stolzesten Burgen unserer oesterreichen Heimath nicht zurückzustehen. Aendert die Zeiten und auch von Weisenau hätte Walther von der Vogelweide singen müssen:

Ich hân des korndaeres gabe dicke empfangen.

Vergißmeinnicht.

„Will ich mich ja gerne bücken,
Wo ein kleines Frühlingsauge
Aus dem Schooß der Erde bricht!
Sollet heut' mein Bräutchen schmücken,
Liebliche Vergißmeinnicht!"

Also spricht und denkt der Holden
Dort ein froher rascher Jüngling,
Bald gewunden ist ein Kranz;
Sonne strahlt ihm doppelt golden,
Erde hat erhöhten Glanz.

Da begegnet an dem Hange,
Wo er unter Blumen wandelt,
Ihm ein Mann, der bald ein Greis;
Auf die frühgefurchte Wange
Fällt ihm eine Thräne leis.

Pflückt er Blumen sich zum Kranze?
Nein, er gräbt sie mit den Wurzeln
Sorgsam aus der Erde aus;
Daß er heut' sie wieder pflanze
An der Eltern stillem Haus.

Und er hat es bald gefunden,
In der schlummernden Gemeinde
Ruht sein theures Elternpaar;
Daß der Priester es verbunden,
Heute sind es fünfzig Jahr!

Und der Jüngling folgt zum Grabe,
Wo der And're weinend, betend,
Seinen Strauß Vergißmeinnicht,
Gold'ner Hochzeit Liebesgabe,
In den Rasen pflanzt und spricht:

„Einst auf ein allmächtig Werde
Steh'n wie Blumen aus den Hügeln
Wir mit allen Theuern auf!
Aus der Erde! In die Erde!
Bleibt indeß der Wesen Lauf!

Gmunden.

Friedrich Marx.

Züge aus dem Leben des Fürsten Franz Seraphin Porzia.

Mit dieser Ueberschrift lieferten wir im Jahrgange 1836 der „Carinthia" durch mehrere Nummern, wie sich manche freundliche Leser wohl noch erinnern werden, mehrere interessante Beiträge zur Biographie dieses originellen Menschenfreundes; doch ist dessen Leben so reich an dergleichen Ereignissen, daß manche derselben erst später in der Erinnerung seiner Zeitgenossen — Fürst Seraphin starb zu Venedig am 14. Februar 1827 — auftauchen und besprochen werden, die der Vergessenheit verdienen entzogen zu werden. Einer unserer thätigsten und verdienstvollsten Mitarbeiter erzählt uns von diesem originellen Menschenfreunde Folgendes, das als Ergänzung des bereits von uns Mitgetheilten betrachtet werden kann.

Fürst Porzia pflegte seine Wohlthaten und Artigkeiten gewöhnlich in einer sonderbaren, oft sarkastischen Form zu spenden. So z. B., als er in der Zwischenzeit der französisch-illyrischen Herrschaft an seine Herrschaft Oberdrauburg kam, lud er die dortige und nachbarliche Geistlichkeit und die gerade anwesenden Beamten der französischen Douane zu Gaste. Da wollte er den alten „Inguo" nachahmen, doch in verdeckter Weise. Er ließ den letzteren als dominirenden Herren in prachtvoll geschliffenen venetianischen Gläsern einen äußerst ordinären sauern Wein vorsetzen, sprechend: „Man muß diese Herren", welchen er übrigens eine herablassende und demüthige Höflichkeit erwies, „das Gebührende anthun, wir aber Leute, denen das Gehorchen und Verläugnen gebührt, müssen uns schon mit etwas Geringern begnügen!" und ließ von den Bedienten sich und der Geistlichkeit, so wie den übrigen Landsleuten in irdenen Krügelchen, gleich wie bei den Kapuzinern, einen Wein — aber einen köstlichen — vorsetzen, den diese mit heimlichem Wohlgefallen schlürften, während die andern mit hochthuender, aber saurer Miene den Viermänner-Wein verbissen.

Zur Zeit der Hungersnoth, als Kärnten bereits wieder ganz österreichisch war, lud er die Geistlichkeit jenes Delanates wieder zu Tische; da sollte auch sie eine Geduldprobe ausstehen. Der Tisch war recht schön gedeckt; Aufsätze und Blumen-Bouquette, Silber und Porzellan zierten selben, und alles schien ein reichliches Mahl und recht lautes Fest zu verkünden. Da erschien der Fürst, wie von Noth gekrümmt, redete noch mehr als sonst gewöhnlich in jammernder Weise und bedauerte die Gesellschaft, daß er sich unterfangen, sie zu laden. Man nahm es für seine oft geübte Scherzweise; doch er hatte wahrgesprochen. Es kam Sterz und Milch, zwar in nobler Façon auf den Tisch und er sprach: „Essen Sie nur, meine hochw. Herren, es ist Alles, womit ich Sie bedienen kann, Sie wissen ja, es sind halt

böse Zeiten. Einer sah den Andern bedeutsam an, man aß und trank klares Wasser und trocknete sich den Mund, da es nichts zu stochern gab. Als die schweigsame Gastschaft eine Weile gedauert, und richtig nichts mehr kam, da sprach der Fürst: „Verehrteste! die zweite Suite finden Sie unter dem Teller". Als man es aufhob, da lag in Papier gewickelt mit der Aufschrift: Für die Armen, jeden Ortes ein Halb-Dutzend Dukaten darunter.

Auch Herr Moriz Bergmann, von dem jetzt „der Pilger am Wienerberge" (Wien, 1859) erscheint, lieferte interessante Beiträge zur Charakteristik des Fürsten Seraphin Porzia, die wir hier anschließen.

Urapsche ist ein kleines Bergdörfchen in Krain auf der Straße nach Triest, rechts von Storic, eine Stunde von der Hauptstraße zwischen den steinigen Bergen, dem Nanos gegenüber gelegen. Auf der Höhe des Berges befindet sich das Kirchlein vom Friedhof umgeben. Da die Weingärten der Herrschaft Senosetz daran stoßen, so ist an den Rand des Kirchhofes ein Keller mit einem Stockwerke und zwei bewohnbaren Zimmern gebaut. Hieher pflegte Fürst Seraphin in Begleitung seines Sekretärs zuweilen im Jahre einen Ausflug zu machen, und ein paar Tage in der Einsamkeit zu verweilen. So war er plötzlich im Jahre 1807 vor den Weihnachts-Feiertagen hier eingetroffen, um diese festliche Zeit daselbst zuzubringen. Man kann nur mit Saumthieren zum Dörflein und auf die Höhe zur Kirche gelangen.

Der Pfarrer (eigentlich Lokal-Curat) war erstaunt, in dieser rauhen Jahreszeit, welche durch die Bora noch unerträglicher wird, den Fürsten auf dem Berge zu sehen.

„Mich gelüstet es" — sprach der Fürst — „das Kletzenbrod der Weihnachts-Feiertage in der Mitte ihrer kleinen Gemeinde zu essen. Es sind meine Unterthanen, und da will ich mir es wohl unter ihnen geschehen lassen."

„Euer Durchlaucht bedürfen wenig, um zufrieden zu seyn" — antwortete der Pfarrer.

„Aber gewaltig viel, um Andere zufrieden zu machen, und darum habe ich mich, um dem Gedränge der Menschen zu entgehen, für diese Feiertage auf Urapsche heraufgezogen. Hierher ist für die Equipagen keine Straße, und in dem Dörflein und auf meinem Keller keine Unterkunft für Herrschaften, Domestiken und Pferde."

„Unsere Ställe sind nur verschallte, niedere Winkel zwischen Felsen für unser kleines Zugvieh und die Esel. Da müßten die stolzen Engländer und Holsteiner auf den Gelenken hineinkriechen."

„Wie kämen die Herren und Damen in den niederen Rauchstuben zurecht? Doch die guten Leute sollen auf dem Bergdörflein ungestört leben, und zum Weihnachtsfeste ihr Kletzenbrod zufrieden verzehren."

„Ihr Kletzenbrod? Ach, wenn die Leute es nur bis zu einem Kuchen von Milch und türkischem Mehle bringen. Viele haben das Holz nicht, den Ofen zu wärmen, der Backofen und Küchenherd zugleich ist. Oft kochen zwei und drei Familien ihre Mehlsuppe und Erdäpfel in einer Hütte. Es werden im ganzen Dörfchen nicht vier Familien seyn, die sich ein Pfund Fleisch kaufen können. Wo käme da ein Kletzenbrod her?"

„Von mir, mein lieber Pfarrer. Schicken Sie mir morgen Früh die Familienväter, es müssen deren 27 seyn, zu mir, und dann die Knechte und Mägde und Taglöhner besonders. Sie sollen ihr Kletzenbrod haben."

Am andern Morgen fanden sich sämmtliche Bewohner des Dörfchens beim herrschaftlichen Kellergebäude ein. Der Fürst ließ zuerst die Mägde, Knechte und Lohnarbeiter eintreten, und schenkte jedem derselben einen etwa zwei Pfund schweren Laib gutes, weißes Brod, worin gedörrte Zwetschken und Feigen eingebacken waren.

Nach dieser Spende, welche mit vielem Danke empfangen ward, wurden die Familienväter vorgelassen, und jeder empfing ein kleines Brod, etwa wie eine Semmel groß, welches sie schweigend und mit langen Gesichtern in Empfang nahmen und damit gingen.

Die guten Leute schüttelten die Köpfe und meinten, der Fürst habe wieder seine Neckerei mit ihnen. Mehrere gingen zum Pfarrer, ihm das ärmliche Geschenk zu zeigen. Die Knechte und Mägde, ihres Geschenkes froh, lachten über den Verdruß der Familienväter.

Der Pfarrer nahm verwundert so ein Brod in die Hand, befühlte es und fragte, ob er es anbrechen dürfe. Recht gern, sagte der Landmann, dem es gehörte. Der Pfarrer brach das Brod entzwei, und er fand darin ein Papier, und in diesem drei Thaler, eine Anweisung an die Herrschaft Senosetz auf drei Laibe Brod, drei Pfund Rindfleisch, und drei Passi (ein Passo etwa eine halbe Klafter) Holz. Schnell erbrachen auch die übrigen Familienväter ihre Brode, und fanden eine gleiche Bescherung darin.

Mittlerweile war in der Küche des Pfarrers ein Korb mit ergiebigen festlichen Viktualien für die Feiertage vom Fürsten angelangt.

Der von Dank und Freude erfüllte Pfarrer bestellte die Familienväter nach Tische zu sich, um sie alle zur eigenen und allgemeinen Danksagung zum Fürsten zu führen.

Der Fürst war aber nach der Vertheilung des „Kletzenbrodes" mit seinem Sekretär auf der andern Seite wieder den Berg hinabgeritten.

Von diesem Tage an erhielt er in der dortigen Gegend den Beinamen „der Kletzenbrod-Fürst" und behielt ihn auch bis an sein Ende.

An einem stürmischen Winterabende kam ein Fremder, von einem Holzknechte begleitet, hoch auf dem tirolischen Gebirge am Eingange des Pusterthales zu einer kleinen Pfarre, die von einem einzigen Priester versehen wurde. Köhler, Holzknechte, Forsthüter, und im Sommer die Alpenhirten waren seine Pfarrkinder, die er in der bessern Jahreszeit nur mit Beschwerlichkeiten besuchen, im Winter aber gar nicht sehen konnte, weil der tiefe Schnee den Weg zur Pfarre, und von da zu den zerstreuten Wohnungen oft klafterhoch bedeckte. Vor Eintritt des strengen Winters pflegte er die entfernten Pfarrkinder mit dem Allerheiligsten zu besuchen, sie nach abgenommener Beichte zu versehen, und nach Gebeten und Ermahnungen bis auf Wiedersehen zur besseren Jahreszeit, oder jenseits dem Schutze des Allmächtigen zu empfehlen.

Der alte Pfarrer, der schon bei dreißig Jahre auf dieser Pfarre gelebt hatte, war erstaunt, einen Fremden bei sich zu sehen, der trotz seiner einfachen Kleidung doch Bildung und ein edles Wesen zu erkennen gab. Der Fremde, sich mit einnehmender Freundlichkeit nähernd, bat um ein Nachtlager.

„Recht gerne", sprach der noch immer verwirrte Pfarrer, „so gut ich's habe, aber —" hier hielt er inne, und sah auf seine alte Magd, die seiner Befehle gewärtig unter der Thüre stand.

„Weiß schon", sprach lächelnd der Fremde, und befahl dem Holzknechte, die zwei strotzend gefüllten Jägertaschen in der Küche abzuladen.

Die alte Magd schlug die Hände zusammen über die reiche Bescherung an Geflügelwerk, Braten, Weißbrod, Zucker und Kaffeh und andern Dingen, und über die versiegelten Bouteillen, wahrscheinlich des köstlichsten Weines. Der Holzknecht mußte auf Befehl des Fremden in der Küche helfen, um ein gutes Nachtessen zu Stande zu bringen.

„Ich bin ein Mensch", sprach der Freunde, „dem die Vorsehung mehr gegeben, als er braucht. Ich kann mir Manches verschaffen, was ich mir außer der Ordnung des gewöhnlichen Lebens wünsche. Die Leute sagen, ich hätte nach mancher Thorheit gejagt, indessen thun meine Thorheiten Niemanden wehe, hingegen die Klugheit so mancher Leute die Menschheit weinen macht. Ich habe heute im Vorbeireisen ihr Kirchlein von unten im Thale gesehen, aber in wenigen Minuten war es in eine Schneewolke gehüllt, die über diese Gebirge zog. Gerade da möchte ich heute übernachten, dachte ich mir. Je abenteuerlicher meine Wünsche sind, desto weniger kann ich ihnen widerstehen, und so bin ich bei Ihnen. Die Leute im Gasthofe zuckten die Achsel und meinten, als ich aus der Stube ging, ziemlich vernehmlich, ich wäre ein Narr. Das möge mich das Volk des ganzen Thales nennen, dachte ich, wenn mich nur der geistliche Freund hier oben willkommen heißt."

„Ei von ganzem Herzen", meinte der noch immer verlegene Pfarrer, der nicht begreifen konnte, wie man um einer Laune willen und in dieser Jahreszeit eine Reise nach dem hohen Gebirge machen könne.

Der Fremde überwand durch seine Leutseligkeit alle Bedenken des geistlichen Hauswirthes, so daß dieser seinen Gast, ohne nach dessen Namen und den Zweck seines Besuches zu fragen, recht lieb gewann, und ihm alles Vertrauen schenkte.

Der Fremde sah über dem höchst einfachen Schreibtische des Pfarrers ein Bild, welches einen in einem Walde betenden Priester vorstellte, neben welchem ein Bär aus einer Quelle trank. Der Fremde fragte nach der Bedeutung des Bildes.

„Es ist der vorletzte meiner Vorgänger", sprach der Pfarrer, „ein frommer Mann, von dessen strengen Tugenden und frommen Liebeswerken meine Pfarrkinder noch Vieles erzählen. Der Bär da, der neben ihm aus der Quelle trinkt, war eine mehrjährige Bekanntschaft von ihm. Auf eine weise Anordnung der Obrigkeit wurden diese gefährlichen Thiere aus dieser Gegend vertilgt. Nur dieses alten Thieres, welches Sie hier abgebildet sehen, hat man um des Pfarrers willen geschont."

„Wie er die Bekanntschaft dieses Thieres gemacht, und bis in einer Art Vertraulichkeit fortgesetzt habe, lesen Sie hier aus seinem Tagebuche."

Der Fremde las:

„Am 12. Oktober 1731 wurde mir berichtet, daß man nach anderthalb Jahren, wo vier Bären geschossen werden, wieder einen, und zwar sehr großen, eine kleine Stunde von hier gesehen habe. Zugleich wurde ich gerade zu einem Kranken gerufen. In Gottes Namen, dachte ich, du gehst in deinem heiligen Berufe, und was dir da des Unglücks geschieht, hast du nicht muthwillig aufgesucht, sondern es ist Gottes Schickung. Mit diesem Gedanken und einem eifrigen Gebete ging ich, den Boten mit der Laterne und Glöcklein voran, das Allerheiligste in meinen Händen fort."

„Am Brünnlein, 500 Schritte von hier, sah ich etwas Schwarzes stehen, und erkannte es gleich für den furchtbaren Bewohner des Waldes. Ich befahl dem Boten zu läuten, und mit mir laut zu beten, sich nicht umzusehen, und geradezu fortzugehen. Der Bär wich in's Gebüsch aus, und ließ uns ungehindert vorübergehen. Ich hörte ihn hinter mir brummen."

„Guter Gott, dachte ich, Du hast die Löwen in der Grube des Daniel Sanftmuth gelehrt, und den Schlangen der Thekla das Gift und die Bosheit genommen, Du hast auch Deinen unwürdigen Diener in der Erfüllung seiner Pflicht beschützt."

„Ich pflegte sonst nach diesem Brünnlein mit meinem Brevier zu lustwandeln und zu beten, aber seit ich den Bären gesehen, habe ich es unterlassen. Aber einmal, da im Direktorium do ea stand, und ich viel zu beten hatte, dachte ich nicht daran, ging in Gedanken fort, und fand mich plötzlich, ohne es zu gewahren, auf dem Wege zum Brünnlein, ja nahe bei demselben. Da sah ich den Bären trinken. Er hob den Kopf in die Höhe, bemerkte mich und trank fort, und nachdem er getrunken, ging er ruhig wieder fort. Es war dieses eine Stunde vor der Mittagszeit."

„Wart', gutes Thier", dachte ich mir, „du sollst für deine bisher bezeigte Sanftmüthigkeit auch etwas zu essen finden". Ich nahm am folgenden Tage ein paar Rüben, und ein Stück Plenten von geschrotetem Hafer, und legte das zwei Stunden vor der Mittagszeit am Brünnlein nieder."

„Nach einer Stunde kam der gute Bär pünktlich, als ob er eine gute Uhr in seiner Höhle gehabt hätte, trank und machte sich gleich über die gesundene Mahlzeit her, die ihm wohl zu schmecken schien."

„So machte ich es einige Male, und das Thier begütigte sich mit Speise und Trank."

„Nun kam der Winter herbei, wo sich die Bären zu verkriechen pflegen, und mein Nachbar blieb aus, woran er sehr wohl gethan hatte, denn im Winter hätte ich ihm schwerlich was vorsetzen können."

„Im Frühjahre ging ich in der warmen Mittagssonne, ohne an den Bären zu denken, zum Brünnlein, setzte mich nieder und las aus meinem Brevier. Da hör' ich es plötzlich im Gebüsche knistern, und der Bär kam zum Brünnlein, das nicht zehn Schritte von mir war. Nachdem er getrunken, schien er etwas zu suchen, sah mich an, und ging fort."

„Ich hatte noch einige ausgewachsene Rüben im Keller, die nur für das Vieh zu brauchen waren. Davon nahm ich eine mit und legte sie am folgenden Tage zum Brünnlein. Der Bär kam, trank und verzehrte die Rübe."

„Ich wurde krank und mußte einige Wochen im Bette bleiben. Da kamen die Leute mit Schrecken zu mir und erzählten, daß sie einen Bären beim Brünnlein gesehen hätten. Ich empfahl ihnen ruhig zu seyn und das Thier in Ruhe zu lassen. Da Niemand mehr zum Brünnlein gehen wollte, so ließ ich durch den Kirchenbuben Franz, der viel Muth hatte, von Zeit zu Zeit einige Rüben hinwerfen."

„Als ich mit Gottes Hilfe von meiner Krankheit genesen, wanderte ich zum Brünnlein, und legte ein Stück Haferblenten und einige Aepfel hin. Das war ein Schmaus für das gute Thier. Es sah mich an, und wollte eine Weile nicht weggehen. Ich hatte ein Stück Brod, von dem ich gegessen hatte, neben meinem Sitze liegen. Ich merkte, daß der Bär seine Blicke darauf geheftet hatte. Ich stand auf, ließ das Brod liegen und ging davon."

„Als ich mich umsah, war der Bär auf meinen Sitz zugegangen, und hatte das Brod verzehrt. Nun schien unsere Freundschaft geschlossen."

„Ich sah den Bären oft und recht nahe. Er war sehr alt.“

„Wenn ich durch Geschäfte gehindert nicht kommen konnte, so pflegte er bis zu meinem Sitze zu gehen, und nach dem Wege zu schauen, auf dem ich zu kommen pflegte.“

„Der Weg zum Brünnlein wurde von meinen Leuten und Nachbarn sehr gefürchtet, und Niemand wagte sich dahin. Nur ich ging recht gerne dahin, weßwegen die Leute allerlei Wunderdinge von mir sprachen. Ich habe nur die Erfahrung gemacht, daß die Thiere für Schonung und gute Behandlung dankbar sind, wozu es keiner Zauberei und böser Künste bedarf.“

„Fast durch zwei Jahre haben ich und der Bär in diesem vertrauten Verkehr mit einander gelebt. Da fand ich ihn eines Morgens, ich darf nicht daran denken, als ich nach dem Brünnlein ging, vor meinem gewöhnlichen Sitze todt in seinem Blute liegen. Ein Jäger der Herrschaft hatte ihn erschossen.“ —

„Es ist immer etwas Gefährliches mit solchen Bekanntschaften“, sagte der Fremde, „aber wenn sie auf eine so seltsame Art gemacht sind, so schmerzt die Trennung selbst von einem Thiere.“

Sie setzten sich guter Dinge zum Abendtische, und gingen wohl erquickt zeitlich zu Bette.

Am folgenden Morgen rief der Fremde den Pfarrer, der nach gelesener heiligen Messe aus dem Kirchlein kam, zum Kaffeh, den er selbst bereitet hatte.

„Ich höre,“ sagte der Fremde, „daß jene Alpe einst zur Dotation dieser Pfarre gehört habe. Sie hat einen zahlreichen Viehauftrieb, und dürfte bei 140 fl. tragen, und Ihnen noch mehr, da sie in Ihrer Nähe liegt. Diese Alpe habe ich gekauft, und auf diese Pfarre schreiben lassen. Hier gebe ich Ihnen die Urkunde als Andenken an meinen Besuch, und als Dank für freundliches Obdach und Nachtlager.

Der Fremde schied vom freudig erstaunten Pfarrer, ohne seinen Namen zu nennen, mit dem herzlichen Lebewohl, das alle Ausbrüche des Dankes verhinderte.

Als der Pfarrer zur Herrschaft herabkam, die Schenkung zu melden, da erfuhr er, welch' einen Wohlthäter er beherbergt hatte. — Es war der Fürst Franz Seraphin Porzia.

Miszellen.

(Gibson's und Schwanthaler's Marmorstatuen an der Glyptothek in München.) An der Ostfronte der Glyptothek haben nun sämmtliche Nischen die für sie bestimmten Bildnißstatuen moderner Bildhauer erhalten. Am 15. April d. J. wurde diese Figurenreihe mit der Aufstellung der Bildsäulen Gibson's und Schwanthaler's beendiget. Beide sind von Fr. Brugger modellirt und von Lassow in Marmor ausgeführt. Auch bei ihnen ist, wie bei den vier andern, die voriges Jahr aufgestellt wurden, (Canova, Thorwaldson, Rauch und Tenerani) das antike Kostüm in idealer Behandlung zur Anwendung gekommen. Gibson ist blos mit dem Mantel bekleidet, der den rechten Arm und die Brust an dieser Seite bis nahe zur Hüfte frei läßt und, indem er vom Rücken her über die linke Schulter herabfällt, hier mit dem anderen unter den rechten Arm durchgehenden Ende von der linken Hand zu einer schönen Masse zusammengenommen wird. Die Füße sind mit Sandalen bekleidet, deren kreuzweis geschnürte Bänder zur halben Höhe das Schienbein bedeckten. Die Figur ruht auf dem linken Fuße, während der rechte mit gebogenem Knie etwas vortritt. Die rechte Hand hält den Hammer, die linke den Meißel. Die Aehnlichkeit des Kopfes ist nicht zu bezweifeln, da einerseits der Schnurbart und der kurze krause Kinnbart, wie andererseits das schlicht seitwärts gekämmte Haupthaar das Streben nach individueller Auffassung nicht verkennen läßt. Schwanthaler lehnt sich mit der linken Hüfte an einen Cippus, auf welchem das kleine Modell der „Bavaria“ steht. Die Gestalt ist mit Tunica und Mantel bekleidet; letzterer wird von der rechten, auf die Hüfte gestützten Hand mäßig zusammengenommen, während die linke, um die „Bavaria“ gelegte Hand das Modellirstäbchen hält. Auch seine Füße sind mit Sandalen versehen. Die Aehnlichkeit ist unverkennbar, doch der gesammten Auffassung gemäß idealisirt. (Correspondenz der Wienerzeitung.)

(Ein neu aufgefundener Bibelkodex.) Professor Konstantin Tischendorf berichtet in einem aus Cairo vom 15. März datirten Schreiben an den k. Sächsischen Minister von Falkenstein über einen wichtigen Fund, den er in einem Klosterzimmer am Fuße des Mosisberges gemacht hat. Es ist dies ein alter Bibelkodex, der dem Vatikanischen Kodex in nichts nachstehen, ja denselben noch übertreffen soll. Die Handschrift besteht aus 346 feinen schönen Pergamentblättern von so großem Formate, daß je zwei ein ganzes Gazellenfell beansprucht haben. Die Schrift auf jedem Blatte in vier Kolumnen getheilt ist vom alterthümlichsten Charakter, und Professor Tischendorf ist der Ueberzeugung, daß der Kodex im vierten christlichen Jahrhunderte geschrieben sey. Die Handschrift umfaßt zunächst sehr umfängliche Theile des Alten Testamentes, dann aber folgt das ganze Neue Testament.

(Dénon in Berlin.) In Dr. Max Schasler's Werke „Die Königlichen Museen in Berlin“ lesen wir Folgendes: „Das Jahr 1806 versetzte der Kunstkammer in Berlin (die sich früher im königlichen Schlosse befand), fast den Todesstoß durch die Verwüstung, welche Dénon, directeur général des Musses à Paris, darin anrichtete. Sämmtliche in der Antikenkammer zurückgebliebenen Münzen, Gemmen, Anticaglien, bronçene und marmorne antike Statuen, Büsten und Reliefs wurden bei Seite geschafft, eben so die Bernsteinsachen, die besten Elfenbein-Schnitzereien, aus dem Naturalien-Kabinet die seltensten Stücke. Von den Kunstschränken brach Herr Dénon mit eigener Hand, wenn er sie nicht mitnehmen konnte, wenigstens die Edelsteine und Gemmen heraus. Drei Wochen lang hauste dieser „Kunstkenner“ mit wahrem Vandalismus in der Kunstkammer, die fast völlig ausgeräumt wurde, um ihre Schätze nach Paris zu bringen.“ — „Von den nach Paris geschleppten Sachen wurde bei der Beendigung des Krieges (1815) Vieles, doch etwa nur der dritte Theil des Geraubten zurückgebracht.“

(Berichtigung.) Im letzten Blatte der „Carinthia“ Nr. 9, Seite 66, Spalte 1, Zeile 15 von oben soll es heißen: Hanns Gasser ist einer und zwar der jüngste u. s. w. — Ferners Spalte 2, Zeile 16 von oben: Weihbrunngefäße — Zeile 43 aber: zur Modellirung in Gyps verunglückte. — Seite 67, Spalte 1, Zeile 29 von unten: kennzeichnete. — Seite 68, Spalte 1, Zeile 7 von oben: durch ihre natur- und selbst im Kostüm zeitgemäße Aehnlichkeit — endlich Spalte 2, Zeile 4 von oben: Marchesi, u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 11. Sonnabend, den 21. Mai. 1859.

Sonette aus Venedig. *)

5.

Der Abend naht — die letzten Strahlen gleiten
Von Kuppeln, welche kühngewölbt sich schwingen,
Indeß die Glocken feierlich erklingen,
Und mit dem Tag die Nacht beginnt zu streiten.

Am Platz, am Ufer und nach allen Seiten
Drängt sich das Volk mit Lachen, Schwätzen, Singen,
Mich aber lockt's, dem Lärm mich zu entringen,
Hinaus in's stille Reich der Einsamkeiten!

Und nun verläßt gemächlich seinen Hafen
Der Mond, und lenkt durch's Blau sein gold'nes Steuer,
Der einzig für Venedig scheint geschaffen;

Ja, dieser Stadt geziemt solch duft'ger Schleier,
Wo nimmer die Erinnerungen schlafen
An eine Zeit, erstaunlich, ungeheuer!

6.

O wär' mein eigen Eine der Gestalten,
Mit Augen, wie sie glühen hier zu Lande,
Allabendlich im schimmernden Gewande
Den Platz durchschwebend, jenen glanzumstrahlten!

Ich wüßte besser mit der Zeit zu schalten,
Nicht länger würd' ich einsam dann am Strande
Hinwandeln, und mit grübelndem Verstande
Die Blätter der Geschichte stumm entfalten!

Auf jenen Wellen, die vor Wonne beben,
Da sie der Mond geküßt mit seinem Lichte,
Säh'st du voll Anmuth meine Gondel schweben —

Und hängend an dem schönsten Angesichte,
Der warmen Gegenwart ganz hingegeben,
Vergäße ich die Welt und Weltgeschichte!

7.

Bewegte Ruhe! ruhiges Bewegen!
Es scheint die Fluth die Inselstadt zu wiegen,
Kein Wagenrasseln kann das Ohr bekriegen,
Nur Wahllautstöne bringen dir entgegen.

Doch willst du recht dir Leib und Seele pflegen,
So magst du dich in eine Gondel schmiegen,
Von jenen, die geschaart am Ufer liegen,
Und lauschen den melod'schen Ruderschlägen;

Sey's, daß du an den sandigen Gestaden
Des Lida, wo die Wogen brausend tasen,
In der erwärmten Adria willst baden —

Sey's, daß die Lüfte dich mit lauem Kosen
Nach Lazzaro, dem Kloster-Eiland laden,
Wo in dem Gärtchen duften üpp'ge Rosen.

8.

An Guido.

Wie bei dem Klang' von himmlischen Accorden
Der Geist sich fühlet mehr und mehr gesunden,
So hält ein Zauberbann mich stets umwunden
In dieser Luft, an diesen sonn'gen Borden!

Und kehr' ich wieder heimwärts nach dem Norden,
Und ist dies Alles längst dem Blick' entschwunden,
Dann denk' ich gern und oft der frohen Stunden,
Die mir an Deiner Seite hier geworden!

Der Freunde Treu'ster! — ob wir im vertrauten
Gespräche, Abends längs dem Ufer gehen —
Ob Tizian's Bilder und Palladio's Bauten

Mit wachsender Bewund'rung wir besehen;
— Ob lauschen wir der Welle Klagelauten:
Ich weiß, daß uns're Herzen sich verstehen!

9.

Es harrt das Schiff — die schwarzen Dämpfe wallen
Gleich Wolken in die Luft, die morgenhelle,
Und halb erröthet der Lagune Welle
Im Purpurhauch der ersten Sonnenstrahlen;

Die Abfahrt kündet nun der Glocke Schallen,
Das Schiff schwankt majestätisch von der Stelle
Dem Lido zu — der fluthbespülten Schwelle,
Dem Eingang zu Venedig's Zauberhallen.

Frisch weht der Wind — die blauen Wogen dehnen
Sich endlos in der Sonne gold'nem Blinken,
Und schütteln trotzig ihre krausen Mähnen;

Doch rückwärts, wo die weißen Thürme winken,
Blickt unverwandt das Auge voller Sehnen,
Bis es die letzte Spitze sieht versinken. —

Ernst Rauscher.

---

*) Sieh' „Carinthia" Nr. 7, l. J.

Die Erinnerungen auf die Jahre 1796, 1797 und 1809.

(Mit Bezug auf Kärnten*).

Bis zum Jahre 1796 waren die Franzosen an der Grenze Italiens ziemlich unthätig gewesen; sie hatten zwar Savoyen besetzt, aber die hohen und den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckten Seealpen, die sich vom Mont-Blanc und den Gletschern von Wallis und Nord-Piemont bis an das mittelländische Meer erstrecken, wo sie dann in die Apenninen auslaufen, welche sich durch ganz Italien, gleich einer Gräte bis zur Spitze Calabriens herabziehen, der Mangel an Geld und Ausrüstung hinderten ihr wenig zahlreiches Heer in die Alpenpässe einzudringen, welche Sardinier und Oesterreicher verschanzt und ausgiebig besetzt hatten. Da der Kampf in den Niederlanden und am Rhein gegen die großen alliirten Heere die republikanischen Schaaren beschäftigte, die Kämpfe in der Vendée theilweise in Südfrankreich gegen Lyon und Toulon ihre Streitkräfte theilten, war an einen Einfall in Italien nicht zu denken. Da jedoch mit Charette's Gefangennehmung, so wie früher mit Lyon's und Toulon's Wiedererlangung der innere Krieg ein Ende hatte, Preußen durch den Separatfrieden zu Basel sich aus der Reihe der Alliirten strich, nur Oesterreich und Süddeutschland noch im Streite beharrten, suchte die französische Republik die nach dem gänzlichen Verfall der Assignaten (die auf 45 Milliarden gestiegen waren) und dem Aufhören seines Handels, weil England seine Flotten zerstört, seine Colonien genommen, seine Häfen gesperret hatte, an Geld den äußersten Mangel litt, sich es mit den Waffen in Deutschland und Italien zu verschaffen. Es wurde daher das gegen Deutschland gerichtete Heer mit allem Aufgebote der Kräfte verstärkt und erfahrenen Feldherren, wie Moreau und Jourdan, das gegen Italien aufgestellte, dem Schützling des Direktors Baras, Bonaparte, vertraut und für 2 Milliarden 400 Millionen Territorial-Mandate, ein Papiergeld, welches mit ausdrücklich genannten Nationalgütern hypothesirt war, und sogleich gegen dieselben, bei Erlag des vierten Theiles des Preises eingelöst werden konnte, geschaffen, die sonach die Republik, Krieg zu führen, in den Stand setzten, die sie nachhin in fremden Ländern einzulösen gedachten, was auch geschah.

Wir in Kärnten träumten damals noch in der bisherigen Entfernung vom Kriegsschauplatze von unstörbarer Sicherheit, gaben Geld und Rekruten und dachten an so Vieles, nur nicht an die Möglichkeit, den Feind an unserer Grenze zu sehen, da unsere Landeskinder am Var und am Rhein stritten.

Bonaparte traf, als er Mitte März in Italien ankam, an den Alpen nicht mehr als 56,000 Mann, und diese ausgehungert, zerrissen, ohne Proviant, Fuhrwesen und Geld. Das französische Heer hatte zwar vor Kurzem dem österreichischen General de Vins bei Toano schweren Verlust beigebracht; allein es hielten 50 – 60,000 Oesterreicher die Ausgänge und Anhöhen der Alpen, welche die Riviera von Genua beherrschen, besetzt; die Uebergänge über die Seealpen, — damals existirte der Weg über den Mont Cenis noch nicht, — waren für eine Armee nicht wandelbar, während die Franzosen den Strich Landes an der Seeküste von Savona bis Montenotte inne hatten. Bonaparte erkannte die Nothwendigkeit, sich zu schlagen: „Werden wir überwunden", sagte er, „so habe ich schon allzuviel; und sind wir Sieger, so haben wir nichts nöthig". Damit wies er seine Soldaten auf die reichen Fluren Italiens, wo sie Lebensmittel, Kleidung und Geld in Hülle und Fülle bekommen würden.

Am 10. April 1796 griff der österreichische Obergeneral Beaulieu den Posten Voltri an, eroberte ihn, und am folgenden Tage stürmte FML. Argenteau die Schanze von Montenotte. Schon waren die Oesterreicher die Meister der französischen Schanzen und noch die letzte Redoute zu erstürmen, da trat der Wendepunkt ein, welcher für den ganzen Feldzug entschied. Der französische General (Brigadechef) Rampon ließ seine Soldaten schwören: „alle in der Redoute zu sterben", und sie hielten sich in der Nacht vom 11. auf den 12. April, während die Oesterreicher nur einen Pistolenschuß entfernt waren, so sehr hatte die mehrjährige Ruhe die Thatkraft der letzteren gebrochen. Die Franzosen unter Massena und Berthier gewannen dadurch Zeit, den Oesterreichern in den Rücken zu kommen; der tapfere Rukowina (später als Graf im Jahre 1848 Vertheidiger von Temeswar) wurde verwundet und die Franzosen gewannen die Schlacht. Mit Schnelligkeit benutzten diese den Sieg, überstiegen die Alpen, überwanden die Oesterreicher und Sarden bei Millesimo und Dego. Die Generale Rusca und Serrurier verfolgten die erfochtenen Vortheile, und selbst der Ueberfall von Dego, den General Bukassovich mit 6000 Mann ausführte, wurde durch Bonaparte's Dazwischenkunft wirkungslos. Die Oesterreicher waren in Folge dessen von den Sarden getrennt —, diese schlossen nach der Niederlage bei Mondovi einen Waffenstillstand und Piemont gerieth durch diese Art Kapitulation ganz in Bonaparte's Hände.

Während Beaulieu sich zwischen der Sesia und dem Ticino verschanzte, erließ Bonaparte eine Proklamation an seine Armee, worin er ihre Thaten pries und ihnen sagte, daß dieses erst der Anfang derselben sey, den Völkern Italiens aber als Befreier und Freund zu kommen versprach. Bonaparte umging Beaulieu's Stellung und setzte bei Piacenza, welches damals noch nicht befestigt war, am 8. Mai über den Po. Die dort stehenden Oesterreicher waren zu schwach, und das Gefecht bei Codogno, wo der französische General La Harpe blieb, konnte die Feinde nicht aufhalten.

Die nächste Folge war, daß auch der Herzog von Parma einen Waffenstillstand schloß und auch sein Kriegsmaterial und die festen Plätze, wie jene Piemont's, in französische Gewalt kamen. Er zahlte 2 Millionen Livres, gab 1700 Pferde, 2000 Ochsen, 10,000 Centner Frucht und 5000 Centner Hafer, sammt 20 seiner schönsten Gemälde. Dieses war die zweite Entschädigung Frankreichs, wie Bonaparte seinen Truppen gesagt hatte, für seine Opfer, die Niemand verlangt hatte.

Bei Lodi glaubte Beaulieu die Brücke, ohne sie auch nur theilweise abzubrechen, mit 20 Geschützen vertheidigen zu können; doch die Franzosen erstürmten sie, obwohl sie

*) Als Quellen bemerken wir: Thiers Geschichte des Consulates und des Kaiserreichs; Bonaparte's Feldzug in Italien, von einem General in der italienischen Armee, übersetzt in's Deutsche von Frey; Tagebuch von St. Helena, von Las Cases; Posselt's Taschenbuch der neuesten Geschichte, 5. Jahrgang. Sämmtliche Quellen sind gegnerisch und selbst Posselt mehr in solchem Sinne geschrieben.

5000 Mann verloren. Das Mailändische war verloren; nur die Citadelle von Mailand hielt sich noch eine Zeit.

Der Herzog von Modena mußte 7½ Millionen Livres baaren Geldes, 2½ Millionen an Mund- und Kriegsbedürfnissen und ebenfalls 20 seiner besten Gemälde, die Barthelemi aussuchte, hergeben. Bonaparte rühmte sich, keinen Krieg gegen die Völker zu führen, rein aus dem Grunde, weil er die Fürsten verdammte, seine Büttel zu machen.

Am Rheine, wo die Operationslinie durch den „Basler-Frieden" um die Hälfte verkürzt werden war, sammelten die Franzosen die aus den Niederlanden herbeigezogenen Streitkräfte und verstärkten die Armee unter Jourdan, die bei Mainz operirte, bis auf 80,000 Mann, während 60,000 unter Moreau „Schwaben" bedrohten. Gegen erstern übernahm Erzherzog Karl, der Sieger von Aldenhoven und Nerwinden, das Commando, und schlug ihn am 15. Juni 1796 bei Wetzlar, so daß er wieder über den Rhein mußte. Da jedoch General Wurmser, der die Armee gegen Moreau befehligte, einen Theil seiner Truppen an den Erzherzog und nach Italien abgegeben hatte, mußte er aus der Pfalz bis Manheim zurückweichen, und Moreau ging seinerseits in der Nacht vom 23. auf 24. Juni über den Rhein, nachdem er die diesseitigen Truppen auf drei falschen Punkten allarmirt hatte. Die fliegende Brücke kostete ihm 6 Stunden Zeit. Die Franzosen nahmen Kehl, welches die schwäbischen Reichstruppen besetzt hatten, da das Fort gar nicht in Vertheidignngszustand war. Erst den 25. Juni war die Schiffbrücke fertig, und nun ging die ganze französische Armee über.

Die folgenden Gefechte, in denen die Oesterreicher getheilt gegen die vereinigte Armee Moreau's stritten, waren trotz der Tapferkeit, mit der besonders die Kavallerie sich hervorthat, ungünstig, was zur Folge hatte, daß das Breisgau und ein Theil Würtembergs in feindliche Gewalt kam. Nun ergriff auch Jourdan wieder die Offensive, ging den 28. Juni bei Neuwied über den Rhein, und erfocht nacheinander solche Vortheile, daß Frankfurt so wie Königstein ihm ihre Thore öffneten. Unaufhaltsam drang Jourdan dem Main nach in Franken und Moreau der Donau zuvor. Nun that auch der Herzog von Würtemberg das, was jene italienischen Fürsten gethan, zahlte 2 Millionen Livres baar, der „schwäbische Kreis" außerdem 12 Millionen, stellte 8000 Pferde und 5000 Ochsen sammt einer großen Menge Getreide und Fourage. Außerdem sollten noch die geistlichen Corporationen und Stifte Schwabens für sich 7 Millionen Livres zahlen. In einem Monate hatte Moreau 25 Millionen Livres nach Hause gesendet, und den Schwaben blieb nur die Existenz und die ihnen beliebige Verfassung.

Nicht so that es Bonaparte: er wollte die Lombardie revolutioniren und so Oesterreich für immer der Jahrhunderte lang angeerbten Herrschaft berauben. In Mailand wurden daher sogleich Freiheitsbäume aufgepflanzt, eine Municipalität und Nationalgarde errichtet, Adel und Wappen abgeschafft. Noch hielt der Clerus und das gemeine Volk mit seinem Landesherrn. Binasko, ein Städtchen zwischen Mailand und Pavia, empörte sich gegen die französische Besatzung, und selbst Pavia that es. Bonaparte ließ Binasco nehmen und verbrennen, in Pavia die Municipalität erschießen und 200 Geißeln nach Frankreich abführen; das Gleiche geschah zu Arquata, einem kaiserlichen Lehensgute bei Tortona — Alles der Freiheit wegen! Er drehte den Orten, wo sich eine Waffe verborgen finden oder ein Franzose ermordet werden würde, das nämliche Schicksal.

Noch weit härter lautete die Proklamation des Generals Despinos, Commandanten von Mailand gegen Volksversammlungen und Clubs ꝛc. — Beaulieu, der sich hinter den Mincio gezogen und mit Truppen von der süddeutschen Armee, die man sohin um 20,000 Mann schwächte, verstärkt hatte, wurde durch Bonaparte's Manöver, indem er ihn von Tirol abzuschneiden Miene machte, von da verdrängt; er wich in die Tiroler Gebirge zurück und Bonaparte bemächtigte sich des so wichtigen Verona's und der Etsch-Uebergänge. In Folge dessen war Mantua isolirt und Bonaparte erhielt freie Hände.

Er ging daher, da er den Schlüssel zu Italien, Verona, besaß, und sohin von den Oesterreichern lange nichts zu besorgen hatte, auf das päpstliche Gebiet los. Bologna, Urbino, wo er 50 der besten Gemälde wegnahm, und Ferrara fielen mit einer Menge Geschütze und Vorrath in seine Gewalt; er rückte mit der einen Hälfte seiner Macht in das Toskanische, mit der andern gegen Ancona vor.

Der König von Neapel, sein Herannahen fürchtend, schloß zu Pistoja einen Waffenstillstand unter Frankreich günstigen Bedingungen, ebenso der heil. Vater. Ferrara und Bologna, wo Bonaparte sogleich die Republik ausgerufen, blieben den Franzosen; Ancona's Castell wurde ihnen eingeräumt. Der Papst zahlte eine Kriegssteuer von 21 Millionen Livres, darunter 15 in klingender Münze, und mußte 100 der vorzüglichsten Gemälde, Büsten und Statuen, welche Barthelemi und Moitte, der Bildhauer, aussuchten, namentlich die Büste des Junius Brutus von Bronce und des Marcus Brutus von Marmor, ferner 500 alte Manuscripte ausliefern.

Von dem Raub zu Maria Loretto, von dem so manches in die Hände der ersten Gemahlin des Obergenerals kam, wollen wir hier nichts weiters sagen. Bonaparte besetzte darauf gegen alle Vorstellungen des Großherzogs Livorno, wo er in den Magazinen für 7—8 Millionen Waaren erbeutete, von den Kaufleuten 5 Millionen erhielt, und damit den Engländern, da auch Neapel sich dem Willen Bonaparte's fügte, alle Häfen des Mittelländischen Meeres schloß.

Am 29. Juni ergab sich die Citadelle von Mailand mit großen Vorräthen und Artillerie, die ihm nachhin bei Mantua sehr dienlich war.

Mantua allein war dem Kaiser noch in Italien geblieben, da Venedig sich unter dem Sieger beugte. Dieses zu nehmen, wandte Bonaparte alle Mühe an, so wie Oesterreich es zu entsetzen.

Die Oesterreicher, welche, währenddem Bonaparte diesen Zug machte und Serrurier „Mantua" blockirte, bei Roveredo sich aus Deutschland und dem Innern der Monarchie verstärkten, suchten den Entsatz Mantua's zu ermöglichen. An Beaulien's Stelle trat Feldmarschall Wurmser, ein aus dem Preußen-, Türken- und Franzosenkriege erprobter Held. Den 23. Juli brach Wurmser von Roveredo auf und ging sowohl auf beiden Ufern der Etsch, als hinter dem Gardasee mit 60,000 Mann getheilt vor, was nachhin die Ursache seines Unglückes war. Der Anfang war glücklich: eine Zahl Stellungen mit Kanonen und Gefangenen wurde genommen, man bemächtigte sich Verona's, der rechte Flügel unter Quasdanovich „Brescias."

Bonaparte beschloß nun, sich zuerst auf den rechten Flügel zu werfen, diesen zu erdrücken und dann Wurm-

ser selbst nach Tirol zurückzuwerfen, dagegen Mantua's Belagerung auch mit Verlust des Belagerungsgeschützes aufzugeben. Quasdanovich wurde am 1. Juli bei Lonato und dann am 3. bei Castiglione geschlagen. Wurmser, im Rücken angegriffen, suchte in größter Eile die Engpässe von Tirol, und Mantua wurde vom Neuen umschlossen.

Während dieser Aktionen in Italien sah sich der Erzherzog Karl genöthigt, vor der französischen Uebermacht Schritt vor Schritt zu weichen, obwohl er am 11. August bei Neresheim gegen Moreau mit ungemeinem Muth gefochten und bedeutende Vortheile errungen hatte. Er übergab das Commando der Südarmee an General Latour und schloß sich mit einer genialen Rechtsziehung, welche Epoche in der Kriegsgeschichte macht, an Wartensleben an. Die Deutschen des Reiches jedoch, verzweifelnd auf den Erfolg, hatten bei Moreau und Jourdan um Waffenstillstand angesucht, und sohin sich ergeben; die Herzoge von Baden und Würtemberg unter harten Bedingungen Frieden geschlossen, der Pflichten als Mitglieder des deutschen Reiches vergessend; der Obersächsische Kreis seine Truppen in Folge dessen von der österreichischen Armee zurückgezogen und der Fränkische 6 Millionen an Kriegssteuer, 2 Millionen an Naturallieferungen entrichtet, 2000 Pferde für die Reiterei ꝛc. ꝛc.— gestellt. Außerdem sollte das Bisthum Bamberg allein für sich 4 Millionen Livres zahlen, 400 Pferde, 10,000 Paar Stiefel, 100,000 Paar Schuhe, 50,000 Paar Kamaschen ꝛc., die Reichsstadt Nürnberg 2½ Millionen Livres, 300 Pferde, 10,000 Paar Stiefel, 50,000 Paar Schuhe und ebenso viel Kamaschen ꝛc. liefern.

Oesterreich stand beinahe isolirt im Kampfe da; seine Armee in Italien war geschlagen, die Armee in Deutschland nach der Donau im Rückzug, Baiern beinahe bis an den Inn in Feindesgewalt, der ihm 10 Millionen Livres Kriegssteuer und die Lieferung von 3500 Pferden nebst unermeßlichen Vorräthen von Getreide und Bedürfnissen, ferner die Ablieferung von 20 vorzüglichen Gemälden für die Gewährung der Neutralität auflegte.

Oesterreich, nur Oesterreich verzweifelte nicht: es verstärkte seine Armee für den Abfall der Reichstruppen durch eigene Truppen; der Erzherzog vereinigte sich, wie gesagt, mit Wartensleben, schlug Jourdan bei Teining, Amberg und Würzburg, und dieser mußte sich in wilder Eile über der Sieg an den Rhein zurückziehen, nachdem ihm die Bauern im Spessart einen Theil seiner Leute erschlagen, die Oesterreicher den Raub abgenommen, den Fränkischen Kreis und die Oberpfalz von fernerer Ausleerung — die Franzosen brauchten nicht zu plündern, wo man ihnen alles freiwillig (!!) geben mußte — befreiet hatten.

Während dieser Vorgänge in Deutschland belagerte Bonaparte „Mantua" aufs Neue und suchte den von Tirol aus drohenden Wurmser zu entfernen. Er erließ an die Tiroler einen Aufruf, worin er ihnen sagte, man führe den Krieg zum Nachtheil des deutschen Volkes, welches er, besonders die schlichten tugendhaften Bergbewohner, liebe (!). Sie sollten ihm vertrauen, er und sein Heer würden sie brüderlich behandeln. Sollten sie sich jedoch widersetzen, würde er schrecklich, wie das Feuer vom Himmel seyn, u. s. f. So klang seine Syrenenstimme; sie ist nicht verhallt, vielmehr gegenwärtig überbothen. — Die Tiroler bewiesen es im Jahre 1797 bei Spinges und Jenesien und 1809 im ewig denkwürdigen Befreiungskampfe, was sie davon hielten.

Indessen, was er mit glatten Worten nicht erreichte, erwirkte seine Kriegskunst. Wurmser hatte seine Stellung so genommen, daß er von Bassano die Etsch bedrohte, während er von Roveredo aus Bonaparte an sich zu ziehen und fest zu halten hoffte; doch dieser durchbrach diese Stellung und warf sich, während es schien, er gehe auf Innsbruck vor, um Moreau in Baiern die Hand zu bieten, auf Quasdanovich, der in Bassano sich aufgestellt hatte. Quasdanovich erlitt großen Verlust und zog sich in's Friaul zurück. Wurmser war über Vicenza nach Legnago, wo er die Etsch übersetzte, gegangen.

Bonaparte wollte ihn so wie von den Erbländern auch von Mantua abschneiden; doch es gelang ihm nicht, da Wurmser die Festung glücklich erreichte.

Indessen, statt Mantua zu entsetzen, war nun Wurmser darin eingeschlossen und ihm die Subsistenzmittel für seine Truppen und Pferde genommen.

Was eben so viel als der Waffen Erfolg weg, war Bonaparte's Politik, womit er lauter Republiken aus den eroberten italienischen Staaten schuf, indem er die ohnehin leicht erregbaren Leidenschaften der Italiener anfachte und dadurch, daß er Leute von Einfluß und Mitteln an die Spitze der Revolutionen stellte, der Eitelkeit dieser sogenannten „Bürger" schmeichelte, — sie zwang, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen. Er wußte, sagt Possett, auf der Leiter einer feinen Aristokratie zur Demokratie herab zu führen. Er sprach viel von Freiheit, so wenig er sie in der That gewährte, sondern alles seinen Zwecken unterthan machte.

Moreau, als er sich durch Jourdan's Niederlage vereinzelt sah, suchte auch seinerseits über den Rhein zu kommen; doch er vollführte seinen Rückzug in stolzer Ordnung und nach mehreren, theils vortheilhaften, theils unentschiedenen Treffen.

Desto unglücklicher ging es für Oesterreich in Italien, wo es sowohl an Kräften als an einem Anführer mangelte. Anstatt Wurmser, der in Mantua eingeschlossen war, hatte Alvinzy das Commando übernommen. Immerhin hatten Quasdanovich und Davidovich aus dem Innern der Monarchie Verstärkungen an sich gezogen; allein es waren meistens ganz ungeübte neu geworbene Truppen, da die kriegsgeübten Soldaten, die Sieger in so vielen Schlachten, unter dem Erzherzog fochten, um Deutschland zu retten. Alvinzy trieb die Franzosen unter Vaubois aus Tirol zurück, erfocht bei Caldiero Vortheile, die Bonaparte alles fürchten ließen; doch bei Arcole, wo der Sieg so lange schwankte, verschaffte ihm eine Kriegslist das Schlachtfeld, und Oesterreich's Hoffnungen waren vom Neuen vernichtet.

Hätte sich Erzherzog Karl nicht bei der langwierigen Belagerung von Kehl und der Brückenschanze von Hüningen aufgehalten, um den deutschen Boden diesseits des Rhein's gänzlich von dem Feinde zu befreien, er hätte damals sein Schwert auf die Wagschale legen können; aber es sollte es noch einmal Alvinzy thun, dessen Unglück schon im voraus ihm das Vertrauen nahm.

Die Wiener hatten ein schönes Korps von Freiwilligen gestellt, die unter Provera durch Klagenfurt zogen, die letzten Reste der Truppen waren aufgebothen, um die Etsch zu überschreiten und Wurmser zu befreien. Der Sieg von Rivoli kostete Bonaparte ungleich weniger als jener von Arcole, und Provera's Korps

mußte nach heldenmüthigem Kampfe unter Mantua's Mauern die Waffen strecken, welches kurz darauf am 2. Februar 1797, durch Hunger bezwungen, kapitulirte.

Kärnten hatte an diesen Ereignissen den lebhaftesten Antheil genommen. Es hatte Mannschaft, Pferde und Schlachtvieh bis zur Erschöpfung gestellt, es hatte, da nur durch Kärnten die Verbindung mit Tirol möglich war, bei den fortwährenden Durchmärschen und der Verproviantirung Südtirols alle seine Körnervorräthe, seine Vorspann ununterbrochen hergegeben. Es war ein furchtbares Aufgeboth von Kräften, ein ewiges Ringen und doch stetes Mißlingen.

Der Mangel von Einheit in den Operationen, die Eifersucht der Heerführer, die Langsamkeit eines Davidovich, die vielfach mangelnde Verpflegung, während die Magazine bei dem steten Wechsel und den oftmaligen Rückzügen entweder in des Feindes Hände geriethen oder verbrannt wurden, der Abgang tüchtiger Offiziere, da diese größtentheils, so wie die Unteroffiziere sogenannte Reichsglieder waren, die weder die Sprache der Gemeinen kannten, noch ihre Liebe besaßen; das gegenseitige Mißtrauen, der Wahn, man sey verkauft und verrathen, verschafften Bonaparte, bei aller Tapferkeit unserer eingebornen Truppen, der Hingebung vom Throne herab bis zur niedrigsten Hütte, den Sieg.

Bonaparte hatte, wie beschrieben, die Italiener mit dem Scheine der Freiheit gegängelt, schon zwei Jahre darauf waren sie enttäuscht, noch fünf Jahre und sie waren vollkommen unterjocht. Deutschland war getrennt, seinem Kaiser abwendig gemacht und in eben so kurzer Zeit ein Vasallenstaat Napoleon's, die deutschen Fürsten Schleppträger seines Kaisermantels.

Was die weitern Vorfälle des Jahres 1797 betrifft, können wir nur, um uns nicht zu wiederholen auf das 1. Heft des 3. Bandes des Handbuches der Geschichte Kärntens, 2. Abth. uns berufen, wo alle die Mißgriffe einerseits, so wie andererseits die Kunstgriffe Bonaparte's und seiner Helfer geschildert sind. Nun ist Verona, der Angelpunct von 1797, als solcher in unsern Händen, kein unzuverläßiger Alliirte, wie 1796 die Sarden, kämpft an unserer Seite, Siegesmuth begeistert unsere Truppen, genaue Kenntniß des Terains und die aus jenen widrigen Erfahrungen gewonnene Kenntniß und Vorsicht leitet unsere Heerführer. Es sind die Gegenden, wo man damals sich bekämpfte, die von heut zu Tage; aber die, so die Rollen des Kampfes übernommen, haben gewechselt.

(Beschluß vom Jahre 1809 folgt.)

Entscheidung.

Es ist gescheh'n! Die Würfel sind gefallen,
Die Kriegesfurie brauset durch's weite Land,
Auflodert rings des Streites Riesenbrand
Und donnernd hört man's durch Europa hallen.

Weh' jener Hand, die an das Recht getastet,
Die frevelmuthig an Verträge griff,
Das Unheilschwert zum Fluch der Völker schliff,
Denn ihre Kraft hat schwere Schuld belastet.

Zur Nothwehr nur ist unser Schwert gezogen,
Zur Abwehr falscher Tücke, fremder List;
Doch nun der Scheide es entflogen ist,
Wird es sich schwingen in dem weit'sten Bogen.

Denn unsern Arm stärkt Ehre, Muth und Reinheit,
Zu ihnen ewig steht der Herr und Gott,
Der Feinde Bosheit wird vor ihm zu Spott
Im blut'gen Feld, wo kämpfen Kraft und Einheit.

Des Kaisers Ruf an seine Völker alle
Hat Aller Herzen neu für Ihn entzunden —
Mag uns die Zeit auch schlagen tiefe Wunden,
Wir bringen doch den Friedensfeind zum Falle!

H. S.

Biographisches aus der Zeit.

1. Feldzeugmeister Franz Graf von Gyulai.

Der Oberbefehlshaber der operirenden zweiten Armee, Feldzeugmeister Franz Graf von Gyulai von Maros-Németh und Nadaska ist am 1. September 1798 zu Pesth geboren. Seine Ahnen haben sich für Kaiser und Vaterland auf den Schlachtfeldern in ununterbrochener Reihe durch Jahrhunderte namhafte Verdienste erworben, und ihre Namen im Heere populär gemacht. Der Vater des Grafen war der im Jahre 1831 als FZM. und Hofkriegsraths-Präsident verstorbene, in den französischen Kriegen mit besonderer Auszeichnung genannte Graf Ignaz, dessen Vorbild dem Sohne in der gegenwärtigen Mission glänzend voranleuchtet. Der Großvater Samuel Graf Gyulai starb im Jahre 1802 als FML. und Inhaber des 32. Infanterie-Regiments, der Urgroßvater Graf Franz III. als GM. und Inhaber des 51. Infanterie-Regiments im Jahre 1729.

FZM. Franz Graf Gyulai erhielt im sechzehnten Lebensjahre eine Unterlieutenants-Stelle in dem Infanterie-Regimente des Vaters Nr. 60; kam dann zu den Husaren, avancirte im September 1827 zum Major bei Kaiser-Uhlanen, bald darauf zum Obersten im 19. Infanterie-Regiment und 1837 zum GM. und Brigadier in St. Pölten. Einige Jahre darnach nach Wien übersetzt, verlieh ihm Seine Majestät der Kaiser im Jahre 1845 das 33. Infanterie-Regiment, 1846 die Feldmarschall-Lieutenants-Würde, worauf er als Divisionär und Militär-Kommandant nach Triest bestimmt wurde. Hier war es, wo Graf Gyulai im Jahre 1848 die sprechendsten Beweise seiner Umsicht und Geistesgegenwart, gepaart mit hervorragender Entschlossenheit, zu bethätigen Gelegenheit fand. Die schöne Aufgabe, die ihm heute sein Kriegsherr übergibt, fand bereits vor eilf Jahren, wenn auch in beschränkterem Wirkungskreise, den rechten Mann; — in dem entscheidenden Augenblicke, wo es galt, von der bedränten Marine zu retten was zu retten war, stellte sich FML. Graf Gyulai aus eigenem Antriebe an die Spitze derselben, entließ die unverläßlichen italienischen Offiziere und Mannschaften und brachte nicht nur die in den verschiedenen Stationen Dalmatiens befindlichen Kriegsschiffe in Sicherheit, sondern rettete auch die bereits auf der Fahrt nach Venedig begriffenen Schiffe, sowie nicht minder durch zweckmäßige Einleitungen bei den k. k. Gesandschaften die außerhalb des adriatischen Meeres stationirten Fahrzeuge. Graf Gyulai ließ für Triest,

Pola, Pirano und andere wichtige Küstenpunkte die Vertheidigungsanstalten treffen, die Ruhe in Istrien durch eine mobile Kolonne erhalten, sämmtliche Kriegsschiffe zum Auslaufen in Bereitschaft setzen und durch die Handelsmarine neu bemannen. Inzwischen konzentrirte er auch die aus dem venetianischen Gebiete rückgekehrten Truppen am Isonzo, sicherte die vom Aufruhr bedrohte Grenze und bereitete die Offensive vor, welche nach Anlangen der Verstärkungen aus dem Inlande der FZM. Graf Nugent am 17. April 1848 ergreifen konnte. Seiner Energie gelang es, eine Ruderflottille schlagfertig auszurüsten, welche die Unternehmungen der Landarmee an der Küste bestens unterstützte. Am 23. Mai erschien die piemontesische Flotte vor Triest; da waren aber durch FML. Gyulai die Anstalten so kräftig in's Leben gerufen, daß der Feind den Angriff aufgab und 2⅓ Miglien vom Leuchtthurme Anker warf; ingleichen wurde eine versuchte Ueberrumplung der entfernt gelegenen Batterie bei St. Barcolo vereitelt. Nun wandte sich die feindliche Flotte gegen andere Punkte der Istrischen Küste, aber auch hier blieben die Versuche resultatlos; dann erschien sie am 6. Juni nochmals vor Triest, unsere Batterien aber empfingen sie mit einem wohlgezielten Feuer, beschädigten das Admiralschiff und zwangen das Geschwader zum Rückzuge. Zum letzten Male allarmirte der Feind Triest am 8. Juni, da er aber Gyulai für alle Fälle wohl gerüstet fand, zog er endlich am 4. Juli ganz aus dem Gesichtskreise der Stadt und nach der Schlacht bei Custozza auch aus dem adriatischen Meere. Se. Maj. belohnte den Grafen Gyulai mit dem Kommandeurkreuz des St. Stephan-Ordens, dem später das Großkreuz des Leopold-Ordens folgte, die dankbare Stadt aber ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger. Zu Anfang Juli 1849 erhielt Graf Gyulai das wichtige Ministerium des Krieges, wo er seine seltene Energie entwickelte, und seiner Stellung mit ganzer Hingebung oblag. Bei der Einnahme von Raab befand er sich in der Suite des Kaisers; nach Wien zurückgekehrt, eilte er im August 1849 nach dem unglücklichen Treffen bei Acs sofort vor Komorn, um an Ort und Stelle die erforderlichen Maßregeln zu treffen. Er unternahm eine längere Inspizirungsreise durch den größten Theil des Kaiserstaates, überzeugte sich von dem Zustande der Truppen, wendete den Ausgezeichneten seine Aufmerksamkeit zu und legte seine Berichte Allerhöchsten Orts zur Maßnahme vor. Im Juli 1850 wurde Feldmarschall-Lieutenant Graf Gyulai unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Stelle eines Kriegsministers enthoben, und mit dem Kommando des 5. Korps in Mailand betraut. Hier traf ihn die Ernennung zum Feldzeugmeister, der dann die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe folgte. Nach des großen Feldmarschalls Rücktritt übernahm Gyulai das Kommando der zweiten Armee, dieselbe, die er im Augenblick zur Verfechtung der heiligsten Rechte unseres Kaisers in des Feindes Land geführt hat. Des FZM. hohe Vorzüge als Soldat, seine Energie und Consequenz lassen uns mit Hinblick auf seine Umgebung mit Zuversicht hoffen, daß die große Aufgabe, welche seiner wartet, in kurzer Zeit zum Ruhme des Vaterlandes gelöst werden wird.

2. Feldmarschalllieutenant Ludwig Ritter von Benedek.

In einem preußischen Blatte liest man Folgendes: „Feldmarschalllieutenant Ritter von Benedek, der Befehlshaber eines der österreichischen Armeekorps gegen die Piemontesen, wird manchen, die als Badegäste in Karlsbad gewesen, noch in der Erinnerung seyn. Vor einigen Jahren war Benedek eine der angesehensten Erscheinungen des berühmten Bades; eine hohe, hagere, aber soldatisch gehaltene Gestalt, mit langem stolzem Schnurbart in der Weise, wie ihn die Ungarn zu tragen pflegen. Ludwig Ritter von Benedek ist zu Oedenburg in Ungarn 1804 geboren, also jetzt ein Mann von 55 Jahren. Mit 20 Jahren war er Unterlieutenant, mit 27 Jahren Oberlieutenant und als solcher zum General-Quartiermeisterstabe in Italien befördert. Zum Hauptmann im Korps avancirte er 1835, zum Major 1840, zum Oberstlieutenant 1843 und zum Oberst 1846. Als solcher zeichnete er sich schon während des Aufstandes in Galizien aus, wurde 1847 zum Regiments-Kommandanten vom Infanterie-Regimente „Gyulai" ernannt und ging nach Italien, an dem damaligen Kampfe gegen die Piemontesen theilnehmend. Bei dem Angriff bei „Mortara" und der Erstürmung der Stadt (21. März 1849) und in der entscheidenden Schlacht bei „Novara" (23. März 1849) that Benedek sich so hervor, daß er zum Generalmajor aufstieg. Er übernahm hierauf eine Brigade bei dem 1. Reserve-Armeekorps der Donau-Armee und wurde 1851 Chef der General-Quartiermeisterstabs-Abtheilung bei der 2. Armee in Italien. Seitdem zum Feldmarschalllieutenant avancirt, ward er jetzt aus Krakau nach Italien berufen und führt eines der gegen Piemont bestimmten Armeekorps. — Wenn er damals in Karlsbad in schlichtem Civilrock, an den Quellen oder auf den Promenaden erschien, damals schon wiesen die Oesterreicher mit Stolz auf ihn. Ihm zu Ehren spielte die Brunnen-Orchester oft ein nach Benedek betiteltes Musikstück. Wie es schien, war er bereits nach dem italienischen Kriege von 1849 eine der populärsten österreichischen Kriegergestalten aus jenen leuchtenden militärischen Kreisen, die Radetzky um sich gezogen hatte.

Von der Herrschaft Unterdrauburg.

In der Registratur der Herrschaft Unterdrauberg fand sich im Jahre 1856 eine alte Aufschreibung vor, die vom Jahre 1164 bis zum Jahre 1630 geht, und da sie mit diesem Jahre schließt, wahrscheinlich auch damals geschrieben wurde, wie es auch die Sprache und Ortographie jener Zeit beurkundet. Wir geben sie dem Wortlaute nach wie folgt:

Information über die Herrschaft Untertraaburg.

Jahr.

1164. Stiftet Ottokar Margraf in Steier zum Stift St. Paul die gütter am Kienberg und zu Traaburg.

1167. Kollo v. Salhofen und deßen brüder Heinrich und Rugo v. Wolfsberg verfolgen das Stift St. Paul mit Raub, Feuer und Schwert, nehmen die Gütter zu Traaburg mit Gewald weg, bauen ein starkes Schloß und Festung sammt einer Kirche, bringen den Wald um das Schloß ab, unter Abbt Pilgrim.

1170. Pabst Alexander der 3. befilcht, daß die Salhofner das Schloß zu Traaburg abreißen sollen, und die Gütter zurückgeben, und excomunicirt alle, die sich widersezen.

1178. Wegen Schloß Traaburg leidet das Stift St. Paul große Verfolgung und verleicht über das Schloß

Traaburg dem Geschlechte Traaburg zu lehen; wann die Hrn. v. Traaburg aber absterben, so solle das Schloß und Gütter widerum dem Stift eigen verbleiben.

1240. Ortolf von Traaburg verfolget das Stift auf's äußerste, wie er aber anno 1245 in's Toden Böt komen, gibt für den gemachten Schaden 16 Gütter.

1261. Otto von Traaburg gestorben, der letzte des Stamens, sind die Lehen anhaim dem Stift gefallen; die Tochter Gertraud aber hat das Schloß, Markt und Gütter mit gewald behalten: hat Pabst Urbanus der 4. befohlen dem König von Böhmen, dem Herzog in Karnten, und allen st. Paulischen lehensleiten, daß Sie hinziehen, und alles einnehmen, und dem Stift einhändigen sollen.

1263. Pabst Urbanus der 4. und im Jahr 1265 Pabst Klemens der 4., excomunicirt die Gertraud v. Traaburg, befehlen wieder den Obigen, daß sie es einnehmen und dem Stift zuestellen.

1279. Das Stift st. Paul unter Prelat Herman den 1. dieses Namens macht mit der Gertraud v. Traaburg, welche den Meinhard v. Zentlingsdorf geheyratet, ein Compromiß durch Joannem bischof zu Kiemsee, postulirten bischof von Gurgg, und Gerard bischof zu lavant.

1281. Vor Kayser Rudolf dem 1. begeben sich die h. v. Traaburg von Traaburg hinweg, in beysehn des Albert herzogen von Sachsen, und dessen Sohn Friedrich Burgraf zu Kienberg, Heinrich grafen v. Pfanenberg, Eberhard graf v. Kazenellnbogen, übergeben also dem Stift St. Paul das Traaburg zurück.
Die Gertraud v. Traaburg stiftet anbey 100 March Silber, und Gütter zwischen Traaburg und Mahrenberg Anno 1311.

1304. Heinrich Herzog in Karnten, graf zu Tyroll, und Görz bestättiget die Herrschaft Traaburg, Markt, Zoll, urfahr und alle Gütter zu Traaburg.

1313. Heinrich König in Böhmen, und Pohlen, Herzog zu Karnten, graf zu Tyroll und Görz empfangt vom Stift St. Paul das lehen über das Schloß und Herrschaft Traaburg auf seine Persohn und Erben, wenn er und Erben absterben, so solle das Schloß und Herrschaft dem Stift in eigen bleiben.

1613. Gibt Ferdinand der 2., Römischer Kayser, Erzherzog von Karnten die Herrschaft und Schloß dem Joanni Jakobo bischofen zu Gurgg.

1628. Verkauft bischof zu Gurgg die Herrschaft Traaburg dem Stift St. Paul P. 20000 fl. und 100 Dukaten leykaff, unter Prelat Hieronymus.

1630. Den 18. July sind alle untertane zu Traaburg zusammen beruffen, und haben dem Prelat Hieronymus gehuldiget, folglich sind die dem Stift gestiftete, und dermahl erkaufte untertanen in ein Urbar zusam gestoßen worden.

Vom Jahre 1630 angefangen blieb die Herrschaft Unterdrauburg im Besitze des Benediktiner-Stiftes St. Paul bis zur Aufhebung desselben und wurde dann dem Camerale einverleibt; nach 1820 wurde es von dem Grafen von Künburg erkauft, kam später von diesem an Herrn Dumreicher, dann an den Herrn Schamberger und ist nun im Besitze des Freiherrn von Dickman.

'A Haußl bei die Prohascauer sei erster Briaf af die Muada!

(Siehe „Carinthia" Nr. 7.)

Grüaß God liabe Muada!
Wie geaths den dahoam,
W°as m°acht den die Godl,
Da Vött'r und die Moahm?

W°as macht den mei Roßl,
Und di riaklate Kuah?
Geaths tröst's ma die Hasch'rin,
I bleib j°a ihr Bua. —

In Piemont do war mar,
Ho' m'rs schean'r gadenkt,
Ho' glabt, daß d'r Him'l, an
In's Maul °abahenkt.

D'r Him'l is trüab,
S'wi a ung'wiß'ne W°and,
Und secht'ln thuats °allweil,
S'is a trauerigs L°and.

Wia mar eine seyn käman,
D°a hätt' i h°alb gl°acht,
Weil da Feind in di Str°aß'n
Uns Löchtan h°at g'm°acht.

Die Sardinier selbar,
Die Hüat h°ams ausg'rekt,
Und „Vivat!" h°ams g'schria'n
Und die Löcher zaadeckt. —

Wüßt's, wer af'n Kriag schuld is?! —
Der Gr°af von „Ka Ruah"
— Mei G'freita h°ats g's°agt,
A kreuzg'scheida Bua! —

Der h°at — s°agt da G'freita —
Af uns h°alt an Zorn,
Und h°at 'n Küaig aufg'hezt,
Daß 'r f°ast narrisch is worn.

Allan traut sich da Künig
Nit z'freß'n die Sch°and,
Und ruaft h°alt sein N°achb'r
'n Franzos'n ins L°and.

(Dös wüßt's ja noch, Muada:
In vorig'n J°ahr,
Wie mei Gimp'l so bissig
Und schon tamisch f°ast w°ar.

Und wia d'r N°achb'r is kema
Und ihm helf'n h°at woll'n,
Und 'n Vogl h°at hing'macht
Und 's Häusel h°at g'stohln.)

Wia'r geahn hirz n°ach Piemont,
Damit mar sön f°ag'n:
„Macht's das Maul nit so auf,
Sunst verdirbt's enk den M°ag'n.

B°ald d'reinhau'nen, Muada,
Do hätt' i an G'lust, —

Ballei hängt b°ald w°as silb'rans,
Af'n Hansl seina Brust.

Dös brancht's enk nit z'fürcht'n,
Die Feind schiaß'n schlecht;
Sie than zittern dabei,
Und d°a treffens nit recht.

J. J. K.

Miszellen.

(Statistisches aus Oesterreich.) In der ganzen österreichischen Monarchie befinden sich nach der neuesten Zählung 7139 Civilärzte, 5635 Chirurgen und 3031 Apotheker, wovon auf die lombardisch-venetianischen Provinzen allein 3123 Doktoren, 558 Chirurgen und 1465 Apotheker kommen. In der Monarchie kommt ein Arzt auf 5200, ein Chirurg auf 6600 und ein Apotheker auf 12,300 Einwohner. In Oesterreich unter der Enns kommt ein Med. Dr. auf 2200, in Oesterreich ob der Enns auf 7500, in Salzburg auf 4400, in Steiermark auf 7000, in Krain auf 15,000, in Kärnten auf 11,000, im Küstenland auf 3800, in Tirol auf 2500, in Böhmen auf 6200, in Mähren auf 10,700, in Schlesien auf 15,400, in Galizien auf 18,700, in der Bukowina auf 26,300, in Ungarn auf 8600, in Siebenbürgen auf 26,600, in der Wojwodschaft Serbien auf 12,100, in Kroatien auf 13,800, in Dalmatien auf 5400, in der Lambardie auf 1500, im Venetianischen auf 1600 Einwohner. Die geringste Anzahl der Aerzte findet sich im Zolkiewer Kreise mit 80,000, die größte in der Provinz Padua mit 1200 Einwohner auf einen Arzt. — Aus den Zahlen der Aus- und Einfuhr in Oesterreich ergibt sich für das Jahr 1858 eine nicht unbeträchtliche Vermehrung des Handelsverkehres. Der Werth der Einfuhr betrug 318 Millionen Gulden neuer Währung, 30 Mill. fl. mehr als 1857. Der Werth der Ausfuhr erreichte 293 Mill. fl., 51 Mill. mehr als im Vorjahre. Diese erhebliche Steigerung fällt hauptsächlich auf Metalle und gewebte Stoffe. Die Zolleinnahme lieferte bei der Einfuhr 21,276,212 fl., bei der Ausfuhr 648,498 fl., im Ganzen 1,747,961 fl. mehr als im Jahre 1857.

(Handels-Lehr-Anstalt für Mädchen.) Diese Nachahmung verdienende Anstalt wurde in Stuttgart errichtet, und hat nach öffentlichen Berichten ihren Jahreskurs soeben beendigt; die veranstaltete öffentliche Prüfung hat überraschende Erfolge ergeben. Die Arbeiten, Hauptbücher, Tagebücher, Inventarien, Rechnungen, Geschäftsbriefe rc., welche vorlagen, zeigten, daß die Schülerinen die Bedeutung einer geregelten Geschäftsführung vollkommen inne und jenen Ordnungssinn sich angeeignet hatten, ohne den in keinem Geschäfte ein nachhaltiges Gedeihen zu hoffen ist.

(Taubstumme als Schriftsetzer.) Zu Zablangen, eben auch in Würtemberg, hat der Buchdrucker Helgevad, Hundert und sechzig Taubstumme zu Schriftsetzern ausgebildet, und die Druckerei desselben wird van ihnen auf das Beste bedient. Der König von Würtemberg hat ihm dafür eine goldene Medaille verliehen.

(Erfindung.) Man hat jetzt in Boston die Aufgabe in gelungener Weise gelöst, ein photographisches Bild unmittelbar auf Stein in einer Weise zu fixiren, daß dasselbe ohne weitere Vorbereitung zum Druck dienen kann.

(Wiederherstellung der Kirche St. Ambrosie in Mailand.) Professor Schmidt an der Akademie der schönen Künste in Mailand, im vorigen Jahre noch Werkführer am Kölner Dome, hat zu Wiederherstellung dieser Kirche den Auftrag erhalten. Bekanntlich ist dieses Gotteshaus in architektonischer Beziehung eines der denkwürdigsten Denkmale Mailands.

(Missale.) Das Missale, an welchem im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers Franz Joseph I. seit einigen Jahren von Mitgliedern der k. k. Akademie der Künste in Wien gearbeitet wird und das für seine Heil. den Papst bestimmt ist, wird im künftigen Jahr (1860) vollendet seyn und seiner Bestimmung zugeführt werden können. Bei den Arbeiten wurden die verschiedenen Zweige der bildenden Künste in ihrer edelsten Richtung verwendet.

(Neue Kathedrale in Madrid.) Die zur Erbauung einer Kathedrale in Spanien's Residenzstadt eingesetzte Kommission beschloß einen europäischen Konkurs auszuschreiben, und die Arbeiten der Leitung des Meisters zu übergeben, welcher das beste Projekt einreiche. Der zweite Preis wird eine Prämie von 1000 Piastern seyn. Der gewählte Styl ist der gothische.

(Bildende Kunst.) Eine Gruppe von klassischer Schönheit ist eben von dem Bildhauer Fraikin in Brüssel vollendet werden. Aphrodite, die schaumgeborne Göttin, steht, ihren Schleier als Segel gebrauchend, in einer Muschel, welche von Amor, ihrem Sohne, mit dem Bogen gelenkt wird. Die Formen dieser in Lebensgröße ausgeführten Figuren sind so meisterhaft, die Stellung und die Verhältnisse so richtig und edel aufgefaßt, daß das allgemeine Urtheil diese Gruppe für das beste Erzeugniß Belgiens auf dem Gebiete der Plastik erklärt.

(Römische Alterthümer.) Die Zahl derselben, die man seit einiger Zeit in dem Badeorte Bertrich an der Mosel ausgegraben hat, ist durch eine sehr gut erhaltene und schöne Statue der „Diana“ in carrarischem Marmor vermehrt worden.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 12. Sonnabend, den 4. Juni. 1859.

Ein deutsches Frühlingsfest. *)

(Jahr 1184.)

Holder Lenz! Es schweigt die Erde
In Gesang, in Blüh'n und Kosen,
Schönes Frühlingsfest zu Mainz,
Zeit der Lust und Zeit der Rosen!

Endlich ist's in Deutschland Frieden;
Edle Ritter, Frauen, zarte
Läd't zu seinem Fest nach Mainz,
Friedrich mit dem rothen Barte.

Dom und Pfalz umfängt ein Prangen,
Rosen schmücken Thurm und Schwelle,
Stolzen Brausens nebenbei
Treibt der Rhein die grüne Welle.

In der gold'nen Au' am Ufer
Steht ein prächtig' Schloß gezimmert,
Tausend Zelte reih'n sich d'ran,
Alles funkelt, glänzt und schimmert.

Lange hielt die Zeit der Kämpfe,
Welf und Waibling war geschieden,
Endlich sind sie ausgesöhnt,
Und es herrscht der gold'ne Frieden.

Fries' und Baier, Sachs' und Schwabe
Schaaren sich um eine Fahne,
Daß das heil'ge Reichspanier
Sie entrollt an Eintracht mahne.

Brüder eines Stamm's sind Alle,
Alpennah' und meerumschlungen,
Auch der Slave huldigt hier,
Dän' und Wälscher nah'n bezwungen.

Hell in Waffen, unabsehbar
Hält die Reihe der Barone,
Und des Kaisers Majestät
Sitzt dazwischen hoch am Throne.

Neigend führt der Dänen-König
Ihm das edle Roß zum Zelte,
Dienstbar seiner heil'gen Macht
Kom der stolze Fürst vom Belte.

Auch aus Wälschland die Vasallen
Zieh'n heran, willkomm'ne Gäste,
Montferrat, der Markgraf, trägt
Hoch das Szepter bei dem Feste;

Und der Herzog von Urbino
Schwingt, wie immer, von dem Throne
Das Lombarden-Schwert, der Graf
Von Savayen hält die Krone.

Edle Junker, deren Waffen
Schon erprobt in Schlachtgewittern,
Schlägt des Kaisers eig'ne Hand
Heut' vor'm ganzen Hof zu Rittern.

Seine Söhne sind darunter:
Gold'nen Haar's, mit hellen Wangen
Knie'n sie vor dem Vater hin,
Sporn und Weihe zu empfangen.

Auf sein Blut, die jungen Helden
Blickt in Stolz der Alte nieder,
Segnend senkt er Karol's Schwert,
Senkt's und hebt es dreimal wieder.

D'rauf erscheint die Zunft der Sänger,
Daß der Liederstreit beginne;
Lieblich preis't der holde Mund
Muth und Ehre, Huld und Minne.

Sinnend horcht, entzückt, der Kaiser,
Wie die Harfen rasch erklingen,
Und vom Nibelungen-Hort
Heinrich singt von Osterdingen.

Aber als zuletzt die Frauen
Sittig nah'n mit holdem Reigen,
Da erbraus't die laute Lust,
Das Entzücken zu bezeigen.

Zu dem Kaiser schreitet leise
Sein Gemahl, ihn zu umfangen,
Und ein selig Lächeln schwebt
Um des alten Fürsten Wangen.

Schönes Fest, beglückte Pfingsten,
Zeit der Lust und Zeit der Rosen!

*) Aus dem „Kempen-Album." Wien. Wallishauser'sche Buchhandlung (Joseph Klein). 1859.

Holder Lenz, so oft du kommst,
Schwelgt die Welt in Blüh'n und Rasen.

Grün noch blinkt der Rhein, umrauscht von
Süßem Liederklang', vom jüngsten,
Doch wann feiert stolz zu Mainz
Deutschland wieder seine Pfingsten?

Wann umdrängen wieder Baier,
Sachs' und Schwab' dieselbe Fahne,
Daß der gleichen Farben Pracht
Alle an die Eintracht mahne?

Wann? — wer weiß es! — Doch dann hält das
Roß der Dän' dem Kaiser wieder,
Und der Graf von Piemont
Legt am Thron die Krone nieder!

Adolf Ritter von Tschabuschnigg.

Erinnerungen an die Kriege vom Jahre 1799 und 1809.

(In mehrfacher Beziehung auf Kärnten.)

Die Jahre neun sollten in Oesterreich verhängnißvolle seyn. So war es das Jahr 1789 im Türkenkriege, wo London „Belgrad" eroberte, Suwaroff und Koburg die schönsten Siege erfochten, so das Jahr 1799, wo Oesterreich sein Unglück von 1797 einzubringen hoffte, da eine mächtige Coalition Rußland's, England's Oesterreich's und der Türkei die durch Bonaparte's Entsendung nach Egypten ihres tüchtigsten Führers und 40,000 Mann Kerntruppen entbehrende Republik bedrohte. Frankreich hatte das „päpstliche Gebiet", „Neapel" und die „Schweiz" und so die übrigen Theile Italiens, bis auf das „Venetianische", welches Oesterreich im Frieden von „Campo Fermio" für die „Niederlande" erhalten, in ihm verbündete, eigentlich unterworfene, Freistaaten (!) verwandelt und, als es den Krieg gegen seine Anmaßungen herannahen sah, bereits im März 1799 die Initiative ergriffen, indem es am Rhein, an der Tiroler-Grenze und an der Etsch offensiv vorging, ehe sich die Alliirten vereinigen konnten.

Oesterreich hatte gegen seine frühere Gewohnheit, wo es seine Heere nur theilweise nach und nach in's Feld schickte, bis sie so aufgerieben wurden, an diesen seinen und des deutschen Reiches Grenzen eine Macht von 250,000 Mann wohlgeübter und ausgerüsteter Truppen aufgestellt, zu denen nachhin 100,000 Russen stessen und die Engländer durch Angriffe in Egypten, Italien und Holland mitwirken sollten.

In Deutschland fand jedoch Oesterreich, selbst nach dem Gesandtenmorde am Friedens-Congresse zu Radstatt und dessen Auflösung, nur sehr unbeträchtliche Hilfe von Seite Baierns, einigen Mainzer-Truppen und hie und da vom Landsturme. An dem Kampfe in Italien nahmen zwei mit Kärntnerinen verheirathete Generale Theil: Kovachewich und Alcaini (im Jahre 1798 Landstand von Kärnten). Ersterer blieb bereits im ersten Treffen bei Verona, der Zweite errang sich in der Schlacht an der Trebbia, wo er den französischen Divisionsgeneral Rusca gefangen nahm, bei der Einnahme von Orcinovi und Tortona rc. unsterbliche Lorbeern. Der Erzherzog Karl, welcher in Deutschland befehligte, hatte den französischen General Jourdan, der bereits am 1. März 1799 den Feldzug eröffnete, nach den Siegen bei Ostrach und Stekach über den Rhein zurückgeworfen; Massena, der „Graubündten" erobert und in Tirol eingedrungen war, wurde von Bellegarde und Hotze wieder hinausgedrängt, und in Italien vom General Kray der französische General Scherer, welcher, weil er Alles behaupten wollte, Alles verlor, bei Magnano unweit Verona geschlagen.

Nun kam Suwaroff mit 28,000 Mann durch Oesterreich, Steier und Kärnten herbei, wo er jedoch, um Zeit zu gewinnen, den kürzeren Weg über St. Veit, Feldkirchen nach Villach mit Vermeidung von Klagenfurt machte. (Siehe Handbuch der Geschichte Kärnten's, III. B. 1. Heft, S. 148 und 149.) Suwaroff übernahm nun den Heerbefehl, Melas commandirte unter ihm die Oesterreicher; Kray belagerte Mantua. Statt weitläufigen und oft blutigen Recognoscirungen liebte Suwaroff, unmittelbar auf den Feind los zu gehen, mehr das Bajonnet als das Gewehrfeuer zu gebrauchen. Auf zwei Orten ging er am 27. April über die Adda und zwar bei Trezzo auf einer Schiffbrücke, welche der General-Quartiermeister Marquis von Chasteler (am 6. Juni 1809 bei Klagenfurt schien er nicht mehr derselbe zu seyn) auf einem Orte und in einer Schnelligkeit schlug, wie es die Franzosen nicht vermuthet hatten. Der Feind wurde überrascht, getrennt und die Division Serrurier gefangen. Es waren Truppen, die unter Bonaparte gefochten, doch am Anführer fehlte es. Melas vertrieb durch die Schnelligkeit, womit er den Ritorto-Canal auf einer Laufbrücke passirte und die Franzosen in ihren Verschanzungen angriff, diese aus der Stellung von Cassano, und am 28. April war Suwaroff bereits in Mailand. Moreau, der nun in Italien den Oberbefehl statt Scherer übernahm, vereinigte die Trümmer der Armee bei der wichtigen Festung Alessandria, lehnte sich an Valenza und hielt die Positionen bis an die Apenninen, um sich mit dem aus Neapel heranziehenden Macdonald zu vereinigen.

Suwaroff wich noch nicht von der bisherigen Methode ab, keine Festung hinter sich zu lassen, ihre Communikationen abzuschneiden und sich vorerst damit zu begnügen, eine, es wäre Mantua gewesen, mit einer ungemeinen Geschützesmacht angreifen zu lassen, um so den Fall zu beschleunigen und dann die übrigen Vesten zu erobern. Uebrigens, wenn Suwaroff sich durch eine Zahl Belagerungen und Detachirungen ins „Römische", nach Modena rc. schwächte, ging er mit der noch gebliebenen Macht schnell vorwärts, war am 3. Mai in Pavia, und besetzte um die gleiche Zeit, wie nach 60 Jahren die Oesterreicher, die Gegend von Mortara, Novara, Vercelli und sendete Partheien bis Chivaso, Ivrea und Turin, um Moreau zum Verlassen seiner festen Stellung zu vermögen. Der Po wurde überschritten, am 9. Mai war Chasteler bereits vor Tortona und trieb die französische Garnison in die Citadelle. Pizzighettone, so wie Peschiera waren schnell gefallen, und General Kaim vereinigte sich von dorther mit der Hauptarmee. Moreau war durch diese Demonstrationen, ihn von Genua abzuschneiden und durch den Aufstand der Bewohner von Mondovi, Ceva, Oneglia u. s. f. im Rücken der französischen Armee längs den Apenninen, welche schon nach drei Jahren der von den Galliern gebrachten Freiheit gänzlich müde waren, bedroht, doch nicht zu bewe-

gen, Alessandria zu verlassen; im Gegentheile schlug er die bei Valenza übergegangenen Oesterreicher so wie den Uebergang der Russen bei Bassignana mit starkem Verlust zurück und nöthigte sie wieder über den Po zurück. Am 16. griff im Gegentheile er die Alliirten im Lager bei Torre di Garofolo an der Bormida an; jedoch Fröhlich und Bagration hielten sich und Moreau müßte wieder zurück. Suwaroff nahm nun wieder die Offensive auf, besetzte am 18. Mai Casale, und Morean sah sich genöthigt, Valenza und Alessandria zu räumen, nachdem er die Citadelle stark besetzt. Am 27. Mai war er bereits bis Coni zurück, hielt jedoch Genua und seine Zugänge, um sich mit Macdonald vereinigen zu können. Turin mit großen Vorräthen wurde genommen, die Citadelle so wie jene von Alessandria belagert, der Weg nach Pignerol stark besetzt. Indessen dadurch geschwächt, konnte Suwaroff Macdonald nicht entgegen wirken, so daß dieser, obwohl die Citadellen von Mailand und Ferrara gefallen, doch keinen ausgiebigen Widerstand fand, indem auch Moreau Alles aufbot, um die Alliirten zu beunruhigen. Erzherzog Karl, welcher sich des größten Theils der „Schweiz“ nach dem Siege bei Zürich gegen Massena bemeistert, sandte daher den General Bellegarde mit einem Korps über den Gotthard, so daß er am 5. Juni bereits bei Alessandria eintraf. Macdonald hatte seinen Marsch möglichst beschleunigt, Hohenzollern bei Reggio angegriffen und ihn nach dem tapfersten Widerstande genöthigt, über den Po zurückzugehen. General Kray, vor Mantua bedroht, besetzte, nachdem er die Artillerie bei Seite gebracht, mit 10,000 Mann das linke Po-Ufer, und General Ott stellte sich hinter der Trebbia auf. Am 17. Juni rückte Macdonald von Piacenza aus gegen die Tidole und am 18. begann, da Suwaroff und Melas nun in Eilmärschen herangerückt waren, die dreitägige Schlacht an der Trebbia, welche, beiderseits mit unbeschreiblicher Tapferkeit und Muth gestritten, mit dem Sieg der Alliirten endete. Fürst Johann Liechtenstein, welcher die österreichische Kavallerie commandirte, verlor allein 5 Pferde unter dem Leibe. Ein Theil der Armee verfolgte Macdonald gegen Parma zu, Suwaroff aber kehrte gegen Moreau um, der indessen durch die Bochetta gegen Alessandria vorgerückt war und Bobbio besetzt hatte. Am 24. war Melas Hauptquartier wieder in Stradella, wo er die Nachricht vom Falle der Citadelle von Turin mit ungemeinen Vorräthen erhielt.

So wurde, sagte Melas, in 10 Tagen die Armee Macdonald's zu Grunde gerichtet, die Belagerung von Mantua gesichert, der ganze Po befreit, Tortona von Neuem berennt, Turin's Citadelle erobert, 12,200 Gefangene gemacht und eine große Zahl Trophäen genommen. Die Franzosen gaben ihren Verlust zu 8000 Mann an, während sie blos an Todten 6000 verloren hatten. Die Folge war, daß Mantua am 28. Juli sich ergab, so wie ingleichen die Citadellen von Alessandria und Tortona fielen, nachdem der nunmehrige französische Obergeneral Joubert am 15. August bei Novi Sieg und Leben verloren hatte. Die französische Alpenarmee rückte zwar bis Susa vor, doch sie war zu schwach, um in die Ebene herabzusteigen. Die Franzosen unter Championat behaupteten, zur See von den Engländern blokirt, Genua, wohin sich die Reste von Macdonald's Heer auf Umwegen gezogen hatten. Die Aretiner in Toskana, welche Anfangs nur eine kleine Bande bildeten und vom Fähndrich Schneider (nachhin FML. Freiherr von Arno, Maria-Theresien-Ordensritter) commandirt wurden, besetzten zuletzt, nun 30,000 Mann stark, Florenz und Livorno und bis auf jenen kleinen Landstrich an den Apenninen und Seealpen war ganz Italien wieder von den Franzosen befreit.

Nun begann die zweite unglückliche Periode des Krieges, wo die Feder eines Thugut das verdarb, was das Schwert gewonnen. Suwaroff, welcher von seinem sammt Verstärkungen auf 36,000 Mann berechneten Heere nur noch 20,000 Russen übrig hatte, wurde in die Hochgebirge der Schweiz, die für ihn und seine Soldaten, als Söhnen der Ebene, ganz ungewohnt waren, befehligt, um sich mit Korsakow, der mit 35,000 Mann bei Zürich stand, zu vereinigen. Ehe Suwaroff kam, der seinerseits mit ungemeiner Kühnheit den Gotthard, die Teufelsbrücke erstürmte, war Korsakow von Massena total geschlagen, an den „Bodensee“ zurückgeworfen. Jener erreichte ihn dort nach beispiellosen Beschwerden und beide kehrten nach Rußland zurück, wo Suwaroff's die Ungnade seines Kaisers Paul und der baldige Tod wartete.

Die englisch-russische Expedition nach Holland mißglückte nach anfänglichen Erfolgen gänzlich, Bonaparte kehrte von Egypten zurück, stürzte das Direktorium und wurde erster Consul. Erzherzog Karl, welcher das Kommende voraussah und zum Frieden rieth, wurde nicht gehört, vielmehr von der Armee abberufen. Das Jahr 1800 sah nach einigen Siegen und Eroberungen in Italien am 14. Juni die Entscheidungsschlacht von Marengo, die Melas schon gewonnen hatte, aber durch einen Kavallerieangriff Kellermann's verlor, und uns Alles bis auf den Mincio entriß, sah die Rückzüge in Deutschland bis auf die Niederlage bei Hohenlinden, und der Friede von Lüneville am 9. Februar 1801 endete einen Krieg, den Oesterreich mit so vielen Hoffnungen begonnen hatte.

Der Krieg, den Oesterreich mit Rußland und England noch im Spätherbste des Jahres 1805 gegen Napoleon führte, war seinem Verlaufe nach der unglücklichste. Die nichts entscheidende Schlacht bei Caldiero gilt zwar immerhin als ein Sieg des Erzherzogs Karl, aber bei Ulm und Austerlitz und in den vielen schmachvollen Capitulationen ging der Muth und Bestand der Armee verloren und der Friede von Preßburg nahm der Monarchie das „Venetianische“, „Tirol“ das „Vorland“, und ließ ihr nur Verarmung und Mittellosigkeit.

Trotzdem war der Geist des Widerstandes gegen die Gewaltherrschaft Napoleon's nicht erloschen. Der unvermuthete Aufstand der Spanier, ihr Heldenmuth fachte die noch gebliebene Gluth in Oesterreich an und es trat noch einmal auf den Kampfplatz, obwohl seit dem Frieden von Tilsit, der Preußen beinahe vernichtete, so wie es früher Oesterreich im Stiche gelassen, und seit der Zusammenkunft Napoleon's und Alexander's in Erfurt im Jahre 1808, Rußland und Frankreich verbündet, Italien in des letztern Gewalt, Deutschland abgefallen und als „Rheinbund“ gänzlich in Napoleon's Reihen getreten war.

Gegen eine solche Uebermacht trat Oesterreich in die Schranken, und obwohl der russische Gesandte Wien verließ, traute man doch der alten Freundschaft seines Hofes gegen Oesterreich keinen feindlichen Einfall zu; und so war es auch. Oesterreich, seines baaren Geldes beraubt, nur auf die Bankozettel angewiesen, auf 25 Millionen Bewohner geschmolzen, aber ungeschwächten Muthes, unterstützt von dem herrlichen Geiste derselben, wagte es gegen den Sie-

ger in 40 Schlachten, den Gebieter über mehr als 60 Millionen Menschen aufzutreten. Wir lesen im Handbuche der Geschichte Kärnten's, III. Abth., I. Band von Seite 183 bis 263 die Ereignisse des Feldzuges vom Jahre 1809, was besonders unsere Heimath betrifft, mit allen Details quellenmäßig und von Augenzeugen dargestellt; aber entgegen der Gegenwart lohnt es sich einen Vergleich anzustellen, und was vor gerade 50 Jahren geschehen, uns zur ruhigen Beurtheilung und Combination dessen, was man sieht und hoffen kann, vorzuhalten.

Wenn gleich Napoleon einen bedeutenden Theil seiner Armee in Spanien beschäftigen mußte, stand ihm außer seiner sehr zahlreichen Garde, der beste Theil der Truppen, besonders eine zahlreiche Kavallerie und vollständig ausgerüstete Artillerie, das Heer des „deutschen Bundes" von mehr als 100,000 trefflicher Mannschaft, die italienische und holländische Armee, die vorzüglichen Truppen des Großherzogthums Warschau zur Verfügung, also 500,000 Mann gegen die 300,000 Oesterreich's. Dieses hatte zwar 154 Bataillone Landwehre aufgestellt; allein beim Ausbruche der Feindseligkeiten war nur der kleinste Theil davon ordentlich montirt und armirt; so war die von Krain und theilweise Obersteier noch im Bauernkleide; es fehlte an Offizieren; die Gewehre waren veraltet, 17 Pfunde schwer, viele gar nicht brauchbar, man sah Leute, wie bei der Cillier-Landwehre, mit alten Scheibegewehren bewaffnet. Die ungarische Insurrektion, die 20,800 Mann Infanterie und 15,000 Reiter hätte betragen sollen, fand sich erst zur Schlacht bei Raab mit einem Dritttheile ein, und dieses nur, um dem Feinde den Sieg leicht zu machen. Die kroatische und slavonische Insurrektion hätten 16,400 Mann und 1700 Pferde betragen sollen; doch man sah nur am Ende des Feldzuges davon einige in Krain herumziehen. Die österreichische Reiterei war nur in den Husarenregimentern vollzählig. So standen bei der Armee gegen Italien die Husarenregimenter Ott, Frimont und Joseph, die Dragoner-Regimenter Savoyen und Hohenlohe, das Chevauxlegers-Regiment Hohenzollern, und sie alle zählten nur 3999 Reiter, da letztere drei Regimenter in ihren Eskadronen nicht 100 Mann hatten. Eben so übel stand es mit der Artillerie, die fast nur Dreipfünder und einige wenige Sechspfünder hatte und diese in ungenügender Anzahl, so daß die Armee des Erzherzogs Johann nicht über 120 Stücke zählte, wovon 17 Dreipfünder nach Tirol gezogen wurden, während die Armee des Vicekönigs eine vorzügliche reitende Artillerie und fast durchaus achtpfündige Kanonen hatte. Auf die Befestigungen an den Sperrpunkten gegen Italien wollte man nur eine Million Banco-Zettel verwenden, und diese konnten erst in letzter Zeit begonnen werden, so daß die Forts von Malborgeht und am Prediel nur von Holz und Erde, das von Sachsenburg zur Noth fertig wurden; der Brückenkopf bei Federaun nur die Umrisse einer Sternschanze erhielt, das Castell von Laibach, welches nachhin so schmählich fiel, nur zu einem Theile seine Verschanzungen und Vorwerke erhielt; ebenso ging es mit den Schanzen in Prewald und bei Tarvis.

Ein Faktor, auf den man am meisten rechnete, war die Sympathie der ehemals Oesterreich angehörigen, gewaltsam abgerissenen Länder, und die der deutschen Provinzen. Indessen nur Tirol stand in Masse auf und beschäftigte dem Feinde 40,000 Mann, wovon ein großer Theil den Waffen der Tiroler erlag.

In Deutschland wagten es einige Hessen unter Dörnberg, jedoch gänzlich ohne Erfolg; Schill mit seinen, wenn gleich wenigen Preußen und der tapfere Herzog von Braunschweig mit seiner Heldenschaar thaten ungleich mehr; doch ihre Unternehmungen wurden durch das anderweitige Unglück mehr als aufgewogen. Schill starb in Stralsund mit den Waffen in der Hand; der Herzog von Braunschweig schlug sich durch ganz Norddeutschland mit seinen Leuten durch, gelangte zur See nach England, um in dem Treffen bei „Quatre Bras" gegen Napoleon den Heldentod, am Vorabende des Entscheidungssieges von Waterloo, zu finden.

In Italien standen ein Paravicini, Juvalta, Corsiani und andere, die uns des Vicekönigs Eugen Memoiren, deren Auszug wir nächstens in der Fortsetzung erwarten, für Oesterreich; doch des Grafen Goëß Gefangennehmung in Padua vernichtete größtentheils ihre Pläne, und die Insurrektion im Veltlin hatte nur einen vorübergehenden, nichtsbewirkenden Erfolg, wogegen in Gallizien die Sympathien für die Polenherrschaft erwachten.

So war Oesterreich's Lage im Jahre 1809 bei weitem schlimmer als die gegenwärtige, da es, wie gesagt, an geübter Mannschaft und Waffen, an Reiterei und Artillerie, an Bundesgenossen, an Befestigungen, — Comorn lag zu weit im Lande, Josephstadt, Theresienstadt und Olmütz kamen gar nicht in Frage und das sonstige Land lag bis auf jene Forts und das in Graz offen — fehlte.

Die Deutschen fochten in Napoleon's Reihen mit seltener Erbitterung, so auch die Warschauer-Polen. Die Franzosen waren durch die Feldzüge in Italien, Deutschland, Preußen und gegen Rußland sieggewohnt und hatten die erprobtesten Anführer.

Wohl stand Erzherzog Karl, der Sieger in so vielen Schlachten, an der Spitze des neu gebildeten, bestens organisirten Heeres. Erzherzog Johann, in Inner-Oesterreich geliebt und mehr als je vor volksthümlich, befehligte die Armee gegen Italien; allein seit 1799 war die Siegesgöttin Oesterreich untreu geworden, und der Glaube an Erfolg, wenn er gleich in dem obersten Feldherrn einen Leitstern sah, wurzelte nicht so im Vertrauen zu manchen der untergeordneten Führer.

Wir haben im obcitirten Werke Gelegenheit gehabt, einzelne Züge von Heldenmuth zu schildern, und zu bewahren, was der Patriotismus der Kärntner in den ewig denkwürdigen Kämpfen im Oberlande gethan, was man in unserer Heimath für seinen Landesfürsten wagte, opferte und bereitwillig litt; aber wir müssen es gestehen, solche Hingebung und solchen Eifer, unter die Fahnen des Kaisers zu eilen, haben wir noch nie gesehen, auch nicht solche Waffenbereitschaft, Ausrüstung, solches Zusammenwirken, solche Erhebung in Willen und That. Und doch hat Oesterreich in jener isolirten dürftigen Lage im Jahre 1809 die Siege bei Pordenone und Sacile in Italien, die der Militärs und Bauern, zuletzt dieser allein in Tirol, vor allem den Sieg in der Defensivschlacht bei Aspern — den ersten, so die Welt gesehen über Napoleon, — die Erfolge bei Neumarkt, bei Ebelsberg, am Brückenkopf zu Raab, selbst im letzten Augenblicke noch bei Znaim erstritten. Es erlag, aber ruhmvoll, wie es selbst die Feinde gestanden. Sollten mit Gottes Hilfe nicht auch jetzt die gerechten, wohl bereiteten Waffen, der Heldenmuth unserer Brüder siegen, wenn sie Kriegserfahrenheit und Feldherrngenie in den Kampf führt!

Geharnischte Lieder.

1.

Vereinte Kraft, vereinte That
 Thut Noth in unsern Tagen,
Um Oesterreich's, um Deutschland's Feind
 Mit Macht auf's Haupt zu schlagen.
So stehet zu einander denn
 Als fechtende Genossen,
Seyd ihr als Brüder alle doch
 Aus einem Stamm entsprossen.

Und ob das Schwert auch noch in Ruh
 Die Scheide hält geborgen,
Hoch blitz' es auf, ertönt der Ruf,
 Sey's heute, sey es morgen.
Dann schwing' es hoch, mein deutsches Volk,
 Es blitze deines Zornes Strahl
Wie Wetter Gottes niederwärts
 Aus deinem blankgeschliff'nen Stahl.

Und Mann an Mann im Kampf' gedrängt
 Auf das gegeb'ne Zeichen,
So falle auf den Friedensfeind
 Mit eisenharten Streichen.
Fall' aus, greif an mit frischem Muth
 Und schwinge deine Waffen,
Es gilt dem heil'gen Vaterland
 Nun Sieg und Recht zu schaffen.

Sie haben deine edle Kraft
 Mein deutsches Volk begeifert,
So zeige, was dein Arm vermag
 Vom Muthe angeeifert.
Horch auf! Und tönt der Ruf: in's Feld!
 Den Feind kühn angegriffen,
Er fühle, daß du hast in Ruh
 Dein Schlachtschwert scharf geschliffen.

2.

Mein deutsches Volk, kaum hast den Ruf
 Der Feinde du vernommen,
Als schon der edle Geist des Recht's
 Rasch über dich gekommen.
Du hebst das kriegerische Haupt
 Vom Muthe gluthumflossen,
Und stehst in der Gefahr ein Held,
 Aus Stahl und Erz gegossen.

Und nun zum erstenmale strebt,
 Nach vielen hundert Jahren,
Nach Einheit rings das deutsche Volk
 In drohenden Gefahren.
Der Geist des Vaterlandes ruft,
 Sich in den Kampf zu stellen,
Und schon sieht man aus jedem Gau
 Die Kriegerschaaren quellen.

Die Einheit, die in alter Zeit
 Die Feinde schwer empfunden,
Die lange auf dem Siechbett lag
 An selbstgeschlag'nen Wunden,
Die hunderttausend Lieder laut
 Dem deutschen Volk gesungen,
Hat endlich sich aus langer Nacht
 Empor zum Tag gerungen.

So rüste dich mit ganzer Kraft
 Wie in versunk'nen Tagen,
Erheb' den Schild und schwing das Schwert,
 Um deinen Feind zu schlagen.
Und ob auch eine Welt dir droht,
 Du brauchst ihr nicht zu weichen,
Denn deiner Feinde Schrecken ist
 Der Einheit Bannerzeichen.

Und mag der Feinde stärkste Zahl
 Aus Nord und Süd dich schrecken,
Mit ihren Leichen tausendfach
 Wirst du die Felder decken.
An deine Fahnen wirst du dir
 Die Siegeszeichen binden,
Und deutsche Mütter werden froh
 Den Söhnen Kränze winden.

D'rum stehe deutsches Volk dem Zorn
 Der Feinde wohlgemuthet,
Bis er aus tausend Wunden sich
 Hat gänzlich ausgeblutet.
Bleib einig, bis dem letzten Feind
 Das Schwert du hast entrungen,
Und deiner Einheit schöner Sieg
 Von Pol zu Pol erklungen.

Hermann Sallmayer.

Biographisches aus der Zeit.

3. Feldzeugmeister Heinrich Freiherr von Heß.

Dieser gegenwärtige Chef des Generalquartiermeisterstabes der österreichischen Armee wurde im Jahre 1788 in Wien geboren. Seine militärische Laufbahn begann er im Jahre 1805 und nahm gleich mit Auszeichnung Antheil an den Kämpfen dieses Feldzuges. Seine hervorragende Intelligenz verschaffte ihm sehr bald den Eintritt in den Generalquartiermeisterstab, in welcher Stellung er den Feldzügen von 1805, 1809, 1813, 1814 und 1815 beiwohnte. Nach der Schlacht bei Wagram wurde er für seine bewiesene Tapferkeit zum Kapitainlieutenant in diesem Korps ernannt. Im Jahre 1813 begleitete Heß unter Andern den General Graf Bubna bei dessen diplomatischer Mission nach „Dresden"; später machte er als Hauptmann die Schlacht bei „Leipzig", 1814 das Gefecht bei „Genf" und „Lyon" mit. 1815 befand er sich im großen Hauptquartier, wo er zum erstenmal Gelegenheit fand, in die Operationspläne großer Armeen Einsicht zu nehmen. Er wurde Major und nach Beendigung des Krieges schmückten die Brust des 27jährigen Stabsofficiers bereits vier Orden. Kriegsgeschichte und militär-geographische Arbeiten bildeten seine mit Vorliebe betriebenen wissenschaftlichen Beschäftigungen in den nun folgenden Friedensjahren. 1819 ward Heß zum 33. Linien-Infanterie-

Regiment versetzt, 1822 Oberstlieutenant in demselben Regimente, 1829 Oberst und Kommandant des 2. Infanterie-Regimentes. 1830 erfolgte seine abermalige Versetzung zum Generalquartiermeisterstabe und zwar als Chef der Generalstabsabtheilung der mobilen Korps in Oberitalien. Diese wichtige Stellung führte ihn an die Seite des commandirenden Generals Grafen Radetzky, dessen Vertrauen er sich im höchsten Grade erwarb und dessen Ideen und Entwürfe er mit seltenem Verständniß ausführte. Radetzky's klarem Geiste waren die Gebrechen und Uebelstände nicht unbekannt, und er bemühte sich, dieselben zu beseitigen. Heß wurde das geschickte Werkzeug, dieselben schriftlich in's Leben zu rufen, denn aus seiner Feder flossen die „Feldinstruktion“ und die „Manövrir-Instruktion, welche die Augen aller intelligenten Offiziere Europa's bald auf die italienische Armee richteten, als dieselbe in der praktischen Einübung dieser Vorschriften deren Vortrefflichkeit bekundete. Trotz vielem Widerspruche wurden dieselben endlich bei der ganzen österreichischen Armee eingeführt und durch sie ist jene Gewandtheit eingetreten, welche die Siege der Oesterreicher 1848 und 1849 wesentlich mit herbeiführen half. — Das Jahr 1834 rief Heß als Generalmajor und Brigadier nach „Mähren“; aber schon 1839 ward ihm die Leitung der Geschäfte des Generalquartiermeisterstabes übertragen, in welcher Eigenschaft er 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant aufrückte. 1848 war er zum Oberkommandanten der in's Leben gerufenen Nationalgarde designirt, als ihn Radetzky's Wunsch, ihn wieder zur Seite zu haben, einem ihm mehr zusagenden Wirkungskreise zuführte. Er ward im Mai 1848 zum Generalquartiermeister der Armee in Italien berufen, und in dieser Stellung war es, wo ihm unvergängliche Lorbeern zu pflücken beschieden war. Heß fand bei seiner Ankunft in Italien die österreichische Armee zwar nicht entmuthigt, aber hilflos und zerstückelt hinter der Etsch zurückgezogen. Nur 35,000 Mann stark, auf drei Seiten von feindlicher Armee bedroht, lagerte sie innerhalb des wichtigen Festungsvierecks Peschiera, Verona, Mantua und Legnano. Als aber am 25. Mai die ersten Reserven (49,000 Mann) vom „Isonzo“ eingetroffen waren, begann Radetzky die tiefdurchdachten Pläne seines neuen Quartiermeisters in Ausführung zu bringen. Die schöne Operation, welche Heß entwarf, war der kühne Flankenmarsch, den die österreichische Armee fast unter den Augen des Feindes von „Verona“ auf „Mantua“ ausführte. Sie führte zu den Kämpfen von Curtatone und Montanara, strebte aber als höheres Objekt den Entsatz von Peschiera an. Obgleich dieses nicht gelang, so kam es doch zu strategischen Nachtheilen für die feindliche sardinische Armee. Noch ehe sie dieselben ausgeglichen hatte, erfolgte ein zweiter unerwarteter Schlag. Die Oesterreicher gingen eiligst zurück, aber nicht in ihre alten Stellungen bei „Verona“, wie die Sardinier wähnten, sondern mit der Hauptmasse auf das neun Meilen entfernte, in ihrem Rücken gelegene Vicenza, welches 15,000 Mann päpstliche und National-Truppen unter Durando besetzt hatten. Die kühne und unerwartete Wegnahme dieses Platzes, die mit einem Male das venezianische Festland vom Feinde säuberte, ist eine der schönsten Waffenthaten der italienischen Armee. Als die Sardinier sie erfuhren, standen die Oesterreicher bereits wieder bei Verona. Eine Periode der Unthätigkeit trat jetzt ein, den Oesterreichern erwünscht, um Verstärkungen an sich zu ziehen. Als dieselben Mitte Juli eingetroffen waren, ward von ihnen die Offensive ergriffen. Die ausgedehnte Stellung der Sardinier führte zu dem Gedanken, dieselben in der Mitte zu durchbrechen, und dann in Flanken und Rücken anzugreifen. Das Manöver gelang vollständig; in den dreitägigen Kämpfen von Custozza ward die sardinische Armee zersprengt und eine energisch betriebene Verfolgung wies dieselben nach großen Verlusten in ihre Grenzen zurück. Die ganze Operation hatte nur siebenzehn Tage gedauert, worauf ein am 9. August abgeschlossener Waffenstillstand den Kampf bis auf weiteres vertagte. Am 16. März 1849 kündigte ihn Sardinien, wie Radetzky lange erwartete. Heß hatte indeß seinen Plan längst fertig, doch blieb er ein tiefes Geheimniß bis zum Moment der Ausführung; auch gehörte zu dieser letzteren eine Umsicht, Schnelligkeit und ein Nachdruck, wie sie nur gute Armeen und Führer gewähren. Man wollte von Pavia aus mitten durch den Feind auf Turin operiren, vor der Front des Gegners aber, so wie überhaupt in der Lombardie nur 10,000 Mann stehen lassen. Die gesammte österreichische Armee, bei Pavia schnell und geheim koncentrirt, ging hier über den Po und drang über Mortara gegen Novara vor. Das sardinische Heer ward in seinem Vormarsche vollständig durchschnitten und der rechte Flügel von der Armee getrennt. Am 23. März kam es zur Schlacht bei Novara, in der die sardinische Armee vollständig geschlagen wurde. Schon den 26. bat Viktor Emanuel um den Frieden, nachdem der ganze Feldzug kaum 5 Tage gedauert hatte. Nie ist ein Krieg rascher begonnen und beendiget worden, und immer wird er lehrreich für das Studium bleiben. Mit edler Bescheidenheit meldete Radetzky seinem Kaiser: „Dem Feldmarschall-Lieutenant v. Heß — ich bezeuge es hiermit von ganzem Herzen — gebührt der bei weitem größte Antheil an den Erfolgen, welche die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben.“ Die Wahrheit dieses Zeugnisses war es auch wohl, die den Kaiser veranlaßte, außer andern Belohnungen Heß den 27. September 1849 zum Chef des Generalstabs der gesammten Armee und später zum Feldzeugmeister zu ernennen. — Feldzeugmeister von Heß, seit 1849 in den Freiherrnstand erhoben, ist seit April 1841 mit Marianne Freiin von Diller verehelicht; seine militärischen Würden bestehen außer den genannten noch in der Inhaberstelle des Infanterie-Regimentes Nro. 49; dann ist er k. k. wirklicher geheimer Rath und besitzt außer vielen ausländischen Ehrenzeichen an österreichischen Orden: Das Komandeurkreuz des militärischen Marien-Theresienordens, das militärische Verdienstkreuz und die Großkreuze des Leopold- und St. Stephanordens.

4. Oberst Franz Kuhn Freiherr von Kuhnenfeld.

Unter den interessanten Persönlichkeiten des gegenwärtigen Kriegstheaters nennt die „Militär-Zeitung“ den Obersten Kuhn und sagt: „Die Stelle des Chefs des Generalstabs ist dem Genannten anvertraut. Seine Aufgabe ist eine große, tief eingreifende; indem der Stabschef die Gedanken des commandirenden Generals in Befehle umschafft, sorgt er dafür, daß diese den Abtheilungs-Commandanten nicht nur mitgetheilt, sondern auch in Details ausgearbeitet werden. Die Verdienste eines Chefs des Generalstabs können sich also nicht in einzelnen Zügen ausprägen, denn sein Wirken ist mit dem Ganzen und Großen so innig verkettet, daß nur der Ausgang der Operationen in der Wagschaale des

Verdienstes wiegt. Oberst Kuhn wird von der ganzen Armee als derjenige bezeichnet, welcher diese ebenso ehrenvolle wie schwierige Aufgabe glücklich zu lösen verstehen wird. Zu Proßnitz in Mähren 1817 geboren, ein Zögling der Neustädter-Militärakademie, trat er als einer der vorzüglichsten derselben im zwanzigsten Lebensjahre als Unterlieutenant in das Infanterie-Regiment „Kaiser", erhielt bald darauf die Zutheilung beim Generalstab und war in den Märztagen 1848 Hauptmann. In den Feldzügen in Italien erhielt er das Ritterkreuz des Maria Theresien- und des Ordens der eisernen Krone dritter Klasse, sowie das Militärverdienstkreuz. Radetzky nannte Kuhn zu jener Zeit „einen braven Offizier vom vortrefflichsten Ruf in der Armee, der unter allen Verhältnissen als ein ausgezeichnet tapferer, dem Wirkungskreise eines Generalstabsoffiziers vollkommen entsprechender Soldat sich bewiesen habe." Kuhn war mit großer Auszeichnung thätig im Straßenkampf zu „Mailand", bei „S. Luzia", „Montanara", „Curtatone" und „Goito", bei „Somma Campagna" und „Custozza", im Gefecht bei „S. Marino" vor Cremona, bei „Busiaco" und „Turano" vor Lodi und bei der Einnahme von „Mailand". Obgleich er sich bei Custozza durch besonnene Umsicht und Tapferkeit bemerkbar machte, so waren doch bei S. Lucia und Mailand die Glanzpunkte seines Wirkens. Die siegreiche Schlacht bei „S. Lucia" wurde am 6. Mai 1848 geschlagen. Die Brigade Strassoldo (bei welcher Kuhn in den Feldzügen 1848 und 1849 als Chef des Generalstabs wirkte) stand auf Vorposten; sie war nicht verpflichtet, den Kampf mit den feindlichen Brigaden aufzunehmen, war auch hierzu nicht befehligt. Hauptmann Kuhn, der S. Lucia in Vertheidigungszustand gesetzt hatte, erkannte aber die Wichtigkeit der Stellung, und vermochte den Brigadier Stand zu halten. Als eine halbe Batterie beim linken Ausgang des Orts ihre Stellung aufgab, führte sie Kuhn unter dem heftigsten Kugelregen wieder vor. Nach dreistündiger, hartnäckiger Vertheidigung von S. Lucia mußte die Brigade endlich bis an das die Ebene von „Verona" einschließende Rideau weichen, wo sie Posto faßte und das weitere Vordringen des Feindes zu verhindern suchte. Zu schwach den vielfach überlegenen Feind aus dem Ort zu werfen, sollte nun die Brigade Clam des ersten Corps eine Diversion in des Gegners rechte Flanke unternehmen. In diesem Moment erschien Hauptmann Steinhauser des zweiten Corps, welches von „Massimo" bis „Chiovo" einem mörderischen Geschützfeuer ausgesetzt war, um bei dem Feldmarschall Befehle für den Rückzug einzuholen, da sich dieses Corps kaum länger zu halten vermochte. Von der Wichtigkeit der Behauptung des Rideau durchdrungen, forderte Kuhn jedoch den Commandanten dieses Corps, FML. Freiherrn von d'Aspre, schriftlich auf, sich so lange als möglich zu halten und mit dem rechten Flügel von „Chiovo" aus selbst vorzudringen, um die Diversion der Brigade Clam zu unterstützen. Diese Aufforderung, aus eigenem Antrieb in Gegenwart mehrerer höherer Offiziere geschrieben, bewog d'Aspre auch die bereits erlassenen Anordnungen zum Rückzug seiner Truppen zu widerrufen. Das Gefecht wurde zum Stehen gebracht. Die Entscheidung der wichtigen Schlacht bei S. Lucia fiel zu unserm Vortheil aus, und es war dieser Erfolg ein wesentliches Verdienst des umsichtigen Hauptmanns Kuhn. Vor Mailand, am 4. August, war die Brigade Strassoldo als Avantgarde verwendet. Kuhn versuchte mit einer sechspfünder Fußbatterie und dem zehnten Jägerbataillon den vor „Nosedo" stehenden Feind zu vertreiben, und führte das dritte Bataillon Warasdiner-Kreuzer, das zweite Bataillon Hohenlohe und eine Division Oguliner ins Gefecht, konnte aber trotz dieser Anstrengungen nur eine momentane Gefechtspause bewirken. Sein richtiger sicherer Blick erkannte indeß, daß es hier vorerst nothwendig sey, den Feind aus der Flanke zu vertreiben, um zur Offensive zu schreiten, und er war fest überzeugt, daß der Gegner einem entschlossenen Bajonnetangriff unserer kampflustigen Truppen kaum widerstehen werde. Er ließ also Marsch schlagen, den linken Flügel vornehmen, und gegen den Feind so lebhaft und entschlossen stürmen, daß derselbe über „Nosedo" und „Vettoline" geworfen wurde. Durch dieses kühne Vordringen wurde eine bei „Casa Gambaloita" aufgestellte sechzehnpfünder Batterie des Feindes von der eigenen Bedeckung entblößt, und die zehnten Jäger im Verein mit zwei Compagnien Hohenlohe bemächtigten sich derselben und der Bedienungsmannschaft. Mittlerweile mußten unsere kämpfenden Abtheilungen, da ihnen die Munition ausgegangen war, in der geräumigen „Casa Gambaloita" Stellung nehmen, waren aber hier dem verheerenden Feuer des Feindes von „Porta Romana" her so sehr ausgesetzt, daß sie, wenn die Piemontesen zur Offensive schritten, Gefahr liefen, die herrlichen Trophäen wieder einzubüßen. Der rastlose, scharfblickende Hauptmann Kuhn sah die Gefahr und eilte, ungeschreckt von den todbringenden feindlichen Geschossen, nach „Nosedo" zurück, um Unterstützung herbeizuholen. Dieß gelang denn auch, und sein Erscheinen mit einem Bataillon des Infanterie-Regiments Erzherzog Ernst rettete die Geschütze. Die Brigade Strassoldo, deren Seele Kuhn im Verlaufe des ganzen Feldzuges gewesen, und welche die herrlichsten Thaten ausgeführt hatte, war vor Mailand beinahe 2 Stunden allein im Kampfe, und hatte die Stellung des Feindes gesprengt, welcher von „Vigentino" über „Casa Gambaloita" gegen „Castegneta" und „Colombo" stand, ehe noch eine andere Brigade in das Feuer kam. Daß zu diesen großen Erfolgen der schnelle Ueberblick des Hauptmanns Kuhn, seine rastlose Thätigkeit und sein Eifer, so wie schließlich seine persönliche Tapferkeit und Entschlossenheit wesentlich beigetragen hatten, ward allgemein anerkannt und gewürdiget. Was Oberst Freiherr von Kuhn in einer bescheidenen Stellung vor eilf Jahren Rühmliches und Entscheidendes geleistet, wird sich jetzt an der Spitze der Armee in Feindesland hoffentlich wiederholen, dessen sind meistens Alle überzeugt, welche den genialen Officier kennen."

Heeresgruß an Wien's Freiwillige.

Frisch auf! Herbei du wack're Schaar,
Da wir den Kampf beginnen!
Bald pflanzen wir den Doppelaar
Wohl auf des Feindes Zinnen!
Doch wie auch stolz der Schlachtruf klingt,
Wie munter uns're Kugel singt:
Doch sind wir ja nicht Alle!

Ein Ehrenplätzchen blieb noch leer
Für Euch in uns'rer Mitten!
Gern öffnet seine Reih'n das Heer,
Kommt Ihr herangeschritten.
Im Feuer deutschen Männersinn's
Das edle, frohe Herzblut Wien's,
Das uns der Kaiser sendet.

Feststräußlein auf dem Jägerhut,
Das Vaterland im Herzen!
Mit eurer Büchse sey nicht gut,
Mit eurem Muth zu scherzen!
Erkämpft in Ehren denn das Band,
Das Euch der schönsten Frauen Hand,
Der Engel Oest'rrich's weihet!

Ja, seyd willkommen tausendmal,
Ihr Gäste zum Gefechte!
Es reicht Soldat und General
Euch brüderlich die Rechte!
Mit Wohlgefallen ruht auf Euch
Der Blick des Herrn von Oesterreich,
Den wir Euch nicht mißgönnen!

Des Ritters, der umgürtet stand,
On Recht! mit deiner Binde,
Entlarvt hat Er mit starker Hand
Das wäl'sche Truggesinde!
Das war der Wahrheit Donnerwort,
Das jüngst der deutschen Ehre Hort
Zum Erdenkreis gesprochen!

Nun, Mutter, segne deinen Sohn,
Und laß dein Herz nicht zagen!
Zum Mann vom Knaben ist er schon
Gereift in wenig Tagen!
Du Alter, mit der Locke grau,
Nochmal des Jungen Antlitz schau,
Dann laß mit Gott ihn eilen!

Ihr Bräute, setzt euch selbst zum Preis,
Um den's auch gilt zu ringen,
Daß Lorbeer einst und Myrthenreis
Sich hochzeitlich umschlingen!
Wofern ihr deutsche Mädchen seyd,
Wird euch vor Stolz und nicht vor Leid
Das treue Herzchen pochen!

Herbei denn, Brüder! In die Reih'n
Mit fliegenden Standarten!
Bald werden's and're Tausend seyn,
Die allerorts sich schaarten!
Herbei zum großen Strafgericht!
Es sollen Eurer die sich nicht
Von Achtundvierzig schämen!

Friedrich Marx,
k. k. Oberlieutenant.

Regesten,

entnommen den Original-Urkunden, aufbewahrt in der Municipal-Bibliothek zu Udine und copirt von dem Hochw. Herrn P. Joseph Bianchi anno 1859.

(Fortsetzung von Nr. 15 und 16 im Jahrg. 1858 der „Carinthia".)

I. 1397. 21. Juni. Patriarch Anton ertheilt dem Pfarrer zu St. Pankratz in Windischgratz (Altenmarkt), seinem Capellan und Archidiakon in Kärnten, Wysentinus, auf seine Bitte die Genehmigung, die von der Mutter-Kirche eine Meile entfernte Kirche St. Egid (bei Turiak), welche unter dem Patronate des Abtes Nikolaus zu Oberburg, also des Benediktinerstiftes Oberburg, in früherer Zeit unter dem Patronate des Pfarrers zu St. Pankratz stand, und fast gänzlich in Verfall gerathen war, bei dem Umstande, wo auch die Mutterkirche St. Pankratz und der Pfarrer Wysentinus, wegen vieler ihm von Weltlichen auferlegten Steuern und Lasten dann von den Sammlern und Nuntien des apostolischen Stuhles zugehenden Ansprüchen, zu helfen außer Stande seyen, die Genehmigung, diese Kirche mit der Mutter-Kirche St. Pankratz zu vereinigen und ihr zu inkorporiren.

II. 1397. 21. Juni im Schloße Sophemberg (Osoppo). Anton Patriarch von Aquileja ertheilt für den, in dem Gotteshause der Pfarrkirche Pankratz Filiale (in antiquo foro) St. Radegund zu Altenmarkt angebauten Sakristei und errichteten Altar zu den Heiligen Andreas, Blasius, Achatius u. s. Genossen einen Ablaßbrief, wornach jene, welche an gewissen, von ihm ausdrücklich in der Urkunde bestimmten Tagen denselben besuchen und dort ihre Andacht auf seine Meinung verrichten würden, die Nachlassung von 50 Tagen der ihnen auferlegten Bußzeit erhalten.

III. 24. März, 1398. Anton Patriarch von Aquileja trägt den Pfarrern der drei Archidiakonate in Krain, in der March und in Kärnten auf, die Gläubigen zu frommen und mildthätigen Beiträgen für das Kloster der Dominikanerinen S. Maria zu Lüenz (Lienz), Salzburger Diözese, aufzufordern und zu stimmen, damit sie ihre durch Alter (sic) sehr verfallene und beinahe zur Ruine gewordene Kirche wieder herzustellen im Stande seyen.

IV. 4. April 1398, zu Aquileja. Anton Patriarch von Aquileja eröffnet allen Archidiakonen und Pfarrern seiner Diözese, wie nämlich auf dem Arlberg, Augsburger Diözese (Vienensis diöcesis i. e. Augustae Vindelicorum), wegen des Berges Höhe und Unwirthbarkeit in der Winterszeit besonders viele Todesfälle durch Schneeverwehungen und Kälte sich unter den zahlreichen Wanderern ereignet hätten, aus welchem Grunde Heinrich von Kempten und Ulrich von St. Gallen (die Äbte) den Entschluß faßten, dort eine Kapelle mit einem Geistlichen und einer Herberge zu errichten, was sie zum Theil auch schon ins Werk setzten. Da jedoch ihre Mittel allein sich nicht als auslangend erwiesen, ertheilt er Patriarch allen Christgläubigen, die hiezu was beitragen würden, eine Nachlassung von 40 Tagen der ihnen auferlegten Bußzeit. Die Pfarrer hätten sohin an drei aufeinander folgenden Sonn- und Feiertagen die Sammlung von milden Beisteuern vorzunehmen.

Berichtigungen. Im letzten Blatte Seite 82, Spalte 2, Zeile 1 von oben soll es heißen: General de Vins bei Loano — ferners Zeile 14 von unten: General La Harpe — endlich Seite 83, Spalte 2, Zeile 4 von oben aber: Despinoi u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 13. Sonnabend, den 18. Juni. 1859.

Zur goldenen Hochzeit!

Am fünfzigjährigen Gedächtniß-Feste

der Schlacht von Aspern *).

Tief gerührt, mit hellen Thränen grüßt der frommen Beter Schaar,
Naht dem Tronaltar sich wieder festlich wo ein Jubelpaar;
Bis auf's Neu der Bund geschlossen, bis die Glocke Kunde bringt,
Und ein Lebehochruf stürmisch rings aus tausend Kehlen dringt!

Also laß mit frommerhob'nen Augen uns dein Fest begeh'n,
Oesterreich, so weit nur heute deines Aares Fittig' weh'n!
Leuchtet dann in jedem Antlitz des Gebetes Himmelsstrahl,
Möge heut' der ferne Donner werden dir zum Festchoral!

Fünfzig Jahre sind es heute, daß dir, hohe Jubelbraut,
Ward am Donaustrand der schöne Sieg van Aspern angetraut;
Daß in's Herz des Frankenheeres, hach zu Roß, im Siegesflug,
Karl vor seinen Grenadieren, Oesterreich, dein Banner trug!

Fünfzig Jahre sind es heute, daß die Schreckensnacht entwich,
Wie zum Untergang des Westens blutiger Komet erblich;
Daß die Kette, die der Corse um Europa's Länder schlang,
Dort auf Aspern's Ehrenfelde, Karl, vor Deinem Degen sprang!

Ist es wieder Nacht geworden, jener Zeiten Spiegelbild?
Denn gewappnet steht mein Oest'reich wiederum mit Schwert
und Schild!
Und an einem Strome lagern seine Heere kampfbereit,
Sieg'sgewiß, wie auch von drüben her der Frankenadler dränt!

Aspern also sey die Losung, wenn der Hochzeitsmorgen tagt,
Wenn, was einst der Ohm verbrochen, frevelnd nun der Neffe wagt:
Aspern, wenn in unsern Donnern Gottes Rachgewitter braust,
Wenn von der Lombardenkrone losließ eine Räuberfaust!

Tagen muß es, wo die Stärke sich mit Treu und Liebe eint,
Tagen, wo nur unsers Kaisers jugendlicher Stern erscheint,
Den das Recht mit seinem gold'nen Strahlengürtel schön umwebt,
Während dort Gewalt und Lüge ihr Gorgonenhaupt erhebt!

Doch auch an der Donau schaaren sich die Banner wie zum Flug, —
An dem Strom, der einst des Vaters Heldenbild am Herzen trug,
Hält in seiner Schaar, die jubelnd schon für's Feld die Reiser bricht,
Nun der Sohn, um dessen Stirne auch sich Schlachtenlorbeer flicht!

Carl, Novarat sey die Losung, wenn das Wetter näher grollt,
Wenn in Deinen Siegerhänden sich der Kaiseraar entrollt:
Und Dein Großer Vater blicke segnend aus dem Licht herab,
Daß Du ihm mit neuen Siegen schmücken mögst sein Heldengrab!

Friedrich Marx,
k. k. Oberlieutenant.

*) Der Herr Verfasser war so glücklich, dieses Gedicht Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Albrecht am 21. Mai 1859 Abends zu überreichen, und dafür huldreiche Worte der Anerkennung einzuernten. A. d. R.

Aus meinem Tagebuche.

Nach fünfzig Jahren.

Heute sind es gerade volle fünfzig Jahre, seit das noch manchen lebenden meiner damaligen Zeitgenossen erinnerliche Gefecht bei Klagenfurt statt fand. Die im Jahre 1809 noch mit ziemlich festen Mauern umgebene Hauptstadt Kärntens war seit dem 19. Mai in den Händen der feindlichen Franzosen. Zwei Tage darauf, am h. Pfingstfeste, während Erzherzog Karl bei Aspern den ersten, darum welthistorischen, Sieg über den bisher noch unbesiegten Kaiser der Franzosen errang, zog der Vicekönig von Italien, Eugen Beauharnais, mit seiner Armee in Klagenfurt ein, um es am zweiten Tage darauf wieder auf dem Wege nach Wien zu verlassen.

Gedrängt vom General Chasteler, der mit einem Theile seiner Truppen und vielen Bagagewägen von Tirol her sich mit der nach Ungarn gezogenen Armee des Erzherzogs Johann vereinigen wollte, kam am 2. Juni der französische General Ruska nach Klagenfurt. Von den bei den Gefechten in Oberkärnten Verwundeten brachte man am 3. Juni zehn Wägen voll in das hiesige Militärspital. Am 4. Juni gegen Abend langten immer mehr zurückgedrängte französische Truppen in der Stadt an; dieß dauerte die ganze Nacht hindurch, nachdem schon im Laufe des Tages vom General Ruska der strenge Auftrag erging: alle Hausthore geschlossen und Wasser in den Häusern bereit zu halten, um so mehr, da damals kaum 5 bis 6 Häuser Ziegeldächer hatten, sonst alle Gebäude mit Schindeln gedeckt waren.

Beim Morgengrauen des 5. Juni weckte ein Kanonenschuß die Stadtbewohner, dem eine allgemeine Aufregung in

der Stadt, doch nur von kurzer Dauer, folgte, wegen einer falschen Nachricht von der Nähe der Oesterreicher. Als wir gegen die achte Morgenstunde aus dem Alumnate in das Collegium gingen, sahen wir auf den Plätzen und in allen Gässen zahlreiches Militär lagern und abkochen. Am Hauptplatze standen Kanonen mit Munitionswägen, so wie am „Villacherwalle“ eine Kanone auf die Brücke gerichtet war; wir kehrten sogleich wieder in's Alumnat zurück in banger Erwartung des Kommenden, obgleich durch eine gewisse Ruhe, die wir an den Truppen bemerkten, unsere Bangigkeit gemildert wurde.

So kam der Nachmittag heran, als man gegen 4 Uhr schon ferne Schüße zu vernehmen glaubte. Mit dem Vorrücken des Tages wurde dieß zur Wirklichkeit, — immer deutlicher und häufiger hörte man Kleingewehrfeuer, unsere Unruhe wurde dadurch gesteigert, bis selbe um ¼6 Uhr durch zwei Kanonenschüße vom Stadtwalle den höchsten Grad erreichte. Cavallerie sprengte aus den Thoren und selbst Pelotenfeuer tönte an unser Ohr.

Mit der eintretenden Nacht kehrten die Franzosen in die Stadt zurück, schlossen die Stadtthore und eine kurze aber ängstliche Ruhe trat ein. Kein Schlaf, wie bei den meisten meiner Collegen, kam in meine Augen; — von den gegen Westen gerichteten Fenstern des Alumnatsgebäudes aus erblickte man am Kreuzberge zahlreiche Wachfeuer der Oesterreicher, und mit sich immer steigernder Bangigkeit sahen wir dem Anbruch des Tages — 6. Juni —, den ein Kanonenschuß ankündigte, entgegen.

Unter dem Dunkel der Nacht näherten sich die Oesterreicher den vier Stadtthoren, und vor jedem derselben lag eine Compagnie unseres vaterländischen Regimentes, damals Hohenlohe-Bartenstein Nr. 26, die nun bei den Ausfällen der Feinde den ersten Stoß erdulden mußten. Die nun unternommenen Ausfälle wurden mehrfach zurückgedrängt, aber immer wieder erneuert.

Die Stadtbewohner, in ihren Häusern cernirt — da jeder Ausgehende zurückgewiesen wurde, und doch in banger Erwartung, wie dies enden würde, lugten versteckt aus den Dacherkern, aber auch dieses wurde dadurch gehindert, daß die auf den Wällen aufgestellten Posten nach denselben schoßen.

Unter den Ausfällen war der gegen 11 Uhr Vormittags durch das St. Veiter-Thor der bedeutendste, da bereits alle verfügbaren Truppen dazu gezogen wurden. Das dadurch herbeigeführte Gefecht war das größte und heftigste des Tages. Die dalmatinischen Truppen, von denen ein Bataillon in Klagenfurt lag, mußten mit Gewalt vorgeschoben werden, indem hinter jeder Abtheilung immer mehrere Chasseurs ritten und selbe mit Gewalt zum Kampfe vorwärts trieben.

Von meiner Warte durch eine geöffnete Feuerlucke am Dache konnte ich in dem meinem Auge zu Gebot stehenden Bereiche dieses genau beobachten, so wie das wiederholte Stürmen des Kreuzberges durch eine Grenadierabtheilung, das aber mehrfach mißlang, da die am Berge bei der Kirche aufgestellten Kanonen durch Kartätschenschüße ganze Linien der Stürmenden niederlegten, um nicht wieder aufzustehen. Nach längerem vergeblichen Kampfe kehrten endlich die Feinde mit ihrem beim Ausfalle mitgenommenen, nun demontirten Achtpfünder in die Stadt zurück.

Die Oesterreicher, die das Gefecht führten, zogen sich nun zurück, da der Zweck desselben erreicht war. General Chasteler war indeß mit seinem Korps und den Rüstwägen von der obern „Lendbrücke“ über Waidmannsdorf und St. Ruprecht in die „Ebenthaler-Allee“ gelangt und somit unbeirrt an Klagenfurt vorüber gekommen, obschon von dem Eckwalle gegen Osten eine Achtpfünder-Kanone seit der ersten Morgenstunde auf den von dort sichtbaren Zug der Oesterreicher — mehr als hundert vierspännige Bagage-Wägen fuhren nebstbei vorüber — ununterbrochen feuerte, und doch nur ein einziges Pferd getödtet wurde.

Schon vor dem Ausfalle beim „St. Veiterthor“ wurden aus den demselben nahen Gebäuden durch die österreichischen Feldjäger so Mancher, besonders von den auf dem dortigen Walle postirten Kanonen die Artilleristen hinweggeschossen und dadurch dem Feinde ein bedeutender Schaden zugefügt, so wie auch General Ruska, der von der Gallerie des Stadtpfarrthurmes die Gefechte leitete, von seinem Standpunkte vertrieben wurde, wo er sicher zu seyn wähnte, als eine Schützenkugel wenige Zolle über seinem Haupte in die Thurmmauer drang.

Leider mußte ich auch von meiner Warte aus die Einlieferung mehrerer österreichischer Gefangenen mitanschauen, die an der „St. Florians-Statue“ am „Heuplatze“ ihre Tornister abzuwerfen gezwungen wurden.

Der Rückzug der Korpsabtheilung des Generals Schmidt gegen Velden, nachdem Chasteler's Absicht gelungen war, kühlte mächtig unsere Hoffnung auf baldige Befreiung vom Feinde ab, die schon lebhaft in uns aufgestiegen war, und was auch hätte erzweckt werden können, indem die Franzosen nach ihrer eigenen spätern Aussage zur Uebergabe bereit gewesen wären, und was vielleicht auf die folgenden Operationen bei Wien einen nicht unbedeutenden Einfluß hätte nehmen können, indem es dadurch dem Feinde erschwert worden wäre, auf diesem kürzesten Wege so viel Kriegsmunition, wie es dann später auch wirklich geschah, aus Italien durch Klagenfurt, zum feindlichen Heere bei Wien zu liefern.

In dem an das Alumnat angebauten Hause, das damals dem deutschen Orden gehörte, nun aber mit dem Alumnate vereinigt ist, war ein Militärspital errichtet, wohin ein Theil der Verwundeten gebracht wurde. Aus den Fenstern des Vicedirektorates konnte ich später durch einige Zeit die Verwundeten in's Spital tragen sehen. Erschütternd war der Anblick der mit Blut bedeckten verwundeten Oesterreicher und Franzosen; viele davon schienen schon leblos, andere hörte man laut vor Schmerzen wimmern. Unter den mir näher bekannten österreichischen, in diesem Gefechte gebliebenen Kriegern befand sich auch der Feldwebel Graz vom heimischen Regimente, der in der „Völkermarkter-Vorstadt“ nicht ferne von dem Hause durch eine feindliche Kugel den Tod fand, wo sein Vater Pächter eines Gasthauses war.

Mit eintretender Nacht endete das Gefecht, und nur einzelne Schüße tönten wie ein Nachruf dieses heißen Kampftages aus weiter Ferne. —

Nun sind fünfzig Jahre seit diesem für Klagenfurt stets denkwürdigen Tage in das Meer der Zeit dahin geflossen, und ich stehe auf dem damals sterilen Hügel, den die ungeheuchelte Liebe zu unserm angestammten regierenden Monarchen jetzt in einen Park verwandelte, und den unser ritterlicher Kaiser durch seinen hohen Besuch im Jahre 1850, und mit J. M. der Kaiserin 1856 einweihte, und nach Ihm zu benennen, huldreichst erlaubte — der nun eine der schönsten Anlagen mit der lieblichsten Fernsicht bildet, wie nicht viele Städte der österreichischen Kronländer aufzuweisen haben.

Wolkenlos stand auch heute die Sonne am Himmel, wie an jenem blutigen Tage — im herrlichsten Grün leuchteten Flur und Hügel, und die in mannigfachen Farbennüancen

dunkelnden Vorberge — die weißgrauen Caravanken, im Alpenglühen prangend, erhöhten dieses seltene genußreiche Panorama, und wollten die herbe Erinnerung mildern, als neue Bangigkeit sich des Schauenden bemächtigte, dachte er der Gegenwart, wo vielleicht am gleichen Tage Oesterreichs wackere Söhne — unter denen Kärntens Alpenkinder eingereiht sind, gegen einen gleichen Eroberer wie vor fünfzig Jahren kämpfen, und mit ihrem Blute ein Land düngen, daß schon so viele Opfer kostete und in seinem Undanke unverbesserlich ist.

In dieser bangen Stimmung ertönten rings von allen Thürmen die Aveglocken, und in allen treuen Herzen stiegen gewiß Gebete um des Himmels Segen zum Allvater empor — um Schutz für das Leben unserer fernen Brüder, um Heil und Segen für Oesterreich und unsern allgeliebten Kaiser! —

Ausgeklungen waren die geweihten Metallzungen, immer dichter zog die Nacht ihren Sternenmantel über unser stilles Alpenland, und erst beim Eintritte in die Stadt weckten geschäftige Menschen und die noch umher wandelnden muntern Wiener-Freiwilligen mich aus wachenden Träumen, welche Vergangenheit und Gegenwart in ein Bild verwebten, deren Mittheilung vielleicht manchen Gleichgesinnten in dieses Gebiet führen wird, das sich jetzt so ernst vor unsern Blicken aufrollt.

Geschrieben am Abende des 6. Juni 1859.

M.

Für's Vaterland. pour?

Am Schlachtfeld von Magenta
Ein Oesterreicher liegt,
Deß bleiches Antlitz zeiget,
Daß ihn der Tod besiegt'.

Daneben ein Franzose
Liegt auf dem blut'gen Feld;
Es schaut sein mattes Auge
Zum letztenmal die Welt.

Der Erste bleich und röchelnd,
Er flüstert freudig noch:
„Ich sterbe . . . . für . . die Meinen . .
Franz Joseph lebe . . . . hoch!"

Der Letzt're aber, sterbend —
Ruft noch mit grimmem Ton:
„Adieu! . . . Adieu! . . . ma belle . . . Patrie! —
„Moudit . . . Napoleon!

J. J. K.

Das Gefecht bei Klagenfurt

am 6. Juni 1809*).

General Chasteler nahte. Die Division Ruska, welche erinnerlich aus einem Bataillon des 11. französischen Infanterie-Regimentes, einem französischen Marsch-Bataillon, dem ersten italienischen Linien-Infanterie-Regimente, einem Bataillon leichter Infanterie oder Veliten, einem Bataillon Istrianer, einem Bataillon Dalmatiner, einer Abtheilung italienischer Chasseurs und einer gleichen französischer Dragoner bestand, und an diesem Punkte etwa 2800 Füsiliere, 200 Reiter und 4 bespannte Geschütze zählte, warf sich am 5. Juni Nachmittag in die Stadt.

Feindlicher Seits hatte man das Korps des Chasteler's, welches vier äußerst schwache Schwadronen Hohenzollern Cheveauxlegers, drei Bataillone Johann Jellachich, ein und ein halbes Bataillon Hohenlohe-Bartenstein, ein Bataillon von Franz Carl, zwei und ein halbes Bataillon gemischte Kärntner- und Steirer-Landwehre, eine Compagnie Jäger, folglich nicht über 5000 Mann Infanterie, 200 Reiter, und 9 Geschütze stark war, bis in das Doppelte und Dreifache vergrößert, so daß Marmont, der mit seinen 8000 Mann schon in Krainburg war, den Plan aufgab, mit Ruska zu wirken, und gegen Untersteier marschirte.

General Ruska war in dieser Voraussetzung, außer daß er einige Stunden an der Brücke zu Villach sich hielt, ohne weitern Widerstand nach Klagenfurt zurückgewichen. Den 5. Juni Nachmittags schon schossen sich die Vorposten nach der Straße von Krumpendorf bis an den Calvarienberg herum, während alles, was sich von Seite der Franzosen an Bagage oder sonst außer den Stadtmauern befand, schnell sich hinter dieselben begab, so daß bereits um 8 Uhr die Thore geschlossen waren.

Die Nacht verging in der Stadt ruhig; dafür ging es desto lebhafter in den Vorstädten her, wo alles wetteiferte, die Landsleute des Regimentes Hohenlohe, welche man dahin als Vedetten verwendet hatte, zu bewirthen.

Die Position am Calvarienberge mit 3 Bataillonen Jellachich bezog Oberst Volkmann, der die Kanonen auf der Terrasse vor der dortigen Kirche postirte, und gegen die „Spitalmühle" an der St. Veiter-Straße mit dem Hauptkorps gegen die zweite „Lendbrücke" mit General Schmidt, welcher dort bis Waidmannsdorf herab mit „Franz Carl" und den Bannalisten stand, kommunizirte. Das Hauptquartier befand sich beim „Peter an der Glan;" die Landwehre in der „Ebenthaler Allee".

In der Nacht und am Morgen fuhr ein langer Wagenzug von der zweiten „Lendbrücke" über Waidmannsdorf und St. Ruprecht in die Allee, wie man sagte, mit einem Theile der den königlichen baierischen Hofequipagen auf dem Wege nach dem Bodensee abgenommenen Beute; „Hohenzollern Reiter" geleiteten sie.

Klagenfurt zu nehmen, war bei so einer kleinen Macht, den festen hohen Stadtwällen und der Wachsamkeit des Feindes keine Aussicht. Man hätte also denken sollen,

*) Wir glauben dem Wunsche der verehrten Leser der „Carinthia" zu entsprechen, wenn wir über dieses für Klagenfurt immer denkwürdige Gefecht hier eine umständliche Beschreibung liefern, welche wir dem „Handbuche der Geschichte des Herzogthumes Kärnten von der Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern bis in die neueste Zeit, von Heinrich Hermann, III. Band, 1. Heft" entnehmen. Der Herr Verfasser nennt folgende Quellen: „Das Heer von Innerösterreich" Seite 325; „Militärische Zeitschrift" vom Jahre 1836, und sagt in einer Anmerkung: „Wir benützten insbesondere den vom Hauptmann Marx geschriebenen Aufsatz in der Militärischen Zeitschrift: „Das Gefecht am Calvarienberge bei Klagenfurt am 6. Juni 1809" nicht ohne als Augenzeuge die Oertlichkeit zu würdigen, die Stärke der Franzosen, ihre Bewegungen und den Gang der damit in Verbindung gestandenen Detailgefechte eingehender zu schildern."

es komme nur Alles darauf an, den Zug um die Stadt zu maskiren, wozu auch bei dem langen Sommertag das Tempo gut gewählt worden war.

Indessen hatten, wie gesagt, die heimischen Truppen sich in den Vorstädten zerstreut und sich mehr als zu viel erquickt. Bereits nach 3 Uhr bei kaum grauenden Tage fiel der Feind beim „Villacherthore" mit einem Zuge Dragoner aus, hob die Vedette beim „Schiffwirth" ohne Schuß auf, und würde die beim „Peter Jäger" am Canal frei lagernde Compagnie von Hohenlohe ebenfalls überfallen haben, hätte nicht Oberlieutenant Just die anreitende Cavallerie bemerkt, und sie durch schnelle Aufstellung seiner Mannschaft auf der Straße und wiederholte Dechargen zurück getrieben. Um ½4 Uhr kanonirte daher der Feind diesen Posten vom „Villacherthore" aus, ohne ihm, wegen der Dächer der Vorstadt, wesentlich schaden zu können. Besser gelang der von den Franzosen mit zahlreicher Mannschaft und Cavallerie um 7 Uhr von dem „Villacher-" und „Viktringerthore" gemachte Ausfall, wo die Compagnie Giraud von Hohenlohe in der „Viktringervorstadt" nach kurzem Widerstande zersprengt, die von Waidmannsdorf mit dem Moraste im Rücken übel postirten Bannalisten geworfen, großentheils gefangen, und so General Schmidt's Brigade gegen die zweite „Lendbrücke" aufgerollt wurde. Oberst Volkmann, der sein zweites Bataillon zwischen dieser und dem Calvarienberge postirt hatte, ließ von dort aus und mit den bei der Kirche vortheilhaft placirten Kanonen den Feind in der Flanke beschießen, wodurch er wieder in die Stadt zurückzukehren genöthiget wurde.

In der „St. Veitervorstadt" befanden sich allenthalben Abtheilungen von Jägern und dem Landesregimente, die sich tollkühn auf dem Glacis die Feinde herausfordernd zeigten. An der feindlichen Achtpfünder-Kanone ob dem „St. Veiterthore" wurden von den im „Schmiedhause" postirten Jägern nacheinander die Kanoniere, da sie wegen fehlenden Schanzkörben und Faschinen ohne Deckung waren, weggeschossen, bis es dem befehligenden Artillerie-Offiziere gelang, sie zu entladen, und in solcher Nähe das „Schmiedhaus" zu durchbohren. Auch auf den an dem Gange des Stadtpfarrthurmes stehenden, und von dort seine geschriebenen Befehle in beschwerten Paqueten herabwerfenden General Ruska geschah ein Schuß von der Stallung des „Winkelwirthes" aus; doch er ging ob seinem Haupte in die Wand. Es war ihm vorbehalten, nach Verlauf von fünf Jahren auf dem Platze zu Soissons auf solche Art zu enden.

Im Wirthshause Anikhofer's, nun Wran's und Posthaus, hatten sich besonders viele österreichische Soldaten zusammengefunden, die von den Fenstern aus ihre Geschosse gegen das „St. Veiterthor" richteten. Lange blieb es bei einer Füsilade, die viele hundert Narben an den Wänden des Hauses zurückließ; da fiel der Feind gegen 8 Uhr mit Uebermacht heraus und stürmte das Gebäude. Es wurde in allen Räumen desselben gekämpft: ein Theil der Vertheidiger fiel oder wurde gefangen, der andere flüchtete sich rückwärts durch die Gärten.

Hauptmann Langer von „Hohenlohe" hielt nebst dem Lieutenant v. Avemann-Letta am Ausgange der Vorstadt. Da sie mit heldenmüthigem Beispiele vorangingen, schlug ihre Compagnie die wiederholten Angriffe des Feindes zurück und behauptete bis spät noch ihren Posten. Indessen, da der Umfang der Stadt längs der „St. Veiter-Seite" in der Gewalt des Feindes war, stürmte seine italienische Reiterei mit dem Ausrufe: „Maledetto Tedesco" gegen die „Völkermarktervorstadt" in der Querstraße von dem gegenwärtigen „Beschällgebäude" herauf gegen die vor der Klosterfrauenkirche aufgestellte halbe Compagnie von Hohenlohe, die ohne Deckung war, nach einer Decharge gesprengt, und Major von Seppenburg auf dem Wege gegen das „Annakreuz" gefangen wurde.

Diese Schattenseiten des planlos geführten Gefechtes wog Oberst Volkmanns Haltung auf dem Calvarienberge auf, der dort um 11 Uhr von zwei französischen und fünf gemischten Bataillonen angegriffen, während zwei Stunden durch das wohlgezielte Kanonenfeuer die Formirung des Feindes verhinderte, welcher der „Jesuitenmühle" zu die Stellung umgehen wollte. Um 2 Uhr formirten sich die zwei französischen Bataillone mit großer Kaltblütigkeit an der Straße vom Militärmagazine zum „Goldscheider" mitten unter Kanonen- und Kartätschenfeuer. Volkmann ließ sein an dieser Seite des Calvarienberges stehendes Bataillon durch die zwei andern von Jellachich unterstützen, als der Feind, der gegen die „Jesuitenmühle" ausbog, auf die Ziguln heranstürmte. Diese mußte verlassen werden, und der Feind beschoß von da, wie von den hohen Garten-Mauern des Thysischen Gebäudes (nun Militär-Spital) und dem sogenannten „Schmalzbergl" aus die Position der Oesterreicher am Calvarienberge und erkletterte denselben in der linken Flanke.

In diesem kritischen Momente, wo General Schmidt, in der Voraussetzung, daß General Chasteler bereits einen genügsamen Vorsprung auf der „Völlermarkter-Straße" habe, sich schlennig auf dem Wege nach Velden zurückzog, war Oberst Volkmann, nach eigener Ueberschau von der Spitze des Calvarienberges aus, einer gegentheiligen Ansicht. Er ließ die 200 Pferde starke, auf dem nördlichen Canalufer gegen St. Martin vorrückende feindliche Cavallerie, welcher seine 50 Pferde starken Hohenzollern nicht gewachsen waren, von dem auf den Höhen von St. Martin und Gößeling postirten dritten Bataillone und zwei Kanonen beschießen und den bedrängten linken Flügel mit 100 Mann von „Franz Carl" und dem zweiten Bataillon verstärken.

Sobald jene feindlichen Reiter sich nach solcher Begrüßung wieder der Stadt zuwandten, wurde der Feind auf der Seite der Zigulu von den erkletterten Höhen hinabgeworfen, und mit solcher Energie von einer Abtheilung des Regimentes unter einem Feldwebel gegen das „St. Veiterthor" verfolgt, daß, wie Schreiber dieses größtentheils als dessen Augenzeuge sah, die französische Kanone bis auf den Hauptplatz zurückeilte, dort abprotzte, und die Kugeln der Oesterreicher durch das offene Thor hereinfliegend an den gegenseitigen Wänden einschlugen.

Nun war es mit des Feindes Angriffen ein Ende, wenn auch das Geknatter bis 5 Uhr noch dauerte, wo es verstummte.

Oberst Volkmann mit zwei Offizieren und 94 Mann an Gefangenen folgte bei einbrechender Nacht jenseits des Glanflußes in der Richtung nach Völkermarkt dem Commandirenden, ohne beunruhigt zu werden.

General Schmidt erreichte, um sich wieder an das Tiroler-Corps anzuschließen, noch in der Nacht Velden.

Der Feind hatte nach bekannt gewordenen Rapporten im Ganzen 630 Mann, die Oesterreicher über 700 meistens an Gefangenen verloren, worunter Major von Seppenburg und 12 Offiziere. Die Hauptleute Langer und Balthasar vom Landesregiment waren, ersterer schwer, der zweite leicht verwundet worden. In der Gegend des Calvarienberges waren sieben feindliche Offiziersleichen, mei-

stens im hohen Getreide aufgefunden; 16 Todte lagen am Schmalzbergl, und Tags darauf wurden zwei Offiziere des 11. Linienregimentes im alten Friedhofe am „Bürgerspitale" beerdiget. Das Kreisamtsgebäude und jenes des „deutschen Ordens", letzteres jetzt mit dem Priesterhause vereinigt, wie ein Theil der Stadtkaserne waren voll von französischen Verwundeten. Ruska's erster Adjutant erhielt eine tödtliche Schußwunde.

So endete dieses fruchtlose, aber im Verhältniß der Streiter lange und blutige Gefecht. General Chasteler, welcher nach 10 Uhr von Welzenegg aus, um den Feind zu rekognosciren, am diesseitigen Glan-Ufer gegen die nun v. Moro'sche Walk vorreiten wollte, wäre sicher unter den Schüssen der dorthin bei jenem Ausfalle in die „Völkermarktervorstadt" vorgebrochenen zahlreichen feindlichen Vorposten gefallen, hätte ihn nicht sein Wegweiser, der Meier jenes Schloßes, noch zeitlich vor dem gewarnt, was sein kurzes Gesicht nicht entdeckte.

Auch von Seite des Civils forderte der Kampf zwei Opfer. Der Gastwirth Axlhofer starb in Folge der bei der Erstürmung seines Hauses und der dort vorgefallenen Mordscenen erlittenen Schrecken. Der Bauer Zwifl zu Waidmannsdorf hatte die Unvorsichtigkeit, einige bei dem Dorfgefechte liegengebliebene Gewehre aufzulesen und in sein Haus zu tragen. Er wurde dabei von einem feindlichen Dragoner ergriffen, nach der Stadt geschleppt, und unter dem Vorwande, mit den Waffen in der Hand gesehen worden zu seyn, an der Brücke des Viktringerthores" durchstochen, in den Graben geworfen und mit Schüßen vollends getödtet.

Aphorismen aus 1859.

1.

Wohl bist du deutsches Volk das Volk der Denker,
Der Ueberlegung höchster Ruhm bleibt dein,
Schon steht ein feindlich Heer jenseits am Rhein,
Und noch besinnst du dich, du Indichselbstversenker.

Schon bringt des rothen Aufruhrs Fahnenschwenker
Auf deiner Eichen höchste, stärkste ein,
Zu fällen dann den ganzen Eichenhain;
Wach auf, wach auf, und sey ein Waffenlenker!

Laß stolz dein schwarzrothgold'nes Banner weh'n,
Darauf in glüh'nden Lettern, in gefeiten,
Belle-Alliance und Leipzig steh'n;

O trag' die Waffen jener Heldenzeiten,
O trag' sie an den Strand der Seine,
Der Helden Manen werden mit dir streiten.

2.

„Die Freiheit, ja die Freiheit will er bringen!" —
Mich dünkt, er hat und nimmt sich auch zu viel,
Weil er so frei ringsum verschenken will.
Ein Freund der Nationen will er klingen.

D'rum auf, von Waterloo, ihr deutschen Klingen,
Setzt seinem Freiheitsübermaß ein Ziel,
Gebt ihm ein kleines, freundliches Asyl,
Wo er der Freiheit Rest mag still verbringen!

Zwingherrschaft will er, wie er sagt, bezwingen,
D'rum deutsch soll werden Elsaß und Lothringen,
Das uns die Franken schändlich einst geraubt!

An eine höh're Ordnung nur geglaubt! —
Wie für den Ohm, so für des Neffen Haupt
Wird ihr zum Werkzeug uns'rer Waffen Ringen.

3.

Wie gleichst du, Deutschland, Polyphem dem Riesen!
Du hast ein einzig Aug', Ein Oesterreich,
Kein Land Europa's kommt an Macht dir gleich,
Wirst du dein Auge zu bewahren wissen.

Doch wie Odysseus mit dem Wein, dem süßen,
Kommt er zu dir mit Worten, mild und weich,
Die Mienen gar so freundlich, friedenreich:
Daß du sanft schlafen sollst zu seinen Füßen.

Du aber raff' dich auf, laß dich nicht blenden,
Noch ist dein Auge frisch und unversehrt,
Für Oest'reichs, Deine Sache greif zum Schwert!

Auch dich vertheid'gen Magyaren, Weaben
In heißer Feldschlacht, fern vom Heimathherd,
Und du, du solltest dich vom Kampfplatz wenden?

4.

Sieh' da das waffenschwang're Roß der Griechen:
„Die Freiheit, die Civilisation,
Frankreich's traditionelle Mission",
Dreifärbig lockend um und um bestrichen!

Aufnehmen, Deutscher, sollst Du es mit Kriechen
In's große deutsche Herz, dem Feind zum Hohn.
Doch du hab' Acht, im Innern regt sich's schon,
Bald ist der eitle Firlefanz gewichen:

„Uns taugt des grünen Rhein-Stroms stilles Wallen
„Als Frankreich-Deutschlands Grenze ferner nicht,
„Weil ihr es an Natürlichkeit gebricht."

Du aber laß die Kriegsposaunen schallen,
Ob uns ist Gott, der Recht und Treu verficht,
Und uns're Sache läßt er niemals fallen!

Graz, im Mai 1859.

Gustav Bogensberger.

Denkmal für den Kärntner Missionär Mosgan.

Wir haben in Nr. 5. der „Carinthia" vom laufenden Jahre unsere verehrten Landsleute billich aufgefordert, zur Errichtung eines Denkmales für den am 24. Jänner 1858 zu h. Kreuz im Lande der Kiks am weißen Nill verstorbenen Kärntner, den Hochwürdigen Missionspriester Bartlmä Mosgan, ihr Schärflein beizutragen. Wir sind nunmehr in der Lage, das diesfällige Geschäft für geschlossen

zu erklären, indem die eingegangenen Beiträge in Summe von 108 fl. 29 kr. CM. die Anfertigung eines steinernen Monumentes, bestehend in einer prunklosen Marmortafel mit der betreffenden Inschrift, welche auf 53 fl. 45 kr. CM. zu stehen kam, den Ankauf einer National-Anlehensobligation pr. 80 fl. und die Bestreitung der Nebenauslagen von zusammen 54 fl. 44 kr. CM., womit sich der Ertrag der Sammlung erschöpft, möglich machten. Betreffend den Ankauf der erwähnten Obligation hat dieselbe die Bestimmung, die Messenstiftung für den Verewigten an seiner Geburtspfarre Kappel, wo am Gotteshause sein Denkmal aufgestellt wird, zu bedecken, damit das Andenken dieses edlen frommen Priesters und apostolischen Mannes unter seinen Pfarrgenossen erhalten und, gleichwie er ein Opfer seines menschenfreundlichen Berufes geworden ist, das hochheiligste Opfer der Menschenversöhnung auch für ihn fortan dargebracht werde. Indem wir dieses zur allgemeinen Kenntniß bringen, finden wir uns verpflichtet, allen jenen, die sich an diesem Werke der Pietät betheiligten, namentlich der Hochgebornen Frau Augusta Edlen von Rainer zu Harbach, gebornen Freiin von Herbert, die als vorzügliche Wohlthäterin des Verblichenen, als er noch lebte, auch für obigen Zweck den bedeutendsten Beitrag einsendete, unsern tiefgefühlten Dank im Namen seiner dadurch geehrten Amtsbrüder auszudrücken.

St. Andrä am letzten Mai 1859. H.

Biographisches aus der Zeit.

5. Feldmarschall-Lieutenant Ludwig Freiherr von Sztankovics.

Die Stellung eines General-Adjutanten — heißt es in der „Militär-Zeitschrift" — ist eine schwierige. In und außer dem Kampfe durch Versendung den Willen des Feldherrn nach allen Punkten hinzubringen, die vielfältigen Aufträge auszuführen, welche sein Vertrauen ihm zuweiset, kömmt er häufig in die Lage, daß von ihm mehr gefordert wird, als eine solche Charge mit sich bringt. Dazu gehört Gegenwart des Geistes, militärischer Ueberblick, moralischer Muth, welcher keine Schwierigkeit kennt, und unermüdete Thätigkeit und Entschlossenheit. Diese Eigenschaft bewährte FML. Freiherr von Sztankovics, der jetzt als erster General-Adjutant bei der italienischen Armee fungirt, während der Belagerung von Temesvar vor zehn Jahren auf eklatante Weise. — Sohn eines k. k. Rittmeisters zu Edelény im Borsóder Komitate geboren, steht derselbe jetzt im 55. Lebens- und im 40. Dienstjahre. Er begann seine Laufbahn als Kadet bei den Husaren, kam dann als Hauptmann zur Infanterie und war im Jahre 1848 Oberstlieutenant bei dem Infanterie-Regimente Graf „Leiningen". Die erste Waffenthat vollführte von Sztankovics am 14. Dezember 1848 bei dem Entsatz von Arad unter dem Kommando des FML. Grafen von Leiningen, wo er als Regiments-Kommandant an der Spitze einer Division die Barrikaden stürmte und die Flächen von Neu-Arad eroberte. In den am 8., 9. und 13. Februar 1849 in und bei Arad stattgehabten mörderischen Gefechten entwickelte er in der Eigenschaft als General-Quartiermeister des FML. Gläser militärischen Scharfblick, rastlose Thätigkeit und persönliche Tapferkeit, so daß die glücklichen Erfolge hierbei größtentheils seinem Bemühen zu verdanken waren. Zur Zeit der ruhmvollen Vertheidigung von Temesvar war Sztankovics mit der Leitung der Geschäfte eines Chefs vom General-Quartiermeisterstabe betraut. Es gelang ihm in kurzer Zeit die Verproviantirung der Festung auf drei Monate zu ergänzen, die Garnison um 4494 Rekruten zu vermehren und die Besatzung bis auf 8659 Mann zu bringen. Wiewohl zur verläßlichen Vertheidigung noch so Manches mangelte, so zeigte doch der Erfolg der 107tägigen Bedrängniß, daß das, was an physischen Mitteln abging, durch die moralischen Vorzüge der Besatzung glänzend ersetzt wurde. Der kommandirende General und Festungskommandant FML. Freiherr von Rukavina betraute von Sztankovics vorerst mit der taktischen Leitung der Vertheidigung, und als der Artillerie- und später der Geniedirektor dienstesunfähig wurden, vereinigten sich auch diese Zweige in seiner Hand. Sztankovics war ohne Zweifel die leitende Persönlichkeit der heldenmüthigen Waffenthat. Noch mehr! Ueberall, wo eine entscheidende Maßregel getroffen werden sollte, bei Tag und Nacht, auf den gefährlichsten Punkten sah man ihn im größten Kugelregen ruhig und unbeirrt die Befehle des Festungskommandanten ertheilen, und wo Gefahr im Verzug lag, an Ort und Stelle die geeigneten Vorkehrungen treffen. Er leitete in Person die zahlreichen Ausfälle und war jedem Einzelnen ein Beispiel der seltensten Bravour und der standhaftesten Ausdauer. Er wurde durch den Maria Theresien-Orden, so wie schon früher durch den Orden der eisernen Krone zweiter Klasse ausgezeichnet. Diese Skizze zeigt, daß der erste General-Adjutant sich schon in heißen Tagen erprobt hat, und daß er mit der großen Aufgabe betraut ist, welche seiner wartet.

6. Oberst Gedeon Radó de Szent-Mártony.

Der Feld-Genie-Direktor Oberst Gedeon Radó de Szent-Mártony ist zu Nepcse-Lak in Ungarn im Jahre 1811 geboren. An der Ingenieur-Akademie ausgebildet, trat er im 19. Lebensjahre als Kadet in das Korps und gelangte im Jahre 1831 in die Lieutenants- und schon 1839 in die Hauptmanns-Charge. Radó wurde vor dem Ausbruch des Krieges 1848 vorzugsweise in den italienischen befestigten Plätzen verwendet, auch fungirte er vom Jahre 1840 bis 1846 als Direktor in der „Franzensveste" mit besonderer Umsicht und rühmenswerthem Eifer, so daß ihm hiefür das Lob Sr. kais. Hoheit des General-Genie-Direktors Erzherzog Johann zu Theil wurde. Hauptmann von Radó hatte dann den Krieg in den Jahren 1848 und 1849 mitgemacht, und wurde für sein kluges, umsichtiges und tapferes Benehmen vor „Peschiera" mit dem Orden der eisernen Krone dritter Klasse, und für gleiches Verdienst vor „Malghera" mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet. Er war vorerst bei der Vorrückung des Reservekorps unter dem FZM. Grafen Nugent von Vicenza bis Verona, als Generalstabsoffizier bei der Brigade des GM. von Schnlzig, dann bei der Blockade und Beschießung von „Peschiera" vom 28. Juli bis 10. August 1848 thätig, wo er auch verwundet wurde. Unter dem Kommandanten des Geniekorps, Oberst Teuber, leitete er im Verein mit dem Artilleriemajor Trösch den ganzen Bau der Belagerungsbatterien und aller darauf Bezug nehmenden Arbeiten, und nur diesen zweckmäßig ge-

troffenen Dispositionen war es zu danken, daß die Beschießung der Festung schon am 9. August stattfinden konnte. Was dann die spätere Leitung des Feuers in den einzelnen Batterien betraf, so hatte sich Radó ungeachtet der vom Feinde wiederholten Beschießungen und Bewerfungen, welche nicht erwidert werden konnten, mit außerordentlicher Thätigkeit und Aufopferung Tag und Nacht benommen, und sich durch Entschlossenheit, Umsicht und Tapferkeit hervorgethan. Später wirkte Radó bei der Belagerung von „Malghera" vom 25. April bis 28. Mai 1849; vorerst unternahm er mit dem Genie-Oberstlieutenant von Khautz und Hauptmann Bujanovics die Detail-Rekognoscirung, welche das Resultat ergab, daß der Angriff in vier getrennten Theilen geführt werden mußte. Wir übergehen die großen Schwierigkeiten, welche die Belagerung begleiteten; es ist bekannt, daß sie eines der schönsten Ruhmesblätter in der vaterländischen Kriegsgeschichte füllt. Radó beschäftigte eine der sieben Brigaden, in welche die Arbeiten eingetheilt und bis zum 23. Mai so weit gediehen waren, daß die erste Parallele mit sämmtlichen Batterien vollendet war. Das mörderische Feuer unsererseits nöthigte die Besatzung unter Ulloa — der auch heute im feindlichen Lager eine Rolle zu spielen berufen scheint, das Fort am 26. Mai zu verlassen, um auf den Trümmern der feindlichen Batterien die glorreiche kaiserliche Fahne aufzupflanzen. Radó wurde in dem von unsern Truppen besetzten Fort zum Fortificationsdirektor ernannt, und ließ dasselbe sogleich gegen „Venedig" hin in Belagerungszustand setzen. Noch im Verlauf des Jahres 1849 avancirte er zum Major im Korps, und im Juli 1853, vorzugsweise in Rücksicht seiner ausgezeichneten Eigenschaften und Leistungen zum überzähligen Oberstlieutenant bei dem Infanterie-Regimente Fürst „Liechtenstein", mit Belassung seiner Verwendung als Professor an derselben Akademie, wo er gebildet wurde. Später übernahm Radó das Kommando des 11. Geniebataillons, dann den Posten eines Genie-Inspektors bei der dritten Armee in Ungarn. Hier traf ihn die Beförderung zum Obersten im Korps im Jahre 1857, und nach dem im vorigen Jahre erfolgten Ableben des GM. Ritter von Mali die gegenwärtige Anstellung als Feld-Genie-Direktor bei der Armee in Italien. Gediegen in den Kenntnissen und Wissenschaften seines Faches — sagt die „Militärzeitung" —, die er in den Tagen vor „Malghera" zu erproben vielfache Gelegenheit hatte, unterliegt es keinem Zweifel, daß Oberst Radó auch in dem gegenwärtigen Kriege seinen Platz rühmlich und vollkommen erfüllen wird.

---

7. Fürst Edmund zu Schwarzenberg.

Dieser k. k. Feldmarschall-Lieutenant und einer der Korps-Commandanten in Italien ist der jüngste Sohn des um Deutschlands Befreiung vom bonapartischen Joche hochverdienten Feldmarschalls Fürsten Karl; er steht in dem kräftigen Alter von 56 Jahren und war wenige Monate nach dem Ableben des Vaters, als Kadet (im Februar 1821) in das 33. Infanterie-Regiment eingetreten.

Der Fürst hatte für die Reiterwaffe vorherrschende Neigung und diente in dieser vom Rittmeister bis zum General-Major. Als Oberst stand er dem 4. Kürassier-Regimente durch 9 Jahre vor (1836 bis 1844), kam dann als Brigadier nach Linz, und 1847 in Dienstleistung zum Hofkriegsrath nach Wien.

Nach den Märztagen bat der Fürst um Verwendung bei der Armee, und erhielt eine Brigade im Reserve-Korps des FZM. Grafen Nugent. Als dieses Korps zu Ende Mai in Verona eingerückt und Schwarzenberg's Brigade, welche sich während der Vorrückung in zahlreichen Gefechten hervor gethan, in andere Truppen-Abtheilungen eingetheilt worden war, blieb er im Hauptquartier und führte mehrere Streif-Kommanden mit glücklichem Erfolg.

Der Tod des Generals Fürst Taxis veranlaßte den Korps-Kommandanten FML. Baron d'Aspre, den Fürsten als Ersatz zu wählen und von diesem Momente beginnt seine mit großem Erfolg gekrönte Thätigkeit und umsichtige Führung der Brigade, welche im italienischen Kriege 1848 namentlich durch die Tage von Custozza und Mailand bezeichnet ist.

Im Gefechte bei Sona, 23. Juli, erstürmte der Fürst die Höhe von S. Giustina und warf den Feind gegen Osteria del Bosco. Am Tage der Schlacht von Custozza eilte er von Peschiera in der drückendsten Sonnenhitze der Brigade Kerpan zu Hilfe, welche bei Monte Godio bereits im Kampfe stand. Es war 5½ Uhr Abends, als der Fürst seine ermüdeten Truppen auf la Bagolina in zwei Angriffs-Kolonnen dirigirte, und ohne sich in ein Feuergefecht einzulassen, den Feind mit dem Bajonnet von den Bergrücken nach abwärts auf Custozza warf; eine Unternehmung, welche die Piemontesen nöthigte, die zwischen Sommacampagna und Custozza eingenommene Position zu verlassen, sich nach der Ebene zu flüchten und den Rückzug nach Villafranka anzutreten.

Bei der Vorrückung auf Mailand, am 4. August, befehligte der Fürst die Avantgarde des Korps. Er ließ die vom Feinde zur Vertheidigung hergerichteten Orte Rosedo, Bajano, und Vigentino mit Sturm nehmen und folgte den Fliehenden bis vor die Mauern Mailand's, wo er sich trotz der Entfernung unserer Armee festsetzte. Nicht nur, daß er den gewonnenen Vortheil zur Bezwingung der lombardischen Hauptstadt nicht fahren lassen wollte, er ließ vielmehr seine Brigade den Lombro übersetzen, den Feind auf allen Punkten bis an die Wälle zurückwerfen, und behauptete ungeachtet der ununterbrochenen Beunruhigungen nicht nur seine Stellung, sondern ließ auch die am äußersten linken Flügel von der Porta Ticinese auf Gewehrschußweite gelegene Häusergruppe besetzen. Das Schicksal Mailand's und des ganzen Krieges war entschieden, und Fürst Schwarzenberg für diese umsichtige von großem Erfolg begleitete That mit dem Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens ausgezeichnet.

Im November 1848 zum FML. befördert, erhielt Fürst Schwarzenberg die Eintheilung als Divisionär bei der Armee in Ungarn, und nahm an den Kämpfen bei Kapolna thätigen und entscheidenden Antheil; bei Eröffnung des Sommerfeldzuges 1849 bekam er das Kommando des 3. Korps, war aber durch die Mühseligkeiten der vorhergegangenen beiden Feldzüge in seiner Gesundheit so erschüttert, daß er nothgedrungen das Kommando niederlegen und Heilung in Bädern suchen mußte.

Fürst Schwarzenberg hatte schon im italienischen Kriege den Orden der eisernen Krone II. Klasse erhalten; später mit dem Kommando der 4. Armee zu Lemberg ad interim betraut, erfreute er sich im November 1851, als Seine Majestät Galizien bereiste, der ersten Klasse die-

ter Dekoration und vertauschte die Stellung in Lemberg mit dem Korps-Kommando in Wien, wo ihm mehrmals Gelegenheit geboten wurde, bei größeren Uebungslagern die Allerhöchste Anerkennung einzuernten.

Drei Knaben.

(Aus dem Kempen-Album.)

O Menschenwort! o Schicksal! Gott hält allein hier Haus,
Es löscht der Hauch des Ew'gen des Menschen Rechnung aus.
Hoch über Menschen Plänen steht Gottes Herrscher-Thron,
In seinen Händen ruhen so Bettelstab als Kron'.

Dicht an den Tuilerien, am Platze Caroussel,
Wo sich die Menschenmenge hindrängt wie Meereswell',
Da spielt' vor vierzig Jahren ein Kind im Lilienkleid,
Es glich der jungen Rose in ihrer Blüthenzeit.

Viel hundert blieben stehen und sagten's leis und laut:
„Da seht den Erben Frankreich's, den jungen Prinzen schaut;
„Das ist der Sohn des Kaisers, das ist der König von Rom,
„Der trägt den Kaisermantel einst in dem Krönungs-Dom...“

Dicht an den Tuilerien, am Platze Caroussel,
Wo sich die Menschenmenge hindrängt wie Meereswell',
Da spielt' vor dreißig Jahren ein Kind im Lilienkleid,
Es glich der jungen Rose in ihrer Blüthenzeit.

Viel hundert blieben stehen, und sagten's leis und laut:
„Seht da den künft'gen Herrscher, den Erben Frankreichs schaut;
„Das ist der Sohn des Herzogs von Berry, schön und froh
„Einst wird er König werden, der Herzog von Bordeaux....

Dicht an den Tuilerien, am Platze Caroussel,
Wo sich die Menschenmenge hindrängt wie Meereswell',
Da spielt' vor fünfzehn Jahren ein Kind im Lilienkleid,
Es glich der jungen Rose in ihrer Blüthenzeit.

Viel hundert blieben stehen, und sagten's leis und laut:
„Da seht den Erben Frankreichs, den jungen Prinzen schaut;
„Das ist der Thronenerbe, ihm ist der Thron gewiß,
„Das ist der künft'ge König, jetzt Graf noch von Paris...

Wie rauscht und schallt der Jubel so dreifach durch die Luft!
Wie donnern dreifach wieder die Vivats, die er ruft:
Wie blickt daneben lächelnd der Hippenträger drein,
Und wirft in seine Urne still Los um Los hinein. —

Wie klang es dreifach wieder, in dreifach and'rer Zeit!
Verrauscht sind jene Klänge in der Vergangenheit —
Es birgt die Gruft der Kaiser zu Wien das erste Kind,
Und seiner Krone Perlen des Sarges Nägel sind...

Es zieht gar fern vom Throne, und fern vom Vaterland
Das zweite Kind im Lande, wo es die Freistatt fand;
Es irrt das dritte eben verbannt vom eig'nen Herd' —
Und keinem von den Dreien ward Frankreich's Thron beschert.

Dicht an den Tuilerien, am Platze Caroussel,
Wo sich die Menschenmenge hindrängt wie Meereswell',
Da wo die Knaben spielten im hoffnungsreichen Kleid,
Liegt noch der Platz, der alte, doch neu ward schon die Zeit. —

Ein And'rer sitzt am Throne — bestimmt für seinen Sohn...
Ein And'rer schwingt den Scepter — Ludwig Napoleon...
O Menschenwort! O Schicksal! Gott hält allein hier Haus,
Es löscht der Hauch des Ew'gen des Menschen Rechnung aus.

Dr. Isidor Proschko.

Miszelle.

(Statistik im Allgemeinen.) Es ist berechnet worden, daß sich gegenwärtig in Europa 2,800,570 Juden befinden, es kommt demnach im Durchschnitte auf 96 Einwohner überhaupt 1 Jude. Am stärksten sind die Juden in Frankfurt a. M. vertreten (1 Jude auf 16 Einwohner), und in Hessen-Homburg (1 Jude auf 23 Einwohner), am schwächsten sind dieselben in Schweden und Norwegen (1 Jude auf 6003 Einwohner), in Sicilien (1 Jude auf 4308 Einwohner) und in Belgien (1 Jude auf 3448 Einwohner) vertreten. In Oesterreich kommt 1 Jude auf 43 Einwohner, in Frankreich auf 487, in England auf 763 Einwohner. Die Gesammtsumme der Juden auf der Erde wird in runder Summe mit 5 Millionen angenommen, das ist $0_{,39}$ Procent der ganzen Bevölkerung. — — Man hat berechnet, daß ungefähr 30,000 Handelsfahrzeuge aller Art im verflossenen Jahre in die See gingen. Von diesen Fahrzeugen sind 3070 untergegangen; davon durch Brand 72, durch Strandung oder Zusammenstoß 88. Die Totalsumme der verlornen Dampfer beträgt 113. — Nach einer veröffentlichten Statistik sind vom 30. September 1843 bis zum 1. Dezember 1858 insgesammt 4,082,000 Passagiere, (darunter fast 2⅓ Million männlichen Geschlechts) zur See in den Vereinigten Staaten angekommen.

Berichtigung. Im letzten Blatte Nr. 12, Seite 91, Spalte 1, Zeile 33 von oben soll es heißen: von Piacenza aus gegen die Tidone u. s. w. und Seite 92, Spalte 2, Zeile 11 und folgende aber: in Italien standen ein Paravicini, Juvalte und Carpani und andere, die uns des Vicekönigs Eugen Memoiren nennen u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 14. Sonnabend, den 2. Juli. 1859.

Freund und Feind.

Am Grabe steht der Krieger,
Den Blick zur Erd' gesenkt,
Der Quell der heißen Zähren
Die fahle Scholle tränkt.

Was soll sein einsam Trauern,
Und was ist sein Begehr?
Wer ist es, der da ruhet,
Sein Liebstes — oder wer?

Er hört die düst're Frage,
Besinnt und wendet sich,
Und spricht: „Er war mein Alles,
„War Freund und Feind für mich.

„Mein Bruder war's, der schnöde
„Die Kaiserfahn' verließ,
„Dem ich in Feindesreihen
„Das Schwert zum Herzen stieß.

„Ihm gilt mein Leid, mein Trauern,
„Die Trennung — ach — wie schwer!"
Er spricht's und sinkt nieder,
Der Mann der treuen Wehr'.

St. Ilgens.

Kirchbichl.

Voriges Jahr erschien in Wien bei Gerold, herausgegeben von Th. G. v. Karajan: „Kaiser Maximilian's I. geheimes Jagdbuch und von den Zeichen des Hirsches", — Ersteres rührt unmittelbar von des Kaisers Hand auf einzelne lose Blätter, das zweite Manuscript ein Menschenalter früher von einem erfahrenen Waidmanne geschrieben. Beide Abhandlungen erinnern uns an das, was wir in Hormayr's Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, Jahrgang 1824, in Primisser's Auszügen aus dem Gedenkbuche Kaiser Maximilian's lasen, wo er, außer von dem Zeughause in Osterwitz in Kärnten, viel von der Jagd und dem Fischfang, unter andern auch von einem Weiher bei Sonnegg in Kärnten Meldung macht, der mit Fischen zu besetzen sey. So sehr hatte dieser große Kaiser, neben seinen Regierungssorgen und Kriegsbereitungen auch das Landleben in das Auge gefaßt und seine Erholung in demselben gesucht.

Diesem Sinne für das Landleben verdanken so viele herrliche Schlößer der Neuzeit auch in unserem Lande, wovon wir Wolfsberg, Gmünd und Mageregg bereits in diesem Blatte aufführten, ihr Daseyn oder ihre dermalige verjüngte Gestalt, und wir erinnern uns lebhaft auf eine sehr interessante Bücherschau aus unserer Kindeszeit, ein Werk: „Das adeliche Landleben" betitelt. Indessen haben wir seiner Jahreszahl und seines Druckortes vergessen, nicht aber, daß darin neben schönen Illustrationen die Anleitung zur Viehzucht, dem Ackerbau, besonders die zum edlen „Waidwerk und Fischfang" mit der Naturgeschichte der betreffenden Thiere zu lesen und zu sehen war. Leider ist dieses Fach seit beinahe einem Jahrhunderte brach gelegen, und erst in neuester Zeit die Liebe dafür wieder erwacht. Zu dem Sinne für die Natur hat sich auch der für die Kunst, als ihre Nachahmung, gesellt.

Als Gegenstand der Besprechung, um dieses der Thatsache nach durchzuführen, wählen wir gegenwärtig nicht etwa ein großartiges, imposantes Schloß, sondern eine, wie es im ersten Anblicke scheint, anspruchslose Villa, einen Landsitz, der nicht mehr seyn will als ein solcher, aber wie wir es fanden, im vollen Verstande ist, wo es sich eben so wenniglich wandeln als sitzen, sich erholen läßt von des Lebens Sorgen, und frei sich machen vom Getriebe der großen Welt, und dieser Landsitz ist Kirchbichl bei Wolfsberg, wie es freilich die Ueberschrift schon verräth.

Herr Professor und Doktor Tangel hat in Nr. 23 der „Carinthia" vom 5. Juni v. J. uns die Besitzer des vormaligen Hofes Kirchbichl genannt, und damit auch die Geschicke dieses Besitzthumes beschrieben. Das, was uns von der sonst an Begebenheiten armen Geschichte desselben geblieben, sind die Bauten, wovon aus älterer Zeit nur die Denksteine erübrigen, die man noch gegenwärtig an der nördlichen Wand des Gebäudes eingemauert oder als Untergestell einer steinernen Sitzbank an der Südseite verwendet erblickt, deren Wappenschilder uns Professor Tangel als die Freiblischen, Zenegkischen und Ebersdorfischen deutet.

Was wir jetzt sehen, ist theils die fast gänzliche Umbaute des Herrn Franz Edlen von Rosthorn oder die des jetzigen Besitzers, Paul Freiherrn von Herbert, welcher, wie Tangel sich ausdrückt, Kirchbichl durch einfache, aber passende Anlagen zu einem überaus anmuthigen „Land"- wir setzen hinzu „Musensitze" umstaltete.

Wir sehen uns vorerst von außen um, und finden es bestätigt, was Voriger sagt: „Das am Fuße des (vormaligen) Weinberges gelegene Haus und die dahinter sanft aufsteigende Anhöhe mit glücklich gewählten Aussichts- und Ruhepunkten, wir meinen damit sowohl den Pavillon an der Westseite des Hauses, als das Gloriett an der nördlich aufsteigenden Berglehne, dann den so lieblich beschirmten Sitz dem „Kräh-

hof" zu — gewähren eine bezaubernde Rundschau über das schöne, weit geöffnete, hier von der Chor-, dort von der Saualpe und im fernen Süden erst vom Ursulaberg, der Petzen und den Caravanka's begrenzte Thal, während der Blick in der Nähe von dem Prachtbaue des neuen Schloßes, der darunter ausgebreiteten Stadt, so wie von den vielen Kirchen, Schlößern und Burgruinen der Umgebung angezogen wird. Der Punkt ist ein wahrer Pausilypos d. i. „Trauerbeschwichtiger". Wahr, sehr wahr!

Was Kirchbichl besonders anziehend macht, ist die Mischung des Nützlichen mit dem Angenehmen, nach dem Alten: „omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci". Nicht lange steife Reihen von gestreckten Pappeln oder Licht und Wärme absperrender Kastanien säumen die Wege ein, sondern fruchtbare Obstbäume, und jene sind fest geschlagen und mit feinem Sande bestreuet, so daß man in jeder Jahreszeit und nach jedem Wetter auf den nach Belieben ausdehnbaren Spaziergängen um Feld, Wiese, im Garten wie an luftigen Rainen stets trocknen Fußes wandelt, unbelästigt vom Staube der Heerstraße und deren Wagengerassel, immer nahe genug, um Schutz und Schirm zu finden vor dem Gewitter. Indessen so ganz leblos ist die Nachbarschaft von Kirchbichl nicht. Die Straße nach St. Margarethen führt unter demselben vorbei, ohne es unmittelbar zu beunruhigen. Den Scheideweg bezeichnet ein in schönster Form aufgeführtes gemauertes Kreuz, mit Heiligen-Statuen und Gemälden geschmackvoll und würdig geschmückt, vom Besitzer als „Willkomm" hingesetzt.

Wenn unter dem Meiereigebäude ein künstlicher, vom Wassergeflügel vielbelebter Weiher eine angenehme Pause gewährt, so wie die in mehrfältigen Baumeinfassungen angebrachten größern und kleinern Sitzplätze, befindet sich in dem terrassenförmig eingefaßten Wurzgarten ein sehr geschmackvoll angelegtes und ausgestattetes Glashaus, und zunächst dabei am Ausgange der nördlichen Parkanlage ein freundliches Becken, in dessen Grund ein Behälter mit Goldfischen. Es ist Alles freilich nur Miniatur gegen nachbarlich großartige Gärten und Park's; aber es ist genußbar und ausreichend für die freien Augenblicke, die man im Innern etwa Abends oder Morgens erübriget.

Das Gebäude selbst mit seinen beiden Flügeln ist gegen die Südseite offen, was für die Einströmung des Lichtes und der Wärme sehr förderlich ist. Seine Eintheilung und Ausstattung sind eben so zweckmäßig als bequem; nirgends eine Verschwendung von Raum, wie bei den ältern Schlößern, kein Winkelwerk, keine offenen durchzügigen Gänge.

Unter den vielen zur Aufnahme von Gästen weniger prunkvoll als bequem ausgestatteten Gemächern nehmen die beiden Salons, das sogenannte Kaiser- und das Sitzzimmer den vorzüglichsten Rang ein. Der Speisesalon, ob dem mit einem Balkone versehenen Eingange, ist mit Spiegeln, Lustre's, im Rococco-Style, durch Wandbekleidung, Gardinen und Netzwerk in Farbe und Form harmonisch und geschmackvoll ausgestattet.

Der Salon im Erdgeschosse mit dem Austritte in den Garten und der Aussicht auf die ganze vorliegende, sich an Wechsel und Farbenfrische überbietende Landschaft, ist so wie ersterer elegant, ganz seiner Bestimmung als Jagdsaal zusagend. Die Wände zieren eine Zahl von Hirsch-, Reh- und Gemsenköpfen mit den natürlichen Geweihen, Krikeln und Hörnern, mitunter seltener Bildung; die Zwischenräume füllen lithographirte Jagdstücke aus „Afrika's Wüsten" von Vernet, dann „Kaukasien", „Polen", — bis herab zur Feld- und Bralierjagd aus; ein Kamin bildet das Untergestell einer trophäenartigen Zusammenstellung von allen Gattungen Jagdwaffen, besonders Hirschfängern und Waidmessern nebst alten Hüfthörnern, Pokalen, Armbrust, seltenen, weil alten Scheiben- und Jagdgewehren u. dgl. — Spieltische und ein gutes Billard sind bestimmt, den Jägern aus der Nachbarschaft, und dieses zwar öfters im Herbste, nebst Schmauchfreiheit nach ermüdendem Waidwerk frohe Conversation zu bereiten. Daß es an sonstigen Erquickungen im mindesten nicht fehlt, versteht sich von selbst.

Das Kaiserzimmer verdient diesen Namen, weil es mit einer Zahl Portraite unseres Kaiserhofes, Karl VI. und seiner Gemahlin, der Kaiserin Maria Theresia und ihren Kindern bis zum regierenden Kaiser herauf, und seiner uns seit 1856 in so lebhaftem Andenken vorschwebenden kaiserlichen Gemahlin, ausgeziert ist, wovon das Nähere später folgt.

Wenn wir damit den Comfort dieses so freundlichen und einladenden Landhauses, welches so ganz der Ausdruck seines Besitzers ist, mit freilich nur individueller Farbengebung dargestellt zu haben glauben, finden wir unsere Worte noch mit dem Vorzüglichsten zu schließen, was die damit reich ausgestatteten Wandräume bieten: es ist die Gemäldesammlung. Wir glauben, da der Besitzer mit einem gedruckten Gemälde-Katalog den Beschauer zur Prüfung und Vergleichung befähigt, am besten zu thun, wenn wir, abgesehen von der Aufstellung, die vorzüglichsten Gemälde nach ihren Schulen anführen und den Katalog, wo es erforderlich, commentiren.

Aus der Italienischen Schule, die bekanntlich aus der früheren Periode am reichsten vertreten zu seyn pflegt, bemerken wir unter Nr. 131 die als vorzügliches Stück aus der „Salmischen Sammlung" bekannte „Aurora". — Der gefälligste und anmuthigste Maler, den Italien hervorgebracht, Guido Reni, lieferte als seine allgemein bewunderten Erstlingsstücke „die Marter des heiligen Petrus" und die „Aurora". Erstere sahen wir auch in der „Salmischen Sammlung" als die Krone der Gallerie, ohne doch von der Originalität überzeugt zu seyn; letztere, wie wir sie noch hier sehen, ist das Werk seines vorzüglichsten Mitschülers in Caraccis Schule: Albani, dessen Frauengesichter, wie es der Besitzer auf seinen vielen, auch Kunstreisen beobachtete, sich so ähnlich sind. Von Guido Reni selbst ist (Nr. 101) „das schlafende Jesukind". Herr Franz Edler v. Rosthorn, von welchem der Besitzer den größern Theil seiner Sammlung bei dem Kaufe von Kirchbichl überkam, verschaffte sich dieses ausgezeichnete Gemälde, welches auch sonst unter Guido's Werken vorkommt, allgemein als von ihm gemalt anerkannt und im Kataloge aufgeführt, aus einer Privat-Gallerie in Wien. Auf gleiche Art (Nr. 128) Domenichino's „jüdische Prophetin" — vielleicht Debora.

Die Nummern 126 und 129 sind Landschaften von Zuccarelli. Unter Nr. 31 eine „Mater Dolorosa" aus gleicher Schule von einem unbekannten Meister. Dahin wären auch zu rechnen Nr. 103, 104 und 105 von Baron Strudel, der in Venedig ausgebildet, Kaiser Leopold's I. Hofmaler wurde; sie stellen vor: „den Frühling, Sommer und Herbst" und sind aus der ehemals Dr. Fortschnigg'schen Sammlung. „Der Raub Helena's von Paris" (23) ist von Schiavone genannt il Meldolla.

Die Niederländische Schule ist vertreten durch ein „Seestück" (102) von van der Velde; „Simeon mit dem Jesukinde" (100), ein vorzügliches Stück von Gerhard Honthorst; eine „Jagd der Diana" von van Thielen; ein „Jagdstück" (108), ein gleiches 113, dann 116 und nochmal 124 von Gryf; ein „holländisches Genrestück" (109) und „der Schweinsmarkt" (112) von van Gaelo;

„ein Arzt mit seinem Gehilfen" von Helmbrecker (120); „Erdbeeren, ein Glas Wein und verschiedene Gerichte" von Christoph Pierson (54); „der junge Ritter" aus Rembrand's Schule ohne Nummer. Ferner gehören hieher: „ein Ritter und eine Dame" von Theodor von Tulden (22), ganz in der Manier des großen Meisters Rubens; „ein römischer Imperator, der die Kunde des Sieges empfängt" (24) von Franz Neve; von Arthur van der Neer „ein Hasen bei Mond- und Feuerbeleuchtung" auf ungrundirtem Eichenholz gemalt.

Auch die Deutsche Schule stellt hier ihr Contingent. So finden wir von dem berühmten Schlachtenmaler Rugendas „zwei Reiter-Gefechte" unter 117 und 123; „todtes Geflügel" unter 107 und 114 von Tammi; „verschiedene Eßwaaren und Geräthschaften" (51) von unserm braven Fromiller. Dahin gehören die Portraits und Familienstücke im Kaiserzimmer unter Nr. 59—66, so wie die gegenwärtige Kaiserin (ohne Nummer) und zwar: „Erzherzogin Therese", „Kaiser Joseph II.", „Maria Isabella von Parma", Infantin von Spanien, dessen erste Gemahlin; „Marie Antoinette", Königin von Frankreich. Diese vier Gemälde gehörten einst der Erzherzogin Marianne und sind von ausgezeichneter Meisterschaft. Die folgenden sind: „Kaiser Joseph II." und „Kaiser Leopold II.", „die Familie der Kaiserin Maria Theresia", „die Erzherzoge Max und Ferdinand", „Kaiser Franz Joseph I." von Einsle. Ferner ohne Nummer „die Eltern Maria Theresias und sie selbst". In Versailles fand der Besitzer ein Bild von „Maria Antoinette", ohne Zweifel von derselben Hand, wie obiges. Die Künstlerin hieß: Mad. Lebrün-Lesage.

Den Uebergang zur neuen Deutschen Schule macht Brand mit einer „Landschaft" 110 und 111 detto, so wie in 119 und 121; Wutky 34, 36, 118 und 122, alles „Landschaften".

Die Kärntnerische Schule — wir begreifen darunter Werke einheimischer Meister, die keiner bestimmten Richtung angehören, als vom Maler Barthl, 27, 28, 29 und 30, „Genrestücke", wozu auch der bereits aufgeführte einheimische Maler Fromiller gehört; dann die von uns sogenannte „Steinfeldische Schule, weil der noch lebende k. k. Rath und akademische Professor Herr Franz von Steinfeld schon vor beinahe 40 Jahren heraus, während seines oftmaligen Aufenthaltes in Kärnten, den er noch fortsetzt, sich gleichsam eine solche bildete. Von ihm selbst sehen wir Nr. 87 den „Watzmann", dann von Eduard Ritter v. Moro die „Ortelsspitze" 79, den „Großglockner" 77, eine „ideale Landschaft" 68; von Frau Bertha Baronin von Zois geb. Edle v. Moro: „Maria Werd" 97; von Frau Carolina E. v. Moro geb. E. v. Rainer der „Werdsee" 76; von Franz Melling „Landschaften" in Ruisdal's Manier 95 und 96; von Markus Pernhart „Landschaften" vier Stück. Von Steinfeld's Schülern, wenn auch nicht Kärntner, Zahn und Lassite, zwei „Landschaften" ohne Nummer, Gegenden aus Kärnten. Außerdem von dem durch seinen vieljährigen Aufenthalt Kärnten angehörigen Künstler Ludwig Kraisl brave „Landschaften" unter 40 bis 46, 71 und 98, in allem eilf Stücke; von dem Villacher, Canziani, „zwei recht schöne Landschaftstudien" 86 und 88.

Hieher gehört auch unter 9 die „Besteigung der Salmshöhe" durch Fürst Salm im Jahre 1800 mit den Portraiten desselben und seines Gefolges: Pfarrer Hauzendorfer, Kammerdiener Reichl, Bediente Mathias Frühauf, wie solche der Darsteller Joseph Hermann im Jahre 1803 zu sehen bekam. Schreiber dieses war davon Augenzeuge.

Noch befinden sich in der Sammlung folgende als ausgezeichnet nennenswerthe Gemälde: von Reinhold 44, Joachimovitsch 47, Püttner 67, „Meeresbrandung"; ein großartiges Gemälde, wahres Cabinetsstück, aus der Verlosung des ältern Wiener Kunstvereines 1850 gewonnen. Smirs, k. k. Kammermaler „Stillleben" 69, 93. Baumgärtner's „Landschaft aus den Pyrenäen"; (angekauft in der ersten Gemälde-Ausstellung zu Klagenfurt); ein vollendetes Gemälde und Perle der Sammlung; Cluiver von Amersfoot ohne Nummer. Von Ranftl ohne Nummer sehen wir eines der schönsten Genrebilder: „die Ermahnung der Großmutter"; von Drechsler „Blumenstück" 83; von dem rühmlichst bekannten Thiermaler Gauermann zwei Stücke 75 und 84, wovon Nr. 75 doppelt ansprechend, weil es das erste Bild des Künstlers in seiner Art ist; von Pauline v. Schmerling „Fruchtstücke" 90 und 92; von Eberle, einem Maler, der auf allen Ausstellungen viel Aufsehen macht, „Schafe im Stalle" 91; von Schrödl ein Stück ohne Nummer.

Aus der Französischen Schule finden wir, außer dem obengenannten Portraite, von Duvivier „der feuerspeiende Vesuv" und „eine Seeschlacht", dann eine „Schlacht bei Gewitter" 85 und 94; von Mespillier, erstem Decorationsmaler K. Napoleons I. „Tempel des Terminus unter Bäumen" Nr. 1, das größte Stück der Sammlung, kunstvoll ausgeführt; von Simon Bouet aus dem 16. Jahrhunderte „Oktavian vor Kleopatra's Leiche" 3. — Nr. 2 ein Stück von unbekannter Hand „Amfitrite mit Tritonen und Nymphen.

An Lithographien und Stahlstichen befinden sich in den Gemächern außer den bereits angeführten Vernet's in Summe von 50 Stücken, worunter viele militärische mit Portraiten, wie: Washington, Radetzky, Clam-Gallas sammt Begleitung, Genrebilder vorzüglicher Auswahl, so wie sich die Zahl der Oelgemälde auf 134 belauft, wie aus der Aufführung zu ersehen, von vorzüglicher Art, Kunst und Geldwerth, welche der Besitzer sich theils durch Kauf und Tausch, theils als Gewinste aus den Ausstellungen erwarb.

So haben Natur und Kunst, Humanität und Gastfreundschaft Kirchbichl zu einem der angenehmsten Landsitze gemacht.

H.

Kleine Poesien.

1.

Ein Zweiglein vom Grabe des Freundes,
Als ich es trauernd erschaut;
Ein Blümchen vom Reisestrauße
Der Braut mit Thränen bethaut:

Wie fandet ihr euch zusammen
In des Buches gemeinsamem Blatt?
„Wie sich so viel Liebe und Trauer
„Dir im Herzen gefunden hat!"

2.

Hörst du das Glöcklein klingen
Beim ersten Morgenstrahl,

Und Gottes Frieden bringen
Rings über Berg und Thal?

Wie liebender Herzen Bangen
Erzittern die Töne so rein;
Der schmerzlichsten Liebe Gedanken,
Die web' ich der Stimme ein.

Daß sie am Fittig des Windes
Gelange an deinen Heerd, —
Wie das leise Wimmern des Kindes,
Das nach der Mutter begehrt!

3.

Gelände rings im Frühlingskleid,
Der Heimath funkelnde Sterne,
Sie geben mir festlich das Geleit,
Als zögen sie so gerne
Mit mir in diese Ferne!

Und Maienluft und Blüthenduft,
Wohin ich mich nur wende!
Wie süß das doch zum Herzen ruft,
Daß die Heimath an's Weltenende
Den Lenz als Geleite mir sende.

Und du im Busch mit dem Silberschall,
Wer hat dich her verschrieben?
Sag' an, o kleine Nachtigall,
Ist denn von allen Lieben
Nur sie zurückgeblieben?

4. Unsere Neigung.

Zwar ist sie kein wildes Drängen,
Wie der Sturm die Eiche packt,
Ist bei donnernden Gesängen
Wiebel nicht und Katarakt!

Doch das sanfte Niedergleiten
Ist's der Weide in den Bach;
Seinem blauen Spiegel gleiten
Ihre grünen Zweige nach.

O so laß ihn schwellen, stauen,
Gründen sich zum tiefen See,
D'raus dir stets entgegen schauen,
Mög' dein Antlitz, gute Fee!

F. M.

Biographisches aus der Zeit.

8. General der Kavallerie Franz Graf Schlick.

Franz Graf Schlick zu Bassano und Weißkirchen, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, General der Kavallerie und Inhaber des Husaren-Regiments Nr. 4, Commandeur des Maria-Theresienordens, Großkreuz des Ordens der eisernen Krone ꝛc. ꝛc. wurde 1789 in Prag geboren. Im elterlichen Hause unter den günstigsten äußern Verhältnissen erzogen, wurde er zur Diplomatie bestimmt, die ihn jedoch weit weniger als die militärische Laufbahn lockte. Schon als sechzehnjähriger Jüngling wollte er beim Militär eintreten, fügte sich jedoch mit Pietät dem Befehl seines Vaters, der diesen Entschluß erst nach Vollendung der Studien ausgeführt wissen wollte. Mit Auszeichnung war dies 1808 geschehen, und wurde der junge Graf Oberlieutenant in einem auf seinen Gütern errichteten Landwehrbataillone. Beim Ausbruch des Krieges 1809 trat er als Lieutenant in das Kürassier-Regiment Albrecht. Feldmarschall-Lieutenant Bubna, welcher General-Adjutant des Kaisers Franz war, zog den jungen und schönen Cavalier in seine Suite, wodurch derselbe Gelegenheit hatte, mit den damaligen Größen Oesterreichs, Metternich, Genz, Stadion, Kutschera in Berührung zu kommen; seinen Kenntnissen verdankte es Graf Schlick, dem Vorgesetzten ein unentbehrlicher Begleiter zu seyn. In der Schlacht von Passau stand er zum erstenmale im Feuer, focht dann, zum Oberlieutenant befördert, bei Aspern. Nach der Schlacht von Wagram wohnte er dem Abschluß der Unterhandlungen von Znaim bei, die ihm nicht nur siebenmale Sendungen nach Wien, sondern auch die Ehre eintrugen, die Celebritäten des ersten Kaiserreichs und den kleinen Corporal kennen zu lernen; zum Rittmeister bei Radetzky-Husaren ernannt, hatte er den mißlichen Auftrag, den Franzosen das Litorale zu übergeben. Nach der Rückkehr von Fiume trat er seinen Garnisonsdienst an, verzichtete aber auf seine Stelle, als im Jahre 1812 Oesterreich, Frankreichs Verbündeter, gegen Rußland focht. Von der Zeit an bis zu dem Augenblicke, der ihm wieder gestattete, die Waffen zu tragen, lebte er auf seinen Gütern mit Männern der Wissenschaft, dessen Gesellschaft er eben so gerne pflegte, als die junger schöner Damen, deren Gunst er stets besaß. Als der Krieg gegen Frankreich begann, trat er bei Klenau-Chevauxlegers mit seinem früheren Rang ein, und genoß die Auszeichnung zum Ordonnanzoffizier des Kaisers Franz ernannt zu werden, der ihm eine Sendung an den Feldmarschall Fürst Schwarzenberg auftrug; an dessen Seite focht er bei Dresden und später unter Ostermann bei Pirna. Mitten durch die feindlichen Posten führte ihn sein Glücksstern zum österreichischen Heerführer zurück. Vor Leipzig bei dem Sturm auf Wachau erhielt Graf Schlick eine gefährliche Kopfwunde, die ihn 7 Monate an's Bett fesselte und ihn sein Auge kostete. Kaum genesen, erhielt er eine Sendung nach Paris, nahm dort längeren Aufenthalt, welche Periode der General zu den genußreichsten seines Lebens zählt. Während des Congresses dem Kaiser Alexander als Dienstoffizier zugetheilt, hatte er volle Gelegenheit, jenes damals herrschende und merkwürdige Intriguenspiel zu beobachten, das ihn wohl mehr als jeden andern an Erfahrungen bereicherte. Im Feldzug von 1815 commandirte er die Vellindivision und machte das Lager von Dijon mit, militärische Dienste, die eine Soldatennatur wie die Schlick's kaum befriedigen konnten. In der Friedensperiode vom Major bis zum Feldmarschall-Lieutenant avancirt, lebte er theils auf Reisen, theils in Wien, Debreczin und andern Städten der Monarchie. Die Revolution mußte einen Mann wie Schlick von Neuem der Weltbühne zuführen; zum Leidwesen der Bewohner Krakau's nur kurze Zeit Gouverneur der alten Jagellonenstadt, erhielt er ein Korps-Commando, welches über Dukla nach Ungarn marschiren sollte. Aus seinem damals erlassenen Tagsbefehl heben wir folgende Worte hervor, welche seine soldatische Anschauung vollständig kennzeichnen und an den Husaren-General Ziethen erinnern: „Vorwärts Soldaten",

sagte er, „wir lieben unsern Kaiser, wir gehören zur braven österreichischen Armee — das Weitere wird sich finden!" Wie sehr Graf Schlick die Wahl seines Monarchen rechtfertigte, weiß jeder, der die Zeitgeschichte kennt; die bedeutendsten Strategen würdigten seine Wirksamkeit ebenso wie seine Feinde, selbst Klapka. Mit 7 Bataillonen, 2 Fuß- und 1 Raketenbatterie und 3 Divisionen Reiterei begann er den kühnen Zug, in dem Sieg auf Sieg folgte, und wer weiß, ob der Feldzug vom Frühling 1849 in Ungarn jene Wendung genommen haben würde, hätte man es nicht bei der Phrase bewenden lassen: Schlick a bien commencé, il finira bien, sondern Verstärkung geschickt. — Auf drei Seiten von Feinden umgeben, unter der Bevölkerung, der nicht zu trauen war, begann er jenen denkwürdigen Rückzug von Kaschau über die Alteleker Karpathen bei Schnee und Eis. Bei Kapolna mit Windischgrätz vereinigt, warf er Dembinski zurück, und ihm kann keine Schuld beigemessen werden, wenn der Erfolg seine Mühen nicht krönte. Unter Haynau eröffnete er die Campagne mit dem siegreichen Treffen bei Raab und hatte eben so rühmlichen Antheil bei Acs und Komorn. Seinem geschickten Manövriren gelang es, die Vereinigung der Dembinski'schen und Görgei'schen Truppen zu verhindern. — Zur Zeit des orientalischen Krieges kommandirte Graf Schlick in Galizien, mit dessen jüdischer Bevölkerung er in ihrer Mundart ebenso leutselig verkehrte, wie mit seinen Soldaten. Als Feldherr — sagt die Militärzeitung — zeichnet ihn sein rascher und sicherer Blick aus, der schnell die Verhältnisse durchschaut und die richtigen Mittel findet; dabei ist er unerschrocken, muthig in's Feuer vorangehend, mehr Praktiker als Theoretiker, ein Mann der schnellen That, überall wirkend, mehr handelnd als befehlend, eine echte Husaren-Natur, mehr Blücher als Gneisenau. — Als bei Hatvan eine Kanonenkugel dicht neben seinem Pferde fiel und ihn mit Koth bespritzte, drehte er sich ruhig um und sagte ganz phlegmatisch: Das gilt mir. — Vor einem Jahr sahen wir den General, er ist jetzt noch ein schöner Mann in dem Sinne, der seine stählern-geschmeidigen Formen dafür erkennt, die Bewegungen, wenn gleich schon langsam und gemessen, doch die eines Husaren-Generals von echtem Schrott und Korn, das Profil von bewundernswerther edler Feinheit, das Gesicht schmal und lang, etwas bleich; der Umstand, daß er seines fehlenden Auges halber den Kopf ganz wenden muß, um nach der Seite sehen zu können, läßt die edlen Linien noch mehr erkennen. Erst an seine jüngste Anwesenheit in Triest knüpft sich ein Beleg für jene Eigenschaften, deren wir gedachten. Er hatte den Seeweg nach Pola, wo er inspiziren wollte, dem Landweg vorgezogen, und sich der Führung des Kontre-Admirals Quito anvertraut, war mit dem kleinen Dampfer „Verbano" glücklich nicht nur die Klippen des Quarnero, sondern auch bei den „privilegirten Piraten" vorbeigekommen, die seit kurzer Zeit Jagd auf österreichische Schiffe im adriatischen Golf machen.

9. Feldmarschall-Lieutenant Baron Reischach.

Sigmund Freiherr v. Reischach ist am 10. Februar des in Österreichs Kriegsgeschichte ewig unvergeßlichen Jahres 1809, und zwar in den Mauern von Wien geboren. Sein Vater, alle seine Brüder, dienten im kaiserlichen Heere, auch er trat schon in den ersten Jünglingsjahren in ein Jäger-Bataillon, in dem er sich bald heimisch fühlte und schnell bis zum Hauptmann und Major vorrückte. Im September 1846 wurde er Oberst und Kommandant des tapfern, im italienischen Kriege vielgenannten kärntnerischen Regiments Prohaska. Wenn Graf Clam-Gallas den Rückzug der Truppen aus Mailand deckte, so zeichnete sich Reischach an der Spitze seines Regiments in dem 5tägigen heißen Straßenkampfe, im Sturm auf die wohlvertheidigten Mailänder Barrikaden aus. St. Lucia und Montanara waren auch seine Ehrentage. Seine glänzende That war der Sturm auf das stark verschanzte Montanara am 29. Mai 1848. Eng war die Straße, die dahin führte, von 5 Geschützen bestrichen, hartnäckig die Vertheidigung. Alle übrigen Truppen wichen zurück, nur ein Theil seines Regimentes hatte sich des rechts vom Dorfe gelegenen Kirchhofes bemächtigt. Günstig war der Augenblick; seine Truppen durch ein „Hoch dem Kaiser" aneifernd, warf er sich selbst, den Säbel in der Faust, allen voraus auf das nächststehende wohlvertheidigte Haus. Aus allen Oeffnungen wurde gefeuert, er blieb unverletzt. So heftig war das Feuer, daß seine Soldaten einige Augenblicke stehen blieben und nicht wagten, das Thor einzuschlagen. Er schritt trotz der wie Hagel einschlagenden Kugeln vor; sein Beispiel wirkte elektrisch auf die Truppe, nicht mehr hielt sie sich mit dem Thore auf, durch die Fenster drang sie unter Siegesrufen, und machte die Besatzung theils nieder, theils zu Gefangenen, und setzte sich im Hause fest. Reischach benützte das zuerst genommene Haus als Stützpunkt für weiteres Vordringen. Der Sturm war unterdessen durch Geschütz- und Kartätschenfeuer vorbereitet; er sammelte mehrere Abtheilungen seiner Truppe, bemächtigte sich an der Spitze seiner Tapfern eines zweiten Hofes, und ging endlich zum Sturme mit dem Bajonnete gegen das Dorf selbst vor. Es war einer der hartnäckigsten, blutigsten Kämpfe im ganzen Feldzuge; er drang der erste ein, und zwang endlich den Feind, die Schanze zu verlassen. Viele Waffen und Gefangene, nebst drei Fahnen, fielen in seine Hände. In den mörderischen Kämpfen von Vicenza, wo er wieder in Person sein Regiment zum unwiderstehlichen Sturme führte, wurde er verwundet, aber bei Sona, Sommacampagna und Custozza, beim Marsche auf Mailand konnte er wieder thätig seyn. Auf dem letztern stürmte er unter seinem jetzigen Waffengefährten am Tessin Consteguo und kam hierauf, als Generalmajor, gleichfalls für die That von Montanara mit dem Theresienkreuze geschmückt, nach Ungarn und zeichnete sich hier nicht minder durch persönliche Tapferkeit aus, besonders vor Komorn (im Juli), wo er trotz entgegengesetzter Befehle drei der auf dem Sandberge errichteten Schanzen nahm, und drei Kanonen eroberte, und ebenso bei Dreispitz. Die gefahrverachtende Kaltblütigkeit selbst im heißesten Kampfe, die so sehr auf die Truppe wirkt, ist seine hervorstechendste Eigenschaft. Seit 1853 ist er, wie das Regiment, welches seit 1857 seinen Namen führt, immer in Italien und, wie aus den neuesten Thaten zu schließen ist, wohl bestimmt, noch oft an entscheidenden Tagen genannt zu werden.

10. Feldmarschall-Lieutenant Graf Clam-Gallas.

Das gräfliche Geschlecht der Clam-Gallas ist ein altes, berühmtes. Eduard Graf Clam-Gallas ist in

Prag am 14. März 1805 geboren, trat mit 17 Jahren in die militärische Laufbahn, und stieg in wenigen Jahren bis zum Oberst. Generalmajor wurde er im Jahre 1846. Im Anfange des Jahres 1848 kam er nach Mailand, wo er dem Aufstand gegenüber die ersten Proben seines persönlichen Muthes ablegen sollte. Eine schwierige Aufgabe ward ihm am 20. März zu Theil. Dem in Waffen stehenden Volke war es vor allem wichtig, sich der Stadtthore, besonders des nach Piemont führenden „Tessin-Thores" zu bemächtigen. Porta Ticinese ist der vom eigentlichen Revolutionselemente dichtbevölkerte Stadttheil, wo die Häuser bis hart an den Wall reichen, und jede Bewegung erschweren. Dort liegt an der Hauptstraße der Eustorgiplatz mit seiner Kaserne, der einzige, wo den Truppen in diesem Stadttheile eine freie Bewegung gestattet und das Thor beherrscht wird. Clam-Gallas behauptete sich daselbst, bewachte alle Zugänge zum Castell bis nach „Porta Tosa", hin, und deckte so den Rückzug der Armee. Ehrenvoll war für ihn der 6. Mai, der Tag der denkwürdigen Schlacht von St. Lucia. Dort stand er mit seiner Brigade am äußersten rechten Flügel an der Redoute, die heute noch seinen Namen führt; es gelang ihm, eine rasche Flankenbewegung durchzuführen, wodurch der linke Flügel des Feindes zum Rückzuge gezwungen, der Kampf der Entscheidung zugeführt wurde. Glänzende Thaten vollbrachte er bei den Stürmen auf Montanara und auf die Anhöhen Vicenza's. Während der Schlacht bei Sommacampagna deckte er, in raschem Marsche vorrückend, die linke Flanke der Armee und bestand auf dem „Monte Mamaor" ein hitziges Gefecht, dessen Entscheidung bedeutungsvoll für die ganze Armee werden mußte. Wenn es den Piemontesen gelang, auf seinem linken Flügel durchzubrechen, drohte der ganzen Armee augenscheinliche Gefahr. Er behauptete, trotz den Befehlen zum Rückzuge, seine Stellung, veränderte seine Aufstellung, trotzdem daß der Feind, welcher sich der Anhöhe schon bemeistert hatte, aus sechs Batterien ihn auf das Trefflichste beschoß, nahm ihn in die Flanke und erneuerte seinen Angriff so lange, bis der Feind seine Absichten aufgab und sich auf „Villafranka" zurückzog. Während dieses heißen Marsches gab er bedeutende Proben persönlicher Tapferkeit, indem er im dichtesten Kugelregen auf den bedrohten Punkten erschien und durch seine Unerschrockenheit den Muth der Soldaten immer von Neuem belebte. Noch einmal auf dem Marsche von Lodi nach Mailand zeichnete er sich durch den Sturm auf das stark verschanzte Castegneto aus, indem er den Feind mit dem Bajonnete bei „Casa Besana" zurückwarf. Clam-Gallas wurde durch das Ritterkreuz des Theresienordens für diese Thaten ausgezeichnet. Er verzichtete aber auf die damit verbundene Pension und zwar auf Lebenszeit, und widmete sie jenen Tapfern, welche an dem Tage von Custozza unter ihm gefochten und sich besonders ausgezeichnet hatten oder verwundet wurden. Nicht lange ruhte er von den Mühen des italienischen Feldzuges. Schon im April 1849 kam er als Feldmarschall-Lieutenant nach Siebenbürgen, wo er das Armeekorps kommandirte. Er stand in der Walachei, um Lüders Operationen zu unterstützen und hatte Auftrag, Kronstadt, die Rückzugs- und Verbindungslinie mit der Basis des russischen Korps, zu decken; er marschirte nach Kronstadt, konzentrirte sich daselbst, rückte auf Szent-György zur Deckung dieser Stadt, schlug daselbst Bem am 20. Juli und wieder bei Kaszon-Ujfalu am 1. August, wo er die Aufständischen gänzlich zersprengte, und beschloß seine Aufgabe mit der vollständigen Entwaffnung der Szekler. Nach Beendigung des Feldzuges war er kommandirender General in Böhmen, von wo ihn der kaiserliche Befehl nach der Lombardei rief, wo er, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit anlangend, seinen ersten Kampf am Tessin bestand.

Vaterländische Träume *).

5.

Hör zu, mein Kind. In aller Welt
Nur du sollst meine Träume wissen,
Nur du, da abgekehrt der Welt
Von dir nur meine Träume wissen.

Kennst du des Greifensetser's Grab?
Es steht in Morgenlandes Gauen,
Wer weiß, ob auf den Sand hinab,
Den dürstenden, auch Thränen thauen?

Wer weiß, ob eines Oelbaums Grün
Dem Schläfer mag zuhäupten sprossen?
O Kind — und doch voll Liebesglüh'n
Hat er sein glänzend Aug' geschlossen.

Nun tragen sie auf schwarzer Bahr'
Allmitternächtlich her den Todten
In's Heimathland, doch immerdar
Bleibt hier zu ruhen ihm verboten.

Sie tragen ihn — die Ungetreu'n,
Die ihm ein heimisch Grab versprochen!
Ob es die Schemen mag gereu'n
Des Schwur's, den frevelnd sie gebrochen?

So tragen meine Träume mich,
Die mir versprochen, ach! vergebens,
Ein Glück, das Götterfreuden glich,
Zu dir, o Burg du meines Lebens.

Sie tragen mich, und alte Mähr'
Von junger Liebe Wonnestunden
Klingt herzentzückend um mich her,
Sie klingt, als wär' sie nie entschwunden.

Doch wie die Sonne nahend klärt
Gebannter Geister dunkles Weben
Fühl' ich, das Herz mit Gram beschwert,
Dem Grabe mich zurückgegeben.

In treuer Seele Tiefe ruht'
Ich gern, wenn todt auch und vergessen,
Mein Lieb! Ich lieg' in Fremdland's Glut,
Nun todt — und kann dich nicht vergessen.

Fritz Pichler.

*) Siehe „Carinthia" Jahrg., 1858. Nr. 17 und 31, dann Taschenbuch „Noreja" Seite 27.

Gemälde-Ausstellung in Klagenfurt.

Die gegenwärtige fünfzehnte, in diesem Jahee erste, am 19. Juni eröffnete Gemälde-Ausstellung besteht aus 42 Nummern, von denen die vom österreichischen Kunstvereine in Wien eingesendeten 29 Oelgemälde von demselben zur heurigen Verlosung um 8788 fl. Oest. W. angekauft sind. Die übrigen 13 Gemälde haben wir der Güte hiesiger Kunstfreunde zu verdanken, welche damit die Ausstellung zur Zierde derselben vermehrten.

Drei große Gemälde, wovon zwei historisch sind, werden uns hier zur Schau geboten von einem Meister, von dem wir während der hier seit dem Jahre 1853 stattgehabten Ausstellungen noch kein Bild sahen, und der bereits im verflossenen Jahre starb, nämlich von dem weiland kaiserlichen Rathe und Direktoe der bildenden Künste in Wien, Herrn Anton Petter. Gleich auf der ersten Wand sehen wir „König Saul bei der Hexe von Endor" Nr. 2. Es ist ein düsteres Nachtstück, das durch längere Betrachtung immer mehr Interesse erregt. Der Künstler hat sich getreu an die Worte der heiligen Schrift (erstes Buch Moses, 28. Kapitel) gehalten. Die Wahrsagerin hat den Geist Samuel's hervorgerufen, der sich in einem Dämmerlichte zeigt; König Saul, durch sein angekündetes Ende erschüttert, ist in die Kniee gesunken; mehr im Hintergrunde steht man im Dunkel seine zwei erstaunten Begleiter. Alle, einer Hexenküche angehörigen Dinge: Schlangen, Eidexen, Fledermäuse, Schildkröten, Katzen, Todtenköpfe und Gebeine ꝛc. sind mit genialer Erfindung ausgemalt, und so macht das ganze Gemälde den vom Meister bezweckten Eindruck.

Das zweite Bild von demselben Meister ist der römischen Geschichte entnommen: „Lucius Junius Brutus schwört, den Tod der Lucretia zu rächen" (Nr. 10), die sich selbst den Dolch in den Busen stieß, um die Entehrung nicht zu überleben, welche sie von Sextus, dem Sohne des Tarquinius erlitten; Brutus, der die Söhne des Tarquinius bei einer in Rom ausgebrochenen Pest zu dem Orakel in Delphi begleitete, und Zeuge des Todes der Lucretia ist, läßt nun seine Maske fallen (er hatte sich bisher blödsinnig gestellt, um den Verfolgungen des ältern Tarquinius auf sein Leben zu entgehen), er zog den blutigen Dolch aus der Wunde und schwur den Tarquiniern Rache — der alle Anwesenden beistimmten, und zur Ausführung sich seiner Leitung unterwarfen. Mit klarem Verständniß hat der Künstler diese erschütternde Szene wiedergegeben, und es ist ihm dadurch gelungen, sich die vollste Anerkennung des Kunstfreundes erworben zu haben.

Dem dritten, wenn auch mehr sich zum Genre hinneigenden Gemälde Petter's: „Rettung aus Feuersgefahr durch einen Priester" (Nr. 7.) liegt ein Gedicht des im Jahre 1847 verstorbenen Patriarch-Erzbischofs, Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, des Verfassers des Heldengedichtes „Tunisias", des epischen Gedichtes „die Rudolphiade", „Perlen der heil. Vorzeit" ꝛc. — zu Grunde, welches dem Künstler Gelegenheit gab, eine reichhaltige interessante Gruppe zu schaffen, die uns eine treue Darstellung solcher ergreifenden Ereignisse vorführt, wo Schrecken, Angst, wieder durchleuchtende Hoffnung aller, und endlich die Freude der Mutter auf den Gesichtszügen wechseln, die ihre Kinder so wunderbar durch den Edelmuth und die christliche Aufopferung des Dieners der Kirche aus dem in Flammen stehenden Hause gerettet sieht. Theilnahme wird diese gelungene Darstellung bei allen denen erwecken, die nebst der Kunst auch den gewählten Gegenstand in die Wagschale ihrer Beurtheilung legen.

Das „Bildniß dieses Meisters der Farbentöne" ist uns auch in Nr. 38 zur Beschauung aufgestellt, von seinem Verwandten dem k. k. Professor an der hiesigen Oberrealschule, Johann Reiner, im Jahre 1849 gemalt, welches uns die genialen, denkenden und wohlwollenden Züge des Abgebildeten und die Liebe des Darstellers unverkennbar zeigt.

Von der bewährten Künstlerhand des Landschaftsmalees in Wien, Remi van Haanen, zieren sechs Bilder diese Kunstausstellung, nämlich a) eine „Waldlandschaft nach dem Regen" Nr. 8 — b) „Sonnenuntergang nach einem Gewitter" Nr. 9 — c) „Landschaft mit einem Schloße" Nr. 11 — d) „ein Nachtstück" Nr. 12 — e) „Abendlandschaft" Nr. 13 — und endlich f) „Landschaft aus den Dünen" Nr. 19. In allen diesen findet man den genialen, die Natur zu allen Tageszeiten belauschenden und glücklich auffassenden Künstler, der mit seinem markigen Pinsel das Auge des Beschauers durch naturgetreue Darstellung fesselt. Sollten wir von diesen sechs Gemälden nach unserer unmaßgeblichen Meinung einigen den Vorzug geben, so möchten wir die Nummern 8, 12 und 9 nennen.

Von andern Landschaftmalern sehen wie von August Schäffer aus Wien eine „Gebirgslandschaft bei Abendbeleuchtung" Nr. 1, welche durch die etwas grelle Beleuchtung der Alpen Manchen auffallen dürfte, abee doch eine treu wiedergegebene — wenn auch seltner beobachtete Erscheinung ist. — In Nr. 5 zeigt sich von Johann Kriehuber in Wien eine „Waldpartbie", welche dnech die meisterhafte Darstellung eines durch die dichte Baumgruppe eindringenden Sonnenstrahles sich den Beifall jedes Kunstkenners erwerben muß. Trefflich trennen sich die einzelnen Bäume so sichtbar von einander, daß man sich unwillkürlich in die Mitte eines Laubwaldes mit allen seinen Schönheiten hingezaubert findet. Wir hegen die Ueberzeugung, dieses Urtheil vielfach bestätiget zu hören.

Theils durch glückliche Auffassung der Natur, theils durch die täuschende Wiedergabe derselben und durch die künstlichen Berechnungen der Nuançen in der Beleuchtung ragen hervor: Gottfried Seelos' in Wien „Auf dem Vieglberge bei Bozen" Nr. 6 — Gustav Jäger's in Wien „Landschaft" Nr. 14 — Conrad Geefe's in Wien „Herbstlandschaft" Nr. 18 — Leonardi's in Düsseldorf kleine mit praktischem Verständniß gemalte „Landschaft" Nr. 24 — Joseph Benner's in Wien „Sommerlandschaft" Nr. 29 — des uns in allen seinen Bildern lieben Ludwig Halauska in Wien „Gegend aus dem Innthale" Nr. 30 — Melchior Fritsch's in Wien „Gebirgslandschaft" Nr. 31 — unsees äußerst fleißigen Landsmannes Markus Pernhart „Partbie an der Saualpe in Kärnten" Nr. 33, und seine „Winterlandschaft aus Obeekärnten" Nr. 32, ein Gegenstand, der ihm besonders zusagt und daher auch immer gelingt; dem wir auch J. C. B. Püttnee's in Wien „Schneesturm im Walde" mit dem vierspännigen Reisewagen, der sich mühsam durch das Schneegestöber durchzuwinden bemüht (Nr. 42), anreihen, welches Gemälde sich durch Wahrheit und Naturstudium besonders auszeichnet. Hieher setzen wir auch Leikart's in Amsterdam „Ansicht einer Stadt" (Nr. 28) in seiner bekannten Manier gemalt, besonders bemerkenswerth wegen der trefflichen Perspektive.

Das Genre-Fach, das in unsern Tagen mehr als sonst vielfach anspricht, ist diesmal durch eilf Bilder vertreten. F. G. Waldmüllers „Aufnahme eines Lehrlings" Nr. 3 sehen wir, wenn glei ch in einem kleineren Maßstabe zum drittenmale in unsern Ausstellungen! — Aus der Schattenseite des menschlichen Lebens finden wir von Friedrich Friedländer in Wien eine Szene „die unterbrochene Theilung" (Nr. 20) dargestellt, die ein eindringendes Studium solcher lichtscheuen Individuen zum Lobe des Künstlers beurkundet. — Trefflich aufgefaßt ist des Amsterdamer Malers H. ten Kate Gemälde „Zahlen Sie und Sie werden bedient werden" Nr. 27. Es versetzt uns in eine Schenke, in welcher Krieger aus dee Zeit des dreißigjährigen Krieges zechen, denen aber von der alten derben Wirthin nur bedingungsweise weiterer Trunk verheißen wird; es ist

ein geniales, gutdurchgeführtes, praktisch gemaltes hübsches Bildchen. — An dieses reihen wir „Eine erfreuliche Nachricht“ (Nr. 41) von Karl Hübner in Düsseldorf. Von der glücklichen Wahl der Gegenstände dieses verdienstvollen Künstlers schon oft überzeugt, gewinnt er durch dieses abermals verdienten Beifall. Die Botschaft, die das heitere Mädchen dem Elternpaare verkündet, hat in den Mienen aller drei Personen unverkennbar und doch wieder charakterisch verschieden das Freudige derselben ausgeprägt und erweckt bei dem Beschauer unwillkührlich eine gleichgestimmte Fröhlichkeit und Theilnahme, die uns wiederhalt zu diesem lieblichen Bilde hinzieht.

Mit besonderer Liebe sehen wir vom Maler ein Bild behandelt, das den Namen „Das zerstörte Stillleben“ (Nr. 16) trägt, und von dem vortheilhaft bekannten Carl Litschauer in Düsseldorf aus dem Künstlerleben genommen ist. Der Maler ist an seiner Staffelei eingeschlummert, das Kölnertabakspfeifchen liegt ihm entfallen am Boden; diese Situation benützend, hat sich sein treuer Hund einen frischen Schinken, den der Künstler eben als Modell am Tische neben sich hat, zur Speise ausersehen und benagt bereits denselben, dabei rutscht ein Teller mit Weintrauben vom Tische längs des Teppich's herab und wird wohl am Boden in Scherben gehen. Alles dieses ist mit frischem Humor wiedergegeben, und muß jedermann ein Lächeln ablocken.

Mit noch erhöhter Heiterkeit betrachten wir ein kleines Rundbild (Nr. 49), „Eine Fuge“ bezeichnet, von Eduard Ender in Wien. Die ganze Situation, das so Charakteristische in Stellung und Mienen der ihre Musikinstrumente Behandelnden, der Eifer und Enthusiasmus für eine richtige Exequirung eines Bach'schen Musikstückes, dieses Vaters der „Fugen“, die Wahl in Betreff des Roccoco-Kostüms des vorigen Jahrhundertes, und der Fleiß und die Nettigkeit in Ausführung ist so empfehlend, daß gewiß kein Kunstfreund demselben seinen Beifall entziehen wird.

Zum Genrefach gehörend nennen wir noch Franz Dobiaschofsky's Gemälde „Der verweigerte Kuß“ Nr. 36, von welchem Künstler wir uns in unsern Ausstellungen noch keines Bildes erinnern können, wohl aber der Prämienblätter, die der ältere Wiener-Kunstverein in den zwei letzten Jahren nach Dobiaschofsky's Gemälden stechen ließ. — Alois Schönn's in Wien markiger Pinsel taugt besonders für Darstellungen aus der gemeinen Menschenklasse, die noch mehr dem Naturzustande angehören; so lieferte er zu dieser Ausstellung zwei Bilder, deren eines einen „Walachischen Hirten“ (Nr. 25) auf einer Pußta zeigt, das andere aber „Zigeunerspelunke“ (Nr. 15) bezeichnet ist; sie sind zwar nicht anziehend schön, aber wahr und praktisch gemalt und daher in ihrer Art recht verdienstlich.

Sowohl durch ihre Größe, zahlreiche Gruppen und tieferes Studium zeichnen sich zwei Gemälde aus, deren eines, „die Predigt des Eremiten“ (Nr. 37) von H. Saletin in Düsseldorf, das Auge des Kunstfreundes auf sich zieht. Die Zuhörer des begeisterten Eremiten charakterisiren sich durch ihre verschiedenartig sich zeigende Aufmerksamkeit und Theilnahme; die Köpfe derselben wie ihre ganze Stellung verrathen ein längeres Studium und sind Resultate oftmaliger Beobachtungen. — Noch zusagender, der Geschichte entnommen, ist das Gemälde „Mozart als Knabe an der Orgel“ (Nr. 22) von Franz Schams in Wien. Wir sehen hier den jungen Musikheros an dem vorzüglichsten Musikinstrumente, der durch sein ausgezeichnetes, von seiner Jugend unerwartetes Spiel die ihn Umgebenden in Staunen versetzt. Das Lauschen auf diese himmlischen Töne der einen, das Erstaunen der andern ist so meisterhaft in den Mienen und Haltungen der Horchenden wiedergegeben, daß man sich in die Wirklichkeit versetzt träumt. Besonders gelungen sind die zwei der Orgel zunächst befindlichen Mönche, und unter den andern, wahrscheinlich alle Portraite, erkennt man Mozart's Vater. Es ist dies ein Gemälde, das man gerne den historischen anreihen möchte, wenn man die Grenzen derselben nicht zu enge zieht.

Portraite und Studienköpfe werden uns diesesmal sehr bemerkenswerthe geboten. Außer dem schon bereits besprochenen Portraite des Direktors „Anton Petter, vom Professor Johann Reiner, hat Georg Raab in Wien nach dem gleichnamigen Drama Mosenthals „Debora“ (Nr. 21) zum Gegenstande seines Kunststrebens gemacht und ein äußerst anziehendes Bild geliefert. — Nicht minder verdienstlich ist Louis Neustätters in Wien „Italienerin“ (Nr. 23) und G. Gaul's in Wien „Weiblicher Studienkopf“ (Nr. 39). Am hervorragendsten ist aber der „männliche Studienkopf (Nr. 17) von Moritz Thon aus Wien, der sich gegenwärtig in Rom befindet, wo er Gelegenheit hatte, Modelle zu solchen Studienköpfen wohl zahlreich zu finden.

Noch müssen wir des ausgezeichnet und fleißig gearbeiteten Bildchens „Still-Leben“ (Nr. 26) von D. de Notre aus Brüssel gedenken, das uns todtes Federwild, Seekrebse, halbgeschälte Citronen &c. schön gruppirt und mit überraschender Wahrheit zeigt.

Vorsätzlich haben wir es zum Schluße aufbewahrt, zwei Bilder zu besprechen, die uns näher angehen, also auch unsere Aufmerksamkeit besonders verdienen. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der in ihrer Art einzigen Rundschau vom Großglockner in unserer vorjährigen Gemälde-Ausstellung von unserm unermüdeten Landsmann und Kunstjünger Markus Pernhart. Mit gleichem Fleiße hat er auch die Rundschau von der Villacher-Alpe in vier Bildern gemalt, wovon er die zwei interessantesten hier ausstellte, nämlich in Nr. 34 „die Aussicht gegen Osten mit der deutschen Kirche“, und in Nr. 35 „die Aussicht gegen Nordwest mit der windischen Kirche“. Abgesehen von der untadelhaften strengen Genauigkeit und Reinheit der ganzen Ausführung werden diese Bilder diejenigen besonders ansprechen, welche diese so vortrefflich, mitten im Lande gelegene Alpe schon bestiegen haben — und die Zahl derer ist nicht klein. Auf dem ersten Bilde erblicken wir unsere schönen Seen, die Hauptstadt des Landes und die ganze Klagenfurter Ebene, zunächst begrenzt von den Mittelgebirgen, hinter denen die 6 bis 7000 Fuß hohen Alpen aufsteigen; — auf dem zweiten den großartigsten Theil Kärntens mit dem Ankogl, dem, so viel wir wissen, noch unbestiegenen Hochalmspitz und dem silberglänzenden Großglockner. Zur genaueren Orientirung hat M. Pernhart eine Zeichnung in Umrissen unter jedes Bild gegeben, wo er durch Ziffern die vorzüglichsten Berge, Seen und Ortschaften bezeichnet hat, und so dem Beschauer den Genuß erhöhet. Auch finden wir in den von Pernhart heuer ausgestellten Bildern, wir möchten sagen, eine andere technische Behandlung als bei den frühern, die uns als ein lobenswerther Fortschritt erscheint, der ihm einen höhern Rang unter den Landschaftsmalern einräumt.

Bald wird diese erste heurige Gemälde-Ausstellung geschlossen werden, und schon harrt eine reichhaltige Bilderzahl, vom österreichischen Kunstverein aus Wien gesendet, der zweiten Ausstellung, die vorzügliche Gemälde enthält und neuen gesteigerten Kunstgenuß uns verschaffen wird.

M.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Außerdem sind die Volksüberlieferungen in den Alpen.

Schweiz gesammelt von:

Dr. Zillner in Salzburg: die Untersbergsagen. 1861.

Zingerle in Innsbruck: Sagen, Märchen u. Gebräuche
aus Tirol. 1859.

Alpenburg, Tirolersagen unter dem Titel „Deut. Alpensagen" 1861.

Dr. Vonbun, Volkssagen aus Vorarlberg 1847 und 1858
(meist in der Mundart)

Rochholz, Schweizersagen aus dem Aargau. 1856.
Dessen: Naturmythen. Neue Schweizersagen. 1862.

Lütolf: Sagen, Bräuche etc. aus Luzern, Uri, Schwiz etc.
1862.

1859.

rlberg, Kärn-
lieder-Oesterreich.
n.

nen Ungewöhnliche,
bstriches besitzt und
nahnt, sammelt sich
Lied, wie sich die
ßt und zarter sei-
tumen setzt.
akob Grimm.

orschung, Jakob
Sagen zur Poesie
g für Einsiedler"
deutschen Gauen
gehoben. Man
blickte mit Sinn
webe, womit der
ückt. Unter allen
das großartigste,
ausgebeutet wor-
e der Natur den
wenige, die ihren
b und in die ge-
Bewohner wand-
t in neuerer Zeit
nicht bloß die
beachten, womit
umkleidet. Haben
anstalt von ihren
hrenden Gesteins,
acht. Von Ger-
slebens vor allen
Vorarlberg,
er Schweiz um
in neuester Zeit
... Wien in seinen
„Alpensagen" mit sinniger Hand ein hübsches Gesammtbild entwerfen. Weit entfernt, vollständig ausgeführt zu seyn, bietet es doch den Nachfolgern eine nothwendige Grundlage und fesselt schon in seinen Umrissen die Aufmerksamkeit des Beobachters im höchsten Grade. — Und Vernaleken war vor allen berufen, ein solches Bild zu entwerfen, da er vierzehn Jahre in der Schweiz gelebt und seit zehn Jahren durch seinen Aufenthalt in Wien den Ostalpen näher gerückt ist.

Den allgemeinen Charakter der Volksdichtung aus den Alpen schildert die Vorrede mit folgenden Worten: „Jeder

Ha Wunder seht, er kämpft erneut
Mit frischerstarkter Tapferkeit;
Noch immer schlägt er mit die Schlacht,
Bis seinen Fahnen Sieg gebracht.

Er zieht hervor, vom Dank erfüllt,
Von seiner Brust das Frauenbild,
Worauf des Schußes Spur geprägt, —
Am Herzen er's noch immer trägt.

St. Ilgens.

ein geniales, gut
— An dieses reiß
Karl Hübner i
genstände dieses v
er durch dieses al
heitere Mädchen l
drei Personen um
das Freudige derse
willkührlich eine g
wiederholt zu dies
Mit beson
delt, das den Na
von dem vortheilh
dem Künstlerleben
eingeschlummert, i
den; diese Situ
frischen Schinken,
sich hat, zur Spe
rutscht ein Teller
herab und wird i
mit frischem Hum
ablocken.

Mit noch
bild (Nr. 49), ,
Wien. Die ganze
Mienen der ihre
Enthusiasmus für
stückes, dieses Be
coco-Kostüms de
Nettigkeit in Au
freund demselben

Zum Gen
schesßky's Gem
Künstler wir uns
nern können, wol
Kunstverein in
Gemälden sicher
Pinsel taugt be
schenklasse, die ne
er zu dieser Aus
schen Hirten" (N
geunerspelunke" (
schön, aber wahr
verdienstlich.

Sowohl d
Studium zeichne
digt des Eremite
Auge des Kunstf
Eremiten charakt
Aufmerksamkeit i
Stellung verrat
lliger Beobachtun
ist das Gemälde
Franz Scham... jenen vier den jungen Musikheros an dem vorzüglichsten Musikinstrumente, der durch sein ausgezeichnetes, von seiner Jugend unerwartetes Spiel die ihn Umgebenden in Staunen versetzt. Das Lauschen auf diese himmlischen Töne der einen, das Erstaunen der andern ist so meisterhaft in den Mienen und Haltungen der Horchenden wiedergegeben, daß man sich in die Wirklichkeit versetzt träumt. Besonders gelungen sind die zwei der Orgel zu-

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 15. Sonnabend, den 16. Juli. 1859.

Das Liebfrauenbild.

Der Krieger muß in's Feld hinaus,
In's blut'ge Feld vom Vaterhaus;
Das Scheiden wird ihm schwer und trüb,
Weil ihm die Heimath werth und lieb.

Nichts hilft des Jammers Weh' und Ach —
Er folgt dem Ruf: „Der Fahne nach!“
Am Thore noch Vielliebchen steht,
Die Hand ihm reichend, eh' er geht.

„Zieh hin mit Gott für heil'ge Pflicht,
Mit Deiner Treue wanke nicht;
Die Ehre sey Dein lichter Stern
Vorleuchtend Dir in weiter Fern'.

Nimm hin des Silberstückes Schild
Mit dem liebheil'gen Frauenbild;
Auch ist des Kaisers Bildniß d'rauf,
Es schütze Dich im Kriegeslauf.“

Und fort er zieht mit Kampfeslust,
Die Liebesgab' an seiner Brust,
Stürzt tief hinein in's Schlachtgewühl,
Nicht Schmerz mehr kennend, kaum Gefühl.

Es ist ein Ringen Mann an Mann,
Wie's grimm'ger nie die Wuth ersann,
Noch nie der Tod solch' Ernte hielt,
Noch nie des Schreckens gleiches Bild.

Auch ihn erreicht des Feindes Gruß,
Die Brust trifft ein Musketenschuß —
Er stürzt zusammen, über ihn
Fort eilt das wilde Unheil hin. —

Ha Wunder seht, er kämpft erneut
Mit frischerstarkter Tapferkeit;
Noch immer schlägt er mit die Schlacht,
Bis seinen Fahnen Sieg gebracht.

Er zieht hervor, vom Dank erfüllt,
Von seiner Brust das Frauenbild,
Worauf des Schußes Spur geprägt, —
Am Herzen er's noch immer trägt.

St. Ilgens.

Alpensagen.

Volksüberlieferungen aus der Schweiz, Vorarlberg, Kärnten, Steiermark, Salzburg, Ober- und Nieder-Oesterreich. Von Theodor Vernaleken.

> Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstriches besitzt und wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmelblau anläßt und zarter feiner Staub um Obst und Blumen setzt.
>
> Jakob Grimm.

Seit der Altmeister deutscher Sprachforschung, Jakob Grimm, seine „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“, in der „Zeitung für Einsiedler“ niederschrieb, hat reger Sammlerfleiß in deutschen Gauen manch hübschen Schatz von Volksdichtung gehoben. Man lauschte den hellen Liedern der Berge und blickte mit Sinn und Verständniß in das duftige Märchengewebe, womit der Flachländer sein fast reizloses Daseyn schmückt. Unter allen Gebieten des weiten Vaterlandes aber ist das großartigste, die Alpenwelt, verhältnißmäßig noch wenig ausgebeutet worden. Es hielt da wohl der mächtige Zauber der Natur den Forschergeist gefangen und es fanden sich wenige, die ihren Blick von den Herrlichkeiten des Landes ab und in die geheimnißvolle Werkstätte der Phantasie seiner Bewohner wandten. Doch habe ich recht beobachtet, so ist in neuerer Zeit das Bedürfniß bereits allgemein geworden, nicht bloß die nackte Natur, sondern auch den „Duft“ zu beachten, womit der poetische Volksgeist ihre Gestaltungen umkleidet. Haben doch selbst Forscher der geologischen Reichsanstalt von ihren Wanderungen nicht bloß Kisten voll belehrenden Gesteins, sondern auch manche sinnige Sage heimgebracht. Von Germanisten, denen die Erforschung des Volkslebens vor allen obliegt, haben sich bereits Vonbun in Vorarlberg, Zingerle in Tirol und Rochholz in der Schweiz um die Poesie der Alpen verdient gemacht, und in neuester Zeit hat Professor Theodor Vernaleken in Wien in seinen „Alpensagen“ mit sinniger Hand ein hübsches Gesammtbild entworfen. Weit entfernt, vollständig ausgeführt zu seyn, bietet es doch den Nachfolgern eine nothwendige Grundlage und fesselt schon in seinen Umrissen die Aufmerksamkeit des Beobachters im höchsten Grade. — Und Vernaleken war vor allen berufen, ein solches Bild zu entwerfen, da er vierzehn Jahre in der Schweiz gelebt und seit zehn Jahren durch seinen Aufenthalt in Wien den Ostalpen näher gerückt ist.

Den allgemeinen Charakter der Volksdichtung aus den Alpen schildert die Vorrede mit folgenden Worten: „Jeder

Landesstrich hat seinen eigenthümlichen Mythencharakter, wie er auch seine besondere Mundart hat. Im deutschen Norden, welcher länger am Heidenthum fest hielt, mußte sich die Erinnerung an Götter und Göttinen frischer erhalten, als im deutschen Süden. Hier sind die Göttergestalten sehr abgerieben und es mußte der Zusammenstoß keltischer, römischer und später germanischer Anschauungen die Ausbildung des Götterkultus hemmen. Auch Bodenbeschaffenheit und Volkscharakter sind im Süden wesentlich anders als im Norden. Das Liebliche, der zarte Duft der Poesie, der den Volksüberlieferungen des Flach- und Hügellandes eigen ist, findet sich nicht in den Alpen. Das Reich der Märchen scheint den Hochalpen beinahe verschlossen. Wo der Mensch so mit der Natur zu kämpfen hat, kann die Phantasie keinen kühnen Flug nehmen. Minder rauhe und hohe Berge, wie der Parnaß, Helikon, unser Brocken, welche nur ein kleines Gebiet beherrschen, veranlaßten viel bequemeren Verkehr zwischen göttlichen Wesen und den Menschen. Auf dem Berge Rosa, oder der Jungfrau, oder dem Glärnisch konnte man sich keine Göttersitze denken. Dagegen mußten sich hier zahlreiche physikalische Mythen bilden, welche an die uralte Ueberlieferung vom verlornen Urzustande der Menschheit erinnern. Eine große Rolle spielen die Sagen von den bergbewohnenden Mittelwesen und den mythischen Thieren. Nixensagen sind im Alpenlande selten. Große Verschiedenheit bietet wiederum das westliche (schweizerische) Alpenland gegenüber dem östlichen (österreichischen). Sagen von Vergletscherungen habe ich im Westen zahlreicher gefunden, als in den österreichischen Alpen. Von Zwingherrnsagen trifft man nach Osten hin fast gar keine. In den österreichischen Alpenthälern, insbesondere in Steiermark, waltet ein Zug vor, den man Personification nennen kann. Abergläubische Bräuche sind im Osten weit verbreiteter, als im Westen. Nieder- und Oberösterreich scheint die Sitte des Zukunftforschens (Losengehens) am meisten eigenthümlich. Das Streben des Menschen, die Zukunft zu erforschen, ist ein natürliches; wie lange ist die Zeit der Orakel vorüber, und noch heute wandert das Volk nach dem Brünnlein von Sievering (bei Wien), noch heute wird in der Thomas-Nacht an tausend Orten Blei gegossen u. s. w. Sage, Spruch und Brauch sind eine wunderbare Chronik, in welche die Menschen aller Zeiten die Mysterien ihres innersten Gemüth's- und Gedankenlebens eingetragen haben." —

Man sieht, daß Natur und Geschichte sich in der Dichtung des Volkes wiederspiegeln. Manches zwar werden eingehendere und erweiterte Forschungen zu berichtigen haben, aber an den Hauptzügen des entworfenen Bildes wird kaum etwas zu ändern seyn. — Obwohl es erklärlich ist, daß mitten in einer großartigen Natur der Menschengeist sich an Gegenstände heftet und sich nicht so frei und ungebunden ergeht, wie im Flachlande, wo ihm kaum irgend ein erratischer Block ein Räthsel zur Lösung bietet, so wird sich doch auch in den Alpen das Märchen nachweisen lassen, und aus den freundlichen Alpenseen mögen Nixen aufsteigen, die sich bisher dem Forscherblick entzogen. In Kärnten wenigstens sind die auch anderswo erzählten Märchen von „Riesen", dem „wilden Manne", „drei ausziehenden Brüdern", den „sieben Raben" wohl bekannt. Auch gibt es im Draut hale einen „Nixensee" und im Möllthale warnt man die Kinder vor dem Wassergeiste der Möll, dem „Bluetschink". Freilich ist dieser Nix, entsprechend dem wilden Charakter des Flußes, ein Ungeheuer und hat nichts gemein mit den lieblichen Gestalten jener „feuchten Weiber", die den Fischer in die schwellenden Wasser ziehen; aber wie diese schützt auch er die Fischlein auf dem Grunde vor Menschenlist und Trug. — Wenn die Eiskolosse der Centralkette mit ihrer Erstarrung auch nicht Göttersitze, d. h. Schauplatz höchsten Lebens werden konnten, so sind die alten Göttergestalten doch noch nicht aus der Erinnerung des Älplers entschwunden; nun wandern sie als Gespenster unter den Menschen wie die Perchtl, oder ziehen brausend durch die Lüfte, wie der wilde Jäger Wuotan.

Daß Sagen von Vergletscherungen und untergegangenen Orten im Westen häufiger vorkommen, findet wohl seine Erklärung darin, daß Gletscher und andere Schrecknisse der Natur in den Ostalpen nicht so häufig sind, als in der Schweiz. Aber fremd sind sie diesen Gegenden durchaus nicht; ich erinnere nur an die Sage vom Pasterzengletscher, die hier aus der „Carinthia" von 1855 mit den Worten des Erzählers wiederholt gegeben werden möge.

„Auf jenen Höhen, wo jetzt die ewigen Schneemassen ausgebreitet sind, waren einst üppig grünende Triften und Wiesen, auf welchen die Bewohner der dort zusammengrenzenden Alpenländer zu einem Jahrmarkte zusammen kamen. Als dieser einmal an einem Sonntage abgehalten und der Gott geweihte Tag statt in gebotener Andacht und Gebet mit Spiel und Tanz und sinnlichen Vergnügen hingebracht wurde, da kam ein fürchterlicher Sturm über die Kämme des Glockners und brachte heftige Regengüsse, welche alsbald die grünenden Triften mit dem sündhaften Treiben der Menschen in ihren Fluthen bedeckten, und als diese über die Felsenkämme niederstürzen wollten in das schuldlose Thal, da habe ein plötzlicher Frost die niederrauschenden Gewässer festgehalten und die sündigen Menschen bedeckt mit ewigem Eise, das wir noch immer in den spuckhaftesten Gestalten hart am Rande grünender Wiesen erblicken. Nur zuweilen werfe das Eis noch irgend etwas von jenem Jahrmarktlande oder wohl auch eine Leiche jener vom Gottesgerichte getroffenen Frevler aus."

Diese Sagen von Vergletscherung und Untergang, womit Vernaleken seine Sammlung eröffnet, sind vor allen von besonderer Bedeutung und den Alpen eigenthümlich. Tobt doch die wilde Kraft der Elemente, die nicht nur das Gebild der Menschenhand, sondern auch die zarten Schöpfungen der Natur hassen, hier am meisten! — Und es ist ein schöner Zug, der durch diese Sagen geht, ein glänzender Beweis für das tiefe Sittlichkeitsgefühl des Volkes, daß alle Zerstörung, alles Weh der entfesselten Naturkräfte nur als Strafe für menschliche Entartung dargestellt wird, die Natur also nicht blind, ein Spiel des Zufalls, wirkt, sondern ein furchtbares Werkzeug in den Händen der rächenden Gottheit ist. So fest ist das Vertrauen des Volkes auf die Vorsehung, daß es die Möglichkeit nicht kennt, es könne ein solches Verderben auch Unschuldige treffen. Aber über den Sünder bricht es plötzlich herein, und zerschmettert ihn mitten im Taumel seiner Verirrung. — Da wird ein Dorf plötzlich von der Gieß verschüttet, weil die Bewohner Reisende frevelhaft betrogen. Stolz und gottvergessener Uebermuth, der Menschheit alte und nie zu sühnende tragische Schuld, bringt Verderben über eine Stadt durch einen Bergabsturz, macht Burgen, Dörfer, ganze Thäler versinken in Seen, zerstört die Alpentriften durch Gletscher und nimmt der Wiese die Triebkraft. — Oft wird der Untergang durch den Fluch eines Unrechtleidenden heraufbeschworen. Der Fluch, der aus der Brust des Leidenden sich loslöst, ist der Schmerzensschrei der verletzten Sittlichkeit, und wirkt wie der Bann der ewigen Gerechtigkeit; alle Kreatur fällt der Vernichtung anheim, die er getroffen; es ist die furchtbare Macht der Nibelungen, die in der deutschen Heldensage glänzende Geschlechter in die grausende Nacht hinabzieht. Der Glaube an die Allgewalt des Fluches

ist uralt unter den Völkern der Erde und ein Ausfluß des sittlichen Bewußtseyns, welches das strafende Verhängniß an der Ferse des Frevlers weiß.

In Alpensagen sind es immer rein menschliche Verhältnisse, die sittlichen Grundpfeiler aller menschlichen Existenz bei allen Völkern, denen des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt, nicht gemachte Beziehungen des conventionellen Lebens, deren Verletzung den Fluch weckt. Die Mutter verflucht die Alpe, wo sie ihr Sohn lieblos behandelt; das ewige Eis des Gletschers bringt den Triften Tod und Verderben. Die in ihrem Rechte gekränkte Witwe verflucht den geraubten Wald, die ihr abgesprochene Wiese; das wilde Element erhebt sich als ihr Rächer und im Sturm verwandelt sich Wald und Wiese in See und Eisfeld. Der hilflose Greis, der im Verließe schmachtet, zerschmettert die Burg seiner Zwingherrn mit dem Blitzstrahle seines Fluches. —

Die übrigen hier aus den Alpen mitgetheilten Sagen bieten kaum etwas, das sich nicht auch in andern Gegenden wiederfände. Ueberall waltet ein gewisser mystischer Zug, der dem Menschen gerade da am meisten eigen zu seyn scheint, wo er am meisten an die Scholle gebunden ist, die ihn ernährt. — Das Leben und Weben der Natur erscheint dem naiv beobachtenden Volke geheimnißvoll, und wo der Verstand rathlos stehen bleibt, ist die Phantasie geschäftig und zaubert eine ganze Welt von Geistern in Lüfte und Wasser, in das Dunkel des Waldes und der Höhlen, läßt sie in Sturm und Wettern*), in Wellen und Wegen, in Pflanzen und Thieren auf den Menschen wirken. Aus der kahlen Nüchternheit seiner mühevollen Existenz sieht sich so das Volk unbewußt in eine mystische Geisterwelt versetzt und das Leben wird ihm ein poetisches Träumen. Da findet man freilich christliche Anschauungen mit Ueberresten des alten Heidenthums oft sonderbar gemengt, oft unvermittelt neben einander bestehen.

Die Ausbeute aus Kärnten ist verhältnißmäßig gering; es hat das wohl seinen Grund in dem Mangel an Vorarbeiten und Unterstützung, nicht etwa in einer Armuth an Sagen. — Eine Sage von der wilden Jagd ist mitgetheilt vom Lehrer Tschernut in St. Martin, andere waren bereits 1855 in der „Donau" veröffentlicht, oder wurden von Vernaleken nach mündlicher Erzählung aufgeschrieben. Es bleibt nur der Wunsch übrig, daß der reiche Sagenschatz Kärntens bald von kundiger Hand gehoben werde.

A. Egger.

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

(Uebersetzt und für die „Carinthia" zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.

„Eugéne ne m'a jamais causé aucun chagrin."
„Eugen hat mir nie Kummer gemacht."
Worte Napoleon's auf Helena.

(5. Band. 13. Buch.)

Du Casse wiederholt hier den Bericht über die Vorgänge beim Beginne des Feldzuges von 1809 in Italien, die er schon am Schluße des 4. Bandes geschildert (und welche ich nach Hermann berichtiget habe), und fährt fort, die Dispositionen Eugen's, die Stellung seiner Armee und die Bewegungen der Oesterreicher zu detailliren. Es wird hier des Generals Gavassini gedacht, welcher eine freilich fruchtlose Demonstration gegen Palmanuova machte. (Man wird sich dieses Generals, welcher seine letzten Jahre in Klagenfurt zubrachte, dort noch wohl erinnern.)

Es folgt hierauf eine ausführliche Beschreibung der Schlacht von Sacile, deren Vorspiel der in der Nacht vom 14. auf 15. April über General Sahue errungene Erfolg war. Als Grund desselben wird angegeben, daß dieser General die Instruktionen des Vicekönigs nicht erhalten habe, und selbst nicht genug auf der Huth war.

Eugen entschloß sich, hierauf die Offensive zu ergreifen, indem er hoffte, den Erzherzog zu überraschen.

Den 16. mit Tagesanbruch stellte sich die französische Armee parallel auf dem Schlachtfelde auf, auf dem sie kämpfen sollte. Die Oesterreicher besetzten mit beträchtlichen Kräften die Höhen von Palse.

Der Prinz Eugen hielt sich zu schwach an Reiterei, um in den Ebenen von Aviane und Roveredo links von Sacile eine Schlacht zu wagen. Zur Rechten operirend, agirte er aber auf einem Terrain, wo der zahlreichen Cavallerie des Feindes größtentheils die Freiheit der Bewegung mangelte. Diese Gründe bestimmten den Vicekönig, dem Erzherzog eine zweifelhafte Schlacht anzubieten. Wenn es seinen Truppen durch einen lebhaften Anprall gelang, das Dorf Poreia zu nehmen und Pordenone zu bedrohen, so konnte er die Oesterreicher über den Tagliamento zurückwerfen. Deßwegen bestimmte der Prinz die Divisionen Séras, Sévéroli und Barboue zum Angriff auf Poreia. Der Fehler der Combination war die falsche Aufstellung der Linken, welche geschwächt in der Luft, und in Erwartung der zufälligen Ankunft der Dragoner (zwei Divisionen), und der Division Lamarque war, von der man keine Nachricht hatte.

Eugen, welcher dringende Befehle gegeben hatte und die Verzögerung dieser Division nicht wußte, erwartete ihre Ankunft während der Schlacht mit Sicherheit. Aber das war ein auf den Zufall gebauter Calkul, Napoleon tadelt ihn deßwegen mit Recht.

Den 16. um 8 Uhr Morgens begann der General Séras seine Bewegung. Die Brigade Garreau und die Division Sévéroli marschirten gegen die Oesterreicher. Die Avantgarde derselben griff allsobald zu den Waffen und General Frimont befahl, das Dorf Poreia zu vertheidigen.

Der General Séras erreichte Palse um 9 Uhr Morgens. Die österreichischen Posten wurden geworfen, das Dorf blieb in den Händen der Franzosen. Die Divisionen Séras und Sévéroli entwickelten sich im Angesicht von Pordenone. Der Verlust dieses Punktes konnte für die Oesterreicher den Verlust der Schlacht herbeiführen. Frimont sah dies ein und beeilte sich, den Erzherzog zu benachrichtigen, welcher es nicht erwartet hatte, angegriffen zu werden, und entschloß sich nun, selbst die Offensive zu ergreifen, um seinem kommandirenden General Zeit zu lassen, seine Dispositionen zu treffen und ihm dann Verstärkung zu schicken.

Se warf er sich dann mit seinen 6 Bataillonen auf die Division Sévéroli. Diese Division hielt sich lange, mußte sich aber zurückziehen; General Séras bemühte sich, seine Truppen wieder zu formiren, und unterstützt durch 3 Bataillone Barbou zwang er die Truppen Frimont's zurückzugehen. Die Oesterreicher nahmen ihre Position auf den Höhen hinter Poreia.

*) Darauf bezieht sich ein neulich in Graz erschienenes interessantes Schriftchen von Fritz Pichler: „Das Wetter" nach deutscher und besonders steierischer Volkserinnerung.

Dieser Kampf gab dem Erzherzog Zeit, sich zu orientiren. Er beorderte die Brigade Colloredo vom 8. Korps und 10 Eskadronen über Berni Piccolo zu marschiren, um Porcia wieder zu nehmen. Das hielt die Franzosen wirklich auf und zwang sie, sich zurückzuziehen.

Der Vicekönig beobachtete den Kampf von den gefährlichsten Punkten aus. Er schickte die Division Grenier, um den Angriff des General Séras zu unterstützen. Es wurde von beiden Seiten mit seltener Tapferkeit gekämpft, der Ort (Porcia) wurde genommen und wieder verloren, General Teste wurde verwundet und vom Oberst Gifflinger ersetzt; aber die französisch-italienischen Truppen konnten niemals über Porcia hinauskommen. Doch der General Broussier fing an, über Fontana-Fredda zu debouchiren, um in die Ebene vorzudringen. Porcia umgehend, mußte er den Erfolg auf diesem Punkte sichern. Die Tapferkeit ihrer Avantgarde hatte der österreichischen Armee Zeit gegeben, sich zu formiren. Das 9. Korps hatte Pordenone verlassen und rückte rasch vor, um Theil an der Schlacht zu nehmen. Der Erzherzog erstaunt, daß der Vicekönig sich nicht in den Ebenen von Roveredo entwickelte, begriff den ganzen Schlachtplan nicht. Es wußte nicht, daß die Dragoner und die Division Lamarque nicht eingetroffen waren. Er hielt also den Angriff auf Porcia als eine falsche Demonstration, und fürchtete, die Hauptkräfte des Vicekönigs parallel und auf der Linken der Hauptstraße marschiren zu sehen, sobald die ganze 8. Division der Oesterreicher in Porcia engagirt wäre, und mit einem Theile seiner Truppen abgeschnitten und in den Sumpf von Nocello und Meduna geworfen zu werden, daher beschloß er abzuwarten, bis er darüber im Klaren wäre. Doch sobald er die Divisionen des Centrums sich in Porcia engagiren sah, sobald er die Schwäche der französischen Armee an Cavallerie durchschaut hatte, beschloß er, sich zwischen das Centrum und den linken Flügel des Vicekönigs zu werfen, um dessen vorzüglichste Rückzugslinie, die von Sacile, zu bedrohen.

Gegen 3 Uhr Nachmittags bereitete sich General Broussier, Fontana-Fredda zu durchbrechen. Der Feind zog sich auf seine Artillerie, seine Kavallerie und das 8. Korps zurück. Der Kampf hielt sich längere Zeit auf der ganzen Linie ohne Vortheil für die eine oder die andere Seite.

Nun entschloß sich der Erzherzog, welchem der Plan des Vicekönigs klar zu werden begann, seine offensive Bewegung auszuführen, welche für den linken Flügel der französischen Armee so drohend war. Zwei Brigaden, darunter die Volkmann's, warfen sich zwischen Porcia und die Ebene; 13 Bataillons und 12 Eskadronen richteten sich gegen unsere Linke über Vigonovo, um die Division Broussier abzuschneiden. Die Brigade Kleinmayrn blieb in der Reserve, um Porcia zu vertheidigen. General Frimont hatte Befehl, das Dorf um jeden Preis zu halten, aber ohne die Offensive zu ergreifen. Der Plan des Erzherzogs war: die Franzosen im Centrum von Porcia mit den Truppen des General Frimont und denen des 8. Korps festzuhalten, mit dem 9. aber unsere Linke zu überflügeln, und sich zwischen das Centrum und den linken Flügel des Prinzen zu werfen, welcher durch das Nichteintreffen der Division Lamarque bloßgestellt war. 30.000 Mann frischer Truppen waren daher bald vor den Divisionen Grenier und Broussier aufmarschirt. Von allen Seiten gedrängt, vereinigte Grenier seine Division, um Stand zu halten, Séras verließ Porcia und erreichte Palse.

Prinz Eugen machte die größten Anstrengungen, den Tag zu retten; er führte mit der kaltblütigen Tapferkeit, welche die höchste Zierde seines Charakters war, seine Truppen auf den bedrohten Punkten selbst in's Gefecht; als aber gegen 5 Uhr noch keine Nachricht von der Division Lamarque da war und er fürchten mußte, von Sacile abgeschnitten zu werden, ordnete er den Rückzug an.

Der Verlust der französisch-italienischen Armee, bei der Schlacht von Sacile, waren 3000 Todte, 3500 Gefangene und 15 Kanonen. Die Generale Sévérolo, Teste, Pagés, Dutruy und Adjutant Martel wurden verwundet.

Die Oesterreicher verloren 3600 Mann als kampfunfähig und 500 Gefangene. *)

Du Casse berichtet weiter über den Rückzug der französischen Armee gegen die Etsch und erörtert weitläufig die Dispositionen des Vizekönigs.

Hier gedenkt er auch der Gefangennehmung des Grafen Goës in Padua und gibt ausführlich die bei demselben vorgefundenen Schriften an, deren Aufzählung mir wichtig genug scheint, um sie hier anzuführen.

Graf Goës hatte Papiere bei sich, welche mehrere Italiener kompromittirten. Der Kaiser befahl, ihm den Inhalt mitzutheilen **). Der Vicekönig that dies in einem Briefe

*) Ich habe diesen Schlachtbericht ausführlicher wiedergegeben, da der edle Erzherzog, der diesen glorreichen Sieg, der selbst von feindlicher Seite als so bedeutend dargestellt wird, erfochten, und der vor wenigen Wochen, gerade 50 Jahre darnach uns entrissen wurde, auch uns Kärntnern so wohlbekannt und so theuer war. — Heinrich Hermann berichtet über diese Vorgänge folgender Maßen (Seite 198): „Am 15. April kam es zum Gefechte bei Pordenone, wo bereits die Chevauxlegers von Hohenzollern und Ott Husaren sich auszeichneten, 2000 Gefangene, 4 Kanonen und 2 Adler genommen wurden. Am Sonntage den 16. April erkämpfte die Armee über den Vicekönig, welcher 5 Divisionen und eine große Zahl Reiter stark war, während man diesseits nur 34 Bataillons und 36 Eskadrons zählte, den glänzenden Sieg bei Sacile, welchem man um so mehr diesen Namen beilegen kann, als ein Drittheil des österreichischen Heeres, vorzüglich der rechte Flügel, gar nicht in's Gefecht kam, und die Truppen des linken, unter denen sich vorzüglich das steirische Regiment Strasoldo auszeichnete aber auch einen sehr empfindlichen Verlust erlitt, sich unter Frimont und dem Achilles der Oesterreicher, dem General Colloredo, mit Löwenmuth in's Feuer stürzten. Dem Feinde wurden 6000 Gefangene, darunter 3 Generale, 19 Kanonen und ein Adler abgenommen".

**) Du Casse sagt in einer Anmerkung: Man hat den Papieren des Herrn v. Goës eine viel größere Wichtigkeit beigelegt, als sie verdienten, wie aus einem Briefe Eugen's zu ersehen ist. Herr von Vaudonwurt sagt, Goës habe Zeit gehabt, einige der wichtigsten Papiere zu vernichten, welche Personen hohen Ranges kompromittirten; er läßt durchblicken, als habe man nicht zu strenge verfahren wollen, aber der Charakter des Prinzen, sein ehrfurchtsvoller Gehorsam gegen Napoleon läßt nicht zu, so etwas zu glauben. Unter den Proklamationen fand sich folgende vom Erzherzog Johann: Italiener! höret Wahrheit und Vernunft. Sie sagen Euch, daß Ihr die Sklaven Frankreichs seyd, und daß Ihr für sie Summen Gold und Euer Blut verschwendet. Das Königreich Italien ist nichts als ein Traum, ein leerer Name. Die Conscription, die Steuern, Bedrückungen aller Art, die Nichtigkeit Eurer politischen Existenz, das ist die Wirklichkeit. Die Vernunft muß Euch sagen, daß Ihr in solchem Zustande der Erniedrigung weder geachtet noch ruhig, und keine Italiener seyn könnt. Wollt Ihr es seyn? Vereinigt Euch mit uns, weihet Eure Herzen und Eure Arme dem Kaiser Franz. In diesem Augenblicke schickt er eine imposante Armee nach Italien. Er schickt sie nicht, um einen schnöden Durst nach Eroberungen zu stillen, sondern um sich zu vertheidigen und die Unabhängigkeit aller Nationen

von Bruck ddo. 27. Mai, der folgendermaßen lautet: Sire! E. M. haben mir aufgetragen, Ihnen die Papiere mitzutheilen, welche der kriegsgefangene Goës bei sich führte. Ich beeile mich, diesem Befehle nachzukommen.

Herr v. Goës hatte in seinem Wagen:

1. Eine große Anzahl von Proklamationen, die E. M. schon bekannt sind, und welche im Namen Franz II. gedruckt wurden, vom Prinzen Karl und vom Erzherzog Johann. Ich war über den Geist dieser Proklamationen indignirt (begreiflich).

2. Den Entwurf eines Briefes des Grafen Goës an den Erzbischof von Udine mit dem Auftrage, ein Te Deum abzuhalten.

3. Eine Liste, geschrieben vom Herrn von Goës, unter dem Titel: „Uebersicht der Maßregeln, genommen von der Direktion der Espionnage in Triest. Diese Liste enthält die Namen von Personen in Triest, Capo d'Istria, welche auf Rechnung des Herrn Goës sich zu Spionen hergeben. Sie gibt die einem der genannten Spione zuerkannte Summe an. Ich habe die nöthigen Befehle zur Gefangennehmung der bezeichneten Personen gegeben.

4. Eine Note, welche ich auch der Hand des Herrn v. Goës zuschreibe; sie enthält einen Befehl des Erzherzogs Johann vom 15. März 1809, sogleich mit Post 4 Spionen nach Gospich abgehen zu lassen.

5. Das Concept einer Note von Herrn v. Goës an den Polizeipräsidenten in Wien, worin er ihm Bericht über die zur Absendung der in der vorhergehenden Note bezeichneten Spione getroffenen Maßregeln berichtet.

6. Einen Rapport unter dem Titel: Rapporto circonstanciato, welcher ohne Zweifel von einem der Spione an Goës gerichtet war, der im Monate März die Städte Udine, Virenza, Verona, Mantua, Cremona und Mailand bereist hatte. Der Spion berichtet in seiner Art über die Streitkräfte und die Stimmung in diesen Städten. Ich habe mir Mühe gegeben, den Verfasser zu entdecken und es gelang mir endlich. Er heißt Ballobene. Er ist aus Cormons bei Gradiska. Ich gab ebenfalls die nöthigen Befehle, ihn zu verfolgen und gefangen zu nehmen. Der Rapport ist übrigens schlecht genug gemacht. Er ist durchaus unrichtig. Es geht aus den Erkundigungen hervor, daß dieser Spion taub wie eine Mauer ist.

Europa's zu sichern, die durch eine Reihe von Handlungen bedroht ist, die unzweifelhaft eine unvermeidliche Sklaverei befürchten lassen. Wenn Gott die edeln Bestrebungen des Kaisers Franz beschützt, wird Italien wieder glücklich und in Europa geachtet seyn. Wir kommen nicht, um zu strafen; um Euch zu helfen, zu retten. Werdet Ihr weniger thun, als die Spanier, bei denen die Thaten den Worten entsprachen. — Fürchtet Ihr weniger, als sie, die schmachvolle Sklaverei, welche man Euch mit lockenden Worten, aber mit minder sprechenden Thaten aufbürden will? Italiener, die Wahrheit und die Vernunft sagen Euch, daß sich eine so glänzende Gelegenheit, das Joch abzuwerfen, nicht mehr bietet. Sie sagen Euch, daß Ihr, wenn Ihr sie nicht hört, Gefahr laufet, was immer für eine Armee siegt, als erobertes Volk behandelt zu werden, als ein Volk ohne Namen und Recht; daß im Gegentheil, wenn Ihr Euch Euren Befreiern anschließt und mit ihnen siegreich seyd, Italien neu ersteht, wieder seinen Platz unter den ersten Nationen der Welt einnimmt. — Mailänder, Toskaner, Mantuaner, Piemontesen und Ihr andern Völker Italiens, erinnert Euch wohl Eurer alten Zustände. Diese Tage des Friedens und der Prosperität können wieder kommen, wenn Euer Betragen Euch dieser glücklichen Umänderung würdig macht. — —

7. Eine genaue Copie dieses Rapport's.

8. Eine italienische Note, welche den Entwurf einer Antwort auf die französischen und italienischen Zeitungsartikel gegen das Haus Oesterreich zu seyn scheint. Ich konnte den Verfasser davon nicht entdecken.

9. Ein Memoire von Luigi Castiglioni, einem Mailänder Emigranten, der seine Dienste, die er dem Hause Oesterreich schon geleistet, anpreist, und verspricht, neue zu leisten. Ich befahl dem Kriegsminister, dieses Individuum zu arretiren, wenn es noch in Triest ist, und vor ein Kriegsgericht zu stellen.

10. Drei Quittungen von Castiglioni, aus denen ersichtlich ist, daß er in den Monaten November, Dezember 1808 und April 1809 — 813 Gulden erhalten hat.

11. Eine Quittung eines gewissen Céllini vom 31. März 1809, wo er bestätigt, vom General .... 600 Gulden erhalten zu haben, um die Aufträge, zu denen er sich verpflichtet, auszuführen.

12. Entwurf eines Briefes von Goës aus Valvasone, 19. April, an die Provinzial-Kommission, welche Erzherzog Johann für's Friaul eingesetzt hatte, worin er sich beklagt, daß die in Udine gedruckten Proklamationen und Befehle noch nicht nach Valvasone gekommen.

13. Einige Briefe von drei Municipalbeamten, betreffend Vorräthe von Lebensmitteln, die Goës requirirt hatte, und welche besagte Beamte unter verschiedenen Vorwänden verweigerten.

Das war der Inhalt der Goës'schen Papiere.

Eugen versichert, daß er alle, die dadurch kompromittirt wären, fusilliren lassen werde *). —

Du Casse berichtet den weitern Rückzug und die Stellungen der Armee des Vicekönigs, erwähnt die Bewegungen in Tirol, des Versuches der Oesterreicher, Malghera zu nehmen, welcher leider mißlang und fast 100 Menschen kostete; Erzherzog Johann war persönlich bei dieser Affaire.

Der Tag von Caldiero wird als ein sehr ruhmvoller für die Franzosen geschildert, während nach österreichischen Berichten der Sieg uns zugerechnet wurde **).

Nach Du Casse wollte Eugen die österreichische Front beschäftigen, während er Monte Bastia über Illasi angreifen ließ. Dieser Plan gelang. Während der rechte Flügel der Armee des Prinzen gegen Villanuova avancirte, das Centrum gegen Suave, nahmen 3 Bataillone der k. Garde und das erste italienische Regiment Monte Bastia. Als dies gelungen war, ließ der Vicekönig die übrigen Demonstrationen auf der ganzen Linie einstellen.

Alle Anstrengungen, welche die Oesterreicher den folgenden Tag (30. Mai) machten, die verlornen Positionen wieder zu erobern, waren fruchtlos. Es waren von ihnen 10,000 Mann im Gefechte und der Verlust betrug beiläufig 800.

Die Franzosen verloren 400 Mann an Todten und 200 an Verwundeten, General Sorbier wurde tödtlich verwundet.

Wir übergehen die ausführliche Erzählung des österreichischen Rückzuges, welcher bekanntlich, jedoch nicht in Folge der Schlacht von Caldiero angetreten wurde, sondern durch die trüben Vorgänge in Deutschland bedingt war, und der Verfolgung durch die französisch-italienische Armee, bis zur

*) Hermann berichtet über die Gefangennehmung des Grafen von Goës fast ganz übereinstimmend.

**) Siehe Hermann, 3. Band, 1. Heft, Seite 199—200.

Unglücksschlacht an der Piave, deren Schilderung etwas genauer zu betrachten, nicht ohne Interesse seyn dürfte. Den 7. Mai befahl der Prinz Eugen, welcher sich persönlich an das rechte Ufer der Piave begeben hatte, dem 8. Chasseur-Regiment, sich gedeckt von der 2. Dragonerdivision auf das linke Ufer zu werfen.

Das 8. Chasseurregiment, welches den Fluß überschritten hatte, vertrieb einige Posten der Oesterreicher und kehrte dann bei tiefer Nacht in seine Stellungen zurück. Der Vicekönig ließ die Furthen untersuchen und machte in der Nacht folgende Dispositionen, den Fluß am Morgen zu passiren.

Die Avantgarde erhielt Befehl, ihren Uebergang mit Tagesanbruch durch die Furth von Lovadina zu bewerkstelligen und sich am jenseitigen Ufer sogleich zu formiren, um die folgenden Truppen zu decken. — Die Chasseurdivision des General Sahue und die zwei Dragonerdivisionen der Generale Grouchy und Pully sollten zwei Miglien unterhalb die Furth St. Nichiol passiren. Die Division Sahue hatte Befehl, sich dann augenblicklich an der linken Flanke des Generals Dessaix aufzustellen, um ihn zu schützen. Pully's Dragoner sollten die Rechte der Avantgarde decken, und die Division Grouchy hatte Befehl, der Bewegung des Generals Pully zu folgen und die Oesterreicher zu beobachten, um sie zu hindern, die übersetzenden Truppen zu beunruhigen.

Die zwei Divisionen des rechten Flügel's sollten auf derselben Furth über den Fluß, wie die Avantgarde, unmittelbar darnach das Korps des Centrums auf der Furth von St. Nichiol, und die Rechte der Armee bilden. Die Division des linken Flügels und die k. Garde wurden auf dem rechten Ufer von Lovadina zur Beobachtung aufgestellt, den Augenblick ihres Uebergangs abwartend. Die Division Séras, in Narvesó aufgestellt, erhielt Ordre, die Aufmerksamkeit der österreichischen Rechten durch eine falsche Demonstration auf den Fluß zu ziehen, dann der Bewegung der übrigen Armee zu folgen.

Prinz Eugen hatte ferner befohlen, am rechten Ufer Batterien von Zwölfpfündern aufzustellen, um den Uebergang und nöthigen Falles den Rückzug zu decken. Obschon die Wasser sehr hoch waren, überschritt sie die Avantgarde rasch und war um 7 Uhr im Gefecht am linken Ufer.

Die 3. Kavallerie-Division kam fast zu gleicher Zeit mit dem Uebergang zu Stande. Die österreichischen Vorposten zogen sich zurück.

Alle Berichte hatten angekündigt, die Oesterreicher seyen im vollen Rückzuge und würden kaum den Uebergang über die Piave streitig machen, aber sobald es hell wurde, sah man Bewegungen von zahlreichen Corps, starke Colonnen von Infanterie und Kavallerie kamen in der Richtung von Conegliano. Bald eröffneten sie ihr Feuer gegen die Avantgarde. General Dessaix antwortete mit seinen 4 leichten Feldstücken, zu welchen bald die 4 der Division Sahue kamen.

Um 8 Uhr hatten die Oesterreicher 24 Kanonen im Gefechte. Zwei Regimenter Cavallerie manövrirten nach rechts und suchten General Dessaix zu überflügeln, während ein Regiment Husaren seine Linke belästigen wollte. Die Avantgarde beeilte sich, sich in Carré zu formiren. Die österreichische Cavallerie hielt die Avantgarde für erschüttert durch das Feuer, dem sie schon lange ausgesetzt war, und entschloß sich, sie anzugreifen. Dragoner und Chevauxlegers führten diesen Angriff mit Ungestüm aus; aber die Voltigeurs empfingen sie unerschrocken mit wohlgezieltem Feuer, brachten die Brigade in Unordnung, welche nun genöthigt war, sich zurückzuziehen, eine Menge Menschen und Pferde am Platze lassend.

Der Eskadronschef Milton, Commandant des 9. Chasseurs-Regimentes, wollte diesen Moment benützen. Er verfolgte mit seinem Regiment die Oesterreicher lebhaft, aber angegriffen von einem Husarenregiment, mußte er sich zurückziehen. Die Oesterreicher schienen einen Angriff auf das Carré zu beabsichtigen, als General Sahue mit seinen Chasseurs sich auf der Linken von Dessaix formirte, während die Division Pully auf seiner Linken debouchirte, ihre Artillerie mit der Avantgarde vereinigend.

Diese Divisionen waren bisher von mehreren österreichischen Corps von Infanterie und Cavallerie aufgehalten gewesen, welche sich von der Avantgarde trennen und die Uebergänge bei St. Nichiol und Lovadina beunruhigen wollten. Das 15. französische Dragonerregiment machte bei dieser Gelegenheit einen schönen Angriff, und dieses Regiment mit dem 6. Infanterieregiment erhielt Ordre, den Uebergang des General Macdonald zu decken. Der Uebergang ging langsam, weil das Wasser jeden Augenblick stieg; um 10 Uhr war erst das 9. Linienregiment und 3 Bataillone des 84. hinüber. Die Floßbrücke, welche zu bauen der Vicekönig befohlen, war nicht fertig; da befahl der Vicekönig dem General Lamarque, 100 Schwimmer ins Wasser zu schicken, um den Uebergang seiner Division zu unterstützen, welche endlich um 12½ Uhr am andern Ufer war und sich links von der Division Brouffier, aber ein wenig rechts und hinter der Avantgarde aufstellte. Indeß hatte eine schöne Waffenthat, vom glücklichsten Erfolge begleitet, stattgefunden.

Die Oesterreicher hatten nicht mehr angegriffen, aber sie unterhielten ihr Feuern seit 3 Stunden, was bedeutende Verluste den Franzosen verursachte. Der Vicekönig, indem er sah, was vorging, ließ dem General Pully befehlen, die österreichische Artillerie und Cavallerie anzugreifen, und dem General Sahuc, diese Bewegung nach links zu secundiren.

Die Regimenter Savoyen Dragoner, Hohenlohe Chevauxlegers und Ott Husaren wurden gesprengt und größtentheils zusammengehauen, die Kanoniere auf ihren Kanonen getödtet, diese genommen.

Das 9. Chasseurregiment unter Commando des Obersten Delacroise, sowie die Voltigeurs machten ebenfalls lebhafte Angriffe, einige Tirailleurs, vom General Dessaix detachirt, nahmen mehrere Pulverwagen.

Während dem kam das Corps des Centrums über den Fluß, wobei drei Elitebataillone unter Commando des Obersten Gifflenga voran waren, und bald folgte ihnen die Division Abbé; doch vor der Division Durutte kam nur das 23. leichte Infanterieregiment über den Fluß, verlor dabei jedoch einige Leute, die durch die Gewalt der Strömung fortgerissen wurden, da die Piave schon zu sehr angeschwollen und für Infanterie nicht mehr zu passiren war. Sobald die Division Abbé formirt war, griff Oberst Gifflenga die österreichische Infanterie an und warf sie aus ihren Positionen, zur selben Zeit drängte die Division Grouchy in wiederholten Angriffen das Cavalleriekorps zurück.

Doch formirten sich die Oesterreicher wieder, sie lehnten ihre Linke an's Dorf Cima d'Olmo und ihre Rechte an die Heerstraße. Der Vicekönig beschloß, sie in dieser Stellung anzugreifen; er befahl daher dem General Grenier, sich lebhaft auf ihre linke Flanken zu werfen, und den Divisionen Pully und Grouchy, ihn zu unterstützen, während die übrige Armee gegen die österreichische Front manövrirte.

Grenier ließ sogleich das Dorf Cima d'Olmo durch die Avantgarde des General Gifflenga angreifen, welcher den Posten mit dem Bajonnete nahm und 300 Gefangene machte.

Während dem stellten sich die Division Grouchy und das 6. Husarenregiment den Anstrengungen der österreichischen Cavallerie entgegen, welche auf General Grenier stürzen wollte. Es fanden mehrere Attaquen Statt, aber nicht alle waren gleich glücklich und brillant. Das 7. Dragoner-Regiment und das 6. Husaren-Regiment hatten viel vom Feuer der österreichischen Infanterie zu leiden, welche die Vortheile ihres koupirten Terrains genoß, wo sie vor Kavallerie-Angriffen sicher war. Da der Vicekönig sah, daß die österreichische Front noch nicht wankte, ließ er 24 Kanonen auffahren, deren Feuer endlich den Rückzug der Oesterreicher bedingte. Er ließ fortfeuern und die Unordnung wurde vollkommen. Die französischen Truppen verfolgten die Oesterreicher bis in die Nacht. Da der Prinz jedoch die Hälfte seiner Armee auf der andern Seite der Piave hatte, hielt er es nicht für gerathen, sich zu weit vom Fluße zu entfernen. Er stellte daher die Verfolgung ein und ließ die Truppen in den Stellungen, wo sie gerade waren, bivouaquiren.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Poesien.

5. Beschaulichkeit.

Nah' blühen die Ideen
An unserm Lebenspfade,
In deren Blumenbade
Uns Himmelsdüfte wehen.

Willst du dich d'ran erfrischen,
Dann laß in einer Laube —
Abseits vom Straßenstaube —
Dir deinen Becher mischen.

6. Mitternacht.

Mitternacht!
Stadt, Gebirg und See und Land
Liegen da in heller Pracht,
Und den Strand
Netzt der Woge gold'ner Rand.

Wächters Horn,
Der heraufzieht schattengleich,
Tönt vom Markt am Silberborn.
Arm und Reich
Wiegt sich nur in Träumen weich.

Schleierlos
Unterm Mondesauge warm,
Ruht die Welt in Gottes Schooß,
Sonder Harm
Wie das Kind im Mutterarm!

So vergiß,
Herrscherin der Nächte du,
Nicht des Liebchens mein und schließ,
Holde Ruh,
Zwei gequälte Äuglein zu!

F. M.

Biographisches aus der Zeit.

11. Feldmarschall-Lieutenant Baron Urban.

Eine der schwierigsten Aufgaben, welche die kaiserliche Armee in den Jahren 1848 und 1849 zu lösen hatte — heißt es im „Wanderer" — war die Unterdrückung des Aufstandes in Siebenbürgen. Das Land, von Hochgebirgen rings umschlossen, von bewaldetem Mittelgebirge durchschnitten, dann wieder zahlreiche Thäler, oft von Bergwässern durchrissen, ist eine natürliche, für den Landeskundigen vortheilhaft zu benützende Festung. Alle Elemente der Bevölkerung waren in heftiger Gährung. Szekler und Ungarn, Walachen und Sachsen standen haßentbrannt gegenüber. Die Streitkraft Oesterreichs war Anfangs schwach; an die Spitze der Gegner trat bald ein Mann, wohlkundig des Revolutionskrieges, von entschiedenem Organisationstalent, mit eisernem Willen. Es galt, eines der Elemente zu gewinnen, einen Mann zu finden, der mit unbeugsamer Willensstärke blitzesschnelle Gewandtheit verbände, auf sich allein vertrauend im Nothfalle ein Heer zu schaffen verstände, nie verzagend, rasch an jedem bedrohten Punkte erschiene, und muthig selbst im Kampfe voranginge. Ein solcher Charakter war Urban. Karl Freiherr von Urban, der Sohn eines Offiziers, ist 1802 in Krakau geboren. Seine militärische Erziehung genoß er in der Kadettenschule zu Olmütz. Seit 1. November 1815 in der kaiserlichen Armee dienend, nahm er am 8. April 1821 noch als Kadett an der Affaire von Novara Theil. Zum Offizier befördert, diente er in Mähren und Schlesien, so wie als Lehrer in der Kadettenschule. Im Jahre 1847 ward er als Oberstlieutenant zum 15. Grenzregiment, bald darauf zum 2. Romanengrenzregimente versetzt. Bei diesem stand er, als in Siebenbürgen die ersten Bewegungen sich zeigten. Er, der Erste, welcher entschieden für die gesetzmäßige Regierung eintrat, beschloß seinen Einfluß auf den rumänischen Theil der Bevölkerung geltend zu machen. Seiner Energie gelang es, die Bemühungen der Ungarn für die Bildung der Honved-Bataillone zu hintertreiben, besonders seitdem er für seinen erkrankten Obersten den Befehl des Regimentes übernommen hatte. Im Oktober 1848 von Wien zurückgekehrt, wurde er für den Fall des Ausbruches von Feindseligkeiten zum strategischen Befehlshaber Nord-Siebenbürgens ernannt und erhielt die Weisung, sich selbst und seiner Ansicht zu vertrauen. Eine geringe Streitmacht war zu seiner Verfügung. Er berief alle Anhänger der Krone zu sich, befestigte sie in ihrer Treue gegen Kaiser und Reich, organisirte den Landsturm, und rückte mit den so gebildeten Truppen nach Szász-Regen. Sein kühner Unternehmungsgeist zeigte sich gleich im Beginne seiner selbstständigen kriegerischen Laufbahn. Obwohl für sich allein stehend, ohne Verbindung mit der Armee im Süden des Landes, ohne Geld und Weisung, stellte er sich die Aufgabe, Vásárhely, den Hauptsitz der bergbewohnenden Szekler, des kriegerischsten Stammes im Lande, echte Natursöhne mit eisernen Muskeln, ausdauernd in Beschwerden, geschickt und todesverachtend, kühn bis zur Tollheit, zu bedrohen, und ihre ganze Macht auf sich zu ziehen. Da-

durch bekam die Armee im Süden freie Hand. Am 21. Oktober begannen die Feindseligkeiten; am 31. bestand er ein hitziges Rekognoscirungsgefecht bei Bayda-Szent-Ivan gegen die ganze Macht der Szekler und zog sich fechtend nach Wallendorf, um sich mit Wardener zu vereinigen, unterdrückte eine gefährliche Regung zu Gunsten der Magyaren, und schon am 15. November stand er einer Schaar von Ungarn unter Balbacci bei Szamos-Ujvar gegenüber. Am Wildbache nahm er seine Aufstellung, lockte durch eine kühne unerwartete Bewegung die Ungarn aus ihrer günstigen Stellung und trieb sie, die ihm weit überlegen, zurück. Am 15. rückte er nach Apahida vor. Bestürzung und Entmuthigung herrschte in Klausenburg. Man berieth wegen der Uebergabe, als daselbst am 16. die Nachricht verbreitet wurde, Urban sey bei Szamos-Falva geschlagen worden. Die Ungarn hatten sich hinter diesem Orte vortheilhaft aufgestellt; Urban's Colonnen mußten auf schmaler Straße, unter dem heftigsten Kreuzfeuer durch den brennenden Ort stürmen und einen Augenblick zurückweichen, aber ein erneuerter Angriff entschied zu seinen Gunsten. Am 18. war Klausenburg in den Händen der österreichischen Truppen. Kaum hatte Urban sich in dieser Stadt festgesetzt, so schob er seine Truppen nach Gyula vor, um Deés anzugreifen. Dort stand Katona Miklos mit 10,000 Nationalgarden, wohl kaum erwartend, daß Urban mit seiner einzigen regulären Brigade ihn angreifen werde. Doch der Rumänenoberst stürmte gleichzeitig von beiden Seiten, so daß Katona kaum im Stande war, einige Kanonen abzufeuern; Urban's Reiter hieben ein und brachten die größte Verwirrung unter den Feind, der eilends, von den Truppen bis Remete verfolgt, sieben Stunden weit in die Berge floh, so daß von Katona's Korps fürder nichts mehr gesehen wurde. — In dem combinirten Plane der österreichischen Armee in Ungarn und Siebenbürgen war es gelegen, daß der von den schroffen, felsigen und bewaldeten Abhängen des Tunyergebirges im Süden und des Dombrei Heimare im Norden gebildete Paß Chucsu forcirt werden sollte. Er ist so enge, daß kaum zwei Wagen nebeneinander fahren können; er war überdies noch durch eine Positionsbatterie beherrscht. Zwei Tage, am 18. und 19. Dezember, wurde dort vom Morgen bis in die sinkende Nacht gefochten. Urban stürmte vom Görgeny Thale her, wurde zwar geworfen, behauptete aber die Nacht über die Höhen, und, obwohl nicht glücklicher im Kampfe am andern Morgen, erbeutete er doch eine Kriegskasse und bewerkstelligte seinen Rückzug auf Banfy Hunyad und Klausenburg. — Bem war unterdessen an die Spitze der Revolutionsarmee in Siebenbürgen getreten, hatte dieselbe organisirt und eingeübt. Er wandte sich zuerst mit Uebermacht gegen den kühnsten und raschesten Führer, gegen Urban, der ihm schon am 20. allein gegenüberstand. An Erfolg war, da Wardener geworfen war, nicht zu denken. Aber ein kühner Rückzug wurde durchgeführt. Am 24. und 25. war er vor Szibo, Banffy-Hunyad, Klausenburg und Deés eingeschlossen. Bei Nacht entzog er sich über N. Almas, Egeres, Darocz-Mora und die Tartsa den ihm folgenden Truppen Riczko's und Bem's, und durchbrach am 16. die feindlichen Massen bei Apahida. Am 28. stand er mit Jablonowsky vereinigt in der vortheilhaften Position bei Bethlen, am linken Ufer der Szamos, in dem Winkel, wo der Bethlen in die Szamos mündet: rechts und links Höhen, welche beide Thäler beherrschen. Ein hitziges Gefecht wurde gegen die Ueberzahl der Feinde unter Riczko geliefert, und hierauf Tag und Nacht über Naszod marschirt. Am 31. Morgens, bei 20 Grad Kälte, wurde nochmals ein hartnäckiges Treffen bei Tihutza im Bistritzthale gekämpft, um die Straße in die Bukowina zu behaupten. Noch am 3. Jänner 1849 wurde den ganzen Tag, meist mit dem Bajonnete, heiß gestritten, wobei Urban auch gegen die Entmuthigung seiner Schaaren anzukämpfen hatte, und hierauf den Uebergang in die Bukowina bewerkstelligte. Eines war durch diese Gefechte errungen, Bem's Truppen waren beschäftigt und vom Süden abgelenkt. — Kurze Ruhe wurde den Truppen auf gallizischem Boden gegönnt, so lange, als zur Reorganisirung nöthig war. Bald sollte Urban die glänzende That verrichten, durch die er den „Theresienorden“ sich erwarb, den Ueberfall auf Moroscheny. Gegen den bestimmten Befehl, mit größter eigener Gefahr, mit geringer Truppenzahl, setzte er sich am 6. Februar in Bewegung. Durch tiefen Schnee, auf ungebahnten Wegen, durch Urwälder und Schluchten, über steile Gebirgsrücken, wo oft nur Mann hinter Mann klimmen konnte, nach zwölfstündigem Marsche bei 24 Grad Kälte, immer im Hochgebirge, gelangte er Abends in ein Thal, wo die Mannschaft im Freien eine dreistündige Rast hielt. Der Marsch wurde hierauf die Nacht durch fortgesetzt, in einem andern Thal war die schon mehr als ermüdete Colonne in Gefahr, auf feindliche Zwischenposten zu stoßen, die glücklich umgangen wurden; am nächsten Morgen kletterte die Truppe den letzten steilen Bergrücken herab, und stand vor Moroscheny im Rücken der feindlichen Vorposten. Ohne Avantgarde, Urban (nunmehr Oberst) den Degen in der Faust, an der Spitze, rückte die Colonne lautlos vor, hob eine feindliche Vedette auf, erfuhr so das Wort der Losung, kam ungehindert in den Ort, bemächtigte sich der Bagage des Feindes, des Geschützes, der Munition, umringte die Wohnungen der Offiziere und Mannschaft, alle wurden gefangen. In einer Viertelstunde, ohne einen Schuß zu thun und Lärm zu erregen, war der Ueberfall glücklich ausgeführt. — Bem bedrängte wieder die Südarmee. Wenige Tage nach der erzählten That brach Urban bei Jkad neuerdings in's Land und zwang den Führer der Insurgenten, sich wieder nach Norden zu wenden. Bei Barta-Dorna überraschte Urban drei Kompagnien, die sich den Insurgenten angeschlossen, und nahm sie gefangen, rückte schnell nach Bistritz, trieb dessen Besatzung nach Deés, berannte am 18. Februar das wohlverschanzte Bayersdorf und nahm es nach viermaligem Sturme. Am 26. rettete seine Entschlossenheit bei Porgo Schossen und Borga Prund in einem Gefechte, in dem er wieder allein stand, 800 Mann vor Gefangenschaft. — Im Sommerfeldzuge des Jahres 1849 befehligte er die Avantgarde des russischen Generals Grotenhjelm, der im Norden Siebenbürgens operirte, und zeichnete sich durch gleiche Entschlossenheit und Schnelligkeit aus, nahm Klausenburg am 15. August, focht wieder am folgenden Tag, forcirte am dritten den Paß Chucsa, wo der Feind aufgerieben wurde, und rückte am 18. zur Verfolgung jener Insurgenten ab, die dort nicht hatten die Waffen strecken wollen. 1850, als Generalmajor, erwarb er sich noch als Militär-Distrikts-Commandant Verdienste durch energisches Einschreiten gegen die Zügellosigkeit der Hefe des rumänischen Volkes, wodurch die Einäscherung von Deés, Szamos-Ujvar und Klausenburg verhindert wurde. Der Dank der Bevölkerung jener Gegenden ist in dem Ehrenbürgerrechte der Stadt Klausenburg ausgesprochen. Als Feldmarschall-Lieutenant genoß er einige Jahre wohlverdienter Ruhe, bis der oberste Kriegsherr ihn auf die blutgedüngten Felder der Lombardei rief.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 17. Sonnabend, den 13. August 1859.

Der achtzehnte August 1830*).

Vor mehr als zwanzig Jahren, es war gen Mitternacht,
Ein Banner trabt zur Hofburg, in längst verkomm'ner Pracht;
Manch' altergraues Denkmal, es stammt aus jener Zeit,
Und könnte von den Reitern uns geben treu Bescheid.

Vom Streitroß springt der Erste, der Edelste der Schaar,
Der seines großen Hauses, des Reiches Erster war,
Der bei den großen Enkeln einspricht, der große Ahn,
Und lautlos jede Pforte hat sich Ihm aufgethan.

Des zweiten Kaisersohnes Gemächer sind sein Ziel,
Ein neugebornes Knäblein schläft da auf weichem Pfühl;
Es hat die hehe Mutter das schöne Aug' gesenkt,
Ihr ward nach bittern Schmerzen ein süßer Traum geschenkt.

„So friedlich, wie Dein Schlummer, scheint rings die Welt umher,
„Doch ist die tiefe Stille von lauten Donnern schwer,
„Und Stürme werden kommen und rütteln an dem Horst,
„Wie keine noch durchbebten den tausendjähr'gen Forst.

„Doch kühn der junge Adler den Flug zur Sonne nimmt,
„Indessen der Gewitter ohnmächt'ge Wuth verglimmt;
„Dir wird der starke Glaube von Habsburg's Ahn verlieh'n,
„Es wird der Herr der Heere mit Deinen Bannern zieh'n."

Und wie's der erste Kaiser, das Knäblein segnend, spricht,
Da naht der Fürsten zweiter — o wer erkennt ihn nicht?
Wer kennt ihn nicht den schönen, den ritterlichen Mann,
Dem es nicht leicht ein And'rer an Tugend gleichgethan?

„Man glaubt in mir begraben das edle Ritterthum,
„Doch nicht der Letzte Ritter bin ich voll Glanz und Ruhm,
„Ein sieggefeiter Kämpe, trittst Du in blut'gen Streit,
„Und wirst der Erste Ritter für eine neue Zeit"!

Gar ernst die holden Züge beschaut Maximilian:
„Verrath und Meuchlerwaffen bedrohen Deine Bahn, —
„Doch Er, der mich errettet einst von der Martinswand,
„Er wird auch Dich beschützen mit seiner starken Hand."

Da tritt heran zu Beiden die herrlichste der Frau'n,
Die gleich den besten Fürsten regierte Oestreichs Gau'n;
Sie beugt voll Mutterliebe sich auf den Fürstensohn:
„Du Herzenskind! so ferne und doch so nah' dem Thron —

„Ich seh' Verrath und Wahnsinn zerfleischen unser Land,
„Wär' nicht mein treues Kriegsheer, nicht hätt' ich's mehr erkannt;
„Ich seh's zum Abgrundsrande von eigner Hand geschleift, —
„Seh' doch auch starken Willen, der hohe Thaten reift;

„Seh' Dich, Du holde Mutter, versunken tief in Schmerz,
„Von schwerer Sorg' gedrücket des edlen Gatten Herz;
„Seh' doch auch viele Wonne, die Gott Euch zugedacht,
„Manch Opfer heil'ger Liebe dem theuren Sohn gebracht!"

Zur Kais'rin sich, zur großen, der große Sohn gesellt,
Auf Oestreich's künft'gen Herrscher die Händ' er segnend hält:
„Franz Joseph sollst Du heißen, ein Name schön erdacht,
„Er weiht Dich ein zum Höchsten, das Fürsten je vollbracht."

Und was vor zwanzig Jahren aussprach der Ahnen Mund,
Und segnend prophezeite, — erfüllet ist's zur Stund'!
Wer folgte nicht begeistert Franz Joseph's Siegesbahn,
Ihm, der's den besten Männern, noch Jüngling, gleichgethan!

Du! Oestreich's stolze Hoffnung! der Herr hat Dich beschirmt,
Nie mehr Verrath und Undank solch heilig Haupt umstürmt,
Vergeben und Vergessen, der höchsten Tugend Kraft,
Läßt Du entgegentreten der blut'gen Leidenschaft.

Da „Mit vereinten Kräften" Du schriebst in's Banner ein,
Kann nicht nur Einer Deutung der schöne Wahlspruch seyn;
Denn wie für Oestreich's Völker, hast Du's für Dich gemeint,
Der Ahnen Kraft und Tugend, in Deiner Brust vereint!

Ida Freiin von Culoz.

*) Aus dem Werke: „Das Kaiser-Album VIRIBUS UNITIS." 1858.

Das Schloß Thürn im Lavantthale.

Unter die reformirten Schlösser des Landes gehört auch das Schloß Thürn im Lavantthale. „Es liegt" — schreibt Dr. Tangl in seinem Werke: „Reihe der Bischöfe von Lavant (S. 277)" — „auf einem Hügel von mäßiger Höhe, welcher vom Aichberge, einer westlichen (östlichen) Abdachung der Saualpe, ausläuft, am Eingange einer tiefen Waldschlucht, durch welche der Schaßbach, aus der genannten Alpe entspringend, schäumend herverbraust, auf der Westseite des Thales, beiläufig in der Mitte zwischen Wolfsberg und St. Andrä." Die Aussicht von Thürn ist, wenn auch nicht so großartig als vom gegenüberliegenden Schlosse Reideben, doch eine äußerst liebliche und freundliche. Zunächst ist die Umgegend des Pfarrdorfes Marein davon betroffen, deren mussivisch angebauter Boden vom Graf Henkl'schen Schlosse Weisenau, wo sich die berühmte

und einzige Privatstütterei des Landes befindet und mit ihren vielen gartenartig eingeschlossenen Laufräumen der Pferde einen eigenthümlichen Anblick gewährt, sich bis zum Kögelwald, welcher sich in Mitte des Thales bis gegen St. Andrä an der durchlaufenden Landstraße hinabzieht, ausbreitet. Sich gegenüber erblickt man das Wolfsberger Schloß, den Thurm, die Zinnen und Giebel der darunter liegenden Stadt, links von den Schloßfenstern aus auch Kirchbichl. Der Rundbogen der Aussicht gegen Norden beginnt von der, die Berghöhe am Fuße der Saualpe krönenden, Pfarrkirche Forst und läuft längs dem Leidenberge bis St. Gertraud hin, wo die ansteigenden Höhen von Theisenegg das Revier der Choralpe beginnen, die von ihrer höchsten Spitze, dem „Speickkogel" links und rechts in stufenartigen, weit gedehnten Absätzen gegen Nord und Süd sich gleich absenkt, und uns zu ihren Füßen einen waldumsäumten, mit der Farbenpracht von üppigen Wiesen, Feldern, Weiden und Baumgruppen gezierten Teppich entrollt, dessen unterster Saum das Silberband der Lavant ist, und in dem als lichte Glanzpunkte, gleich Perlen, jene beiden Schlösser, dann die Kirchen von St. Johann, St. Stephan und St. Ulrich, und eine Zahl großartiger Gehöfte unsern Blick anziehen.

Nicht minder interessant ist der Ausblick gegen Westen; wenngleich eine Waldparthie die freie Aussicht in das untere Thal, gegen St. Paul und St. Andrä großentheils verschließt, entschädigt uns dafür das gegen die Saualpe aufsteigende bebaute und mit fortwährendem Wechsel bis zur Alpenregion das Gemüth anregende Gelände. Besonders schön nimmt sich, südwestlich vom Schlosse, der über den tief eingeschnittenen Schlund des Schaßbaches steil sich emporhebende Reißberg aus, über den die Pöllinger Pfarrkirche herabschaut und dessen Rücken das Kunigunden-Kirchlein, dessen Endpunkt der groteske alte Reißberger Schloßthurm und das fest darunter liegende Petrus-Kirchlein ziert. Diesseits des Grabens bis zum Forst hin ist Alles Wald- und Alpengebiet, aus dessen Mitte die Spitze des Aichberger Kirchthurmes hervorragt; doch nicht matt und eintönig, sondern wellenförmig und in steten Wechsel von Licht und Schatten in allen Parthieen des frischesten Grünes bis zum tiefsten Dunkel des Nadelholzes.

Von diesem Naturbilde kehren wir, ehe dem Baue des Schlosses unsere Aufmerksamkeit sich zuwendet, zu seinem muthmaßlichen Ursprunge und seiner Geschichte zurück. Der Name Thürn, Thurn, die Lage, auf einem die Umgegenden beherrschenden freien Hügel verräth den Ursprung, die Natur des Baues. Die Urkunde vom Jahre 1243, womit Erzbischof Eberhard II., der Stifter, die Stiftung der Kunigund von Lichtenberg (ein Schloß, dessen Ruinen nordwestlich von St. Andrä unfern der Kuratialkirche Lamm) zum St. Michaels-Altare in der St. Andräer Kirche bestätigte, fertigte derselbe bei Sigersdorf (nun Sigelsdorf) juxta turrim Dni Wolfgangi — unter oder bei dem Thurme des Herrn (Ritters) Wolfgang. Es war und konnte nur das jetzige Thürn sein, welches gerade ober Sigelsdorf liegt, so wie im Jahre 1327 ein Heinrich von dem Thurm urkundlich vorkommt, der wahrscheinlich sein Nachkömmling war. Im Jahre 1245 finden wir Thürn wiederholt genannt vor, wo der Erzbischof das Domkapitel von St. Andrä mit 18 Aeckern unter Thürn (sub turri) beschenkte. Thürn stand also bereits zu jener Zeit und war der Sitz eines Herrn, eines Edlen. Welchem Geschlechte derselbe angehörte, können wir nicht erörtern und, indem wir Dr. Tangels Angaben zu Grunde legen, nur beifügen, daß Thürn, nach dem Aussterben desselben, den Herrn von Lonsberg, einer steyrischen Adelsfamilie angehörte, welche wir bereits bei der Schenkung Wieting's an das Stift St. Peter in Salzburg um das Jahr 1163, als dabei interessirt und benachtheiligt (kärntnerische Zeitschrift 3. Bd. S. 128) auftreten sahen. Wir wissen auch von diesen Besitzern Thürn's nichts Geschichtliches, als daß der letzte, genannt Hanns, in dem Ungarnkriege (1480—1490) auf dem Krappfelde sein irdisches Dasein durch einen Schuß geendet haben soll, von dem die betreffende Aufschreibung sagt, er habe sich mehr von den Freunden (durch Raub) als von den Feinden (durch das Schwert) erworben. Ein Zug mehr zu so vielen über den Verfall des Ritterthums! Für eine kurze Zeit kamen die Fuchs in den Besitz von Thürn, dann die Edlen von Reißberg, von denen es Hieronymus am 23. April 1545 an Veit von Eybiswald verkaufte. Aus der betreffenden Urkunde geht hervor, daß Thürn ein Salzburgisches Lehen war.

Durch 130 Jahre blieb Thürn ein Eigen der Eybiswalder, und Dr. Tangl S. 284 und 285 registrirt uns eine Zahl Urkunden aus ihrer Zeit, die jedoch nur Käufe und Verkäufe und Kunde von ihren Familien- und Vermögensverhältnissen enthalten. Drei von ihnen folgten sich im langjährigen Besitz: Veit, Amelreich und Veit Georg, wovon zweiter sich die Erhebung zum Freiherrn erwarb. Er nahm mit 6 Reisigen, in der Eigenschaft als Kriegskommissär, im Jahre 1578 an dem, von Georg Freiherrn von Khevenhüller gegen die Osmanen unternommenen Feldzuge, dem bedeutendsten, der je gegen dieselben von Kärnten anging, Antheil, welcher jedoch, wie bekannt, aus Schuld der Führer, die durch Langsamkeit und Bedächtlichkeit jeden Erfolg vereitelten, wenig rühmlich ausfiel. Veit Georg Freiherr von Eybiswald, Herr auf Purgstall, Thürn und Waldegg, Erblandfalkenmeister in Steiermark, lebte noch 1650. Seine Tochter Marie, die mit Otto Wilhelm Grafen von Schrottenbach vermählt war, verkaufte am 15. Juni 1675 Thürn um 26,000 fl. Kaufschilling und 100 Dukaten Leihkauf an den Fürsterzbischof von Salzburg, Maximilian-Gandolph Freiherrn von Khimburg, vorherigen Fürstbischof von Lavant. In dieser Eigenschaft hatte sich derselbe die traurige, ihm selbst oft empfindlich gefallene Erfahrung erworben, daß einem Fürstbischofe von Lavant das, womit Fürsterzbischof Eberhard II. das Bisthum dotirt hatte, kaum für die dringendsten Lebensbedürfnisse hinreichte und daß auch die spätere Einverleibung von St. Florian wenig zur Verbesserung beitrug. Er schenkte daher unterm 28. März 1679 nicht nur dieses neuerkaufte Gut an das Bisthum, sondern vermehrte dessen Besitzthum unterm 23. April 1683, noch durch die beiden sogenannten Götzenhäuser zu St. Andrä sammt den dazu gehörigen Meiereigebäuden und Grundstücken (zu 83 Vierling Anbau und 15 Fudern Heu), die er von dem gewesenen Salzburger Pfleger Götz um 7000 fl. an sich gebracht hatte, so daß er mit Recht der zweite Stifter genannt werden kann.

Seitdem bis in die neueste Zeit blieb Thürn im Besitze des Bisthums Lavant, ging jedoch in Folge der Uebertragung desselben sammt dessen übrigen Gütern zu St. Andrä um den Preis von 150,000 fl. in das Eigenthum des Jesuiten-Ordens österreichischer Provinz in der Art über, daß mit 1. September 1859 dessen eigentliche Besitzergreifung stattfindet, wornach für gegenwärtig die Ordensglieder, das Hausstudium mit dem Noviziat der Provinz zu Baumgartenberg in Oesterreich nach St. Andrä übersetzt werden.

Das Schloß Thürn, dessen Abbildung wir in Valvasors Topographie von Kärnten, mit Ausnahme des hohen, nachhin um ein Stockwerk abgetragenen viereckigen Thurmes, durch den die östliche Eingangspforte führt, dem gegenwärtigen Stande ziemlich getreu entsprechend finden, verdankt seine Wiederherstellung, nachdem es bereits sehr verfallen und beinahe unwohnlich geworden war, dem Fürstbischofe Ignaz Franz Zimmermann. Sowie Fürstbischof Joseph Franz Anton Graf v. Auersperg die durch das Erdbeben vom 21. November 1767 sehr beschädigte Residenz in St. Andrä restaurirte, wovon dessen, mit der Jahreszahl 1769 beim Stiegenaufgange derselben angebrachtes, Wappen Zeugniß gibt, und nachhin als Fürstbischof von Gurk das Schloß Zwischenwässern ausbaute, wollte Fürstbischof Zimmermann seinen Nachfolgern ein wohnliches nettes Sommerschloß hinterlassen. Mit einem Aufwande von 12,800 fl. aus der ihm gebührenden und nachgezahlten Congrua-Ergänzungs-Quote stellte er Thürn in seiner dermaligen Form her und verwendete auch auf die bessere Ausstattung der Residenz, besonders mit Fußböden, bedeutende Summen.

Dieses zur Geschichte eines Schlosses, welches eines von den wenigen noch erhaltenen und verschönerten aus der großen Zahl jener ist, die im Mittelalter auf den Höhen des paradiesischen Lavantthales thronten.

Das gegenwärtige Schloß hat, außer den beiden Thürmen gegen Osten, dem verkürzten viereckigen, nun Uhrthurm, und dem weit hervorstehenden runden, keine Kennzeichen eines höhern Alters. Alles ist sonst Neubau aus der Zeit der Eybiswalde. Die Beweise davon, außer dem Baustile findet man im Hofe an einem Tragsteine des Ganges, wo die Chiffre und Jahreszahl 15 W. X. 85 angebracht ist, dann an dem theilweise abgebrochenen und, wie es scheint, bei der neuesten Restauration wieder eingemauerten, Denksteine ob dem östlichen Stiegenaufgange, wo die Inschrift: Amelreich von Eibiswald — und: Frau Anna M. von Eibiswald geb. von Pein-Ec (Egh?) nebst den entsprechenden beiderseitigen Wappen, der Jahreszahl 1578 und in der Mitte einem dem unbewaffneten Auge schon unlesbaren Bibelspruche ausgemeißelt sich zeigt.

Das Schloß war einst mit einem Graben und zwei Aufzugsbrücken, wovon in den steinernen Thürpfosten des östlichen Ausganges noch deutlich die Spuren zu sehen, ausgestattet und daher gegen jeden Anfall ohne schwere Geschütze ziemlich sicher.

Die östliche Front ist, wie besagt, älter als der westliche Anbau; die Form des Schlosses, wenn nicht ein Polygon, doch ein Sechseck; die Südseite, wegen des jäh abfallenden Rebenhügels, hat gewaltige Stützmauern. Der viereckige Hof, mit einem Vorsprunge dem östlichen Thore zu, zeigt zwei Aufgänge.

Der südliche Theil enthält nebst dem großen Saale drei geräumige Gemächer. Der Saal hat einen Erker mit der Aussicht in das Thal, dessen Ränder dem Saale zu mit der steinernen Einfassung eines ehemaligen Kamins, woran das Eybiswaldische und Painische Wappen sammt Löwenköpfen und Tatzen in erhabener Arbeit verziert sind.

Vom Saale führt der Gang an einem kleineren Gemache vorüber, an dessen Wänden Gemälde auf Kreidengrund mythologischen Inhaltes aus der Zeit der Eybiswalde angebracht sind. An der rechten Seitenwand zeigt man eine frische Vermauerung im Maße einer kleinen Thür, wo man der Sage nach ein eingemauertes Skelett vorgefunden haben soll.

Zunächst betritt man ein geräumiges Zimmer, welches als Vorsaal der Kapelle dient, die der gegenwärtige Fürstbischof Anton Slomschek zum eigenen Gebrauche im runden Thurme neu herstellen ließ. Die Ausschmückung derselben al fresco, die färbigen Fenster, der einfache, aber sinnige Altar, die Kreuzwegbilder sind anpassend und geschmackvoll. Am meisten nimmt ober dem Eingange ein en relief geschnitztes, leider weiß übertünchtes Bild die Aufmerksamkeit in Anspruch, welches die heilige Familie in ganzem Umfange der Agnaten darstellt. Figuren, Ausdruck und Costüm sind treu und sprechend, die Zeit des anfänglichen 16. Jahrhunderts beurkundend.

Noch auffallender ist die Eingangspforte; dieselbe umgibt ein, bis an die, im ganzen Umfange mit Tafelwerk ausgestattete, Decke des Vorgemaches, reichendes Portale. Es ist von hartem Holze gearbeitet; Säulen, Gesimse und Gebälke sind annähernd dem dorischen Style; die Hinterwände und Friese mit schönem Schnitzwerk und eingelegter Arbeit reich verziert. Unter der Frontspitze befindet sich eingeäzt das kärntnerische Landeswappen und die Jahreszahl 1589.

Von da an der Nordseite befinden sich drei kleinere Zimmer und ein großes Eckgemach mit der Aussicht auch gegen Westen. Der durch die Mitte des Zimmers an der Decke laufende Trambaum trägt die Jahreszahl 1587, der altmodische, reich verzierte, in die Wandnische eingelassene Ofen die Wappenbilder des Fürstbischofes Franz G. v. Stadion und die Jahreszahl 1703. Der Gang, welcher zur westlichen Stiege führt, verbindet zugleich den nördlichen mit dem südlichen Theil, wo sich noch ein Gemach gegen die Hofseite befindet. Der Fahrweg zum Schlosse läuft vom Meiereigebäude jenseits des Schaßbaches unter dem Rebhügel, an der herrschaftlichen Mühle und Obstpresse vorbei, in weiter Runde zum Schlosse hinauf, dessen westliche Abhänge eine Gruppe kleiner Hügel durchziehen, die mit Akazien und Nußbäumen bepflanzt und von Sandwegen durchschnitten sind.

Die Meiereigebäude am Schlosse gegen Nord sind der zweite Theil des Wirthschaftcomplexes und der am südlichen Abhange liegende weitläufige und bestens bepflanzte Weingarten durch Größe und Qualität des Erzeugnisses der vorzüglichste des Landes.

Zum Schlusse sei es uns gestattet, da wir über jene ominöse Sage wegen des Skelettes keine Kunde liefern können, jener Ueberlieferung zu erwähnen, die Dr. Tangl in der „Noreja" S. 152 metrisch bearbeitete. Der letzte Eybiswald war hartnäckig dem Lutherthume ergeben, worin ihn sein Diener Christian bestärkte. Die Gegenreformation unter Ferdinand II. machte auch auf ihn seine Wirkung. Er wurde unruhig, und am Krankenlager verlangte er nach einem Priester; doch Christian verweigerte ihm welchen zu holen; er starb und sein Leichnam fand zu Sigelsdorf außer der geweihten Erde seine Grabstätte. Christian kann in den Räumen des Schlosses keine Ruhe mehr finden; ihn schreckt des Ritters Geist. Umsonst bauet er sich jenseits des Baches eine Hütte; auch hier verfolgt ihn das Gespenst. Um sein Gewissen zu beschwichtigen, hatte er nach seiner Rückkehr zum alten Glauben das Kirchlein St. Niklas neu hergebauet; doch den Frieden konnte er sich nicht erringen. Als man bald nachhin seine Leiche früh Morgens in des Baches nassem Grabe fand, begrub ihn das Volk an der Kirchmauer zu Sigelsdorf. Indessen noch immer ging's um im Schlosse, man sah den düstern Lampenschein vom Gemache, wo der Ritter einst gestorben. Eines ist's, was wir wissen und sehen: Das Kirchlein zu Sigelsdorf umgibt keine Friedhofmauer; es selbst ist ein Gemische italienischen und gothischen Styles. H.

*

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

(Uebersetzt und für die „Carinthia“ zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.)

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun zur Einnahme des Forts von Malborgeth. Es dürfte jedoch zum Verständniß nicht überflüssig seyn, eine kleine Ansicht der dortigen Befestigungen, wie der französische Bericht sie angibt, vorauszuschicken, obschon wir diese schon früher nach den Berichten der französischen Kundschafter beschrieben haben.

Die beiden höchsten Punkte des Berges, auf welchem das Fort gebaut war, trugen zwei viereckige Thürme. Der höhere war durch einen Graben vom Gegenfort getrennt, welcher wieder durch eine starke Pallisade beschützt war. Der zweite Thurm war eben so angelegt. Zwischen den beiden Thürmen hatte man zwei Blockhäuser erbaut, die durch eine Gallerie mit Schießscharten verbunden waren. Unter den Thürmen, ungefähr 40 Metres über der Ebene, beherrschten zwei mit Kanonen versehene Blockhäuser die Straße und lehnten sich an die Eskarpe des Felsens, hatten als Fortsetzung eine künstliche Böschung, über die eine Gallerie mit Blenden und Schießscharten angebracht war und wurden durch eine unzugängliche Eskarpe begrenzt. Nach vorne war ein Graben mit Pallisaden. Eine Batterie von zwei Kanonen, etwas tiefer aufgestellt, konnte nach rechts und nach links agiren.

Der Prinz, die Wichtigkeit der Sache einsehend, verlegte am 16. Mai sein Hauptquartier nach Malborgeth. Er befahl dem General Durutte das Fort zu nehmen, wenn der Commandant sich nicht auf Diskretion ergebe.

Die Dispositionen waren ungefähr folgende:

Einige Kompagnien des 62. Linienregimentes, in Tirailleure aufgelöst, erstiegen die Höhe über dem höchsten Thurme und fingen an, auf den Feind zu schießen. General Grenier hatte Befehl, in der Nacht 2 Batterien von 3 Kanonen zu errichten und sobald dies geschehen, das Fort zu beschießen, was mit Tagesanbruch geschah, da, wie bekannt, der Commandant jeden Vorschlag verworfen hatte.

General Pacthod hatte Befehl, um 4 Uhr Morgens mit dem ersten Linienregiment und zwei Bataillonen des 52. aufzubrechen, das Fort zu umgehen, die Gipfel, die es beherrschten, zu ersteigen, um es von der Seite von Tarvis angreifen zu können, sobald es von der Seite von Malborgeth angegriffen wurde. Doch da sich sein Marsch verzögerte, gab der Prinz erst um 9 Uhr Morgens das Signal zum Sturme.

Nun setzt sich Alles in Bewegung: Die Grenadiere des 1. Bataillons des 62. so wie die Voltigeurskompagnie, gefolgt vom 4. Bataillon desselben Regiments greifen zuerst die maskirten Batterien rechts an, während das 2. und 3. Bataillon (Division Durutte) sich über die Hauptstraße dem Blockhause im Centrum nähern; die Voltigeurs dieser Bataillone marschiren hinter den Grenadieren, durch die Kompagnie des Centrums soutenirt. Schon hat das 3. Bataillon der 62. den Berg erstiegen und rückt rasch gegen den Thurm vor; die 3 Compagnien, welche den Tag zuvor auf dem höchsten Felsen über dem Thurme sich placirt hatten, erhalten Befehl, sich auf die Pallisaden zu werfen, sobald die anrückenden Kolonnen angreifen können. Die beiden Punkte, wo man ankommen kann, sind, wie der Prinz vorausgesehen, der Graben der Batterie an der Spitze der Contreforts und jener des Thurmes.

Die Truppen haben die größten Schwierigkeiten zu überwinden, die Eskarpe des Felsens zu ersteigen; die Soldaten kommen nicht vorwärts, die kleinen Steine, die ihnen zwischen die Füße rollen, machen sie oft zurückweichen, statt daß sie vorwärts kommen, während die größeren im Hinunterstürzen ganze Reihen umreißen. Die Gegenwart des Vicekönigs, der Anblick der an der Tête ihrer Angriffskolonnen marschirenden Generale, ermuthigen sie, alle Hindernisse zu überwinden.

Die Feldstücke der unteren Batterie schießen mit Kartätschen auf die Linke der Division Pacthod, da stürzen die Grenadiere der ersten Compagnie des ersten Bataillons, so wie die Compagnie Voltigeurs des 62., gefolgt von ihrem 4. Bataillon, sich in den Graben an der Ecke der Batterie, kommen so über das Pfahlwerk, über welches sie zu den Schießscharten und durch dieselben in's Innere eindringen. Alle Kanoniere werden bei den Kanonen getödtet.

Der Soldat, durch diesen ersten Erfolg ermuthigt, dringt über die Eskarpe und in die Gallerie. Er bemächtigt sich dann der unteren Blockhäuser und erleichtert es dadurch den Kolonnen des Centrums, zu den hohen Batterien zwischen den Thürmen zu kommen. Im selben Augenblicke durchschneiden die Sappeurs die Pallisaden des Grabens des höchsten Thurmes. Die 3 Compagnien des 62., welche den Abend zuvor die Höhen erreicht hatten, gefolgt von dem 3. Bataillon dieses Regiments, steigen herab, schießen in die Schießscharten und werden Herren derselben, unterstützt in dieser Aktion durch das 102. (Division Pacthod), welches in den Thurm eindringt, wie jene Compagnien sich desselben bemächtigen wollen.

General Pacthod dringt im selben Augenblicke mit dem 1. und 52. Regiment in die anderen Blockhäuser. Von 600 Mann der Garnison des Forts ergaben sich 306, der Rest mußte über die Klinge springen. Man fand 13 Kanonen, eine bedeutende Menge von Munition, und Lebensmittel für 6 Wochen. Der Angriff war so lebhaft, daß man französischer Seits bei diesem Handstreich nicht mehr als 14 Todte und 94 Verwundete hatte *).

Inzwischen vertheidigten die Oesterreicher noch mit äußerster Heftigkeit die Werke jenseits Tarvis; umsonst erneuerten die Generale Baraguay d'Hilliers und Dessaix ihre Angriffe am Morgen des 17., sie erreichten nichts, als den Verlust einiger Leute. Der zuerst genannte General hatte dem General Fontanelli befohlen, am rechten Ufer des Gailizbaches mit 4 Bataillonen in den Wald von Flitschel zu dringen, sich mit 3 Bataillonen längs desselben hinauf zu ziehen, die österreichischen Verbindungslinien mit Weissenfels anzugreifen, sich der Höhen, die das Dorf beherrschen, zu bemächtigen und sich dort festzusetzen. Diese Bewegung hätte die Linien von Tarvis umgangen und die Oesterreicher gezwungen, sie zu verlassen: aber der Erzherzog, diesen Plan durchschauend, stellte Fontanelli

*) Siehe Hermann Seite 219: Es ist namentlich die Besatzung des Forts und der Verlust an Todten und Verwundeten derselben viel zu hoch angegeben. Hermann sagt, selbe habe aus 200 Füsilieren, 50 Schützen von den Ugulinern, mit 7 Offizieren; 1 Lieutenant und 8 Mann vom Mineurkorps; 24 Artilleristen, 2 Aerzten und 2 Bäckern bestanden. Als gefallen gibt er an 3 Offiziere und 75 Mann.

3 Bataillone entgegen und zwang ihn, seine Division zu vereinigen. Schon ging der General über den Gailizbach zurück, um seine alten Positionen einzunehmen, als der Vicekönig auf dem Schlachtfelde erschien. Nachdem er die Werke des Feindes rekognoszirt hatte, beschloß er, sie zu umgehen, da er einen Frontangriff für unsicher hielt. Er befahl daher dem General Fontanelli, seine Division auf die linke Flanke der Oesterreicher zu werfen und zu trachten, ihnen den Rückzug gegen Weissenfels abzuschneiden; der General Dessaix aber war beauftragt, die Front zu bedrohen.

Fontanelli ließ, nachdem er seine Dispositionen getroffen, sogleich angreifen; das erste italienische Regiment stürzt sich in die Ebene und bemächtigt sich des Werkes, welches vor der Front der Hauptredoute errichtet war; gefolgt vom dritten italienischen Regiment stürmt es dann gegen die Redoute und bemächtigt sich in 10 Minuten derselben, so wie eines Sechspfünders und einer Haubitze, welche dieselbe vertheidigen; die Oesterreicher, die Bewegung Fontanelli's bemerkend, wollen sich auf diesem Punkte verstärken, aber die durch die Division Fontanelli in Verwirrung gebrachten Truppen, werfen sich in Unordnung auf das zu ihrer Unterstützung kommende Corps, durchbrechen es und bringen es ebenfalls in Unordnung. Indessen kommen die Divisionen Durutte und Pacthod von Malborgeth, formiren sich trotz des lebhaften Geschützfeuers, richten sich gegen die Villacher Straße und beunruhigen die Oesterreicher auf ihrer Rechten. Bald kündigt ihnen das Feuer der in Malborgeth genommenen Kanonen den Verlust des Forts an und vollendet ihre Bestürzung. In diesem Augenblick wirft sich Dessaix auf's Centrum und macht die Zerrüttung vollständig. Prinz Eugen bemerkte indessen, daß sich noch einige Bataillone Oesterreicher auf den Höhen von Weissenfels halten; Fontanelli erhielt Befehl, sie anzugreifen. Dies geschieht, er treibt sie in's Thal und zwingt sie, sich auf die Laibacher Straße zu werfen. Die Verfolgung dauerte bis in die Nacht. Der österreichische Verlust bei diesem Kampfe war 18 Kanonen mit den Pulverwägen, mehr als 400 Todte, 2000 Gefangene, darunter 1 Oberst, 1 Major und 26 Offieiere. Die Franzosen verloren 80 Todte und 250—300 Verwundete*).

Inzwischen war General Serras drei Tage schon vor dem Fort am Prediel aufgehalten. Er hatte es am 13. den ganzen Tag beschießen lassen. Da die Aufforderung zur Uebergabe vom Commandanten zurückgewiesen worden war, befahl der Prinz, es mit Sturm zu nehmen. Nachdem hierauf das Fort ganz cernirt war, ließ Seras dem Commandanten nochmals eine ehrenvolle Capitulation anbieten, aber sie wurde nicht angenommen. Er befahl dann einem Bataillon des 35. Reg. über die Wendung der Straße zu rücken, so bald jenes des 53. den Punkt erstiegen hätte. Es wird um 5 Uhr der Befehl zum Sturme gegeben, die Sappeurs durchschneiden die Pallisaden, in weniger als 20 Minuten sind alle Vorwerke genommen. Die 2 Bataillone des 60. R. hatten sich in das Fort geworfen. Die ganze Garnison wurde niedergemacht, nur ein einziger Offizier und 8 Mann verschont. Die Truppen, welche das Blockhaus vertheidigten, weit entfernt, durch das Blutbad, welches sie mitansahen, sich entmuthigen zu lassen, fuhren fort, sich lebhaft zu wehren. Umsonst riefen ihnen die Grenadiere zu, sie wollten ihr Leben schonen; sie antworten mit lebhaftem Feuern; man mußte die Hoffnung auf ihre Capitulation aufgeben. So legten die Grenadiere Feuer an und alles ohne Ausnahme verbrannte*).

*) Siehe obige Anmerkung Hermann's Seite 218: Am 15. besetzte Gyulay mit seinen Truppen: 2 Bataillone Strassoldo, 3 Bat. Reisky, 3 Bat. Franz Jellachich, 1 Bat. Szluiner, 2 Bat. Marburger Landwehr, 2 Eskadrons Ott Husaren (1 Bat. Szluiner stand auf dem Prediel), in Allem 4500 Mann, dann dem nöthigen Geschütze die halbvollendeten, weil erst spät begonnenen Verschanzungen von Tarvis, welche, aus 6 Sternschanzen mit dazwischen liegenden Redanten und Erdwällen bestehend, ostwärts von Tarvis lagen, und theilweise den Wildbach Sliza mit steilen Felsenufern vor sich hatten. Am 16. Mai, wo sich die beiden Blockhäuser zu Malborgeth und Prediel noch hielten, und der Feind noch kein Geschütz varbringen konnte, beschränkte sich dieser darauf, wo möglich die Schanzen zu umgehen und von jeder Unterstützung abzuschneiden. Er that dieses links am nördlichen Abhange des Gebirges, über das sogenannte Briesnikfeld, welches vom Markte Tarvis durch das tiefe Bett des Barthlograbens getrennt ist, wodurch es ihm möglich wurde, bis gegen Goggau vorzubringen und dadurch Frimont von jeder Hilfeleistung abzuhalten, so daß den Schanzen nur die Verbindung über die Wurzen offen blieb. Auch auf der Südseite von Kaltwasser heraus durch das Nesselthal detaschirte der Feind starke Streitmassen. Die Angriffe auf den an dieser Seite angelegten Verhau und die vorderste Sternschanze wurden mehrmals blutig abgewiesen, wobei sich besonders die steirische Landwehr auszeichnete, welche selbst durch Bajonnetattaquen den Feind zurückwarf. Am 17., wo nach dem Fall des Fort's von Malborgeth der Vicekönig mit dem voreilenden Geschütze und den Divisionen Durutte und Pacthad unter Grenier am Schlachtfelde eintraf, wo die Feinde immer mehr auf die Verbindung nach Weissenfels und die Wurzen drückten, die beiden äußersten Sternschanzen schon verloren waren, zogen sich die Oesterreicher, welche an Todten, Verwundeten und Gefangenen bereits 44 Offiziere, 1915 Gemeine und sämmtliches Geschütz, 11 Stücke, welche nachhin nach Klagenfurt kamen und theilweise demontirt waren, mithin beinahe die Halbscheide ihrer Stärke verloren hatten, über Weissenfels nach Kronau. Das Regiment Strassoldo, welches schon bei Sacile ungemein gelitten, dadurch auf wenige Streiter herabgekommen, zeichnete sich vor Allen aus; auch, wie gesagt, dessen Landsleute, die Marburger Landwehr-Bataillone, von denen mehrere verwundet in die Abgründe der Sliza hinabgestürzt von den Bewohnern aufgefunden und gepflegt wurden.

*) Siehe zur Berichtigung Hermann S. 224—227; dort heißt es: Das Blockhaus am Prediel war erst in der ersten Hälfte des Monates Mai, wo die Armee bereits im Rückzuge war, da das kleine Vorwerk noch mehrerer Vollendung bedurfte, zur Noth hergestellt und mit dem erforderlichen Geschütze versehen worden. Munition, Lebensmittel und Getränke waren auf ein Monat vorhanden, zwei Dreipfünder für das Vorwerk, zwei dreipfündige und zwei sechspfündige Casemattengeschütze, und vier Doppelhacken für das Blockhaus eingeführt, 10 Artilleristen und 25 Handlanger zur Bedienung beigegeben. Am 14. Mai besetzte das bis dorthin leere Fort eine Abtheilung von Franz Jellachich, welche Mittags von einer zusammengesetzten Compagnie Szluiner unter Hauptmann Witkavich abgelöst wurde. Es waren sonach 4 Offiziere und 218 Mann, vom Feldwebel abwärts, worunter 14 Scharfschützen. Diese wurden während des Rückzuges hineingeworfen. Hauptmann Jankavitsch des gleichen Regimentes, welcher mit seiner Compagnie am 15. Mai die Nachhut des Bataillons bildete und im heftigsten Gefechte mit dem Feinde, von diesem hart gedrängt, Nachmittags am Blockhause anlangte, suchte um Aufnahme an. Da jedoch das Blockhaus nur eine Compagnie aufnehmen konnte, wurde ihm dieselbe nur mit weniger Mannschaft gewährt, der Rest angewiesen, sich so gut es ging durchzuschlagen. Gleich darauf entspann sich ein lebhaftes Tirailleurgefecht zwischen der feindlichen Avantgarde und der Besatzung. Der Feind

Man fand 8 Kanonen. Die Armee marschirte nach diesen Kämpfen nach Villach, wo sie am 19. eintraf. Die Avantgarde und die leichte Cavallerie verfolgten die Oesterreicher gegen Klagenfurt, welches der Erzherzog den 19. um 10 Uhr Morgens verließ.

Am folgenden Tage, den 20., kamen die Avantgarde und die Division Sahuc nach Velden. Der General rekognoscirte gegen Klagenfurt und betrat die Stadt an der Spitze des 8. Chasseurregiments, welches die Stadt im Galopp passirte, die Oesterreicher verjagte, einen Convoi nahm, und 400 Gefangene befreite. Den 19. war das Hauptquartier in Villach, wo es einen Tag blieb; am 21. verlegte es Prinz Eugen nach Klagenfurt, wo er zwei Tage sich aufhielt. Es war dort, wo er beschloß, Grouchy über Völkermarkt und Marburg zu beordern, um dem Erzherzog Johann zu folgen, während er sich selbst gegen Leoben und Bruck wendete. Er hielt es auch für gerathen, die Division Rusca oberhalb Villach im Drauthale zu lassen, um die Bewegungen des Tiroler Landsturmes und jene des Generals Chasteler zu beobachten.

Wir übergehen die weiteren, in diesem 13. Buche, welches mit der Niederlage Generals Jellachich bei St. Michael und der Proclamation des Vicekönigs an seine Armee schließt, geschilderten Vorgänge, da wir ohnedies den Raum dieser Blätter verhältnißmäßig zu sehr in Anspruch zu nehmen fürchten. Zunächst wollen wir das Interessanteste aus der, das 13. Buch angehenden Correspondenz mittheilen.

(Fortsetzung folgt.)

---

rekognoscirte während dem die Oertlichkeiten, Sammel- und Angriffspunkte. An demselben Tage war die Deckung gegen das Recolanathal bis nach Kaltwasser zurückgedrängt, und das Fort am Predial befand sich somit isolirt und im Rücken bedroht. Am 16. Mai, da es kaum tagte, sah sich die Besatzung im Blockhause von allen Seiten angegriffen. Es wurde hartnäckig gekämpft: doch konnte der Feind, durch das wirksame Feuer der Vertheidiger abgehalten, nicht an die Verschanzung gelangen. Die sehr zweckmäßig außer derselben postirten Scharfschützen hinderten durch ihre wohlgezielten Schüsse die Annäherung des Geschützes. Gegen 3 Uhr Nachmittag forderte ein franz. Parlamentär die Besatzung zur Uebergabe auf; sie wurde aber durch Hauptmann Hermann kurz abgeschlagen, und das Feuer bis in die Nacht fortgesetzt. An diesem Tage waren auch die noch vorwärts detaschirten Abtheilungen der Division Albert Gyulay in die Stellung von Tarvis zurückgezogen, von dem Feinde aber, sowohl im Canal- als Raiblerthale, wie von Flitsch und Breth her, so bedeutende Streitkräfte herbeigezogen worden, daß beiden Forts keine Aussicht auf Entsatz blieb. Am 17. Mai vor Sonnenaufgang erneuerte sich das Gefecht; der feindliche Angriff war ungestümer. Durch seine allenthalben entwickelte Uebermacht nöthigte er den Commandanten, seine Scharfschützen in das Fort zurückzuziehen. Das französische Geschütz, 4 bis 5 Stücke, näherte sich nun auf Schußweite, und beschoß unausgesetzt die Verschanzung. Das Blockhaus hatte hierdurch schon ziemlich gelitten, vorzüglich die Schußscharten. Die Geschütze konnten nicht wie sonst bedient werden; es war einige Bedienungs-Mannschaft gefallen oder verwundet. Dagegen hatten aber auch die Angreifer durch beide Tage empfindlichen Verlust erlitten. Die Besatzung war bis zum äußersten Widerstande entschlossen, und gelobte sich Ausharren bis in den Tod; Hermann leuchtete Allen vor. Auch diesen Nachmittag erschien ein Parlamentär, wurde aber wie der vorige abgewiesen, und das Feuer dauerte bis in die Nacht. Am 18. mit grauendem Morgen kam ein dritter Parlamentär, und hatte einen Oguliner-Offizier bei sich. Dieser setzte Hermann von der am 17. geschehenen Erstürmung der Verschanzungen bei Malborgeth in Kenntniß, von dem traurigen Loose der dortigen Besatzung, und drohte mit dem gleichen Schicksale, indem die Oesterreicher bereits in Tarvis angegriffen wären, und kein Entsatz zu hoffen sei. Der Oguliner-Offizier, welcher bei Malborgeth gefangen worden war, mußte seinen Landsleuten diese Aussage in kroatischer Sprache bestätigen. Hermann blieb unerschüttert, und wurde durch den Tod seines Freundes nur noch mehr zur eigenen Hingebung angefeuert. Die Ueberzeugung, daß aus der möglichst verlängerten Vertheidigung ein großer Vortheil für die eigene Armee erwachsen müsse, da das Vordringen der Division Serras und des Artillerie-Parkes dadurch aufgehalten war, ließ ihn den Werth jeder gewonnenen Stunde fühlen, und befestigte seinen Entschluß, lieber zu fallen, als sich zu ergeben. Ruhig hörte er den Parlamentär an und antwortete: „Die Vertheidigung des Blockhauses bis auf's Aeußerste sei ihm aufgetragen. Er fühle seinen ehrenhaften Beruf, und scheue nicht den Tod für das Vaterland. Auf keinen Fall, und unter keinen Bedingnissen werde er den ihm anvertrauten Posten übergeben, sondern ihn bis auf den letzten Mann vertheidigen.“ Diese Erklärung gab Hermann dem Parlamentär schriftlich, und die Mannschaft sprach sich im gleich muthigen Sinne gegen den Oguliner-Offizier aus. Hierauf wurde das Feuer beiderseits auf das Heftigste fortgesetzt. Um 2 Uhr Nachmittag erschien noch ein vierter Parlamentär, um zum letzten Male die Ueberzeugung zu erlangen. Hermann gab blos die Antwort: es bleibe bei der schriftlichen Erklärung. Der Feind verdoppelte sein Feuer; seine Sturm-Colonnen hatten sich, theilweise durch die Felsenerhöhungen und nahen Schluchten gedeckt, indessen formirt, und rückten, Sappeure und Pionniere an der Spitze, 5—6000 Mann stark, von allen Seiten im *Doppelschritte heran;* Tirailleurschwärme voraus. Das Kartätschen- und Kleingewehrfeuer der Besatzung wirkte verheerend in den dichten Schaaren der Angreifenden, die jedoch sich stets wieder ersetzten. Endlich dringt der Feind bis an die Pallisaden, reißt sie nieder, und der erbittertste Kampf entzündet sich an der Brustwehre; Glacis und Graben sind mit Leichen und Verwundeten bedeckt; das Blockhaus feuert fort. Endlich gelingt es dem Feinde, dieses in Brand zu stecken, der sich bei dem herrschenden Winde mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Rauch und Flammen machen die fernere Vertheidigung unmöglich. Da stürzt Hermann, den Degen in der Faust, an der Spitze der noch kampffähigen Mannschaft aus dem brennenden Blockhause, und sucht den ihn umzingelnden Kreis der Feinde zu durchbrechen, um die nächstliegende Bergeshöhe zu gewinnen. Er focht ungeachtet der erhaltenen Wunden mit höchster Tapferkeit, bis er vom Blutverluste erschöpft zu Boden sinkt, und des Feindes Bajonnete ihn durchbohren. Eingedenk seiner Pflicht bis zum Tode, findet er diesen mitten im Gewühle des Gefechtes. Der Befehlshaber, wie seine unerschrockene Schaar, haben treu ihr Wort gelöst, das herrlichste Beispiel wahrer Tapferkeit gegeben. Sie sind gefallen als Helden. Theuer hatte der Feind seine Eroberung erkauft. Von der Besatzung waren bis auf Wenige Alle geblieben. Theils fanden sie den Tod in den Flammen, theils fielen sie in der Vertheidigung der Umfassung des Blockhauses im letzten Handgemenge. Hauptmann Jankovitsch gerieth schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft, Feldwebel Goltek und einige Mann wurden am Abend, als der Kampf ausgetobt hatte, unter einem Haufen von Leichen verwundet hervorgezogen, und sollten als Gefangene nach Klagenfurt abgeführt werden; fanden aber unterwegs Gelegenheit zu entkommen. Sie allein noch konnten Zeugniß geben von einer That, die nur wenige ihresgleichen in der Geschichte findet.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Episode aus dem Leben des Grafen Schlick.

Eine Episode aus dem Leben des Grafen Schlick erzählt die „Weimar. Ztg.“: Die Schlacht von Leipzig war geschlagen und der größere Theil des verbündeten Heeres dem fliehenden Feinde bereits durch Thüringen nachgefolgt. Da meldete eines Abends der Bediente des Hofmarschalls v. Spiegel in Weimar, daß zwei Offiziere im Vorzimmer harren, welche nach ihrer Angabe ein auf Herrn v. Spiegel lautendes Quartierbillet hätten. Auf den Befehl, sie sofort einzuführen, traten zwei österr. Offiziere in der Uniform des Regimentes „Klenau-Dragoner“ in das Wohnzimmer. Augenblicklich trat die Persönlichkeit des einen von ihnen imponirend hervor. Es war eine hohe, echt kriegerische Gestalt mit sonnverbranntem, edel geformtem Gesichte. Obgleich das rechte Auge mit einem Tuche verbunden war, reichte doch für den Hausherrn nur ein Blick hin, um in ihm einen alten Freund und Bekannten, den Rittmeister Grafen Schlick, wieder zu erkennen; denn der ältere Bruder des Herrn v. Spiegel war Oberst des oben genannten Regimentes. Nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren und das Vorgeben mit dem Quartierbillet sich nur als Scherz erwiesen hatte, wurden die willkommenen Ankömmlinge ersucht, ihre Wohnung im Hause zu nehmen. Graf Schlick nahm das freundliche Anerbieten für eine Nacht an. Am andern Morgen müsse er jedenfalls wieder abreisen, um das Hauptquartier der Verbündeten, welches diese in Frankfurt a. M. aufgeschlagen hatten, baldigst zu erreichen. Im Laufe der sich nun im Kreise der Familie entspinnenden Unterhaltung theilte er auch mit, auf welche Weise er blessirt worden sei. Sein Regiment hatte eine Attaque auf die Franzosen ausgeführt und sprengte wieder zurück, als eine zum Einhauen heranjagende russische Schwadron den Grafen Schlick, welcher unglücklicher Weise einen weißen Mantel über seiner Uniform trug, für einen Franzosen ansah. Er bekam einen mehr von der Seite geführten Säbelhieb über das rechte Auge, und hatte deshalb in Leipzig in's Lazareth gebracht werden müssen; die große Ungeduld, mit seinen Kampfgenossen wieder vereinigt zu sein, hatte ihm jedoch dort keine Ruhe gelassen. Er war ungeheilt aufgebrochen und der Armee nachgeeilt. Die besorgten Bedenken wegen dieses Verfahrens beschwichtigte er mit der Versicherung, daß er sich ganz wohl fühle und nur für den andern Morgen um einen Chirurgen zur Verbindung seiner Wunde bitte. Dieser erschrack, als er den Verband öffnete. Die Wunde war auf das Aeußerste entzündet. Der anstrengende Ritt und die feuchte Kälte des Spätherbstes mochten vereint dazu beigetragen haben. Als trotz dieses Zustandes und ungeachtet der dringendsten Bitten zum Dableiben Graf Schlick auf seiner Abreise bestand, erklärte Herr v. Spiegel endlich kategorisch: daß er ihn unter keiner Bedingung eher ziehen lassen werde, als bis ein Arzt entschieden habe. Sofort solle eine Stafette nach Jena abgehen, um einen der damals berühmtesten Aerzte Deutschlands, den geheimen Hofrath Stark (den älteren) herbeizurufen. Dieses Kompromiß wurde angenommen, und schon nach wenigen Stunden erschien Stark. Nach nur kurzer Untersuchung untersagte dieser auf das Bestimmteste jede Weiterreise. Das rechte Auge bleibe definitiv verloren, da die Sehnerven durchhauen worden wären. Allein auch das linke sei auf das Höchste gefährdet, und nur bei sorgsamster Kur und Pflege könne vollständige Blindheit abgewendet werden. Dies entschied natürlich, und Schlick blieb im v. Spiegel'schen Hause, wo ihm einige Zimmer eingeräumt wurden, deren Fenster stets tiefdunkel verhangen bleiben mußten. Sein Aufenthalt dauerte fast vier Monate, denn die frühere arge Vernachläßigung der Wunde rächte sich durch mehrfach eintretende Krisen, welche oft das Schlimmste befürchten ließen. Allein der Geschicklichkeit Stark's, der ihn fortwährend von Jena aus behandelte, besonders aber der sorgsamen, aufopfernden Pflege der liebenswürdigen Familie, in welche ihn sein guter Stern geführt hatte, gelang es endlich, Schlick wieder so weit herzustellen, daß er auf seine Güter nach Böhmen zurückkehren konnte. Sein Dank und namentlich der seiner Mutter war heiß und innig. Um dieser Dankbarkeit auch einen sichtbaren Ausdruck zu geben, übersendete sie ein eigenthümlich seltenes Geschenk: einen Talisman. Dieser war von einem Ahn des Graf Schlick'schen Hauses bei der Belagerung und Entsetzung Wien's von den Türken erbeutet und seitdem als ein hohes Familienkleinod aufbewahrt worden. Es ist ein mattrother, flachgeschnittener, runder Edelstein, auf dessen einer Seite fein und scharf gravirt in orientalischer Schrift die Worte stehen: „Wenn Unglück Dir naht, so wendet Allah es ab.“ Dieser Stein befindet sich, in Form einer Broche gefaßt, dermalen im Besitz der Frau Geheimräthin v. Spiegel, und wird ein werthgeschätztes Erbstück dieser Familie bleiben.

Miszellen.

(Eine neue Erfindung.) Die „Allg. Ztg.“ bringt hierüber Folgendes: Es ist vor einiger Zeit eine Notiz durch die Blätter gelaufen: es sey in Wien von dem Director der Hof- und Staatsdruckerei, Dr. Alois Auer, ein Apparat erfunden worden, mittelst dessen eine Papierfabrikations-Maschine mit einer Schnellpresse in unmittelbare Verbindung gebracht werden könne, so daß dieselbe mechanische Kraft (Wasser oder Dampf), welche das Papier erzeugt, dasselbe auch bedruckt. Diese Erfindung ist nun so weit gediehen, daß ich Ihnen einige nähere Angaben darüber machen kann. Vorher jedoch erlauben Sie mir einige Worte über den geschichtlichen Hergang der Erfindung. Im Jahre 1857 erhielt Hofrath Auer vom Finanzminister Freiherrn v. Bruck den Auftrag, die kaiserliche Papierfabrik Schlögelmühle bei Gloggnitz zu inspiziren. Als er einst dem Gang der Maschine zur Erzeugung des sogenannten endlosen Papiers zusah, kam ihm der Gedanke, ob nicht die aus der Maschine hervorgehenden Papierstreifen, statt die zahlreichen Manipulationen des Zerschneidens, Zählens, Trocknens, Zusammenlegens, Verpackens u. s. w. durchzumachen, ehe die einzelnen Bogen bedruckt werden, gleich unmittelbar von der Maschine auf die Schnellpresse geleitet werden könnten. Die Schwierigkeiten bei Ausführung dieser Idee schienen nicht unübersteiglich. Allein eine solche Verbindung der Papiermaschine mit der Schnellpresse ist nicht jeder Buchdrucker in der Lage herzustellen. Man mußte daher auf ein Mittel bedacht sein, die Erfindung so zu modifizieren, daß sie jedem Buchdrucker zugänglich wurde. Dieses Mittel bot sich in einem Haspel dar, der, mit aufgerolltem Papier von entsprechender Länge auf einem Gestell in der Nähe der Schnellpresse aufgehängt, das Papier dem Druckcylinder in dem Maß zuführt, als der Gang der Presse es erheischt. Maschinenfabrikant Siegl erhielt den Auftrag, eine Schnellpresse nach diesem Princip einzurichten, und entledigte sich dieser Aufgabe in einer Weise, die nichts zu wünschen übrig läßt. Die Presse ist seit einigen Tagen in der Staatsdruckerei aufgestellt und arbeitet mit vollkommenem Erfolg. Der Anblick ist um so überraschender, als man keinen Arbeiter dabei thätig sieht, denn alles geschieht durch mechanische Kräfte. Was nun den Apparat selbst betrifft, so darf ich eine in's Einzelne gehende Beschreibung davon nicht geben, weil die Erfindung in diesem Augenblicke noch durch ein Privilegium geschützt ist. Ich

bemerke also nur, daß das Wesen der Erfindung darin besteht: das Papier nicht bogenweise, sondern im sogenannten endlosen Zustande auf die Presse zu bringen. Dadurch wird nicht nur der Einleger erspart, sondern es werden auch die Operationen, denen das Papier in einzelnen Bogen bisher unterzogen werden mußte, ehe es bedruckt war, auf die Hälfte reduzirt. Anstatt es mit eben so vielen Objecten der Thätigkeit zu thun zu haben, als man Bogen hatte, hat man es jetzt nur mit einem einzigen Objecte, dem Papierhaspel, zu thun, der gegen 20 Ries auf einmal faßt. Da ferner die nach dem neuen Princip eingerichtete Schnellpresse keiner Menschenkräfte mehr bedarf, so fallen auch alle die kleinen Hemmnisse weg, welche früher aus der Ungeschicklichkeit, Unachtsamkeit, Trägheit der Arbeiter, kurz aus der Unvollkommenheit der Menschennatur entsprangen. Mechanische Kräfte irren weder, noch werden sie müde und schläfrig. Welche Verläßlichkeit würde ein Uhrwerk haben, wenn sein Gang von Menschenhänden abhinge? Die Vortheile der neuen Erfindung sind ja in die Augen springend, daß man nicht begreift, wie dieselbe so lange auf sich warten lassen konnte. Es ist wahrlich ein zweites Ei des Columbus, und das Verdienst des Erfinders nicht hoch genug anzuschlagen. Ich zweifle auch nicht im Geringsten, daß man in wenig Jahren keine anderen als nach dem neuen Princip construirte Schnellpressen mehr sehen wird.

(Der Laubfrosch auf der Telegraphenstange.) In einem naturwissenschaftlichen Verein wurde kürzlich folgende interessante Beobachtung gemacht: Es ist allgemein bekannt, wie durch die abergläubische Furcht der Köchin des Arztes Galvani, welche bei einem dicht über Bologna ziehenden Gewitter die Schenkel bereits getödteter Frösche heftig zucken sah und voll Entsetzen davon lief, der erste Schritt zur sogenannten thierischen Elektrizität gemacht wurde. Der geistreiche Galvani faßte jene Erscheinung gleich auf, verwendete sie sogleich zu neuen Versuchen; andere Gelehrte gaben seinen Ansichten eine strengere und sicherere Richtung, und nun dehnen sich als endliche Folge jenes abergläubischen Angstgeschreies, Telegraphenlinien in allen Strichen der Windrose durch alle gebildeten Länder, und verbreiten den Gedanken mit beinahe zur Wahrheit gewordenen Gedankenschnelle. Wir verdanken also den Fröschen, welchen schon Aristophanes eine weltberühmt gewordene Stelle ertheilte, jene Einrichtung, die alles Märchenhafte von Tausend und einer Nacht überflügelt, und zwar um so mehr, als sie kein Gebilde einer träumerischen Einbildungskraft, sondern eine Thatsache ist, die sich so bequem einrichten läßt, daß sie zwischen Freunden durch Dachboden und Keller gleich den Gängen der Mäuse, oder draußen in freier Luft geführt werden kann. — Der Laubfrosch scheint aber noch nicht vergessen zu haben, daß er die Veranlassung zur galvanischen Lehre gab und ihm der Telegraph sein Daseyn verdankt. Er hat nämlich die sonderbare Leidenschaft, trotzdem daß oft die saftigsten und grünsten Bäume und Sträuche in der Nähe sind, an den dürren und trockenen Telegraphenstangen hinauf zu klettern und sich unter das Zinkdach zu kauern, welches den gläsernen Isolator bedeckt, durch den die Drähte geleitet sind. — Der Isolator ist der Länge nach mit einem Kupferdraht an die Telegraphenstange befestiget. Der Laubfrosch setzt sich nun dergestalt auf den Isolator, daß er mit seinem Bauche den Kupferdraht und mit seinem Rücken das Zinkdach berührt und bildet somit selbst einen galvanischen Leiter. Und ein Beweis dafür, daß ihm diese Lage sehr behaglich seyn mag, ist erstens die Ausdauer, mit welcher er in derselben verharrt, und zweitens, daß sich nicht nur einzelne, vielleicht zufällig dahin verirrte Frösche unter dem Zinkdache zeigen, sondern daß zuweilen ganze Gesellschaften von 5—6 und mehr jungen Laubfröschen unter jenen Dächern zu finden sind. Wer aber lehrt die Frösche, vom saftigen, bethauten Grase wegzugehen und an der nackten unwirthlichen Stange hinaufzuklettern und dort Galvanismus zu treiben? Kam er einmal zufällig bei schlechtem Wetter unter das schützende Zinkdach und theilte es dann den andern in einer naturforschenden Versammlung mit, daß er dort ein für seine Natur äußerst wohlthätiges galvanisches Bad fand, oder fühlt er schon aus einer bestimmten Nähe die Wirkungen des elektrischen Stromes am Telegraphendraht? — Je mehr wir uns der Natur nähern, desto mehr überraschende, desto geheimnißvollere Erscheinungen treten vor uns auf und ihr gegenüber bleibt das gründliche Wissen kaum mehr als eine Ahnung. (Frdb.)

(Edelweiß.) Herr Prof. A. Bauer brachte bei der am 16. Mai l. J. in Wien abgehaltenen Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften unter andern eine „Analyse der Asche von Gnaphalium leontopodium“ und sagt: „Die Asche dieser Pflanze, welche vom Brettboden bei Heiligenblut in Kärnten herstammt und von den Alpenbewohnern gewöhnlich „Edelweiß“ genannt wird, erwies sich als reich an Kalk und Phosphorsäure. Die Pflanze liefert $6\frac{1}{2}$ Perzent Asche.

Berichtigung.

In der Anzeige des neuesten Heftes meines Handbuches (Nr. 16 dieses Wochenblattes) sind zwei nicht gleichgiltige Unrichtigkeiten bemerkbar:

1. Schon der Titel des Heftes ist unrichtig angegeben. Derselbe lautet keineswegs, wie angeführt wird, dahin „Handbuch u. s. w. Kärnten als deutsches Herzogthum bis zum Erlöschen der Geschlechter von Eppenstein“, sondern vielmehr gut leserlich gedruckt dahin: „Handbuch u. s. w. Kärnten als deutsches Herzogthum bis zum Erlöschen des herzoglichen Geschlechtes von Eppenstein.“ — Das Unstatthafte der Titelverstümmelung wird Jeder zugeben, besonders wenn er weiß, daß mit dem Erlöschen des herzoglichen Geschlechtes von Eppenstein noch keineswegs die Geschlechter von Eppenstein erloschen sind. Denn das Dinastengeschlecht, welches sich nach der Burg Eppenstein im herzoglich Nassauischen Amte Königstein zubenannte, erlosch erst vierhundert dreizehn Jahre später, im Jahre 1535.
2. Der Anzeige gemäß soll auf die Abtheilung: „Kirchliche Kunst“ in 120 Seiten die Angabe von Urkunden und Regesten folgen. Unter dieser Angabe wird jeder sachkundige Leser ein Verzeichniß, eine Citation von Regesten und Urkunden, die allenfalls anderswo nachzuschlagen sind, verstehen. Nun sind aber in der dem Hefte am Schlusse beigegebenen Fortsetzung der bereits mit dem dritten Hefte begonnenen Regesten- und Urkunden-Abtheilung auf den Seiten 67 bis 120, somit auf 53 und nicht auf 120 Seiten, die Regesten und Urkunden selbst, d. h. die beweismachenden oder erläuternden Urkunden entweder in umständlichen, das Thatsächliche (res gestas) enthaltenden Auszügen oder dem vollen Inhalte nach dem Leser zur eigenen Prüfung und selbstständigen Forschung mitgetheilt und nicht blos angegeben.

Daß Quellen-Mittheilung und Quellen-Angabe zwei verschiedene Dinge seien, wird Jeder wissen, welcher sich, wenn auch nur einigermaßen, in der ernsteren Geschicht-Literatur umgesehen hat.

Klagenfurt, am 3. August 1859.

Ankershofen.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 18. Sonnabend, den 27. August 1859.

Auszug aus dem Tagebuche
Siegmund's von Hohenwart;

geschrieben auf seiner dritten Reise auf den Glockner im Jahre 1802.

Veranlassung dieser Reise war der Wunsch des Fürstbischofs Altgraf von Salm, zu sehen, ob seine Aufträge, mit welchen er im Jahre 1800 den Glockner verließ, auch genau erfüllt worden seyen.

Am 17. August eröffnete mir der Fürst des Abends seinen Wunsch, den Glockner wieder zu besteigen und am 18. ward aufgebrochen. So gern ich in diese interessanten Gegenden reise, so sehr überraschte mich doch dieses Mal der plötzliche Entschluß des Fürsten, der es mir unmöglich machte, meinen ganzen Apparat zu Alpenreisen in Ordnung zu bringen. Ich konnte lediglich meinen Alpenanzug, Steigeisen, Alpenstock, meine Handperspective, mein Reisebarometer und ein Paar Thermometer mit mir nehmen.

Am 18. August reiste der Fürst mit mir und einem Bedienten um halb 7 Uhr morgens von Klagenfurt ab. Um 9 Uhr waren wir in Velden, um halb 12 Uhr in Villach, wo wir ein kurzes Mittagsmahl nahmen, um halb 4 Uhr in Paternian, um 6 Uhr in Spittal und um halb 9 Uhr an der Möllbrücke, wo wir übernachteten. Wir brachen hier am 19. August schon um halb 6 Uhr auf, und hatten um halb 9 Uhr Obervellach erreicht. Hier stiegen wir bei Sr. Excellenz dem Grafen von Stampfer ab, der gleich außer Obervellach sein artiges Schlößchen Trabuschgen, von welchem man das ganze Möllthal bis zu dem schönen Danielsberg übersieht, bewohnt. Der Graf besitzt hier eine Sammlung von schönen und kostbaren Gemälden, eine nicht unansehnliche Bibliothek und ist Bergwerksinhaber.

Um 3 Uhr Nachmittags verließen wir Obervellach, und des Grafen Direktor, Herr Steindacher, ließ uns mit seinen eigenen Pferden bis Stall führen, wohin er die unsrigen vorausgeschickt hatte, und wo wir um 5 Uhr ankamen. Um 6 Uhr waren wir in St. Peter zu Rangersdorf, und etwas nach 8 Uhr in Winklern. Hier überraschte uns der Pfarrer von St. Peter, Herr Mathias Hanzendorfer, der uns heimlich nachgeritten war, und uns beim Absteigen empfing. Auch der Herr Pfarrer von Winklern, Andreas Griedl, half uns den Abend bei dem Einnehmer, Herrn von Aichenegg, angenehm zubringen.

Am 20. August verließen wir um 5 Uhr Winklern und kamen um 7 Uhr nach Döllach. Zwischen Winklern und Döllach sieht man ein Paar Wasserfälle, die aber gegen jene von Döllach bis zum Glockner nicht zu vergleichen sind. Von Döllach mußte der Fürst in einspännigem Wagen fahren; ich ging aber mit meinem Barometer zu Fuße, um die interessante Gegend und vorzüglich den ausgezeichneten Wasserfall, Jungfernsprung benannt, recht betrachten zu können. Das Wasser fällt hier über achtzig Klafter hoch aus einer Serpentinwand ganz frei und senkrecht herunter, und zerstäubt im Sturze zu dem feinsten Staubregen, in welchem die Sonnenstrahlen bei heiterm Wetter den schönsten Regenbogen bilden. Man kann diesen Wasserfall nicht vorübergehen, ohne die Pracht desselben zu bewundern.

Um halb 10 Uhr kam ich zu Heiligenblut an; der Fürst folgte mir. Der neuangestellte Herr Pfarrer, Lorenz Moser, hatte uns zwar erwartet, er wußte aber weder den Tag noch die Stunde. Sogleich wurde der fünf Schuh lange Dolland aufgestellt, welchen der Fürst vor zwei Jahren nach Heiligenblut geschenkt hatte. Der Glockner war wolkenfrei. Wir sahen durch unsern Dolland den Barometerkasten und das Kreuz; wir sahen die vergoldeten Blättchen am Kreuze funkeln wie Firsterne.

Schon in der Hinreise nach Heiligenblut habe ich diesen Alpenkoloß begrüßt. Sey mir willkommen! dachte ich mir, du Riese unter deinen dich umgebenden Brüdern. Wenn ich in einigen Tagen auf deinem beschneiten Rücken hinwandeln sollte, o lasse mich dann dein weißes Haupt vollends erklimmen, von da auf die tausend und tausend Berge herabsehen, und mich selbst überzeugen, daß dir der Rang unter Kärntens und Salzburgs Alpen gebühre, und daß das stolze Wisbachhorn, das dir einige aus Mißgunst zur Seite stellen wollen, weit unter dir stehe. Lasse mich dann zu deinem Lobe sagen: „Du seyst der erste, und die Krone unter deinen dich umgebenden Brüdern gehöre dir!"

Mein sehnlichster Wunsch war bei dieser Reise, die höchste Kuppe des Glockners, koste es auch, was es wolle, zu erklimmen. Denn schon hatte ich zweimal den Glockner bestiegen, und wagte mich doch noch nicht durch jene fatale Schlucht, die man vom ersten Gipfel zum zweiten durchwandern muß. Auch wollte ich das oben am Gipfel befindliche Barometer sehen und mit meinem Reisebarometer vergleichen.

Gegen 9 Uhr Abends, als wir eben beim Abendessen saßen, kamen der Kammerdiener, Koch und ein Bedienter des Fürsten uns nachgeritten. Der Proviantwagen mit den übrigen Bedürfnissen kam erst um Mitternacht an.

Den 21. August ruhten wir in Heiligenblut, und machten die nöthigen Anstalten zu der Expedition auf den Gipfel, die für den folgenden Tag bestimmt war.

Am 22. August, als am Sonntage, brach der Fürst bald nach 4 Uhr, nach der ersten Messe, von Heiligen-

blut auf. Ich folgte, nach gelesener Messe, um 5 Uhr zu Pferde mit meinem Führer, und um halb 8 Uhr war ich am Leiterbache. Die Pferde wurden von hier über die Höhe geführt, und ich ging zu Fuße den kürzeren, aber freilich sehr unangenehmen und gefährlichen Steig neben dem Leiterbache auf den sogenannten Platten. Nur den geübtesten Führer mag der Anblick nicht zurückschrecken, wenn er hier unter dem sehr schmalen und abhängenden Pfade zur linken Seite manchmal in eine thurmhohe Tiefe auf den Leiterbach hinabsehen muß, der unten vorüber rauscht, während die Füße kaum eine Spanne sicheren Raumes haben.

Um halb 9 Uhr kam ich mit einigen Trägern bei der sogenannten „Leiterochsenhütte" an, wo wir ausruhten.

Um halb 11 Uhr erreichte der Fürst die Salmshöhe, wo auch ich um 11 Uhr mit meinem Führer und einigen Trägern anlangte. Nun wurde das alte Stroh aus der Hütte getragen und an der Sonne ausgebreitet, das neue zu Betten aufgerichtet, die ankommenden Packpferde abgeladen, Feuer geschürt u. s. w. Wir freuten uns, die Hütte so wohl erhalten wieder zu sehen; sie war weder von Außen noch von Innen beschädiget und bereits mit einem neuen Zimmer vermehrt worden. Vorzüglich gefiel die rechter Hand an der Hütte von Steinen aufgeführte, und mit einem Rauchfange versehene geräumige Küche.

Als wir bei der Hütte ankamen, sahen wir zwei Wildschützen über die steilen Wände links von der Hütte an Tirols Grenze hinauf klettern; wahrscheinlich wurden sie durch unsere Ankunft verscheucht. Wir sahen ihnen eine Weile durch unsere Fernröhre nach und bewunderten den Muth und die Geschicklichkeit dieser Waghälse.

Nach dem Mittagsmahle beobachteten wir durch unsere Fernröhre das Kreuz. Wir sahen jetzt nur zwei Plättchen am Kreuze, und konnten die Querstange nicht bemerken. Wohl aber sahen wir im Schnee, unfern vom Kreuze, etwas flimmern, was den beiden vermißten goldenen Plättchen glich; nur wußten wir nicht, ob es der Abglanz von den am Kreuze noch erhaltenen Plättchen im Schnee, oder was es seyn mochte. Erst am folgenden Tage sahen wir, daß es wirklich die abgefallenen Plättchen waren.

Auch die Adlersruhe, die man von der Salmshöhe aus deutlich sieht, ward einstweilen durch das Fernrohr in Augenschein genommen; auch haschte ich außer Apis alpina und Sphynx exulans noch einige Alpeninsekten.

Am 23. August wurde um halb 3 Uhr aufgestanden und nach einem guten Frühstücke die Reise auf den Glockner angetreten. Vier Zimmerleute wurden indessen von uns vorausgeschickt, um von den steilsten Höhen die Seile herabzulassen, und mit ihren Schneeschaufeln und Hauen Stufen in den Schnee zu arbeiten.

Nach 4 Uhr folgte ich mit einigen Führern und Trägern und einem Studenten von Salzburg, Herrn Pichler, dem Bruder des Wirthes zu Heiligenblut. Der Fürst blieb diesmal an der Salmshöhe zurück.

Um 6 Uhr kamen wir an die „Scharte", über welche man zur Hohenwarte hinan klettern muß, die wir um halb 7 Uhr erreichten. Wir ruhten hier eine Viertelstunde, und hatten um halb 9 Uhr schon die dritte Hütte, die Adlersruhe erreicht. Sie ist der Hohenwarte ähnlich, und wurde im vorigen Jahre auf einer ziemlich hoch hervorragenden Felsenspitze erbauet. In beiden Hütten lag aber dieses Jahr viel Schnee und Eis, das schwerlich in diesem Sommer ganz wegschmelzen wird. Hier labten wir uns mit Weine, kaltem Fleische und Brode und verließen diese Ruhestätte bald darauf.

Von der Adlersruhe sahen wir, wie die vier Zimmerleute die Querstange, welche nicht weit unter dem Kreuze im Schnee lag, zu dem Kreuze hinauf trugen und an demselben befestigten. Als sie mit dieser Arbeit fertig waren, spannten sie vom zweiten Gipfel ein Seil bis zu dem ersten, um das Hinabsteigen in die fatale Schlucht zu erleichtern. Wir waren indessen bis an jene Stelle gekommen, wo das erste lange Seil gespannt war. Gerade dort, wo man diese Anhöhe am Seile zu erklettern anfängt, entstand in diesem Sommer eine sehr große Eiskluft, die wir aber doch ohne Gefahr übersetzten, und dann fingen wir, uns am Seile haltend, die steile Höhe zu erklimmen an. Hier wurde ich beim Hinanklettern nebst dem, daß ich mich mit beiden Händen an dem gespannten Seile festhielt, von zwei Führern unter den Armen unterstützt.

Gegen halb 10 Uhr erreichten wir den ersten Gipfel, auf welchem im Jahre 1799 das kleine Kreuz errichtet wurde. Es stand noch ganz fest und unbeschädigt da.

Nun mußten wir die fatale Schlucht zwischen dem ersten Gipfel und dem zweiten passiren. Die Zimmerleute kamen hier zu uns, und ich mußte mich ihrer Leitung nun ganz überlassen. Sie versicherten mir, daß ich, wenn ich mich nicht fürchte, mit ihnen sicher und gut hinüber kommen würde. Man band mir ein Seil um die Mitte und ließ mich ganz langsam über die fast senkrechte Wand in die Schlucht hinab, während ich mich mit der rechten Hand an jenem Seile festhielt, das in der Schlucht von einem Gipfel zum andern gespannt war. Unten in der Schlucht geht man einige Schritte ganz eben, um wieder zu der senkrechten Wand am zweiten Gipfel zu kommen, aber rechts und links ist ein schauerlicher Abgrund. Die Zimmerleute folgten mir in die Schlucht hinab nach, und dann bestiegen *zwei von ihnen* den höchsten Gipfel, und zogen mich mit dem Seile, welches ich noch um die Mitte hatte, die senkrechte Wand hinauf, während die zwei übrigen mich, so gut sie konnten, unterstützten. Bald nach 10 Uhr war ich an der höchsten Kuppe.

Meine Freude, als ich nun die sehnlichsten Wünsche meiner beschwerlichen Reise gekrönt und alle Gefahren so glücklich überstanden sah, war unbeschreiblich, mein Vergnügen grenzenlos, und diese Freude und dieses Vergnügen, den höchsten Gipfel des Glockners erstiegen zu haben, würde ich mir um alles in der Welt nicht ablaufen lassen.

Nun folgten mir die übrigen von der Caravane, die Träger und Führer und der Student Pichler nach. Wir waren in allen eilf Personen, die die höchste Kuppe des Glockners erstiegen hatten. Wie vergnügt, wie froh und munter war ich in dem Kreise dieser guten Menschen! Die Guten waren ebenso froh als ich, daß sie mich glücklich auf diese Höhe gebracht hatten. Sie priesen meine Herzhaftigkeit und Unerschrockenheit, während ich mir selbst bekennen mußte, daß diese heroischen Tugenden eben nicht zu lebhaft in mir waren, als man mich in die fatale Schlucht, wie einen Sack, am Seile hinabließ, und ebenso auf der andern Seite wieder hinauf zog. Ich dankte meinen Begleitern, besonders den vier Zimmerleuten, für ihre Mühe und versprach eine Belohnung, die ich ihnen auch bei meiner Rückkunft vom Berge von ganzem Herzen gern darreichte.

Den Kasten, in welchem das perpetuirliche Barometer schon seit zwei Jahren aufbewahrt ist, zu öffnen und zu untersuchen, war mein angelegenstes Geschäft. Der Kasten des Barometers ist ungefähr 8 oder 10 Schritte unter dem Kreuze auf einem unter dem Schnee hervorragenden Felsen befestiget und in denselben eingezapft. Um zu dem Barometer zu gelangen, muß man vorerst ein vierseitiges eisernes Futteral, das

mit einem Dache versehen, und über den hölzernen Kasten gestürzt ist, herab nehmen. Wie groß war meine Verwunderung, als ich diese von Eisenblech gemachte Hülle herab nahm und dieselbe, obschon sie durch zwei Jahre dem Wetter bloßgestellt und im Winter wahrscheinlich ganz vom Schnee bedeckt, im Sommer unzählige Male von Regen und Thau angefeuchtet wurde, ganz ohne irgend eine Spur von Rost angetroffen habe. Das Eisen ist weder mit Oel noch mit irgend einem Firnisse angestrichen. Wie frei von allem oxydirenden Stoffe muß die Luft in diesen Regionen seyn? Nachdem die eiserne Hülle herabgenommen wurde, kommt man auf einen von massivem Holze verfertigten und mit rother Oelfarbe überstrichenen Kasten, welchen der Schlüssel, den man im Pfarrhofe erhält, öffnet. Ich vermuthete, daß wenigstens das Schloß, das schon durch zwei Jahre nicht geöffnet wurde, sich nicht leicht werde aufschließen lassen und daß es vom Roste angegriffen sein würde; aber auch hier war meine Vermuthung durch die Erfahrung widerlegt. Eben so gut war auch das Barometer mit seinem Thermometer erhalten. Er stand auf 18 Zoll oder 216‴; folglich nur 2 Linien höher, als im Jahre 1800, da der Glockner barometrisch gemessen wurde. Gleichzeitig waren auch alle Barometer an anderen Orten um 3 und fast um 4 Linien höher als 1800. Das Thermometer im Kasten stand auf + 10°. Mein Reisebarometer ganz oben am Kreuze stand auf 18″, 2‴ oder 218‴, folglich um 2‴ höher als jener im Kasten und um 4‴ höher, als im Jahre 1800. Eben diese Differenz fand ich auch im Barometerstande zu Heiligenblut, an der Salmshöhe und an der Hohenwarte. Das Thermometer an meinem Reisebarometer war + 11,5°. Ein freies Thermometer fiel in der Luft in einer halben Stunde auf + 5° und in einer Stunde auf + 0. Wahrscheinlich wäre das Thermometer noch tiefer, vielleicht auf 0 gefallen, wenn wir einige Stunden länger oben verweilt hätten. Wir mußten im Schnee sitzen, und es ward uns unvermerkt so kalt, daß wir es nicht länger aushalten konnten.

An dem Kreuze bemerkte ich ganz deutlich, daß einmal, vielleicht auch öfters, der Blitz in dasselbe fuhr, und die Querstange mit den zwei vergoldeten Plättchen weggeschleudert hatte. Man sah, daß der Blitz zuerst in den vergoldeten Hahn, dem er die Vergoldung am Kamme und eine Schweiffeder wegnahm und dann in die vergoldeten Plättchen fuhr, an welchen er die Vergoldung in einer kreisförmigen fingerbreiten Strecke wegführte. Da an jedes Plättchen ein messingener Draht angelöthet ist, der ihre Bewegung unterhält, so nahm der Blitz seine Richtung von dem Hahne nach diesen spitzigen Drähten als unvollkommenen Leitern, und schleuderte die Querstange weg. Ein Beispiel, wie behutsam man bei der Aufstellung der Wetterableiter seyn muß.

Nachdem wir diese Beobachtung gemacht hatten, ruhten wir, tranken die Gesundheit des besten Fürsten und unserer Freunde im In- und Auslande, ergötzten uns an der Aussicht über die erstaunliche Menge der Bergköpfe hin, über welche alle unser Glockner, wie ein Riese über Zwerge, emporragte. Auch auf seinen Rivalen, das Wisbachhorn, sieht unser grauer Altvater Glockner von seinem Gipfel mit Stolz herab. Die Aussicht in die Ferne war durch den Höhrauch getrübt und gewährte mir nicht jene Ergötzung, die ich bei meiner ersten Reise auf den Glockner im Jahre 1799 genoß.

Die Kälte erlaubte uns nicht, länger als eine ganze Stunde auf dem Gipfel zu verweilen. Diesmal war mir die Rückreise bei weitem nicht so fürchterlich und beschwerlich als das Hinaufklimmen. Mich dünkt es, daß die Freude über das so glücklich erreichte Ziel unserer Reise mich jetzt unerschrockener gemacht habe. Ich mußte aber wieder mit dem Seile, welches man mir um die Mitte band, in die Schlucht hinabgelassen und an der andern Seite wieder heraufgezogen werden. Von dem kleinen Kreuze, das ist, von dem zweiten nur um einige Klafter niedrigeren Gipfel machte ich den übrigen Weg beherzt und unerschrocken fort und erreichte um 1 Uhr die Adlersruhe. Hier ward geruht, gegessen und getrunken von dem übrigen Vorrathe, und dann froh und munter die Reise zur Salmshöhe fortgesetzt, wo wir um 3 Uhr anlangten.

Der Fürst, der mit dem Fernrohre alle unsere Schritte beobachtet hatte, ließ sich unsere Abenteuer erzählen, und belohnte uns mit einer köstlichen Tafel.

Erst jetzt, und vorzüglich bei der Rückreise, bemerkte ich jenes unangenehme Brennen im Gesichte und an den Lippen, welche mir so sehr anschwollen (obschon ich den Schleier immer über das Gesicht hatte), als ob ich ein hitziges Fieber gehabt hätte. Nur nach einigen Wochen wurden in Klagenfurt meine Lippen heil, die ganze Haut löste sich vom Gesichte und erneuerte sich. Dieses begegnete mir jetzt zum drittenmale und so oft ich vom Glockner zurückkomme.

Am 24. August bestieg der Fürst den Glockner. Er brach um 5 Uhr mit den Zimmerleuten und mit einigen Trägern und Führern von der Salmshöhe auf und war um 10 Uhr schon an der Adlersruhe. Er besah daselbst die neuerbaute Hütte und bezeugte sein Wohlgefallen. Von der Adlersruhe ging er über eine Stunde weit bis zu jener Höhe, über welche das Seil gespannt werden muß. Er besah von hier aus das Kreuz und kehrte wieder zur Salmshöhe zurück, die er um 1 Uhr Nachmittags glücklich erreichte. Das Wetter drehte sich zu ändern, und wir trafen noch an diesem Tage Anstalten zur Abreise. Wir sagten der Salmshöhe ein herzliches Lebewohl, und traten um 3 Uhr Nachmittags die Rückreise an.

Herr Pichler war in der Rückreise mein Begleiter. Um 7 Uhr kam ich, und eine halbe Stunde später der Fürst in Heiligenblut an. Mein Reisebarometer stand jetzt 292‴; es war also um zwei Linien gefallen.

Am 25. August verließen wir Heiligenblut, dankten dem Herrn Pfarrer für seine Aufnahme und Besorgung der Reiseanstalten und beurlaubten uns. Ich ging um 8 Uhr von Heiligenblut fort und kam um 10 Uhr nach Döllach, von wo aus ich mich nach Sagritz verfügte, um die Reiseanstalten zu treffen. Der Fürst traf um 12 Uhr dort ein. Wir verließen Sagritz um 5 Uhr und kamen mit des Pfarrers Pferden um 9 Uhr in Stall an, wo uns der Herr Pfarrer und geistliche Rath Mathias Schrietwieser ein niedliches Soupé bereitete.

Am 26. August fuhren wir von Stall nach Obervellach, wo wir um halb 11 Uhr ankamen, und den ganzen Tag in dem angenehmsten Umgange Sr. Excellenz des Herrn Grafen von Stampfer verlebten. Erst am 27. August brachen wir von Obervellach auf. Der Fürst ritt mit dem Direktor des Herrn Grafen auf den schönen Danielsberg, um dort die Aussicht in das Drau- und Möllthal zu genießen. An der Möllbrücke ward Mittag genommen, und in Villach, wo wir spät Abends ankamen, übernachtet.

Am 28. August brachen wir um 5 Uhr von Villach auf und kamen um 11 Uhr glücklich und wohlbehalten von unserer Alpenreise in Klagenfurt an.

Das verfallene Bergwerk.

Kärntnerische Volkssage „aus dem Möllthale."

Verschwunden war des Winters Frost,
  Der Schnee hinweg gebannt,
Und Flora's Blüten schmückten schon
  Den hohen Alpenrand.

Die Kühe zieh'n zur Alpe hin,
  Die Euter sich zu schwellen,
Wie sind so schön und munter sie
  Gleich hüpfenden Gazellen.

Auch mich zog es zur Alpe hin
  Mit namenlosem Sehnen,
Ich wollte Gott in seiner Kraft,
  In seiner Allmacht kennen.

Verstummen muß des Sängers Mund
  Auf diesem heil'gen Orte,
Und säng' er gern aus voller Brust,
  Er findet keine Worte.

Nur staunen muß das arme Herz,
  Wie fühlt es sich so schwach!
Und ein Gefühl nach oben
  Wird in der Seele wach.

Dort ragen Felsen himmelan
  Wie Thürme in die Luft,
Dort eine Bergesspalte
  Gleich einer Todtengruft.

Dort glänzen Eisgefilde
  Zum Trotz dem Sonnenstrahl,
Dort stürzet in die Tiefe
  Ein schöner Wasserfall.

Dort weiden hoch auf Triften
  Die Lämmer so vergnügt,
Indeß hoch durch die Lüfte
  Ein Wolkensegler fliegt.

Dort springt die scheue Gemse
  An Abgründen vorbei,
Tief unten hört man Klänge
  Der lieblichen Schallmei.

Da lagern Steingebilde
  Mit Rasen schön gepaart,
Dazwischen blicket freundlich
  Ein Blümchen fein und zart.

Dort ist ein See, bald spiegelrein,
  Bald stürmisch und bewegt,
Das Sinnbild einer Menschenbrust,
  Bald rein, bald aufgeregt.

So schwelgte ich in sel'ger Lust,
  Mein Herz brach fast vor Freude;
Mein trunknes Auge weidete
  Im großen Weltgebäude.

Und lange träumte ich noch fort,
  Dem Irdischen entrückt,
Als ich des Glockners Spitze
  In Eis gehüllt erblickt.

Da weckte mich aus meinem Traum
  Ein starker Donnerknall,
Der steinernen Kolossen
  Furchtbarer Wiederhall.

Ein Ungewitter zog heran
  Mit mächt'gem Windesbrausen,
Ich glaubte fast, es müssen hier
  Die Bergkobolde hausen.

Die Windsbraut heulte fürchterlich
  Durch diese Riesenwände,
Und Blitze kreuzten in der Luft
  Als wär' des Weltall's Ende.

Ich suchte nun ein schirmend Dach
  Im Alpenhüttchen klein,
Der Herr, ein alter Hirte,
  Hieß mich willkommen sein.

Da sprachen wir so traulich
  Im hölzernen Gezelt,
Wo er mir nun die Sage
  Wie sie hier folgt, erzählt.

Was schimmert dort vom Hause
  So heller Kerzenschein?
Es müssen dort die Gäste
  Vergnügt und fröhlich sein.
Wie schwirren Geigentöne
  So hell durch dunkle Nacht,
Daß morgen ist Charfreitag
  Hat keiner wohl gedacht.

Wie tanzen sie den Reigen,
  So schön und gleich gepaart,
Als schweben sie in Lüften,
  Zur Hand die Maid, so zart.
Wie klirren dort die Gläser,
  Zum Rand gefüllt mit Wein,
In solchem munterm Kreise
  Kann Traurigkeit nicht sein.

Wer sind die frechen Tänzer
  In solcher heil'ger Nacht,
Wo Jesus für uns Sünder
  Den Todesgang gemacht?
Wer sind die muntern Zecher
  In solcher heil'ger Nacht,
In welcher Jesus Christus
  Den Opfertod vollbracht?

Es waren freche Knappen,
  Vom Uebermuth berauscht;
Sie hatten mit dem Fäustel
  Den Becher umgetauscht.

Sie fuhren aus dem Schachte
Herauf zum Tageslicht,
Die Osterzeit zu feiern,
Wie jedes Menschen Pflicht.

Da ward ihr tolles Treiben
Mit Einem Mal gehemmt,
Ein Greis mit Silberhaaren
Sich in die Mitte drängt;
Die Rechte mit dem Kreuzpanier
Schwingt drohend er nach oben:
O seht ihn hier, o seht ihn hier!
Laßt ab von eurem Toben!

Da ward auf einen Augenblick
Gestöret ihr Tumult,
Doch keiner will erkennen
Die große schwere Schuld.
Kaum trat er aus dem Kreise
Der fromme heil'ge Mann,
So fing von Neuem wieder
Der wilde Taumel an.

Und wieder klirrten Becher;
Nun gossen sie den Wein
Dem Warner erst zum Trotze
Im Uebermaß hinein.
O seht ihn hier! o seht ihn hier!
Ertönt zum zweiten Mal
Des Warners heil'ge Stimme
Laut durch den vollen Saal.

Doch Nichts vermag zu zügeln
Die ekle freche Brut,
Auf der mit eisern Flügeln
Die Rächerhand schon ruht.
Nun höhnten sie dem Manne,
Der sie zu warnen wagt',
Obwohl für ihren Frevel schon
Der Rächermorgen tagt.

Als nun zum dritten Male
Der Greis bei ihnen steht
Und mit erhob'nen Händen
Sie um Gehorsam fleht:
Da zerrten bei den Haaren
Sie ihn zum Saal hinaus:
„So fahre hin zur Hölle
Im vollen Saus und Braus."

Da lag der greise Warner
Am Boden hingestreckt,
Das himmlisch milde Antlitz
Vom Blute ganz bedeckt,
Noch richtet er nach oben
Den thränenfeuchten Blick:
„Gott wolle euch vergeben!"
Sprach er und sank — zurück.

Glück auf!
Sie fahren zur Grube hinein
Im tiefen Schacht, beim Lämpchen-Schein.
Glück auf!
Wo reich das Silber winkt
Und durch's Gestein die Ader blinkt.
Glück auf!

Es erdröhnet Fäustelschlag.
Nach wildem Tanz und Zechgelag
Rühren sich schnell und behende
Die starken fleißigen Hände,
Und schaffen schnell aus der Grube hervor
Das Erz aus der Nacht zum Lichte empor,
Und wieder zurück in Stollen und Schächte;
Nicht fürchtend die Teufe noch Schicksals Mächte,
Eilen sie auf gefährlichen Pfaden
Die Wagen auf's Neue zu laden.
So fuhren sie zu und ahnten nicht
Wie nahe schon das Strafgericht.

Ein donnerähnliches Tosen,
Da Dämpfe und Stürme sich losen,
Erdröhnet in dem Schachte tief,
Als wenn des Zorns Posaune rief.
Und fürchterlich brauset die dampfende Gischt,
Da Elemente, im Kampfe vermischt,
Sich wider die Natur empören,
Und sie mit ekler Lust zerstören.
Und losgerissen von Riesenhänden,
Stürzen Steine von allen Enden
Des Schachtes mit Gewalt und Kraft
Zu Boden, und schauderhaft
Gewahrt man der Erde starkes Beben,
Ein Jeder, zitternd für sein Leben,
Flieht verzweifelnd aus dem finstern Schachte.
O schrecklich Unglück! Ein Donner und es krachte;
Die Decke stürzte ein. — Alle Frevler haben
Die Trümmer lebendig begraben. —

Hoch oben, wo der Riegenbach
Aus Alpenseen quillt,
Da steht ein morsches Kreuzchen
Mit des Erlösers Bild.

Und dicht dabei gewahret man,
Von der Natur zerwühlt,
Den Eingang eines Schachtes,
In Nebel eingehüllt.

Als einen Ort des Fluches
Man heute ihn noch kennt;
Der Greis den kleinen Enkeln
Als solchen ihn noch nennt.

Die junge schmucke Dirne
So wie das Mütterchen
Bekreuzen sich und beten,
Wenn sie vorüber geh'n.

Ein schwaches dumpfes Rollen
Mit Stöhnen untermengt,
Sich oft, wenn man vorübergeht,
Zu unserm Ohre drängt.

Den rüst'gen Aelpler an dem Ort
Ein Schauder dann erfaßt;
Mit Furcht, der Sage eingedenk,
Flieht er in schneller Hast.

„Sei gnädig und verzeihe nun
„Den Frevlern bald o Herr!
„Wenn groß und schwer auch ihre Schuld,
„Nicht zürne ihnen mehr!"

In's Alpenhüttchen blickte
Nun heller Sonnenschein,
Voll Lust und Freude schlug ich dann
Den Weg zur Heimat ein.

Paul Grübler.

Ersteigung des Hochalpenspitzes.

Während die Umgebungen des Großglockners lange schon, so weit es die armseligen Verbindungswege gestatten, in den Kreis der Touristenwanderung gezogen, naturwissenschaftlich von Schultes bis Schlagintweit vielfach durchsucht und beschrieben, auch in diesen Blättern sattsam besprochen worden sind: ist das Gebiet der Gletscher des Ahnkogls und Hochalpenspitzes verhältnißmäßig noch eine terra incognita, nur selten von Naturfreunden besucht, Naturforschern noch fast jungfräulicher Boden*); sind Glocknerbesteigungen eine fast alltägliche Sache geworden: so ist die eine höchste Spitze des letzteren Gebietes, der Ahnkogl, nur sehr selten besucht, die andere ihm ebenbürtige, der Hochalpenspitz, bis auf die neueste Zeit noch gar nicht gemessen, kaum bestiegen worden. Die trigonometrischen Höhenbestimmungen des Generalstabs führen zwar einen Hochalpenspitz südwestlich von Malta mit 8261 W. F. Höhe an; da jedoch der gegenüberstehende größtentheils schneelose Faschaunernock mit 8812' angegeben ist, so ist es klar, daß jenes nicht die höchste Spitze des weit in die Gletscherregion hinein ragenden gleichbenannten Berges sein kann. Es geht daraus auch hervor, daß diese Spitze bei der damaligen Landesvermessung gar nicht gemessen, gar nicht bestiegen worden ist. Es ist auch bisher über eine ausgeführte Besteigung dieses schönen Gletschers unseres Wissens gar nichts veröffentlicht worden.

Im Jahre 1856 versuchte der damalige Pfarrer von Maltein, Martin Krall, eine Besteigung desselben, erreichte jedoch selbst nicht die höchste Spitze, die aber von seinen Begleitern, Bauern von Maltein, ungeachtet der durch die zahllosen Eisschründe verursachten Gefahren, glücklich erstiegen wurde. Es sind uns leider die versprochenen Details dieser Ersteigung nicht mitgetheilt und überhaupt nichts darüber veröffentlicht worden.

Im laufenden Jahre jedoch wurde diese hervorragende Gletscherspitze wiederholt erstiegen.

Am 12. August erstieg der durch Gletscherwanderungen ruhmvoll bekannte Dr. Ruthner mit zwei Malteinern, denen sich der Viehhirte der Hochalpe beigesellte, den Hochalpenspitz und hat ihn barometrisch gemessen. Das Resultat der Messung wird seiner Zeit von ihm, nach genau gepflogener Berechnung veröffentlicht werden; ohne diese veranschlägt er vorläufig die Höhe auf 10,500—10,600 W. Fuß. Nach Aussage des Führers Johann Fercher war die Besteigung trotz Stricken und Steigeisen eine gefährliche. Einer der Führer fiel in eine Eiskluft, wurde aber ohne Schaden herausgebracht. Der Weg vom Anfang des Gletschers bis zur Spitze erforderte die Zeit von 6 Uhr bis halb 12 Uhr Morgens. Die Eisklüfte sind zahlreicher und größer als sonst; der Hochalpenfall fließt so mächtig, daß er nirgends ohne Brücke überschritten werden konnte. Auf der Höhe zeigte das Thermometer 5° R., die Aussicht war theilweise durch Nebel gehemmt.

Am 15. August wurde der Hochalpenspitz abermals von einem andern Dr. juris, Paul Grohmann, der voriges Jahr, wie die „Carinthia“ berichtet, den Glockner bestieg, und zwar bis zur höchsten Spitze erklommen. Er erreichte nach Aussage seines Führers um ¾ 12 Uhr die erste Spitze, nachdem er um 2 Uhr Nachts von der Traxhütte aufgebrochen war.

Da die Witterung gut war, und es am 13. und 14. oben geschneit hatte, bestieg dieser sein Begleiter von der niederen Spitze, welche mit Schnee und Eis bedeckt ist, die etwa 4—10 Klafter südwestlicher gelegene, und von ihr durch eine Einsattlung getrennte höhere Spitze dieses Berges, welche von Herrn Ruthner und seinen Begleitern gar nicht bestiegen worden ist, obwohl sie selbst sehen, daß diese letztere um einige Klafter höher sei.

Herr G— ging dann selbst mit diesem Begleiter auf die höhere Spitze hin, welche er Schwarznok tauft, weil sie ohne Schnee und Eis, mit losem übereinander liegenden Gestein um circa 7 Klafter den niedrigeren Eiskopf des Hochalpenspitzes überragt.

Die Schwierigkeiten des Ueberganges über die besagte Einsattlung sollen denen des Ueberganges von der kleinen zur großen Glocknerspitze ziemlich ähnlich sein, weil die Abhänge beiderseits furchtbar steil seyen.

Herr Ruthner soll den Unterschied beider Gipfel des Hochalpenspitzes unbedeutend gefunden, und dem höheren bloß 2 Klafter vor dem niederen vorausgegeben haben (Worte seines Begleiters Johann Fercher).

Nach Aussage des Begleiters des Herrn Grohmann hat die Besteigung des niederen Hochalmspitzes, wenn frischer Schnee darauf liegt, wenig Gefahr und Schwierigkeit. Diese zweite Parthie ging auch wieder am 15. August — obwohl sie sich auf der Höhe bis halb 2 Uhr Nachmittags aufhielt — bis zum Pflüglhof zurück, wo übernachtet wurde. Also in Einem Tage von dem Fuße des Gebirges — von der Traxhütte bis zur höchsten Höhe und wieder bis zum Fuße herab und noch 2 Stunden thalwärts. Das ist ein Marsch, der vielleicht nie mehr durchgemacht werden wird.

Wenn nun auch Herr Dr. Grohmann seine Besteigung publicirt, so zweifle ich nicht, daß dies ein Sporn für künftige Touristen zu weiteren Versuchen und Messungen seyn wird.

* Der jetzige Pfarrer von Maltein, Paul Kohlmeyer, durch mehrere wissenschaftliche Arbeiten im Museums-Jahrbuch bekannt, wird sicherlich viel interessantes in dieser Gegend zu Tage fördern.

Die weiße Rose von Arnoldstein.

Sage.

Nach einem älteren Wiener Kalender.)

Im Kärntner Lande liegt eine alte Ortschaft, Arnoldstein geheißen, und in selber eine alte Benediktiner-Abtei, die schon längst aufgehoben ist und keine Spur bewahrt hat ihres ehemaligen Glanzes aus den Zeiten, wo sie besucht worden war von Tausenden von Wallfahrern und frommen Pilgrimmen.

Denn es war ein eigenes Ding, welches das Kloster berühmt gemacht hatte im Kärntner Lande. So oft nämlich der Herr einen der frommen Väter abrufen wollte in's bessere Jenseits, so fand derselbe, wenn er früh Morgens zur Hora in's Chor kam, in seinem Chorstuhle eine weiße

Rose liegen, und sah der ehrwürdige Herr die weiße Rose, so wußte er, daß sein letztes Stündlein gekommen, schloß sich in seine Zelle ein und betete, und während draußen die Brüder das De profundis sagen, bereitete er sich still und Gott ergeben vor zum Tode. So allbekannt war das Rosenwunder, so oft hatte es sich wiederholt, daß es keinen der Benediktiner mehr überraschte, geschweige denn erschreckte.

Zur Zeit, als der Kaiser Max die Türken aus dem Lande geschlagen, kam ein hispanisches Soldatenweib, dessen Mann wohl auch Zuzug geleistet im Kriege gegen die Ungläubigen, an die Klosterpforte von Arnoldstein. Das Weib war aber krank und elend und trug ein ganz junges wimmerndes Knäblein an der versiegten Brust. Und da der Bruder Pförtner sah, daß das arme Weiblein nicht mehr weiter kommen könne, so nahm er es auf, brachte es beim Hausmeier unter und pflegte es nach Kräften. Aber mit ihr war es aus, und nachdem sie weinend das Knäblein geküßt und gesegnet, und gar inbrünstig gebeten habe, man möge ihr armes Kindlein nicht verlassen, hauchte sie ihren letzten Seufzer aus. Der Bruder Pförtner aber erbarmte sich des Waisen, und da er ein alter, kluger und rechtschaffener Mann war und gar wohl gelitten bei den Obern des Klosters, so durfte er den Knaben bei sich behalten und nannte denselben Johannes.

Johannes wuchs heran und blühte wie die Rosen im Thale. Alle im Kloster waren dem schönen, sanften Knaben gut; der Pater Pförtner unterrichtete ihn im Latein und anderen Wissenschaften, aber Johannes schien nicht für die Welt geboren. Stundenlang weilte er in der Klosterkirche und betete und betrachtete sinnend die ernsten Heiligenbilder. Sein liebstes Geschäft aber war, das Haupt Mariens und des Kindleins im Kreuzgange mit den schönsten Blumen zu schmücken.

So erreichte er sein achtzehntes Jahr; da trat eines Tages der Pater Pförtner zu ihm, sah ihn ernst und wehmüthig an und sprach: „Leb' wohl, Johannes, ich werde Dich nun bald verlassen, mein Liebling! Der Herr segne und behüte Dich. — Ich habe heute Morgens in meinem Chorstuhle die weiße Rose gefunden."

Laut weinend stürzte der Jüngling an die Brust des geliebten Pflegevaters; der aber machte sich sanft los, küßte ihn auf die Stirne und verschloß sich dann in seiner Zelle. Tags darauf trugen sie ihn dann hinaus in den stillen Friedhof des Klosters.

Von dieser Zeit an ward Johannes noch viel stiller und ernster. Mehr und mehr zog es ihn nach Jenseits zu der Mutter, die er nicht gekannt, und zu dem geliebten Pflegvater, und Tag und Nacht betete er, daß ihn der Herr die weiße Rose finden lasse. Da ihm aber der Abt gesagt hatte, daß nur Jenem, welcher die priesterlichen Weihen empfangen, die Gnade des Rosenwunders zu Theil werde, so lag er den hochwürdigen Herrn unausgesetzt an, daß auch ihm die Gnade zu Theil werde. Und weil er in allen nöthigen Kenntnissen weit genug vorgerückt war, so nahm der Abt, der ihn von Herzen liebte, keinen Anstand, daß seine Bitte auch gewährt wurde, und bestimmte seinen Namenstag, das Fest Johannis des Täufers, zum Tage der Celebrirung der ersten heiligen Messe.

Bald verbreitete sich rings in der Gegend bis Villach hin die Kunde, der schöne Johannes, der Pflegling des seligen Bruder Pförtner, werde am Johannestage seine erste heilige Messe feiern, und zahllos strömten die frommen Gläubigen von allen Seiten herbei, denn nicht mit Unrecht sagt das Volk: „Um eines neugeweihten Priesters Segen zu empfangen, soll man ein paar neue Schuhe zerreißen."

Es war ein wunderschöner Tag im Juni; die Sonne sah lächelnd durch die gothischen Fenster auf die flackernden Wachskerzen, auf die duftigen, um Säule und Altar gewundenen Blumen und auf die festlich geschmückten Schaaren des Volkes. Vom Chore brausten die majestätischen Töne der Orgel im feierlichen Hochamte. Am Altar stand aber Johannes nicht mehr im schlichten Habit des Laienbruders, sondern angethan mit des Priesters festlichem Gewande, das selig schimmernde Auge zur Himmelskönigin erhoben und aus voller Brust das Tantum ergo anstimmend.

Das Hochamt war zu Ende und Johannes schritt allein, nur vom dienstthuenden Sakristan gefolgt, durch die dichtgedrängten Reihen des Volkes, das andächtig auf die Knie sank, den Segen des Neugeweihten zu empfangen. Und sieh', da kniete ein Mägdlein da, ein wunderliebliches Kind; dunkelbraune Locken umflossen ihr frommes, wehmüthig bleiches Antlitz, aus dem blaue, süße Augen hervorsahen, wie Veilchen aus dem Schnee des Märzes. Starren Blickes sah Johannes das liebliche Kind und blieb selbstvergessen stehen. Da flüsterte ihm der Sakristan zu: „Den Segen, Hochwürden, den Segen!" Als er ihr aber die Hand auf das Haupt legte, da zitterte diese Hand wie das Laub der Espe, und als sie das blaue Auge, das sie vorher demüthig gesenkt hatte, nun emporschlug und mit Thränen der innigsten Andacht die Hand küßte, da wankte er fort wie ein Träumender; wie ein Träumender hörte er die Glückwünsche der frommen Mönche an und empfing ihren Bruderkuß; keinen Bissen berührte er von dem glänzenden Festmahle, das ihm zu Ehren das Kloster veranstaltet hatte, und betäubt und mit müdem Gehirne gelangte er endlich in seine Zelle.

Er warf sich auf sein einsames Lager, aber er konnte nicht schlafen; er stand wieder auf, griff nach einem geistlichen Buche und wollte sich ruhig lesen, aber die Buchstaben tanzten vor seinem schwimmenden Auge; da versuchte er es zu beten und kniete nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten in seiner Zelle. Aber die Dornenkrone gestaltete sich zur bräutlichen Myrthenkrone, das bleiche blutige Haupt des Erlösers ward zum lieblichen Engelsantlitze des Mädchens aus der Klosterkirche und aufspringend bedeckte er es mit Küssen. Aber entsetzt ward er seines Frevels inne, warf sich in den Staub und flehte um Vergebung. Schnell jedoch war Alles wieder vergessen und er sah sich draußen in der großen Welt, das Haupt geschmückt mit blitzendem Helme und wallender Feder, den Dank erkämpfend im Turniere, den ihm das schöne Mädchen reichte. Aber der melancholische Schlag der Klosterglocke brachte ihn wieder zur Besinnung, und er warf sich auf sein Lager nieder und weinte wie ein Kind.

So zog die Nacht vorbei und grau dämmerte der Tag im Osten. Da erhob sich Johannes von seinem schlummerlosen Kissen und schritt hinüber durch den düstern Kreuzgang in's Chor. Noch hatte die Glocke nicht zur Hora gerufen und still und feierlich war es an dem ehrwürdigen Orte. Mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte schritt Johannes auf seinen Chorstuhl zu; als er aber dort angelangt den Blick emporhob, da zuckte es, wie ein Messerstich durch sein Herz, und seine Knie wankten, denn in seinem Chorstuhle lag — die weiße Rose.

Er hob das blasse, verstörte Antlitz empor und flehte: „Mein Herr und Gott, ich kann jetzt nicht sterben, bin ich doch noch jung. Warum soll ich hinab in die finstere Erde? Fühle ich nicht warmes Blut in meinen Adern? Laß die Alten und Schwachen sterben, mich aber verschone, o Herr!"

Kaum hatte er diese frevelhaften Worte gesprochen, so zuckte es wie ein Blitz durch die Seele des jungen Mannes. Es war da ein Frater Vinzenz, ein schwacher kranker Greis von 90 Jahren, der kaum mehr, auf Krücken gestützt, den Versammlungen der Brüder beiwohnen konnte. Diesen nun hielt Johannes für reif zum Tode. Noch zwar sträubte sich sein Herz dagegen, aber schon läutete das Glöcklein zur Hora und es war keine Zeit zu verlieren. Rasch, mit klopfendem Herzen und zitternder Hand bückte er sich, hob die weiße Rose auf, trug sie hinüber zum Chorstuhle des Fraters Vinzenz und legte sie in demselben nieder. Dann eilte er zurück zum eigenen Stuhle, setzte sich und begrub sein bald erglühendes, bald erbleichendes Antlitz in den Blättern des Breviers.

Nach und nach kamen die Mönche in's Chor; einen raschen Seitenblick warf jeder auf die weiße Rose im Chorstuhle des Fraters Vinzenz, aber schweigend schritten sie auf ihre Plätze. Zuletzt kam der ehrwürdige Greis selbst herangehinkt. Als er das weiße Todeszeichen erblickte, faltete er die Hände und rief mit lauter Stimme: „Gepriesen seyst Du, o Herr! Du hast Wunder gethan an Deinem Knechte, laß mich eingehen in Deinen Frieden! Amen!“

Betend sank er nieder auf sein Angesicht und als die Brüder hinzutraten, um ihn aufzuheben und in seine Zelle zu geleiten, da sahen sie, daß er ihrer nicht mehr bedurfte. Denn das Rosenwunder hatte sich erfüllt, und der Frater Vinzenz war bereits hinübergegangen in's hoffnungsgrüne Morgenland der Ewigkeit, und ein leises seliges Lächeln spielte auf den blassen stillen Zügen des frommen Greises.

Johannes gelangte — er wußte nicht wie — in seine Zelle. Die Morgensonne schien hell und freundlich für die ganze Welt, aber für ihn glühte sie roth und schrieb mit blutigen Flammenzügen an die Wand der Zelle: Johannes, du bist ein Mörder!

Vor seinem Fenster am Sims, im Weinlaube, nistete ein junges Schwalbenpaar, dessen Munterkeit ihn oft ergötzt hatte, heute aber flogen sie unruhig hin und her und zwitscherten durch das Gitter herein: Johannes du bist ein Mörder!

Das Bild des Gekreuzigten sah ihn mit strafenden Augen an und die bleichen Lippen murmelten: Johannes du bist ein Mörder!

Ich glaube es wäre ihm das Herz gebrochen vor Gram und Verzweiflung, hätte ihn der Prior nicht abrufen lassen, eine Leiche einzusegnen. Er ging hinab in die Kirche. Weinende Verwandte umstanden einen Sarg, der nach altkärntnerischer Sitte aufgedeckt war. Aber wie erstaunte das Leichengefolge, als der Priester, der zur Einsegnung hereintrat, plötzlich zusammenbrach, wie ein gebrochenes Rohr und ohnmächtig zu Boden sank. Ach! er hatte sie erkannt die liebliche geknickte Blume. Ihr Antlitz war nicht verändert; doch war es so still und schön und rein, wie ehedem, nur fehlte der milde Schimmer des süßen blauen Auges, das jetzt geschlossen war auf ewig. Das Staunen der Leichenbegleiter wuchs, als plötzlich der Priester sich wieder erhob. Sein Antlitz war todtenblaß, aber mit fester Stimme sprach er: Requiem aeternam da ei Domine! Mit fester Hand nahm er von ihrem Haupte eine weiße Rose, sprengte das Weihwasser über die Todte, bestreute sie mit Erde, und als die weinenden Verwandten die schöne Leiche hinaustrugen zur ewigen Ruhe, da kniete er nieder am Hochaltare und betete:

„Ich habe Dich verstanden o Herr! und was ich gesündiget in des Herzens frevler Glut, das will ich sühnen durch Buße!“ — —

Jahre flossen dahin und es kamen schwere Zeiten für's Kärntner Land. Die Pest, „der schwarze Tod“ genannt, wüthete wie überall, so auch in Kärnten, und im Chore der Mönche zu Arnoldstein sah es aus wie in einem Gärtlein voll weißer Rosen, aber der Chorstuhl des Pater Johannes blieb leer. Im dichtesten Gewühle der Sterbenden fand man den bleichen Priester, Trost zusprechend und die h. Wegzehrung spendend, aber an ihm ging der Tod vorüber. Der Türk fiel in's Land und seine Senger und Brenner streiften von Krain herauf, nahmen Arnoldstein mit stürmender Hand und zündeten es an. Und wieder lagen viele weiße Rosen im Chore der Benediktiner — aber der Chorstuhl des Pater Johannes blieb leer.

Bald verbreitete sich der Ruf von seiner Heiligkeit im ganzen Lande. Der Convent trug ihm die Würde des Abtes an, allein er lehnte sie ab, mit dem Bedeuten, daß er derselben nicht würdig sey. Er betete und kasteite sich mehr als jeder Andere, nur eine einzige Erholung erlaubte er sich, den Spaziergang in den Klosterkirchhof. Dort pflegte er an einem Grabe zu beten, in welchem, wie alte Mönche erzählten, vor vielen Jahren ein Frater Vinzenz begraben worden sey.

So wurde er neunzig Jahre alt. Da fand man ihn am Tage nach dem Feste Johannis des Täufers auf dem Grabe des Fraters Vinzenz todt hingestreckt. Auf seinen Zügen schwebte ein leises, versöhntes Lächeln, seine Rechte aber hielt an's Herz gedrückt — eine weiße Rose.

Seit jener Zeit hat kein Mönch im Kloster Arnoldstein die weiße Rose mehr in seinem Chorstuhle gefunden.

Miszellen.

(Eine neue Beleuchtungsmethode.) Vor dem englischen Parlamentsgebäude brennt seit einigen Nächten statt der Gaslampen ein einziges sogenanntes Kalklicht, mit andern Worten, es wird der bekannte Apparat, der Wasserstoff und Sauerstoff aus verschiedenen Behältern in einer gemeinschaftlichen Röhre als Knallgas auf einen rotirenden Kalkcylinder leitet und diesen zum Glühen bringt, wieder einmal als Beleuchtungsmittel angewendet. Es ist vorerst nur eine Probe. Das Licht ist in der That überaus glänzend; es erhellt den ganzen Platz und die ihn umgebenden Gebäude bis zu dem Dachgesimse, ja sogar das Zifferblatt der Uhr auf dem hohen Glockenthurme vermittelst eines unten angebrachten Hohlspiegels. Statt reinen Wasserstoffgases wird gewöhnliches Brenngas verwendet, und dieses in gleichen Quantitäten mit Sauerstoffgas gemischt; der Kalk verwandelt sich in Marmor. Schlechte Ausdünstungen werden durch den Verbrennungs-Prozeß nicht erzeugt.

(Alexander v. Humboldts Geburtsort.) Wie nach dem Tode der meisten großen Männer, entspringt auch ein Streit über des jüngst verstorbenen deutschen Gelehrten wahre Heimat. Seine Wiege soll nicht, wie man bisher geglaubt hatte, in Berlin, sondern in Riegenwalde gestanden haben. Der alte Küster in Riegenwalde habe erzählt, daß er sich ganz genau erinnern könne, daß Humboldt in Riegenwalde geboren sey. Er habe ihn auch genau gekannt. In Berlin aber sei Humboldt getauft worden und deshalb in's Riegenwalder Kirchenbuch nicht eingetragen. Früher sey es so gebräuchlich gewesen, die Kinder erst nach der Taufe einzutragen, und deshalb möge der Irrthum kommen. — Der Küster ist jetzt todt, sein Neffe Prediger.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 19. Sonnabend, den 10. September 1859.

Einiges über ältere Topographie und Touristik Kärntens.

Eine der älteren ausführlicheren Landesbeschreibungen mit gelungenen Abbildungen hinterließ uns der 1589 zu Murau in Steiermark geborene Martin Zeiller. Obwohl einäugig, er hatte das rechte Auge in seiner Kindheit verloren, bewahrte er sich für die Naturschönheiten einen derartigen Sinn, daß er, keine Beschwerden scheuend, vom 15. bis zu seinem 73. Lebensjahre halb Europa durchwanderte und wissenschaftlich beschrieb. Die seinen, noch immer jeder Bibliothek zur Zierde dienenden Topographien beigegebenen Kupfer, welche jedoch meistens fehlen, wo dann der Text um die Hälfte im Preise sich niedriger stellt, verdanken wir dem berühmten Kupferstecher Math. Merian, welcher sie, wenigstens was Kärnten betrifft, nach an Ort und Stelle aufgenommenen Zeichnungen mit großer Genauigkeit und Reinheit ausarbeitete, so daß mehrere von ihnen selbst Kunstwerke für die damalige Zeit genannt werden müssen. Wir müssen es Brunet eben nur als Franzosen zu Gute halten, wenn er sagt: „qu'il a peu de valeur aujourd'hui." Dagegen können wir uns nicht versagen, das Urtheil Eberts hierüber anzuführen: „Besäßen die Briten ein so specielles Kupferwerk jener Zeit über die einzelnen Provinzen ihres Landes, wie würden sie sich um den Besitz desselben, um ausgezeichnete Exemplare, um weitere Vervollständigung derselben durch Hinzufügung anderweitiger gleichzeitiger Abbildungen bemühen!" Die Kärnten betreffende Topographie erschien zu Frankfurt am Main im J. 1649 in Folio, und enthält insbesondere folgende Kupfer: 1) die Karte Kärntens, 2) die Abbildung von St. Andrä, 3) von Klagenfurt, 4) von Friesach, 5) von Bleiburg, 6) von Straßburg, 7) von St. Veit, 8) von Villach, 9) den Grundriß von Villach, 10) die Abbildung von Wolfsberg, 11) jene von Hoch-Osterwitz von der Nordseite, 12) dann derselben Burg von der Südseite, ferner jene von 13) Gurk, 14) Griffen, 15) Hollenburg, 16) Landskron, 17) Maria Saal, 18) Sonnegg, und endlich 19) von Spital.

Denselben Weg verfolgte auch Johann Weichard Valvasor Freiherr von Galleneck und Neudorf in seinem Werke: „Topographia Archiducatus Carinthiae antiquae et modernae completa. Nürnberg, Endters, 1688. Folio 264 p. p. und mit 223 größtentheils wahrheitsgetreuen Kupfern, zu dessen Verfassung „ihn die Begierde zog, manchen Fremden der Einbildung, als ob dieses vortreffliche Land nur in einem engen Winkel sich versteckte, und mehr Schattens als Lichts verdiente, zu entledigen."

Von den zum Theil blos Kärnten behandelnden Topographien des vorigen Jahrhunderts erwähnen wir beispielsweise jene des Lehrers von Fröhlich, des bekannten Jesuiten C. Granelli (zuerst anonym 1701 mit Karten zu Wien, dann ebendaselbst in mehreren Bearbeitungen, wie von dem in Kärnten geborenen Jesuiten Anton Erber 1728, von dem Freiherrn Moritz von Grabeck 1759 erschienen), welche sich durch angenehme Diction auszeichnet und als eine fleißige Arbeit charakterisirt.

Nicht uninteressant ist auch, als im Lande aufgenommen, jene Karte, welche Joannes Baptista à Zanchenperg im J. 1718 seiner den Ständen Kärntens gewidmeten Dissertation statt des gewöhnlichen Emblema voransetzte (Siehe das Manuscript: Annales Collegii Clagenf. S. J. t. II. 1718).

Eine zu Klagenfurt 1754 erschienene kleine Schrift von Laur. Best: „Beschreibung wie Cärnthen von der Natur gelageret und beschaffen seye", verdient schon deshalb einer kurzen Notirung, weil sie kaum mehr in vielen Exemplaren vorhanden sein dürfte.

Nicht minder fehlte es dem Lande an die Naturverhältnisse desselben erforschenden Touristen, selbst von Seite nicht daselbst ansässig Gewesener, aus denen wir den Freund Wulfens, Johann Anton Scopoli (geboren zu Cavalese bei Trient 1723, gestorben als Professor in Pavia, nachdem er in Folge zu häufigen Gebrauches der Microscope zuletzt beinahe erblindet war), hervorheben, welcher Kärnten während seines Aufenthaltes in Tirol und Krain oft wissenschaftlich bereiste, wovon die vielen speciell hierauf Bezug nehmenden Stellen in seinen bekannten naturhistorischen Schriften Zeugniß geben, daher auch ihr Titel: „Flora, Entomologia carniolica" in weiterm Sinne zu nehmen und auch auf die benachbarten Länder zu beziehen ist. In der Mineralogie wie Botanik gleich ausgezeichnet, bewährte er sich auch als Zoologe. Seine Entomologie, worüber bereits Linné sich äußerte, daß er zwar für Uebersendung derselben 3 Ducaten Frachtkosten habe zahlen müssen, daß er jedoch daraus ein Vergnügen gezogen habe, welches ihm nicht 100 Ducaten verschafft hätten, wird noch heutzutage, gleich den Linné'schen Resultaten als Ausgangs- und Quellenwerk vielfach benützt (Siehe z. B. die neuen dipterologischen Forschungen des Dr. R. Schiner in den Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien). In der Ornithologie trat er mit einem neuen Systeme auf (siehe dessen „Anni historico-naturales", die unter seinen Schriften am seltensten zu finden sind), welches zwar unter dem Charakter des damaligen Wissenschafts-Standes verfaßt und durch die üblich gewesene Eintheilung nach künstlichen Merkmalen beherrscht war, dessen ungeachtet jedoch seinen entschiedenen Einfluß auf nachfolgende Systemverbesserung ausübte. Auf seinen zahlreichen natur-

historischen Excursionen lernte er insbesondere die südlichen österreichischen Länder so lieb gewinnen, daß er sich nicht entschließen konnte, dieselben durch Uebernahme von ausländischen ihm angetragenen ehrenvollen Lehrkanzeln zu verlassen.

Reicher ist bereits die Touristen-Literatur unseres Jahrhunderts. Wir sehen sogar in den ersten Jahren desselben einen heftigen Streit entbrennen, welchen der in Unzmarkt in Steiermark 1782 geborene Doctor Franz Sartori durch sein Werk: „Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Kärnten . . . Wien, 1811, 3 Bände in 8.“ hervorrief, und der so ernsthaft war, daß er nicht nur Gegenschriften wie: „Beleuchtung dieser Reise. Klagenfurt, Leon, 1812. 8.“ „Kritische Andeutungen über dieselbe von Dr. Johann Gottfried Kumpf, Klagenfurt, Kleinmayr 1812, 8. veranlaßte, sondern daß auch der damalige Präsident des Appellationsgerichtes, Franz Graf von Enzenberg, als Herausgeber der erstgenannten Gegenschrift sich es angelegen seyn ließ, dieselbe reichlich im In- und Auslande gratis zu vertheilen, was auch zur Verhinderung der Verbreitung von Vorurtheilen über dieses Land, welches damals noch so ziemlich eine terra incognita war, sich als zweckmäßig herausstellen mußte. Obwohl viele der von Sartori, gemachten Beobachtungen nicht unbegründet waren, so erscheint uns jedoch ebenfalls das Meiste als aus jener schwarzen Brille aus gesehen, die einem Hypochonder zusteht, der seine Ferien-Studien blos aus der Postkutsche macht, wie wir anderseits seiner Schrift das Verdienst, eine größere literarische Rührigkeit im Lande hervorgerufen zu haben, nicht absprechen können.

Dr. Ign. Tomaschek.

Literarisches.

Aus dem Hofleben Maria Theresia's. (Nach den Memoiren des Fürsten Joseph Khevenhüller; von Adam Wolf. Zweite vermehrte Auflage. Wien bei Gerold, 1859.)

Wir finden es in unserem Berufe, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches ursprünglich von einem hochgestellten Mitgliede einer der edelsten und ältesten Familien Kärntens herrührt und überdies einen Gegenstand bespricht, der als uns nicht so entfernt liegend, und vielfach schon anderwärts, aber auch einseitig besprochen — wir brauchen blos auf die Erzählungen einer „Mühlbach“ und „Hormayr's Anemonen“ zu erinnern — ein besonderes Interesse für uns hat. Khevenhüllers Memoiren sind an sich und ob ihrer Weitläufigkeit und theilweise zu subjectiver Beziehung weniger zur Herausgabe geeignet, dagegen die Schilderung des Autors als Auszug, auf die Relation eines so glaubwürdigen Augenzeugen gestützt, uns die am meisten interessanten Situationen des kaiserlichen Hofes gibt. Er liefert uns in sechs Capiteln die Notizen über den Verfasser der Memoiren, den Fürsten Johann Joseph Khevenhüller-Metsch, den Hof in der Stadt, am Lande, auf Reisen, dann über den jungen Hof, als Anhang zehn Briefe der Kaiserin an den Fürsten, dreißig an ihren Schwiegersohn den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, so wie noch mehrere Billete an den Fürsten Liechtenstein und Grafen Chotek.

Was der Herausgeber über die Familie der Khevenhüller sagt, ist mit dem, was wir über dieselbe in den Nummern 5 bis 10 der „Carinthia“ vom Jahre 1854 lasen, im Ganzen übereinstimmend, obwohl in früherer Periode sehr kurz gehalten. Wenn er jedoch behauptet, Georg Khevenhüller, der Erbauer des jetzigen Schlosses Osterwitz und Obersthofmeister des Erzherzogs Karl, Herrn von Innerösterreich, wäre treu katholisch gewesen, irrt er sich. Wir finden das Gegentheil, und Hammer wie Hurter sind dieser Ansicht, daß sowohl Georg Freiherr von Khevenhüller als Friedrich Freiherr von Hofmann, trotz ihrer Religionsverschiedenheit als Günstlinge des Erzherzogs galten, wie denn auch unser Landeshistoriograph Hyeronimus Megiser, Rector der protestantischen Schule zu Klagenfurt, Historiograph auch des Erzherzogs Karl war. Wir finden dieses um so mehr zu betonen, als gerade jetzt, in diesem Drange der Zeit, man nicht ermüdet, den alten Geist der Zwiespalt und der Anschuldigung Oesterreichs in dieser Hinsicht herauf zu beschwören. Daß von den Khevenhüllern Graf Ehrenreich 1666 wieder katholisch wurde, ist uns ebenfalls nicht bekannt, wohl aber, daß sich die katholische Linie der Khevenhüller in Oesterreich durch den berühmten Verfasser der „Ferdinandeischen Annalen“, Franz Christoph Grafen von Khevenhüller in Oberösterreich fortpflanzte, von welcher Linie seit dem auch die noch gebliebene Fideicommißbesitzung des Hauses in Kärnten, Osterwitz, abhängig blieb.

Der Verfasser der Memoiren, der nachherige Fürst Joseph Khevenhüller, wurde am 3. Juli 1706 (zu Klagenfurt?) geboren, als sein Vater Sigmund, vermählt mit Ernestina Leopoldina Gräfin von Rosenberg, Landeshauptmann in Kärnten war. Die Biographie Johann Josephs von Khevenhüller, die in angezogener genealogisch-historischer Darstellung des Hauses nur kurz gehalten ist, findet durch unsern Autor eine eingehende Behandlung. Seine Erhebung in den Fürstenstand, die Adoption durch seinen Schwiegervater, den Grafen Adolph von Metsch (nicht Wetsch, wie es in der „Carinthia“ falsch abgedruckt steht) und sein Eintritt in die Conferenz (1748), seine Anstellung als Oberstkämmerer, welches Amt er 20 Jahre bekleidete, dann als Obersthofmeister, bilden die Hauptmomente seines Lebens, und, in letzter Eigenschaft dem Hofe einverleibt, schrieb er seine Memoiren aus nächster Beobachtung. Der Grundzug seines Charakters war treueste Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, aber auch beharrliches Festhalten des Hergebrachten, daher er mit Kaiser Joseph II. nicht harmonirte. Wir begnügen uns, da obiges Buch (von welchem wir bereits die 2. Auflage besitzen) in viele Hände zu kommen die Aussicht hat, nur noch zu bemerken, daß sein ältester Sohn Johann Sigmund, dessen Grabmal in der Stadtpfarrkirche zu Villach sich befindet, auf seiner Reise von Mailand den 15. Juni 1801 zu Klagenfurt starb, und sein dritter Sohn Franz Anton, welcher in Göttingen sich ausbildete, eine Zeit (1753) Landeshauptmann in Kärnten, und später (1782) Gouverneur von Innerösterreich wurde. Wir müssen diesen vom Herausgeber übergangenen Umstand desto mehr registriren, weil Khevenhüller's Unterschrift, die noch in so vielen Actenstücken aus jener Zeit vorkommt, äußerst unleserlich ist — eine Erscheinung, die auch nachhin viele Nachahmung fand — daher sich der ob seines Blumenauerischen Witzes bekannte Kh. Schlangenberg zu Villach zu dem Bonmot hingerissen fühlte: „fürwahr dein manu propria war nicht zum Ueberfluß, sonst glaubte man, du schriebst es mit dem Fuß!“

Wenn Khevenhüller's Charakter von der Hand Wolf's mit sicheren unparteiischen Zügen gezeichnet ist, müssen wir bekennen, daß die seinen Memoiren entnommene Schilde-

rung des Hofes, dem er diente, der Denk- und Handlungsweise seiner Mitglieder, besonders der unsterblichen Kaiserin und der figurirenden Personen, ein treues Bild jener großen Zeit bildet, wo Oesterreich seine jetzige Gestaltung, besonders seine Centralisation erlangte, wo es sich staatlich und geistig reformirte. Vorzüglich ist es Kaunitz, an dessen Darstellung sich schon so viele versuchten, den wir hier mit seiner Größe und seinen Schwächen vor uns sehen, so wie wir eine treue Schilderung der Beschwerden erhalten, welche Ulefeld und Bartenstein durch ihre Ansprüche der Kaiserin verursachten. Anziehend ist besonders die Art und Weise, auf welche Maria Theresia den Hof und das Amt in eine Art Familie umwandelte, wie sie an den Geschicken und Lebensverhältnissen ihrer Umgebung in weiten Kreisen mütterlich theilnahm. Daraus erklärt sich die Anhänglichkeit der ihr in so vielen Stufen Untergeordneten und der wahre Sinn des Ausdruckes: „Haus Oesterreich."

Was wir von Kaiser Franz I. erfahren, ist, eben weil man so wenig über ihn zu lesen gewohnt ist, vielfach neu, jedenfalls interessant. Khevenhüller, der 25 Jahre bei und um ihn war, konnte ihn am sichersten beurtheilen. Die Verhältnisse Kaiser Joseph's II. gegen seine zweite Gemahlin sind indessen nur sehr oberflächlich berührt.

Dieses im Allgemeinen der Inhalt des Buches; von dem einzelnen wollen wir Nachstehendes bemerken:

Maria Theresia hatte im Februar 1752 dem Grafen Daun die alte, geschichtlich berühmte Burg der österreichischen Fürsten zu Wiener-Neustadt übergeben, um dort eine Akademie für Cadeten zu errichten. Dieses war der Anfang eines nun so großartigen Institutes. Es war am 7. Mai 1755, wo der a. h. Hof die nunmehr in Wirklichkeit getretene Anstalt besuchte. Die Kaiserin hatte in dem Prüfungssaal ihrem Portraite gegenüber die Büste Daun's aufstellen lassen, die bei der in Gegenwart der Monarchin vorgenommenen Prüfung der 200 Köpfe zählenden Akademie enthüllt wurde. Es sind seit dem nun mehr als 100 Jahre, wo, statt jenes Portraits im Saale, die Bildsäule der kaiserlichen Stifterin den innern Raum jenes so ausgedehnten Baues schmücken soll, deren Fertigung unser Hanns Gasser übernommen hat, und wobei ihm eine Dame aus Kärnten zum Modell diente.

Im Jahre 1754 besuchten die Majestäten das prächtige, nunmehr kaiserliche Lustschloß Schloßhof bei Marchegg, welches damals dem Prinzen Joseph Wilhelm von Sachsen-Hildburghausen gehörte. Dieser bereitete, unter andern glänzenden und seltenen Festen, den Majestäten einen eigenen Genuß. Er ließ am 24. September eine große Jagd an den Ufern der March abhalten. Dazu hatte er ein eigenes hallenartiges zweistöckiges Gebäude errichtet und mit einem Weiher aus dem Flusse versehen. Jäger und Treiber trieben eine große Anzahl Hirsche, die man früher eingefangen, aus dem Berge herab gegen den Fluß. Sie mußten das Gebäude und die Gallerie passiren, stürzten sich in den Weiher und suchten schwimmend das jenseitige Ufer zu gewinnen, wo sie jedoch durch ein aufgespanntes Tuch verhindert waren, das Freie zu gewinnen. Für die Majestäten war eine prachtvolle schwimmende Schießhütte, gleich dem Bucentoro, bereitet, um daraus das Wild erlegen zu können; mindere derlei Schießplätze für das Gefolge. Indessen die Majestäten ließen zwei solche Triebe, zusammen 600 Thiere, Hirsche und Rehe, unbeschossen passiren und befahlen die Lüftung der Tücher. Nicht so ging es mit der kleinen Jagd, wo nicht weniger als 1000 Hasen, 136 Füchse und 60 Wildschweine in allen möglichen Richtungen auf künstlich erhobenen Wendeltreppen und Stegen die Flucht ergriffen und woren mehrere Stücke von den Erzherzogen und Hofherren erlegt wurden. Wir erinnern uns, diese seltsame Treibjagd im Corridor der gräflich Lodronischen Burg in Gmünd, ohne daß wir sie damals zu deuten wußten, abgebildet gesehen zu haben.

Ueber die vom a. h. Hofe im Jahre 1765 nach Innsbruck zur Vermählung des Erzherzogs Leopold unternommene Reise, welche das Kaiserpaar und den sämmtlichen Hof durch Klagenfurt führte, und worüber wir die Beschreibung, betreffend unsere Hauptstadt sowohl in der „Carinthia" vom J. 1825 Nr. 5 und 6, nach dem Originale des k. k. Mercantil- und Wechselrathes zu Klagenfurt, Franz von Werfenstein, als wie in der zweiten Abth. des Handbuches der Geschichte Kärntens, II. Bd. 1. Heft, S. 213—218, lesen, relationirt unser Buch kurz, doch nicht ohne einige Varianten. Es heißt S. 255: „Von Leoben fuhr die Gesellschaft in einem Tage nach Klagenfurt. Noch denselben Abend stellte sich eine Deputation der Stände mit dem Landeshauptmann Graf Heister an der Spitze vor; ebenso die Bischöfe von Lavant, Gurk, Laibach und der Erzbischof von Görz. Die Majestäten hörten am andern Morgen die Messe in Maria Hilf, einer Wallfahrtskirche bei Klagenfurt, besuchten in dem freundlichen Schlosse Ebenthal die verwittwete Gräfin Goes, frühstückten dort, sahen beim Zurückfahren zwei in Kärnten stationirte Regimenter, Andlou und Karoly, defiliren und stiegen dann in der neuen Tuchfabrik, welche ein Niederländer Tiß hier errichtet hatte, ab. Es war eines der größten Etablissements in Oesterreich. Der Kaiser besichtigte darin nach seiner Gewohnheit alles im Detail, und erst spät kam man in die Stadt zurück (die Baron Herbert'sche Bleiweißfabrik und das Elisabethinenkloster genossen das gleiche Glück und zwar von beiden Majestäten). Gegen Abend war Appartement und eine Opera buffa, welche der Landeshauptmann dem Hof zu Ehren verschrieben hatte. Während des Super wurde die Triumphpforte über der Broneestatue, welche die Stände der Kaiserin gesetzt hatten, illuminirt. Die Statue stellte die Kaiserin in Lebensgröße vor, wie sie von einer Victoria gekrönt wird (?). Das Ganze war sehr geschmacklos (!), aber der schöne Abend, die Beleuchtung und der altväterische Tanz, welchen die Bergknappen, wie 1728 bei der Anwesenheit Karl VI. (doch nicht) aufführten, machten einen angenehmen Eindruck und die Kaiserin war sehr erfreut über die herzliche Aufnahme der Kärntner. Die Gesellschaft blieb nur zwei Nächte und einen Tag in Klagenfurt. Am 13. war die Fahrt nach Lienz.

Nach dem unglücklichen plötzlichen Tode des Kaisers Franz I., dessen Leichnahm auf dem Inn und der Donau nach Wien gebracht wurde, nahm ein Theil des Hofes über Salzburg, der andere, daennter auch Khevenhüller, über Klagenfurt seinen traurigen Rückweg nach Wien."

Im Anschlusse der Eingangs erwähnten Original-Briefe und Billete der Majestäten und Kaiser Josephs II. liefert uns A. Wolf aus Khevenhüller's Tagebuch noch eine Zahl biographischer Notizen, welche wesentliche Lücken in der Zeitgeschichte, in die einzelne Individuen einzugreifen Gelegenheit hatten, ausfüllen. Außer der biographischen Skizze von seinem Großoheim Graf Philipp von Ursini und Rosenberg (S. 386), welcher früher Charge d'Affaire dann Ambassadeur in Rußland, England, Holland und Portugal, ferner Botschafter in Venedig war, die letzten Tage aber in Klagenfurt lebte, gibt er uns eine ganz neue, darum noch interessantere, von einem Landsmanne, den

wir bisher auch dem Namen nach nicht kannten. Wir lesen Seite 394: „Den 30. Juni 1767 starb am Stein, 79 Jahre alt, Freiherr von Wasner, von Millstatt aus Kärnten gebürtig; er war in seinen jungen Jahren Privatsecretär des Grafen (Peter) von Goes bei dem Badner Congreß (zu sehen im „Prinz Eugen“ von Arneth), kam sodann als Legationssecretär zum Baron Penthenrieder und arbeitete unter ihm bei dem Congreß zu Soissons, verfertigte auch meistens die Depeschen Sinzendorf's. Darauf wurde er als Resident nach Portugal und England geschickt, an welch letzterem Orte er dann einige Jahre als Ministre plenipotentiaire gestanden. Ich habe ihn in dieser Eigenschaft 1745 als einen lieben, ehrlichen und geschickten Mann zu Hannover kennen gelernt. Einige Zeit aber vor dem letzten Kriege hatte er wegen seiner abnehmenden Kräfte seinen Rappél angesucht und ohne weitere Ambition en philosophe chrétien seither seine Tage in Ruhe zugebracht.“

Sohin sind Wasner und Perdacher zwei Kärntner, die aus dem gemeinen Stande schon damals durch Talent, Fleiß und Geschicklichkeit zu hohen Ehren gelangten, deren Glücksstern jedoch, da sie keine Familie hinterließen, mit ihnen unterging.

Schließlich erlauben wir uns, die betreffenden Herren Seelsorger zu ersuchen, uns über den am 3. Juli 1706 (wo?) gebornen Grafen, dann Fürsten Johann Joseph von Khevenhüller und über die Abkunft und Geburt des Baron Wasner (das Geburtsjahr scheint 1688 gewesen zu seyn) aus den Matrikelbüchern von Klagenfurt und Millstatt die Notizen in diesem Blatte gütigst mittheilen zu wollen.

H.

An ein Slaven-Mädchen.

Slavisch Mädchen, slavisch Blut,
Ich ein Deutscher bin dir gut,
Deiner Augen süßer Schein
Drang mir tief in's Herz hinein.

Und dein Lächeln war so mild
Wie die Sonn' ob Lenzgefild,
Deine Züge griechisch schön,
Deine Stimm' wie Quellgetön.

Ja es war ein Lindenbaum,
Wo ich den verrauschten Traum
Meiner Jugend auferstehn
Sehen sollt' und untergeh'n.

Doch wir tauschten keinen Kuß,
Keinen städtisch kalten Gruß,
Und aus meinem Liederbuch
Keinen zärtlich süßen Spruch.

Slavisch Mädchen, scheiden wir,
Und zum Abschied sag' ich dir,
Was mein Herz so tief empfand:
Schönheit hat kein Vaterland.

Paul Renn.

Purkhard und Wilhelm von Rabenstein*).

Das XV. Jahrhundert mit seinen zersetzenden und auflösenden Elementen bildete das Abendroth der untergehenden Romantik. Haß des Adels gegen die Geistlichkeit und Städte, Verfall echten Rittersinnes, Schwäche in Handhabung des Rechtes, Mangel und Unfähigkeit einer künftigen Erhebung gegen außen drohende Feinde, Bruderzwiste in den Regentenhäusern waren die auffallendsten, aber leider traurigen Erscheinungen derselben. Dieser Geist der allgemeinen Zersetzung und Auflösung alles politischen und socialen Lebens sprach sich sowohl in den Gauen des großen Deutschlands als auch in denen unseres engeren Vaterlandes aus. Auch hier hatte die Ritterschaft eine kirchen- und klosterfeindliche Richtung eingeschlagen. Der Reichthum der Hochstifte und Kirchen war der Lockvogel und die Mangelhaftigkeit der Rechtsinstitute und die Schwäche ihrer Inhaber öffnete der Willkür fehdelustiger Ritter Thür und Thor. Man überfiel die Klosterknechte, plünderte und raubte und schleppte den Ertrag mit sich auf die uneinnehmbaren Besten (vergl. Ankershofen III. Archiv p. 20—27). Wie muß es in einer Zeit ausgesehen haben, in der es doch als Sprichwort galt: „Reuten und rauben ist keine schande, das thun ja die besten im lande!“

Nicht die letzten waren die Rabensteiner, wo es recht heiß und blutig herging, oder es einem Bischof oder Abte galt. Fast so lange als Rabenstein stand, lagen dessen Besitzer mit dem Stifte St. Paul im Streite, der nicht selten in blutige Fehde umschlug. War auch hie und da eine kleine Pause eingetreten, so entflammte der Kampf nur so erbitterter dann. Die Ursachen lagen, wie Neugart sagt, nicht an dem Stifte und dessen Gliedern, sondern an den Rabensteinern, die zu den Waffen griffen, sobald der Abt nicht selbst in ihre Forderungen willigte [1]). Diese aber betrafen zumeist

*) Rabenstein ist eine Schloßruine südlich von St. Paul, auf einer das ganze untere Lavantthal beherrschenden Bergspitze. Ueber das Gründungsjahr dieser Beste verlautet nichts Sicheres. Ist anders wahr, was Neugart (histor. mon. S. P. II. p. 71) sagt, daß Rabenstein bei St. Pauls Gründung (1101 vgl. Neug. hist. I. p. 6) noch nicht gestanden sei und daß nach Megiser (Annal. Carinth. p. 741) daselbst 1130 ein Landfrieden geschlossen worden sei, so fällt dann das Jahr der Gründung in den Zeitraum zwischen 1101 u. 1130.

Die Besitzer desselben kommen urkundlich meist unter dem Namen pincernae de Rabenstein, Ramstein, Ramestein, Randenstein (Schenken von Rabenstein) vor, welches Geschlecht jedoch bald ausgestorben zu sein scheint, da schon 1250 die Grafen von Pfannberg Rabenstein unter ihre Besitzungen rechneten (Tangl: die Grafen von Pfannberg, im Archiv für Kunde österr. Geschichtsquell. XVIII. Bd. 1, Heft p. 125). Im Besitze dieses Geschlechtes verblieb Rabenstein bis 1300, in welchem Jahre nach dem 18. Mai Graf Ulrich von Pfannberg dem Rudolph von Bansdorf das im Lavantthal belegene Haus Ramstein sammt Zubehör an Holz, Weide, Bau, Weingarten 2c. für „immer erbichlich und stättichlich“ als Lehen gibt (Grüninger t. II. ad an. 1300. Autograf. Wolfsberg. perg. sed vetust. corrupt. et sigill. abscis. vgl. hiezu auch Tangl die Grafen von Pfannberg Archiv XVIII. Bd. 1. Heft p. 180). Von da an treffen wir die Bansdorfer im Besitze der Burg, nach der sie sich auch „Rabensteiner“ benannten, bis sie mit Purkhard und Wilhelm ausstarben (nach Hansiz Germ. sac. tom. II. p. 449.)

1) Neug. h. Mon. S. P. II. p. 71,

einige Rechte an Häusern im Markt St. Paul und das Recht des Fischfangs in der Lavant, welche die Rabensteiner von dem Stifte sich zueignen wollten. Daß diese nicht die einzigen waren, und auch andere herbeigezogen wurden, wird der Verlauf dieser Skizze zeigen [2]).

Als Rudolph von Vansdorf, nach seiner Veste Rudolph von Rabenstein genannt (wahrscheinlich 1338—1341) gestorben war, erbten seine Brüder Rudolph Erhard, Heinrich und Purkhard die Veste. Doch scheinen nicht diese allein, sondern auch die übrigen Glieder des Pfannberg-Rabensteinischen Geschlechtes das Erbe besessen zu haben, da außer den vier obgenannten noch gleichzeitig ein Reinhard und Walter urkundlich genannt werden. Sie erscheinen schon im Jahre 1340 im Besitze dieser Veste, in welchem Jahre sie bekennen, das Schloß Rabenstein von Graf Ulrich von Pfannberg lehensweise erhalten zu haben und versprechen gegen die Nachbarn keine Feindseligkeiten zu begehen, so lange Ulrich Landhauptmann sei [3]).

Purkhard und Wilhelm von Rabenstein, die immer als Brüder genannt werden und seit 1378 auftreten, dürften wahrscheinlich Söhne eines der sechs obgenannten Rabensteiner gewesen sein; ich stelle diese Vermuthung hin, ohne sie jedoch näher begründen zu können, da von 1346—1378 alle dieses Geschlecht und Schloß betreffenden Urkunden ermangeln. Aber gleich bei ihrem Auftreten erscheinen sie schon als böse Gesellen und Störefriede des nachbarlichen Klosters. Eine aus dem Jahre 1378 am 29. Juli datirte Urkunde [4]) meldet von einem heißen und erbitterten Kampf, der wiederholt zwischen St. Paul und den beiden Brüdern ausgebrochen. Paul Ramung, Landschreiber von Steyer und Vicedom von Kärnten, vergleicht unter Zuziehung vieler Zeugen und Schiedsrichter die streitenden Parteien; die Bedingungen dieses Vergleiches sind nicht bekannt. Schiedsrichter waren: Mathäus von Sauran, Hofmeister des Grafen von Cilli, Johann von Altenburg, Peter von Ramung, der Bruder des Landschreibers, Stephan von Felsenberg, Ulrich von Puchs, Adam von Weißbriach, Nikolaus Galler, Walter Fanstorfer, Erhard Fanstorfer, Osso von Reisberg und Heinrich von Chaynach; sämmtlich dem Ritterstande angehörig, um, wie Neugart sagt, auf mehr Erfolg des Vergleiches in Gegenwart solcher Männer rechnen zu können. Dieser Vergleich Ramungs erhielt 1381, am 11. Februar zu Graz von Erzherzog Leopold von Oesterreich seine Bestätigung (Neug. h. m. S. P. II. p. 78 und Ankershofen III. Archiv p. 34).

Mit St. Paul schien jetzt bis auf Weiteres wieder Ruhe gewesen zu seyn. Denn abgesehen davon, daß keine Urkunde davon was meldet, finden wir ja die beiden anderswo beschäftigt. Wahrscheinlich waren sie auf Erweiterung ihrer Macht und Vergrößerung ihrer Besitzungen bedacht. Denn 1385, 3. Februar, stellt Purkhart vonwegen der ihm geliehenen Verwesung der Veste Heunburg an Graf Meinhard von Görz einen Revers aus [5]); diese nämliche Veste verleiht dann Graf Heinrich von Görz gegen dargeliehene 2000 Goldgulden im Jahre 1412 7. Januar an die beiden Brüder ganz [6]).

Im Jahre 1386 am suntag nach St. Dorotheentag bewilligt Erzherzog Leopold von Oesterreich demselben Purkhardt, der sich an ihn gewendet hat, daß er den Hof zu Loscheuthal, der sein eigen ist, für sich und seine Erben lehensweise ewiglich innehaben sollte [7]). Vielleicht wollten die Rabensteiner auf diese Weise gestärkt aus ihrer abhängigen Stellung sich herausarbeiten. Soll nicht der Kampf Purkhards mit Bischof Lambert von Bamberg und dessen Helfershelfern, den Kollnitzern, ein Versuch dieser Art sein? Purkhard einigt sich wieder mit Lambert und dessen Gehilfen, den Kollnitzern, und verspricht dem Bischofe und dessen Hauptmann mit seiner Veste Rabenstein zu dienen; doch bedingt er sich von dem Bischofe für dessen Lebensdauer eine jährliche Gabe von 40 Pfund Wiener (Pfenning) und die Zahlung zur einen Hälfte auf St. Jörgen, die zur andern auf St. Martinstag aus, Die Vergleichsurkunde, die sich im Wolfsberger Urkundenbuche und im k. k. Staatsarchiv befindet, ist vom 15. Januar 1387 datirt [8]).

Im Jahre 1394 am 24. August bestätigen Purkhard und Wilhelm von Rabenstein die im nämlichen Jahre gemachte Stiftung ihres getreuen Dieners Niclas de Ehrueg Amtmann zu St. Andrä und seiner Gattin Dorothea von des Gutes wegen, das ihnen zu Lehen ist, aufrecht erhalten zu wollen [9]). Diese Urkunde ist in so ferne wichtig, als hier Niclas de Ehrueg genannt wird, der ein getreuer Diener oder Lehensmann der Rabensteiner war. Das Gut, das dieser zu Lehen hatte, war gelegen „zu Rayach bei unserer Frauen Kirchen das 7 Ackers ist und Wiesmahd zu 2 Mahdern. Nach Tangl (Bisch. p. 428) war dieser Niclas de Ehrueg Amtmann zu St. Andrä schon zwischen 1405 und 1421 gestorben.

Nicht lange darauf, im Jahre 1408 wurden die Rabensteiner zu höhern Würden bestellt. Als nach Aussterben der Familie Weissenegg auch das bei dieser gewesene salzburgische Erztrugsessenamt [10]) frei wurde, gab Erzherzog Leopold von Oesterreich dasselbe, wiewohl Erzbischof Eberhard von Neuhaus (1403—1427) Wolfhart den Alben dazu vorgeschlagen, den beiden Brüdern Purkhard und Wilhelm von Rabenstein [11]).

Von nun an begann auch mit St. Paul wieder der Kampf. Abt Hyeronimus Marchstaller erzielt, daß unter Abt Ulrich III. (Schrimpf 1401—1414) Wilhelm von Rabenstein den Schafer an der Seite des Prälaten niedergeschlagen, verwundet und dann weggeführt habe, und daß derselbe Schafer lange bei Wasser und Brod in Rabensteins Gefängnisse schmachtete [12]). Herzog Ernst vergleicht nun die streitenden Parteien dahin, daß der Abt dem wilden Wilhelm 52 Pfd. Denare zahlen soll [13]). Diese 52 Pfd. Denare trat nun Wilhelm von Rabenstein wahrscheinlich seinem muthmaßlichen Gläubiger Ulrich Krueg ab, der auch

2) Nicht unrichtig ist, was Neug. noch hinzufügt: utpote qui (Rabensteinii) in jura comitum Spannheimensium non successissent. Entstand ja doch besonders unter den Pfannbergern ein Streit mit St. Paul von wegen der denselben genommenen Vogtei über St. Paul (Tangl l. c. p. 138).

3) vid. Steyerer comment p. 106.

4) Neug. hist. m. S.P. II. p. 77 und Archiv III. pag. 34.

5) Apostel. I. F. 29.

6) Rauter's Collect. n. Carinth. 1836.

7) Carinth. 1858 Nr. 27.

8) III. Archiv p. 34.

9) Tangl's Reihe der Bischöfe von Lavant p. 417 u. 418.

10) S. Heinr. Herrmann's Geschichte Kärntens I. Bd. 3. Hft. p. 307.

11) Hansiz Germ. sac. tom. II. p. 449.

12) Archiv III. p. 35.

13) Neug. hist. mon. St. Paul II. p. 83.

am 23. April 1409 dem Abte Ulrich den Empfang besagter 52 Pfd. Denare, die ihm der Rabensteiner angewiesen, bestätigt [14]). Dieser Ulrich Krueg ist vielleicht ein Verwandter oder Bruder des obgenannten Niclas Chrueg Amtmanns zu St. Andrä und getreuen Dieners des Rabensteiner, nach dessen Tode seine Gattin Dorothea 1421 nach St. Andrä eine Stiftung macht, die Wilhelm von Rabenstein besiegelt [15]).

In dem nämlichen Jahre 1409 hatten auch Purkhart und Wilhelm von Rabenstein zwischen 15. August und 8. September mit Rudolph Grafen von Sulz den Erzbischof von Prag, Wenzel Kralik von Burenic, obersten Kanzler des Königs Wenzel von Böhmen und Patriarchen von Antiochen sammt seinem ganzen Gefolge zu St. Veit gefangen genommen, als er von der Kirchenversammlung zu Pisa zurückkehrte [16]). Wollten die Rabensteiner bei der vielleicht in Leopolds Auftrage unternommenen Gefangennahme des Erzbischofs dem Erzherzog sich erkenntlich erweisen? Raublust scheint es nicht gewesen zu sein, da der Patriarch bloß gefangen genommen wurde, ohne daß die besagten Quellen von einer Plünderung oder Beraubung sprächen. Ein Rudolph Graf von Sulz erscheint im Jahre 1408 22. März in einer Urkunde neben dem Vicedom Vincenz von Straßburg als Hauptmann von Kärnten, dem Herzog Leopold befiehlt, die Villacher und Kanalthaler unter schwerer Geldbuße zur Niederlegung des Eisens in St. Veit zu verhalten [17]).

Nachmals erschienen Purkhard und Wilhelm von Rabenstein am 29. Juli 1423 als Besiegler einer Urkunde [18]) und in demselben Jahre schenken noch beide um die Schäden, die sie früher dem Stifte angethan, eine bedeutende Summe an das Kloster, und Purkhard ließ alle Schulden, die das Stift ihm schuldete, demselben nach, damit ein ewiges Licht in der Kapelle brenne, wo sie ruhten; auch stiftete er einen Jahrtag, der immer in Rabenstein angezeigt werden mußte, damit Jemand vom Schlosse demselben beiwohne [19]).

Nicht lange darauf starb auch Purkhard, denn am 20. Juni 1425 verkündet auch schon seine Schwester Agnes von Rabenstein, Frau des Ortolf von Bassen, das Testament desselben. Als Testamentsvollstrecker erscheinen: Erhard der Preding, Jörg und Wilhelm die Bassen, Agnes von Rabenstein, Anderlein Peppendorf, Franz von Alasdorf, Hanns von Heunburg, Wulfing von Ungnad — Erben das Haus Rabenstein, die Veste Sunegkh, das Stift St. Oswald, die Kapelle zu Rabenstein, das Spital zu Völkermarkt, das Dorf zu St. Lorenzen an der Drau, das Lehen des Hofes zu Rayach ꝛc. Zeuge Eckhard der Kallnitzer [20]). Durch fromme Stiftungen suchte er also seine früheren Fehler wieder gut zu machen.

Den letzten Rabensteiner nennt Megiser (Ann. Carinth.) Wilhelm; Ankershofen vermuthet im III. Archiv p. 33, daß ein Rabensteiner eines gewaltsamen Todes gestorben sei; auch hier liegt die Vermuthung nicht ferne, daß es Wilhelm war, da von ihm kein letzter Wille zurückblieb. Aber auch keine Urkunde erwähnt seiner mehr nach Purkhards Tode, so daß auch er bald nach seinem Bruder gestorben sein muß. Im Jahre 1433 nennt ihn eine Urkunde Parzifals von Sonegkh seines Sohnes bereits selig.

Mit diesen beiden war das Geschlecht der Bansdorf-Rabenstein nach fast 140jährigem Bestehen ausgestorben; die Güter, die diese gesammelt, rechtmäßig und auch unrechtmäßig, zerfielen in die einzelnen Erbantheile und mit den beiden Brüdern schied auch der feindselige Geist gegen St. Paul, in dessen Mauern sie ruhen, ausgesöhnt mit dem Stifte, das sie erfolglos befehdeten. Möge ihnen das ewige Licht leuchten in der Marienkapelle und die finstern Schatten der Erinnerung an ihr feindseliges Wirken verscheuchen!

Klagenfurt am 20. August 1859.

Val. Pogatschnigg.

14) Archiv III. 35 u. Neug. l. c.

15) Tangl, die Bischöfe von Lavant p. 428.

16) III. Archiv Ankershofen 33. u. 34.

17) St. Veiter Stadtarchiv, citirt bei Hermann's Geschichte von Kärnten I. Bd. 2. Hft. p. 112 in der Anmerkung.

18) Urkundensammlung des histor. Vereines.

19) Archiv III. p. 35.

20) Im Halleger Archiv.

Der Bergmann.

Dort, wo die hohen Riffe steh'n,
Führt jäh ein tiefer Pfad hinab,
Ein finst'rer Krater ist zu seh'n,
Er gähnet wie ein Hünengrab.
Dort muthet man das Gold gediegen,
Des Edelsteines Schätze liegen.

Dem Bergmanns-Knaben lüstet dies,
Der kühne Waghals will er sein —
Und wär' ihm auch der Tod gewiß,
Das Opfer will er nimmer scheu'n.
Es zieht ihm fort ein mächt'ges Wollen,
Den Preis des Glückes sich zu holen.

Und ausgerüstet für die Fahrt
Klimmt glücklich er den Riff hinan,
Den Abgrund auch er bald gewahrt,
Der finst're Schlund liegt aufgethan.
Da schallt empor ein wildes Brausen,
Als thät der Kobold d'rinnen hausen.

Wild tobt's im graus'gen Krater d'rin,
Als gäb's ein höllisch Würfelspiel —
Im Wirbel graue Dämpfe zieh'n
Heraus, bald heiß und wieder kühl;
Und Blitze, hell wie durch die Lüfte,
Zieh'n krachend durch die Felsenklüfte.

Und plötzlich wieder tobt es aus,
Es leget sich der wilde Grimm,
Ein Farben-Schimmer scheint heraus,
Ein süßes Duften folget ihm —
Und statt dem wilden Lärm und Dröhnen
Gesangesweisen sanft ertönen.

Im blanken gold'nen Faltenkleid
Und Edelstein im Lockenhaar,
Erscheint dem Knaben eine Maid,
Noch nie so schön ein Mädchen war;
So reizend, hold, den Blick voll Milde,
Ein idealisch Prachtgebilde.

Und einen Apfel reicht sie ihm,
Von blitzend edlem Gold er ist;
Dazu spricht ihre Zauberstimm':
„Weil du des Bergmann's Knabe bist
Und weil dein Muth mir schafft Entzücken,
Kam ich zu dir, will dich beglücken.

Sieh', solche Frucht trag'n meine Bäum',
In meinen Wässern rauschet Gold —
Und gold'ne Berg' hab' ich daheim,
Die ganze Flur ist wunderhold.
Dort weilt das Glück im reichsten Segen,
Ein ew'ger Frühling thut es pflegen.

Auch Edelsteine aller Art,
An Farben und an Schönheit reich,
Erblüh'n in Blümchen duftig, zart,
In meinem weiten Flurenreich.
Hier nimm' der Rose zarte Blüte,
Die meines Lenzes Macht ergühte.

Die Fluren hier sind freudenleer,
Nur taub Gestein ist weit und breit,
Nur Wasser fasset Fluß und Meer,
Vergänglich ist der Blüte Kleid.
Geh' Knabe mit, nicht soll's Dich reuen,
Will dich mit Glück und Lieb' erfreuen."

Und sinnend hört der Knabe an,
Was ihm der schöne Mund verspricht,
Besieget blickt im Liebeswahn
Der Knabe ihr in's Angesicht.
Es ist um seine Ruh' geschehen,
Nicht länger kann er widerstehen.

In seiner Liebe heißem Glüh'n
Umfaßt er sie zum Weihekuß,
Auf ros'ge Lippen drückt er ihn
In seiner Wonne Hochgenuß;
Der Braut folgt er zur Erde nieder,
Den Knaben sieht kein Auge wieder.

St. Ilgens.

Die diesjährige Winter- und Sommerwitterung.

Das Urtheil verschiedener Leute über vergangene Witterungsphasen ist nicht nur weit von einander abweichend, sondern auch selten in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Sachverhalt. Eine durch ein paar Wochen dauernde strenge Kälte dehnt man in der Erinnerung über den ganzen Winter aus und einzelner heißer Tage wegen ist man geneigt, den Sommer für einen abnorm heißen zu bezeichnen, während die aus vieljährigen Beobachtungen sich ergebenden, ziffermäßig berechneten Differenzen häufig viel geringer sind. Der diesjährige milde Winter mit dem darauf folgenden heißen Sommer ist wohl als solcher in Aller Gedächtniß; wir wollen untersuchen, wie groß diese Abnormität in Zahlen ausgedrückt, aus mehr als halbhundertjährigen Beobachtungen sich herausstellt. Die aus diesen 56jährigen Beobachtungen berechneten Mittelwerthe können uns als Regel gelten und wenn auch nur in wenigen Jahren in diesen Mittelwerthen gleiche Zahlen beobachtet werden, so sind sie doch als das zwischen den verschiedenen Schwankungen die Mitte haltende Normaljahr zu betrachten.

Als Winter bezeichnen die Meteorologen die Monate Dezember, Jänner und Februar. Wir haben also zum diesjährigen Winter den Dezember v. J. zu zählen. Der Winter hatte ungewöhnlich früh, schon am 4. November mit Schneefall und darauf eintretendem Frost, der am 7. Nov. bis auf —13·5° sich steigerte, begonnen, aber schon am 16. trat wieder Thauwetter ein und am 26. stieg die Temperatur wieder auf + 8° und waren Eis und Schnee wieder vollkommen verschwunden.

Im Dezember dauerte die milde Temperatur, sich zwischen + 2 u. 3° haltend, fort und sank erst am 15. wieder unter 0, blieb aber, durch starkes Thau- und Regenwetter am 25. bis 27. unterbrochen, erst vom 27. an bleibend unter 0, so daß man eigentlich erst von da an den Winteranfang rechnen kann. Die Mittelwärme des Dezember war —1·17°, um 2·04° höher, als sie nach 56jährigem Durchschnitt in diesem Monat ist. Auch der Niederschlag, der ungewöhnlich stark als Regen nieder fiel, blieb um 1 Zoll unter diesem Durchschnitt. Auffallend war die Menge der ganz trüben Tage. Vom 3. bis 16. kein Sonnenblick; nur die Jahre 1818, 1832, 1841, 1844 und 1853 hatten ähnliche trübe Dezember.

Der Jänner ist sicherlich Allen als mild in Erinnerung, und doch ist seine Temperatur um 1½° kälter, als im 56jährigen Durchschnitt (dem Normal-Jänner). Aber dabei war im Gegensatz zum Dezember der Himmel fast immer klar und wolkenfrei, nur an 1 Tage war die Sonne nicht zu sehen, dafür an 11 Tagen nie durch Wolken verhüllt. Noch auffallender war dies in höheren Lagen, wo, wie in St. Lorenzen, fast nie Nebel oder Wolken sie verdeckten. — Dabei fiel im ganzen Jänner kein meßbarer Niederschlag, was nur in den Jahren 1828 und 1851 im Jänner der Fall war.

Der Februar war ungewöhnlich warm und heiter, und zwar um 3·1° wärmer, als im Normaljahr, so daß nur die Jahre 1817, 1833, 1840, 1843 und 1846 noch wärmere Februare aufzuweisen haben. Am 18. erstes Wetterleuchten, und zwar im Osten, am 20. Finkenruf, am 21. die Schneedecke verschwunden und am Südabhange der Gebirge die Schneegrenze auf 3800' hinaufgerückt.

Der Winter kennzeichnet sich also durch einen warmen, ungemein trüben Dezember, einen kalten, heitern, ganz schneelosen Jänner, besonders warmen heiteen Februar. Im Durchschnitt ist die Temperatur des Winters um 1·2° über der normalen, d. h. jeder Tag des Winters ist durchschnittlich um mehr als 1° wärmer gewesen, als im Mittel der 56 Beobachtungsjahre. Der Niederschlag blieb um 2¾ Zoll hinter diesem Mittel zurück. Der Winter ist also als ein abnorm warmer, schneearmer, erst trüb, dann heiterer zu bezeichnen *).

Die drei Monate Juni, Juli, August rechnen die Meteorologen als Sommer. Wir sprechen heuer von einem sehr heißen Sommer.

Der Juni war nicht heiß, vielmehr kühler als gewöhnlich, denn seine Mittelwärme (13·7°) ist um 1·2° unter

*) Bezeichnet man Winter als die Zeit, wo die mittlere Tagestemperatur constant unter 0 ist, so fing dieser Winter erst am 13. Dezember an und war am 10. Februar wieder zu Ende, dauerte also nur 58 Tage, war somit der kürzeste noch beobachtete.

der normalen (d. i. dem 50jährigen Durchschnitte). Es stieg die Mittagwärme zwar schon am 2. auf 22·0°, blieb dann aber bis zum 28. unter 20°, die mittlere Tageswärme unter 12°, erst am 25. stellte sich Sommerwärme ein; bis dahin über brachten täglich Strich- oder Gewitterregen Abkühlung, aber nicht sonderlich viel Niederschlag, so daß wir wohl viel Regentage (15), den Niederschlag aber um $\frac{3}{4}$ Zoll unter dem normalen verzeichnet finden.

Im **Juli** hielt die Ende Juni begonnene hohe Temperatur in einer Weise an, daß sie um **Mittag** (2 Uhr) an 7 Tagen über 25° stieg, nur an 5 Tagen unter 20° blieb, durchschnittlich aber auf $22\frac{1}{2}$° kam, Morgens 7 Uhr im Mittel auf 15°, Abends 9 Uhr auf 16°, das Monatmittel also auf $17\frac{1}{2}$° sich stellte. So weit die Beobachtungen zurückreichen, ist es der **wärmste Juli**, er übertraf den ihm nächsten von 1839 noch um mehr als $\frac{1}{2}$ Grad, wie denn überhaupt nur die Jahre 1827, 1834, 1839 und 1846 eine der heurigen nahekommende Juliwärme hatten. Am 20. stieg die Wärme sogar auf $29\frac{1}{2}$, was nur noch am 18. Juli 1852 beobachtet wurde. An diesem Tage war die Wärme früh Morgens nur auf 17° gesunken, was ebenfalls noch nicht vorgekommen, indem sonst auch in den wärmsten Tagen, die Temperatur auf 14—15° sinkt. Gewitter waren nur an 7 Tagen, daher der Niederschlag um 2 Zoll unter dem Mittel; merkwürdig aber war der Wettersturz am 25. Mittags, wo in $1\frac{1}{4}$ Stunden $1\frac{1}{2}$ Zoll Wasser niederstürzten (ein fast tropischer Gußregen), und dabei die Temperatur auf 10° herabsank.

In der ersten Hälfte des **August** dauerte die Wärme mit gleicher Stärke fort, indem bis zum 15. die Mittagwärme täglich über 20°, an 7 Tagen über 25° stieg. Am 16. aber trat merkliche Abkühlung ein, und wenn auch die letzten Augusttage wieder heiß waren, so war die mittlere Monattemperatur doch nur um $1\frac{1}{2}$ Grad über der normalen. Dabei ist auch der Niederschlag etwas über dem normalen.

Für den ganzen **Sommer** mit seinem kühlen regnerischen Juni, überaus heißen Juli, halb heiß halb kalten August, stellte sich eine Durchschnittswärme heraus, die fast um 1 Grad über der normalen ist, es war ein warmer, dabei ziemlich regenarmer Sommer, mit einer langen trockenen Hitzperiode.

Miszellen.

(**Ein kühnes Unternehmen.**) In Stoke Prior, in der Grafschaft Worcester, ist von einem Arbeiter ein waghalsiges Unternehmen ausgeführt worden, das in seiner Art noch unübertroffen dasteht. Dort befindet sich eine ausgedehnte chemische Fabrik und in derselben einer der höchsten Dampf-Schornsteine Englands. Er mißt bis zur Spitze 302 Fuß und hat einen Blitzableiter, der jedoch durch die aus dem Schornsteine aufsteigenden Gase zerfressen und daher unwirksam geworden war. Er sollte durch einen neuen ersetzt werden, und zwar von der Außenseite des Schornsteines aus, da dem Eigenthümer der Fabrik daran gelegen war, die Arbeit der Maschine nicht zu unterbrechen. Ein Arbeiter aus Sheffield, Namens Brown, unterzog sich der gefahrvollen Aufgabe. Er schaffte 24 Leitern von je 21 Fuß Höhe zur Stelle und nachdem er die erste an den Schornstein angelehnt, band er die zweite an ihren obersten Sprossen fest und befestigte sie zugleich mit Eisenklammern an die Außenwand des Schlottes. Auf diese Weise thürmte er alle 24 Leitern übereinander. Die letzte bot am meisten Schwierigkeiten, da der Schornstein nahe an seiner Spitze mit einem 3' 6" hervorragenden Gesimse verziert war. Aber auch dieses Hinderniß überwand er durch Muth und Geschicklichkeit. Endlich hatte er auf der obersten Mauereinfassung sichern Fuß gefaßt und die Aufsetzung eines neuen Blitzableiters war bald geschehen.

(**Eine Wette.**) Nicht in England allein, auch in Preußen werden seltsame Wetten gemacht. So wettete jüngst in Breslau Jemand, daß er im Stande sei, auf einem gesattelten stehenden Pferde durch 24 Stunden rittlings sitzend auszuhalten. Die Wette galt 300 Thlr. Dem Wettenden wurden jedoch nach $17\frac{1}{2}$ Stunden die Beine so schlaff, daß er vom Rosse herabsteigen mußte und sich drei Tage lang nicht auf den Beinen erhalten konnte.

(**Handel mit Kröten.**) In Paris blüht augenblicklich ein eigenthümlicher Handelszweig, nämlich ein lebhaftes Geschäft — mit Kröten. Seit einigen Jahren sind nämlich Kröten die fast unentbehrlichen Hilfstruppen der Pariser Gemüsehändler geworden. Viele derselben bevölkern damit ihre Gärten, um ihre so sorgfältig gewarteten Gemüse-Pflanzungen von einer Menge Insecten zu befreien. Die Kröte führt einen Vertilgungskrieg gegen die verschiedenen Schnecken, welche in einer einzigen Nacht dem Lattich, den goldenen Rüben, dem Spargel und selbst den frühen Früchten ihren ganzen Handelswerth nehmen können. Die Zuflucht zu diesem sonderbaren Mittel haben die französischen Gemüsehändler den englischen Gärtnern abgesehen. Ein großer Theil der Gemüse, womit sich London versorgt, wird in den Gemüse-Anlagen gezogen, welche die ungeheure Stadt auf einer Fläche von 4800 Hectaren umgeben, die von 35,000 Personen ausgebeutet werden. Außer den Kröten, die man das Dutzend mit 6 Schilling (7 Francs 50 Cent.) kauft, bedient man sich, um das Ungeziefer zu zerstören, auch der Hühner, welche man mit einer Art Strümpfe versieht, die sie am Scharren hindern und sie nöthigen, nur mit dem Schnabel zu picken. Der Curs der Kröten steht in Paris weniger hoch als in London; man kauft das Dutzend noch zu 5 Francs und spedirt zu diesem Preise viele nach England. Die Handelsleute, „welche in Kröten machen", schließen diese Thiere in große Fässer ein, aus welchen sie jeden Augenblick, ohne im mindesten für ihre entblößten Arme und Hände besorgt zu sein, jenen Saft wegschöpfen, den die Kröten bekanntlich ausscheiden — eine Flüssigkeit, die, im Vorbeigehen sei es gesagt, von der Wissenschaft bald als unschädlich, bald als giftig erklärt wird.

(**Zur außerösterreichischen Statistik.**) Nach dem neuesten Bericht der General-Registratur hat **London**, das zu Anfang dieses Jahrhunderts noch nicht eine ganze Million (958,863) Einwohner zählte, gegenwärtig bereits eine Bevölkerung von mehr als 2,800,000 Seelen. Das heutige **London** ist dreimal so groß, als das vom Jahre 1801; es bedeckt einen Flächenraum von 121 englischen Quadratmeilen. — **Englands Handel** hat im Jahre 1858 den Ausfuhrwerth von 116,614,331 Pf. St. (4,451,776 Pf. St. weniger als 1857, aber immer noch 787,383 Pfd. St. mehr als 1856) erreicht. — — **Paris** zählte bei Eintritt der Erweiterung bis zu den Festungswerken 1,174,316 Einwohner; die jetzt hinzugezogenen Gemeinden zählen 351,189 Einwohner, und ist somit die volkreichste des europäischen Festlandes und nach London die zweitvolkreichste Stadt Europa's. — — Die jüngste Volkszählung in **Berlin** hat für die preußische Hauptstadt eine Einwohnerzahl von 463,000 Köpfen ergeben, darunter etwas über 15,000 Juden.

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 20. Sonnabend, den 24. September 1859.

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

(Uebersetzt und für die „Carinthia" zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortsetzung.)

Correspondenz zum 13. Buche.

Eugen an Napoleon.

Von den Ufern der Piave 17. April 1809.

Sire, wie ich schon die Ehre hatte, Euer Majestät anzuzeigen, war es immer nothwendiger geworden, dem Feinde eine Schlacht zu liefern: 1) weil Prinz Johann uns mehr und mehr einzuschließen anfing; 2) weil ich mich nicht entschließen konnte, zwei Departements Ihres Reiches ohne Kampf aufzugeben; 3) endlich weil die Bewegung des Generals Chasteler in Tirol (sein Anlangen in Brixen am 13. d. M.) ein Zusammentreffen mit dem Feinde immer unvermeidlicher machte.

Ich habe demnach gestern eine Schlacht geliefert und muß Euer Majestät mit tiefstem Schmerz anzeigen, daß ich sie verlor.

Die Schlacht begann um 9 Uhr, bis 3 Uhr war der Erfolg für uns; aber gegen Abend entwickelte der Feind eine solche Uebermacht von Kavallerie und Artillerie, daß sich der Tag zu seinen Gunsten entschied.

Unsere Truppen wurden sogar gezwungen, das Schlachtfeld in größter Unordnung zu verlassen.

Ich litt um so mehr durch diese verlorene Schlacht, als ich nur zu sehr die traurigen Folgen anerkannte. Den heutigen Tag benützte ich, die Truppen zu sammeln und neu zu formiren. Morgen ziehe ich mich in zwei Kolonnen gegen die Etsch zurück, lasse aber eine hinreichende Garnison in Venedig. Ich werde die Ehre haben, Euer Majestät detaillirten Bericht über diese Affaire zu erstatten. Es scheint vielleicht unwahrscheinlich, aber es ist doch wahr, daß viele Heldenthaten stattgefunden und daß alle Korps trefflich ihrer Pflicht genügten. Die Verluste des Feindes sind sehr bedeutend. Mehr als je brauche ich die Nachsicht und väterliche Güte Euerer Majestät.

Eugen an die Vicekönigin.

Mestre, am 20. April.

Dein Brief vom 19. (wohl die Antwort auf seinen Bericht seiner Niederlage) hat mich bis zu Thränen gerührt, meine gute theuere Augnste; ich habe ohne Zweifel Unrecht gehabt, über mein Unglück so sehr zu verzweifeln, aber in dem Augenblicke, in dem ich Dir schrieb, war mir nicht die leiseste Hoffnung möglich.

— — — — — — — — — — — —

Ich erstaune noch immer über Deinen Brief: welche Ruhe, welchen Muth zeigst Du; Wie sehr verdienst Du meine Zärtlichkeit!

Napoleon an Eugen.

Regensburg, 25. April 1809.

Es ist verdrießlich, daß Sie eine Schlacht lieferten, ohne Ihre Kavallerie bei sich zu haben. Da Ihre Briefe keine Details enthalten, so setze ich voraus, daß morgen oder übermorgen ein Offizier bei mir anlangen wird, durch den ich meine Verluste auf dieser Seite kennen lerne. — —

— — — — — — — — — — — —

Sie hatten Unrecht, sich darüber zu beunruhigen, was der Feind in Tirol machte. Wenn Sie sich zu sehr schwächten, um Verona zu halten, hatten sie wieder Unrecht. Bevor Sie eine Schlacht lieferten, mußten Sie alle Ihre Truppen beisammen haben; hätten sie dieselbe gewonnen, so wäre von den Truppen in Tirol nichts zu fürchten gewesen. Ich kann Ihnen keine Instruktionen geben, da ich die Ereignisse, welche stattgefunden, nicht kenne. Jedenfalls ist es nöthig, die Linie der Etsch zu halten; und ich hoffe, daß meine Bewegungen sie bald (die Armee des Erzherzogs Johann) entweder ganz oder zum Theil zur Vertheidigung Wien's abberufen werden. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Landshut, 26. April 1809.

Mein Sohn, ich verstehe Ihre Correspondenz nicht mehr. Sie schreiben mir den 17. und den 19. und sagen mir nichts. Ich weiß weder, wie diese Schlacht geschlagen worden, noch die Zahl der Leute, der Kanonen, die ich verloren, noch was der Grund der Niederlage war. Dies Betragen ist befremdend; statt mir Offiziere auf Offiziere zu schicken, schicken Sie mir nichts als schlechte Couriere, die nichts wissen und nichts sagen. Sie richten Ihre Aufmerksamkeit auf Tirol, von wo Sie absolut nichts zu fürchten haben. Abgesehen von meinem Corps, welches gegen Salzburg marschirt, was wollen Sie, daß diese 12,000 Mann machen, die eine Handvoll Leute von Montebaldo aus in Respekt halten kann. Alles dies hat wenig Sinn. Die Schlacht muß furchtbar gewesen seyn, da Sie die Piave verließen. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Ich sehe, daß Sie die Geschichte der Schlachten nicht wohl kennen, da Sie sagen, daß Sie, wenn der Feind von Tirol käme, die Ebene von Verona Preis geben müßten. Er kann nicht von Tirol kommen, wenn Sie die Höhen von Rivoli besetzen, er kann die Position von Rivoli nicht forciren, wenn Sie Corona und Montebaldo besetzt halten.

Ich fange an zu begreifen, wie sehr meine Truppen von den Oesterreichern geschlagen wurden. Sie waren hier 30,000 M. stark; ich habe Sie immer geschlagen, obschon Einer gegen Sieben kämpfen mußte. Die Armee von Italien war jetzt übrigens stark genug, um den Oesterreichern die Spitze zu bieten. — — — — — — — — — —

Was immer geschehen ist, wenn ich's genau wüßte, so würde ich meinen Entschluß fassen, aber ich finde es lächerlich und schwächlich, daß, nachdem die Schlacht den 16. stattgefunden, ich am 26. noch so schlecht unterrichtet bin.

Das verwirrt alle meine Schlachtpläne, und ich weiß nicht, wer Ihnen dies sonderbare Benehmen vorgezeichnet. —
— — — — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Landshut, am 27. April.

Es ist 9 Uhr Morgens und ich bin noch ohne Nachricht über meine Armee in Italien. — — — — —

Ich hoffe noch immer, daß Sie die Piave nicht verlassen, daß Sie das schöne Land zwischen diesem Flusse und der Etsch nicht der Plünderung Preis gegeben haben. — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Ohne den unbegreiflichen Stoß, den meine Armee in Italien erlitt, wäre es mit dem Hause Oesterreich gänzlich vorbei. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

In einem Brief von Burghausen vom 30. April macht Napoleon dem Vicekönig wieder bittere Vorwürfe, daß er ihn so lange ohne Nachricht läßt, sagt, daß seine eigenen Operationen nun sehr gefährdet seyen, indem er erwarte, daß ihm die feindliche Armee von Italien in die rechte Flanke fallen werde, daß er noch immer hoffe, die Linie der Piave sey nicht verlassen, aber daß er doch, je mehr er darüber nachdenke, die Sache in Italien verloren gebe ꝛc. In einem zweiten Schreiben von selbem Datum aus demselben Orte werden diese Vorwürfe fortgesetzt. Sie finden es sonderbar, sagt er, daß der Feind Sie nicht über die Piave verfolgte; ich wäre erstaunt gewesen, wenn er sich nicht begnügt hätte, an Einem Tage das ganze Land von der Piave bis zum Isonzo erobert zu haben. — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Das Resultat ist gleich verdrießlich für mich, wie für meine Völker in Italien. Der Krieg ist ein ernstes Spiel, indem man seine Reputation und sein Land compromittiren kann. Wenn man vernünftig ist, soll man sich selbst kennen und wissen, ob man für dieses Handwerk gemacht ist. Ich weiß, daß Ihr in Italien Euch einbildet, Massena zu verachten; hätte ich ihn geschickt, so wäre das nicht passirt. Massena hat militärische Talente, vor denen man sich niederwerfen muß, man muß seine Fehler vergessen, denn alle Menschen haben solche. Als ich Ihnen den Befehl der Armee übertrug, machte ich einen Fehler, ich hätte Massena schicken und Sie unter seinen Befehlen die Kavallerie kommandiren lassen sollen. Der Prinz von Baiern kommandirt eine Division unter dem Herzog von Danzig; die Könige von Frankreich, selbst regierende Kaiser kommandirten ein Regiment oder eine Division unter einem alten Marschall. — Ich denke, Sie sollen, wenn es die Umstände erfordern, dem König von Neapel zuschreiben, er wird die Regierung der Königin überlassen, Sie aber werden ihm das Commando übergeben und sich unter ihm einreihen, das wird guten Eindruck machen und nützlich seyn. Es ist natürlich, daß Sie weniger Kriegserfahrung haben, als ein Mann, der sich seit 16 Jahren damit beschäftiget.
— — — — — — — — — — — — — —

Wenn Sie die Geschichte kennen, so werden Sie wissen, daß die größten Schlachten nur verloren gingen, weil auf den Vorschlag der Armee gehört wurde. Ich wiederhole Ihnen daher, daß es nützlich seyn wird, wenn der Feind sich nicht schon zurückgezogen, und vielleicht selbst in diesem Falle dem König von Neapel zu schreiben, er möge zur Armee kommen, es wird Ihnen zum Verdienst und Ruhm gereichen, unter ihm zu dienen. Sie können ihm melden, daß ich Sie zu diesem Schritte ermächtigte ꝛc.

Napoleon an Eugen.

Enns, den 4. Mai.

— — — — — — — — — — — — — —

Was mich betrifft, so sind meine Manövres in der Luft, weil ich weder weiß, wo Sie sind, noch was Sie machten, noch was Sie verloren. Die Welt wird nicht glauben, daß ich noch nichts davon weiß, was Sie seit 14. April gethan. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — *)

Eugen an Napoleon.

Conegliano, 9. Mai 1809.

Sire, ich beeile mich, Euer Majestät anzuzeigen, daß Ihre Armee von Italien gestern einen vollständigen Sieg über die österreichische Armee davon getragen. Der Uebergang über die Piave wurde in Gegenwart der ganzen feindlichen Armee mit größter Tapferkeit und trotz enormen Schwierigkeiten lebhaft forcirt.

Die Resultate dieser Schlacht sind bis nun: 14 Kanonen, 25 bis 30 Pulverwagen genommen, zwei Generäle gefangen, eben so 8 Offiziere vom Generalstab, 40 bis 50 Offiziere und 2—3000 Mann. Das Schlachtfeld ist mit Todten bedeckt, 5 Regimenter Infanterie, 2 Dragoner-Regimenter (Hohenlohe und Savoyen) sind fast ganz aufgerieben. Der Feind verlor überdies zwei Generäle als todt und drei als schwer verwundet. Die Dekorationen, welche man an einer Leiche fand, führen auf die Vermuthung, daß sich General Frimont unter den Todten befindet. Die Kavallerie hat sich mit Ruhm bedeckt, die Dragoner haben mit den leichten Truppen gewetteifert, unter den Corps, die sich auszeichneten, muß ich das 9. und 7. Chasseurregiment, das 7., 28. und 29. Dragoner-Regiment nennen. Ich beschäftige mich mit einem ausführlichen Berichte, aber ich wollte nicht säumen, Euer Majestät von dieser glücklichen Schlacht in Kenntniß zu setzen.

*) Wir haben die Correspondenz über die Schlacht von Sacile ausführlicher angeführt, um die Bedeutung, welche Napoleon dieser Schlacht beilegte, gehörig hervorzuheben.

Die Armee von Italien hat den Schandfleck von Sacile gerächt, die Niederlage des Feindes ist vollständig.

General Cafarelli an Duroc.

Conegliano 9. Mai 1809.

Wir übergehen den ausführlichen Schlachtbericht und geben bloß den Schluß: Der Prinz hat sich als würdiger Sohn des Kaisers benommen, ich bewunderte sein kaltes Blut und seine Geistesgegenwart, man kann ihm höchstens zu große Kühnheit vorwerfen. — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

St. Pölten, 10. Mai 1809.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Man sagt, der Bischof von Udine habe sich schlecht benommen: wenn es so ist, muß man ihn erschießen lassen. Es ist Zeit, endlich auch mit den Geistlichen ein Exempel zu statuiren, und im ersten Augenblick der Rückkehr ist alles erlaubt. Dies soll 24 Stunden nach Empfang meines Briefes geschehen, es ist ein nützliches Beispiel. Gibt es noch sonst Jemand, der sich übel benommen, so lassen Sie ihn verhaften. — Wenn Triest in Ihre Gewalt kommt, so lassen Sie es 50 Millionen Contribution zahlen und lassen Sie 40 der vornehmsten Einwohner verhaften, um die Zahlung zu sichern. Lassen Sie ferner alle Schiffe sequestriren, bis die Contribution abgetragen ist. Gehorchen Sie buchstäblich, ich war zu oft nachsichtig mit dieser Stadt. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Eugen an Napoleon.

Conegliano, 10. Mai.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Es ist nicht der General Frimont, der getödtet worden, sondern der General Wainshell (Wolfskehl) der die Kavallerie kommandirte.

General Graf Giulay muß schwer verwundet worden seyn. Die diesen Morgen gefangenen Offiziere versichern, die Verluste des Feindes an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrugen 10,000 Mann.

In dem Briefe vom 17. Mai aus Malborgeth von Eugen an Napoleon wiederholt sich der Bericht der Einnahme des Forts von Malborgeth, wie wir selben bereits angeführt, und es werden noch einige französische Offiziere erwähnt, die sich bei dem Angriffe auf das kärntnerische Osopo ausgezeichnet.

Eugen an die Vicekönigin.

17. Mai Mitternacht.
(wahrscheinlich von Tarvis.)

Ich beeile mich, meine gute Auguste, Dir gute Neuigkeiten mitzutheilen; der 17. Mai ist für die italienische Armee einer der schönsten Tage, diesen Morgen haben wir ein Fort genommen, welches sehr schwer zu erobern war, und doch haben es unsere Grenadiere mit den Bajonneten genommen, beinahe die ganze Garnison wurde niedergemacht, wir nahmen nur 300 Mann gefangen. Ich eilte dann weiter, um die Avantgarde zu erreichen, die ich in Tarvis fand, ich recognoscirte den Feind und konnte schließen, daß er uns heute Nacht oder morgen früh angreifen werde. Obschon es nur mehr zwei Stunden Tag blieb, befahl ich doch den Angriff, welcher durch meine Rechte, wo die italienische, von Fontanelli kommandirte, Division war, ausgeführt wurde. Der Angriff war so lebhaft und gelang dermaßen, daß die übrige Armee kaum noch dazu kam, einen Schuß zu thun. Der Feind floh sechs Meilen weit in größter Unordnung; ich kann das Resultat dieses Tages noch nicht angeben, aber gewiß haben wir 2 bis 3000 Gefangene und 20 bis 25 Kanonen erbeutet, und Gott weiß, was wir morgen noch zusammenraffen; der Kampf war heiß: wir haben unsererseits 300 Kampfunfähige und die feindlichen Kugeln pfiffen schönstens um uns herum. — Ich hoffe, der Kaiser wird zufrieden seyn und dann bin ich befriedigt. Ich sage Dir, Dir allein, daß niemand dafür war, anzugreifen; aber ich stand gut für meine gegebenen Befehle und der Erfolg bestätigte meine Ansicht; einige Stunden später wären wir vielleicht geschlagen worden. Ich befinde mich wohl &c.

In einem Brief vom 19. Mai aus Villach erstattet der Vicekönig Napoleon Bericht über die Einnahme des Forts am Prediel, welchen, als bereits angeführt, wir hier nicht zu wiederholen brauchen *).

Eugen an die Vicekönigin.

Villach, am 19. Mai.

Wir sind in diesem Monate sehr glücklich, theuere Auguste. Ich befahl gestern die Einnahme des Fort's am Prediel, die Division Séras nahm es mit Sturm und verlor nur 150 bis 200 Menschen; der Feind konnte nicht ein einziges Individuum retten, denn unsere Soldaten mußten, da diese Winkelfestung nicht capituliren wollte, Feuer anlegen, und alles was darin war, verbrannte; man versichert mich, das Schauspiel sey herzzerreißend gewesen. Das von Malborgeth war nicht minder schrecklich, denn in dem Augenblicke, wo man zum Angriff hinanstieg, kam im Dorfe, in welchem die Truppen waren, Feuer aus, und während dem Blutbade, welches einem Sturm natürlich folgte, schlossen die Flammen das Thal ein, und wir fühlten deren Wärme am Fuße des Fort's &c.

— — — — — — — — — — — — — —

Diesen Morgen begab ich mich hieher, wo ich vielleicht morgen bleibe, um unsere Artillerie zu erwarten, die bei jedem Schritte durch abgebrochene Brücken und tausend andere Hindernisse aufgehalten wird. Das macht mich ganz wüthend, ich versichere Dich &c.

Eugen an Napoleon.

Villach, am 20. Mai.

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Meine leichten Truppen kamen diesen Morgen nach Klagenfurt, als die letzten feindlichen Husaren es verließen. Morgen wird die Armee Euer Majestät schon in Klagenfurt seyn und ich werde mich genau nach den Instruktionen Euer Majestät halten: So können Sie sich verlassen, daß Sie den 28. an dem von Ihnen in einem Ihrer Briefe bezeichneten Punkte mir Ihre Befehle zukommen lassen können. Ich werde dort seyn mit 3 Divisionen Infanterie und 5

* Nur wird hier auch erwähnt, daß die Magazine (von Pulver) in die Luft sprangen und daß die Explosion die Passage sperrte.

Regimenter Kavallerie, eine 4. Division Infanterie wird nachkommen. Ich fürchte, mich deutlicher auszudrücken, da ich diesen Brief einem Einwohner von hier übergebe, welcher versprach, ihn nach Wien oder in's Hauptquartier zu bringen und dem ich 100 Loui's als Belohnung zusagte, falls er mir Antwort bringt. Ich ließ eine Wache zu meiner Sicherheit auf seinen Besitzungen.

Eugen an die Vicekönigin.

Klagenfurt, 21. Mai 1809, 6 Uhr Abends.

Ich bin mit einem Theile meiner Armee hier in Klagenfurt angekommen, meine gute Auguste, meine leichten Truppen bewegen sich schon 4 Meilen weiter, in der Richtung gegen Marburg. Sie werden wahrscheinlich 7 bis 8 Tage marschiren, ohne auf einen Feind zu stoßen, denn er zieht sich in aller Eile zurück, und ich muß so manövriren, daß ich mich dem Kaiser nähere. Ich konnte gestern nicht schreiben, ich habe viel gearbeitet und wenig geschlafen, aber ich ließ durch Bataille an Madame Wurmbs schreiben.

Ich erhalte täglich Deine hübschen kleinen Briefe und Du stellst Dir hoffentlich vor, welche Freude sie mir machen. Heute hat's sehr stark geregnet und ich habe keine Kleider zum Wechseln, denn mein ganzes Gepäck ist zwei Tagreisen hinter mir, und ich glaube, daß es mich erst morgen einholen wird; ich bin wie der heilige Johannes mit dem einzigen Kleide am Leibe, denn mein Ueberrock ging verloren. Diese teuflischen Brücken, die der Feind abbrach, haben uns viel geschadet.

Eugen an die Vicekönigin.

St. Veit, 22. Mai 1809.

Ich schreibe Dir nur ein Wort von hier, meine theure Auguste. Ich beeile mich, mit so viel Truppen als möglich, an der Rechten des Kaisers anzulangen. Du ersiehst aus dem Datum dieses Briefes den Weg, den ich nehme; aber ich wünsche, daß man ihn in Mailand erst in einigen Tagen erfahre. Auch werde ich im Laufe des Tages noch ein oder zwei Klagenfurt betreffende Angelegenheiten abthun, und doch in vier Tagen in Leoben seyn.

Eugen an Napoleon.

Friesach, am 23. Mai 1809.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Was mich betrifft, so wende ich mich mit 3 Divisionen und 5 Kavallerie-Regimenter gegen Leoben und Bruck, um mich nach dem Befehle Euer Majestät an die rechte Flanke der großen Armee anzulehnen. Ich mußte darauf verzichten, Erzherzog Johann zu verfolgen, da ich in Klagenfurt erfuhr, daß er sich mit dem Reste seiner Armee, d. i. mit 12—15,000 Mann, gegen Marburg wendete, und daß er 3 Tage vor uns gewonnen hat. Das wurde ihm durch die Hindernisse, die er uns bereitete, leicht; als da waren die Zerstörung der Brücken, der Sturm, mit dem wir die beiden Forts von Malborgeth nehmen mußten, endlich durch das Opfer, welches er bei der Affaire von Tarvis durch Zurücklassung mehrerer Wagen und eines Theils seiner Artillerie brachte. Ich glaubte also, den Marsch gegen Bruck richten zu müssen, wo die Armee nicht vor dem 28. vereiniget seyn dürfte, wegen der Artillerie und der schlechten Wege. Ich begnügte mich, General Grouchy mit 8 Bataillonen Infanterie zur Verfolgung des Feindes gegen Marburg zu senden. Ich hoffe, dieser General wird den 25. dort seyn und sich mit mir über Graz und Bruck vereinigen. — —

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Eugen an Napoleon.

Friesach, am 24. Mai.

Sire, ich habe die Befehle Euer Majestät bezüglich des Erzbischofs von Udine erhalten. Ich hätte diese selbst dann nicht erwartet, wenn der Prälat so schuldig gewesen wäre, als man im ersten Augenblick glaubte. Er erhielt die schriftliche Ordre, ein Tedeum zu singen und Gebete abhalten zu lassen, für das Glück der österreichischen Waffen. Er sang das Tedeum; in der Einladung an seine Diözesanen, die er drucken ließ, sagte er nicht, man solle für die österreichischen Waffen beten, sondern blos, man solle den Schutz und die Hilfe des Himmels bei den gegenwärtigen Umständen erflehen. Es ist dies ohne Zweifel eine kleine italienische Wendung, aber es beweist doch, daß die Gebete durch den Erzbischof nicht in verbrecherischer Absicht angewendet wurden, sondern nur, um der Gewalt zu weichen. Ich füge hinzu, daß das Betragen des Erzbischofes vor dieser Epoche mich berechtigte, ihn zwar als einen kleinmüthigen, aber seinen Pflichten als Unterthan und Priester wahrhaft treuen Mann zu halten. Selbst bei diesen Umständen hat er einen kleinen Beweis gegeben, daß ich mich nicht ganz in ihm geirrt habe. Er begab sich, als er zu einer Audienz zum Erzherzog Johann berufen wurde, geschmückt mit der Dekoration der eisernen Krone dahin, und in den wenigen Worten, die er sprach, rühmte er sich, daß Euer Majestät ihn mit dieser Würde bekleideten.

Ich habe diesen Prälaten ernstlich gewarnt, so daß er davon ganz niedergedrückt war und es noch ist, so viel ich weiß. Ich bin dabei stehen geblieben und werde dabei bleiben, bis ich weitere Befehle erhalte. Sire, obschon meine Zeit ganz den militärischen Pflichten gehört, habe ich doch nichts versäumt, auch das Innere zu überwachen. Ich sage Euer Majestät mit Zuversicht, alle Departements Ihres Königreiches Italien haben sich gut benommen. Es gibt jedoch in mehreren einige schlechte Subjekte, selbst Beamte, welche theils aus Schwäche, theils aus Ehrgeiz, theils aus aufrichtigem Gefühle Enthusiasmus für die Oesterreicher gezeigt haben, aber die Zahl dieser Ungetreuen ist sehr klein.

Ich ließ 14 bis 15 in Padua, 3 bis 4 in Treviso, einige in Venedig, 4 in Udine arretiren. Ich gebe selbst zur Arretirung von Mehreren im Departement Istrien Befehl.

Alle diese Individuen werden aufmerksam verhört, und ich verspreche Euer Majestät, daß die wirklich Schuldigen ohne Barmherzigkeit behandelt werden sollen. Ich verwende einige Sorgfalt auf das Verhör der verhafteten Personen: ich glaube, ich muß das thun. Euer Majestät wissen besser als ich, daß es bei ähnlichen Umständen viele Italiener gibt, welche nicht ermangeln würden, persönliche Rache zu vollziehen, indem sie sich das Ansehen geben, der öffentlichen Sache zu dienen. Sire, es gibt in allen Theilen Ihres Königreiches Italien schwache furchtsame Menschen, aber es gibt sehr wenige Verräther, weder unter den Besitzern, noch sonst.

Ich füge hinzu, daß in dem Augenblicke, wo das ganze Königreich fürchtete, überfallen zu werden, die ungeheure Majorität der Nation ihr Vertrauen in Sie setzte, und daß vom ersten Augenblicke an, wo die Nachrichten ihrer Siege anlangten, überall Demonstrationen der Hochachtung und Liebe für Ihre Person sich kundgaben, so lebhaft, so allgemein, daß man gewiß nicht an deren Aufrichtigkeit zweifeln konnte. — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Ebersdorf, am 27. Mai.

— —

Organisiren Sie die Provinzen Krain und Kärnten, wie es in meinen ersten Feldzügen wurde, indem Sie dort einen Regierungscommissär ernennen, den Sie unter den Ständen wählen. —

Ernennen Sie auch für jede der Provinzen und Krain Commandanten rc.

— — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Ebersdorf, am 28. Mai.

— —

Ordnen Sie an, daß Klagenfurt befestiget werde, daß man dort die Gräben mit Wasser fülle und ein großes Magazin bilde. Ich hatte dazu die Anordnungen schon vor 16 Jahren gemacht (wohl vor 12 Jahren?) Lassen Sie so viel als möglich Artillerie kommen, nicht blos mit regelmäßiger Bespannung, sondern auch durch Requisition von Klagenfurt. Ich rechne, daß Ihre Armee, indem Sie davon ein oder höchstens zwei italienische Bataillons in Klagenfurt lassen, morgen oder übermorgen in Bruck, und Macdonald's Corps in Graz seyn wird. — — — — — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Ebersdorf, am 28. Mai.

— —

Ich ließ Klagenfurt vormals schon vor einem Handstreiche sichern; lassen Sie die nämlichen Werke wieder errichten, wenn die Ringmauer noch erhalten ist. Es wird immer ein Depot von Lebensmitteln und Munitionen seyn, welches der Feind nicht so leicht nehmen kann.

Napoleon an Eugen.

Ebersdorf, am 28. Mai.

Mein Sohn, ich sende Ihnen zwei Dekrete, die Sie mit strengster Pünktlichkeit in Vollzug setzen lassen werden. Ich weiß, daß es Individuen in Padua gibt, die sich schlecht benehmen; machen Sie mir darüber Anzeige, damit man ein eklatantes Beispiel statuiren kann. Ich weiß, daß der Maire von Udine so feige war, seine Dekoration abzulegen, während der Erzbischof und andere es nicht thaten, ohne daß sie dazu verpflichtet waren. Ich erwarte Ihren Bericht. Was Padua betrifft, so will ich, wenn es dort eine Familie gibt, die sich schlecht benommen, selbe gänzlich vernichten, Vater, Bruder, Vetter, das soll ein Beispiel in Padua's Annalen seyn. — Lassen Sie strenger als je das Dekret gegen die Italiener, die gegen uns die Waffen getragen, ausführen, sequestriren Sie ihre Güter, die confiszirt und verkauft werden sollen.

* * *

14. Buch.

Das 14. Buch der Memoiren bespricht die Begebenheiten des Monats Juni 1809.

Wir wollen davon nur dasjenige mittheilen, was uns für Kärnten von besonderem Interesse scheint.

General Rusca, mit dem Gouvernement Kärntens betraut, hatte die Instruktion, sein Hauptquartier nach Klagenfurt zu verlegen, jedoch hinreichende Truppen in Villach zu lassen, um den Einfällen Chastelers und den Tirolern entgegentreten zu können.

Das Corps von Dalmatien hatte die Aufgabe, im Falle Chasteler Tirol verlassen sollte, um sich mit Erzherzog Johann zu vereinigen, ihn jedenfalls zurückzutreiben, und die Straßen von Villach nach Klagenfurt und Marburg, von Villach nach Krainburg, Laibach und Tarvis zu beobachten. Wenn Chasteler geschlagen wäre, solle sich Marmont nach Graz begeben.

Den 17. Mai erhielt Chasteler, der sich in Folge von Märschen und Kämpfen über den Brenner zurückgezogen hatte, vom Erzherzog den Befehl, Tirol zu verlassen und sich mit ihm zu vereinigen. Chasteler setzte sich den 21. Mai gegen Villach in Marsch, nachdem er mehrere Tage gezögert, mit eilf Bataillonen und vier Eskadronen (die Brigaden Fenner und Schmidt) im Ganzen gegen 10,000 Mann, worunter 500 Reiter.

Napoleon legte solches Gewicht auf Klagenfurt, daß er dem Vicekönig auftrug, Macdonald nicht zu sehr zu engagiren, damit, wenn Befürchtungen für Klagenfurt und den Rücken der italienischen Armee da wären, dieser General sich dahin werfen und Ordnung machen könne.

Da Rusca nicht stark genug war, um gegen Chasteller kämpfen zu können, der in Bleiberg zwischen ihm und Marmont stand und ihn leicht abschneiden konnte, hatte er sich von Spittal nach Villach und endlich von Villach nach Klagenfurt zurückgezogen, wo er sich halten sollte. Er beeilte sich, in dieser Stadt am 4. Juni einzurücken und sie vor einem Handstreiche zu schützen. Den andern Tag erblickte man in der That die Oesterreicher auf den Straßen von Villach und St. Veit. Chasteler hatte den Befehl von Erzherzog Johann, sich nicht darauf einzulassen, die Division Rusca's anzugreifen und zu schlagen, sondern sich sobald als möglich in Ungarn mit der österreichischen Armee zu vereinigen. Chasteler hatte wenig Lust, sich der Stadt Klagenfurt zu bemächtigen, wollte aber vor Allem seine Bewegung gegen Völkermarkt maskiren, daher machte er einen Scheinangriff. Er machte alle Dispositionen, die eine solche Absicht bedeuten konnten, aber während der Nacht zogen seine Truppen längs der Drau fort, um sich der Mur zu nähern. General Rusca nahm es für einen ernsten Angriff, ließ Barrikaden errichten und stellte seine Artillerie auf die Wälle von Klagenfurt.

Als er endlich den Zweck der Oesterreicher errieth, zog er den 6. Morgens an der Spitze seiner Division aus, um Chasteler einzuholen. Trotz der Schnelligkeit seiner Bewegungen konnte er nur mehr die Arrieregarde seines Gegners

¾ Meilen von der Stadt erreichen. Die Arrieregarde Chasteler's, von General Bertoletti lebhaft gedrängt, zog sich in Unordnung gegen Villach zurück, wurde vom Hauptcorps getrennt und verfolgt. General Schmidt, der sie commandirte, erreichte Villach, verbrannte die Draubrücke und warf sich über Paternian und Sachsenburg nach Tirol. Chasteler dagegen fürchtete, abgeschnitten von seiner Arrieregarde, verfolgt zu werden, und beeilte sich, die Drau auf der Brücke von Stein, die er nachher verbrannte, zu überschreiten. General Rusca kehrte mit seiner Division nach Klagenfurt zurück und zog den 7. mit dem frühesten Morgen wieder aus, Chasteler zu verfolgen, während er Bertoletti beauftragte, Villach mit 3 Bataillonen zu besetzen, um die Verbindung mit Italien zu sichern und die Straßen zwischen diesem Platze und Klagenfurt zu überwachen*). Dieser General hielt sich in seiner Position bis zum 30. Juni, indem er häufige Vorpostengefechte zu kämpfen und oft Märsche und Operationen des kleinen Krieges zu unternehmen hatte, um die Zufuhren zu decken.

General Rusca, der nicht genug Truppen hatte, einerseits um nach links General Schmidt und die insurgirten Tiroler abzuhalten, anderseits um nach rechts den General Chasteler und seine Verbindung mit Erzherzog Johann oder Baron Jellachich zu hindern, blieb in Klagenfurt bis 30. Juni. Sein eigener Rapport vom 10. Juni an den Chef des Generalstabes der italienischen Armee lautet:

„General, ich hatte die Ehre, Ihnen am 8. d. M. Bericht über die Affaire, welche am 6. in der Ebene von Klagenfurt stattfand, zu erstatten, wobei ich mir vorbehielt, am folgenden Tage alle Details zu bringen; was ich nicht thun konnte, da ich verhindert war. Ich beeile mich nun, Sie in Kenntniß zu setzen, daß der Verlust des Feindes 800 Mann an Todten und Verwundeten betrug und daß ich in der Stadt 650 Gefangene habe, darunter 13 Offiziere. Die Gefangenen werden nach Mantua transportirt, sobald mir General Bertoletti berichtet, daß die Communicationen von Ponteba und Caporetto wieder hergestellt sind. Daß General Chasteler mit einem Corps von 5—6000 Mann durchkommen konnte, ist gar nicht erstaunlich, da ich bei dieser Gelegenheit nicht mehr als 1200 Mann zur Disposition hatte; die vier Vorstädte waren voll von feindlichen Truppen, die Thore der Stadt wenig sicher und sehr bedroht. Ich konnte ohne Gefahr nicht viele Truppen mit mir aus der Stadt ziehen, was mich bestimmte, mich nicht daraus zu entfernen, aus Furcht sie zu verlieren und zwischen zwei Feuer zu kommen.

General Schmidt fand sein Heil mit 3000 Mann, die bei ihm waren, nur in einer eiligen Flucht: er warf sich in das Fort von Sachsenburg und verbrannte hinter sich die Brücken von Paternian. Wäre mir die Verstärkung, die ich von S. E. dem Herzog von Ragusa verlangte, zugekommen, so wäre es zu Ende mit Chasteler und seinen Truppen.

Nun General, soll ich die 3 Bataillone mit der Artillerie zurückschicken?

General Schmidt wird mit einer andern Kolonne von Tirol zurückkommen, wenn ich zu schwach bin, werde ich geschlagen; anderseits kann ich Klagenfurt halten, wenn ich so viele Posten besetzen soll?

Dies ist meine Lage. Seine Hoheit soll über diese Frage entscheiden, bis dahin werde ich Ihre betreffende Ordre nicht befolgen.

General Bertoletti, der nach Villach ging, war beauftragt, die Garnison von Malborgeth abzulösen, die Communication von Caporetto und Ponteba herzustellen und Erkundigungen über den Feind einzuziehen.

Ich benützte die Bewegung, die ich gegen Villach machte, um den Transport der Feldstücke anzuordnen, die von Malborgeth dahin transportirt werden sollen. Es gelang mir, jene acht in Tarvis zu retten. Vier Stunden vor der Ankunft des Feindes ließ ich sie durch Menschenhände nach Malborgeth schaffen.

Ich habe nichts verloren so viel ich weiß, außer den Soldaten, die in beiliegender Liste angeführt sind.

Ein Transport von 1,500,000 Patronen geht morgen von hier ab und kommt am 15. in Bruck an, von wo Sie ihm eine Bestimmung geben wollen. Es scheint, daß die Gefangenen, welche nach Italien geführt werden, schlecht bewacht sind, da sie sich immer nach Tirol ziehen und jene Banden vergrößern.

Die Posten sind in Ordnung und kein Marodeur verpestet das Land.

Der Bischof, welcher hier bei Allem seine Hand im Spiele hat, konnte es nicht lassen, dem General Chasteler einen Besuch zu machen, es ist derselbe, der mit Chasteler in Tirol war, die Insurektion zu predigen, es ist ein gefährlicher Mensch*).

Correspondenz zum 14. Buche.

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 5. Juni.

Mein Sohn, Tirol ist von neuem insurgirt, und der baierische General, der sich in Innsbruck nicht sicher glaubte, zog sich nach Kufstein zurück; es ist nothwendig, General Rusca davon in Kenntniß zu setzen, damit er sich bei Spittal kräftig halte und damit Ihr Rücken nicht durch diese Räuber angegriffen werde.

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 7. Juni.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Städte Triest, Laibach, Klagenfurt und Graz müssen Sie mit Geld versehen; doch kann Ihnen der Generalintendant, wenn sie welches nöthig haben, von Wien etwas schicken. Man muß ihr Papier ausgeben und unsere Thaler sparen.

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 10. Juni.

— — — — — — — — — — — — — —

Unterrichten Sie Marmont, daß Casteler nicht mehr als 4—5000 Mann Landwehr bei sich hat, welche

*) Wir überlassen die Berichtigung dieser Angaben den Lesern der „Carinthia" selbst, indem wir sie auf die Nr. 13 dieses Blattes vom heurigen Jahre hinweisen, deren Berichte von Augenzeugen und in ungeschmückter Treue geschrieben sind. A. d. Red.

*) Siehe Hermann's Handbuch 3. Bd. 1. Heft S. 232—238. Der Verlust der Oesterreicher ist wieder mehr als doppelt zu hoch angegeben.

von einem regulären Corps nicht beachtet zu werden verdienen. — *)

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 11. Juni 1809.

— —

Wiederholen Sie die Befehle bezüglich der Armirung von Klagenfurt; diese Ringmauer war uns schon sehr nützlich in diesem Kriege und wird es noch mehr seyn; man lasse dort die nöthigen Kanonen auffuhren. Man muß die Anstrengungen verdoppeln, um die Citadelle von Graz zu nehmen. — — — — — — — — — — — —

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 20. Juni.

— —

Sie müssen in Oedenburg, Altenburg und Raab Geld gefunden haben, obschon man mich versichert, daß Sie die Kassen von Klagenfurt und Graz nicht nahmen. Das war nicht recht. Nehmen Sie die Kassen von Raab weg, sie werden Ihnen für verschiedene Ausgaben aushelfen.

Eugen an Napoleon.

Raab, am 27. Juni.

Man hat gestern in der Kasse von Raab nur 8000 Gulden gefunden. Euer Majestät machen mir Vorwürfe, daß ich nicht in allen Städten, durch die ich kam, die Kassen wegnahm. Raab ist der einzige Ort, wo ich eine Kriegskasse fand, und sie wurde genommen. Ich gestehe, daß es mir nach der Proklamation von Euer Majestät in Ungarn nicht gerechtfertiget erscheint, Civilkassen wegzunehmen.

Was die österreichischen Provinzen betrifft, durch die wir kamen, so waren dort die Kassen alle leer, und ich habe jeder dieser Provinzen eine Kontribution auferlegt, die freilich nur langsam herein kam, weil der Feind in unserm Rücken war. Klagenfurt hatte jedoch schon damit angefangen, 350,000 Gulden zu zahlen, welche durch einen eigenen Courier in's Hauptquartier gebracht werden sollten, dieser war so ungeschickt, über Graz zu gehen. General Broussier ließ ihn geraden Weges passiren; und er wurde aufgefangen. —

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 29. Juni.

Die Kassen wurden nirgends, weder in Graz noch in Klagenfurt weggenommen; es waren mehrere Tausende in diesen Kassen. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Kaiser erfuhr drei Tage später, nachdem er diesen Brief an den Prinzen geschrieben, daß der Marquis von Chasteler eine Brigade trefflicher Truppen bei sich hatte; diese Versicherung wurde ihm durch den Sohn des Generals Grouchy gegeben, der damals ein sehr junger Kavallerie-Offizier war und von den Tirolern gefangen zu Chasteler gebracht worden war. Es gelang ihm mit mehreren französischen Gefangenen zu entkommen, indem er die Eskorte betrunken machte. Herr von Grouchy, heute General und Senator, gelangte nur mit vieler Mühe in's kaiserliche Hauptquartier. Er erstattete dem Kaiser Bericht über den Marsch Chasteler's, die Niederlage Schmidt's ꝛc., welchen wir, als bereits angeführt, nicht wiederholen, sondern selbem nur die Aussage Grouchy's entnehmen, daß dieses Corps (Chasteler's) in allen Gegenden, wo es passirte, die Bauern mit Güte und Gewalt bewaffnet und mitgeführt habe, was nicht unglaublich erscheint, und daß die Kriegsgefangenen von Chasteler selbst sehr gut, aber von den Offizieren unwürdig behandelt worden seyen, was wohl sicher eine Lüge ist.

Die Poesie.

1

O holde Schönheit, neige dich
Zu mir, dem gläubig Frommen,
Laß über mich den reinen Hauch
Von deinem Segen kommen.
O woll' mit deines Auges Strahl
Die Seele mir berühren
Und mich an deiner reinen Hand
In's Reich der Wahrheit führen!

2

Die du mit gold'nem Zauberstabe
Geringes selbst uns mild verschönst,
An unsrer Lieben frühem Grabe
Im heiligen Gesang ertönst.
Du klärest Lust und Leid vom Schlamme,
Daß durch die trübe Decke bricht
Des reinen Geistes helle Flamme,
Die sich vermählt mit deinem Licht.

3

Du weh'st uns an aus Rosendüften
Und aus der Schöpfung ew'ger Macht,
Du grüßest uns aus Vorzeitgrüften,
Wie aus der Sterne milder Pracht.
Weit über alle Welt ergossen
Auf Meer und Fels und Berg und Thal
Und in dem Herzen eingeschlossen
Ruht deines Zaubers reicher Strahl.

4

Hast du Theures je verloren
Und der Schmerz beugt dich darnieder,
Suche, bis er ausgegohren,
Trost im reinen Quell der Lieder.
Wunderkräftig zu den Sternen
Hebt er dein gesenktes Haupt
Und du findest dort im Fernen,
Was die Erde dir geraubt.

H. Sallmayer.

Der Krieg.

Es steht die gold'ne Saat im Feld
Mit tiefgesenkten Aehren,
Der Landmann kniet und danket Gott
Mit hellen Freudenzähren.

Da klirren Waffen und ein Trupp
Von Kriegern im Gemenge
Ras't in das Feld, zertritt, zerstampft
Die Aehren im Gedränge.

„Laßt ab, laßt ab! zerstöret nicht
Die Frucht von Müh' und Plagen!"
So ruft der Mann. Da blitzt ein Schwert
Und er auch liegt erschlagen.

H. Sattmayer.

Einst und Jetzt.

Wir sind in der Lage, über die früheren Lebensverhältnisse des Marquis Massimo d'Azeglio, welcher sich durch seine diplomatischen Sendungen und sein sonstiges Auftreten als Staatsmann und Reformator, in der neuesten für uns so bedeutungsvollen Geschichte Italiens, einen vorzüglichen Namen erworben und, als Abgesandter Piemonts in den Legationen, zu Bologna durch die Erklärung, daß „der Mensch in politischen und religiösen Dingen frei sein müsse *)", seine revolutionäre Gesinnung an den Tag gestellt hat, eine Thatsache anzuführen, welche diese in letzterer Hinsicht gewissermaßen commentirt. Der Piemontese Maximus (Massimo) Taparelli d'Azeglio suchte im Jahre 1835 (damals 37 Jahre alt und Vater eines Kindes) als Witwer um die Hand der, wie man glauben darf, durch günstige Eigenschaften ausgezeichneten Luigia Monmari (29 Jahre alt), verwitweten Blondel, einer gebornen Mailänderin, an, die, so wie er von Geburt katholisch, die Religion ihres Gatten angenommen hatte. Außer dem Hindernisse der Religionsverschiedenheit stand ihnen auch jenes der Blutsverwandschaft entgegen. Beide wurden mit päpstlicher und politischer Dispens gehoben, doch zum Bedingnisse gemacht, daß die Trauung nicht in Italien, sondern außer demselben an einem katholischen Orte vor sich gehen solle. Der Cardinal-Erzbischof von Mailand, Karl Kajetan Graf von Gaisruck, unser Landsmann, wählte Klagenfurt und verwendete sich daher unterm 8. Juli 1835 schriftlich an den damaligen Fürstbischof von Gurk, Georg Mayr, um Vornahme der Trauung im Wege der Delegation. Nach Abschluß der Verhandlungen reiste das Brautpaar nach Klagenfurt und Fürstbischof Mayr, der seine Bereitwilligkeit unterm 14. Juli 1835 erklärt hatte, nahm ihre Trauung den 24. August 1835 in der Hauskapelle seiner Residenz, in Gegenwart der Zeugen J. P. Buzzi, k. k. Appellationsrath, und K. Illitsch, k. k. Landrath in Klagenfurt, so wie des Ortspfarrers Propst Leopold Praskowitsch vor, der sohin den Akt im Matrikelbuche von St. Peter und Paul eintrug.

*) „Allg. Zeitung" Nr. 226 vom 14. August.

Auf solche Art wurde Azeglio auf deutscher, auf kärntnerischer Erde mit zuvorkommender Freundlichkeit empfangen, er, welcher nachhin alles aufbot, um Oesterreich und Deutschland seinen Landsleuten verhaßt zu machen und dem heil. Vater für seine Nachsicht Gegensätze zu liefern, die sein Pontifikat wie seine weltliche Herrschaft in Europa stürzen sollten. Im Jahre 1849 mit der Bildung eines neuen Ministeriums vom König Viktor Emanuel beauftragt und dessen Premier, begann er vereinigt mit Siccardi den Kampf gegen die Kirche; er brachte die Geltung der Civilehe zur Sprache und Verhandlung, welche in Rom so eine Mißbilligung hervorrief, daß am 26. Oktober 1852 das Ministerium seine Entlassung einzugeben sich genöthigt sah. Seit dem blieb Marquis d'Azeglio auf der diplomatischen Laufbahn thätig, deren letzte Aktion wir oben erwähnten.

Wie sehr hat sich in Italien alles geändert: während d'Azeglio im Jahre 1835, wie bekannt, nur auf deutscher Erde seine eheliche Verbindung schließen konnte, ist Italien jetzt der Herd der Revolution, wo der kirchlichen Autorität gerade von jenem offen der Handschuh hingeworfen wird, welcher vorhin so eine Unterwerfung bewies.

H.

Berichtigungen
zu Nr. 19 der „Carinthia."

Anmerkung *) S. 148, Zeile 5 lies: (1085 vgl. Ankershofen Geschichte II. Bd. 5. Heft p. 911) statt (1101 vgl. Neug. hist. I. p. 6.)

Zeile 9 lies: 1085 statt 1101.

Ergänze hinzu noch: der terminus ad quem könnte enger gezogen werden, wenn nach Ankershofen's Vermuthung im Regest CLXXIII. a. 1093 sich bewahrheitet. Dann fiele Rabensteins Gründung zwischen 1085 und 1093.

Zeile 7 von unten lies: ebichtich statt erbichtich.

Anmerkung 2) lies: Vogtei statt Vogten.

Text S. 148, Zeile 6 v. o. lies: kräftigen statt künftigen.
„ 9 „ „ „ desselben „ derselben.

S. 149 Col. 1, Z. 24 v. o. lies: mangeln st. ermangeln.
Z. 18 v. u. lies: Hetfenberg st. Fetfenberg.

S. 149 Col. 2. Z. 19 v. o. lies: (nun im k. k. Staatsarchive) statt (und im k. k. Staatsarchive.)
Z. 16 v. u. lies: Erztruchsessenamt statt Erztrugsessenamt.
Z. 10. v. u. „ erzält st. erzielt.

S. 150 Col. 1, Z. 22. v. u. lies nach: angethan, wieder gut zu machen.

Z. 3 v. u. lies: Annal. Carinth. st. Anm. Carinth.

B. P.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 21. Sonnabend, den 8. Oktober 1859.

Thierwanderungen.

Von Joseph Gobanz.

Ich hoffe, mir die Leser Ihres geschätzten Blattes zu verbinden, wenn ich sie auf ein neues Geistesprodukt eines verdienstvollen Landsmannes aufmerksam mache. Es ist die im heurigen Schulprogramme der k. k. Oberrealschule zu Graz erschienene Abhandlung über Thierwanderungen, vom Prof. Joseph Gobanz, dessen schon früher von der k. k. Akademie der Wissenschaften herausgegebene Arbeiten über das Süßwasserbecken von Rein und über die Coleopterenfauna von Bellach eine innige Vertrautheit mit den Naturwissenschaften hinlänglich beurkundet haben. Auch diese neue, durch die Art ihres Erscheinens selbst an enge Grenzen gebundene Arbeit zeigt uns nun wieder, daß wir es mit einem Fachmanne im wahren Sinne des Wortes zu thun haben, der eigene Beobachtung mit einem tiefen Studium über den von ihm behandelten Gegenstand verbindet; wir staunen über die Menge der ihm bekannten und gewissenhaft angeführten Quellen, und obwohl diese Abhandlung vorerst für einen jugendlichen Leserkreis bestimmt ist, wird jeder Freund der Naturwissenschaft darin des Neuen und Interessanten genug finden. Nach einer kurzen Einleitung, die uns als Ursachen jener merkwürdigen Reiselust die zwei Hauptfunktionen des thierischen Lebens, den Trieb der Selbsterhaltung und der Fortpflanzung angibt, finden wir in systematischer Folge die interessantesten Züge aus dem Wanderleben der Thiere, von den Säugethieren abwärts bis zu den Crusteen mitgetheilt, und eine kurze Uebersicht daraus dürfte vielleicht dem geehrten Leser nicht unerwünscht seyn.

Von den Säugethieren, deren Wanderungen nicht regelmäßig und rein nur zur Selbsterhaltung unternommen werden, finden wir die Rennthiere, die schwarzen Landbären, die wilden Esel und Quaggas, vor allen aber die Mäusearten erwähnt, über deren Verwüstungszüge im Jahre 1741 ein höchst interessanter Brief von Dr. Melm in Bremen an seinen Freund Rösel mitgetheilt wird.

Besonders ist es aber das warmblütige bewegliche Geschlecht der Vögel, das durch seine Ernährungsart auf regelmäßige Wanderungen angewiesen, auch durch seinen Bau und Aufenthalt in den Lüften dazu befähigt ist. Im Herbste treibt sie die Selbsterhaltung gegen den Aequator, im Frühlinge der Fortpflanzungstrieb gegen die Pole, und es ist eben nicht die unmittelbar herrschende Temperatur, welche sie zu den Herbstwanderungen veranlaßt, sondern mehr das Vorgefühl einer bald eintretenden ungünstigeren, wie es aus den großen Temperaturdifferenzen zur Zeit der Abreise im Herbst und der Ankunft im Frühlinge ersichtlich ist. Der durch die ungeheure Größe ihrer Gesellschaften für manche Gegenden Nordamerika's oft so verderblichen Wandertaube ist besonders ausführlich erwähnt. Neben der Aufzählung der übrigen wichtigen Wandervögel sind besonders von Interesse die Beobachtungen über Jahres- und Tageszeit der Vogelzüge, über die dabei eingehaltenen, oft höchst merkwürdigen Formen und über den jeder Vogelgattung angewiesenen Verbreitungsbezirk zwischen Aequator und Polen.

Von den Amphibien sind es gerade die trägsten, nämlich die Schildkröten, welche der Fortpflanzungstrieb zu Wanderungen zwingt, und wir begegnen in vorliegender Abhandlung einer lebhaften Schilderung des Eierlegens der großen Flußschildkröten am Jupura von Martius.

Wie die Luft den Vögeln, bietet das Wasser den Fischen zu großen Reiseunternehmungen überaus günstiges Medium. Einige ziehen nach dem Verschwinden des Eises aus den Süßwasser-Seen oder dem hohen Meere in die Flüsse, wie der allgemein bekannte Lachs, andere aus kälteren Theilen des Meeres in wärmere, oder aus der Tiefe an die Oberfläche oder an die Küsten, wie die dem gesammten europäischen Norden so wichtigen Häringe und Stockfische.

Als wahre Auswanderungen, gewöhnlich durch übergroße Vermehrung bedingt, lassen sich die Züge der Insekten betrachten, und sie sind daher weder an bestimmte Zeit noch an bestimmte Richtungen gebunden. Aus allen Ordnungen der Insekten sind solche Wanderungen bekannt geworden, wie die angeführten Züge der Borkenkäfer und Marienkäfer, der Rübenblattwespe, des Distelfalters, Processionsspinners, der Larven gewisser Fliegenarten, der Wasserjungfern, Blattläuse, Wanzen, Cicaden u. s. w. beweisen. Vor allen verdient aus dieser Thierklasse unsere Aufmerksamkeit die Wanderheuschrecke, von deren Zügen, auch heuer wieder in gefürchteter Nähe, vom Verfasser interessante Beobachtungen mitgetheilt werden.

Weniger untersucht sind die Wanderungen der Crustenthiere und bedürfen noch vieler Aufklärung.

Der ganze besprochene Aufsatz ist in einer angenehmen und würdigen Sprache abgefaßt, die ferne von der Pedanterie eines trockenen Stubengelehrten doch nie in jene maßlose Ueberschwänglichkeit ausartet, wie sie jetzt leider bei manchen sogenannten populär-naturwissenschaftlichen Werken zu finden ist, welche besser an der Seite von O. Redwitz's „Amaranth" auf dem Nipptisch eines Damen-Boudoirs, als in die Bücherstube eines Naturfreundes passen.

Wer die Broschüre aus der Hand legt, thut es sicher mit Befriedigung und dem Wunsche, denselben Stoff von demselben Verfasser, der doch das Zeug dazu hat, als Gegenstand eines größeren Werkes behandelt zu sehen, da er ohnehin, meines Wissens nach, außer den Andeutungen in

Schmarda's „geographischen Verbreitung der Thiere“ von deutschen Forschern bisher beinahe vernachlässigt wurde.

Mag nun dieser Wunsch realisirt werden oder nicht, gewiß ist's, daß Ihr schönes Vaterland, das stets jede Wissenschaft genährt und gepflegt, auch würdige Vertreter der neuern naturwissenschaftlichen Richtung aufzuweisen hat; ich brauche blos auf das ernste Streben von Pr. Joseph Gobanz und Dr. Hubert Leitgeb aufmerksam zu machen.

Ferdinand Graf.

Aus „Luitold.“

Erzählendes Gedicht.

Am Marmortisch der alten Burg zu Bern
Schaut düster ihr den königlichen Herrn,
Sein Auge nimmt des Frühlingsflors nicht wahr,
Des Waldschmucks nicht, der Wässer rein und klar;
Ob auch von Thal zu Thal das lust'ge Horn
Ertönt, es ward in diese Brust der Born
Des Friedens ausgegossen nimmerdar.
Horch zu! Dort sprengt heran die Reiterschaar,
An ihrer Spitze Luitold hochgemuth,
Ein guter Degen, frisches junges Blut,
Der haucht in seine Kriegercumpanei
Den Adlermuth, sein Wesen keck und frei.
Er hält, er läßt sein bäumend Pferd dem Troß
Und wirft die eh'rne Thür in's Schloß,
Und eilt den Wandelsteg hinan und kniet
Vor Heinrich schon, der ihm in's Auge sieht,
Als wollt' er fragen: Bringst den Himmel mir?

„Ja, Herr und Kaiser, Sterne strahlen Dir.
Mog immerhin der Welfen Eulenbrut
Umkrächzen Dich, mog auch mit grimmem Muth
Der Baier Dir Dein werth' Tirolerland
Verpfählen mit der Speere Eisenwand
Und drüben, wo die Sonne uns versinkt,
Der Riesenbau der Alpen eisgezinkt
Dem Zuge Deiner Treuen Einholt thun —
Nicht eher wollen wir, wir schwören's, ruhn,
Bis wir nach den geliebten deutschen Gau'n
Wild, wüthend Dich, wie Eber, durchgehau'n.
Bei Gott, als auf dem ew'gen Schneegefild
Des Mont Cenis der Aar gefräßigwild
Um unsre halberstarrten Leiber flog
Und leichengierig seine Kreise zog,
Als dein Gemahl zerritzt am Pardelfell
Durch Schluchten fuhr und Runsen sturmesschnell,
Da barfuß, hungernd mon die Majestät
Von Winterfrost und Schneegeflock' umweht
Zum Spielzeug hielt gor manche bitt're Stund',
Da ward des Lebens Preis so recht uns kund
Und hoch und höher gelte nun der Kauf,
Ein jeglich Schwert, wir heben's drohend auf.
Denn sieh im Osten, wo der Tag ersteht,
Dort ist's, wohin Dein lichter Pfad nun geht.
Es ist ein heimlich Land, ein Land voll Glut
Voll echten Feuers für ein Herzensgut,
Das man zu deutsch die Fürstentreue nennt,
Das Land, das jetzt Dich zu umfangen brennt,
Wie eine Braut, das ist mein Kärntnerland
Und, der's zum Wohle führt mit weiser Hand.
Mein Vater Morquard — Botschoft sandt' er mir,
Daß seine Schaar, noch eh' in Purpurzier
Der Tog des Ostens Rosen auferschließt
Zum Treße stößt und Deine Farb' erkiest.
Und donn im Flug durcheilend Thal um Thal
Erschreckst Du Deine Feinde allzumal.“

Wohl lichtet Heinrich seine finstern Brau'n,
Ihm ist's, als könnt' in öder Nacht er schau'n,
Ein pfadberaubter Wanderer ein Licht,
Das ihn zur Herberg führt; jedoch gebricht
Dem viel getäuschten Mann des Glaubens Kraft.
Von Freunden kam ihm ja die schwerste Haft,
Wer heut ihm schwur, der fegte schon den Pfeil
Zum Ghibellinen-Morde unterweil.
„Haer' aus mein Sohn“ der Kaiser mahnend spricht,
„Wer nicht on uns'rer Seit', den seh'n wir nicht,
„Heut liegt der Heiland noch im Grab, beweint;
„Heil uns, wenn hell der Ostertag erscheint.“

So sprachen sie und durch die Säulenhall'
Der Dochterrasse flog's im Wiederschall,
Die lauen Frühlingswinde trugen's fort
Ein jeglich Wort an seinen rechten Ort.
Doch unten durch Verona's Straßen zog
Und drängte sich in Eil', verwirrte, bog
Um manche Ecke sich der Beter Schwarm,
Hob hoch im runden Dom den Fleherarm
Empor zum Lorettaner Frauenbild
Und ging getröstet dann und hoffnungsmild
In die Campagna wieder. Bursch und Maid
Fühlt' andachtsvoll der todten Liebe Leid
Und doch des Südenfrühlings Allgewalt,
Durchwärmt', befeuerte sie mannigfalt.
Das ist dein Preis, du schöne Osterzeit,
Daß wenn des Schnee's Demontenglanz im Streit
Noch liegt mit flüß'gem Gold vom Himmels Blau
Längst heimlich sproßt und grünt die Wiesenau,
Und eh's ein zages Herz zu hoffen wagt,
Die Veilchen duften durch die traute Nacht.

Solch' zages Herz wohnt in Francesca's Brust!
Das pocht und schlägt, weiß Gott in welcher Lust,
Das sehnt herbei, ich weiß nicht welche Stund',
Doch läßt's errathen ja der rothe Mund,
Und auch das schwarze Auge glutentfacht
Ist für Geheimnißkrämen nicht gemacht.
Wem gilt in's Land die Schau? Sie weilt, und weilt
Bis daß ein Reiter kommt herbeigeeilt,
Deß Helm schon lang erglomm im Abendlicht.
Die Keusche thut, als seh' sie Wunder nicht
Und denkt doch still bei sich: „Du Wundermann
Wer etwa einst die Deine heißen konn?“
Und wie sie's wägt und überlegt bei sich,
Naht ihr der Reiter frei und ehebarlich
(Gefesselt war der Gaul am breiten Baum)
Und sprach zu ihr, sie hört — und glaubt es kaum:
„Du fromme Maid, bekannt mit jedem Strauch,
Willst Du, zu ehren deutschen Hausgebrauch,
Nicht weisen mich, wo Weidenbüsche steh'n,
Wie unser Heer, so zahlreich fast zu seh'n.

Denn morgen wiege sich das Palmgezweig —
Drum komm' zum Wald und spute Dich und zeig!"
Mit großen Augen sah darein das Kind
Und fiel dem Krieger in das Wort geschwind:
„Hat mir die Muhme recht gesagt, Ihr seyd
Gewiß vom kaiserlichen Kriegsgeleit —
Und so Ihr's seyd — der allerletzte Knecht
Dann sehet zu, ob ich Euch nicht zu schlecht."
Mit leisem Ruf und freudeschallem Schritt
Das Mägdlein ging voraus, mit eh'rnem Tritt
Der Krieger folgte. Sonderliche Fahrt,
Für Maid und Junker von gepries'ner Art!
Ihr flog zum Wangenpaar das Rosenblut
Und hielt sie gleich den Mund in weiser Hut,
Das Herz, das Herz nahm gar eignen Gang.
Sey du Verräther nicht, mein schlichter Sang,
Und wenn der Schönen Hand, die Weiden brach,
Auch Veilchen, Rosen pflückte allgemach
Und mehr, als Kunde gibt ein spätes Lied,
Ihr Auge sprach und sehnend, nimmermüd
Der Busen wallte — nur der Frühlingshain
Soll in's Geheimniß mitgezogen seyn!
Ja als sein Rauschen flüsternd erst versank
Erhub auf grünen Kronen, windesschwank,
Der Lerchen Chor den lust'gen Abendgruß,
Den wiedergab der schilfbegrenzte Fluß,
Und wie es nächtig still geworden, schwer
Weint durch die Luft ein Lebewohl daher.
Geschieden sind — faß' ich dieß Trauern recht —
Im Wald Francesca und der deutsche Knecht,
Er sprengt zur Stadt, er schwingt das Palmenreis,
Sie lugt ihm nach und sinnt und weinet leis.

Fritz Pichler.

Der älteste Klagenfurter Kalender.

Eines der ältesten Druckwerke der heimischen Typographie ist der im Jahre 1662 zu Klagenfurt in der Anstalt des Georg Krammer, landschaftlich kärntnerischen Buchdruckers, erschienene Kalender. Er ist in unserer k. k. Gymnasialbibliothek nicht vorfindig und war, als seltenes typographisches wie als astronomisches Probestück im Besitze eines Privaten ein uns erwünschtes Geschenk, um jener einverleibt zu werden. Sein Format ist klein Octav, ohne Angabe der fortlaufenden Seitenzahl, die sich auf 42 summirt. Der Titel dieses übrigens ganz lateinischen Büchleins ist: Ephemeris ad annum a nato in terris Do. MDCLXII. Ad Meridianum imprimis civitatis Clagenfurtensis, Carinthiae Metropolis, ac deinde aliarum adjacentium provinciarum nsum supputata ex calculis peritissimi et celeberrimi Astronomi Andreae Argoli opera et studio Astrophyli enjusdam in Archi-Gymnasio ejusdem Civitatis Clagenfurtensis. Gewidmet ist es vom Herausgeber, Georg Krammer, dem Grafen Johann Andrä von Rosenberg, Burggraf rc. in Kärnten Als Programm enthält der Kalender die noch jetzt gewöhnlichen Angaben der Jahre von Erschaffung der Welt (!), der Römer-Zinszahl rc., der Thierzeichen (wie sie auch geblieben), ferner die Erklärung der astrologischen Andeutungen mit Zeichen, als z. B. der Aderloß-, Schrepf- und Purgiertage, und der Gestirnstellungen, der Conjunction, Opposition rc., natürlich der noch im Gebrauche stehenden Witterungsveränderungen sammt Mondenwechsel. Dem eigentlichen Kalender folgen die Prognostica perpetna, d. i. bleibenden Witterungsregeln, welche jedoch wie ein Delphisches Orakel möglichst sicher sich aussprechen. Wir wollen unsern Lateinern nur die beiden ersten Monate geben:

Jannarius:
Bachus et alma Ceres patiuntur plurima damna.
Cum nive non tegitur terra perusta gelu.
Sol ubi Vincenti festo Paulique coruscat:
Frugibus et vino fertilis annus erit.

Februarius:
Aspera si non saevit hyems in mense secundo:
Crede mihi, Paschae tempore frigus erit.
Mathiae festo si saevit frigoris horror:
Aspera adhuc multo tempore durat hyems.

Einen weit größeren Raum nimmt die darauf folgende Abhandlung: Prognosis conjecturalis astrologica etc. ein, welche aus den Berechnungen des berühmtesten (!) Mathematikers Andreas Argoli, von einem sich so nennenden Astrophylus am Erz-Gymnasium zu Klagenfurt gezogen, dem dortigen Meridian angepaßt seyn und die Grundregeln der Luft- und Witterungsveränderungen, so wie deren natürliche Voraussagungen enthalten sollte. Der Verfasser verwahrt sich in seiner Vorrede an den Leser vor der Zumuthung, den Einfluß der verschiedenen, auch entferntesten Gestirne auf Tage und Stunden bestimmen und eine Allwissenheit zur Schau tragen zu wollen, der entgegen die Schrift sage: „Im Vielreden mangelt es an Lüge — an Sünde — nicht." Indessen rügt er im Gegensatze der für das eingehende Jahr bevorstehenden und genau bestimmten Sonnenfinsternisse die Irrthümer, welche hierin mehrere Astronomen in Betreff des Jahres 1654 begangen hatten, entwickelt jedoch auch seinerseits aus den gelegenen einfallenden Mondesvierteln den Schluß auf Fruchtbarkeit des Jahres, aus den vorherbestimmten Witterungszuständen, den künftigen Gesundheitsstand und geräth dann tiefer in das Gebiet der Astrologie, indem er aus dem Erscheinen des Kometen im Jahre 1661 das Jahr 1662 als ein Kriegsjahr ankündet. — Was hätte sich bei uns mit Ausgang 1858 sagen lassen?! —

Uebrigens behauptet er, daß, da dem menschlich freien Willen von keiner Seite eine Nöthigung obliege, das Axiom feststehe: Astra inclinant non necessitant, und daß es sich nur aus der Constellation des Himmels und seinen Einflüssen durch Erregung der menschlichen Natur erklären lasse, warum die Menschen zu leidenschaftlichen Bewegungen — Krieg geneigt seyn würden. Es lohnt sich der Mühe, die Ausführung dieses Thema's im Büchlein selbst zu lesen und zu vernehmen, wie der Autor, der Annahme bloßen Zufalles in der Stellung und der Bewegung der Gestirne widersprechend, das Walten des Weltengeistes mit der menschlichen Entschließung in Harmonie zu setzen beflissen ist. So war es; und wie ist's bei uns!? Zuletzt schließt er seine Folgerungen mit dem auch unserm Herzen entnommenen, nun realisirten: Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes, und den warnenden Sätzen der Schrift: A signis coeli nolite metuere. Jerem. 10. Turbabuntur gentes et timebunt, qui habitant terminos, a signis tuis. Psalm. 64. Erunt signa in sole. Lucas 21. Et disipabitur arcus belli et loquetur pacem. Zachar. 9.

Möge es so werden! H.

Die Freimannsgrube.

Eine Erzählung aus den „Abendstunden", von Friedrich Reinhard.

Es war im Jahre 1435, als in Kärnten eine so große Theuerung entstand, daß der wenig Bemittelte nur mit der äußersten Anstrengung im Stande war, gegen den harten Druck der Zeit anzukämpfen; der Arme aber thatsächlich den Qualen einer Hungersnoth sich preisgegeben sah, wenn nicht die ergiebige Hilfe des Reichen ihm die rettende Hand bot. Mißwachs, Hagel und Ueberschwemmung hatten diese traurigen Verhältnisse herbeigeführt, und mit Besorgniß sah man dem herannahenden Winter entgegen.

In einem kleinen Landstädtchen Kärntens lebte ein junger Bürger, Namens Veit, der die Folgen dieses Mißjahres auch in moralischer Beziehung schwer fühlte. Er war von Geburt ein Steiermärker, der in Graz aufgewachsen, wo er die Fleischhauerei erlernt und hierauf als Geselle durch Fleiß und Redlichkeit sich einen guten Ruf erworben hatte. Bei seinen Wanderungen hatte er in Kärnten die Tochter eines wohlhabenden Fleischers kennen gelernt, die an ihm Wohlgefallen fand, und da auch ihr Vater den thätigen, gewandten Burschen liebgewonnen hatte, ihm vertrauensvoll ihre Hand reichte, nachdem er zuvor das Gewerbe von dem alten Meister übernommen hatte. Kurz darauf starb sein Schwiegervater und hinterließ der einzigen Tochter ein nettes, schuldenfreies Häuschen nebst einer nicht unbeträchtlichen Barschaft, die durch des Alten Sparsamkeit sorgfältig war zusammengehalten worden. Allein wie es häufig sich ereignet, daß mit den veränderten Lebensverhältnissen sich auch die Lebensweise ändert, so war dies auch bei Veit der Fall gewesen, der sich als Hausbesitzer und vermöglicher Bürger — leider nicht zu seinem Vortheile — zu verändern begann.

Es gibt eine Gattung von Menschen, die nur zu sparen verstehen, wenn sie in beschränkten Verhältnissen leben, und denen das Schicksal, so zu sagen, blos ihre tägliche Löhnung jeden Morgen zuzählt: es ist die Nothwendigkeit, die sie zur Sparsamkeit zwingt; gerathen sie in Ueberfluß, oder hört überhaupt die drückende Sorge um das tägliche Brod plötzlich auf, so leben sie eben so planlos in die Welt hinein, wie sie vordem ängstlich sorgten, und sie werden fast willenlos Unwirthe, weil sie den Besitz ihres Gutes zu leicht erwarben.

Zu dieser Gattung Menschen gehörte Veit; er war nicht mehr der frühere selbstthätige Geschäftsmann, der den wichtigsten Theil der Verrichtungen auf sich nimmt und den Gang derselben aufmerksam und strenge überwacht: er überließ diese Sorge fremden Leuten und führte ein träges, weichliches Leben. Dadurch begann sein Wohlstand abzunehmen, ehe er es bemerkte. Eine Gesellschaft lockerer Bursche aus dem Städtchen und der Umgegend hatte sich um den freigebigen jungen Bürger versammelt, und diese Leute waren es eigentlich, die dem genußsüchtigen Veit Bedürfnisse zu schaffen wußten, welche die Gold- und Silbergulden aus der Truhe heraufbeschworen; und da Spiel und Trunk in der Tagesordnung obenauf standen, so mußte Veit mit raschem Schritte verarmen, da er bereits ein Sklave dieser Laster geworden war und seine Wirthshausbrüder Alles aufboten, um ihr Opfer in seinem Taumel zu erhalten.

Liese, sein braves Weib, hatte es wiederholt versucht, ihn auf das Treiben seiner Kameraden, die nicht des besten Rufes genossen, aufmerksam zu machen; allein Veit fand an deren Umgange Gefallen und hatte darum keine Lust, sich von ihnen los zu machen. Er suchte seine Gattin, so gut es anging, zu beschwichtigen, welche in ihrer Liebe zu Veit zu schwach war, als daß sie ihm gegenüber ihren Willen mit Nachdruck hätte geltend machen können, und deshalb geduldig schwieg, um ihm — nach ihrer Meinung — durch weitere unliebsame Mahnungen und Vorstellungen keinen Verdruß zu verursachen.

Ein unerwarteter Schlag unterbrach endlich dieses Treiben. Der Ruf: „Feuer!" weckte ihn eines Nachts aus dem Schlafe und steigerte seinen Schrecken zum wildesten Entsetzen, als er gewahr wurde, daß die Flammen durch die eigene Stubenthüre drangen und ihm und seiner Gattin nur den Weg durch's Fenster frei ließen. Das Feuer griff rasch um sich, und binnen einer Stunde waren von dem oberen Geschoße blos die geschwärzten Mauern mehr übrig; der ebenerdige Theil wurde glücklich gerettet, bot jedoch in seiner Eintheilung, die eine mehrseitige Benützung zum Zwecke hatte, den Verunglückten nur einen beschränkten Raum zu ihrer Wohnstätte.

Nun galt es, bares Geld in die Hand zu nehmen und durch kluge Umsicht dasselbe nutzbringend anzuwenden, wie auch durch äußerste Sparsamkeit jede unnöthige Ausgabe zu vermeiden. Veit aber hatte im Bewußtseyn, schlecht Haus gehalten zu haben, gänzlich den Kopf verloren. Dazu gesellte sich falsche Scham, seine Mittellosigkeit offen zu gestehen, und so kam es, daß dieses Ereigniß, das Manchen auf den rechten Weg gebracht hätte, ihn nur noch mehr von demselben entfernte. Er wählte nämlich ein verzweifeltes Mittel, um sich wieder zu seinem früheren Wohlstande zu verhelfen. Er nahm den letzten Rest seiner Habe und begann um große Summen zu spielen; doch ach! er verlor beinahe immer. Noch wäre es Zeit gewesen umzukehren und durch eine gänzlich umgewandelte Lebensweise — freilich nur mit dem äußersten Aufwande von moralischer Kraft — eine ehrenhafte bürgerliche Stellung zu behaupten; allein er wollte das Glück zwingen, ihm zu dienen, wo nun floh es ihn unerbittlich. Als er endlich zu dem allerletzten Mittel griff und Schulden machte, um fortspielen zu können, da hob das Schicksal die Hand empor, um ihn mit einem letzten schweren Streiche zu Boden zu schmettern. Es war das Jahr der Theuerung und des Hungers, das ihm eine furchtbare Züchtigung bringen sollte. Keine Mittel standen ihm mehr zu Gebote, um das gänzlich darniederliegende Gewerbe wieder in Gang zu bringen; da kamen eines Tages die Gläubiger und trieben das unglückliche Ehepaar von dem verfallenen Hause hinweg.

Die Noth war allgemein so drückend und der Erwerb so beschränkt, daß Leute, die sich bisher redlich von ihrer Handarbeit genährt hatten, gezwungen waren zu betteln, wollten sie nicht thatsächlich zu Grunde gehen. Es hatte sich daher ein solcher Schwarm von Bettlern gebildet, daß diejenigen, die von ihrem Eigenthume lebten, den größten Theil derselben zurückweisen mußten, um sich nicht selber von dem Nothwendigsten zu entblößen. Dieser Uebelstand machte sich vorzüglich auf dem Lande und hauptsächlich in den armen Gebirgsgegenden fühlbar, und die Leute waren daher gezwungen, der Hauptstadt sich zuzuwenden oder in die benachbarten Provinzen zu wandern, um nicht auf offenem Felde in Unthätigkeit zu verschmachten.

Veit mit seinem Weibe und ihrem zwei Jahre alten Kinde standen in verzweiflungsvoller Stimmung unter Gottes freiem Himmel, nicht wissend, wohin sie ihre Schritte lenken sollten.

Ueber des guten Weibes Lippen kam kein Wort des Vorwurfes; es blickte nur schmerzlich das Kind an und hielt mit Mühe die Thränen zurück, um durch Aeußerung ihres Gemüthszustandes den Gatten nicht anzuklagen.

Man war endlich übereingekommen, nach Klagenfurt zu wandern, wo Veit wieder als Geselle in einer Fleischerei einzutreten beabsichtigte, um seine Familie vor dem Verhungern zu schützen; und mit einem geringen Vorrathe an Brod und etwas Obst für das Kind machten sie sich auf den Weg, wo sie mit Schrecken gewahr wurden, daß die Wohlhabenden gegen den Jammer der Hilfesuchenden bereits erkaltet waren und ihnen unerbittlich die Thüren schlossen. Nur Gewalt konnte den Bitten oft Nachdruck geben, und gleich Straßenräubern fielen Gruppen von Wanderern in die Thüren, um ein Stück Brod zu erzwingen.

Veits jugendlich kräftiger Körper trotzte muthig diesem Ungemache; allein der Gedanke, Weib und Kind in so namenloses Elend gestürzt und dem gräßlichen Hungertode nahe gebracht zu haben, drückte sein Gemüth schwer darnieder, und die unausgesetzten Selbstvorwürfe steigerten seine Verzweiflung zum Wahnsinne, der nun zeitweise wirklich sich bemerkbar machte.

Mit Entsetzen betrachtete seine Gattin diese beunruhigende Erscheinung, und allen Jammer vergessend, begann sie ihn zu trösten und auf die in Kurzem bevorstehende Hilfe zu verweisen, als sie gegen Karlsberg kamen, von wo aus das Ziel ihrer Reise nicht mehr ferne war. Da stürzte sich plötzlich Veit, durch seine wilde Aufregung thatsächlich des Verstandes beraubt, in der Raserei des Gehirnes auf sein Weib, dessen Armen er das Kind entriß und dasselbe mit krampfhaften Bewegungen zu erwürgen suchte, um, wie er brüllend erklärte, seinen Hunger mit dessen Fleische zu stillen.

Mit einem Zettergeschrei warf sich Liese auf den Wahnsinnigen, dem sie den armen Wurm glücklich entriß, und die in der Nähe befindlichen Leute hatten sich um die Ringenden gedrängt und es verhindert, daß Veit keinen zweiten Angriff wagte.

Eine Kutsche, die gerade heran kam, hielt still, und ein stattlich gekleideter Herr stieg aus und erkundigte sich, was vorgefallen. Während man den Rasenden festhielt, erzählte Liese unter einem Strome von Thränen die Ursache dieses Vorfalles. Der Herr schien gerührt und reichte ihr eine Handvoll Silbermünzen, worauf er, bevor noch Liese danken konnte, schnell wieder die Kutsche bestieg, die ihn rasch ihren Blicken entzog.

Inzwischen hatte eine wohlthätige Ohnmacht den bedauerungswürdigen Veit in ihre Arme genommen und man trug ihn in ein an der Straße stehendes Häuschen, wo auch Liese mit dem Kinde eine Unterkunft fand.

Als Veit zur Besinnung kam, war sein Verstand wieder zurückgekehrt, und er schien wie aus einem Traume zu erwachen; denn er wußte nichts mehr von seinem schrecklichen Vorhaben und meinte nur, er sey aus Hunger und Mattigkeit ohnmächtig geworden.

Liese erzählte ihm, daß Gott ihnen in dem Fremden — der, wie sie jetzt erfuhr, der Landeshauptmann von Kärnten, Herr von Rotenhan, gewesen — eine gnädige Hilfe gesendet, reichte dem Entkräfteten warme Speisen und suchte ihn nach Kräften zu erheitern und seinen Muth aufzurichten.

Diese Pflege wirkte in der That auch so wohlthätig, daß Veit am folgenden Tage schon wieder im Stande war, den Weg fortzusetzen, weshalb er allein nach Klagenfurt wollte, während seine Gattin ihn hier erwarten sollte. Doch diese befürchtete einen neuen Anfall von Irrsinn und ließ ihn darum nicht allein ziehen. Sie machten sich daher gemeinschaftlich auf den Weg, nachdem sie von ihren freundlichen Wirthen mit den herzlichsten Wünschen für das Gelingen ihres Vorhabens waren entlassen worden, und betraten mit klopfendem Herzen die Landeshauptstadt.

Allein hier fanden sie wenig Trost. Die Stadt war mit Arbeitsuchenden derart überschwemmt, daß Veit nichts als die Aussicht blieb, Wochen, vielleicht Monate zu harren, bis sich für ihn etwas ergeben würde. Dies beugte seinen Muth wieder gänzlich darnieder.

Da erinnerte ihn Liese an seinen ehemaligen Lehrherrn in Graz, der, wie sie wußten, noch immer sein Gewerbe trieb, dabei ein vermöglicher und rechtschaffener Mann war, der Veit, wie dessen Weib hoffte, gewiß nicht hartherzig von seiner Thüre weisen würde. Veit war in seiner Noth zu Allem entschlossen, und da ein mitleidiger Fuhrmann sich erbot, sie um ein Geringes nach Steiermark mitzunehmen, so überlegten sie nicht lange und machten sich sogleich reisefertig.

Ihr Vertrauen hatte sie nicht getäuscht, der alte Fleischhauermeister fühlte aufrichtiges Mitleiden mit ihrem Elende und nahm Veit, ohne zu zögern, wieder als Gesellen an, wodurch wenigstens der tägliche Lebensunterhalt für dessen Familie gesichert war.

Die jüngste Vergangenheit aber hatte in Veit eine gänzliche Umwandlung hervorgebracht. Er hatte alle Thatkraft, alles Selbstvertrauen, allen Lebensmuth verloren. Sein Lohn reichte knapp hin, um das nackte Leben seiner Angehörigen zu decken, und doch mußte er es für eine Wohlthat schätzen, den Dienst erhalten zu haben. Dies demüthigte ihn, ohne daß er sich es zu gestehen wagte. Dann warf ihm täglich, ja stündlich sein Bewußtseyn vor, daß er sein Elend selbst verschuldet, und dies nahm ihm die tröstende Ruhe, die er bei unverschuldetem Unglücke in einer ähnlichen Lage hätte genießen können; und diese Gedanken waren es, die bei ihm Lebensüberdruß erzeugten.

Sein Dienstgeber, der ihn durchblickte, munterte ihn eines Tages auf, sich um irgend eine ihm zusagende Arbeit zu bewerben, die er neben seinem eigentlichen Berufsgeschäfte betreiben könne, um doch seine Lage in etwas zu verbessern; er erklärte sich zugleich bereit, Veit bei diesem Unternehmen nach Thunlichkeit zu unterstützen und ihm gerne allen Vorschub zu gewähren.

Veit schüttelte traurig den Kopf und dankte für den wohlgemeinten Rath sowie für das freundliche Anerbieten. „So lange ich nicht im Stande bin, meinen vorigen Wohlstand wieder herzustellen", erklärte er, „kann ich meines Lebens nicht froh werden, und durch bloße Arbeit meiner Hände werde ich dies nie im Stande seyn. Was nützt es also, wenn ich mich auch zu Tode mühe?"

Der Meister zuckte die Achseln, als wollte er sagen: „Wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen;" und erwähnte nicht mehr dieses Gegenstandes.

Der Fleischhauer hatte bei seinem Geschäfte schon durch mehr als zwanzig Jahre einen Gehilfen, unter dessen Leitung Veit seine Lehrzeit begonnen und auch vollendet hatte. Gottlieb, so hieß der Alte, stammte aus Kärnten, weshalb er mit Veit, den er schon als Knaben liebgewonnen hatte, gerne über dieses Land sich unterhielt und demselben, wie er konnte, sich gefällig bezeigte. Auch machten sie mit einander bisweilen kurze Fußreisen, wenn es sich um einen Vieheinkauf oder Schlichtung anderweitiger Geschäfte handelte. Bei solchen Gelegenheiten war der alte Geselle froh, wenn er über seine Heimath plaudern und von dort etwas Neues erfahren konnte.

So waren sie eines Tages mit einander wieder über Land und ihr Weg führte sie bei der berühmten Höhle vor-

über, welche jetzt die Mixnitzer Höhle genannt wird und sich bei Röthelstein im Brucker Kreise befindet.

„Schade“, bemerkte Veit, daß es die Zeit nicht erlaubt, sonst würde ich mir wohl die Mühe nehmen, das Innere dieser Höhle zu besichtigen; es sollen darin Knochen von eigenthümlicher Form und Größe zu finden seyn, ohne daß man im Stande ist, zu erkennen, welcher Thiergattung sie angehören könnten.“

„Weißt du nicht“, entgegnete der Alte, „daß man sich erzählt, daß dies Knochen von einem Drachen seyn sollen, der dort gehaust hat, und daß überhaupt diese Höhle von einer unheimlichen Macht beherrscht werde? Es soll schon hier manches Abenteuer gegeben haben.“

Veit's Augen funkelten bei diesen Worten: „Wie“, fragte er hastig, „war niemals die Rede davon, daß dort irgendwo ein Schatz verborgen wäre, der vielleicht durch List und Muth gewonnen werden könnte.“

Gottlieb schüttelte langsam den Kopf.

„Davon ist mir nichts bekannt“, sprach er, „aber hörtest du in Kärnten niemals etwas von der Freimannsgrube?“

„Kein Wort“, war Veit's Antwort, während er den Frager mit großen Blicken ansah, „was soll's damit?“

„An der Grenze von Oberkärnten gegen Salzburg und Obersteier erhebt sich die Stangalpe, welche diese Grube, die ein alter Bergbau ist, in sich schließt. Ein Königreich von Gold soll darin in gediegenen Klumpen liegen, und obgleich die Bergleute, die in der Nähe dieses verlassenen Ortes arbeiten, von diesem Reichthume wissen, so wagt es doch Niemand, dahin zu dringen, da schon Vielen dieser Versuch übel bekommen hat.

„Warum?“ fragte Veit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Weil die wenigsten die Bedingung kennen, unter welcher der Berggeist, der in der Gestalt eines blutigen Freimanns den Schatz hüten soll, ihnen einen Antheil an demselben gestattet.“

„Kennst du die Bedingung?“ fragte Veit neuerdings, während er kaum zu athmen wagte.

„Ein altes Pergament, daß ich von meinem Großvater erebte, sagt, daß man jener unterirdischen Macht ein Opfer seines Fleißes in einem halben Pfunde geprägten Goldes, das man redlich verdient, darbringen müsse, und dies gebe das Recht auf das Tausendfache dieses Betrages. In der Mittags- und Mitternachtsstunde soll der Eingang dahin offen stehen. In dortiger Gegend weiß man noch von Leuten, welche ihr Vermögen aus der Freimannsgrube holten“

„Könntest du einmal, wenn ich dich darum bitten würde, mit mir nach Kärnten reisen?“ fragte Veit mit fieberischer Hast.

„Recht gerne“, antwortete der Alte mit herzlichem Tone, „sowohl deinet- als meines lieben Vaterlandes wegen“; und dabei drückte er dem vor Aufregung zitternden jungen Manne kräftig die Hand und blinzelte freundlich, als wollte er sagen: „Wir verstehen uns.“ Bei Seite aber sprach er halblaut: „Der Himmel gebe seinen Segen dazu.“

Von diesem Tage an begann Veit ein ganz anderer Mensch zu werden. Mit Lust und Eifer bewarb er sich um verschiedene Nebengeschäfte und stellte sich eine Aufgabe, der nur seine Jugendkraft gewachsen seyn konnte. Er verrichtete schwere und leichte Arbeiten, seine Arme wie seine Füße waren thätig und der Rücken trug die schwersten Lasten. Kein Witterungswechsel schreckte ihn, bis spät in die Nacht war er emsig und vor Tags schon wieder wach, um den vielseitigen auf sich genommenen Verpflichtungen Genüge leisten zu können.

In diesem rastlosen Treiben waren beiläufig sechs Monate verflossen, der harte Winter überstanden und der Frühling herangekommen, als Veit eines Tages, während Niemand in der Fleischbank war, zu der Wage trat und eine Anzahl Goldstücke in die eine Schale schüttete und in die andere das Gewicht eines halben Pfundes legte. Das Gold jedoch wog beinahe ein Loth mehr als ein halbes Pfund.

Mit freudig strahlendem Gesichte eilte er zu seinem alten Freunde und flüsterte ihm in's Ohr: „Das halbe Pfund Gold ist beisammen, jetzt reisen wir nach Kärnten.“

Gottlieb schwieg einen Augenblick, sich an der Freude des jungen Mannes ergötzend, und in dem feuchten Glanze seines Auges drückte sich eine stille Rührung aus, die deutlicher als Worte seine aufrichtige Theilnahme bezeugte. Dann begann er:

„Freund, erinnerst du dich, wie unser Herr dir rieth, deine Lage durch Nebenerwerb zu verbessern, deine Muthlosigkeit dir aber verbot, dem Rathe Gehör zu schenken? Wenn dich nicht ein aufrichtiger Freund gewaltsam auf einen andern Weg brachte, so warst du für deine Familie verloren. Dem Unthätigen wirft die Vorsehung das Gold nicht in den Schoß; wer fleißig und thätig ist, kann auch aus wenig etwas Bedeutendes machen. Glaubst du nun noch, Arbeit und Sparsamkeit sey nicht im Stande, dir das Verlorene wieder einzubringen? Muß es gerade die Freimannsgrube seyn, die dir helfen soll!?“

Veit holte tief Athem und schien in Gedanken etwas zu erwägen.

Da trat sein Brodherr herein und der Gehilfe nannte ihm die Größe der von Veit im Nebenverdienste erworbenen Summe.

„Gott sey gelobt, der unsere List gelingen ließ!“ rief der alte Fleischhauer freudig aus; „was du aus Begierde thatest, um den Schatz zu heben, das thue nun aus Liebe zu Weib und Kind. Du hast, ohne es zu wissen, dir selbst bewiesen, daß man durch festen Willen die größten Schwierigkeiten überwinden kann, und daß nur derjenige verloren ist, der sich selbst aufgibt“

„O wie schäme ich mich jetzt meines Kleinmuthes“, stammelte Veit mit niedergeschlagenen Augen; „aber ich will wieder gut machen, was ich verdorben, und mein braves Weib soll eine bessere Meinung als bloßes Mitleid für mich hegen.“

Ein neues Leben begann nun für den thätigen Veit, der mit neuem Muthe Alles angriff, und dessen emsigen Fleiß der Himmel sichtbar segnete. Das Opfergeld für die Freimannsgrube hatte er seinem Meister gegeben, damit es dieser in seinem Geschäfte nutzbringend mache. So that es Veit mit den nachfolgenden größeren oder kleineren Summen seines Nebenerwerbes und der alte Fleischhauer verdreifachte in Kurzem diese kleinen Kapitalsanlagen, so daß Veit in wenigen Jahren an dem Unternehmen seines Herrn keinen geringen Antheil besaß. Als endlich das Kapital so angewachsen war, daß Veit damit ein selbstständiges Geschäft beginnen konnte, zahlte der alte Ehrenmann seinem Schützlinge den ganzen Betrag in blanken Gold- und Silberstücken mit den Worten auf den Tisch: „dies ist der Schatz, den du für ein halbes Pfund redlich verdienten Goldes in der Freimannsgrube gehoben.“

Zur Geschichte des Schlosses Weißenau*).

(Nachtrag I.)

Wer sich je mit der Genealogie beschäftiget hat, überzeugt sich von Tag zu Tag mit Hocheneck, wie „diesen mühesamen verwirrten und weitläuffigen Genealogischen Studio das fehlen aber recht von Natur anklebend“ sey. Wir mögen nun das „Fehlen“ als Mangeln oder Irren geradezu deuten, immer hat der Ausspruch seine volle Berechtigung.

So sind wir heute in der Lage, eine Verwandtschaft der kärntnerischen Familie Weiß mit der steirischen der Peuerl aufzustellen. Es findet sich nämlich in den handschriftlichen Regesten der im Schlosse zu Waldstein bei Peggau in Obersteiermark vorhandenen Urkunden, von Dr. Göth im Sommer 1852 bearbeitet, auch folgender Akt:

1. Christoph Freiherr zu Rägknitz und auf Pernegkh als Gewaltsträger seiner Gemahlin Barbara, Sophia, geborne Wildenstein, Gemahlin Dietrichs von Herberstein, ferners
2. Christoph Göller zu Länach anstatt seiner Hausfrau Brigitta;
3. Andrä von Mättnitz zu Limberg.
4. Maximilian zu Prunnsee als Gewaltträger der Frau Apolonia, gebornen Peyerling (soll heißen Peyerl), Franzens Khünburg Gemahlin;
5. Hanns Wäschl (soll heißen Wüschl, Wischel, Wüchßl) anstatt seiner Hausfrau Christine, gebornen Peyerling (s. o.) und statt der hochwürdigen Frau Abtissin Afra zu St. Georgen und derselben Brüder Herant, Tristrant, Abell und Daniel und Schwester Genovefa Prüscher (wahrscheinlich Prüschink, Prünschenk und wie sich das bekannte Geschlecht sonst geschrieben) gebornen Staudegkh (?) und Frau Wandula gebornen Lamberg;
6. Balthasar von Pranndh (seiner?) Hausfrau Bevollmächtigter;
7. Polikarp Sturgkh zu Plankenwarth für sich und seine Geschwister;
8. Andrä Weiß zu Schmelzhofen,
9. Andrä Mürzer (soll heißen Märzer) für sich und seine Geschwister, endlich
10. Kaspar Egkher anstatt seiner Tochter Margaretha verehlichte Hanusen Tristan Gribitsch.—

Alles (Alle) von der Peyerlischen Verwandtschaft verkaufen an Pangrätz von Windischgräez mehrere Güter im Amte Feistriez. Original. 10 Siegel. Mehrere (?) abgerissen. Datum 1576, St. Lorenzentag (10. August, Freitag.)

Wer ist dieser Andrä Weiß zu Schmelzhofen. Wahrscheinlich derselbe, den wir (Carinthia 1859, Z. 9, S. 71 Not.) als Bruder des Hanns Sigmund Balthasar I. Weiß annahmen, nur müßte er statt 1563 etwa mindestens 1556 geboren, also des vorgenannten älterer Bruder seyn.

In welchem Verhältnisse steht Andrä Weiß zum Geschlechte der Peuerl? Die gegenwärtigen Quellen lösen diese Frage noch nicht. Die steirische Familie der Ritter von Peuerl oder Peyerl besaß zuerst den Peyerlhof bei Schwanberg und dann die Herrschaften Sturmberg und Limberg. Als Erster dieses Namens erscheint Chunrat Peyerl 1171. Stadl hat in seinem „Ehrenspiegel“ V. 515—531 auch für diese Familie eine genealogische Zusammenstellung in seiner Art gegeben. Dieser zufolge lebte Hartl Peyerl im J. 1419 und nicht über 1429 und hatte mit seiner Gemahlin Anna (von?) unter andern auch den Sohn Bernhard Peyerl, welcher 1446 im Aufgebot der Steirer, Kärntner und Krainer wider die Ungarn unter Kaiser Friedrich war, und die Wendel von Gleiniz zum Weibe hatte. Die Tochter dieser Ehe nun, Magdalena Peyerlin heirathete Andreen Merzer 1466 und von dieser Ehe sagt Stadl mit unendlicher Kürze: „Dabey ein sohn sebastian merzer erzeigt, davon komen her die weißischen.“ Es bleibt von da ab gerade ein Jahrhundert für die Nachforschung um das Peuerl-Weiß'sche Verhältniß offen. Vielleicht kann die Geschichte der verschwägerten Familien aushelfen. Schmutz (histor.-top. Lex. III. 138) nennt als solche: Khünburg, Trautmannsdorf, Spangenstein, Gleinitz, Himmelberg, Graben; wir setzen aus Stadl hinzu: Himmelfeint (1374), Hollenburger (1433), Schrall (1413), Lembschizer (1466, 1514), Retzer (1449), Prieschinkh (1470), Judenhofer (1481), Leiterstorf, Staudacher, Winkler (1478, 1496), Hund zu dorff (1499), Schrampff (1499), Sackl (1539), Hahm (1517). Als der Letzte des Mannsstammes der Peyerl erscheint Andree Peyerl, geboren 1544, vermählt mit Judith von Trautmannstorff zu Radlersburg den 9. Februar 1567, von welcher er am Erchtag vor Catharina (24. November) 1573 schied. Er liegt zu Schwamberg in der Pfarrkirche begraben und hat dort ein Grabmal, abgebildet bei Stadl V. 527. Zu Laurenzi 1576 darauf fällt der angeführte Verkauf mehrerer Güter im Amt Feistriz durch die obgenannten Peuerl'schen Verwandten. Bis es gelingt, eine direkte Verschwägerung der Weiß und Peuerl nachzuweisen, ist inzwischen die indirekte Verwandtschaft der Weiß mit allen obgenannten Familien von Interesse.

Mit mehr Sicherheit ließe sich eine heraldische Folgerung machen. Das Wappen der Peuerl ist ein rother Schild, darin ein Sparren mit gelber Einfassung, also ein Winkelmaß; auf dem Schild ein offener gekrönter Turnierhelm, auf der Krone ein halbes Bäuerlein, schwarz gekleidet, mit gelber Binde um die Mitte, gelben Kragen, schwarzer gelbaufgestülpter Kappe und zweien schwarzen Hahnenfedern, eine Hacke auf der linken Schulter tragend; Helmdecken rechts schwarzgelb, links weißroth. Das Bäuerlein erscheint auch allein in rothem Feld, Helmdecken schwarzroth; endlich steht auch das Winkelmaß auf dem Schaft eines aus der Helmkrone tauchenden Baumes. Dieses Wappen führten, wie Stadl sagt, nach der Peuerl Aussterben die Kopinzki (es nahm Kaspar Kopinzki, Erzherzog Karls Stablmeister, die Anna Elisabeth Peyerlin, geboren 1567, den 3. März 1585 zur Frau) und die Wüschl, ein tiroler Geschlecht, das in Kärnten Grades besaß (es nahm ein Wüschl die Christina Peyerlin 1572 zur Frau), und das auch Schmutz (a. a. O.) angibt. Nun aber zeigt das mareiner Epitaph das Weiß'sche Wappen nicht mehr in seiner Ursprünglichkeit, sondern es ist das Winkelmaß oben links und unten rechts offenbar die so gewöhnliche Wappenvermehrung. Ist es vollends erlaubt, den aus dem zweiten Helme steigenden Mann statt als den siegerstorfer Keulenträger vielmehr als einen Hackenträger zu deuten, so spräche auch das gemehrte Weiß'sche Wappen für die Verwandtschaft der Familien Weiß und Peuerl

Fritz Pichler.

*) Sieh „Carinthia“ Jahrg. 1859, Nr. 9 und 10.

Miszellen.

(Zu Kärntens Chronik.) Den 18. September 1779 brach zu Ferlach in Kärnten, einem wegen seinen sehr berühmten Feuergewehr-Fabriken wahlbekannten Ort, durch einen Schuß, der nach einem Sperling (von einem Studenten) geschehen, eine Feuersbrunst aus, wodurch etliche 40 Häuser, ohne Scheuern und Höfe, in Rauch aufgingen. Selbst die Kirche ist nicht verschont geblieben, indem die Glocken zerschmolzen, Altäre, Betstühle und geheiligte Gegenstände ein Raub der Flammen wurden. Nebst dem, daß ein sicherer Gewehrlieferant (Scheinigg) einen Schaden von mehreren 1000 fl. erlitten, sind mehr als zwei Drittheile der Einwohner dadurch in die äußerste Noth gerathen. (Nachtrag zu den histor. Nachrichten vom Jahre 1779. Regensburg bei Kaiser. S. 845.)

(Eine Erfindung vom J. 1779, die bei uns neu ist.) „Nach Inhalt öffentlicher Blätter hat Lávocat, Hofmechanicus zu Brüssel, der sich jedoch zu Chambignenl unweit Nancy aufhält, zwei ganz sonderbare Maschinen erfunden. Die eine ist eine Küche (Herd) von Eisenblech, ungefähr 20 Zoll hoch und ebenso breit. Für 4 — 5 Kreuzer (?) Kohlen kann man eine Mahlzeit für 12 Personen darin sehr bequem zurichten: Suppen, Frikasittes, Verdämpftes, Gebratenes, Backwerk, Eingemachtes rc., wozu man kein anders Feuer vonnöthen hat, als das unter den mittern Hafen, da sich der Dampf des Fleisches mit demjenigen der Kohlen vereinet. Eine solche Küche die ein Mann sehr leicht über Berg und Thal tragen kann, kostet 20 neue Louisd'or, und die, die nur halb so groß, erläßt er um 288 Livres. Die andere Maschine ist eine blecherne Büchse, einen Schuh hoch, und einen halben breit. In dieser Büchse kann man auf dem Tisch, in einer Kutsche, oder auch im Sack (?) eine Henne, Kapaun, Fleisch, oder was man sonst will braten, ohne daß man das mindeste davon wahrnimmt. Diese gibt der Mechanikus für 3 Louisd'or und verfertiget auf „Verlangen noch Größere.“ (Beitrag zu den privilegirten histor. Nachrichten 1779, S. 1006.)

Den 6. September 1766 hat Wien „einen seiner größten Gelehrten“ nämlich den Wohlehrwürdigen P. Marcus Hansitz S. J. im 83. Jahre seines Alters verloren, welcher besonders durch sein angefangenes schöns Werk Germania sacra, wovon aber nur das Bisthum Passau und das Erzstift Salzburg nebst dem Prodromus von Regensburg herausgekommen, sich viel Ruhm und Verdienst erworben hat. (Beitrag zu den priv. hist. Nachrichten 1766, Seite 734.)

(Correspondenz.) Der Bericht des Herrn Lipold über die unter Sulzbach am Fuße der Radel befindliche periodische Quelle (Siehe „Carinthia“ Nro. 5. Seite 38, Jahrgang 1859) scheint mir folgender Erläuterung werth. Herr Lipold sagt: „Das Erscheinen und Verschwinden dieser Quelle wechselt in ungleichen Zeiträumen, doch erfolgt das Aufsteigen des Quellwassers schneller als das Zurücktreten desselben, denn ersteres dauert 2 — 5 Minuten, letzteres 8 — 15 Minuten.“ Dieser Bericht ist, damit er Wahres melde, nicht so zu deuten: „das Fließen der Quelle dauert längere Zeit als das Aussetzen“ sondern umgekehrt, „das Trockenbleiben dauert länger als das Fließen.“ Zu erklären sind solche Quellen, deren die Schweiz einige hat, durch die Wirkung des gebogenen Hebers. Bei jeder muß das Abfließen mächtiger seyn als das Zurinnen, weil sonst der Spiegel im Behälter nie so tief sinken würde, daß das Ausfließen unterbrochen werden könnte; denn hierzu muß vom Beginne des Ausfließens, wenn sonst alles gleich bleibt, der Wasserspiegel im Behälter so tief gesunken seyn, daß von ihm bis zum Ausflußbug hinauf das Wasser von der innern Luft nicht mehr gehoben werden kann (etwa 5 Toisen), oder, daß, was meist der Fall ist, die innere Luft zur innern Hebermündung Zutritt gewinnt. Nach erfolgter Entleerung des Hebers muß ein neues Laufen desto später beginnen, je schwächer der Zufluß ist, je größer die Spiegelfläche im Behälter, und je höher des Hebers Bug darüber liegt; das Laufen muß auch desto länger dauern, je größer der Behälter und je höher der Bug ist, aber auch, je weniger die Mächtigkeit des Zuflußes von der des Abfließens übertroffen wird. Am 29. Juni 1855 besuchte ich in zahlreicher Gesellschaft die Stelle gegen 5 Uhr Abends, und wir beobachteten 4 Eintritte und 3 Austritte des Spieles. Meine nach Sternzeit gehende Uhr wies beim 1. Anfange 12h 36' 25", beim zweiten 12 47 18, beim dritten 12 59 47, beim vierten 13 13 20. Der 2. Anfang trat also 10' 53" nach dem 1. ein, der dritte 12' 29" nach dem zweiten, und der vierte 13' 33" nach dem dritten. Das Fließen hielt immer weniger an, je länger die Quelle ausgesetzt hatte; zuerst fast 3', zuletzt nur 2'. Hieraus erhellet zugleich, daß während der 37' das Zufließen immer spärlicher wurde, weßhalb ich vermuthe, daß dieses (wenigstens zum Theile) vom Schmelzen des Schnees auf dem nahen Gebirge (Radoha?) kam; die Abnahme des Schmelzens selbst wird begreiflich theils durch die merkliche Luftkühlung, die eintrat, theils durch die verminderte Schneemasse, die noch schmelzen konnte; wir sahen nämlich beim Weggehen bedeutend weniger Schnee als beim Ankommen.

P. S.

(Maschinen.) Das letzte ausgegebene Heft der „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik“ enthält den zweiten Theil der Industrie-Statistik vom österreichischen Kaiserstaate für das Jahr 1857, und zwar die Maschinen. Die erste und zugleich einzige statistische Darstellung dieser Industrie erschien in dem J. 1841, und es ist interessant zu sehen, wie diese Industrie in den seither verflossenen nahezu 20 Jahren zugenommen und an Menge und Güte ihrer Erzeugnisse gewonnen hat. In dem Jahre 1841 bestanden nur 20 Maschinenfabriken, von denen nur 8 sich mit der Erzeugung von Dampfmaschinen beschäftigten; in dem Jahre 1857 bestanden 86 Etablissements derselben Art, von denen gegen 40 sich mit der Erzeugung von Dampfmaschinen befassen. Im J. 1841 standen nur 5 Dampfmaschinen mit zusammen 25 Pferdekraft als Motoren in Maschinenfabriken in Thätigkeit; im Jahre 1857 waren 89 Dampfmaschinen mit 1150 Pferdekraft in Verwendung. Vom J. 1825 bis einschließlich des Jahres 1841 erzeugte die gesammte österreichische Maschinen-Industrie zusammen 152 stehende Dampfmaschinen von 1658 Pferdekraft, im J. 1857 allein belief sich die Produktion solcher Motoren auf 316 Maschinen mit 5376 Pferdekraft. Im J. 1841 bewegte sich der Preis der im Inlande erzeugten stehenden Dampfmaschinen pr. Pferdekraft zwischen 400 und 600 fl., im J. 1857 stellte sich derselbe im Durchschnitte der gesammten Produktion dieser Motoren auf 320 fl. Diese kurzen Andeutungen geben in ihrer parallelen Darstellung der Maschinen-Industrie von vor 20 Jahren und von heute einen Einblick in die sehr beachtenswerthen Fortschritte, welche diese Industrie nicht nur bezüglich der Erweiterung und Vermehrung ihrer Etablissements, sondern auch der Amelierirung ihrer Erzeugnisse und der erreichten größeren Billigkeit gemacht habe.

(Berichtigung.) Im letzten Blatte S. 154, erste Sp. Z. 15 von oben soll es statt schwächlich: schrecklich heißen; dann S. 157, erste Spalte im Anfange des Briefes Napoleons an Eugen, Ebersdorf am 27. Mai: Organisiren Sie die Provinzen Krain und Kärnten, wie es in meinen ersten Feldzügen geschah, u. s. w.

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 22. Sonnabend, den 22. Oktober 1859.

Das Jahrbuch des naturhistorischen Museums von Kärnten.

(IV. Heft.)

Nach einer, größtentheils durch längere Krankheit und Abwesenheit des Herrn Custos motivirten, mehrjährigen Unterbrechung erschien so eben wieder ein Heft des Jahrbuches des naturhistorischen Landesmuseums. Es schließt sich den vorausgegangenen drei Heften würdig an und liefert den erfreulichen Beweis, daß der wissenschaftliche Verein, der es herausgibt, so wie er es versteht, den Winter über in den Abendvorträgen durch das lebendige Wort mit dem glücklichsten Erfolge Sinn und Liebe für Naturwissenschaft zu verbreiten, mit gleichem Eifer bemüht ist, die so glücklich begonnene wissenschaftliche Durchforschung unseres Heimathlandes fortzusetzen. Der reiche und gediegene Inhalt des 10½ Bogen starken Heftes bestätigt dies am besten.

Nachdem in früheren Heften die Conchilien und Reptilien Kärntens, und von einzelnen Bezirken die Vorkommnisse der Insektenwelt beschrieben waren, eröffnet das neue Heft ein weiterer Beitrag zur Fauna Kärntens in dem Aufsatze „die Vögel Kärntens“ von L. v. Hueber. Der Verfasser will mit diesem nach „seinen langjährigen Erfahrungen im ornithologischen Gebiete Kärntens“ verfaßten Verzeichniß der in Kärnten vorgefundenen Vögel „vor allen feststellen, was der Ornithologe in Kärnten suchen kann und darf.“ Er hält sich dabei von der bei ähnlichen Arbeiten in neuerer Zeit so sehr sich geltend machenden Sucht der zu großen Spezifizirung auf das gewissenhafteste ferne, so zwar, daß er nur 237 Vogelarten aufführt, während J. Finger in seiner Ornis Austriaca (sieh: Verhandlungen der zoologisch botanischen Gesellschaft in Wien, Jahrg. 1857) 394, Graf Kayserling und Professor Blasius in ihrer europäischen Vogelfauna 490 Spezies aufzählen; ein Schluß auf große Armuth der kärntnerischen Ornis wäre daher voreilig und ein Vergleich mit andern ähnlichen Aufzählungen erst zulässig, wenn man auch die in diesen enthaltenen Arten in betreffenden Fällen zusammenzöge. Sehr brauch- und schätzbar ist der diesem Verzeichniß beigegebene, von Dr. Ign. Tomaschek entworfene Index mit Hinweisungen auf die in J. Naumann's Naturgeschichte der Vögel befindlichen Abbildungen.

Der folgende Aufsatz: „die ornithologische Literatur vor Linné, von Dr. Ign. Tomaschek reiht sich dem ersten passend an und ist, obwohl nicht gerade heimathlich Interessantes bietend, von desto größerem allgemein naturwissenschaftlichen Werthe und wird, wenn der Verfasser, wie wir hoffen dürfen, in spätern Jahrgängen die seit 1830 aufgestellten Systeme eines Kaup, Cabanis, Bonaparte, Gray, Oken, Fitzinger u. s. w. bespricht, mit diesem eine kurz gefaßte Geschichte der Ornithologie bilden.

Die darauf folgende Abhandlung: „Der Reißkofel und seine östlichen Abhänge von Paul Kohlmayer, Pfarrer in Weißbriach“, schildert einen höchst anziehenden Theil der Gailthaler Alpen in naturhistorischer Beziehung. Die Lage und Gliederung dieses Gebirgsstockes ist darin recht anschaulich geschildert; eine reiche Menge meteorologischer Daten gibt ein klares Bild der klimatischen Lage desselben, dem sich eine vollständige Schilderung der Flora und Fauna des Gebietes anreiht. Die Pflanzenwelt wird noch außerdem nach dem zeitlichen Auftreten der Vegetationsphasen, besonders der Nutzpflanzen, nach ungemein fleißiger und nachhaltiger Beobachtung uns vorgeführt, und nach O. Sendtner's Weise eine Eintheilung nach Regionen versucht. Der Aufsatz, der somit eine reiche Auswahl eigener Beobachtungen enthält, bringt sie uns in sehr lebendiger anziehender Schilderung, auf deren stylistischen Theil die modernen sogenannten populären naturwissenschaftlichen Schriften nicht ohne allen Einfluß gewesen zu seyn scheinen.

Die „Nachträge zur Flora Kärntens von David Pacher, Pfarrer in Tröpelach“ vervollständigen die in den beiden letzten Heften des Jahrbuches enthaltene Flora Kärntens von Herrn E. Josch. Durch mehrjährigen Aufenthalt in den pflanzenreichsten Thälern des Landes, dem Glödnitz-, Malta-, Möll- und Gailthale, war der als Botaniker über unser Heimathland hinaus vielfach gekannte Verfasser in die Lage versetzt, neue Standorte von Pflanzen aufzufinden oder manche Funde zu machen, die Herrn Josch auf seinen, wenn auch zahlreichen, doch immer nur kurz dauernden Wanderungen entgehen mußten; da außerdem der Verfasser viele Kulturpflanzen, welche Josch übergangen, aufgenommen hat, da sie größtentheils ausdauernde, unsern Winter im Freien überstehende Gewächse sind, die vielfach zum Nutzen oder zur Zierde gezogen werden, so war Herr Pacher in der Lage 162 neue in der Flora von Josch nicht vorkommende Arten oder Abarten aufzuführen und von 407 andern neue Fundorte anzugeben.

Der ungemein anziehende Aufsatz des in den meteorologischen und phänologischen Berichten der k. k. Akademie der Wissenschaft oft genannten Herrn Raimund Kaiser, Pfarrers in St. Jakob, „der Lärchen-Falter“ füllt gleichsam eine Lücke aus in Ratzeburg's „Forst-Insekten“, welcher dieses den Lärchenwäldern so gefährliche Insekt zwar genau beschreibt, über seine Lebensweise aber nichts sagt, vielmehr behauptet, daß man sie nicht zu beobachten im Stande sey. Dem ebenso eifrigen als umsichtigen Beobachter aber ist es,

obschon nur unter großer Mühe, wie er sagt, dennoch gelungen, und er erzählt uns das massenhafte Entstehen, das kurze Leben und rasche Verschwinden dieses kleinen Thierchens in so anregender Weise, daß Jedermann mit großem Vergnügen seiner einfach klaren Erzählung folgen wird.

„Die klimatischen Extreme von 1856, 1857 und 1858, von J. Prettner", geben uns in Zahlen die Differenzen der uns noch wohl erinnerlichen abnormen Winter- und Sommerwitterung dieser Jahre; es sind nur wenige Zahlen, aber sie sind Resultate aus Jahrzehende (theilweise 50 Jahre) unausgesetzt dauernden Beobachtungen. Bemerkenswerth sind die 5jährigen Mittel des Ozongehaltes der Luft zu Klagenfurt im Vergleiche mit denen zu Wien, Krakau und Kremsmünster.

Prof. J. Mitteregger führt in den „Analysen von Klagenfurter Brunnenwasser" die Chemie in das Jahrbuch ein, und gibt uns die Zusammensetzung des Trinkwassers der ständischen Wasserleitung und zweier Brunnen, im Rosenberg'schen und Baron Herbert'schen Hause nach vorausgeschickten Andeutungen über den Gang der Analyse.

Herr Fried. Kokeil berichtet im nächsten Aufsatze über das „Vorkommen verschiedener Insekten 1857 und 1858." Die abnorme Witterung dieser Jahre hatte allerdings ihren Einfluß auch auf die Entwicklung der Insektenwelt, doch war dies weniger der Fall, als man vermuthen mußte. Kokeil führt eine Menge interessanter Einzelnheiten an, die alle von großem Interesse sind.

Ueber das „Mineral-Vorkommen am Hüttenberger Erzberg" handelt der folgende Aufsatz des Herrn Bergverwalters F. Münichsdorfer. Längst ist die Saualpe mit ihren Abhängen und Verzweigungen als Fundgrube ausgezeichneter Minerale bekannt. Münichsdorfer beschreibt die im Erzberge zu Hüttenberg vorkommenden erschöpfend und ausführlich nach dem Moß'schen Systeme, und liefert so eine recht verdienstvolle, ganz dem Zwecke des Museums und seines Jahrbuches entsprechende Arbeit.

Die den Abhandlungen folgenden „Notizen" enthalten zahlreiche Beobachtungen, die sich nicht für größere Abhandlungen eignen, aber doch an sich und in Bezug auf die Kenntniß unserer Heimath vom Werthe sind; verbürgt sich doch die Nachricht von der Auffindung eines seltenen Steinbockschädels im Diluvial-Schotter von St. Veit und dessen Bestimmung durch Herm. v. Meyer in diesen Notizen.

Auch im „Anhange", besonders den Berichten über die im Museum gehaltenen Vorträge finden sich noch zahlreiche interessante wissenschaftliche Daten, besonders vom Prof. Winter und Director Payer eingestreut, und neuerdings entnehmen wir aus diesen Berichten, mit welchem Eifer und Fleiß die vortragenden Herren ihre Vorträge vorbereiten und Studien dafür machen.

Der Anhang enthält auch den Bericht über die Wirksamkeit des Museums in dem Zeitraume von 5 Jahren, die Vermehrung der Sammlungen und schließt mit dem Verzeichniß der unterstützenden Mitglieder. Nur klein ist das Häuflein der Museums-Freunde, aber es ist eifrig und thätig einer- und großmüthig andererseits. Aber wenn wir auch Freunde desselben mit Beiträgen von 80 fl. jährlich, wie Baron Herbert finden, so ist so ausgedehnte Wirksamkeit und namentlich die Herausgabe des Jahrbuches erst möglich durch die ausgiebige Unterstützung des Landtags-Ausschusses und der Sparkasse.

Das Heft, dessen Inhalt wir hiermit kurz skizzirt, ist recht nett und sauber ausgestattet; eine nicht unerhebliche Zahl von Druckfehlern ist am Ende angezeigt.

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

(Uebersetzt und für die „Carinthia" zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.)

(Fortsetzung von Nr. 20.)

6. Band, 15. Buch.

In diesem Buche wird der Antheil des Prinzen Eugen und seiner italienischen Armee an der Schlacht von Wagram geschildert, ferner seine Rückreise nach Mailand berichtet, auf der er sich wieder zwei Tage in Klagenfurt und ebenso viele Wochen in Villach aufhielt, von wo er die Pacificirung von Tirol leitete.

Wir gehen zur näheren Würdigung der diesem Buche gehörenden Correspondenz über, die manches für uns speziell Denkwürdige enthält.

Napoleon an Eugen.

Znaim, am 13. Juli 1809.

— — Die Division Grouchy gebe ich Ihnen wieder. Ich habe sie bestimmt, Oedenburg, Graz, Laibach, Klagenfurt und Triest zu besetzen.

Sie werden dem General Rusca auftragen, vom Fort Schafenburg (Sachsenburg) Besitz zu nehmen. — —

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 24. Juli 1809.

Mein Sohn, schicken Sie den General Baraguay d'Hilliers Ordre, sich nach Laibach zu begeben und das Commando von Krain, Istrien und Görz zu übernehmen. General Rusca bleibt Commandant von Kärnten und wird die Bewegungen in Tirol überwachen.

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 11. August 1809.

Geben Sie Befehl, mein Sohn, daß das Fort von Malborgeth rasirt werde, und lassen Sie die Kanonen und Vorräthe nach Klagenfurt bringen, um diesen Ort zu armiren und mit Vorräthen zu versehen.

Napoleon an Eugen.

Schönbrunn, am 5. September 1809.

Mein Sohn, lassen Sie in der Nacht den General Anthouard abreisen, um die Plätze Graz und Laibach und die Befestigungen von Triest und Klagenfurt zu besichtigen. — —

Eugen an Napoleon.

Klagenfurt, am 27. Oktober 1809.

Sire, ich beeile mich, Euer Majestät anzuzeigen, daß ich diese Nacht in Klagenfurt angekommen bin, morgen begebe ich mich nach Villach. Die zwei Divisionen des Marschall Macdonald kommen dort erst übermorgen und die folgenden Tage an, aber da die italienische Division schon nach

Villach und Spittal abmarschirt ist, will ich sie am ersteren Orte einholen und Revue über sie halten.

Ich schickte dem General Ruska schon eine große Menge von Proklamationen und dieser General meldet mir, daß er sich davon guten Erfolg verspreche.

Die Nachrichten von Tirol sind durchaus befriedigend. General Drouet ließ Rattenberg durch die Division Breda (Wrede) angreifen; er fand wenig Widerstand und ich zweifle nicht, daß er diesen Augenblick Innsbruck schon erreicht hat. Ich befahl ihm über diese Stadt nicht hinauszugehen, bis man mit den Maßnahmen an den andern Punkten fertig ist, und trug ihm auf, sich mit der Entwaffnung der ganzen Stadt Lienz zu beschäftigen.

General Vial meldet mir, daß er die Ufer der Etsch bis gegen Trient gesäubert habe, und daß das Räubervolk, 5—6000 Mann stark, die Höhen rechts von Lavis besetze. Dieser General hat Befehl, seine Bewegung nicht vor dem 1. künftigen Monats zu beginnen.

In der Gegend von Lienz sind die Räuber (Brigands?) etwas kühner. Den 24. näherten sich ungefähr 4—6000 Mann, um das Fort von Sachsenburg zu cerniren. Oberst Moroni marschirte sogleich mit seinem Dalmatiner Bataillon gegen sie, zerstreute sie im Augenblick, nachdem etwa 50 von ihnen getödtet und ein 6Pfünder genommen war.

Gestern passirte durch Villach ein Offizier, der aus dem Hauptquartier des Erzherzogs Johann kam; er begibt sich mit offenen Briefen nach Tirol, welche den Insurgenten ankündigen, daß das Haus Oesterreich mit Frankreich Friede gemacht, daß zwischen beiden Mächten die vollkommenste Harmonie herrsche und daß man sie davon in Kenntniß setze, damit sie zur Ordnung zurückkehren. Der Paß dieses Offiziers ward in Graz von Macdonald visirt. Ich glaube daher nicht, daß sie darauf beharren, unter Waffen zu bleiben. Es scheint nach den Berichten des General Baraguay d'Hilliers, daß das Haus Oesterreich in Kärnten und in Krain eine allgemeine Erhebung vorbereitet hatte. Sie fing ernstlich in manchen Gemeinden Krain's an, und am selben Tage wurden in zehn verschiedenen Gemeinden unsere Posten überfallen und niedergemacht. General Baraguay d'Hilliers brachte durch strenge Beispiele alles zur Ruhe. Drei Dörfer wurden den Flammen übergeben; mehrere Einwohner, die man mit den Waffen in der Hand ergriff, sogleich erschossen, und das Haus eines Engländers, der, seit mehreren Jahren hier etablirt, der Aufwiegler gewesen zu seyn scheint, wurde der Art zerstöret und geplündert, daß kein Stein auf dem andern blieb.

Eugen an Napoleon.

Villach, am 28. Oktober 1809.

Sire, wie ich die Ehre hatte, Euer Majestät anzuzeigen, habe ich gestern mein Hauptquartier nach Villach verlegt. Die Division Barbou kommt diesen Abend hieher, und morgen fangen die Truppen an, sich in Marsch gegen Tirol zu setzen. Ich habe eine Avantgarde von 2 französischen Bataillonen, 60 Chasseurs und 2 Kanonen gebildet und sie dem General Ruska anvertraut.

General Ruska versichert, daß die Tiroler wirklich die Absicht haben, die Waffen niederzulegen. Ich möchte mich doch nicht auf ihre Versprechungen verlassen, bis sie selbe erfüllen, indem sie mir ihre Waffen bringen.

Indem ich den Absichten Euer Majestät folge, werde ich das Commando von Tirol, im Falle als es sich unterwirft, dem General Baraguay d'Hilliers anvertrauen.

Die Division Broussier lasse ich in Klagenfurt und Villach, bis die Truppen von Ungarn sich gegen Italien zurückgezogen haben.

M. Dauchy kommt diesen Augenblick in Villach an, ich werde ihn in einer Stunde sehen und mich mit der Ausführung der Befehle Euer Majestät bezüglich der finanziellen Administration der neuen Länder beschäftigen. Ich werde selbst Betreff der gerichtlichen und administrativen Verwaltung einen provisorischen Beschluß erlassen, welcher für jetzt die gegenwärtige Organistrung bestätiget, bis Euer Majestät mir Ihren Willen über die Organisationen dieses Landes kund thun.

Eugen an die Vicekönigin.

Villach, am 28. Oktober 1809.

Ich hoffe diese Nacht nach Spittal abzugehen, wo ich Revue über die italienische Division halten will. —

Unsere Briefe brauchen nur mehr 2 Tage, um ihre Bestimmung zu erreichen, ich werde nur zwei Tage und einen halben brauchen, um zu Dir zu kommen, und hoffe diesen Besuch bald machen zu können.

Eugen an Napoleon.

Spittal, am 30. Oktober 1809.

Sire, ich habe die Ehre, Euer Majestät zu melden, daß ich die italienische Division Revue passiren ließ und das Fort Sachsenburg visitirte. Morgen setzt sich diese Division in Marsch gegen Grafenburg (Greifenburg). Ich muß Euer Majestät anzeigen, daß schon mehrere Briefe von Bewohnern des Pusterthales an die Generale Ruska und Baraguay d'Hilliers geschrieben wurden, welche verlangten: 1. einen Waffenstillstand von 14 Tagen, um sich zu einigen; 2. die Erlaubniß, Abgeordnete in mein Hauptquartier zu senden, um meine Großmuth anzuflehen. Ich ließ ihnen durch letzteren General antworten, daß ich Rebellen keinen Waffenstillstand bewilligen könne, daß ich aber Abgeordnete empfangen werde, doch nur in dem Falle, daß sie mir ankünden, daß ihre Mitbürger, zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, mir ihre Waffen bringen. Ich erwarte demnach morgen die Abgeordneten aus dem Pusterthale und zweifle nicht, daß diesem Beispiele viele andere Thäler folgen werden. Diesen Morgen hat das Thal von Molhall (das Möllthal) in Oberkärnten, welches, es ist wahr, nicht in Verbindung mit Tirol gewesen, aber nach dessen Beispiel die Waffen ergriffen hatte, selbe niedergelegt.

Eugen an Napoleon.

Villach, am 31. Oktober 1809.

Sire, ich habe die Ehre, Euer Majestät zu benachrichten, daß ich heute die Abgeordneten der Gegend von Lienz empfing; diese Leute sind aber schwer zu bedeuten; sie begehrten immer einen Waffenstillstand von 14 Tagen, um die Unterschrift des Kaisers von Oesterreich zu erhalten, der sie dahin gebracht, die Waffen zu ergreifen, und sie nun in Frieden aus der Verlegenheit ziehen soll. Ich habe dieses Verlangen positiv zurückgewiesen, indem ich ihnen deutlich wiederholte, was in meiner Proklamation steht, indem ich sie aufforderte, die Waffen niederzulegen und zu ihrer Pflicht zurückzukehren, und die Gnade Euer Majestät zu verdienen, indem sie sich Ihrer Großmuth ergäben. Ich setzte sie in Kenntniß, daß Ihre Befehle dahin gingen, Tirol zu besetzen,

und daß ich den Marsch der Truppen nicht aufhalten könne, aber daß ich allen Generälen befohlen hätte, die Friedlichen zu schonen, daß ich nicht als Feind käme, wenn sie selbst keinen Widerstand leisteten; daß sie aber in diesem Falle über die Ihren und ihr Land das unvermeidliche Kriegsunglück herbeiführten. Die Abgeordneten begriffen die Sache und einige schienen erschüttert; sie setzten hinzu, sie könnten nur für ihre Gegend sprechen, sie wüßten gar nicht, ob die andern Thäler unterrichtet seyen, und sie hätten in ihrer Mitte Fremde, für die sie nicht gutstehen könnten. Diese Abgeordneten reisten nach Lienz zurück, nachdem sie mir versprochen, ihren Landsleuten getreu zu berichten, was ich ihnen gesagt.

Die Truppen setzen ihren Marsch fort; die Tête kommt heute nach Oberdauburg (Oberdrauburg) und morgen nach Lienz.

So bald wir in dieser Stadt eingerückt sind, können wir über die Wendung, welche die Dinge nehmen, urtheilen. Indessen glaube ich, Euer Majestät versichern zu können, daß es nach allgemeinen Gerüchten und nach dem, was diese Abgeordneten sagten, unmöglich seyn wird, die Einwohner von Tirol zu beruhigen, so lange sie fürchten, bairisch zu werden; sie sagen offen, daß sie von den Baiern betrogen worden; daß sie lieber bis auf den letzten Mann sterben, als unter jener Herrschaft leben wollen. Da ich nicht weiß, was Euer Majestät in München darüber mit dem König von Baiern ausmachten, so weiche ich Allem aus, was darauf Bezug hat.

Eugen an die Vicekönigin.

Villach, am 2. Novbr. 1809.

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie plump und langweilig dieses Land ist. Ich arbeitete gestern den ganzen Tag; ich brachte Abends eine halbe Stunde mit meinen Herren zu, welche alle von ganzem Herzen gähnten. Ich machte eine Parthie Schach mit Fraire, und legte mich um 11 Uhr zu Bette, sehr ärgerlich über die Kälte, über das schlechte Wetter, und daß ich so lange von Dir getrennt bin.

Eugen an Napoleon.

Villach, am 5. Novbr. 1809.

— — General Vial meldet mir, daß er den Abend des 2. einen tirolischen Parlamentair empfangen habe, welcher ihm im Namen von 6—8000 Mann, die unter ihm stünden, sagte, sie wollten gerne die Waffen niederlegen, wenn sie nicht mehr unter die bairische Regierung zurückzukehren brauchten, und wenn er sie versicherte, daß sie Franzosen oder Italiener seyn würden; das waren ihre eigenen Ausdrücke. —

Euer Majestät würden leicht alle Schwierigkeiten heben, wenn Sie die tirolische Sache schnell durch ein Arangement mit dem König von Baiern entscheiden, indem Sie Tirol entweder zu einem unabhängigen Staate machen oder es zwischen Italien und Baiern theilen. Aber den entschiedenen Widerwillen gegen Baiern muß ich bestätigen.

Im Momente, wo ich diesen Brief schließen wollte, kommen zwei Abgeordnete von Hofer*), welche mir wörtlich dasselbe sagten, was ich Euer Majestät bemerkte. Sie brachten mir einen vom 12 Häuptlingen unterschriebenen Brief, welchen ich Euer Majestät im Original zusende. —

*) Nach Handbuch III. B., 1. Heft, Seite 257: Sieberer und Donay.

Ich gab den Abgeordneten 12 Pässe für Hofer und sein Gefolge, da es scheint, daß er zu mir kommen will. Ich weiß im Voraus, daß sie eine Deputation zu Euer Majestät werden schicken wollen. —

Eugen an die Vicekönigin.

Villach am 3. Novbr. 1809.

Heute ist Hubertus-Tag, meine theure Auguste, es ist ein Jahr, daß wir zusammen ein fröhliches Morgenfest in der Villa Augusta feierten. Hier jagen wir heute nicht nur kein Wild, sondern wir haben die größte Mühe, die Langeweile zu verjagen, die uns quält; ich sage wir, denn ich sehe alle diese Herren vom Morgen bis zum Abend gähnen, und wenn ich nicht 10 oder 12 Stunden im Tage zu arbeiten hätte, machte ich es wie sie. —

Eugen an die Vicekönigin.

Villach am 5. Novbr. 1809.

Ich hatte Kummer diese Nacht, meine gute Auguste, und da Du weißt, daß ich Dir nichts verberge, so höre die Sache: Du hast vielleicht meine Proklamation an die Tiroler gelesen. Ich wage zu sagen, daß sie gut war, denn ich sehe schon die Wirkung; wie meine Truppen vorrücken, kehren die Einwohner in ihre Hütten zurück. Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich in dieser Proklamation nichts sagte, als was mir befohlen war zu sagen. Es waren Ausdrücke darin, die dem König von Baiern mißfielen, und er schrieb mir einen Brief, von dem ich Dir die Kopie sende; ich war sehr verletzt und schrieb einen Brief, wovon ich Dir ebenfalls die Kopie einsende. —

Er ist unwürdig betrogen, wenn man ihm sagt, daß man ihm dieses Land mit Gewalt zurückerobern wird, er würde dabei seine bravsten Soldaten verlieren. Man mußte also den Weg der Güte anwenden, und denke nicht, daß die Würde eines Souverains dadurch verletzt wird, wenn er die Klagen eines Volkes anhört und beschwichtiget, um so mehr, wenn dieses Volk zur Ordnung zurückgekehrt ist, und die Waffen niedergelegt hat. Ich verfluche diese Mission tausendmal. Es ist weder Ehre noch Ruhm, zu reussiren, nur Schande, wenn die Sache sich zum Uebeln wendet. —

Eugen an Napoleon.

Villach, am 6. Novbr. 1809.

Sire, ich hatte gestern die Ehre, Euer Majestät den in französischer Sprache geschriebenen Brief zu unterbreiten, den mir gestern die Abgesandten der tirolischen Häuptlinge brachten. Sie brachten mir noch einen andern in deutscher Sprache, den ich noch nicht ganz lesen konnte. Dieser ist vom Oberkommandanten Hofer. Ich ließ ihn übersetzen und beeile mich, Euer Majestät die Uebersetzung zuzusenden.

Eugen an die Vicekönigin.

Villach am 8. Novbr. 1809.

Ich schicke Dir, theure Auguste, einen Brief vom Könige, der alles ausgleicht. Hofer schrieb mir, um mich wieder um Pässe für alle seine Truppen zu bitten, damit jeder nach Hause gehen könne; ich gab dazu den Auftrag. — —

Gestern besuchte ich die Bleigruben von Bleiberg; ich zog ein Grubenkleid an und besichtigte Alles sehr genau, es ist sehr merkwürdig. —

Eugen an die Vicekönigin.

Villach, am 12. Novbr. 1809.

Ich steige in diesem Augenblick in den Wagen, um mich zu Dir zu begeben, meine theure Auguste; ich gebe diesen Brief dem Kourier, der vorausgeht, die Pferde zu bestellen. Ich versichere Dich, daß ich ihm so schnell als möglich folgen werde ꝛc. —

* * *

Außer diesen angeführten Briefen schrieb der Vicekönig im Spätherbst 1809 noch folgende Briefe aus Kärnten, welche nichts von besonderer Wichtigkeit für uns enthalten und welche daher ausführlicher zu würdigen, zu weitläufig wäre; am 27. Oktober aus Klagenfurt an die Vicekönigin, am 28. Okt. an Berthier aus Villach, am 29. Oktober an die Vicekönigin aus Villach, am 31. Oktober an Berthier aus Spittal, am 1. Nov. an den Kriegsminister aus Villach, am 1. Nov. an die Vicekönigin aus Villach, am 3. Nov. an Napoleon aus Villach, drei Briefe an Napoleon und einen an Berthier am 4. Nov., am 7. Nov. einen an Napoleon, einen an die Vicekönigin, am 8. an Napoleon, am 10. an den Kriegsminister, am 8. an Napoleon, am 10. an Napoleon und an die Vicekönigin, am 11. an die Vicekönigin, am 12. an Napoleon, letztere sämmtlich aus Villach.

(Fortsetzung folgt.)

Biographisches.

Egger (Emile) einer der nahmhaftesten Philologen Frankreichs, einer ursprünglich kärntnerischen, aber schon drei Generationen in Frankreich heimischen Familie angehörig, ward am 18. Juli 1813 zu Paris geboren, wo er auch seine Bildung erhielt. Nachdem er 1833 die Doktorswürde erlangt, widmete er sich dem Lehrerstand und wirkte erst als Supptent, dann als Professor der verschiedenen königlichen College's der französischen Hauptstadt. Im Jahre 1839 erhielt er eine Stellung an der obern Normalschule und die außerordentliche Professur der griechischen Sprache an der Facultät zu Paris. Der letztere Lehrstuhl ward ihm mit Dekret vom 4. Juli 1855 definitiv übertragen, nachdem er bereits 1854 in die Akademie der Inschriften eingetreten war. Egger begann seine schriftstellerische Thätigkeit im Jahre 1833; von den zahlreichen Arbeiten, die er seitdem veröffentlichte, haben mehrere auch im Auslande, wie namentlich in Deutschland die verdiente Anerkennung gefunden. Man besitzt von ihm Ausgaben des Varro (Paris 1837), Longin (Paris 1837), des Festus und Verrius Flaccus (Paris 1839), so wie Latini sermonis vetustioris reliquiae selectae (Paris 1845). Letzteres sehr schätzbares Werk ward unter den Auspicien des Unterrichtsministers veröffentlicht. Sein „Examen critique des historiens de la vie et du regne d'Auguste" (Paris 1844) erhielt 1839 den von der Akademie der Inschriften ausgesetzten Preis. Die allgemeine Verbreitung in den höheren Lehranstalten Frankreichs haben seine „Notions élémentaires de grammaire composée pour servir à l'etude de trois langues classiques" (Paris 1852) gefunden. Von seinen übrigen Schriften sind besonders noch mehrere Beiträge zur Geschichte der griechischen und römischen Literatur und Sprache hervorzuheben, wie die „Recherches sur les Augustales" (Paris 1844); Aperçu sur les origenes de la littérature grecque" (Paris 1846); „Appolonius Dyscole: Essai sur l'historie des théories grammaticales dans l'antiquité" (Paris 1854); De l'etude de la langue latine chez les Grecs dans l'antiquité" (Paris 1855). Für den Zweck des Unterrichts bestimmt ist Eggers „Methode pour étudier l'accentuation grecque (Paris 1844) und die „Epigraphices graecae specimina selecta" (Paris 1844). Außerdem hat Egger noch zahlreiche Beiträge zu wissenschaftlichen Zeitschriften und encyklopädischen Werken geliefert.

Diese Notiz entnehmen wir dem 1859 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen 29. Hefte des periodischen Werkes: „Unsere Zeit, Jahrbuch zum Conversations-Lexikon." Sicher hat dieses Werk am mindesten den Zweck, unserem Lande ein Compliment zu machen; es ist daher doppelt interessant, das literarische Wirken eines kärntnerischen Abkömmlings, der seinen deutschen Namen unangetastet als Erbe seiner Heimath erhalten hat, in solchem Grade in Frankreich gewürdigt zu sehen. Auch für unsere Philologen und Schulmänner liefern diese Angaben seiner Lukubrationen einen Stoff zu Vergleichungen und zeigen die Stufe, welche man in diesem Studienzweige in Frankreich erklemmen hat.

H.

Kunst-Literatur.

(Die dritte Auflage von Franz Kuglers Kunstgeschichte.)

Zu den Wissenschaften, welche sich in neuerer Zeit eines besonderen Aufschwunges erfreuen, gehört auch die Kunstgeschichte. Dies mag den leider für dieselbe zu früh verstorbenen Franz Kugler bewogen haben, sein Handbuch der Kunstgeschichte, welches im Jahre 1848 zu Stuttgart in zweiter Ausgabe erschien, dem erhöhten Standpunkte der Wissenschaft gemäß abermals umzuarbeiten. An der Beendigung dieses Vorhabens wurde er jedoch durch seinen Tod gehindert, und wir verdanken die Fortsetzung desselben bis auf die Besprechung der neuern Kunstbestrebungen zweien seiner Fachgenossen, den Herren Burkhardt in Basel und Lübke in Berlin. In Betreff der Kunstdenkmale der neuern Zeit müssen wir die löbliche Absicht der Verlagsbuchhandlung Ebner und Seubert in Stuttgart hervorheben, welche den diese Zeit betreffenden Theil des sich an das Handbuch anschließenden großen Atlasses separirt gleichsam als Supplement um die Hälfte des gewesenen Ladenpreises herzugeben sich erbiethet. Der Reichthum des in diesem Werke aufgespeicherten wissenschaftlichen Materials und dessen für die engen Grenzen eines Handbuchs meisterhafte Ueberwältigung sind zu sehr bekannt, als daß sie einer neuerlichen Erwähnung bedürften, wir beabsichtigen blos einiges auf Kärntens Kunstdenkmäler Bezugnehmendes beispielweise daraus anzuführen. Aus der dritten Periode der Kunst im byzantinischen Style (von ihm „romanischer" Styl bezeichnet) aus dem zwölften Jahrhunderte nämlich erwähnt Kugler als Beispiele großartiger Basiliken-Anlagen in den österreichischen Landen auch die Klosterkirche von St. Paul im Lavantthale und den Dom von Gurk. „Beides Pfeilerbasiliken aus der Spätzeit des Jahrhunderts. Der Dom von Gurk ist durch eine sehr ausgedehnte Krypta ausgezeichnet, deren Wölbungen, außer durch die niedergehenden Pfeiler des Oberbaues, durch eine Zahl von hundert freistehenden Säulen mit leichten Würfelkapitälen getragen werden, eine Magie des räumlichen Eindruckes hervorbringend, die, in solcher Art,

ohne Gleichen ist. Andere Pfeilerbasiliken von einfacher Behandlung, zum Theil schon dem folgenden Jahrhundert angehörig, zu Ebemdorf, Viktring, Oberndorf (Probstei Griventhal) in Kärnten." Die beigegebene Illustration des Grundrisses der Krypta des Doms von Gurk theilt er nach F. von Quast mit. Bei Gelegenheit der Darstellung der Malerei im romanischem Style in der darauffolgenden vierten Periode bespricht er als einziges bisher in Süddeutschland nachgewiesenes Beispiel von dieser Epoche angehörigen Wandmalereien jene des Domes von Gurk. „Einzelreste lassen es vermuthen, daß das ganze Innere ausgemalt war; unverdeckt von Uebertünchung zeigen sich die Malereien des über der westlichen Eingangshalle befindlichen Nonnenchores, die ein cyklisch gebundenes Ganzes von dogmatischem Gehalte ausmachen. Die Malereien der Eingangshalle werden als spätmittelalterlicher Zeit angehörig bezeichnet. (V. Quast, in Otte's Grundzügen der kirchlichen Archäologie des deutschen Mittelalters, S. 73, ff., Vergl. v. Ankershofen, in den Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erforschung und zur Erhaltung der Baudenkmale I. S. 22, 229. Derselbe und Schellander, ebenda, II. S. 289, ff.) An künstlerischer und stylistischer Analyse wie an veröffentlichten Abbildungen fehlt es noch."

Als gothische Kirchenbauten in der Epoche des dreizehnten Jahrhundertes werden die Ordenskirchen von Friesach und von Villach, bei denen sich ein ähnliches Stylverhältniß wie der Ordenskirchen anderer benachbarten Gegenden voraussetzen läßt, ferner aus der vierten Periode die Pfarrkirche zu Völkermarkt (mit hohem Mittelschiff), die Pfarrkirche zu Villach (ein Hallenbau), die Chöre der Kirche von Lieding, der Pfarrkirche zu Oberndorf (mit einfacherem Schiffbau) und der Collegiatkirche zu Friesach angeführt, endlich als späteste Bauten die Liebfrauenkirche zu Hohenfeistritz und die Wahlfahrtskirche Maria Weitschach ob Hüttenberg (1495 bis 1519) genannt.

Tomaschek.

Gedichte von Friedrich Marr.

1. Lied.

Durch das düstre Thal ergossen
Eben, dunkel wallt der See,
Wie im Herzen streng verschlossen
Ruht ein namenloses Weh.

Wer so still ihn liegen sähe,
Ob es dem wohl ahnt und graut,
Daß sich hier kein Segel blähe,
Fischersang nie werde laut?

Daß Verderben tückisch gähne
Klippenstarrend aus dem Grund,
Daß der Sturm mit weißer Mähne
Unversehens tob' im Schlund?

Sieh, kein Schifflein auf dem blauen
Spiegel, in der Wogen Haft, —
Und du konntest arglos trauen,
Mädchen, meiner Leidenschaft?

2. Trost in der Täuschung.

Daß du Neigung mir gelogen,
Jenem biethest deine Hand;
Daß der schönste Unschuldshimmel
Von der Mädchenstirne schwand;

Daß durch deine Hand empfangen
Ich des Schmerzes Weihe soll,
Dünkt mich bitter, aber glaube,
Daß ich dir darum nicht groll'!

Daß ich noch ein Bild gerettet
Aus der Liebe Tempelbrand:
Menschenherz, an dich den Glauben
Trag' ich über Meer und Land!

Und so bleibt genug des Trostes
Für den Mannessinn dabei,
Daß die Täuschung süß und schmerzlich
Wie die erste Liebe sey!

3. Was ihr fehlte.

Mein Lieb, du bist vollkommen
Im Jugend- und Schönheitsglanz,
Wie läßt zur Miene, der frommen
Nun herrlich der Myrthenkranz!

Wer zweifelt, ob du dem Manne
Die treueste Gattin wirst,
Und zarte, sorgende Mutter
Den Kindern, die du gebierst.

Es webt um deine Stirne
Ja ein lichter Glorienschein,
Doch aber könnt' ich nicht glücklich
Mit dir geworden seyn.

Denn nie hast du besessen
Im Herzen, Blick und Ton
Hingebung, Selbstvergessen, —
Der Liebe Religion!

4. Am Wolfgangsee.

Sinnend geh ich durch die bunten
Blumen an dem Bergeshang;
Von Sankt' Wolfgangs Kloster unten
Schallt Gebet und Grabgesang.

Tausend Sternchen seh ich flimmern
Silberhell vom See empor,
Ach, und Leichenkerzen schimmern,
Paarweis zieh'n in düsterm Chor.

Blüthen streu'n auf meine Pfade
 Bäumchen, so am Wege steh'n;
Blendend weiß vom Seegestade
 Seh' ich Flor und Bahrtuch weh'n.

Unter meinen Füßen rollen
 Jetzt bemooste Steine ab,
Und die rauhen Erdenschollen
 Kollern unten in ein Grab!

Glockenlaute, tiefes Schweigen!
 Und ich halte schauernd ein;
Oben hoch aus Tannenzweigen
 Winkt des Kreuzes ernster Schein!

Zeichen irdischen Entsagens
 Unten gähnt die schwarze Gruft;
Stummen, schmerzlichen Ertragens
 Zeichen blickt aus heit'rer Luft.

Sollt' das Kreuz mir Zeichen werden
 Wie's im Abendrothe glüht,
Daß mir nimmermehr auf Erden
 Holdes Glück der Liebe blüht?

Und da mußt' ich dein gedenken,
 Und das Auge dort hinab
Auf die Schaar der Mönche senken,
 Betend um ein Jugendgrab.

Friedrich Marx.

Bartlmä Mosgan's Monument in der Pfarrkirche zu Eisen-Kappel.

Wir haben in Nr. 5 und 13 der „Carinthia", wo wir über Mosgan's letzte Lebenstage und seinen Tod referirten, unsere Landsleute um die Bewahrung seines Andenkens und Beiträge für ein ihm zu setzendes einfaches Denkmal angesprochen. Wir sind nun in der Lage, über die Verwirklichung dessen zu berichten. Es war am 24. August d. J., als am Namensfeste des Verblichenen, wo das Mosgan errichtete Denkmal, bestehend aus einer Tafel von weißem Marmor, welches in der Marktpfarrkirche zunächst dem Taufsteine an die Wand gefügt wurde, seine Weihe erhielt. Acht Geistliche, darunter zwei seiner Schulgespäne, unter Vortritt des hochw. Herrn Dekanats-Administrators und Pfarrers von St. Canzian, des geistl. Rathes Andreas Alliantschitsch hielten ihm das Todten-Officium mit darauf folgendem Lobamt. Der Ortspfarrer sprach eine kurze Anrede an die versammelten Angehörigen des Verblichenen und die zahlreich anwesende Gemeinde, worin er einen Abriß seines thatenreichen Lebens als Priester und Missionär gab und sie zum Gebete für ihn aufforderte. Beredter als alle Worte sind sein Beispiel, seine Aufopferung im Dienste des Erlösers und zum Heile seiner Mitbrüder, daher auch die Inschrift des Denkmales einfach wie nachstehend lautet:

V spomin
JERNEJU MOZGAN,
apostolskemu misionarju v sredui Afriki,
rojenemu v Kapli 19. augusta 1823,
umerlemu per sv. Križi v. Afriki.
26. januarja 1858.

Andenken
an den apostolischen Missionär in Central-Afrika,
Bartlmä Mosgan,
geboren zu Kappel am 19. August 1823,
gestorben in Afrika am 26. Jänner 1858.

Requiescat in pace!

Schließlich sey auch der Seite 102 bei obiger Veranlassung genannten Wohlthäterin des Verewigten gedacht, die ihn nicht kennend von weiter Ferne in seinem menschenfreundlichen Wirken unterstützte, nämlich der Hochwohlgebornen Frau Auguste Edlen von Rainer geb. Baronin v. Herbert, die ein zu früher Tod den 16. d. uns entriß. Möge auch ihr die verdiente Vergeltung zu Theil geworden seyn, nach dem Worte des Heilandes: Was ihr dem Mindesten von den Meinigen thut, habt ihr mir gethan!"

H.

Miszellen.

(Alte Denkmäler.) Die „Wienerzeitung" lieferte schon durch mehrere Nummern „Dalmatinische Reiseskizzen". Der achte Abschnitt (13. Okt. l. J.) handelt von Inschriften und Archiven in Dalmatien, und enthält im Allgemeinen so viel Beherzigendes, daß wir denselben in unserm Blatte mittheilen, welches in dieser Hinsicht immer gerne dahin wirkte, für die Erhaltung alter Denkmäler das Möglichste beizutragen. In der benannten Reise-Skizze heißt es: „Diesmal führen diese Zeiten mit einigem Unrecht den Namen „Dalmatinische Reiseskizzen"; — nach dem Gegenstande, den sie behandeln, könnten sie eben so gut „Oesterreichische" im weitesten Sinne des Wortes genannt werden. Denn das, was von Inschriften und Archiven in Dalmatien gilt, das gilt auch, mit sehr geringen Ausnahmen, von der ganzen Oesterreichischen Monarchie, wenigstens nach den Erfahrungen, die ich auf meinen Ausflügen gemacht habe.

Es ist schwer zu sagen, wer sich mehr über Vernachlässigung und Verkümmerung zu beklagen hat, ob die alten Inschriften oder die alten Dokumente. Sicher ist, daß beide gleich wichtig für die Geschichte des Landes sind, und daß sie in Dalmatien für eine gewisse Zeit, besonders die Inschriften, die Hauptquelle sind, auf welche Geschichts- und Alterthumsforscher zurückgehen müssen. Insbesondere für die Familien- und Kunstgeschichte sind Inschriften von ganz besonderem Werthe. Die ältesten Namen von Künstleen haben sich auf Inschriften erhalten; die Geschichte der ältesten Familien des Landes steht meist auf den Grabsteinen verzeichnet, die in den Kreuzgängen der Klöster, auf dem Fußboden der Kirchen sich erhalten haben. Keinen Ort sollte man für sicherer in diesem Betreff halten, als das Innere der Kirchen oder die stillen Räume eines Klosters, und beinahe ist, kann man sagen, kein Ort unsicherer geworden als eine Kirche oder ein Kloster.

Als ich vor einigen Jahren Zara besuchte, traf ich im Franziskanerkloster daselbst eine Reihe interessanter Inschriften, die ältesten Denkmäler der Familiengeschichte Zara's. Als ich die Klosterräume diesmal wiedersah, — ist alles erneuert worden; alles glänzte von neuer Tünche, von frischem Oelanstrich. Der Fußboden ist mit neuem Pflaster versehen und die alten Inschriften sind in Stücke gehauen, entweder gänzlich beseitigt oder in die regelrechte viereckige Form gebracht worden. Im Franziskanerkloster zu Ragusa sind eine Reihe von alten Inschriften vom Fußboden verschwunden, andere (darunter

die interessante Inschrift des Künstlers aus Antivari, welcher den alten Kreuzgang gebaut hat) mit Tünche überdeckt, daß es schwer wird sie zu lesen. Im Dominikanerkloster droht ein ähnliches Schicksal den alten Denkmälern, denn auch dort geht man mit dem Gedanken um, die Kirche mit einem neuen Pflaster zu versehen.

In dem aufgehobenen Benediktinerkloster Lacroma liegt die älteste christliche Inschrift Ragusa's, aus der Mitte des eilften Jahrhunderts im Fußboden der Halle vor der Kirche, in Trau ist die Inschrift des Slavischen Fürsten Mladinus halb zerstört und unleserlich geworden; in Ragusa Vecchia fehlt eine nicht geringe Anzahl von Römischen Inschriften, welche im verflossenen Jahrhunderte noch vorhanden gewesen ist. Die alten Inschriften und Statuen, die einst im Hause Pellegrini in Zara vorhanden waren, verschwanden, ohne daß irgend Jemand sich auch nur die Mühe genommen hätte, sie zu kopiren. Eine der paläographisch interessantesten Grabinschriften eines Erzbischofes von Spalato liegt in einem an den Dom anstoßenden Hause verborgen, und eine andere nicht minder interessante ist, wie der bekannte schöne Sarkophag vor dem sogenannten Mausoleum dem Unwetter und dem Unfug der Straßenjungen preisgegeben. Wie es mit den Inschriften aus der Römerzeit steht, ist schon einmal von mir erwähnt worden.

Es ist bekannt, daß rohe und halbbarbarische Völker eine ganz besondere Zerstörungswuth haben und alte Reliefs, Inschriften, die sich seit Jahrtausenden bis in unser hochcivilisirtes Jahrhundert gerettet haben, fort und fort zerstören. Einige von ihnen thun dies aus Aberglauben; andere suchen hinter diesen Inschriften Schätze, wieder andere sind von einer Art von Furcht und unheimlichem Gefühle ergriffen, wenn sie Inschriften und Darstellungen sehen, die sie nicht verstehen, und sie befreien sich von diesen unangenehmen Gemüthszuständen durch die Vernichtung des Objektes, das diese hervorruft. Die Morlaken an den Ufern der Salona folgen begreiflicherweise dieser Zerstörungssucht halbgebildeter Völker; aber die gefährlichsten Feinde der Inschriften sind nicht die ungebildeten Morlaken, sondern die gebildeten; und die Gebildeten sind nicht blos in dem Morlakischen Dalmatien vorhanden, sondern zerstreut über die weiten schönen Länder der österreichischen Monarchie. Die, welche in Salzburg mit Grabinschriften Friedhof und Friedhofskapelle pflastern, in Fünfkirchen antike Reliefs, Grabinschriften von Bischöfen, Denkmäler von Ungarischen Königen der Zerstörung preisgeben, in Cilli in dem Thurme der Stadtmauer, in Pola um den Jupiterstempel herum Inschriften unbekümmert stehen lassen, aber anderswo sie so plaziren, daß weder die Wissenschaft noch die Kunst irgend einen erheblichen Vortheil davon macht, das sind die eigentlichen „Morlaken“ Oesterreichs, die wirklichen gefährlichen Feinde der Kunst- und Geschichtsforschung.

Gegen diese Art von Barbaren gibt es nur ein Radikalmittel und das ist Bildung, und zwar jene solide echte Bildung, die Achtung vor historischen Traditionen hat und es versteht, die Denkmäler verflossener Jahrhunderte, die Spuren historischen Waltens im Interesse der Kultur der Gegenwart zu benützen. Die Gesetzgebung kann rohen Akten des Vandalismus vorbeugen, sie kann durch Sorgfalt, die sie in Archiven und Museen, die sie der Erhaltung der Monumente zuwendet, dem Land ein gutes Beispiel geben, aber den wirksamsten Schutz gerade kleineren Monumenten, Inschriften und Wappen, Siegeln und Pergamentblättern gibt eine weitverbreitete, die bessern Schichten der Gesellschaft durchdringende Ueberzeugung von der Bedeutung der Geschichts- und Alterthumsforschung. Die älteren Generationen in Oesterreich sind in dieser Richtung nicht erzogen worden. Ihr Blick war meist der unmittelbaren Gegenwart, ihr Sinn dem momentanen Genusse zugewendet. Die jüngere Generation, die durch ernste Ereignisse an die althistorischen Fundamente erinnert worden ist, auf denen der österreichische Kaiserstaat fußt, beginnet für Untersuchungen der Art und für Denkmäler aus früheren Jahrhunderten ein wärmeres Interesse zu haben, und unterstützet, wie Schreiber dieser Zeilen es in Dalmatien erfahren hat, Alle, die sich historisch-archäologischen Studien zuwenden. Bei den schnellen Fortschritten, welche die heutige Gesellschaft in der Erkenntniß dessen macht, was ihr frommt, ist es zu hoffen, daß die Archive von Mantua und Verona, von Ragusa und Cividale nicht so arm an Besuchern seyn werden, als sie es bis jetzt gewesen, daß die Inschriften nicht mehr als Materiale zur Pflasterung werden benutzt und Pergamente des 13. Jahrhunderts und Bullen von Päpsten in den Archiven der Kirchen einen besseren Platz finden werden, als in Säcken, in denen man nur schmutzige Wäsche beherbergt oder die Maiskörner sammelt.“

(Neu aufgefundene Römersteine in Cilli.) Ueber diese hielt der hochw. Pfr. Richard Knabl in der 10. allgemeinen Versammlung des historischen Vereines für Steiermark einen freien Vortrag, aus dem die Grazer-Zeitung folgendes mittheilt:

„In dem Garten des bürgl. Handelsmannes Herrn Johann Stallner in der Grazer Vorstadt, an der Nordostseite der Stadt in der Nähe des St. Maximiliankirchleins, eben dort, wo schon vor 6 Jahren vom 16. bis zum 20. September 1853 zwölf werthvolle Römerdenkmale zu Tage gefördert wurden, sind vom 12. bis 22. März 1859 neuerdings zwölf andere ausgegraben worden, die an Bedeutung und geschichtlichem Werthe den frühern nicht nachstehen, und besser aber noch als jene conservirt sind. Sie gehören ihrer Mehrzahl nach der Classe der Votiv- oder Gelübdesteine an, welche dem Obersten der Götter I. O. M. und einigen Nebengottheiten gewidmet sind. Merkwürdig sind hier die Beinamen Jupiters und der Nebengottheiten. An einem Altarsteine hat Jupiter den Beinamen Conservator, wie auch sonst zuweilen, aber hier auch den Nebenbeinamen Arubianus von der Stadt Arubium, wo er seine vorzügliche Verehrung fand. Die neben ihm genannten Gottheiten sind Coleja Sancta und die Noreia Sancta. An einem Altare gilt die Widmung der Epona, der Beschützerin der Viehställe. Nur bei einem Altarsteine ist die obere Hälfte weggebrochen und bisher nicht aufgefunden worden, daher die Gottheit unbekannt ist, welcher durchgängig entweder Beneficiarii des Consularen der 2. italienischen Legion, oder der Procuratores Augusti, d. i. der Statthalter der Provinz Noricum. Von diesen Letzteren waren bisher nur C. Bärius Atticus v. J. 54 n. Chr. Cäsar Antistius Auspex v. J. 150 n. Chr. Mit Inbegriff des jetzigen und früheren Fundes werden wir mit den Namen noch folgender Statthalter in der Provinz Noricum bekannt. Diese sind: Ustienus Secundus (158, Bassäus Rufus (159), Flavius Titianus (160), Lisinius Sabinus, Drusus Proculus, Cäcilius Redditus, Ulpius Victor, Plautius Cäsianus und Gentianus, letztere 6 ohne Zweifel aus der Regierungszeit der Antonine 138 bis 180 n. Chr. Nebst dem Gewinne, der aus diesen Steinen für die ältere Geschichte Noricums hervorgeht, hob der Vortragende auch die Consulatsbezeichnungen hervor, woraus auch das Jahr der Errichtung eines oder des andern Steines genau bestimmt werden kann. Bezeichnend fand er die noch sichtbare Ausmeißlung eines Consularnamens an dem Altarsteine, welcher dem Jupiter „allein“ gewidmet ist. Dieser ist der Name des K. Lucius Commodus, der mit Pertinax im J. 192 n. Chr. im Amte war. Der betreffende Stein hat blos die chronologische Angabe: — — et Pertinace Cos. Man sieht also hier nach Lampridius K. 20 und Cassius Dion B. 73, K. 2 den Senatsbefehl vollzogen, den Namen dieses verabscheuten Regenten aus allen öffentlichen Denkmalen auszutilgen.“

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 23. Sonnabend, den 5. November 1859.

Allerseelen.

Die Nebel hängen hoch am Himmel schweigend,
Nur ringsum zu den Bergen niedersteigend,
Daß ja kein Aug' den blauen Himmel schaue,
Kein Herz an seiner Schönheit sich erbaue.

So traurig ernst, wie dieser Tag, ist keiner,
Denn ringsum ruft der Tod: Gedenket meiner!
Und füllet manche Seele leis mit Bangen,
Der nichts im reichen Leben abgegangen.

Es strömt die Menge auf den Gottesacker,
Legt Kränze auf die Gräber, Lichtgeflacker,
Die Glocken künden dumpf, weshalb sie kamen,
Des Allerseelenfestes ernsten Namen.

Da soll die Seele senden ihre Boten,
Gebete und Gedanken, zu den Todten,
Die Geister sollen enge sich umfangen,
Die hier noch weilen, und die — heimgegangen.

Doch laß die Blicke in der Menge kreisen,
Wie viele Augen sind's, die Thränen weisen?
Wie viele, die zum Himmel sich erheben,
Und nur allein den Todten leben?

Sie schlendern durch die Gräber, scherzend, spielend,
Mit frechen Blicken in der Menge wühlend,
Da rauscht im weiten Schwung die glatte Seide,
Es wünscht das Herz, daß man es doch — beneide.

Die Herrlichkeiten will man alle zeigen,
Gleichwie im Tanzsaal bei des Festes Reigen;
Die ganze List und Kunst wird aufgeboten;
Was soll das Trauern auch? — todt sind die Todten.

Fürwahr, wo hölzern schlicht die Kreuze ragen,
Vernimmst du mehr des Weinens, mehr der Klagen,
Als in den reichen, prächtigen Revieren,
Wo Erz und Stein der Todten Namen führen.

Hier kannst du kaum die tausend Kränze zählen,
Den Kerzenschimmer in den Grabeszellen;
Und doch, bei all' dem Prunk, dem auserles'nen,
Sind, ach, die Todten dennoch — die Vergess'nen!

Graz. Gustav Bogensberger.

Lebensbild aus der Vergangenheit.

Fürstbischof Salm und sein Hof.

(I. Unsterblichkeit.)

Den 1. Hornung fiel des Fürsten Geburtstag. Dieser wurde auch 1807, als dem 58. Geburtsjahre desselben, mit aller gebührenden Feierlichkeit begangen. Hofrath R. von Dresdner und Vicedom Graf v. Galler, alle die Beamten und Bediensteten des Bisthums erschienen in großer Galla, um ihre Glückwünsche darzubringen; eben dieses geschah von dem hochwürdigen Domkapitel und dem Alumnate. Von Zwischenwässern entsandte der dortige Wirthschaftsrath Pfarrer Kasolnigg als Angebinde einen vollen Wagen Erzeugnisse aller Art, und diese wurden im Küchenhofe in Form einer Pyramide, die Mastthiere als Karyatiden aufgestellt, welche ein glänzendes blechenes Becken hielten, in dem sich Salmlinge aus dem Friesacher Stadtgraben mit ihrem herrlichen Roth auf dem hellen Grunde bewegten. Dem Fürsten, der das Schauspiel von seinem Bildersaale besah, gefiel diese Art der Ausstellung ungemein, besonders die letzte Anspielung auf seinen Namen und sein Wappen, und die Gabe selbst als das Sinnbild der angewünschten Gesundheit.

Als sich der Andrang der Glückwünschenden verlor, erschien eine unscheinbare Gestalt im schlichten Kapuziner-Gewande. Es war Pater Rupert Leiler, der Kapuziner-Guardian der Hauptstadt, einer von denen, welche unter schlichtem, anspruchlosem Aeußern eine höhere Tugend und tiefe Weisheit bewahren, an welchen jene Zeit doch nicht so ganz arm war. Wie die Notabilitäten der Stadt, die den seltenen Werth des Mannes erkannten, hatte ihn auch Salm zu seinem Gewissensrathe gewählt. Als ihn der Kammerdiener in das Cabinet, in welches sich der Fürstbischof zurückgezogen, einführte, kam ihm dieser entgegen und sprach mit gewohnter Freundlichkeit: „Nicht wahr, mein lieber Pater Guardian, auch Sie wollen mir heute gratuliren, daß ich um ein Jahr älter geworden bin; ein Reicherwerden an Jahren und Erfahrung wäre an sich zwar gut; so aber erinnert uns dieses an den bevorstehenden unvermeidlichen Bankerott, wo wir dem Tod Bonis cediren müssen!"

„„Euer fürstlich Gnaden haben recht"", sprach unbefangen der Ordensmann, dem so eine Herausforderung von Seite seines fürstlichen Schutzherrn nicht fremd war, „„doch nicht zu dieser Erinnerung komme ich zu gratuliren — sprach er — sondern zur Unsterblichkeit!""

„Wie so?" entgegnete Salm rasch.

„„Ja, gnädigster Fürst, ich rede nicht von jener Unsterblichkeit“ “, versetzte P. Rupert, „„deren uns das innerste Gefühl, das Walten unseres freien, über Naturnothwendigkeit, selbst über den Lebenstrieb erhabenen Geistes versichert, nein! von der auf Erden schon, welche Ihnen Durchlauchtiger bereitet ist, auf die jedoch wir einfachen Leute verzichten.“ “

„Sie sprechen zu mir heute so prophetisch, daß eine geheime Ahnung mich bei ihren Worten durchbebt. Glauben Sie mir, mein treuer einsichtsvoller Gewissensrath, daß jene, welche die Vorsehung auf den Leuchter der Kirche gestellt hat, nicht so glücklich sind, daß sie hier unsterblich zu seyn verlangen sollten. Wenn Sie hinter den Coulissen stünden, würden Sie beobachten, daß die Kronen nur eiserne Reifen sind, die sich tief und schmerzlich in die Stirne eindrücken und die Tiaren und Infuln oft nur Dornengeflechte, welche das damit gezierte, aber sorgenvolle Haupt verwunden. Ich bin darum sehr begierig zu hören, wie sie es mit der Unsterblichkeit meinen, die Sie mir heute, als am Tage, wo meine Lebensuhr wieder um eine Stunde näher jener um Mitternacht gerückt ist, anwünschen.“

„„Gnädigster Herr!“ “ sprach der ehrwürdige Vater, indem er sein Ergriffenseyn verbergen wollte, „„ich glaube, daß dieselbe drei Abstufungen hat, bis sie Ihr Daseyn vollendet und zur Verklärung führt: Kunst und Wissenschaft bauen die erste, die folgende Wohlthun und die dritte stilles Dulden gegenüber der Welt und ihrem Undank.“ “

„Mon ami“, fiel Salm ein, indem er die Hände des Kapuziners ergriff und eine Thräne in seinem Auge perlte — „Sie haben mein Herz getroffen; die ersteren beiden Stufen sind es, die ich täglich aus Neigung erklimme, aber daß ich die dritte werde wandeln müssen, bildet den düstern Hintergrund meines Gemüthes und unwillkürlich fühle ich mich zu ihm hingezogen. In den Tagen des Glückes hat die Welt uns die Bahn geebnet, uns sie umgibt uns beifällig und lächelnd; aber es kommt die Zeit, wo wir uns verlassen und keuchend hinaufwinden zur letzten Stufe, um einen Ausgang zu finden in ein besseres Jenseits. Nicht wahr, da werden Sie mich nicht verlassen?“

Der Greis verbeugte sich und nur die Worte entrangen sich aus tief bewegter Brust seinem Munde: „„Ich werde schon voraus seyn.“ “

Dem Kirchenfürsten die Hände küssend, schied der seltene Mann, den die Stadt den Weisen nannte, Groß und Nieder verehrte.

Zum frugalen Mittagstische hatte Salm die Vertrauten der Musen, seine Freunde, wie er sie nannte, geladen. Er liebte keine langen üppigen Gastmähler, sondern ästhetischen Genuß, den die glänzend beleuchteten Säle, die reich gestickten oder besetzten Garderoben und Toiletten, der Christallschmuck des Soiréetisches, der Wiederschein der Spiegel, die bunte Bewegung der Gallaanzüge und der geistreich funkelnden Augenpaare vielberedter Ausdruck gewährten.

Heute sollte dieser Genuß einem höheren geistigen weichen; denn die Tageshelle benahm dem Feste allen jenen zauberischen Glanz, und nur die Natur schmückte Tisch und Wände. Diese zierten üppige Cactus- und Oleandergewächse, welche der Kunstgärtner aus den fürstlichen Glashäusern herbeigeschafft, die Buffets, Aufsätze von Ananas und frischen Früchten der Bananen, Kirsch- und Pflaumenbäume, welche die selbstgeschaffene Wärme und der Sonne durch Glas geschärfte Strahlen in den Treibhäusern gezogen.

Auf ein gegebenes Zeichen öffnete sich die Portiere und eintraten mit Fürst Salm, der Generalvikar Hohenwart, Domherr Japel, Exprälat Mayerhofer, Bergrath Dillinger, Dr. v. Best, Abbate Cerfogli, Geschichtsprofessor und bischöflicher Archivar Halla, Bildhauer Propst, Maler Kreuter, der Hofgeistliche Abbe Tirion und der Priester und Hofmusiker D'Oswald.

Der Fürst war ungemein freundlich, doch ein gewisser Ernst spannte seine edlen Züge und ließ diesesmal am Tische die sonst ihn würzenden Scherze weniger aufkommen. Hohenwart hatte, als Organ der Gesellschaft, ihren gemeinschaftlichen Wunsch und die Bitte ausgebracht, er möchte als Mecän noch ferner der Kunst und Wissenschaft seinen Schutz, seine belebende Unterstützung angedeihen lassen.

Salm nahm den Zuruf beifällig entgegen und sprach: „Nun gestatten auch Sie mir, wenn ich im Namen der Wissenschaft und Kunst, die sie vertreten, ein Verlangen an Sie richte: Sagen Sie mir, wie beide hienieden Unsterblichkeit verleihen; denn man hat mir sie heute auf diesem Wege als erste Stufe zu jener, die jenseits unserer harret, verheißen. Da ich solche für mich auch nur im geringsten Grade zu beanspruchen keineswegs mich berechtiget fühle, wünsche ich desto sehnlicher von ihnen die Lösung der Frage, wie dieses auf dem mir vorgezeichneten Pfade ausführbar sey, zu erfahren und fordere Sie auf, den Wettkampf, jeder in seinem Fache, zu eröffnen.“

Einer sah den Andern überrascht an; da ergriff Prälat Mayerhofer das Wort, welches, wie es*) aus seinen schriftstellerischen Arbeiten hervorgeht, lange schon auf seinen Lippen schwebte, welche ihm jetzt vor so einer ebenbürtigen Genossenschaft geöffnet werden sollten. „Die Philosophie — sprach er — will uns die Wahrheit verkünden als Erstgeborne des Geistes; sie will sich und die, so sie pflegen, damit unsterblich machen, und doch ist ihre Errungenschaft nur die, welche ihr größter Meister der alten Zeit mit dem ihr zuerkennt, daß er es aussprach: „Unser größtes Wissen besteht darin, so wir erkennen, daß wir nichts wissen.“ Läßt doch Kant's, des Matadors unserer Tage, Freund, Schiller seinen Hume sagen: Rede nicht mit dem Volk! der Kant hat sie alle verwirret. Haben sie sich doch alle einander in den Staub getreten, und wenn sie, wie Pilatus, fragen: Was ist die Wahrheit? wenden sie, unbefriedigt und zerfallen mit sich selbst, dennoch dem Einzigen den Rücken, der sie weiß und ihnen sagen kann. Darum rede ich nicht von der Unsterblichkeit, welche die Philosophie dem Gönner der Wissenschaft, der uns heute versammelte, verleihen soll; auch nicht von ihrem Triumphe, welchen sie sich einzig auf umgestürzten Altären bereitete, sondern von dem, dessen Ehre Sie, gnädigster Fürst, förderten, dem Sie ein Heiligthum unter ihren Gemächern errichteten**). Im Glauben findet unsere

*) Wir haben in Nr. 3 der heurigen „Carinthia“ unter der Aufschrift „die Pflege der Philosophie in unserm Vaterlande“ hierüber ein Mehreres und insbesondere die Angabe gelesen, daß Mayerhofer ein eifriger Gegner Kant's war und ihn in mehreren Streitschriften bekämpfte.

**) Salm gab das vom nachmaligen Fürstbischof von Brixen verfaßte Werk „Ehre des Tisches des Herrn“ bei Leon auf seine Kosten heraus und ließ es in tausend Exemplaren vertheilen. Die Hauskapelle mit der Kreuzesabnehmung von Propst in der Residenz bewahret ihres Stifters, Fürstbischof Salm's, Andenken.

Vernunft, die von Gott gegebene, ihren Ruhepunkt, in seinem Lichte sehen wir das Licht!"

„Nicht die streitsüchtige Philosophie, sondern die heitere Kunst soll reden — rief v. Best — sie ist geschaffen, das Unvergängliche zu weben in des Menschen bewegtes Leben; darum fordere ich Sie auf, Herr Abbate Cerfogli, uns das Gedicht vorzutragen, welches Sie verfaßt auf unseres Fürsten jüngstes Werk, den Obelisk, der am Eintritte in die Stadt vom Sonnenaufgang her entgegnet, und womit Sie den Stein beredt gemacht, den wertlosen!"

Cerfogli erhob sich und las:

„Du hier Egyptens stolze Säule!
Was deutest du, was deiner Spitze
Flammend Kreuz, der spätern Nachwelt an?
Ha! trauernd birgt vielleicht
Dein Schooß uns königliche Asche! —
Tritt hin, und lies die eingegrabnen Worte:
„Ich decke nicht wie sonst, der Herrscher theure Reste,
„Mich netzt des herben Schmerzes Zähre nicht;
„Des frohen Jubels Denkmal steh ich da,
„Daß er vom Himmel stieg der holde Friede;
„Daß er an deiner Hand, o Kaiser,
„Bei deinem Volk noch lange weilen möge! — "
Wer stellte dich im hohen Kunstgefühle
Dich hehre Säule hin, daß einfach groß,
Ein altes Römerwerk, du kühn zum Himmel strebst?
Er, des Bisthums Hirt; Er Fürst und Mensch;
Der Pallas Liebling Er; der schönen Künste Freund*),
Der liebend seinem Volk geliebter Vater ist."

„Nun was sagen Sie dazu, mein lieber Herr Professor," — sprach der Fürst zu Halla, — „Sie, dem ich als Historiker die Obliegenheit auferlegt, die Thaten meiner Vorfahren zu beschreiben, zu vollenden den Bau der Vergangenheit bis zur Gegenwart, jenen Bau, dessen Unterlage der gläubige Sinn einer hohen Frau war, die von der Welt ihres Glückes beraubt, sich zum Himmel wandte, und deren Andenken noch fortdauert, während alle die Reize, glänzenden Feste und Huldigungen längst vergessen sind, mit denen so viele ihres Geschlechtes sich umgaben und schmückten, deren Namen man nicht einmal mehr nennt?"

„Ihre begeisterte Rede, die Sie, gnädigster Herr, in meinem Berufe halten, läßt mich den Reichthum des Stoffes und meine Armuth fühlen, ihn zur Anschauung bringen zu können. Jahre sind es schon, wo ich die Steine zu jenem Baue sammle, sobald ich sie jedoch aufthürme, zeigen sich Lücken, und die Schwerfälligkeit der Ueberlage macht den Bau zusammenstürzen, da ihm das Bindungsmittel, die leitende, fügende und belebende Idee fehlt. Nur die Thaten, nicht so fast das Wollen der Handelnden stellen sich mir aus der Menge von Urkunden über Streitigkeiten, Verträge, Schenkungen u. s. f. dar. Diese sind es, die ich registrire; aber den Geist der Jahrhunderte, die Individualität der einzelnen Kirchenfürsten mir gleichsam herzubannen, das Ineinandergreifen von Ursachen und Folgen zu erkennen, gelingt mir selten. Doch was rede ich von meiner Armuth, wo ich dem Werke das Wort sprechen soll, welches mein Fürst sich und der Zukunft gesetzt. Nicht der Stein ist es, der ihn unsterblich macht; dieser ist, wie unser Freund Domherr Japel**) in seinem Gesange, welcher der Ehre des Baues gewidmet, so richtig bemerkt, vergänglich, wie Alles in der Körperwelt; aber die Idee ist es, die ihn überdauert, die Sehnsucht nach dem Frieden, sein Werth für Vaterland und Volk. Leider, daß ich sagen muß, die Friedenstaube, welche mit der Unterschrift „Verweile" darauf angebracht ist, droht uns nächstens wieder zu enteilen. Schon schauet der beutegierige Aar von den Schlachtfeldern Preußens wieder lüstern nach unseren kaum beruhigten Ländern. Noch mancher heiße Kampf wird entbrennen, Sieg mit Niederlagen wechseln; aber sey es, wie es kommt, der Friede bleibt die Aufgabe, welche die Spitzsäule kommenden Jahrhunderten verkündet."

Hohenwart, welcher bisher aufmerksam und beifällig den Rednern zugehört, erhob sich und sprach mit der ihm angestammten Freundlichkeit und Milde: „Verehrte Genossen und Freunde! Sie haben bisher einen Theil des Wirkens unseres hohen Kirchenoberhauptes und gefeierten Mecäns berührt, und noch ist es nicht gelungen, den Beweis zu führen, daß eines seiner Werke, womit er Wissenschaft und Kunst gefördert, ihm hienieden die verdiente Unsterblichkeit sichere. Ich unternehme es, auf ein Werk von ihm hinzuweisen, welches, hoffe ich, mit der Erde, die wir bewohnen, ausdauern wird. Er hat den Glockner, diese erhabenste aller Spitzsäulen Oesterreichs, diesen Riesen und das Haupt seiner Alpen ersteiglich gemacht und so der Wissenschaft erschlossen. Wenn auch das Kreuz an seiner Spitze, die Hütte an seinem Fuße, so unser gütigster Fürst, gleichsam als Hort und Verkünder des Heiles, als Bewahrer und Schirm den wißbegierigen Wanderern gesetzt und erbaute, der Elemente Feindschaft erliegen sollten, die Salmshöhe wird seinen Namen bewahren und die Glocknerbücher, als eben so viele Annalen es erzählen. Hoch wie des Glockner's Spitze, unvergänglich wie sein Bau, ist unseres Fürsten Salm's Name."

„Hoch! Hoch!" tönte es von allen Seiten.

„Sie haben den Preis", riefen Alle, Haupt und Gläser Hohenwart zuneigend, ihm zu, „und auch Ihr Name wird ohne Inschrift an jener heiligen Stelle prangen, die man Hohenwarte nennt" fiel Salm ein.

---

*) Cerfogli stellte seine Gedanken in einem italienischen Sonette und in einem lateinischen Epigramme dar. Alle drei erschienen bei Johann Leon in Druck; ein Exemplar von den wenigen, die noch vorhanden seyn mögen, bewahret die hierortige k. k. G. Bibliothek. Der Verfasser zeichnete sich Josephus Eques de Cerfogli Romanus inter Arcades Silvareus Euipeus unus ex Arcadiae IV. Sub-Custodibus; auch war er Ritter vom goldenen Sporn.

**) Die betreffende Stelle im Carmen lautet:

Quis scit, num centum post saecula forte colossus
Aut plus centenis iste superstes erit?
Dulcis erit fructus placidae super omnia pacis;
At vero o quantum dulcior ipse mihi!
Dixerat Antistes. Sed quae cingunt obeliscum
Et pariter lacrymis agmina moesta rigant?
Aeris inops turba est, dederas cui pabula Pastor
Dum gemit immani semisepulta fame. etc.

(Eine Anspielung auf die Hungerjahre 1804 und 1805.)

Das Gedicht war gezeichnet: Cecinit cliens infimus Georgius Japel Canonicus Gurcensis, et Scholarum per Diaecesim Superintendens, inter Arcades Romano-Sontiacos dictus Sylvanides Driadius. (Ein Exemplar davon besitzt die Redaktion.)

✲

Es herrschte ein herzlich fröhliches Gewirre, und aus dem nächsten geheimen Schranke ertönten sanfte Orgeltöne, die sich noch fortspannen in erhebenden Harmonien und schwellenden Accorden, als die Gäste des Festes unter Umarmungen und Händedrücken schieden.

H.

Auszüge aus den Memoiren des Prinzen Eugen Beauharnais, Vicekönigs von Italien, nachherigen Herzogs von Leuchtenberg.

(Uebersetzt und für die „Carinthia" zusammengestellt von Paul Freiherrn von Herbert.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

16. Buch.

Dieses Buch schildert den Feldzug in Tirol von April 1809 bis Februar 1810. Es wäre zu weitläufig, Du Casse's Bericht im Detail über alle diese Kämpfe hier anzuführen; sie sind auch ohnedies schon bekannt genug, und werden hier mit geringen Abweichungen erzählt, ich beschränke mich daher darauf, nur über das zu berichten, was uns näher angeht. Das kärntnerische Regiment, damals Hohenlohe, wird zweimal erwähnt, einmal bei einem Gefechte an der Etsch bei Policanto (Plicante) gegenüber von Ala am 26. April 1809, wo ein Bataillon dieses Regimentes einem Bajonettangriff weichen mußte, und ein zweites Mal bei der Einnahme des Dorfes Bezzano am 28. Sept. Das Dorf wurde mit größter Hartnäckigkeit vertheidiget, der Kampf bis in die Häuser fortgesetzt; die Franzosen gaben, nachdem sie es genommen, kein Quartier.

Die Vertheidiger waren größtentheils Soldaten des Regimentes Hohenlohe und Lusignan (steierisches Regiment*).

Der verunglückte Versuch Rusca's, am 25. Mai, Sachsenburg zu nehmen, wird als eine Beobachtung dieses Forts dargestellt**).

Den 29. Juli hatte Rusca, noch immer in seiner Stellung in Klagenfurt, nachdem er durch zwei dalmatinische Bataillone unter Befehl des Obersten Moroni verstärkt worden war, diesen Offizier beordert, sich am 30. mit seinen Truppen und dem ersten italienischen Bataillon über Spittal nach Sachsenburg zu begeben, um das Fort, welches den Franzosen übergeben werden mußte, zu übernehmen. Er kam dann selbst nach Sachsenburg und ließ dort das Bataillon des 2. leichten italienischen Regiments.

Er wollte dann eine Expedition nach Lienz machen. Man hatte ihm Hoffnung gemacht, daß sein Erscheinen die Insurgenten bewegen werde, die Waffen niederzulegen. Am 2. August nahm er Stellung in Oberdrainburg (Oberdrauburg) einige Meilen von Lienz, am 3. kam wirklich eine Deputation aus dieser Stadt, welche anzeigte, daß die Insurgenten bereit wären, sich zu unterwerfen. Der General glaubte, sich dem Orte nähern zu können, aber bald bemerkte er auf den Höhen eine große Anzahl bewaffneter Bauern; da sah er ein, daß er den Worten der Deputation nicht unbedingt glauben könne und war auf der Huth. Bald wurde auch seine Avantgarde angegriffen, aber der Kampf dauerte nicht lange, die Insurgenten wurden zurückgedrängt und der General drang in die Stadt. Doch da er sah, daß eine Pacifikation noch nicht möglich sey, und fürchtete, in Lienz eingeschlossen zu werden, verließ er am 11. Lienz und zog sich nach Klagenfurt zurück.

Wir gehen nun daran, Du Casse's Schilderung der Kämpfe in Oberkärnten wiederzugeben.

Die Insurgenten versuchten eine Bewegung in's Drauthal, um das Fort Sachsenburg zu blokiren und zu nehmen. Den 4. Oktober erhielt der Bataillons-Chef Morin (Moroni?), welcher in Sachsenburg mit seinem beiläufig 500 Mann starken Bataillon zurückgelassen worden war, Nachricht, daß die Tiroler, welche vordem nicht über Lienz hinausgekommen waren, sich durch's Gail- und Möllthal näherten. Er zog sogleich seine Vorposten ein und berichtete seinem Chef-General Rusca in Klagenfurt. Dieser wußte die Bewegung der Tiroler und ihre Absicht, Kärnten zu insurgiren, bereits. Er hatte dem General Julhien Befehl gegeben, nach Villach zu gehen, wo sich ein Bataillon von 500 Mann des ersten leichten italienischen Regiments befand, und gegen Sachsenburg zu marschiren, indem er ihn von Villach aus durch das istrische Bataillon souteniren ließ. Den 5. suchten die Insurgenten einen Posten der Garnison von Sachsenburg auf der Straße gegen Lienz gefangen zu nehmen, aber es gelang ihnen nicht. Den 6. benachrichtigte General Julhien den Bataillons-Chef Morin von seinem Anrücken und befahl ihm, eine Rekognoszirung gegen Greifenburg zu machen. Diese Rekognoszirung traf den Feind bei Steinfeld und hatte einen unbedeutenden Zusammenstoß. Abends kam General Julhien nach Sachsenburg mit dem Bataillone des ersten leichten Regiments, welches er am 8. gegen Greifenburg beorderte. Der Feind wurde an diesem Punkte angegriffen und mit Verlust zurückgeworfen, hätte aber den Rücken des Bataillons auf seinem Rückzuge durch eine starke Abtheilung

---

*) Die zweite Affaire ist indeß wenigstens bezüglich des Datums unrichtig angegeben, da nach Abschluß des Waffenstillstandes gewiß keine regulären Truppen mehr kämpften.

**) Hermann sagt Seite 231:

Während dem wurde in Kärnten, dem solche Schmach zu sehen erspart war, bei Sachsenburg gestritten. Dieser noch übrige feste Punkt hatte 2 Compagnien vom Regimente Johann Jellachich und Franz Karl, unter den Hauptleuten Graf Faverge und Vauquez, sammt dem nöthigsten Geschütze unter dem Major Albert v. Krapf vom Genie-Corps, als Commandanten erhalten. Schon am 22. Mai Abends erschien General Rusca mit 2500 Mann, 180 Pferden, 9 Feldstücken und 2 Haubitzen, von Villach und Spittal her auf den Höhen ob Lehndorf, vor der nicht ganz vollendeten und nur schwach besetzten Veste, stürmte den beherrschenden Sachsenberg und versprengte die dort gestandene Szluiner-Division in's Möllthal. Am 24. Mai wurde die Veste zwei Mal, mit Berufung auf das Schicksal jener zu Malborgeth und am Prediel, obwohl vergeblich aufgefordert. Mit großem Verluste mißlangen dem Feinde am 27. und 28. die Bestrebungen, auf den der Veste gegenüberliegenden sehr gefährlichen Lamprechtsberg Geschütz zu bringen, und die Brücke bei Gschuß wieder herzustellen. Der Feind zog sich nach diesen vergeblichen Versuchen wieder zurück, und die erhaltene Veste bot später dem FML. Chasteler Gelegenheit, aus Tirol ungehindert hervorzubrechen.

beunruhiget, wenn General Julhien nicht ein Detachement aus Sachsenburg hätte ausrücken lassen, um den Rückzug zu decken.

Den 9. kam General Julhien mit der Hälfte des Bataillons des ersten leichten Regiments nach Villach zurück, und ließ die andere Hälfte unter dem Commando des Bataillonschef Peraldi in Sachsenburg zurück, um Recognoszirungen zu machen, und die Insurgenten von Greifenburg zu vertreiben. Den 10. erfuhr man durch eine Recognoszirung, daß der Feind sich gegen Oberdrainburg (Oberdrauburg) zurückgezogen habe, aber in der Nacht besetzte eine Abtheilung der Insurgenten die Möllbrücke. Der Bataillons-Chef Levaldi (Peraldi) marschirte mit seinen 3 Compagnien auf der Hauptstraße dahin, während 2 Compagnien des 2. leichten sich gegen ein Corps wendeten, welches die Höhen zwischen den beiden Flüßen besetzt hatte. Nachdem die Truppen sich in der Nähe der Möllbrücke vereiniget hatten, versuchte man die Banden, welche verhinderten, die Brücke*) herzustellen, zurückzuwerfen, aber 500 Insurgenten besetzten einen zu gut verschanzten Posten, um sie daraus ohne zu großen Verlust zu vertreiben; man verzichtete darauf. Während dem war ein beträchtliches Corps von Rebellen über Gemünd (Gmünd) gegen Millstatt marschirt und warf die Posten bis gegen Treffen, in Norden von Villach, zurück. Die Bewegung nöthigte General Julhien, der inzwischen nach Villach zurück gekommen war, sie angreifen zu lassen. Sie wurden mit Verlust zurückgeworfen. Am selben Tage ließen sich Banden bei Spital und St. Hermagor im Süden von Spittal sehen.

Den 12. versuchten die Bataillonschefs Peraldi und Morin, da der Feind von Greifenburg verschwunden war, noch einmal die Möllbrücke herzustellen; Abtheilungen von Insurgenten waren zwischen den Flüßen postirt, sie wurden geschlagen, ließen Leute am Platze; aber doch blieb es unmöglich die Brücke herzustellen. Am Abend desselben Tages erhielt Peraldi Befehl, Sachsenburg mit seiner Compagnie zu verlassen, und sich mit den übrigen Truppen in Villach zu vereinigen. Der Rückzug geschah auf den Höhen am rechten Drauufer, die begegnenden Insurgenten wurden geschlagen nnd verloren sogar eine Kanone, der Commandant kam am 13. in guter Ordnung nach Paternian, wo er eine Compagnie fand, die General Julhien ihm entgegengeschickt hatte. Während diese 3 Compagnien des 1. leichten Regiments Sachsenburg verließen, besetzte ein Corps von Insurgenten Greifenburg, und zögerten nicht diesen Posten zu verlassen, um bei Lind eine nähere Position einzunehmen. Sachsenburg war nun so nahe als möglich blokirt. Sie wagten sogar den Major Barbieri zu umgehen, welcher sie mit einem Bataillone beobachten wollte, aber bei der Annäherung einer neuen Bande von 1500 Mann sich wieder nach Villach zurück ziehen mußte. Um diese Zeit übergab General Julhien, wegen zerrütteter Gesundheit außer Stand, diesen Krieg fortzusetzen, das Commando dem Obersten Moroni. Die Insurgenten, die indeß immer kühner geworden waren, wollten das Fort Sachsenburg, nachdem sie es zur Uebergabe aufgefordert, mit Sturm nehmen, aber der Versuch mißlang. Sie wurden zurückgeworfen und ließen 200 der Ihrigen am Glacis.

*) Es kommt nicht vor, wann sie abgetragen wurde.

Den 19. Oktober marschirten von Klagenfurt 8 Compagnien vom dalmatinischen Regiment, ungefähr 800 Mann stark, unter dem Befehl des Obersten Moroni, um Sachsenburg zu entsetzen. Während dem versuchten die Insurgenten einen neuen Sturm auf den Brückenkopf der Drau, der wie der frühere ausfiel. Den 20. kam Oberst Moroni nach Paternian und vereinigte sich mit dem Bataillon des ersten leichten Regiments. Die Brücke war wieder abgebrochen, man brauchte einen Theil der Nacht, um das, was davon geblieben war, wieder herzustellen. Den 21. marschirte Moroni nach Spittal; die ersten Tirailleurs der Insurgenten traf man in Molzbühel; aber ihre Hauptmacht war auf den Höhen, welche Spittal beherrschen, im Gefecht. Der Oberst ließ sie angreifen und brachte sie fast schon mit dem ersten Anrennen in Unordnung; dann setzte er seinen Marsch fort. An der Möllbrücke fand er noch Insurgenten, welche hartnäckigen Widerstand leisteten; allein sie wurden mit dem Bajonette zurückgeworfen.

Die Kolonne etablirte sich unmittelbar am Möllufer und nöthigte die Tiroler durch ihr Feuer, eine Position, welche sie am rechten Ufer besetzt hatten, aufzugeben. Sie flüchteten in Unordnung nach allen Richtungen, allein es war wegen Mangel an Material rein unmöglich, die Brücke wieder herzustellen. Die Garnison von Sachsenburg, welche die Draubrücke hergestellt hatte, machte einen Ausfall gegen Greifenburg und brachte eine verlassene Kanone. Oberst Moroni besprach sich von einem Flußufer zum Andern mit dem Commandanten des Fort's, und denselben Tag schon zeigten die Insurgenten, nachdem ihnen eine Verschanzung welche sie längs der Drau errichten wollten, mißlungen war, Schwanken und Entmuthigung. Der Oberst Moroni zog sich, da er von den Insurgenten, welche Gmünd besetzt hatten, im Rücken bedroht war, da er sich auch keine Lebensmittel verschaffen konnte und seinen Zweck, Sachsenburg zu entsetzen, erreicht hatte, nach Spittal zurück. Die Insurgenten besetzten ihre Posten von Greifenburg wieder. Den 23. griffen sie die Vorposten des Oberst Moroni an und wurden nach sehr lebhaftem zweistündigen Kampfe zurückgeworfen.

Den 24. erneuerten die Insurgenten, unterstützt durch 2 Kanonen, ihren Angriff auf die Höhen von Spittal. Oberst Moroni schickte dahin den Bataillons-Chef Peraldi; er selbst postirte sich an der Brücke. Doch da die Insurgenten Peraldi einen hartnäckigen Widerstand leisteten, so kam der Oberst mit einigen frischen Truppen zu Hülfe; durch die vereinte Anstrengung wurden die Insurgenten geworfen und eine Kanone genommen. Den 26. vereinten sich die 4 letzten Compagnien des 2. dalmatinischen Regiments mit dem andern Theile des Regiments. Die Insurgenten, in ihre Position Sachsenburg zurückgekehrt, setzten sich in Feistritz fest. Den 27. forderte ein Anführer, welcher den Titel Oberst Baron Lursheim (Luxheim) führte, das Fort zur Uebergabe auf. In Folge dieser Nachricht marschirte Moroni gegen Möllbrücken, wo er um Mittag anlangte, nahm, nachdem er einen provisorischen Uebergang über die Möll bewerkstelliget hatte, die Kranken und Verwundeten aus dem Fort, und kehrte sodann nach Spittal zurück. Durch den am 14. October unterzeichneten Frieden bekam die Sache eine andere Wendung.

Die Angabe (Seite 117), daß der Kapuziner Arlinger (Haspinger) mit den Tiroler Deputirten nach Villach zum Vicekönig kam, ist irrig, es war Pater Donay. Von

der Sendung des jungen Bataillons-Chefs Tascher an Hofer und dessen Zusammenkunft mit dem Kapuziner Arckinger? konnte ich in den mir zu Gebote stehenden Werken *) nichts finden.

Seite 245 berichtet Du Casse, daß der Bischof von Klagenfurt 3 kompromitirte Tiroler-Geistliche in einem insolenten Briefe von Broussier reklamirte und dafür eine analoge Antwort erhielt, von den Geistlichen aber der eine 5 Jahre lang eingesperrt, die beiden andern füsilirt wurden **).

Wir wollen gerne glauben, daß der edle Salm sich für die Unglücklichen verwendet, aber einen insolenten Brief schrieb der hochgebildete Mann gewiß nicht, eher läßt sich das von Broussier glauben ***).

* * *

17. Buch.

Das Wichtigste, was dieß Buch enthält, ist die Geschichte der Scheidung Napoleons von der Kaiserin Josephine. Da einige Umstände von der Erzählung Thier's abweichen, so dürfte es nicht ohne Interesse seyn, selbe hier kurz zu erwähnen.

Graf Tascher de la Pagerie, ein Adjutant und Verwandter Eugen's, kam von Eugen gesendet gegen Ende November 1809 nach Paris und hatte eben so wenig eine Idee von der beabsichtigten Scheidung als sein Chef. Als er sich dem Kaiser in den Tuilerien vorstellte, empfing ihn dieser mit den Worten: „Schickt dich Eugen um mich auszuspioniren?" Der Kaiser sah blaß aus und zeigte dem jungen Offiziere nichts von seinem sonstigen Wohlwollen. — Tascher war erstaunt und hatte kaum Geistesgegenwart genug zu versichern, dieß könne niemals seine oder des Vice-Königs Absicht seyn, er komme, um über seine Mission nach Tirol Bericht zu erstatten. — „Hast du deine Cousine (die Kaiserin) schon gesehen?" fragte hierauf Napoleon. — „Nein Sire" antwortete Tascher — „ich stieg eben aus dem Wagen, der mich im Hofe erwartet." Napoleon sprach dann lange über Staatsgeschäfte, und schickte ihn dann zu Josephine, welche ihren jungen Verwandten mit Thränen umarmte, und ihm die Absicht ihres Gatten mittheilte.

Als dann der Vicekönig vom Kaiser berufen nach Paris kam, verlangte er eine Zusammenkunft Napoleon's mit Josephine in seiner Gegenwart. Der Kaiser gab seine Zustimmung. Er stellte die Scheidung als eine Nothwendigkeit für die Erhaltung und Ruhe des Kaiserreiches dar, Josephine erwiderte, da es sich um das Glück Frankreichs handle, so müsse diese Betrachtung jede andere überwiegen, und sie sey bereit, sich für ihr Vaterland zu opfern. Dann aber rief sie, die Augen voll Thränen: „Wenn wir einmal getrennt sind, werden meine Kinder vergessen seyn. Machen Sie Eugen zum König von Italien, so wird meine mütterliche Zärtlichkeit beruhiget seyn, und alle auswärtigen Mächte werden ihre Politik loben." — Eugen unterbrach sie mit Lebhaftigkeit und verlangte, daß in dieser ganzen Angelegenheit von ihm nicht die Rede seyn dürfe. „Ihr Sohn" — fügte er hinzu — „würde niemals eine Krone wollen, welche der Preis Ihrer Scheidung wäre. Wenn Sie sich den Willen des Kaisers unterwerfen, dürfen Sie nur an sich allein denken." Napoleon sagte hierauf: „Ich erkenne Eugen's Herz, er hat Recht sich auf meine Zärtlichkeit zu verlassen."

Dieser schöne Zug, ganz dem edlen Charakter des Vicekönigs entsprechend, schien mir, da er meines Wissens sonst noch nicht verzeichnet ist, der Erwähnung werth.

(Werden fortgesetzt.)

Napoleon I. und die Pfarrer.

In dem Tagebuche von Las Cases (7. Band, S. 193) äußerte Napoleon sich über die Pfarrer, wie folgend: „Je aufgeklärter sie sind, desto weniger werden sie geneigt seyn, ihr Amt zu mißbrauchen. Ich würde daher verordnet haben, daß jeder Geistliche, außer dem theologischen Lehrcurs, noch einen über den Ackerbau, und über die Elemente der Medizin und der Rechtskunde machen sollte. — Man spricht gern von Dingen, die man weiß; die unterrichteten Diener einer Religion, welche ganz Menschenfreundlichkeit ist, würden also die Bauern über die Landwirthschaft, über ihre Arbeiten auf den Feldern unterhalten haben; sie hätten ihnen guten Rath bei Krankheiten, so wie gegen die Chikanen der Rechtsgelehrten geben können. Jedermann hätte dabei gewonnen. So wären die Pfarrer eine Vorsehung für ihre Zuhörer geworden, und da man ihre Pfründen gut dotirt hätte, so würden sie in Ansehen gestanden seyn; sie hätten selbst Achtung für ihr Amt gehabt, und Jedermann hätte sie geachtet. Sie hätten nicht die Gewalt der Feudalherren, aber ihren ganzen Einfluß gehabt. Der Pfarrer wäre der natürliche Friedensrichter, das wahre moralische Oberhaupt der Gemeinde gewesen; er hätte ohne Gefahr das Volk geleitet, denn er wäre abhängig von der Regierung, die ihn ernannte (!) und besoldete. Fügt man hinzu die nöthigen Prüfungen und das Noviziat, wodurch sich der Beruf gewissermassen verbürgt und die guten Anlagen des Geistes und des Herzens sich erproben müssen: so wird man geneigt zu glauben, daß ein solches Institut der Pfarrer in der Mitte der Völker eine moralische Revolution ganz zum Vortheil der Civilisation hätte hervorbringen müssen."

Wie viel Wahres und Beachtungswerthes liegt nicht in diesen Worten Napoleon's; wie viel von ihm zu spät Erkanntes, wenn gleich einiges die Grenzen der geistlichen Wirk-

*) Rapp: Tirol 1809, Innsbruck bei Rauch 1852, und Andreas Hofer und der Freiheitskampf in Tirol, Leipzig, Binders Kunstverlag; Schneidawind: Der Krieg: Oesterreich gegen Frankreich 1809.

**) Daß unter den beiden füsilirten Tiroler Geistlichen der Pfarrer von Virgen, Damaszen Sigmund und sein Kaplan Martin Unterkircher und dem auf 5 Jahre Gefängniß verurtheilten Prastowitz zu verstehen sey, geht aus dem Vergleiche des Obigen mit dem Handbuche hervor. Den Ausdruck, daß Salm an Broussier einen insolenten Brief geschrieben, läßt sich aus dem erklären, daß behauptet wird, er habe dem General auf eine verfängliche Weise zu erkennen gegeben, daß nach dem von Napoleon mit dem h. Vater abgeschlossenen Konkordate ein derlei Vorgehen gegen Geistliche ohne Vorwissen des betreffenden Bischofes untersagt war. Es scheint, daß die Begnadigung Praskowitz's in Folge dieses Briefes erreicht wurde.

***) Siehe Hermann's Handbuch der Geschichte von Kärnten, 3. Band 1. Heft von S. 240—259, zur Controle der Auszüge aus diesem und aus dem vorhergehenden Buche.

samkeit überschreitet und zu sehr in das Politische fällt. Immerhin, hätten ihn nicht die fortwährenden Kriege und zuletzt sein Unglück an der Ausführung seiner Entwürfe für die innere Staatseinrichtung gehindert, würde er bei Durchführung seiner projektirten Gemeindeordnung diese Grundgedanken im Ausbau dieses untersten Stockwerkes des Staatsgebäudes vor Augen gehabt haben.

In Illyrien hat man zur Zeit der französischen Occupation dieser freilich erst später ausgesprochenen Ansicht noch zu wenig Rechnung getragen: die Maires suchten ihren Einfluß mehr durch den Prunk einer angemaßten Begabung und dem seelsorglichen Einfluß oftmals feindseligen Gewaltherrschaft als durch jene patriarchalische Volksleitung geltend zu machen, daher die französische Regierung in den untern Schichten der Bewohner keine Wurzel fassen konnte, so sehr sie, besonders Anfangs durch die Vortheile des dem österreichischen Gebiete entzogenen und an sich gerissenen Transito-Handels des Orients nach Deutschland und Frankreich, durch jene Bevorzugung im Regime die Mittelclasse bestach und mit in ihr Interesse zog. H.

Das General-Kapitel der P. P. Kapuziner zu Klagenfurt im August 1732.

Die Abhaltung eines Generalkapitels im Orden der Mendikanten gehört unter die vorzüglichsten Aeußerungen der Lebenskraft desselben, und gab zugleich Gelegenheit zu Manifestationen von Seite der Laien, welche den Geist der damaligen Zeit beurkunden. Ein Akt dieser Art war die Ankunft des Kapuziner-Generals P. Hartmann aus Brixen zur Abhaltung des Generalkapitels zu Klagenfurt am 7. August 1732. Diese in Kärntens Hauptstadt noch nie stattgehabte Feierlichkeit machte die Aufmerksamkeit und Erwartung der Bewohner derselben im hohen Grade rege. Besagter P. General war an obigem Tage bei seiner Durchreise zu Völkermarkt vom Probste zu Tainach, Herrn von Dreer, und dem dortigen Clerus nicht minder von dem kärntnerisch-ständischen Sekretär Herrn von Linse mit allen Zeichen der Verehrung empfangen und bewillkommt worden. Der damals erkrankte ständische Burggraf (Johann Sigmund Graf von Thurn) sendete ihm eine mit 6 Pferden bespannte Carosse entgegen, welche zu besteigen ihn nebst zwei ständischen Abgesandten der Freiherr von Schneeweiß als Bevollmächtiger desselben einlud, und der 16 andere Wägen mit Herren der Provinz das Geleite gaben. Beim Völkermarkter Thore hatte sich die Bürgergarde der Hauptstadt in Parade aufgestellt, die ständischen Trompeter salutirten vom Thore herab, die Glocken läuteten, tausende von Zuschauern machten Spalier dem Wagenzuge, welcher an die Ecke des Baron von Gailbergischen (nun Priesterhaus) Gartens hinfuhr. Hier harrten die Ordensbrüder; begleitet von diesen und jenen Edlen betrat, das Crucifix voran, der P. General das Kapuziner-Kloster, während dem die Salven des schweren Geschützes von den Wällen ertönten. In der dortigen Kirche empfing der P. General die Huldigung seiner Mitbrüder und die Begrüßung seiner Begleitung, die er mit väterlicher Liebe und Demuth erwiderte. Die Bürger bedauerten, daß durch die erst später erwartete Ankunft des P. Generals ihnen die Gelegenheit benommen worden war, da dieselbe schon Vermittags erfolgte, ihren vorgehabten feierlichen Aufzug vollständig auszuführen; indessen sie brachten es ein, indem sie während der Dauer des General-Kapitels Abends vor der Kloster-Gartenmauer abwechselnde Musikchöre veranstalteten und den Beschluß desselben durch eine Tafel im Convente feierten, die ihnen auf 400 fl. zu stehen kam. Als Mecän bestritt Graf Leopold Ursini von Rosenberg die Kosten des fünf Wochen dauernden Kapitels. Der hiesige Convent bewahrt das Andenken dieser seltenen Feierlichkeit in eigener Beschreibung.

Eine ähnliche Reise unternahm im Jahre 1779 der Kapuziner-General P. Erhard von Rakersburg, Grand von Spanien erster Klasse, der, wie der „Beitrag zu den historischen Nachrichten S. 687 erzählt", am 14. August zu Innsbruck das General-Kapitel eröffnete. Auch ihm sendete der Gouverneur Graf von Taxis einen Gallawagen mit 6 Pferden, 2 Kammerdienern und 4 Bedienten entgegen; doch er wollte nicht einsitzen, sondern begab sich zu Fuß in seinen Convent, wurde jedoch von den Stadtbewohnern ebenso feierlich als vorhin sein Mitbruder zu Klagenfurt empfangen. Er war 68 Jahre alt und der dritte aus Deutschland, der in Rom diese Würde bekleidete. Am 13. Oktober besuchte er auch Wien, wohin er auf der Donau gelangte. Auch die Kaiserin Maria Theresia sendete ihm einen 6spännigen Hofwagen mit 4 Leiblakeien zum Landungsplatz entgegen; allein er dankte für die a. h. Gnade und zog mit seinen Reisegefährten, den Brüdern des Ordens, durch das „Schottenthor" in die Residenzstadt, wo ihn eine große Volksmenge bewillkommte. Ueber seine Rückreise durch Steier und Kärnten nach Rom finden wir keine weitere Aufschreibung; sicher war sie eine Fortsetzung ähnlicher Empfänge.

H.

Miszellen.

(Diözesan-Kunstverein in dem Linzer Bisthum.) Neben dem oberösterreichischen Kunstverein tritt hier (in Linz) ein Diözesan-Kunstverein in's Leben, der sich zur Aufgabe setzt: die Gründung eines Diözesan-Museums für christliche Kunstgegenstände in Linz; die Erforschung, Beschreibung und Abbildung vorhandener kirchlicher Kunstwerke zur Veröffentlichung; die möglichste Erhaltung und würdige Darstellung solcher Kunstwerke; die thunlichste Entfernung alles Unwürdigen und Unpassenden aus den öffentlichen Andachtsorten. Wir zweifeln nicht, daß der Linzer Diözesan-Kunstverein gleiche Umsicht und Energie entwickeln wird, wie der oberösterreichische Kunstverein und wünschen ihm das beste Gedeihen. (Allg. Ztg. vom 20. Okt. 1859, Nr. 293, S. 4781.) Wir setzen den Wunsch hinzu, möchte dieses Beispiel allenthalben, wenn auch nicht in vollster Ausdehnung, doch nach Kräften nachgeahmt werden!

(Encaustische Farbenstifte.) In einer Correspondenz der „Wiener Zeitung" aus Ofen, vom 12. Oktober, liest man hierüber Folgendes: „Ich freue mich, Ihnen von einer vaterländischen Erfindung berichten zu können, welche in künstlerischen und kunstliebenden Kreisen willkommen seyn wird, von der Erfindung unverlöschbarer Pastellstifte, um mit einem bekannten Schlagworte das Objekt zu bezeichnen, welches aber vom Erfinder den Namen „encaustische Farbenstifte" erhielt. Herr Johann Demetrovits in Temesvar hat diese Stifte schon vor einigen Jahren erfunden, und dafür 1854 bei der Industrie-Ausstellung in München eine

ehrende Erwähnung, 1855 in Paris eine Medaille erhalten, obwohl seine Erfindung damals noch weit van der jetzigen Vollkommenheit entfeent war. Aber unser gerhrter Landsmann wäre mit seiner Erfindung unbeachtet geblieben, und schwerlich würden diese Farbenstifte über die Temesvarer Bilderbogen hinaus einen Wirkungskreis gefunden haben, hätte ihn ein glücklicher Stern nicht zu unserm ausgezeichneten Genre-Maler Adalf Van der Venne geführt, der bald die praktische Wichtigkeit und Vielseitigkeit der neuen Farben erkannte, die wichtige Methode ihrer Anwendung festsetzte und zu weiteren Verbesserungen rathend an die Hand ging. — Die Stifte heißen encaustisch, weil das Bindemittel des Farbenstoffes Wachs ader ein wachsähnlicher Stoff ist, und ihr Hauptvorzug besteht in der Unverlöschbarkeit; wirklich kann man mit einem nassen Schwamm eben sa ohne Beschädigung über eine salche Zeichnung jahren, wie über ein Oelgemälde. Ein zweiter Vorzug ist die Durchsichtigkeit, welche daher gestattet, mehrere Töne übereinander zu legen, zu lasiren, und die Farben haben ferner eine Kraft, welche in Aquarell oder der alten Pastellmalerei nicht zu erreichen ist. Das interessanteste aber sind die gleichartigen Farbenpulver und ihre ganz eigenthümliche Anwendung. Die Schwierigkeit, die sogenannten Lokaltöne in größeren Partbien rein anzulegen, ist bekannt; hier trägt man etwas Pulver auf, verreibt dasselbe mit einem gewöhnlichen Wischer oder mit Baumwolle und erhält einen Ton, den kein Pinsel so rein und gleich darzustellen vermag. Es liegt aber auch nech ein weißer, vielmehr ungefärbter Stift vor; zeichnet man mit diesem, so nimmt diese Stelle kein anderes Farbenpulver mehr an und bleibt vollkommen weiß! Mit diesem nämlichen Stifte überreibt man aber nach Vollendung der Zeichnung die Schattenpartbien und ertheilt ihnen dadurch eine außerordentliche Kraft. — Die Vortheile dieser Farben liegen auf der Hand. Alles Coloriren geht mit demselben ungleich schneller, kräftiger vor sich, und das colorirte Blatt behält überdies die Farben unverwüstlich. Am überraschendsten ist die Anwendung auf Photographien; ein in dieser Manier colorirtes Photographie-Portrait ist von einem Miniaturbild kaum zu unterscheiden; auch haben mehrere unserer Photographen sich diese Manier bereits zu eigen gemacht. Besanders wo größere Flächen anzulegen sind, z. B. beim Coloriren von Landkarten leistet die Manier treffliche Dienste. Für Reisen aber sind diese Stifte und Pulver geradezu unübertrefflich, der umständliche Apparat der Oelmalerei, die Wasser-Kalamitäten des Aquarellisten werden durch dieselben ganz verdrängt werden. — Ich darf nicht verschweigen, daß die Pädagogik einen besonderen Gewinn von dieser Erfindung ziehen und Kindern wohl keinen andern Farbenkasten zum caloriren mehr in die Hand geben wird, da alle Mißhelligkeiten des nassen Pinsels bei diesen gegen Feuchtigkeit ganz unempfindlichen Farben wegfällt. In unserer permanenten Kunstausstellung sehen wir bereits Encaustica von Van der Venne's Hand, und hoffentlich wird derselbe diese auch dem Wiener Kunstverein zusenden."

(Die feste Rheinbrücke bei Köln.) Die „Köln. Ztg." berichtet die feierliche Eröffnung derselben am 8. Oktober d. J. und sagt: „Nun ist der Lieblingstraum eines Jahrtausendes erfüllt. Schon Julius Cäsar hatte die Wichtigkeit des dortigen Rheinüberganges erkannt und eine Holzbrücke daselbst gegründet. Kaiser Constantin der Große beschloß, die beiden Flußufer der Colonia Agrippina durch eine steinerne Pfeilerbrücke zu ersetzen. Daß der Bau wirklich begonnen wurde, darüber liegen Zeugnisse von Zeitgenossen vor; ob der angefangene Bau aber auch vollendet wurde, das ist zweifelhaft. Gegen die Ottonenzeit verschwindet jede Spur seines Daseyns. Seit dieser Zeit hat der Rhein das ganze Mittelalter hindurch eine feste Brücke bei Köln nicht getragen. Erst jetzt, da die Entwicklung des Eisenbahnwesens dem Landverkehr zwischen dem Westen und Nordosten von Europa eine nie geahnte Ausdehnung verlieh, eine ununterbrochene Schienenverbindung immer wünschenswerther ward, wurde auch das Projekt einer festen Ueberbrückung des Rheins mit größerem Ernste als je erfaßt. Nach langen und schwierigen Verhandlungen einigte man sich dahin, daß die Stadt Köln und die rheinische Eisenbahngesellschaft je einen unverzinslichen Zuschuß van einer Viertel Million Thaler zum Baufond gewährten, die Köln-Mindener Bahngesellschaft aber das weitere Bankapital im Betrage von vierthalb Millionen Thaler durch Prioritätsaktien beschaffte und der Staat die Garantie von 3½ Perc. Zinsen übernahm. Die Köln-Mindener Bahngesellschaft übernahm auch für ihre Rechnung und Verantwortlichkeit die Ausführung des Bauplanes, dessen Feststellung der Regierung überlassen wurde. Ursprünglich war die Absicht gewesen, eine hängende Kettenbrücke mit einem in der Mitte befindlichen beweglichen Schiffsdurchlaß zu errichten. Mittlerweile hatte aber England mit glänzendem Erfolge den Beweis geliefert, daß es möglich sey, feste Röhrenbrücken mit weiten Oeffnungen auch über größere Ströme zu legen, und sa den auf bloßen Hängebrücken nicht möglichen Uebergang von ganzen Eisenbahnzügen zu vermitteln. Dieses System wurde zunächst bei dem Baue der großen Nogat- und Weichselbrücken bei Marienburg und Dirschau in Anwendung gebracht, und eine fortgesetzte Prüfung führte zu dem Entschlusse, auch bei Köln von der früher beabsichtigten Kettenbrücke Abstand zu nehmen und eine Gitterbrücke zu wählen, welche gleichzeitig für den Uebergang von Eisenbahnzügen, wie für den gewöhnlichen Wagen- und Fußverkehr bestimmt seyn soll. Am 3. Oktober 1855 wurde der Grundstein zu der Brücke gelegt; am vierten Jahrestage dieses Aktes steht sie so weit fertig da, daß sie dem Verkehre übergeben werden konnte. Zur vollständigen Vollendung fehlt nur noch die architektonische Ausschmückung mit Thürmen und Portalen. Die ganze Länge der Brücke mit Einschluß der 20 Fuß starken Stirnpfeiler beträgt 1352 Fuß (um 220 Fuß weniger als die Prager Karlsbrücke.) Der nach Norden gelegene Theil der Brücke ist für die Eisenbahn bestimmt und trägt zwei Bahngeleise. Seine lichte Breite ist 24 Fuß. Der südliche Theil der Brücke ist für den gewöhnlichen Landverkehr bestimmt und hat zwischen den Gitterwänden eine Breite von 27 Fuß, wovon 16 für die Fahrbahn und 11 für etwas erhöht angelegte Fußwege zu beiden Seiten verwendet wurden. Die eigentlichen Brückenträger bilden schmiedeisene Gitterwände, die immer über je zwei Spannweiten ohne Unterbrechung fortgeführt sind, so daß jeder Gitterträger 660 Fuß lang und 27½ Fuß hoch ist. Die Eisenbahnbrücke hat zu jeder Seite zwei solche unter sich vereinigte Träger; während für die gewöhnliche Straßenbrücke auf jeder Seite ein einfacher Träger genügende Tragkraft gibt. Diese Brückenträger, zwölf an der Zahl, tragen die sämmtlichen Brückenbahnen mittelst eisener Querträger, auf welchen ein hölzerner Belag ruht. Die gesammte Eisenkonstruktion hat etwa 100,000 Ctr. Eisen erfordert. Die Schiffahrtsverhältnisse bedingten für die Unterkante der Eisenkonstruktion der Brückenbahnen eine Höhenlage von 53 Fuß, während die beiderseitigen Rheinufer auf 25—28 Fuß liegen. Hiedurch wurden weit ausgedehnte Auffahrten zur Brücke unvermeidlich. In Köln beginnt die Auffahrt am Fuße des Domes, geht theils mittelst einer massiven Rampe, theils mittelst eines Viadukts über den Frankenplatz, überschreitet die Straße am Frankenthurme und trifft an der Stadtmauer mit dem Viadukte der rheinischen Eisenbahn zusammen."

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 24. Sonnabend, den 19. November 1859

Das Jubiläum der „Carinthia."

Unser Blatt ist daran, im nächsten Jahre 1860 das Jubiläum seines Bestehens zu feiern. Unser Hochwürdigster, für alles Gute und Schöne, für Literatur und Kunst in der Heimath eingenommene Oberhirt, fürstliche Gnaden, hat diesem Moment seine besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und, um auch seinerseits dem Blatte die Fortdauer zu sichern, nachstehenden Aufruf an die hochwürdige Geistlichkeit erlassen, woraus sich die richtige Auffassung der Tendenz für Alle, die es lesen und an demselben theilnehmen, ergibt:

An den Hochwürdigen Clerus der Gurker Diözese!

Das vaterländische Wochenblatt „Carinthia" tritt ehestens in das fünfzigste Jahr seines Bestandes — vorausgesetzt, daß es jene Theilnahme findet, welche dessen Erscheinen im Jahre 1860 zu sichern vermag. Während an anderen Orten oft mit großer Mühe ein heimathliches Blatt gegründet wird, handelt es sich in Kärnten um die Forterhaltung eines seit einem halben Jahrhunderte bestehenden, das gar viele vortreffliche Leistungen aufzuweisen vermag. Diese Forterhaltung aber ist nicht nur möglich, sondern auch vortheilhaft, wenn der hochwürdige Clerus sich sowohl durch literarische Arbeiten, als auch durch Abnahme daran betheiligt, und der Zeitschrift jene Richtung gibt, welche sie für Priester und Laien interessant und belehrend macht. Ich habe bereits von vielen Priestern dieser Diözese Aufsätze gelesen, welche deren vorzügliche Befähigung für prosaische und poetische literarische Produkte, für stylgewandte lebhafte Schilderungen, naturhistorische und physikalische Referate u. dgl. beurkunden, so daß ich mit wahrer Befriedigung die Ueberzeugung aussprechen kann, daß die Diözese hierin den Vergleich mit irgend einer andern nicht zu scheuen habe. Wenn sich diese Kräfte mit einander vereinigen, um ihr n Mitbrüdern und Landsleuten eine Lektüre zu bieten, welche sie belehrt über die Ereignisse und Vorkommnisse des Vaterlandes, über dessen kirchliche und Naturschätze und über das, was auch nur in entfernter Beziehung zu demselben steht, aber Belehrung im leichtfaßlichen Gewande bringt, dann ist nicht nur die fernere Existenz einer dem Vaterlande ehrenvollen Unternehmung gesichert, sondern dieselbe erhält auch eine Richtung, welche uns im Interesse unserer seelsorglichen Aufgabe erwünschlich ist.

Im Laufe eines Jahres ereignet sich im kirchlichen, staatlichen, gemeindlichen und Familien-Leben so Vieles, dessen Bedeutung weit über die Grenzen des Jahres hinausragt, und sich daher für eine periodische Schrift eignet, die eben, weil sie kein Tagblatt ist, die Aufgabe hat, nicht für schnelle, aber für bleibend werthvolle Mittheilungen zu sorgen. Unser Vaterland hat der Naturschönheiten und Schätze so viele, deren Beschreibung der Mit- und Nachwelt Genuß und Belehrung bietet. Unsere Kirchen sind reich an Alterthums- und Kunstschätzen, die, wenn auch schon manchmal beschrieben, dennoch wieder in neuer lebensfrischer und belehrender Darstellung neuen Reiz gewinnen. Unsere Burgen, die an Zahl und Schönheit mit denen jedes andern Landes wetteifern, sind die Erinnerungszeichen einer reichhaltigen Geschichte, und bieten dem wahren Volksschriftsteller Anlaß zu ebenso interessanten als lehrreichen Darstellungen. Unsere Volksgebräuche, Spracheigenthümlichkeiten, Ortsnamen u. dgl. geben Stoff zu fesselndem Studium sowohl, als zu belehrender Unterhaltung. Sind hiemit einige das engere Vaterland berührende Stoffe für die literarische Theilnahme an der „Carinthia" angedeutet, so soll mit diesen Andeutungen weder die Grenze für die vaterländischen Stoffe bezeichnet, noch weniger aber gesagt seyn, daß sich diese Mittheilungen nur innerhalb des vaterländischen Kreises bewegen dürfen. Als Söhne der katholischen Kirche, als Bürger eines großen Kaiserreiches, als Freunde wahrer (nicht an Grenzmarken gebundener) Bildung haben wir ein weiteres Feld für derartige literarische Arbeiten, deren gemeinsames Bindungsmittel dennoch der Name „Carinthia" bleiben kann, weil er das Land bezeichnet, dessen geistigem Wohle die gesammelten Geistesprodukte gewidmet sind.

Möge also das vaterländische Blatt mit neuer Frische und Lebenskraft in sein Jubeljahr eintreten, geschützt durch gemeinsame Theilnahme, und möge es erbauend, belehrend, anregend, mittheilend wirken im Vaterlande und hinaus über die Marken desselben als Zeuge geistiger Kraft, harmonischen Zusammenwirkens und veredelnden Strebens. Hiezu ist es aber Vorbedingung, daß diejenigen, die durch Abnahme es unterstützen, oder durch literarische Theilnahme es fördern wollen, diesen Entschluß der Redaktion — deren Kräfte sich mit der vermehrten Arbeit auch vermehren werden — recht bald bekannt geben.

Klagenfurt, am 14. November 1859

Valentin,
Fürstbischof.

Indem wir diesen Aufruf an den einen Theil der heimischen Intelligenz veröffentlichen, finden wir damit auch an alle jene des Laienstandes, die uns bisher mit ihren Aufsätzen und Beiträgen bei Herausgabe der „Carinthia" so rühmens- und dankenswerth unterstützten, die gleiche Bitte um Fortdauer ihrer Hilfeleistung zu richten. Die Redaktion.

Herbstlieder.

1.

So ist's denn wieder Herbst geworden!
Die weiten Auen werden still,
Gleichsom gedrückt von banger Ahnung,
Des Scheidens traurigem Gefühl.

Ein Abschied ist's, ein groſser, schwerer,
Wohin das Aug' nur immer schaut, —
Was lebensfrisch im Lenz einst prangte,
Mit stiller Wehmuth ist's bethaut.

Und üb'rall ruft es: Scheiden, Scheiden!
Nichts bleibt von allem, was da blüht,
S'ist nur ein Traum, ein Regenbogen,
Deß Farbenglanz gar bald verglüht.

Wohl faßt das Herz die ernsten Worte,
Und leise bebend fragt es sich:
Dein Herbst, wann wird er wohl erscheinen?
Wann trifft das bitt're Scheiden Dich?

2.

Ich stand auf eines Berges Lehne,
Als fern der Abendsonnenschein
In abertausend gold'nen Strahlen
Durchschimmerte den Birkenhain.

Wehmüthig schwankten seine Zweige
Bei Herbstwind's rauhem Sturmeszug,
Der rings die dürren, gelben Blätter
Im tollen Reigen niedertrug.

Fort sausten sie die luft'gen Todten
Im bunten, hastigen Gewirr, —
Dereinst der schönste Schmuck der Fluren,
Der Hoffnung winkendes Panier.

So schwanden mächt'ge Nationen
Aus diesem kargen Erdenseyn,
Und was uns blieb von ihrem Walten, —
Ist fast die Kunde nur allein.

Drum zog's mir seltsam durch die Seele
Bei jenem Anblick des Vergeh'ns, —
Nur Eins gab Trost dem zagen Herzen, —
Die Hoffnung eines Auferstehn's.

3.

Auf einmal ist es ernst und schweigsam
Das alte Erdenhaus,
Die Schwermuth hängt bei jedem Fenster
Als Aushängschild heraus.

Die Gäste, Lenz und Sommer, nahmen
Die Wappen von der Wand,
Die Ros' im grünen Feld, die Aehre
Im Schild mit blauem Rand.

Und ihr Gefolge hat die Floggen
Allmälig abgeholt,
Und, ach, nahm auch die Blumenkränze,
Des Frühlings Minnesold.

Als Herold zog voraus die Schwalbe
Mit ihrem frohen Sang,
Doch sprach von Wiedersehens Hoffnung
Des letzten Grußes Klang. —

Ein schlimm'rer Gast ist eingezogen
In's stille Erdenhaus,
Und trieb des Sommers letzte Schranzen
Mit seinen Rüden aus.

Verlassen, einsam und verdüstert
Ist nun der Erde Raum,
In Schwermuth still versunken, bangend
In einem schweren Traum.

Nur manchmal will sie noch erglühen
Im Abendsonnengold,
Und lächelt freundlich mild, wie einer,
Der lieber weinen wollt'.

4.

Du, Herbst mit deinem stillen Sterben
Machst mir das Herz so weich,
Wenn zwischen dürrem Laub' ich schreite
Im stillen Waldesreich.

Da klingt aus jedem leisen Rascheln
Ein letztes Lebewohl, —
Ich mein' es treulich zu erwiedern, —
Das macht mein Herz so voll.

Und grüßt die Sonne noch im Scheiden
Den zweigumrauschten Ort,
Da zieht ein Lied mit gold'nem Segel
Aus seinem stillen Port.

Ist's Lust, ist's Leid, das mich beweget,
Das mir die Saiten rührt?
Das mir auf unerforschtem Pfade
Die Thrän' in's Auge führt?

Es ist die lange Lust, die scheidend
In Einen Strom sich drängt;
Es ist des Abschieds herbes Bangen,
Das mir die Brust beengt.

Und beide glühen eng verschmolzen,
Vom Hoffnungsschein verklärt,
Daß auferstehen wird der Frühling,
Die Schwalb' einst wiederkehrt.

So seyd ihr, meine Herbsteslieder,
Mir aus der Brust erblüht,
Der Wolke gleich, die milde leuchtend
Am Abendhimmel zieht.

Gustav Bogensberger.

Lebensbild aus der Vergangenheit.

Joseph Haydn.

(Das Kaiserlied*).

In einem kleinen Gemache, wie in einem Tempel stiller Häuslichkeit und Genügsamkeit, saß neben einem geöffneten Klavier an einem kleinen, mit Papieren und Notenheften bedeckten Tisch ein Mann, eifrig, wie es schien, mit Lesen beschäftiget. Er war nicht mehr jung, vielmehr, wenn man nur sein dünnes, weißes Haar, das in einzelnen Streifen über seine hohe gerunzelte Stirne niederhing, wenn man seine gebeugte Gestalt betrachtete, mußte man sagen, daß es ein Greis sey, ein Greis nahe am Rande der Siebenziger. Aber wenn er seine Augen von dem Papier erhob, wenn er sie mit einem Ausdruck seliger Begeisterung zum Himmel aufschlug, so flammte aus diesen Augen das Feuer der ewigen Jugend und der strahlenden Freudigkeit, und was auch das weiße Haar und die Runzeln auf Stirn und Wangen, und der gebeugte Rücken von den durchlebten Jahren und vom Greisenalter erzählen mochten, aus diesen Augen sprühte Jünglingskraft und Jugendmuth, und dieser Mann mit dem weißen Haar war nur von Außen ein Greis, innerlich war er ein Jüngling geblieben, ein Jüngling von feuriger Phantasie, mit der Kraft des Schaffens und Schauens begabt, wie nur irgend Einer.

Dieser Greis mit der Seele, dem Herzen und den Augen eines Jünglings, dieser Greis war Joseph Haydn, der große Musiker, dessen Ruhm damals (1797) schon die ganze Welt erfüllte, obwohl er noch nicht seine größten Meisterwerke, obwohl er noch nicht die „Schöpfung" und die „Jahreszeiten" geschrieben hatte.

Aber mit der Composition der „Schöpfung" war er doch heut schon beschäftigt**); das Gedicht, das man ihm aus England gesandt, und das sein würdiger Freund van Swieten in's Deutsche übersetzt hatte, lag vor ihm; er hatte es wieder und immer wieder gelesen, und allmälig schienen sich ihm die Worte zu Tönen zu verklären, allmälig vernahm er flüsternd und leise, dann immer voller, immer gewaltiger die Jubelstimmen des Himmels und der Erde, die er in seiner „Schöpfung" erklingen lassen wollte.

Noch hatte er kein Wort niedergeschrieben, nur gelesen, und im Lesen componirt und sich innerlich umrauscht gefühlt von den Melodieen, denen er nur noch Form und Maß geben mußte, um ein neues Kunstwerk zu schaffen. Und wie er so las und componirte, verwandelte sich der Greis immer mehr in einen Jüngling, flammte die Begeisterung immer freudiger in seinen Augen auf und verklärte seine Stirne und machte seine Wangen erglühen im Purpur der Freude.

„Ja, ja, es geht, es wird mir gelingen" — rief er auf einmal mit lauter voller Stimme. „Gott wird mir die Kraft geben, dies Werk zu vollenden, aber mit Gott muß es begonnen werden! Von ihm kommt die Begeisterung und die Kraft."

Und ganz unwillkürlich, ohne sich vielleicht dessen bewußt zu seyn, glitt Joseph Haydn von seinem Sessel auf seine Kniee nieder, und die gefalteten Hände und die strahlenden Augen zum Himmel erhebend, rief er: „O mein Herr und mein Gott, gib mir Deinen Segen und Deine Kraft, daß ich dies Werk, welches Dich und Deine Schöpfung preist, glücklich und würdig ausführe! Hauche den Worten, die ich Dich sprechen lasse, den Athem Deines Mundes ein, sprich durch mich zu den Menschen, und lasse meine Musik Deine Sprache seyn!"

Er schwieg, aber er blieb noch auf seinen Knieen und schaute mit andachtsvollen Blicken und gefalteten Händen noch immer zum Himmel empor. Dann erhob er sich langsam von seinen Knieen, und wie ein Verklärter oder Nachtwandler mit weit geöffneten Augen, die nichts sahen, schritt er, ohne zu wissen, was er that, zu seinem Klavier hin. Er glitt nieder auf den Sessel und wußte es nicht, seine Hände senkten sich auf die Tasten und schlugen volle Accorde, er hörte es nicht. Er hörte nur die tausend und tausend jauchzenden Engelsstimmen, die drinnen in seiner Brust ertönten, er hörte nur den Flügelschlag seiner eigenen Seele, die begeisterungsvoll sich aufwärts schwang zum Reiche der ewigen Harmonieen.

Immer voller und kräftiger tönte die Musik, die er den Tasten entlockte, bald schwoll sie auf zu mächtigem Jubel, bald senkte sie sich zu wehmuthsvollen Klagen und leisem Geflüster, dann wieder rauschte sie auf zu freudiger Lust. Jetzt mit einem lauten volltönenden Accord machte Haydn den Schluß und sprang mit jugendlicher Lebendigkeit von seinem Sitz empor.

„Das war die Vorrede" — sagte er laut — „jetzt geht's an's Werk!"

Mit einer hastigen Bewegung warf er den weiten, bequemen Hausrock von seinen Schultern und schritt rasch zu dem Spiegel hin, der über der Commode hing. Alles lag zu seiner Toilette bereit, der Diener hatte sorgsam Alles geordnet. Mit eiligen Händen schlang Haydn das spitzenbesetzte Halstuch um, und knüpfte vor dem Spiegel kunstgerecht die große Schleife, da legte er die silberverbrämte, lange Sammetweste an und zog darüber den braunen Rock mit den langen Schößen und den großen Perlmutterknöpfen. Dann griff er nach der Uhr, dem „silbernen Suppenzeiger", und wollte ihn eben in seine große Westentasche gleiten lassen, da fiel sein Auge auf das blaue, silbergewirkte Band, das noch vom letzten Kaiserbesuche her auf der Commode lag*).

*) Aus L. Mühlbach's: „Napoleon in Deutschland", 1. Band, 1. Lieferung, S. 47—57. Wir ersuchen, damit den einschlägigen Artikel in den Conversations-Lexikons zu vergleichen.

**) Haydn begann die Composition der „Schöpfung" im Jahre 1797, und schon Ende April 1798 hatte er sie beendet.

*) Haydn wurde bei seiner Anwesenheit in London einst zu Herrn Shaw, einem reichen und vornehmen Engländer eingeladen; dort fand er eine große Gesellschaft versammelt, die bei seinem Eintritte aufstand, ihn begrüßte und sich huldigend vor ihm verneigte. Jede der Damen hatte um ihren Kopf ein blauseidenes Band geschlungen, in welches mit silbernen Buchstaben der Name „Joseph Haydn" eingewirkt war. Der Hausherr aber trug den Namen an beiden Enden des Rockkragens mit feinen Stahlperlen eingestickt, daß es aussah, als ob er des großen Musikers Diener wäre und dessen Livrée trage. — Zuletzt bat Herr Shaw den Gefeierten um ein Andenken, und dieser gab ihm eine kleine Tabaksdose, die er kurz vorher um ein paar Gulden gekauft hatte; darauf erbat sich auch Haydn ein Andenken von der Hausfrau, die für

„Ich will's anlegen und mich damit schmücken am heutigen Festtag" — sagte Haydn lebhaft — „denn ich mein' doch, der Tag, an welchem man ein neues Werk beginnt, ist ein Festtag, und man darf sich dazu wohl schmücken mit dem Besten, was man hat."

Er befestigte mit raschen Fingern das blaue Band an seiner Uhr, hing es um seinen Nacken und ließ jetzt den „Suppenzeiger" in seine Westentasche gleiten.

„Wenn sie mich jetzt sehen würde, die schöne Mistreß Shaw", murmelte er leise vor sich hin, „wie würden da ihre wundervollen Augen leuchten, und welch' ein himmlisches Lächeln würde ihr schönes Engelsangesicht verklären. Ja, ja, ihr Lächeln will ich in Musik setzen, und es soll in hellen Tönen aus meiner „Schöpfung" wiederklingen. An's Werk! An's Werk!"

Er ging mit raschen Schritten auf seinen Schreibtisch zu, dann aber plötzlich blieb er stehen. „Halt", sagte er — „bald hätte ich die Hauptsache vergessen, meinen Ring! Wahrhaftig, über dem prachtvollen Uhrband meiner schönen Engländerin hätte ich beinahe den Ring meines großen Königs vergessen und es ist doch der Talisman, ohne den ich gar nicht arbeiten kann!"

Er ging wieder zu der Commode und öffnete ein Kästchen, um daraus einen Ring zu nehmen, den er an seinen Finger steckte. Mit einem freudigen Ausdruck betrachtete er die großen funkelnden Diamanten des Ringes. „Ja" — rief er — „ja, Du bist mein Talisman, und wenn ich Dich anschaue, meine ich, die Augen des Königs Friedrich leuchteten mir entgegen und blitzen mir Muth und Freudigkeit in's Herz. Drum kann ich auch nicht arbeiten, wenn ich Dich nicht am Finger hab'*). So, jetzt aber bin ich fertig und geschmückt, wie ein Bräutigam, der zu seiner Braut gehen will. Ja, ja, es ist auch so, zu meiner Braut will ich gehen, zur heiligen Cäcilia!"

Wie er jetzt wieder zu seinem Schreibtisch ging, nahmen seine Züge einen ernsten feierlichen Ausdruck an. Er wandte sich erst noch einmal dem Klavier zu und ließ die heilige Weise eines Chorals ertönen, dann setzte er sich rasch nieder, nahm das Notenblatt und begann zu schreiben. Wie mit Windeseile flog seine Feder über das Papier hin und Seite nach Seite bedeckte sich mit diesen wunderlichen kleinen Punkten, Strichen und Zeichen, die wir Noten nennen.

eine der schönsten Damen in England galt. Sogleich nahm Madame Shaw das Band aus ihrem Haare, und gab es Haydn zum Andenken, der es nur an seinen größten Ehrentagen zu tragen versicherte. — Als nach wenigen Tagen Haydn wieder Herrn Shaw besuchte, da zeigte letzterer ihm die Dose. Shaw hatte ein Futteral von Silber darüber machen lassen, auf welchem eine Leier zierlich eingegraben war, um die rings die Inschrift stand: „Ex dono celeberrimi Josephi Haydn." (Sieh' „Zeitgenossen". Dritte Reihe, vierter Band, Seite 2.)

*) Haydn hatte dem König Friedrich von Preußen sechs Quartette gewidmet und als Gegengeschenk von diesem einen kostbaren Brillantring erhalten. Diesen Ring trug Joseph Haydn seitdem immer, wenn er arbeitete, und es schien ihm, als ob sein Genius erst dann frei sich entfalten könne, wenn er den Ring am Finger trüge. (Sieh' „Zeitgenossen." Dritte Reihe. Band IV. S. 17.)

Und Haydn's Augen flammten und seine Wangen glühten, und ein himmlisches Lächeln umspielte seine Lippen, während er schrieb. Aber auf einmal stockte seine Feder und eine leise Wolke flatterte über seine Stirne hin. Irgend eine Modulation, eine Ausbiegung mochte ihm in dem eben Geschriebenen mißfallen, denn er überflog rasch mit den Blicken die letzten Zeilen und schüttelte leise den Kopf. Er senkte traurig sein Haupt und ließ die Feder aus seiner Hand gleiten. Dann auf einmal sprang er auf.

„Hilf mir, mein Herr und Gott, hilf mir" — rief er ganz laut, und mit zitternder Hast nahm er den Rosenkranz, der immer neben ihm auf dem Schreibtisch liegen mußte. — „Hilf mir" — murmelte er noch einmal, indem er unruhigen Schrittes auf- und abging, den Rosenkranz durch seine Finger gleiten ließ und leise ein Ave Maria vor sich hinflüsterte*).

Und dieses Gebet schien seine Wirkung zu thun, denn die Wolke verschwand von seiner Stirn und seine Augen flammten wieder auf im Feuer der Begeisterung. Er setzte sich wieder zu seiner Arbeit und fuhr fort, eifrig zu schreiben.

Heiliger Friede strahlte jetzt aus seinen Zügen und heiliger Friede herrschte rings um ihn in diesem stillen, kleinen Gemach.

Auf einmal ward dieser Friede und diese Stille durch ein lautes Geräusch, das von unten herauf ertönte, unterbrochen. Klagende, jammernde und angstvolle Stimmen ließen sich vernehmen, polternde Schritte kamen die Treppe herauf.

Haydn hörte noch immer nichts, er war im Flug der Begeisterung, vor seinen Ohren rauschten noch immer die göttlichen Harmonieen.

Aber jetzt ward die Thüre des kleinen Salons heftig aufgerissen und mit bleichem, angstvollen Gesicht eilte die Frau Doctorin herein, hinter ihr sah man die alte Magd Kathrinel und den alten Diener Conrad, neben der Frau Doctorin schlüpfte die Katze eilig in's Gemach herein, und von unten herauf vernahm man das laute, durchdringende Gekreisch eines Papagei's.

Haydn fuhr erschreckt aus seiner Begeisterung empor und starrte seine Frau an, ohne im Stande zu seyn, nur ein Wort, eine Frage auszusprechen. Es war etwas so Unerhörtes, nie Dagewesenes, von der Frau in seiner Arbeitszeit gestört zu werden, daß in der That etwas Unerhörtes, Fürchterliches geschehen seyn mußte. Und daß es so war, das las er auf dem Antlitze seiner Frau, auf den bleichen Gesichtern seiner Diener.

„Oh, Mann, armer, lieber Mann!" — jammerte jetzt die Frau Doktorin — „pack' Deine Sachen zusammen, denn es ist jetzt nicht Zeit zum Arbeiten und Componiren. Schreckliche Nachrichten hat der Sepperl mit heimgebracht aus der Stadt. Wir sind Alle verloren, ganz Wien ist verloren. Oh, oh, es ist fürchterlich, und ich sag' Dir, ich hab' eine grausame Angst!"

*) Haydn war immer ein sehr frommer, gläubiger Christ, „aber — sagte er selber — ich war nie so fromm, als während der Zeit, da ich an der „Schöpfung" arbeitete. Wollte es mit dem Componiren nicht so recht fort, so ging ich mit dem Rosenkranz im Zimmer auf und ab, betete einige Ave, und dann kamen die Ideen mir wieder. Täglich fiel ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, daß er mir Kraft zur glücklichen Ausführung dieses Werkes verleihen möchte." („Zeitgenossen" rc. S. 26.)

Und die alte Dame sank ganz gebrochen und zitternd auf einen Sessel nieder.

„Was ist's denn?" — rief Haydn — „was hat Euch denn Alle wieder so außer Euch gebracht? Sprich Du, Conrad, was hat's denn für Nachrichten gegeben?"

„Oh, Herr", jammerte Konrad, indem er mit gefaltenen Händen und schlotternden Knieen sich seinem Herrn näherte — „es ist Alles aus und vorbei. Oesterreich ist verloren. Wien ist verloren, und also sind wir auch verloren. Nachrichten sind gekommen von der Armee! Ach, was sag' ich, wir haben gar keine Armee mehr, Alles ist auseinander gesprengt, der Erzherzog Karl hat wieder eine Schlacht verloren, der Wurmser ist verjagt worden, und der General Bonaparte rückt mit seiner Armee auf Wien zu!"

„Schlimme und traurige Nachrichten freilich" — sagte Haydn achselzuckend — „aber das ist immer noch kein Grund zum Verzweifeln. Hat der Erzherzog eine Schlacht verloren, so ist das schon jedem Feldherrn passirt."

„Dem Bonaparte nimmer" — seufzte Conrad — „der gewinnt jede Schlacht und frißt jedes Land auf, das er haben will."

„Wir müssen einpacken, Joseph", sagte die Frau Doktorin — „müssen unser Geld, unser Silberzeug und vor allen Dingen Deine Kostbarkeiten vergraben und verscharren, daß diese Räuber und Menschenfresser, diese Franzosen, sie nicht finden! Komm'! komm', Mann, laß uns rasch an's Werk gehen, ehe sie kommen und uns Alles rauben!"

„Ruhig, Frau, ruhig", sagte Haydn milde, und ein sanftes Lächeln glitt über seine Züge hin. „Aengstige Dich nicht um unsere paar Kleinlichkeiten, und denk nicht, daß die Franzosen just deshalb nach Wien kommen wollen, um meine paar goldenen Dosen und Ringe zu holen. Wenn's ihnen um Brillanten und Gold zu thun wär', da brauchten sie ja nur, da sie doch einmal als Feinde kommen, sich die kaiserliche Schatzkammer zu öffnen und zu nehmen, was ihr Herz reizt!"

„Sie würden halt nix finden", rief Conrad. „Das ist's ja eben, Herr Kapellmeister, das ist's ja, daß der Staatsschatz leer ist. Es ist Alles fort, keine einzige Kron' und keine Diamanten mehr in der Schatzkammer."

„Na, und wo ist's denn geblieben, Du Narr?" fragte Haydn lächelnd.

„Fortgebracht nach Preßburg, Herr! Ich selbst hab' die Wagen gesehen, Soldaten ritten voraus, und Soldaten hinterher. Alle Straßen, alle Plätze waren voll Menschen, und einen Aufruhr hat's gegeben und ein Zetern und Heulen, und endlich ist alles Volk desperat worden und hat geschrieen und gebrüllt, daß sollt' Frieden gemacht werden, damit die Franzosen nit kommen und Wien in'n Klump schießen."

„Das sind freilich schlimme Nachrichten" — seufzte Haydn, sein Haupt schüttelnd — „schlimmer, als ich dachte! Das Volk in Aufruhr, die Armee geschlagen und der Feind im Anmarsch auf Wien! Aber verzagt doch nicht, seyd muthig und standhaft, Kinder, und laßt uns auf Gott vertrauen und auf unsern braven Kaiser. Die Beiden werden uns nimmer verlassen, die werden Wien behüten und beschirmen, und werden's nimmer dulden, daß auch nur ein Stein von seinen Mauern genommen werde."

„Ach, rechne nicht auf den Kaiser, Mann!" klagte die Frau Doctorin. „Das ist ja eben die schlimmste Nachricht, und daraus eben kann man ja sehen, daß Alles verloren ist, denn der Kaiser hat uns verlassen!"

„Wie?" rief Haydn, und ein Ausdruck edlen Zorns flammte in seinen Zügen auf. „Wie, man wagt es, unsern Kaiser so schmählich zu verleumden? Man wagt es zu sagen, daß der Kaiser seine Wiener verlassen sollt', wenn sie in Gefahr sind? Nein, nein, der Kaiser ist ein braver Mann und ein treuer Fürst, er wird Glück und Unglück mit seinem Volk theilen! Ein guter Hirt verläßt nicht seine Heerde, und ein guter Fürst nicht sein Volk!"

„Aber der Kaiser hat uns verlassen", sagte Conrad — „es ist wahr, Herr! Ganz Wien weiß es, und ganz Wien heult und jammert darüber! Der Kaiser ist fort, und die Kaiserin auch, und die Kaiserkinder auch! Alles fort und davon nach Preßburg."

„Fort! Der Kaiser fort!" murmelte Haydn schmerzvoll und eine tiefe Blässe bedeckte auf einmal seine Wangen. „O armes Oesterreich, armes Volk, dein Kaiser hat dich verlassen — ist von dir geflohen!"

Er senkte traurig sein Haupt und schwere Seufzer hoben seine Brust.

„Siehst jetzt ein, Mann, daß ich recht habe?" fragte seine Frau. „Ist's Phrase, daß es die höchste Zeit ist, an unser Hab und Gut zu denken, und unsere Sachen zu verpacken und zu vergraben?"

„Nein", rief Haydn, rasch sein Haupt wieder erhebend — „nein, es ist jetzt nicht Zeit, an uns zu denken und für unser elend Hab und Gut zu sorgen. Der Kaiser ist auf der Flucht, das heißt, der Kaiser ist in Gefahr, und so müssen wir als treue Unterthanen für ihn beten und auf unsern Herrn und Kaiser all unsere Gedanken und Wünsche richten. In den Stunden der Gefahr muß man nicht kleinmüthig sein Haupt zur Erde senken, sondern sein Auge zu Gott empor heben und auf ihn hoffen und vertrauen. Was wollen die Wiener verzweifeln und schreien! Singen und beten sollen sie, damit der Herrgott da oben ihre Stimme vernehme, singen und beten sollen sie für ihren Herrn und Kaiser, und ich will sie's lehren!"

Mit hochgehobenem Haupt und stolzem Schritt ging Haydn zu seinem Klavier hin, und seine Hände legten sich auf die Tasten und begannen leise eine einfache choralartige Melodie zu spielen, dann aber trat die Melodie stärker und kräftiger hervor, dann leuchtete es höher auf in Haydn's Angesicht, und seine Lippen öffneten sich wie von selbst, und mit begeistertem, schallendem Ton sang er Worte, die er nicht kannte und nicht wußte, Worte, die ihm mit der Melodie aus der Seele quollen. Halb Gebet, halb Siegeslied war die Melodie, und unschuldiges, schlichtes Kindergebet waren die Worte, die von seinen Lippen strömten und die also lauteten:

„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!
Lange lebe Franz der Kaiser
In des Glückes hellem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeerreiser,
Wo er geht, zum Ehrenkranz!
Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Tiefe Stille war eingetreten, während Haydn sang, und als er jetzt mit einem festen, mannhaften Accord schloß und sich umschaute, da sah er, wie sein Weib, überwältigt

von Rührung und Andacht, auf ihre Kniee gesunken war mit gefalteten Händen, die Augen gegen Himmel gewandt, und hinter ihr kniete die alte Kathrinel und der Conrad, und zwischen beiden stand die große Katze und lauschte auch, und auch der Papagei da unten schien zu lauschen auf das neue Lied, denn auch er war still geworden.

Ein köstliches Lächeln flog über Haydn's Antlitz hin und machte es wieder jung und schön. „Jetzt singt mit mir, Ihr Alle Drei", sagte er — „singt laut und fest, damit Gott uns hört. Ich sang von vorne an und Ihr sollt mitsingen.

Er schlug kräftig auf die Tasten, daß die Saiten klirrten und tönten, und begann auf's Neue zu singen: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" und hingerissen von der einfachen schönen Weise stimmten die beiden Frauen und der alte Diener mit ein in das Lied und in die schlichten, kunstlosen Worte.

„Und jetzt" — rief Haydn eifrig, als das Lied zu Ende war — „jetzt will ich die Melodie gleich aufschreiben und die Worte darunter setzen und dann läufst Du damit zum Hofrath van Swieten hin. Er soll noch ein paar Verse dazu machen! Und dann wollen wir's abschreiben lassen, so oft wir können, und in allen Straßen wollen wir's ausstreuen und auf allen Plätzen wollen wir's singen lassen, und wenn die Franzosen wirklich nach Wien kommen, so soll ganz Wien sie empfangen mit dem Jubellied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" Und Gott wird unser Lied hören und wird gerührt werden von unserer Liebe, und wird ihn uns zurückführen, den guten Kaiser Franz!"

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit jugendlicher Hast die neue Melodie auf. „So" — sagte er dann — „nimm das, Conrad, und trag's zum Hofrath van Swieten, bring' ihm mein Kaiserlied. Oh, ich mein' immer, es muß dem Kaiser Glück bringen, und darum schwör' ich, daß ich's spielen will alle Tag', so lang ich lebe, dem Kaiser soll allzeit mein erstes Gebet gelten*). Und jetzt lauf, Conrad, und laß den Herrn Hofrath das Lied dichten, und Ihr Weiber geht hinaus. Ich fühl' jetzt, wie die Gedanken in meinem Kopf brennen, wie die Melodieen aus meinem Herzen hervorströmen wollen! Das Lied hat mir erst die rechte Begeisterung und Weihe gegeben, und jetzt will ich mit Gott und meinem Kaiser meine „Schöpfung" beginnen! Ihr aber verzagt und verzweifelt nit, und wenn Euch gar so bang wird, so singt mein Kaiserlied und es wird Euch Muth und Trost in's Herz rufen, Euch und allen Oesterreichern, die es singen werden! Denn nicht für Euch allein, sondern für Oesterreich hab' ich mein Kaiserlied gesungen, und ein Lied soll es seyn für das ganze österreichische Volk!"

*) Haydn hielt Wort und spielte seitdem täglich sein Kaiserlied, ja es war das letzte, was er spielte kurz vor seinem Tode; am 26. Mai 1809 spielte er dreimal hintereinander sein Lied, vom Klavier mußte man ihn in's Bett tragen, das er nicht wieder verließ. Am 31. Mai starb er. Als Iffland ihn im Jahre 1807 besuchte, spielte Haydn ihm zum Abschiede auch sein Kaiserlied: „Gott erhalte Franz den Kaiser!" vor. Dann blieb er noch einige Augenblicke vor dem Instrumente stehen, legte beide Hände darauf und sagte mit dem Ton eines ehrwürdigen Patriarchen: „Ich spiele dieses Lied an jedem Morgen und oft hab' ich Trost und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. Ich kann auch nicht anders, ich muß es alle Tage einmal spielen. Mir ist herzlich wohl, wenn ich es spiele, und noch eine Weile nachher." (Sieh „Theater-Almanach." Herausgegeben von Iffland. Jahrgang 1811. S. 181.)

Studentensitten in der jüngst abgewichenen Zeit*).

Eine Gepflogenheit früherer Tage, die nicht ohne Nachwirkung auf die Sitten der Studirenden blieb, war die der Disputationen. Es war der letzte Nachhall aus den Jesuitenzeiten, wo solche öffentlich über die angeschlagenen Thesen aus der Philosophie, sowohl ihrem engeren und eigentlichen Kreise, wie aus der Physik gehalten wurden, ja auch Beflissene höherer Klassen die der mindern auf Privatdisputationen forderten. Professor Bonaventura Häfele hatte am 10. September 1812 aus dem Fache der Physik eine solche öffentliche Disputation veranstaltet, bei welcher der Präsident Graf von Enzenberg, ein in demselben tief eingeweihter Gelehrter, oppugnirte, welche jedoch nachhin keine Nachahmung fand. Der Corporationsgeist des Studententhums schwand immer mehr aus den Hörsälen und Wohnungen, damit aber auch die frühere Philisterjagd und manche Unsitte, und wir erinnern uns aus eigener Erfahrung nur zweier Eigenthümlichkeiten, welche im ersten Jahrzehende unseres Säculums noch beibehalten waren, nämlich, daß Philosophen den Titel „Herr" erhielten, nicht Schüler, sondern „Hörer" hießen, und zu ihrer mehreren Distinktion vor den Gymnasiasten Stöcke, damals spanische Röhre, trugen. Das „Herr" allein erstreckte sich gleichsam nachsichtsweise auch auf die Humanioren. Bei dem damals noch allgemeinen Gebrauche, daß die Grammatisten Hörer der Philosophie zu Hofmeistern und Instruktoren hatten, war jene Auszeichnung nicht ohne Nutzen. Der Wirthshausbesuch, das Nachtschwärmen und insbesondere das Tabakrauchen gehörte zu verpönten Unarten, und erstere hatten nicht selten das Unterstecken in das Militär zur Folge. Uebrigens herrschte noch eine allgemeine Gläubigkeit unter den Studenten auch der Philosophie; Religions- und kirchenfeindliche Ansichten, frivole Grundsätze und Aeußerungen galten als Ausnahme und wurden nicht sowohl von den Professoren und der Direktion. als von der Elite der Studirenden geahndet; Schleichwege, niedrige Angebereien und perfide Handlungen an den betreffenden Individuen mit dem Verdikte „Schöb" (das uralte Schabab, Auswurf, Scheusal; so Hanns Sachs) bestrafet und sie gleichsam ehrlos gemacht. Die Schule ging übrigens gleichen Schrittes mit der Wissenschaft im Allgemeinen. — —

Den Geist, die innere Bewegung und Lebenskraft der Lehranstalt zu Klagenfurt betreffend, (eine andere kann ohnehin nicht in Betrachtung kommen) müssen wir natürlich

*) Aus dem letzten unter der Presse befindlichen Hefte von H. Hermann's „Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten in Vereinigung mit den österr. Fürstenthümern (Geschichte Kärntens vom J. 1835 bis 1856 oder der neuesten Zeit.)"

die beiden Perioden vor und nach dem Jahre 1808 unterscheiden. Die erstere Periode stellt uns zwar in Hinsicht der Lehrkräfte ein ungleichartiges Ganze dar, doch wir müssen aus treuen Erinnerungen gestehen, daß bei der Mehrzahl in ihr Fach tief eingeweihter, jugendfreundlicher Lehrer das Gymnasium ein guter Geist durchwehte. Professor Kos, ein Freund buchstäblichen Auswendiglernens der versifizirten Sprachregeln des Lateins: Quae maribus etc. der Simplicium logos etc. (und der Wurzelwörter das ganze Alphabet auf- und ab) taugte freilich mehr für die sogenannten Stecher, d. i. jungen Leute vom Lande, eisernen Fleißes und treuen Gedächtnisses, die in den untern Schulen gewöhnlich mehr Glück machten, mitunter dann oben, wo es das Urtheil galt, zurück blieben; Ludwig und P. Wendelin aber lehrten mit Geist und betrieben das classische Studium nach den vorliegenden Mustern durch das Uebertragen auf die eigene Bearbeitung nach dem Genius der Sprache; P. Didacus, wenn auch minder freundlich in Manieren, war ein feuriger Redner und liebte selbst im Deutschen eine elegante Ausdrucksweise, so wie auch Canduci von seinem Fache begeistert war. Rotter war ein steifer griechischer Grammatikalist. Minder griff P. Franz Paul als Präfekt in den Lebensorganismus der Anstalt ein; wir anerkannten in ihm nur das beherrschende Prinzip, ohne von seinem Lichte erleuchtet, von seiner Liebe erwärmet zu werden. Auf unser häusliches sittliches Leben nahm die Lehranstalt wenig Einfluß. Es waren harte Zeiten des Krieges und der Noth, welche Eltern und Schüler beten gelehrt hat; es herrschte noch der mehr patriarchalische Geist der Demuth und Folgsamkeit gegen das Alter, das Gesetz; jenes Geheimniß, in welches man nach dem Beispiele der Jesuiten damals noch die Hierarchie der Erziehung, selbst die Wissenschaft hüllte: Perücke und Zopf, Kutte und Talar, flößten uns Buben noch Ehrfurcht ein, und unsere Ausartungen waren mehr jugendlicher Muthwille, Spiel- und Raufsucht, so daß Balgereien mit den Lehrjungen der damals bestandenen Seidenfabriken und Handwerker auch im größeren Maßstabe keine Seltenheit waren, wobei die chirurgischen Eleven den Musensöhnen als Genossen des nämlichen Schulhauses treulich beistanden. Kegelspiel und Steinbier, im Winter Karten-, Brettspiel und bei der, in den Tagen eines Spieß, Meißner und all der vielen Ritterromane, da selbst auf der Schaubühne ihr Gepolter alltäglich war, vorherrschenden Beliebtheit dieses Faches, Kampfspiele im Zimmer und auf dem Plan des gesügigen Schnees, mitunter Haustheater und selbst Polichinellen, wozu uns Alois von Pheilheim lud, und die wir nach Kräften nachahmten, waren unsere Erholungen.

Mit der Einführung des Benediktinerordens in die Hallen Minerva's und der einheitlichen Leitung konnte vieles Gute erwartet werden, und wir müssen gestehen, der Präfekt P. Ambros Eichhorn war mit seinen Professoren ganz der Mann, diese Hoffnungen zu erfüllen. Die Behandlungsweise der Jesuiten schwebte ihm als Muster vor: die Jugend sollte durch Uebungen und Produktionen verschiedener Art, durch den fortwährenden Umgang mit den Lehrern für Wissenschaft und Ordnung gewonnen, mit Achtung und Liebe zu ihren Vorgesetzten erfüllt, von verderblichen Zerstreuungen abgehalten und für das Leben vorgebildet werden. Die Prüfungen des zweiten Semesters waren öffentlich und wurden in der Schulkapelle abgehalten; ebenso die Verlesungen mit allem Aufgebote von Feierlichkeit, deutschen und lateinischen Reden der erlesensten Schüler, bei voller Theilnahme des vielfach mitinteressirten Publikums unter Trompeten- und Paukenschall. Auch war damals noch das Aufsteigen der Professoren in den 4 Grammatikalschulen mit ihren Schülern beibehalten, welche Gepflogenheit Lehrer und Schüler näher und inniger an einander knüpfte. Bereits im ersten Schuljahre, in dem von 1808, führten wir ein Schuldrama auf, und so ging's fort bis zum Jahre 1813, wo das Kriegsdrama jede andere Vorstellung weit hinter sich ließ. Eichhorn hatte den ganzen Ernst der Zeit erfaßt, und im Jahre 1808 schon bei Errichtung der Landwehr die Studenten animirt; als aber der Magistrat bei der Rekrutirung die heilige Schaar decimiren und mehrere aus ihr abstellen wollte, da stellte auch er sich wie ein schützender Genius vor dieselbe hin und rief, sobald der Commissär mit dem Schulkataloge in der Hand die zweitklassigen sich heraus zu erlesen Miene machte: „Sind alle meine lieben (liaben) Schüler“ so viel: „ich gebe keinen heraus.“ An Recreationstagen sah man häufig die Professoren mit den Studenten Excursionen machen, ihre Namenstage waren Freudenfeste. Es war am 24. Juni 1808, da schiffte sich unsere ganze Klasse auf einem Dreimaster des Lendkanals mit dem Professor (nachhin Präfekt) Johann Bapt. Manhart ein, und wir fuhren nach Maria Werd, wechselnd in Gesang, Deklamationen oder sonstigen frohen Ergießungen. Was nachhin, nachdem Eichhorn abging und starb — gehört nicht mehr in diese Erinnerungen; nur so viel, die Zeiten haben sich geändert, die alten Gemüthlichkeiten, der Frohsinn, die Kindeseinfalt und Jugendfrische — wo sind sie? ruft Mancher aus!

Eine Wiederholung nach fünfzig Jahren.

Es gehört unter die auffallenden Erscheinungen auf dem Felde der Geschichte, wenn ohne eigentlichen Zusammenhang der Ursachen, nach einer Reihe von Jahren auf der gleichen Stelle, sey es auch bei veränderten Umständen, die nämlichen Standespersonen mit einer Handlungsweise hervortreten, welche sich gleichsam in der früheren spiegelt. So lasen wir im Blatte Nr. 20 der heurigen „Carinthia“, daß Napoleon seinem Stiefsohne Eugen unterm 10. Mai 1809 von St. Pölten aus schrieb: Der Bischof von Udine habe sich gut österreichisch benommen; wenn das alles wahr sey, was man davon sage, solle Eugen ihn 24 Stunden nach Empfang des Briefes erschießen lassen. Eugen fand ihn, wie er Napoleon am 24. Mai von Friesach aus antwortete, zwar nicht so schuldig, doch er hatte Mühe, ihn zu rechtfertigen und das angedrohte Schicksal von ihm abzuwenden. — In der Allgemeinen Zeitung vom 1. November 1859, also ein halbes Jahrhundert darnach, lesen wir Seite 4974 unter der Signatur Wien den 26. Oktober: „Der Bischof von Udine, ein ebenso energischer als geistvoller Prälat, ist der erste venetianische Kirchenfürst, der es wagt, seine Diözesanen von den Umtrieben der piemontesischen Umsturzparthei zu warnen. Bei den im Venetianischen herrschenden Zuständen gehört in der That zu einem derartigen Auftreten ein gewisser Muth u. s. f.“ Wir können nur wünschen, daß dieses letztere mit einem besseren Erfolge gekrönt werde, als es das frühere des gleichen Würdenträgers, wenn auch in einer andern Person, vor einem halben Säculum gewesen war.

H.

Die Vermehrung der Bäume.

Wenn der Zweck der Zeitungslektüre ein doppelter ist: „Befriedigung der Wißbegierde und Belehrung zu praktischer Nachahmung“ so finden wir in Nr. 308 der Allgemeinen Zeitung vom 4. November d. J. S. 5026, einen beachtungswerthen Artikel aus Baiern mit der Anzeige: München, am 2. November. „Wie die Ausbreitung der Thierschutzvereine, so zeigt auch die größere Sorgfalt, welche man z. B. den Bäumen heutzutage angedeihen läßt, für eine liebevollere Umfassung der Natur und ihrer Creatur (sind Natur und Creatur nicht gleich? solche Wortklänge mahnen an Vogt und Consorten), die in unserer Zeit zur Geltung gekommen ist — aber auch für eine bessere Erkenntniß unseres Vortheils. Ich will nur im Vorübergehen an die Aufmerksamkeit und Pflege erinnern, die man seit einigen Jahren besonders hier in München, wo es auch besonders noththat, der Baumwelt widmet, denn die mächtigen Kiesplätze unserer Stadt gewährten einen ebenso traurigen Anblick, als die baumlosen Flächen in der Nähe von München, während jetzt überall Alleen entstehen, die ganze Stadt beinahe von Baumgruppen eingefaßt ist, und die neue Maximiliansstraße, die rasch ihre prächtigen Bauten emporsteigen sieht, ein wahrer Lustgarten zu werden verspricht, der zur wirklichen Naturschönheit München's — zu den Ufern der brausenden Isar führt. Auf der andern Seite hat aber diese Fürsorge einen außerordentlich wichtigen volkswirthschaftlichen Zweck, und es ist daher erwähnungswerth, daß sie zur Regierungsangelegenheit gemacht worden ist. In richtiger Erkenntniß dessen, was noththut, haben in verschiedenen Provinzen Baierns größere Gutsbesitzer ihre geringeren Felder in Forste verwandelt, weswegen das Staatsministerium der Finanzen in einem Reskript vom 6. v. M. verfügt, dieses Verfahren in jeder Weise zu begünstigen. In demselben heißt es, durch diese Verminderung des ausgebauten Areals verbleibt der nöthige Dünger ausschließlich für die bessern Grundstücke. Diese werden somit zu einer höhern Produktivität gebracht und nebstdem nicht nur erhöhte Erträge an Holz und Streu allmälig gewonnen, sondern auch wohlthätiger Schutz für die Fluren erzielt, und überhaupt günstig auf die klimatischen Verhältnisse des Landes gewirkt. Es sind daher die k. Forstbehörden angewiesen, die nöthigen Pflanzen aus den Staatswaldungen mit aller Bereitwilligkeit zu diesem Zweck fortan abzugeben. Wie auf den bezeichneten Feldern können in vielen Bezirken mit entsprechenden Holzarten auch Pflanzungen in Reihen oder einzelnen Gruppen in der Umgebung der Felder und Wiesen auf steilen, zur landwirthschaftlichen Benützung ungeeigneten Abhängen, auf Weideplätzen, an Seen, Weihern, Flüssen und Bächen, nicht nur zur Erzielung von Holz- und Streuerträgen, sondern auch zur Verschönerung der betreffenden Landschaft angebracht werden u. s. f.“

In dieser Hinsicht ist bekanntlich in unserm Lande schon viel geschehen; man berücksichtige nur die Anpflanzungen durch die Herren Stände in und um Klagenfurt, in der s. g. „Platz-, Theater- und Lendallee“, die in den Stadtgräben, die Kreuzberganlage; die heerlichen und weiten Baumpartheien um Wolfsberg, bei St. Paul; die Verwandlungen von einer großen Zahl Baugründen in der Lölling und längs der Saualpe in Wälder; die von Seite der k. k. Behörden angeordneten Obstbaumpflanzungen durch Zucht der jungen Bäume von Seite der Geistlichen und Lehrer; den dazu gewidmeten Garten der k. k. Landwirthschaftgesellschaft und so viele Obstschulen der Privaten ꝛc. Indessen es bleibt noch ungemein viel zu thun übrig. Die Eisenbahnen, Schiffbauten und sonstigen Bauführungen haben Holz zu dem vortheilhaftesten Absatzartikel des Landes gemacht; Eichen- und Nußbaumstämme wurden als Materiale für Werkstätten und Tischler allenthalben aufgeräumt und fortgeliefert, erfreuen sich aber nur sparsamen Nachwuchses. Zu wie vielen Millionen Obstbäumen besonders ordinärer Sorten, wie die der sogenannten Mostbirnen, ist auf oben angedeutete Weise noch Raum im Lande. Am „warmen Bade“ bei Villach versuchte bereits der Intendant de la Mouffaie eine ausgedehnte Baumpflanzung, die doch so schön, wohlthätig und erquicklich wäre. Daß die Bodenbeschaffenheit hierin maßgebend sey, ist unläugbar, aber ebenso, daß überall, außer den nackten Felsen und Steingerölle, noch eine Baumvegetation gedeihe.

H.

Biographisches.

Der neuernannte erste General-Adjutant Sr. Majestät des Kaisers und Vorstand der a. h. Central-Kanzlei, Feldmarschall-Lieut. Graf Franz Folliot v. Crenneville ist der jüngste der drei lebenden Söhne des im Juni 1840 verstorbenen G. d. C. Ludwig Grafen von Crenneville und am 22. März 1815 geboren. Er begann die Laufbahn als Oberlieutenant im 9. Infanterie-Regimente, ward 1839 Hauptmann beim Erzh. Rainer Infanterie-Regimente Nr. 11 und im Jahre 1840 Dienstkämmerer Sr. Majestät des Kaisers Ferdinand, in welcher Stelle er bis zum Obersten und Flügel-Adjutanten (September 1848) emporstieg, und im Dezember desselben Jahres mit dem Commandeurkreuz des Ordens der eisernen Krone ausgezeichnet wurde. Crenneville war es, der Ende Juli 1848 in Ciecognolo dem FM. Grafen Radetzky das Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens zu überbringen das Glück hatte. Im Jänner 1849 in das 53. Infanterie-Regiment eingetheilt, erhielt Crenneville das Grenadier-Bataillon Laiml, übernahm kurz darnach das Commando des Infanterie-Regiments Graf Kinsky Nr. 47, und blieb bei der Beförderung zum General-Major im Jahre 1850 Brigadier in Italien, vorerst zu Livorno. Viele Jahre hindurch war seine Bestimmung das Commando der Truppen in den Herzogthümern zu führen, welcher er, wie die zahlreichen Dekorationen der italienischen Fürsten nachweisen, ganz besonders genügte. Später kam seine Mission nach Paris, seine Beförderung zum FML. und die Eintheilung als Divisionär nach Croatien. Dieser folgte jene zur Armee nach Italien, wo FML. Graf Crenneville im Treffen bei „Montebello“ und in der Schlacht bei „Solferino“ mitwirkte und mit dem Ritterkreuz des Leopold-Ordens ausgezeichnet wurde. Nach dem Friedensschluß zum Chef des Präsidial-Bureau's des Armee-Obercommando's ernannt, ward er mit der Geheimen-Rathswürde ausgezeichnet. (Mil. Ztg.)

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 25. Sonnabend, den 3. Dezember 1859.

Maltreiner Geschichten.

Nacherzählt vom Pfarrer Kohlmayer.

1. Die Holztrifter.

Tief drinn im Malta-Graben, wo der „Schleierfall", von jedem Windzuge bewegt, über die dunkle Wand hin und her flattert, geht auch eine Steinhalde vom Berge nieder, über welche die Holzknechte ihre Dreilinge in das Malta-Wasser herabtreiben.

Das Wasser steigt im Sommer, wie der Nil im Herbste, und nimmt die Dreilinge mit fort; nur daß die Holztrifter mit ihren „Liniren" an beiden Ufern nachhelfen müssen, weil sich die Hölzer oft vom Stromschwalle seitwärts schlagen, und da als „Zahnen" in größeren und kleineren Haufen liegen bleiben.

Da ist es nun die Aufgabe der Trifter, mit ihren Liniren, d. h. Stangen, welche an der Spitze einen eisernen Hacken haben, die Dreilinge wieder in den Schwall zu bringen, wo sie wieder weiter schwimmen. Diese Arbeit ist mit vielen Beschwerden und Gefahren verbunden; Kraft und Kühnheit müssen sich da vereinigen und nur unerschrockene Männer dürfen sich daran wagen. Denn das Strombett der Malta ist voll ungeheurer Steinblöcke, da gibt es nicht einen einzigen sicheren Tritt. Wenn nun die Gletscherbäche, um Jakobi, im besten Flusse sind, schwillt die Malta, und braust klafterhoch über ihrem sonstigen Niveau weißgrün und schäumend daher.

Das ist die Zeit zum Triften, da müssen die Leute hinein in's Wasser rechts und links, wenn oft in der Mitte auf flacher Stelle oder an einem Steinblocke sich eine Dreilingzahne fest angesetzt hat. Sie müssen sie wieder abstoßen, und wenn es anders nicht geht, mit den Händen anpacken.

Vor vielen Jahren, es war am Jakobstage, waren die Holztrifter eben bei dieser mühevollen Arbeit, und drei Männer voran am linken Ufer noch hinterhalb Brandstatt erblickten zwei solche Zahnen festsitzend im Wasser.

Ohne sich lang zu besinnen, waten sie durch die seichte Stelle und treten auf den kleineren und näheren Holzhaufen, um von da aus den größeren vorerst flott zu machen. Das schwere Werk ist im besten Zuge — ein Dreiling nach dem andern wird mit vereinten Kräften abgehoben und fortgestoßen — andere ergreift und reißt der Strom weiter und nur noch ein paar Stücke sind zu bewegen.

Da ruft einer der Männer: „Unser Boden bewegt sich, habt Acht!" der andere beschwichtigt: „Thut nichts — die Zahne kann nicht fort — ist ja ein Fels vor." Und noch einmal heben sie zugleich ihre Stangen empor — um die letzten Klötze der größeren Zahne in den Fluß zu bringen, — da kracht es unter den wuchtigen Tritten — sie haben keinen Stand mehr und einer — ein glücklicher — springt noch im letzten Momente durch die Untiefe auf trockenen Boden.

Triefend von Schweiß und Nässe ringt er die Hände, denn er sieht seine Kameraden nicht. Doch — was schwimmt dort? Er sieht Kopf und Arme im Strom — endlich auch den Brusttheil — unverrückt steht der Mann — dem eilt er zu Hilfe. Und bald hat er ihn glücklich herausgebracht. Seine Linir war sein Retter — sie ließ er nicht fahren. Sie keilte sich an ihren Enden zwischen die Steine, so daß er an ihr sich haltend gegen den Strom Meister werden konnte. — Wo aber ist der Dritte?

Den haben sie nicht gefunden. Aber seine Schwester harrte der Trifter am Ufer — sah sie von ferne so frühzeitig, so eilig herabkommen und sieht ihren Bruder nicht unter ihnen. Ahnungsvoll und bestürzt blickt sie dem brausenden Wasser entgegen, und schaut und schaut — da kommt er — der Bruder mit ausgebreiteten Armen oben aufliegend herab, und sie streckt ihre Arme entgegen — sie will hinein, sie eilt ihn aufzufangen — und sinkt vor dem Ziele bewußtlos zusammen. Andere haben den Liebesdienst verrichtet — und den Todten an's Ufer gebracht — eine klaffende Wunde an der Stirne deutete auf sein schnelles Ende. So trugen sie ihn fort, und die Schwester hatte keinen Bruder mehr — als sie wieder in's Bewußtseyn kam.

2. Der Wildschütz.

Eine Viertelstunde vor dem „blauen Tumpf" liegt eine ebene Tratte, auf welcher hinter der „Traxhütte" auch die „Marhütte" hingebaut ist. Dies ist aber nur die niedere „Marhütte", — will man zur oberen kommen, so muß man noch ein gutes Stück rechts die Wände hinansteigen, wo ein schöner und fetter Grasboden sich ausbreitet und die Heerden eine köstliche Weide finden. Darüber hinauf dehnen sich bis auf die schwindlichen Höhen des Hasners- und Bockrukens und bis gegen die Schneeleitköpfe hin große Schnee- und Kösfelder aus, wo nur die munteren Gemsen hausen und ihnen im Hinterhalte der Schütze auflauert.

Da war vor zehn Jahren ungefähr ein Wildschütz, das Sixhansele genannt, der — gewohnheitsmäßig — dem edlen Waidwerk lieber, als anderen Werken oblag. Mit der guten Kugelstutze auf der Schulter und dem grünen Jägerhute am Kopfe stieg der Kühne über alle Kösklüfte und keine

Gemse war sicher vor ihm. Endlich verführten sie ihn — und auf einmal verscholl er ganz.

Der heurige Sommer weichte den Kös auf, und so entdeckten die Aelpler hoch oben auf den Schneeleiten zuerst seinen Hut.

Später sahen sie auch die Zipfel seines Rockschooßes über dem grünen Eise hervorragen, und suchten ihn ganz heraus zu bekommen. Es gelang aber nicht, da sie keine Hacken mitgenommen, das Eis zu zertrümmern — und als sie wieder daran wollten, hatten die Wettern des August die Schneeleiten schon wieder mit frischem Schnee bedeckt und den Wildschützen verborgen.

3. Der Hochalmhirte.

Die Hochalm, nordöstlich abdachend vom Hochalmspitz, ist ein Zugehör des gräflich von Lodronischen Fideicommisses und seit Alters verpachtet. Der Pächter, ein Malteiner-Bauer treibt da manch schönes Rind hinauf und stellt dann einen Hirten dazu, der von ihm gelöhnt und geköstet wird. Mit der Kostirung hat es aber einen Hacken; denn, was davon nicht bei dem Austrieb mitgebracht wird, muß sich der Hirt selber holen.

Alle acht bis vierzehn Tage einmal läßt der Pächter Brod und Salz in die Traxhütte tragen, von wo es der Hirt selbst in sein lustiges, weit entlegenes Quartier zu bringen hat. Und so ist dieser oft Tage — ja Wochen lang allein auf seiner Hochalm, und kein Mensch denkt daran, daß ihm auch einmal was Menschliches widerfahren könnte.

Vor etlichen Jahren war ein noch ziemlich junger Bursche als Hirt mit den Heerden in die Hochalm gefahren. So drücken sich hier die Leute aus, obwohl man keinen fahrbaren Weg, sondern nur schroffe, oft auch gefährliche Pfade findet, die dahin führen.

Bald hatte er die Bedürfnisse und die Bräuche seiner Heerde erkannt, die da oben aus Erfahrung sich selber am besten zurecht fand. Schien die Sonne heiß, so zog er seinen Rindern nach zwischen und wohl auch auf die Ksböden — war der Himmel bewölkt, blieb er mit ihnen unten um die Hütte im Grünen.

Einstmals versprach der schöne Morgen wieder einen heißen Tag und unser Hirte eilte seiner Schaar voraus in die Eisgefilde, um dort köstliche Kühlung und süße Ruhe zu finden. Keine Wolke zeigte sich am blauen Himmel und ringsum strahlten im Golde der Sonne die eisigen Bergriesen.

So erfreuten sich oben Hirt und Heerde ihres glücklichen Ortes. Aber, während die Sonne immer höher hinauf stieg – wie kam es denn, daß sie immer matter schien in ihrer reinen Höhe? — daß diese immer dunkler ward?

Der Hirt fühlt ein Frösteln nach dem andern. Die vor Kurzem noch goldig schimmernden Eiskolosse verfärben sich schnell — eine unheimliche Leichenblässe überzieht sie — zusehends verkleinert sich der Ball der Sonne — zusehends verdüstert sich das Firmament und die Heerde steht still und horcht, als ob etwas losgehen sollte. Ja, ja! das geht nicht mit natürlichen Dingen zu. Ein Schauder ergreift den armen Burschen. Was soll das bedeuten — denkt er sich — während es immer dunkler wird oben und unten. Eine schreckliche Dämmerung erst wenig Stunden nach der Morgendämmerung! Noch ist lange nicht Mittag nach dem Stande der Sonne — und während sie am reinen Himmel steht, wird es Nacht. Wirklich! Es wird Nacht! Die Sonne vergeht! Sie ist nicht mehr! Die Sterne kommen.

Und der biedere Hirte gedenkt der letzten Dinge, gedenkt in seiner Angst des großen Wortes: „Himmel und Erde werden vergehen" — er kniet nieder auf dem kalten Boden und erwartet betend und bebend das Ende der Welt.

Aber während er harret der kommenden Dinge — erhellt sich langsam wieder die Umgebung — die Sonne entsteht wieder, die Sterne schwinden, es wird wieder allmälig ganz schön — Alles kommt wieder in das alte Geleise, und als der Hirt das Ereigniß erzählte, lachten ihn die Leute aus und sagten: „Wußtest Du denn nichts von der Sonnenfinsterniß?"

Ein anderes Mal war ihm die Kost ausgegangen und er mußte vor Tages Anbruch hinab zur Traxhütte, um seine Lebensmittel zu holen. Mit denselben beladen eilte er mit jugendlicher Hast wieder bergan; denn er hatte an drei Stunden bis zur Hütte zurück, und sollte schon bei der Heerde seyn. Schweißtriefend und keuchend kam er endlich zur Hütte, entledigte sich seiner Last, kehrte die Heerde aus und löschte seinen brennenden Durst mit einem Trunk eiskalter Ziegenmilch. Das aber hat ihm übel bekommen! Der Arme empfand alsbald die heftigsten Schmerzen in seinen Eingeweiden. Verlassen, wie er war, ermüdet von dem anstrengenden Marsche, rang er vor Angst und Noth die Hände und sank endlich vor der Hütte auf den Rasen, wo er, in entsetzlichen Convulsionen sich windend, sein letztes Stündlein erwartete. Ganz zufällig gerieth er hierbei in eine Wachholderstaude; riß instinktmäßig einige Nadeln ab und käute mit Kraft darauf los, um so die Aufmerksamkeit von seinem Schmerz abzulenken. Das half. Aber es half nur so weit, daß er wieder in die Hütte kriechen und sein Lager erlangen konnte. Dort griff er nach dem Salze und suchte etwas davon hinabzubringen. Darauf entsetzliches Erbrechen! Endlich erschöpft und halbbewußt legt er sich zurück und — schläft einen langen Schlaf — um nach einigen Stunden glücklich und gesund zu erwachen, und seine Heerde heimzutreiben!

Volkssitten in der Periode von 1780 bis 1839*).

Der Volkscharakter und der Zeitgeist.

Wenn die frühere Epoche, die in den achtziger Jahren, die sogenannte philosophische, mit Beseitigung der Religion, die Humanität obenan stellte, wenn mit dem religiösen Indifferentismus, der Ironie des Heiligsten, der Sinn für das Wohlleben, das Materielle überwiegend wurde, die Philosophie jedoch sich selbst abnützte und nur der Cynismus als der Bodensatz zurückblieb, vergesellschaftete sich mit der Herabwürdigung der Altäre die der Throne; die Freimauerei ging in den Jakobinismus über, man wetteiferte, die allerthümlichen Schranken einzureißen und im echt französischen Style den citoyen als den Inbegriff des modernen Culturzustandes hinzustellen.

*) Aus gleicher Quelle mit dem in der letzten „Carinthia" erschienenen Aufsatze: „Studentensitten in jüngst abgewichener Zeit."
Anm. d. Red.

Die zersetzende Kraft der Revalutien äußerte sich vorzüglich anch auf den bisher durch das Lehenssystem und die Haßsitte bevorzugten Adel. Friedrich der Große, so sehr er dem Philasophismus huldigte, sich in Deutschland an dessen Spitze stellte, und daher eine anf alle Seiten gleiche Indifferenz, man sagte Toleranz, gegen jede Confession übte, hielt doch an seinem Hofe und in seiner Armee die Prärogative des Adels aufrecht. Kaiser Joseph II. jedoch, wie aus Thatsachen und dessen Verfügungen es erwiesen wurde, wirkte anf die Schwächung des angeerbten Adels hin. Da er in der Bureaukratie den Hauptbebel des innern Staatslebens sah, galt ihm die Dienstleistung in derselben ader im Militär als Maßstab zu dessen Würdigung, so wie Humanität sein oberster Grundsatz war. Wir müssen zugestehen, daß, sa wie er in der Residenz durch Auflassung der Thierhetze, durch Freigebung des Augartens, durch die Einführung des allgemeinen „Sie" in der Ansprache, durch Gleichstellung vor dem Gesetze rc. viel von der früheren Rohheit der Sitten des gemeinen Valkes entfernte, der Insalenz sich nicht durch den Adel ihres Benehmens, sondern durch das Hinaussetzen über alles, was Sitte war, erhaben Dünkender Schranken setzte. Var allem war es jedoch tief zu bedauern, daß der menschenfreundliche Kaiser, vereinsamt am Threne, seinem Volke das, sa viele herzliche Anklänge schaffende und so ein herrliches Beispiel gewährende Familienleben vermissen ließ. Für die Provinzen, besonders auch Kärnten, war es ein großer Vortheil, daß die Glieder der kaiserlichen Familie in denselben Haus hielten, wie denn die Erzherzogin Marianna in Klagenfurt, Erzherzogin Christina in Brüssel, Erzherzogin Elisabeth zu Innsbruck, der Erzherzog Ferdinand in Mailand ihren Aufenthalt genommen hatten. Die Valksthümlichkeit dieser durchlauchtigsten Persöntichkeiten, ihre Religiösität und geselligen Tugenden, ihre Wohlthätigkeit wirkten sicher sehr vortheilhaft auf ihre Umgebung, und nicht minder vermittelnd anf die verschiedenen Stände der Provinzen.

Mit schwerem Herzen schied Kaiser Jaseph II. von der Welt, von seinem Volke; er sah die Stürme über dasselbe hereinbrechen, er bedauerte, vieles, was diesem Halt und Kraft gegeben, zusammengebrachen und ihm dafür nichts Haltbares gegeben zu haben. Er hatte bei seiner zweimaligen Anwesenheit in Paris voraus gesehen, wie die Irreligiösität, das Sittenverderbniß, welche, von oben ausgegangen, sich unter dem Deckmantel der feinen Lebensart hüllten, furchtbar an denjenigen, so damit leichtsinnig gespielt hatten, sich rächen würden. Seine frühe Ahnung, die er beim Scheiden seiner Schwester, der Königin Antainette, aussprach, ging nur zu bald in Erfüllung.

Während der Revalution, wa sich in Frankreich durch die Triebkraft ihrer infernalen Erhitzung eine ungemeine Thätigkeit und Waffenstärke entfaltete, welche die Welt in Erstaunen setzte und alles vor sich niederwarf, kam in Deutschland das Gegentheil zum Vorschein. Seine Schwäche und Zerrissenheit klaffte nun auf, und alle die verdorbenen Elemente, die bis zum eigenen Haß getriebene Weltbürgerschaft, die angewohnte Nachäffung des Französischen hatten die Nationalität nnd Vaterlandsliebe vernichtet; man erröthete nicht, mit den Sansculotten sich zu verbrüdern. Die varmals patriarchalischen Sitten, das streuge Verhältniß der Ehe, das Band zwischen dem Landesherrn nnd den Unterthanen lockerten sich in den neunziger Jahren zusehends, vielfach bis zur völligen Auflösung. Das weibliche Geschlecht, sonst der Sitte Schutz nnd Bewahrer, gefiel sich da und dort im frechen engen, unmäßig ausgeschnittenen Kleide, mit dem abgeschnittenen Haare; das Cicisbeat wurde in gewissen Schichten der Gesellschaft allgemein. Diese flotte Ungenirtheit und revolutianäre Gleichmachung gingen Arm in Arm, und weit davon Männer und Curtinse dem Vaterlande zu erzeugen, schufen sie vielmehr Feiglinge nnd Pygmäen. Dieses war die traurige Periode von 1792—1804, welche die kurze Erhebung im Jahre 1799, durch die Siege eines Melas und Suwaraw, nur vorübergehend unterbrach. —

Wenn wir das Jahr 1804 zu dem Beginn eines neuen Abschnittes wählen, geschieht es, weil sich mit demselben der erste große Akt des Revalutionsdrama's abschloß, dessen Ende, wir müssen es mit dem Gefühle des tiefsten Schmerzes sagen, wir nach nicht absehen. Napalean, der Mann des Jahrhunderts, erklärte, indem er sich den Kaisermantel umwarf und die Krone Kaiser Karl des Graßen aufsetzte, er habe den Abgrund der Revolution geschlossen, nud nicht lange darauf: seine Dynastie werde im Kurzen die älteste Europa's seyn. Nicht nur dem Feudalismus, der Legitimität hatte er damit den Krieg erklärt; indem er das Kirchenoberhaupt knechtete und gefangen nahm, war es seine Absicht, einen Cäsaropapismus, dessen Ausgangspunkt nur er seyn sollte, einzuführen. Die Corruption, die politische Entnervung, die Sonderinteressen, welche schon früher Deutschland unter das gallische Joch beugten, zeigten sich jetzt in den beiden unglücklichen und schmachvollen Feldzügen von 1805 und 1806 an den Tagen von Ulm und Jena. Die früheren Freiheitsmänner erblickten in seinem Throne, den er mit dem Glanze der Vorzeit, ja mit einem Nimbus umgab, wie ihn Rom selbst um seine Imperatoren nicht gesehen, zwar ihre Träume enttäuscht und ihr Idol hinweggenommen; dach sahen sie in ihm die Idee der Neuzeit, den Genius der Vernunft, verkörpert. Viele indessen, wir erfuhren es, trauerten ob des Truges, dem sie sich hingegeben und nannten ihn einen Tyrannen. Die furchtbare Schmach, die nun auf Deutschland lastete, dem er seinen Fuß auf das Genick gesetzt, um seine Hand nach dem noch freien und stolzen Volke der Spanier auszustrecken, welches sich seiner selbst in einem fünfjährigen Kampfe werth bewies; die Noth eines bewaffneten Friedens und der Finanzen, die allgemeine Verarmung wirkten fieberhaft auf das allein nach gebliebene Selbstgefühl. Es war eine Zeit angestrengter Reaktian, ein verzweiflungsvolles Aufraffen der noch varhandenen Kräfte.

In dieser, wie in der nachfolgenden Periode des Befreiungskrieges erstanden der Patriatismus, die Begeisterung für die Dynastie, die Erinnerung an vergangene Zeiten, wo Oesterreich das Türken-Joch zerbrach und unter Maria Theresia den Bestand der Monarchie gegen sa viele Feinde erkämpfte, mit einer kaum geahnten Schnellkraft. Es waren schöne Tage der Aufapferung, der Hingebung und Treue, die in der Geschichte verewigt zu werden verdienen, was wir bei unserer Beschränkung auf eine so kleine Provinz mit freudiger Bereitwilligkeit, über vieljähriges Sammeln und eigene Anschauung, als Mitlebender zu thun beflissen waren.

Alles das Elend, welches wir in den vergangenen, aber wegen ihres Druckes und, wie es damals schien, haffnungslasen, ewig währenden Jahren von 1804—1813 erduldeten, hat uns zwar gedemüthiget, aber geklärt, und von den Privat-Leidenschaften und Gezänke, — indem das Ungethüm des Krieges dieses Ungeziffer, welches dem Schlamme der Selbstsucht entkrochen, verzehrte, — das Kriegsgewitter die Atmasphäre gereinigt. Viele der schönsten Anstalten und Institute,

welche der Gemeingeist schuf, sind die Frucht jener Jahre, und selbst die Hungersnoth, welche auf den Befreiungskrieg und Sieg folgte, konnte nur dazu beitragen, dem Bestreben, für das Allgemeine nützlich zu seyn, Vorschub zu leisten, worüber so vieles in culturhistorischer Hinsicht über Kärntea Gesagte, und die noch anzuführenden Daten Zeugniß geben.

Dreißig Friedensjahre, die Deutschland, trotz dem, daß es jenseits des Rheines, an den Apenninen und an der Weichsel stürmte und selbst zeitweise bei uns spuckte, genoß, wie viel hätten sie bessern und im Innern befestigen können! Doch die Wächter auf der politischen Warte, dadurch getäuscht und für lange keine Gefahr ahnend, gaben sich im Gefühle ihrer Unfehlbarkeit einer verderblichen Schlafsucht hin; statt eines gemessenen Fortschrittes und einer gedeihlichen Bewegung herrschte ein Stillstand, welcher die Maschine des Staates in sich selbst locker und fäulig machte. Wer könnte es in Abrede stellen, daß dieses Sichgehenlassen und Nichtachten aller Anzeichen einer sich sammelnden Gewittermasse nicht auch auf den Volkscharakter, auf den öffentlichen Geist, wie auf die Einzelnbildung durch Mißstimmung und Aufgeben höherer Interessen nachtheilig wirkte! Man täuschte sich im Großen, da man den Ziffern allen Glauben beilegte, und die Kraft der Monarchie in das Ausmaß der Statistik bannte, während sie als Wissenschaft, wenn sie einzig den Kalkül berücksichtigt, wohl die Wißbegierde befriedigt, aber sich in dieser Richtung oft als höchst unpraktisch und nur Vielschreiberei nährend erwiesen hat. Das Bewußtseyn, es müsse anders werden, und dabei die Erfahrung, es wolle, es gehe nicht, erweckte ein unbeschreiblich banges Gefühl der Nichtbefriedigung, und so viele Kräfte, die in der Sphäre erlaubter Thätigkeit ungemein hätten nützlich seyn können, erlahmten oder geriethen in eine schiefe Richtung. In diese mit dem 1848er Jahre abschließende und ausgehende Periode fällt das Hinwelken so mancher gemeinnützigen Anstalt und im allgemeinen des gesellschaftlichen Geistes, wodurch dem Emporwuchern revolutionären Unkrautes Raum gegeben wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Lebensbild aus der Vergangenheit.

Joseph Haydn.

(Die Macht seines Liedes.)

Acht Jahre waren seit jenem unvergeßlichen Tage verflossen, an dem Haydn die Melodie in Noten setzte, welche nachhin dreimal ihren Text, nicht aber ihre Töne geändert sah, ja fort und fort die Gesinnungen und Gefühle der Völker Oesterreichs und seiner Streiter in ihren Accorden und Harmonieen ausdrückt. Noch hatte sich die Gelegenheit nicht ergeben, daß sie ihre Zauberkraft am Orte ihres Entstehens erprobte. Der Feind hatte Oesterreichs heiligen Boden seit dem unheilvollen Jahre 1797, und dem siegreichen von 1799 nur am Ausgange des Jahres 1800, nach der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden, auf kurze Zeit und das nur an einem Theile der Grenze betreten; Wien, die Haupt- und Residenzstadt, war ihm verschlossen geblieben. Da kam das Jahr 1805. Oesterreich wagte den Kampf gegen den Unterdrücker Deutschlands vom neuen; es stützte sich auf Rußland und Preußen, wovon das erstere viel zu spät, das zweite gar nicht in den Kampf eintrat, um dagegen später in gleicher Lage noch eine schmählichere Niederlage bei Jena zu erleiden, als sie diesmal am Tage von Ulm für Oesterreich war. Napoleon, dem sich nur eine unbedeutende Heeresmacht von Oesterreichern und Russen entgegenwarf, die bei Stein und Krems mit seinem Marschall Mortier ein siegreiches Gefecht bestand, drang unschwer nach Wien vor, und die Kaiserstadt sah den stolzen Imperator mit seinen gewaltigen Schaaren in seine Mauern einziehen, in denen manch' reiches Gut, besonders an Geschütze, in seine Hände fiel. Ungeschick, man kann nicht sagen Treulosigkeit, gab ihm den freien Uebergang über die Donau preis, und mit reißender Schnelligkeit stand er in Brünn den kaum erst gesammelten Oesterreichern und Russen gegenüber, die in Olmütz einen sichern Anhaltspunkt fanden. Es war der 2. Dezember, dieser schicksalsvolle Tag für Oesterreich, Frankreich und somit Europa, der jetzt zum erstenmal für immer in den Blättern der Geschichte verzeichnet werden sollte. An demselben wurde die „Dreikaiserschlacht“ bei Austerlitz geschlagen, welche mit der Niederlage der Russen endete und Oesterreich, welches vergeblich auf Preußens Zutritt, zu welchem der am Sarge Friedrichs des Großen zwischen Kaiser Alexander und dem König Friedrich Wilhelm geschlossene und beschworene Bund berechtigte, den nachtheiligen „Preßburger Frieden“ zu schließen nöthigte. Wir befinden uns im Geiste in jener Periode in Wien, wo auf den Feldern bei Austerlitz die eisernen Würfel des Krieges fielen.

Seit drei Tagen war Wien in Unruhe und Bewegung. Niemand mochte daheim bleiben einsam in seinem Hause. Jeder eilte hinaus auf die Straße, als hoffe er von den großen Neuigkeiten, die man stündlich erwartete, früher eingeholt zu werden, als werde die frische Luft, welche vor drei Tagen den Donner der Kanonen herübergetragen, heute auch die Siegesbotschaft von den Kaisern Franz und Alexander daherwehen.

Aber diese Siegesbotschaft kam immer noch nicht, der Donner der Kanonen hatte eine raschere Zunge, als der Courier, der die Siegesnachricht bringen sollte. Er kam noch immer nicht und doch harrten die guten Wiener auf ihn mit Ungeduld, und zugleich mit stolzer freudiger Zuversicht. Niemand freilich wußte mit Bestimmtheit zu sagen, wo die Schlacht eigentlich stattgefunden, aber man konnte doch ungefähr die Gegend berechnen, denn man wußte ja, daß die Verbündeten bei Olmütz gestanden hatten, dann weiter vorgerückt waren nach der Gegend von Brünn und Austerlitz, wo das französische Heer seine Stellung genommen. Man berechnete nun, wie viel Zeit der Courier bedürfe, vom Schlachtfelde aus nach Wien zu kommen; man brachte die möglichen Hindernisse und Störungen in Anschlag, die sein rascheres Weiterkommen hätten aufhalten können. Aber Niemand fand sein langes Ausbleiben beängstigend, Niemand zweifelte an dem Siege.

Die beiden Heere der Verbündeten waren ja dem französischen Heere weit überlegen, und Napoleon hatte dies Mal selber an keinen Sieg geglaubt, er hatte sich mit seiner Armee zurückgezogen, weil er den Kampf mit der Uebermacht vermeiden wollte; er war in seiner Verzagtheit sogar so weit gegangen, an den Kaiser von Rußland zu schreiben, und ihn um Frieden zu bitten.

Wie konnte man also annehmen, daß Napoleon in dieser Schlacht, deren Donner vor drei Tagen die Wiener mit Entzücken erfüllt hatte, der Sieger gewesen!

Nein, dem Eroberer war endlich vom Schicksal ein Halt zugerufen, und auf dem österreichischen Boden sollten seine Adler zu Boden sinken, seine Lorbeern verwelken.

Niemand zweifelte daran, muthige Siegesfreudigkeit belebte alle Gemüther, strahlte von allen Gesichtern. Mit welcher Sehnsucht man der Ankunft des Couriers entgegenharrte, wie man sich freute, endlich einen Triumph feiern zu dürfen über diese hochmüthigen Franzosen, welche in letzter Zeit die armen Wiener so vielfach gedemüthigt und geärgert hatten. —

Noch freilich hatte die französische Gesandtschaft Wien nicht verlassen. Das war aber nur ein Zeichen, daß auch sie noch keine Couriere vom Schlachtfelde erhalten, denn sonst würde sie Wien in aller Eile schon verlassen haben.

Aber man wollte die übermüthigen Herren Franzosen nicht so ruhig und still abziehen lassen, man wollte sie wenigstens begleiten mit lautem Hohngelächter, mit Spott und Verwünschungen.

Tausende umlagerten daher das Hôtel der französischen Gesandtschaft, in welchem Talleyrand, der Minister des Kaisers Napoleon, seit einigen Tagen verweilte, und nicht mehr wie sonst verschluckte man seinen Ingrimm und seinen Haß, sondern man sprach ihn laut aus, man drohte nicht nur mit seinen Blicken, sondern auch mit seinen Fäusten zu den Fenstern des französischen Ministers hinauf.

Und während Tausende das Gesandtschaftshôtel umlagerten, zogen andere Tausende hinaus auf die Landstraße von Möhringen und starrten athemlos den Weg hinunter, hoffend auf den ersehnten Boten, der endlich ihnen den Sieg verkünden werde.

Auf einmal begann es da hinten auf der Landstraße sich zu regen, zuweilen leuchtete es auf, wie blinkende Sterne, dann sah man ein buntes Gemisch von Farben, es kam näher und näher! Ja, kein Zweifel mehr, es waren Soldaten, es waren heranziehende Regimenter, vielleicht schon die heimkehrenden Helden, welche das französische Heer geschlagen hatten.

Wie das siegesstolze, sanguinische Volk von Wien es jetzt in seinem Herzen beklagte, daß keine französischen Regimenter mehr in Wien lagerten, daß sie schon vor acht Tagen Wien verlassen hatten und zur Armee gezogen waren! — Jetzt hätte man eine Gelegenheit gehabt, sich zu rächen für die Gastfreundschaft, die man seit einigen Wochen den Franzosen hatte zu Theil werden lassen! Jetzt hätte man sie mit Schimpf und Schande über diese Straßen dahin jagen wollen, welche sie seit Wochen mit stolzem Siegerschritt durchmessen hatten!

Die Soldaten kamen näher und näher, das Volk wogte ihnen entgegen, wie eine einzige, ungeheure Riesenschlange, mit tausend und tausend beweglichen Gliedern, mit tausend und tausend blitzenden Augen!

Aber auf einmal wurden diese Augen starr, entsetzensvoll; auf einmal verstummte dies freudige Summen, das sonst wie ein Schwarm in der Sonne spielender Mücken die Luft erfüllt hatte.

Das waren nicht österreichische Uniformen, nicht russische! Das waren die verhaßten Farben Frankreichs! Es waren französische Regimenter, welche da einher kamen.

Und jetzt auch flogen Couriere herbei, die ersehnten Couriere! Aber es waren keine österreichischen Couriere, die tricolore Schärpe flatterte um ihre Hüften, sie grüßten das Volk nicht mit deutschen Lauten und deutschem Brudergruß. Sie sprengten vorüber und riefen laut: Victoire! Victoire! Vive l'Empereur Napoléon!

Das Volk stand schweigend, bleich vor Entsetzen; es starrte den Regimentern entgegen, welche jetzt mit klingendem Spiel einhergezogen kamen und den Wienern die Töne der „Marseillaise" und des „Va t'en guerrier" zu hören gaben; es starrte diese zerlumpten, mürrischen Gestalten an, welche da in der Mitte der Soldaten gingen, wie die römischen Sklaven vor dem Wagen des Triumphators. Diese armen, bleichen Jammergestalten trugen keine französische Uniform, und die Tricolore-Schärpe umgab nicht ihre Taillen, sie trugen auch keine Wehr und Waffen, ihre Hände waren leer, ihre Blicke niedergeschlagen.

Das waren Gefangene, Gefangene der Franzosen, und sie trugen russische Uniformen.

Das Volk sah es mit Entsetzen, mit stummem Hinstarren. Aus ihrer stolzen Siegesüberzeugung waren die guten Wiener plötzlich in einen Abgrund des Unglücks hinuntergestürzt und sie fühlten sich davon betäubt, der Sprache, der Gedanken beraubt. Sie standen da, bleich, athemlos und ließen das Schauspiel des heimkehrenden Siegers mit trostloser Niedergeschlagenheit an sich vorüberziehen.

Auf einmal machte die blitzende Colonne, die in der Mitte des schweigenden Volkes die Straße hinaufzog, Halt, und die Musik verstummte. Ein Offizier sprengte herbei und sprach einige Worte mit dem commandirenden Obristen. Dann traten auf einen Wink und einen rasch gesprochenen Befehl des Obristen vier Soldaten aus der Reihe, und sich Bahn machend durch die gaffende Menge, schritten sie gerade auf ein kleines Haus zu, das einsam und still inmitten seines Gärtchens an der Straße lag.

Jeder Wiener kannte dieses Häuschen und den Mann, der darin wohnte, denn es war das Haus Joseph Haydn's.

Wie jetzt die vier Soldaten zu der Thür des allbeliebten, allbekannten Meisters hinschritten, schien das Volk zu erwachen aus seiner Betäubung, ein einziger Schrei der Wuth und des Entsetzens ertönte und tausend und tausend Stimmen riefen und knirschten: „Vater Haydn! Sie wollen uns Vater Haydn gefangen nehmen!"

Aber nein! Die vier Soldaten blieben vor der Thür stehen, sie schulterten das Gewehr und stellten sich als Ehrenschildwachen vor dem Hause auf*).

Und die Musik des eben neu anmarschirenden Regiments machte auch Halt auf der Straße und mit schmetternden Trompetentönen, mit Posaunen und Fanfaren begannen die französischen Musiker eine Melodie zu spielen, die Jedermann kannte. die Melodie der großen Arie aus der „Schöpfung": „Nun beut die Flur das frische Grün**)."

Wie triumphirender Hohn des Siegers klang es den armen Wienern, diese Melodie des deutschen Meisters von den französischen Siegestrompeten blasen zu hören, und Thränen der schmerzlichen Scham, der heimlichen Wuth füllten manches Auge, das niemals geweint, und ein Gefühl bitteren Schmerzes durchdrang jede Brust.

---

*) Historisch. Sieh: „Geschichte Napoleon's von ...r." II. 84, und „Zeitgenossen."

**) Historisch.

Die französischen Musiker hatten noch nicht zu Ende gespielt, da flog in dem obern Stockwerke des Hauses das Fenster auf und in demselben erschien das ehrwürdige, von weißen Locken umwallte Haupt Joseph Haydn's. Seine Wangen waren bleich, seine Lippen zitterten, denn sein heimkehrender Bediente hatte ihm so eben die Nachricht gebracht, daß die Franzosen abermals gesiegt, daß Napoleon die beiden Kaiser bei Austerlitz geschlagen hätte.

Der Greis Joseph Haydn zitterte deshalb und war bleich, aber der Genius Joseph Haydn war muthvoll, freudig und trotzig, und er erglühte in edlem Zorn darüber, daß die Trompeter des französischen Siegers seine deutsche Musik zu spielen wagten.

Dieser Zorn des ewig jungen, ewig kühnen Genius flammte aus Haydn's Augen und gab jetzt seinem ganzen Wesen die Kraft und Elasticität der Jugend wieder.

Sich weit herauslehnend aus dem Fenster, winkte er mit beiden Armen dem Volke zu, daß es zu ihm emporblickte und die Hüte schwenkte, ihn zu begrüßen.

„Singt doch, ihr Wiener!" schrie er hinunter, „singt doch unser Lieblingslied!"

Eben war die Musik verstummt und jetzt mit lauter, weitschallender Stimme begann Joseph Haydn zu singen: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!"

Oben am Fenster stand Joseph Haydn und hob den Arm links und rechts, als stehe er da vor einem Orchester und dirigire seinen Chor.

Immer lauter, immer jubelnder sang das Volk sein Lieblingslied, und unter diesem Gebet eines ganzen Volkes, unter dieser Jubelhymne, mit welcher die Wiener ihren unglücklichen, besiegten Kaiser im Angesicht des Siegers feierten, zogen die Franzosen die Straße hinaus, dem Innern der Stadt Wien zu.

Joseph Haydn stand noch immer am Fenster, er taktirte nicht mehr, er sang nicht mehr. Er hatte die Hände gefaltet und schaute zum Himmel empor, und wie Diamanten blinkten die Thränen, die in seinen Augen standen.

Das Volk aber sang und jubelte immer noch, den Franzosen zum Trotz: „Gott erhalte Franz den Kaiser, unsern guten Kaiser Franz!"

Und die siegreichen Franzosen zogen still durch die geöffnete Reihe des Volkes dahin.

Gedichte von Friedrich Marr.

(Fortsetzung von Nr. 22.)

5. Dichterseele.

Dichterseele, tief und rein,
Heit're Alpenquelle,
Muß ja auch beweglich seyn
Wie die Meereswelle!

Könnte an des Schlechten Riff
Zürnend sonst sie schlagen?
In's Gedankens Königsschiff
Wohl im Sturme tragen?

Könnte sie den leichten Kahn
Wiegen meiner Lieder?
Uns'rer Liebe holdem Schwan
Netzen das Gefieder?

Könnte sternenhell zu ihr
Wohl der Himmel steigen?
Oder könnt' ihr Spiegel dir
Sein Gesichtchen zeigen?

Zürne, tiefstes Augenlicht,
D'rum der Dichterseele,
Und darin dem Bilde nicht,
Daß — Bestand ihm fehle!

6. Der Liebe Grab.

Ja, ja, du bist verloren,
Mein Hoffnungsstern erlischt!
So sey von uns'rer Liebe
Auch jede Spur verwischt!

Nicht unter den grünen Rasen
Soll sie gebettet seyn,
Und von der todten rede
Kein prunkender Leichenstein.

Sie könnte mit den Blumen
Im Lenze auferstehn'n!
Sie könnte von Thränen gerufen
Aus ihrem Grabe geh'n!

Nein! — Wie vom Bord des Schiffes
Ein Brettlein niedersinkt,
Von dem weit durch die Wogen
Ein Kranz von Lichtern blinkt;

Im Kranze aber lächelt
Versinkend die todte Braut,
Wie sie der zagende Schiffer
Dem Grund des Meeres vertraut:

So sollst auch du bestattet
In dunkler Tiefe seyn, —
Mein eignes Herz soll werden
Dir Gruft und Leichenstein!

Ueber unser Theater.

Die geneigten Leser unseres Blattes werden, insofern sie sich noch unserer früheren Theaterberichte erinnern, diesen das Zeugniß nicht versagen können, daß sie das Interesse der Kunst fest im Auge haltend, rückhalt-, ja schonungslos die Mängel rügten, die demselben im Wege standen und sich hier beseitigen ließen. Es freut uns, daß wir, obschon in frühern Berichten auch scharfer Tadel den Schauspieler traf, der jetzt die Bühne leitet, über sein Unternehmen ein viel günstigeres Urtheil aussprechen können. War es zunächst die ordnungslose Nachlässigkeit, der aller Disciplin ledig gewordene Schlendrian, der in den letzten Jahren eingerissen war und keine künstlerische Gestaltung aufkommen ließ, so ist das heuer viel besser geworden und nicht zu verkennen, daß nicht nur eine kräftigere, kundigere Hand die Zügel der Disziplin straffer angezogen, Fleiß und Ordnung aufrecht hält, sondern auch klarer Sinn und Verständniß des Schönen, pflichtbewußtes künstlerisches Wollen die Vorstellungen belebt, wenn auch nicht immer volles Gelingen denselben zur Seite steht. Das ist aber immerhin schon etwas — ja schon viel!

Wenn wir aber einerseits dem künstlerischen Streben und Zusammenwirken gerne die verdiente Anerkennung zollen, so können wir gleiches Lob nicht der Auswahl des Gebotenen, der ziemlich kunst- und ziellosen Wahl der Stücke zollen. Noch immer nehmen darunter die Possen oder jene kraft- und saftlosen Albernheiten, die als Lebens- oder Charakterbilder allzu aufdringlich werden, zu viel Raum weg: zwei solche Possen die Woche, zumal man auch unter diesen nicht sehr wähleeisch ist, sind schon viel mehr, als ein halbwegs guter Geschmack vertragen kann, und wir können es zur Ehre unseres Publikums nicht gelten lassen, daß dieses eine Reihe von Vorstellungen verlangt, die zum dritten Theile aus Possen oder Stücken bestehe, die, wie der „Peaterwursil", das „Tägliche Brod", „Werkelmann" rc. nicht einmal komisch und für den angenommenen Ernst gar zu geist- und sinnlos sind. Aber auch die Auswahl für die übrig bleibenden zwei Drittheile der Vorstellungen hat nicht durchweg auf guten Geschmack und die vorhandenen Kräfte volle Rücksicht.

Freilich, wenn man so das Repertorium der deutschen Bühnen betrachtet: so scheint es fast, als wäre das deutsche Schau- und Lustspiel fast abhanden gekommen; nicht die Reihe der Stücke allein, die deutschen Stücke selbst beherrscht, wenigstens in ihrer Mache, der unglückselige französische Einfluß; französische Lustspiele aber sind sicher das letzte, was Provinzbühnen mit Erfolg geben können. Die letzte Vorstellung der „Biedermänner" war sicher eine der bestftudirten, fleißigsten, das beweisen schon die vielen, nicht nur ohne Stocken, sondern mit lebendigem Fluß gegebenen schwierigen Klappszenen und dennoch, befriedigt hat die Aufführung nur sehr wenig, nicht bloß, weil für diese so fein, so witzig und geistreich seyn wollenden Wendungen und Windungen des Stückes der Schauspieler nicht das rechte Geschick, sondern mehr noch, weil das Publikum zum Glück dafür nicht das rechte Verständniß hat und nicht lachen kann, wo es zu verachten noch sittlich genug ist.

Fällt so der angedeutete Mangel mit dem unserer neuern Bühnenliteratur zusammen, so erübrigt eben nichts, als fleißig zurückzugreifen in den reichen Schatz älterer guter deutscher Schau- und Lustspiele und in das uns diesen zumeist gebildete Repertoir etwas fleißiger, als bisher geschehen, die neuern deutschen Dichtungen zu verweben, wie sie uns im Programme versprochen worden sind. — Vor allen aber soll dabei auf die vorhandenen schönen Kräfte Bedacht genommen, die Stücke diesen entsprechend gewählt werden. Warum hat beispielsweise Herr Dorn, sicher der bedeutendste Schauspieler, den wir hier seit langer Zeit gesehen, außer Laube's „Essex" jetzt noch $2\frac{1}{2}$ Monaten keine hervorragende Rolle mehr gespielt? Warum muß diese schöne Kraft in ihr nicht zusagenden Lustspielen abgemüht und abgenützt werden? Warum werden nicht für Frl. Ribitsch, die mit Recht so beliebt ist, Stücke ausgewählt? Warum hat überhaupt nur der Herr Regissenr die meisten, was man sagt, dankbare Rollen gespielt?

Wir sehen uns vergebens um eine genügende Antwort um, zumal wenn wir die reiche Auswahl schöner Kräfte überblicken, über welche die Bühnenleitung verfügen kann. In Frau Posinger hat diese für das Drama eine ungewöhnlich begabte Darstellerin, die, unterstützt durch ein ungemein wohlklingendes Organ, eine Meisterin der Deklamation, nur etwas zu oft und darum nicht selten in ein hohles Pathos verfällt; auch füllt sie die Pausen, wo sie nicht zu sprechen hat, zu wenig durch Mienen- und Geberdenspiel aus, wie uns dies schon an ihr als Königin im „Essex" aufgefallen ist. Frl. Ernestine Ribitsch hat bisher wenig Verwendung gefunden; für tiefe, leidenschaftliche Stimmungen fehlt ihr die Ausdrucksweise, dafür aber in keiner ihrer Leistungen das künstlerische Veeständniß und der Reiz seiner maßvoller Weiblichkeit. Nicht minder sind auch die Leistungen ihrer Schwester Antonie Ribitsch, in munteren und naiven Rollen, so reich auch der Aufwand von Laune, Humor und Schalkhaftigkeit ist, den sie darin entwickelt, durchweht vom Reize der Jugend nicht nur, sondern vorzüglich von dem nie versagenden Zauber anspruchsloser Anmuth und sinniger Weiblichkeit. Da sie auch in ernsteren Rollin den Ton warmer Innigkeit zu treffen weiß, und von gefühlvoller Veeständigkeit sich leiten läßt, ist sie der Bühne von großim Werthe und mit Recht des Publikums bevorzugter Liebling geworden. Sie möge nur unbedenklich immer ihrer schönen Begabung folgen; was uns an ihrer im Ganzen gelungenen „Grille" mißfiel, war eben das, was sie einer Berühmtheit nachahmen zu müssen glaubte. Aber, wir wollen auch dieser jungen anmuthigen Schauspielerin gegenüber unser „Aber" geltend machen; wie mag sie denn die Freundlichkeit ihrer Erscheinung durch die ungestaltige Krinoline, die Grazie ihrer Bewegungen durch die plumpen Drehungen derselben verunstalten? Ja, so jung und hübsch sie ist, sieht doch zuweilen auch sie, wie alle andern, darin recht häßlich und lächerlich aus*). — Die übeigen Darstellerinnen jugendlicher Rollen genügen meistens, wenn sie sich nicht bis zur „Luise" versteigen. Für komische Mütter ist Frau Wild eine ganz ausgezeichnete Darstellerin, voll Leben, Laune und Wahrheit und stets frei von Uebertreibung. Wenn ihr auch der Kothurn etwas unbequem ist, hemmt er sie doch nie, wirksam mit künstlerischer Bedeutung in das Ganze einzugreifen.

Herrn Dorn's ungewöhnliche, durch eifriges Studium geläuterte schöne Begabung zeigt sich vorzüglich dort im vollem Lichte, wo tief geistig gedachte und empfundene Gestalten zu schaffen sind; sein „Essex" war ein so klar und schön erfaßtes, so correct und harmonisch ausgeführtes Charakterbild, daß wir neben den so meisterhaft gegebenen Glanzmomenten doch mehr noch der künstlerischen Einigung und Abrundung zum schönen Ganzen uns erfreuten. Darin eben, in der Harmonie des fertigen Gebildes zeigt sich die künstlerische Begabung und — Bildung. Wir wollen nicht läugnen, daß sein Talent und Bildung zunächst sich zum Drama neigt; aber hat Je-

*) Die Leser werden uns das nicht zugeben wollen und glauben, daß wir das nur sagen, weil es vielleicht die Damen bewegt, das garstige Kleidungsstück abzulegen oder auf ein kleinstes Maß zurückzuführen.

mand auch in seinen vielen unbedeutenden Lustspiel-Rollen je vollkommen klares Wollen und verständige Ausführung vermißt? Wenn diesem fein gebildeten Schauspieler hier noch nicht die verdiente volle Anerkennung zu Theil geworden, liegt es nur darin, weil ihm nicht Gelegenheit gegeben ist, sein Talent ganz zu entfalten. — Darauf möge die Regie zunächst ihr Augenmerk richten.

Herr Posinger, immer eine angenehme Erscheinung, ein fleißiger, verwendbarer Schauspieler, zu manierirt in Deklamation, Mienen- und Geberdenspiel, allzu pathetisch, auch im Lustspiel. — Jugendliche Liebhaber sind nicht ganz entsprechend.

Herr Meyer, für komische Alte und Bösewichter, ein hervorragendes Talent, voll Geist und Verständniß, nicht ohne Tiefe, reich an Humor und Laune; die rasche Folge, mit der er uns Gestalten und Charaktere vorführt, hindert ihn wohl, sie immer klar und tief genug zu erfassen oder in den einzelnen Theilen auszuführen, daher sie zwar immer verständig, meist auch geistreich gegeben, aber nicht selten nur nach der ihm geläufigen Schablone geschnitten sind.

Herrn Sallmayer bekommen wir selten zu sehen; sein „Cromwell“ war wieder voll imponirender gelungener Momente aber diese wieder nicht frei von Uebertreibungen und zu wenig einheitlich in das ganze Bild verwebt. — Herr Wieninger im Ganzen recht brauchbar, wenn auch selten bedeutend vortretend, doch auch nie störend.

Die Posse ist im Ganzen recht gut. Herr Eder gebietet über eine große komische Kraft, ist ein trefflicher Coupletsänger und würde, wie wir glauben, ein recht interessanter Schauspieler seyn, wenn er sich entschließen würde, statt nach hergebrachtem Branche nur Nestroy zu imitiren, Gestalten, Charaktere zu entwerfen und zu zeichnen. Unwillkürlich leitet ihn sein entschiedenes Talent dazu und es gelingt ihm auch, wo ihn nicht die allgemeine Sucht, eben nur Nestroy seyn zu wollen, davon ab- und gar verleitet, wie z. B. als „Weinberl“ ganz unverständlich manirirt und langweilig zu werden. Wir möchten dasselbe auch von Hrn. Maurer sagen, wenn auch seine Gestaltungsgabe nicht immer ausreichen dürfte, Scholz'scher Imitation zu entbehren. Frl. Posinger ist eine recht brave Lokalschauspielerin, voll Humor und Lebendigkeit. Der Gesang läßt in den Gesangspossen sehr viel zu wünschen übrig.

Das Publikum ist heuer karg, wohl zu karg mit seinen Beifallspenden; gleichwohl ist in dem meist gefüllten Hause der warme Antheil nicht zu verkennen, mit dem es den gewöhnlich wenigstens fleißig und gerundet zusammenwirkenden Darstellungen folgt.

L.

An die freundlichen Leser der „Carinthia“.

Mit der Fortsetzung dieser heimischen Zeitschrift im Jahre 1860, die wir hiemit anzeigen, feiert dieselbe ihr Jubiläum — das fünfzigste Jahr ihres Bestehens. Es gereicht einem so eng begrenzten Lande, wie es das Herzogthum Kärnten ist, unstreitig zur Ehre, einer Zeitschrift, die den Namen des Landes an der Stirne trägt, bisher jene Theilnahme geschenkt zu haben, von welcher die so lange Dauer derselben abhing. Liebe zum Heimathlande, die vor allem den Kärntner auszeichnet, machte dies bisher möglich, auf die wir auch in der Zukunft und gewiß nicht vergebens rechnen.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, sondern unser Bestreben vielmehr dahin gehen wird, die Zahl derselben, wie wir sicher hoffen, zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um diese Zeitschrift, die, ihrer heimathlichen Tendenz getreu, darin kaum in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in ihrem Jubeljahre fortzusetzen, und ist der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieser Zeitschrift möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird, wie bisher, auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren und neueren Geschichte und Sagenwelt, den alten und neuen Kunstbauten, und vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Von der „Carinthia“ erscheint auch im Jahre 1860, wie in dem laufenden, alle vierzehn Tage eine Nummer auf einem ganzen Bogen, also des Jahres 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatt und dem Inhaltsverzeichnisse.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung

für Klagenfurt . . . . 2 fl. 50 kr. österr. Währung,

mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. „ „

Herausgeber und Redakteur: G. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 26. Sonnabend, den 17. Dezember 1859.

Von der Adria*).

Ewig läßt Apallo's Schimmer sich zuerst auf Bergen nieder,
Auf dem Helicon und Pindus singt die Muse ihre Lieder:
Kräftig tönen auf des Kärntners, auf des Steirers Alpenhöhen
Klänge, die vam Herzen kammend, Jedermann zu Herzen gehen:
Lieblich wiederhallt das Echo des Gebirg's die muntern Weisen,
Die vom Alphorn sanft begleitet, Gattes große Schöpfung preisen:
Wehe ober jenen schwarzen Bergen, deren dunkle Höhlen
Mörder, auf die Beute lauernd, sich zum Hinterhalte wählen,
Wa statt frammer Melodieen, statt des Klang's der Hirtenpfeifen
Raben nach dem Raube krächzend durch die Wetterwolken streifen.

Harmlas ziehet dort die Straße, die zum Meeresufer leitet,
Einst ein Wanderer van seinem frohen Muthe nur begleitet,
In dem klaren Auge ist des Alpensohnes heit'res Wesen,
Auf der offnen Stirn' des Sermanns freier g'rader Sinn zu lesen;
Wohl mag er, wenn finst're Klüfte seinen stillen Pfad durchkreuzen,
Seines Vaterland's gedenken mit den wunderbaren Reizen,
Oder auf die Wogen blickend, die sein schmuckes Fahrzeug tragen,
Mag die Brust von heißer Sehnsucht nach des Kampfes Stunde schlagen; —
Horch, was rauscht da hinter'm Felsen, was sind das für wilde Töne,
Welch' Gekreisch! entschickt die Hölle etwa ihre finstern Söhne?
Schwerter klirren, Dolche blitzen, und aus langen Feuerröhren
Scheint ein dreißigfacher Tod dem Wand'rer seinen Weg zu wehren!
Und hervor stürzt aus den Gründen, aus den unwirthbaren Schluchten
Eine Schaar von dreißig Männern; feige werfen die Verruchten
Auf den Einen sich, der muthig sicherm Tod entgegenblicket,
Schan den letzten Gruß im Geiste nach der lieben Heimath schicket!
Schmach Eurapa über dich und Schande, daß in unsern Tagen
Räubervölker nach in deinem Schooße frech zu nisten wagen,
Und die Natian erröthe, die sich selbst die „Große" nennend,
Ihren Schutz dem Raubnest sichert, schmählich alles Recht verhöhnend!
Aber eine Macht noch gibt es, der sogar Barbaren weichen,
Eine Macht, vor der die kecksten Männer der Gewalt erbleichen,
Die sogar die Sclavenkette sich umschafft zur Siegeszierde
Eine Macht, die ohne Waffen selbst sich schützt: „Die Manneswürde!"
Wehrlos sieht der edle Seemann sich an einen Stamm gebunden,
Gibt als seines Lebens Rest sich nur mehr wenige Sekunden:
Doch der schon so oft am Meere kühn dem Tod in's Auge blickte,
Dessen furchtlos Herz so manchmal selbst des Sturmes Wuth besiegte,
Er blickt ruhig auf die Männer, welche drohend ihn umgeben
Und zum Todesstreiche schon die Dolche gegen ihn erheben;
Aber eine unsichtbare Macht scheint jetzt die Schaar zu bengen,
Plötzlich sinken alle Waffen, all' die rauhen Stimmen schweigen,
Und die Wuth, die rohe Mordlust, die zuvor in ihnen wüthet,
Sie muß der Bewund'rung weichen, die solch' edler Stolz gebietet!
Schnell zurück in ihre schwarzen Berge flieh'n die wilden Gäste,
Und auf's Schiff zu den Gefährten kehrt der wunderbar Erlöste!
Bald ruft ihn ein höh'rer Wille weg von diesen Felsgestaden,
Die des Schöpfers Zorn mit seinem ew'gen Fluch schien zu beladen.
Bald begrüßt des Hauptmann's Flagge wieder Pola's weiten Hafen,
Als Major den Gegengruß bringt ihm der Flug des Telegraphen.

Hört ihr Wolken, die ihr nördlich wandernd nach den Alpen eilet,
Wo in segenreichen Thälern das geliebte Völklein weilet,
Das bei fröhlichem Gesange friedlich bauet seine Felder
Oder edles Wild verfolgend lustig streift durch steile Wälder,
Kühn die rasche Gems' erlegend, die auf Felsenwänden irret,
Mit dem Rohr, das es im Kriege treu für seinen Kaiser führet,
Sagt es diesem guten Volke, saget es den schönen Triften,
Wie man ihrem Sohn begegnet hat in Montenegro's Klüften:
Und wem Gott ein sich'res Auge, einen starken Arm verliehen,
Eile mit der treuen Büchse nach dem Raubnest hinzuziehen,
Auszurotten jene Brut, die in den finstern Höhlen nistet,
Und zum Hohn Europa's sich zum frevelhaften Raube rüstet!

Und du sanfte Schaar der Musen, die du dir zum Lieblingsorte
Bergeshöhen stets erwähltest, o beseele meine Worte,
Hauche deinen Geist in dieses Lied, das ich den Alpen bringe,
Und dem Alpensohne, daß es nicht ganz ungehört verklinge!
Holde Schwestern, weilet freundlich oft auf jenen schönen Höhen,
Laßt das brave Kärntnervölklein euern milden Geist durchwehen,
Laßt es singen, gebt ihm Lieder, daß im frohen Wiederhalle
Seine Thäler laut das Echo eures Lobgesang's durchschalle,
Und daß ewig jener dunklen Mächte nachtumhülltes Grauen,
Die auf Czernagora hausen, ferne bleibe seinen Gauen!

Pola, am 28. November 1859.

F. W.

---

*) Die „Triester Zeitung" vam 23. November d. J. berichtete Folgendes: „Aus Dalmatien wird eine neue van Mantenegrinern verübte Gewaltthat gemeldet. Der k. k. Linienschiffs-Kapitän, Gustav Ritter van Gröller (Kärntnerischer Landstand), Kommandant Sr. Majestät Brigg „Montecuccoli", welche in Topla vor Anker liegt, wurde vor einigen Tagen, als er Abends gegen 9 Uhr von Castelnuovo nach Megline ging, von einer, ungefähr 30 Mann zählenden, Rotte Montenegriner angefallen, gebunden und auf das roheste mißhandelt." — Dies zum Verständniß des hier mitgetheilten Gedichtes. Anm. d. Red.

Volkssitten in der Periode von 1780 bis 1859.

(Fortsetzung von Nr. 25.)

Der Uebergang zur Gegenwart. — Bildungsmittel. — Kleidung.

Eine getreue Zeichnung der Gegenwart, so zu sagen, eine photographische Abbildung des dermaligen Volkscharakters zu geben, wird man uns um so eher erlassen, als die Regeneration der Monarchie noch in ihrer Ausbildung begriffen, noch entfernt von ihrer Vollendung ist, woran sicher die sich immer von neuem trübenden politischen Zustände am meisten Ursache sind, da man von einer Seite, wo die Alleinherrschaft ohne legitime Grundlage, als den Volkswillen, mit dessen nachheriger Beseitigung in der Welt despotisirend sich benimmt, dieselbe unaufhörlich mit neuen Revolutionen, aus dem schwankenden haltlosen G.unde der Nationalität und Civilisation bedroht. Unser früheres Heft hat in den dargestellten Ereignissen seit 1848 bis Schtuß 1857 den Volkscharakter Kärntens, seine Anhänglichkeit und Treue für den Monarchen, seine Befriedigung durch die wiedererlangte Selbstständigkeit, seine Aussichten, Wünsche und Hoffnungen auf Consolidation der innern Zustände gekennzeichnet. Der Ernst der Zeiten, der Kampf gegen das feindselige Bemühen, die seit 1849 gleichgestellten Nationalitäten wieder zu entzweien, und den viribus unitis hergestellten Bau der Monarchie zu erschüttern, wird die Festigkeit und Aufrichtigkeit der geäußerten Gesinnungen erproben.

Die auffälligen Licht- und Schattenseiten der Sittlichkeit, die scharfen Contraste der Tugend und des Lasters erbleichten in dem Grade, als die sogenannte Civilisation zunahm und jene Gleichmachung, die alles verdeckende Anstandslehre, die Beobachtung humaner Formen durchdrang. Niemand wird es in Abrede stellen, daß unsere Zeit immer ärmer wird an großen, festen und originellen Charakteren, an jenen Menschen, die unbekümmert um die Außenwelt, deren Grundsätze, Anschauungen und Moden, um den Beifall der Leute, ihren eigenen Weg gehen, rein nach dem Antriebe ihres innern Glaubens und der Gewissenspflicht, wenn auch manchesmal nicht ohne Sonderbarkeit und Auffallenheit. Wir erinnern uns solche originelle Menschen, wie sie uns die „Carinthia" in ihren Biographien und Lebensbildern gab, in Lenz, Achazel, Wulfen und letztlich noch Rausch u. a. m. gekannt zu haben. Ebenso haben wir im Laufe der Zeit nicht unerwähnt gelassen und thun es wie vorhin noch am Schlusse dieses Heftes kund, welch' eine Zahl uneigennütziger Patrioten und darunter auch viele Frauen für Kunst, Wissenschaft, für Wohlthätigkeit und gemeinnützige Anstalten im Vaterlande wirkten und noch wirken. Indessen, wenn es eine Gebühr war, solche Beispiele der Zukunft vorzubehalten, ja der schönste Beruf der Geschichte, als „Lehrerin des Lebens", ist es hinwieder auch die unerläßliche Pflicht, die Zeit an sich, die Summe der moralischen Kräfte, die Auf- und Abnahme der Sittlichkeit unpartheiisch zu wägen. Ein schon verewigter Landsmann, dessen Lebensweisheit öffentlich anerkannt wurde, pflegte zu sagen: Nicht Tugend, nicht Frömmigkeit, noch Kenntnisse fallen gegenwärtig schwer auf die Wagschale, sondern vor allem eine einflußreiche Stellung und Reichthum. War es von jeher mehr oder weniger so, um so überwiegender in unserer materiellen Zeit, die ihre Blöße in keinem Momente so sehr offenbarte, als in den Revolutionsjahren 1848 und 1849, wo die Volksgunst und die Gesinnung in erstaunenswerther Schnelligkeit umschlugen und es sich im vollen Maße zeigte, wie wenig man von dem Beifall der Masse zu halten habe. Nichts trägt daran so sehr Schuld, als derjenige Theil des Journalismus, welcher der Leidenschaft des Tages huldigt und ebenso kriechend gegen die Uebermacht als gehäßig gegen alles ist, was mißfällt. Flachheit, Unentschiedenheit, eine übergroße Weltklugheit, ein geschniegeltes geschliffenes Wesen und Charakterlosigkeit, einzig ein übertünchter Egoismus kennzeichnen die Welt der Gegenwart, aus welcher jene edleren Naturen, wie Oasen aus der Wüste, hervorragen, die eben derowegen von den meisten verkannt werden. Die alte Einfachheit und Redlichkeit ist verpönt; und so wie in den Intelligenzblättern der Zeitungen alles als das vorzüglichste, solideste und billigste angekündet und angerühmt wird, hat man in Titeln und Redensarten überall den Superlativus zu Gebrauch genommen und es fehlt nur wenig, daß ein Karl V. alle Paduauer auch bei uns zu Conte macht.

Indessen, um die einzelnen Eigenschaften der Zeit wahrheitgetreu zu charakterisiren und nicht in allgemeine Deklamationen uns zu ergießen, müssen wir gestehen und thun es freudig, daß besonders Trink-, Spiel- und Raufsucht im Allgemeinen in der höhern und Mittelklasse der Gesellschaft seit mehreren Jahrzehenten in Kärnten sehr abgenommen haben. In den neunziger Jahren, auch Anfangs dieses Jahrhundertes, wo noch der Epikurismus und Cynismus im Style eines Blumauer in den höhern Schichten der Gesellschaft herrschte, war es nichts seltenes, daß selbst graduirte Personen nicht blos in Quartalen, sondern in kurzen Zwischenräumen sich betranken, wo dann anakreontische, oft auch erotische Sprüche und Lieder die Runde machten. Diese Unarten sind gegenwärtig aus allen gebildeten Zirkeln verbannt. Dafür hat leider der gemeine Mann, besonders in Ober- und Mittelkärnten, den Brantwein kennen gelernt, während der Unterkärntner, namentlich der Lavantthaler, in seinem Moste den Nektar, ja den Lethetrank seines Lebens findet, der Einzelne nicht selten selbst gegen Verbrechen, wie sie die neueste Zeit zum Vorschein brachte, unempfindlich macht.

Die Spielsucht erhielt besonders zur Zeit des wechselnden und geringen Geldwerthes einen traurigen Aufschwung. Selbst in höhern Kreisen wurde hoch und verderblich gespielt; man gefiel sich, Bank zu halten, und stürzte sich so in jene leidenschaftliche blinde Betäubung, die oft mit gänzlicher Verarmung, Vergehungen gegen die Redlichkeit, ja Selbstmord endete. So spielte in den Jahren 1809—1811 der Landmann auf der Kegelbahn und am Farbeltische mit den ihm zuströmenden Banlozetteln. Beide Spiele haben seitdem sehr abgenommen, wogegen in den Jahren 1848 und 1849 obige Klasse sich auf dem Billard oft um höhere Einsätze zu versuchen anfing. Mit der Trinksucht, da Menschen gemeineren Schlages in solch' exaltirtem Zustande: stark, reich und gescheidt zu seyn pflegen, vergesellschaftete sich die Raufsucht. Auf Kirchtagen und Märkten gab es große Balgereien und mitunter tödtlich ablaufende Raufhändel. Auf manchen Viehmärkten, wie in der Fladnitz, auf der Aue bei Gmünd ꝛc. waren sie so zu sagen organisirt; die sogenannten „Prober", Bursche mit aufgesteckten Schildhahnfedern forderten ihre Gegner im „ringen" heraus. Der Streit zwischen Einzelnen brachte oft ganze Landsmannschaften oder doch Genossenschaften, wie Knappen, Holzknechte u. dgl. Gemeinden gegen einander und

artete in großartige Kämpfe und Würgereien aus. Die Noth, der Ernst der Zeiten, die Gend'armerie, man möchte sagen, selbst die Abnahme der physischen Kraft bei Mangel an Einübung haben diese Volksthümlichkeit, größtentheils ihre Unarten sehr in Abnahme gebracht.

Mit der Aufklärung — der echten oder auch nur gemeinten — haben viele andere Mißbräuche, Ungebühren und Ausartungen der Phantasie, wenn nicht ganz, doch größtentheils aufgehört. Der Hexenglaube ist bis auf wenige Reste verbannt; das noch mehrfach gebräuchliche Wetterläuten und Schießen hat weniger in demselben, als in physischen Ansichten seinen Grund. Die Schatzgräberei und die damit verbundenen Teufelsbeschwörungen sind — seit dem großartig komisch-tragischen Versuche im Schlosse Landskron im Jahre 1808 (?), an dem nicht weniger als 13 Schatzgräber aus Villach und der Umgegend theilnahmen, wo ihnen, da sie das Geheimniß zu wenig bewahrten, ein verlappter Khevenhiller den goldenen (vergoldeten) Schlüssel zum Schatze reichte, dann aber eine Zahl als Dämonen maskirter Gegner nach gewaltigem Kampfe entriß, — in Mißcredit und Verfall gekommen. Indessen trieben Zigeuner noch nachhin bis in die neueste Zeit ihr Unwesen mit Chiromantie, Planetenlesen, Geistererscheinungen und Erlösungen, die sie dazu benutzten, die Wohnungen der hiezu versammelten Getäuschten zu bestehlen; Kartenaufschlägerinnen und Wahrsagerinnen wurden mitunter von Leuten zu Rathe gezogen, die sonst gar nicht zu den Gläubigen gehörten, und die sohin ihre Hohlheit und Leere damit bloßstellten.

Von den Ausartungen der Sitten hat unserm Vaterlande keine so eine traurige Berühmtheit erworben, als die große Zahl unehlicher Geburten. Wir waren in der Lage, darüber auf Grundlage der ämtlich bekannt gemachten Tabellen aus offiziöser und ethnographisch statistisch gegebener Veranlassung in der „Carinthia" von 1855, Nr. 22 und 23, in dem Aufsatze „Das Proletariat und die Arbeit" und in Nr. 33 daselbst in dem über „Die Bevölkerung Kärntens" unsere Ansicht ob der Ursachen dieses progressiven Uebels bekannt zu geben, und sie in der auffallenden Abnahme der Ehen, in der Commassirung des Bodenbesitzes und in der Lebensweise der betroffenen Orte und Gegenden zu finden. Diese moralische, anfangs endemische Krankheit ist durch Verlust der Ehrliebe, durch das böse Beispiel und den Pauperismus, besonders der Hauptstadt, zu einer epidemischen geworden, und bietet sowohl dem Seelsorger, dem Menschenfreund, wie dem Staatsökonomen und Gesetzgelehrten ein weites Feld zum Nachdenken und zur Aufbietung gegentheitiger Mittel.

Die Bildung der höheren Stände nahm in dem Grade zu, als sich die Anstalten dazu vermehrten; doch vermittelten sie noch dem Ausgang der ersten Revolutionsperiode nicht mehr französische Hofmeister, Abbés, Gouvernanten und Bonnes, wozu besonders die Emigration ein zahlreiches Contingent geliefert hatte, so daß in den adeligen Häusern, wie bei Fürst Rosenberg, Graf Christallnigg &c. noch bis Eingang dieses Jahrhundertes derlei Individuen angestellt waren, sondern theils öffentliche Institute: das „Theresianum", die „Neustädter Akademie" und andere Bildungsanstalten; theils wieder Erzieher und Erzieherinnen aus der Schweiz, zuletzt aus Augsburg und sonst woher. Einzelne zogen, wie wir hörten, nach Weimar und Jena, selbst zu Pestalozzi nach Yverdun. Die Zeit, wo sich der Adel mehrfach dem geistlichen Stande zuwendete, war mit dem Eingehen der adelichen Domkapitel in Deutschland, wovon nur das zu Olmütz noch blieb, so wie überhaupt mit dem mangelnden Beruf vorbei; der Staatsdienst und vorzüglich das Militär bildeten die Hauptanziehungspunkte für solche Candidaten. Viele der Adeligen, welche begütert, Bergwerke und Industrie-Etablissements besitzen, erwarben sich an in- und ausländischen Studienanstalten die einschlagenden Kenntnisse, so daß ihre Bildung dem Lande vielfach, besonders da sie sich an die Spitze von Vereinen stellten, zu Guten kam.

Am nachtheiligsten wirkten die langen Kriegsjahre auf den Mittelstand, auf die Bürger- und Handwerker-Klasse. Der Beamte empfand und empfindet auch gegenwärtig den Druck der Zeiten um so härter, als er seinen Kindern eine kompetente Erziehung und Versorgung zu geben, bei den hohen Anforderungen der Gegenwart und der Concurrenz mit den übrigen in der Bildung vorgeschrittenen Ständen großentheils, besonders am Land außer Stande ist. Der Bürger und Handwerker hatte in jenen Jahren, wo der Krieg fast alle Verbindung mit dem Auslande, oft selbst mit den Nachbarprovinzen, und der Nothstand den Aufschwung im inländischen Fabriks- und Manufakturwesen abschnitt, wenig Gelegenheit, sich auch nur im eigenen Fache weiters auszubilden und seine Leute auf Wanderung zu schicken; sobald aber friedliche Tage wiederkehrten, war er es, der weit früher als der Bauer sich emanzipirte, und an Kleidung, Lebensgenuß, an Dressur im Tone der Welt und im Umgang den höhern Ständen sich gleich geberdete. Die Sonderstellung der Innungen, der Zunftgeist, die Handwerksgebräuche hörten auf; die Versammlungen der sogenannten Ladtage und Handwerke wurden bei einzelnen Manufakturisten höchst selten, nur bei den Schneidern (wir bedienen uns der alten, wir wissen nicht warum prohibirten Benennung) gab es deren in der Regel noch, die Auflassung der alten Hausordnung, der Kostgebung und sohin des geordneten Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen, hat der Sittlichkeit und dem Wohlstande großen Abbruch zugefügt, das Proletariat zum Erschrecken gefördert. Die neueste Zeit, wir können es mit großer Befriedigung sagen, hat das Verlangen, sich im gewählten Handwerke auszubilden, zu welchem vorzüglich die zuerst vom Kärntner Industrie-Vereine errichtete technische Schule den Grund legte, hervorgerufen. Die Folge war, daß mehrere Meistersöhne das Ausland selbst bis Paris bereisten und ebenso die Meister die Weltausstellung besuchten, wodurch ein nie geahnter Aufschwung in das heimische Gewerbswesen kam, oder was wir hier eigentlich zu betonen haben, eine mehrere Bildung des Handwerkerstandes, eine größere Liebe zu dem Fache sich entwickelte, welche junge Leute so sehr von rohen Ausartungen, Verschwendung des väterlichen Erbes und sonstiger sittlicher Verkommenheit abhalten.

Die Kleidung, als ein vorzüglich beachtungswerthes Abzeichen der Nationalität, der Sittlichkeit und des Wohlstandes, hatte in der Zeit von 1780 bis 1858 zwei Perioden. Die erste bis 1805 verrieth so ganz die Abhängigkeit von Frankreich, die Tonangebung der Revolution, ohne jedoch damals noch die Trachten des gemeineren Mannes zu verändern, so daß wir bei ihrer Beschreibung mehr die sogenannten gebildetern Stände vor Augen haben. Der Haarzopf war damals noch maßgebend, dabei der toupirte gepuderte Kopf, der dreieckige Hut. Ein fashionabler Mann trug einen hoch an die Brust ausgeschnittenen Frack, mit langen Hintertheilen und steifem Kragen; eine ebenfalls sehr kurze lichte, oft auch gestickte Weste, eine weit hervorragende Chabode und weiße Halsbinde. Die Beinkleider waren eng an-

liegend, reichten bis an die Brust und waren damals noch durchgängig kurz unter dem Knie mit ein paar Knöpfen und einer kleinen Schnalle aus feinem Metall geschlossen; dazu weiße feine Strümpfe und Kappenstiefel mit drei abhängenden Klappen; diese und die Kappe von feinerm geglänzten gelben Leder, die Stiefel selbst in eine aufwärts gehende Spitze endend. Eine Tabatière von Gold, Silber oder geschnittenen in Gold gefaßten Steinen, mehrere goldene Ringe mit Edelsteinen im Diamantenkranz und wenn es ging mit Wappen, zwei goldene Uhren mit langer gleicher Kette und Siegelstöckl, wie natürlich feine Handschuhe, dann hervorstehende batistene und verzierte Manchetten, ein gleiches Sacktuch, und zartes spanisches Rohr vollendeten das Musterbild eines Mannes nach der Mode. Die äußere Bekleidung war ein Schliefmantel mit Aermel und Felbei ausgeschlagen (Stockfischmantel), oder nobler: ein blauer venetianischer Radmantel mit einem kleinen Kragen; später Mäntel mit Aermeln und mehrfachen übereinanderliegenden Krägen. Die Kapute hatten entweder steif aufstehende oder breit abfallende Krägen, die zur Zeit des Consulates a la Moreau mit Gold gestickt waren, wie wir noch vor nicht gar lange einen solchen in der Hauptstadt den kleinen Priesterhausschneider (genannt Prinz Karl), auch sonst ein Mann der alten Zeit, tragen sahen. Die Bürger trugen entweder Schnallenschuhe oder einnähtige Rohr-Stiefel, so wie überhaupt in der geschilderten ersten Periode man noch am alten Costüm hielt, wornach einzelne Innungen sich unterschieden. So trugen die Fleischer an Festen breitkrämpige Hüte, braune Röcke, rothe Westen mit Goldborten und runden Silberknöpfen, die Lederer gleiche Röcke, doch hellbraune Unterkleider, die Müller weiße Röcke, blauliche Gilets, lederne schwarze kurze Beinkleider und blaue Strümpfe, einen sehr breitkrämpigen Hut mit einer oft 5—8 Pfund schweren sehr dicken, weil vielfadigen und gedrehten Seidenschnur, mit Rollen von aufgeschnittener Seide in schweren Poschen, die über den Hut herabhingen, endend; eine Tracht die noch hie und da bei **Bleiburg** im kleinern Maßstabe sichtbar ist. Die übrigen Handwerker, damals in der Regel blaue Kaputröcke und dreieckige Hüte, oder die Gesellen nur runde mit bald breitern bald schmälern Krempen und mittelhohem Gupfe; die Schneider aber fingen schon damals an sich bei Feierlichkeiten in schwarze Fracke zu kleiden. Allen Meistern kam ein spanischer Stock mit goldenem oder silbernem Knopfe und Bande zu; die Zimmer-, Maurer- oder Schiffmeister trugen als Abzeichen ihrer Meßkunst statt der Stöcke den eine halbe Klafter ausmessenden, mit Untertheilungen versehenen, gewichtigen Zollstab.

Auch das weibliche Geschlecht hielt in der Revolutionsperiode mit dem männlichen gleichen Schritt. Die großen Reifrocke und langen Leiber aus der Theresianischen Zeit wichen dem neuen Anzuge, der unter Kaiser **Joseph II.** zwar viel enger, aber doch noch schleppartig war. Man versuchte es, die türkischen Turbans nachzumachen; aber da der Kaiser eine bittstellende Dame, die sich ihm damit vorstellte, an den Sultan wies, hatte diese Mode bald ein Ende, so wie er überhaupt alle neuen, aus dem Auslande hergeholten, auffälligen Kleidertrachten, die ihm derowegen verhaßt waren, dadurch sogleich verpönte und außer Gebrauch setzte, daß er die Gassen kehrenden weiblichen Sträflinge damit bekleiden ließ. Indessen war damals, bis beiläufig 1805 herauf, die sogenannte Schopfhaube die allgemeine Tracht der Frauen. Auf einer einfachen Unterlage wurde ein künstlicher Bau von Gaze, Blonden und Bändern aufgerichtet, und auf das glatt frisirte Haupt befestigt. Jüngere Personen trugen Toupets; in den neunziger Jahren traten theilweise die sogenannten Titus-Köpfe, die abgeschnittenen Haare a la Guillotine an ihre Stelle; diese und die ausgeschnittenen engen Kleider, mit sehr kurzem Oberleib, bloßer Büste und die vielfarbigen Shawls erinnerten an das Urbild der in der Revolution auf den Altar gesetzten Göttin der Vernunft. In der Josephinischen Periode machten sich besonders auch die hohen Stöckelschuhe des städtischen Frauenzimmers bemerklich, welche man mit Schnallen zierlicher Façon versah: eine Tracht, ebenso unbequem als chinesisch unbehilflich; doch die Mode wollte es! Auch die Bürgerklasse ahmte den Schnitt der haute volée nach, und vor 60 Jahren stand die Tracht blauer Ueberröcke von feinem, damals sogenannten 10 fl. Tuch mit kurzem Leibe und Sammtverzierung in der Blüthe.

Indessen behauptete sich in dieser Volksklasse noch die bezeichnende Goldhaube, die selbst den Neufranken gefiel. Die übrigen Beigaben jener Zeit waren verbrämte Pelzkleider im Winter, groteske Bären- und andere Stutzen, wie bei den Männern die Wildschur; im Sommer bei den Frauen reich gestickte, fein bemalte oder zierlich geschnitzte Fächer. Noch gab es damals als Rest guter Zeiten Brüßler-Spitzen, Diamantschmuck, Perlschnüre, Goldketten, selbst am Lande silberne schwere Gürtel.

Die unglücklichen Kriege und feindlichen Invasionen, einschlüssig das Jahr 1805, hatten nicht blos alle Vorliebe für die Schöpfungen der Revolution, die **Napoleon I.** mit seinem Despotismus geschlossen zu haben vorgab, sondern und leider auch die Vermögenskräfte des Landes aufgeräumt und verzehret.. Alle die angeführten männlichen und weiblichen Ausstattungen verloren sich in dem Grad, daß sie eine Seltenheit wurden; alles dachte auf die Vereinfachung seiner Bedürfnisse, auf Beschränkung des Luxus, von Kaiser **Franz**, der in seinem einfachen Hute und grauem Kaput, in seiner alterthümlichen und ungeschmückten Burg noch immer der Vater seines Volkes, das Beispiel der Entsagung und Einfachheit blieb, bis herab zum letzten seiner Diener. Im Jahre 1804 verschwanden die Zöpfe in der Armee und mit weniger Ausnahme auch im Civile, ebenso die in letzter Zeit nach preußischer Art hochgestülpten Hüte und blieben in reduzirter Masse nur gewissen Chargen und bei der Artillerie. Man kleidete sich fast allgemein in lange Stiefelhosen und mitunter schon, nach dem Muster der Franzosen vom Jahre 1805, in die bequemen Pantalons, in Mäntel mit langen, Kapute und Fracke mit gestürzten Krägen. Die Taille verlängerte sich, jedoch bei Frauen erst im folgenden Jahrzehente. Seit dem haben sich in der Männertracht wenige wesentliche oder länger dauernde Veränderungen ergeben, die Quäker traten an die Stelle der vormaligen Staatsröcke, so wie denn bei den Beamten die kurzen Hosen und Strümpfe in Galla aufhörten und Amtsröcke mit Ausschlägen eingeführt wurden. Entgegen litt die Frauentracht mächtige Veränderungen, sowohl durch das Aufhören aller Standesunterschiede, der Allgemeinheit der Hüte von scheibenmäßigem Umfang bis zum Pipihütchen, von dem Palmella- bis zu den Calabreser-Hüten. Die Gold- und die sogenannten mutzeten Hauben, die einzig noch am Lande blieben, verschwanden, und so wie der moderne Kopfputz wurden auch die bis zum Uebermaß erweiterten, vielfach, aber fruchtlos, persiflirten Crinolinen bis auf den untersten Stand gangbar. Selbst das Landvolk, besonders in der Nähe von Städten, reformirte sich allgemach. Die rothen Joppen der windischen **Gailthaler**, die langen, rückwärts aufgeschlitzten,

oder nur seitwärts mit Oeffnungen ohne Säcke ausgestatteten lodenen oder grobtüchenen Bauernröcke machten den Kaputen Platz, die kurzen, besonders „irchenen“ Hosen wurden mit Pantalons vertauscht, die Rohrstiefel, welche in den Städten mit weniger Ausnahme aufhörten, wurden theilweise am Lande beliebt; ebenso kamen am Lande die breitkrämpigen Hüte ganz außer Gebrauch und die vom mäßigen Umfange bei dem weiblichen Geschlecht mehrfach mit runden Güpfen wurden Landestracht. Statt dem landesüblichen Raß (Merino) und Parean sah man nun nur baumwollene Stoffe aller Gattungen und Farben, und der Luxus bei den Anwohnerinnen der Städte forderte seidene und sammtene Oberkleider (Slavanken und Spenser), und gleiche Vortücher. Die Gailthalerinnen behielten hingegen den, von der Kaiserin Maria Theresia laut Verordnung der Landeshauptmannschaft in Kärnten vom 16. Februar 1751 jedoch vergeblich verpönten, Anzug der nur bis an das Knie reichenden Kleider, die weißen Kopftücher (diese auch die Oberrosenthalerinnen), und die aufgezogenen Brusttücher. So hat sich die Zeit, die Mode, vielfach auch der Nationalcharakter, die alte patriarchalische Sitte geändert, und die Klage über den Luxus des gemeinen, besonders Dienstbotenvolkes, wurde eines der vielgesungenen, aber fruchtlosen Lieder des Tages. Von einer eigentlichen Nationaltracht Kärntens kann nun einmal keine Rede mehr seyn, und wenn man liest, wie norddeutsche und selbst dänische Blätter, bei Erwähnung der Kärntner Sänger, in Lob über ihre kleidsame und geschmackvolle Nationaltracht sich ergehen, war es Illusion, denn sie war nur eine gewählte Composition von tirolisch-steirischer Tracht, etwa den Hut ausgenommen.

Da unsere Mode-Journale, welche in höhern Cirkeln maßgebend sind, sich mit ihren Illustrationen der Zukunft erhalten, erübrigen wir gleich den Chronisten des 14. und 15. Jahrhundertes, die eine weitläufigere Schilderung der damals herrschenden auffallenden und geschmacklosen Kleidertracht uns hinterließen, eine ausführlichere Darstellung dieses Zuges in der heimischen Kulturbewegung, und bemerken nur noch, daß, so sehr die Modesucht eine weltalte Klage ist, die man fort und fort gegen das andere Geschlecht anhängig macht, diese Misere der so knapp gehaltenen Gegenwart um so mehr nahe geht, als reiche feste Stoffe und Schmuck von innerm Werth fast ganz abhanden gekommen sind.

(Beschluß folgt.)

Jahreschronik für Kärnten mit Schluß 1859.

(Ein geschichtlicher Beitrag, mitgetheilt von H. Hermann.)

Da die „Carinthia“ kein Tagblatt ist, und daher die Aufgabe hat, wie es das in Nr. 24 bekannt gemachte Umlaufschreiben unseres Hochwürdigsten Oberhirten zu dem Diözesanklerus ausspricht, nicht für schnelle, sondern für bleibende werthvolle Mittheilungen zu sorgen, halten wir, eben um dieser Bewahrung wegen, es für nothwendig, am Ende des Jahres seine für Kärnten denkwürdigen Begebenheiten, wenn auch nur einfach, ohne dem Schwunge eines Leitartikels, zu registriren, um dadurch, weil unsere Landesgeschichte bei Herausgabe des letzten Heftes der II. Abtheilung des Handbuches für dermalen in ihrer zweiten Periode zum Abschlusse gedeiht, für ihre Fortsetzung zu sorgen und so der Zukunft das treue Bild unserer Gegenwart zu bewahren.

1. Jänner 1859. Die Art und Weise, wie der sonst so verschlossene Kaiser der Franzosen bei der Gratulation der Diplomaten am Neujahrstage die des österreichischen Botschafters, Baron v. Hübner, erwiederte, indem er ihm seine Unzufriedenheit mit der Haltung des diesseitigen Cabinetes ausdrückte, macht nach ihrem Bekanntwerden einen betrübenden Eindruck auf alle Kärntner, die ihre An- und Voraussichten aus politischen Tagesblättern holen; es ist ein Donnerstreich vom Himmel, eine Ahnung der Dinge, die da kommen sollten. Der gemeine, der Landmann, hatte aus dem Erscheinen des prachtvollen Kometen, der im abgewichenen Herbste in der Richtung gegen Nordost mit aufstehendem etwas zur Rechten gebogenen Schweife — der schönste nach dem im Jahre 1811 — aller Blicke auf sich zog, den Vorboten des kommenden Krieges gesehen, wozu wir damals aus den Zeitungen noch keinen Grund fanden. Die beunruhigenden Kriegsgerüchte und das Fallen der Werthpapiere auf den Börsen waren der Nachhall der Neujahrserwiederung Napoleons, dem bald jener der Kanonen folgen sollte. Das Programm des Jahres 1859, an seinem ersten Tage geschrieben, hat sich leider nur zu sehr verwirklicht.

10. Jänner. Der hiesigen „Handels- und Gewerbe-Kammer“ zeigt das Filial-Comité der „Kärntner Eisenbahn“ die Auflösung des Central-Comite's derselben und somit seine eigene an und legte das Schlußprotokoll der Versammlung des Central-Comité's vom 28. Dezember zur Kenntnißnahme der Kammer vor. Se. Excellenz der Herr FZM. Graf v. Thurn, unser Landsmann, entwickelte in seiner Schlußrede die Geschichte des Baues der Kärntner Eisenbahn mit der Angabe, daß der Bau der Strecke von Marburg bis Klagenfurt, d. i. von 17 Meilen, mit circa $2\frac{1}{2}$ Million Gulden fast zur Hälfte vollbracht sey und zwar durch die von der k. k. Creditanstalt dargeliehenen Geldmittel. Die eingetretene allgemeine Geldkrise, die Abtretung der k. k. Südbahn an eine Gesellschaft machten für den Augenblick der Thätigkeit des Central-Comité's ein Ende. Gegenwärtig scheint, ohne daß wir was Sicheres wissen, ein Theil der Bauten wieder aufgenommen worden zu seyn.

31. Jänner. Bereits den 7. Jänner war die Brigade Ramming mit der Eisenbahn von Wien nach Mailand abgegangen, der bald das ganze III. oder Schwarzenbergische Corps, welches in neuester Zeit nach Kärnten zu stehen kam, folgt. Seit längerer Zeit hatten in österreichisch Italien, durch zahlreiche Emissäre, aufhetzende Zeitungsartikel von jenseits des Ticino und das fortwährende Ansichziehen der Emigration in Piemont, besonders der aus dem Mailändischen, Aufregungen stattgefunden und sich der Geist der Revolution, wenn auch nicht durch Waffen und Cigarren-Cravalle, wie im Jahre 1848, jedoch bei jeder andern Gelegenheit, vorzüglich bei feierlichen Begräbnissen bekannter Anhänger derselben kundgegeben, da die Pariser Erklärung ihr einen Stützpunkt lieh, so daß die Verstärkung der österreichischen Truppen in Italien unerläßlich wird, um den sich bereitenden Ergebnissen gewachsen zu seyn. Diese nothwendigen Maßnahmen dienen Piemont zum Vorwand, seinerseits eine schlagfertige Armee aufzustellen, vorgeblich, um gegen einen österreichischen Einfall sicher zu seyn. Cavours Circular-Depesche vom 4. Februar unterschiebt Oesterreich die feindseligsten Anschläge gegen Piemont, während gerade

Piemont dieses gegen Oesterreich vorhat. Die Ankunft und Vermählung des Prinzen Napoleon mit der Tochter Königs Viktor Emanuel sind die Vorläufer der französischen Allianz, und immer sichtlicher stellt sich die Absicht heraus, Italien um jeden Preis von Oesterreich loszureißen. Die Angelegenheiten der Donau-Fürstenthümer, wo Conza von beiden als Hospodar erwählt wird, machen die diplomatischen Verhältnisse, welche die serbische Revolution schon trübte, noch verworrener.

Der Februar und März verlaufen für uns in dieser gedrückten Stimmung. Die Nachrichten von den ununterbrochenen Transporten unserer trefflich ausgerüsteten Truppen durch die Eisenbahn nach Triest, von wo sie dann nach einer kurzen Ueberfahrt auf Dampfern, von Venedig mit beispielloser Schnelligkeit an den Grenzen gegen Piemont eintreffen, während durch Kärnten nur nach der Drau herauf Transporte passiren, lassen uns den Beginn des Krieges mehr ahnen als fühlen.

Die Rekrutirung in Kärnten geht nicht nur anstandslos vor sich, sondern es melden sich eine große Zahl Freiwilliger, damals und nachhin aus den besten Familien, so hier Jurist Birnbacher, ein Scheriau rc. Mit Freude und Begeisterung eilet die Jugend zu den Waffen; Urlauber, Reservisten und Neueingestellte des Landes, nach Tausenden, verstärken unsere Schlachtschaaren. Das vaterländische Regiment befindet sich theilweise zu Ancona, später zu Ferrara, zu Mestre, bei Mantua und vor Mailand. Während die Diplomatie ihre Querzüge macht und die Journale mit dem alles beilegen wollenden Congresse die Gemüther zu beruhigen suchen, treibt Piemont die Sachen auf die Spitze, indem es den Anführer der Revolutionäre, Garibaldi, herbeiruft und Mazzini gewähren läßt. Frankreich rüstet sich, um, sobald die Alpenwege es erlauben, diese zu überschreiten. Der Hirtenbrief unseres Fürstbischofes vom 16. April d. J. ist der getreue Ausdruck unserer bangen Gefühle, aber auch der Aufruf zum Gottesvertrauen und zur treuen Mitwirkung durch Gebet und Patriotismus.

24. April. Bei dem fortwährenden feindseligen Treiben Piemonts, welches nicht ermüdet, den Brand im österreichischen Italien und in dem verbündeten, den Habsburgischen Agnaten angehörigen Toscana und Modena durch alle nur mögliche Mittel anzufachen, während diesseits besonders vom General-Gouverneur Erzherzog Ferdinand Max alles aufgeboten wird, die Bewohner zu versöhnen, sieht sich Oesterreich genöthigt, am obigen Tage durch eigens dazu Beauftragte in Turin das Ultimatum zu übergeben, welches binnen drei Tagen von Sardinien eine bestimmte Antwort verlangt, in wie ferne es seine herausfordernde Stellung aufgeben und somit den Kaiser in die Lage setzen wolle, auch seinerseits die für die Sicherheit des Lombardo Venetianischen Königreiches erforderlichen Maßnahmen auf den Friedensstand zu reduziren. Da der Zeitraum, wie vorauszusehen, fruchtlos verlief, erfolgte den

28. April die Kriegserklärung Oesterreichs, der Uebergang der kaiserlichen Truppen über die Grenze, so wie auch andererseits das mit Sardinien verbündete Frankreich, und zwar noch vor diesem Tage, seine Truppen theils zur See über Genua, theils zu Lande, von Toulon, Grenoble und Culoz aus, über die Alpen nach dem Kriegsschauplatz sendet. Das kaiserliche Manifest an die Völker der Monarchie, vom 28. April, stellet die Bemühungen des österreichischen Cabinetes, den Frieden zu erhalten und die Treulosigkeit der Gegner, die mit der Parthei des Umsturzes sich verbündet, in helles Licht und erfüllet alle treuen Herzen mit dem Entschlusse für die Sache des Rechtes und der Ordnung jedes Opfer zu bringen. Nur eine Hoffnung, die: nicht allein zu stehen, entbehrt der Erfüllung — selbst Deutschland, so sehr es im Süden mit Oesterreich sympathisirt, bleibt unthätig, so wie auch England Frankreich im adriatischen Meere freie Hand läßt. Uns beschäftigt die Erinnerung an die Feldzüge von 1796 und 1799, dann 1800, wo an der gleichen Stelle gestritten wurde und an die ruhmvollen Kämpfe von 1809, wo Ausrüstung und Streiterzahl weit zurückstand. Wir legten eine Ansicht darüber in den Nummern der „Carinthia" Nr. 11 und 12, Jahrg. 1859 nieder. In Wien bildet sich ein patriotischer Hilfsverein, und von allen Seiten gehen Ergebenheits-Adressen von der Monarchie ein. Kärntens Adel und die matrikulirte Geistlichkeit, als sich berufen achtend, hierin mit gutem Beispiele voranzugehen, legt bereits den 25. April eine solche an den Stufen des a. h. Thrones nieder, die sich beide nachhin auch mit einem Kriegsbeitrage von 47,000 fl. bethätigen. In diese Reihe patriotischer Aeußerungen gehört besonders die Errichtung von Freiwilligen-Bataillons und Reiterschaaren, wozu Kärnten, da es kein selbstständiges volles Contingent stellen kann, die Beitretenden theils nach Graz, theils nach Görz abschickt.

5. Mai. Aufruf des Herrn Bürgermeisters Hauser zu Klagenfurt wegen freiwilliger Stellung von Zugpferden für die k. k. Armee. Zufolge desselben werden in die hiesige Stadtkasse an Beiträgen zum Ankaufe derselben 7194 fl., zur Ausrüstung des Freiwilligen-Corps 188 fl. abgegeben. Außerdem spendet das Land an Beiträgen für Armirung von Freiwilligen und Bestreitung sonstiger Armeebedürfnisse in runder Summe 18,000 fl. in barem Gelde, und 3000 fl. in Obligationen, eine Zahl einzelner, mitunter 1000 fl. betragender Spenden zu verschiedenen Widmungen nicht zu gedenken. Am Lande wurden, in so weit wir es aus der „Klagenfurter Zeitung" vom 15. Juni entnehmen, 33 Stück Pferde freiwillig abgestellt und bedeutende Geldbeiträge zu deren Ankauf gespendet.

Am 11. Mai stirbt Erzherzog Johann Baptist in einem Alter von 78 Jahren. Für Kärnten knüpfen sich an seine Person aus den Kriegsjahren 1805 und 1809 vielfache Erinnerungen. Als oberster Protektor der k. k. Landwirthschaft-Gesellschaft, des historischen und des Industrie-Vereines von Kärnten entwickelte der kaiserliche Prinz eine tiefe Kenntniß der wissenschaftlichen, naturhistorischen, technischen, industriellen und national-ökonomischen Zustände des Landes und präsidirte mehrmals in ersterer Gesellschaft bei ihren General-Versammlungen. Sein Tod fiel gerade in die bewegteste Zeit; sein Verlust wird daher in der Folge für Innerösterreich, besonders Steiermark noch fühlbarer seyn, als er da, wo er sich ereignete, aus obigem Grunde eindrucksvoll war.

12. Mai. Vom Comité des wohlthätigen Frauenvereines zu Klagenfurt wird der Aufruf des patriotischen Hilfs-Vereines an die Frauen Oesterreichs bekannt gemacht, wornach auch die Kärntens um Wäsche und Verbandgegenstände für die Verwundeten bittlich angegangen und eingeladen werden, derlei Beiträge an die Vorsteherin ersteren Vereines, die Freifrau Maria von Herbert, abzugeben. In Folge dessen werden bis November d. J. nachstehende Requisiten für Kranke und Rekonvalescenten theils in Natura abgegeben,

mitunter von den 250 fl. betragenden baren Einläufen angeschafft: 617 Pfund Charpie und Compressen, 520 Binden, 371 Hemden, 130 Gattien, 1600 Paar Fußlappen und ungezählte 11 Pfund, 52 Paar Fußsocken, 13 Leintücher, 85 Handtücher, 168 Netzhauben, 95 Schwämme, 105 Pfund Zwetschken, für 32 fl. 68 kr. ö. W. Arzneien. Außerdem wurde das noch erübrigte Geld auf Handvertheilung verwendet. Obige Stücke wurden theils an das hiesige k. k. Militär-Commando, theils an das h. k. k. Landespräsidium zur Beförderung an das Landes-Regiment, dann an das hierortige Militär-Spital, ferner an jene zu Mantua und Verona abgegeben. Nicht sowohl der Geldwerth, als die ungemeine Mühe und Arbeit in Bereitung und Verwendung alles dessen, verdient bleibende Anerkennung, daher nicht nur von den Vorstehungen jener Militär-Körper und Anstalten der lebhafteste Dank dafür ausgedrückt, sondern auch von Sr. Majestät laut Mittheilung des k. k. Armee-Oberkommando's vom 7. November der Vorsteherin des kärntnerischen Frauenvereines, Baronin Maria v. Herbert, das allerhöchste Wohlgefallen über ihre Mitwirkung an den allgemeinen Bestrebungen zur Unterstützung und Pflege kranker und verwundeter Militärs ausgedrückt.

(Beschluß folgt.)

Malteiner Geschichten*).

4. Der Tod in den Kohlen.

Heute hatten wir eine Begräbniß. Doch, was red' ich — wir hatten ihrer zwei — bald wären es gar drei gewesen.

Nach der Funktion kam der Bauer zu mir, bei dem diese Todfälle vorgekommen waren; ein recht lieber und braver Mann — und erzählte mir die Geschichte wie folgt:

„Am Samstag Abends saßen wir beisammen in der Rauchstube (Gesindezimmer mit Herd) und, während die Magd (eine 45jährige schwerhörige und wunderliche Person) mit dem Glätten der Wäsche für den kommenden Sonntag beschäftiget war, las mir der Schickbube, ein 15jähriger, sehr fähiger und braver Knabe, aus unseren Büchern einige erbauliche Betrachtungen vor, worauf wir nach dem gesprochenen Abendsegen uns zur Ruhe begaben. Ich in mein Zimmer, der Knabe in die ungeheizte Schlafkammer und die Magd — seine Verwandte — sollte eben dahin nachkommen, sobald sie fertig wäre, den Sechtofen (in welchem das Waschwasser gewärmt wird) geschlossen und die Hausthüre verriegelt hätte."

„Die Bäuerin war sammt zwei Töchtern in die Nachbarschaft zu einer eben verstorbenen alten Bekannten beten und „wachen" gegangen, und kehrte mit den Kindern um 2 Uhr morgens von diesem Liebesdienste zurück, fand die Thüre verriegelt und pußte (klopfte), bis ich (der Bauer) öffnete."

„Sie klagte über allerhand Ueblichkeit, konnte schon seit längerer Zeit und auch diesmal nicht zum Schlafe kommen, und so versprach ich ihr, mit frühestem Morgen zum Arzte zu gehen und ihr eine Medizin zu holen, worüber sie herzlich froh war."

„Ich stand also um 4 Uhr morgens auf und ging, halb angezogen, hinauf zur Schlafkammer der Dienstboten, um den Schickbuben zu rufen und ihm wegen der Fütterung des Viehes (hier überall das Geschäft der Bauern selbst) die nöthigen Aufträge zu geben, da ich mich auf ihn schon vollkommen verlassen konnte."

„Ich rief also den Knaben, und wunderte mich, daß er mir nicht gleich Antwort gab, wie er doch sonst zu thun pflegte. Ich wiederholte meinen Ruf ein paarmal — aber lautlose Stille."

„So trat ich denn mit dem Lichte in der Hand in die Schlafkammer hinein, ergriff ihn bei der Hand, die er an die Brust gelegt hatte, während der Kopf sich über das Kissen herabgeneigt befand — und fand diese Hand starr und kalt — ich sah näher nach — und fand ihn leblos im Bette — während am Boden Spuren des Erbrechens sich zeigten."

„Meiner kaum mächtig, kam ich — ich weiß nicht mehr wie — aus der Kammer heraus und stand vor der Bäuerin, ihr mittheilend, daß der Knabe über Nacht gestorben sey."

„Worauf die Bäuerin, durch meine Worte und Züge erschreckt, mir antwortete: Das könne unmöglich geschehen seyn, denn dann müßte doch die Magd — die nur ein paar Schuhe vom Knaben entfernt ihr Lager hatte, davon Etwas gemerkt haben."

„Dieser Einwurf war mir einleuchtend und schnell eilte ich wieder hinauf in die offen gelassene Kammer und sah nach der Magd. Diese lag ruhig und still in ihrem Bette — aber als ich nun auch sie wecken wollte — gab auch sie keine Antwort, sondern war eben auch — eine Leiche."

„Nun stand ich da wie vom Donner gerührt — der Schreck versagte mir die Stimme, ein Zittern der furchtbarsten Art überkam mich — ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten. Die Bäuerin war zum Glücke nachgekommen und führte mich seufzend und weinend in das Gemach zurück, woher wir gekommen waren."

„Uns nicht zu helfen wissend — weinten wir endlich zusammen in die stille Nacht hinaus, daß den Jammer der in der Nähe wohnende Gemeinde-Diener hörte und darüber herbeikam."

„Wir öffneten ihm die Thüre und gingen mit ihm wieder an Ort und Stelle, untersuchten Alles — und — fanden endlich am Halse des ungeheizten Ofens die verhängnißvolle Eisenplatte voll mit ausgeglühten todten Kohlen."

Da drinn, aber in den noch glühenden Kohlen, hatte, um figürlich zu reden, der Tod sein Quartier aufgeschlagen, um diesen zwei jungen und frischen Leuten an's Leben zu gehen.

Die einfältige Magd — nichts Böses ahnend — hatte, um die Schlafkammer zu erwärmen, die glühenden Kohlen aus dem Sechtofen genommen, auf die Platte gelegt und in das Schlafgemach getragen und also dem Tode das Pförtlein eröffnet, von wo er ungehindert, ungesehen und ungehört — ihr selbst und dem blühenden Knaben den Garaus machte, indem der erstickende Dunst der Kohlen sie tödtete. Erst vor ein paar Tagen war ein anderer Knabe, ihr Schlafgenosse, fort in's Möllthal gewandert, und so ist er beinahe wunderbar aus dieser Gefahr entronnen, in welcher er ohne Zweifel auch umgekommen wäre, wenn er noch da gewesen wäre.

Indem ich diese traurige Geschichte, welche sich in der Ortschaft Prechendorf ereignete, mittheile, und zwar nicht blos aus eigenem Antriebe, sondern auf die Bitte vieler anderer Leute, ist es unsere gemeinsame Absicht, hierdurch wenigstens zukünftiges Unglück zu verhüten und vor dem erwähnten Gebrauche der Kohlen zu warnen.

Maltein, den 6. Dezember 1859.

P. Kohlmayer.

*) Sieh „Carinthia" Nr. 25 l. J.

Christabend.

Was wogt und braust von Land zu Land,
Und überschwillt der Berge Rand
Von tausend metallenen Zungen?
Das ist die selige Weihnachtslust,
Die innen nun auch, in der Menschenbrust,
Wie Chöre der Engel erklungen!

Kaum will es Abend werden! Was mag
Im rosigen Aether der goldene Tag,
Der Weltumwandernde, säumen?
Dem frommen, herzinnigen Christenlied
Vom Kindlein zu lauschen, noch eh' er schied,
Die himmlische Kunde zu träumen!

Und glaubst du, er wiche der sinkenden Nacht,
Da beginnt erst die gold'ne entschwundene Pracht
Im Dom wie im Kirchlein zu tagen;
Und drinnen erklingt, was draußen erklang,
Frohlockend erhebt sich Geläut' und Gesang
Von brausendem Wohllaut getragen.

Und der Priester am weihrauchgehüllten Altar
Er weist die Hoffnung der Erde dar
Dem Volke in Andacht entzündet;
Bis oben der blinkende Morgenstern,
Wie den Magiern einst, die Geburt des Herrn
Der Weltengemeinde verkündet!

Friedrich Marx.

An die freundlichen Leser der „Carinthia".

Mit der Fortsetzung dieser heimischen Zeitschrift im Jahre 1860, die wir hiemit anzeigen, feiert dieselbe ihr Jubiläum — das fünfzigste Jahr ihres Bestehens. Es gereicht einem so eng begrenzten Lande, wie es das Herzogthum Kärnten ist, unstreitig zur Ehre, einer Zeitschrift, die den Namen des Landes an der Stirne trägt, bisher jene Theilnahme geschenkt zu haben, von welcher die so lange Dauer derselben abhing. Liebe zum Heimathlande, die vor allem den Kärntner auszeichnet, machte dies bisher möglich, auf die wir auch in der Zukunft und gewiß nicht vergebens rechnen.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, sondern unser Bestreben vielmehr dahin gehen wird, die Zahl derselben, wie wir sicher hoffen, zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um diese Zeitschrift, die, ihrer heimathlichen Tendenz getreu, darin kaum in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in ihrem Jubeljahre fortzusetzen, und ist der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieser Zeitschrift möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird, wie bisher, auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren und neueren Geschichte und Sagenwelt, den alten und neuen Kunstbauten, und vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Von der „Carinthia" erscheint auch im Jahre 1860, wie in dem laufenden, alle vierzehn Tage eine Nummer auf einem ganzen Bogen, also des Jahres 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatt und dem Inhaltsverzeichnisse.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung
für Klagenfurt . . . . 2 fl. 50 kr. österr. Währung,
mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. „ „

Herausgeber und Redakteur: E. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Carinthia.

(Neunundvierzigster Jahrgang.)

№ 27. Sonnabend, den 31. Dezember 1859.

Volkssitten in der Periode von 1780 bis 1859.

(Schluß von Nr. 26.)

Volksbelustigungen und sonstige Vergnügungsarten.

Hatte die alte Zeit eine strenge Grenzlinie zwischen dem Volke und seinen Beherrschern, ihren Räthen, Beamten und dem Adel gezogen, und sich beide Schichten der Gesellschaft kenntlich und auffallend durch Kleidung, Wohnung und Lebensweise unterschieden, wurde das Volk vielfach durch Hoffeste, öffentliche Aufzüge und ritterliche Uebungen und andererseits durch kirchliche, Korporations- und Familienfeste dafür entschädigt. Unter den Hof- und zugleich Volksfesten standen die Inthronisations- und Huldigungsakte der Landesfürsten oben an. Die Chronisten, Johann von Viktring und Ottokar von Horneck, und nach ihnen andere, geben uns von dieser Festlichkeit, als einer wahrhaft volksthümlichen, eine eingehende Beschreibung, welche, wie wir wissen, bis einschlüßig Ernst den Eisernen unverändert statt fand. Die Huldigungen, welche mit einiger Abänderung im Ceremoniel Erzherzog Karl im Jahre 1563, und Erzherzog Ferdinand 1596 persönlich am Sallfelde empfingen, die spätern im Landhause zu Klagenfurt von Kaiser Leopold I. im Jahre 1660 und seinem Sohn K. Karl VI. 1728 ebenda angenommenen, die Festlichkeiten bei Anwesenheit des Kaiserpaaares Franz I. und Maria Theresia sammt a. h. Familie im Jahre 1765 haben wir in diesen Blättern geschildert, so wie die allgemeine Theilnahme der Bevölkerung an denselben. Diese Festlichkeiten ersetzten in neuester Zeit jene, welche bei Anwesenheit der a. h. Herrschaften oder des Landesfürsten allein den allgemeinen Gefühlen der Anhänglichkeit und Unterthanstreue den möglichsten Ausdruck gaben. Wir rechnen dazu die Durchreise K. Leopold's und seiner a. h. Familie im Jahre 1790, die Anwesenheit K. Franz I. im Jahre 1807, ingleichen a. h. Desselben und der Kaiserin Ludovika im Jahre 1810, dann des Kaisers Franz I. mit der Kaiserin Augusta im Jahre 1825 und 1830, ferner die Kaisers Ferdinand I. mit der Kaiserin M. Anna Pia 1838, und Sr. Majestät des jetzt regierenden Monarchen im Jahre 1850, zuletzt mit der Kaiserin Elisabeth im Jahre 1856. Von diesen freudigen und erhebenden Volksfesten, besonders den letztern, war es uns gegönnt, eine mehr eingehende Beschreibung zu liefern, und wer, der sie gesehen, wird nicht von der Erinnerung so einer herzlichen mitunter glänzenden und gewiß enthusiastischen Kundgebung der Volksgesinnung ergriffen? In diese Reihe gehörten auch die dreitägigen Festlichkeiten bei der Erklärung K. Franz I. als Erbkaiser von Oesterreich, die Siegesfeste bei der Einnahme von Belgrad, Mantua (1799), der Einnahme von Paris 1814, welche wahre Volkserholungen und gemüthliche Ausströmungen der Freude waren, an denen selbst das dürftigste Weibchen von ganzem Herzen theilnahm nach so langen Tagen der Schmach und Kriegsnoth. Wenn gleich solche Feste nur nach langen Tagen wiederlehrten, gab es früher insbesondere für die Hauptstadt noch andere Festlichkeiten, wo das Volksleben so eine Pflege, das gemeinsame Vergnügen einen Anhaltspunkt fand. Diese Zeit war vorzüglich unseres Erinnerns die, wo die gesinnungsgleichen Fürsten Hohenlohe und Salm in unserer Mitte weilten, und letzterer noch finanziell in der Lage war, seinen Sinn zu bethätigen. Wir gedenken noch lebhaft der prachtvollen — für uns waren sie verhältnißmäßig solche — Schlittagen, bei denen beide und der sonstige hohe Adel, Herren und Damen, mit herrlich und gleich geschirrten Zügen, Jokeys, Schellengeläute und Peitschengeknalle die Hauptgässen der Stadt durchfuhren und am Hauptplatze einen weiten Kranz machten. Wir erinnern uns der vom Fürsten Hohenlohe-Bartenstein arrangirten Manoeuvres, Feldlager, Soldaten-Maskenumzüge, Scheibenschießen u. s. f., und das Landesregiment, dessen Kapelle er auf das schönste montirte und dessen Mannschaft er im Kriegsspiele übte, war es, welches sich bei Caldiero so tapfer schlug und den ersten Siegespreis errang. Unseres Fürstbischofes Salm Gallaausfahrten, seine Kaiserfeste, besonders auch die Promenaden in seinem, damals so geschmackvoll und reich ausgestatteten, dem Publikum offen stehenden Garten haben wir in einzelnen Nummern der „Carinthia" geschildert. Diese frohen Genüsse hat die Zeit der Kriege von 1805 bis 1813 verschlungen; der eine dieser Fürsten schied von uns, der andere verarmte und selbst seine Schöpfungen sind bis auf wenige dem Zahn der Zeit anheimgefallen; nur sein Andenken, glauben wir, sollte es nicht!

Die theatralischen Vorstellungen und zuletzt noch 1842 die herrlichen Opernklänge, mit denen uns die Dilettanten, von 1812 herauf, unter der Leitung der Baronin von Gailberg, und ihres Enkels, des kunstsinnigen Grafen Ferdinand von Egger, wie auf eigenem Parnaße, vergnügten, sind verschwunden und verstummt. Ein gleiches Schicksal traf die Kapelle des heimischen Regiments und die Produktionen des Musik-Vereines, so daß die Hauptstadt im eigentlichen Sinne verödete. Selbst die wöchentlichen Promenaden durch die Allee nach Ebenthal kamen außer Frequenz; nur zwei Schöpfungen der Neuzeit leisten einigen Ersatz: die Anla-

gen am Kreuzberge und die Dampfschifffahrt am Werdersee, und, wenn wir noch etwas hinzusetzen, jedoch als weniger öffentlicher Natur: die Leistungen des Männergesangvereines.

Die übrigen gesellschaftlichen Vergnügungen der Gegenwart bestehen vorerst in der sehr herabgekommenen, und man möchte sagen, mit seltenen Ausnahmen nun glanzlos gewordenen ritterlichen Uebung des Scheibenschießens. In allen Städten des Landes, auch in den meisten Märkten und Gewerksorten befinden sich Schießstätte, wovon jedoch mehrere bereits verfallen sind. Klagenfurt hat, da die beim „Schleppe“ und am „Kreuzberge“ aufgegeben sind, die neu und elegant hergestellte ständische Schießstätte in der „Villacher Vorstadt“ und mehrere in der Nähe; indessen der Humor, die gesellige Heiterkeit, die großartigen Einzüge, wovon wir theilweise in der „Carinthia“ vom Jahre 1855, Nr. 19 und 20 lasen, deren wir uns noch aus der Periode von 1800 bis 1805 unter Fürst Hohenlohe zu Klagenfurt und von den nähern Schießstätten beim „Schleppe“ und zu „Welzenegg“ erinnern, sind verschwunden, da man ihnen zu viel Raffinerie und Eleganz geben wollte, und jene Schützenheroen und Tells, wie einst Praskowitz, Plimitscher, dann Prinzhofer, Sorgo u. dgl. nicht mehr zu finden sind. Am großartigsten wurde in den abgewichenen Jahren die zu Wolfsberg vom Grafen Hugo Henkel zu Donnersmark mit Besten ausgestattet, auch Gmünd erhielt vom Grafen Constantin von Lodron eine neue geschmackvolle Schießstätte.

Die Jagden reihen sich dieser Uebung, welche den eigentlichen Charakter eines Alpenlandes ausmacht, am nächsten an, und gewähren besonders an größern Orten für jenen Theil der Gesellschaft, welcher zum Stillleben, zur Kanzlei- und Comptoirarbeit verurtheilt ist, ein für die Gesundheit und Gemüthserheiterung unschätzbares Vergnügen, dem daher unser Landsmann, der ausgezeichnete Operateur und um die leidende Menschheit so verdiente Doktor Medicinä Schabus seine Inaugural-Dissertation nicht unverdient gewidmet hat. Die Gesellschaftsjagd zu Klagenfurt steht oben an, und so viele Privatjagden, die wir hier nicht aufzählen können, schließen sich durch großmüthige Förderung und Ausstattung zur Restauration und zum geselligen Vergnügen von Seite der Eigenthümer ihr an. Das Jahr 1848 drohte ihren Bestand gänzlich zu ruiniren; doch die a. h. wohlthätigen, der Sicherheit und Gesittung so förderlichen Jagdgesetze, indem sie den gemeinen Mann von dem zu Excessen führenden Herumschweifen und dem Vernachlässigen des Gottesdienstes und Unterrichtes abhalten, haben dieser Ausartung Schranken gesetzt, den Gemeinden ein schönes und bedürftiges Einkommen zu besserer Dotirung der Schulen geliefert und den Wildstand wieder gehoben. Uebrigens geben diese Exkurse einen mehrere Monate anhaltenden Unterhaltungsstoff für gesellige Männerkreise, was in stoffarmen friedlichen Jahren nicht ohne Vortheil ist.

Andere körperliche Uebungen, die zugleich das Vergnügen bezwecken, sind das erst in dem Laufe dieses Jahrhundertes mehr in Uebung gekommene Schlittschuhfahren und das Eisschießen, letzteres als von Obersteier eingewandert. Das ehemalige Ballspiel kam dafür ganz außer Uebung. Das Kegelscheiben, welches früher mit Ausstellung größerer Beste gegen Einlage in einzelnen Schanzen, bald wieder im sogenannten Laserne, Königstechen 2c. häufig auf Kegelstätten von dem gemeinen Manne und der Jugend im gewöhnlichen Stechscheiben oder mit Kugelwerfen getrieben wurde, ist sehr in Abnahme gekommen, was jedoch früher an Werktagen zu verderblichen Mißbräuchen, Zeit- und Geldverlust führte, da Leute sich fast einzig darauf verlegten und auf Gewinn ausgingen. Der nämliche Fall waltet mit dem Karten-, besonders den Hazardspielen ob. Diese, welche früher auch in höheren Cirkeln mit Leidenschaft zum Verderben so mancher Besitzer, mitunter verrechnender Beamten getrieben wurden, sind durch den Geldmangel und die Noth der Zeiten noch mehr als durch das Verbot aus der Uebung gebracht, dafür sind die dem Geist mehr entsprechenden und abwechselnden Kartenspiele um mäßige Einsätze in den Gesellschaften auch am Lande im Gange und ersetzen wohlthätig die Ausartungen der langen Weile und Klatschsucht.

Was sich in dem großen Lebensfakter: „Vergnügen“ als Ausfall am meisten bemerklich macht, ist der Verfall der öffentlichen Unterhaltungen. Wir haben von denselben, was insbesonders das ritterliche Scheibenschießen betrifft, schon gesprochen, so wie von den Schlittagen. Die Maskenbälle haben sich auf das Minimum beschränkt, und jene großartigen Aufzüge, wie man sie noch gegenwärtig in München, Köln, und sonst hie und da in Deutschland antrifft, sind ganz abhanden gekommen, wenn nicht irgend auf einem Privatballe auch in neuester Zeit sich eine geniale, aber kostbare Erfindung kund gab. In dem ehemaligen „Sonnwirthischen Saale in der Bastei“ zu Klagenfurt gab es vor noch nicht ganz 60 Jahren solche Auf- und Einzüge, wo die Götter des Olymps figurirten, unter Fürst Hohenlohe selbst derlei Aufzüge der Soldaten. — Die sogenannten „Pudelbälle“ in dem Theater, welche von 1805—1811 den Theater-Unternehmern keine unbedeutende Nettoeinnahme abwarfen, führten ihren Namen nicht ohne Grund. Ihre bachanatische, ja animalische Gestaltung ließ ihr Aufhören nicht bedauern. Wir können auch von uns die Bemerkung machen, was ein Artikel aus München vom 22. Februar 1859 (allgemeine Zeitung vom 24. Februar 1859, Nr. 55) über einen dortigen Maskenball am Schluße sagt: „Im schweigenden Jubel vergingen zwei volle Stunden, mit der steigenden Temperatur hob sich auch der Humor in schweigender Haltung. Jedenfalls bewährte sich wieder die traurige Beobachtung, daß die naive Heiterkeit, welche kaum vor einem Jahrhundert diese Maskenfeste belebte, unserer Zeit nicht mehr eigen ist. Die Jungen schämen sich beinahe jung zu seyn, und die Alten wollen nicht mehr lachen“. Ist es nicht auch bei uns so wahr geworden, und herrscht nicht Gespreiztheit, Unaufgelegtheit, Nonchalance in unseren derlei Gesellschaften, wo sonst heitere und dabei doch gesittete Tänze Jung und Alt animirten?

Dieser Abgang macht sich fast noch mehr, ja vorzüglich in den ländlichen oder landesüblichen Volksfesten bemerklich. Einst waren die Hochzeitsgebräuche, die Volksspiele der Gailthaler, der Lavant- und Gurkthaler 2c. so zu sagen ein stehender Artikel für Ethnographen. Was haben uns nicht darüber in den früheren Jahrgängen der „Carinthia“ Jarnik, Mitterdorfer, Gallenstein aus jenen Thälern geliefert, und wie viel hätte sich nicht von den Hochzeitsgebräuchen, dem Brechlbraut-Einreiten, den Faschingszügen u. dgl. unseres Landvolkes noch schildern lassen. Was wir davon, als vom Mittelalter herkömmlich, S. 529 des 1. Bandes sagten, ist, Anfangs dieses Jahrhundertes noch gebräuchlich, seither mehr und mehr in Verfall gekommen. Besonders ist dieses auch bei den Hochzeiten der Fall, wo nur noch hie und da im Gebirge die alten Sprüche und

Ansprachen der Hochzeitslader und die Brautabholungs-Gebräuche beibehalten sind, oder auch noch einzelne Individuen sich finden, die dazu Lust und Begabung haben. Im Slovenischen erhielten sich die alten Hochzeitsgebräuche am meisten, welche jedoch keineswegs poetisch sind, sondern meistens nur auf die sogenannte Auflage sich beschränken. Eine Hauptaufgabe ist nämlich, die Brautleute zu beschenken, und da waltet am Radsberge und der Umgegend südlich von Klagenfurt die Gewohnheit, daß, wenn die anwesenden Gäste von der einen Tischecke bis zu der andern, wo die Braut sitzt, eine Reihe von Silbermünzen auflegen, die Braut darüber, als silberne Brücke hervorschreiten muß; allerdings ein profitabler Gebrauch.

Von den Kirchenfesten wird das Frohnleichnamsfest am Lande in seinem Glanze fortbegangen, nur daß der Aufzug der Bürgergarden in Landstädten entfällt, wogegen durch die Vereine eine erhöhte kirchliche Theilnahme sich ausdrückt. Die Hirtenkomödien, die Vorstellungen des Leidens Christi, wovon das Amergau in Baiern ein so großartiges Muster bietet, die Umzüge mit dem h. Dreikönigssterne unter Gesängen und auf einzelne Häuser und Familien als Glückwünsche improvisirten Reimen, schienen nach dem Jahre 1848 wieder einen neuen Aufschwung zu erhalten; doch es waren nur vereinzelte Meteore. Im ganzen ist diese Art Volkspoesie krank an dem Siechthum der Zeit, und die Sammlungen eines Weinhold und Lexer bewahren darüber nur Antiquitäten. Das poetische Leben in den Individuen, das Zusammenwirken erstickt unter den Einflüssen einer blos nüchternen, kritisirenden, ja zersetzenden Gescheitheit nimmer. Während die Johannisfeuer zur Sonnenwende von Jahr zu Jahr mehr erbleichen, dauern im Lavantthale die Osterfeuer noch fort und gewähren durch ihre Zahl, die vortheilhafte Weite und Breite des Thales, durch die Fackelzüge im Thale selbst und den ununterbrochenen Accord der Pöller zum vielstimmigen Gesang der Gruppen einen herzerhebenden hochartigen einzigen Genuß für gläubig hoffende Gemüther. Bedauern müssen wir vor allen nur, daß gerade das Hauptmittel, den Volksfesten Ausdruck und Färbung zu verleihen, was dem Italiener und mitunter dem Slovenen, mit Ausnahme jenes in Krain, sein Gemüth erheitert, in Kirche und in Gesellschaften das Band zu gemeinschaftlicher und gemüthlicher Erhebung bildet, — der Gesang — bei dem deutschen Kärntner zu wenig einheimisch ist. Die Schule kann hier die Anfänge schaffen, die Kunst sie dann in der Kirche wie in Privatzirkeln cultiviren, wovon wir Blüthen in dem Männergesangverein, in den reisenden Kärntnersängern und in der Baron Edmund von Herbert'schen Sammlung heimischer Lieder nachgewiesen haben.

Sonderbare Widersprüche.

Wenn man um unsere Stadt längs der Stadtmauern einen Umgang macht, und sich erinnert, wie sie vor einem halben Jahrhunderte so blank, ja damals, als der Feind sie für sich zurichtete, so schuß- und wehrbereit aussahen, so kann man das bunte Allerlei, welches sich auf den Ruinen derselben — es sind in diesen Tagen gerade jene fünfzig Jahre, wo sie in solche verwandelt wurden — nun breit macht, nicht genug beschauen. Dort sehen wir prachtvolle Gebäude, wie die „Sparkassehäuser", die „Polsterische" und „Neunerische Fabrik" u. s. f., die nun ganz vollendete, mit Stein und Eisengitter elegant und solid eingefaßte „Wasserleitung" zum unterirdischen Stadtbache, die schönen Parkanlagen links und rechts der „Reitschule", an der Kapuzinerbastei, im Graben vom Villacher- zum Viktringerthor, mitunter ein Durcheinander von Groß und Klein, von noch stehenden Wallmauern, als redenden Zeugen der Vorzeit, Gärten und Terrassen, Sommerhäuschen und Hütten. Indessen eines fällt dem Wandler, welcher von dem frühern halben Jahrhunderte sich in das ablaufende — wir reden von dem seit jener Metamorphose — hineingelebt hat, vorzüglich auf und stimmt ihn zu ernstem Nachdenken: die Verwandlung vormaliger Unterhaltungsorte in Orte des öffentlichen Unterhaltes. Wir meinen den ehemaligen „Sonnwirthsaal" und jenen zur „Kaiserkrone." Ersterer vom Sonnwirthe Jankowitsch erbaut, war in den neunziger Jahren und Anfangs dieses Seculums bis zum Jahre 1809 der Versammlungsort der eleganten Welt. Von seiner Gallerie sahen wir die schönsten Maskenbälle, Einzüge der Götter und Göttinen des Olymps, Gestalten aus der Griechen- und Römerzeit, in welchen die Elite der Stadt sich zeigte; in den Nebensälen herrschte Frohsinn und Heiterkeit, mitunter hielten Bachus und Ceres ihre Feste. Alles dieses ist vergangen; an ihre Stelle setzte die ernste Themis ihre Baute und mancher, der einst auf den Parquetten (es blieben deren noch einige im neuen Gebäude) im fröhlichen Tanze sich bewegte, wandelte hier mit klirrenden Ketten, und die geschlossene Gesellschaft, die einst am gastlichen Tische sich versammelt, fand sich nun gemüßigt und im buchstäblichen Sinne zusammen. Doch wie Alles sich erhöhte und erweiterte, wurde auch dieses Haus zu ungeräumig und schon seit drei Jahrzehenten ging man mit dem Entwurfe zu einem passenderen und umfangreicheren Gebäude zu Rathe. Als in dem Jahre 1848 das Landesgericht in das vom a. h. Aerar angekaufte großartige Lokale des Gasthofes „zur Kaiserkrone" verlegt worden war, und dort das Schwurgericht vom Jänner 1851 bis dahin 1852 seine Sitzungen hielt, lag der Gedanke nahe, zunächst am Amtsgebäude auch jenes für Arrestanten des Kronlandes zu erbauen. Gegenwärtig, wo dieser Bau in Angriff genommen worden ist, sehen wir im westseitigen Graben nächst dem „St. Veiter-Thor-Damme" die Grundlagen desselben emporsteigen, eine Masse von Bausteinen, Kalk und sonstigem Materiale sich anhäufen, die Reste der einstigen Stadtmauer sammt den Trümmern der demolirten Gebäude aufräumen und ebnen, um dem neuen Baue Platz zu machen. Da bietet sich dem Beschauer die Umfangsmauer des ehemaligen Tanzsaales, an den gemalten Wänden sieht man noch die Spuren der Beleuchtung, und die Flügelthüre am Landgerichts-Gebäude, vormals zu diesen Räumen des Vergnügens führend, harrt der nahen Zeit, wo sie hinein führen wird in die Gänge der Gefängnisse. So ändert sich mit der Zeit so vieles im Leben, aber auffallend ist es, wie es sich fügte, daß so ein scharfer Contrast gerade bei diesen Gebäuden hervortrat. Stoff genug zum Nachdenken, wie schnell sich die Uebergänge finden, und wie sich oft verwandelt durch die Schuld das Haus der Freude in jenes der Trauer.

Abenddämmerung.

Abenddämmerung!
Blumen athmen wieder jung,
Und in uns erblüh'n die weißen
Rosen der Erinnerung!
Hermann Lingg.

Ob der Tag, der qualvoll laute,
Rast- und lieblos uns bedränge,
Schwarz herab ein Wetter hänge,
Wird es ja doch Dämmerung!
Schenkt uns sie doch eine traute
Stunde der Befestigung!

Ob die heil'ge Morgenfrühe
Mit des Lebens Purpurfahne
Uns zu frischer Hoffnung mahne,
Den gesunk'nen Muth beleb', —
Ob nach neuer Lust and Mühe
Vorwärts unser Auge streb':

In der Dämmerstunde Schweigen
Rückwärts fliebt der Blick; der rasche
Thatenmuth verglimmt zu Asche,
Hemmt den heißen Siegeslauf:
Aus vergang'nen Tagen steigen
Uns'res Glückes Inseln auf!

Mit den Schatten theurer Wesen,
Mit der Jugend Prachtgefilden
Winken sie, verklärt vom milden
Schimmer der Erinnerung!
Und die Seele will genesen,
Und das Herz wird wieder jung!

Horch! der Kindheit Morgenglocken!
Aus den Augen, frommen, blauen,
Sieht mit lächelndem Vertrauen
Uns des Glückes erster Wahn, —
Mit den blonden Kinderlocken
Unser eig'nes Ich uns an!

Dann auf weißen Seraphschwingen
Naht die schöne Weihestunde,
Klingt aus langverstummtem Munde
Uns der Liebe Engelsgruß!
Mädchenarme weich umschlingen
Wieder uns zum ersten Kuß!

Und den Kranz, den wir errungen,
Will sie auf die Stirn uns drücken;
Herrlich aus des Freund's Entzücken
Flammt ein stolzer Ehrentag,
Schwillt die Seele bei des jungen
Ruhmes erstem Flügelschlag!

Also gibt uns nach den heißen
Tagesmüh'n zur Dämmerstunde
Abgeschied'nes süße Kunde,
Wird die Seele wieder jung:
Und erblüh'n in uns die weißen
Rosen der Erinnerung!

Friedrich Marx.

Jahreschronik für Kärnten mit Schluß 1859.

(Ein geschichtlicher Beitrag, mitgetheilt von H. Hermann.)

(Beschluß von Nr. 26.)

21. Mai. Die Vertreter der Hauptstadt Klagenfurt richten an Se. Majestät den Kaiser eine Adresse, womit sie ihre allseitige Opferwilligkeit für Monarch und Vaterland erklären, welche die Bewohner derselben so wie des übrigen Landes, auch auf die glänzendste Weise sowohl durch die von uns angegebenen Beiträge, als durch die Pflege der Verwundeten und Kranken und durch hochherziges und hingebendes Benehmen bei den Lasten des Krieges, besonders den so zahlreichen Einquartierungen nach dessen Beendigung erproben. Gleich dieser Vertretung werden auch von Seite des provisorischen Landtags-Ausschusses von Kärnten, der Handels- und Gewerbe-Kammer, dann der k. k. kärntnerischen Landwirthschafts-Gesellschaft ähnliche Adressen an Se. Majestät gerichtet.

30. Mai. Se. Majestät der Kaiser reiset von Wien zur k. k. Armee nach Italien ab; alle guten Wünsche und Hoffnungen knüpfen sich daran.

Monat Juni. Im Laufe dieses Monats ziehen die Wiener Freiwilligen-Bataillone, wovon das zweite fünf Wochen in Klagenfurt, bis zu seiner vollständigen Ausrüstung stationirt ist, zum größten Theile hier durch nach Italien.

Das eingerückte 2. Wiener Freiwilligen-Bataillon wurde mit 40 Eimer Bier und 2400 Stück Weißbrod bewirthet, und da es theilweise keine Wäsche und Schuhe hatte, wurde eine Sammlung eingeleitet und über 100 Paar Schuhe, Stiefel und ebensoviel Wäschstücke der Mannschaft verabfolgt. Bei diesen und den Ergänzungstransporten des Regimentes Prohaska, zusammen über 6000 Mann, dann den rückkehrenden Rekonvalescenten-Transporten wurde die *Mannschaft* von Klagenfurt nach Velden und bei letzteren herab von der Werdersee-Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit Sack und Pack unentgeltlich befördert, dadurch dem a. h. Aerar die Transportkosten von 2½ Meilen erspart, und der Mannschaft es möglich gemacht, zwei Märsche in einem Tage ohne Anstrengung zu machen.

1. Juni. In Folge der von Sr. Heiligkeit Papst Pius IX. unterm 26. November 1857 beschlossenen und sanktionirten Aufhebung der Diözese Leoben, deren Einverleibung mit jener von Seckau, welche dafür den ehemaligen Marburger Kreis an das Bisthum Lavant abtritt, wird der Bischofssitz von St. Andrä im Lavantthale nach Marburg übertragen, und dessen kärntnerischer Antheil mit der Diözese Gurk vereinigt, so daß diese sich nunmehr über ganz Kärnten ausdehnt. Die Uebergabe der früher der Diözese Lavant, die seit 1228 in Kärnten bestand, angehörigen Dekanate, welche zur leichteren Amtirung in 7 untergetheilt werden, erfolgt am obigen Tage, so daß an demselben thatsächlich die vorgedachte bedeutungsvolle und folgenreiche Veränderung eintritt.

4. Juni. Schlacht bei Magenta, an der drei Korps der k. k. Armee nicht Theil nehmen — ebensowenig das bei dem 8. Corps, als einem derselben stehende vaterländische Regiment Prohaska. Es befand sich unter dem Korpskommandanten FML. Baron von Benedek bisher zwischen dem Po und dem Ticino, und nur seine Grenadiere betheiligten sich in Abtheilungen an den Vorpostengefechten. In Folge des unglücklichen Ausganges des Kampfes gegen die Uebermacht des Feindes wird Mailand und nach dem Treffen bei Melegnano die Lombardei geräumt. Der Kaiser übernimmt selbst das oberste Commando der Armee.

24. Juni. Schlacht bei Solferino. Unsere vorrückenden Truppen finden den Feind schon im halben Wege sich gegenüber. Während ein Theil des linken Flügels gar nicht zum Schlagen kommt, und am rechten das Gefecht weniger nachdrücklich ist, wirft sich der Feind mit allem Nachdrucke auf das Centrum. Die Schlüssel der Stellung: Solferino und Cavriano gehen nach dem heftigsten Widerstande verloren; die Armee zieht sich in der Nacht unangegriffen über den Mincio. Das 8. Corps hat am rechten Flügel die Piemontesen zurückgeschlagen, und ist im siegreichen Vorrücken, als jene Erfolge des Feindes auch seinen Rückzug nothwendig machen. Von unserem vaterländischem Regimente nehmen das Grenadier-Bataillon, die fünfte Division und noch 6 Compagnien lebhaften Antheil am Kampfe. Erstere decken den Rückzug des Corps von dem durch sie erstürmten St. Martino mit solcher Bravour, daß der Corps-Commandant FML. G. f M. Benedek nach Beendigung der Schlacht vor dessen Front den sie befehligenden Major Baron von Jena mit den Worten umarmte: „So wollte ich jeden der Braven umarmen". Von der Mannschaft wurden 7 Offiziere und bei 77 Subalterne blessirt und 7 getödtet. (Ein späterer Bericht gibt den Verlust der zuletzt bei dem Sturme auf St. Martino in Verwendung gestandenen Grenadiere und der 5. Division allein auf 106 Todte und Verwundete, und den der 6 Compagnien an beiden auf 60 Mann an.

Mit dem Armeebefehl Nr. 44 geruhten Se. Majestät die Leistungen unseres vaterländischen Regimentes in der Art auszuzeichnen, daß einem seiner Offiziere der Orden der eisernen Krone 3. Classe, 14 derselben das Militär-Verdienstkreuz und 11 die belobende Anerkennung; von der subalternen Mannschaft 13 die silberne Tapferkeits-Medaille 1. Classe und 28 die der zweiten Classe zu Theil wurde.

Bei der kompleten und vollkommenen Ausrüstung der k. k. Armee kann es auffallen, daß sie numerisch schwächer als die Armee Frankreich's und Piemont's in der Schlacht erscheint; indessen, abgesehen von den zahlreichen Besatzungen in Verona, Legnago, Peschiera, Mantua und Venedig, mußte die ganze Seeküste von den Mündungen des Po um den ganzen Meerbusen von Venedig herum bis hinab nach Cattaro in Vertheidigungszustand, gegen die mit Landtruppen und einer ungemeinen Zahl Artillerie versehene große französische Flotte besetzt werden. Die gegen einzelne Angriffe derselben mit günstigem Erfolg bestandenen Kämpfe sowohl von Batterien als Schiffen bewährten die gebrauchte Vorsicht. Um Kärntens Grenze bei einer allfälligen Landung am Tagliamento, auf welche es zur Störung der Communikationen abgesehen schien, zu sichern, wurde bei Malborgeht eine ausgedehntere Befestigung des Sperrpunktes, besonders gegenüber dem schon stehenden Fort, vorgenommen, und so Oesterreichs deutsches Gebieth vor einem Einbruchsversuche verwahrt.

28. Juni. Aufruf des Bürgermeisters zu Klagenfurt an dessen Bewohner wegen Uebernahme von Kranken, so wie den 30. Juni ein solcher an die Landesbewohner von Seite der hohen Regierung in Bezug auf verwundete Soldaten ergeht. Die Erklärungen, welche von allen Seiten eingingen, lauteten nach den in der Landeszeitung bekannt gewordenen Verzeichnissen auf 851 verwundete und rekonvalescente Krieger. Da jedoch dieselben nur einzeln hieher gelangten, wandte sich der wohlthätige Sinn den weit zahlreichern Kranken und Rekonvalescenten zu, welche theils vom Landesregimente, theils von den andern Regimentern und Truppenkörpern entweder hieher in ihre Heimath, oder hier durch in die Nachbarländer kamen, der Stärkung und Pflege auf dem Wege bedurften oder hier solche für längere Zeit suchten. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Wohlthätigkeitssinn und die selbst bei den größten, opferwillig getragenen Lasten, welche dem Lande durch die Unterbringung des ganzen dritten Armeekorps und zahlreichen Durchmärsche (die Erbarrendirungsausschreibung lautete auf 23,153 Portionen und 5287 Rationen täglich) zuwuchsen, nie zu erschöpfende hingebende Nächstenliebe der Kärntner im schönsten Lichte. Unerwähnt alle die Handlungen solch' edlen Patriotismus und Gemeinsinns, welche längs der von Italien und Tirol durchführenden Straßen, allen solchen, als Brüder angesehenen Leidenden, besonders von dem weiblichen Geschlechte zu Theil wurde, bildeten sich in der Hauptstadt Vereine, die ihre Beiträge an Wein und Geld zu jenem Zwecke an die hochherzigen Frauen: die Doktors Med. Gattin, Therese Birnbacher, k. k. Finanz-Commissärs Gattin Josephine Mayerhofer und die Handelsfrau Josephine Scherian abgaben, welche 595 Mann im Transporthause abspeisten. Außerdem wurden 1644 Mann allein im Hause der Erstgenannten abgespeist und dazu die milde Gabe von 205 fl., 4 Eimer Wein und 1 Centner Reis, abgesehen von der sonstigen eigenen Beisteuer, verwendet. Bürgermeister Hauser erhielt zu gleichem Zwecke im Gelde 920 fl. 50 kr. und an Wein 8 Eimer und 1600 Stück Zigarren, welche Eingänge theils in Wein, Brot, Cigarren, theils in Barem vom Herrn Stadtkassier Schmidt eigenhändig vertheilt wurden. Wir erwähnen dieses nicht, um damit die weit über dieses Maß gehende, noch fortwährende Mildthätigkeit in eine Ziffer zu bringen, sondern die Art derselben anzugeben, um sie als nachahmungswürdiges Beispiel der Zukunft zu bewahren.

12. Juli. Dem am 8. Juli geschlossenen Waffenstillstand folgen an diesem Tage die Präliminarien des Friedensschlußes zu Villafranka. Sie sind das Werk der nur eine Stunde dauernden persönlichen Unterredung beider Kaiser — und stehen sohin in der Geschichte neben jener auf dem Niemen bei Tilsit einzig da.

15. Juli. Manifest des Kaisers Franz Joseph an seine Völker, welches die Abschließung des Friedens begründet und die Segnungen desselben besonders durch Verbesserungen in Gesetzgebung und Verwaltung in Aussicht stellt.

1. September. Vertragsmäßiger Tag der Uebergabe der Bisthum Lavantischen Güter in Kärnten an die Gesellschaft Jesu um den Betrag von 150,000 fl., wornach die Residenz in St. Andrä mit Zugehörungen wie das Schloß Thürn nunmehr der Sitz des bisher in Baumgartenberg befindlichen Noviziates und der damit in Verbindung stehenden Hausstudien des Ordens wird. Mit Schluß dieses Jahres befinden sich alldort 115 dem Orden angehörige Individuen, deren Wirksamkeit der Zukunft vorbehalten ist. Eine Pause von 86 Jahren ist seit der Aufhebung des Ordens in Kärnten, wo er seine Collegien und Residenzen zu Klagenfurt, Eberndorf und Millstatt besaß, verflossen. Am gleichen Tage nimmt der Fürstbischof von Lavant von seiner neuen Cathedrale zu Marburg Besitz.

16. Oktober. Feier des fünfzigjährigen Priester-Jubiläums des geistlichen Rathes und Spätpredigers S. M. Mayer in hiesiger Domkirche, darauf folgend die ihm gemachte Bekanntgebung der Wahl zum Ehrenbürger von Seite des Bürgermeisters und Gemeinderathes der Hauptstadt, in welcher der Jubilant beinahe seine ganze Dienstzeit für das Heil seiner Mitmenschen als Prediger, Katechet und Seelsorger gewirkt, und die feierliche Dekorirung desselben im Landhaussaale mit dem ihm von Sr. Majestät in Anerkennung dessen sowohl, als besonders seiner literarischen Verdienste verliehenen goldenen

Verdienstkreuzes mit der Krone. Schreiber dieses findet sich verpflichtet, dieses freudenvolle Ereigniß den sonstigen Begebenheiten des ablaufenden Jahres in Kärntens Chronik einzureihen, weil der dekorirte Jubilant für sein Vaterland seit dem März 1821 bis letzten Juni 1850, abgerechnet eine nur zweimonatliche Unterbrechung, als Redakteur der Klagenfurter Zeitung thätig war, und daher auf die Gesinnungen seiner Mitbürger einen unberechenbaren Einfluß nahm. Welche Verdienste er sich als Redakteur der Carinthia vom Beginn des Jahres 1816 bis Ende Juni 1850 und nun wieder seit Mai 1855, und als Herausgeber der kärntnerischen Zeitschrift, vom 3. bis 8. Bändchen, um Kärntens Geschichte, Topographie, überhaupt Literatur sammelte, war zu beschreiben dem nächstens erscheinenden letzten Hefte unseres Handbuches der Geschichte Kärntens, II. Abtheilung vorbehalten.

Eine ähnliche Feierlichkeit verdient in den Annalen der Heimath aufbehalten zu werden, es ist die am

19. November stattgefundene Dekorirung der Oberin des Elisabethinenklosters zu Klagenfurt, Frau Christina Stecher mit dem von Sr. Majestät ihr verliehenen goldenen Verdienstkreuze mit der Krone, und die Tags darauf begangene Jubiläumsfeier derselben und ihrer Mitschwester der Frau Rosalia Baronin von Teufenbach, worüber die Details die „Klagenfurter Zeitung" enthält. Da dieses so wohlthätige Institut dem Lande im wahren Sinne angehört und eine solche Doppelfeier etwas höchst seltenes ist, verdient sie hier erwähnt und dem Andenken kommender Generationen aufbehalten zu werden. Im Laufe dieses Jahres wurde auch zwei verdienten Schulmännern des Landes, dem Lehrer Tobeity zu St. Georgen am Längsee und dem Lehrer Eltacher zu Hausdorf, Pfarre Lieding, von Sr. Majestät die Auszeichnung mit dem silbernen Verdienstkreuze zu Theil. Eine sehr dankenswerthe Aufmunterung für diesen so vorzüglichen aber beschwerlichen und aufopfernden Stand.

2. Dezember. Der am 21. November zu Zürich ratifizirte Friedensschluß wird bekannt gemacht.

Das Jahr 1859 war in physischer wie in politischer Hinsicht ein hervorstehendes Jahr. Nach einem gleichaber nicht übermäßig kalten Winter folgte ein nasser Frühling, der sich bis spät in den Juni mit vielen Stürmen, Hagel und Gewittern verlief; dafür entwickelt sich nun im Juli und August eine beispiellose eindringende Hitze, die zum Verschmachten ist, bis sich im September wieder die frühere Nässe geltend macht und auch im Oktober und November fühlbar ist. Wenn die Nässe im Frühjahre mehrfach auf die Blüthe des Roggens, der auf üppigen Gründen zum liegen kommt, verderblich wirkt, nimmt die Hitze auf den sonst davon begünstigten türkischen Weizen, dem auch andere unterirdische Feinde zusetzen, so wie auf die Erdäpfel, die zum zweiten Male auskeimen, einen verderblichen Einfluß. Das Heidekorn geräth unter solchem Wechsel an manchen Orten vortrefflich, an vielen sehr wenig, besonders da nicht, wo der Regen es zu Boden wirft. Das Jahr endet mit eben so extremen Witterungs-Erscheinungen, wie es verlaufen; die Kälte steigert sich bis zu 19 Graden, und ein seit 1829 auf 1830 nicht erlebter Schneefall bedeckt das Land in einer Höhe von 3 Schuhen und darüber.

So wäre denn dieses Jahr am Ende, ein Jahr, wie in der Natur so in der Politik, voll Wechsel und Widersprüche, heftiger Ausbrüche mit dem Gefolge von Abspannung und Niederschlägen. Möge es damit seine Rechnung gehalten haben, und die leitende, allweise gütige Vorsehung uns im kommenden Jahre Ersatz, Ruhe und Befriedigung gewähren!

An die freundlichen Leser der „Carinthia".

Mit der Fortsetzung dieser heimischen Zeitschrift im Jahre 1860, die wir hiemit anzeigen, feiert dieselbe ihr Jubiläum — das fünfzigste Jahr ihres Bestehens. Es gereicht einem so eng begrenzten Lande, wie es das Herzogthum Kärnten ist, unstreitig zur Ehre, einer Zeitschrift, die den Namen des Landes an der Stirne trägt, bisher jene Theilnahme geschenkt zu haben, von welcher die so lange Dauer derselben abhing. Liebe zum Heimathlande, die vor allem den Kärntner auszeichnet, machte dies bisher möglich, auf die wir auch in der Zukunft und gewiß nicht vergebens rechnen.

Zugleich können wir versichern, daß der Eifer der bisherigen Mitarbeiter auch in der Folge nicht abnehmen, sondern unser Bestreben vielmehr dahin gehen wird, die Zahl derselben, wie wir sicher hoffen, zu vermehren. Der Herausgeber mit dem Verleger bringt gerne jedes Opfer dem Vaterlande, um diese Zeitschrift, die, ihrer heimathlichen Tendenz getreu, darin kaum in einem andern Lande einen Rivalen haben dürfte, auch in ihrem Jubeljahre fortzusetzen, und ist der Hoffnung, daß die Liebe der intelligenten Kärntner zu ihrem Vaterlande die Fortdauer dieser Zeitschrift möglich machen wird.

Die Richtung der Carinthia wird, wie bisher, auch in der Folge ihrem Namen entsprechen, und die freundlichen Leser mit der natürlichen und industriellen Gestaltung, mit der älteren und neueren Geschichte und Sagenwelt, den alten und neuen Kunstbauten, und vorzüglich mit der Topographie und Statistik unserer schönen Heimath näher bekannt machen, ohne anderweitig Interessantes oder Erheiterndes auszuschließen, und so Vaterlandsliebe durch Vaterlandskunde vermehren und verbreiten.

Von der „Carinthia" erscheint auch im Jahre 1860, wie in dem laufenden, alle vierzehn Tage eine Nummer auf einem ganzen Bogen, also des Jahres 26 Nummern oder ganze Bogen mit einem Titelblatt und dem Inhaltsverzeichnisse.

Die ganzjährige Pränumeration beträgt in der hiesigen Leon'schen Buchhandlung für Klagenfurt 2 fl. 50 kr., mit freier Postversendung aber 3 fl. 15 kr. österr. Währung.

☛ Die erste Nummer des fünfzigsten Jahrganges der Carinthia ☚ erscheint am 14. Jänner 1860.

Herausgeber und Redakteur: S. M. Mayer. Druck und Verlag von J. Leon in Klagenfurt.

Inhalt

des neun und vierzigsten Jahrganges der Carinthia, 1859.

(Die arabische Ziffer bedeutet die Nummer des Blattes.)

I. Beiträge zur Geschichte, Statistik, Topographie und Geographie, besonders Kärntens.

II. Sagen, Legenden, Märchen und Erzählungen.

III. Biographische Notizen.

IV. Literarische und Kunstnotizen.

V. Gedichte.

VI. Vermischte Aufsätze.
